Romanzen,

Lieder und Sonette

von

Manfred.

Prag:
Kronberger und Weber,
1826.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

An

Friedrich Rückert.

Wenn lichte Blumen aus der Erde ſchießen,
Mainachtigalln anfangen ſich zu härmen,
Und ſtatt der Flocken, die ſich ſehen ließen,
Lenzſonne nun mit einmal uns will wärmen;
Und ſüßer Duft und Strahl gleich Regengüßen
Beginnt erdauf und himmelab zu ſchwärmen:
Das iſt ein Bild von Lenzensparadieſen,
Wie ſie alljährig ſich dem Blick erwieſen.

Die Dichter aber gelten für Herolde,
Die nun hinaus in alle Lüfte liedern;
Es hat Natur die Lieblichen im Solde,
Und will ſich gern zu ihren Söhnen niedern,
Aus Blumenglanz, Maiduft und Morgengolde,
Und allen Wundern, die ſich jetzt verbrüdern,
Sollen die Kühnen ſüße Sprüche lernen,
Und Menſchen künden, was erglänzt in Sternen.

Und unter allen, die ſo ausgeſtattet
Mit reichem Glanz und hoher Liebeswürde,
Biſt Du allein es, an dem nie ermattet
Mein Herz in ſeiner glühenden Begierde,
Biſt Du's, in dem ſich Luſt und Leben gattet,
Und dem zum Lorbeer wird die Schmerzenbürde:
Gleich einem Baum, an deſſen Rieſenſtamme
Ein heilig Bild abwehrt des Blitzes Flamme.

So nimm denn, was ich Dir vermag zu biethen,
us deutſcher Hand die kleine Liebesgabe;
er Du des Oſtens und des Weſtens Blüthen
m treuen Herzen pflegſt als ſüße Habe.
nd wenn die Lieder Dir mein Herz verriethen,
as fröhlich bald, bald düſter wie im Grabe —
lück auf, wenn nur ein einzges Dir gefallen,
er Du allein der Eine mir vor Allen!

Romanzen,

Lieder und Sonette.

„Gib einen Frühlingstraum
Dem Wald und jedem Baum,
Der Flur und jedem Strauch
Und deiner Liebſten auch.“

Inhalt.

An Friedrich Rückert.

Der Baum . . . . Seite 3
Blumenſonntag . . . . — 4
Klage . . . . — 6
Arabella . . . . — 9
Frühlingsanfang . . . . — 11
Stern und Roſe . . . . — 13
Nachtigall und Veilchen . . . . — 17
Lieder der Erinnerung an Prag . . . . — 19
Lenzwunder . . . . — 24
Gnomen . . . . — 26
Siedlers Schmerz . . . . — 28
Blumenklage . . . . — 30
Wunſch . . . . — 31
Sonne . . . . — 32
Reiſelieder . . . . — 34
1. Im Thal. — 2. Waſſerfahrt. — 3. Nachtlager.
4. Blumenluſt und Menſchenleid. — 5. Am Rhein.
Bach . . . . — 46
Der Ritter . . . . — 48
Aus der Ferne . . . . — 50
Liebesleid. — Rückerinnerung. — Sehnen. — In der Heimath.
Natur . . . . — 57
Blumenliebe . . . . — 58
Alliebe . . . . — 59
Die Lilie . . . . — 60
Die ewige Liebe . . . . — 61
Die Sterne . . . . — 62
Streben . . . . — 63
Nord und Süd . . . . — 64
Nerm . . . . — 65
Gleichniß . . . . — 66

Klage und Troſt . . . . Seite 67
Leben . . . . — 68
Menſchen[illegible] . . . . — 69
Die Freundin . . . . — 70
Schluß . . . . — 71
Oſterſonntag . . . . — 72
Lieder des Schmerzes . . . . — 73
Eingang. — Mährchen. — Auf dem Thurme.
Der Mond. — Bitte. — Der Traum. —
Nachts. — Schluß.
Dichter . . . . — 84
Gloſſen . . . . — 86
1. Der Verliebte. — 2. Tauſchungen. —
3. Verſchiedene Anſichten.
Die Glocke . . . . — 94
Der Thurm von Santakuba . . . . — 96
Ritornelle . . . . — 99
Morgens. — Mittags. — Abends. — Nachts.
Gleichniſſe. — Heilung.
Clementine Ruß . . . . — 105
Neumond . . . . — 108
Minneklage . . . . — 109
Julianeſa . . . . — 113
Sadi . . . . — 114
Des Buhlen Geiſt . . . . — 116
Roſe . . . . — 122
Der alte Burgherr . . . . — 124
Malers Lied . . . . — 126
Roſe und Lilie . . . . — 127
Epilog . . . . — 129
Anhang. Xenien . . . . — 130

Der Baum.

Ich war ein Baum, umgrünt mit tauſend Aeſten,
Die ſtreckt ich freudig aus nach allen Winden,
Daß ſie den ſüßen Nachtigallengäſten
Sich allerwärts zum ſeidnen Dache winden.

Die milden Liebesſänger kamen alle,
Es purpurte mein Grün die lichte Sonne,
Und aus der Lieder weichem Wunderſchalle
Und aus dem Zauberglanze quoll mir Wonne.

Grünſeiden wand die milde Epheuranke
Um meinen Leib die liebeheißen Arme,
So wie ein minnelicher Luſtgedanke
Das Herz umfaßt, damit es neu erwarme.

Und all mein Leben, all mein Lieben, Trachten
War heiß bemüht, auf daß kein Sturm ſie fährde:
Und ſo begann ich ſelig zu erachten,
Wie Liebe wohl das höchſte Glück der Erde!

Da kam der Winter her, der eiſigkalte,
Der all des Herbſtes Segen trägt zu Grabe;
Des Nordens Zauberer der böſe Alte,
Und riß vom Herzen mir die theure Habe:

Riß mir vom Leib die grünen Sammtgewänder,
Und deckte mich mit ärmlich weißen Linnen:
So ſeh ich nach dem Lenz in alle Länder,
Von außen arm, und arm im Herzen drinnen.

Blumenſonntag.

Haſt du Blumen ſchon geſehen,
Wenn es Sonntag iſt im Lenz,
Wie ſie in dem Kreiſe ſtehen
Ihres duft'gen Elements?

Roſe haucht die Duftgebete,
Himmelaufwärts fromm und mild,
Wo die zarte Morgenröthe
Prangt, ihr großes Spiegelbild.

Nelke ſteht im Spitzenkleide,
Fein geſchnürt in grünen Sammt,
Betet zu dem Luftgebäude,
Wo die Purpurleuchte flammt.

Tulipane, ſie die Fromme,
Oeffnet ihren Blüthenſchrein,
Daß des Himmels Feuer komme,
Tauche ganz in ſie hinein.

Veilchen ſind gar gute Kleine,
Freun ſich, daß es Sonntag iſt,
Wo im Abendluſtvereine
Vöglein ſie und Glühwurm küßt.

In der großen Duftfamilie
Steht ein milder Prieſtergreis,
In dem Feſtgewand, die Lilie,
Mit dem Haupte ſilberweiß;

Lieſt in jenem großen Buche,
Das gewebt aus Luftazur,

Wo vereint zum Gottesſpruche,
Sterne ſtehn in blauer Flur.

Lieſt die Wundercharaktere,
Die erkennbar nur zur Nacht,
Und vor ihres Auges Kläre
Auch am Tage ſtehn in Pracht.

Betend ſtehen alle Blumen,
In dem Kreiſe weit und groß,
Vor des Altars Heiligthumen,
Der geziert mit ſeidnem Moos.

Horch, da wehn des Glöckleins Halle
Von der nahen Kirche her,
Und ſie ſchaukeln frömmig Alle
Ihre Häupter hin und her.

Klage.

Ach, als ich noch ein zartes Kind geweſen,
Sanftſchlummernd in dem ſtillen Wiegenſchrein;

Als noch das Glück, ein holdes Zauberweſen,
An meiner Seite ſtand im hellen Schein,
Und mir mein junges Leben ein Geneſen
Aus langen Todesqualen ſchien zu ſeyn,
Mocht jeder gern in meinem Blicke leſen
Und jeder ſprach von mir mit ſtillem Freun:

Roſenknospe, Roſenknospe
Möge dich der Herr behüthen,
Mögen ſüße Lenzesſtrahlen
Auferwecken deine Blüthen.

Roſenknospe, Roſenknospe
In dem grünen Seidenſchleier,
Daß ja deine zarten Blätter
Nicht verglühn im Sonnenfeuer.

Roſenknospe, Roſenknospe
Wie magſt du den Gärtner freuen,
Der ſo liebereich verpfleget
All die Seinen und Getreuen!

Als nun der Jüngling trat ins weite Leben,
In ſeiner Bruſt ein niegekanntes Leid,
Und ſüßen Schmerz und wehe Luſt verweben
Sich ſah zur lichten Liebesherrlichkeit;
Und als er den Gewalten ſich ergeben,
Die nun im ewgen Sehnen ihn entzweit,
Sahn ihn die Menſchen wohl nicht ohne Beben
Und ſeufzten über ihn zu mancher Zeit:

Blaße Lilie, blaße Lilie,
Ach was magſt du wohl empfinden,
Wenn die bleichen Sterne oben
Blicken nach der Erde Gründen?

Blaße Lilie, blaße Lilie
Biſt ja ſelbſt ein Stern, ein trüber,
Der die Zeit erwartet, wo er
Glänzt der Erde gegenüber.

Und wenn ich friedlich nun da unten liege,
Wo ſichs ſo kühl und wonneſelig ruht,
In meiner zweiten freudenreichern Wiege,
Wo jeder Schmerz erſtirbt und jede Gluth,

Wo über mir die Erde Blumen trüge
Und Röslein ſproßen aus dem Herzensblut;
Da ſchweigt wohl an dem kühlen Haus die Rüge,
Und mancher weint mitleidsvoll treu und gut:

Leidensblume, Leidensblume,
Haſt dein Blut du auch vergoßen,
Jener ew'gen Lenze harrend,
Die aus ſtummen Gräbern ſproßen!

Arabella.

Unter allen, die da ſeufzten
Auf dem Schloß von Campoſtella,
War die ſchmerzvollſte der Bräute
Wohl die ſchöne Arabella.

Allen Jungfraun in dem Schloße
Auf dem Felſen Campoſtella
Waren ihre Ritter kommen,
Nicht der armen Arabella.

Und von ſüßen Küßen rauſchte
Saal und Schloß von Campoſtella,
Aber einſam weinend lauſchte
Fenſterauswärts Arabella.

Lauſchte, ob kein Ritter walle
Zu der Burg von Campoſtella,
Hoch zu Roß, im Schild die Farbe
Vor der ſanften Arabella.

Ob aus jenem Land kein Pilger
Nah dem Thor von Campoſtella,
Und vom Liebſten Kunde bringe,
Deſſen harret Arabella.

Sarg und Fackeln ſah man geſtern
Auf dem Schloſſe Campoſtella,
Und vom hohen Thurmesfenſter
Blickt wohl nimmer Arabella.

Gott belohne ſolche Treue
Wie die war auf Campoſtella;
Gott geb Jedem ſolch ein Liebchen,
Wie die ſchöne Arabella!

Frühlingsanfang.

Und ſo wären wir denn fertig
Mit dem langen Wintergram,
Und der Wonne nur gewärtig,
Die uns nun im Lenze kam.

Wenn die Auen übergoldet
Werden ſtehn vom Sonnenglanz,
Und die Sonne minneſoldet
Aller Vöglein bunten Kranz.

Wenn in Düften und in Blüthen
Schwelgt die Nachtigall, das Herz,
Und der Liebe goldne Mythen
Zaubriſch tönen allerwärts.

Lieder, Düfte, Sonnen, Sterne
In dem großen Wunderſaal
Klingen liebeheiß und gerne
Wohl im herrlichen Choral;

Und die reichen Sängerherzen
Thuen auf den vollen Schacht,
Der, durchrankt von lichten Erzen,
Steht in heller Wunderpracht:

Der ein göttliches Gemenge
Iſt an Gold und Edelſtein,
Drum die Blumen lichter Sänge
Weben ihren heilgen Schein.

Wie ein ſchönes Zaubermädchen
Blickt die Liebe in das Licht,
Die mit weichen Blumenfädchen
Nachtigall und Stern umflicht.

Veilchen, Lilien, Nelken, Roſen
Stehen traulich Arm in Arm,
Kennen all das Minnekoſen,
Fühlen all die Liebe warm.

Eine Hausfrau iſt die Sonne,
Die verreiſt war über Land,
Und heimkehrend alle Wonne
In der Mutterbruſt empfand.

Nach den Kindern muß ſie ſchauen,
Wie ſie auch da heißen all,
Menſchen, Bäume, Blumen, Auen,
Seidenwurm und Nachtigall.

Und wie ſie ſo voll der Liebe
Mit den Ihren allen ſpricht,
Schwellen Lieder, Blumen, Triebe
Auf vor ihrem Angeſicht.

Bräutlich ſteht die Welt bekränzet,
Süßer Regung ſich bewußt,
Und wie alles blüht und glänzet,
Fühlt der Menſch die Frühlingsluſt.

Stern und Roſe.

Wenn rings die Lichtblumen der Nacht entblühen
In ihren wunderbaren Flammenzügen,
Und Silberſtrahlen auf der Erdbruſt liegen,

Als ob die Fluren Silberfrüchte trügen:
Dann liſpelt ſanft ein wortlos ſüßes Klingen
Von Au und Himmel, die rings um mich liegen.
Es iſt ein Ton, wie wenn die Blumen ſingen
Im ſchmelzenden Choral der weichen Düfte,
Ein Ton wie der, von ſanften Lichtesſchwingen,
Die ſtill harmoniſch tauchen die Lüfte.
Da wird die Bruſt mir eng, als ob auf jähen
Auf unermeßnen Fluthen ich jetzt ſchifte:
Und jenen Ton beginn ich zu verſtehen,
Der mir als Glanz und Duft tritt in die Sinne,
Daß ich erzählend ihn kann weiter wehen.
Im lichten Sternengarten mitten inne,
Da blüht ein Sternlein mit ſo hellem Scheine,
Als ob es jetzt zu leuchten erſt beginne.
Und von der Erde Blumen nur die Eine,
Die ſanfte Roſe ſieht es an voll Freude,
Und trägt ſie minnig in dem Herzensſchreine
Die glüht ſo ſanft, wie Purpuraugenweide,
Ein heitres Knöſplein, ſich dem Zwang entringend,
Den rings Smaragd gewebt um ihre Seite:

Wie wenn die Seele, aus dem Kreis ſich ſchlingend
Des Irdiſchen, voll reinem Himmelsglücke
Hervorblickt, ſanft der Hülle Zwang durchdringend:
So wirft auch ſie den Grünſchleier zurücke,
Und blüht dem ſüßen Worte gleich der Liebe,
So wie das Sternlein gleich dem Liebesblicke.
Sie ſieht zu ihm hinauf mit keuſchem Triebe,
Sie kennt ſein innres, ſehnendes Verlangen,
Und ſpricht zu ſich, daß ſie ihn nicht betrübe:
Du goldner Stern, wohl kenne ich dein Bangen,
Dein minneflehend Glühn, dein ſüßes Sehnen:
Doch ach, wann willſt du Holder, mich umfangen?
Entgegnet gleich in meiner Bruſt ein Tönen,
Ein liebewarmer Wunſch dein Strahlenſchmachten,
Wird unſer Ton auch je zuſammentönen?
So ſprach ſie ſanft, und linde Winde brachten
Die ſüße Kunde auf zu ſeiner Helle,
Und ſanft verſchmolz, wie Gold aus edlen Schachten,
Der Ton mit ſeiner Gluthen heißer Welle;
Daß ihm ein lichter, tönender Gedanke,
Das ſüße Wort entglitt mit Feuerſchnelle:

O milde Braut, du zarte purpurblanke,
Nicht ſoll uns Raum zertrennen, noch die Zeiten
Hinüber ſollſt du über alle Schranken, —
Zu mir will ich dich Gluthrubin, geleiten;
Denn innen an der Bruſt liegt mir zu eigen
Ein Lichtgeſpinnſt das will hinab ich breiten;
Und auf dich fiſchen aus der Erde Schweigen.
Da glomm ſie auf in ſammtner Scham, die Schöne,
Berief zu ſich der Düfte zarten Reigen,
Und ſprach wie ſüßen Windes Schmeicheltöne:
So klimmt nun feſt an meines Buſens Fülle,
An meiner Lippen Kelch in vollſter Schöne,
Daß ſich des Buhlen ſanftes Sehnen ſtille,
Und ich in vollſter Pracht dem Lieben nahe! —
Da wars als ob das All in Glanz ſich hülle,
Ein Weg, als ob er Stern und Erd umfahe,
Goß ſich herab aus Strahlengluth gewoben,
Daß Demant an Demant gereiht man ſahe,
Der floß ein, lichtes, goldnes Netz von oben
Hinab zum duftumwehten Thron der Roſe,
Und ſanft ſchon wähnte ſie ſich aufgehoben;

Die heiße Gluth der Lieb, die feſſelloſe,
Sie trat mit Purpurſchein ihr in die Wangen,
Und flimmte ſanft aus ihrem Blüthenſchooße.
Da ſchwand die Nacht mit ihrem Silberprangen,
Das arme Röslein ſank aus ihrem Lichtgeſpinne;
Im Oſten war die Roſe aufgegangen,
Die goldne Morgenroſe, daß die Sinne
Des Sternleins welkten, wie ein Funken
Im Lodern fremder Flammen mitten inne.
Der todten Kohle gleich dahingeſunken
Lag nun der Himmelsperle Luſterblühen,
Die Lichttod aus dem Morgenroth getrunken.
Das ſtieg empor mit roſig rothem Glühen,
Den Himmliſchen vom Irdiſchen zu wenden,
Und ließ die goldnen Strahlen fernhin ziehen,
Dem armen Röslein Labungslicht zu ſpenden.

Nachtigall und Veilchen.

Das Veilchen ſprach zur Nachtigall,
So recht aus frommer Seele:
Die goldbeſchwingten Töne all,
Sie ruhn in deiner Kehle;

Die zauberhafte Liebe winkt
Gewährung deinem Regen,
Denn ach, dein voller Buſen ſingt
Treuliebchen ſich entgegen.

Drauf Nachtigall mit ſüßem Ton:
Was willſt du mich beneiden?
Mit Sammt und goldner Kelcheskron
Thät dich Natur bekleiden;

Und was erſingt die Seele mein,
Drin du dich immer badeſt:
Dein Liebſter, Thau, findet ſich ein,
Ob du ihn auch nicht labeſt! —

Und wie ſie alſo ſprach zumal
Da iſt ſie umgeſunken,
Und aus der Sonne glühem Strahl
Hat Veilchen Tod getrunken.

Und wie ſo ſtill und ungetrennt
Beiſammen lag das Pärchen:
Das war doch wohl ein trübes End
Von ſolchem hübſchen Mährchen!

Lieder der Erinnerung an Prag.

1.

Winde nur die Perlenarme
Moldau, um dein ſchönes Prag,
Daß im bunten Wellenſchwarme
Sich das ſtolze ſpiegeln mag;

Küß es nur mit deinen Wogen
Länger, inniger als je,
Wenn du von ihm fortgezogen,
Fühlſt du erſt des Buſens Weh.

In dem lichten Seidenkleide,
Wunderſchöne Waſſerbraut,
Hüthe dich vor ſolchem Leide,
Wie es eben mich umgraut.

Wenn im Wachen und im Traume
Tauſendfache Pein erſprießt,
Und vom fernen Wolkenſaume
Blitz auf Blitz herniederſchießt.

Wenn die alten Thürme alle,
Wilde Rieſen vor dir ſtehn,
Und aus dunkler Thoreshalle
Seufzer, wie aus Kerkern wehn.

Denn mein Lieb ſitzt dort gefangen
In der Mauern weitem Rund,
Rothe Augen, blaſſe Wangen
Geben ihren Jammer kund,

All die hundert Thurmesrieſen
Stehen wachend rings vertheilt,
Daß aus ſolchen Paradieſen
Solcher Engel nicht enteilt.

Und ich dünke mir der Ritter,
Der die Schmerzen alle ſchaut,
Und gebannt vom Kerkergitter,
Leiden ſehen muß die Braut;

Wie ſie aus des Schloſſes Hallen
Weinend in die Ferne blickt,

Und den ſüßen Vöglein allen
Grüße für den Liebſten ſchickt.

Darum winde nur die Arme
Moldau um dein ſchönes Prag,
Laß die Fluth, die liebewarme,
Weilen dort ſo lang ſie mag.

Küß es nur mit deinen Wegen
Länger, inniger als je,
Wenn du fernhin fortgezogen,
Fühlſt du erſt des Buſens Weh.

2.

Und zum zweiten träumt ich wieder,
Aber ſeliges Geſchick,
Alle Worte klangen Lieder,
Alle Blumen blühten Glück.

Meiner Ketten war ich ledig,
Meiner ſchweren Feſſeln frey,
Und ſo zog ich froh und ſelig,
Wie ins ritterlich Turney.

Zog hin nach den hohen Zinnen,
Wo die Liebſte liebend weilt,
Wo die Thurmesrieſen drinnen
Wachend ſtehn um ſie vertheilt.

Und ſchon ſah ich froh und munter
Von der Berge runder Zahl
In die Wellen friſch hinunter,
In das liebe Moldauthal.

Wo die hehre Marmelſchleiſe
Süß des Stromes Bruſt umfangt,
Wo mit kühnem Doppelſchweiſe
Böhmens Silberlöwe prangt.

Aus den Thoren lichtumgoſſen
Trat mein Lieb entgegen mir,

Bäume, Blüthen, Keime, Sproßen
Neigten glühend ſich vor ihr.

Auf dem Haupt die lichten Kronen
An der Bruſt den Lilienglanz,
Stand, wie unter Millionen,
Sie die Königin des Lands.

Blumen waren ihre Diener,
Sammtbarette um das Haupt,
Und ihr Thron, ſo herrlich ſchien er,
Rings mit ſeidnem Moos belaubt.

O da ſtürzt ich voll der Gluthen
Zu der Herrlichen dahin,
Und die milden Moldaufluthen
Sahn der Liebe Luſt erblühn.

Ach, daß es ein Traum geweſen,
Daß auch dieſes Bild zerrann!
All mein Leben, all mein Weſen
Hanget ewig nur daran.

Sieht im Wachen und in Träumen
Nur die herzensliebſte Maid:
Schmerzen, Seufzer, Thränen reimen
Sich zum Liede für mein Leid.

Klagend weht das Spiel der Saiten,
Das in ſüßer Ruhe lag,
Denk ich deiner Herrlichkeiten
Wundervolles, liebes Prag!

Lenzwunder.

Lenzregen iſt der Bothe,
Wie froh der Himmel eben,
Daß jetzt Natur, die todte,
Erwacht zu neuem Leben.

Drum reicht er raſch hinunter
Den vollen Wolkenbecher,
Die Erde, frühlingsmunter,
Iſt gar ein wackrer Zecher.

Schlürft all die Tröpflein linde
Mit ſüßem Wohlgefallen,
Draus wachſen Labyrinthe
Von duftgen Blumenhallen,

Mayröslein ſind Herolde
Zum großen Luſtturniere,
Das nun beginnen ſollte
Im goldnen Lenzreviere.

Rufen mit zarten Kehlen
Hinaus nach allen Winden:
Daß alle Frühlingſeelen
Zum Feſte ſich einfinden.

Lenzdichter ſind die jungen
Mainachtigallen alle,
Aus deren goldnen Zungen
Blühn tauſend Liebeshalle;

Aus ihren kleinen Herzen
Weht tönendes Entzücken,

Ihr Leib mit ſeinen Scherzen
Wußt Frühling zu berücken.

Nun ſoll der Wettkampf gelten,
Der Menſch erſcheint als Richter,
Ach, und verſteht ſo ſelten
Die Wunder und den Dichter!

Gnomen.

1.

Wie die Bäume dich erweiſe,
Die mit fruchtbeladnen Zweigen
Aus der Luft blauhellem Kreiſe
Sich zur Erde niederbeugen,
Weil des Himmels goldnen Segen
Alſo ſie ſich fühlen eigen,
Daß ſo keiner iſt verwegen,
Stolz ſein Haupt emporzuneigen,
Alſo von der Weisheit Schwere

Sollſt du dich beſchämet zeigen,
Und beſcheiden ſoll die Lehre
Deinen Sinn zu Boden beugen:
Denn, wie fallen all die Früchte,
Wenn der Zweig will ſchüttelnd ſteigen,
So wird Weisheit auch zu nichte,
Der Beſcheidenheit nicht eigen.

2.

Und wie Bäume ſei zum Zweiten,
Die die goldbeſchwerten Aeſte
Aus in alle Lüfte ſpreiten,
Ladend tauſendfache Gäſte:
Wenn die alle froh und munter
Nun beiſammen ſind zum Feſte,
Schütteln gaſtlich ſie herunter
Wohl der Früchte allerbeſte;
Und ſo mit der Weisheit ſchalte,
Die der Gaben allergrößte:
Daß ſie allwärts ſegnend walte,

Daß ſie Alle beßre, tröſte.
Wenn der Baum die Frucht verſpendet,
Bleibt ihm noch der Trieb, das Beſte;
Und wer Weisheit wohl verwendet,
Hat ſie ſelbſt noch ſtets zum Reſte.

Siedlers Schmerz.

Das iſt der alturewge Fluch,
Der ruht auf meinem Stamm,
Und was ich that, die Flamme ſchlug
Stets über mir zuſamm.

So bleibe denn verflucht, verflucht,
Du haſt ja Niemand mehr,
Und was du liebend einſt geſucht,
Das ſenke nun ins Meer.

So rief der Siedler in die Nacht,
Der Nachen ſtieß vom Strand,

Rings von den Uferfelſen kracht
Die Stimme laut ins Land.

Da ſchritt der Rieſe: Gottes Lieb
Zum Himmelthor hinaus,
Und hing ins Dunkel ſtumm und trüb
Die Mondeslampe aus;

Und zündete die tauſend Stern
In ihrer lichten Glut,
Und ſäte all die tauſend Stern
Hinab auch in die Flut.

Was that der arme Siedler da?
Dem ward ſo wohl, ſo ſchwer,
Er ſah die tauſend Lichter nah,
Und weinte, weinte ſehr.

Sein todtes Lieb ſo blaß und fahl,
Das lag ſo ſtill und ſtumm,
Der milde Silbermondesſtrahl
Verklärte ſie ringsum.

Da brach entzwei ſein weiches Herz
Im letzten Leichenkuß,
Das war des Siedlers letzter Schmerz,
Das war ſein letzter Kuß!

Blumenklage.

In dem Garten ſtand ich Lilie,
Liebchen Roſe neben mir,
Rings um uns die Duftfamilie
Aller Blumen dort und hier.

Meine Arme ließ ich ſinken
Und mein Auge zu ihr gehn,
Ihren ſüßen Blick zu trinken,
Ihren milden Glanz zu ſehn.

Wie die Reize mich entbrannten,
Dieſe Bruſt in grünem Sammt,
Und des Hauptes Thaudemanten,
Alles hat mich ſüß entflammt.

Nachtigall, der böſe Dichter,
Nur verleidet mir mein Glück,
Singt von Sonn und Mondgelichter
Und empfängt ſo manchen Blick;

Manchen Blick, wonach ich ſehne,
Tagelang in ſtillem Gram,
Bis von ihrer hohen Schöne
Solchem Wunſch Erhörung kam.

Dichter iſt ein ſelger Junge,
Schwelgt in ſüßen Bilderreihn,
Trägt ſein Herz ſtets auf der Zunge,
Weiche Lieder obendrein.

Wunſch.

Schah von Perſien möcht ich ſeyn,
Badend in den Moschusdüften,
Die rings um mich ſüß und rein
Schwebten in den weichen Lüften.

Und des Auges Flammenſtrahl
Schwelgt in tauſend Glanzjuwelen,
Die in tauſendfacher Zahl
Meiner Glorie ſich vermälen.

Dichter hätt ich gar ſo gern,
Ewig würd ich ihnen lauſchen,
Jeden ſüßen Liebeskern
Mit hellblankem Golde tauſchen.

Schenken wären Mägdelein
Roſenwangig, Roſenkränzend,
Shah von Perſien möcht ich ſeyn,
Luſt und Leben mir credenzend.

Sonne.

Sonne ſitzt, die große Spinne,
Ihre Strahlennetze webend,
Mitten in dem Himmel inne,
An den goldnen Fäden ſchwebend.

Und ſie wirkt und ſpinnt ſo freundlich,
Wie ein engelzartes Mädchen,
Licht iſt ihr Geweb und reinlich
Und ſo ſchillernd bunt die Fädchen.

Sieh, vollendet ſind die Netze,
Alle Strahlen ausgehauchet,
Ausgewebt des Buſens Schätze,
Und ins Aetherblau getauchet;

Und die ſeltſam ſchöne Mähre
Wird dem lichten Bund der Sterne,
Und ſie kahnen zu der Sphäre,
Nahn den goldnen Schlingen gerne.

Doch wie ſie das Netz umſpannet
Mit all ſeinen tauſend Ringen,
Fühlen ſie ſich feſtgebannet,
Können nicht zurück mehr bringen.

Sonne doch, die große Spinne,
Lechzet nicht nach Blut und Leben,

Sitzt im Himmel mitten inne,
Spendend neues Blühn und Streben.

Kreiſelieder.

1.

Im Thal.

Vom Berg hinab, ins Thal hinein,
Wie wird dem Herzen wohl,
Da liegt Natur im Strahlenſchein,
Ein blühendes Symbol.

Wie ſchön, und doch ſo anders ganz
Als oben auf den Höhn,
Die all ſo ernſt, im düſtern Glanz
Mit Stolz herniederſehn.

Es iſt als ob die Berge da
Wie Rieſen ſtünden rings,

Auf die der Herr im Zorne ſah,
Gewärtig ſeines Winks.

Ein Mägdlein aber iſt das Thal
In wundervollem Reiz,
Vom lichten Sonn und Sternenſtrahl
Verkläret allerſeits.

Rundum da ſtehn die Rieſen nun,
Und laſſen Niemand ein:
Die Maid in ihrem ſchönen Thun
Muß ungeſtöret ſeyn.

Der Lenz, der ſüße Junker nur
In ſeinem ſchmucken Kleid,
Der Sommer mit der Perlenſchnur
Aus Sonnenglanz geſeyt;

Der Herbſt mit ſeinem Hofgeſind,
Mit mancher goldnen Frucht,
Und Vater Winter, der ſein Kind
Zu allerletzt beſucht:

Das ſind die lieben Gäſte all,
Die nahn aus Nord und Süd,
Und dann der klare Waſſerfall,
Drin ſie ſich ſtill beſieht.

Für andre ſind die Rieſen taub,
Und halten ſtumme Wacht,
Umringt von Felſen, und vom Laub
Als Helmbuſch überdacht.

Doch wer durchs Blätterlabyrinth
Sich windet an den Tag,
Und nun geſehn das holde Kind,
Wie es ſo ſchlummernd lag:

Der fürchtet wohl einandermal
Die Rieſen alle nicht,
Und dringt durch Büſche ohne Zahl,
Wie ich, durch Nacht zum Licht.

2.

Waſſerfahrt.

Auf lichtem, blauem Waſſerſteg
Da reiſt es ſich ſo ſchön,
Die Wellen kennen ihren Weg,
Und bleiben nie wohl ſtehn.

Und blickt man aus dem Schiff hinaus,
Ins weite Perlenreich,
Das rings gezieret wie ein Haus,
Mit Wellen ſpiegelgleich.

Da wird Einem ſo wohl ums Herz,
Die Fluth verſteht uns ja,
Da unſre Luſt und unſer Schmerz
Uns draus entgegen ſah.

Die Sterne ſtehen alle drin,
Wie Blumen licht und bunt,
Mit wunderſamem Räthſelſinn
Gewachſen aus dem Grund.

Das macht, die Nacht, die gute Fee,
Liebt Wellen gleich und Stern,
Und ſchmückt mit ſolchem Blüthenſchnee
Zum Abendfeſt ſie gern.

Fuhr dann auf ſolchem Beet das Schiff
An Sternenblumen reich, —
Wie dann die Wonne um ſich griff!
Wie alle Herzen weich!

Die Schiffer ſtehn in ſtummer Luſt,
Und wurzeln Blick in Blick,
Viel lieber theilten Bruſt an Bruſt
Sie all ihr ſüßes Glück.

Da greift dort vorn der Silbergreis
Hinein in ſeine Harf,
Wie ziehn die Töne mild und leis,
Bald wieder wild und ſcharf.

Und alle, die ſich fremd zuvor,
Sind nun mit Eins bekannt,

Der Lieder milder Zauberchor
Hat allen Zwang verbannt.

Jetzt naht das Schifflein ſeinem Ort,
Die Pilger ſtehn am Strand:
„Du Bruder rechts? Du links? Du dort?
Ich muß nach jenem Land!

Leb wohl, leb wohl, lebt Alle wohl,
Denkt an die Waſſerfahrt:
Und wenn ich euch einſt finden ſoll,
So ſeys in gleicher Art!“

3.

Nachtlager.

Die Nacht iſt ſtill, die Menſchen ruhn
Auf ihrem Lager aus;
Was wohl daheim die Lieben thun
Im traulich ſtillen Haus?

Und ſieh, mit Einemmal zerſpellt
Inmitten ſich die Wand,
Die Stube wird zur weiten Welt, —
Wie fern ſeh ich ins Land!

Und dort an manchem Rieſenbau,
In ſchmucker Zierlichkeit,
Umgränzt von Münſtern alt und grau
Aus edler, deutſcher Zeit;

Da ſteht ein Häuslein ſchön und klein
Mit Fenſtern hoch und ſpitz,
Draus flammt der lichte Ampelſchein
Hinaus gleich einem Blitz.

Und an dem Tiſche rein und glatt,
Da ſitzt ein Silbergreis,
Lieſt aus der Bibel manches Blatt
Dem guten Kinderkreis.

An ihm ſitzt eine Frau gar gut,
Der ſeh ich ähnlich ganz,

Gar frommes, altes, deutſches Blut
In all der Ihren Kranz.

Da ſchließt der Greis das heilge Buch,
Erhebt vom Sitze ſich,
Und ſpricht den frommen Abendſpruch
Gar treu und inniglich.

Dann glänzt ſein Aug in frommer Glut
Zum Himmel blickt er auf:
„Herr, ſchenke jedem Pilger gut
Die Ruh nach ſeinem Lauf.

Und nimm auch unſer liebes Blut
Das auf dem Wege wacht,
Allheiliger in Deine Huth,
Beſchirm es dieſe Nacht.“

Und wie ich ſolches Wort vernahm,
Da möcht ich weinen ſchier,
Fort iſt der Traum ſo wunderſam,
Der Morgen blickt nach mir.

Hab Dank für allen Segen dein,
O Herr, in dieſer Nacht,
Und laß mich bald bei jenem ſeyn,
Der bethend für mich wacht!

4.

Blumenluſt und Menſchenleid.

Vöglein ſingen allerwegen,
In den Büſchen auf den Stegen,
Und ich wandle blaß und ſtumm
Durch die Blüthenflur ringsum.

Veilchen prangt im Hochzeitkleide,
Schön gewirkt aus blauer Seide,
Harrt des Liebchens allzumal
In dem weiten Blumenſaal.

Roſe, ſteht in vollem Prangen,
Um die Arme grüne Spangen,

Goldne Dolche im Gewand,
Wie der Schah in Perſerland.

Lilie hat das Schwert gezücket,
Hat zum Kampfe ſich beſchicket:
Wer wohl widerſpräche ihr,
Ob des Liebchens Treu und Zier?

Pflaume iſt ſo liebetrunken,
Weil ſie Himmelthau getrunken,
Um im Leibe froh und gern
Trägt des neuen Sprößlings Kern.

Und ſo jubeln alle, alle
Wohl in ſüßem Liebeſchalle,
Dieſe hier und jene dort,
Süße Gluth iſt allzuort.

Wie muß das den Sänger ſchmerzen,
Dem nur Gram und Leid im Herzen,
Der nur Eines, Eines denkt:
Wie die Liebſte ihn gekränkt!

5.

Am Rhein.

Treualte Burg im Frührothſchein,
Siehſt wohl gar ſtill ins Land,
Und blick mir ſo ins Herz hinein,
Als wär ich dir bekannt.

Kennſt wohl die ſüße Minneluſt
Aus biedrer Ritterzeit ?
Drum ſiehſt du traut mir in die Bruſt,
Und kennſt mein ganzes Leid.

Da ſaßen wohl die Damen all
Im zierlich ſchmucken Kreis
Bei goldner Hörner Jubelſchall,
Und ſpendeten den Preis.

Die treuen Helden allzumal
Erwarteten ihr Glück,
Und aus den langen Wimpern ſtahl
Sich mancher heiße Blick.

Was dann die Treugeminnte ſprach
In holder Scham und Glut,
Das tönt des Ritters Buſen nach
Und heißer ſchwoll ſein Blut.

Und wenn er ſich ſingend ergoß,
Griff in die Harf hinein,
Da ſank ihr Auge in den Schoß,
Und ſäte Perlen drein.

Wer konnte ihm wohl widerſtehn?
Er war ſo gut, ſo treu, —
So ſüß, wenn ſeine Lieder wehn,
So rieſig im Turnei.

Das war noch eine edle Zeit,
Die macht das Herz mir weich,
Das war die kühne Heldenzeit,
Das deutſche Himmelreich!

Wenn ſo der alte Rhein das ſieht,
Wie es einſt war und iſt,

Dann ſtaun ich, daß er zornentglüht
Nicht ſchnell zurückefließt.

Bach.

Die Roſe ſprach
Zum muntern Wieſenbach:
Wie ſeh ich mit Freun
In deiner klaren Wellen Schein.
Der Bach ſeufzt, ach,
Aus ſeinem Criſtallgemach:
Wie ſeh ich mit Freun
In deine holdſeligen Aeuglein hinein!

Und blickſt du gern
In meiner Aeuglein Stern,
Was jagſt du fort,
Nach ewig weiter Ferne dort?
O bleibe hier,
Wie will ich koſen mit dir,

Am heimiſchen Ort,
Wo glühende Liebe ſprießt und flort!

Wär ich die Luft,
Weht ich, wo Liebe ruft,
Wär ich ein Stein,
Läg ich mein Lieb, vor der Thüre dein:
Doch bin ich Bach
Und muß mein Ungemach,
Und alle Pein
Tragen in die öde Ferne hinein.

Da kam die Maid
Gar inniglich erfreut,
Sahs Röslein blühn,
Die ſtrahlende Blumenkönigin;
Mit freudiger Haſt
Wars Blümlein bald erfaßt,
Die Maid ging hin,
Die Roſe im Buſen, die Liebe im Sinn.

Der Bach ſeufzt: Weh,
Und ſtürzt ſich trüb von der Höh;
Doch naht die Zeit
Des Lenzes, wo's Röslein ſtarb durch die Maid,
Da ſchwillt er wild,
Brauſt zornig durchs Gefild,
Und will ſein Leid
Uebertäuben durch feindliche Bitterkeit.

Der Ritter.

Dort oben auf dem Schloße,
Da hauſt ein kühner Held,
Sein Schwert iſt ihm ein Scepter,
Die Burg ihm eine Welt.

Die Blumen ſind die Kronen,
Die er ins Haupt ſich drückt,
Der Schild iſt ihm der Purpur,
Der ſeine Linke ſchmückt.

Die Lanze iſt ſein Liebchen,
Das er mit Treu umſchlingt,
Der Sattel iſt ſein Sammtthron,
Worauf er richtend winkt.

So hauſt er ſtill dort oben,
Bis ihn der Tod begrüßt :
Da wird der Speer zum Baume,
Der ſeinem Grab entſprießt.

Die Burg wird zur Capelle,
Woran er ſchlafend liegt,
Der Sattel wird zur Decke,
Die ſeine Bruſt umſchmiegt.

Die Blumen ſind ſein Lager,
Sein Kiſſen iſt der Schild,
Das Schwert ziert ſeinen Hügel
Als ſtilles Kreuzesbild.

Aus der Ferne.

Liebesleid.

Denkſt du mein in deinem Sinne,
Herzensallerliebſte Maid —,
Seit, getrennt in ſüßer Minne,
Wir uns härmen allebeid?

Auf den Höhen, auf den Stegen
Wandl ich finſter und verhüllt,
Und ſo liebreich allerwegen
Seh ich nur dein mildes Bild.

Deine Augen, deine Wangen,
Deinen weichen Roſenmund,
Drauf ſo ſüße Küſſe prangen,
Dran ich ſchwelgte jederſtund.

Ach, das ſind ſo ſüße Bilder,
Und die Gegenwart ſo ſtumm,
Und mein Buſen wild und wilder
Als die Felſen all ringsum.

Haſt du meiner ganz vergeſſen
Milde Herzenskönigin,
Kannſt du meinen Gram ermeſſen,
Seit ich ferne von dir bin?

Abendſonne geht bergunter,
Und es ſchweigt der Vöglein Sang,
Und die Stimmen erſt ſo munter,
Schweigen nun ſo ſtumm und bang.

Und ſo ſchwindet Alles eilend,
Was im weiten Erdenreich,
Und nur Eines bleibet weilend,
Bleibt ſich ewig immer gleich.

Jeder Seufzer, jede Thräne,
Die die Bothen meines Leids,
Lobgeſang für deine Schöne,
Perlenſchmuck für deinen Reiz.

Rückerinnerung.

Wie dein Auge Feuer ſandte,
Als ich von dir ſchied, mein Lieb,
Und wie deine Liebe brannte,
Als die Stunde kam ſo trüb:

Ach, das ſind die Doppelflammen,
Die mir ſengen tief ins Herz,
Schlagen über mir zuſammen,
Wo ich gehe, allerwärts.

Und ſo glüh ich immerwährend,
Wie ein weites Flammenmeer,
Muß, in Gluten mich verzehrend,
Scheinen, als ob wohl mir wär.

Und nur meine Glut beharret,
Und mein Buſen nur iſt heiß,
Rings die Welt um mich, die ſtarret,
All die Herzen ſind wie Eis.

Darum mußt du mir vergeben,
Wenn mein Klagen zu dir zieht,
Denn mein ewig flammend Leben
Preßt die Seufzer mir ins Lied.

Deine Augen glanzumwunden,
Deiner Lippen Roſenſchein,
Ach, ſie ſchlugen tiefe Wunden,
Ach ſie heilen nur allein!

Sehnen.

Rings die Berge ſtehen traurig,
Mond ſpinnt ſeinen Strahl herein,
Und die Winde wehen ſchaurig
Ihre Klagen ins Geſtein.

Alpenröslein nicken lüſtern
Wohl dem Strahle manchen Gruß,
Der mit liebeſüßem Flüſtern
Sie umſchlingt im Zauberkuß.

Und die Bäume ſtehn verwundert,
Lauſchen überſilbert ganz,
Als ob ſie ſeit 'nem Jahrhundert
Nicht geſehen ſolchen Glanz;

Breiten ihre grünen Zweige
Sehnend nacheinander aus,
Daß ſich Blatt zum Blatte neige,
Blüthe ruh an Blüthe aus.

Und ſo alles liebverbunden
Koſt und küßt und ſchwelgt in Luſt,
Nur mein Herz, von Gram umwunden,
Klaget ſchmerzlich in der Bruſt.

Ach, da denk ich dein du Süße,
Ob du fern auch mich nicht hörſt —
Daß dein Arm mich mild umſchließe!
Daß du mir zur Seite wärſt!

Ach, da wären wir wohl ſelig,
Wie es wohl die Engel kaum,

Und in Neid verſtummten mählig
Alpenröslein, Mond und Baum!

In der Heimath.

Seid gegrüßt ihr alten Thürme,
Schön geſchmückt mit blankem Erz,
Kämpft ſo rieſig gegen Stürme,
Blickt ſo freikühn himmelwärts.

Meiner Jugend alte Zeugen,
Seid gegrüßt zu tauſendmal,
Keine Zeit konnt je euch beugen,
Ihr des alten Ruhmes Mal.

Alſo ſteht ihr Wächterrieſen,
Ewig ſtark und ewig ſchön,
Scheint mich mild herab zu grüßen,
Manches Wort mir herzuwehn.

Ach, wie ſüß wär dieß Willkommen,
Das ihr mir ſo freundlich nickt,
Wär ich nicht hieher gekommen,
Von ſo ſchweren Gram gedrückt.

In den theuern alten Hallen
Steh ich nun allein, — allein,
Und der Heißgeliebten ſchallen
Aller Lieder Melodein.

Wäre ſie mit mir gezogen,
Ach da wär es anders ganz,
Und der Holden weiße Wangen
Hätten ewgen Freudenglanz!

Und die alten Thürme ſähen
Stumm bewundernd wohl darein,
Weil ſie niemals noch geſehen,
Solcher Schöne Himmelſchein!

Natur.

Es iſt Natur der ewge Liebesbronnen
Tief in der Welt geheimnißvollem Kerne,
Darin glanzſpielend ſtehn die milden Sterne,
Vom reinen Licht der Himmel reich umſponnen.

Und wie die heilgen Bilder, glanzumronnen,
In tiefer Flut ſich ſpiegeln treu und gerne,
Naht auch ein herrlich Bildniß aus der Ferne,
Das iſt das Antlitz wohl der goldnen Sonnen.

Die iſt gar groß, füllt mit dem Lichtgewande
Den klaren Spiegel aus, den ganzen Bronnen,
Und wird nur heller ſtets und nimmer trübe.

Mit ſeinem Eimer ſteht der Menſch am Rande,
Und ſchöpft die Flut, und denkt in ſtillen Wonnen:
Iſt doch Natur voll Gottes und der Liebe!

Blumenliebe.

Die Roſe ſprach zum Thau mit ſüßem Bangen:
Du biſt ſo tief mir an das Herz gedrungen,
Du haſt in Silberkreiſen mich umſchlungen,
Und kühlſt im Liebeskuße meine Wangen.

Biſt mir ein Stern des Lebens aufgegangen,
Daran beſeelt mein Blick ſich aufgeſchwungen:
Der ſah die Stern wie Millionen Zungen,
Die all von meiner Schönheit Lob erklangen.

Und noch ſah ich durch dich, du klarer Spiegel,
Da ſchwamm empor der Sonne Strahlenleben,
Sie die die Quelle meiner Wonn und Schmerzen.

Da brach laut meiner Thränen weiches Siegel:
Warum muß mir die Sonne Leben geben,
Und dich entreißen meinem treuen Herzen?

Allliebe.

Wie ich dein Lieben, ſprach der Thau, verſtanden,
Da ich von heißer Liebe nur geleitet!
Denn wie die Schönheit tauſendfach verbreitet,
So fühl ich mich geknüpft mit tauſend Banden.

Allliebe iſts, die heiß in mir vorhanden,
Für alles Schöne meinen Buſen weitet,
Die meine weichen Schwingen ausgeſpreitet,
Mich treibt nach allen Formen, allen Landen.

So küß ich dich jetzt, liebeheiße Roſe,
Bald feſtes Erz, bald zarte Wolkenſäume,
Und muß vom Schönen fort zum Schönen wandern.

Und wenn ich mich entringe deinem Schooſe,
Der Sonne nahend durch die lichten Räume,
So gehts von einer Schweſter zu der andern.

Die Lilie.

Es iſt die Lilie ſo morgenthaulich,
Sie weiß ſo ſchön mit Perlen ſich zu ſchmücken,
Als dürft die Holde nur durch Thränen blicken,
Wenn ſie ihr Lieb anlächelt ſüß und traulich.

Das iſt ein Bild ſo ſchön und mild anſchaulich,
Wenn Schmerz und Wonne ſich ſo feſt verſtricken,
Daß Keines von dem Anderen will rücken,
Eins in dem Andern lebet auferbaulich.

Rein iſt die Lilie wie ein Engelbildniß,
Es waltet ſegnend über ihr die Liebe,
Und dennoch fühlt ſie tauſend Leiden, Peinen.

Das iſt die große Scene aus der Wildniß
Des Lebens, wo ſich Luſt und Schmerzenstriebe
Zum wehmuthſüßen Liebestropfen einen.

Die ewige Liebe.

Die ewge Liebe, die ins All ſich prägte,
Die tauſend Sternenketten hat erkieſen
Zu Banden, die uns an den Himmel ſchließen,
Als ſie der Schöpfung Strahlenſchwingen regte;

Die ewge Liebe, ſie die Huldbewegte,
Hat uns verwieſen nach den Paradieſen
Der Erde, wo die ſüßen Ströme fließen,
Drein ſie der Tugend heilge Perlen legte.

Die ewge Liebe hat ſich wohl verwandelt
Zur Sonne, die ob eurem Haupte ſtehet,
Damit ihr all der Perlen Lichtglanz ſehet,

Und nimmer in den Finſternißen handelt:
Denn was die Nächte künſtlich auch geſponnen,
Das kommt doch endlich vor die heilgen Sonnen.

Die Sterne.

Es ſind die Sterne Millionen Zungen
In der Natur allewig heilgem Munde,
Die ſpenden rings die wonneſüße Kunde:
Wie all die Welt aus Liebe nur entſprungen.

In ſolchem Sange ewig fortgeſchwungen,
Ertönen goldhell ſie alljede Stunde;
Und wenn die Erde drüber ging zu Grunde,
Der heilge Ton iſt nimmer doch verklungen.

Nur dann und wann, da ſinkt ein Sternlein nieder,
Verkündend wie die Himmel huldig ſchalten,
Von Gottes Liebe ſingend milde Lieder.

Den Stern empfängt der Menſch mit ſüßem Walten,
Läßt ihn zum Herz ſich in der Bruſt geſtalten,
Das ſingt die heilgen Lieder immer wieder.

Streben.

Habt ihr des Adlers Königsflug vernommen,
Wenn er empor zur lichten Sonne ſchießet,
Und, ob ihn Wolke auch und Sturm umfließet,
Nicht ruht, bis er zu ihr empor geklommen?

Iſt euch die Klage nie zu Sinn gekommen,
Wovon der grüne Jäger überfließet,
Smaragd, wenn er gebannt im Schachte ſprießet,
Und für des Goldes Schönheit doch entglommen?

Wohl kennt ihr ſie, die uralt heilge Wahrheit,
Und haltet ihr an Willen uns geringer,
Des Strebens kräftigem Symbol zu gleichen?

Einſt wird der Aar die Sonne ja erreichen,
Smaragd umarmt einſt an des Schahes Finger
Die goldne Braut in himmelheller Klarheit.

Nord und Süd.

Dort oben in Wallhallas Zauberhaine,
Da ſtimmt der Geiſt in Freas goldne Thränen,
Und ſchmilzt bei Pragurs ſüßen Lockentönen,
Als ob der Lichtgurt Balders ihn umſcheine.

Dort unten winkt der Schenk der Liebesweine,
Der ſüße Amor, und mit mildem Sehnen
Macht Phöbos ſeines Plectrons Gold ertönen,
Das Zeus und Dis der Wonne Perle weine.

So reizend ſind mir beide Pole worden,
Und zweifelnd ſchweb ich zwiſchen den Geſtalten,
Ob ich die Einen, ob die Andern wähle?

Doch innrer Drang reißt mich Rieſennorden,
Der mag geſtaltend in der Bruſt mir ſchalten,
Der weiche Süd ziemt für des Weibes Seele.

Norm.

All eines Sinns in jenem Glauben leben,
Den ſie als muſterhaft uns anbefohlen,
Treuhaltend, nach den uralten Symbolen
Wie nach des Lichts Prometheusfunken ſtreben;

Die Fantaſie aus ihrem Sattel heben,
Beſchweren mit der Regeln bleirnen Sohlen:
Aus claſſiſch altem Staub ſich Raths erholen,
Den Einer für uns Alle ſtrebt zu geben.

Die Kühnheit fliehn als wirren Myſtizismus,
Im nackten Leben ſuchen ſeine Dichtung,
Weil man ſie ſonſt verwirft als Fatalismus;

Nie weichen von der allgemeinen Richtung,
Wohlachtend Fug, Alltäglichkeit und Ethik —
Das iſt das Wolln der neueſten Aeſthetik.

Gleichniß.

Wenn ihren Schoos die Knospen aufgeſchloſſen,
Aus grünem Haus die roſgen Köpfchen treten,
Dann ſagt wohl laut ihr glühendes Erröthen:
Daß ihr Geheimniß himmelan geſproßen.

Der Sonne Liebesbild, ätherumfloſſen,
Zu dem ſie gerne ihre Düfte wehten,
Das ſpinnt ſo mild die goldnen Liebesfäden,
Und hat ſie an ihr Herz tief angeſchloſſen.

So bricht der Sänger ſeines Schweigens Siegel,
Und brauſt hinein in ſeine Saitenfluten,
Daß er uns künde die geheimſten Gluten.

Und was die Welt noch früher nie geſehen,
Das ſieht ſie jetzt, umweht vom Strahlenflügel
Der Fantaſieen, auf und niedergehen.

Klage und Troſt.

Du Liederſtrom in meines Buſens Auen,
Was ſoll dein Rauſchen, was dein ſingend Klingen?
Willſt du der Holden Bild denn ſtets umſchlingen,
Das du ſo ſelten ſieheſt in dich ſchauen?

„Ach, Liebesleid iſt Freud, iſt ſanftes Ringen,
Ein wonneträumend ſehnendes Vertrauen:
Es iſt ſo ſüß der Sonne Licht zu ſchauen,
Ob du auch nimmer hoffſt ſie zu erſchwingen.“

Doch ach, was ſoll mein ſtetes Wagen, Streben?
Dein Rauſchen, Strom, ſind ja nur Liebesklagen,
Bleibt ewig denn mein Hoffen eitles Härmen?

„O ſchweig mit deinem ewig wehen Schwärmen,
Wenn Rettung nah iſt, ſollſt du nicht verzagen;
Fühlſt du's: dein denkt ſie grade jetzt, dein Leben!“

Leben.

Es iſt ein eignes, hohes Glück zu leben,
Ein Aar empor zur Sonnenburg zu bringen,
Gehoben vor der Weisheit Rieſenſchwingen,
Nach blitzumbräuter Siegespalm zu ſtreben.

Ob auch des Zweifels Wolken mich umgeben,
Mein Blick ſoll ſtets zum Sternendome ringen:
Denn leben heißt, ſein eignes Ziel erringen,
Und nicht im Erdenwallen liegt das Leben.

Dort ſinkt der Taucher in das Flutgewühle,
Vielleicht, daß er der Wellen Kühlung fühle?
Du irrſt — die reine Perle wünſcht er gern.

So iſt das Hierſeyn nur des Lebens Schale,
Die einſt ſich öffnet in der Götter Saale:
Des Menſchen eignes Ziel, das iſt der Kern.

Menſchenſinn.

Wenn mild die Sonne zu dem Meere ſchwebet,
Am Abendhimmel Purpurwölkchen blinken,
Dann, ſprecht ihr, wird ein ſchöner Tag uns winken,
Der Blum und Quell mit neuem Glanz belebet.

Doch wenn am Morgenhimmel Nebel klebet,
Wenn eisgen Thau die matten Pflanzen trinken,
Dann, meint ihr, wird ein Sturm zur Erde ſinken,
Der ihren Blüthenkranz mit Macht durchbebet.

So ſtrebt den Aether kennen ihr zu lernen,
Aus ſeinem Blick genau ſein Wolln zu leſen,
Und ſeine künftge That daraus zu ſehen.

Doch einen eMnſchen, der ein edler Weſen,
Als Luft und Flut und alles unter Sternen,
Nur deſſen Sinn ſtrebt ihr nicht zu verſtehen.

Die Freundin.

Mein Herz erhob ſich in der Liebe Stunden,
Süßmilde Luſt war bei mir eingezogen,
Und fortgeſchwellt auf ſolchen weichen Wogen,
Begann zu graun mir vor der Trennung Stunden.

Da hab ich eine Freundin, dich gefunden,
Du hieltſt mich aufrecht in dem Wetterbogen,
Warſt mir mit mildem Troſte ſtets gewogen,
Haſt einen Kranz des Heiles mir gewunden.

O wie ich noch der Abendſtunde denke, —
Du warſt ſo gut, gabſt mir die Hand zum Pfande,
Daß ſich der Liebſten Sinn nicht von mir lenke.

Nun, da ich ferne mich in Schmerzen quäle,
Nun mahn ich dich an des Verſprechens Bande:
Vergiß mein nicht, du holde Engelſeele!

Schluß.

Was Thau und Blume ſich in Liedern ſagen,
Wenn Bruſt an Bruſt die Liebe ſie verbindet,
Was, wenn der Mondglanz durch die Nacht ſich windet,
Die Sterne dort den ſüßen Lilien klagen;

Das wollt ich in das Lied zu gießen wagen,
Weil ſichs dem Buſen himmelklar gekündet,
Der rein, des Irdiſchen entwöhnt, entſündet,
In ſchönre Reiche ſeinen Blick getragen.

Da hört verſtändlich ich die Sprachen ſchallen,
Die Sprachen all, von Blumen, Thau, Geſtirnen,
Und gab das Göttliche euch menſchlich gerne.

Und hat euch wohl mein kleines Lied gefallen, —
Dann ſchweigt: die Lilien würden mir ſonſt zürnen,
Und nimmer ſprächen mehr zu mir die Sterne.

Oſterſonntag.

Oſterſonntag, Oſterſonntag
Wars, des Herren hoher Tag,
Als am Friedenshof das Mägdlein
Wohl in ſchwerem Grame lag.

„Oſterſonntag, Oſterſonntag,
Wo die Liebe uns erſtand,
Dieſe Thränen reih ich opfernd
Dir zum lichten Perlenband.“

„Oſterſonntag, Oſterſonntag,
Der der Welt die Liebe gab,
Warum ſank in deinem Strahle
Meine Liebe in dieß Grab?“

„Oſterſonntag, Oſterſonntag
Nimm der Thränen hellen Glanz,
Laß ſie bilden gleich Demanten
Einen frommen Roſenkranz.“

„Laß mein Herz zum Kreuze werden,
Oſterſonntag, Liebestag,
Daß es ſich zum Roſenkranze
Feſt und innig ſchmiegen mag.“

„Und an ſolcher heilgen Kette,
Oſterſonntag, Liebestag,
Zieh die Seele zu dem Heiland,
Und den Leib in dieſes Grab!“

Lieder des Schmerzes.

Eingang.

Das war ja wohl der alte Gram,
Der trieb mich aus dem Haus,
Und als ich zu dem Bache kam,
Da tönts zu mir heraus:

Biſt ja ſo blaß, ſo todtenbleich,
Und ſchleichſt ſo trüb und ſtier,

Jüngſt kam ein Mädchen engelgleich,
Jetzt naht ein Schatten mir!

Und als ich kam zum grünen Wald
Zur alten Eiche dort,
Da kreiſchten tauſend Vögel bald
Von jedem Zweig das Wort:

Biſt ja ſo ſtumm im tiefen Leid,
Als wärſt du längſt ſchon todt,
Jüngſt ſang hier eine ſchöne Maid,
Die war ſo jung und roth.

Und wie ich kam zum Gartenpark
So leichenſtumm und ſtier,
Da ſprach aus ſeinem Marmorſarg
Der Springquell hell zu mir:

Gehſt ja ſo mutterſeelallein,
Als gäbs kein Mädchen mehr:
Dein Lieb wohl mochte klüger ſeyn,
Die kam allein nicht her.

Und als ich ſchlich zur Laube dann,
Saß drinn ein zärtlich Paar,
Der Eine ein wildfremder Mann,
Mein Lieb — die Andre war.

Mährchen.

Ein Jüngling hat ein Mädchen geliebt,
Die iſt ihm untreu worden,
Das hat den Jüngling tief betrübt,
Er wollte ſich ermorden.

Dann ſaß er ſtumm im Kämmerlein,
Der Argen noch liebeigen,
Und weinte heiße Perlenreihn,
Den tiefen Gram zu ſchweigen.

So ſaß er ſtill, nur himmelan
Den ſchweren Blick gewendet,
Und was er ſelber nicht gethan,
Das hat der Tod vollendet.

Da ward ſein enges Stübchen leer,
Der Herr zog ja ins Freie,
Und all das Fenſterblumenheer
Blüht nimmermehr aufs Neue.

Und als an ſeiner Liebſten Haus
Der Zug vorbeigegangen,
Da ſah die Falſche wohl heraus
Mit glühend rothen Wangen.

Auf dem Thurme.

Da ſteh ich auf dem alten Thurm
Im Blitzesſchein und Donnerſturm,
Wo ich hinauf, hinab nur ſeh,
Dünkt alles mir ein Feuerſee.

Das iſt ſo recht nach meinem Sinn,
Die Flammen zucken her und hin,
Bald erdenwärts, bald himmelwärts,
So wie die Liebe durch mein Herz.

Doch plötzlich wird es ſtumm und grau,
Der Mond tritt aus dem Wolkenbau,
Und Alles, was da unten lebt,
Das ſeh ich wohl mit Glanz umwebt.

Im Schatten ſteht des Liebchens Haus,
Drinn welch ein Jauchzen, welch Gebraus!
Und Kerzenſtrahlen tauſendfach
Ziehn durch das weite Prunkgemach.

Das iſt der grellſte Höllenſchrei,
Der bricht mir wohl das Herz entzwei;
Das iſt der grellſte Höllenſchein,
Der ſchneidet mir ins Herz hinein.

Und nun wirds ſtiller allzumal,
Die Gäſte ſchwinden all im Saal,
Die Kerzen löſchen nach und nach,
Nur eine noch — im Brautgemach!

Zertrümmre Thurm, zerſtürze Welt,
Wirf dich hinab aufs Haus,

Zerbrich du Herz, von Schmerz zerſpellt, —
Jetzt liſcht die letzte aus!!

Der Mond.

Auf leichtem Zweig im Waldgeheg
Süßnachtigall verweilt,
Bis auf dem lichten Sternenſteg
Der Mond herübereilt.

Der ſpinnt ſo ſüß und mildiglich
Waldüber ſeinen Strahl,
Als zög er gerne ſie zu ſich
In lichten Himmelſaal.

Die aber klagt und weint ſo weich
Um ihr gar falſches Lieb,
Und fühlte ſich den Engeln gleich,
Wenn das nur treu ihr blieb.

So trauert wohl das arme Blut,
Und ſieht ins blaße Licht:
Der Mond iſt ach, ſo mild und gut,
Doch helfen kann er nicht.

Bitte.

Laß mich dich nur Liebſte nennen,
Hab dich ja noch immer lieb;
Ob mir auch ſeit langem Trennen
Treu dein arges Herz nicht blieb.

Habe Allesſammt vergeſſen,
Was ich einſt dir Falſche war,
Daß ich einmal dich beſeſſen,
Daß du mein warſt immerdar.

Habe dir ja ganz verziehen,
Wie der Sterbende verzeiht,
Mußte fernhin von dir ziehen,
Uiber Meere weit und breit.

Nun da ich zurückgekommen,
Fühl ich wohl denſelben Schmerz,
Daß die alte Lieb durchglommen,
Mein allewig treues Herz.

Laß mich drum dich Liebſte nennen,
Bin dir ja noch immer gut,
Und die alten Wunden brennen
Jetzt wohl doppelt mir ins Blut.

Der Traum.

Das war ein ſchönes Traumgebild,
Umglänzt von Roſenſchein,
Die blonden Englein neigten mild
Ihr goldnes Haupt hinein.

Ich lag wohl auf der Todtenbahr,
Herzliebchen neben mir,
Das Herz noch glühend immerdar,
Das Auge fahl und ſtier.

Die Sehnen alle krampfgezückt,
Den Dolch noch in der Hand,
Und auf dem Buſen unverrückt
Ihr erſtes Liebespfand.

Und ſieh, mit einem Mal erglüht
Ein wundervolles Licht,
Und ein ſüßneues Leben zieht
Aufs Leichenangeſicht.

Und wie des Lebens neue Luſt
In unſre Adern ſchwamm,
Da ſtürzten wir wohl Bruſt an Bruſt
Allbeid in Lieb zuſamm.

Da ſtaunten wohl die Sterne ſtumm,
Die Englein nickten mild,
Die ſahn wohl im Eliſium
Noch nie ſolch Liebesbild.

Nachts.

In der blutfinſtern Geiſternacht
Hab ich im Garten ſtumm gewacht,
Und wie ich zu den Blumen ging,
Schönroſe an zu reden fing:

„Bin wonnevoll und freudenreich,
Die Königin im Blumenreich,
Hab deine Liebſte ja geſehn,
Sie trug ein Kindlein jung und ſchön.“

Das war der höchſte Wahnſinnsfluch,
Der über mir zuſammenſchlug,
Und durch die Beete rannt ich hin,
Da ſprach zu mir der Rosmarin:

„Haſt wohl dein ſüßes Lieb geſehn
Zum Traualtar vorm Jahre gehn,
Da blühte wohl von mir ein Zweig
In ihren Locken mild und weich.“

Fluch, Fluch dir, warum mahnſt du mich
An jenen Abend fürchterlich!
Und kaum daß mir das Wort entflohn,
Da ſpricht zu mir die Linde ſchon:

„Ich aber habe ſie geſchaut,
Dein ſüßes Lieb als ſeine Braut,
Und ſah wohl durchs Gezweig herab,
Wie ſie den erſten Kuß ihm gab.“

Da nahm Grünlaube ſchnell das Wort:
„Sie haben All dein Herz durchbohrt;
Wollt, ich erzähln, was ich geſehn,
Das brächte dir noch größre Wehn.“

Schluß.

Der Liebe ſüßſchaurige Macht,
Die hat mir den Schmerz gebracht,
Den hauch ich nun ins Lied,
Das euren Sinn durchglüht.

Da ſeid ihr wohl furchtbewegt,
Wies drinnen da graus ſich regt,
Und würdet im Wahnſinn aufſchrein,
Säht ihr erſt das Herze mein.

Da ziſcht und formt und glüht
Der Schmerz ſich zum weichen Lied,
Es zerrt ihn im wilden Lauf
Zur Herzallerliebſten hinauf.

Die iſt ja der ewige Grund,
Warum mir das Herz ſo wund;
Denn ziehn auch die Lieder hinaus,
So bleibt doch der Schmerz zu Haus.

Dichter.

Wenn die Blume ausgeblühet
All ihr ſüßes Duftgeſtalten,
Dann iſt auch das Lob verglühet,
Das die Menge ihr gehalten.

Wenn herniederträuft der Regen,
Gehn ſie alle ſchnell und ſchweigend,
Ohne freudiges Bewegen,
Von des Herzens Rührung zeugend.

Alſo haben ſie verkannt uns,
Unſer Dichten, unſer Streben;
Denn es hält kein irdiſch Band uns —
Und ſie haſchen nach dem Leben.

Alle fliehen, die einſt kamen,
Da verblüht der Blume Sproßen,
Wiſſen ſie nicht, daß der Samen
Im Gerippe eingeſchloſſen?

Danken ſollten ſie, daß regnend
Sie-der Himmelsherr heimſuchte:
Was ſie näßt, das träufelt ſegnend,
Daß es Baum und Feld befruchte.

Alſo, was wir ſternwärts holen,
Sei euch Samen gleich und Regen,

Und aus heiligen Symbolen
Mögt ihr Irdiſche euch prägen.

Wenn des Liedes Töne ſchwinden,
Dann erübrigt euch die Deutung,
Die mag euer Heil begründen
Als des Himmels klare Leitung.

Gloſſen.

1. Der Verliebte.

Was den großen Ring bewohnet,
Huldige der Sympathie,
Zu den Sternen leitet ſie,
Wo der Unbekannte wohnet.

Aus dem hohen Erker nieder
Blick ich nach dem ſüßen Liebchen,
Ob, gerührt durch meine Lieder,
Sie auch ſeh aus ihrem Stübchen

Durch der Blumgewinde Flieder.
Alles fenſtert und balkonet,
Durch der Scheiben matte Kläre
Schauen Damen, blüthumthronet,
Alles was des Grabens Sphäre,
Was den großen Ring bewohnet.

Willſt allein du Ewigkalte
Schmerzenſpiele mit mir treiben?
Gönne, daß dein Zauber walte,
Blickend durch die lichten Scheiben,
Daß der Gram mein Herz nicht ſpalte.
Horch, wie meine Fantaſie
Fenſterauswärts Liederfunken
Sprüht, dich preiſend ſpät und früh,
Ach, von ſüßer Liebe trunken,
Huldige der Sympathie!

Endlich durch die Blüthenflocken
Scheint hernieder ſie zu blicken,
Taucht die goldnen Seidenlocken
In die Lüfte voll Entzücken,

Daß mir faſt die Töne ſtocken.
Ach, von ſolchem Reiz umſchwebet,
War ſie mir erſchienen nie;
Wie da Alles in mir lebet,
Zu dem Himmel aufwärts ſtrebet,
Zu den Sternen leitet ſie!

Wie? doch unerhört die Laute?
Alſo war es Trug zu wähnen,
Daß du auf mich horcheſt, Traute,
Unterdeß dein Aug mit Sehnen
Nach dem fremden Laffen ſchaute?
Alſo haſt du mir gelohnet,
Daß ich ſehn muß, wie du immer,
Von der Reize Schaar umthronet,
Nur dahin blickſt nach dem Zimmer,
Wo der Unbekannte wohnet!

2. Täuſchungen.

Wie ſie wandelt rein und maidlich,
Gleich den Grazien oder Muſen:
Nur dem Herzen iſt es deutlich,
Daß ſie furchtbar, wie Meduſen.

Der Altdeutſche.

In der Schönheit reichem Kranze,
Züchtge Schleier um die Blicke,
Geht die Maid in ihrem Glanze,
Sieht nicht um ſich noch zurücke
In dem bunten Menſchentanze.
Ewig möcht ich nach ihr ſehen,
Die ſo lieblich, augenweiblich,
In der güldnen Locken Wehen,
Wie ſie züchtig weiß zu gehen, —
Wie ſie wandelt rein und maidlich!

Der Antike.

Griechſche Form und edle Haltung,
Schlanke Glieder wie Aurora,

In des Armes Reizgeſtaltung
Uibertrifft ſie ſelber Flora:
Und der Stoffe Wellenfaltung
Füllt mit Staunen meinen Buſen!
Wie Apelles Huldgeſtalten
Weiß ſie herrlich ſchön zu fußen;
Möcht ſie gleich den Göttern halten,
Gleich den Grazien oder Muſen!

Der Moderne.

Florenzhütchen, ſeidne Bänder,
Wie das glänzet, wie das ſtrahlet!
All die weichen Tafftgewänder,
Drein ein Blumenbeet gemalet,
Und die feinen Spitzenränder,
Wie ergötzt mich alles weiblich.
In des Schleiers mildem Prangen
Sitzt mein Herz im Netz gefangen, —
Ach, ich fühle ein Verlangen —
Nur dem Herzen iſt es deutlich!

Näherer Beobachter.

Hätt ich doch fürwahr gewähnet,
Etwas Hübſches bärg der Schleier,
Und ſchon hätt ich bald geſehnet
Nach der milden Aeuglein Feuer,
Die der Vorhang dort beſchönet.
Hab es leider ſchon erfahren,
Dieſer Schleier, dieſer Buſen,
Wie ſie neulich trüglich waren:
Darum kenn ich dieſe Waaren,
Daß ſie furchtbar wie Meduſen;

3. Verſchiedene Anſichten.

> Geh den Frauen zart entgegen.
> Du gewinnſt ſie auf mein Wort,
> Und wer raſch iſt und verwegen'
> Kommt vielleicht noch beſſer fort.

Dichter.

Alle Träume ſind verſunken,
All mein Leben muß erblaſſen,

Selig einſt und wonnetrunken —
Jetzt ſo einſam und verlaſſen,
Kann ich meinen Schmerz nicht faſſen.
Ach, der Liebe ſüßer Segen
Ward mir drum ſo ſchnell vernichtet,
Weil, geführt vom innern Regen,
Ich den Vorſatz mir errichtet:
Geh den Frauen zart entgegen.

Geck.

Was will der da radotiren
Uiber Vorſatz und Schnickſchnack,
So gelehrte Liebe führen,
Solche Treue nach Geſchmack,
Würde mich gar ſehr genieren.
Nach den Mädchen ſtreb ich allen,
Seh ich Eine nur zuort,
Hör ichs gleich im Buſen ſchallen:
Sey bemüht ihr zu gefallen,
Du gewinnſt ſie auf mein Wort!

Krieger.

Schöne Uniform und Degen
Weiß die Mädchen zu gewinnen,
Und das herrliche Bewegen —
Gleich ertönts im Buſen drinnen:
Solchen Liebſten könnt ich mögen!
Ach, wer wird ſich drauf verlegen,
Jahrelang um Liebe dienen,
Der Soldat darf nicht erwägen,
Glücklich weiß nur er zu minnen,
Und wer raſch iſt und verwegen.

Weiberfeind.

Reich gedeckten Tiſch und Trachten,
Dran ich mir mein Müthchen kühle,
Mag ich weislich wohl erachten,
Süßen Wein auch nicht verachten,
Aber Weiber laßt vom Spiele!
Wer entkam aus ihrem ſchlauen
Netz, womit ſie uns umbauen,

Danke ſeinem guten Hort;
Und wer nie gehört von Frauen,
Kommt vielleicht noch beſſer fort.

Die Glocke.

Im Thurme, da ſchwebet die Glocke ſo hehr,
Und blickt durch die Fenſter zum Himmel hinauf ·
Tief unten dehnt ſich das Häuſermeer,
Und ſchweigende Dämmerung laſtet darauf.

Und plötzlich wirds glänzend und hell und licht,
Der Himmel öffnet das blaue Thor,
Und durch die ſchweigenden Lüfte bricht
Ein Strahl, wie Gold und Purpur, hervor.

Und in dem ſchimmernden Morgenſchein,
Da hüpfen wohl tauſend Englein mild,
Die ſchweben ſo lieblich zur Glocke herein,
Und nahen ſich ſtill dem ehernen Bild,

Die Einen, die ſind ſo ernſt und lieb,
Die Thräne zittert in ihrem Blick,
Den Buſen ſchmerzdeutend und trüb,
Ihn ſtrahlet das treue Auge zurück.

Die Andern, die tanzen ſo fröhlich und ſchön,
Wie Mondſchein auf criſtallener Flut:
Doch ſchweigende Ehrfurcht ſcheint ſie zu umwehn,
Als ſei ihre Wonne nur himmliſche Glut.

Drauf reihen ſich Alle, Alle zum Bund,
Und küßen der Glocke erzenen Rain,
Als küßten ſie gerne dem eiſigen Mund
Ernſt, Freude, Ehrfurcht und Andacht ein.

Doch plötzlich wird es ſtill und ſtumm,
Die roſigen Englein verſchwinden all,
Und aus dem azurenen Heiligthum
Steigt hehr der goldene Sonnenball.

Und die Glocke verſtand dieß Loſungsbild,
Verſtand, was gedeutet der Englein Nahn,

Und ruft mit lieblicher Stimme mild,
Die Menſchen zum heiligen Opfer heran.

Der Thurm von Santakuba.

1.

An dem Schloß zu Santakuba
Mochte wohl der Böſe zimmern,
Daß es über ſolcher Unthat
Nicht ſchon längſt zuſammengetrümmert.

In dem Thurm des Rieſenſchloſſes
Liegen wohl der Hölle Eiſen,
Daß ſich ſelbſt der Ritter Lopez
Nicht vermochte loszureißen.

In des Ritters Heldenherzen
Laſtet wohl ein tiefes Wehe,
Daß der Liebe frohe Scherze
Sich gelöſt in Leidenstöne:

2.

„Donna Clara, Donna Clara,
Süße Herzenskunigine,
Mädchenblume aus Grenada,
Denkſt Du mein in holder Minne?

Denkſt wohl nicht der Perlenſchnüre,
Die ich Blaßer um dich weine,
Wo aus jeder deine Züge
Himmliſch mir entgegenſcheinen.

Fluch dir, Nebenbuhlerbübchen,
Das durch Liſt mich hält gefangen,
Willſt das Schönſte du erringen,
Wirf den Handſchuh in die Schranken!"

3.

In dem Schloß von Santafuba,'
Welch ein Jubeln, welch ein Klingen!
Daß ſich Unthat häuft auf Unthat,
Soll der tolle Lärm verkünden.

In den Sälen tauſend Lichter,
In den Kehlen tauſend Töne;
Nur ein Ort iſt trüb und finſter,
Der vernimmt wohl ſolche Chöre:

„Donna Clara, Don Alvarez!
Mädchenroſe, Ritterblume!
Seid geknüpft mit ſüßen Banden,
Uiberfüllt mit Huldigungen!“

4.

Wie es da in Lopez Herzen
Schwärzer ward als rings im Thurme,
Wie die Bruſt, vom wilden Schmerze
Aufgeſpellet, ausgerungen;

Laßt davon den Sänger ſchweigen,
Denn das Blut ziemt nicht dem Liede;
Sängerherzen ſind ja weicher,
Als die ſüße Mandelblüthe.

Nur vom Schatten ſollt ihr hören,
Der ſeitdem in Santakuba
Wallt, die Hand feſt auf dem Herzen,
Drin die tiefe Doppelwunde.

Ritornelle.

Morgens.

Am milden Morgen bin ich ausgegangen,
Die Blumen ſah ich duftend zu dir ſchauen,
Und fühlte ſüßgedrängt mich dir zu nahen.

Biſt du mir gram, daß ich mich unterwunden,
Wie du im leichten Frühſchmuck ſprangſt, zu lauſchen,
Und trunknen Blicks auf deinem Reiz zu ruhen?

O grolle nicht; der Morgenröthe Strahlen,
Vom Florgewölk umwebt, erträgt mein Auge,
Doch nicht der Mittagſonne goldnes Prangen.

Mittags.

Verhüllteſt du dich in den Schleier, Schönſte,
Daß nicht dein Haar zum Liebesband mir werde,
Daß deines Auges Feuer mich nicht tödte?

Thatſt du's, daß ſich die ſtolze Maid, die Sonne,
Durch deinen Zauberreiz beſiegt nicht ſehe,
Und ſchamgeröthet flieh in ferne Zonen?

Haſt du dem Schleier dich vielleicht geweihet?
Ach nein, biſt ohnedieß ein lichter Engel, —
Deß iſt mein armes Herz der treuſte Zeuge!

Abends.

Du haſt den Blumen kühle Flut geſpendet,
Auf zu dir hoben ſich entzückt die Kronen,
Und Balſamtropfen ruhten rings im Kelche.

So ſah ich, Himmliſche, dich jüngſt im Garten,
Sah dich umringt von deines Reizes Glorie,
Die neugeſtaltet rings dein Bild umwallte.

Da hob ich auch empor zu dir die Blicke,
Im Augenkelche ruhten weiche Tropfen,
Doch des Entzückens nicht, — der Schmerzensliebe!

Nachts.

Koſt wohl der Schlaf mit ſeinen ſammtnen Wimpern?
Träumſt du von deinen Schweſtern wohl, den Roſen,
Die dir vieltauſend ſüße Küße bieten?

Vielleicht vom weichen Lied der Nachtigallen,
Das, mit der Blumen Düften reich durchflochten,
Zefyr dir als Tribut der Schönheit brachte?

Doch von der Lilje blaßgeweinten Zügen,
Von meines Buſens bangem Liebestone,
Von all dem Schmerz, ach, träumſt du nimmer, nimmer!

Gleichniſſe.

Gleichſt du, Herzliebſte, nicht der ſchlanken Lilje,
In ſilberblanke Kleider rings geſchnüret,
Lichtgoldne Spangen an dem ſammtnen Mieder?

Vielleicht biſt du die reichgeſchmückte Nelke?
Vielleicht die Roſe, Königin der Blüthen,
Die milde Düfte beut als ſüße Spende?

Ach nein, biſt wohl ein eignes Blümchen, Holde,
Wohl herrlicher als Nelke, Roſ' und Lilje,
Doch an dem Herzen ruhen tauſend Dornen.

Heilung.

Du haſt mir tauſend Wunden wohl geſchlagen,
Wie magſt du zürnen, daß ich Seufzer ſtöhne,
Und all den Lüften lisple meine Klagen?

Du haſt den Todesſtreich mir ja gegeben,
Was grollſt du, daß ich nach dem Ende ſehne,
Und nicht mehr tragen will das arge Leben?

Du haſt ja ſelbſt den Wunderbalſam eigen,
Was zürnſt du, daß ich darin Heilung wähne?
Willſt du dich niemals tröſtend zu mir neigen?

Geſtändniß.

Du ſprachſt es ſelbſt ja aus, du liebſt mich, Holde,
Dein Mund ward mir zum lichten Segensborne,
Dein Blick zu aller Seligkeiten Throne.

Du ſprachſt es ſelbſt ja aus, du liebſt mich, Holde,
Die Englein ſangens nach im hellen Chore,
Und ſahen ſtummentzückt auf meine Wonne.

Du ſprachſt es ſelbſt ja aus, du liebſt mich, Holde,
Da ſtandſt du hehr wie Rafaels Madonna,
Ich, wie das Kind, innig an dich geſchloſſen.

Im Garten.

Wenn du im Garten ſtehſt, Levkoyen pflückend,
Da ſenken alle ſie die Sammtbarette, —
Sie wagen nicht die Roſe anzublicken.

Und wenn du fort vor ihrem Beete wandelſt,
Da flehen ſie in Duft und Farbentönen:
Du mögeſt, Herrliche, ſie nicht verlaſſen.

Wie käm es auch, du Liebliche, wohl anders?
Muß ich nicht auch zugleich mich freun und ſchämen,
Wenn ich der Schönheitskönigin ſo nahe?

Die Schiffende.

Luſtfahrend ſchwebteſt du auf leichter Gondel,
Wie jubilirten da die Wellen alle,
Da jetzt der Kahn zum Sonnenwagen worden.

Und ach, wie weinten Blümlein all am Ufer,
Die ſahn die Sonne wohl am Meere ſtrahlen,
Und wähnten ſchon, es geh die Holde unter.

Ich aber glaubte Luna dort zu ſehen,
In ihrem Glanz und ſilbernen Talare,
Und dachte träumend an Endymions Segen.

Clementine Ruß. *)

Im traulich ſtillen Kämmerlein
Das Mägdlein ſitzt und malt,
Des Lenzes goldner Morgenſchein
Ihr Antlitz überſtrahlt;
Hellfreundlich blickt der Sonne Glanz
Nach ihrem Werk erfreut,
Und ſchlingt den lichten Strahlenkranz
Wohl um die ſüße Maid.

Und rings im Kreiſe bunt und ſchön
Viel zarte Kindlein nahn,
Von Locken goldig anzuſehn,
Die ſchaun die Schweſter an;

---

*) Die talentvolle Tochter des rühmlich bekannten Malerkünſtlers und Gallerie-Cuſtos C. Ruß zu Wien, deren Talent, wie das ihres Vaters, der Heimath und der deutſchen Kunſt gehört.

Und draußen ſteht manch Roſenbild
Auf weiter Gartenbahn,
Das blickt herein durchs Fenſter mild
Und ſieht — die Schweſter an.

Die aber ſitzt mit frommem Sinn,
Und malt mit treuer Hand,
Zur heilgen Himmelskönigin
Hat ſie den Sinn gewandt.
Und ſieh, aus hellem Farbenſchein,
Aus lichtem Roth und Blau,
Erwächſt, in Reizen wunderfein,
Die hohe Gottesfrau.

Und Jeder, der dem Bildniß naht,
Steht ſtaunend und entzückt,
Als hätt vom lichten Himmelpfad
Ein Stern ihn angeblickt;
Und ſchauet ſtaunend nach dem Bild,
Sieht dann das Mägdlein an,
Das ſelbſt ein reizend Engelbild,
So Schönes ſchaffen kann.

Sie doch, die ſchöne Künſtlerin,
Hüpft zum Geſchwiſterkreis,
Trägt dort das Kleine lächelnd hin,
Küßt hier den Schläfer leis,
Und treibt gar manchen ſüßen Scherz,
Thut jedem, was es liebt,
Und gibt ihnen ihr ganzes Herz,
Wie's eine Deutſche gibt.

Der Vater doch, der deutſche Mann,
Mit deutſcher Kunſt und Herz,
Hat ſeine höchſte Freude dann,
Blickt dankend himmelwärts,
Und denkt in ſeinem Meiſterſinn,
Als ob er Künftges ſchau:
Das gibt 'ne deutſche Künſtlerin,
Das gibt 'ne deutſche Frau!

Neumond.

Wie iſt die alte Nacht ſo blaß,
So eiſigkalt und trüb,
Als hätte ſie verloren was,
So ihr gar werth und lieb.

Die Sterne flimmern goldig ganz,
Wie Treſſen an ihrem Kleid,
Mit lieblich mattem Zauberglanz
Ins Dunkel weit und breit.

Der Mond iſt wohl ihr Diadem,
Das that ſie ab mit Haſt,
Es war am Haupt ihr nicht bequem
Zu tragen ſolch Silberlaſt.

Und wie ſie ſchreitet ins Gefield,
Schließt ſich das Blümlein zu,
Und in den Klüften tief und wild
Sucht Nachtigall ſich Ruh.

Das macht der alte Liebesglanz,
Der fehlt der Königin Macht,
Und wo die Lieb abhanden ganz,
Iſt ſchwach die größte Macht.

Minneklage

Heinrich Herzog von Breſlau.

Als der ſüße Lenz gekommen,
Klagt ich ihm des Herzens Pein,
Wie mein Buſen liebeniglommen
Durch der Minne Zauberwein.

Wie der milde Mai entſchwunden,
Sommerluſt zu Felde kam,
Klagt ich ihr auch meine Wunden,
Und des Herzens ſtillen Gram;

Klagte wohl der grünen Haide
Und dem funkelndſammtnen Klee,

Wie mein Buſen voll vom Leide,
Wie das Herz mir gar ſo weh.

Flehte zu dem Hain, zur Sonne
Und zur Liebesgöttin ſtill:
Ob ſie ſpenden Minnewonne
Und den Kranken heilen will.

Laß uns hören ihr Verſchulden,
Riefen ſie da allgeſammt,
Daß dein Lieb nicht ſchuldlos dulde,
Schuldlos werde nicht verdammt.

Ach, ſie iſt ſo hart, die Schöne,
Weidet ſich an meinem Schmerz:
Meines Liedes ſüße Töne
Klingen fruchtlos an ihr Herz.

Wehe, daß ich ſie geſehen,
Sie das ſchöne Zauberbild,
In der güldnen Locken Wehen,
Von der Reize Glanz umhüllt.

Ach, nun iſt ſie mein Verderben,
Meines Herzens tiefſtes Leid,
Und ſo muß ich weinend ſterben
Durch die ſchönſte, kältſte Maid.

„Wohl, ſo will ich denn gebiethen,
Sprach der Mai, den Blumen mein,
Daß vor ihr ſie alle Blüthen
Schließen, jeden Blumenſchrein.“

Drauf der Sommer: „Meinen Dichtern,
Vöglein, wehr ich den Geſang,
Daß dein Lied ſich mag verſchüchtern
An der Stille ſonder Klang.“

Haide ſprach: „Ich will ſie fangen,
Kömmt um Blumen ſie zu mir,
Daß ſie deinem Glutverlangen,
Daß ſie ſüß willfahre dir.“

„Sammtklee, ich, will mit ihr rechten
Durch des Thaues lichten Schein,

Der ihr Auge ſoll umflechten,
Blendend tauchen ſoll darein."

„Ich, der Hain, brech alle Zweige,
All das Laub, ſo mich umflicht,
Daß ſich keiner ſchattend neige,
Wenn ſie dich erfreuet nicht."

„Ich, die Sonne, will durchhitzen
Wild ihr Herz und all ihr Blut,
Daß ſie nichts vermag zu ſchützen
Gegen meine Strahlenglut."

„Alle Luſt ihr zu verleiden,
Hab ich, Venus, mich erklärt,
Aller Liebe ſüße Freuden —
Bis dein Flehen ſie erhört."

Nein, eh laßt allein mich ſterben,
Eh ſie fühle ſolches Leid:
Droht ihr ſolches Schmerzverderben,
Sterben wir ſo allebeid!

Julianeſa.

Altſpaniſch.

Auf ihr Rüden, auf ihr Rüden,
Sputet euch in wilder Wuth,
Fangt mir Donnerſtags den Eber,
Freitags ſaufet ihr ſein Blut!

Sieben Jahre irr ich heute,
Fort in dieſes Thales Glut,
Baarfuß, an den Zehen blutend,
Zieh ich fort mit ſtillem Muth.

Eſſe nur vom rohen Fleiſche,
Trinke nur vom rothen Blut:
Denke nur an Julianeſa,
Meines Herren Tochter gut:

Die mir am Johannesmorgen
Hat geraubt die Mohrenbrut,
Als ſie in des Vaters Garten
Roſen pflückte ſonder Huth.

— Wohl vernahm ihn Julianeſa,
Die im Arm des Mohren ruht,
Und es ſtrömet auf ſein ſchwarzes
Antlitz ihre Thränenflut.

Sadi.

Manchem iſt zu Sinne kommen
Auszugehen nach dem Orient,
Manchem iſt das Herz entglommen,
Mehr zu ſehen als der Occident.

Und ich konnte ſie nicht tadeln,
Höher will ein jeder ſtehen,
Unſre Schwingen wolln wir adeln,
Und erſchaffend neue Sterne ſehen.

Und zu dir ſind ſie gekommen,
Sadi, dir der Perſer Liebe;
Wollten glühn wie deine Wangen,
Blühn wie deiner Roſen Triebe.

Sonnen wollten ſie verdunkeln,
Sonnen, wie ſie Mittags glühn,
Und ſie hielten in ihr Funkeln
Fackeln ſinnbefangen hin.

Ihnen blieb es unbegreiflich,
Wie dein Spielen ſtill begeiſtert:
Darum haben ſie gar reiflich
Dir den Namen, Schwätzer, angemeiſtert.

Weil du ſpendeſt Lehresarten,
Und nicht ewig klagſt die Lieb an,
Darum ruht dein Roſengarten
Wohl im goldgeſchmückten Divan.

Doch die ſpottend ſich vergaſſen,
Mußten ſelber ſich verdammen,
Weil ſie nicht die Düfte faſſen,
Die aus deinen Roſen flammen.

Muhams Schwert, das wie ein Sturmheer —
Läg es ruhig in der Scheide,

Sabis Zunge wenn ſie ſtumm wär —
Welchen Werth wohl hätten beide?

Deß Buhlen Geiſt.

1.

Rings wenn ſein Lied der Sturmwind ſchreit
In blaſſer Mitternacht,
Mit blutigrothem Kleid umſeit,
Irrlicht entwallt dem Schacht:

Da ſteig ich trüb aus meinem Grab
Hinan den Leichenſtein,
Und ſchreite wohl thalauf, thalab,
In die finſtre Nacht hinein.

„Hörſt du den Buhlen dein, ſüß Lieb!
Vor deinem Fenſterlein?
Die Schreckensnacht iſt graus und trüb,
Thu auf, thu auf das Pförtchen dein!“

Hellgolden blühn die Lichter all, —
Feinliebchen iſt wohl Braut,
Und hört im lauten Muſikſchwall
Die Stimme nicht, ſo traut.

„Siehſt du den Buhlen dein, ſüß Lieb!
Er kam zum Hochzeitmal,
Die Nacht war ihm zu graus, zu trüb,
Drum lupft er in den Saal.“

Süßmilde Küſſe Liebchen tauſcht
Mit ihrem Bräutigam,
Und ſieht nicht wer vorüberrauſcht,
Und wer zu Gaſte kam.

Kennſt du nicht, Liebſte, meinen Gruß?
Mich lüſt't nach deinem Mund,
Nach deinem heißen Liebeskuß,
Nach deinem Leib ſo rund.

Liſcht aus, ihr Kerzen all, liſcht aus!
Die Geiſter ſehn zu Nacht;

Was ſoll ſo hell das weite Haus,
Wenn Nachts die Liebe wacht.

Was zitterſt du, ſüß Mägdelein,
Scheuſt du der Brautnacht Luſt?
O fühle nur das Seligſeyn —
So trunken Bruſt an Bruſt.

Und Fluch! da ruft es Eins vom Thurm,
Es naht die Morgenluft,
Und voll der Liebe Wahnſinnſturm
Stürz ich mich in die Gruft.

2.

Wenn eingeſponnen ſich der Mond
In ſeineñ Wolkenſammt,
Am nächtig grauen Horizont
Die Sternenleuchte flammt:

Da wird den blaſſen Geiſtern wohl,
Sie hüpfen aus dem Sarg,

Das arme Herz ſo übervoll,
Das Auge zauberſtark.

„Auf, auf, Geſelln, im blutgen Glanz,
Aus Kirchhof, Hain und Steg,
Heran zum ſchauerhaften Tanz,
Dann fort auf euern Weg!“

Und horch, da ziſcht es, zuckt und brauſt —
Das iſt der Schatten Heer,
Die rothe Irrlichtflamme ſauſt
Zum Tanze leuchtend her.

Und wie vorbei der Reigen graus,
Huſcht jeder fort mit Haſt,
Der in des blaſſen Räubers Haus,
Der in den Goldpallaſt.

Ich aber fliege gramerfüllt
Zu meinem Lieb thalab,
Und ſtürze — ewig ungeſtillt —
Zurück ins finſtre Grab.

3.

Hochauf im düſtern Leichenfeld,
Da ſteht ein Häuslein alt,
Drein wohl der blaſſe Mondſchein fällt
Mit zaubriſcher Gewalt.

Drin ſitzen all' die Todten ſpat
Auf kaltem Marmorſtein,
Und halten ſchaurig düſtern Rath
Uiber die Liebſte mein.

Die hohlen Augen blitzen wild
In Flammen hell und roth,
Und aus dem dumpfen Munde quillt
Die finſtre Loſung: Tod!

Ich aber ſitze obenan
Mit thränenreichem Aug,
Und was der blaſſe Kreis erſann,
Bejaht mein Herze auch. —

Und horch, da ruft es Mitternacht,
Mein treulos Liebchen naht;
Und wie die dumpfe Thüre kracht —
Verſchwunden iſt der Rath.

Blaßnackte Todtenbein ringsum,
Die liegen auf dem Stein,
Die grüßen wohl die Falſche ſtumm
Im fahlen Mondenſchein.

Ich aber liege obenan
In tauſendfachem Schmerz,
Und was der bleiche Kreis erſann,
Das brennt mir jetzt ins Herz.

Und plötzlich horch, ein Donnerknall —
Zuſammen ſinkt mein Lieb,
Die Geiſter ſitzen wieder all
Zu Rathe ſtumm und trüb.

Ich aber bleibe fern der Schaar,
Fern den Geſellen trüb;

Ich bin ja jetzt ſo ſelig gar,
Ich habe ja mein Lieb!

Roſe.

Es war die Roſe bleich wie Schnee,
Der Mond ging leuchtend in die Höh,
Und tauſend Sterne ſilberrein
Im blaſſen Zuge hintendrein.

Und wie ſie nun am Himmel ſtand
Die lichte Saat im Glanzgewand,
Da ward dem Röschen bang und ſchwer,
Das arme Kindlein weinte ſehr.

Und ſieh, da blickt ſie himmelwärts,
Es zuckt ein Beben durch ihr Herz,
Denn dort der helle Sternenſchein,
Der ſchneidet ihr ins Herz hinein.

Es iſt als ob dort Kuß für Kuß,
Und jeder ſüße Liebesgruß,
Den ſie einſt gab dem milden Wind
Im bleichen Sternenkleide ſtünd.

Als wärn die weichen Küßchen all,
Die ſie getauſcht mit Nachtigall,
Hin in das blaue Aetherfeld,
Als blaſſe Leuchten hingeſtellt.

Und wie ſie rings das Flimmern ſieht,
Das ihrer ſtillen Lieb entblüht,
Da wird ſie röther immerdar,
Weil ihre Liebe offenbar.

Schönroſe ſtarb, — Zefir entſchwand,
Der fahle Herbſt ſchritt in das Land,
Süßnachtigall wohl weinte ſehr, —
Ach, ſie bekam kein Küßchen mehr!

Der alte Burgherr.

Alte Thürme, alte Zinnen
Habt ihr niemals noch gefühlt,
Wie in meinem Herzen drinnen
Qualenvoll der Schmerz gewühlt?

Saht wohl einſt den kühnen Jungen,
Wie er keck im Knabenkleid
Felſenauf und abgeſprungen
Ohne Harm und ohne Leid.

Saht den Jüngling, wie er fröhlich
Immerdar zu Roße ſaß,
Oder ſüßen Taumels ſelig
In den alten Sagen las.

Saht den Mann, wie er den Degen
Schwang zu ſeiner Huldin Preiß,
Daß ihm keiner trat entgegen
Aus dem hohen Ritterkreis.

Wie er zu dem Väterſaale
Eingeführt die ſchöne Maid,
Aus dem wonnigen Pokale
Schlürfte ſüße Seligkeit.

Brecht zuſammen, brecht zuſammen!
Habt ja eben auch geſehn,
Wie die milden Wonneflammen
In meinen Thränen untergehn.

Wie die Beſten, alle, alle
Uiberwältigt hat der Feind,
Wie in ſeiner Ahnenhalle
Trümmern ſtumm der Burgherr weint.

Wie das Große untergangen,
Und der kühne Heldenmuth,
Wie die Lieder all verklangen,
Die uns einſt geſchwellt das Blut.

Brecht zuſammen, brecht zuſammen,
Thürme, Zinnen, habt geſehn,

Wie aus edlem Reckenſtamme
Arge Zwerge auferſtehn.

Des Malers Lied.

Im ſtillen Stübchen ſitz ich da,
Vor mir die Staffelei,
Und tret ich dort dem Bilde nah,
So wird der alte Schmerz mir neu.

Hin vor das Bildniß muß ich knien,
Wie zu der Liebſten Grab,
Und heiße Thränenperlen ziehn
Die blaſſe Wang herab.

Des Herzens alte Wunde bricht,
Mein treues Blut entquillt,
Und eine dumpfe Stimme ſpricht:
Das war dein letztes Bild.

Da tauch ich in mein heißes Blut
Den Pinſel tief hinein,
Und tünche wohl in Liebeswuth
Damit des Bildes Lippen ein.

Die Lippen, da ſie friſch und roth,
Die waren ja mein höchſtes Gut:
Doch jetzt, da ſie ſo blaß und todt,
Verſiegle ſie mein Blut!

Und kaum, daß ich die That vollbracht,
So lieg ich todeswund,
Und blicke durch die finſtre Nacht
Entgegen der letzten Stund.

Roſe und Lilie.

Von der Roſe wußt ich Lieder,
Tauſend wohl und tauſend wieder,
Wunderhübſche, milde, feine —
Aber ſingen darf ich keine.

Denn mein Liebchen war die Roſe,
Die mit ſüßem Glutgekoſe,
Hundertfältig, aller Stunden,
Mich den Seligen umwunden.

Und von ſolchem heißen Lieben
Iſt mir nur der Gram geblieben,
Der im ewigen Umfaſſen
Mir vom Herzen nicht will laſſen.

Roſe ſtarb in ſüßen Düften,
Goß ihr Blut nach allen Lüften,
Und wo Roſenlichter ſchwammen,
Glühn jetzt bleiche Lilienflammen.

Lilie bin ich ſelbſt geworden,
Die das Schwert ſich wählt zum Orden,
Weil in bangen Liebesnöthen
Selber ſie ſich wollte tödten.

Darum weiß ich tauſend Sänge
Von der Roſe, Liebesklänge,

Zauberhafte, wunderreine,
Aber ſingen darf ich keine!

Epilog.

Kannſt du wohl dem Ton gebiethen,
Wenn er durch die Lüfte wallt?
Kannſt du's wehren wohl den Blüthen,
Daß ſie duften mannigfalt?

Und ſo halt ich nicht die Schmerzen,
Was im Buſen, ſei im Lied:
Bis verklungen all die Schmerzen,
Schweigt auch ſüßverſchämt das Lied.

Liebszauber, Schmerzenwunder,
Und ihr Lieder weich und graus, —
Steigt hinunter, ſteigt hinunter,
Nun iſt eure Herrſchaft aus!

Anhang.

Xenien.

Xenien ſchreib ich, zahme Xenien,
Und zerſtreu ſie allerwärts,
Und die arglos leichten Genien
Künden euch mein ganzes Herz.

Aber behandelt gelind ſie,
Zornig und giftig auch ſind ſie:
Fallen euch bellend als wahnſinnige Diſtichen an.

Deines Geiſtes Luſtakkorde
Sind die beſten Beifallsworte,
Deines Geiſtes ſtille Regung
Iſt die beſte Uiberlegung.

Deiner Neider giftge Waffen
Laß ſie bringen auf dich ein,
Perſerpfeile ſolcher Affen
Trüben nicht der Sonne Schein.

Nur das Hoffen, Lieben, Glauben,
Macht das wahre Leben aus:
Und der Menſch kamt jene rauben,
Reißen ſich aus dem heraus!

Wollten Dichter laut geſtehen,
Was ſie in dem Herzen tragen,
Würden andre wohl die Wehen
Anzuſtaunen nicht ertragen.

Wohl in dem Talente liegen
Schon der Welten Huldigungen,
Und was dieſe laut verſchwiegen,
Hat ſich ihnen ſtill entrungen.

Handle denkend, handle eilig,
Sonſt erweiſeſt du dich ärmlich:
Langes Zögern iſt langweilig,
Blindes Schaffen gar erbärmlich.

Liebe iſt das wahre Denken
Nach dem Buche der Natur,

Und der höchſte der Gedanken:
Gott, iſt reine Liebe nur.

Sollen wir der Andern ſpotten,
Daß ſie neidiſch, roh ſind?
Unter ſolchen argen Rotten,
Wie kömmts, daß wir froh ſind?

„Einerlei und Einerlei,
Iſt das endlich nicht zum Haſſen?"
Und kömmts einmal zweierlei,
Wißt ihrs erſt nicht anzufaſſen.

Was das Winſeln, Klagen, Flehen
Nützt es, oder hilft es doch?
Soll mirs einmal ſchlecht ergehen,
Warum macht ichs ärger noch?

Warum wir in Liedern klagen?
Laſſet, Freunde, euch belehren,
Weil die Kerzen dann nur leuchten,
Wenn ſie ſelber ſich verzehren.

Habt ihr nie in Acht genommen,
Wie ſich Herz und Schmerz ſo ähnlich?
Darum mag es wohl auch kommen,
Daß den Herzen Schmerz gewöhnlich.

Wo die Beſten ſtehen, ſich zu ſtellen,
Hieße große Meinung von ſich hegen,
Wo die Argen ſtehen, nicht zu fehlen,
Dürfte billigen Verdacht erregen.

Lieben, tändeln, küſſen, koſen,
Iſt der Ehe Vorgemach:
Alſo ſtehen vorn die Roſen,
Dornen kommen hintennach.

Hat dich etwas gar verdroſſen,
Nun ſo bleibe, bleibe ſtumm:
Deine bitterböſen Gloſſen
Wandeln ja das Ding nicht um.

Uibereilen, überweilen,
Beides müßte mich verdrießen,

's Eine heißt zur Hölle eilen,
's Andre ſich den Himmel ſchließen.

Wohl zum Mißgeſchicke
Wär Geduld der beſte Reim;
Weil ſich der nicht ſchickte,
Findet ſie ſich ſelten ein.

Wo des Enthuſiasmus Wimpel
Wehen, zieht die Kunſt hinein,
Und die Critikaſter Gimpel
Werden ewig kunſtlos ſeyn.

Willſt du nur auf Füßen ſchleichen,
Kömmſt du nie zur Poeſei:
Fliegend mußt du ſie erreichen, —
Füße trage nebenbei.

Warum ich ſo kleine Splitter
Aus der Sängerlyra ſchnitze?
Ach, es haben ja die Zitter
Mir zerſpellt der Liebe Blitze.

War ich doch mit meiner Liebſten
Wie 'ne Aſſonanz:
So in Vielem ganz verſchieden,
Nur in Einem ähnlich ganz.

's drängt ſich auf das Schiff der Dichtkunſt Alles,
Staunt ihr, daß es ſinket nach und nach?
's Schifflein iſt geräumig nicht des Schwalles,
Und der brave Steuermann ſchon ſchwach.

Immer ſetzen, immer ſetzen,
Heißt am End ja auch fanatiſch:
Biſt ja unter allen Sätzen
Selbſt am meiſten problematiſch.

Sänger aus dem Oriente
Sind die heiße Mittagſonne,
Sänger aus dem Occidente
Sind die ſtille Sternenwonne.

Das Publikum es iſt ein Gaul,
Hat ſchon ſo ſeine eignen Reiter:

Bisweilen iſt es raſch, — bisweilen faul,
Und oft — wills gar nicht weiter.

Witz iſt ein gefährliches Kind,
Iſt er gut, verwundet er all in der Runde;
Iſt er ſchlecht, ſo iſts Zeit, daß wach wir ſind,
Daß er den Vater nicht verwunde.

Und Epigramme, damit iſts gar aus:
Was nützt ſo ein Satyrerguß?
Die Einen machen ſich nichts daraus,
Die Andern — Fidibus.

Wenn dein Kartenhaus zerfallen,
Bau ein andres, wenn dirs frommt:
Danke doch dem Herrn vor allen,
Daß es dich nicht tödten konnt!

Eines bleibt euch unerläßlich,
Obs euch freue, obs betrübe;
Einſt wirds meiſtens unvergeßlich,
's iſt die Zeit der erſten Liebe.

Druckfehler.

Seite V. Zeile 7. lies Lenzesparadieſen ſtatt Lenzensparadieſen
— 10. — 8 — von ſtatt vor
— 14. — 7. — nach „tauchen“ in
— 43. — 2. — im ſtatt in
— eb. — 9. — Und ſtatt Um
— 44. — 5. — blickſt ſtatt blick
— 56. — 4. — ſchwerem ſtatt ſchweren
— 64. — 9. — daß ſtatt das
— eb. — 13. — nach „mich“ zum
— 68. — 4. — von ſtatt vor
— 69 — 13 — Menſchen ſtatt eMnſchen
— 70 — 5. — Wunden ſtatt Stunden
— 91. — 11. — nach Meduſen . ſtatt ;
— 101 — 5. — von ſtatt vor
— 103 — 15. — deinen ſtatt ſeinen
— 112 — 4. — umflicht ſtatt umfliecht
— 129. — 12 — Liebeszauber ſtatt Liebszauber.
— 131. — 3. — konnt ſtatt kamt.

Romanzen,
Lieder und Sonette

von

Manfred.

Zweites Bändchen.

Prag:
Kronberger und Weber,
1828.

Neuere
Gedichte

von

Manfred.

Prag:
Kronberger und Weber,
1828.

Inhalt.

Die Poeſie. Prolog . . . . Seite 3
Aufruf . . . . — 10
Das Kreuz auf der Höhe. Reiſelied . . . . — 12
Verwandlungen . . . . — 15
Liebesſtufen . . . . — 17
Übermuth . . . . — 21
Trinklied . . . . — 24
Erwachen . . . . — 28
Aus dem Buche der Liebe . . . . — 31
1. Fragen. — 2. Einerlei. — 3. Ihre Launen. — 4. Perle, Roſe und Lied. — 5. Wechſelleid. — 6. Liebesgeheimniß. — 7. Der Mirthenzweig. — 8. Die Pappeln. — 9. Gute Nacht. — 10. Liebeswunder. — 11. Augenſprache. — 12. Lilie und Roſe. — 13. Liederelemente. — 14. Verſtand und Herz. — 15. Mythe.
Tag und Nacht . . . . — 56
Vertrauen . . . . — 57
Wehmuth . . . . — 58
Der Brief . . . . — 59
Sehnſucht . . . . — 60
Heimſuchung . . . . — 61
Neues Leid . . . . — 62
Gleichniß . . . . — 63
Ihre Krankheit . . . . — 64

Ihre Geneſung . . . .
Der Spiegel . . . . Seite
In der Fremde . . . . —
Der Strom . . . . —
Ihr Zimmer . . . . —
Nachhall . . . . —
Der Himmel . . . . —
Lohn des Liedes . . . . —
Schwärmerei . . . . —
Mädchenzauber . . . . —
Hebelieder . . . . —
1. Die Geliebte. — 2. Hebe. — 3. Die Schenkin. — 4. Toaſt. . . . . — 8
Die Sonne . . . .
Der Mann . . . . — 8
Mein Herz . . . . — 9
Böhmens Neujahr . . . . — 9
Sendung . . . . — 9
Lenzbrief . . . . — 10
Roſenepiſtel . . . . — 103
Lieder vom Bade . . . . — 107
1. Dem Waſſer. — Vergleichung. — 3. Am Quell. — 4. Vom Baden. — 5. Die Roſe. — 6. Ihr. . . . — 109
Nacht . . . .
Träumen . . . . — 121
In Carlſtein . . . . — 123
Eigene Weiſe . . . . — 126
Der Grauſamen. Italieniſch . . . . . — 129
Der Dichter. Epilog . . . . — 134
. . . . — 135

Romanzen,

Lieder und Sonette.

Die Jugend, die vorüberfuhr,
Wird ſich im Liebe paaren,
Mit jener, die auf Edens Flur
Nicht wird vorüberfahren

Prolog.

Die Poeſie.

Lieb hab ich ſie all,
Wie ſie da heißen:
Muſik, die Nachtigall,
Mit ihren herrlichen Weiſen,
Mit ihrem klagenden Laut,
Der ſchmelzend niederthaut,
Oder mit ihren Wettern,
Die Herzen können zerſchmettern.

Und die ſtille malende Kunſt,
Geſchaffen, daß ſie entzücke,
Die mit freundlicher Gunſt
Feſthält die Augenblicke,
Und was ſie der Natur
Ablernt auf grüner Flur,
Oder in ſchöner Augen Klarheit,
Bewahrt in treuer Wahrheit.

Und dann das hohe Weib,
Das mit kühnem Zwingen
Den allerſchönſten Leib
Dem Stein weiß zu entringen,
Die Mutter Laokoons,
Die den Schmerz ihres Sohns
Und die Schlangen der Qual, die wilden,
In Marmor weiß zu bilden;

Sie, auf deren Wink
Erſtehen Rieſenkoloſſe,
Im weiten Zeitenring
Die kräftige, große,
Die nach Jahrhunderten noch
Trotzt jeglichem Zeitenjoch,
Und mit kräftigem Mahnen
Den Enkel weiſt auf die Ahnen.

Dann mit dem Winkelmaaß
Die ſchöne, nahverwandte,
Die mit dem Zirkel niederſaß

Und kühne Bogen ſpannte,
Und Dome luſtig groß
Entzaubert dem Erdenſchoos,
Die rieſig empor geſtiegen
Und, Wunderwerke, vor uns liegen.

Und ſie, die zu heben weiß
Den Geiſt auf ſcharfen Blicken,
Und zu dem Sternenkreis
Aufbauet kühne Brücken,
Die Sonnen und Räume mißt,
Wann ſie nicht im Keime iſt,
Und wo ſie entſtanden, Wunder
Vom Himmel wahrſagte herunter.

Doch vor allen lieb
Iſt mir die Eine,
Mit dem Flammentrieb,
Die herrliche, reine,
Die Zauberin Poeſie,

Die mit verliebter Müh
Sich Feenreiche geſtaltet,
Drin ſie als Königin waltet.

Die mit unendlichem Licht
Erfüllt das Menſchenauge,
Damit es das Angeſicht
Der Göttin zu ſehen tauge,
Damit es im Himmelsraum
Erſpähe den Himmelsbaum,
Aus deſſen goldenen Zweigen
Segen und Luſt herniederſteigen.

Sie, die Prometheusgleich
Den Sonnenfunken entwandte,
Wodurch ſie das Reich
Des Menſchenherzens entbrannte,
Auf daß es auflodere hell,
Das Höchſte fodere ſchnell,
Und mit reinen Liebesflammen
Schlage um ihr Bild zuſammen.

Die ſelbſt ein Wunderbaum,
Daran vieltauſend Aeſte,
In deſſen frohem Raum
Viel liebe Sängergäſte,
An deſſen grünen, rauſchenden
Gezweigen alle Lauſchenden,
Wie Abſolon, bleiben gefangen
Mit dem Haar der Gedanken hangen.

Ihr geflügeltes Wort
Erklingt als ſüße Kunde,
Wandelt von Ort zu Ort
Und von Mund zu Munde:
Jahrhunderte klingen es nach
Und Enkel ſingen es nach
Im Süden und im Norden
Zu kräftigen Akkorden.

Und die Erde iſt Poeſie,
Und Poeſie iſt der Himmel,
Mit all ihrem Schönen die

Und ihrem frechen Getümmel,
Der mit ſeiner Unendlichkeit
Und reiner Verſtändlichkeit,
Mit ſeiner ewigen Wahrheit
Und ſeligen Klarheit.

Ihr Odem weht überall,
So in Kieſen und Erzen,
Wie im Liede der Nachtigall
Und klopfenden Herzen;
Sie eint den Sternenglanz
Mit der Blumen fernem Kranz,
Und treibt den Gedanken
Hinaus in unendliche Schranken.

So walten und geſtalten
Sich ihre Wunderwerke,
Und halten und entfalten
Den Himmel mit Kraft und Stärke:
Blühn in der Blume auf,
Thun ſich im Heiligthume auf,

Und entkeimen und entſproſſen
Allem Schönen und Großen.

Wo aber das Geringe ſich
Entwickelt in Kleinheit,
Oder niedere Dinge ſich
Zeigen in Gemeinheit,
Verklingt ihr ſüßer Hall
Und wird zum Donnerſchall,
Drin ſich ihr Zorn entledigt
Und ewige Strafe predigt.

Denn eine Glut iſt Poeſie,
Die verzehret und ſich erweitert,
Metall begehret ſie,
Damit es werde geläutert:
Doch naht ihr niedres Holz,
So bäumt ſie auf in Stolz,
Und nagt mit zürnenden Flammen
Es bald in Nichts zuſammen.

Aufruf.

Hinaus in Gottes Welt, hinaus,
Zu Abend und zu Tag,
Daß jeder in dem Segenshaus
Sich ſtill erfreuen mag;

Sich ſtill erfreu an Gottes Huld,
An ſeines Nächſten Glück,
Und dann dem Herrn abtrag die Schuld
In einem Thränenblick.

Denn wie den ſüßen Roſenſchrein
Aufthut der Sonnenglanz,
So ſcheint er auch ins Herz hinein
Und macht es freudig ganz;

Und wird zum lichten Strahlenſteg,
Worauf die Seele wallt,
Bis ſie beendet jenen Weg
Und macht im Himmel Halt.

Des Abends aber wenn im Blau
Die Mondesleuchte hangt,
Und um den großen Himmelsbau
Der Sterne Heer ſich rankt:

Da gleicht der Menſch der Muſchel ganz,
Eröffnend ſich mit Luſt,
Damit der ſegenreiche Glanz
Heimſuche ihre Bruſt;

Damit die Perle drin, das Herz,
Sich ſpiegl in Gottes Schein,
Und was da ſtrahlet obenwärts
In ſich auch ſchlürfe ein.

Drum froh in Gottes Welt hinaus
Zu Abend und zu Tag,
Daß jeder in dem Freudenhaus
Sich ſtill ergötzen mag.

Damit was Nachts die Himmelsglut
Erregt in ſeiner Bruſt,

Er über Tag mit frohem Muth
Vollbring und frommer Luſt;

Und was erregt des Tages Schein
In ſeinem Herzensraum,
Nachtüber ſich ihm mild und fein
Verſchling zum ſelgen Traum.

Das Kreuz auf der Höhe.

Reiſelied.

Die Stunden fliehn, der Weg iſt lang,
Doch weil' ich gerne hier:
Du Friedensholz ſo ſchlicht und ſchlank,
Wie winkſt du ſegnend mir.

Biſt wohl der große Palmenbaum,
Der in die Himmel rankt,
Und in dem lichten Sternenraum
Mit ewgen Blüten prangt?

Die große Segensblume, ſo
Aus heilgem Blute keimt,
Aus deren Wunderkelche froh
Der Menſchheit Segen ſchäumt.

Und wie ich alſo denke ſtill,
Da rauſcht es rings und klingt,
Als ob das Kreuzbild ſprechen will,
Als ob der Felſen ſingt:

— Kennſt du mich denn ſo wenig nur
In meiner Macht und Pracht,
Steht meines Lichtes heilge Spur
Vor dir in trüber Nacht?

Sie nennen mich auf weiter Welt
Das große Wunderſchwert,
Das Er, der heilge Himmelsheld,
Gepflanzet in die Erd;

Gepflanzet in die Welt, daß da
Mag ewig Friede ſein,

Und daß das Schwert vom Golgatha
Als Richter ſehe drein.

So ſchau ich liebreich von den Höhn
Jahrtauſende ſchon lang,
Und all die Menſchen gehn und ſtehn
Bei mir mit frommem Sang;

Und halte wie ein Kuppelſtein
Zuſammen alle Welt,
Bis einſt im vollen Strahlenſchein
Zurücke kehrt mein Held. —

So rauſcht es rings zu mir heran
Mit wundervollem Wort,
Die milde Abendröthe ſpann
Am Purpurrocken fort:

Mir aber ward ſo wohl zu Muth,
Zum Kreuze blickt ich reg',
Empfahl mich jener heilgen Huth
Und ging dann meinen Weg.

Verwandlungen.

Nachtigall auf hohem Baum,
Roſe in dem Garten unten,
Saget an den Liebestraum,
Der ſo ſinnig euch umwunden.

Und die Nachtigall begann:
Sieh, mir träumt' ich wäre Roſe,
Und ich dachte ſchon und ſann,
Wie ich mit dem Liebchen koſe.

Guten Morgen! Aufgewacht!
Rief ich rings mit duftgen Worten,
Gute Nacht, ach, gute Nacht
Zu der liebſten Roſe dorten.

Da begab ſichs wunderbar,
Daß ein Dichter hergekommen,
Der das Liebchen ſüß und klar
Von der Seite mir genommen.

Uiber ſolchem Schmerz erwacht
Bin ich noch zur guten Stunde,
Doch vergeß ich jene Nacht
Nie, und nie die Roſenwunde. —

Sprach die Roſe drauf gar trüb:
Seltſam ging es mir im Traume;
Alle hatten rings mich lieb,
Von der Raupe bis zum Baume.

Sieh, da ward ich plötzlich zur
Schlanken Nachtigall umſchaffen,
Welche Minnelieder nur
Führt als ſüße Liebeswaffen.

Und der Baum rief alſogleich:
Fühlſt du wohl mein treues Lieben,
Und wie ich ſo überreich
Bin an Frucht und Liebetrieben?

Klagend zog der Waſſerfall:
Blicke einmal in mich nieder!

Menſchen ſeufzten: Nachtigall,
Wer ach, lehrte dich die Lieder?

Nur die Eine, die mir lieb,
Der mein Herz treu zugewendet,
Blieb allewig ernſt und trüb,
Hat mir keinen Blick geſendet.

Wer wohl klagte nicht, daß ſolch
Unglück ſich mit mir begeben, —
Endigte der Roſendolch
Doch mein Nachtigallenleben!

Liebesſtufen.

Wenn der Jüngling geht ans Dichten,
Iſt das Herz ihm übervoll,
Und er weiß nicht, was berichten,
Was er von ſich ſagen ſoll?

In ſich ſelbſt iſt er verſunken,
Die Erfahrung iſt ihm fremd,
Und von ſich ſingt er nun trunken,
Halb im Ernſte, halb verſchämt.

Doch das eigne junge Leben
Iſt zu arm an That und Kraft,
Drum muß Poeſie verweben
Dem Gefühl die Leidenſchaft.

Seiner Seele Kraftgebilde
Hüllt ein Trauerſchleier ein,
Immer muß die Qual, die wilde,
Und die Pein zu Handen ſein.

Seiner Dichtung Luftgeſtalten
Fließen nächtig grau in grau,
Ohne klar ſich zu entfalten,
In ein wolkenloſes Blau.

Unter Schlacken fließt der Goldquell,
Aendern kann es nur die Zeit,

Die die Edelerze, goldhell,
Endlich allen Schlamms befreit.

In die zweite Periode
Tritt der Jüngling nun mit Luſt,
Wo der Liebe kühne Ode
Neubeſeligt ſeine Bruſt.

Seiner Liebe engverwachſen
Iſt das All, und Welt und Zeit
Dreht ſich um die Zauberachſen
Seiner Liebesſeligkeit.

Was an Schmerz zurückgeblieben,
Wird der Liebe jetzt vereint,
Weil von Allen die da lieben,
Jeder manchmal heimlich weint.

Aber Lieder und Gedanken
Sind beſtimmter ſchon und klar,
Denn nun iſt kein irres Wanken
Und das Ziel ſchon offenbar.

Nur noch eine Umgeſtaltung,
Daß es übrall werde Licht,
Und dem Bilde fehlt die Haltung,
Leben dem Gedichte nicht.

Da durchzuckt mit tauſend Strahlen
Die Natur ihn und das All,
Und es bricht zu tauſendmalen
Dieſes Licht ſein Herzkriſtall.

Uibrall iſt nun andre Farbe,
Alles hat den rechten Schein,
Und ſogar die Wundennarbe
Muß zum edlen Schmuck ſich weihn.

Die begeiſternden Ideen,
Die der Schoos der Schöpfung trägt,
Läßt er blühend auferſtehen,
Durch die Hoheit angeregt.

Alles Halbe wird vollendet,
Den Gebilden kommt die Ruh,

Alles was er ſtrebet, wendet
Sich der Lebensſonne zu.

Denn es kann nur Dichter geben,
Die Natur hat aufgeſäugt,
Weil der Poeſie das Leben
Erſt die wahre Größe zeigt.

Uibermuth.

Mein Blut iſt heiß, mein Auge hell
Und überſtark mein Arm,
Hinein zum glühen Lebensquell,
Daß ich darin erwarm';
Denn wer nur langſam und nicht ſchnell
Hineinſtürzt in den Schwarm,
Der findet Gift an jeder Stell,
Und ſtatt der Freuden Harm.

Drum möcht ich raſch ſo in die Welt,
Wie Gottes Blitz hinein,

Der licht und ſchnell herniederfällt
Mit rothem Flammenſchein;
Und ſchlöße gern die ganze Welt
In meinem Buſen ein,
Denn wer es nur mit Einem hält,
Muß arg verblendet ſein.

Und was da bieder, gut und ſchön,
Das wär mein eigen dann:
Mein wär die Blume auf den Höhn,
Mein jeder deutſche Mann,
Und alle Sterne, die da ſtehn
Im Aetherocean,
Und alle Frauen, die da gehn
Wie Roſen angethan;

Und alle Vöglein, die da ziehn,
Ein ſchön verkörpert Lied,
Und alle Sänge, die da blühn
Aus innigem Gemüth,
Und jedes fromme, heiße Glühn,
Das zu den Sternen ſieht,

Und alle Pflanzen, die da grün
In Oſt und Weſt und Süd.

Dann wehe jedem frechen Wicht,
Der, feindlich meiner Bruſt,
In meiner Wonn mir widerſpricht
Und ungeſtümen Luſt;
Denn wer des Lahmen Krücke bricht,
Iſt wie ein Bube juſt,
Wenn er im Hermelin auch dicht
Am goldnen Throne fußt.

Doch alles ach, iſt eitler Schein
Und nur erträumte Pracht,
Die Zeit bedeckt die Schwärmerein
Der Wünſche nur mit Nacht.
Und obs auch nicht kann alſo ſein,
Wie ich es mir gedacht,
So trank ich froh doch meinen Wein,
Und hab dies Lied gemacht.

Trinklied.

Chor. Schenke, fülle raſch den Becher,
Trinker, ſtürze raſch ihn aus:
Segen über jeden Zecher,
Segen über Haus und Schmaus!

Was wir lieben, möge leben!
Denke Jeder, was ihm paßt,
Was ſein Herz mit frohem Beben
Und mit Seligkeit erfaßt:
Allen Böſen ſei vergeben,
Und der Feind uns nicht verhaßt;
Bündniß, mit dem Blut der Reben
Unterſchreibt dich jeder Gaſt.

Chor. Schenke, fülle raſch den Becher ꝛc.

Und nun herzlich angeſtoßen,
Bringt ein neues Lebehoch
Allem Schönen, allem Großen,
Das entragt dem Zeitenjoch.

Alles Niedre ſei verſtoßen,
Das ſich ſcheu vorm Licht verkroch;
Fließe, wie einſt Blut gefloſſen,
Rebenblut für Großes noch!

Chor. Schenke, fülle raſch den Becher ꝛc.

Was wir brauchen! — denkt mit nichten
Egoiſtiſch den Verein —
Was zum Leben und Verrichten
Nöthig muß vorhanden ſein:
Nöthig, wie das Herz zum Dichten,
Nöthig wie zum Trunk der Wein, —
Weil wir niemals drauf verzichten,
Laßt ihm einen Becher weihn.

Chor. Schenke, fülle raſch den Becher ꝛc.

Was wir wünſchen! Ach ſo ſelig
Iſt ein ganz zufriednes Herz,
Und die Wünſche ſind unzählig,
Leider jede Stunde lehrt's.
Angeſtoßen, daß allmählig

Sehnſucht ſchwinden mag und Schmerz,
Darauf trinkt der Zecher fröhlich
Halb im Ernſte, halb im Scherz.

Chor. Schenke, fülle raſch den Becher ꝛc.

Was wir küſſen, ſei geprieſen,
Küßt doch Jeder mit Geſchick;
Alles iſt uns zugewieſen,
Sei es Unglück oder Glück:
Kuß aus Liebesparadieſen,
Scheidekuß mit naſſem Blick; —
Küßt die Becher, daß in dieſen
Auch kein Tropfen bleibt zurück.

Chor. Schenke, fülle raſch den Becher ꝛc.

Unſern Zeiten: doch wir wollen
Ernſt auch nehmen ernſte Zeit;
Manches wird erſt kommen ſollen,
Manches iſt ſchon längſt bereit.
Vieles liegt noch unter Schollen,
Vieles prangt im Frühlingskleid:

Glück und Zukunft! thut aus vollen
Bechern Alle drauf Beſcheid.

Chor. Schenke, fülle raſch den Becher ꝛc.

Unſern Brüdern! o wie viele
Faßt der ſchöne Name nicht,
Die nach einem großen Ziele
Ringen nach demſelben Licht,
Die im großen Weltgewühle
Niemals unſer Arm umflicht:
Allen ſei mit Hochgefühle
Dieſes Grußes Vollgewicht!

Chor. Schenke fülle raſch den Becher ꝛc.

Nun das letzte Glas dem Weine,
Der uns Alle fröhlich macht,
Der dem traulichen Vereine
Frohſinn hat und Luſt gebracht.
Hoch! und nicht allein der Eine,
Der uns hier entgegenlacht, —

Alle Weine, hell und reine,
Ausgeſchlürft bei Tag und Nacht!

Chor. Schenke, fülle raſch den Becher ꝛc.

Erwachen.

Es war der Frühling längſt herangekommen,
Ich aber lag im Winterſchlafe tief,
Und hatte nicht den Jubelruf vernommen,
Der jeden auferweckte, der da ſchlief.

Auf ſchlugen Blumen ihre Farbenaugen,
Die Wieſen thaten ſich gar prächtig an,
Und, neue Frühlingsſtrahlen einzuſaugen,
War jedes Herz und Auge aufgethan.

Die Fluten rauſchten liſpelnd in die Lüfte,
Die Vöglein ſchlugen hell im Blätterhaus,
Der Himmel ſandte ſeine milden Düfte
Und Nachts die ſtille Silberheerde aus.

Da freuten rings ſich Alle, die da wallten,
Ein Jeder jauchzte, jubelte und ſang:
Es war, als ob ein Blühen und Entfalten
Aus Menſchenherzen wie aus Knospen drang.

Doch all die holden Zauber, ach ſie trafen
Mich nicht, und ich verſtand ihr Weſen kaum,
Mußt ich doch ſtets im Winterſchlummer ſchlafen,
Und ſah das Schöne alles nur im Traum.

Der Frühling zog als milder Segenüber,
Der ſüßen Blüthenbalſam niedergießt,
In meinem inneren Geſicht vorüber,
Und hat mich nur im holden Traum begrüßt.

Ich aber ſchlief, er ging und kehrte wieder,
Und neu begann des Spieles heitre Pracht,
Und ſank als ſchönes Traumbild auf mich nieder,
Doch riß michs nicht aus meiner Winternacht.

Da kam die Liebe mit den Himmelsklängen,
Worin ein Meer von ſtiller Wonne fließt,

Und hat mit paradieſiſchen Geſängen
Mich aus den tiefen Träumen aufgeküßt.

Sie hat den Schlaf vom Auge mir geſungen,
Sie hat den Schmerz vom Herzen mir gekoſt,
Sie hat mit Seligkeiten mich durchdrungen,
Mit Hoffnung und mit wunderbarem Troſt.

Sie hat mich Alles, Alles kennen lehren:
Den Himmel, der ein Abbild iſt von ihr,
Die tiefe Harmonie dort in den Sphären,
Die ſchöne Wirklichkeit im Lenze hier.

In ihrem Auge, wie in einem Spiegel,
Da ſah ich Alles wundervoll und rein,
Die Seele mit dem mächtgen Himmelsflügel,
Die Welt, das Leben, Schaffen und Gedeihn.

Eh ich noch durch der Liebe Ruf erwachte,
Da war mein Leben nur ein ewger Gram,
Weil ichs im trüben Winterſchlaf verbrachte,
Selbſt wenn der Frühling in die Fluren kam.

Nun ſich die Liebe meiner angenommen,
Iſt aufgegangen mir ein Stern der Luſt:
Der Frühling mag nun gehen oder kommen,
Für ewig iſt es Lenz in meiner Bruſt.

Aus dem Buche der Liebe.

1. Fragen.

Frage mich nicht, ob ich liebe?
Uiberflüßig iſt dies Wort,
Wo ein Herz im Flammentriebe
Ringt zu ſeinem Himmelsport;
Wo die Seele lebt im Trachten
Und im ewigen Verſchmachten,
Wo die Trennungsſtunden trübe,
Heiße Liebesglut iſt dort.

Frage nicht nach meiner Treue:
Blumen müſſen aufwärts ſehn,

Muß in ſeiner Sonnenreihe
Sich der Stern nicht ewig drehn?
Iſts dem Kämpfer je geſtattet,
Daß er vor dem Ziel ermattet?
Glaubt ihr denn, daß ich, der Freie,
Schlechten Weges werde gehn?

Lieb und Treue, Treu und Liebe
Halten aneinander feſt,
Wie im großen Weltgetriebe
Sich genüber Oſt und Weſt;
Denn aus gleicher Wurzel ſtammend,
Und zu gleichem Himmel flammend,
Sagen laut ſie: Liebe übe,
Wer von Treue niemals läßt.

Frage mich nicht, wem ich weihe
Meiner Seele ſtille Glut,
Und in welcher Haft dies ſcheue
Herz ſo eng gefangen ruht?
Eine iſt es, lieb wie keine,
Eine engelſchöne, reine,

Deren Aug in holder Bläue
  Niederlächelt mild und gut.

Aber frage mich auch nimmer,
  Ob ich wieder bin geliebt?
Ob auch ihres Auges Schimmer
  Süßen Hoffnungsſtral mir gibt?
Ob ſie liebend mich verſtanden,
Rettung übend aus den Banden,
Oder ob ſie grauſam immer
  Dieſes arme Herz betrübt?

Frage nicht: ich müßte weinen,
  Wär ſie meiner Leiden Grund,
Machte mich ihr hold Erſcheinen
  In der Seele doppelt wund;
Frage nicht: ich müßte ſchweigen,
Wäre liebend ſie mein eigen, —
Denn dies Glück gibt Eine Einem
  Und der Eine Keinem kund.

2. Einerlei.

Im Gebüſch auf leichtem Zweige,
Sitzt die Nachtigall im Mai,
Ob ſie ſinge oder ſchweige,
Iſt ihr wohl nicht einerlei.

Baumbelaubt im Mondenſcheine
Steht ein Jüngling gut und treu,
Ob er juble oder weine,
Iſt ihm wohl nicht einerlei.

Aber am Balcone drüben
Lehnt ein Mädchen ſchlank und frei:
Lieben oder tief betrüben,
Ach, — es gilt ihr einerlei!

---

3. Ihre Launen.

Du biſt ſo ſchön wohl wie das Glück,
Doch auch ſo wetterwendig,
Bald iſt er leer, dein ſchöner Blick,
Bald glühend und lebendig.

Jetzt iſt er zürnend, wie das Meer,
Bald flammend, wie ein Feuer,
Jetzt fröhlich ganz und thränenleer,
Und bald im Perlenſchleier.

Jetzt tönt dein Mund: ich bin dir gut,
Bald ſpricht er: flieh Verhaßter;
Bald droht, bald in der meinen ruht
Die Hand von Alabaſter.

Jetzt ſagſt du treu: ich habe Recht,
Bald meinſt du, daß ich ſpotte;
Du machſt mich heut gering und ſchlecht,
Und morgen mich zum Gotte.

Und ſo dem Glücke gleicheſt du,
Das Füllhorn in den Händen,
Mit einem Händedruck kannſt du
So vieles Glück ja ſpenden.

Du biſt mit einem Worte wohl
Mein Richter und Vernichter,

Mit einem Blick ſo ſeelenvoll
Die Sonne für den Dichter.

Du biſt der Stern dort in der Au
Der tauſend lichten Himmel,
Du biſt der Gott, dem ich vertrau
Im irdiſchen Getümmel.

O wende nicht den Blick von mir,
Betrübe nicht mein Leben:
Denn wie ich bin, ſo bin ich dir
Und deiner Huld ergeben.

4. Perle, Roſe und Lied.

Jede Thräne, die ich weine,
Wird zur holden Perle dir,
Die mit liebeſanftem Scheine
Dienen muß zu deiner Zier.

Jeder Seufzer, den ich ſtöhne,
Wird zum lieblichen Gedicht,

Der von dir, du milde Schöne,
Und von deinen Reizen ſpricht.

Jedes Blatt, das ich dir ſende,
Voll von Klagen und von Glut,
Wird zur ſüßen Roſenſpende,
Die an deinem Buſen ruht.

Und ſo iſt dir wohl im vollen
Perlenſchmucke keine gleich,
Denn mein Schmerz, dem ſie entquollen,
Iſt an ihnen ewig reich.

Uiberreich biſt du an Sängen
Und an ſüßer Liederluſt,
Denn ſo viele Seufzer engen
Tagesüber meine Bruſt.

Und ein holder Roſengarten
Muß dein Buſen wohl ſchon ſein,
Weil ſich Klagen aller Arten
Bei mir aneinander reihn.

5. Wechſelleid.

Nacht, die gute Dame,
Liebt den ſüßen Tag,
Der die wunderſame
Nie umfaſſen mag.

Doch den Mond, den lieben,
Lohnt ſie nur mit Haß,
Wegen ſolchem trüben
Schmerz ſieht er ſo blaß.

Nachtigall, die weiche,
Iſt dem Monde gut,
Der im Sternenreiche,
Sie vergeſſend, ruht.

Roſe hat die ſüße
Nachtigall ſo gern,
Wie im Paradieſe
Heilige den Herrn.

Und was will ich weinen:
Daß treulos mein Lieb?
Geht es Blumen, Steinen,
Sternen auch nicht trüb?

Alle weinen, ſehnen,
Dieſer dies, der das:
Drum ſo viele Thränen,
Drum ſo viele blaß!

Und vielleicht noch ächte
Lieb hegt mir ein Herz,
Nur daß es das rechte
Nicht iſt, bringt mir Schmerz.

6. Liebesgeheimniß.

Was an Liebe du erfahren,
Trage tief in deiner Bruſt,
Wo es keiner mag gewahren,
Keinem außer dir bewußt.

Sieh den Berg, im Felſenherzen
Wie er alles wohl verbirgt,
Was er je an edlen Erzen
Oder Steinen ausgewirkt.

Sieh die Perlen, wie Gedanken
Schlafen ſie im Muſchelhaus,
Das ſie innen ganz durchranken,
Niemals treten doch heraus.

Und dein eignes Herz, der Rieſe
An Gefühlen und an Glut,
Sieh, wie es im Paradieſe
Deiner Bruſt verborgen ruht.

Alſo deine Liebe wahre
Tief in deines Buſens Schrein,
Das Geheimniß offenbare
Der Geliebten nur allein.

Denn nur Liebende beglücken
Kann die Liebe — Andre nicht:

So wie Sterne nur entzücken,
Die da ſehen, — Blinde nicht.

7. Der Mirthenzweig.

Auf des Ganges raſchen Wogen,
Seht den ſchönen Mirthenzweig,
Des Geſanges Vögel zogen
Einſt um jenen Mirthenzweig;
Segelſchnell wird er getrieben
Jetzt ins unermeßne Meer:
Vögel, wo ſeid ihr geblieben,
Holt ihn keiner wieder her?

An des Ganges Uferrande
Wandelt ſtill ein Jüngling hin,
Trüben Klanges durch die Lande
Läßt er ſeine Lieder ziehn;
Lotosblumen neigen leiſe
Ihre Kronen all vor ihm,
Und ins Auge ſteigen heiße
Thränen ihm mit Ungeſtüm.

Nach der Flut ſieht er mit Weinen,
Die den Mirthenzweig entführt,
Bis dem Meere ſich vereinen
Strom und Mirthenzweiglein wird:
Und kein Nachen, zu erjagen
Jenen Flüchtling, iſt zur Hand,
Und kein Vogel, welcher tragen
Wieder möchte ihn ans Land.

Heilger Strom, du reinigender,
Den Brahmana ausgeſandt,
Jetzt ein Herzenpeinigender,
Weil das Liebſte du entwandt;
Gib zurück die grüne Beute,
Glück zurück und Herzensruh,
Und dann kühner Pilger ſchreite
Deinem großen Brautbett zu.

Aber ach, die Wogen ziehen
Und das Mirthenzweiglein fort,
Sterben wird es und verblühen
In der Wellenwüſte dort:

Bald wird auch der Jüngling enden,
  Ein verblühnder Mirthenzweig;
All dies Unglück konnte ſenden
  Ein entfliehnder Mirthenzweig.

---

8. Die Pappeln.

Vor dem Fenſter meiner Lieben
Stehen Pappeln, wunderſchön,
Die mit ihren hohen Trieben
In die weite Ferne ſehn.

Abends rauſchen ſie ſo milde
Mit verſtändlichem Getön,
Scheinen ihrem lieben Bilde
Traute Grüße zuzuwehn.

Oftmals ſtand ich voller Wonnen
Unterm Blätterlabirinth,
In Gedanken eingeſponnen
Und in ſüßes Traumgewind.

Die Gedanken, ſie verſanken,
Wie verweht vom Abendwind, —
Wohin alle die Gedanken
Damals wohl gekommen ſind?

In die Pappeln aufgeſtiegen
Sind ſie alle ganz gewiß,
In den Blättern ſich zu wiegen,
Bis mein Lieb ſich ſehen ließ.

Darum rauſchen Abends Töne
In den Pappeln mild und ſüß:
Deines Treuen, holde Schöne,
Leiſer Liebesgruß iſt dies.

9. Gute Nacht.

Gute Nacht, du ſüßes Kind,
Mögen Engel dich behüten,
Und der Schlummer leis und lind
Seinen Segen dir entbieten.

Gute Nacht, und träume ſüß
Von den Roſen, deinen Schweſtern,
Die im Erdenparadies
Morgen blühen ſo wie geſtern.

Gute Nacht, und denke mein
Mindeſtens in holden Träumen,
Mochteſt ſo im Tagesſchein
Meiner zu gedenken ſäumen.

Gute Nacht, und bleib mir gut,
Lächle gütig mir entgegen,
Deiner Blicke Zauber ruht
Auf mir wie ein milder Segen.

Gute Nacht, die Aeuglein zu,
Schließ die holden Blicke gerne,
Schöner, ſelbſt in Schlafesruh,
Sind ſie doch als alle Sterne.

10. Liebeswunder.

Uiber Allen, wie ein Himmel,
Iſt die Liebe ausgeſpannt,
Drin ein lichtes Sterngewimmel
Von Gefühlen allerhand.

Fröhlich ſieht der Mond hernieder,
Gehn Verliebte Hand in Hand,
Herz und Sinn und Augenlieder
Sich und ihm nur zugewandt.

Und die goldnen Sterne ſtehen
Wie ein Hochzeitfackelbrand,
Um das Brautfeſt zu beſehen,
Das ſich hier zuſammen fand.

Stern- und Engelblick hinunter,
Menſchenaug hinaufgewandt: —
Solche zauberhafte Wunder
Bringt die Liebe nur ins Land.

11. Augenſprache.

Wunderbares Stelldichein,
Süßes Blickbegegnen,
Wo zwei Augen himmelrein
Den Geliebten ſegnen.

Augen, die den Himmelsglanz
Still in ſich vereinen,
Und mit lichtem Strahlenkranz
Mild entgegenſcheinen.

Wonne, die ſo ſüß verwirrt,
Schüchternes Verzagen,
Schweigen, das zum Jubel wird,
Leid, ſüß zu ertragen;

Ungemeßne Fröhlichkeit
Ausdruck, unerreichbar,
Stumme Augenſeligkeit,
Der kein Glück vergleichbar;

Wort, das jedes Herz erweckt,
Zeichen, ſüß und kenntlich,
Reicher Engeldialekt,
Liebenden verſtändlich!

Kann es eine Sprache je
Allgeſammt erfaſſen,
Was an ſüßem Wohl und Weh
Blicke wiſſen laſſen?

Wie der Augen Wunderglut
Herzen kann durchwühlen?
Was der Augen Wunderflut
Herzen kann entſpülen?

Und ſo kann den allerſeits
Blicke nichts erreichen,
Nicht das ſchönſte Lied an Reiz
Augenliedern gleichen.

Darum ſoll geprieſen ſein
Holdes Blickbegegnen,

Süßes Augenſtelldichein,
Wo ſich Herzen ſegnen.

Blickbegegnen, Liebesmai,
Lenz der Liebesblüten,
Wo zwei Herzen, gut und treu,
Jubelnd ſich verriethen.

---

12. Lilie und Roſe.

Die Lilje und die Roſe
Sind ſich geworden gram,
Seit mit ſüßem Gekoſe
Mein Lieb zu ihnen kam.

Mich hat ſie nur gemeinet,
Sprach Roſe weich und ſüß,
Aus meinen Blättern ſcheinet
Ein Morgenparadies.

Aus meinem Herzen ſchwirren
Viel Düfte auf mit Luſt,

Die wollen ſich verirren
An ihre milde Bruſt.

Die hat ſie aufgenommen,
Wie rothen Liebesgruß:
Drum ſagte ſie Willkommen
Und nickte manchen Kuß.

Du liebekranke, bleiche,
Du warſt ja nicht gemeint,
Die du im Blumenreiche
Erſcheineſt blaßgeweint.

Drauf hat die Lilje ſtreitend
Das Gegenwort geführt,
Der Roſe ernſt bedeutend,
Wie ſehr ſie ſich geirrt.

Doch wem das holde Weſen
Willkomm geſagt und Gruß,
Das kann nur Einer löſen,
Der — es verſchweigen muß.

13. Liederelemente.

Liederelemente geben
Soll ich euch, den Laien, kund?
Wie Talente Lieder weben,
Sagen will ich euchs zur Stund.
Erſt die Welt, ſie iſt dem Dichter
Ein unſchätzbar reicher Fund;
Dann das Herz als ſtiller Richter
Und als ewger Liedergrund;
Dann das Leben, bunten Schwalles
Formet es den Liederbund, —
Und beſiegeln muß das Alles
Der Geliebten weicher Mund.

14. Verſtand und Herz.

Junker Verſtand war nicht zu Hauſe,
Dame Herz trat in die Thür,
Still wars, wie in einer Klauſe,
In dem ſchläfrigen Quartier.

Diener und Zofen ſchlichen ſtille
Auf den Zehen Schritt für Schritt,
Und der Haushahn und die Grille
Selber hielten Ordnung mit.

Aber die Dame winkte lächelnd,
Blumen brachte man herein,
Und ein Zugwind fegte fächelnd
Des Pedanten Stube rein.

Blühender wurde nun das Leben,
Luſtig wurde Mann und Maus,
Liederklänge durften ſchweben
Süßmelodiſch durch das Haus.

Leuchtende Kerzen an den Wänden,
In den Sälen Klang und Tanz,
Und ein fröhliches Verſchwenden
Und ein freies Leben ganz.

Endlich, da kam der Junker wieder,
Mit der Dame gabs Verdruß:

Schweſter, du wirfſt alles nieder,
Was ich mühſam bauen muß. —

Junker Verſtand macht ſaure Mienen,
Dame Herz, die wurde ſtill,
Und muß jetzt als Hausmagd dienen,
Wenn ſie bei ihm bleiben will.

15. Die Mythe.

Eine Götterblüte,
Eine große Mythe
Iſt die Liebesglut:
Himmliſch wird es klingen,
Wenn einſt Engel ſingen,
Welche Seligkeitbereitung,
Welche göttliche Bedeutung
In der Liebe ruht.

Dieſe ſüßen Peinen
Werden Knoſpen ſcheinen,

Denen Luſt entſproßt;
Leiden werden ſcheiden,
Umgetauſcht in Freuden;
Dieſes Hangen und Verlangen
Wird ein feſtes Ziel erlangen,
Holden Liebestroſt.

Jegliche Geſinnung
Wird in treuer Innung
Sich der Lieben weihn:
Nur ein holdes Sehen,
Gänzliches Verſtehen,
Wo wir in einander leben
Und die Geiſter ſich verweben,
Wird die Liebe ſein.

Denn die Liebeswonnen,
Die wir hier gewonnen,
Sind ein ſüßes Nichts;
Wie die Millionen
Aller Stern und Sonnen

Abglanz eines heilgen Scheines
Und nur ſchwache Boten eines
Ewig klaren Lichts.

Lispeln nicht die Kehlen
Holder Philomelen
Räthſelhaften Sang?
Kannſt du es erfaſſen,
Was die Sternenmaſſen
Sagen? was die Blumen klagen?
Kannſt dus irgendwo erfragen
All dein Lebelang?

Bis die Räthſelpflanze
Dieſer Welt im Glanze
Aufblüht himmelrein:
Dann wird Seligkeiten
Jedes Blatt bedeuten
An der wundervollen Roſe,
Doch die Liebe wird der große
Stern der Blume ſein.

Tag und Nacht.

Es kann mir nimmer frommen dich zu lieben,
Doch kann ich nicht von dieſer Liebe laſſen,
Wie unaufhaltſam von den Felſenmaſſen
Des Baches Welle ſtürzt, herabgetrieben.

Ich weiß es wohl, du wirſt mich nicht betrüben,
Du, die allein mich nur vermag zu faſſen,
Wohl aber alle jene, die mich haſſen,
Die meinem Herzen ewig fremd geblieben.

Du biſt der Tag, ſie aber ſind das Dunkel
Der böſen Nacht, die allen Guten feindlich,
Die alle Freuden ſchweigen kann und tödten.

O blieb es immer Tag, und das Gefunkel
Der Augen nahe, deren Licht ſo freundlich,
Und ewig fern die Nacht mit ihren Nöthen!

Vertrauen.

Wenn mir dein holdes blaues Auge lachte,
Verſank ich oft in ſtille Schwärmereien,
Denn deine Engelsblicke profezeien
Ein Glück, wie Niemand noch ein ſchönres dachte,

Ein Glück, wie ich nach keinem ſchönren trachte,
Um deſſenwillen es mich nie wird reuen,
Mein bischen Leben dieſer Welt zu leihen,
Ein Leben, das ich wie die Welt verachte.

Dies Auge iſt kein Lügner: oder ſchauen
Die Sterne all herab als Lügenſchriften,
Dem Himmel angeheftet um zu trügen;

Dies Auge, das mit frömmigem Vertrauen,
Die böſe Welt ſieht und ihr böſes Stiften,
Es kann den Einen Treuen nicht belügen.

Wehmuth.

Ich küßte dich in ſelgen Augenblicken,
Da faßte Wehmuth mich und ſtilles Weinen,
Daß dieſe Lippen ewig nicht die meinen,
Wehmuth, die durch kein Gleichniß auszudrücken.

Denn wenn der Goldſchmied ſich von ſeinen Stücken
Verkaufend trennt, von ſeinen Edelſteinen,
Mag er ſie immer nennen noch die ſeinen,
Weil er zu formen ſie gewußt, zu ſchmücken.

Mich aber drückt, wenn ich mich von dir trenne,
Ein ewiges Entbehren und ein Darben;
Und nicht einmal ein Zeichen deinem Munde

Vermag ich aufzudrücken, daß man kenne,
Was meine Lippen einſt von dir erwarben,
Und wie dein Herz mit meinem war im Bunde.

Der Brief.

Wir haben einen Kaufbrief uns geſchrieben
Mit blau und ſchwarzer Schrift auf rothem Grunde:
Sie hat ihr Herz verhandelt mir zur Stunde,
Und meines iſt ihr Eigenthum geblieben.

Mit meinen ſchwarzen Augen ſchrieb der Lieben
Ich in ihr Herz die ſüße Liebeskunde,
Die ſie ſodann, getreu dem ſchönen Bunde,
Mit ihren blauen mir zurückgeſchrieben.

Wir laſen nur allein in unſerm Briefe,
Wir ſchauten Zug für Zug mit ſüßer Säumniß,
Und haben ihn beſiegelt mit dem Munde:

So ruht in uns die heilge Hieroglyphe,
Und Niemand andrer weiß um das Geheimniß,
Daß wir ſo glücklich ſind im Liebesbunde.

Sehnſucht.

Ich kann die Schmerzen nimmermehr ertragen,
Dies Fernſein und dies jammervolle Meiden,
Getrennt von dir in namenloſen Leiden
Des Lebens trübe Tage hinzuklagen.

Denn all mein Thun, es iſt ein irres Jagen
Nach jenem Ziele ſtiller Liebesfreuden,
Nach jenem Ziel, von dem ich mußte ſcheiden,
Nach jener Liebe, der ich ſollt entſagen.

Du weißt es, wie mich oft erfaßten Schmerzen
In deiner Nähe bei dem Qualgedanken,
Daß ich einſt werde von dir ſcheiden müſſen:

Und glaubſt es wohl, daß mit zerrißnem Herzen
Ich jetzt verſchmachte, da ſo viele Schranken
Mich von dir trennen und dich mir entriſſen.

Heimſuchung.

Da rafft ich mich empor und bin gegangen
Und fortgezogen, fort nach deinem Bilde,
Das mich mit ſeiner wonnereichen Milde,
Gleichwie mit Damenſpangen hält gefangen.

Denn wo du nicht biſt, faßt mich ein Verlangen
Nach Tod, und Schmerzen, tauſendfache, wilde,
Und rings um mich ſeh ich nur Schreckgebilde
Aus finſtern Wolken drohend niederhangen.

So zog ich fort, mit gläubigem Vertrauen
Zum Himmel betend, daß er möge ſenden
Mir einen Engel, meine Qual zu bannen.

Ich ward erhöret, als ich zog von dannen, —
Jetzt faß ich meinen Engel bei den Händen
Und darf ſein wundervolles Antlitz ſchauen.

Neues Leid.

Ich habe dich in meinem Arm gehalten,
Da hätten Engel mich beneiden mögen:
Denn mir am Herzen iſt mein Glück gelegen,
Entriſſen mir von keiner der Gewalten.

Ach, aber nicht vermochte umzuſtalten
Mein tiefes Trauern dieſer neue Segen,
Den ich errungen wagend und verwegen,
Und den ich jetzt mir ſtrebe feſtzuhalten.

Lag vor mein Schmerz im peinlichen Entbehren,
Weil ich dich küſſend nicht umſchlingen dürfe, —
So weiß mich jetzt ein andres Leid zu rühren:

Weil ich in mitten dieſem Luſtgewähren,
Wo ich den Balſam deiner Lippen ſchlürfe,
Befürchten muß, dich wieder zu verlieren.

Gleichniß.

Du biſt mir Hero und ich dir Leander:
Ich bin durch Wogen hin zu dir geſchwommen,
Du haſt mich lieb und freundlich aufgenommen,
Wir lebten ſelge Stunden miteinander.

So naht ich dir, ein nimmermüder Lander,
Als deiner Liebe Pharus mir entglommen,
Und nimmer ſcheut ich, galts zu dir zu kommen,
Den Hai, den Sturm, die Wogen und die Brander.

Ach, wenn das Glück doch immer günſtig bliebe!
Doch fürcht ich, daß, wenn ich einſt wieder ſchwimme,
Das Meer von Vätern, Müttern und Geſchwiſtern

In Todesſturm verwandeln wird ſein Flüſtern,
Und daß du horchen wirſt der Donnerſtimme,
Die umgebracht den Segler deiner Liebe.

Ihre Krankheit.

Wer ihn nicht faſſen kann, den Angſtgedanken,
Für jenes Weſen, das ihn liebt, zu beben,
Der möge nur mein herbes Loos erleben;
Er wiſſe die Geliebte ſich erkranken.

O Zeit, wo alle Freuden mir verſanken,
Wo ich in ewger Angſt und bangem Schweben
Hinlebte ein gequältes Liebeleben,
Das mit dem ihren auch begann zu wanken!

Da zuckten die Gedanken all wie Flammen,
Ein jeder wollte ihr zum Arzte werden,
Daß er mein Leben mir in ihrem rette;

Die Schmerzen wuchſen alle raſch zuſammen,
In ein Bild wuchſen alle die Gefährden,
Und dieſes Bild — war ſie am Krankenbette!

Ihre Geneſung.

Und wem es fremd, das höchſte Luſtentzücken,
Der ſei ein Zeuge meines Glücks geweſen,
Er fühle die Geliebte ſich geneſen,
Und aller Himmel Luſt wird ihn beglücken.

Kann er die Holde wieder heil erblicken,
Die ihm das erſte, liebevollſte Weſen,
Das er zum Stern des Segens ſich erleſen,
Wird er ans Herz den Todfeind ſelber drücken.

O wonnevolle, ſeligſüße Stunden,
Wenn nun die Seele, aller Angſt entriſſen,
Geſunden ſieht des Lebens heilgen Engel,

Der nun des Herzens angſtgeſchlagne Wunden
Zur Gänze heilt mit ſeiner Liebe Küſſen,
Und abkühlt mit der Güte Liljenſtengel!

Der Spiegel.

Wenn ich mich je vergleichen möchte Dingen,
So wollt ich einem Spiegel mich vergleichen,
Worein ein Weſen aus des Himmels Reichen
Sein holdes Bild und ſeinen Blick läßt dringen.

Du aber biſt der Engel, deſſen Schwingen
An dieſem Spiegel ſanft vorüber ſtreichen,
Und dem ich, als ein treues Liebeszeichen,
Sein ſchönes Abbild ſtrebe darzubringen.

So hab ich mit dem Diamant der Liebe
Zum Spiegel meine Seele dir geſchliffen,
Und gebe gern ſie dir als ſolchen eigen.

Jedwedes andre Bild ſcheint in mir trübe,
Nur deines hat ſo innig mich ergriffen,
Daß ich es ewig ſtralend werde zeigen.

In der Fremde.

Wohl eine neue Stadt, ein neues Leben
Umfängt mich jetzt mit neuen Blütenranken,
Und doch, die alten lieblichen Gedanken
Sind es allimmer nur, die mich umſchweben.

Gedanken, die mich ſüß und mild erheben,
Die lichtverklärt die Seele mir durchſchwanken,
Gedanken an die Liebe ohne Wanken,
Der ich mein Herz für ewig hingegeben.

Sie ſind der Friedensengel meiner Seele,
Stillwachend über mir an jedem Orte,
Geleitend mich durch Mühſal und Gefährden;

Bis ich durch Labirinth und Leidenshöhle
Einſt trete in die ſtille Wonnepforte,
Wo die Gedanken ſüße Küſſe werden.

Der Strom.

Beglückter Strom, in deſſen klaren Blicken,
Wie ſchöne Liebchen, Städte ſich abſpiegeln,
Und der mit ſeinen ſchnellen Wogenflügeln
Die Bilder hinträgt auf dem Perlenrücken.

O armer Strom, ſie die dich jetzt entzücken,
Daß du die Wellenwonne kaum magſt zügeln,
Bald werden zwiſchen Thälern, zwiſchen Hügeln
Die ſchönen Bilder all ſich dir entrücken.

Drum ſei mir vielfach mein Geſchick geprieſen,
Weil es mir muß geſtatten, feſtzuhalten
An meiner Liebe herrlichen Geſtalten;

Denn, ob ſie mich von meinem Glück verwieſen,
Zu wandeln wehren mir nicht die Gewalten
In der Erinnrung ſchönen Paradieſen.

Ihr Zimmer.

So wie man weiß von allen heilgen Orten
Dort in Jeruſalem zu geben Kunde,
Und frommen Pilgern ſagt bis dieſe Stunde,
Wo ſich ereignet einſt die Wunder dorten:

So iſt mir bis zu den geheimſten Pforten
Bekannt hier alles worden in der Runde,
Und jede Stelle, wo vom Liebesbunde
Geſprochen wie mit Blicken, oder Worten.

Von allem weiß ich dir Beſcheid zu geben:
Dort ſah ich dich zum erſtenmal, mein Leben,
Für ewig huldgend deinen ſüßen Banden;

Dort gabſt du mir den erſten deiner Küſſe,
Und hier — o Stelle die ich mild begrüße —
Haſt du mir Gegenliebe treu geſtanden.

Nachhall.

Wenn an der Erde Lenz vorüberſchreitet,
Ihr Leid mit ſeinen Freuden wegzuſcherzen;
Da tauchen allenthalben Blumenkerzen
Empor, als Feierglanz ihm zubereitet.

Und wenn dein Bild an mir vorübergleitet,
Und deine Augen, heilend alle Schmerzen,
Da wuchern Lieder auf aus meinem Herzen,
Als Kranz um deinen Schönheitsglanz verbreitet.

Die Blumen, die im Lenz herangeſchoſſen,
Sie ſind ein Segen ſeiner milden Sonne
Und neigen dankbar zu ihr alle Triebe:

Die Lieder, die aus meiner Bruſt geſproſſen,
Ein reiches Denkmal ſind ſie ſtiller Wonne,
Ein lauter Jubel einer ſelgen Liebe.

Der Himmel.

Der Himmel iſt ein wundervoller Dichter,
Er hat auf blaues Pergamen geſchrieben
Die Lieder all die zauberhaften, lieben,
Die unſerm Auge ſcheinen milde Lichter.

Und all die ſanften, holden Sterngeſichter,
Buchſtaben ſind es, welche Engel drüben
Zum großen Liederſpruch zuſammenſchieben,
Zum Spruch, den nun der Menſch beſieht als Richter.

Er ſchaut und ſchaut, und kann den Sinn nicht faſſen,
Und hängt mit Angſt an Formen und an Worten,
Das Himmliſche in Erdenſchranken ſugend;

So fühlt er von den Engeln ſich verlaſſen,
Verbannet von des Paradieſes Pforten,
Und mißverſteht das hohe Lied der Tugend.

Lohn des Liedes.

Du haſt mir Segen oft gebracht
In meine ſtille Bruſt,
Haſt meiner Schmerzen dunkle Nacht
Erfüllt mit lichter Luſt;
Du haſt den Menſchen oft geſagt,
Wie ſie mir werth und lieb,
Du haſt den Menſchen oft geklagt,
Wie meine Seele trüb.

O Lied, du haſt mein ganzes Herz
Der Welt gebracht zur Schau,
Du biſt mein ritterliches Erz,
Worauf ich kühn vertrau;
Du biſt der Bote, für und für
An Herzen ausgeſandt,
Du biſt mein herrlichſtes Panier,
Bekannt im ganzen Land.

Du biſt der Seele Wiederhall,
Der in der Welt verklingt,

Du biſt des Herzens Nachtigall,
Die liebend klingt und ſingt;
Du biſt die Rede, die ich red,
Wenn es zu Menſchen gilt,
Biſt das Gebet mir, das ich bet,
Wenn Heilges mich erfüllt.

Du biſt mein Land, du biſt mein Reich,
Du biſt mein goldner Thron,
Du biſt der grüne Lorbeerzweig,
Die diamantne Kron,
Du biſt mein faltenreiches Kleid,
Das üppig mich umfließt,
Dran Demant ſich an Demant reiht
Und Perl an Perl ſich ſchließt.

O Lied, was ich gewonnen hab,
Und was ich kühn erſiegt,
Was ich entriß dem Zeitengrab,
Daß Herzen es vergnügt:

Was ich erdacht, was ich vollbracht,
Was ich dem Nichts entrafft,
Geſchehen iſts durch deine Macht
Und deine Wunderkraft.

Du haſt das Auge mir gewandt
Nach oben, ſternenwärts,
Du haſt mich liebend feſtgebannt
Ans liebe Menſchenherz;
Du haſt mir aufgeſchlagen ganz
Das groſe Weltenbuch,
Und mir gezeigt im Sternenglanz
Den hohen Gottesſpruch.

Du haſt mir aufgeblättert mild
Die herrliche Natur,
Daß ich vor ihrem heilgen Bild
Die ewge Treue ſchwur;
Du haſt die Seele mir geſtillt,
Wenn ihr der Schmerz genaht,
Du haſt das Auge mir erfüllt
Mit milder Perlenſaat.

Du haſt die Liebe mich gelehrt
Und ihr geheimes Glück,
Du haſt mein trübes Herz bekehrt
Durch holder Augen Blick;
Du haſt der ſehnſuchtreichen Bruſt
Ein Weſen zugeſellt,
Und mir bereitet Glück und Luſt,
Wie Keinem auf der Welt.

Du haſt mir Menſchen ſtets gezeigt,
Die mich und dich verſtehn,
Und Augen, die im Schmerze feucht
Und hell in Freuden ſehn;
Augen haſt du auf mich gelenkt,
Draus eine ganze Welt
Von Lieb ſich auf mich niederſenkt
Und mich umſchlungen hält.

Das alles dank ich dir, o Lied,
Dies alles und noch mehr:
Daß alles Niedre vor mir flieht
Und mir mißgünſtig ſehr;

Daß der Gemeine in den Kreis
Der Seinen mich nicht zählt,
Und daß entkeimt mein Lorbeerreis
In meiner eignen Welt.

Doch denken Manche anders wohl,
Als ich im Herzen hier,
Verkennen jenen heilgen Pol,
Zu dem ich ring mit dir:
Doch ob mein Herz, du recht auch meinſt,
Oder ob jene mehr,
Es wird ſich offenbaren einſt
Uiber dem Sternenheer!

Schwärmerei.

Meiner Liebe Freuden
Sind ein ewig Scheiden
Und ein banges Meiden
Meiner Liebe Luſt:

Gerne möcht ich ſagen:
Endet nun ihr Klagen, —
Aber neue tragen
Muß ich in der Bruſt.

Kaum das Glück genoſſen,
Mund an Mund zerfloſſen,
Herz an Herz geſchloſſen,
Trennt uns das Geſchick;
Und mein tiefes Sehnen
Perlt in heißen Thränen,
Klagt in leiſen Tönen
Um verlornes Glück.

Muß denn im Entbehren
Und in ſtillen Zähren
Liebe ſich verklären,
Und in tiefem Leid?
Wird man ewig reißen
Mich aus deinen Kreiſen,
Wird es niemals heißen:
Dein in Ewigkeit?

Oder trübe Zeiten
Sollen vorbereiten
Künftgen Seligkeiten
Mein gebeugtes Herz?
O wie ich dann dieſe
Qualen alle prieſe,
Denn zum Paradieſe
Würde ſo der Schmerz!

Ach, erſcheine Stunde,
Heile meine Wunde,
Gib zum ewgen Bunde
Sie, die mich beſeelt:
Ob ich es ertrüge?
Ob ich unterliege
Bei des Herzens Siege,
Weiß der Herr der Welt!

Aber wenn der Einen
Ich mich darf vereinen,
Glück, dann preiſ' ich deinen
Selgen Zauberſtab;

Und wenn ich erbleiche,
Da ich ſie erreiche,
Reg ich noch als Leiche
Jubelnd mich im Grab.

Mädchenzauber.

Loſe Roſe an dem Stocke,
Rings von Düften reich umringt,
Gleicht ſie nicht der Purpurglocke,
Die von ſtiller Luſt erklingt?
Iſt die Rebe am Geranke,
Das um Stäbe dicht ſich ſchwingt,
Nicht ein fröhlicher Gedanke,
Uns bedeutend: Menſchen trinkt?

Doch gepflückt vom grünen Stengel
Und vom Mädchen zugeſandt,
Gleicht die Roſe einem Engel,
Der den Weg zum Herzen fand;

Und der Wein im Becher ſchäumend
Und credenzt von Mädchenhand,
Wird zur Liebesglut, die träumend
Herzen an einander band.

Mädchenhände, Zauberwaffen,
Die ihr Schönes nur erſchließt,
Deren wunderbarem Schaffen
Süßgeheime Luſt entſprießt,
Die zu Liebesparadieſen
Alles ihr zu wandeln wißt,
Seid zu tauſendmal geprieſen,
Seid zu tauſendmal geküßt!

Webelieder.

1. Die Geliebte.

Die Geliebte, der ich lebe,
Aller meiner Freuden Bild,
Wurde mir nun auch zur Hebe,
Die mir meinen Becher füllt.

Ja ſie füllt ihn fröhlich ſingend,
Daß entſchwinde jeder Harm,
Meinen Nacken ſüß umſchlingend
Mit dem weichen Liljenarm.

Dann verſucht mit ſüßen Lippen
Sie des Trankes Feuerkraft,
Seligkeit mir vorzunippen
Aus dem rothen Rebenſaft.

Und bedünken will michs immer,
Roth geworden ſei der Wein

Von der Wangen Roſenſchimmer
Und der Lippen Wiederſchein.

2. Hebe.

Ganymeda, holdes Weib,
Mit der vollen Schaale,
Mit dem wunderſchönen Leib
Und dem Luſtpokale,
In der frohen Götter Schaar
In Kronions Saale:
Sehen möcht ich dich fürwahr
In der Anmuth Strale!

Doch aus Liebe wünſch ichs nicht,
Nur aus Wißbegierde,
Denn ich kenn ein Angeſicht
Voll der Schönheitszierde,
Angehörig einer Maid,
Die dir gleich an Würde,
Und die dich an Herrlichkeit
Uiberſtralen würde.

Möge preiſen dich der Sang
Aller in der Runde,
Weil du ſchenken kannſt zu Dank
Deinem Götterbunde: —
Glaube, daß kein Wein ſo leicht
Jemals beſſer munde,
Als den mir mein Mädchen reicht
In verliebter Stunde.

3. Die Schenkin.

Was von ſeinen ſchönen Heben
Je geträumt der Occident,
Iſt in Wirklichkeit gegeben
Dem beglückten Orient.

Seine Schenkin heiter lächelnd
Füllt Haſiſen den Pokal,
Unterdeß ein Zefir fächelnd
Ihr die Nackenhülle ſtal.

Reizend, wie man Hebe malte,
Uiberfliegt ſie Roſenſchein,

Und kein ſchönres Bildniß ſtralte
Jemals in den Wein hinein.

Ihre Lippen und den Becher
Bietet ſie ihm liebevoll,
Und der ſüßbewegte Zecher
Weiß nicht was er wählen ſoll?

Was das Abendland erdachte
Als ein ſchönes Ideal:
Seht, im Morgenland erwachte
Es im hellen Farbenſtral.

Gleichen will ich drum dem Perſen
Mit der Schenkin hold und fein,
Bin ich doch ſo reich an Verſen
Und das ſchönſte Mädchen mein.

Ob ſie mich begeiſtern dürfte,
Wenn ſie mir zur Seite ſtand? —
Ach, wer ihre Küſſe ſchlürfte
Und den Wein von ihrer Hand:

Dem erwacht die Dichtergabe,
Als ob Zauber ſie erſchuf,
Und mir däucht, ein wenig habe
Ich doch auch dazu Beruf.

---

4. Toaſt.

Fröhlich lebe
Meine Hebe,
Die der Rebe
Süßes Blut mir beut:
Sie die Eine,
Die dem Weine
Gibt die reine
Liebesſeligkeit!

Sei es weſtlich,
Oder öſtlich,
Ach ſo köſtlich
Iſt was ſie credenzt;
Staunt ihr Brüder,

Immer wieder,
Wenn mein Lieder-
Schmuck die Schöne kränzt?

Biete ſüße
Liebesküſſe,
Gieße, gieße
Feuerreichen Wein:
Nur die Spende
Deiner Hände,
Sie vollende
Ganz mein Seligſein!

Darum lebe
Meine Hebe,
Die der Rebe
Süßes Blut mir beut:
Sie die Eine,
Die dem Weine
Gibt die reine
Liebesſeligkeit!

Die Sonne.

Rieſiger Sonnenball,
Auftauchend im Morgen,
Der du die Sterne all
Mit Licht verſorgen
Mußt zu jeglicher Friſt,
Sei mir Sonne gegrüßt
Zu ſo viel tauſendmalen,
Als du mich grüßeſt mit Stralen.

Sei mir jubelnd gegrüßt
In deinem Kranze,
Dein Stral an Stral ſich ſchließt
Mit unendlichem Glanze:
Sei mir gegrüßt im Oſt,
Wo Frühwind mit dir koſt,
Sei mir im Weſt geprieſen,
In deines Abendroths Paradieſen.

Wie lieb ich deinen Blick,
Den ewigen, klaren,
Drin Segen und Glück
Sich offenbaren,
Dem unverwandelten,
Der über allem Gehandelten
Hinſieht und über aller Thaten
Still aufkeimenden Saaten.

Wie lieb ich dein goldenes Licht
In leuchtender Reinheit,
Hoch über niederm Gezücht,
Uiber aller Gemeinheit,
Thronend am Himmelszelt,
Wo eine Himmelswelt
Unermeßlicher Lieb und Güte
Aufſproßt in herrlicher Blüte.

Du ſpinnſt dein Stralengeflecht
Um Augen und Herzen,

Siehſt Geſchlecht um Geſchlecht
In Wonnen und Schmerzen;
Weiſeſt empor den Geiſt
Zu dem, der über dir kreist,
Dem ohne Zeit und Schranken
Sonnen entgleiten als Gedanken.

Was haſt du nicht geſehn
Mit deinen Flammenblicken
Auftauchen und vergehn,
Aufblühen und erſticken;
Was der Weltgeſchichte entſchwand,
Was uns im Gedichte nur mahnt,
Du ſahſt es in heller Klarheit,
In ſeiner urſtämmlichen Wahrheit.

Deine Stralen ſaugten ſie auf,
Die Thaten und Keime,
Und brachten ſie im Verlauf
In deine himmliſchen Räume,

Und legten ſie hinein
In deinen goldenen Schrein,
Da liegen ſie in treuer Bewahrung
Ein Schatz geliebter Erfahrung.

Und ziehn deine Stralen nun aus,
Wie von der Mutter die Kinder,
Da ſehn ſie ins Erdenhaus
Viel lieber und gelinder,
Weil ſie im Buch der Welt
Nachlaſen das kleine Feld
Von Menſchenwirken und Trachten,
Und freundlich niederlachten.

Uns aber durchzuckt dein Licht
Aus fernen Himmelsbahnen,
Wie eine Erinnrung das Angeſicht
Mit leiſem, befreundetem Ahnen;
Wie ein Bild, das uns am Tag
Entgegentreten mag,

Und das früher in holden Träumen
Uns winkte aus Himmelsräumen.

Du aber ſtehſt hehr
Jahrtauſend um Jahrtauſend,
Rings um dich ein Sternenmeer
Im ewigen Kreislauf brauſend:
Du biſt die goldene Hand,
Die Welten zuſammenband
Und mit unergründlichen Kräften
Stern an Stern weiß zu heften.

Spinne dein Liebesnetz
Um Erden und Seelen,
Daß nach ewigem Geſetz
Sich alle dir vermählen:
Damit des Lichtes Schein
Jedwedem möge ſein
Ein Ziel des Wandelns und Strebens,
Ein Zweck des Handelns und Lebens.

Licht, Licht ruft der Geiſt,
Licht ruft die Erde,
Und wie ſie da oben kreist,
Die Sonne, die verklärte,
Iſt ſie des Lichtes Quell,
Für Menſchen zulänglich hell,
Deſſen Glanz unſre Augen
Faſt einzuſaugen nicht taugen.

Hoch aber über ihr,
Unbegränzt von Schranken,
Im ewigen Sonnenrevier
Leuchtet das Licht der Gedanken,
Wohin der Herzenskündige
Alle Reine und Mündige,
Als Prieſter, zu den Stufen
Des Himmelsalters berufen.

Habe Dank, du Meteor
Mit deinem ſegnenden Erſcheinen,

Du Laut vom Himmelschor,
Du Bild im Kleinen
Von jenem unendlichen Licht,
Das durch die Dämmrung bricht,
Wenn Sonnen und Erden vergehen
Und Geiſter auferſtehen.

Der Mann.

Es war einmal ein blaſſer Mann,
Der ging hinaus ins Feld,
Und ſah die bleichen Sterne an,
Die über ihn geſtellt.

Und ſeid ihr blaß, und ſeid ihr bleich,
Seid ihrs doch ohne Grund,
Denn eure Welt iſt überreich
An Freuden jederſtund.

Und ſeid ihr bleich, und ſeid ihr blaß
Seid ihr doch froh dabei,

Denn wo nicht Lieb unn wo nicht Haß,
Da iſt die Seele frei. —

Und wie er ſo geſprochen trüb,
Da ging er wieder heim,
Und rafft ein Buch, das ihm gar lieb
Durch manchen alten Reim.

Saß nieder ernſt, und ſann und las,
Las wieder dann und ſann,
Das dunkle Auge wurde naß
Und fröhlicher der Mann.

Die Blicke ſahen himmelwärts,
Die Lippen ſprachen: Ja,
Und plötzlich ſchien erweicht das Herz,
Dem niemals wohlgeſchah.

Im Buch aber geſchrieben ſtund:
Vergib den Feinden dein,
Und wer dich haßt im Erdenrund,
Dem ſollſt du gram nicht ſein;

Und was dir lieb im Erdenrund,
Lern es entbehren gern:
Denn wer zu Klagen nie den Mund
Aufthut, gefällt dem Herrn!

Mein Herz.

Ich hab ein eitel thöricht Herz,
Es wünſcht, was nie geſchieht,
Und klagt dann über Leid und Schmerz
In manchem ſtillen Lied.

Es ſchlägt ſo treu in meiner Bruſt
Für eine Frau allein,
Ob es ihm lange gleich bewußt,
Sie werde niemals ſein.

Es iſt ihr ſo ergeben ganz,
Wie einem Heilgenbild,
Und ſchlingt von Liedern einen Kranz
Um ihre Seele mild.

Wo Andre lachen, weint es ſtill,
Lacht, wo ſich Weinen ſchickt:
Es weiß ſo recht nicht, was es will,
Und fühlt ſich nie beglückt.

Begegn ich einem edlen Mann,
Da jubelt es mit Macht,
So wie der ſtille Ocean,
Von Sternen angelacht.

Und ſeh ich Vater, Mutter mein,
Iſts gar ein eignes Ding,
Da ſcheint die Liebe ihm zu klein
Und Weinen zu gering.

Es wird ihm wohl und wehe ganz,
So wie der lieben Welt,
Wenn Gottes Bote, Sonnenglanz,
Ihr in das Auge fällt.

Den Freunden iſts ein offnes Haus,
Gebaut auf feſtem Grund:

Es iſt kein Jubel drin und Braus,
Doch Treue jeder Stund.

Und was ein milder Gott ihm gab,
Das reiche Liedergut,
Erfüllt es bis ans tiefe Grab
Mit ſtillem, feſtem Muth;

Mit Wohl und Weh, mit Kraft und Klang
Und ungebeugtem Sinn,
Denn wie die Welt es niederrang,
Das Lied iſt ſein Gewinn.

So halte feſt am Herzen Lied,
Halt feſt am Liede Herz,
Ihr ſeid mitſammen ja erblüht
Und aufgekeimt im Schmerz.

So haltet an einander feſt,
Bis ſtill das Lied verklingt,
Bis Schmerz und Kummer euch verläßt,
Und bis das Herz zerſpringt.

Böhmens Neujahr.

1828.

Kaum hinabgegangen iſt das raſche
Jahr in ſeinem Lauf,
Steigt es ſchon, ein Phönix, aus der Aſche
Wieder neuverklärt hinauf.
Und der Himmelsvogel ſchwebt in Lüften,
Schaut das ſegenreiche Land,
Wo die Moldau durch beglückte Triften
Sich zur ſtolzen Elbe wand.

„Land, in deiner Berge goldnem Rahmen,
Sei mit Jubel mir gegrüßt,
Boden, wo der Güte reicher Saamen
Und des Segens Blume ſprießt.
Nicht dein Glück dir laut zu profezeien,
Kam ich her im Morgenlicht:
Wo es keimt, muß Gutes auch gedeihen,
Denn das Gute ſinket nicht.“

„Unterm Schatten deiner Adlerſchwingen
Ruhſt du ſtill beglückt und wohl,
Land, mit edlem Streben und Vollbringen,
Wie der Löwe, dein Simbol;
Und des Kaiſerthrones milde Stralen,
Siehſt als Segensboten du:
Darum jubelſt du zu tauſendmalen
Dank dem Landesvater zu.“

„Wie du vor mir liegſt, ein reicher Garten,
Deines Herren ſchönſte Saat,
So wie deſſen, den er, dein zu warten,
Huldig ausgeſendet hat:
Blühe fürder, deine Kräfte zeige,
Schaffe ſegnenden Gewinn,
Und die Blüten und die Früchte neige
Zu der Kaiſerſonne hin.“

„Fröhlich zieh ich nun durch deine Räume,
Wohlbeſtellt ſei Flur und Haus,
Sende lichte Auferſtehungsträume
An die guten Keime aus.

Nochmals ruf ich meinen Gruß den Hügeln,
Nochmals dir, mein treues Land;
Schaffe wacker unter meinen Flügeln:
Biſt als wacker doch bekannt!"

Alſo klang es, feierlich zu hören,
Höher flog der Phönix hin,
Majeſtätiſch, wie die Zeit iſt, deren
Großes Sinnbild er erſchien.
Einer Stunde gleichet jede Feder,
Die an ihm liegt feſtgereiht:
Schriebe ſich der Böhme doch mit jeder
Gutes in das Buch der Zeit!

Sendung.

Haben ſie dein Herz erreicht,
Meine Liederkaravanen?
Oder mochteſt du vielleicht
Nimmer ihre Nähe ahnen?

Laß ſie immer zu dir gehn
Auf den alten ſchönen Bahnen,
Dich nur kommen ſie zu ſehn,
Nicht um Liebe dich zu mahnen.

Denn du haſt ſie ja verſchmäht,
Und verſchmähet meinen Namen,
Als um Gnade ſie gefleht
Und um Liebe bittend kamen.

Drum ging jene Sendung fehl,
Sei der Wind mein Abgeſandter,
Kräftiger als ein Kamehl,
Als ein Araber gewandter.

Sagen wird es dir mein Leid,
Sagen alle meine Klagen,
Und manch Lied, das dir geweiht,
Sanft zu dir hinübertragen.

Zürne doch dem Boten nicht,
Ihm dem ſchnellen, wunderſamen,

Wenn er frei dir ins Geſicht
Blicket, ſchönſte aller Damen.

Gönn ihm freien Spruch und Sinn,
Er iſt vom Geſandtenſtande,
So wie du die Königin
Aller Schönen biſt im Lande;

So wie ich ein Dichterfürſt
Werden will in Dichterſtaaten,
Wenn du mich begeiſtern wirſt
Zu den ſchönſten Liederthaten.

Und mein Abgeſandter, Wind,
Wird dir vieles, vieles ſagen,
Was viel Nutzen, ſchönes Kind,
Meinem Reiche könnte tragen.

Doch mein Reich, du ſchönes Kind,
Sind des Herzens kleine Staaten,
Die gar ſchön und glücklich ſind,
Wenn ſie deiner nicht entrathen.

Lenzbrief.

Dieſes ſchrieb mit Abendgolde
Lenz ins blaue Firmament
An die liebereiche, holde
Mutter, die ſich Erde nennt:

„Sei gegrüßt zu tauſendmalen,
Meinen vollen Liebesgruß
Send ich dir in tauſend Stralen
Und in Düften meinen Kuß.
Seit ich bin von dir geſchieden,
Vielgeliebte Mutter mein,
Iſt kein Frieden mehr hienieden
Und für mich kein Fröhlichſein.
Ach, und deine Klagen tragen
Auch die Lüfte zu mir her,
Die mir ſagen, daß ertragen
Du die Trennung kannſt nicht mehr.
Darum will ich wiederkehren,

Komme bald zu dir zurück,
Deine Zähren ſollen klären
Sich in meinem Sonnenblick.
Scheiden ſollen deine Leiden,
Uibertönt durch meine Luſt,
Und an Freuden möge weiden
Sich beſeligt deine Bruſt.
Uiberſchneit ſind deine Hügel,
Deine Blumen abgedorrt,
Uibereiſt dein Wellenſpiegel,
Deine frohen Sänger fort.
Alle ſollen wieder kommen,
Lerche, Nachtigall und Fink,
Bis in Wonnen ſie vernommen
Meinen erſten Liederwink.
Aber vorbereitet halten
Magſt indeß du Hof und Haus:
All die alten Froſtgeſtalten
Treibe ſorglich mir hinaus;
Sende Sonnenſtral entgegen
Mir als Boten für mein Glück,

Feuchten Regen, der als Segen
Perlt im holden Mutterblick.
Daß ja keine Blume ſäume
Anzuziehn ihr grünes Kleid:
An die Keime ſende Träume
Von der Auferſtehungszeit.
Bäume ſollen ſich bemooſen
Und bereit die Roſen ſtehn:
Denn mit Roſen will ich koſen
Und auf Roſen ſchlafen gehn.
Mahnung ſchicke deiner Quelle,
Daß ich ſteigen will ins Bad:
Ihre helle Silberwelle
Gaukle, wenn der Frühling naht.
Und vor allen laſſe ahnen
Deine Menſchen Frühlingslicht:
Doch Profanen gilt dies Mahnen
Und der ganze Himmel nicht.
Haſt die liebe, treugeſinnte,
Vollen Herzens, gut und ſtill,
Denen künde leis und linde,

Daß ich ſie beſuchen will.
Tröſte Liebende mit Güte,
Ihre Leiden ziehn vorbei:
Denn Gemüthe, wie die Blüthe,
Lebet wieder auf im Mai.
Bringen will ich manche Gaben,
Manch ein neues buntes Kleid,
Will begaben, und will laben,
Spenden will ich Seligkeit.
Allen ſend ich ſtillen Frieden,
Sende buntes Glück herab,
Und den Müden, die geſchieden,
Pflanz ich Blumen auf das Grab.
Und ſo mögen Seligkeiten,
Fröhlichkeiten aller Art
Durch die Weiten ſich verbreiten,
Rings um meinen Thron geſchaart.
Aber du, o Mutter, ſchaue
Auf mit heitrem Angeſicht,
Bis die laue Luft, die blaue,
Dir verkündiget mein Licht;

Bis dir naht das Wonnetreiben
Meines frohen Elements,
Bis dahin will ich verbleiben
Liebevoll dein treuer Lenz.“

— Als ſie dieſen Brief bedachte,
War das Abenddunkel nah;
Und als Morgens ſie erwachte,
War der ſchöne Schreiber da.

Roſenepiſtel.

Ich die Roſe frank und frei,
  Königin der Düfte,
Sende dir Geſang im Mai,
  Grüßend durch die Lüfte.

Dir, o treues Menſchenherz,
  Treue Menſchenſeele,
Daß der Kummer und der Schmerz
  Länger dich nicht quäle.

Blicke auf in Fröhlichkeit,
Sieh in meine Reiche,
Wie ich da an Seligkeit
Keiner mich vergleiche.

Wie das Leid zerronnen iſt
An des Lenzes Sonne,
Und wie nun begonnen iſt
Namenloſe Wonne.

Wie das alte Kummerlied
Lautlos muß verklingen,
Und wie nun mein Schlummerlied
Nachtigallen ſingen.

Wie ich ſelig walte ganz,
Als der Luſt Vertreter,
Wie ich mich entfalte ganz
In dem Freudenäther.

Auf und thue mir es nach,
Trage Luſt im Herzen,

Lenze rufen dir es wach
Aus den Winterſchmerzen.

Auf und ſchnell geſtalte dich,
Deine Schwingen übe,
Auf und hell entfalte dich,
Daß dich alles liebe!

Lieder vom Bade.

1. Dem Waſſer.

Waſſer, dieſe Zeilen eignet
Jubelnd dir ein Dichter zu,
Was ſich Segnendes ereignet,
Das bewirkteſt du, nur du!

Blumen weißt du aufzuregen,
Segneſt reichlich Berg und Land,
Wenn du deinen feuchten Segen
Erdenüber ausgeſpannt.

Labung gibſt du dem Erſchlafften,
Der durch öde Wüſten geht,
Und, ſo wie nach zauberhaften
Tönen, auf dein Rauſchen ſpäht.

Heilung bieteſt du dem Kranken,
Der zu deinem Borne wankt,
Und mit hoffenden Gedanken
Deinen Wellenkrug umrankt.

Milder Geiſt, der du zertrümmert
Dich in tauſend Formen haſt,
Der im Regenbogen ſchimmert,
Und vom Felſen niederraſt;

Der als Thau herabgefloſſen
Aus der Hand der Mutter Nacht,
Der als Krankenquell entſproſſen
Dem geneſungreichen Schacht;

Der im Menſchenaug als Zähre,
Ruht als Perl im Muſchelhauſe,

Niederliſpelt jetzt in Kläre,
Oder niederſtürzt mit Braus.

Milder Geiſt, ſei mir geprieſen
Im criſtallnen, reinen Dom,
Von des Norden Eiſesrieſen
Bis zum fernen Gangesſtrom.

Sei mir überall geprieſen,
So im ſtillen Abendglanz,
Wie in lichten Paradieſen
Wunderbaren Morgenlands.

Weil du vielfach mich erfriſchet,
Weil du heilend mich erfreut,
Sei ein Lied dir aufgetiſchet
Hier aus ſtiller Dankbarkeit.

Sage keiner: Waſſer waltet
Im Gedichte hier mit Macht;
Dieſer Witz iſt ja veraltet,
Weil ich ſelber ihn gemacht.

2. Vergleichung.

Wenn ſo in Gottes Flut hinein
Der Menſch ſich badend taucht,
Und rings der Wellen Spiegelſchein
Den Fröhlichen umhaucht:
Da fühlt er bang ſich und beengt
Im fremden Element,
Weil er ſich da nur ſelig kennt,
Wo Niemand ihn bedrängt.

Und mächtig rudernd greift er aus,
Der Fluten Herr zu ſein,
Und über dem Criſtallenhaus
Sich ſpielend zu erfreun;
Und ſelig, dem es ganz gelingt,
Das lebensfrohe Spiel:
Doch wo die Laſt hinunterringt,
Braucht es der Kräfte viel.

So hab ich mir im Wellenbad
Das Leben vorgeſtellt,

Die Flut und Zeit eilt ihren Pfad,
Durchtobet raſch die Welt:
Und ſelig, den ſie mit nicht reißt
In toller Wirbelhaſt;
Und dreimal ſelig jeder Geiſt,
Der feſten Boden faßt.

Und wie der Menſch nun neugeſtärkt
Aus kühlem Bade geht,
Und ihn mit Freuden unvermerkt
Geheime Luſt umweht:
So ſieht er auch, gar ſtill erfreut,
Mit ſelig frohem Blick,
Wird einſt die Zeit zur Ewigkeit,
Auf ſeinen Lauf zurück.

3. Am Quell.

Ich ſteh am Geneſungsquell,
Die Fluten rauſchen hell
Mir entgegen;

Ringsher ein bunter Schwall,
Gleich mir ſtreben ſie all
Nach heilendem Segen.

Ach, bin ich doch krank ſo ſehr,
Krank wie ſie und noch mehr
An Schmerzen reich;
Und wo allen Hülfe kommt,
Mir Unglückſeligem frommt
Es nicht zugleich.

O wär ich kränker als ſie,
Und hätte nicht ſo leidige Müh
Mit meinem Herzen!
O läg ich krank zum Tod,
Und hätte nicht ſolche Noth
Aus Liebesſchmerzen!

Das iſt der quälende Grund:
Ich ſcheine Jedem geſund
Und bin doch krank;

Zu allen Quellen darf ich ziehn,
Und mein Heil muß ich fliehn
Mein Lebelang!

---

4. Vom Baden.

Wer da geht und badet, der entladet
Sich des Kummers ganz;
Linde Winde kräuſeln rings mit Säuſeln
Und die Nimphe labet
Ihn zum Wellentanz.

Schilf und Blume neigen nach dem Reigen
Waſſerwärts den Blick:
Fluten ſind Verliebte, nie betrübte,
Die mit ſtillem Schweigen
Finden Liebesglück.

Wenn um dich die Wellen ſich geſellen
Als ein mildes Bad,

Wird ein Liebeleben dich umgeben,
Weil aus tauſend Stellen
Dir die Liebe naht.

Freude muß entſprießen Paradieſen
Solcher ſchöner Art;
Heilung muß entſtammen ſolchen Flammen,
Die um dich, gleich dieſen,
Liebend ſich gepaart.

Denn es iſt die Liebe das Getriebe,
Welches Segen webt,
Anbeſtimmt vom Meiſter aller Geiſter,
Daß es Segen übe
Und den Schmerz behebt.

Wie muß deiner Bruſt ſein im Bewußtſein,
Glück ſei dir gemeint?
Bruder, wenn die Wogen dich umzogen,
Muß es nur die Luſt ſein,
Die ſich dir vereint.

Aus den Wellenwiegen ausgeſtiegen,
Aus dem Wellenpfühl,
Werden ſüße Keime holder Träume
Deinen Geiſt umſchmiegen,
Mild und ſchattenkühl.

Und ein leiſes Singen wird erklingen
Deiner trunknen Bruſt:
Deutend, daß die Liebe Wunder übe
Und in allen Dingen
Sei der Born der Luſt.

5. Die Roſe.

An der Quelle eine Roſe
Steht mit ſanftem ſtillen Sinn,
Blickend nach dem Wellenſchooße,
Ob Geneſung auch darin?

Und die Fluten tauchen freudig
Um die ſchöne Roſe auf,

Schwellen traulich und geſchmeidig
Rings um ſie in ſanftem Lauf.

Und mit frohen, ſtolzen Blicken
Fließen ſie dann weiter fort:
Roſenſchönheit bringt Entzücken
Jedem Aug und jedem Ort.

Drum Geneſung bringt ihr Fluten
Eurer ſchönen Roſe dort,
Und der Krankheit böſe Gluten
Tragt mit raſchem Flügel fort.

6. Ihr.

Wunderbares liebes Weſen,
End und Anfang meinem Sein,
Mit dem ewig ich geweſen
Bin im glühenden Verein:
Auch an dieſe Lieder reihet
Sich ein Lied, das dir geweihet,

Weſen, das mich einſt erlöſen
Soll aus ſchwerer Liebespein.

All mein Denken, all mein Streben
Iſt ſo innig dir verzweigt,
Wie zur Sonne ſich das Leben
Sehnſuchtvoller Blumen neigt:
All mein Wollen und Geſtalten
Kann an deinem Bild nur halten, —
Denn dein holdes Bild iſts eben,
Was ſo tief mich hat gebeugt.

Milde, ſegenreiche Quellen,
Ihr habt ſie mir auch geheilt,
Als ſie einſt an euren Stellen,
Die Geliebte, hat verweilt;
Als kein Mittel mehr erdenklich,
Als ſie blaß und ſchwach und kränklich,
Und in heißen Thränenwellen
Mir die Seele faſt enteilt.

Habet Dank, ihr Flutgewalten,
Jubelnd ſagt mein Herz ihn euch:
Habt ihr doch mein Gut erhalten,
Meines Herzens Glück und Reich.
Freundlich iſt ſie heimgezogen,
Und aus ihren Augen ſogen
Blumen Stralen zum Entfalten,
Neues Leben ich zugleich.

Doppelt ſei mir drum geprieſen
Balſamreicher Quellen Haus,
Solchen Flutenparadieſen
Strömet reicher Segen aus:
Heil und Glück wißt ihr zu geben
Und der Liebe neues Leben,
Wenn es ihr war zugewieſen,
Auszukämpfen ſiechen Strauß.

Freundlich nimm ihn auf den Boten,
Königin am Liebesthron,

Dieſes Lied, das ich entboten
Dir als treuen Liebeston.
Segensbronnen bringen Wonnen,
Auch dein Mund iſt ſüßer Bronnen:
Laß darum von deinen rothen
Lippen reichen mir den Lohn.

Nacht.

Ob die Sterne recht wohl thuen,
Daß ſie Morgens ſchlafen gehn?
Blumen, die nachtüber ruhen,
Ob nicht dieſe irrig ſehn?

Wäre das ſo ſchwer zu löſen?
Sind fürs Licht nicht Duft und Stral?
Gibt es Einem denn Geneſen
Und dem Andern Todesqual?

So verwinden ſich die Fäden
Sinnig grübelnden Verſtands,

Und die Menſchen denken, reden,
Was ſie mißverſtehen ganz.

Weil ſie das geheime Walten
Kennen nicht der Wundernacht,
Wo die Weſen ſich entfalten,
Wie in zweiter Schöpfungspracht;

Wo die Blumen ſind Altäre,
Davon Duft zum Himmel zieht,
Wo die ſtillen Sternenheere
Horchen ſolchem Blumenlied.

Aufgeblühet, aufgeſproſſen,
Ihre Schreine offen all,
Bräute, die der Luſt genoſſen
Und umarmet den Gemal;

Der iſt aber hell und glänzend,
Denn er heißt ja Sternenſtral,
Reicht nun überall credenzend
Reihum ſeinen Glanzpokal.

Gierig trinken alle, alle,
Schlingen ein die holde Luſt,
Bis von ſüßem Meth und Schwalle
Schwerer ſich erhebt die Bruſt.

Bis die Häuptchen nickend wanken,
Und die Sinne ſchlafen gehn,
Und nur noch Gedanken ranken
Um die Tiefen und die Höhn;

Bis ſie endlich ſüß verſchwanken,
Daß ſelbſt ungewiß der Wind:
Ob es blumige Gedanken,
Ob Gedankenblumen ſind?

Träumen.

Träumen iſt ein holdes Säumen
In den goldgewirkten Räumen,
Wo uns Phantaſie mit ſüßen
Liebesarmen will umſchließen.

Alle Weſen werden Wunder,
Tauchen zauberiſch herunter,
Daß das ſchöne Wunderbare
Unſer trunkne Geiſt erfahre.
Wolken regen Arme, Augen,
Blicken liebend zu uns nieder,
Blumen, Büſche ſingen Lieder,
Die die milden Lüfte ſaugen.
Sterne ſtehn wie Lichtgedanken
In dem blauen Sammtgewinde, —
Wie ſie durcheinander ranken,
Daß man nicht die Deutung finde!
Und der Mond, der große Seher,
Mit der blanken Zauberſcheibe,
Wollte, daß es Nacht ſtets bleibe,
Nie die Sonne käme näher.
Alles ſteht im Liebesrauſche,
Stralen ziehen auf und nieder:
Himmel ſendet jeden nieder,
Daß den Menſchen er belauſche.
Und die leichtbeſchwingten Dinger

Rühren mit dem Perlenfinger
An die Herzen und die Sinne,
Daß drin buntes Spiel beginne.
Da erglänzt der Traumeshimmel
In des Sterblichen Gehirne,
Und im lieblichen Gewimmel
Stehen drin die Glanzgeſtirne;
Sprechen mit verworrnen Lauten,
Die ſein Geiſt nicht kann erfaſſen:
Weil ſie nur den Süßvertrauten
Ihr Geheimniß faſſen laſſen.
Und die Seele, voller Wonnen,
Blickt hinein in ſolches Glänzen,
Das mit Liebe ſie durchronnen,
Das ſie müht ſich zu ergänzen.
Aber ſtrenge ſind die Sterne,
Laſſen nur in weiter Ferne
Tauchen auf das Wunderbare,
Daß es halb der Menſch erfahre.
Der ſteht dann am Tage bläſſig,
Denkt an jene Wunder immer,

Und bemüht ſich unabläſſig,
Zu verſtehen ſolchen Schimmer.

Darum läßt das ſüße Glänzen
Milden Mondes und der Sterne
In den Nächten mild und gerne
Eure Seele ganz umkränzen;
Was ſich ſo euch halb erſchloſſen,
Seht ihr einſt noch ganz im Klaren,
Was der Geiſt da halb genoſſen,
Wird einſt ganz ſich offenbaren:

In Carlſtein.

Auf deinen Zinnen hoch bin ich geſtanden,
Hab in die Tiefen kühn hineingeſehn,
Wo Stege ſich um Wald und Felſen wanden,
Wo Bäche furchtbewegt vorübergehn:
Bald fühlt ich meine Seele in den Banden
Geliebter Wehmuth ſtille Seufzer wehn,

Und wie die Blicke in die Landſchaft ſchweben,
War mirs, als ſchauten ſie mein eignes Leben.

Denn wie dies Thal, felsunter fortgewunden,
In ſcheuer Krümmung an den Bergen lehnt,
Und düſtre Bäume rings in ſtillen Runden
Die dunklen Aeſte drüber ausgedehnt:
Damit es nie ein Leben mag erkunden,
Wie rings die Felſenbrüder es verhöhnt,
Und wie es ewig tiefverbannet ſchmachtet,
Indeß ihr Sinn bis in die Wolken trachtet:

So fühl auch ich im Herzen mich verwieſen,
Mich tiefverbannt, mit einer Bruſt voll Glut
Hinabgedrängt mich aus den Paradieſen,
Die ich erkämpft mit meinem Herzensblut.
Die Freunde nur, die ich mir auserkieſen,
Sie wachen, daß der Schmerz, der in mir ruht,
Verzweifelnd ſeine Rieſenkraft nicht meſſe,
Und daß, was ich verloren, ich vergeſſe.

Und wie der Baum dort an dem Felſenhange,
Der da hinabſtarrt glatt wie eine Wand,
Sich in den Felſenriß gleich einer Schlange
Hineinklemmt, und der Wurzeln nackte Hand
Hineinkrallt in den Schiefer, daß dem Drange
Der Stein nicht widerſteht, den er durchwand,
Und, obgleich arm, doch Blüten treibt und Blätter,
Und aufrecht ſtets erhält das Haupt im Wetter:

So bin ich ſelber mir auch wohl erſchienen,
Als mich abſchütteln wollt die ſchroffe Welt,
Zu der mich jetzt die eigne Kraft durch kühnen
Verzweiflungsmuth gar feſt verſchlungen hält.
Feſt ſteht ſo mancher wohl, und unter ihnen
Halt ich allein umkrallt mein kleines Feld,
Drauf ich ſo feſt und kräftig mich geberde,
Wie ſie auf ihrem großen Fleck von Erde.

Und iſt der Fels auch rieſenhoch, noch höher
Iſt wohl der Baum, der ſich auf ihm erhebt;

Und iſt der Abgrund ſteil, noch ſteiler, jäher
Iſt wohl der Felsbach, der ihn kühn durchſtrebt:
So dünk ich mich auch wohl den Sternen näher,
Die ganze Welt ja iſt es, die mich hebt;
Dem Dichter eigen iſt ja Welt und Himmel,
Und lächelnd ſieht von da er ins Getümmel.

Eigene Weiſe.

Ich will mich einmal gehen laſſen,
Und dicht ein Lied, wie's eben kommt,
Den Andern ſtets mich anzupaſſen,
Sie ſagen, daß mirs wenig frommt.

Gibt es ſo viel doch, was mir theuer,
Gibts doch ſo viel, was mir gefällt:
Ich hab ein Liebchen, eine Leier
Und eine wunderſchöne Welt.

Wem ſolcher Reichthum iſt gegeben,
Und auch ein Herz, das ihn erfaßt,

Der kann am eignen Herde leben
Und gehe nimmermehr zu Gaſt.

Ein Liebchen hab ich, ſo wie keines
Auf dieſem weiten Erdenrund,
Ein liebes, gutes, engelreines,
Mir angetraut im Geiſterbund.

Und ihre Liebe iſt die Sonne,
An meines Lebens blauem Zelt,
Und ihre Blicke ſind die Wonne,
Die ſelig mich umſchlungen hält.

Was mir anſonſt der Herr gegeben
An Liedern und an Liedermuth,
Es adelt ſinnig mir das Leben,
Als meiner Seele beſtes Gut.

Ob Andre das erkennen wollen,
Ob ſie erkannt es oder nicht;
Ob ſie mir Lob und Ehre zollen, —
Darüber halt ich nie Gericht.

Ich wuchre ſtill mit meinem Pfunde
Und hab erwuchert manche Luſt,
Und hingeriſſen manche Stunde
Und tief bewegt ſo manche Bruſt.

Ich fragte niemals nach der Menge:
Das Herz, die Liebe war mein Ziel;
So wurden täglich mehr Geſänge, —
Gibt es im Herzen doch ſo viel!

Das dritte aller dieſer Güter,
Es iſt die wunderſchöne Welt,
Worin mein Geiſt als treuer Hüter
Mit ſtillem Staunen Wache hält.

Die Welt, das unbegränzte Alles,
Die Gottheit und der Gottheit Spur,
Des Strebens Scene und des Falles,
Die Wunderſtätte der Natur.

O Reichthum, groß und unermeßlich,
Wo Gegenwarten, wunderſchön,

Vergangenheiten, unvergeßlich,
Vom lichten Himmel niederſehn.

Du wechſelreiche Lebensmaſſe,
Du Räthſelanfang, Räthſelſchluß,
Gedanke, den ich halb nur faſſe,
Und den ich ewig denken muß!

Das alles iſt mein großes Habe,
Das mir die Schöpfung zugeführt,
So groß, daß, wenn ich einſt im Grabe,
Es lang mich überdauern wird.

Und nicht beendet iſt das Gute
Noch iſt ſo manches mir vereint:
So manche ſelige Minute,
So mancher treugeſinnte Freund.

Manch Herz, das, wenn ich ſein gedenke,
Mit Liebesflügeln mich umkreist,
Und, dem ich gern Bewundrung ſchenke,
So mancher rieſengroße Geiſt.

So vieles Edle, das geſchehen,
So vieles Große, das geſchieht,
Das rege Thatenauferſtehen,
Das heilig ſtille Zeitenlied.

Und wer ſo Großes ſein kann nennen,
Und wer ſo Herrliches erwarb,
Der muß im Herzen jubeln können,
Wenn ihm ſo manche Luſt auch ſtarb.

Der ſteht für alle Zeit erhöht da,
Mit ungetrübtem, feſtem Blick,
Ein kühner Herkules am Oeta,
Erhaben über ſein Geſchick;

Das Haupt in lichten Sonnenſtralen,
Die Seele kraftbewußt und rein:
Was kümmern ihn der Erde Qualen,
Der ganze Himmel iſt ja ſein!

Der Grauſamen.

(Oh cara immagine.)

Geliebtes Bild von ihr, die ich verehre,
O einzig Kleinod mir für dieſe Bruſt:
Du biſt es, der allein ich angehöre,
Du Grund der Liebespein und Liebesluſt!

In deiner Augen Stral, in ihrem Feuer,
Laß mich in ſüßer Qual und Luſt vergehn;
O du mein einzig Glück, das mir ſo theuer,
Gib mir nur einen Blick für meine Wehn.

O welche Seligkeit in deiner Nähe,
O welche Fröhlichkeit und ſüße Luſt!
Die Pulſe regen all ſich wohl und wehe,
Der Hoffnung Segen all füllt meine Bruſt.

Warum biſt du ſo reich an Reiz und Blüte?
Was ſtralſt du ſternengleich mit holdem Schein?
Iſt doch dein Herz ſo wild und ohne Güte,
Weil es nicht Mitleid fühlt mit meiner Pein.

Doch ach, dich kümmern nicht all meine Peinen,
Umſonſt in Thränen ſpricht zu dir mein Herz;
Und wenn du Harte doch mich ſieheſt weinen,
Wird dir zum Spotte noch mein tiefer Schmerz.

Geliebter Engel du, laß dich erflehen,
Und gib mir meine Ruh, gib ſie zurück;
Laß ſie entronnen ſein, die Zeit der Wehen,
Und laß begonnen ſein mein neues Glück!

Epilog.

Der Dichter.

Was in tiefer Dichterbruſt
So geheimnißvoll oft waltet,
Was ſie bald mit ſüßer Luſt
Ganz erfüllet, bald zerſpaltet;
Was zur Liebe ſie bewegt,
Die für ewig nicht erkaltet,
Was ihr tiefen Schmerz erregt,
Der für ewig nicht veraltet:

Ach, es iſt der Zauberbann,
Der die Seele hält gefangen,
Der ſie knüpfet himmelan
Mit vieltauſend Liederſpangen,
Der ein wunderbarer Sang
Iſt von Sehnen und Verlangen,
Der mit zauberhaftem Klang
An den Dichter iſt ergangen.

Seine Seele iſt der Born,
Der zum Meere ſich erweitert,
Iſt das helle Wunderhorn,
Daß durch ſüßen Sang erheitert,
Iſt das Gold aus reichem Schacht,
Siebenfach in Glut geläutert,
Iſt der Fels, woran mit Macht
Die Alltäglichkeit zerſcheitert.

Raſch wie heller Wolkenblitz,
Aber doch kein lauter Lärmer,
Froh und trüb, kerngrad und ſpitz,
Ernſt, und doch ein ſtiller Schwärmer;

Ein Laokoon an Leid,
Und vieltauſendmal noch ärmer,
Tief wie der Veſuv und weit,
Aber noch unendlich wärmer:

Alſo ſchwebt das Dichterherz
In den Leid- und Wonneſchauern,
Wie das Erz mit Luſt und Schmerz
In den tiefen Felſenmauern;
Will in Liedern froh nur ſein,
Will in weichen Liedern trauern,
Weil die Lieder nur allein
Alle Zeiten überdauern.

Nun wohlan, du Liederkraft,
Zieh hinaus in Luſt und Wehen
Aus des Herzens ſtiller Haft,
Laß die Welt dein Wallen ſehen;
Wem ein Herz im Buſen ſchlägt,
Wird dich gern und ganz verſtehen,
Und wo keines ſich bewegt
Magſt du ſtill vorübergehen!

„So wißt, es ſind zwei ſolche Lenzgewalten
In meiner Bruſt vereint, Geſang und Liebe,
Die wechſelweis ſich heben und begeiſtern.
Lieb und Geſang, wo die zuſammenhalten,
Da müſſen alle andern Frühlingstriebe
Gedeihn, und Froſt kann ſie nicht übermeiſtern.“

Glokkenblumen.

1' — 1'

Eine Reihe

von

Novellen, Erzählungen und Sagen

von

Manfred.

Braunſchweig, 1827.
Gedruckt im Herzogl. Waiſenhauſe.

In Commiſſion in H. Vogler's Buch- u. Kunſthandlung in Leer.

Dem

fürſtlich Schwarzburgiſchen Legationsrathe

Herrn

Carl Panſe

zu Weißenfels,

ein Denkmal der Achtung und Freundſchaft

geweiht

vom

Verfaſſer.

Oft iſt mir ſchon der Haß und Neid begegnet,
Die insgeheim nach meinem Blute lechzen,
Doch wie ein Baum, den Gottes Huld geſegnet,
Nicht braucht nach fremder Hülfe mehr zu ächzen,
In deſſen Aeſten, wenn es ſtürmt und regnet,
Das Raubgevögel Rettung ſucht mit Krächzen, —
So ſteh ich unerſchüttert jetzt im Leben,
Und will den Bösgeſinnten gern vergeben.

Denn was ſie auch im blinden Zorne wagen,
Ein Herr wird richtend über allem walten,
Der ſieht, was jener mit Geduld ertragen,
Wie der geſtrebt ſein treues Herz zu ſpalten;
Und wenn es einſt zum letzten Mal wird tagen,
Da ſchweben all' die Thaten als Geſtalten
Mit bangem Wehruf und mit dumpfen Klagen
Aus der vergangnen Zeiten Sarkophagen.

Drum muß der Freund treu an dem Freunde hangen,
Wenn ihn der Mißgunſt wildes Heer bedräuet;
Und ſo hab' ich aus innerem Verlangen
Die ſchlichten Sagen hier zuſammgereihet,
Und wie ſie ſind, ohn' allen Schmuck und Prangen,
Dem treugeſinnten Freunde, Dir, geweihet,
Daß man ſie teutſcher Freundſchaft Denkmal nennet,
Und ſie den Raum ausfüllen, der uns trennet.

Denn glich ich je dem Baume ſonder Wanken,
So biſt auch Du's, nur ſtärker viel und kühner;
Und gleich den Zweigen breiten die Gedanken
Nach Dir ſich aus, wie ſtille Liebesdiener:
Um Deine Aeſte wollen ſie ſich ranken,
Damit jetzt blühender, als je, und grüner
Der Welt ſie künden, wie der Freund Dich ehret,
Und wie ſein Sinn ſich liebend zu Dir kehret.

Prag, am 1. Juni 1827.

Inhalt.

1. Die Angeln. Novelle. . . . . Seite 7
2. Erdelinde. Sage. . . . . — 45
3. Darius und Aſpaſia. Erzählung. . . . — 87
4. Iduna. Erzählung. . . . . — 131
5. Die ſchöne Diana. Erzählung. . . . . — 213

I.

Die Angeln.

Novelle.

Des Schickſals Ringe, die ſich bunt verwinden,
Wer kann erfaſſen ihre tauſend Ziele?
Wenn ſie den Nord dem fernen Süd verbinden,
Und ſie vereinigen im Luſtgefühle:
Wenn dann die Liebe in den Irrgewinden,
Ein Genius, erſcheint mit holdem Spiele;
Dieß darzuſtellen hab' ich wohl gerungen,
Du, guter Leſer, ſprich, ob es gelungen?

1.

In ſeiner vollen königlichen Pracht ſaß Alfred zu Erzeſter, rings um ihn im ernſt ſchweigenden Kreiſe ſeine Freunde, Bundesgenoſſen und Feldherren, noch die Gluth des Schlachtengewühls im finſter blickenden Antlitz, als ob der Sieg, der heut ihre rieſige Tapferkeit über Normänniſche Raubgier errungen, ihnen Schande und Leid brächte. Still blickten ſie einander an, merklich rauſchte, von der krampfhaften Hand geſchüttelt, das Schwert in eherner Scheide, und voll Ungeduld blickten ſie auf zum königlichen Herrn, und hingen fragend an ſeinem Auge.

Aber Edelwolfs blühender Heldenſohn ſah kühn vertrauend in ſich ſelbſt hinein, dann hob er ſeinen glühenden Blick zum Himmel empor und ſprach, indeß der roſige Abglanz der Abendröthe in ſein Geſicht fiel, zu den Streitern die wohlbedachten Worte:

„Jene heilige Macht, die uns rettend vom Kreuzes-Symbol entgegen blickt, jene heilige Macht hat uns als Sieger in dieſe Hallen geleitet, und das Rachſchwert in unſere Hand gegeben, daß es eine verheerende Flamme auf Regnars Völker hinabſtürze; daß wir es führen, iſt nicht unſere Wahl. Darum, Edle, möget ihr euch des ſieggekrönten Kampfes freuen, obgleich die Däniſchen Klingen manchen Herzblutquell eröffneten, und uns mancher Geliebte dahin ſank.“

„Nicht mit Unrecht ſehe ich euch ernſt und ſchweigend, manche Lücke ſieht mein Auge, manches Leid trägt auch mein Herz. Glaubſt du, edler Kenilred, du allein beweinſt deinen Sohn, der ein Held den würdigſten Tod ſtarb, — oder du, Angelbert, glaubſt nur, dein Herz weine um deinen Gorward? O könntet ihr alle blikken in eures Königs Buſen, ihr würdet ihn ſehen von tauſend Wunden durchwühlt, um eurer und der Eurigen willen.“

„Doch erfordert jetzt die Zeit ein verhärtetes Gemüth, und was euren Freund in Schmerz auflöſet, dafür muß der König taub ſeyn. Denn Sicherheit vor dem Feinde muß unſer Grundſtein werden, und ob wir gleich die Normänner blutig zurück gedrängt, ſo müſſen wir doch jede Stunde der Rückkehrenden gewärtig ſeyn, weil unſer Heer zur Hälfte herab geſchmolzen, ihnen aber fortwährende Hülfe aus ihrem wilden Norden zu Gebote ſteht."

„Und damit ich euren Muth noch mehr erhöhe, laßt mich die Sitte der nahen Franken und anderer Völker befolgen, — ich will euch hier, ihr Treuen! zu Rittern weihen, ſo wahr ich als Vertreter des Ewigen über euch walte, und den Eifer für mannhafte Tugend und rechtachtende Tapferkeit in euch mehren, damit ihr dem nächſten Streite mit höherem Kraftmuth entgegen tretet." —

Da rauſchte ein fröhliches Gemurmel durch die Scharen, die finſteren Blicke erheiterten ſich, und Mancher wohl hätte gern offenen Freudenruf erhoben, wenn ihn nicht die Ehrfurcht vor dem ſtillen Schmerze des daneben Stehenden zurück gehalten hätte. Grimoald aber, der Schlachtenergraute, trat aus dem Kreiſe hervor und ſprach, ſich gegen Alfred verneigend:

„Edler Herr! es iſt ein hochbedeutendes Wort, das uns die ehrwürdigen Prieſter gelehrt, der Morgen ſey voll des Herrn; darum wollteſt du nicht lieber, ob wir gleich Alle hohen Drang nach ſchneller Erfüllung ſo erhabener Ehre fühlen, die heilige Handlung des Ritterſchlags bis morgen verſchieben, wo wir zugleich ein glänzendes Luſtturney begehen könnten!"

Wohl überlegt fand Alfred des alten Freundes Rath, und indem er die Edlen alle rings um ſich entließ, und Vorkehrungen zur morgigen Feier traf, begab er ſich in ſein inneres Gemach, wo er ſich den allſtärkenden Armen des Schlummers überließ.

— Aber ein ſchwerer Traum laſtete ſein bleiernes Gefieder drückend auf den Ruhelechzenden.

Mitten im wilden Getümmel der Schlachten war Alfred mit den Seinigen in einen dunklen Wald gedrungen; da ſtand eine ſchwarze hundertjährige Eiche; rings bemooſte Steine mit glühender Runenſchrift gelichtet, und wildes Freudengetümmel rauſchte durch die finſtern Gipfel des Waldes. Doch zu weit vorwärts war bereits Alfred gedrungen, um nicht noch weiter zu gehen; da erborſt der Erde Schlund, und ſpie eine wilde Schaar Alrunen mit rothglühenden Fackeln und grünlockigem Haupte aus; die umtanzten in Zauberkreiſen die hohe Eiche, worunter das rieſige Götzenbild Thors auf einem Felsſtücke prangte. Plötzlich erbebte abermals der Boden unter den Füßen des Erſtaunten, und ein Heer gewappneter Rieſen erſtand, den Götzenhain zu ſchirmen. Blut- und leblos ſtanden ſie da, weiterer Befehle gewärtig; da verſchlangen die Reihen der Alrunen ſich doppelt, und die größte unter ihnen eröffnete ein ungeheures Grab; daraus flatterte krächzend ein Rabe auf Thors Helmſchmuck hinauf. Da donnerte es mächtig, die Bildſäule Thors ſchritt von ihrem Piedeſtale, die rieſigen Leichname rings umher lebten auf und ſtürzten hervor. Alfred blickte um ſich, die Seinigen flohen, und er gab ſich, ſeine Seele dem Herrn befehlend, ſchon verloren. Da nahte an Alfreds Seite eine andere hohe Geſtalt, die die unverkennbaren Züge Edelwolfs, ſeines Heldenvaters, trug, ergriff den Verlorenen und flog, indem ſie ihn mächtig erfaßte, durch die Lüfte, über Berge, Felſen und Flüſſe in ein Hirtenthal nieder, wo ſie vor ihm verſchwand.

Alfred aber, noch voll des furchtbaren Traumes, erwachte, da ſchon der junge Morgen zur Burg vor. Erzeſter ſein roſiges Antlitz hinein neigte. —

2.

Erſchüttert entwand ſich Alfred dem Morgenſchlummer, denn mit Schrecken hatte ihn das arge, nächtliche Geſicht erfüllt. Ob er gleich fern von allem Aberglauben an dem reinen Glaubens-Symbole des Chriſtenthums hing, — mußte er ſich es doch im Innern geſtehen, daß ſolch ein Traum, der ihm die heilige, unvergeßliche Geſtalt ſeines Vaters darbot, unmöglich ein bloſſes Gaukelſpiel gereitzter Sinne ſeyn könne: doch verbarg er ſeine innere Beſtürzung wohl, und verfügte ſich hinab auf den offenen Burgplatz, wo ſchon die prächtigſten Vorkehrungen zu ſeinem Empfange getroffen waren.

In einem koloſſal ovalen Kreiſe ſtand rings das Heer hinter den Schranken; rechts erhob ſich auf einigen Marmorſtufen ein Altar, rundum mit koſtbarem Purpur behangen, des heiligen Amtes gewärtig, das heute hier begangen werden ſollte; ihm gegenüber der goldverzierte Thronhimmel des Königs, und rings herum die furchtbar ſchönen Reigen der ehrwürdigen Heldengreiſe und der kühnblickenden, jüngeren Waffen-Heroen, die heut zu Beſchützern der Tugend und Vertheidigern des Rechts geweiht werden ſollten.

Da trat Alfred in den ſchönen Kreis, im Antlitz das Feuer der friſch blühenden Jugend, mit dem ſchweigenden Ernſte der erhabenen Mannheit; die Roſen der Wangen bürgten für den unverderbten, die allbekannte Reinheit des Herzens für den edlen Wandel. Feierlich ſchritt er zu den Stufen des Baldachins, verneigte ſich den Anweſenden und nahte ernſt dem heiligen Altare, wo Biſchof Nedt — Alfreds Erzieher und beſter Freund — das Meßopfer begann. Schweigend und ehrfurchtsvoll kniete er nieder, und Alle folgten dem Beiſpiele des Königs.

Redt hatte geendigt, die geſammten Edeln mit ihrem Herrn das Liebesmahl geſpeiſt, da betrat Alfred ſeinen Thron. Rings harreten die blühenden Knaben des Hofes, die ſchönen Ehrenzeichen auf ſammtenem Pfühle darreichend, und Alfred nahm ſo das Wort:

„Wie mich der Herr über euch geſetzt, ihr Edlen, ſo thue ich, kraft meiner Gewalt, das Schönſte meines Lebens, und pflanze neuerdings Recht und Tugend in eure Bruſt, und weihe euch hiermit im Namen des Gottes, an den wir glauben, zu edlen, ebenbürtigen Rittern Englands, und gebe euch ſomit das größte Denkmahl meiner fürſtlichen Huld.“

Da winkte er dem nächſtſtehenden Knaben, nahm Edelwolf's tapferes Schwert vom Sammtpolſter, und ertheilte den Knienden den Ritterſchlag. Dann rief er den andern Knaben, die rings mit rieſigen, ſchön gemalten Schildern an der Hand umher ſtanden, und vertheilte die glänzenden Stahldecken an die neuen Ritter, und paßte jedem den eiſernen Ring an, daß ſie, des Erzes an der Hand eingedenk, wie Stahl und Eiſen im Kampfe ſtänden. Dann erhob Alfred das Auge zum Himmel und ſprach:

„So möge euch der oben ſtärken, und mir durch euch ſelbſt Beweiſe geben, ob ich recht gehandelt, und ob keiner von euch ſchuldbelaſtet, die ich zu Streitern des Heils ſchlug.“

Indeſſen war ein dumpfes Gewitter am Morgenhimmel hinauf gerollt, und breitete ſeine ſchwarzen Schwingen weit über den Horizont Erzeſters; — als aber Alfred die letzten Worte laut zum Himmel hinauf geſprochen, zuckte es furchtbar das Wolkenmeer hindurch, und ein rieſig flammender Blitz ſtürzte nieder mitten unter den Rittern, ohne einen aus ihrer Mitte zu beſchädigen. Staunend und betäubt ſtand Alles, Entſetzen und Bewunderung lag auf allen Geſichtern, und Ehrfurcht für die Stimme des Ewigen ſtrahlte aus jedem Auge; Nedt aber, der bejahrte Seher, lichtete zitternd vor reiner Wonne ſeinen Blick, und rief gegen Alfred gewendet:

„Drei Mal ſeliger Fürſt! o dürfte ich wieder neu aufleben, dein Bewunderer zu werden, da der Himmel ſelbſt in ſeiner Feuerſtimme deine Thaten gut heißt, und ſo wie dich einſt der heilige Vater zu Rom zum Herrſcher Englands, der Zukunft kundig, ſalbte, ob dir gleich drei der älteren Brüder vorſtanden*); ſo rufe auch ich dir jetzt zu:

---

*) Hiſtoriſch.

laß dich durch dein bevorſtehendes Leid nicht irre leiten, es iſt nur Prüfung des Ewigen, und ſoll dir zum Born deines höchſten Glückes werden.“

Indem war Alfred anbetend auf ſeine Knie geſunken, da ſchleppte ſich mühſam ein verwundeter Reiter vor ſeinen Thron, und ächzte ſtöhnend zu ſeinem Herrn empor:

„Was ich dir ſage, Fürſt! ſoll dich zum ſchnellen Aufbruche aus deiner Sicherheit bewegen. Zu Cormalhain, kaum zwei Stunden von Exzeſter, liegt der furchtbare Hubba mit Ingwar, dem wilden, und ſie ſchwingen die verſengende Fackel und das Mordſchwert als Bundesfreunde Gormunds, deſſen Heeresmacht geſtern an dir geſcheitert. Wild ſchreien ſie nach Rache, und mit glühender Blutſchrift, die mich ein Dänen-Pfeil lehrte, gebe ich hier dir den Beweis ihrer Mordluſt!“

Da zuckte lichtes, kriegeriſches Feuer über jedes Antlitz; ſchnell hieß Alfred die verſammelten Krieger aufbrechen, und indem er die Verwundeten der Sorge des Schloßwächters anbefahl, flog er auf Sleizer, ſeinen treuen Rappen, und in einer Stunde war das Heer auf dem Zuge nach Cormalhain begriffen. Immer näher rückten ſie ihrem Ziele; endlich ſtanden ſie im Thale von Cormalhain; da erbrauſten rings die waldigen

Anhöhen; aus dem Walde brach eine ungeheure Anzahl wilder Normänner, an ihrer Spitze den rauhen Ingwar, und ſie ergoſſen ſich, ein Meer, über die des Kampfes Harrenden. — Wild begann der Streit, furchtbar rauſchte der todtbringende Eiſenpfeil der Angeln von eibener Armbruſt auf die Angreifenden; merkliche Lücken höhlten ſich in den Reihen der Dänen; überall ſchwang das verderbende Schwert Alfred, und ſchon beleuchtete der mittägliche Sonnenwagen ein gleiches Schlachtfeld; da wogte rechts eine Unzahl Feinde unter Hubba's Geleit von den Bergen herbei, und links ergoß ſich ein ſchwarzer Lanzenwald, unter Gormunds und Amunds Befehl, auf die bedrängten Angeln; da ſtürmte allgemeine Verzweiflung in ihre Sehnen, der Erzpfeil war in ihrer Hand zum Schwerte, das Schwert zur Keule; aber die andrängende Übermacht ſiegte. Schon tauchte die Sonne in's Meer, — dort fiel Knilred, der Führer der Reiterſchar, in ſein Herzblut; Hake folgte dort dem ſterbenden Oheim; das furchtbare Schwert feſt in der Mordfauſt, ſtürzt er zu Boden, und mit ihm die Haltung des rechten Flügels; die Niederlage der Angeln war groß, — Tauſende geriethen in Gefangenſchaft, der Überreſt floh, Sleizer ſank unter ſeinem Herrn, und nur der dunklen Nacht dankte der verlaſſene Alfred eine Flucht, die ſein Heldenleben zum Wohl ſeiner Völker und dem Ruhme der Nachwelt aufbehielt.

3.

An Skandinaviens unwirthlicher Küſte hoch empor ſteilt ein ragender Fels hinan; brauſend ſtürmt unten das Meer an ſeine ſchwarzen Riffe, und oben ſammelt das finſtere Wolkenheer ſich rings um ſeinen dunkeln Scheitel. Dann und wann taucht ein Ungeheuer der Fluth hinauf aus dem nachtenden Wellenſpiegel, ſtürzt aber ſchnell wieder in die Tiefe, wenn es den wild dräuenden Felſenrieſen über ſich erſieht, der ein Schreckbild aus den Lüften hinab droht. Dort oben reiht ſich um den Furchtbaren ein Kreis ſtolzer Rieſenbrüder; die bilden eine gähnende Schlucht, welche ſich ſchwarz und bodenlos in den froſtigen Erdſchlund hinab tieft.

Da laſten am Eingange der Höhle zwei Giganten des Eiſes in kraft- und regungsloſer Lage; aber wer uneingeweiht den Zauberbildern naht, den ſtürzt ihre Feuerkeule hinüber in die tödtende Fluth des Meeres.

Hier, in der ungeheuren Höhle der Nacht, tief unter allem menſchlichen Odem, nahe dem Erdkern, brütete mit ſtierem Entſetzen die mächtigſte der Alrunen, Swanhite, mit dem eigenen Blute an ihrem ſchwarzmarmornen Zauberkreiſe klebend; um ſie herum zwei mannhafte Frauenbilder, Syritha und Moina, Hubba's Schweſtern, in ähnlichen Gruppen die wilden Augen nach den Götzenbildern rollend, als ob ſie Hülfe von ihnen erflehen wollten; denn dem Tode nahe lag ihre Meiſterinn, die tauſendjährige Swanhite, ihre Geiſter rund um ſich zum letzten Dienſte verſammelnd.

Koloſſal prangte das furchtbare Bild Locks, aus ſchwarzem Erz geformt, vom feurigen Geſtelle herab; an ihm die ſchlangenumgürtete Vidri mit glühendem Haupte, in der Hand den blutigen Dolch des Todes. Vor ihnen, auf einem dreiſpitzigen Runenſtuhle laſtete ein Leichnam; aus ſeinem Herzen und Gehirn herauf ziſchten blaufeurige Flammen; nicht ohne Leben ſchien der Unglückliche, — ein furchtbarer Bann waltete über dem elenden Opfer.

Gegenüber ſtand Surturs Feuergeſtalt aus loderndem Asbeſt, rings von grünen Flammen umleckt, die aus dem Gekröſe eines ungeheuren Wolfes und dem Kopfe einer Rieſenſchlange hervorzuckten. An den Wänden rings hefteten Gerippe von Ungeheuern aller Art; der ſcheusliche Lindwurm, der ſchauderhafte Polyp, der Greif, Schlangen und Nachtvögel aller Geſchlechter begegneten dem Auge. Plötzlich trat eine Todtenſtille ein, ſelbſt der heulende Alraun ſchwieg — da wälzte Swanhite das tödtende Auge heraus aus ſeinem Umkreiſe, blickte nach Syrithen und Moinen, dann riß ſie einen hellrubinenen Dolch aus ihrem Haare, und kreiſchte mit klangloſer Stimme:

„Weil mich denn das vernichtende Schickſal hinab ruft, — ſo ſey es; ihr aber, Zaubergeweihte,“ das wilde Auge auf Syrithen und Moinen ſtierend, „nehmt den ewigen Runenſtein als Erbe, weil ihr mir treu gedienet, der Rubindolch verſinkt mit mir in das Bodenloſe, und ſoll mich, vor Hela und Lock rettend, zu Surtur nach Muspelheim geleiten.“

Da wollte ſie den zauberiſchen Mordſtein in ihre gelbe, ekle Bruſt bohren, aber aus Hela's Blutdolch ſtürzte ein grünflammender Blitz auf die Entſetzliche nieder, und vernichtete die noch im Tode Trotzende.

Sie war nicht mehr. Da ſchlug Syritha ein teufliſches Hohngelächter auf, entriß den flammenden Rubindolch der todten Hand, ſchlug damit einen furchtbaren Kreis, daß ſein rothloderndes Feuer nach allen Seiten floh, warf eine Alraunwurzel auf die ſcheusliche Leiche, und winkte den Geiſtern des Dolches. Da gähnte der Felsboden, und in die grundloſe Tiefe ſank Swanhite hinab.

„Du biſt furchtbar, Schweſter!“ rief bebend Moina, „noch nie ſah ich dich ſo!“

„Und noch ſchreckhafter will ich werden, allein will ich gebieten den Geiſtern des Zaubers, hinab mit dir in den ewigen Kerker, damit kein Genoſſe meiner Kunſt mich umathme! Da kreiſte noch einmal der brennende Dolch, und in ewige Kerkernacht ſank ſinnlos Moina.

Ihr rieſiges Vorhaben war ausgeführt; plötzlich donnerten oben die Rieſen des Eiſes auf, und eröffneten die ungeheure, aus Stahl geformte Thür des Eingangs, und mit ſeinem Freunde Ingwar trat Hubba herein, den Göttern für das Glück der Schlacht zu danken.

Hoch ſtaunte er über das Ende Swanhitens und das rieſige Wagen Syrithens, und wandte ſich zu Locks ſchwarzem Bildniſſe, das Opfer zu begehen; ſie aber, der weder die Wehklage der Schweſter, noch der furchtbare Tod der Alrune einen Ton des Mitleids weckte, lag, von unbegreiflichem Drange angeregt, in Ingwars blondumlocktes Anſehen vertieft, und fühlte die ganze Macht eines unbekannten, lieben Zaubers auf ſich ruhend.

4.

Auf ſeiner hohen Felsburg ſaß **Haſting**, einer der Skandinaviſchen Fürſten, ernſt vor ſich hinblickend, vor ihm in ſchweigender, Ehrfurcht gebietender Ruhe ein frommer Diener des Dreieinigen in bittender Geberde; da nahm **Haſting** das Wort:

„Nein! nimmermehr — ſolche Bitte kann ich dir nicht gewähren, Alter! ob ich mir es kaum ſelbſt hehlen kann, daß du eine gewiſſe Macht über mich übſt, der ich mich zu fügen gedrungen fühle. Aber **Alfred** beizuſtehen, — dieß laß ab, zu verlangen; mein Wort verpfändete ich an **Hubba**, und ob ich ihn auch ſelbſt für einen Barbaren anerkenne, ſo geht doch die Treue über Alles!“

Da nahm der Prieſter noch ein Mal das kraftvolle Wort, und malte ihm **Alfreds** Edelmuth und Hochſinn; aber der ernſte Nordfürſt blieb unerſchütterlich und ſprach:

„Lehrſt du doch ſelbſt Beharrlichkeit als Diener deines Gottes, und willſt mich von ihr abwendig machen? Ich achte **Alfreds** Tugend und Tapferkeit im Unglücke, aber uns trennt das Verhältniß. Darum, Alter! ſchlage den Weg nur zurück ein; da du mich aber, auf Gaſtfreundſchaft bauend, ſo treuherzig heimſuchteſt, ſo nimm ein ſicheres Geleit von mir, das bis an's Ufer hin jeden feindlichen Andrang von dir abwehre."

Der aber dankte, das Auge zum Himmel gewendet, ſprach hoffend von beſſerer Zukunft und verſchwand im Angeſichte des Erſtaunten; — es war Redt.

Schweigender und noch ernſter war Haſting geworden; das Erſcheinen und unbegreifliche Verſchwinden des frommen Greiſes erfüllte ihn mit Zweifeln und finſtern Gedanken über die abgöttiſche Religion, der er huldigte: da trat Amund, der reich umlockte, blühende Jüngling, ein. Von ſeinen Schultern floß ein purpurgeſäumtes Eisbärfell, ein kurzer Helm deckte das goldhaarige Haupt, an der Seite rauſchte das kräftige Schwert, das im Angeln-Blute erſt vor kurzem ſeinen Durſt geſtillt, und aus dem hellblauen Augenedelſteine ſtrahlte das reine Feuer hervor. Freudig reichte er Haſtingen die kampfgehärtete Rechte, und zog ihn mit ſich hinab an den Meeresſtrand.

Da rief Haſting all' die Seinen nochmals zuſammen, und indem er Ilmern, dem Bruder, die väterliche Stammburg anbefahl, und ihm Hubba's Befehle eröffnete, beſtieg er das leichte Schiff, die damalige Königinn der Städte in ihrem Glanze und den Thron der Griechiſchen Kaiſer zu ſehen, das weltberühmte Conſtantinopel.

Ein Monat war vergangen, und von neuem blähten ſich die Wimpel des Schiffes; Haſting und Amund ſahen ſehnend in die Ferne hinaus, ein geſegneteres Land zu erblicken, als das ſie jetzt verließen. Zwar lächelte das anmuthige Paris in ſeinem kleinen Umkreiſe ſie lieblich an; aber was ſie dort erfahren, konnte ſie für Frankreich nicht einnehmen.

Kaum war der arge Lothar durch ſichtbare Leitung der Vorſicht, die den häßlichen Meineid, den er an ſeiner tugendhaften und keuſchen Gemahlinn übte, durch einen plötzlichen Tod an ihm und all den Großen ſeines Reiches, die Theil an der Frevelthat hatten, rächte, verſchwunden, als der rechtverachtende Karl von Frankreich, dem kein Frevel zu groß war, ganz Lothringen an ſich riß. Selbſt der Brudermord an Ludwig, dem Deutſchen, wäre ihm ein willkommnes Mittel für die Befriedigung ſeiner Habſucht geweſen, wenn nicht der Edelmuth und das Recht Ludwigs obgeſiegt hätten. Solcher Gräuel-Scenen wegen ward Haſting und dem blühenden Amund der erſte Anblick eines fremden Gebietes verächtlich, und nur die Hoffnung eines Beſſeren beſtimmte ſie zur Verfolgung ihrer Reiſe.

Lange und nicht ohne Mühſeligkeiten verfolgten ſie ſtandhaft ihr Ziel; ſchon lag ihnen die Herkuliſche Enge im Rücken, die blühenden Fluren Spaniens waren entflohen; an Italiens ſchöner Küſte, die ſeit fünfzehn Jahrhunderten der Schauplatz ſo wunderbarer Begebenheiten und Schickſale war, glitten ſie ſchnell vorbei; endlich ſtanden ſie in der ehrwürdigen Mündung der Tiber. Die heilige, unzerſtörbare Stadt, an welcher die wüthende Hand des rohen Galliers, die ſelbſtmörderiſche der Bürger, die barbariſche Fauſt der Gothen und anderer Völker gefrevelt hatte, in ihrer novantiken Pracht und ihren herrlichen Trümmern, war jetzt ihr Aufenthalt. Pabſt Johann VIII. ſaß auf dem kirchlichen Throne, den Aufruhr mählig erſchütterte; noch loderte der Zwiſt, der unter Nicolaus begann, wo Gundar von Cöln, Theutgard von Trier, Hugo von Bergamo, Johann von Ravenna, ja ſelbſt der Griechiſche Patriarch mit dem päbſtlichen Stuhle zerfielen.

Deſſen ungeachtet vermochte der heilige, fromme Charakter Johanns ſo viel über beide Nordiſche Fürſten, daß ſie bald die Taufe annahmen.

Auch Rom floh aus ihrem Angeſichte; tief und flammend hatten ſich den Neubekehrten die Lehren des Chriſtenthums ins Herz gegraben, ſie waren der Inhalt ihrer Geſpräche, und ein Mal noch füllte ſich das himmliſche Silberhorn über ihnen, da grüßten ſie freudig die Thürme von Conſtantinopel.

5.

In der Gegend von Athelney, an eben dem Orte, wo jetzt das Kloſter Atheling ſteht, feuchtet ein ſchwarzer Sumpf das Land, der Stunden lang unter finſtern Gebüſchen und hochragenden Föhren hinſtarrt:

Hier wohnte auf einem ſchön grünenden Hügel, hinter dem ſich blühende Wieſen eröffneten, der alte Schäfer Gwult, der, da noch Edelwolf das Regiment geführt, Aufſeher der königlichen Heerden geweſen, mit ſeiner treuen Elrethe einſam und vergnügt, und von den feindlichen Stürmen der Zeit, die jetzt auf die Angeln hervor tobten, bisher verſchont. Ein einziger Diener mehrte ihren kleinen Zirkel, Wulf, welcher vor einem halben Jahre von den Speeren der ſiegreichen Dänen verfolgt, hierher ſeine Zuflucht genommen hatte. Nicht unbekannt ſchien er Gwulten, aber ein düſteres Schweigen waltete ernſt zwiſchen beiden, und ſelbſt Elrethe wußte nicht, ob ſie in ihm einen unglücklichen Freund ihres Gatten, oder einen Diener ihrer Wirthſchaft vor ſich habe. Unterdeſſen war aber der Name Wulf einer der furchtbarſten für die räuberiſchen Horden der durch ganz West-England zerſtreuten Skandinavier geworden. In einer dunklen Felſenhöhle der angrenzenden Berge, wohin weder Sonne noch Mond das lichtglänzende Haupt je geneigt hatte, verſammelte er des Nachts eine kühne Anzahl tapferer Hirten, Fiſcher und naher Bergbewohner, die glühenden Muth genug beſaßen, Blut und Leben gegen die wüthenden Verwüſter des Vaterlandes zu wagen, welche jetzt in der Nähe von Athelney ihr Lager aufgeſchlagen hatten. Mancher kühn gewagte Überfall glückte den Unverzagten, an deren Spitze der muthige Wulf, welcher ſchon Hunderte der Feindlichen zur Speiſe des Gevögels gemacht hatte, ſtets ſieggekrönt und glücklich zurück kam, ehe noch die roſige Morgenröthe die waldigen Berge gelichtet.

Auch dieſe Nacht war er mit ſeinen kühnen Gefährten gegen die wilden Räuber hinaus gezogen; ein anſehnlicher Haufe derſelben hatte ſich auf dieſen Streifereien unweit Reckhing der ſteilen Felsburg des Grafen Edelbert gelagert, weil ſie die einbrechende Nacht hier überfiel, und pflegte ſorgenloſer Ruhe; dieſen galt Wulfs Zug, der bald die Sicheren überraſchte. Die große Anzahl derſelben machte eine vollkommene Niederlage unmöglich, die Hälfte faſt entfloh — aber Wulf wurde durch einen Däniſchen Speer ſo fühlbar verwundet, daß die Seinigen es für nöthig fanden, ihn auf Edelberts Burg zu bringen, die, ein Schrecken der Dänen, jedem biedern Angelſachſen offen ſtand; und ob es gleich dichte Mitternacht war, ſo öffnete doch der Name des Verwundeten ſchnell das Burgthor.

Indeſſen hatte ſich binnen einigen Tagen die klägliche Kunde verbreitet, Wulf, der tapfere Verderber der Dänen, liege tödtlich krank auf Reckhing; da erfaßte Beben den verſchloſſenen Gwult, und indem er das Wirkſamſte, was ihn Erfahrung und Verſuch als hülfreiche Arznei kennen lehrte, zuſammen raffte, nahm er von der bittenden Elrethe Abſchied und verfügte ſich eilend auf des Grafen Burg. Wulf aber lag ſinnlos in einem langen Todesſchlafe auf Edelberts Schloß; nur wenig Lebensfunken ſlimmten matt in dem Tiefſchlummernden, und ein höheres Weſen ſchien in ſchirmender Glorie über ihm zu walten und den nahenden Tod abzuwehren, bis Gwult mit dem Schatze ſeiner Hülfsmittel, ein rettender Genius, erſchien, der lindernde und heilende Öltropfen in ſeine klaffende Wunde goß, und das halbentwichene Leben in ſeine vorigen Fugen zurück rief.

Aber ein anderer ſchnellerer Balſam, ein mehr nährendes Mittel für Wulfs Lebensflamme, war das wunderliebliche Fräulein Alſwithe, Edelberts Tochter, die, ein ſchützender Engel, an Wulfs Krankenlager weilte, und aus deren blauem Augenkelche der Arme manchen tröſtenden Tropfen des innigſten Mitgefühls ſchöpfte. Sie unterhielt ihn mit Erzählungen, mit ihrer kindlichen Liebe, wovon er täglich die ſprechendſten Beweiſe ſah; ſie goß den balſamiſchen Zauberwein der Lieder in ſeine Bruſt, und konnte ſich es nicht hehlen, daß Wulf, obwohl er nur ein niedriger, ihr keineswegs ebenbürtiger Krieger zu ſeyn vorgab, einen tiefen Eindruck auf ihr Innerſtes gethan, und jene niedere Maske vielleicht nur ſeinem Unglücke geliehen habe.

Mählig war der düſtere Todtenengel von ihm gewichen, der wilde Sturm der Krankheit löſte ſich in einen linden Südoſt der Beſſerung auf, und ſchon durfte er im Freien unter dem milden Hauche der Sommertage, an der Hand ſeiner liebreitzenden Begleiterinn, den Burgpark durchſtreifen. Still und ſchweigend nahm ſie ſeine Dankſagungen, ſein Lob, ſeine Liebesreden, und nur ſtill ſeufzend erwiederte ſie auf letztere eine Hindeutung auf die Kluft, die ſich zwiſchen beiden ausdehnt.

Einſtmals aber, als Edelbert ſich von der Burg entfernte, und der ſtille Ahnenſaal Alſwithen mit Wulf einſam zuſammen führte, ward ſeine Liebe ſüßdringender als je; denn baldige Entfernung, ſprach er, ſtehe ihm bevor, und ſie nur könne ihm Troſt für die Zukunft ſeyn. Da ſprach Alſwithe mit ſanft wehmüthigem Tone:

„O wüßteſt du, wie du dieſes Herz zerfleiſcheſt, das ſich in unausſprechlicher Liebe zu dir hinneigt, und von der Pflicht des Standes und der Tugend zurück gehalten wird: du würdeſt gewiß ablaſſen, ſolchen Streit in meinem Buſen anzufachen.“

Wulf aber ſank, gerührt von dem unendlichen Liebreitz, der nun noch in höherer Anmuth das liebliche Frauenbild wie ein heiliger Nimbus umgab, vor das himmliſche Weſen, und ſprach mit allem Feuer edler Jugend: „So triumphire, Göttliche! der Kampf iſt gekämpft, der Sieg dein, und auch die Palme ſoll dir werden!“

Und indem wir jetzt einen Hinblick auf Haſting und Amund thun wollen, verlaſſen wir den bald wieder verherrlichten großen Alfred, König der Angelſachſen, in der Geſtalt Wulfs, zu der ihn ſein Unglück nöthigte, vor dem edelſten aller Angelſächſiſchen Fräulein auf den Knien.

6.

Eine trübe, verhängnißvolle Nacht ſank für Conſtantinopel nieder, der Vorbote eines blutigen Tages; dennoch glänzte in der mondbethauten

Himmelsdecke der ſilberne Sternenreigen ſo ſanft und mild, wie am Schöpfungstage, herab. In der duftenden Jasminlaube des kaiſerlichen Schloßgartens lag Haſting ſanft dahin gegoſſen, und dachte des Bildes ſeiner Wünſche, Eudoziens, die den jugendlichen Nordhelden zwar mit Vergnügen bemerkt hatte, aber mit zu viel Neigung an Kaiſer Michael zu hängen ſchien, als ſeinen Trieben Gehör leiſten zu können; da ward ihm die Stahlbruſt weich, das wallende Herz wollte den Buſen durchpochen, und er griff ſingend in die rauſchenden Saiten hinein *):

„Gold'ner, reiner Ton der Harfe —
Mayenlüftchen aus dem Thale,
Warum weilſt Du fern im Schatten?
Ach erſcheine, Liebſte,
Dem Herzen!

Strahlt auf Deinem Pfad nicht Mondglanz?
Biſt Du nicht der Himmel Sonne?
Und doch weilſt Du fern im Schatten —
Ach erſcheine, Liebſte,
Dem Herzen!

Wenn Du auf den Wogen wandelſt,
Glüht in ihnen Feuerſehnen —
O, warum ſollt' ich nicht ſtöhnen:
Ach erſcheine, Liebſte,
Dem Herzen!

---

*) Theilweiſe nach Oſſian.

Gleichſt Du nicht dem Himmelsgeiſte,
Welcher ſpricht im Windeswehen?
Dann wirſt Du mich auch verſtehen:
Ich erſcheine, Liebſte,
Dem Herzen!

Ach, es war nur Lichtſpur eines
Geiſtes, nur das Spiel der Winde,
Als ich wähnt', daß ich Dich finde —
Nicht erſcheinſt Du, Liebſte,
Dem Herzen!

Möchteſt mir die weißen Arme
Aus dem Hain entgegen ſtrecken,
Daß ich, Sonn', an Dir erwarme.
Ich erſcheine, Liebſte,
Dem Herzen!!"

Er ſchwieg wehmüthig. Da rauſchte es nahe in den Zweigen, und ſiehe, die königliche ſchlanke Eudozia ſtand in ihrem vollſten Glanze vor ihm. An ihrer Seite der ſüße Amund mit der reitzenden Theophane, Eudoziens Freundinn, die ſich dem liebenden Bewerber ergeben, und ihm Hand und Herz zugeſagt hatte. Vor Haſtings Augen aber flimmte es wie Nordlichtſchein und Demantglanz; denn nie war ihm die gefeierte Geliebte ſo herrlich noch erſchienen. Da raffte er ſich von der weichen Lagerſtätte des ſammtenen Graſes auf, und ſank, in Liebe zerfloſſen, vor der Königinn ſeines Herzens hin: die aber bog ſich, ihn erhebend, in maleriſch-üppiger Stellung über den ſchönen Knienden, und die Liebe feierte in dem erſten Feuerkuſſe ihren herrlichſten Triumph. —

Mitternacht war ſchon vorüber, die halbe Bahn hatte der Mond vollkreiſet; noch ſaß Haſting am Eudoziens Arm, in liebender Innigkeit ſie umſchlingend, da fuhr die ſüße Jungfrau fort:

„Mit welcher Liebe und Sehnſucht ich mich an Michael kettete, weißt du wohl ſelbſt, da du bei einem halben Jahre zu beobachten Zeit gewannſt. Von Jugend auf mit ihm aufgewachſen, ihm ebenbürtig an Geſchlecht, ward ich durch ſeine ſüßen Reden nur allzu bald ſo beſtrickt, daß ich meine Augen ſeinen Fehlern ſchloß, und in ihm nur einen tugendhaften, tapfern Helden ſah. Allein die unwürdige Art, mit der er ſich auf einen Thron drang, der ihm zweifellos zugefallen ſeyn würde; die rohe, unbarmherzige Weiſe, womit er Theodoren, ſeine edle Mutter, die faſt durch zehn Jahre das höchſte Wohl des Staates als ſeine Stellvertreterinn beſorgt hatte, vom Throne in ein Kloſter ſtieß, wo ſie der Gram tödtete, eröffneten mir erſt den umſchleierten Blick, und ich ſah, in welcher Untiefe von Laſtern und Leidenſchaften ſich der neue Beherrſcher herum wälzte. Meine freundſchaftlichen Ermahnungen fanden keinen Eingang mehr bei ihm; nur der wilde, lüſtige Ton ſeiner tollen Geſellen vermochte Alles über ihn. Dennoch blieb ich ihm in Treue zugewendet, einer beſſern Zukunft gewärtig. Aber was ſich geſtern ereignete, vernimm, und dann entſcheide, ob nicht jenen, dem einſt meine vollſte Liebe ward, jetzt mein vollſter Haß treffen ſoll.“

„Mit welchem blinden Wahnſinne Michael an Baſil hing, hat leider das Wohl des Reiches und ſein eigenes Heil durch eine ziemlich lange Reihe von Jahren lebhaft gefühlt. Jener niedrige Verbrecher, der ſeine Gunſt ſo unwürdig erſchlichen, der durch einen ſchauderhaften Meuchelmord die Würde des Mitkaiſers erkaufte, dachte ſich, den Wankelmuth Michaels dadurch am mindeſten unſchädlich zu machen, wenn er ihn zum Mitgenoſſen ſeiner Frevel, und ſich zum Befriediger ſeiner unbändigen Begierden und Leidenſchaften weihte. Darum fühlt ſich Michael nur noch inniger an ihn gekettet, darum ſoll ich, die Fürſten zu ihren Fußen ſah, morgen an den Diener ſeiner Lüſte, den das Glück von einem Stallknechte zum Mitregenten des Griechen-Kaiſers ſchuf, und der ſich durch erkaufte Lügner zu einem Sproſſen der Arſaziden prägte, auf Michaels Befehl vermählt werden.“

Häufig hatten ſie in ihrer Rede die Thränen unterbrochen; jetzt, da ſie geſchloſſen hatte, ſtrömten ſie aus reicher Quelle auf dem Sammt ihrer Wangen, und das große blaue Auge glitt von dem üppigen Throne des Buſens in Haſtings Antlitz Rettung flehend hinüber, während ſich der blendende Schwanenarm bittend ſanft um ſeinen Nacken bog.

Da machte das Gefühl ſeines Glückes ſchnell ſeine vorige Lebhaftigkeit zurück kehren; mit liebeglühender Innigkeit umfing er die holde Eudozia, und ſchwur bei Gott und ſeiner Liebe, daß nur ſein Tod Baſilen ihre Hand verſchaffen ſollte. —

Aber plötzlich ſtürzte Amund herbei; ſein ererblaßtes Angeſicht, das der fahle Mondſchein erleuchtete, ſchien etwas Unerwartetes zu verkünden, und empört durch den geſchehenen Frevel, eröffnete er den Liebenden mühſam den Vorfall im königlichen Pallaſte.

Dort hatte der undankbare, verruchte Baſil, durch des Kaiſers Unbeſtand aufgeregt, der einen zweiten Mitregenten zu erkieſen vorgab, den teufliſchen Entſchluß vollführt, den ſchauderhaften Hochverrath an Michael zu üben, und ihn, der die Quelle ſeines unverdienten, ungemeſſenen Glückes war, mit eigener Mörderfauſt zu erwürgen.

„Sturm droht dem Pallaſte,“ fuhr Amund fort; „das Volk, das zwar unter Michael Vieles erlitt, haßt ſeinen Mörder. Eine eilige Abreiſe entzieht uns allen etwaigen Vorfällen; unſere Schiffe liegen bereit, — wenn Eudozia und Theophane es billigten, wozu ſollte uns der Morgen noch im blutigen Conſtantinopel treffen?“

Da ſagte ein ſanfter Blick Eudoziens Haſtingen das erſehnte „Ja,“ und zufrieden ſank Theophane in Amunds Arm.

7.

Zwei Monden waren ſeit der Zeit vorbei, wo Alfred unerkannt auf Edelberts gaſtfreier Burg geneſen, und eben ſo geſchieden war: da lagerte ſich plötzlich ein neues Dänen-Heer, getrennt von Hubba, dem ewig unverſöhnlichen Angeln-Feinde, etwa zwei Stunden nördlich von Reckhing, und mächtig hatte die Noth unter den Angelſachſen, mit Wulfs Abgang, der Allen ein unerklärbares Räthſel blieb, zugenommen. Hatten gleich die Truppen nördlich von Reckhing, welche Ingwar befehligte, nicht ſo viel Feindesſinn mitgebracht, als jene Hubba's, ſo waren die Bedrängungen von dieſer Seite doch ſo groß, daß man das Äußerſte zu ertragen glaubte.

Indeß ſaß der königliche Ingwar, deſſen Stirn ein geheimer Kummer umlagerte, in ſeinem Zelte beim fahlen Lampenſchimmer, im innigen Geſpräche mit dem Sänger Grimoald begriffen, der, obwohl er nur ſeit einigen Tagen bei dem Heere mit ſeiner lieblichen Kunſt verweilte, des Fürſten ganzes Herz für ſich gewonnen, und ſein vertrauteſter Freund geworden war.

„Wie mir damals,“ fuhr Ingwar fort, „zu Muthe war, als ich zum erſten Male in die verruchte Stätte des Zaubers trat, habe ich dir ſchon oft mit den lebhafteſten Farben geſchildert; darum will ich da nicht verweilen, ſondern eines andern Vorfalls gegen dich erwähnen.“ —

„Es war eine furchtbare Nacht, die Donner des Gewitters brauſten dumpf und ſchreckbar in den Felſenſchlund, wo mich Syritha's gewaltiger Zauber mit Rieſenarmen feſthielt. Glühend lag ich an ihrem Buſen, wohin mich die Verführerinn gelockt hatte. Reitzend, als ob der Duft aller Blumen und der Glanz aller Edelſteine ſich zu ihrer Zier vereinigt, und ſich herrlich über ſie gegoſſen hätten, lag ſie vor mir, eine Huldgöttinn, in tiefen Schlummer hingeſunken. Ich hatte den lockenden Becher der Luſt bis auf die Hefe der Reue in gierigen Zügen hinab geſchlürft, da erwachte ich aus meinem Sinnentaumel, ein namenloſes Grauen durchzuckte mich, — ich blickte nach der ſchönen Schlange hin, die mich ſo wolluſtathmend umſchlungen hatte, ſiehe, da glänzte aus dem halbgeöffneten Buſentuche ein blitzender

Rubindolch mir entgegen, und eine unbeſchreibliche Gewalt trieb mich an, ihr ihn zu entreißen. Schon ſchimmerte das furchtbare Zaubergeräth, das auch mich vielleicht früher oder ſpäter verderben ſollte, in meiner Hand; ſchon zuckte ich es tödtlich über ihrer Bruſt: da erlahmten meine Nerven, die Seele ſprang aus meinen Sehnen in das Herz zurück, und ein Blick auf die unnennbaren Reitze, die enthüllt und zauberiſch vor mir prangten — da tönte eine himmliſche Stimme zu mir, ſo weich wie milder Nachtigallenton, ſo lieblich wie das Flöten des Windhauches; ſie ſang:

„Ach, wohl werd' ich ewig klagen,
Fühlt auch Ingwar ſich zu ſchwach.
Soll ich's klagend, weinend ſagen:
Rufe Deine Sinne wach!"

„Plötzlich fühlte ich wieder meine Kraft; es war die Stimme Moina's, der Heißgeliebten, die das furchtbare Rieſenweib, die Zauberinn Swanhite der Vaterburg entführt, und ſich zur Zaubergenoſſinn erzwungen hatte. Wüthend kochte mein Blut bei dem Gedanken, daß auch ſie durch Syrithen eingekerkert verſchmachte, furchtbar wandte ich mein Antlitz und tauchte den Dolch tief in die Bruſt der Verderblichen."

„Laut ſchrie ſie auf im Tode, — ſtarr und bleich ſank ich zur Erde, da bekam die Rieſenhöhle

Leben, die Bildſäulen ſtürzten von ihren Piedeſtalen raſend herab, preßten einander an die ſtumme Marmorbruſt, als ob der Tod ſie mit Syrithen verſchlingen ſollte, und ſtürzten mit ihr tief in den unabſehbar gähnenden Schlund, der ſich aufſpaltete, hinab.“

„Ein namenloſes Beben hatte mich ergriffen und zu Boden geſchleudert, jetzt ſank ich in einen todesähnlichen Schlaf. Als ich wieder erwachte, lag ich unten, fern den Trümmern der ſchrecklichen Zauberhöhle, auf einem blühenden Anger; über mich beugte ſich die reitzende Moina, heiße Küſſe auf meine bebenden Lippen drückend, und mich mit dem Engelklange ihrer melodiſchen Stimme ins Leben rufend. Glühende Freude überzog ihr Antlitz, als ich den Blick aufſchlug, und die purpurne Scham ſäumte ihre holden Wangen, wo mir bald die belebende Sonne der erneuten Liebe aufging.“

„Ich hing noch an ihrem ſtummen Munde, da ſahen wir unſern uns ein Schiff dem Strande nahen. Fröhlich eilten wir ihm entgegen, damit es uns aufnehme und zum väterlichen Felsſchloß bringe, da — kaum traute ich meinem Auge — da trat mir Haſting entgegen, der vor Einem Jahre die Heimathsflur mit Conſtantinopels Pracht vertauſchte. Bald hatten wir uns erkannt, won=

netrunken preßte ich ihn an meine Bruſt. Doch ein tiefer Gram ſchien in ſeiner Bruſt zu walten, und bald erklärte er mir, daß der wilde Hubba, der ſein Vaterſchloß zerſtörte und ſeinen Bruder (Ilmer) ermordete, ſeine Schiffe an der Küſte Englands räuberiſch angefallen, und ihm ſein Theuerſtes, Eudozien, die ſeiner Liebe aus dem blühenden Süden gefolgt war, entriſſen und fortgeſchleppt habe.“

„So harren wir denn hier,“ ſchloß Ingwar, „von Haß und Liebe angetrieben, mit einander vereint, Hubba zu vernichten, und, wo möglich, den edlen Angelfürſten Alfred in unſern Bund zu ziehen.“

Da ergänzte vor Freude des Sängers Antlitz, und Ingwar innig umfaſſend rief er aus: „Den habt ihr durch eure gerechte Sache für euch gewonnen; denn ſo mußte ich mich zu euch wagen, um euren Sinn gegen mich zu gewinnen.“

Da rauſchte die Thür des Zeltes, Haſting trat betrübt herein; jedoch ſchnell ſchwand der dunkle Gram von ſeiner Stirn, denn bald eröffnete ihm der entzückte Alfred, daß er im letzten Kampfe Hubba's Truppen verdrängt, die Heißgeliebte ſeines Herzens, Eudozien, ſammt dem Lager, den Klauen des verderbenden Raubthiers entriſſen, und, durch ihre Klagen gerührt, ſie auf Graf

Edelberts Burg geſendet habe. Da ſchloß ſich der innig geknüpfte Dreibund mit noch mehr Liebe und Bewunderung aneinander, und des herrlichen **Alfreds** harrte der glänzendſte Morgen.

8.

Indeſſen ſaß **Alſwitha** auf **Reckhing** trauernd, und nur wenig Troſt der weinenden **Eudozia** bietend, die, gramerfüllt, bittere Thränen um **Haſting** vergoß, den das Schickſal von ihr geriſſen. Verwandt durch ihren Schmerz, und innig vereint durch ihre Liebe, blühten die Mädchen ſtill neben einander, wie Sterne des Morgens von der Erde ſcheidend, im Buſen der Wiedervereinigung zartes Sehnen.

Zwar durfte **Alſwitha** es erröthend kaum ſich ſelbſt geſtehen, daß ein namenloſer Krieger, den nur der Ruf ſeiner Thaten geadelt, ſo tief auf ihr Inneres gewirkt, und in ihrem Buſen barg ſie das Wundergeheimniß, es ſich ſelbſt zu hehlen. Sechs Monden waren ſeit ſeinem Abſchiede entflohen, **Hubba's** Heer geſchlagen und herrliche Triumphe auf der Seite der Angeln, und noch war er nicht zurück gekehrt, auch die räthſelhaften Worte ſeines Scheidens nicht geklärt. Stumm ſaß ſie an **Eudoziens** Seite, das Haupt an ihren Buſen gelehnt, und die Morgenſonne purpurte hell ihr Antlitz; düſter ihr gegenüber ſtand der hochherzige Edelbert ſinnend ob der edlen Tochter Gram: da rauſchte das Burgthor auf, und „Alfred, Alfred, Heil!“ tönte es von allen Seiten. Schon ſtürzte in Wonne jubelnd der Burgherr ſeinem Könige entgegen; da trat Alfred herein zum Saale, wie des Morgens Purpurſonne, und mit einem Schrei ſank Alfwitha in Eudoziens Arme.

Als ſie ihr glänzendes Auge wieder aufſchlug, da lag ſie an Alfreds glühendem Herzen, das ihr ſchon aus Wulfs edler Bruſt ſo mächtig entgegen gepocht, und mit ſehnender Lippe drückte er den heißen Kuß auf ihre erröthenden Wangen, der ſie ihm auf ewig verband. — Stumm lag indeſſen Eudozia in Haſtings warmer Umarmung, und die Wonne des Wiederſehens träufelte den heilendſten Balſam in ihr wundes Gemüth.

Bald waren die Anſtalten zur Abreiſe getroffen. Alfred mit Alfwithen und dem biedern Edelbert, Haſting, Ingwar und Amund mit ihren Heißgeliebten, trafen bald im königlichen Erzeſter ein, das einſt Zeuge der allgemeinen Trauer und Beſtürzung war, und jetzt vom Klange der Wonne und des höchſten Glückes wiederhallen ſollte.

II.

Erdelinde.

Sage.

Wie erſt die Blumen ſich ſo ferne ſchwanken,
Indeß die Liebe ſie zuſammenbindet,
Wie ſie ſodann ſich aneinander ranken,
Daß Blatt und Blüthe Liebe nur verkündet:
Und wie in ſolchen ſüßen Luſtgedanken
Die Schmerzensliebe Tod im Sturme ſindet;
Dieß wollen euch in wehmuthweichen Bildern
Aus fernen Zeiten dieſe Blätter ſchildern.

1.

Der Marktflecken von Clees, der einſt ein kleines Städtchen war, liegt an der Gränze, welche Frankreich von dem Schweizercantone Waadt abtheilt, an dem maleriſchen Ufer des Orbe, über den hier eine uralte, ſteinerne Brücke führt. Ein einziger Bogen hebt dieſe hoch über den Strom, den man nur mit Mühe erblickt, da ſein Beet überdieß von ungeheuren Felſenmaſſen bedeckt iſt, welche ihn rings umgeben. Das Schloß ſelbſt liegt auf einer Anhöhe des Berges und bietet dem Auge nichts als einen Steinhaufen und weit zerſtreute Ruinen dar, welche ein Beweis der furchtbaren Größe und des Alterthums dieſes Baues ſind. Der einzige, wenig bewohnbare Theil iſt ein Thurm, worin man, wie es ſich vermuthen läßt, Gefangene verwahrte. Alles Übrige iſt eine Menge Schutt, welcher jene Gegend den Liebhabern ſolcher Antiquitäten anziehend macht. Es ſcheint, daß dieſes Schloß vor Alters eine wichtige Feſtung geweſen ſeyn mag, welche dieſen engen Paß vertheidigte, und manchen Sturm aushielt, und man behauptet mit Wahrſcheinlichkeit, daß ſein ziemlich entſtellter Name einſt „Clefs“ gelautet haben dürfte; denn man konnte dieſe Veſte mit Recht als den Schlüſſel zur Schweiz betrachten. —

Es war an einem herrlichen Juliusmorgen, als ich mich mit meinem Bruder zu Pferde nach Romainmotiers, einer uralten Stadt, ein bis zwei Meilen von Clees entfernt, verfügte, einen biedern Freund zu beſuchen, der hier in einer reizenden, obgleich ziemlich wild umgebenen Zurückgezogenheit lebte, ſich für die Mühſeligkeiten ſeines langen, thätigen Geſchäftslebens, die er mit unverdroſſenem Gemüthe ertrug, ſchadlos zu halten. Unſer feſter Vorſatz war, dieſen Theil des herrlichen Landſtriches zu durchirren, und auch hier alle Schönheiten der Natur aufzufaſſen, welche von den lachenden Ufern des See's Leman ſo ganz verſchieden ſind.

Nachdem wir einige ernſte, aber ſchöne Partheien durchwandert hatten, trafen wir nahe bei Clees ein, und fühlten Luſt, hier ein wenig ſtille zu halten. In der Nähe ſahen wir eine alte Frau, auf einer Bank ſitzend, und Garn abwindend. Wir baten ſie, unſere Pferde an ihr Hausthor binden zu dürfen, was ſie uns gern erlaubte, und für ſie zu ſorgen verſprach.

Wir gingen zuerſt die ſteile Brücke hinan; darunter in unermeßlicher Tiefe, von Felſen umringt, und kaum ſichtbar, der Orbe mit furchtbarem Getöſe wogt, und aus finſtern Schluchten an's Ufer ſchlägt. Dieſes grauſe Schauſpiel der Natur gefiel uns, wir ſtiegen ſeitwärts hinab; bald verloren wir jenen Anblick durch Bäume und Geſträuche, welche rings von den Felſen über uns wehten, aus dem Geſichte, und befanden uns in der Mitte des Flußbeetes.

O welch ein fürchterlich ſchönes Gemälde! Rund herum ungemeſſene Abgründe, aus welchen Steinplatten wie ein Felsweg hervorragten, an die der Wogenſchwall mit Macht anſchlägt; auf dieſen wandelten wir fort, und kamen unter den Brückenbogen, der ſich wie ein finſterer Himmel über das furchtbare Element breitet. Ein Schauder überfiel uns: der Strom wird hier etwas ruhiger, allein deſto gräßlichere Untiefen birgt dieſe Wellenglätte, welche rings in geräumige Felſengrotten hineinſchleicht, die in düſteren Vertiefungen rings herum den Fluß umgeben. Die Felſenkronen, worauf wir jetzt ſtanden, waren ziemlich ſchlüpfrig; das furchtbare Wellengebrauſe, das der Strom hinter uns begann, und uns die eigenen

Worte nicht verſtehen ließ, — der Schaum der Wogen, die ſich an den Felſen brachen, und rings einen Staubregen verbreiteten, daß wir uns ganz durchnäßt fühlten, — Alles dieſes war ein eben ſo überraſchender Anblick für uns, als ein tüchtiger Grund der Vorſicht, die wir jetzt doppelt zu brauchen genöthigt waren. Die Felsgrotten ſtanden mit ihrem dunkeln Hintergrunde vor uns, die Nacht ſtarrte uns mit tauſend Augen daraus entgegen, und ſchien hier ihren ewigen Thron erbauet zu haben, um von den geliebten Wellen ruhig geküßt werden zu können, und dieſe ſchwarzen Vertiefungen des Geſteines zu Bädern der Natur einzuweihen.

Lange hatten wir uns an dem herrlichen Anblicke geweidet. Es iſt ein großer, faſt unbegreiflicher Gedanke, in der Mitte des wüthenden Stromes ruhig, wie in einem Bosquet, luſtwandeln zu können. Maleriſch und unerreichbar lag die wunderbarſte Scene der Welt vor uns ausgebreitet, und es koſtete uns Überwindung, von dem herrlichen Naturgemälde zu ſcheiden.

Endlich beſchloſſen wir, auf dem nämlichen Wege rückzukehren, der uns hierher geleitet, um nach Clees zu gelangen. Allein dieß war nicht ſo leicht, als wir dachten; kaum hatten wir die Brücke erreicht, als wir uns einen ſchmalen und ſteilen Weg hinanwinden mußten, um den alten Ruinen zu nahen, welche von hier ziemlich entfernt ſind.

Die Sonne träufelte von ihrer Mittagsbahn all ihr Feuer herab, und kein Schatten erquickte uns. Nur allzubald wünſchten wir die friſchkühlen Grotten des Orbe zurück, und unſere Kräfte waren beinahe erſchöpft, als wir am Wege mehreren Landleuten begegneten, die uns verſicherten, wir würden die Merkwürdigkeiten im alten Schloſſe gewiß nicht zu ſehen bekommen, indem der Schlüßler jetzt gerade abweſend, das Übrige aber der Mühe des Beſehens nicht werth ſey. Wir waren nahe genug, um dieſe ungeheuern Ruinen unterſcheiden zu können, welche, ein trauriges und furchtbares Denkmal, durch das Einſtürzen ſolcher Rieſenmauern, und durch die Erinnerung an die Gräuelſcenen, welche in ihnen vorgefallen ſeyn mochten, auf die Gegenwart herabſehen. Dieſes Schloß, ſagt man, war einſt der abſcheuliche Schlupfwinkel einer Bande von Böſewichtern, welche ringsum Schrecken verbreiteten, Reiſende anfielen, Frauen und Mädchen raubten, und ohne Zweifel eine gerechte Strafe ihrer Unthaten fanden. Im Jahre 1140 wurde es theilweiſe wieder erbauet; im Kriege gegen die Burgunder wurde es eingenommen, entſetzt, in Brand geſteckt, und endlich in den Zuſtand verſetzt, in dem wir es jetzt erblicken. Das Städtchen, welches davon abhing, gerieth ſeitdem gleichfalls in Verfall, und iſt gegenwärtig nur ein elendes Dorf.

Nachdem wir ſo die ältere Geſchichte des Schloſſes Clees, worüber die Schweizer Hiſtoriographen nicht viel Ausbeute liefern, ins Gedächtniß gerufen, die Schickſale der Nationen, Städte und Veſten erwogen, und die Hinfälligkeit des Menſchen betrachteten, — erinnerten wir uns, daß wir des Mittagsmahls mehr, als dieſer wüſten Felſen, bedürften, und kehrten zu der alten Frau zurück, unſre Pferde zu beſteigen. Alle drei harrten unſer mit großer Ungeduld. Die beiden Roſſe ſcharrten wiehernd im Sande, und ihre alte Wächterinn trieb, eine Ruthe ſchwingend, die läſtigen Fliegen von hinnen; es fehlte wenig, und ſie hätte einer der dunklen Schweſtern aus Macbeth geglichen, die den furchtbaren Zauberreigen bilden.

„Endlich, endlich kommt ihr,“ — ſchrie ſie laut auf, — „ſchon begann ich zu glauben: der Böſe habe euch verführt, und das wäre, bei meiner Treue, gar nicht wunderbar, wenn man ihn in ſeiner Wohnung aufſucht.“

„Des Teufels Wohnſitz!“ — lächelte mein Bruder, — „Glaubt mir, wir kommen nicht aus der Hölle!“

„Kommt ihr nicht von dem alten Schloſſe da oben?“ — ſprach ſie, mit dem Kopfe aufwärts deutend — „und will das nicht eben ſo viel ſagen? Dort wohnt der arge Feind, und keiner der Neugierigen, die er dort erwürgte, kam zurück, uns Antwort zu bringen.“

Jetzt ſchien mir die Sache gleichfalls lächerlich. „Seyd zufrieden, Alte,“ — ſprach ich — „wir ſind nicht dort geweſen; auf halbem Wege begegneten wir einem Geſellen, der uns die Abweſenheit des Schlüßlers kund that, ohne deſſen Vorwiſſen man nicht eingelaſſen wird.“

„O der glücklichen Stunde!“ — rief ſie — „die euch rückzukehren mahnte. Aber wo habt ihr euch ſo lange verhalten?“

„Unter der Brücke,“ entgegneten wir.

„Unter der Brücke? — Wie? — Barmherziger Himmel, wäre es möglich? da ſtand es kein Haar beſſer um euch, als im Schloſſe oben. Keine Seele aus ganz Clees ginge je dahin, und läge ein Schatz dort. Ihr habt keinen geringen Schreck ausgeſtanden, nicht wahr?“

„Bewahre,“ ſprach ich — „o ein herrliches Vergnügen genoſſen wir im Anblick dieſer ſchäumenden Wogen, dieſer dunklen Grotten.“ —

„Und in dieſen Grotten, in den Wellen? Habt ihr es geſehn: die ſchwarze Frauengeſtalt, nach dem Kinde haſchend, das in den Fluthen ſchwimmt? — Habt ihr ſie geſehn?" —

„Keines von beiden," — antwortete ich; — „allein da ihr uns ſchon neugierig gemacht, müſſen wir zum mindeſten hören, was wir zu ſehen unfähig waren."

„Recht gerne," — entgegnete die Alte; — „allein verzeiht, ich bin eine ſchlechte Erzählerinn, jedesmal vergeſſe ich etwas; aber ich will euch eine alte Schrift hervorſuchen, ich verwahre ſie als ein Heiligthum in meinem Schreine. Sie iſt von der Hand meines Vaters, welcher Schullehrer zu Clees war. Es iſt die Copie einer Handſchrift ſeines Urgroßvaters, der ſie wieder von ſeinem Onkel hatte, deſſen Vater Kammerdiener im Schloſſe zu jener Zeit war, da ſich das Erzählte zutrug. Er hieß Peter Borel, wie ich, — und ihr könnt verſichert ſeyn, daß ihr lautere Wahrheit erfahrt. Laßt euch indeß ein wenig auf dieſe Bank nieder, und harret meiner!" —

Ein ſonderbares Lächeln überzog unſre Geſichter; wir wollten beide ſprechen, wir wollten die Alte bedauern; — allein wir ſchwiegen und ſchienen beide das Mährchen mit Vergnügen vernehmen zu wollen.

Bald kam ſie zurück, ein Heft in der Hand, dem der Schmutz, Rauch und der Zahn der Zeit ziemlich übel beigeſpielt hatten. „Da nehmt,“ ſprach ſie zu mir, „leſet, und gebt wohl Acht, daß keines der abgeriſſenen Stücke hinwegfalle. Wie oft habe ich es geleſen, und wieder geleſen; ich wäre untröſtlich, ginge ein Stückchen verloren.“

Ich nahm ihr das Heft ab. Die Züge waren ſauber und der Styl ſo übel nicht, als man ihn von einem, zu jener Zeit ſchreibenden Bauern erwarten durfte.

In der ſüßen Erinnerung an die gute, alte Zeit, ſchlug ich ein Blatt um und las, wie folgt.

2.

„Ich **Peter Borel**, gebürtig aus Clees, im Schweizercanton Waadt, Diener bei dem Ritter **Amauri von Monthenar**, dem Schloßherrn auf Clees, durch die Gnade des Großherzogs von Savoyen, war Zeuge deſſen, was ich weiterhin erzähle, und ſchrieb es nieder im Jahre des Herrn 1370, meinen Kindern und Kindeskindern ein Beiſpiel aufzuſtellen, ſie zum Gehorſam gegen die Ältern aufzurufen, daß ihnen das Heil der Erde und des Himmels werde.“ —

Mein edler Herr, der Ritter **Amauri von Monthenar**, galt für einen Helden im Kriege, all ſeinen Feinden ein Schrecken, und unwirſch gegen die Seinen, wenn ſein Wille nicht im Augenblicke vollzogen ward, — wovon ich manchen Beweis fühlte. Sein treues Gemahl, die edle Alix von Coſſonéſe, ſchenkte ihm drei Kinder, zwei Söhne und ein zartes Töchterlein, die alleſammt Wunder der Schönheit waren, und Ritter Amauri war auf ſeine Knäblein ſtolzer, als der König von Frankreich auf ſeinen Thron. Sie waren überkräftig und groß für ihr Alter, und als der Erſtgeborne bereits dreizehn Jahre zählte, und eine Lanze und ein tüchtig Schwert zu ſchwingen vermochte, nahm ihn der rauhe Vater mit ſich in den Krieg. Nächſten Jahres folgte ihm, zum größten Trübſale der armen Alix, der zweite: allein ſie mußte ſich dem Willen ihres Herrn fügen, und von ihren Söhnen ſcheiden, die ſie ſo mütterlich gepflegt und erzogen, nun mit heißen Küſſen und Thränen bedeckte, und die Schwergepanzerten an ihr mütterliches Herz drückte.

Wohl hatte ſie Urſache genug, zu weinen, die arme Dame; denn nie ſah ſie ihre Söhne wieder! Beide fielen unter dem Schwerte des Feindes, und der unglückliche Vater brachte in ſein Schloß nichts, als dieſe trübe Bothſchaft zurück, worüber die arme Alix gar ſehr erſchrak, daß ſie in eine tiefe Ohnmacht verſank, und — ſtarb. Meinem Herrn blieb alſo Niemand zur Tröſtung und Erheiterung, als ſeine kleine Erdelinde, die damals ihr zehntes Jahr erreichte, und ſchön war, wie ein herrlicher Maimorgen.

Margarethe, mein Weib, hatte ſie geſäugt, weil es ihre edle Mutter nicht vermochte, die von der Zeit an, da ſie des lieblichen Mägdleins genaß, immer ſchwach und kränklich war, und daher auch nicht die Kraft hatte, den Tod ihrer Söhne zu ertragen und für ihre Tochter zu leben. Mit welcher Liebe empfahl ſie die Kleine unſerer Sorgfalt! — Aber es bedurfte deſſen nicht; denn Erdelinde war uns theuer, wie unſere eigene Tochter. Lange beweinte ſie ihre theure Mutter, und verſprach aus innigſtem Gemüthe, ihrem Herrn und Vater in Allem zu gehorchen. O! die Arme, ſie glaubte, es würde ihr dies ein Leichtes ſeyn! —

Amauri ließ ſie, eben ſo wie ſich ſelbſt, in tiefe Trauer hüllen, die ſie zwar ſchon für ihre Brüder trug: und ſo geſchah es, daß ſie Geſchmack an der dunklen Farbe fand, und nie anders erſchien, als ſchwarz vom Haupte bis an die Füße. So blendend weiß das liebliche Bild auch übrigens war, wie Milch, und ob ſich auch ihre blonden Locken weit herab ringelten, ſaß ihr doch der ſchwarze Schmuck ſo wunderfein, daß ſelbſt ihr Vater ſie, ſo gekleidet, gerne ſah: woher ſie denn auch den Namen „das ſchwarze Fräulein“ erhielt. Amauri liebte ſie zärtlich, aber er zeigte es ihr nicht, ſondern behandelte ſie mit Strenge, wie dies ſeine Gewohnheit war. „Du," ſprach er oft zu ihr, — „du wirſt nie in den Krieg gehen, allein du ſollſt mir meine Söhne erſetzen, die mir jener entriß, und die tapfer, wie ich, geworden wären, und Niemand ſollſt du angehören, der nicht in allen Theilen dem Ritter Amauri auf Monthenar gleicht."

Die arme Kleine kam in Thränen zu uns; ſie ſchüttelte ihr blondes Engelsköpfchen und ſprach: „Ach! ich wollte nie ſo einen Gemahl, wie mein Herr und Vater!" Allein darum handelte es ſich jetzt noch nicht. Die ganze Schweiz rüſtete ſich zu einem furchtbaren Kriege. Amauri zog an der Spitze ſeiner Vaſallen aus, und übergab uns ſeine Tochter, indem er befahl, daß wir ſie nie aus den Thoren des Schloſſes und keine Seele zu ihr laſſen ſollten. „Das Mädchen," ſprach er, „hat in dieſen Höfen und Schloßwerken Raum genug, herum zu laufen und ſich zu ergötzen."

Dieſes ging wol einige Jahre gut; der Ritter kam und ging, und fand Alles nach ſeinen Wünſchen. Der letzte Feldzug war lang und ſchrecklich; mein Herr wurde verwundet, und blieb über zwei Jahre aus, ohne je ſein Schloß und ſeine Erdelinde zu beſuchen. Dieſe hatte indeſſen ihr ſechzehntes Jahr erreicht, und die Höfe und Schloßwerke wurden ihr zu enge. Die verwehrte Neugierde erwuchs, und Erdelinde kannte keine andere Sehnſucht, als aus den Schloßthoren zu wandern, und auf den blühenden Auen zu luſtwandeln, die ſie von ihrem Fenſter erblickte, wo ſie traurige und gramvolle Stunden verbrachte, die Vögelein, ſo in den Lüften zogen, wohin es ſie gelüſtete, um ihr Loos beneidend. So welkte die Arme hin, und erkrankte, daß es ein wahres Leid war.

„O theure Amme,“ ſprach ſie zu meinem Weibe, „ich vermag es nicht mehr, in dieſen Mauern verſchloſſen zu leben, und fühle wohl, daß mich der Gram, wie meine Mutter, tödten werde. Willſt du mir das Leben erhalten, ſo führe mich zu jenen blühenden Auen, an das Ufer der Fluthen, die ich von hier erblicke.“

Margarethe hätte ihrem Wunſche gern willfahren; allein ſie wagte es nicht, gegen den Befehl ihres Herrn und Gebieters zu handeln. Indeſſen ſiegte endlich doch die Furcht, das theure Mägdlein hinſterben zu ſehen, über alle Hinderniſſe, und ich ſelbſt ſprach eines Tages zu meiner Frau: „Wir müſſen ihren Wunſch doch erfüllen; denn der Tod iſt der Übel größtes, und endlich der Tod aus Langweile! — Mein Gebieter bleibt noch eine lange Zeit fern von hier. Wirf deinen Mantel um, Margarethe, und hole dein Fräulein; ich werde euch geleiten."

O wer beſchriebe Erdelindens Freude, als ſie durch die Schloßthore wandelte: ſie hüpfte gleich einem jungen Gemslein; meine ziemlich beleibte Frau vermochte ihr nicht zu folgen, und auch ich blieb ihr nur mit Mühe nahe; ſie hatte eine kindiſche Freude, uns zu übertreffen, und lief immer ſchneller. Noch iſt mir, als ſähe ich ihre blondgoldenen Locken — vom Morgenwinde getragen, ihre Wangen wie junge Roſen, und ihre hübſchen Äuglein — für Vergnügen ſtrahlend und ſchimmernd, wie zwei Sternlein. „Ihr habt mir das Leben gerettet," rief ſie, als wir auf die Brücke kamen. Alles ſchien ihr ſo herrlich, ſo neu. Sie hörte wohl den Strom mit Wuth unten fortbrauſen, allein ſie vermochte ihn nicht nach Wunſch zu ſehen ob der Felſen, die ſein Beet bergen. „Wie glücklich wäre ich erſt," ſprach ſie, „dürfte ich da ganz hinabſteigen!"

„Fräulein," ſagte ich, „der Weg iſt zu ſteil, es wird euch ſchwer werden." —

„Freund Peter," rief ſie, „was iſt die Wette, daß nicht!" und leicht wie ein Reh hüpfte ſie den Weg hinab, und einen Augenblick ſpäter ſtand ſie am Ufer des Stromes. Ich war ihr langſam gefolgt, und traf ſie nun, auf einem breiten Felſen knieend, die zarten Händchen in die Fluthen tauchend, ihr reitzendes Geſichtchen und den Hals von Elfenbein zu waſchen. Sie war voll des herrlichen Naturzaubers, und hüpfte entzückt zu Margarethe zurück. Wir gelangten ungefährdet wieder zum Schloſſe, und begegneten Niemand, außer einem Pilger, der ſeines Weges fortſchritt, ohne ſich uns zu nähern, doch nicht ohne einen langen Blick auf Erdelinden zu werfen, welche jenen aber nicht in Acht nahm.

Nach und nach erhielt unſer Fräulein wieder ihre herrliche Farbe, gewann ihr voriges Ausſehen, ihre Munterkeit und fröhliche Laune; denn die Spaziergänge wurden öfters wiederholt, und täglich kehrte ſie fröhlicher heim. Mein Weib führte ſie täglich nach derſelben Seite; denn Margarethen war es lieber, ihr Fräulein weile am Ufer des Orbe, als irdendwo anders, weil ſie hier zu meiſt verborgen war; Erdelinde fand Vergnügen darin, weil ſie hier baden konnte, und daher geſchah es, daß ich nicht mehr mit ihr hinab ſtieg. Einigemale noch begleitete ich ſie bis zur Brücke, wo mein Weib ſich niederſetzte, harrend, bis ihr Fräulein aus dem Bade ſtieg. Sie entdeckte — theilte ſie uns mit — eine Felſengrotte, in welche die Wellen treten, und hier bade ſie, ſicher, von

Niemandem geſehen zu werden. Ich nahm nun nicht mehr Anſtand, Beide allein gehen zu laſſen; es trug ſich nichts zu, und ich war ruhig. Allein, eines Tages blieben ſie lange aus, und als ſie heimkehrten, ſah ich mein Weib tiefſinnig und traurig. „Was haſt du, Margarethe,“ fragte ich, „biſt du nicht zufrieden, wie ſonſt?“

Sie ſchüttelte mit dem Kopfe. „Ich habe wohl Urſache, tiefſinnig zu ſeyn,“ entgegnete ſie; „was wird unſer Gebieter, was wirſt du ſelbſt, Peter, ſagen? Unſere Erdelinde — —“ ſie hielt traurig ein „unſere Erdelinde — iſt Gattinn.“

„Träumſt du, Weib?“ rief ich aus, — „Es iſt nicht möglich!“

Ach — ſie träumte nur zu wahr; ich ſah es aus dem, was ſie mir erzählte.

3.

„Seit einiger Zeit,“ ſprach mein Weib, „bemerkte ich, das Fräulein ſey viel ernſter, und nicht mehr ſo leichtſinnig, denn früher; — oft ſchien ſie ganz in Gedanken verſunken. Sie kömmt zu reiferer Vernunft, dachte ich, und freute mich herzlich darüber, denn auch unſer Herr ſoll mit ihr zufrieden ſeyn. Unſere Spaziergänge, ihr Bad im Orbe, machten ihr jedesmal ein unausſprechliches Vergnügen.“ „Ich befinde mich nirgend ſo wohl,“

ſprach ſie, „als in meiner Grotte, und wollte dort gern mein Leben zubringen.“ Jeden Tag blieb ſie etwas länger darin. Mein Weib, die ihrer, auf der Brücke ſitzend, wartete, fand zuweilen ziemlich Langweile. Sie ſah den Pilger, den wir am erſten Tage begegneten, zwei bis drei Mal vorbeigehen, und erſuchte ihn, einige Lieder und Balladen zu ſingen. Er willigte gern ein; allein Margarethe hatte ein bejahrtes Gehör für ſeine Lieder, und war nur darauf bedacht, ihn weit früher zu entfernen, als Erdelinde zurückkäme. Allein, dieſe hatte ihn in ihrer Grotte vernommen, und zeigte die Begierde, ihn näher zu hören.

„Gute Margarethe,“ ſprach ſie, ihr müßt ihn einladen, zu uns aufs Schloß zu kommen, er ſoll mich Lieder und Balladen ſingen lehren, womit ich meinen Vater erfreuen will, wenn er zurückkehrt.“

„Um aller Heiligen willen,“ verſetzte mein Weib, „würde ich nicht einwilligen. War ich nicht ſchon genug meinem Gebieter ungehorſam, indem ich euch vor die Thore ließ, ſoll ich nun noch Jemand gegen ſeinen Willen einlaſſen?“

„Wohlan,“ ſprach Erdelinde, mein Weib umarmend, „es ſey keine Rede mehr davon, da du es nicht willſt!“

„Ich war entzückt, ſie ſo folgſam, und vernünftig zu ſehen," fuhr **Margarethe** fort — „Ihre Vernunft reift, dachte ich, ſie iſt kein Kind mehr. — Heute gab ſie mir abermals einen neuen Beweis; denn als wir an der Kapelle vorübergingen, welche zunächſt der Brücke ſteht, ſprach ſie: „„Komm **Margarethe**, laß uns hier eintreten, Gott zu bitten, daß er meinen Vater glücklich heimkehren laſſe, damit dieſer dir deine Gefälligkeiten verzeihe, oder vielmehr ſie gar nicht erfahre.""

„Wir waren eingetreten. **Erdelinde** ſank vor dem Altar auf ihre Knie, und betete mit gefalteten Händen, Thränen im Auge; ich betete ihr zur Seite. Horch! da öffnete ſich die Nebenthür, und mit einem Male ſah ich den Prieſter in ſeinen geweihten Gewändern, vom Sakriſtan begleitet, eintreten: ihm folgten drei Ritter in herrlichen Rüſtungen. Einer unter ihnen war jung, und er ſchien mir bekannt, die beiden andern waren bejahrt. Erſchreckt wollte ich Erdelinden herausführen, ſie widerſetzte ſich, und verfügte ſich zu dem jungen Ritter, der ſie an die Hand faßte, und ſie dem Prieſter als ſeine Braut vorſtellte.

„Vereinigt uns," ſprach er zu ihm, „hier ſind unſere Ringe, hier unſre Namen auf dem Papiere, hier mein Vater, und dort jener, der den Vater meiner Braut, den Schloßherrn auf

Clees, Ritter Amauri von Monthenar, vorſtellt, der ſein Heer nicht verlaſſen konnte, und die Vollmacht dieſem edlen Freunde übergab. Alles iſt, wie ihr ſeht, in Ordnung; gebt uns den Segen, der allein noch fehlt.“

„Ich wollte ſprechen, Erdelinde ſchloß mir die Lippen mit einem Kuſſe, und der junge Ritter ſchob mir einen Goldbeutel in die Hand: „„Schweigt, gute Margarethe,““ ſprach er, „„und empfangt dieſes Geſchenk an unſerer Hochzeit; Alles mußte alſo kommen; es war der Wille Gottes und unſerer Ältern, die uns hier vereinigen.““

„Was wollte ich ſagen? — Ich ſchwieg und betete. Der Prieſter ſprach ſeinen Segen und tauſchte die Ringe. Die beiden Väter küßten Erdelinden und entfernten ſich. Der junge Gemahl umarmte ſie lange auf das Zärtlichſte, bis er mir ſie endlich übergab: „„Margarethe,““ ſprach er zu mir, „„führt meine Gemahlinn in ihr Schloß; ich vertraue ſie euch bis zu jenem Augenblicke, wo ich ſie zu mir heimbringe, und hoffentlich werdet ihr euch nicht mehr widerſetzen, daß ſie von dem Pilger Beſuch empfange.““ Da erſt erkannte ich in dem Ritter den jungen Pilger, der mir auf der Brücke vorgeſungen hatte. Erdelinde weinte; allein ſie vergoß ſüße Thränen, und konnte ſich nicht aus den Armen ihres Gemahles reißen. Endlich nahm ſie meine Hand: „„„Komm,““ ſprach ſie, „„„ich will dir und meinem Freunde Peter Alles erzählen. Mein Gemahl gleicht, wie du ſiehſt, meinem Vater wenig.“““ — Wir kamen zurück und — —“

„Hat ſie dir Alles geſagt?“ ſchrie ich auf. — „Wofür dieſe Geheimniſſe, wenn mein Gebieter darein gewilligt? Ach! dahinter ſteckt gewiß etwas. Wo hat ſie ihn geſehen, wo kennen gelernt? Wie iſt ſein Name, ſein Adel?“ — Ich war ganz erdrückt von dieſer Nachricht, und konnte die Einwilligung meines Herrn nicht für möglich halten.

„„„Erdelinde hat mir Alles eröffnet,““ — ſagte mein Weib; — „„„am Ufer des Stromes war es, wo ſie ſich zum erſten Male ſahen, die Grotte war der Ort ihrer Zuſammenkünfte. Ich glaubte, das Bad ſey es, was ſie dort ſuche; ach! es war ihr Geliebter, der jetzt ihr Gemahl. Er heißt Manfroi von Lucees; — das iſt Alles, was ich weiß, Alles, was Erdelinde ſelbſt zu ſagen wußte.“““

„Von Lucees!“ rief ich entſetzt aus, — Margarethe, man hat dich betrogen, man hat den Prieſter hintergangen, vielleicht auch die arme Erdelinde ſelbſt. Nie würde mein Gebieter eingewilliget haben, einen der Luceeſ ſeinen Eidam zu nennen; dieſe ſind ſeine unverſöhnlichſten Feinde; tauſend Mal hörte ich ihn den Tod dem Herrn auf Lucees ſchwören. Wo iſt Erdelinde, ich muß zu ihr!" „„In ihrer Betſtube,"" — ſprach mein Weib."" „Ich ſtürzte hin, und doch hatte ich nicht die Kraft, ihr Vorwürfe zu machen. In Thränen zerfloſſen, warf ſich das arme Kind an meine Bruſt: „„O guter Peter!"" rief ſie aus, „„liebe meinen Gemahl, liebe ihn aus Liebe zu mir, wie du mich liebſt; o wüßteſt du, wie gut und freundlich er iſt, und wie glücklich er deine Erdelinde macht!""

„Daß Gott es wolle," entgegnete ich; „aber hat auch Ritter Amauri wirklich eingewilligt? Wer war es, der ſtatt ihm erſchien?" „„Der Oheim Manfroi's,"" ſprach ſie, die Augen ſenkend, „„der Herr auf Lucees.""

„Der Herr auf Lucees? der größte Feind eures Vaters! Unglückliche Erdelinde, man hat euch betrogen!"

„„Mein Gatte iſt kein Betrüger!"" — ſagte ſie mit einem ſüßen Lächeln, „„er ſelbſt wird euch Alles aufklären. Mein Vater verſprach, mich dem Tapferſten zu erkieſen — Manfroi wird es gewiß ſeyn, ich habe ſein Wort, und ſo bin ich der Einwilligung meines Vaters gewiß.""

„Arme Erdelinde! All ihr Wiſſen bezog

ſich nur darauf, daß ſie Manfroi liebe, und ich erfuhr nichts weiter.“

„Des Abends ließ ſich eine angenehme Stimme vernehmen; wir horchten folgendem Liede:

Auf leichtem Zweig im Waldgeheg,
Süßnachtigall verweilt,
Bis auf dem lichten Sternenſteg
Der Mond herübereilt.

Der ſpinnt ſo ſüß und mildiglich
Waldüber ſeinen Strahl,
Als zög' er gerne ſie zu ſich
In lichten Himmelſaal.

Die aber klagt und weint ſo weich
Um ihr gar fernes Lieb,
Und fühlte ſich den Engeln gleich,
Wenn das ſtets nah' ihr blieb.

So trauert wol das arme Blut,
Und ſieht ins blaſſe Licht,
Der Mond iſt, ach! ſo mild und gut,
Doch helfen kann er nicht!

„Es war ein Pilger, der eingelaſſen zu werden verlangte. Er wurde es, zu großem Vergnügen aller Diener, und zu noch größerem Erdelinden's. Nachdem er eine lange Zeit geſungen und geſpielt, bat er mich um Gaſtfreundſchaft für dieſe Nacht. Ich harrte dieſes Augenblicks mit Sehnſucht, und führte ihn, trotz ſeinem Wunſche, ſich zu Erdelinden zu verfügen, in meine Stube. Hierauf verlangte ich, daß er alle meine Fragen beantworte. Sein liebenswürdiges Äußere hatte mich gewonnen, es verkündigte Reinheit und Gefühl. „„Bei meiner Ritterehre ſchwöre ich euch — ſprach er — ihr erfahret die Wahrheit von mir.““

„Er verſicherte mich, daß er wirklich Manfroi, Neffe des Herrn auf Lucees, des geſchwornen Feindes, meines Gebieters, und der Sohn eines jüngern Bruders dieſes Stammes ſey.“

„Gewiß war es dieſer, der meines Herrn Rolle übernahm?“ fragte ich, tief in ſeine blaue Augen ſehend.

„Er ſchlug ſie nieder; nach einer ſtummen Pauſe ſprach er: „„Guter Peter, eure Erdelinde und ich wären beide wohl geſtorben, wenn man uns getrennt hätte. Wir mußten uns noch vor Monthenar's Ankunft vereinigen, oder nie mehr. Der Prieſter hätte uns ohne die Einwilligung von Erdelinden's Vater nie verbunden — wir bedienten uns daher der Liſt.““

„Könnte ich es auch eurer Liebe verzeihen, — doch wie euren Ältern?“

„„Die Liebe iſt mächtiger, denn aller Haß, — ſprach er. — Dem Ritter von Monthenar ſo fein ſein Kind zu rauben, war meines Onkels ſüßeſte Rache, und weder er, noch mein Vater zürnten, daß ich die junge Erbin des Monthenar ehelichte.““

„Und ihr wohl auch nicht, Ritter?“

„„Ach! ich begehrte nichts, als Erdelinden; ſie iſt mein, nun kümmert es mich nicht, um welchen Preis. Ob ſie ihren Vater beerbt oder nicht, iſt mir gleich, ich liebe nur ſie, um ihrer ſelbſt willen. In demſelben Augenblicke, als ich ſie mit euch aus dem Schloßthore kommen ſah, ſchwor ich mir, ſie zu beſitzen; ſie zu ſehen, irrte ich im Pilgerwande herum. Alles iſt mir gelungen, jetzt will ich die Einwilligung ihres Vaters erlangen, wo nicht, ſein Kind heimführen und auf ihr Erbe gern verzichten.““ —

„Er erklärte mir ſein ganzes Vorhaben: er wolle in den Krieg ziehen, ſich Monthenar nähern, verbindlich machen, ſein Leben retten, wenn ſich Gelegenheit böte, und ſo dahin gelangen, daß ihm dieſer ſeine Tochter zur Vergeltung gäbe. Der Jüngling ſprach von ſeiner Liebe und von ſeiner Hoffnung mit ſolchem Feuer und ſolcher Beredſamkeit, daß ich auch Vertrauen faßte, und wol einſah, daß ihm das Fräulein nicht habe widerſtehen können.“

„Ich behielt ihn mehrere Tage im Schloſſe, unter dem Vorwande: Erdelinde lerne die Harfe ſpielen.“

„Die ſpäte Nacht, da ſchon alle Diener ſchlieſen, vereinigte ihn mit ſeiner Gattinn, und Erdelinde genoß der ſeligſten Zeit ihres Lebens; ihre Liebe zu ihm war gränzenlos; ſie vergoß bittere Thränen, als die Stunde der Trennung ſchlug, und die einzige Hoffnung, ihn mit dem Schloßherrn rückkehren zu ſehen, vermochte ſie zu tröſten. „„Gewiß, ſprach ſie, er muß ſein Herz gewinnen! Wer könnte zaudern, Manfroi zu lieben?““

4.

„Mancher Monat, der ihr ewig lange dauerte, verging. Endlich kam mein Herr an; aber, o Himmel! nicht Manfroi war es, den er mitbrachte, — es war der Ritter Raoul von Monthenar, ſein Vetter, Herr auf Chillon. Nie ſah ich noch ſolch einen furchtbaren Mann; Ritter Amauri war im Vergleich mit ihm ein Lamm. Herr Raoul war ſeit Kurzem, nach dem Tode ſeiner zweiten Gemahlinn, Wittwer, und es ging ein lautes Gerücht, ſeine beiden Gattinnen ſeyen an übler Behandlung geſtorben; darum nannte man ihn allgemein Raoul, den Raſenden, denn ſchon ſein Anblick erregte Schrecken. Er hatte die Größe eines Rieſen; ſeine dichten, ſchwarzen Braunen durchkreuzten ſeine Stirn und verbanden ſich mit ſeinem Haare; ſein Bart, worauf er eitel war, und ihn wachſen ließ, erſtreckte ſich bis zu ſeinem Bauche, und ſtieg vom Knebel- und Schnurbarte aus bis zu den Augen. In der Mitte erhob ſich eine lange Habichtsnaſe, darunter dicke Lippen und ungeheure Zähne; ſo war er ein wahrhaftes Schreckbild, obwohl noch nicht ſehr gealtert. Man rühmte ihn wegen ſeiner Kraft und Tapferkeit. Erdelinde, durch ſeine Geſtalt entſetzt, wagte nicht, zu entfliehen, ſchlug die Augen zur Erde, ihn nicht zu ſehen, und blieb weit vom ihm weg."

„„Komm doch näher, mein Kind,"" ſprach der Vater, „„ſieh, wie groß du geworden, reichſt ja deinem Oheim beinahe an den Bart. Nur näher, mach' ihm deine ehrfurchtsvolle Verbeugung; denn dieſer wird dein Herr und Gebieter, dieſer iſt es, den ich zum Gemahl dir erkieſen. Dem Himmel ſey Dank, daß der Name der Monthenars mit mir nicht zu Grabe geht.""

„Wahrlich, die Botſchaft: Manfroi ſey nicht mehr, hätte die Arme mit keiner größeren Angſt erfüllt; der einzige Gedanke an die Unauflösbarkeit jenes Bandes gab ihr Kraft. Ihr Vater hatte wohl gleich gewünſcht, ſie mit Raoul vereinigen zu können; allein der Umſtand, daß der Bräutigam durch allzu nahe Blutfeſſeln mit ihr verwandt war, machte es nothwendig, früher die Dispens zu erwirken; dies ließ uns einige Zeit, und neue Hoffnung gewinnen, Manfroi bald rückkehren zu ſehen."

„Es war beſchloſſen, daß ich und meine Margarethe mit den Liebenden nach dem Schloſſe von Lucees flüchten wollten, von wo aus man leichter auf Friedensverhandlungen denken konnte; denn wir fühlten keine Luſt, uns dem Grimme des Vaters und der Wuth des raſenden Raoul auszuſetzen.“

„„Du mußt dich an ihn gewöhnen,““ ſprach mein Herr zu ſeiner Tochter, „„denn ihr müßt euer Leben mit einander verbringen; er wird dich gewiß beglücken, wenn du ihm überall Gehorſam leiſteſt; mußten ſeine früheren Gemahlinnen leiden, ſo geſchah es, weil ſie ihm widerſtreben wollten. Erwäge ſtets, daß der Frauen Loos Ergebung iſt, daß dein Onkel ein Monthenar ſey und du mir den Verluſt meiner Söhne erſetzen mußt.““ — Erdelinde erwiederte nichts; ihr Vater glaubte ſie zufrieden. Er wünſchte, ſie bliebe unter ihnen; aber ſie hörte die Erzählungen der blutigen Abentheuer mit Grauen, und verwünſchte ihren Oheim täglich mehr. Aber, Gott! wie ward ihr zu Muthe, als einſt Amauri beim Nachtiſche zu Raoul ſprach: „„Der größte Gefallen, den ihr mir, Vetter Raoul, erwieſen, war, daß ihr mir vor dem kleinen Schurken von Lucees Ruhe geſchaffen, der mich ewig wie mein Schatten verfolgte, mir gegen meinen Willen Dienſte erwies, und prahlte, ſein Leben für meines gewagt zu haben. Wahrlich, ein nettes Bübchen, wenn man unſere Lebensart mit der ſeinigen vergliche, ha! ha! Zehn ſo kleine Manfroi's, was ſind ſie gegen Einen Amauri von Clees? O! — wäre ich damals nicht krank und verwundet geweſen, ich hätte ihm bewieſen, in welchen übeln Zuſtand mein Arm ſein Leben und ſeinen ganzen Stamm verſetzte. Aber ihr habt ihm tüchtig mitgeſpielt, wie ich glaube; denn ich habe ihn ſeit jener Zeit nicht wieder geſehen.""

„„Ich zweifle auch, ob er je rückkehren werde,"" ſprach Raoul; — „„aber ſeht, dieſes Mägdlein kann unſere Gefechte nicht anhören, ohne ſich übel zu befinden; ſolch Betragen will ich ihr ſchon abgewöhnen.""

„Die arme Erdelinde lag indeß in einer tiefen Ohnmacht; ich faßte ſie ſchnell auf und trug ſie zu Margarethen. Jetzt erkannte mein Weib, ſie entgürtelnd, daß die Unglückliche nahe daran ſey, Mutter zu werden. Ach! ein neuer Grund zur Verzweiflung! Was war zu thun? Manfroi, todt oder verwundet durch Raoul, konnte uns nicht zu Hülfe eilen."

„Als Erdelinde wieder zur Beſinnung kam, beſchwor ſie mich, unbemerkt nach Lucees zu gehen und Erkundigung über ihren Gemahl einzuziehen. Ich dachte ſelbſt daran, — allein in derſelben Nacht brach eine der Wunden meines Herrn auf, und es ſtand ſo übel um ihn, daß ich ihn nicht verlaſſen konnte, Er rief ſeine Tochter zu ſich, ſeiner zu pflegen; allein die Arme rang ſelbſt auf ihrem Bette mit einem Fieber, und konnte ihm daher nicht gehorchen."

„Kurz darauf genas ſie, unter dem Beiſtande meiner Frau, eines herrlichen Mägdleins, ſo ſchön, wie Vater und Mutter. Freilich hätte Erdelinde gewünſcht, das Kleinod der Liebe pflegen und nähren zu können, — allein dieſes war unmöglich. Margarethe, froh, das Kind den beiden Feinden rauben zu können, trug es Nachts durch das kleine Schloßthor und übergab es einer Muhme zu Clees, unter dem Vorwande: es gehöre einer Dienerinn der Burg, die den Zorn ihres Herrn befürchte. Die Sehnſucht, die Kleine wieder zu ſehen, und Kunde von ihrem Gatten zu vernehmen, beſchleunigte Erdelinden's Erholung. Sie war bereit, mit uns zu entfliehen und nach Lucces zu gehen, ihrem Vater einen Brief hinterlaſſend. „„Ich ſehe voraus,"" ſprach ſie, „„es werde eine blutige Fehde geben, wenn mein Manfroi noch lebt, -- und iſt er nicht mehr, ſo erbarme ſich der Himmel meiner und meines Kindes! —""

„Endlich vermochte ſie das Bette zu verlaſſen; ſchwach und bleich, wie ſie war, ging ſie zu ihrem Vater, deſſen Zuſtand ſich täglich verſchlimmerte. Er nahm ſie gut auf, erſchrak über ihre Bläſſe und Magerkeit und ſprach: „„Man ſieht dir's an, armes Kind, daß du viel gelitten, und ich verzeihe dir gerne, daß du meiner nicht Sorge tragen wollteſt; aber jetzt, da du hergeſtellt, mußt du meiner pflegen: denn Vetter Raoul von Monthenar iſt nicht der beſte Krankenwärter.““

„Erdelinde ſeufzte und trat ihr Geſchäft an. Konnte ſie wohl daran denken, ihren Vater in Todesgefahr zu verlaſſen? Sie verſchob ihren Plan der Flucht bis zu ſeiner Geneſung; allein darum ſtand es täglich ärger: Raoul nöthigte ihn, immer mehr zu trinken, um ſich zu ſtärken, wie er ſagte, und entflammte ſo das Blut des Kranken nur noch mehr.“

„Erdelinde, die mit dem verhaßten Oheim am Bette des kranken Vaters wachte, nahm ſich endlich den Muth, ihn um ſeinen Kampf mit dem von Lucees zu fragen; nach einer langen Pauſe würdigte er ſie folgender Antwort: „„Nun — ich beſtrafte den naſeweiſen Burſchen, wie er's verdiente; täglich traf ich ihn bei meinem Vetter, dem er ſeine Dienſte aufdrang, als hätte er nicht gewußt, daß Alles, was den Namen von Lucees trägt, den Monthenar's gleich verhaßt iſt, —

was ihm auch Amauri bei jeder Gelegenheit fühlen ließ.""

„Erdelinde ſeufzte laut; — dieſer Name war ihr ja ſo theuer! „„Ob er noch lebt?"" — ſtotterte ſie, ſeiner Antwort zitternd."

„„Ich glaube kaum, — denn er empfing einen guten Hieb in die Rippen; aber tröſtet euch: iſt er auch nicht todt, ein anderes Mal fehl' ich das Herz gewiß nicht!""

„Arme **Erdelinde**, ſie konnte den Anblick des Verhaßten nicht ertragen, und täglich mußte ſie ihm zur Seite ſeyn! Er ſchnob ſie an, als wäre ſie bereits ſeine Gattinn: „„So muß man mit den Weibern verfahren,"" ſprach er — „„ohne Schmeichelei, nur zum Gehorſam muß man ſie gewöhnen."" —

„Indeſſen fühlte Ritter Amauri ſeine letzte Stunde herannahen. Wohl gern hätte er ſeine Tochter mit Raoul verbunden; allein die Diſpens war noch nicht erwirkt, und der Tod traf früher ein. Als er ſein Ende nahe fühlte, ließ er die troſtloſe Erdelinde rufen, und übergab ſie an Raoul von Monthenar mit den Worten: „„Ich gebe ſie euch mit all meinen Gütern und all meiner Macht; laßt den Namen der Monthenar's in ſeinem alten Glanze erſtehen, und erzeuget Söhne, die jene erſetzen, ſo mir die Fehde entriſſen. Du aber, verehre den Ritter Raoul als deinen Vater, als deinen Gemahl — und ſomit haſt du meinen Segen.““ — Sie ſchwieg, — was hätte ſie auch erwiedern wollen? Kurz darauf war ihr Vater nicht mehr. Der Grauſame kam ihr tagsüber nicht von der Seite, und verſchloß ſie des Nachts; jeder Gedanke an Flucht ſchwand, ſie durfte nie mit uns allein ſprechen; aber wenn ich bei Tiſche bediente, verrieth ihr erloſchener Blick und die Thränen, die ihre Wangen herabrollten, nur zu deutlich, was ſie dulden mußte.“

6.

„„Aber ſeyd ihr auch deſſen gewiß, Oheim,““ ſprach ſie eines Tages vor mir, „„daß Manfroi von Lucees noch lebt? Ich fürchte immer, er werde ſich rächen.““

„„Endlich,““ verſetzte Raoul mit einem furchtbaren Gelächter, — „„das erſte gute Wort, das ich von euch erhalte; aber ſorgt darum nicht, Mägdlein; was noch nicht vollbracht, kann noch geſchehen. Sobald Manfroi geheilt, will ich ihn neuerdings in den Kampf rufen, und du ſollſt ſein Haupt zur Hochzeitgabe erhalten.““

„Dies Mal wurde Erdelinde nicht ohnmächtig: ſie erfuhr, daß Manfroi noch lebe, und ihre Blicke ſprachen ſo deutlich, daß ich ſie verſtehen konnte. Ich meinerſeits zog mich weit zurück, und ſagte: daß meine Gebieterinn wol Urſache genug habe, ſich um ſein Leben zu bekümmern, und daß ſie glücklicher wäre, wenn Manfroi von Lucees, oder irgend ein anderer edler Ritter, ſie eines ſolchen Ungeheuers von Oheim und Gatten befreiete. Ich ſah wohl voraus, daß mich ſolch eine kühne Einwendung nöthigen werde, das Weite zu ſuchen, was ich auch wollte; allein dies Mal gerieth mein Leben in große Gefahr. Monthenar erhob ſich wie ein Wüthender, und ſein großes Schwert, das er immer bei ſich trug, herausreißend, ſtürzte er hin, mich zu durchbohren. Erdelinde warf ſich zwiſchen uns, und beſchwor, auf die Knie ſinkend, ihren Oheim, ihr die erſte Gunſt zu erweiſen, um die ſie zu ihm flehe, und ihres Nährvaters Leben zu ſchonen. Sie war ſo ſchön, ſo reitzend, ihre Stimme ſo rührend, daß der Wütherich ſelbſt verſtummte.“

„„Wohlan, ich geſtehe es euch zu! — Ich ſeh' es ein, ich bin zu gut, — aber nicht ohne Bedingungen; die erſte: daß ſowohl er, als Margarethe, noch heute die Burg verlaſſen; die zweite: daß ihr mir noch vor dem Eintreffen der Dispens zur Kirche folget.““

„„Ja, ich folge euch dahin, wenn ihr befehlet,““ ſprach Erdelinde mit einer Standhaftigkeit, die mich ſtaunen machte; „„ich erſuche euch nur, daß uns derſelbe Prieſter, der mich getauft und gefirmet, verbinde.““

„„Wie ihr wollt! — Und wo iſt dieſer?““

„„In der Kapelle an der Brücke.““

„„Das iſt nicht weit, und ihr folgt mir dahin; denn ich will es nicht, daß je ein Prieſter in dieſe Mauern eingehe.““

„„Wie es euch lieb iſt,““ entgegnete Erdelinde, — und zur Belohnung ihrer Bereitwilligkeit erhielt ſie noch die Gunſt, daß Margarethe ſie ankleiden durfte. „„Aber daß Peter auf der Stelle ſich entferne, — ſetzte er hinzu, — mir iſt ſein Anblick unerträglich, und es dürfte mir leicht nochmals die Luſt ankommen, ihn zu durchbohren.““

„Ich ließ mir ſo etwas nicht zwei Mal ſagen; — der Aufenthalt zu Clees ward mir verboten; — o ich ziehe nach dem guten alten Moudon, meiner Geburtsſtadt,“ — ſprach ich, einen Blick auf Erdelinden werfend. — Dieſes war nicht wahr, denn ich ſtamme aus Clees; doch der Herr auf Chillon wußte darum nichts, und ich wollte dem Fräulein nur andeuten, daß ich nach Lucees gehe, welches ſehr nahe an Moudon iſt.

„„Geh zum Teufel, daß ich dich nie wieder erblicke,““ ſchrie Raoul.

„„Leb wohl, Peter!““ rief mir Erdelinde zu; denn ſie wagte es nicht mehr, mich Freund Peter zu nennen, da ihr's der Oheim verboten; „„Margarethe, kleide mich an, da es mein Gebieter erlaubt.““

„Ich machte Umſtände, mein Weib zurückzulaſſen, ſo daß der Wütherich ergrimmte, und mir es befahl. Ich ging; Erdelinde drückte mir die Hand, und noch an demſelben Abend traf ich zu Lucces ein, befürchtend, daß die Hülfe zu ſpät komme.“

„Am folgenden Morgen ſchickte man um den Prieſter, und am nächſten führte Raoul Margarethen in Erdelinden's Zimmer, befahl, ſie mit allem Schmucke ihrer Mutter zu zieren, und Margarethen, ſich ſodann zu entfernen. Dies war es, was Erdelinde wünſchte; ſie eröffnete meinem Weibe ihr Vorhaben, hieß ſie, die kleine Alix (denn ſie trug den Namen ihrer theuren Mutter) in die Kirche bringen und — ahnete nicht, daß ſie ihr größtes Unglück befehle!“

„Als ſie ſo herrlich angethan war, die ſchönen blonden Locken geordnet, auf beiden Seiten von ihrem Haupte fließend, von Perlenſchnüren durchſchimmert, einen großen Demantreiher über der Stirne ſchaukelnd, ihren Leib von Elfenbein in ein langes ſchwarzſammtnes Kleid gehüllt — denn ſie trug nie ein anderes — das rings mit reichen Silberrändern beſetzt, und vorn zuſammengeſchnürt war, — die ſteife Spitzenkrauſe um den Lilienhals gefaltet, die Ärmel mit demantnen Spangen aufgerollt — war ſie wirklich wunderſchön, daß ſelbſt Raoul erſtaunte. Auch er war reich geziert: ſein rein gekämmter Bart ruhte auf dem Panzer, ein breites, goldnes Wehrgehänge ging über die Schultern bis zu ſeinen Hüften, und hielt ſein langes Schwert; die ungeheuren Handſchuhe von Büffelleder reichten an die Ellenbogen, und eine Reihe übergroßer rother Federn ſchwankte auf ſeinem Helme und vergrößerte noch ſeinen Umfang. Er verabſchiedete Margarethen mit einem gebietenden Blicke, reichte ſodann der zitternden Erdelinde ſeine Hand und ſtieg mit ihr zur Kapelle hinab. Margarethe war dort früher eingetroffen, im Arme die kleine Alix, und ließ ſich an der Thür nieder. Der Prieſter trat vor; er ſah Erdelinde erſtaunt an.“ —

„„Erkennt ihr mich, würdiger Vater?““ ſprach dieſe muthvoll.

„„Ja, edle Frau! ich erkenne euch.““

„„Wo habt ihr mich geſehen? Geſteht es aufrichtig vor Gott, deſſen Diener ihr ſeyd.““

„„Ich bezeuge,““ ſprach der Prieſter, „„daß ihr es ſeyd, Erdelinde von Monthenar, Tochter des verſtorbenen Schloßherrn auf Clees, die ich in eben dieſer heiligen Kapelle, vor eben dieſem heiligen Altare, vor achtzehn Monden mit Manfroi von Lucees verband. Ich kann euch daher nicht zum neuen Male verloben, ohne verſichert zu ſeyn, daß ihr Wittwe geworden.““

„„Ich bin es noch nicht, wie ich hoffe, obwohl mein Gemahl eine tiefe Wunde vom Schwerte des Ritters Raoul von Monthenar, den ihr hier ſehet, erhalten. Ob mein Gatte noch lebe, oder aber durch Raoul's Schwert gefallen, — in beiden Fällen kann ich nie die Gemahlinn meines Oheims werden, und ich führe ſie an, meine Freiheit zu erhalten.““

„Monthenar ſtand, wie vom Blitze gerührt, in dumpfen Schweigen; allein ſein wüthender Blick, die Bewegung ſeiner Rechten nach dem Schwertgefäße, ſprach laut genug, daß ſeine Rache furchtbar ſeyn werde.“ „„Ihr habt gelogen,““ rief er dem Prieſter zu, und wenn es wahr iſt, daß ihr dieſe tollkühne Magd mit dem Todfeinde ihres Vaters verehlicht: ſo werde ich darauf dringen, daß man euch vom Amte ſtoße, da ihr ein unmündiges Kind in Abweſenheit des Vaters verlobt habt, welche Ehe ungültig iſt.““

„„Sie iſt gültig,““ entgegnete der Prieſter, — „„ich ſelbſt las die Bewilligung vom Schloßherrn auf Clees mit eigner Hand unterzeichnet, der ſich durch einen ſeiner Freunde vorſtellen ließ.““

„„Wo ſind eure Zeugen?““ wüthete Raoul.

„„Meine beiden Kirchendiener, und überdies noch jenes Frauenzimmer, die ich dabei ſah. Nähert euch, gute Frau, und zeuget für die Wahrheit.““

„„Und hier noch ein Zeuge, der ſeinen Vater ſucht,““ ſprach Erdelinde, „„dieſes iſt mein und Manfroi's Kind.““

„„Dein Kind!““ tobte Monthenar, und heftig auf Margarethen zuſtürmend, entriß er mit kräftiger Hand die kleine Alix ihren Armen, ſtürzte fort aus der Kapelle und den gewundenen Felsſteg hinab. Erdelinde, ihrer ſelbſt unbewußt, eilte ihm nach, die Lüfte mit ihrem Geſchrei erfüllend: ſie kam nur, ihr Töchterlein in die brauſenden Wogen des Orbe ſchleudern zu ſehen. — Die unglückliche Mutter ſäumte nicht; ſie ſtürzte ſich nach in die tobenden Wellen, und trachtete, dem theuern Blute nahe zu kommen. Allein gehemmt und hinabgerungen von dem Gewichte ihrer Gewänder, fortgeriſſen von dem wüthenden Strome, ſank ſie ſelbſt, vermochte ſich nicht aufzurichten, und fand ihren Tod in den wildbewegten Wellen. — Sie ruht ſammt ihrer Alix in der Tiefe jener Grotte, wo Margarethe ihr Grab verlangte. Am vollen Mittage hatte ſich dieſer gräßliche Vorfall ereignet, und man verſichert, ſie alle Tage zur Mittags- und Mitternachtszeit dort zu ſehen, ſchwarz angethan — ihrem kleinen Kinde zum Ufer folgend und tiefe Wehklagen ſtöhnend.“

„Indeß ſich dieſe furchtbare Scene zu Clees zutrug, war ich zu Lucees am Krankenbette des armen Manfroi, der ſich von ſeiner Wunde nicht erholte, ewig mit dem Gedanken an ſeine Gattinn quälte, und in dem, was ich ihm erzählte, keinen Troſt fand.“

„„O dieſer verfluchte Raoul war es, der mich in dieſen Zuſtand verſetzte!““ ſprach er, „„will er mir noch meine Erdelinde entreißen!““ „Er rief ſeinen Vater und Oheim zum Krankenlager heran, die ihm verſprechen mußten, alle Vaſallen aufzubieten, und Erdelinden zu befreien. Man ſandte mich, ſie vorzubereiten, daß ſie aus dem Schloſſe gehe und mir zu ihrem Gatten folge. O die Arme, ſie war nicht mehr, noch die unglückliche Frucht ihrer zarten Liebe! — Als Manfroi die Schreckensbotſchaft erfuhr, vergiftete die Verzweiflung ſeine Wunden und ſtürzte ihn in's Grab. Sein Vater und Oheim ſchworen dem Herrn auf Chillon den tödtlichſten Kampf, und alle Ritter der Nachbarſchaft, erbittert durch jene Unthat, verbanden ſich mit ihnen. Raoul ertrug, rückgezogen im Schloſſe von Clees, manchen furchtbaren Angriff; endlich unterlag er, und mit dem Schloſſe verfuhr man ſo übel, daß es ſeit jener Zeit nichts mehr, denn ein Steinhaufen iſt.“ —

„Oder,“ ſprach die Alte, „die Seele Raouls, fortgezerrt vom Satan, treibt alle Nacht dort einen furchtbaren Lärm, — ſo ſpricht man allgemein; gehet nie wieder hin, noch unter die Brücke.“ —

Sie nahm ihr Heft zurück, begrüßte uns, und wir beſtiegen unſere Roſſe. Wir hatten zwar unſere Laune nicht verloren, waren aber doch um ein Gutes ernſter geworden, bis uns die Zinnen von Romainmotiers aus unſeren Träumen weckten.

III.

Darius und Aſpaſia.

Erzählung.

Das Leben, wie die Gegenwart es bietet,
Enthält der Scenen manche wunderbare:
Heut iſt es Schmerz, der uns umwüthet,
Der morgen vor der Liebe Hochaltare
In Luſt ſich kehrt, die unſre Herzen mietet,
Und treue Seelen eint zum ſel'gen Paare,
Da ſie am ärgſten ſich gedacht das Wetter; —
Ein Ähnliches enthalten dieſe Blätter.

Von **Duval**, ein wohlhabender Handelsmann zu **Paris**, verdankte ſeine Glücksgüter nicht ſo ſo ſehr ſeinen glücklichen Geſchäften, als der Sorgfalt und den Bemühungen ſeiner Vorfahren, die ſich vorzüglich durch den Handel emporgehoben hatten. Dieſer erbte nicht nur ihr Vermögen, ſondern auch ihren Kredit, und ſtand in dem ſchönen Rufe eines biedern und rechtſchaffenen Mannes.

Duval war ſeit drei Jahren Wittwer. Eine Tochter und zwei Söhne machten ſeine ganze Familie aus; beide Brüder wählten aus freiem Antriebe die rühmliche Bahn der Waffen, auf welcher ſie bald zu Ehren gelangten, vielleicht nicht ſo ganz durch ihre militäriſchen Talente, welche man ihnen nicht ſtreitig machen konnte, als durch die kräftige Empfehlung, welche ihnen der Reichthum und gute Ruf ihres Vaters gewährte. **Julie**, ihre Schweſter, war der Sorgfalt einer ehrbaren

Gouvernante anvertrauet, und wurde unter den Augen ihres Vaters gebildet, der über ihre Erziehung wachte, und ſich bemühte, dieſe wo möglich zu vervollkommnen.

Der Vater dieſer kleinen Familie war ein würdiger Greis über die Sechzig hinaus; aber er fühlte in ſeiner friſchen Kraft und Geſundheit nichts von den Gebrechen und Schwächen des Alters; Reinheit, Geſchmack, Bildung, Freimüthigkeit und geſellige Freundlichkeit herrſchten in ſeinem Hauſe, und Duval, der in ſeiner Jugend weder hitzig noch ausſchweifend geweſen, liebte das erlaubte Vergnügen in einem Alter, wo es ſchier die Meiſten nicht mehr genießen, oder blos an dem Erkünſtelten Geſchmack finden können.

Als Julie das ſiebenzehnte Jahr erreicht hatte, dachte ihr Vater, der ſie in die Zirkel der großen Welt, die er beſuchte, nicht einführen zu müſſen glaubte, als ein kluger und verſtändiger Mann, ſie bei einer Schweſter ſeiner Frau, die ſehr einfach auf ihrem Landgute lebte, beinahe beſſer zu verſorgen, als in einem Hauſe, wo oft zahlreiche Geſellſchaften einſprachen, welches in mancher Hinſicht für ſeine Tochter gefährlich werden konnte. Nicht minder gefiel dieſer Entſchluß auch Julien, weil ſie ſich dadurch faſt gänzlich ſelbſt überlaſſen fühlte.

Julie wurde daher zu ihrer Tante geſchickt, und Duval dachte an nichts ſo ſehr, als an ihre Angelegenheiten und Vergnügungen. Von Natur gefällig und großmüthig, beſtrebte er ſich, Jedem ſein Schickſal zu erleichtern, ihn zu beſchützen, einem braven Menſchen, welchen er in Verlegenheit gewahrte, hülfreich zu ſeyn, die Koſten eines Rechtshandels vorzuſtrecken, deſſen Gewinn das Verderben einer Wittwe oder einer Waiſe verhindern konnte; Jemanden Geld vorzuſtrecken, ſeine Bekannten bei andern unterzubringen, dies waren ſeine Lieblingsbeſchäftigungen. Sein liebenswürdiger Charakter, ſeine ſchätzbaren Eigenſchaften machten ihn Allen beliebt und nützlich, welche der Zufall ihm als Freunde zugeführt hatte.

Julie hatte das Alter erreicht, wo ſich des Mädchens glänzende Schönheit mit voller Anmuth verbindet. Ihre Tante, welche wohlweiſe dafür hielt, daß die Einſamkeit für die Jugend nicht zuträglich wäre, gewährte ihrer Nichte ſo viel Unterhaltungen, die ſie tröſten konnten, von Paris abweſend zu ſeyn, und wie ſich die Städte der Provinzen bemühen, mit der Hauptſtadt gleichen Schritt zu halten, ſo gab es auch zu Saint Quentin, nahe an dem Landgute der Tante, Bälle, Conzerte, Schauſpiele in gleicher Menge und Abwechslung, als zu Paris. Julie erſchien in dieſen mit ſolcher Auszeichnung, daß ſie bald zu allen Feſtlichkeiten geladen wurde. Ihre gute Tante war ſtets an ihrer Seite.

Die liebenswürdige Julie nahte ihrem zwanzigſten Jahre, als ſich Duval mit einem Male durch einen harten Unglücksfall eben ſo arm fühlte, als er erſt reich geweſen war. Die einzige Hülfsquelle, welche ihm übrig blieb, war ein jährliches Einkommen von 6000 Franken, und das Haus, ſo er bewohnte. Der Reſt ſeines Vermögens, welcher in Wechſeln und Silber beſtand, welches er auf eine vortheilhafte Art zu verwenden dachte, lag bei einem Kaufmanne, welchen ein ungewöhnlicher Bankerott das Land zu verlaſſen nöthigte, und deſſen Aufenthalt man nicht zu entdecken wußte.

Duval war bei dieſen Umſtänden in doppelter Verlegenheit; alles, was er beſaß, war beinahe verloren, und er hatte zïemlich bedeutende Pfänder zu erſetzen; die Wechſelbriefe, welche gedrängt anlangten, konnten nicht bezahlt werden; ſein Kredit ging ſchnell unter; ſeine Correſpondenten, deren Wechſel Duval proteſtirte, thaten ein Gleiches gegen ſeine Papiere; ſein Haus wurde verkauft, ſeine Einkünfte eingeſtellt, mit einem Worte, er war in kurzer Zeit rettungslos gefallen, und in dieſem Übermaaße des Unglücks verließen ihn ſogar jene gar grauſamer Weiſe, die er ſich auf den verſchiedenſten Wegen zu Freunden und verbindlich gemacht hatte.

Ungeachtet dieſer Unglücksfälle behielt Duval ſeinen Muth. Nur das Schickſal ſeiner Kinder ging ihm nahe. — Er ſollte ſeine Söhne unterſtützen und ſeine Tochter verſorgen, das war ihm jetzt unmöglich geworden. Juliens Brüder waren im Grunde weniger zu bedauern, als ſie ſelbſt; denn ſie konnten im äußerſten Falle die Auslagen beſtreiten, die ihr Stand erforderte. Doch wo findet ſich eine Mitgift für Julien? wofern nicht ihre Tante...... Aber der Vermögensſtand der Frau von Valville war ſo ziemlich beſchränkt. Gequält von den verſchiedenſten Gedanken ſchrieb Duval an ſeine Schwägerinn, that ihr ſein Schickſal kund, und bat ſie, ihm mit ihrem Rathe beizuſtehen.

„Ich habe den Entſchluß gefaßt, da es mir unmöglich iſt, meine Tochter ehrenvoll auszuſtatten, ſie, ſobald ich dieſe unangenehmen Vorfälle in Ordnung gebracht, zu mir zurückzuberufen, und, um ihr Unglück und das meine vor der Welt zu verbergen, nach einem Orte zu ziehen, wo wir unbekannt leben können.“

Frau von Valville ward durch dieſes Unglück außerordentlich gerührt; ſie liebte ihre Nichte, und konnte den Entſchluß ihres Schwagers nicht billigen. Sie eröffnete Julien mit aller möglichen Vorſicht und Zartheit die ſchreckliche Lage, in welcher ſich ihr Vater befinde, deſſen eigentlichen Plan ſie ihr aber noch verheimlichte. Die edle Freundinn glaubte, die Schönheit ihrer Nichte vertrete hinlänglich die Stelle der Glücksgüter, erklärte ſie zur Erbinn, und dachte ſie genügend reich für eine Parthie in der Provinz, welche ſie bewohnte. Sie verſprach Julien, ſie nie zu verlaſſen, beſchwor ſie, dieſen Schlag mit Ergebung zu ertragen, und wünſchte, daß ſie fortfahre, ſich den Vergnügungen hinzugeben, die unter ihren Tritten aufzublühen ſchienen. Julie, bewegt von der Güte ihrer Tante, die ihr keine Zeit übrig ließ, über den Verluſt ihres Glückes nachzudenken, wurde weder minder liebenswürdig in der Welt, weder dem Scheine nach trauriger in der Nähe ihrer Beſchützerinn, als vor dieſen Vorfällen, bei deren Andenken ſie wohl in Ohnmacht geſunken wäre, wenn ſie nicht überzeugt geweſen wäre, daß auch ihr Vater ſich über dieſen Schlag zu tröſten wiſſe.

Die Klugheit der Frau von Valville gab ihr die Art und Weiſe an, wie ſie ſich bei dieſen Umſtänden verhalten müſſe. Sie wollte das Unglück ihres Schwagers nicht ruchbar machen, damit es Juliens Verſorgung nicht hinderlich werde. Sie wußte, daß in dem Zeitalter, in welchem wir leben, nur Reichthümer dem Mädchen jene Reize verleihen, die ihm die Natur verſagte, und an ihren Triumphwagen eine zahlreiche Menge ſeufzender Galane kette, indeß jene, welche nichts beſitzt, als ihre Schönheit, oft nichts erlangt, als flatterhafte Anbeter, und nur ſolche Geſinnungen einzuflößen vermag, die entweder leicht durch das Intereſſe übertäubt, oder von der Ehre ſtreng mißbilliget werden.

Wenige Tage nach Empfang des Briefes vom Herrn von Duval kam ein alter Baron, Herr von Verſeuil, deſſen Gut an jenes der Frau von Valville grenzte, zu dieſer mit der Bitte, ſie möge gütig erlauben, daß ihre reizende Nichte durch ihre Gegenwart ein Feſt verſchönere, das unverzüglich in ſeinem Schloſſe gefeiert werden ſollte.

Herr von Verſeuil war Dichter und Muſiker; er gab wechſelweiſe in ſeiner Wohnung Conzerte und dramatiſche Vorſtellungen. Die Beſitzer der umliegenden Güter, junge, liebenswürdige und gebildete Leute, bewarben ſich mit Eifer um die Rollen, die man in dem Schloßtheater ſpielte. Julie trat in dieſen Vorſtellungen mehrmals glänzend auf, und Niemand traute ſich eine Rolle zu übernehmen, die ſie früher geſpielt hatte. Herr von Verſeuil hatte eben ein Trauerſpiel geendet; es enthielt die Geſchichte der Aspaſia und des

Darius. In der feſten Überzeugung, dieſe Arbeit ſey ſein Meiſterwerk, verſammelte er zur Vorſtellung ſeines Stückes eine glänzende Geſellſchaft. Alle, die dem Schloſſe entfernter wohnten, beſchleunigten ihre Ankunft. Einer der Verwandten des Herrn von Verſeuil ſtellte ihm einen jungen Mann vor, den er mit ſich gebracht.

„Sie werden mir Dank wiſſen, Herr Dichter,“ ſagte dieſer, „daß ich, ohne Sie früher davon zu benachrichtigen, den Marquis d'Ormeuil eingeladen habe; es iſt ein edler Cavalier, und ſpielt Theater zum Entzücken.“ —

„Wahrhaftig? Sie erfreuen mich außerordentlich; ſeyn Sie mir recht willkommen, Herr Marquis!“ —

„Verzeihen Sie, mein Herr, mein Freund ſchmeichelt, glauben Sie nicht.....“

„Ja fürwahr, man kann ſich auf mich verlaſſen; ich kenne mich in dieſer Sache aus. Sie beſitzen edlen Anſtand, angenehme Stimme, Wärme und Geiſt, deklamiren wie ein Schüler des Lekain oder Larive.“ —

„Welch ein Glück für mich!“ rief Herr von Verſeuil aus, „gerade eine Hauptrolle iſt unbeſetzt, und wenn Sie es auf ſich nehmen wollten, den Darius vorzuſtellen, wird ſich mein Trauerſpiel des glücklichſten Erfolges erfreuen.“

„Obgleich die Lobeserhebungen meines Freundes zu überſpannt ſind," entgegnete mit Freundlichkeit der junge Marquis, „ſo nehme ich doch dies mit Vergnügen an; aber ich ſage es Ihnen im voraus: um mich in die wahre Kunſtbegeiſterung zu ſetzen, bedarf es einer Aspaſia, die mindeſtens ſo reizend ſeyn muß, als jene, welche Pericles geliebt......"

„Ich zweifle," unterbrach ihn lebhaft der Dichter, „ob die Schönheit der Geliebten des Pericles und jene der Gemahlinn des Darius die jugendlichen Reize Ihrer Aspaſia überwiegen werden? Sie lächeln über dieſe Wendung? Bei meiner Ehre, Sie haben kaum etwas Reizenderes geſehen, und obgleich weit entfernt, zu bezweifeln, daß Ihre Kunſtbegeiſterung nicht feurig genug ſey, — könnte ich faſt befürchten, daß Sie entzündet durch neue Gluthen und hingeriſſen durch ſüße Gefühle, leicht die Worte Ihrer Rolle vergeſſen und Ihre eigenen Empfindungen an die Stelle ſetzen könnten."

Dieſes Geſpräch reizte lebhaft d'Ormeuil's Neugierde; er drang in Herrn von Verſeuil, ſeine Gäſte zu verſammeln, und die Rollen zu vertheilen, damit er bald das Vergnügen hätte, die unvergleichliche Schönheit, die man ihm ſo ſehr gerühmt hatte, zu ſehen. Der Dichter, durch ſolch einen Eifer hingeriſſen, begab ſich ohne Verzögerung zu Frau von Valville, eröffnete ihr ſeinen Wunſch, und bat ſie, ihrer Nichte zu erlauben, die Rolle der Aspaſia zu ſpielen.

Frau von Valville, welche jede Gelegenheit ergriff, Julien glänzend erſcheinen zu laſſen, genehmigte die Einladung; da ſie jedoch von Herrn von Verſeuil vernahm, daß eine große Anzahl Gäſte von Paris eingeladen wären, wo der unglückliche Vorfall ihres Schwagers bekannt ſeyn mußte, bat ſie ihn, ohne ihm die Beweggründe mitzutheilen, welche ſie dazu veranlaßten, Juliens Herkunft keineswegs auszubreiten, wenn man ihm wegen Fräulein von Duval Fragen ſtellen ſollte, ihren Familiennamen zu verſchweigen, und blos zu entgegnen, Julie ſey eine Verwandte der Frau von Valville.

Herr von Verſeuil, erfreut über die gute Stimmung der Tante für Julien und über die Gewogenheit, mit welcher das Fräulein ſeiner Bitte willfahrte, verſicherte die Dame ſeiner Verſchwiegenheit und führte die neue Aspaſia triumphirend in ſein Schloß. Ein ſchmeichelhaftes Geflüſter bewillkommte ihn beim Eintritte in den Saal, wo eine zahlreiche Geſellſchaft verſammelt war; einige bewunderten den Reiz ihrer Züge, ihren ſchlanken Wuchs, ihre glänzenden ſchwarzen Augen; andere ihr edles, geiſtreiches und beſcheidenes Benehmen; zuletzt überhäufte ſie jedermann mit Lobeserhebungen, und Julie war ſo verlegen, die Verherrlichte zu ſeyn, als es ein anderes Mädchen hätte ſeyn können, wenn bemerkbare Mängel die Blicke des Hohnes und des Spottes auf ſie gezogen hätten.

Der Marquis war der Einzige, der Fräulein von Duval weniger pries. Überraſcht von ihren Reizen, ſprach er faſt nichts, weil er zu viel hätte ſagen müſſen, ließ bei dem Mangel an Worten ſeine Blicke reden und hing mit der vollen Gluth ſeiner blauen Augen an Julien, welche ſeine Gefühle beſſer verklärten, als alle Redensarten, die ihr vorgeſagt werden konnten.

Julie bemerkte in ihrer Unſchuld gar wohl die geheime Bewunderung des Marquis. Die Blicke eines Mädchens ſind in dieſer Rückſicht ſehr ſcharf. d'Ormeuil, ohne ſich jenes Gefühl noch erklären zu können, das in den Tiefen ſeines Herzens loderte, ward den Huldigungen, welche alle jungen Leute dieſer herrlichen Erſcheinung bewieſen, von Herzen gram. Julie, um ſich den Lobeserhebungen, welche ihre Beſcheidenheit nicht ertragen konnte, zu entziehen, ſetzte ſich zu ihrer Tante. Sie leitete ihre Blicke nach einer Fenſtervertiefung, wo der Marquis ſeinen Sitz genommen; ſie begegneten den Blicken d'Ormeuil's: Julie erröthete, der Marquis zitterte, und ohne ſich wegen dem Gefühle, das ſie beide empfanden, ſelbſt Rechenſchaft zu geben, grüßten ſie ſich mit gegenſeitigem Vergnügen. Nach dieſer Bewegung, deren Urſache Juliens Eintritt geweſen, bildete ſich ein Kreis, wo jeder ſeinen Platz nahm, und d'Ormeuil näherte ſich der Geſellſchaft, in die er ſich vor wenigen Augenblicken nicht zu ſchicken wußte.

Die Begierde, zu gefallen, beſeelte Julien und den Marquis, und dieſe Sympathie verleitete ſie, in Kurzem die Aufmerkſamkeit wechſelſeitig auf einander zu richten. Alle beide waren ſo liebenswürdig, ihr Geſpräch ſo lebhaft und einnehmend, daß ſie allein die Sonne der Soirée ſchienen.

Herr von Verſeuil war nur ganz auf den glücklichen Erfolg ſeines dramatiſchen Meiſterwerks bedacht, und fing an, die Rollen auszutheilen. Allgemein billigte man die Wahl der Perſonen, welche die Aspaſia und den Darius vorſtellen ſollten. Julie und d'Ormeuil waren nicht minder darüber vergnügt, und der Marquis, deſſen Eifer man ohnehin bemerkte, ungeduldig, ſich ſeiner Aspaſia nähern zu dürfen, wünſchte, daß man die Probereihe bald beginne. Der Dichter wünſchte es nicht weniger, und beſtimmte die Leſeprobe auf den morgenden Tag.

Das Trauerſpiel, das unter Artaxerxes im Jahre 1645 ſpielte, erhielt bei der Vorleſung den allgemeinen Beifall der Geſellſchaft; die Charaktere waren zumeiſt für jene berechnet, die ſie ſpielen ſollten, und der Inhalt folgender:

Darius und Ochus, Artaxerxes, des perſiſchen Königs Söhne, ſuchen ihre Rechte auf den Thron geltend zu machen, nicht ſo ſehr aus Ehrgeiz, als wegen dem Beſitze Aſpaſiens, welche beide Brüder innig lieben. Einen innerlichen Krieg zu vermeiden, gebraucht der König ſeine Macht zur Vermittlung, und beſtimmt ſich zu Gunſten des Darius. Allein es geſchieht mehr; ungeachtet der Leidenſchaft, die der König ſelbſt für Aſpaſien fühlt, tritt er ſie an ſeinen glücklichen Nebenbuhler ab, und heißt das Paar ſich bereiten, zum Altar zu treten; aber Tiribaze, Höfling des Artaxerxes, verſchwört ſich gegen die Liebenden. Dieſer treuloſe und verwegene Menſch erhebt dreiſt ſeine Augen zu Ameſtris, der Tochter ſeines Herrn. Aber dieſe Liebe iſt nur ein Vorwand. Tiribaze macht Anſprüche auf die Krone; doch er will ſie nicht eher tragen, bis er alle jene aufgeopfert hat, welche ſich, wie er glaubt, ſeinen Anſchlägen widerſetzen, oder ihm den Rang, nach welchem er ſtrebt, ſtreitig machen könnten. Sein Eigennutz zeigt ihm hiezu den Weg, wenn er den König mit ſeinen Söhnen entzweit. Günſtling des Einen und der Andern, gelingt ihm dieſes bald, indem die Leidenſchaft des Königs für Aſpaſien wieder erwacht. Darius empört ſich in Verzweiflung gegen die Pläne dieſes Verräthers, der unter dem Schilde des Ochus eine dritte Parthei bildet. Artaxerxes läßt den Darius verhaften; ſchon will er ihn den Richtern überliefern, als man ihm verkündet, daß Tiribaze, tödtlich verwundet, durch einen ſeiner eigenen Söldner, der den Ochus zu tödten glaubte, ſeine Verbrechen bekannt und beide Brüder gerechtfertigt habe.

Der Tod dieſes Schuldigen ſtellt die Ruhe wieder her. Der König willigt in die Ehe des Darius mit Aſpaſien, und Ochus gelobt, nie mehr ihr Glück zu ſtören.

Dieſer Stoff gefiel dem Marquis außerordentlich, und gab ihm die Mittel an die Hand, Julien die Gefühle mitzutheilen, die ſie ihm eingeflößt hatte. Aſpaſiens und Darius Eifer war ſo groß, daß ſie binnen drei Tagen ihre Rollen vollkommen wußten; die übrigen Dilettanten aber, welche an der Erlernung der ihrigen kein ſolches

Vergnügen fanden, waren mit ihrem Memoriren nicht ſo ſchnell, und baten, die Vorſtellung erſt auf die kommende Woche zu beſtimmen. Julie und d'Ormeuil warteten dieſen Zeitpunkt geduldig ab, und wiederholten die Scenen, die ſie mit einader zu ſpielen hatten, mit einer Achtſamkeit, einem Feuer und einer Begeiſterung, welche Herr von Verſeuil bezauberte. Der entzückte Dichter bildete ſich ein, dies geſchehe blos, ſein Trauerſpiel zu heben, und ihre Begriffe mit den Charakteren zu vereinigen, welche ſie darſtellen ſollten; aber die Liebe des jungen Marquis, und das Vergnügen, welches Julie empfand, ihn zu ſehen und zu hören, war es, welche beide einander näher brachte. d'Ormeuil war ſo ſüß entzückt und hingeriſſen, daß er faſt keinen Weg hätte finden können, Julien ſeine Aufmerkſamkeit zu beweiſen, wenn ihm nicht die Rolle des Darius zu einem hülfreichen Mittel geworden wäre; denn indem er die Verſe des Herrn von Verſeuil ſprach, klangen dieſe Wortè gerade wie ſeine innigſten Gefühle. Julie andererſeits, die ſich noch nicht recht zu erklären vermochte, was in ihr vorging, und nichts als ein gewöhnliches Drama zu ſpielen glaubte, ließ in ihrem Part ſo viel Feuer mit einrücken, daß ihr junges Herz zu zünden begann, und nie zeigten noch zwei Schauſpieler ſo viel Geiſt und Natur, als **Julie** und **d'Ormeuil**.

Darius, bezaubert von ſeiner Aspaſia, würde gewünſcht haben, daß die Proben einen Monat hindurch dauerten; aber der große Tag erſchien. Die Verſammlung war ſo zahlreich als glänzend. Aspaſia und Darius übertrafen ſich ſelbſt und erndteten allgemeinen Beifall; aber Herr von **Verſeuil**, obgleich durch ihr herrliches Talent hingeriſſen, ſchrieb dieſen glücklichen Erfolg ſeines Stükkes, das an die Sterne erhoben wurde, der Schönheit ſeiner Verſe, der Tiefe ſeines Planes und beſonders der hiſtoriſchen Wahrheit der Charaktere zu, die er geſchildert hatte.

Die jugendliche, reizende Aspaſia, genöthigt, dem Darius zu geſtehen, welche ſüße Flamme ſie für ihn hege, bemerkte nur allzuwohl, daß ſie ihrem Herzen nun wirklich nicht mehr gebieten könne; ſie zitterte bei dieſer Stelle, ſuchte ihre Leidenſchaft zu bekämpfen, aber es war ihr nicht mehr möglich.

Die Luſt zu gefallen; das Vergnügen, mit einem geiſtreichen, artigen und liebenswürdigen Manne unauflöslich verbunden zu ſeyn, hatten ſie weit mehr hingeriſſen, als ſie es voraus geſehen hatte. Der Marquis hatte ſich ihr nicht näher erklärt; aber wenn ſie die Art überdachte, mit welcher er die Rolle des Darius ſpielte, überzeugte ſie ſich, daß ſie geliebt ſey, und fühlte wohl zugleich, daß ſie nie ſo viel Ausdruck und Feuer in die Geſpräche Aspaſiens gelegt, wenn nicht ein heimliches Intereſſe für das Stück oder vielmehr für den liebenswürdigen Darius ſie geleitet hätte. Dieſer Gedanke erfüllte ſie mit Kummer; dann überdachte ſie ihre Lage, fürchterlich ſchien ihr jetzt das Schickſal ihres Vaters, und zum erſten Male klagte ſie um die Schätze, die ſie verloren hatte. Jetzt erſt bebte ſie vor einer Dürftigkeit zurück, die ihr dieſe vortheilhafte Verbindung verleidete, nach deren ſüßem Glücke ſie ſich ſo ſehr ſehnte; Schönheit, Anmuth und Jugend ſchienen ihr ſchwache Vorzüge bei einem Umſtande, wo Reichthum ihr ſo nöthig ſchien. Sie war der Meinung, d'Ormeuil ſpreche unermeßliche Glücksgüter an; ſein Vater, der ihn als die Stütze ſeines Hauſes betrachte, werde es nicht allein nicht zugeben, daß ſich dieſer ungleich vereheliche, ſondern ſogar für ſeinen Sohn angemeſſene Güter fordern. Genug Beweggründe, ſich über eine Leidenſchaft zu kränken, die ewig unglücklich bleiben mußte, und zu mächtig geworden war, um jetzt unterdrückt zu werden!

Erſchreckt durch die Gewalt dieſer Gluth, die ſie verdammte, und die ſie täglich mehr einnahm, beſchloß Julie, den Zuſtand ihres Herzens vor d'Ormeuil ſorgfältig zu verbergen; aber ſie kannte die Verſtellungskunſt noch ſo wenig, ſie liebte mit Zärtlichkeit, überzeugte ſich, daß ſie eben ſo geliebt werde, und trotz aller Sorgfalt, die ſie ſich zu bezwingen gebrauchte, verriethen ihre Handlungen doch ihr Geheimniß. Der Zufall bot einen Umſtand dar, der den Marquis an ſeinem Siege nicht mehr zweifeln ließ.

Die Vorſtellung ward geendet; man machte dem Dichter Complimente; man lobte das Spiel, die Anmuth und die Talente der Darſtellenden, und die Geſellſchaft begab ſich in einen großen Saal, wo ein herrlicher Ball und ein köſtliches Soupér dieſes glänzende Feſt beenden ſollte. Der Marquis d'Ormeuil zeigte während des Zwiſchenraumes eines Contratanzes ſeinen Freunden einen Degen, deſſen Klinge von großem Werthe war. Sie waren von der Geſellſchaft ziemlich entfernt, ſo daß man nicht hören konnte, was ſie ſprachen; aber Jeder konnte es ſehen. Ein Bekannter d'Ormeuil's wollte die Klinge verſuchen, ſchlug heftig mit derſelben gegen eine Thür, und ſie zerbrach; in der Meinung, einen unerſetzlichen Schaden angerichtet zu haben, ſtieß er einen heftigen Schrei aus, lief gegen d'Ormeuil, entſchuldigte ſich und ſchloß ihn in ſeine Arme, ihm ſeine Reue zu erkennen zu geben. Der Ausruf und die übereilte That dieſes jungen Menſchen zogen die allgemeine Aufmerkſamkeit auf die Gruppe; Julie glaubte, der Marquis ſey verwundet worden, und ſein Freund drücke ihn in die Arme, um ihn zu unterſtützen; von Furcht und Angſt heftig erſchüttert, ward ſie ohnmächtig und ſank in einen Stuhl, der hinter ihr ſtand. Die Männer ſtürzten zu d'Ormeuil und die Damen ſorgten für Julien. Als Fräulein von Duval das herrliche Auge wieder aufſchlug, erſtaunte ſie nicht wenig, die Ruhe auf allen Geſichtern zu ſehen. Sie erblickte neben ſich den Marquis, erröthete, ſchlug die Augen nieder, und da ſie den Zuſtand, in welchem ſie ſich befunden, entſchuldigen wollte, erkundigte ſie ſich, ob Niemand verwundet worden ſey? d'Ormeuil, der ihre Verlegenheit gewahr wurde, eröffnete ihr, was ſich zugetragen, bat ſie um Vergebung ob des Schreckens, den er ihr verurſacht hatte, und lispelte ihr mit halbvernehmbarer Stimme zu, wie ſehr er über die zärtliche Theilnahme entzückt ſey, welche ſie für ſein Schickſal bezeigt habe. Julie wollte verbergen, was in ihr vorging; aber d'Ormeuil täuſchte ſich darin nicht, und erkannte mit inniger Wonne in der Gemüthsbewegung der ſchüchternen Sprache und der Verlegenheit des liebenswürdigen Mädchens, daß ihre Ohnmacht nicht die Folge einer gewöhnlichen Furcht geweſen ſey, wohl aber das Zeichen eines lebhaften Antheiles, einer natürlichen Beſorgniß, wenn man glaubt, daß irgend eine Gefahr den geliebten Gegenſtand bedrohe.

Die Gluth ſeiner Liebe, die lebhafte Erkenntlichkeit erlaubte ihm nicht mehr, ein Geſtändniß zu verſchieben, das er zu thun wohl ſchon zwanzig Mal verſucht hatte, und mit Ungeduld wartete er die Zeit ab, wo er Julien ohne Zeugen ſprechen konnte. Dieſe bot ſich ihm nach dem Souper dar. Der Marquis warf ſich zu den Füßen der bebenden Julie, und geſtand ihr mit den zärtlichſten, leidenſchaftlichſten Ausdrücken die Liebe, in die er für ſie entbrannt war.

Julie, überzeugt, daß d'Ormeuil in ihrer Seele geleſen, hatte die Kraft nicht mehr, eine Gleichgültigkeit fort zu ſpielen, die ihrem Herzen fremd war. d'Ormeuil im Übermaaße des Glükkes, ſchwur ewige, unverbrüchliche Treue; aber Julie, eingedenk ihrer Schwachheit, rief noch zur Zeit ihre Kraft zurück.

„Herr Marquis,“ ſagte ſie, „Sie haben mir ein Geheimniß abgelauſcht, das nach dem Ausſpruche meiner Pflicht Ihnen hätte ewig verborgen bleiben ſollen. Zu viel Hinderniſſe häufen ſich gegen unſere Wünſche: Ihr Rang — Ihr Reichthum .....“

„Sind Sie deren nicht würdig?“ —

„Sie ſind nicht Herr über Ihre Handlungen;

auch ich hänge von dem Willen eines Vaters ab..... d'Ormeuil, ſeyn wir gefaßt, uns nie wieder zu ſehen!....."

„Und Sie wollten ſo grauſam ſeyn?"

„Ich muß."

„Sie kennen meinen Vater nicht —

„Kann er Ihre Wahl billigen? Ohne Glücksgüter, ohne Stand....."

„Er wird Sie ſehen, Julie, und ſeinen Sohn nicht tadeln können." —

„Ich wiederhole es Ihnen, d'Ormeuil, es ſind unüberwindliche Hinderniſſe; jetzt iſt es noch Zeit, ſparen wir uns Kummer und Reue."

„Ich ſehe ein, Julie, dieſe Hinderniſſe ſind wohl noch ein anderer Beweggrund, als jener, den ſie vorgeben. Wenn mein Vater einſtimmte —"

„Hoffen Sie dieſes nie!" —

„Sie hintergehen mich, Julie!!! O welche traurige Ahnung......"

„Was wollen Sie ſagen, d'Ormeuil?"

„Iſt Ihre Hand vergeben, ſind Sie vielleicht......"

„Hören Sie auf, mein Herr, dieſe Vermuthung beleidigt mich; hätte mein Vater bereits über meine Hand verfügt, ſo hätte ich den Gefühlen des Marquis d'Ormeuil kein Gehör gegeben."

„Vergeben Sie, Julie, vergeben Sie meiner Verzweiflung; eröffnen Sie mir wenigſtens Ihren ſüßen Namen; erlauben Sie, daß ich Ihren Vater aufſuche.“

Julie wußte; daß Frau von Valville den Herrn von Verſeuil gebeten habe, ihr Inkognito nicht zu enthüllen, und ſuchte dieſer Frage abſichtlich auszuweichen, als die beiden Liebenden durch die plötzliche Dazwiſchenkunft der Tante getrennt wurden, die ihre Nichte, nachdem ſie ſelbige gefunden, nicht mehr verließ. Der Marquis verzweifelte über dieſen Streich, und hoffte, vielleicht von dem Hausherrn Aufklärung zu erhalten. Herr von Verſeuil aber, welcher das der Muhme ſeiner ſchönen Aſpaſia gegebene Verſprechen nicht verletzen wollte, antwortete auf die Frage des Marquis nur unbeſtimmt.

Eine düſtere Traurigkeit bemächtigte ſich d'Ormeuil's Herzen, und die Geſellſchaft ging auseinander, ohne daß ein Wort, noch ein ſüßer Blick Juliens ſeinen Schmerz geſtillt hätte.

d'Ormeuil vertröſtete ſich auf den folgenden Tag; aber ein dringender Bericht, welchen Frau von Valville von Herrn von Duval empfing, kündigte Julien an, ſich ſogleich nach Paris zu begeben.

Frau von Valville, befürchtend, daß ihr

Schwager auf ſeinen Vorſatz beſtehen wollte, Paris zu verlaſſen, und ſich mit ſeiner Tochter in die Ferne einer entlegenen Provinz zu verbannen, wo Julie, dürftig und unbekannt, keine ſchickliche Verſorgung finden dürfte, glaubte ihre Nichte von Allem unterrichten zu müſſen, was der erſte Brief ihres Vaters enthalte, und eröffnete ihr zugleich, was ſie zu thun beſchloſſen, um den Herrn von Duval von der Ausführung ſeines Vorhabens zurück zu halten. Julie zerfloß in Thränen, ſo ſehr hatte ſie der zärtliche Antheil gerührt, den ihr ihre gute Tante bewies. Frau von Valville verſprach ihr, ſie nicht Preis zu geben, und gab ihr einen Brief an ihren Vater mit.

Julie reiſte, ohne vom Herrn von Verſeuil, aus Furcht, d'Ormeuil wieder zu ſehen, Abſchied zu nehmen, ab; die Tante mochte wohl von ihrer ſtillen Neigung für d'Ormeuil keine Ahnung haben; ſie übernahm es, Julien bei der Geſellſchaft, die noch mehrere Tage auf Verſeuil's Schloſſe verblieb, zu entſchuldigen.

Herr von Duval hatte indeß das Glück, ſeine Umſtände in etwas wieder herzuſtellen; die Rente von ſechs Tauſend Franken blieb ihm unberührt, und ſeine Gläubiger wurden durch den Ertrag der Verſteigerung ſeiner Güter und Beweglichkeiten befriedigt.

Am Tage vor der Rückkunft Juliens bekam er einen unerwarteten Beſuch von dem Herzog von Belfort, einem mächtigen und reichen Herrn, mit dem er vor Zeiten lebhaften Verkehr trieb und der ihm ſtets eine große Zuneigung bezeugte. Er hatte ihn ſchon ſeit einem Jahre nicht geſehen. Seine Gegenwart erneuerte plötzlich wieder all ſeinen Gram, rief ihm die glänzende Lage zurück, in der er ſich während ihrer früheren Verbindung befunden, und, ſchier beſchämt durch den Verluſt ſeines Wohlſtandes, glaubte er das drükkende Gefühl, das ihn jetzt befiel, gar nicht niederkämpfen zu können, welches der Herzog wohl ſchon aus dem froſtigen Empfange abnehmen konnte.

„Wie, lieber Duval," ſprach Belfort, ihm die kräftige Rechte bietend, „kennen Sie Ihre Freunde nicht mehr? Haben einige Monate der Abweſenheit ihr Gedächtniß vertilgt?"

„Ihre Freundſchaft iſt mir immer theuer geweſen...... Ich geſtehe, daß die Lage, in welcher Sie mich finden,..... Treuloſigkeit jener, die ſich meine Freunde nannten, ... und Ihr gütiger Beſuch, auf welchen ich nicht vorbereitet war....."

„Ich ſehe wohl, daß Sie mich nie gekannt haben, indem Sie glauben konnten, daß ich bei dem Unglücke eines rechtſchaffenen Mannes, den ich ſchätze, gefühllos ſeyn werde. Wiſſen Sie, Herr von Duval, daß Ihr Schickſal, obgleich es mich ſehr überraſchte und niederſchlug, meine freundſchaftliche Geſinnung gegen Sie in nichts verändert hat. Ja, Duval, ich komme, Ihnen meine Dienſte anzutragen, und ich hoffe, daß Sie mir das Vergnügen, Ihnen nützlich zu werden, nicht abſchlagen wollen.“

Der Herzog war einer der großen, raſchen und gebieteriſchen Menſchen, aber er war offenherzig, aufrichtig und freigebig. Schnell in ſeinen Entſchlüſſen, veränderte er dieſe nie, wenn er ſie einmal gefaßt. Duval ſprach offen über das, was ihm zugeſtoßen.

„Was mich am meiſten niederſchlägt,“ ſchloß er mit wehmüthiger Stimme, „iſt die unſelige Zukunft, welche dieſes Unglück meiner armen Tochter bereitet. Jung, brav und reizend, muß ſie einem Kreiſe entſagen, deſſen Zierde ſie ſeyn würde.“ —

„Das Schickſal Ihrer Kinder darf Sie nicht beunruhigen; Sie haben zwei Söhne, Freund, die brave Soldaten ſind, ich will für ihr weiteres Fortkommen ſorgen; auch wegen Julien habe ich einen Plan: ich will ſie alle ganz glücklich wiſſen. Ihre Tochter iſt reizend; ich habe einen Sohn, der mein Stolz iſt; vereinen wir unſere Kinder, ich gebe ihnen all mein Gut. Wir wollen unſere Tage bei ihnen ruhig verleben und ihren Überfluß genießen. Da haben Sie meine Abſicht, die ich vollführen will; ſie gefällt mir, und es kommt nur darauf an, ob ſie auch Ihren Beifall hat.“

Dieſes Alles ſprach der Herzog in einem Tone der Freimüthigkeit und auf eine Art, die keinen Augenblick über ſeine Aufrichtigkeit zweifeln ließ; aber Duval ſtand immer noch und ſann, ob er träume, oder ob der Herzog ſeine Beſinnung verloren habe; er blieb unbeweglich und vermochte nicht zu antworten. Der Herzog errieth ſeine Gedanken. „Sie ſcheinen erſtaunt über meinen Antrag?“ fuhr er haſtig fort; „fürwahr, ein übel angewandtes Zartgefühl. Bedenklichkeiten ſind es, die Sie mein Anerbieten ausſchlagen heißen; aber verdammt, Sie müſſen es annehmen, und ich verbitte mir jede Art von Dankſagung. Die Miene, mit der Sie da vor mir ſtehen, iſt mir werther, als tauſend Worte des glühendſten Dankes. Was thue ich auch übrigens für Sie ſo Großes? Iſt Julie nicht hundert Mal mehr werth, als das, was ich ihr bereite? Geſchwind, Duval, laſſen Sie einen Notar holen, daß der Contract augenblicklich aufgeſetzt werde!“

„Aber wenn Ihr Sohn nicht einwilligen wollte?“

„Mein Sohn? Verdammt, der ſollte es wagen, ſich zu beklagen! Wenn ich nicht graue Haare hätte, ich würde Julien Allen ſtreitig machen, die ſich eifrig um ihre Hand bewerben, und mein Sohn muß ſich viel zu glücklich fühlen, ſie zu beſitzen. — War ſie doch ſchon in ihrem funfzehnten Jahre ſo liebreizend und ſchön! Fürwahr, Freund, wenn ich Ihr Eidam werden könnte, mein Schurk von Sohn bekäme ſie gewiß nicht.“

Dieſer feſte Entſchluß machte Duval verſtummen, da er ihm alle Wege verſchloß, die edelmüthigen Geſinnungen des Herzogs ferner zu beſtreiten; er ſah in dieſem unverhofften Glücke den Beweis der zärtlichen Güte, und zagte nicht mehr. Man ſchickte nach einem Notar, der den Contract aufſetzen ſollte. Herr von Belfort ſetzte Julien beträchtliche Vortheile aus, und beide Väter unterzeichneten die Urkunde mit ihrer Unterſchrift.

Der Sohn des Herzogs war nicht zu Paris, und ſollte erſt am dritten Tage eintreffen; Julie wurde am folgenden erwartet. Die Väter kamen überein, daß die künftigen Eheleutchen einander vorgeſtellt und ſodann getrennt würden, um ſich mit den Vorbereitungen des Brautfeſtes zu beſchäftigen.

Julie langte in einigen Stunden an; nie war ein Vater über ſeine Tochter mehr entzückt, als Herr von Duval bei dem Wiederſehen der ſeinigen. Ihre Sanftmuth, ihre Schönheit, ihr

Anſtand ließen ihn tauſend Mal ihr bevorſtehendes Glück preiſen. Er umarmte ſie zärtlich, und eröffnete ihr mit unausdrücklicher Freude, daß das Glück, ſeinen Wünſchen entſprechend, ſein Ungemach erſetze und ihr einen all ihrer Zärtlichkeit würdigen Gatten zuſende. Julie, die ihre Niedergeſchlagenheit zu verbergen ſich bezwingen mußte, wurde durch die Veränderung, welche ihr ihr Vater verkündigte, ſehr überraſcht; ihrer ſelbſt nicht mehr mächtig, füllten ſich ihre Augen mit Thränen. Sie beſchwor ihn, er möchte ſie nicht mehr vom väterlichen Hauſe entfernen, wo ſie ſich ſo glücklich fühle. Herr von Duval, der dieſe Thränen dem Schmerze, ihn verlaſſen zu müſſen, zuſchrieb, glaubte ihre Quelle dadurch zu verſiegen, wenn er zugleich verſpreche, daß ſie dieſe Heirath von ihm nicht trennen würde. Julie wollte dem Entſchluſſe ihres Vaters noch widerſprechen, aber er ſagte, daß er ſein Wort gegeben hätte, und daß ſie ſich daher ohne Murren fügen müſſe. Julie getraute ſich nicht zu antworten; als aber Herr von Duval fort war, gab ſie ſich der Verzweiflung hin.

„Was ſoll mit mir werden?“ ſprach ſie zu Berthen, ihrer alten Gouvernante, der ſie all’ ihre Geheimniſſe vertrauete. „Kaum ſehe ich meinen Vater wieder, von dem ich mich zärtlich geliebt glaubte, als er, mit Strenge ſeine Gewalt gebrauchend, mir befiehlt, einen Mann zum Gemahl zu erkieſen, den ich nie geſehen. Ach, ich tröſtete mich, dem Marquis nicht angehören zu können, in der Hoffnung, auch keinem Andern je zu Theil zu werden — ihm allein mein Herz in Treue aufbewahren zu können!" —

„Klagen Sie nicht Ihren Vater an," entgegnete die alte Bertha; „die Sorge, für Sie eine angemeſſene, ehrenvolle Verbindung zu finden, iſt ein Beweis ſeiner zärtlichſten Liebe für Sie; würden Sie ihm wohl auch dieſe Vorwürfe gemacht haben, wenn ſich Ihr Herz noch frei befände? Faſſen Sie ſich wieder, löſchen Sie d'Ormeuil für einige Zeit aus Ihrem Gedächtniſſe aus, und verachten Sie, ohne ihn zu kennen, einen Mann nicht, den man Ihnen zum Gemahl beſtimmt hat. Überdies werden Sie leicht einſehen, wenn Sie mich hören wollen, daß Ihnen der Marquis nie zu eigen werden könnte; Sie ſelbſt haben ſich Gewalt gethan, zu reſigniren, — und wie wäre es außerdem möglich, daß Sie ihn je wieder ſehen? Meine theure Gebieterinn! ich bitte und beſchwöre Sie, betrüben Sie Ihren Vater nicht; ſein Schmerz iſt ohnedies ſchon groß genug; bedenken Sie, daß Ihre abſchlägige Antwort ihn wieder in die äußerſte Noth ſtürzen könnte. . . . . .

Dieſe Verbindung ſoll ihm den Rang wiedergeben, den er in der Welt verloren. Und Sie wollten dieſe Vortheile einer hoffnungsloſen Liebe aufopfern? Nein, nein, Sie werden mich hören, Sie werden den Rath Ihrer alten Freundinn befolgen, die ſeit Ihrer Kindheit für Sie Sorge trug. Denken Sie ſich den Schmerz Ihres Vaters, wenn er die Urſache Ihres Widerwillens entdeckte! Sein Schickſal, ſein Glück und das Ihrige hängen von der Ergebenheit ab, die er von Ihnen heiſcht; verbittern Sie nicht die letzten Jahre eines edelmüthigen Mannes, der jeden Zeitpunkt ſeines Lebens durch eine Wohlthat unvergeßlich machte."

Julie konnte ſich, ohne ihre Schwäche zu verdammen, ferner einer Liebe nicht hingeben, deren Folgen für ihre Ruhe nachtheilig ſeyn mußten; ſie verſprach, den guten Rath Bertha's zu befolgen. Noch ſtrafte das Herz ihre Zunge Lügen, aber ſie hoffte, über ſich ſelbſt zu ſiegen.

Der Herzog von Belfort, benachrichtigt von Juliens Ankunft, begab ſich zu Herrn von Duval, und ohne ſich als den künftigen Schwiegervater des reizenden Mädchens zu erkennen zu geben, ſtattete er ihr Glückwünſche über ihre nahe Verbindung ab. Der Herzog fand ſie ſo ungemein ſchön, daß er ſich nicht enthalten konnte, das Glück des Mannes zu beneiden, dem ſie zu Theil werden ſollte, und daß er bald ungeduldig ward, ſeinen Sohn ſchon im Hauſe Duvals zu ſehen.

Er war indeſſen bereits angekommen, als der Herzog in ſein Hotel zurückkehrte. Eingenommen, wie es leicht zu vermuthen war, von den Reizen des ſchönen Fräuleins, konnte der entzückte Vater nicht genug eilen, mit ſeinem Sohne über das nahe Glück einer herrlichen Verbindung zu ſprechen, das er ihm vorbereitet habe. Allein der Jüngling, deſſen Herz eben ſo wenig mehr frei war, als Juliens, erklärte ſeinem Vater kurz, daß er ſich noch nicht vermählen wolle.

„Da braucht man wohl erſt Ihren Entſchluß dazu, junger Herr,“ rief der Herzog; „der Contract iſt gefertigt und, bei Gott, Du mußt Fräulein von Duval heirathen.“ —

„Mich dünkt, Herzog, daß, bevor der Contract gefertigt iſt, darin es ſich um meine Freiheit handelt, mein Herz erſt berathſchlagt werden müſſe.“

„Ich berathſchlagte das meinige, junger Herr, und Du kannſt überzeugt ſeyn, daß Dein Vater eben ſo gut ſehe und fühle, wie Du.“ —

„Aber mindeſtens —“

„Kein Aber mehr; Du gehorchſt, oder ich enterbe Dich; dies iſt mein letztes Wort.“

So ſprach der Herzog und verließ ſeinen Sohn in voller Beſtürzung und Schmerz. Welchen Ausweg ergreifen, um ſich einer Verbindung zu entziehen, an die er nur mit Schrecken denken konnte. Er kannte nur zu gut den Charakter des Herzogs, als daß er hoffen durfte, ihn durch Bitten zu erweichen, und wußte, daß ſeine Drohungen niemals eitel oder unerfüllt blieben.

In dieſer Verlegenheit entſchloß er ſich, mindeſtens Zeit zu gewinnen, eilte, ſich mit ſeinem Vater auszuſöhnen und ihn zu bitten, daß er ihm drei oder vier Tage gewähre, indem er ihm die Verſicherung gebe, daß er, nach Verlauf dieſer Friſt, blindlings gehorchen wolle. Der Herzog war der Meinung, daß ſein Sohn irgend ein geheimes Liebesbündniß brechen wolle, und willfahrte ſeinen Wünſchen. Der junge Belfort, zufrieden mit dem erſten Siege, den er zu hoffen kaum gewagt, nützte ſeine Zeit vortheilhaft, und ſtellte Nachforſchungen an, die Spuren eines Mädchens zu entdecken, deren Bild ihn allenthalben verfolgte und die ſich gegenwärtig zu Paris aufhalten mußte. Aber alle Forſchungen blieben vergeblich; denn nicht einmal der Name der Reizenden, die in ſeinem Herzen herrſchte, war ihm bekannt. Nachdem er die Spaziergänge, Conzerte, Schauſpielhäuſer und Bälle fruchtlos beſucht hatte, verzweifelte er, ſeine Unbekannte je zu erforſchen, und da er den Tag, an welchem ihn ſein Vater Herrn von **Duval** vorſtellen wollte, anrücken ſah, fand er kein anderes Mittel, dies zu verhindern, oder die verhaßte Verbindung noch zu verſchieben, als an ſeine künftige Gemahlinn zu ſchreiben, die ihm der Herzog von **Belfort** beſtimmte. Er ergriff daher die Feder und ſetzte folgende Zeilen zu Papier:

Mein Fräulein!

„Sie werden ohne Zweifel erſtaunen, daß ein „Mann, von ſeinem und Ihren Vater beſtimmt, Ihr Gemahl zu werden, Sie bittet, ihm eine geheime Unterredung zu gewähren. Dieſe Gefälligkeit iſt für unſer „wechſelſeitiges Glück ſo nothwendig, daß ich „es wage, Sie zu erſuchen, mir dieſe Bitte „nicht abzuſchlagen. Wollen Sie die Stunde „und den Ort angeben, wo ich Sie ſehen „kann. Finden Sie ſich nicht beleidigt, Fräulein, daß ich weder Unterſchrift noch Siegel „unter dieſes Billet füge; aber ich halte dieſe „Vorſicht für unumgänglich nöthig, damit „weder Sie noch ich in Verlegenheit gerathen, „wenn dieſe Zeilen in fremde Hände fielen.“

Er ſiegelte ſeinen Brief und begab ſich des Abends an das Haus des Herrn von **Duval**. Ein Diener trat aus demſelben; er forſchte, ob er in Dienſten **Duvals** ſey, drückte zwei Goldſtücke in ſeine Hand und bat, ihm einen wichtigen Dienſt zu leiſten. Der Jokey, hingeriſſen von ſolcher Freigebigkeit, fragte, was er zu thun habe?

„Dieſen Brief,“ antwortete der Sohn des Herrn von **Belfort**, „insgeheim deiner jungen Herrinn und mir ihre Antwort darauf zu bringen.“ —

„Gerade iſt ſie allein: ich eile dahin, erwarten Sie mich, gnädiger Herr.“

Julie, welche das Bild des Marquis überall vor Augen hatte, war der Meinung, jetzt ein Billet zu bekommen, welches nur von ihm ſeyn konnte; ſie erbrach es haſtig, aber nachdem ſie geleſen, verließ ſie der Irrthum, und ſie theilte **Berthen** das fremde Schreiben mit.

„Nehmen Sie's immer nur an, Fräulein,“ ſprach die Gouvernante, „ſo erfahren wir vielleicht, was der künftige Gemahl von uns will; beſtimmen Sie ihm den Ort der Zuſammenkunft auf Morgen in den Tuilerien; ich werde ſie dahin begleiten. Möglich, der junge Herzog ſey in gleicher Verlegenheit, wie Sie, und wer weiß, ob er nicht eine Ehe verhindern will, in die Sie nun ungern einwilligen.“

Dieſer Gedanke **Berthens** ſchmeichelte Julien ſo ſehr, daß ſie ſich entſchloß, folgende Zeilen zu ſchreiben:

„Ich werde morgen früh um acht Uhr mit meiner Gouvernante auf der Teraſſe der Tuilerien an der Seite des Waſſers erſcheinen."

Die alte Bertha rief den Jokey, und gab ihm dieſe Antwort, die augenblicklich dem Sohne des Herrn von Belfort überbracht wurde. Der junge Herzog, erfreut, dies ſo ſchön gelungen zu ſehen, erwartete mit Ungeduld die Zeit, Fräulein von Duval zu ſehen. Er wollte ſie durch ſein aufrichtiges Geſtändniß dahin bringen, ihren Vater zu bitten, die vorgenommene Verbindung zu widerrufen, und Julie faßte ihrerſeits den nämlichen Entſchluß.

Bertha, die ihrem Fräulein den Rath gegeben, in das Rendezvous zu willigen, hatte wohl überlegt, wie die Gegenwart des künftigen Gemahles, der allenthalben für den ſchönſten Cavalier galt, über das Andenken des Marquis ſiegen; und wie anderſeits die hohen Reize Juliens eine Nebenbuhlerinn ganz in Schatten ſtellen werden, wenn es nämlich der Fall wäre, daß der Marquis ſchon anderwärts liebte, welches nach dem Verfahren, das er einſchlug, ganz zuverläſſig ſchien. Dieſe und andere Gedanken mochten wohl die drei Leutchen über Nacht beſchäftigt haben, als ſich

Julie des folgenden Morgens mit Berthen, unter dem Vorwande, das Bad zu beſuchen, nach den Tuilerien begab. Sie hatten daſelbſt kaum hundert Schritte mit Unruhe gemacht, als Julie, deren Blicke allenthalben umherirrten, den Marquis d'Ormeuil ſich nähern ſah, der, von ſeiner Seite überraſcht durch dieſe Begegnung, ſich mit dem Feuer eines Glücklichen näherte, der entzückt iſt, die innig Geliebte zu ſehen.

„Himmel,“ rief er aus, als ſie ſich genähert, „Julie, ſind Sie es wirklich, die ich wiederſehe? Ach, um die Unruhe, von der ich getrieben werde, zu ſtillen, bedarf ich nichts mehr, als Ihre Gegenwart.“

„Ich weiß nicht,“ entgegnete dieſe, „ob meine Gegenwart Ihren Kummer lindern könne; aber ob ich gleich ſelbſt ein großes Vergnügen empfinde, Sie wieder zu ſehen, ſo verdoppelt doch dieſer Augenblick meine Schmerzen.“ —

„O Julie, wenn Ihnen mein Schickſal bekannt wäre, Sie trügen gewiß mit mir mehr Mitleid, als mit ſich ſelbſt; aber ſagen Sie, welchem glücklichen Ungefähr danke ich das Glück, Sie hier zu begegnen?“

„Eine Angelegenheit von der höchſten Wichtigkeit führt mich in die Tuilerien, und es handelt ſich um meine Ehre, daß man Sie hier nicht bei mir erblicke. Ich beſchwöre Sie daher, mich zu verlaſſen und mich nicht länger aufzuhalten.“

Julie ſprach dieſe Worte mit ſolcher Unruhe, daß d'Ormeuil, ſüß dringender und verliebter denn jemals, von einem eiferſüchtigen Mißtrauen erfaßt wurde, und ſie mit trauriger Miene anblickte.

„Wäre es möglich, Julie, daß Sie mich mit ſolcher Kälte behandeln könnten!“ rief der Marquis. „Eine Angelegenheit, vielleicht wichtiger, als die Ihrige, ruft mich wie Sie hieher; aber da ich Sie hier finde, vermag ich mich nur mit Ihnen zu beſchäftigen: doch welcher Wechſel der Gefühle! Ohne Zweifel verbindet Sie irgend ein glücklicherer Sterblicher, mich zu fliehen, und indeß ich bedacht bin, das Band zu zerreißen, das uns auf immer trennen würde, wollen Sie, Grauſame, vielleicht den Nebenbuhler, den Sie mir vorziehen, Ihrer Treue verſichern. Dieſe Unruhe, dieſe Ungeduld beweiſt, daß ich der unglücklichſte der Menſchen bin. O! wenn Sie wüßten, Julie—“

Julie, erſchreckt durch die Stimmung, in welcher ſie den Marquis ſah, und ſeine Hitze befürchtend, wenn der junge Herzog erſchiene, glaubte mit ihm frei reden zu müſſen.

„d'Ormeuil,“ ſprach ſie erröthend, „Sie verdienten es wohl, daß ich Sie in Ihrem Irrthume ließe; aber meine Ehre fordert, daß ich Sie davon befreie. Ja, Sie haben einen Nebenbuhler, und ich erwarte ihn hier; vielleicht kömmt er, wie ich, hieher, eine Verbindung zu verhindern, die uns unglücklich machen würde. Sein Vater und der meinige beſchloſſen, uns zu vereinigen, ohne uns zu fragen, ſelbſt ohne uns einander vorzuſtellen.“ —

„Himmel! was höre ich? Julie, Sie wären Fräulein von Duval?“

„Sie iſt es,“ nahm Bertha das Wort, „und der Erbe des Herzogs von Belfort iſt es, dem man ſie verheirathen will. Jetzt verſtehen Sie doch dies Abentheuer?“ —

„O unverhoffte Seligkeit!“ ſchrie d'Ormeuil; „Julie, meine angebetete Julie, Sie ſind es, die ich Thörichter fliehen wollte!“

Julie, erſtaunt über die plötzliche Veränderung und das Entzücken des Marquis, entgegnete nichts.

„Verſtehen Sie mich wohl, mein Herr,“ nahm Bertha das Wort, „es iſt hier gar nicht die Rede von Ihnen. Sie haben mich nicht begriffen: ich habe von dem Sohne des Herzogs von Belfort geſprochen.“ —

„Und der bin ich, ich, — das ſage ich Ihnen; ſehen Sie Juliens Billet. Ich wußte Ihren Namen nicht, weder Sie den meinigen, und dieſer Umſtand hat uns ſo ſehr betrübt. Theure Julie, Du biſt alſo für ewig mein!.....“

Es wäre ſchwer, die Glückſeligkeit der beiden Liebenden zu beſchreiben; Beide glaubten noch immer, es wäre ein ſeliger Traum. Bertha aber, welche ſich von ihrem Staunen gar nicht erholen konnte, wollte, d'Ormeuil möchte ihr erklären, auf welche Art es ſich zugetragen habe, daß er zwei Namen und zwei Charaktere habe.

„Ein Bruder, den ich vor einigen Monaten verloren habe, trug den Namen meines Vaters, der mir jenen des Marquis d'Ormeuil beilegte, um dem ältern die Vorrechte der Erſtgeburt zu ſichern. Das iſt nun der Grund, warum ich nach dem Hintritte meines Bruders den Titel des Herzogs von Belfort angenommen; aber die Gewohnheit, mich mit dem Namen des Marquis d'Ormeuil zu nennen, behielt ich noch; ſie iſt es, welche Urſache an Juliens Irrthume war. Aber Sie wiſſen wohl auch,“ fügte er lächelnd hinzu, „welche die Beweggründe waren, die das Fräulein veranlaßten, mir zu verſchweigen, daß ſie die Tochter des Herrn von Duval ſey?“ —

„Ich glaube,“ erwiederte die alte Gouvernante, „daß Ihnen jetzt wenig daran gelegen ſeyn dürfte, dieſe zu erfahren.“

d'Ormeuil und Julie hatten ſich eine

Menge Sachen zu ſagen: ſie begaben ſich in die einſamſte Allee des Gartens. Bertha begleitete ſie.

Indeß ſich die künftigen Gatten von ihrer ſteten wechſelſeitigen Treue und Liebe unterhielten, beſchäftigte ſich der Herzog von Belfort und Herr von Duval mit den Vorbereitungen zur Hochzeit, kauften Geſchmeide, Stoffe, und gingen endlich, nachdem ſie Alles in Ordnung gebracht, ein Frühſtück einzunehmen, nach den Tuilerien. Der Herzog ſchlug ſeinem Freunde vor, da ſie bisher immer im Wagen geſeſſen, einen Spaziergang zu machen, und, ganz in Geſprächen begriffen, führte der Zufall beide Väter in die Allee, wo Julie und d'Ormeuil ſaßen. Minder verſtrickt in das Geſpräch, als die Liebenden in das ihrige, gewahrten ſie beide ihre Kinder, und konnten nicht genug erſtaunen, wie es komme, daß dieſe ſich, ohne einander zu kennen, ſo liebend vereinigten; neugierig, einen Theil ihrer Unterhaltung, die ſehr lebhaft ſchien, zu vernehmen, ſtellten ſie ſich hinter die Bank, wo das verliebte Paar und Bertha ſaß. Wenige Worte waren hinreichend, dem Herzog und Herrn von Duval die Vereinigung der jungen Leute, ihre Zuſammenkunft und den unvermutheten Ausgang jenes Abentheuers zu erklären. Ein Ausruf der Gouvernante; — die beiden Freunde vermochten das Lachen nicht mehr zurück zu halten, und beide Liebenden und Bertha geriethen in die größte Verlegenheit, weil ſie den Herzog und Herrn von Duval nicht ſo nahe glaubten.

d'Ormeuil, der ſich ſchnell wieder faßte, ſtürzte in die Arme ſeines Vaters und bat um Vergebung, daß er es gewagt habe, ſeinem Willen zu widerſtreben. Indeß er ſich rechtfertigte, umarmte Julie Herrn von Duval, der ihr zarte Vorwürfe machte, warum ſie ihm ihr Herz nicht eröffnet habe; ſie entſchuldigte ſich zärtlich und bat um Vergeſſenheit dieſes Fehlers. — Die allgemeine Freude durchbebte mit ſüßen Gefühlen alle Herzen. Man fuhr in das Hotel des Herzogs von Belfort, welches künftig beide Familien bewohnen ſollten, und ſchon am folgenden Tage wurden die Liebenden vereinigt.

IV.

Iduna.

Erzählung.

Die Vermählung des Gutsherrn von Waldheim verſammelte aus nah und ferne alle ſeine Freunde und Verwandten; ein Feſt drängte das andere und ein glänzender Ball, bei welchem der reiche Mann Alles aufbot, was Köſtliches und Prachtvolles zu ſehen war, machte den Beſchluß.

Unter den vielen ſchönen Damen, welche den Abend verherrlichten, war vorzüglich Iduna, die Pflegetochter des Grafen Bergen, welche wie eine lichte Sonne alle übrigen Sterne verdunkelte. Im leichten Tanze flog mit einer unausſprechlichen Grazie die zarte, faſt ätheriſche Geſtalt dahin; ein freundliches Lächeln ſchwebte um den Roſenmund und die Wangengrübchen; doch lag in dem von langen Wimpern verhüllten Auge eine Schwermuth, die dem Beobachter nicht entgehen konnte, und einen neuen Reiz auf das Mädchen goß.

Iduna war die Tochter eines Erziehers des

Grafen, und wurde von letzterem nach dem Tode ihrer Ältern in das Haus genommen und dort gebildet. Der Graf, welcher ſeit vielen Jahren zurückgezogen auf ſeinen Beſitzungen lebte, verwendete eine väterliche Sorge auf die Erziehung des ihm hinterlaſſenen Kindes ſeines treueſten Freundes, und nicht fruchtlos blieben ſeine Bemühungen. Iduna keimte als eine wahre Wunderblume der Schönheit empor, der Reichthum ihres Geiſtes entfaltete ſich mit jedem Tage in ſchönerem Glanze und die holde Beſcheidenheit, welche das Mädchen mit ihren Vorzügen niemals prunken ließ, machte es zum Gegenſtande der allgemeinen Verehrung.

„Wer iſt das bezaubernde Mädchen?“ fragte Sigmar, ein junger Fremder, der erſt vor wenig Stunden angekommen war, um das benachbarte Gut, welches er durch einen Bevollmächtigten erkauft hatte, in Beſitz zu nehmen, — einen neben ihm ſtehenden ältlichen Herrn. „Es iſt meine Pflegetochter,“ erwieder dieſer lächelnd, indem er ſich dem jungen Manne als den Grafen Bergen vorſtellte. „O Herr Graf!“ rief Sigmar, die Augen unverwandt auf das Mädchen gerichtet, begeiſtert aus, „wie reich müſſen Sie belohnt ſeyn, wenn Sie Ihrer Pflege ſo herrliche Blüthen aufkeimen ſehen!“ —

In dieſem Augenblicke war ein Tanz geendigt, und Iduna ſchwebte zu dem Vater hin, der ſie mit herzlicher Güte bei der Hand faßte. „Du ſcheinſt heute recht munter, liebe Iduna,“ ſagte er mit heiterer Miene; „das macht mich glücklich, — ſey es doch immer!“ — Und da beugte ſich das ſchöne Mädchen auf ſeine Hand, eine Thräne glänzte in ihrem Auge, und raſch wandte ſie ſich ab und eilte in das Gedränge zurück.

Sigmar, welcher ſie um den nächſten Tanz bitten wollte, ſuchte ſie lange im Saale, und fand ſie endlich im letzten ſchwächer erleuchteten Gemache, wo ſie am Fenſter ſtand und in Gedanken verloren in die helle Mondnacht des beginnenden Frühlings hinausblickte. Schnell wandte ſich Iduna um, als ſie Männertritte hörte; ſchüchtern und mit ungewiſſer Stimme brachte Sigmar ſeine Bitte vor, und mit einem freundlichen Kopfnicken reichte ſie ihm nun die Hand und folgte in den Saal, wo die Paare in wirbelndem Schalle der Inſtrumente ſchon auf- und niederſchwebten. — Hatte der junge Mann ſchon bei dem erſten Anblicke Iduna's ſich ſonderbar bewegt im Innerſten ſeines Herzens gefühlt, ſo ſchien es ihm jetzt vollends, als ob ihm die Sinne vergehen ſollten, da er am Arme des lieblichſten Weſens dahin flog, ihre ſüßen Worte an ſein Ohr klangen und der reine Sonnenſtrahl ihres klaren Auges das ſeinige traf. Doch ſenkte das Mädchen oft gedankenvoll ſeine Blicke zu Boden, tiefe Wehmuth entfaltete ſich immer deutlicher in ſeinen Zügen, ein banger Seufzer entſchlüpfte den halbgeöffneten Lippen, und wie aus einem Traume erwachend, antwortete es dann Sigmar, der ihr ſeine Frage wohl zwei Mal wiederholen mußte. — „Sie iſt nicht glücklich!“ ſprach der junge Mann bei ſich ſelbſt, als er am Ende des Tanzes ſich gegen Iduna verneigte, und dieſer Gedanke vermiſchte mit bittrer Quaal das Gefühl der Liebe, das ſich mächtiger in jedem Augenblicke in ſeinem Herzen ausbreitete.

In wechſelnden Empfindungen verſunken ſtand Sigmar ſinnend am Ende des Saales, als ein Schall und ein kläglicher Schrei, der ſich zugleich vernehmen ließ, ihn aus ſeinem Hinbrüten aufrüttelte. Alles drängte ſich nach der Stelle; auch Sigmar flog hinzu, und erblickte Iduna von einem herabgeſtürzten Wandleuchter getroffen, ohnmächtig am Boden liegen. Er ſah Blut an ihren Locken, ihre Augen geſchloſſen, Todtenbläſſe auf ihren Wangen; haſtig ſtürzte er zum Saale hinaus, half ſelbſt die Pferde an einen leichten Wagen ſpannen und flog dann im raſcheſten Galopp in der kühlen Nacht fort nach der eine Stunde entfernten Stadt. Es waren kaum funfzig Minuten vorüber, als er mit einem Arzte wieder in den Saal trat. Iduna hatte ſich erholt; allein die Wunde ſchmerzte ſie ſehr, und ein Fieberfroſt bebte heftig durch ihren Körper. Der Arzt befahl ſogleich, ſie zu Bette zu bringen, ordnete zweckmäßige Umſchläge an, und ſchien ängſtlich beſorgt um ihren Zuſtand. —

Dieſes unglückliche Ereigniß hatte dem Balle ein plötzliches Ende gemacht. Mißmuthig, in bangen Sorgen um das geliebte Mädchen ging Sigmar in ſein Zimmer, wo ihm die ſchlafloſen wenigen Stunden, die bis zum Morgen fehlten, zur Ewigkeit wurden.

Am nächſten Tage wurde ſeine Erkundigung nach Idunens Befinden mit der Nachricht beantwortet, daß das Fieber ſie verlaſſen habe und der Graf ſich Sigmars Beſuch erbitte. — Mit frohem Herzen eilte nun Sigmar zu dem Pflegevater ſeiner Geliebten, der ihm mit den herzlichſten Worten für die Sorgfalt dankte, die er für Iduna bewieſen hatte, und mit der Verſicherung ſchloß, daß nach der Ausſage des Arztes des Mädchens Zuſtand ohne dieſe ſchleunige Hülfe ſehr traurig hätte werden können. Sigmar konnte ſich kaum der Thränen erwehren, als ihn nun der Graf an das Krankenlager führte, und Iduna ihren Dank mit einem leiſen Händedrucke ausſprach, und ein freundliches Wohlwollen aus ihren ſchönen Blikken glänzte. Der Graf behandelte den jungen Mann mit der ausgezeichnetſten Hochachtung, forderte ihn zu wiederholtem Beſuche freundſchaftlich auf und nahm an der Lektüre, welche Sigmar öfter der ſchönen Kranken hielt, mit ſichtbarem Vergnügen Antheil.

So waren acht Tage vergangen; Iduna war geneſen, Graf Bergen traf Anſtalten, Waldheim zu verlaſſen und nach Hauſe zurückzukehren. Noch einmal wiederholte ſie bei dem herzlichen Abſchiede ihren oft ausgeſprochenen Dank, und als der Graf Sigmar einlud, ihn auf ſeinem Gute zu beſuchen, da bat das liebliche Mädchen mit unwiderſtehlicher Freundlichkeit, daß er doch gewiß recht bald kommen ſolle. — „Die Geſchäfte, welche mich ſowohl hier als in der Reſidenz feſthalten,“ antwortete der freudige Sigmar, „ſind bis funfzehnten Juni beendiget. An dieſem Tage hoffe ich auch Gebrauch von Ihrer gütigen Einladung machen zu können.“ Da ſtieg nun der Graf mit ſeiner Pflegetochter in den Wagen, raſch rollte er über die Straße dahin und lange ſtand Sigmar noch auf der Schwelle, mit ſehnſüchtigen Blicken den Reiſenden folgend, die längſt ſchon ſeinem Geſichtskreiſe entſchwunden waren.

Mit welcher Thätigkeit Sigmar nun ſeine Angelegenheiten in Ordnung brachte, und mit welcher Ungeduld er den Augenblick entgegenſah, wo er abreiſen könnte, bedarf wohl keiner Verſicherung. Mit den lieblichſten Farben malte die Hoffnung die Tage ſeiner Zukunft; Alles glänzte in Luſt und Entzücken vor ſeiner Seele, wenn er ſich geliebt von dem ſanften bezaubernden Mädchen dachte und lebhaft alle die ſchönen Stunden an ſeinem inneren Auge vorüber gleiten ließ, die der Beſitz dieſes Engels ihm gewähren müſſe. „War ſie doch ſo freundlich, ſo herzlich!“ rief er beruhigend aus, wenn zuweilen der Gedanke, daß Iduna ſeine Liebe nicht erwiedern würde, ſich mit quälender Geſchäftigkeit in ſeinem Kopfe regte; die mächtigere Hoffnung aber unterdrückte endlich alle Beſorgniſſe, und mit muthiger Sehnſucht beſtieg er den Reiſewagen, als er eine Woche vor der beſtimmten Zeit ſeine Geſchäfte vollendet hatte.

In einer der anmuthigſten Gegenden des ſüdlichen Deutſchlands gelegen, hebt ſich das alte Familienſchloß des Grafen Bergen, ein ſchöner freundlicher Rieſe, hoch über die ſtolzen Pappeln empor, die es in langen, dichten Reihen umzäumen. Zu ſeinen Füßen blühen in reizenden Thälern tauſend und tauſend ſüß duftende Blumen; auf dem Haupte blinken glänzende Sterne ſo hoch, als ob ſie vom Himmel hernieder leuchteten, und aus den hellen Augen überſieht er alle Auen, Wälder und Berge auf viele Meilen in der Runde. So ſtand das Schloß vor Sigmar, als er in ſeiner Nähe — wie er glaubte, aufgerüttelt aus ſo manchem ſüßen, wachen Traume, endlich das geſenkte Auge hob. Er befahl dem Kutſcher, in der nächſten Herberge zu übernachten und am andern Morgen nachzukommen, da er den übrigen Weg zu Fuße machen wollte, um unbemerkt vor ſeiner theuern Iduna zu erſcheinen. Mit ſchnellem Schritte eilte er dem Schloſſe zu, das ſich immer weiter und weiter zurück zu ziehen ſchien, und nachdem er ſchon länger als eine Stunde gegangen, ſtand es noch immer ſo entfernt von ihm, wie in dem erſten Augenblicke, da er es erſehen. Er konnte den Weg nicht verfehlt haben, und doch ſchien es gewiß, daß er um nichts näher gekommen. Schon ſenkte die Sonne allmählig ihre Strahlen; der Weg führte in ein Thal hinab, — keine Stimme regte ſich mehr in der weiten Natur, — nur die Schritte des eilenden Sigmar hallten dumpf, wie Trauertöne, aus dem Erdboden gerufen, und das Gras ziſchte unter ſeinen Füßen, als ob ſie auf Schlangen und Molche träten. Der Himmel verdunkelte ſich immer mehr und mehr, ſchwarze Wolken zogen ſich zuſammen und wie aus glühenden Öfen hauchte die Luft ihn an. Schon zuckten Blitze am ſüdlichen Himmel und erleuchteten ſparſam den Pfad — zum Glück den einzigen, der vor ihm lag. Der ferne Donner rollte über die Gebirge, — ein heller Blitz glühte in den Wolken, da gewahrte er im rothen Scheine die goldenen Sterne des Schloſſes. Er achtete nicht des ſteilen Berges, die Sorge beflügelte ſeinen Fuß, und athemlos ſtand er endlich an der Pforte des majeſtätiſchen Gebäudes. Ein alter Diener begegnete ihm; er ſchien erſtaunt über den ſpäten Beſuch, und leuchtete die breite Treppe hinauf. Man hatte ihn erſt den folgenden Tag erwartet. „O ſchön, daß Sie kommen," ſprach der Alte gutmüthig; „da wird es doch ein wenig freundlicher werden in dem öden Schloſſe; der gute Herr Graf wird nicht mehr ſo ſtumm und ernſt vor ſich hinſehen, und auch das liebe Fräulein wird vielleicht heiterer aus den ſchönen Augen ſchauen."

Sie gingen nun über einen langen Gang, dann durch mehrere Zimmer, endlich in einen großen Saal, wo jeder Schritt dumpf wiederhallte. „Das iſt der Ahnenſaal," lispelte der Führer leiſe. Matt leuchtete ſeine Kerze; Sigmar konnte nichts von den Gemälden erkennen; da blitzte es fürchterlich hell durch die hohen Fenſter und wie im Geiſterglanze ſtand das nächſte Bild, — eine hohe, bleiche Rittergeſtalt mit durchdringenden Blicken vor ihm. Der Donner hallte hinter drein, daß die Fenſter dröhnten. Der Alte bekreuzte ſich, und hielt ſorgſam die Hand vor das Flämmchen, damit es ja nicht verlöſche. Nun führte er ihn noch durch zwei Gemächer, wo er dann ſtehen blieb und ſchweigend deutete, daß in der nächſten Thür der Graf und Iduna ſey. Sigmar hörte ſie ſprechen; — bange und doch ſo freudig klopfte ſein Herz; — „ich ſoll den verehrten Greis wiederſehen, und — ſeine Pflegetochter, die ſchöne, herrliche Iduna!“ — Raſch trat er nun in die Thür. — Mit wahrer Überraſchung rief ihm der Graf entgegen: „Lieber Sigmar,“ ſchon hier! und drückte ihn feſt in die Arme. Iduna ſprang freundlich vom Sitze auf, reichte ihm herzlich das liebe Händchen und grüßte mit einem traulichen: Willkommen! — Heitere Geſpräche gingen nun von Mund zu Mund, — der Graf erzählte von ſeiner Jugend, Iduna ſchien froh und heiter, und Sigmar hatte aller Müdigkeit vergeſſen. —

„Man beſucht uns hier ſehr ſelten,“ ſprach der Graf; „ich meine die Bekannten aus der Reſidenz. Sie wollen auch hier die lauten Freuden, das lärmende Gepränge ihrer glänzenden Mauern finden, und kommen ſich hier einſam vor in der ſtillen, freundlichen Natur. Auf ihren Schlöſſern müſſen Bälle, Concerte, Schauſpiele gegeben werden, um die ſchönen Frühlingsſtunden zu tödten, um die Freuden der Stadt doch ja nicht zu entbehren. Das finden ſie bei mir freilich nicht. — Aber ein ſtilles Gemüth, wie das Ihrige, lieber Freund! das an der heiligen Natur und ihrer treuen Schweſter, der Kunſt, mit unendlicher Liebe hängt, wird hier genußreiche Nahrung und die ſüßeſte Freude finden. — Sie ſollen alle die Herrlichkeiten, die hier der Frühling ſo reich entfaltete, kennen lernen; wir wollen Sie auf die heitern Punkte führen, wo ſich die Welt, ein unerreichbar ſchönes Panorama, vor den hochentzückten Blicken ausbreitet. Iduna ſoll Sie in die Bildergallerie geleiten, die reich an Originalen und trefflichen Kopien iſt, und in den Ahnenſaal, wo mir die Vergangenheit manchen traulichen Gruß ſendet und die mannichfaltigen Schickſale der längſt Vermoderten ſich warnend an mein Leben knüpfen. Auch die Muſik trägt leicht und ſüß hier Manche in eine ſchöne Heimath; denn Iduna's Harfenklänge ſcheinen wahrlich nicht von dieſer Welt zu ſeyn. — So hoffe ich, lieber Freund! werden unſere Tage heiter werden, ob der Sturm da draußen auch tobe und der Regen an die Fenſter ſchlage, wie eben jetzt.“

Sigmar fühlte ſich tief gerührt durch dieſe herzliche Sprache, den freundlichen und doch zuweilen wehmüthigen Blick, der dieſe Worte begleitete. Er erzählte nun auch von ſeiner Reiſe und der Bangigkeit, die ihn anwandelte, als er bei dem Einbruche der Dunkelheit das Schloß nicht zu erreichen fürchtete; wie hoch erfreut er geweſen, als er davor ſtand, und welch ein unerklärbares Grauen ihn bei dem Anblicke des hohen, bleichen Ritters im Ahnenſaale — in der Gluthbeleuchtung des Blitzes — ergriffen. Bei den letzten Worten wurde der Graf und Iduna ſichtbar ernſter und wie aus einem Munde fragten ſie: „Die Jünglingsgeſtalt am Erker, links nahe an der Thür?“ „Ganz recht; in ein dunkles Gewand gehüllt, eine weiße Schärpe darüber.“ — „Weiße Federn am Barett, einen glänzenden Dolch in der Rechten?“ — „So ſchien es mir im Leuchten des Blitzes,“ erwiederte Sigmar, indem er auf Iduna hinblickte, und die glühende Röthe, die bei der ſchnellen Frage ihre Wangen überzogen, immer und mehr erbleichen ſah, und düſter die Blicke, als ob ſie verlöſchen wollten. — Der Sturm heulte furchtbar durch das Schloß, — es ſchlug zwölf. — „Laßt uns zur Ruhe gehen,“ ſprach der Graf mit einem wehmüthigen Blicke auf Iduna, — „wir bedürfen ihrer!“ —

Der alte Diener war eingetreten; gedankenlos, faſt mechaniſch umarmte Sigmar den Grafen, begrüßte Iduna und folgte dem Führer. —

Sie mußten wieder durch den Ahnenſaal gehen; unwillkührlich blickte der Gaſt ſeitwärts nach jenem Schreckensbilde, und zog dann mit ſchnellern Schritten den Alten fort.

Nicht ferne davon fand Sigmar ein mit allen Bequemlichkeiten verſehenes Gemach; die Fenſter waren mit hohen Läden verſchloſſen, und ein weiches Lager mit hellſeidenen Gardinen umhangen, lächelte den Ermüdeten an. Doch ſtand das letzte Geſpräch und jene Geſtalt zu lebhaft vor ſeiner Seele, als daß er Ruhe hätte finden ſollen. Der Eindruck, welchen die Erwähnung des Bildes gemacht hatte, ſprach ſich auf dem Geſichte des Grafen und des Fräuleins zu deutlich aus; der Zuſammenhang der Dinge war ihm zu unerklärbar, um ruhig darüber einzuſchlummern. Schlaflos lag er auf dem Bette und quälte ſich mit allen Möglichkeiten, die ihm das erklären ſollten, was er gehört und geſehen. —

Da klangen Töne an ſein Ohr — er richtete ſich auf — und deutlich zogen Harfenklänge, öfter durch das Geheul des Windes unterbrochen, an ihm vorüber. Sie ſchienen den Sturm, ſo wie die Bangigkeit ſeines Herzens zu beſchwichtigen, denn jener wurde ſtill, wie dieſe. Des Grafen Worte: „Iduna's Harfenklänge ſcheinen wahrlich nicht von dieſer Welt zu ſeyn!“ wiederholte er ſich leiſe, und Schmerz und Freude, Wehmuth und Troſt drangen auf melodiſchen Wogen an ſein Herz. „Wer ſollte ſonſt die Himmelstöne aus der ſchlummernden Harfe wecken, als ſie, das ſüße, rührende Weſen!“ rief er mit heißer Sehnſucht aus; „o wie iſt ſie doch ſo ſchön! Ein zartes Roth, wie das der Monatroſe, blüht auf ihrem Lilienangeſicht; der Ernſt, der um ihre Lippen ſchwebt, wird durch das freundliche klare Mondenlicht ihres lieben Auges gemildert, und ihre Worte wiederhallen wie liebliche Accorde in der Bruſt; o wie iſt ſie doch ſo ſchön!“ — Er fühlte es mächtig, daß er ſie liebe; ihre Liebenswürdigkeit ſtand in vollem Glanze vor ſeiner heiß bewegten Seele; tauſend herrliche Bilder der Freude und Hoffnung gaukelten an ihm hin, und ſo hell war es in ſeinem Herzen, als ob der ſchönſte Frühlingsmorgen darin aufgedämmert wäre! —

Die Klänge waren verhallt und der Sturm hatte zu toben aufgehört. Sigmar öffnete die Läden und die ſchönſte Nacht mit ihren Millionen Sternenaugen blickte ihn freundlich an. Seinen ſüßen Träumen hingegeben, lag er lange im Fenſter, dachte ſehnſüchtig dem folgenden Morgen entgegen, wo er Iduna wieder ſehen würde, bis die Kühle, welche durch die Nacht wehte, ihn vom Fenſter in das Bette trieb.

Hell beſchien die Sonne ſchon das Lager, als Sigmar am andern Morgen erwachte. Iduna war ſein erſter Gedanke; raſch warf er ſich in die Kleider und öffnete die Thür. Iduna's Kammerfrau begegnete ihm. „Schläft das Fräulein noch?“ fragte er ſie etwas verlegen; „Ey nicht doch!“ erwiederte jene,“ ſie begrüßte ſchon längſt den heiteren Morgen, wie es ihre Gewohnheit von Kindheit an iſt; das Fräulein iſt das Erſte wach im Schloſſe.“ — „Und ging doch geſtern ſo ſpät zu Bette, nach Mitternacht hörte ich noch die ſchönen Klänge ihrer Harfe.“ — „Sie vergeben, ich verließ das Fräulein ſchlafend; und wenn ſie auch wirklich die Harfe geſchlagen hätte, ſo wäre der Ton von dem Zimmer am Ende des Ganges doch kaum bis hieher gedrungen, zumal bei dem wüthenden Geheul des Sturmes um Mitternacht.“ — „Wer wohnt ſonſt hier in der Nähe des Saales?“ — „Keine Seele, die Gaſtzimmer ſind alle leer.“ — „Iſt der Graf ſchon wach?“ fragte er nun ablenkend die beredte Zofe weiter.“ — „Er wartet bereits mit dem Frühſtücke; mir iſt befohlen, das Fräulein zu rufen, das wohl im Park auf ihrem Lieblingsplätzchen ſeyn wird.“

Sonderbar bewegt von der Erinnerung an die milden Friedensklänge der Nacht, die er noch lebhaft in ſeinem Innerſten wiederhallen fühlte, ſchritt

Sigmar durch den Saal. „Von hieher ſchienen doch die Töne zu kommen,“ ſprach er lauter zu ſich ſelber, und hob die geſenkten Blicke, die ſtarr an dem Bilde hängen blieben, vor dem er eben ſtand. Sonderbar ergriff ihn der Anblick; der bleiche Jüngling mit der weißen Schärpe und dem blinkenden Stahl in der Hand, deſſen Blicke er am vorigen Abend ſo düſter funkeln ſah, blickte faſt mit freundlichen Augen auf ihn nieder, und deutete auf eine Harfe hin, die er eben bei Seite gelegt zu haben ſchien.

Iduna's freundlicher Gruß erweckte den Liebenden aus der dumpfen Betäubung. „Gefällt Ihnen dieſer Jüngling?“ — fragte ſie ihn freundlich.“ O doch,“ ſprach er ſchnell wie aus einem Traume erwachend. „Ihr Blick ſcheint ſo unmuthig auf der ſchönen Geſtalt zu weilen?“ — Nicht doch,“ erwiederte Sigmar, ſich allmählig erholend und zugleich ſo angenehm durch Iduna's Nähe überraſcht; „ich dachte nur an die Bedeutung dieſes Gemäldes und bewunderte die herrliche Kunſt des Malers, der ſo viel in die Züge zu legen wußte, daß ſie uns mit rührender Vertraulichkeit das tiefe Leiden des kranken Gemüthes berichten.“ — O wohl des kranken Gemüthes!“ ſprach Iduna bewegt; „der bleiche Jüngling hatte nichts als ſeine Harfe, den ruhloſen Sturm ſeines Herzens, der alle ſeine Jugendblüthen ſo grauſam vernichtet hatte, zu beſchwören. Hinweggeſchleudert von Allem, was ihm lieb und theuer war hienieden, verhallten ſeine Klagen wie die Klänge jener Saiten durch die finſtre Nacht ſeines Lebens; er haßte Alles, was ihn umgab — nur ſeine Harfe nicht. O ſehen Sie hin, wie ſein wehmüthiger Blick zu ſagen ſcheint: Das iſt Alles, was mir geblieben!" —

Iduna verhüllte ihr Angeſicht, die Thränen zu verbergen, die ihren Augen entquollen. Auch Sigmar war durch des lieben Mädchens ſchönes Mitleid gerührt, und bat, die Geſchichte des Unglücklichen vollſtändiger zu erzählen. Schon wollte ſie beginnen, als die beiſtehende Zofe ehrfurchtsvoll erinnerte, daß der Graf ſchon ſeit einer halben Stunde warte.

Der Graf empfing ſeinen Gaſt mit der herzlichſten Freundlichkeit; — auch Iduna ſchien heiter, doch war in ihren Zügen zugleich eine ſtille Wehmuth zu leſen, die ſie unbeſchreiblich anziehend machte. Hundert Mal wohl ſchwebte die Frage auf Sigmar's Lippen, ob Iduna die Schöpferinn der ſüßen Klänge in der vergangenen Nacht geweſen? doch eben ſo oft hielt eine unerklärbare Scheu ſie zurück, und ſie ſchien ihm endlich, wenn er ſich der Worte der Kammerfrau erinnerte, ſogar thöricht und lächerlich.

Der Graf lud Sigmar ein, ihn zu Pferde nach dem nahen Dorfe zu begleiten, das er vom Grunde auf in der ſchönſten Gegend neu erbauet und zur Wohnung für die glücklichſten ſeiner Unterthanen beſtimmt hatte. Sigmar konnte es an der Freude, die bei der Erzählung aus ſeinem Auge leuchtete, erkennen, daß es ſeine Lieblingsidee ſey, ein Arkadien zu gründen, wo kein Unglücklicher lebe, nur gute, frohe Menſchen, und durfte ſich daher dieſer Begleitung um ſo weniger entziehen, als er ſie zu wünſchen ſchien.

Nach vier ewig langen Stunden kehrten ſie zurück; am Eingange des Parks waren ſie abgeſtiegen, und der Graf wollte ihm nun das Weitläufigere von dieſen ſchönen Anlagen erzählen, die durch ſeinen Fleiß und ſeine Beharrlichkeit, wunderbar genug, aus dem unwirthlichen Boden emporgeſtiegen.

So ſehr Sigmar auch den liebenswürdigen Greis achtete, und ſo intereſſant ihm ſeine Geſpräche zu einer andern Zeit wohl auch geweſen wären, ſo konnte er ſie diesmal doch keinen Augenblick länger ertragen. Er ſehnte ſich aus vollem Herzen nach Iduna's Nähe und bat, unter einem leichten Vorwande, ſich einen Augenblick in's Schloß entfernen zu dürfen, in der heimlichen Hoffnung, dem lieben Mädchen zu begegnen und es zu bewegen, in dem Park Geſellſchaft zu leiſten. Wie im Fluge war er über die Treppe, durch den Saal in des Grafen Zimmer. Iduna war nicht dort. Er erinnerte ſich, daß die Kammerfrau Iduna's Gemach am Ende des Ganges angedeutet hatte, und beſann ſich keinen Augenblick, ſie dort aufzuſuchen.

Als Sigmar vor der Thür ſtand, pochte ſein Herz mit nie gefühlten Schlägen; ihm wurde ſo bange, als ob es um das Leben ginge, und kaum wagte er es, das Brett zu trennen, das ihm noch ihren Anblick entzog. Endlich faßte er Muth, öffnete die Thür ein wenig und fragte mit leiſer, bebender Stimme: „Iduna, darf ich Sie ſehen?" — „Schon zurück?" flüſterte ſie, und ſchnell einen Schrank zuſchließend, trat ſie ihm mit der Frage entgegen: „Wo ließen Sie den Vater?" — „Er iſt — im Park," ſtotterte Sigmar, betroffen von der Gleichgültigkeit, die in den Worten: „ſchon zurück?" lag, und mehr noch von den Thränenſpuren, die ſo deutlich in Iduna's Auge ſtanden. Sie mußte heftig geweint haben; er fühlte ſich ſo unbeſcheiden, daß er eben in dieſem Augenblicke gekommen, und ſein Herz war doch ſo bewegt, ſo voll von inniger Theilnahme, daß er kaum die Frage zu unterdrücken vermochte, was dem ſchönen Auge die Thräne erpreßt habe.

Schweigend gingen ſie neben einander her. Als ſie in den Saal getreten waren, ſah Iduna mit einem Blicke, in dem die tiefſte Wehmuth lag, ſich nach dem Bilde um. Sie unterbrach zuerſt das Stillſchweigen, und langſam die Blicke von dem bleichen Ritter wegwendend, ſprach ſie: „ich bin Ihnen noch die traurige Geſchichte des Harfners ſchuldig geblieben. Ich will ſie Ihnen am Abend erzählen; nun müſſen wir zu dem Vater.“

Der Graf lächelte ihnen freundlich entgegen, und deutlich konnte Sigmar bemerken, wie Iduna ſich bemühte, dem Pflegevater das Roth zu verbergen, das heiße Thränen auf ihre Wangen aufgeglüht hatten, und wie ſie ihm glauben machen wollte, daß ſie heiter ſey. Sie leitete mit einer rührenden Kindlichkeit die Geſpräche auf Lieblingsgegenſtände des Grafen, der heiter die Fäden fortſpann, die ſie geknüpft. Sigmar mußte die Lebensgeſchichte eines jeden Baumes erfahren, die oft gewiß recht anziehend ſeyn mochte, dem heißpochenden Herzen aber wenig Befriedigung gab, zumal da Iduna, als ſie den Vater im Fluſſe der Rede wußte, ſtill und gedankenvoll da nebenher ging.

Das Geſpräch kam auf die Kunſtſchätze des

Grafen. „Sie werden herrliche Gemälde finden," ſchloß der Graf wohlgefällig lächelnd, „und ſeltene und auserleſene Kupferſtiche. Van Dyk war ein perſönlicher Freund eines meiner Ahnen und hat ihm zum Angedenken die Geliebte ſo herrlich gemalt, daß es eine wahre Luſt iſt, ihr in das ſeelenvolle Auge zu ſehen. Das Bild hängt im Ahnenſaale, nahe an" — hiemit brach der Graf plötzlich ab. Sigmar entging es nicht, daß ein leichtes Wölkchen über ſeine Stirne zog, das Iduna's freundliche Einſprache aber ſchnell wieder zerſtreute.

Sie waren nun an ein Glashaus gekommen, das ſich durch ſeine Größe und architektoniſche Schönheit auszeichnete. Eine Reihe dichter Palmen und duftender Orangenbäume bildete den Eingang in das eigentliche Blumenhaus. Gewürzhafte Gerüche dufteten dort entgegen, heiß brannte die Sonne durch die horizontalen Fenſter und der blaue Himmel ſchien ſo hell hinein, als ob man in den heitern Gärten der Hesperiden wäre. Im Vaterlande vergaß man gewiß zu ſeyn; denn auch kein Pflänzchen war da, daß unter unſerer Sonne frei gedeihen könnte, und in den Zweigen wiegten ſich wohl viele beſiederte Sänger, aber auch kein Einziger, der heimiſch wäre unter unſerm Himmel. — Da ſtanden ſie vor einem herrlichen Raſenſitze, deſſen reiches Grün von einer hohen dichtbeläubten Myrthe umſchattet wurde. In einem engen, faſt geſchloſſenen Halbkreiſe umgaben duftende Muskatbäume den ſtillen Ort, und hohe Roſenhecken voll Blüthen füllten die Zwiſchenräume aus. So ernſt und ſtill ſah die Myrthe auf ihre reizende Umgebung nieder und ſchien ſchützend ihre Arme über das trauliche Plätzchen auszubreiten.

Keine Stelle in der ganzen Welt hatte noch den Eindruck auf Sigmar gemacht, wie dieſe. Er hätte weinen mögen vor ſüßer Empfindung, und rief im Übermaaße ſeines Gefühles aus: „O, wie ſchön, wie ſchön!!“ — „Es iſt mein Lieblingsplätzchen,“ erwiederte Iduna mit ſichtbar freudiger Rührung, und blickte lange, wie in frohen Träumen verloren, bald auf die Myrthe empor, bald auf den Raſen hernieder. Doch wie in einſamer Nacht ein Accord, der unſer Ohr überraſchte, verklingt, und die feierliche Stille ringsum uns bald wieder umgiebt, ſo war die Heiterkeit, die in einem Augenblicke Iduna's Wangen überzogen hatte, bald wieder verſchwebt, und die düſtere Ruhe eines Kirchhofs ſprach ernſt aus den ſinnenden Blicken. O! mit welcher unendlichen Gewalt fühlte ſich Sigmar in dieſem Augenblicke zu ihr hingezogen; er hätte ihr zu Füßen fallen, ſie mit Thränen beſchwören mögen, den Kummer nicht ſo enge in ihre leidende Bruſt zu verſchließen, ihn auszuſchütten in das liebeglühende Herz, das ihr mit der ganzen Sehnſucht erſter Leidenſchaft entgegen ſchlug. Mit Mühe errang er die Faſſung, und nur Iduna ſelbſt, die, als ſie ſich verrathen zu haben fürchtete, ſchnell mit aller Munterkeit, die nur in ihrer Gewalt ſtand, die Rede auf heitere Gegenſtände brachte, konnte ihn von etwas Auffallendem zurückhalten.

Sie kehrten in das Schloß zurück; der Graf war heiter, und das gerechte Lob, das Sigmar ſeinem Geſchmacke und ſeiner Bemühung ertheilte, ſchien den freundlichen Greis zu erfreuen. Auch Iduna wurde fröhlicher; ſie ſprach bei Tiſche mit vielem Geiſte über Gegenſtände der Kunſt und zeigte die herrlichſten Anſichten von Allem, was ſchön und gut iſt hienieden. Sigmar konnte ſeinen Blick nicht von ihr wenden; — die innigſten Gefühle bewegten ſeine Bruſt und jedes ihrer Worte berührte die tiefſten Saiten ſeiner Seele. Hatte ihn früher ihre Schwermuth erſchüttert, zu ihr hingezogen, ſo ſchien ſie ihm nun in ihrer liebenswürdigen Heiterkeit vollends unwiderſtehlich. Er fühlte es ſo deutlich, daß er ſie liebe, wie er noch kein Mädchen auf Erden geliebt, und wie unausſprechlich glücklich er durch ihre Gegenliebe wäre!

— Nach Tiſche verſprach Iduna, ihm die Gemäldegallerie zu zeigen.

Der Graf machte ſein Mittagsſchläfchen und Sigmar folgte der Lieblichen durch den einſamen Saal. Auch nun flogen ihre Blicke im Vorübergehen nach dem Bilde hin; er ſah es, wie ſie dem bleichen Ritter heimlich zunickte, und wie oft ſchnell düſtre Wolken das helle Sonnenlicht verfinſtern, ſo war auch mit einem Male das heitre Licht ihres Frohſinns verdunkelt, und der bange Ernſt, der ſo ſehr dem Kummer gleicht, umnebelte ihre Blicke. Ihr früheres Benehmen hatte Muth in Sigmars Herz gegoſſen; er hatte feſt beſchloſſen, den erſten günſtigen Augenblick zu benutzen, um ihr ſeine innigen Gefühle zu nennen. — Nun war er zwei Stunden lang mit ihr allein; ſeine Entſchlüſſe unterblieben, ſeine Vorſätze ſcheiterten an der Ruhe ihres Weſens. Wohl verſuchte er es mehrere Male, auf das hinzudeuten, was ſeine Bruſt ſo heftig bewegte; ſie wollte ihn nicht verſtehen.

Mit der beſonnenſten Klarheit ſprach Iduna über die Werke der Kunſt, vor denen ſie eben ſtanden; doch wohl noch nie mochte Sigmar ſo kalt für die letztere geweſen, noch nie ſo gefühllos vor den herrlichen Abbildern einer ſchönen Natur geſtanden ſeyn, als eben dies Mal. Gedankenlos wiederholte er ihre Worte und ſein ganzer Sinn war nur in die Empfindung ſtiller, trauernder Liebe aufgelöſt, die vergebens nach Worten ſucht, und wenn ſie auch Worte fände, ſie doch nur in eine weite, freudenleere Einſamkeit hinausriefe. „Ich bin ihr gleichgültig," ſprach er zu ſich ſelber, „ſonſt hätten ſie die leiſen Hindeutungen der ſtillen Sehnſucht nicht ſo ganz unberührt gelaſſen; — ich muß ihr mehr noch als das ſeyn, denn ein Hauch des Unwillens trübt bei jeder fernen Berührung ihren klaren Blick." — Er konnte ſich der Thränen faſt nicht enthalten. Iduna ſchien es zu fühlen, wie tief ſie ihn verletze, und ſprach ſanfter: „Die Gemäldegallerie ſahen Sie; ich will Ihnen nun die Bilder im Ahnenſaale erklären und mein Verſprechen löſen. Die Kunſt muß heiter machen, lieber Sigmar! nicht ernſt!"

Dieſe Worte, dieſer Ton — ſein Herz wollte zerſpringen vor Schmerz und Sehnſucht." — „Nur eine halbe Stunde erlauben Sie, daß ich hinaus darf ins Freie," — ſprach er ſchnell mit beklommener Bruſt, — „vielleicht kehre ich heiterer zurück! Doch ich muß nur fort, muß hinaus, ſonſt finde ich den Athem nicht wieder!" Und mit dieſen Worten eilte er von ihr und faſt bewußtlos in den Park.

Er ſtand in dem Glashauſe, als der Sturm in ſeinem Innern ſich zu legen begann; er warf ſich auf den Raſenſitz, und die heißen Thränen, die nun gewaltſam hervorſtrömten, erleichterten das Herz. Ruhiger dachte er ſeiner Lage nach, und die Himmelstochter, die Hoffnung, welche mit ihren Blumen den Weg des Sterblichen von der Wiege bis zum Sarge beſtreuet, liſpelte ihm nun tröſtend zu: daß er noch nichts verloren habe; daß Iduna's Betragen nur mädchenhafte Schüchternheit geweſen, die ſelbſt das, was ſie ſo gern erfährt, nur zögernd und ungern hören mag.

Im Ausdrucke ſtiller Begeiſterung blickte er, wie im Gebete verloren, empor, — und erblickte einen dürren Kranz in den dunklen, friſchen Myrthenzweigen. Er betrachtete ihn näher, und gewahrte bald einen zweiten, der aber friſch und duftend, nicht lange gebunden zu ſeyn ſchien. Er war um einen ſtarken Zweig des Baumes gewunden und halb verborgen in ſeinem Dickicht. Sigmar bog die Blätter etwas zurück und las deutlich in des Stammes Rinde die Namen: Hugo — Iduna — eingegraben. — Wehmuthsvoll, wie der Landmann auf ſeine vom Wetterſchlage vernichteten Saaten ſieht, blickte er auf die Namen hin, in denen er die Vernichtung ſeiner ſchönſten Hoffnungen las.

„Habe ich doch in Waldheim mehrere Bekannte dieſes Hauſes befragt, ob Iduna ihr Herz mit einem geliebten Gegenſtande theile," ſprach er mit ſinnenden Blicken vor ſich hinſtarrend, „und Alle verbürgten mir, daß ſeit Jahren kein Fremder das Schloß betreten, daß auch Iduna es nicht verlaſſen. — Nein — nur der Zufall ſchlang die beiden Namen ſo innig an einander. Läßt ſich doch nie der Liebe unendliches Gefühl ſo ganz verbergen! — Und mußte es denn eben Iduna geweſen ſeyn, die jenen Kranz bedeutungsvoll um jene Namen wand? Ich muß Gewißheit haben! — doch woher ſie nehmen? — ſollte ich es wagen, durch ein voreiliges Nachforſchen das Geheimniß ihrer Seele, das ſie ſicher in des Baumes Zweigen, wie in ihrer Bruſt verwahrt glaubte, einem ungeweihten Auge zu enthüllen?" — — So ſann er ſtill vor ſich hin, und immer reger ward die Hoffnung in ſeinem Herzen, daß ihm Iduna noch nicht verloren ſey. Sorgſam bog er die Zweige und Blätter wieder über die Namen und eilte in das Schloß zurück.

Gedankenvoll ging Sigmar über die Treppe; mit ruhigem Herzen trat er leiſe in die halbgeöffnete Thür des Saales. Iduna, die er längſt fort glaubte, ſtand, mit dem Rücken der Thür zugekehrt, noch vor dem Bilde.

Er blieb ſtehen; das Mädchen faltete die Hände, breitete dann die Arme in ſtiller Sehnſucht dem bleichen Ritterjünglinge entgegen; Thränen füllten ihre Augen, und halblaut ſchwebte der Ausruf: Hugo! Hugo! von ihren Lippen. Sigmar erbebte heftig, ſeine Erſchütterung machte ihn bemerkbar. Er that, als ob er eben erſt einträte. Iduna war ganz gefaßt, und mit einem ſanften Lächeln, aus dem Sigmar Heiterkeit geleſen, wenn er die Trauer ihres Gemüthes nicht geſehen hätte, bot ſie ihm die Hand. „Sie ſind lange ausgeblieben, lieber Freund! — Wollen Sie nun die Geſchichte des armen Harfenſpielers hören?“ Er bejahte es ſtillſchweigend, und ſie begann:

„Es mögen nun wohl 500 Jahre ſeyn, als in dieſem Schloſſe Freiherr Robert, der Ahnherr meines Pflegevaters, mit ſeinen zwei Söhnen wohnte. Den Einen, deſſen Bild dort an der Wand hängt, entriß der Tod im Knabenalter. Der Andere — Hugo genannt, vor deſſen Bilde wir ſtehen, wuchs ſchön und kräftig heran, wie die Tannen, die damals noch dieſes Schloß umringten. Des Vaters ſtolzer, rauher Sinn verſcheuchte bald jede Geſelligkeit vom Schloſſe, das ſonſt der Sitz aller ritterlichen Übungen und Freuden geweſen. Sein kaltes, liebloſes Betragen brachte ihm frühzeitig den Verluſt ſeiner Gattinn, und allein mit ſeinem Sohne und einem alten Kaſtellan verlebte er hier ſeine Tage. Der Kaſtellan, ein gelehrter, redlicher Mann, beſorgte mit väterlicher Zärtlichkeit die Erziehung des Knaben, der ſonſt von ſeinem Vater nichts, als das wilde Vergnügen der Jagd erlernt hätte. — Der fromme **Ullrich** — ſo hieß der Kaſtellan — unterrichtete ihn in den heiligen Pflichten ſeines Chriſtenthums, in den ſüßen Melodien ſeiner Harfe, und mit mehr Liebe hing der heranwachſende Jüngling an ihm, als an dem Vater. — Mit **Hugo** zugleich blühte des Kaſtellans liebliche Tochter, **Roſa**, empor, und wie zwei Nachbarsblumen unter dem Himmel ihrer Unſchuld, aus einer Bruſt in die andere. — Armer **Hugo**! die kurze Seligkeit ſchwand vorüber, wie der ſchöne Traum deines kurzen Lebens!" —

„Eines Tages ließ der Freiherr ſeinen Sohn zu ſich kommen, und verkündigte ihm, daß er in Kurzem abreiſen wolle, ihm eine reiche Braut aus altadelichem Blute zu ſuchen. **Hugo** erblaßte. Zum erſten Male fühlte er, wie unausſprechlich theuer ihm **Roſa** ſey, und daß er um alle Schätze der Welt ſie mit keiner Andern vertauſchen könnte. Sein gerades Herz war der Verſtellung unfähig. Er antwortete raſch, daß er nur die Eine lieben könne und beſitzen wolle. Höhniſch lächelte der Vater und ſprach: dafür werde ich ſorgen. — Noch denſelben Tag erhielt der Kaſtellan den Befehl, das

Schloß mit ſeiner Tochter zu meiden, und der unglückliche Greis, arm und ſchwach, wie er war, ergriff mit Thränen den Wanderſtab. — Hugo, der vom Vater auf die Jagd geſendet worden, kam, von einer quälenden Ahnung getrieben, ungewöhnlich früh zurück und begegnete ſeinem würdigen Erzieher an der Pforte. „„Wohin?““ redete er ihn haſtig an, „„um Gottes Willen wohin?““ — Heftig weinend ſank ihm Roſa an die Bruſt. „„Wir ſind auf immer getrennt,““ ſprach mit bebender Stimme der Greis; „„daß man hier mein weißes Haar, wo es erbleichte, nicht begraben werde, das ahnete ich noch nicht vor wenig Stunden. — Ich habe meine Pflichten redlich erfüllt, mit reinem Gewiſſen ſcheide ich: und daß ich Deine ſchöne, fromme Liebe zu Roſa wachſen ſah und nicht erſticken konnte, nicht wollte — das kann mir der ewige Richter nicht zur Schuld anrechnen. Lebe wohl, Hugo! Wenn Dein Herz treu bleibt und gut, ſo ſoll Dir Roſa nicht verloren ſeyn!““ — Mit dieſen Worten nahm er Roſa aus Hugo's Armen, und mit einem gebietenden Wink, der ihm bleiben hieß, war Ullrich und Roſa ſeinen Blicken entſchwunden.“

„Tief erſchüttert ſtand Hugo auf der Stelle. Ein böſer Traum ſchien ihm die furchtbare Wirklichkeit, aus dem er ſich, der Geliebten nacheilend, ſo gerne wach gerüttelt hätte, wenn ihn des Pflegers Wink, dem er von frühester Kindheit Folge zu leiſten gewohnt war, nicht zurück gehalten hätte. Mit der Bruſt voll Verzweiflung rannte er die Treppe hinauf in die Stube ſeines Vaters. Er war verreiſt und wollte, wie es hieß, erſt in vier Tagen zurückkehren. — Mit unausſprechlichem Schmerz warf ſich Hugo auf ſein Lager. Er hatte gehofft, mit den Worten ſeiner innigen Liebe das Herz des Vaters zu erweichen, ihn mit Thränen zu beſchwören, jene doch ſchnell zurück zu rufen, die das Glück ſeines Lebens ausmachen, die fromme Roſa und den ehrwürdigen Greis, dem er Alles verdankte. Nun waren durch die Abweſenheit des Vaters dieſe Hoffnungen zertrümmert; den Verwieſenen nachzueilen, verbat die Ehrfurcht vor Ullrichs Befehl, und bis zur Rückkehr des Vaters konnte wohl jede Spur der Theuern verloren und ſelbſt ſein Wille, ſie zurück zu rufen, vergebens ſeyn. Alle Qualen der Sehnſucht und Ungewißheit folterten Hugo's Herz; die Stunden der Nacht rückten heran, doch kein Schlaf ſenkte ſich auf ſeine thränenfeuchten Augenlieder, und tauſend Gedanken, Pläne und Entſchließungen begleiteten ihn bis zum Morgen, ſeine Bruſt wechſelnd mit Furcht und Hoffnung füllend. — Endlich war er entſchloſſen: „„Wollte mich doch Ullrich nicht für ewig aus ihrer Nähe bannen,"" ſo ſprach er zu ſich ſelber; — ſeine Worte: wenn dein Herz treu bleibt und gut, ſo ſoll dir Roſa nicht verloren ſeyn!""" goſſen ſüßen Troſt in die wunde Bruſt. „„„Ich will ſeinem Verbote nicht entgegen handeln; doch von ferne will ich folgen, um nicht ganz den Pfad zu verlieren, den ihre Schritte eilten.""

„Schnell ſprang er bei dieſen Gedanken auf von ſeinem Lager und auf ſeinem Roſſe, als ob es zur Jagd ginge, hinaus mit dem erſten Morgenſtrahle. Rüſtig trabte er die Straße fort, die Ullrich und Roſa gezogen waren. Mehrere Stunden verfolgte er den Pfad, — da theilte ſich dieſer, und nun erſt fiel ihm die Ungewißheit ſeines Unternehmens zentnerſchwer auf die Bruſt. Sollte er ſich rechts wenden, wo ein dichter Wald dann jeden Pfad verlieren machte? oder links, wo die vielen Seitenwege das Streben nach ſeinem Ziele erſchwerten? Doch that er das Letztere. Dem erſten Wege, dem er ſich nahte, beſchloß er zu folgen, und gelangte, als ſchon das Abendroth die Berge röthete, in ein kleines Städtchen. Hier fragte er Jedermann nach Ullrich, den die ganze Gegend weit umher kannte; — umſonſt, — es hatte ihn Niemand erblickt, und mit aller Gewißheit ſagten ſie, er könne unmöglich unbemerkt vorüber gezogen ſeyn. Hugo erkannte nun wohl, daß er den Pfad verfehlt; er war ſogleich entſchloſſen, umzukehren und den nächſten Seitenweg einzuſchlagen."

Die helle Mondnacht begünſtigte ſein Unternehmen; unermüdlich ſchien ſein Roß, — doch auch dieſes war fruchtlos, — und ſo ritt er drei Tage und Nächte, nach kurzen Ruhepunkten, von einem Pfade zum andern, fragte überall und überall vergebens, — nirgends eine Spur von Ullrich und Roſa."

„Er beſchloß nun, heimzukehren, und wenn es ihm nicht gelänge, das Herz des Vaters zu erweichen, bei nächſter Gelegenheit auch jenen Pfad, der durch den Wald führte, und den er mit ermattetem Roſſe durchzuforſchen nicht vermochte, zu verfolgen. Die ſchöne Hoffnung verließ ihn, ſo oft ſie ihn auch ſchon betrogen, dennoch keinen Augenblick, und ermüdet zwar, doch mit kräftigem Muthe, ſchritt er in das Schloß ſeiner Väter."

„Der alte Freiherr war noch nicht heimgekehrt. Hugo benutzte dieſe Zeit, die verworrenen Pläne, die in ſeinem Geiſte aufdämmerten, zu ordnen und mit klarem, beſonnenen Blicke in den trüben Spiegel ſeiner Zukunft zu ſchauen. Er fühlte mit ſchmerzlicher Gewalt, daß er ſo ferne dem Manne ſtehe, den er Vater nannte; daß Vertrauen, innige Liebe und treue Sorge um das Wohl des einzigen Kindes hier nicht ihre Stätte gefunden, und mit banger Beſorgniß ſah er der Rückkunft des Freiherrn, — ſeiner ganzen Zukunft entgegen.“

„Der Erſte, der am folgenden Morgen in ſein Zimmer trat, war Robert. Mit ernſtem Blicke und Tone begann dieſer alſo zu ſprechen: „Mein Sohn! ich habe Dir eine Braut geworben, — die das Glück Deines Lebens begründen ſoll. Der reiche Graf Wartenburg will Dir ſeine Tochter zum Weibe geben. Sie iſt eben ſo ſchön, als mächtig, eben ſo reich, als geachtet, und ich erwarte nichts weniger, als einen Widerſpruch. Deiner thörichten Liebe zu Roſa habe ich ein Ende gemacht, und zu Deinem Heile ſollſt Du nie ſie wieder ſehen, nie ihren Aufenthaltsort erfahren; denn ein Schwur beſiegelt der Verwieſenen Mund. Der Graf wünſcht in acht Tagen das Jawort von Dir ſelbſt zu hören. Mache Dich daher bereit zur Abreiſe.“

„Mit dieſen Worten verließ er den armen Hugo. In ſtummer Betäubung ſtarrte dieſer vor ſich hin; — der namenloſe Schmerz erſtickte jedes Wort auf ſeinen Lippen und keine Thräne floß aus den ſtarren Augen.“

„Gott im Himmel! rief er endlich, ſeine ſchwer belaſtende Bruſt erleichternd, aus; Gott im Himmel! rief er endlich, iſt es denn möglich, daß ein Vater ſo das Glück ſeines Kindes zertreten kann? daß er die Lebenshoffnungen dem eitlen Eigennutz aufopfert und nicht des Einzigen Freuden und ſeine Schmerzen, nur die eigene Selbſtſucht, den himmelſtrebenden Hochmuth berückſichtiget! — Wäre ich ein armer Knecht, der ärmſte von Allen, die dieſe Berge umſchließen, — Fleiß und Redlichkeit hätten mir Roſa erworben; ſo kann ich nichts, als ſie lieben, ewig lieben, — um für ewig zu entſagen. Entſagen? Nein! nimmermehr! Soll ich der Härte meines Vaters mein ganzes Leben opfern, mein unendlich theures Leben — Roſa!“ “ — „Tauſend Gedanken drängten ſein Herz, ein Hoffnungsſtern nach dem andern ſtieg empor in der Nacht ſeiner Seele und Roſa's Liebe ſtrahlte wie der ſtille Mond auf die unbekannte Gegend ſeiner Zukunft.“

„O wahrlich, lieber Sigmar! es giebt im Leben Stunden, wo die tief vergrabene Hoffnung alle die Felſen, die ſie verdeckten, hinwegwälzt und wie ein geliebtes, früh verlornes Kind aus der tiefen Gruft an die treue Mutterbruſt zurückkehrt! O Schade! daß ſie ſo ſelten, ſo ſelten wiederkehren.“ Bei dieſen Worten wiſchte Iduna eine Thräne aus ihrem Auge. Sie bemühte ſich, ſie zu verbergen, und fuhr fort:

„**Hugo** fühlte nun wohl, daß offener Sinn, Vertrauen und kindliche Liebe nichts vermöchten. Er hatte ja seine Thränen gesehen und sie verhöhnt. An List, an Verstellung mußte sich sein redlich Herz gewöhnen, und so schwer es ihm auch wurde, so war doch **Rosa** der Preis, Verstellung das einzige Mittel, mit dem er sie erringen konnte. Er beschloß, Gehorsam zu heucheln, und nur wenigstens einige Wochen zu gewinnen, um **Rosa** aufzusuchen und mit ihr und **Ullrich** zu fliehen in eine Einsamkeit, wo nur Tugend und Liebe sie begleiten, und allen Ansprüchen auf sein väterliches Erbe entsagend, reicher doch zu seyn, als daheim, wo nur kalte, liebeleere Wesen ihn umgaben.“

„Mit gefaßtem Muthe trat er in die Stube seines Vaters. „„Ich habe Eure Worte überlegt,““ hub er an, „„und will das thun, was Ihr verlangt. Ihr meint es gut mit mir und versteht besser, was mir frommt, als ich; besser als ich, daß der Glanz unseres Hauses, der durch **Rosa** entweihet würde, zum Glücke meines Lebens gehöre. Diese Überzeugung wird wohl fester noch in meinem Innern Wurzel fassen; nur fordert nicht, daß ich mit einem Male mein ganzes Herz verwandle, das seit so lange mit der innigsten Liebe an **Rosa** hing. Vergönnt mir daher einige Wochen, ehe ich Gräfinn **Wartenburg** meine Hand anzubieten wage. Sie ſelbſt würde jetzt nur zu deutlich erkennen, daß nicht Liebe, nur Eigennutz mich an ſie ziehe. So eben will ich mit Jagen und Reiten das tobende Herz beſchwichtigen und dann — will es Gott, die Braut heimführen, wo ſie glücklich ſeyn ſoll!““ —

„Robert kannte viel zu wenig das ſchöne Gefühl der Liebe, als daß ihm dieſe ſchnelle Umwandlung verdächtig geſchienen hätte, und ſeine Freude darüber ließ ihn nicht einmal die Bitterkeit, die hier und da in der Rede lag, fühlen.“

„„So recht, mein Sohn!““ erwiederte er, „„vorher ſollſt Du Zeit zur Erholung Deines ſchwachen Herzens haben, und dann ziehſt Du mit mir, und die einzige Tochter des reichen, mächtigen Grafen Wartenburg wird Dein Weib! Unſere Schlöſſer ſind nicht ferne von einander; das Gebiet des Bruno Kinsberg das uns noch trennt, wird mit Gutem oder Böſem genommen, und die Gegend weit ringsumher iſt dereinſt Dein Eigenthum! — Den Namen unſeres Hauſes werden Könige mit Ehrfurcht nennen; ſo wie Du, ſollen die Söhne immer mächtige und mächtigere Grafentöchter freien, bis endlich eine Fürſtenkrone unſer Wappen ziert. — Ich reiſe morgen noch ab, die Vorbereitungen zu treffen; Graf Wartenburg wird ganz ſich meinen Wünſchen fügen und nach vier Wochen biſt Du der glücklichſte Ritter in der Runde.““ —

„Der Freiherr hielt Wort; am nächſten Morgen reiſte er ab, kehrte nach einigen Tagen zurück, verließ aber die Burg nach wenigen Stunden wieder, um mit Bruno Kinsberg des Handels Eins zu werden. Hugo gab indeſſen vor, auf Jagden hinaus zu ziehen, indeß er die Gegenden rings umſpähte, um Roſa's Aufenthalt, eine Spur ihrer Flucht zu entdecken. — Es war etwas Gewöhnliches, daß er Tage und Nächte nicht heimkehrte; die Hoffnung, die ihn belebte, gab ſeinen Blicken den Schein der Heiterkeit, und der Freiherr zweifelte keinen Augenblick, daß Hugo's Herz verwandelt worden ſey.“

„Als die erſten vier Wochen vorüber waren und dem jungen Ritter das Schickſal der Geliebten noch immer fremd war, bat er von Neuem, ihm noch vier Wochen zu gönnen, indem er ſich zwar viel gefaßter und die Bruſt viel mehr erleichtert, aber doch noch nicht ſtark genug fühlte, die Leidenſchaft ſeines Herzens ſo ganz der Gräfinn zu verbergen. In vier Wochen aber werde er gewiß die Liebe zu Roſa ganz aus ſeiner Bruſt gebannt haben und mit Freuden ſeine Hand der Gräfinn anbieten.“

„Der Vater machte um ſo weniger Bedenklichkeiten, als auch er mit ſeinen Anordnungen noch nicht im Reinen war, und durchaus keinen Argwohn hatte, wie ſehr das Innere Hugo's mit ſeinen Äußerungen im Widerſpruche ſtand."

„Wo möglich noch eifriger, als zuvor, ſuchte der arme Jüngling nun nach Roſa's Aufenthalt; jedesmal kehrte er ärmer an Hoffnung wieder zurück. Oft glaubte er die theure Spur gefunden zu haben, doch plötzlich war ſie wieder verſchwunden, und mit unendlicher Bangigkeit ſah er dem Ende der feſtgeſetzten Zeit entgegen, das immer näher und näher rückte. Er konnte ſeine Schwermuth, den Widerwillen gegen die Pläne des Vaters nun kaum mehr verbergen; des Freiherrn ernſter, ſtrenger Ton ließ ihm durchaus keine Verlängerung der Friſt erwarten, und nicht undeutlich konnte er in ſeinen Mienen Mißtrauen bemerken."

„Als nun die letzte Woche herangekommen war, ſuchte der hoffnungsloſe Hugo mit wilder Verzweiflung die Sorge zu vertreiben, die ſo gewaltſam an dem Marke ſeines Lebens nagte. Er ſuchte nicht mehr die Spur der Heißgeliebten; — den flüchtigen Gemsbock, den wilden Eber nur jagte er mit dem Muthe der Verzweiflung, der den Tod aufſucht, über ſteile Felſen und Schlünde, und öfter fand er nur mit Mühe den Ausweg aus dem wilden, durch das mit Nachbar **Bruno** gepflogene Einverſtändniß ſo ſehr erweiterten Reviere des Gaues.“

„Am letzten der entſcheidenden Tage, als er wieder zur ſchrecklichen Jagd hinaus eilte, ſprengte er haſtiger als je — wie der wilde Jäger — durch die Wälder über Stock und Stein. Sein ſo gutes, folgſames Roß konnte ſeinen Übermuth nicht mehr ertragen. So ſehr es flog, ſo ſchnell und ſicher es ſich auch ſeinem Willen fügte, es mußte doch kräftiger, immer tiefer ſeine Sporen fühlen; da bäumte es ſich, ſprang mit furchtbarem Muthe über einen Abgrund hinweg, rannte mit aller Kraft durch das tiefſte Dickicht immer tiefer in den Wald hinein, und ſchleuderte endlich, zum Raſen gebracht, den betäubten Reiter hinweg. Der blieb in dem Bügel hängen, ſein Blut floß in Strömen über ſein bleiches Angeſicht herab und bald hatte er das Bewußtſein ganz verloren.“

„Als das Leben allmählig wiederkehrte, die Pulſe ſich zu regen begannen und er die Augen aufſchlug, da ſah er — wer faßt das Gefühl ſeiner Seele! — den alten **Ullrich** und die ſchöne **Roſa** mit gefalteten Händen betend an ſeinem Lager. Sie hatten um ſeine Geneſung zum Allmächtigen gefleht, und nun ſanken ſie mit dem Ausrufe der Freude, des Entzückens an ſeine Bruſt.“

„Ullrich, dem abgedrungenen, furchtbaren Schwure getreu, hatte die tiefſte Wildniß aufgeſucht, ſeinen Aufenthalt zu verbergen. Eine dürftige Hütte diente ihm zur Wohnung; und dort hatte er das tobende Pferd aufgefangen, die Wunden Hugo's ausgewaſchen, heilende Kräuter und Balſam benutzt und ihn nach ſechs langen qualvollen Stunden dem Leben wiedergegeben. O welche Seligkeit, als Hugo ſeine Retter erkannte! Wie ein Engel ſtand Roſa mit Freudenthränen an ſeiner Seite; er fühlte ſich ſo ſtark, ſo geſund in ſeinem Glücke. Mit jeder Minute ſchien die vorige Lebenskraft wieder zu kehren und aller Kummer der Vergangenheit, alle Schmerzen waren vergeſſen.“

„„Ich habe meinen Schwur nicht gebrochen,““ rief mit feierlichem Tone der alte Ullrich, — „„der Himmel ſelbſt führte Dich zurück an Roſa's Bruſt!““

„Und nun wurde die Flucht beſchloſſen; am dritten Morgen wollten die drei Glücklichen ihren Weg in das ſtille Aſyl ihres ruhigen Glückes antreten. — Ach! wie ſo ſchnell wurde ihr ſchöner Traum vernichtet!“ —

„Als Hugo am Abend vor der beſtimmten Flucht mit der Geliebten in traulicher Umarmung vor der Hütte ſaß, der glückliche Vater mit ſtillem Entzücken auf die ſchöne Roſa, die neu in dem milden Strahle der Liebe wieder aufblühte, hinſah, — da rauſchte es durch den Wald, und wie von der Hölle Macht daher gezaubert, ſtand der alte Freiherr, von zwei Reiſigen begleitet, vor ihnen.“ „„Indeß ich Deinen Tod beklage, toller Bube!“ “ — rief er wüthend aus, „„ſchwelgſt Du hier in den Umarmungen Deiner Buhlerinn!“ “ „und mit raſchem Zug flog das lange Schwert aus der Scheide, und Roſa's ſüßes, reines Leben floß mit dem Strome ihres Herzblutes dahin.“

„Da vermochte Hugo ſich nicht länger zu faſſen. Sinnlos ergriff er ſeinen ſcharfen Dolch und zückte ihn mit aller Kraft der Jugend und Verzweiflung auf die Bruſt des Vaters.“

„„Halt ein, mein Sohn!“ “ rief der alte Ullrich mit zitternder Stimme, und fiel ihm in die Arme, „„halt ein! es iſt Dein Vater!“ “ „und mit dieſen Worten entſeelt zu ſeinen Füßen hin.“

„Die Jäger traten vor, zum Schutze des Freiherrn bereitet, der aber donnerte, gefühllos für das furchtbare Unheil, das vor ihm ausgeſchüttet lag: „„Verflucht ſeyeſt Du, der Du Deines hohen Stammes ſpottend, Dich einer gemeinen Dirne in Liebe hingabſt! Verflucht ein jeder unſeres Geſchlechts, der, wie Du, des alten Stammes uneingedenk, wegen einer niedrigen Magd, des Hauſes Ruhm und Glanz vergißt! In Wahnſinn ſollen ſeine Tage hinſchleichen, Eis und Gift ſtatt des Blutes durch ſeine Adern fließen, der Tod mit hundert Augen grinſend aus ſeinen Blicken ſchauen und der ſchlichte Aſt verdorren, und wäre er der allerletzte an dem kräftigen Stamme!‟‟

„Bei dieſen Worten faßte er Hugo am Arme, der ihm ſchweigend folgte. Sprachlos, mit ſtarren Blicken ſetzte ſich der Unglückliche auf ein Roß und ritt mit ſtummer Verzweiflung an der Seite des Vaters, der gleichgültig mit den Jägern redete.‟

„Kaum angelangt in dem Schloſſe, warf eine ſchwere Krankheit den armen Hugo auf das Lager nieder, und entſchwand zwar nach wenigen Wochen, aber der helle Geiſt des Verſtandes war entflohen. Keine Sylbe floß mehr über ſeine bleichen Lippen. Mit freudig lächelnden Blicken ſah er oft vor ſich hin, breitete ſehnſuchtsvoll die Arme aus, als ob er eine ſüße, theuere Geſtalt begrüßen wollte; — dann ſchien ein Grauen ihn zu faſſen; er blickte mit furchtbaren Entſetzen auf den Dolch, den er in ſeinem Gürtel trug, zog ihn raſch und zückte ihn gegen die Luft; — doch bald ließ er den Arm wieder kraftlos ſinken, weinte heftig, ergriff die Harfe, wehmüthige und immer wehmüthigere Töne ihr entlockend, bis er ermattet und erſchöpft in Schlummer ſank. — Nach einem langen Jahre ſand man ihn im ewigen Todesſchlummer, — die milde Tröſterinn in ſeinen Armen.“ —

Schon während des Erzählens der ſchrecklichen Erſcheinung des rauhen Vaters waren Iduna’s Wangen immer bläſſer geworden; am Ende der Erzählung brach ein Strom von Thränen aus ihren ſchönen Augen. Sie zitterte heftig, die Knie wankten, die Füße trugen ſie kaum. Sigmar führte ſie an ihr Zimmer. Mit ſchwacher Stimme bat ſie ihn, es dem Vater zu verſchweigen, daß ſie eben die Geſchichte des bleichen Ritters erzählt habe, und ihn mit der Verſicherung zu beruhigen, daß nur ein leichter Kopfſchmerz ſie bewogen, früher zur Ruhe zu gehen.

Schweigend hatte Sigmar die Erzählung des unglücklichen Hugo angehört, und ſchon der Name Hugo, derſelbe, den er in dem Myrthenſtamme eingegraben fand, hatte alle ſeine Sinne umnebelt. „Woher,“ fragte er ſich ſelber, „woher dieſe Bewegung, die ſie ſo mächtig erfaßte? Warum ergriff die Begebenheit, die ſich vor Jahrhunderten zugetragen, die ſie wohl ſchon oft gehört und ſelbſt erzählt hatte, noch ſo heftig ihr Gemüth?“ Er ſehnte ſich nach Ruhe; an Leib und Seele war er ermattet. Es ſchien ihm, als ob der bleiche Ritter lebte, mit ihm einherwandle und mit geheimen Fäden Iduna’s, ja ſelbſt des alten Grafen Schickſal umſponnen hätte. — Dieſes Gefühl machte ihn bange; er floh aus dem Schloſſe ins Freie, und wie eine verfolgende Geſtalt ſtand Hugo's Geſchichte vor ſeiner Seele.

Als Sigmar zurückgekehrt war, fand er den Grafen verſtimmt; die Nachricht von Iduna's Übelbefinden betrübte ihn, und er ſchien die Urſache zu ahnen. „War ſie lange im Ahnenſaale?“ fragte er düſter. Sigmar konnte es nicht verneinen. Bei ziemlich einſilbigen Geſprächen verging die Abendzeit, und frühe trennten ſie ſich, um zur Ruhe zu gehen.

Allein die gehoffte Ruhe wollte nicht in Sigmars Seele zurückkehren; bange, bald Wehmuth erweckende, bald ſchreckenvolle Geſtalten wandelten durch ſeine Bruſt. Bald ſah er den bleichen Ritter vor ſich mit dem Ausdrucke des höchſten Schmerzes, den verſtörten, leiderzählenden Zügen; bald die liebliche Roſa, wie ſie blutend dort lag unter den ſchweſterlichen Blumen, in dem todtenblaſſen Antlitz noch die glühende, unendliche Liebe. — Dann trat ihm Iduna wieder entgegen, die eben ſo glühend, eben ſo innig an Hugo zu hängen ſchien. Die milden, zarten Geſtalten Roſa's, — Iduna's — ſie zerſchmolzen in Eins vor ſeinen Blicken; immer dunkler und immer heller doch wurde es in ſeiner Seele: Roſa, Roſa ſelbſt ſucht in Iduna's Geſtalt den längſt Verlornen auf Erden; ſie ſucht ihn mit ſtiller, raſtloſer Sehnſucht, will ihn hinüber führen in das ſüße Land, wo ſie ſchon die ſchönſte Flur ſich auserkohren für ihrer Liebe ſeligen Aufenthalt; — ſie ſucht ihn und lauſcht den Tönen ſeiner Harfe, die ſie immer näher und näher klingen hört, bis — —

Kalte Schauer rieſelten durch das Mark ſeiner Gebeine; Harfenklänge tönten in ſchwebenden, ſehnſüchtigen Accorden aus dem Ahnenſaale herüber. Mit gedehntem Schlage hallte die Glocke Eins durch den öden Hofraum; — die Nacht war hell, der Mond beleuchtete die Gegend und die Todtenſtille ringsumher wurde nur durch jene Klänge unterbrochen. In den leiſen, milden Tönen zitterte bald klagende Wehmuth, bald klangen einzelne Accorde wie des Sturmes Brauſen durch die ſchöne, ſtille Nacht; nun bebten ſie ganz nahe an ſeinen Ohren, nun ſchienen ſie aus weiter Ferne herüber zu ſchweben. Er konnte nicht weilen; haſtig ſprang er empor und auf den Gang hinaus. Deutlicher kamen die Klänge vom Ahnenſaale her. Mit bangen, bebenden Schritten erreichte er ihn; die Thür ſtand halb geöffnet, er trat ein. Himmel! welch ein Anblick! — Eine ſchöne Mädchengeſtalt in ſchneeweißem Gewande kniete vor dem Bilde, die tönende Harfe lag in ihren Armen, das Haupt war emporgehoben zu dem bleichen Ritter, der im Mondenglanze hell erleuchtet ſtand und zu lächeln, zu ſprechen ſchien. Wolken umzogen den Mond; es wurde dunkler; doch konnte Sigmar erkennen, wie ſich das Mädchen aufrichtete, die Arme ſehnſuchtsvoll dem Ritter entgegen breitete und dann das thränennaſſe Angeſicht ſchluchzend verhüllte. Nun brach eine dichte Finſterniß herein, — die Geſtalt war verſchwunden, ſein Auge ſah nichts mehr, kein Laut, als ſeines Athems Wehen, drang an ſein Ohr, — ſtill wie im Grabe vor und hinter ihm.

Sigmar blieb einige Augenblicke wie erſtarrt an der Stelle, dann wandte er ſich und ſchlich wie in einer Sinnenbetäubung in ſein Gemach. Er wollte Alles für einen Traum erklären; doch zu nahe noch fühlte er die kalte Hand der Wirklichkeit an ſeinem Herzen, als daß er dieſen Gedanken feſthalten konnte. —

Als der Morgen ſo hell und freundlich in ſeine Fenſter hinein blickte, da wurde es ruhiger in ſeiner Bruſt; er vermochte bedächtiger die Begebenheiten der Nacht zu überlegen. Die Erſcheinung konnte nur Iduna geweſen ſeyn — oder Roſa! Das Letztere zu denken, ſträubte ſein Haar empor und machte die Pulſe ſtocken, — das Erſtere zu glauben, war nicht minder furchtbar und überſtieg faſt eben ſo ſehr die Grenzen der Wahrſcheinlichkeit. Wie ſollte Iduna, dieſes verſtändige, geiſtvolle Mädchen, das ſo klar in ihrer Umgebung daſtand, mit ſchwärmeriſcher, thörichter Liebe und Sehnſucht an dem Bilde eines Jünglings hängen, der Jahrhunderte ſchon im Grabe moderte? und wenn ſie es wirklich war, wie ſie als ein theures Ideal nur jenen Jüngling ihrem Herzen verwandt fühlte, warum dieſe unheimliche Stunde der Mitternacht? Und doch — doch! dieſe Bläſſe und das glühende Roth, das bei jeder Erwähnung des Bildes wechſelnd ihre Wangen übergoß; die heiße, mit Thränen beſiegelte Theilnahme bei der Erzählung jener Geſchichte — ſelbſt der Name, den er in des Baumes Rinde fand — Iduna mußte es geweſen ſeyn! —

So drängte ein Schreckensgedanke den andern; er fühlte, daß jede Hoffnung ſeiner Bruſt entfremdet ſey, und ging mit möglichſter Faſſung zu dem alten Grafen. Iduna war ſchon dort. Sie war freundlich wie gewöhnlich; doch je mehr Sigmar ſie ins Auge faßte, je mehr er ihr Benehmen beobachtete, deſto deutlicher wurde ihm die Wehmuth, die ſich unter dem Lächeln verbarg.

„Sie liebt, bekannte ſich der arme Sigmar, mit blutendem Herzen, des bleichen Harfners rührende Geſtalt; die Leiden ſeines ſchönen, reinen Lebens — das Alles von zarter Jugend an oft und wieder geſehen und gehört, mochte den unglückſeligen Eindruck in ihre gefühlvolle Seele gemacht haben; für mich bleibt nichts übrig, als ſie zu fliehen, und in weiter Ferne die Ruhe zu ſuchen, die hier mir ſonſt für ewig unterginge.“ —

Briefe, die er dieſen Morgen erhielt, machten ſeine Rückkehr wünſchenswerth; er benutzte dieſe Gelegenheit, ſeinen feſten Entſchluß zu vollbringen, und ſo ſchwer es dem vollen Herzen auch ward — er nahm Abſchied von dem Orte ſeiner Schmerzen, und doch ſeines einzigen Glückes.

Väterlich umarmte ihn der gütige Greis; wie eine treue Schweſter reichte ihm Iduna thränenden Auges die Hand, die er an ſeine Lippen, an ſein Herz drückte, und mit den Worten: „möchte ſie doch recht glücklich werden,“ verhüllte er das Geſicht — und war getrennt von ihr — vielleicht auf ewig. —

Als der Wagen ſo dahin rollte, des Schloſſes hohe Zinnen immer mehr und mehr hinter ihm verſanken, da kam es ihm vor, als ob mit ihnen ſein ganzes Glück, alle die Hoffnungen eines jungen Lebens zu Grunde gegangen wären, und als er in weiter Ferne zurückblickte und nur noch die höchſten Sterne auf dem ſtolzen Pallaſte zu ihm herüber blickten, da empfand er jenes düſtere, drückende, unheimliche Gefühl, das ſich bei ſeiner Hinreiſe in demſelben Anblicke als trübe Ahnung in dem Herzen geregt hatte, nun in den Schmerzen ausgeſprochen, die an der Blüthe ſeines Lebens nagten.

Als Sigmar nach einer traurigen Reiſe wieder heimgekehrt war, hoffnungslos auf der alten Stelle ſtand, die er vor wenigen Tagen, umgaukelt von dieſer ſüßen Lebensgefährtinn, verlaſſen hatte, — da konnte er ſich der Thränen nicht erwehren. Doch ſie linderten nicht ſeine Leiden. Mit jeder Stunde wurde ihm ſein Aufenthalt mehr zuwider; die Stadt konnte ihm keine Freuden geben, und die Einſamkeit des Landlebens zu fliehen, rieth ihm die Vernunft. Er entſchloß ſich daher zur weitern Reiſe. Er wollte die Schweiz und Italien durchziehen, damit vielleicht die helleren Strahlen des Südens die dunklen Wolken zerſtreueten, die ſich um das, ſonſt ſo ſtille, heitere Gemüth gelagert hatten.

An einem heitern Morgen trat Sigmar die Reiſe an. — Nur mit Mühe konnte er den tiefen Kummer ſeines Herzens bannen — immer ſenkten ſich die Blicke wieder trauernd nieder, die einen Augenblick mit ſüßem Entzücken auf den ſchönen Kreiſen der Natur verweilt hatten; es ſchien, als ob die ſchönen, herrlichen, Blüthen reichen Fluren, der klare Himmel, die Frühlingsdüfte, die ihn umwehten, die Stimmen der Vögel, die ihn umſäuſelten, ſeine ſtillen Schmerzen nur noch mehr erwecken wollten. Iduna's Bild ſchwebte ewig vor ſeiner Seele, und immer mit der trauernden Geſtalt, für ihn ein fremdes, unerreichbar — fernes Weſen.

So waren zwei Monden vergangen; das ſchöne Bilderbuch der Schweiz hatte er faſt nur durchblättert, — er hatte Italiens Grenze betreten. Die ſchöne Sehnſucht ſeiner frühern Zeit nach dem Lande der Kunſt lebte bei dem Eintritt allda fühlbar in ſeiner Seele wieder auf, und als er ſich in Roms Mauern befand, da war es mit einem Male, als ob ein guter Genius die bange, ſchwere Laſt ein wenig lüftete, die ſein Herz beſchwerte.

Im Monat September war es, wo eine heitere Geſellſchaft Sigmar zu einer Luſtparthie nach der Villa des Marqueſe Brandino aufmunterte. Er war eben ſo ernſt geſtimmt, ſeine ganze Seele war in Iduna's Vaterlande! — In der Hoffnung, ſeine Schwermuth zu verſcheuchen, nahm er die Einladung an. Wirklich war es gelungen; die ſchönen Gegenden, die ſich in immerwährender Abwechslung an einander reihten; der frohe Witz ſeiner Begleiter; endlich die freundſchaftliche Aufnahme des Marqueſe, der die köſtlichſten Vorbereitungen zum Empfange getroffen hatte, ließen

Sigmar einſtimmen in den Ton der allgemeinen Heiterkeit.

So war der Tag vergangen und der Abend rückte heran; es wurde beſchloſſen, ihn im Freien zu genießen. — Ein ſchöner, der Villa nahe gelegener Hain, in dem Roms heitere Welt ſo gern die letzten Stunden des Tages zubringt, und der noch mehr zu ſüßen Schwärmereien durch das ſanfte Dunkel ſeiner herrlichen Lorbeergänge einladet, ſollte auch dieſes letzten Tages letzte Freuden ſchauen. Ein kleines Mahl wurde dort genommen, und bald hernach lebte Jeder nach ſeinem Wunſche. Hier zog ſich ein Theil nach dem Hügel, der Sonne herrliches Scheiden anzuſehen; dort verlor ſich ein liebendes Paar tiefer in die dämmerungslichten Gebüſche; hier ſuchte ein Anderer eine belebtere Stelle des Gartens, wo ihm die Becher der Freudigen entgegen klirrten, — dort ſuchte ein wehmüthig Geſtimmter Troſt und Freude in der Einſamkeit. — Sigmar ging an ein Monument, nahe am Eingange des Hains, das einen beſondern Eindruck im erſten Vorübergehen auf ihn gemacht hatte. Er wußte ſich ihn nicht zu erklären, — doch jetzt, da er wieder an dem Platze ſtand und der Wiederſchein der Abendröthe dieſe Gegend ſo magiſch erleuchtete, da wurde es immer klarer vor ſeinen Blicken. Er glaubte zu träumen; — denn eine außerordentliche Ähnlichkeit mit einer Stelle im Parke des Grafen Bergen erweckte tauſend Erinnerungen in ſeinem Herzen.

Seine Sehnſucht erwachte mit aller Kraft; Thränen rollten über ſeine Wangen, und die Worte: „Iduna! Iduna!“ drängten ſich mit einem Seufzer aus ſeiner Bruſt.

In Gedanken verloren ſtand er da; eine Hand auf ſeinen Schultern weckte ihn aus ſeinen Träumen. „Iduna lebt nicht für Dich!“ ſprach es mit düſterm Tone neben ihm. Sigmar wandte ſich — und der bleiche Ritter des Ahnenſaales mit der weißen Schärpe und den hellen Federn auf dem ſchwarzen Hute ſtand neben ihm. Starr ſah er Sigmar an, ein bitteres Lächeln ſchwebte um ſeinen blaſſen Mund; noch einmal wiederholte er mit nie gehörter weicher Stimme, halb zu ſich ſelbſt ſprechend, die Worte: „Iduna lebt nicht für Dich!“ — und war ſchnell in den dunklen Gängen verſchwunden.

Lange mochte Sigmar in ſtarrer Betäubung da geſtanden ſeyn; erſt als er ſeinen Namen rufen hörte, kehrte er mit ſchwankendem Schritte zurück. Die Geſellſchaft war, wo möglich noch munterer, als zuvor. Niemand ahnete den Schrecken, der in ſeiner Seele lag, und ſo nahmen ſie Abſchied von dem gütigen Wirthe und fuhren nach Rom zurück.

So gern hätte ſich Sigmar überredet, daß jene Erſcheinung nichts, als das Gebilde ſeiner Einbildung geweſen; — allein er konnte es nicht. Stand doch die Geſtalt ſo deutlich noch vor ihm, klangen doch die Worte: „Iduna lebt nicht für Dich!“ noch fort in ſeinem Herzen.

Oft, oft trat jenes Bild in den Stunden der Einſamkeit und Trauer noch vor Sigmars tief bewegte Bruſt, — oft wiederholte er ſich die Worte: „Iduna lebt nicht für Dich!“ mit dem Beben banger Rückerinnerung, und nur zu treu blieb der Schmerz ſein Gefährte.

So waren drei Jahre verſchwunden, ſeit Sigmar ſeine Heimath verließ. Sie war ihm ganz fremd geworden. Der Zufall hatte alle ſeine Bekannte, mit denen er im Briefwechſel ſtand, in verſchiedene Weltgegenden getrieben, und was ſollten ihm ihre Nachrichten auch für Freuden bringen, da ſie nichts von Iduna enthalten konnten. Zuweilen erzählte ihm ein Schreiben von dem Flore ſeiner Güter, die er ganz ſeinem Amtmanne, einem treuen, redlichen Alten, anvertrauet hatte; aber nie klang ein Wort des ſüßen Troſtes hinüber, — von ihr, die ſeinem Daſein Alles war — keine Sylbe! — Doch war es allmählig ruhiger geworden in Sigmars Herzen. Die Zeit hatte ihre Allmacht auch an ihm erprobt, und mit ſtiller Entſagung blickte er auf die weite Fläche ſeines Lebens hin, — vor und hinter ihm ein kahles, blumenleeres Land! —

Es gab Tage, wo er ſich ganz frei wähnte, ganz geheilt von der unglückſeligen Leidenſchaft; aber auch Tage, wo ſie mit aller Stärke in ihm erwachte, ihm alle die Erinnerungen hoffnungsvoller Stunden vor die Seele traten, um vor ihm dann nur um ſo ſchmerzlicher unterzugehen.

Dringende Briefe, die Sigmar den Tod ſeines Amtmannes berichteten, zwangen ihn endlich, nach Hauſe zurückzukehren. Er hatte Muth genug, den Vorſatz zu faſſen, erſt noch den Grafen Bergen zu beſuchen, Iduna wieder zu ſehen und ſelbſt den Gedanken zu tragen, daß er ſie vielleicht auch nicht wieder in jenen Mauern finden, ſondern wohl erfahren könnte, daß ſie längſt Gattinn und Mutter ſey. Doch mehr noch bewegte die unſterbliche Hoffnung ſein Herz, mit den hellen, grünen Zweigen milden Frieden zufächelnd. Sie wiegten es in neue, ſüße Träume, und die längſt verklungenen Stimmen ließen ſich wieder ſo treu, ſo lieblich in der entzückten Bruſt vernehmen. „Vielleicht iſt jene ſchwärmeriſche Neigung, die damals ihre Seele füllte und die kein lebendes Weſen zum Gegenſtande hatte, entflohen; ich finde ſie nur mit dem klaren, heiteren Sinne wieder, der ſich ſo liebenswürdig in den ruhigen Stunden ihres Gemüthes ausſprach. Sie wird meine Treue würdigen, achten, theilen — ſie wird mich lieben — mein wird ſie ſeyn, für ewig!“ So ſprach er erſt leiſe und dann immer lauter in dem Herzen, und faſt mit dem Gefühle der gewiſſen Erfüllung ſeiner Wünſche trat er die Rückreiſe an. Ein ernſter Blick auf jene Zeit, die er in ihrer Nähe verlebt hatte, ſtörte ihn wohl öfter aus ſeinen ſüßen Träumen, und unwillkührlich trat oft der bleiche Ritter des Ahnenſaales, oft jene Erſcheinung Italiens feſt gebannt vor ihn hin, hing ſich an ſeine Pulſe, als ob ſie ihre Gluth erlöſchen wollte, und die Schreckenstöne: „Iduna lebt nicht für Dich!“ hallten dumpf in ſeine Ohren. Er lächelte dann wohl ſeiner Furcht; doch mit Grauſen mußte er ſich geſtehen, daß jenes Bild aus längſt verſunkenen Jahren, aus ſeinem Grabe erſtanden, wirklich auf Erden wandle, ihn wirklich berührt, wirklich jene Worte ausgeſprochen habe, und ſtarr, wie mit ehernen Banden, ſich an ſein Leben kette.

So ſchwankend zwiſchen wechſelnden Gefühlen ſchwanden Stunden an Stunden, bis jene Gegend, bis das theuere Schloß nahe vor ihm lagen. Sigmar faßte neuen Muth; des Herzens Pochen ſuchte er mit allen Hoffnungen, die er gewaltſam in ſeine Bruſt drückte, zu erſticken. Er durchflog den Park, ſprang über Zäune hinweg und ſchnell durch die Hinterpforte die ſchmale Treppe empor. Seine Schritte hallten ſchwer und dumpf durch den langen, gewölbten Gang. Er eilte an dem Zimmer, das er ehemals bewohnte, vorüber, in den Ahnenſaal; das Bild des bleichen Harfners lag zertrümmert am Boden, und der leere Rahmen hing an der Wand. Haſtig ſchritt er vorüber und an die Thür des Grafen. — Raſch war ſie geöffnet und — Gott des Himmels! — wer denkt ſein Entſetzen! — Iduna's Leiche lag bleich und im Tode lächelnd auf rothbehangenem Bette; der bleiche Ritter in ſeinem wohlbekannten Gewande, die Harfe in der Hand, ſtand an ihrer Seite. Mit todtblaſſem Angeſicht und ſtarrem Blicke ſah er Sigmar an, und dann leiſe den Zeigefinger an den Mund legend, lispelte er ihm zu: „ſtille, ſtille, ſie ſchläft.“ — Seine Sinne ſchwanden; mit einem Schrei des Entſetzens fuhr er zurück auf den Flügeln der Angſt, faſt bewußtlos, über die Treppe an ſeinen Wagen; „nach Hauſe! nach Hauſe!“ rief er heftig und ſank ohnmächtig in eine Ecke.

Ein ſchweres Gluthfieber hatte Sigmar vollends ſeiner Sinne beraubt, und als er das erſte Mal das Bewußtſein wieder fand, ſah er ſich in ſeiner Wohnung, umgeben von Ärzten, die ſorgſam auf ſeinen Athemzug zu lauſchen ſchienen. Er fühlte ſich ſehr ſchwach, nur unzuſammenhängend vermochte er zu denken, und wie eines längſt vergangenen Traumes gedachte er jener Begebenheit im Schloſſe des Grafen. Er wollte mehrere Male davon zu ſprechen anfangen, doch ſchnell ſuchte man ihn von dieſen Gegenſtänden abzuleiten, erklärte ſie als Bilder ſeiner kranken Phantaſie, und bat ihn endlich ſogar, nie an dieſe böſen Träume zurückzudenken.

Sigmar fand viele theilnehmende Weſen, die ihn zu erheitern bemüht waren; es gelang ihnen, und wirklich fühlte er von Tag zu Tag ſeine Kräfte, ja ſeine ganze Seele, die immer wie im Schlummer gelegen war, wieder erwachen. Doch mit der wiederkehrenden Kraft kehrte auch die Erinnerung an alles Vergangene lebhaft zurück. Er fühlte wohl, daß er nicht blos geträumt, daß es vielmehr der erſte Grund ſeiner Krankheit geweſen; doch verſcheuchte er mit ernſtlichem Willen jedes Zurückſinnen, weil er deutlich empfand, wie ſehr die Rückerinnerung ihn erſchüttern und wie nothwendig deren Vergeſſenheit zu ſeiner Geneſung ſey.

Der geſchickte Arzt, der ſo ganz von Allem, was in der Seele des Kranken vorgegangen war, unterrichtet zu ſeyn ſchien, fürchtete einzig noch die Gemüthsbewegungen, welche die Erinnerung an die furchtbarſten Ereigniſſe ſeines Lebens nothwendig in ihm hervorbringen konnten und drang Sigmar ein feierliches Verſprechen ab, höchſt ſelten der Vergangenheit zu gedenken, und nicht früher als nach zwei Jahren die Auflöſung einer Geſchichte zu erforſchen, die ihm durchaus bis dahin ein Räthſel bleiben müſſe. Nur das ließ er ihm wiſſen, daß Iduna wirklich todt ſey, damit nicht etwa mit eitlen Hoffnungen aufs Neue ſeine Seele erfüllet werde.

Er hatte an der rechten Stelle Sigmars Gemüth erfaßt. — Er blickte oft noch mit Wehmuth zurück auf das Geliebteſte dieſer Erde, das nun im kühlen Grabe ſchlummerte; doch bedeckte er es dann beruhigter mit dem Leichenſteine, den er zuvor mit ſeinen Thränen benetzt hatte. Dieſe Thränen, die er ſeiner ſchönſten Hoffnung nachweinte, ſie bewegten nur mild ſeine Seele, und riefen den Troſt für ein beſſeres Leben in ihr nach. Des bleichen Ritters Geſtalt wollte ſich ihm entgegenſtellen, doch er verſcheuchte ſie, dachte nur an die Verklärte und erleichterte ſeine Bruſt mit dem Ausrufe: „Sie iſt dort! ſie iſt glücklich!“ —

Der Winter war indeſſen herangerückt, die Stadt belebte ſich wieder, die geſelligen Vergnügungen verkürzten die langen Abende dieſer Jahrszeit, und **Sigmar** nahm an dieſen Feſten, als ein Mittel ſich zu zerſtreuen, gern Antheil. Er war ſelten allein, und vermochte auch ſo viel über ſich, die Einſamkeit nicht zu ſuchen. — In der That wirkte die Zerſtreuung wohlthätig auf ſeine Geſundheit, und als der Frühling gekommen war, konnte er ſeinen, durch den Tod ſeines Amtmannes und durch ſeine Krankheit etwas verwirrten Geſchäften wieder mit voller Thätigkeit vorſtehen und ſie in Ordnung bringen. Er verließ die Stadt. Der Arzt, welcher ſein innigſter Freund geworden war, ſtand ihm treu zur Seite; ſein Verſtand, ſeine muntere Laune wurden dem ernſten **Sigmar** zu lieben Gefährten, und jetzt erſt fühlte er es ſo ganz, wie klug jener auf ſein Gemüth einzuwirken wußte. Dieſe Thätigkeit, mit der er nun ſelbſt die Verwaltung ſeiner Güter beſorgte, und die ihm eigentlich durch ſein ganzes Leben fremd geweſen war, gab ſeinen Sinnen eine andere Richtung; er fand in ihr ein unendliches Vergnügen und eine unverſiegbare Quelle von Zerſtreuungen. Oft, recht oft dachte er noch an **Iduna**; doch war es nicht mehr jene leidenſchaftliche Trauer, die ſonſt ſeine Seele durchbebte, ſondern es war das zarte, unausſprechliche Gefühl milder Sehnſucht, das uns erfaßt, wenn wir in ſtiller, lauer Mondnacht empor zum geſtirnten Himmel ſchauen. — Der unerklärbare Zuſammenhang mit der Geſchichte des bleichen Ritters weckte zwar manchen Wunſch der Neugierde in ſeinem Herzen, doch ſein gegebenes Wort drängte ihn auch ſchnell wieder in ſeinen feſt verſchloſſenen Aufenthalt zurück. — So wechſelten Frühling mit Sommer, Herbſt mit Winter; Sigmar begnügte ſich, ſeine freundlichen Nachbaren zu beſuchen, ihre willkommenen Beſuche zu empfangen; ſein ländlicher Aufenthalt war ihm lieb geworden, — er kehrte nicht in die Stadt zurück.

Zwei Jahre waren ihm bei dieſer Lebensweiſe ziemlich ſchnell entſchwunden, als es eines Abends an Sigmars Thür pochte und ein Greis mit grauem, gebeugten Haupte eintrat. Seine Züge ſchienen ihm wohlbekannt, er faßte ihn tiefer ins Auge, und ſiehe da, jener treue, alte Diener des Grafen Bergen war es, der ihm vor fünf Jahren zuerſt im Schloſſe begegnete.

Es iſt ein wunderbar ergreifendes Gefühl, das ſich in der Seele des Menſchen als Schmerz oder Wonne regt, einen treuen Zeugen jener Stunden zu erblicken, wo wir uns freueten oder betrübten! Es iſt das lebende Denkmal der Vergangenheit und ruft ſie mächtiger zurück, als der Baum, der einſt ſeligen Augenblicken ſeinen Schatten ſchützend bot, oder ein Bild, das theure Züge wiedergiebt. —

So fühlte auch Sigmar ſich mächtig durch den Anblick dieſes Greiſes ergriffen. Er hatte Iduna als Kind auf ſeinen Armen gewiegt, an ihren kindiſchen Spielen Theil genommen, als Jungfrau ſie beſchützt und verehrt; Sigmar ſank mit einem Ausbruche der innigſten Rührung an ſeine Bruſt. „Treuer Freund eines Hauſes, in dem meine erſten ſchönen Hoffnungen für das Leben aufkeimten!“ rief er aus, „ſo lebſt du noch! Vielleicht der Einzige von Allen,“ — „der Einzige!“ fiel der Greis mit zitternder Stimme in die Rede, „bis zum letzten Augenblicke zum Zeugen der Trauer, ſo wie ich einſt ein Zeuge ſo mancher ſchönen Freude war. — Sie waren es, der gewiß den innigſten Antheil an dieſer Familie nahm und es bald mit dem Leben gebüßt hätten! — Die traurigen Begebenheiten, die ſich wie Glieder einer Kette an einander reihten, werden Ihnen zum Theil fremd, zum Theil unerklärbar ſeyn. Fühlen Sie ſich ſtark genug, alle die Leiden anzuhören, die mit unermüdlicher Beharrlichkeit die Unglücklichen verfolgten, — nun ſo will ich den ſchwachen Troſt mit in mein Grab nehmen, daß noch ein Menſch lebt, der ſeine Thränen der Theilnahme mit den meinigen vereinigt.“ -- „Ich bin gefaßt,“ erwiederte Sigmar, alle ſeine Kraft zuſammennehmend, und mit bebendem, öfter von Thränen unterbrochenen Vortrag begann der Greis:

„Graf Bergen hatte Iduna als eine fünfjährige arme Waiſe aufgenommen, mit väterlicher Zärtlichkeit aufgezogen und nicht minder gepflegt, als den einzigen Sohn Hugo, einen hoffnungsvollen, blühenden Knaben. Man hatte es bald vergeſſen, daß Iduna eine Fremde ſey, und der Graf Bergen freuete ſich der Innigkeit, mit welcher die beiden Kinder an einander hingen. So wuchſen ſie auf; Hugo friſch und ſtark, wie eine junge Eiche; wie eine Roſe, zart und ſchön, das Fräulein.“

„Die kindiſchen Spiele und Zärtlichkeiten ihrer erſten Jugend übergingen bald in die wärmeren Gefühle der Liebe, und ſo verging, wie in ſchönen Träumen, die erſte Zeit ihres Jünglingsalters. Der alte Graf, gewohnt, ſeit ihrer Kindheit an ſie froh und herzlich beiſammen zu ſehen, verfiel nie auf den Gedanken, daß jene Empfindungen anderer Art, als die der Geſchwiſterliebe ſeyn könnten. So ſaßen Hugo und Iduna oft Stunden lang in dem ſchönen Parke. Ein Raſenſitz unter einem dichtbelaubten Myrthenbaume war ihr Lieblingsplätzchen geworden. Dort freueten ſie ſich ihrer ſchönen Tage, wanden Kränze aus den Myrthenreiſern, ſchmückten den Baum mit Blumen und gruben ihre Namen in ihre Zweige.

Eines Tages blätterte der alte Graf in ſeinem Ahnenbuche, und rief dadurch eine Geſchichte der Vorzeit in ſein Gedächtniß zurück, die er wohl oft in ſeinem Leben gehört und erzählt hatte, ihm jedoch ſeit längerer Zeit nicht erinnerlich geworden war. Es war die Geſchichte eines ſeiner Ahnen, der auf ſeinen Sohn, welcher mit Liebe für ein armes, unadeliches Mädchen entbrannt war, einen gräßlichen Fluch laſtete, als er ſeiner Liebe, der Bemühung des rauhen Vaters, ſie zu vernichten, ungeachtet, nicht entſagen wollte."

„Wie ein Blitzſtrahl fuhr ihm der Gedanke durch die Seele, zu ſorgen, daß Hugo's Neigung für das Fräulein ſich nicht zur Liebe geſtalten könnte, und nun erſt wurde er aufmerkſam auf ihre Schritte. Er überzeugte ſich bald, daß ſeine Befürchtungen gegründet geweſen. Die Sorge, daß jener ſchreckliche Fluch in Erfüllung gehen könnte, erfaßte nun ſein ganzes Gemüth, und zwar um ſo mehr, als auch jener Unglückliche Hugo hieß, und die Züge des jungen Grafen die ſprechendſte Ähnlichkeit mit jenen hatten, welche vor Jahrhunderten der Wahnſinn entſtellte, wie ein im Saale hängendes Bild, das von jeher nur der bleiche Harfner benannt ward, bewies. Der Graf verdoppelte ſeine Aufmerkſamkeit, und die beiden Liebenden, nicht gewohnt, ſich zu verſtellen, geſtanden bald offen ihre

Gefühle. Der Graf erblaßte. Vaterliebe und quälende Vorurtheile kämpften in ſeiner Seele; letztere blieben Sieger.“

„Er erzählte ihnen die Geſchichte des bleichen Harfners, die bisher von Mund zu Mund durch die Glieder der Familie gekommen war. Er bat, er beſchwor ſeinen Sohn, eine Liebe aufzugeben, die die Tage ſeines Lebens vergiften müßte; er ſuchte ihm zu beweiſen, daß nicht Mangel an Zärtlichkeit, kein bloßes Vorurtheil ihm zur Pflicht mache, ſich dieſer Leidenſchaft zu widerſetzen, ſondern daß eben ſeine Liebe zu Hugo und Iduna es ſey, die ihm den ſchrecklichen Gedanken nicht tragen ließe, Beide ihrem Verderben zueilen zu ſehen.“

„Der alte Graf hielt es für nöthig, ſeinen Sohn auf Reiſen zu ſchicken, in der Hoffnung, durch den Reiz neuer Gegenſtände, durch den Zauber der Zerſtreuung eine Liebe zu tödten, die er als die unglücklichſte erkannte. Hugo mußte alſo hinaus in die weite Welt. Die Fröhlichkeit, die ſonſt in dem Hauſe herrſchte, war entſchwunden, und düſtrer Ernſt trat an ihre Stelle. Der alte Graf fürchtete, die Erinnerungen der Liebe in dem Herzen des Fräuleins zu wecken, die er durch die Zeit gänzlich zu verſcheuchen hoffte, und vermied ängſtlich ein jedes Wort, welches jene Erinnerungen herbeiziehen könnte. Er ſprach nie mehr ein Wort von Hugo. Er verbot es dem Fräulein, den Namen auszuſprechen, ſo lange ſie nur eine Spur jener höheren Neigung in ihrem Herzen fände, und der Graf und das Fräulein erblaßten, wenn der Zufall ein Geſpräch, das ſich auf Hugo bezog, herbeiführte, und wäre es auch nur die Geſchichte des bleichen Ritters im Ahnenſaale. Der junge Graf ſchrieb oft ſeinem Vater; doch alle Briefe ſprachen nur von ſeiner innigen, durch Zeit und Entfernung nicht vertilgbaren Liebe für das Fräulein. Der alte Graf hatte es bisher mit Stillſchweigen übergangen und des Fräuleins nur im Vorübergehen erwähnt; als aber Hugo immer dringender und heißer von ſeiner Liebe ſprach, und der Graf ſeinen Zweck vereitelt ſah, da hielt er es für nothwendig, ſeinem Sohne eine kalte Strenge entgegen zu ſetzen. Er befahl ihm daher, in ſeinen Briefen des Fräuleins nie wieder zu erwähnen, ihr Bild mit Gewalt aus ſeinem Herzen zu verbannen; er fügte hinzu, wie es nicht Härte ſey, ſondern die gegründete Furcht, das Unglück, das jener Unheil ſchwangere Fluch ſchleichend durch Jahrhunderte herbeiführte, erfüllt zu ſehen. Graf Hugo beſchwor ihn, dies ſtrenge Gebot, das ihm den letzten Troſt ſeiner Liebe raube, zu vernichten;

er könne und werde nicht es unterlaſſen, der Geliebten in ſeinen Briefen zu gedenken.“

„Der Vater fühlte ſich tief erſchüttert durch die treue Liebe ſeines Sohnes; doch vergebens bemühte ſich ſeine Zärtlichkeit für beide Liebende, jenes traurige Vorurtheil aus ſeiner Bruſt zu drängen; er weinte, rang verzweiflungsvoll die Hände, flehte zu Gott um Abwendung des Unheils, aber verharrte dann nur noch feſter bei ſeiner tief gewurzelten Einbildung. Um dieſe Zeit war es, als der Graf Sie, mein Herr, in ſein Schloß einlud und Sie in Kurzem auch daſelbſt erſchienen. Er glaubte eine Neigung für das Fräulein bei Ihnen bemerkt zu haben, und ſowohl die perſönliche Achtung, die er gegen Sie hegte, als auch die Hoffnung, daß es Ihnen gelingen dürfte, Hugo's Bild aus Iduna's Herzen zu verſcheuchen, erweckten wirklich einige Heiterkeit in ſeiner gramerfüllten Bruſt. Es muß bemerkt werden, daß des Fräuleins ſtiller, ruhiger Charakter, die Gewalt, die ſie dem eigenen Herzen anthat, den Augen ihres Wohlthäters eine Liebe zu verbergen, die ſo tief und feſt mit glühenden Farben in ihrem Buſen gezeichnet war, und die er verlöſcht zu haben wünſchte, ſeine Hoffnungen beſtärkten. Ihr plötzlicher Abſchied aus ſeinem Hauſe, deſſen Grund er wohl ahnete, verſcheuchte dieſen Glauben bald wieder und machte ihn zugleich feſter und härter in ſeinem Entſchluſſe. Er ſann auf andere Mittel und fand endlich ein grauſames, das ſeinem weichen, wahrhaft guten Herzen wohl ſchweren Kummer aufbürdete, wohl manche herbe Thräne ſeinem Auge erpreßte, aber als das letzte Mittel zu ſeinem Zwecke ihm dennoch annehmbar ſchien, daß das Fräulein ſelbſt an Hugo ſchriebe: wie ſie ſich zwar der Innigkeit erfreue, die er für ſie in den Briefen an ſeinen Vater — welche die Unglückliche doch nie geſehen — ausſpreche, doch daß ſie ſich zugleich verpflichtet fühle, ihm Aufrichtigkeit entgegen zu ſetzen, und zu geſtehen, daß ſie ſeine Liebe nicht mit gleichem Feuer erwiedern könne; daß ſie ſich überzeugt habe, wie das Gefühl, welches ihre Bruſt bewegte, nur jene natürliche Anhänglichkeit ſey, die in ihrer gemeinſchaftlichen Erziehung und der Anerkennung ſeines Werthes beruhe; ſie ihn daher bitte, dem Wunſche ſeines Vaters nachzugeben und ſeine Empfindungen, die ſie doch nie erwiedern könnte, zu vernichten.“

„„Und Iduna,““ fiel Sigmar haſtig in die Rede, „„Iduna vermochte es, jene furchtbaren Zeilen zu ſchreiben?““

„Sie that es,“ fuhr der Alte fort, „ſie that es mit thränenden Augen, mit zitternder Hand. Der ſtrenge Begriff von Dankbarkeit, die ſie ihrem

Pflegevater ſchuldig zu ſeyn glaubte, ließen ſie das Schwerſte, faſt Unmögliche vollbringen. Sie ſah mit einem Federzuge die ſchönſte Hoffnung ihres Lebens vernichtet, und glaubte ſo die ſchwere Schuld ihrer Dankbarkeit zu bezahlen. Der Brief wurde abgeſandt; es vergingen Tage, Wochen — keine Antwort erſchien. Wir erfuhren endlich, daß Hugo ſeinen bisherigen Aufenthaltsort verlaſſen habe, doch Niemand wußte, wohin. Nach zwei Monaten ohngefähr kam ein Brief des kurzen Inhalts: „Mein Vater! Ich wußte, was Sie fürchteten, „was Sie hofften. Iduna iſt mir heilig, aber „abgeſchieden in einen Himmel, den ich nie er„reichen werde. Seyn Sie unbekümmert um mein „Schickſal, ich lebe, denn ich athme noch. Ich „will keine Antwort; — mein Aufenthaltsort ſoll „Ihnen fremd bleiben. Frei von jeder Leidenſchaft „ſehen wir uns einſt wieder.“ — „Der bleiche Ritter.“

„Mit Beruhigung für einen Augenblick, mit Beſorgniſſen für den nächſten, erfüllten den Grafen dieſe Zeilen. Nur ich erfuhr ihren Inhalt. Der Graf hatte beſchloſſen, die Zeit abzuwarten; doch als ſich Wochen an Wochen reihten und keine Kunde erſchien, da vermochte er die immer wache Sorge ſeines Herzens nicht länger zu unterdrücken. Er ſchrieb allen Bekannten nach allen Theilen Europens; keiner wußte eine Spur des jungen Grafen zu bezeichnen. Endlich kam eine dunkle Nachricht, daß man Hugo, in ſeine alterthümliche Ritterkleidung gehüllt, in den ſüdlichen Gegenden Italiens erkannt zu haben glaube, doch mit bleicher, entſtellter Miene und — das Licht ſeines Geiſtes mit der Nacht des Wahnſinns vertauſcht. Dieſe Nachricht ergriff heftig des Grafen Gemüth! — Er ſah den gräßlichen Fluch erfüllt, den einzigen Sohn unglücklich gemacht — durch ſeine Strenge in Wahnſinn verſunken! Und doch — wie groß iſt die Macht der Vorurtheile — er erkannte nicht, daß ſeine Härte natürlicher Weiſe dieſe Folgen herbeigeführt haben könnte; er war vielmehr überzeugt, daß es nur der Fluch ſeines Ahnherrn ſey, der in Erfüllung gehen mußte, da Hugo ſeine Liebe zu dem unadelichen Mädchen nicht aufgeben wollte. Raſtlos quälte ihn der Gedanke, daß er dieſe Liebe nicht unterdrückte, als ſie noch im Keimen war; daß er ſelbſt ihr Nahrung gab, und unbedachtſam ſich einer Neigung freuete, die ihm als Geſchwiſterzärtlichkeit ſo ſchön erſchien; daß er ſomit das Unglück des einzigen, vielgeliebten Sohnes ſelbſt herbeigeführt habe.“ —

„Dieſer bleiche Kummer bleichte ſichtbar ſeine Haare; todtenblaß war ſein Antlitz, rothgeweint jeden Morgen das Auge nach der ſchlafloſen, ſchmerzlichen Nacht! — Auch Iduna ſchien eine wandelnde Leiche, — doch nein! eine Heilige, die ihr reines, leiderfülltes Leben Gott geweiht und den frommen Blick nach jenſeits gehoben, ihrer Auflöſung mit Troſt und Hoffnung entgegen ſieht. Ich ſah ihre Augen ſelten thränenfeucht, — ſie tröſtete mit Engelsliebe den tiefgebeugten Vater und ſprach ihm Muth zu in ſeinen Leiden. Nur des Nachts hörte ich zuweilen die Klänge ihrer Harfe aus dem Ahnenſaale herüber klingen, und da fiel wohl manche Thräne in den verhallenden Ton.“

„Der Graf beſchloß endlich, ſeinen Sohn aufzuſuchen und Alles aufzubieten, ſeine verwirrten Ideen wieder in Ordnung zu bringen. Begleitet von ſeinem Kammerdiener und dem Hausarzte, trat der Graf die Reiſe an; doch kaum hatte er Italiens Grenze erreicht, ſo überfiel ſeinen, durch mehrjährige Leiden ſehr entkräfteten Körper eine Schwäche, die ihn nicht weiter reiſen ließ. Die Kraftloſigkeit vermehrte ſich mit jeder Stunde, ſchwächer mit jedem Tage ging der Puls, und nach dem Zeitraume von einer Woche hatte er zu ſchlagen aufgehört. — Als der letzte Augenblick heranrückte, ſchien ein wichtiger Gedanke in des Grafen Seele zu erwachen. — „„Fort — führt ihn zu Iduna,““ begann er ſchwer athmend —

wollte weiter ſprechen — doch der Athem war ſeiner Bruſt mit dieſen Worten auf immer entflohen.“

„Der Kammerdiener Georg, ein treuer, redlicher Mann, befolgte gewiſſenhaft des Herrn letzten Befehl. Er ging an die Quelle jener unglückſeligen Nachricht und erfuhr dort, daß ſich Hugo nun in Neapel aufhalten ſollte. Er eilte dahin und war ſo glücklich, den jungen Grafen bald zu entdecken. Man kannte ihn unter den Namen des wahnſinnigen Deutſchen, und ſprach mit Theilnahme von dem Unglücklichen, deſſen ſtiller Wahnſinn Niemanden beleidigte, und der, wo er hinkam, das innerſte Mitleiden erweckte.“

„Man beſchrieb den gewöhnlichen Aufenthaltsort des jungen Grafen. In dem düſtern Schatten eines dunklen Waldes fand ihn Georg mit ſchwarzen, alten, ritterlichen Kleidern angethan, eine weiße Schärpe um die Schultern geſchlungen, das Haupt mit einem ſchwarzen Barett, über welches ſich eine breite, weiße Feder ſchwang, bedeckt. Er erkannte den alten Diener ſeines Vaters. „„Willſt Du mich nach Hauſe führen,““ rief er freudig aus; doch bald wurden ſeine Züge wieder ernſt, und er fuhr fort: „„Nein, nicht nach dem bangen, finſtern Schloſſe, wo der Sohn den Dolch gegen die Bruſt des Vaters zückt — und die arme Roſa blutend zu ſeinen Füßen liegt! — Sieh, Alter, warum haſt Du mich nie die Harfe gelehrt? — jetzt könnte ich auch ſpielen, — ſpielen — wohl auch Thränen hätte ich, wenn Du mich die Harfe gelehrt hätteſt! — Doch hörſt Du — Iduna ſchlägt ſie, — hörſt Du, wie die Töne herüber ſchallen? — Ach! wie ſchön werde ich einſchlummern, wenn der Tod mir zum letzten Male dieſe Klänge herüber bringt!"" —

„Der alte Georg glaubte zu vergehen vor Schmerz über den traurigen Zuſtand, in dem er ſeinen geliebten jungen Herrn fand. Sie gingen in ihre Wohnung. Graf Hugo ward freundlich und liebreich gegen den Diener. Er hatte helle Augenblicke, wo er eifrig und ſehnſuchtsvoll nach Iduna forſchte. Georg ſagte: er ſolle mit ihm nach Deutſchland ziehen und ſie wiederſehen; „„das darf nicht ſeyn,"" erwiederte der Graf, wieder zurückgeſunken in ſeinen Wahnſinn, — „„das darf nicht ſeyn! — Siehſt Du, ich könnte wahnwitzig werden, wenn ich ſie wiederſähe; — denn glaube mir, lieben müßte ich ſie dann — und lieben — lieben — doch das verſtehſt Du nicht!""

„Nach mehreren Wochen gelang es doch den Bemühungen Georgs und des Arztes, den unglücklichen Grafen zur Heimkehr zu bewegen. Der Gedanke, Iduna's Harfentöne ſo ganz nahe wieder zu hören, that das Meiſte zu dieſem Entſchluſſe. „„Ich will ſie gewiß nicht lieben,““ verſicherte er oft ängſtlich den beiden Gefährten — „„nur die ſüßen, milden Klänge will ich hören, daß ſie ſanfter mir das Herz bewegen, als der Sturm, der darin und im Kopfe ſauſt.““ Vertraulich dann ſich nähernd flüſterte er ihnen zu: „„Seht, ich meinte oft die Töne aus der Ferne zu hören; doch ich mochte mich getäuſcht haben, es waren wohl nur die Lüfte, die, durch den Wald herſäuſelnd, mit meiner weißen Feder ſpielten.““ — Endlich langten ſie nach einer traurigen Reiſe in dem gräflichen Schloſſe an. Iduna war vorbereitet auf Alles, was ſie ſehen ſollte. Die beiden Begleiter fürchteten das erſte Wiederſehen für Hugo's Gemüth; doch ſie irrten. Ruhig, doch freundlich lächelnd, blickte er das Fräulein an. „„Du biſt bleicher, als Du in Italien warſt““ — begann er, ſie wehmüthig betrachtend; — „„Du zogſt überall mit mir, — in Thälern und auf Bergen, in der Felſenſchlucht und im mächtigen Walde ſtandeſt Du mir zur Seite — aber blühend — roſenroth!““ — „O! mein Herr, laſſen Sie mich nicht die Tage, die Wochen beſchreiben, wo jede Stunde Kummer, jeder Augenblick neue Sorgen brachte! Hugo's Gemüth blieb, aller angewandten Mittel ohngeachtet, verfinſtert, und der Gedanke, der das Licht ſeines Verſtandes verlöſcht hatte: „Iduna lebt nicht für Dich!“ — blieb feſt gewurzelt in ſeinem Gehirne. — Er nahte ſich der Geliebten nur mit Ehrfurcht und Scheu, blickte ſie oft Stunden lang ſchweigend an und ſchien am glücklichſten zu ſeyn, wenn ſie Accorde auf der Harfe griff. Ein Strom von Thränen ſtürzte dann über ſeine Wangen, und mit dem Ausrufe: „Schön — o ſchön! Heilige Jungfrau, nimm mich auf!“ — ſank er zu ihren Füßen.“

„Daß Iduna durch viele Leiden, die um ſo heftiger ihre Bruſt durchbrannten, als ſie ganz ſtille und verborgen vor Jedermann darin loderten, ohnehin ſchon ermattet, dieſen hoffnungsloſen Zuſtand nicht lange ertragen konnte, war wohl zu vermuthen. Kaum dreiviertel Jahre lang ſah ſie Hugo's Leiden, — und als eines Abends die Sonne hinter den Hügeln niederſank, ſenkte das Fräulein ihre Augen, und ihr Leben war mit der ſcheidenden Sonne untergegangen!“ —

Nach einer langen Pauſe fuhr er fort: „Graf Hugo blieb unerſchüttert bei dem Anblicke der Leiche. Sie ſchläft, ſagte er, und ermahnte die Nahenden, leiſe zu ſprechen, um des Fräuleins Schlummer nicht zu ſtören. Doch als man ſie zu

Grabe tragen wollte, da wurde er heftig, — ſein ſtiller Wahnſinn wurde Raſerei, und er würde den getödtet haben, der es gewagt hätte, ſeine Hand an des Fräuleins Leiche zu legen.“ „„Sie iſt nicht todt, ihr Raſenden!““ ſchrie er heftig, „„ſie ſchläft, ſie ſchläft! Der Erſte, der das Wort todt noch ausſpricht, ſoll ſelbſt zum Leichnam werden unter meinen Händen!““ — „Unſer Arzt hatte dieſe Kataſtrophe gefürchtet, und ſeine Erfahrung und Klugheit hatten ihm bereits ein Mittel angegeben, den Unglücklichen zu beruhigen. Er hatte nämlich von einem geſchickten Bildner zur Zeit, als er Iduna's Ende annähern ſah, ihre ganze Geſtalt von Wachs, mit ſchlafender Miene und Lage, formen laſſen. Der Künſtler hatte ſich der Schnelligkeit befliſſen, und fünf Tage nach Iduna's Abſcheiden war das Meiſterwerk höchſt gelungen in aller Stille in das Schloß gebracht. — Der Arzt, welcher ganz das Vertrauen des Gemüthskranken, der ihn von Kindheit an kannte, beſaß, machte dem armen Hugo glauben, das Fräulein ſey erwacht und verlange ihn zwei Tage nicht zu ſehen, dann aber bäte ſie ihn inſtändig, wenn ſie wieder ſchliefe, ihren Schlaf nicht zu ſtören, ſondern ſie vielmehr zu bewachen, daß Niemand ihre Ruhe verſcheuche. Des Fräuleins Wunſch war dem Liebenden von jeher ein Befehl. Er gehorchte ſchweigend. Iduna's Leiche wurde mit größter Vorſicht des Nachts zur Erde beſtattet, die leere Ruheſtätte mit rothen ſeidenen Decken behangen, und ihre Statur, ſo weich und zart geformt, als ob ſie athmete und träumte, in des Fräuleins gewöhnlichen Morgenanzug gehüllt, darauf niedergelaſſen. Hugo hatte die Stunden, die Augenblicke, bis die beſtimmten zwei Tage vorüber waren, gezählt. Man ließ ihn leiſe eintreten — ſein Schritt berührte kaum den Boden. Er ließ ſich täuſchen! — Mit jener Ritterkleidung, die er nie ablegte, angethan, ſtand oder ſaß er ihr zur Seite, die Harfe behutſam in ſeinen Armen haltend. Den Eintretenden deutete er leiſe zu ſeyn, und flüſterte gewöhnlich die Worte: „Stille, ſie ſchläft!“ — Nur mit Mühe brachten wir es dahin, daß er zuweilen einige Nahrung zu ſich nahm; er ſchlief wenig, das Zimmer verließ er nie und ſelten ſprach er ein anderes Wort, als: „Stille, ſie ſchläft!“ —

„Was wir gefürchtet hatten, traf gar bald ein. Wie ein Schatten bleichte des unglücklichen Jünglings Leben dahin, ſichtbar zehrte er ab und wurde endlich ſo ſchwach, daß er kaum noch die Harfe in ſeinen Händen erhalten konnte. Der Arzt gab ſeinem Leben nur noch wenige Stunden. —

Doch mit dem herannahenden Tode ſchien auch das Licht ſeines Geiſtes ſich wieder zu entzünden. „„Ich weiß es wohl,““ ſprach er mit gebrochener Stimme, — „„ſie hat den längſten Schlaf begonnen, wir ſtören ſie nicht mehr in ihrer Ruhe. — Bald werde auch ich einſchlummern! — ihr braucht mich nicht ſo ſorgſam zu bewachen, wie ich ſie bewacht, — mein Schlaf wird lange und feſt ſeyn, wie der ihre war.““ — „Wir mußten uns Alle entfernen; — doch kaum waren wir eine Stunde in dem Nebengemache, als ein lauter Schall in dem Ahnenſaale uns herbeizog.“

„Des bleichen Harfners Bild, das bereits früher ein Mal aus dem Rahmen herausgefallen war, und das wir dann ſtärker befeſtiget hatten, lag zertrümmert auf der Erde. Mit einer dunklen Ahnung in der Bruſt eilten wir in des Fräuleins Gemach — und — todt ſaß Hugo in ſeinem Stuhle, feſt die Harfe in ſeine Arme gepreßt, den gebrochenen Blick auf die Geliebteſte hingewandt.“

Ein lange zurückgehaltener Thränenſtrom entquoll nun den Augen des Greiſes, und tief erſchüttert drückte ihn Sigmar an ſeine Bruſt.

Der Greis hatte das Haus des Kummers und der Verzweiflung, in dem er 56 Jahre gelebt hatte, für immer verlaſſen, und Sigmar, der ſein ſtilles, von manchem wehmüthigen Gefühle durchflochtenes Leben ganz der Beglückung der Menſchheit widmet, iſt mit herzlicher Freundlichkeit bemüht, die letzten Tage des Alten zu verſchönern, und fordert dafür nichts anders, als zuweilen eine ſchmerzliche, ſüße Erzählung aus den glücklichen Tagen Iduna's.

V.

Die ſchöne Diana.

Erzählung.

Es iſt gar Manches nicht ſo ſchwer begreiflich,
Was in der Zeit ſich pfleget zuzutragen;
Nicht erſt Nachſinnen, Forſchen, ernſt und reiflich,
Und ſolche Künſte braucht man da zu wagen;
Die Luſt iſt blau, die Sterne ſind nicht käuflich,
Das glauben Alles wir vom Hörenſagen, —
Und wenn zwei Leutchen ſich recht lieben, küſſen,
Müſſen wir da auch das Warum erſt wiſſen?

Zwei reiche Gutsbeſitzer, die in der Normandie angränzende Ländereien zu eigen hatten, begannen einen Streit über die eigentlichen Gränzen ihrer Güter, und brachten ihr Leben vorzüglich damit hin, ſich wegen dieſer Urſache wechſelſeitig zu beunruhigen und Rechtshändel aufzunöthigen; ja ſie trieben ihre Zwietracht und ihren Haß gegen einander ſo weit, daß ſie ihre Frauen, ihre Kinder, ihre Freunde und ſelbſt ihre Diener zwangen, ihre Geſinnungen zu theilen; in keiner der beiden Familien wagte man es, den Namen desjenigen auszuſprechen, der hier als der furchtbarſte Feind galt, ohne ſich durch dieſes Wort zugleich unwürdig zu machen, ferner dieſer Parthei anzugehören. Dieſe zwei unermüdlichen Gegner ſtarben zwar; aber ſie hinterließen ihren Erben jene verhängnißvolle Feindſchaft, eine unerſchöpfliche Quelle argliſtiger Neckereien und Verfolgungen, und man verfolgte mit

Hartnäckigkeit einen Prozeß, deſſen Verluſt eine der beiden Familien nothwendig zu Grunde richten mußte.

Der eine der beiden verſtorbenen Väter, deſſen Rechtsſache allerdings die gerechtere ſchien, hinterließ einen einzigen Sohn, Namens Sainville, der von ſeiner Jugend an bei Hofe war. Dieſer junge Mann hatte es durch den Glanz ſeines wahren Verdienſtes, indem er die rühmliche Bahn der Waffen ergriff, bald dahin gebracht, ſich auf eine eben ſo vortheilhafte als ehrenvolle Weiſe bemerkbar zu machen; aber obwohl ſich Sainville nur ſehr ſelten in der Provinz aufhielt und die Feinde ſeines Vaters nur dem Namen nach kannte, ſo war er nicht weniger gegen ſie erbittert. Er betrieb alſo den Prozeß mit derſelben Feindſeligkeit, als der verſtorbene Gegner; aber da er nur eine ſehr unvollkommene Kenntniß von Geſchäften beſaß, ſo überließ er die Sorge dafür Rechtsverſtändigen und Gerichtsperſonen, welche, erfreuet über ſein Zutrauen, die Sache in die Länge zogen und die Unkoſten vergrößerten, um beträchtlichere Gebühren zu erhalten. Die Rechtsſache ſollte endlich nächſtens in letzter Inſtanz entſchieden werden, als man Sainville einlud, das Attelier eines Künſtlers zu beſuchen, deſſen Name berühmt zu werden anfing. Sainville verſtand ſich auf Malerei;

dieſe Kunſt war eine von denen, welche er am meiſten liebte. Die Einladung wurde mit Freuden angenommen, und der Künſtler, unterrichtet, daß derjenige, welcher zu ihm kommen ſollte, ein Liebhaber und Kenner im ganzen Umfange des Wortes wäre, machte es ſich zur Pflicht, ihm die beſten Gemälde vorzulegen. Sainville theilte Lob und Tadel mit Unpartheilichkeit aus, und wie ſeine Blicke ſo überall herum ſchweiſten, gewahrte er ein umgewendetes Gemälde. Er nahm es und ſtellte es auf die Staffelei; es war eine Diana von ſo vollkommener Schönheit, daß er in Erſtaunen gerieth. Er fragte den Künſtler um den Preis dieſes herrlichen Stückes, womit er ſein Cabinet bereichern wollte. Der Künſtler bewies ihm ſein Bedauern, dieſes Gemälde nicht verkaufen zu können, indem er ihm eröffnete, daß es kein Ideal wäre, und daß das Original dieſes Bildes ihm eben zum letzten Male geſeſſen ſey. „Iſt es möglich,“ rief Sainville aus, indem er alle Züge der reizenden Geſtalt unterſuchte, „daß es eine ſo regelmäßige Schönheit giebt?“ — „Ich wage es, Ihnen die Ähnlichkeit zu verbürgen, und ich kann Ihnen nicht das Vergnügen beſchreiben, das mir der Anblick eines ſo ſchönen Vorbildes gewährt hat.“

Sainville, deſſen Augen das wahrhaft bezaubernde Gemälde nicht verlaſſen konnten, verlangte von dem Künſtler den Namen dieſer jungen Perſon zu wiſſen, deren Züge er ſo geſchickt wiedergegeben hatte. „Man hat mir nicht aufgetragen, ein Geheimniß daraus zu machen; ſie heißt Eleonore Dermont. Ein Prozeß ruft ſie, ſo wie ihre Mutter, in die Hauptſtadt, wo ſie ſich ſeit einem Monate befinden.“

So lange der Maler ſprach, war Sainville in tiefe Träumerei verſunken. Der Name von Dermont hatte ihn überraſcht; denn dieſer war es, den ſeine Gegenparthei führte, und durch ein Spiel des Ungefährs war die Perſon, deren Züge einen ſo lebhaften Eindruck auf ihn machten, die Tochter des Gegners ſeines Vaters. Mehr brauchte er davon nicht zu wiſſen, und nachdem er einige Gemälde gekauft hatte, begab er ſich nach Hauſe, in einer Gemüthsſtimmung, ſehr verſchieden von jener, mit der er ausgegangen war. Fruchtloſe Bemühungen waren es, den reizenden Gegenſtand, der ihn gänzlich beſchäftigte, aus dem Gedächtniſſe ſchlagen zu wollen. Sein Herz war gefeſſelt, und weder der Haß ſeines Vaters, noch die Uneinigkeit beider Familien konnten ihn vor dem Liebesfeuer ſchützen. Eine romanhafte, aber feurige Leidenſchaft trat an die Stelle der Feindſchaft, und da ſie alle Gründe, die ihn vor kurzem zur Rache beſtimmten, gegen ihn wendete, hielt er es für unrecht und ſtrafbar, den Haß von Geſchlecht zu Geſchlecht auszudehnen und die Wittwe und die Tochter eines Mannes zu verfolgen, deſſen Fehltritte der Himmel ſchwer genug beſtrafte, indem er ihn der Welt und ſeiner Familie entriß. Seine Rechtsſache, ſo gut ſie ſtand, ſchien ihm nun ſchlecht, und endlich beherrſchte die Liebe ſo ſehr ſein Herz, daß er auf dem Punkte war, ſich ſelbſt zu haſſen, weil er den Entſchluß gefaßt hatte, Eleonoren und ihre Mutter in einen der Dürftigkeit nahen Zuſtand zu verſetzen.

In dieſen Geſinnungen begründete ihn noch mehr die Ungeduld, ſeine reizende Gegnerinn zu ſehen, und er wendete ſich daher an ſeinen Geſchäftsführer mit der Abſicht, ſich zu erkundigen, wo ſie wohne. Als er davon unterrichtet war, ſann er auf ein Mittel, die Blicke und das Herz Eleonorens zu gewinnen, bevor ſie wüßte, wer er wäre. Um zu dieſem Zwecke zu gelangen, ſtrich er Tag und Nacht um das Haus der Frau von Dermont; der Zufall wies ſeinen Augen ihre reizende Tochter. Er war bald überzeugt, daß ihr der Maler nicht geſchmeichelt hatte, und hielt ſie ſogar für ſchöner, als jene Diana, die er bewundert hatte, entbrannte nur noch mehr in Liebe zu ihr und erklärte ſich eifriger, als je, dem Entſchluſſe zu folgen, den er einmal gefaßt hatte; endlich machte er ſo viele Gänge, ſo viele Nachforſchungen, bis er erfuhr, daß Frau und Fräulein von Dermont faſt alle Abend, von einigen Freunden begleitet, in die neue Anſtalt, welche man bei Bercy errichtete, ein Bad zu nehmen, gingen. Er wußte außerdem, daß dieſe Frauen, welche die Waſſerſpazierfahrten ſehr liebten, ihren Wagen im Hafen Saint Bernard zurückließen, wo ſie ein Fahrzeug mieteten, welches ſie von dort an den Ort ihrer Beſtimmung bringen ſollte. Die Liebe, reich und erfindungsvoll in allen Unternehmungen, gab ihm einen Gedanken ein, den er ſogleich auszuführen beſchloß. Er eilte zum Hafen, vertheilte Geld, gewann die Schiffer, warf ſich in das Gewand eines derſelben, mietete zwei verdeckte Barken, arrangirte in einer eine muſikaliſche Symfonie, begab ſich in die andere und harrte, das Ruder in der Hand, der reizenden Eleonore, für die jener feſtliche Empfang bereitet war. Es währte nicht lange, ſo kam dieſe mit ihrer Mutter und mehreren Freundinnen der letztern. Der verliebte Sainville eilte ihnen entgegen, lud ſie ein, ſein Schiff zu beſteigen und führte ſie in eins jener Bäder, deſſen Eigenthümer er durch ſein Gold geworden war.

Während der Waſſerfahrt gab ihm das Geſpräch, das zwiſchen den Damen begann, Gelegenheit, zu bemerken, daß Eleonore Bildung und Geiſt habe. Je näher er ſich ihr befand, je öfter er ſie anſah, deſto herrlicher erſchien ſie ihm. Hundert Mal ſchon wollte er aus ſeinem Incognito heraustreten, — aber noch zu rechter Zeit rief er ſeine Männlichkeit und Vernunft zurück; er mäßigte die Ausbrüche ſeiner Leidenſchaft und begnügte ſich, dieſe wunderbare, junge Schönheit mit Stillſchweigen zu betrachten, und konnte in ihrer Bewunderung nicht müde werden.

Eben war die Geſellſchaft in die Badezimmer getreten, als ſich eine ſanfte Harmonie vernehmen ließ, welche die ganze Zeit forttönte, ſo lange ſich die Damen hier befanden.

Frau von Dermont, Eleonore und alle Übrigen ſahen ſich wechſelſeitig, verwundert über dieſe zarte Galanterie, ſtaunend an, beſtürmten einander mit Fragen, was wohl hierzu die Veranlaſſung gegeben haben möge, aber keine unter ihnen vermochte die Neugierde der Übrigen zu befriedigen. Als die Zeit der Rückfahrt gekommen war, vertauſchte Sainville die Kähne und empfing die Frauen in jenem, worin ſich das Orcheſter befand, und der mit Blumen und Guirlanden ausgeſchmückt war.

Frau von Dermont betrachtete Alles genau; ſie entnahm aus den zierlichen Verſchlingungen einer Guirlande, welche die Namenszüge ihrer Tochter bildeten, mit Gewißheit, daß Eleonore die Gefeierte des unerwarteten Feſtes ſey. Sie nahete dem Schiffer und erkundigte ſich mit Eifer, wem ſie alle dieſe angenehme Überraſchung zu danken hätten. Die reizende Eleonore verband ſich mit ihrer Mutter und beſchwor ihn, den Urheber zu nennen. Man denke ſich die heimliche Verlegenheit und Beſtürzung Sainville's. Aber der Entſchluß, ſeinen gefaßten Plan vollends auszuführen, ſiegte über ſeine glühende Begierde, jetzt ſeine Liebe zu geſtehen; mit einer finſtern Miene und rohen Geberde, den breiten Hut tief in die Augen gedrückt, erwiederte er kurz und barſch: daß er nicht Eigenthümer des Schiffes ſey, und daß ihn ſein Herr nicht zum Vertrauten ſeiner Geheimniſſe gemacht habe.

Frau von Dermont aber und ihre liebenswürdige Tochter, welche alle ſeine Bewegungen, Mienen und Worte mit geſpannter Aufmerkſamkeit beobachteten, wurden an ihm einen gewiſſen Anſtand und eine Leichtigkeit im Ausdrucke gewahr, die bei Leuten ſeines Gewerbes nicht gang und gebe war. Die Damen warfen ſich geheime Blicke zu, die laut ſprachen, daß ſie über dieſen Punkt ſchon bereits Alle nur Eine Geſinnung hegten; allein der Anſtand nöthigte ſie, das discrete Betragen des Schiffers zu ehren und ihrer Seits nachzuahmen. Sie ließen daher ab, mit Fragen in ihn zu dringen, ſchwatzten die übrige Zeit ihrer Rückfahrt fröhlich durch und verließen, im Hafen angekommen, die myſtiſche Barke, um in ihrem Wagen Platz zu nehmen.

Den ganzen Abend über konnte man ſich nicht genug über das Abentheuer beſprechen und unterhalten. Die Freundinnen Eleonorens prieſen ſie glücklich, einen Verehrer zu beſitzen, der eben ſo liebenswürdig als großmüthig ſcheine. Dem Fräulein von Dermont aber war gar ſonderbar zu Muthe, und ſie wußte noch nicht recht, ob ſie die Sache mit frohem Lächeln, oder mit Ernſt aufnehmen ſollte. Die Mutter aber, die bis zur gegenwärtigen Stunde nichts als ihren Prozeß vor Augen hatte, und ſeit ihrer Ankunft nur mit Sachwaltern und Gerichtsperſonen im Verkehr ſtand, konnte es gar nicht begreifen, wie es ihrer Tochter gelungen ſey, eine ſo glänzende Eroberung zu machen.

Es mochten wohl kaum fünf Wochen ſeyn, daß dieſe Dame zu Paris wohnte und den Rechtshandel verfolgte, welchen Sainville's Vater begonnen; ſie kannte ihren Gegner nur dem Namen nach, und wie hätte ſie auf den Gedanken gerathen ſollen, daß eben er es ſey, den die jugendlichen Reize Eleonorens beſiegt hatten!

Eleonore war die einzige Erbinn der Frau von Dermont. In der Hoffnung, die Richter für ſich zu gewinnen, hatte die Wittwe ihre Tochter mit ſich nach Paris gebracht; ſie hatte nicht ganz unrecht, wenn ſie glaubte, die Schönheit des Fräuleins dürfte es leicht dahin bringen, daß ſich die Waage der Themis auf ihre Seite neige; aber ſie wußte noch nicht, welche unbeſtechliche Gerichtsperſonen aufgeſtellt waren, das Urtheil zu ſprechen, und hatte ſich in dieſer Hinſicht noch viel zu wenig in der Welt umgeſehen. Ihr freundſchaftlicher Umgang beſtand aus drei bis vier Frauen; der einzige Herr Germeuil, ein alter Freund ihres verſtorbenen Gatten, fand in dem kleinen Kreiſe Zutritt, und ſo vermochte auch ihr Niemand den geringſten Aufſchluß über den beſcheidenen Verehrer ihrer Tochter zu geben.

Indeſſen hatten ſich aber doch Alle einſtimmig dafür erklärt, daß der maskirte Schiffer das Feſt angeordnet habe. Seine Verwirrung, ſeine Beſtürzung, ſeine barſchen, kurzen, wenig zuſammenhängenden Antworten, die erzwungenen Geberden, die er annahm, wenn die Blicke der Damen auf ihm verweilten: dieſes Alles hatte den Schleier ſeines Incognito's gelüftet, und die Geſellſchaft war der Meinung, morgen das Bad wieder zu beſuchen, in der angenehmen Überzeugung, daß eine neue Überraſchung ſie dort erwarte, und daß der verſtellte Fährmann gegen ſeinen Willen ſein Geheimniß verrathen werde.

Es war ſchon ſpät geworden; Jeder entfernte ſich, nichts ſinnend, als die neuen Vergnügungen, welche die Fortdauer dieſer geheimen Liebe verſprach. Sainville aber von ſeiner Seite bereitete ſich vor, ſeine begonnene Rolle fortzuſpielen. Die wiederholten Fragen und Nachforſchungen Eleonorens und ihrer Mutter überzeugten ihn hinlänglich, daß der Liebesroman bei weitem noch nicht geendet ſey, und daß man ihm gewiß Gelegenheit verſchaffen werde, dieſen mit einem neuen Kapitel zu bezeichnen, worin er eigentlich entdecken konnte, wer er ſey. Entzückt durch die ſüßeſte Hoffnung, beſchäftigte er ſich die ganze Nacht hindurch blos mit Eleonoren und mit dem Plane, die Gehäſſigkeiten zu entfernen, welche bisher zwei ſo achtungswerthe Familien entzweiet hatten. Seine glühende Liebe räumte zwar alle Schwierigkeiten aus dem Wege; aber es war ihm vorzülich darum zu thun, daß er von Eleonoren früher geliebt werde, als dieſe ſeinen Namen erfahren, und ſcheuete keine Mühe, an die Ausführung eines neuen Planes zu ſchreiten, den er ſo eben gefaßt hatte.

Sainville kannte nur zu gut die Neugierde und Eigenliebe der Frauen, als daß er hätte nicht überzeugt ſeyn ſollen, Frau von Dermont werde nicht unterlaſſen, mit ihrer Tochter und ihren Freundinnen des nächſten Tages das Bad wieder zu beſuchen. Er ging daher zeitig an das Ufer, traf eine zweite Übereinkunft mit dem Eigenthümer der Gondel und bereitete Alles vor, die erwartete Geſellſchaft zu empfangen.

Die Stunde zum Bade hatte noch nicht geſchlagen, als er bereits die Equipage der Frau von Dermont anlangen ſah. Die Geſellſchaft ſtieg aus, näherte ſich dem Ufer und ſuchte mit den Augen den artigen Gondolier. Als ſie ihn erſahen, traten ſie in ſeine Barke, ohne im geringſten zu zeigen, daß ſie ſich des Vorangegangenen erinnerten. Doch wurden alle Bewegungen des Schiffers genau beobachtet.

Eleonore, ihre Mutter und ihre Begleiterinnen gingen in das Bad; die Symfonie begann. Als ſie zurückkamen, verfügten ſie ſich wieder in eine gedeckte Barke, wo ſie ein zierlich gedeckter Tiſch erwartete. Die Damen näherten ſich der Tafel und lobten ungemein das gewählte und glänzende Mahl. Frau von Dermont lud ihre Begleiterinnen und ihre Tochter ein, ſich zu ſetzen, und wenn ſchon Jeder jetzt eine Überraſchung fühlte, die er nicht zeigte, ſo konnten ſie doch ihr Erſtaunen über folgendes Lied nicht bergen, das in einer nahen Barke geſungen ward. Der Ton einer Guitarre begleitete eine Stimme, die man für jene des Schiffers hielt, der zur allgemeinen Verwunderung nicht erſchienen war, als ſie das Bad verlaſſen hatten.

Ach! des Glückes goldener Stern
Sah nicht in mein welkendes Leben,
Alle Wonnen blieben mir fern,
Alle Freuden ſah ich entſchweben.

Nun, da Liebe in mir erwacht,
In dem heißen, glühenden Herzen,
Hält mich eine höhere Macht
Zwiſchen Wonnen, Bangen und Schmerzen.

Trag' ich wohl noch länger das Leid?
Trag' ich wohl noch länger das Sehnen?
Dürfte, wie das Herz es gebeut,
Mein Gefühl ſich wandeln zu Tönen?

Aber durch unendlichen Zwang
Iſt mein Mund in Feſſeln geſchlagen,
Und wovon die Seele mir krank,
Darf mein Leid Dir, Holde! nicht ſagen.

Laß mich hoffen, leiden und fleh'n,
Daß die Wunderblume der Minne,
Unter ſüßen Wonnen und Weh'n,
Raum in Deinem Herzen gewinne.

Frau von Dermont hatte gehorcht, ohne nur das Geringſte zu ſprechen. Eleonore erröthete. Man ſah ſich wechſelſeitig an und ſchien ſich mit den Augen zu befragen. Indeſſen war der wohlbekannte Schiffer, unbemerkt von Allen, wieder in die Barke gekommen, und ſtand an der Stelle des vorigen Gondolier. Eleonore war es, die den Wechſel zuerſt bemerkte, und durch einen Wink ihrer ſchönen Hand machte ſie ihre Mutter darauf aufmerkſam, die bei dieſer Veranlaſſung das allgemeine Stillſchweigen ſogleich brach.

„Das Feſt, das zu unſerer Ehre angeordnet wurde,“ nahm Frau von Dermont das Wort, „die Überraſchung, die man uns heute bereitet, und die Worte, die ich ſo eben vernommen, heißen mich meiner Pflicht eingedenk ſeyn. Dich, meine gute Eleonore, betreffen alle dieſe zarten Huldigungen des geheimnißvollen Verehrers, der uns gleichſam mit einem neuen Feenzauber zu umgarnen Luſt hat; aber er mag immerhin noch dieſe Nacht ſeinen kräftigen Talisman vernichten, wenn er es darauf angelegt hatte, ſich noch ferner unſeren Blicken zu entziehen, und ein Stillſchweigen zu beobachten, welches ich nicht mehr zu ertragen im Stande bin.“

Dieſe Worte ſprach Frau von Dermont mit erhabener, lauter Stimme in einem ernſten, beſtimmten Tone, erhob ſich mit der ſchönen Eleonore vom Sitze und Beide naheten ſich Sainvilllen, der ſich vor heimlichem Vergnügen kaum zu faſſen wußte.

„Mein Freund,“ begann Eleonorens Mutter, „richtet dem Unbekannten, deſſen Befehle Ihr ſo genau befolgt, und der ſich unſern Blicken entzieht, Alles gewiſſenhaft aus, was Ihr ſo eben gehört. Mein Entſchluß iſt unabänderlich: entweder er giebt ſich zu erkennen, oder er ſey gewiß, uns von dieſem Augenblicke an nie wieder zu ſehen.“

Der verkappte Gondolier hatte nichts ſehnlicher erwartet, als einen Umſtand, der ihm jene Verlegenheit entfernen helfen ſollte, in welcher ſich die Damen befanden, und entgegnete, daß derjenige, welcher es bisher noch nicht gewagt, vor ihren Blicken zu erſcheinen, morgen von ihrer gütigen Erlaubniß Gebrauch machen und ſich bei Frau von Dermont vorſtellen werde.

Sainville hatte in der Eile vergeſſen, einen koſtbaren Solitair, den er gewöhnlich am Finger trug, abzulegen; bei einer ſchnellen Bewegung der Hand wurde dieſer von Eleonoren bemerkt. Frau von Dermont hatte ihn bereits erblickt, und dieſes Kleinod, das von großem Werthe ſchien, beſtärkte Mutter und Tochter in dem Verdachte nur noch mehr, welchen ſie von dem ſonderbaren Schiffer hegten.

„Saget dem Geheimnißvollen,“ fuhr Frau

von Dermont mit lächelnder Miene fort, „der Euch befahl, mir ſeinen Beſuch anzumelden, daß ich ihn morgen erwarte.“ Nur bat ſie den überglücklichen Sainville, ſie an das Ufer zu begleiten, und die Geſellſchaft entfernte ſich minder erſtaunt und weit mehr befriedigt, als den Tag vorher, da nun alle Muthmaßungen eingetroffen ſchienen.

Als Frau von Dermont mit ihrer Tochter allein war, eröffnete ſie dieſer alle verſchiedenartigen Gedanken, die ſich ihrer bemeiſterten. „Der Himmel,“ ſprach ſie zu Eleonoren, „ſendet uns vielleicht in dieſem Unbekannten einen Beſchützer, der den harten Schlag abwenden ſoll, der uns ſo nahe bedroht. Alle Rechtsverſtändigen verſichern mich aufrichtig, daß ich meinen Prozeß verlieren werde. Dein Vater konnte des Gewinnſtes ſicher ſeyn; denn er hatte viele wichtige Freunde, kannte den größeren Theil der Richter; aber leider iſt er nicht mehr; wer kümmert ſich um ſeine Wittwe und ſeine Tochter? Alles ſcheint ſich gegen uns zu verſchwören, indeſſen Sainville, erzogen in der großen Welt und vertraut bei Hofe, ſich der einflußreichſten Unterſtützung erfreuet. Iſt der Sieg auf ſeiner Seite, ſo ſind wir zu Grunde gerichtet, und Du ſieheſt daher leicht ein, geliebte Eleonore, wie wohl es mir thäte, Dich noch vor Entſcheidung dieſes abſcheulichen Handels verſorgt zu wiſſen. Jener Unbekannte ſcheint viel vermögend und wohlhabend; er liebt Dich, wie ich aus ſeiner Handlungsweiſe ſchließe, und ſollte es geſchehen, wie ich wohl mit Recht hoffen darf, daß er um Deine Hand wirbt: ſo bitte ich Dich zärtlich, eine Verſorgung nicht auszuſchlagen, die Dein Glück begründen und uns kräftige Mittel an die Hand geben kann, das Geſchäft, weßhalb wir uns in Paris befinden, mit entſchiedenem Gewichte und nachdrücklicher Kraft zu betreiben und glücklich zu Ende zu bringen.“

Dieſe Worte waren ſo klug und wohlüberdacht, daß Eleonore ſie gar wohl verſtehen mußte; eine heimliche Neigung, die für den Unbekannten in ihr erwacht war, machte ihr dieſe Lage der Dinge nur noch einleuchtender und deutlicher, und ſie verſprach daher, ihrer Mutter ganz zu gehorchen und ihrem Willen und Befehle zu folgen.

Sainville mochte ſich wohl kaum einbilden, welche günſtigen Vorkehrungen ſo eben ſeinetwillen getroffen wurden; er brachte den ganzen Theil der Nacht in einer peinlichen Unruhe zu. „Sobald man mich erkennen wird,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „wird man mich als einen Feind des Hauſes behandeln. Die Liebe hat allen Haß aus meinem Herzen gebannt; aber vermag ich es wohl, je Eleonoren eine ſo glühende Leidenſchaft für mich einzuflößen, um jenes Gefühl zu überwältigen, das ſie ſo nothwendig gegen ihren Feind nähren muß. Und wenn es möglich wäre, daß ſie meinen Wünſchen endlich Gehör gäbe, würde ſich dann je ihre Mutter über eine gehäſſige Zwietracht hinwegſetzen können, welche unſere Familie ſo lange entzweite?“

Dieſe und ähnliche Gedanken beunruhigten ſein Herz; dennoch erwartete er mit großer Ungeduld die Stunde, wo er bei Frau von Dermont erſcheinen ſollte. Da ward nichts an ſeiner Toilette vergeſſen, und voll der Unruhe und der Hoffnung, hundert Plane ſinnend, die er bald wieder alle nach einander verwarf, kam er im Gaſthofe an, wo Frau von Dermont abgeſtiegen war, und ließ ſich zitternd und verlegen unter dem Namen Saint-Felix bei den Damen melden, welche ihn recht herzlich bewillkommten. Was Eleonoren betraf, ſo befand ſich ihr armes Herz in einer ſolchen Ängſtlichkeit und Freude, daß Niemand hätte erſtaunen dürfen, der in einem Augenblicke bald glühende Röthe ihre holden Wangen überziehen, bald mit fahler Bläſſe abwechſeln ſah. Sainville begrüßte die Damen ſehr artig; aber trotz ſeines geſchmackvollen Anzuges, ſeines veränderten Äußern und des ſchönen Benehmens, das ſich von ſeinem frühern ziemlich unterſchied, ward er doch ſogleich wieder erkannt. Man hatte den Schiffer allzu gut ins Auge gefaßt, um ihn nun in Saint-Felix nicht ſchnell wieder zu erkennen.

Schien er gleichwohl ſchon unter jener roheren Maske einer Aufmerkſamkeit würdig, wie intereſſant und liebenswürdig mußte man ihn nun in der ſchönen Uniform finden? Frau von Dermont war entzückt über ſein gewandtes Betragen und ſeine Art. Eleonore erröthete, ſchlug die Augen nieder und ſchwieg. Nach den erſten wechſelſeitigen Artigkeiten und gebräuchlichen Höflichkeiten erholte ſich Jeder nach und nach von dem Bangen und der Angſt, womit er ſich ſelbſt erfüllt hatte, und die nur noch mehr hervortritt, je ſorgfältiger man ſie zu unterdrücken ſucht. Die Unterhaltung gewann lebhaften Antheil und ergötzte allgemein. Der verkleidete Schiffer ward ausgeforſcht, gelobt, getadelt, Alles mit einem Male. Er entſchuldigte ſich und bat die Damen, nicht mehr jene Waſſerfahrten zum Stoffe ihrer Unterhaltung wählen zu wollen, in das man denn endlich, obwohl nicht ganz gern, willigte.

Frau von Dermont vermochte indeſſen ihrer Neugierde nicht zu widerſtehen, und wollte erfahren, wie Saint-Felix ſie und ihre Tochter kennen gelernt habe. Sainville erwiederte, daß er das Attelier eines Künſtlers beſucht, ſeine Arbeiten in Augenſchein genommen habe und daß es hier vorzüglich eine Diana von wunderbarer Schönheit geweſen ſey, welche ihn entzückt habe. Der Künſtler habe ihm dann ſpäter mitgetheilt, daß jenes herrliche Bild, welches er für ein Ideal gehalten, das Portrait des Fräuleins von Dermont ſey. „Hingeriſſen von der Fülle ſolcher überirrdiſchen Reize,“ fuhr Sainville mit Feuer fort, „war meine erſte Sorge, Ihre Wohnung zu erforſchen; ich gewann Ihre Leute und benutzte ihre Schwachheiten, um Sie, herrliche Eleonore öfter ſehen zu können.“

Dieſe erſte Unterhaltung hatte noch hier und dort Spuren froſtigen Zwanges, welchen die Leutchen nicht ſo bald zu verabſchieden vermochten; man ſprach viel, ohne ſich genau zu erklären, und die Stunde der Trennung ſchlug, als man eben ein Geſpräch begonnen hatte, deſſen Inhalt Alle lebhaft intereſſirte und mit Feuer von Jedem fortgeſetzt wurde. Sainville, befürchtend, daß etwa ſein wahrer Name die gütigen Geſinnungen der beiden Damen ändere, bat unter dem Namen Saint-Felix, den einer ſeiner beſten Freunde trug und den er nun annehmen zu müſſen glaubte, um die Gunſt, morgen wieder kommen zu dürfen, nicht zu verſcherzen. Man hatte nichts dagegen, und der glückliche Liebende verließ die reizende Eleonore glühender und entzückter, als je.

Ehe noch Sainville ſeine Geſinnungen vor der Frau von Dermont offen erklären konnte, erſuchte dieſe ihren alten Freund Germeuil, Erkundigungen über Saint-Felix einzuziehen, ohne ihm jetzt noch mitzutheilen, welches die Gründe wären, welche ſie zu dieſen Nachforſchungen bewegten.

Germeuil kannte dieſen jungen Mann und ſeine ganze Familie; er brach daher auf der Stelle in große Lobeserhebungen aus, und entwarf von Saint-Felix ein Bild, welches jenem Sainville's ſo ähnlich ſah, daß Frau von Dermont, die in Eleonorens Herzen die ſüße Neigung für Sainville bald entdeckt hatte, keinen Anſtand nahm, den jungen, liebenswürdigen Mann als Eidam zu begrüßen.

Was Sainville aber bei der gegenwärtigen Lage der Dinge am meiſten befremdete, war, daß, ſo ſehr er ſeiner Seits Alles anwendete, ſich beliebt zu machen, damit man ihn auch nicht haſſen könne, wenn er unter ſeinem wahren Namen aufträte, Eleonorens Mutter jede Gelegenheit eben ſo ſehr vermied, über die Schrecken und unnützen Koſten ihres Prozeſſes zu ſprechen, — vielleicht um früher das Band der jungen Leutchen ſo unzertrennlich zu machen, daß es auch, wenn das Unglück Eleonoren aller Glücksgüter berauben ſollte, nie zerriſſen werden könnte.

Trotz dieſer ſcheinbar verſchiedenen Geſinnungen trachteten ſie doch Alle gar wohl nur zu Einem Ziele, und kannten keinen ſehnlicheren Wunſch, als über ihre Verhältniſſe recht frei zuſammen zu ſprechen. Der pſeudonyme Saint-Felix kam regelmäßig alle Tage; er wußte ſich von Mutter und Tochter geliebt, und als er um Eleonorens Hand warb, vergaß Frau von Dermont ganz, daß ſie ſich vorgenommen habe, über jenen Prozeß, der ihr ſo viel Kummer ſchaffte, zu ſchweigen, und wollte, daß ein ſo edler, junger Mann, wie Saint-Felix, den ſie bald ihren Eidam zu nennen wünſchte, und der deſſen auch gewiß würdig war, in alle ihre Geheimniſſe eingeweiht ſey.

„Sie ſind reich, mein Herr,“ ſprach ſie zu ihm; „wahrſcheinlich verſprechen Sie ſich von dieſer Verbindung Glücksgüter, welche den Ihrigen angemeſſen ſind. Ich darf Sie nicht in dieſem Irrthume laſſen: ein unglücklicher Rechtshandel, von dem Eleonorens Vermögen abhängt....“

„Ich wäre ewig ſowohl Ihrer, gnädige Frau, als Ihrer ſchönen Töchter unwürdig, und müßte mich meiner Liebe ſchämen, wenn ſie aus niedriger Gewinnſucht entkeimt wäre, oder durch dieſe unterdrückt werden könnte. Ich ſchmeichle mir, eine beſſere Beurtheilung zu verdienen. Ich bete Ihre Tochter an, und möge nun der Stand Ihres Vermögens ſeyn, welcher er wolle, ich lege das Meine zu Ihren Füßen. Auch bin ich darin nicht ſo ganz unwiſſend, was Sie mir ſo eben mittheilen wollten. Sainville ſelbſt hat mir über manche Ihrer Angelegenheiten Aufklärung gegeben, ohne daß ich ſie von ihm verlangte. — Eleonore allein iſt es, die ich zu beſitzen wünſche, und welche Schätze könnten mich über ihren Verluſt tröſten?"

Man ſah es ihm ſo leicht an, daß Alles, was er ſprach, vom Herzen kam, daß Frau von Dermont, entzückt durch dieſen Edelmuth, ihm ſanft die Hand drückte.

„Großmüthiger Saint-Felix," ſprach die wonnevolle Mutter, „Eleonore gehört Ihnen, und Du, meine gute Tochter, liebe ihn mit eben dem Feuer wieder, mit dem Dich der Mann liebt, der Dich nun mit Deiner Treue und Deinem Leben aus meiner Hand empfängt; nie kannſt Du die Liebe ganz erwiedern, die er ſo zart und innig für Dich an den Tag legte."

Sainville indeſſen benutzte, vor Wonne trunken, das Entzücken der Mutter, um auch das ſeine an den Tag legen zu können, und ſank zu den Füßen ſeiner Geliebten, von ihren holden Lippen die erſten glühenden Beweiſe ſeines Glückes zu erhalten.

Eleonore, beſeligt durch die Worte ihrer Mutter, und hingeriſſen durch ihre eigenen Gefühle, bezeigte ihrem Geliebten dieſe auf eine ſo ſanfte und entzückende Weiſe, daß Sainville jetzt ſogar vergaß, daß er unter dem Namen Saint-Felix geliebt, unter ſeinem wahren aber vielleicht gehaßt und gefürchtet werde.

Frau von Dermont riß ihn aus ſeiner wortloſen Liebesſeligkeit, indem ſie das Geſpräch auf den verwünſchten Prozeß, der ſie unaufhörlich beſchäftigte, leitete.

Sainville ſchien einige Augenblicke düſter und verſchloſſen. „Ich kann es nicht begreifen," ſprach er endlich, „wie man Haß und Feindſchaft bis über das Grab ausdehnen kann? Iſt es denn unmöglich, dieſe unglückdrohende Geſchichte durch eine beiderſeitige billige Ausſöhnung zu Ende zu bringen?"

„Ich kenne Sainville gar nicht," entgegnete Frau von Dermont;" aber wenn ſeine Feindſchaft nicht glühender iſt, als die unſere, ſo lebten wir wohl nicht lange mehr in Zwietracht. Ich und meine Tochter haben die feindſeligen Geſinnungen meines Gatten immer getadelt, und die Sorge für unſer Eigenthum allein hat uns dahin gebracht, uns gegen den Sohn unſeres Gegners ferner zu vertheidigen. Die Begierde, womit er auf die Sache beſteht, zeigt aber wohl, daß er weit entfernt iſt, ſo gemäßigte Geſinnungen zu hegen, als wir, und ich befürchte nur allzuwahr . . .“

„Und welchen Vergleich,“ rief Eleonore zornig,“ „kann man von einem Prozeßführer erwarten, der ſeiner Sache gewiß zu ſeyn glaubt? Eine wechſelſeitige Übereinkunft würde ihm jeden Falls nachtheilig ſcheinen, und gewiß betriebe er die Angelegenheit mit noch mehr Hitze.“

„Sainville iſt rechtſchaffen und gefällig,“ fiel hier der Geliebte Eleonorens ein, „er hat ein großmüthiges Herz . . . ich will mit ihm darüber ſprechen, daß er ſich entſchließe, Sie zu ſprechen.“

Frau von Dermont bat den vermeinten Saint-Felix, dieſen Schritt bei ihrem gefürchteten Gegner für ſie zu thun, und er verließ die Damen, indem er ihnen nochmals verſprechen mußte, ſich ſogleich morgen zu Sainville zu verfügen.

Am folgenden Tage glaubte Eleonorens Geliebter ſchon alle ſeine Hoffnungen in Erfüllung zu ſehen, und verkündigte den Damen, daß Sainville eben heute früh nach Havre abgereiſt ſey, aber in kurzer Zeit zurückkehren müſſe, wo er dann die bewußte Verhandlung beginnen wolle.

Obwohl nun Eleonorens Mutter ſeit dem Tage, wo ſich der vorgebliche Saint-Felix erklärt hatte, den beiden Liebesleutchen freies Feld und den Bräutigam in der Nähe ſeiner vergötterten Braut ließ, ſo drang doch Sainville in ſie, ſein Glück nicht länger verzögern zu wollen. Frau von Dermont ſchätzte den jungen Mann zwar ſo hoch, daß ſie ſogleich jeden ſeiner Wünſche erfüllt hätte; aber ſie beſchwor ihn, die Antwort Sainville's abzuwarten. „Es würde mich gar ſehr freuen, meiner Tochter eine ſchickliche Mitgift zu geben..... und ſollte es das Unglück wollen, daß ihr nichts.....“ Der verliebte Sainville widerlegte zwar alle Einwürfe; aber je edler und großmüthiger er ſeyn wollte, eben ſo ſehr bemühte ſich auch die andere Parthei, es zu werden. Hier hieß es daher nachgeben; er mußte der Frau von Dermont verſprechen, jenen, der eben jetzt abweſend, aber bald zurück erwartet wurde, ſo bald er eintreffe, aufzuſuchen und die Sache mit ihm abzumachen; dagegen Eleonorens Mutter zuſagen mußte, daß der Erfolg dieſer Unterredung, er möge nun wie immer ausfallen, die Verbindung des Paares beſchleunigen ſolle.

Um den Plan auszuführen, den er ſich entworfen hatte, erſchien Sainville in vollen acht und vierzig Stunden nicht bei Eleonoren. Dieſe lange Trennung von ſeiner geliebten Braut war wohl ein unermeßliches Opfer; allein er hatte nun einmal den Entſchluß gefaßt.

Des erſten Tages dachten Frau und Fräulein von Dermont, daß ihn wohl Geſchäfte in Verbindung mit den ihrigen überhäuft und verhindert hätten, zu erſcheinen; als aber auch der zweite Tag entſchlich, ohne daß ſich Saint-Felix ſehen ließ, bemächtigten ſich Angſt, Schmerz und Beſorgniß des Herzens der zarten Eleonore, und ihre Mutter, nicht minder betrübt, als ſie, vermochte der armen Klagenden keinen Troſt zu bieten.

Endlich am dritten Tage trat Sainville ein. Hatte ſie ſein langes Ausbleiben beſtürzt gemacht, ſo mußten ſie wohl bei ſeiner Rückkunft noch mehr erſchrecken; er ſchien dem tiefſten Grame und der Verzweiflung hingegeben. Frau von Dermont fragte ſchnell mit Feuer: ob ihm etwas Unangenehmes begegnet ſey? Eleonore beſchwor ihn unter Thränen, daß er ſie nicht mehr in der furchtbaren Angſt laſſe, von welcher ſie beim Anblicke ſeiner blaſſen, ſchmerzverzogenen Geſichtszüge befallen wurde; aber er antwortete nur mit Seufzern. „Haben Sie vielleicht mit Sainville Streit gehabt?“ rief plötzlich Frau von Dermont, „vielleicht ein Zweikampf, vielleicht.....?

„Ach nein, meine Gnädige, ich habe leider

Alles auf den beſten Weg gebracht, aber dadurch bin ich der Unglücklichſte der Sterblichen.“

Eleonore und ihre Mutter vermochten ihn nicht zu verſtehen, und baten ihn, er möchte ſich beſſer erklären.

„Ich habe Sainville geſehen; er iſt einem wechſelſeitigen Vergleiche nicht abgeneigt; allein dieſer enthält für mich ſo grauſame Bedingniſſe, daß ich geradewegs verloren bin, wenn ſie darein willigen.“

„Laſſen Sie uns alſo lieber in unſerer Unwiſſenheit,“ fiel Eleonore lebhaft ein, „wie könnte uns der Gewinn eines Rechtshandels freuen, den wir um einen ſo theuern Preis, wie Ihre Ruhe, erkaufen müßten.“

„Aber,“ ſprach Frau von Dermont, etwas neugieriger, als ihre Tochter, „erfahren dürfen wir doch, um was es ſich eigentlich handelt. Und dann, wie kann denn unſer Geſchäft mit Ihrem Verluſt und Schmerz in ſo nahe Verbindung kommen?“

„Sainville,“ entgegnete der ſogenannte Saint-Felix, „unterwirft ſich gern allen Ihren Bedingungen; er macht Sie zur unbedingten Siegerinn in dieſem Handel, und zur rechtmäßigen Beſitzerinn aller Ihrer Güter, deren Eigenthum er nie wieder anzuſprechen wagen will, wenn Sie darein willigen, daß Ihr Fräulein Tochter

Eleonore, von deren Schönheit er jüngſt entzückt wurde, ihm ihre Hand reicht; denken Sie ſich ſelbſt den Zuſtand, in den mich ein ſolcher Antrag verſetzte! Es iſt zu vortheilhaft für Sie, um zum Ausſchlagen zu rathen. Sainville iſt viel reicher, als Saint-Felix. — O! warum muß ich Eleonoren in dem Augenblicke entſagen, wo ich eben im Begriff ſtehe, ihr Gemahl zu werden? Aber dieſe glänzenden Ausſichten .....“

Halten Sie ein, mein Herr!“ unterbrach ihn Fräulein von Dermont, und heiße Thränen entrollten ihrem holden Auge, „hören Sie auf, die Vortheile einer ſolchen Verbindung aufzuzählen, oder,“ fuhr ſie nach einer Pauſe mit einem wehmüthigen Blicke und erröthender Wange fort, „oder verdienen Sie vielleicht das Gefühl nicht, das ich für Sie empfinde?“

Welche innige Seligkeit und zugleich welch' ein unleidlicher Zwang für den liebenden Sainville! Frau von Dermont ſprach keine Sylbe. Überraſcht durch den Antrag eines Menſchen, den ſie für ihren lebhafteſten Feind hielt; geblendet durch das glänzende Glück, das er ihrer Tochter anbot, wußte ſie ſich nicht zu entſcheiden; gern hätte ſie ihr Verſprechen an Saint-Felix in Erfüllung gebracht, aber Sainville war eine Parthie, die man dieſer nicht nachſetzen durfte.

„Die Geſchichte beginnt ernſthaft zu werden,“ ſprach ſie endlich, „ſie erfordert viel Überlegung; wenn der edle Saint-Felix ſich ſelbſt überwinden könnte, ſo würde ich meiner Tochter rathen, ſeinem Beiſpiele zu folgen und .....“

„Wie wäre es möglich, Mutter!“ rief Eleonore zürnend. „Sie können mir gebieten, Sainville zu heirathen, nachdem Sie mir früher befahlen, Saint-Felix zu lieben?“ Bei dieſen Worten ſtürzte ſich Sainville zu den Füßen der Frau von Dermont, ſie beſchwörend, daß ſie ihn nicht der Verzweiflung Preis gebe. Er befand ſich noch in dieſer bittenden Stellung, als Herr Germeuil eintrat.

„Was ſehe ich!“ rief dieſer mit lächelnder Miene, „das iſt ja herrlich und allerliebſt! Es freuet mich außerordentlich, die ſtreitführenden Partheien ſo heimlich bei einander zu treffen. Auf! Muth! edler Sainville, und wenn man Ihnen nicht Gnade widerfahren läßt — der Teufel, es ſollte mich ärgern.“

Dieſe Worte, welche Germeuil in der ſicheren Überzeugung geſprochen hatte, daß Sainville gekommen ſey, den Rechtshandel freundſchaftlich beizulegen, brachten Mutter und Tochter in ſolche Verwunderung, daß keine eines Wortes mächtig war. Sainville hatte ſich bei dem Zurufe Germeuils, den er bei ſeinem Freunde Saint-Felix kennen lernte, erhoben; er ſtreckte die Hand nach ihm aus und drückte die Hand des Greiſes an ſein hochklopfendes Herz.

„Ich hätte an meinem Siege wohl nie gezweifelt,“ ſprach er, wenn Sie mir beigeſtanden wären; aber, beſter Germeuil, ich habe eine gefährliche Gegenparthei, nicht wahr?“

Eleonore und ihre Mutter hatten ſich indeſſen von ihrem Staunen erholt.

„Wie, Sie wären ſelbſt Sainville?“ riefen Beide auf einmal.

„Was der Henker, fiel Germeuil ein, Sainville iſt bei Ihnen, er liegt zu Ihren Füßen und Sie kennen ihn nicht?“

„Verzeihen Sie, meine Damen,“ nahm hier Eleonorens Geliebter das Wort, „daß ich in Ihrem Hauſe nicht unter meinem, wohl aber unter dem Namen eines meiner treueſten Freunde erſchienen bin. Ich ſcheuete mich allzu ſehr, Ihnen meinen wahren Namen mitzutheilen, bevor ich nicht in der Gewißheit wäre, daß auch Sainville nicht minder glücklich und willkommen ſeyn werde, als Saint-Felix. Herr von Germeuil, der in mein Geheimniß eben ſo wenig eingeweiht war, als Sie, meine Damen, kam eben zur guten Zeit, um mir meine Maske abzunehmen. Ich bin beſiegt, ich geſtehe es. Gnade für meine gebrauchte Liſt und Verzeihung von Ihren holden Lippen, geliebteſte Eleonore! Ich ſehe wohl ein, daß Sainville nun nicht mehr von Ihrem Haſſe und Ihrer Feindſchaft beladen ſeyn dürfte. Sie haben Ihren Prozeß gewonnen, und in welchem Handel wäre die Liebe nicht Siegerinn?

„In keinem," ſprach Frau von Dermont, den überglücklichen Sainville umarmend. „Sie ſind von heute an mein Eidam, und ich weiß hinlänglich das Glück zu ſchätzen, dieſes plagenden Geſchäftes, das mich ſo unendlich gequält hat, los zu ſeyn, — als daß ich mich je zum zweiten Male in ſolche Gefahr begäbe."

Als ſie dieſe Worte geſprochen, vereinigte ſie Sainville's und Eleonorens Hände, welche am folgenden Tage die Schwüre ihrer Liebe und ewigen Treue vor dem heiligen Altare niederlegten; Schwüre, die ohne Zweifel ſo unverbrüchlich gehalten worden, wie es in den meiſten glücklichen Ehen der Fall iſt.

Neuere

Erzählungen

und

Novellen

von

Manfred.

1. Leoniſa.
2. Der Kahn.
3. Der Schuß.
4. Der Verirrte.
5. Adrienne.
6. Die altböhmiſche Sage von Stegmir.
7. Baßgeige und Contrebaß. Humoriſtiſche Erzählung.

Braunſchweig, 1828.
Gedruckt im Herzogl. Waiſenhauſe.

In Commiſſion in H. Vogler's Buch- u. Kunſthandlung in Leer.

Glokkenblumen.

Eine Reihe
von
Novellen, Erzählungen und Sagen
von
Manfred.

Zweiter Theil.

Braunſchweig, 1828.
Gedruckt im Herzogl. Waiſenhauſe.

In Commiſſion in H. Vogler's Buch- u. Kunſthandlung in Leer.

Meinen verbrüderten Freunden

L. von Alvensleben

und

Dr. C. G. Herloßſohn

in Leipzig

als ein Zeichen inniger Erinnerung.

Manche ſchöne Stunde haben
Wir mitſammen froh verbracht,
Manchen langen Tag begraben
Und verſcherzt ſo manche Nacht.

Dinge, welche da geſchahen,
Fuhren hin in Saus und Braus,
Und die Tage alle ſahen
Wie ein großes Luſtſpiel aus.

Schön war's, weil wir ſo mitſammen
Alles thaten feſtvereint,
Und im heitern Meere ſchwammen,
Feſtgeklammert Freund an Freund.

Nun ich Euch, den Lieben, ferne,
Hab' ich oftmals nachgedacht,
Weil ich eine Blume gerne
Der Erinn'rung Euch gebracht.

Endlich hab' ich ſie gefunden,
Und ſie ſey Euch froh geweiht,
Als ein Denkmal jener Stunden
Und der ſchön verlebten Zeit.

Seht nicht nach der Gaben Werthe,
Seht den Geber und den Freund,
Was ich freundlich Euch beſcheerte,
Iſt Euch herzlich zugemeint.

Prag, am 1. Januar 1828.

Inhalt.

1. Leoniſa. Erzählung . . . . Seite 1
2. Der Kahn. Ein Ereigniß . . . . . — 93
3. Der Schuß. Erzählung . . . . . . — 119
4. Der Verirrte. Phantaſieſtück . . . — 133
5. Adrienne. Hiſtoriſche Novelle . . . — 157
6. Die altböhmiſche Sage vom Stogmir . — 229
7. Baßgeige und Contrebaß. Humoriſtiſche Erzählung . . . . — 257

I.

Leoniſa.

Erzählung.

Es iſt die Liebe wie ein Gott allmächtig,
Ein Grund für ungeheure kühne Thaten;
Doch wie ſie handelt für ihr Heil bedächtig,
Und glücklich weiß zu ſchaffen und zu rathen:
So endet all' ihr Thun nicht immer prächtig,
Oft werden ihre Thaten Unglücksſaaten, —
Doch muß das Schickſal endlich ſich erbarmen,
Und giebt nach langen Qualen Sieg der armen.

O ihr beklagenswerthen Trümmer des verwüſteten Nikoſia, kaum trocken von dem Blute eurer tapfern, aber unglücklichen Vertheidiger! Wäre euch ſtatt Lebloſigkeit Gefühl zu Theil geworden, ſo könnten wir in dieſer Einſamkeit unſer Elend gemeinſchaftlich betrauern, und vielleicht würde es unſern Gram lindern, Gefährten für ihn gefunden zu haben. Euch, ihr darnieder geſtürzten Thürme, iſt doch die Hoffnung übrig, euch noch ein Mal wieder aufgerichtet zu ſehen, mir Unglücklichem aber iſt jede frohe Hoffnung entſchwunden, wenn auch das Schickſal mich wieder in meinen frühern Zuſtand verſetzt; denn ſo groß iſt mein Elend, daß ich in meiner Freiheit unglücklich geweſen, und hier in Gefangenſchaft mangelt mir auch dieſe, und ſelbſt die Hoffnung, ſie wieder zu erlangen!

So ſprach ein gefangener Chriſt, indem er von dem Abhange eines Berges die zerſtörten

Mauern von Nikoſia betrachtete. So redete er zu ihnen, und verglich ihr Schickſal mit dem ſeinigen, als ob ſie fähig wären, ihn zu verſtehen.

Während dem kam aus einem der vier, auf dieſem Felde aufgeſchlagenen Gezelte, ein Türke heraus, ein Jüngling von ſchöner, einnehmender Geſtalt; der trat zu dem Chriſten hin und ſprach: Ich wollte wetten, mein lieber Riccardo, Deine immerwährenden Gedanken knüpfen ſich jetzt an dieſe Gegenden.

Freilich, antwortete Riccardo, doch was hilft es, wenn ich nirgends Linderung, noch Ruhe in denſelben finde? Die Ruinen, welche ſich von hieraus dem Auge darſtellen, haben meinen Schmerz nur noch vergrößert.

Die von Nikoſia meinſt Du, erwiederte der Türke.

Ja, dann haſt Du auch Urſache zu weinen, wenn Du Dich ſolchen Betrachtungen überläſſt. Denn diejenigen, welche auf der berühmten und reichen Inſel Cypern einſt goldene Tage geſehen, da ihre Bewohner alles genoſſen, was nur menſchliche Glückſeligkeit gewähren kann, und ſie jetzt betrachten und ſich entweder von derſelben vertrieben, oder auf derſelben gefangen ſehen, müſſen wohl ihr Schickſal bitter bejammern. Doch alle dieſe Klagen frommen zu nichts; laſſ uns daher lieber zuſehen, ob Dir nicht zu helfen iſt. Ich bitte Dich demnach bei unſerer Freundſchaft, und da wir überdies demſelben Vaterlande entſproſſen ſind, ſage mir, warum Du Dich ſo ganz deinem Schmerze dahin giebſt? Wenn gleich das unglückliche Loos der Gefangenſchaft ſchon hinlänglich iſt, das fröhlichſte Herz in Traurigkeit zu ſenken, ſo glaube ich doch, daß Deine Schmerzen von noch härteren Leiden herrühren. Denn große Seelen, wie die Deinige, überlaſſen ſich gewöhnlichem Unglücke nie ſo weit, daß ſie außerordentliche Betrübniß zeigen ſollten; auch biſt du weder ſo arm, daß Dir die Geldſumme mangelt, welche man für Deine Loslaſſung fordert, noch befindeſt Du Dich in den Thürmen des ſchwarzen Meeres als ein Staatsgefangener, welcher nie oder nur ſehr ſpät die gewünſchte Freiheit erlanget. Das Unglück hat Dir alſo keinesweges die Hoffnung geraubt, Dich wieder frei zu ſehen, und da ich dennoch bemerke, welch' ein nagender Schmerz Dich foltert, ſo bin ich überzeugt, daß der bloße Verluſt Deiner Freiheit nicht die Urſache Deines Kummers iſt. Vertraue ihn mir, Freund, und ich biethe Dir allen Beiſtand an, den meine gegenwärtige Lage mir möglich macht. Vielleicht hat auch zu Deinen

Gunſten das Schickſal die Veränderung herbeigeführt, daß ich mich in dieſem Kleide befinde, welches ich verabſcheue. Du weißt Riccardo, daß mein Herr der Kadi dieſer Stadt iſt, Du kennſt ſeine Macht und weißt auch, was ich durch ihn vermag. Es iſt Dir nicht unbekannt, wie ſehr ich von dem Wunſche beſeelt bin, nicht in dem Glauben zu ſterben, zu welchem ich mich dem Scheine nach bekenne; denn iſt es nicht anders möglich, ſo muß ich laut und öffentlich zum Chriſtenthume zurückkehren, wovon Kindheit und Mangel an Einſicht mich entfernten. Zwar weiß ich wohl, daß ein ſolches Bekenntniß mich das Leben koſtet, doch um das himmliſche Leben einzutauſchen, werde ich willig und gerne das irdiſche opfern. Nach allem dem magſt Du erwägen und einſehen, daß meine Freundſchaft Dir nützlich ſeyn kann; doch um zu wiſſen, welches Mittel im Stande iſt, Dein Unglück zu lindern, mußt Du mir ſelbiges entdecken, wie der Arzt die Aufrichtigkeit ſeines Kranken nöthig hat. Zugleich verſichere ich Dich, es ſtets in der verborgenſten Tiefe meines Herzens zu bewahren.

Schweigend hörte Riccardo alles dieſes an; doch fühlte er ſich endlich gedrungen, demjenigen, welcher ihm mit ſo vieler Freundſchaft entgegenkam, ſein Herz aufzuſchließen und ſagte: Könnteſt Du, lieber Machmut, meinen Kummer eben ſo gut lindern, als Du ihn errathen haſt, ſo würde ich meine Freiheit gerne verloren haben, und dieſes mein Unglück nicht mit dem größten Erdenglücke vertauſchen wollen; doch mein Schmerz iſt von der Art, daß, wenn auch die ganze Welt die Urſache deſſelben wüſſte, Niemand ihn lindern und noch weniger heilen könnte. Damit Du die Wahrheit meiner Rede einſiehſt, will ich Dir meine Unglücksgeſchichte ſo kurz, als möglich, erzählen; bevor ich aber das Labyrinth meiner Schickſale betrete, möchte ich erfahren, warum Haſſan, mein Gebieter, auf dieſem Felde ſeine Zelte aufſchlagen ließ, anſtatt gerade nach Nikoſia zu gehen, wohin er zum Paſcha ernannt iſt?

Dies werde ich Dir ſogleich erklären, entgegnete Machmut. Es herrſcht bei den Türken die Sitte, daß diejenigen, welche als Paſcha's in irgend eine Provinz kommen, die Hauptſtadt, wo ihr Vorgänger reſidirte, nicht eher betreten, als bis dieſer ſich aus derſelben entfernt hat, und dem neuen Paſcha die Gerichtsbarkeit frei überläſſt. Während nun der neue Paſcha Gericht hält, bleibt ſein Vorgänger auf dem Lande, und erwartet den Erfolg ſeiner Verwaltung, welche unterſucht wird, ohne daß er Beſtechung oder ſonſtige Vorkehrungen anwenden kann. Iſt die Unterſuchung geendigt, ſo übergiebt man das Urtheil darüber demjenigen, welcher die Würde niederlegt, in einem verſchloſſenen und verſiegelten Pergament. Hiermit präſentirt er ſich bei dem Großherrn, und iſt die Ausfertigung durch die hohe Pforte geprüft, ſo wird er entweder belohnt oder beſtraft, je nachdem der Bericht abgefaſſt iſt, nur daß er im Falle einer Anklage die Strafe durch Geld vermeiden und ſich loskaufen kann. Iſt keine Beſchuldigung gegen ihn vorhanden, ſo erhält er durch Verwendung denjenigen Poſten, welcher ihm am Beſten zuſagt. Aus dieſer Urſache nun hat ſich Dein Herr vier Tage in dieſer Landſchaft aufgehalten, und wenn ſein Vorgänger von Nikoſia noch nicht abgereiſt iſt, wie er eigentlich ſollte, ſo geſchah es aus keiner andern Urſache, als weil es um ſeine Verwaltung übel ausſah. Jetzt ſteht es aber ſchon beſſer mit ihm, und heute oder morgen wird er herauskommen, und eines jener Zelte bewohnen, welche hinter dem Abhange ſind, und die Du noch nicht geſehen haſt.

So höre nun auch mich, erwiederte Riccardo. Zwar weiß ich nicht, ob ich mein Verſprechen erfüllen kann, Dir in einem kurzen Abriſſe meine Schickſale zu erzählen; denn ſie ſind ſo reichhaltig und ſo verwickelt, daß es nur ſehr ſchwer iſt, mich kurz zu faſſen.

Vor allem frage ich Dich, ob Du in unſerm Geburtsorte Tropani ein Mädchen kannteſt, welches der ausgebreitete Ruf das Schönſte in ganz Sicilien nannte? ein Mädchen ſage ich Dir, von welchem alle Zungen ſagten, daß ſie die vollkommenſte Schönheit ſey, welche ein Zeitalter je beſaß; ein Mädchen, wie die Dichter ſangen, mit goldenen Haaren, zwei Augen, welche ſchimmernden Sonnen glichen, Wangen wie Purpurroſen, Perlenzähnen, Rubinenlippen und einem Alabaſternacken. Die Theile mit dem Ganzen und das Ganze mit ſeinen Theilen bilden eine wunderbare und treffliche Harmonie, und Mutter Natur ſtreute über das alles ein ſo natürliches und vollkommenes Kolorit, daß ſelbſt der Neid keinen Flecken daran finden konnte. Wie kömmt es, Machmut, daß Du mir nicht ſchon lange ſagteſt, wer ſie iſt, und wie ſie ſich nennet. Ohne Zweifel hörſt Du mich nicht, oder Du warſt bei Deinem Aufenthalte in Tropani gefühllos?

Wirklich Riccardo, antwortete Machmut, wenn diejenige, welche Du mit ſo ungewöhnlich reizenden Farben geſchildert, nicht Leoniſa, die

Tochter Rodolphos von Florenz iſt, ſo weiß ich nicht, wer es ſeyn kann; denn dieſe allein beſitzet ſolchen Reiz und Ruhm, von welchem Du ſprichſt.

Dieſe iſt es, Machmut, entgegnete Riccardo; dieſe, Freund, iſt die Urſache meines ganzen Unglücks. Dieſe iſt es, und nicht der Verluſt meiner Freiheit, für die meine Augen Thränen vergoſſen, vergießen und unaufhaltſam vergießen werden! Dieſe iſt es, für welche meine Seufzer die Luft nah' und fern von mir entzünden, für die meine Wünſche um Erhörung zum Himmel ſteigen und zu aller Ohren bringen. Dieſe iſt es, um derenwillen du mich für einen Raſenden oder doch für einen Mann von wenig Stärke und noch weniger Standhaftigkeit gehalten. Dieſe Leoniſa, eine grimmige Löwin gegen mich, ein ſanftes Lamm gegen andere, iſt es, welche mich in unabſehbares Elend geſtürzt. Erwäge nur: ſeit meiner zarteſten Jugend liebte ich ſie, doch was ſag' ich, betete ich ſie an, und huldigte ihr mit ſo vieler Aufmerkſamkeit und Ehrerbietung, als ob es weder im Himmel, noch auf Erden andere Gottheiten gäbe, die ich verehren und anrufen könnte. Ihre Ältern und Verwandten wußten um meine heißen Wünſche und bezeugten nie-

mals Mißfallen daran, ja ich weiß, daß ſie o
in Leoniſen drangen, mich zum Gemahl z
nehmen. Doch ſie hatte auf Kornelio, de
Sohn des Askanio Rotulo, ihr Augenmerk gerich
tet. Du kennſt ihn, den ſchön geputzten Jüng
ling, mit zarten Händen, gekräuſelten Haaren
einer honigfließenden Stimme, voll verliebter Ge
ziertheit, kurz ein zuckerſüßer Weichling, blo
durch Seide und Stickerei ausgezeichnet. Si
hielt mich nicht für würdig, von ihr bemerkt z
werden, weil ich kein zärtlicher Knabe war, wi
dieſer Kornelio; ach, erkannte ſie doch nich
einmal meinen raſtloſen Eifer, mich ihrem Dienſt
zu widmen, und lohnte mein Beſtreben mit Ve
achtung und Abſcheu. Ich aber liebte ſie imme
immer noch ſo heftig, daß ich ihrer bloßen Ve
achtung und Undankbarkeit gern mein Leben zu
Opfer gebracht haben würde, hätte ſie nur dieſe
Kornelio nicht offenbare, wenn gleich anſtä
dige Gunſtbezeugungen gewährt. Natürlich g
ſellte ſich zu dem Schmerze, mich verachtet un
hintangeſetzt zu ſehen, noch die fürchterlichſ
und quälendſte Eiferſucht. Der Zuſtand mein
Seele, von zwei ſo grimmigen Feinden gefolter
magſt Du ſelbſt errathen. Die Ältern Leoniſa'
vergaben ihr die Gunſtbezeugungen, welche ſ

Kornelio erwies, indem ſie glaubten, daß dieſer Jüngling, von ihrer unvergleichlichen Schönheit gefeſſelt, ſie zur Gemahlin nehmen würde, und ſo hofften ſie einen reicheren Schwiegerſohn, als mich zu erhalten, was wohl möglich geweſen wäre; doch ohne mich zu erheben, an edler Herkunft, Charakter und bewährter Tapferkeit durfte ich keinem nachſtehen.

Bald darauf erfuhr ich eines Tages, daß Leoniſa, ihre Ältern, Kornelio mit den Seinigen, nebſt allen ihren Verwandten, in Askanio's Garten gegangen waren, ſich zu beluſtigen. In dem Augenblicke bemächtigte ſich meiner der grimmigſte Zorn und eine Hölle voll Eiferſucht, daß ich plötzlich meine Beſinnung verlor; denn ich begab mich in den Garten und traf den größten Theil der Geſellſchaft bei der Beluſtigung; nur Kornelio und Leoniſa ſaßen etwas entfernt unter einem Nußbaume. Wie mein Erſcheinen auf ſie wirkte, kann ich nicht ſagen, denn ich weiß nur, daß ich bei ihrem Anblick erblindete und wie eine Statue lautlos und ohne Bewegung daſtand. Doch nicht lange währte es, ſo erweckte der Unwille den Grimm, der Grimm das Blut meines Herzens, das Blut den Zorn und der Zorn die Arme und die Zunge. Zwar hielt ich meine Hand zurück aus Ehrfurcht, welche, meiner Meinung nach, der himmliſchen Schönheit gebührte, die vor mir ſaß, allein die Zunge brach das Stillſchweigen mit folgenden Worten: Sey zufrieden, grauſame Feindin meiner Ruhe, daß Deine Augen ſo gelaſſen auf denjenigen gerichtet ſind, welcher den meinigen ſtets die ſchmerzlichſten Thränen erpreſſen wird. Doch komm' nur näher und ſchlinge Deinen Epheu um jenen unnützen Stamm, welcher Dich ſuchet. Komm' und ringle die Haarlocken dieſes Deines neuen Ganymed, der Dich ſo kläglich darum bittet. Überlaſſ Dich nur den flüchtigen Jahren dieſes unbeſonnenen Knaben; denn da ich die Hoffnung verliere, Dich zu beſitzen, ſo mag ſich auch mit ihr mein Leben enden, welches ich ohne Dich verabſcheue. Denkſt Du wohl, ſtolzes unerfahrenes Mädchen, daß für Dich allein die Geſetze der Welt für ſolche Fälle ſich ändern werden? Glaubſt Du denn wirklich, daß dieſer Jüngling, ſtolz auf ſeinem Reichthum, anmaßend um ſeiner Schönheit willen, unerfahren durch ſein Alter und vertrauend auf ſeine Abkunft, ſeiner Liebe Schwur halten will, kann oder zu halten verſteht? Er weiß weder das Unſchätzbare zu ſchätzen, noch das zu erkennen, was ernſte Jahre zu würdigen fähig ſind. Die Jugend iſt unbeſtändig, der Reichthum wandelbar, die Schönheit eitel, und in jenen, welche alles dieſes beſitzen, wohnt die Thorheit, die Mutter aller üblen Folgen.

Und Du, o Knabe, der Du ſo ganz ſicher glaubſt, mir den Lohn zu entreißen, deſſen meine heißen Wünſche würdiger ſind, als deine Trägheit, warum erhebſt Du Dich nicht von Deinem blumigen Sitze, und kommſt nicht, mir ein Leben zu rauben, dem das Deinige ſo verabſcheuungswürdig iſt? Du beleidigſt mich nicht ſowohl durch Deine Handlungen, Du weißt nicht einmal das Gut zu ſchätzen, welches Dir das Glück darbietet. Man ſieht es deutlich, daß Du es für ſehr gering hältſt, indem Du Dich nicht einmal bewegſt, es zu vertheidigen, um Dich nicht der Gefahr auszuſetzen, den ekelhaften Putz Deiner zierlichen Kleidung zu zerſtören. Gehe, gehe, und erhole Dich von dieſem Schrecken unter den Frauen Deiner Mutter! Sorge dort für Deine Hände tauglicher, zarte Bänderchen aufzuwickeln, als den harten Degen zu führen.

Bei allem dem erhob ſich Kornelio nicht von ſeinem Sitze, ſondern blieb ruhig und ſah mich regungslos und ſchier verſteinert an; und während ich ihm mit ſtärkerer Stimme zurief, was Du ſo eben gehört haſt, kamen die Leute, welche durch den Garten gingen, dazu, und blieben als Zeugen der Schmach, womit ich ihn überhäufte. Dieſer faſſte bei Ankunft der übrigen Leute Muth, die meiſtens ſeine Verwandte, Diener oder Bekannte waren, und ſtellte ſich, als wollte er ſich erheben, doch bevor er noch aufſtand, griff ich ſchon nach dem Degen, und fiel nicht nur über ihn, ſondern über alle jene her, welche zugegen waren.

Kaum ſah Leoniſa meinen Degen blitzen, ſo überfiel ſie eine plötzliche Ohnmacht, welche nur dazu diente, meinen Muth, und zugleich meinen Zorn zu erhöhen. Ich kann Dir nicht ſagen, ob die Vielen, welche ich angriff, ſich vor mir nur, wie vor einem Raſenden, vertheidigten, oder war es mein Glück, meine Tapferkeit oder der Himmel, der mich zu größeren Drangſalen aufbewahren wollte, genug, ich verwundete ſieben oder acht von denen, welche mir zunächſt waren, und Kornelio rettete ſich nur durch die Eile, mit welcher er entfloh. Während ich mich in dieſer Gefahr befand, umgeben von meinen rachedürſtenden Feinden, half mir der Zufall; aber ich hätte lieber dort mein Leben gelaſſen, als daß ich es auf eine ſo unvorhergeſehene Art erhielt, um jeden Augenblick tauſendfache Todesqualen zu erdulden. Es waren nämlich viele Türken in den Garten eingedrungen, welche von den Galeeren der Korſaren von Viſenta kamen, und ohne von den Thurmwächtern entdeckt oder von den Aufpaſſern an der Küſte bemerkt zu werden, heimlich in einer Bucht gelandet hatten. Als meine Gegner dieſes ſahen, retteten ſie ſich durch eine ſchnelle Flucht und ließen mich allein. Von allen in dem Garten befindlichen Perſonen konnten die Türken nur drei gefangen nehmen, nebſt Leoniſen, die noch in Ohnmacht lag. Mich ergriffen ſie, nachdem ich vier gräßliche Wunden erhalten, welche ich aber vorher durch meinen Arm an vier Türken gerächt hatte, die ich mit vier Hieben dahinſtreckte. Dieſen Angriff machten die Türken mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit und nicht ganz zufrieden mit dem Erfolge, ſchifften ſie ſich ſogleich wieder ein, und mit Hülfe der Segel und Ruder gelangten ſie in kurzer Zeit auf die Inſel Fabiana. Dort hielten ſie Muſterung, um zu ſehen, welche von ihren Leuten fehlten, und als ſie wahrnahmen, daß die vier Gebliebenen zu den beſten und tapferſten gehörten, wollten ſie ſich an mir rächen. Der Arraez des Hauptſchiffes befahl demnach, die Segelſtange herabzuſenken und mich aufzuhängen. Alles dieſes ſah Leoniſa, welche indeß ſchon zu ſich gekommen war, und da ſie ſich in der Gewalt der Korſaren erblickte, einen Strom von Thränen vergoß. Sie rang ihre zarten Hände, und horchte ſtumm, ob ſie etwas von dem verſtehen könnte, was die Türken ſprachen; allein einer von den chriſtlichen Ruderſklaven ſagte ihr in italieniſcher Sprache, wie der Arraez jenen Chriſten, indem er auf mich wies, aufzuhängen befohlen, weil er in ſeiner Vertheidigung vier der beſten Soldaten getödtet hätte. Als Leoniſa dieſes vernahm, bat ſie den Gefangenen, den Türken zu ſagen, ſie möchten mich nicht umbringen, weil ſie ſonſt ein großes Löſegeld verlieren würden; zugleich ſollte er ſie bitten, wieder nach Tropani zurückzukehren, wo man mich ſogleich loskaufen würde. Dieſes war die erſte, aber auch die letzte Mitleidsbezeugung, welche mir Leoniſa zu meinem größten Unglücke erwies. Als die Türken dieſes von dem Chriſtenſklaven vernahmen, beſänftigte der Vortheil ihre Wuth. Des andern Morgens ſteckten ſie die Friedensflagge auf, und kehrten nach Tropani zurück. Dieſe Nacht brachte ich in den fürchterlichſten Schmerzen zu, nicht ſowohl meiner Wunden halber, als wegen der Gefahr, in welcher meine grauſame Feindin unter jenen Barbaren ſchwebte. Als die Türken in die Stadt gelangten, lief die eine Galeere in den Hafen ein, die andere aber blieb außerhalb deſſelben und des ganzen chriſtlichen Gebietes. Der ſchöne Kornelio ſtand in der Ferne, um zu ſehen, was auf der Galeere vorging. Bald darauf kam einer meiner Intendanten, um meine Loslaſſung zu berichtigen, ich befahl ihm aber; daß er keinesweges um meine, ſondern nur um Leoniſens Freiheit handeln ſollte; auch ſollte er auf das Land zurückkehren und Leoniſa's Ältern ſagen, daß er die Loslaſſung ihrer Tochter ſchon beſorgen würde, und daß ſie ſich deshalb keine Mühe zu geben brauchten. Zugleich trug ich ihm auf, alles, was mein Vermögen im Stande wäre, für Leoniſa zu bezahlen. Als dieſes geſchehen war, forderte der Arraez, ein griechiſcher Renegat, Namens Juſſuf, für Leoniſa ſechs tauſend und für mich vier tauſend Thaler, indem er zugleich hinzufügte, daß er eines ohne das andere nicht fortlaſſen würde. Er verlangte dieſe große Summe, weil er, wie ich nachher erfuhr, für Leoniſa eine heftige Neigung gefaſſt hatte, und ſie nicht freigeben, ſondern dem Arraez der andern Galeere mich um vier tauſend Thaler, nebſt tauſend im baaren Gelde, überlaſſen, und für ſich, anſtatt der andern fünf tauſend, Leoniſa behalten wollte. Dies war die Urſache, warum er unſere Freigebung ſo hoch anſchlug. Leoniſa's Ältern boten ihrerſeits nichts an, indem ſie ſich an das Verſprechen hielten, welches ihnen mein Intendant in meinem Namen geleiſtet hatte; auch Kornelio ſprach kein Wort zu ihrem Vortheile. Nach vielen Forderungen und Unterhandlungen brachte es mein Intendant dahin, daß er für Leoniſa nur fünftauſend und für mich viertauſend Thaler zu bezahlen verſprach. Juſſuf wurde durch das Zureden ſeines Gefährten und aller Soldaten gezwungen, dieſes Anerbieten anzunehmen. Allein, da mein Intendant keine ſo große Summe vorräthig hatte, verlangte er einen Termin von drei Tagen, in der Abſicht, meine Güter zu verpfänden, um das Löſegeld zuſammen zu bringen. Juſſuf freute ſich deſſen, und gedachte während dieſer Zeit Gelegenheit zu finden, die Erfüllung des Vertrages zu hindern. Er kehrte demnach auf die Inſel Fabiana zurück, mit dem Verſprechen, nach Verlauf von drei Tagen wieder zu kommen. Das zornige Geſchick aber, noch nicht müde, mich zu verfolgen, wollte, daß ein Türke, welcher auf dem höchſten Berge der Inſel Wache hielt, auf dem Meere ſechs italiäniſche Segel entdeckte und daraus, wie es auch wirklich der Fall war, ſchloß, es müßte die Flotte von Malta oder von Sicilien nahe ſeyn. Sogleich lief er herab, dieſe Neuigkeit anzuzeigen, und in einem Augenblicke ſchifften ſich alle Türken ein, welche auf dem feſten Lande waren; mit unglaublicher Schnelligkeit überließen ſie dem Waſſer die Ruder, dem Winde die Segel, richteten die Vordertheile ihrer Schiffe gegen die Barbarei, und verloren ſo, in weniger als zwei Stunden, die Galeeren aus dem Geſichte. Du kannſt leicht einſehen, in welchen Zuſtand eine meinen Hoffnungen ſo entgegengeſetzte Reiſe mich verſetzen muſſte, um ſo mehr, als des andern Tages die zwei Galeeren an der Inſel Pantanalea landeten und die Türken ans Land ſtiegen. Die beiden Arraez ſchritten nun zur Theilung der gemachten Beute, und als die Reihe mich und Leoniſa traf, überließ Juſſuf dem Fetala (ſo hieß der andere Arraez) ſechs Chriſten, unter denen auch ich war, um nur Leoniſa für ſich zu behalten. Fetala war es zufrieden, und obwohl ich bei allem dem gegenwärtig war, wuſſte ich doch nicht, was eigentlich geſchah, noch hätte ich die Theilung vernommen, wenn nicht Fetala zu mir gekommen wäre und in italiäniſcher Sprache geſagt hätte: Chriſt, Du biſt mein. Man hat Dich um zwei tauſend Thaler mir übergeben; willſt Du frei werden, muſſt Du viertauſend zahlen oder hier ſterben. Ich fragte ihn, ob auch die Chriſtin ſein wäre, er aber antwortete: nein, ſondern Juſſuf habe ſie für ſich behalten, in der Abſicht, ſie zum türkiſchen Glauben zu bekehren und dann zu heirathen. Ich ſagte zu meinem Herrn, er ſollte Leoniſa für ſich zu erhalten ſuchen, und ich wollte ihm für ihre Loslaſſung allein zehn tauſend Thaler geben. Er erwiederte mir: das wäre unmöglich, indeß wollte er es Juſſuf wiſſen laſſen, welch' eine große Summe ich für die gefangene Chriſtin darböte; vielleicht würde dieſer, durch ſeinen Vortheil bewogen, ſeine Abſicht ändern und ſie frei laſſen. Dies that er auch wirklich und ertheilte zugleich allen ſeinen Leuten Befehl, ſich ſogleich einzuſchiffen, weil er mit ſeiner Galeere nach Tripolis zurückkehren wollte, welches ſeine Vaterſtadt war. Juſſuf beſchloß gleichfalls, nach Viſerta zu gehen, und ſo ſchifften ſie ſich mit ihrer gewöhnlichen Schnelligkeit ein, wie ſie zu thun pflegen, wenn ſie entweder Galeeren erblikken, welche ſie fürchten, oder Schiffe, welche ſie zu plündern hoffen.

Leoniſa befand ſich gleichfalls auf dem feſten Lande, doch bekam ich ſie nicht eher zu Geſichte, als bis wir, im Augenblicke der Abfahrt, am Meeresſtrande zuſammentrafen, wohin ſie ihr neuer Gebieter und noch neuerer Liebhaber an der Hand geleitete. Als ſie die Treppe betrat, welche vom Lande zur Galeere führte, ſandte ſie ihre Blicke zum letzten Male auf mich hin. Ich konnte die meinigen nicht von ihr abwenden, und betrachtete ſie mit ſo tiefem Schmerz, daß plötzlich eine finſtere Wolke meine Augen verhüllte und ich ſinnlos zu Boden ſtürzte. Daſſelbe, erzählte man mir nachher, ſey Leoniſen begegnet; denn man ſah ſie von der Treppe hinab ins Meer ſtürzen, und Juſſuf ihr nachſpringen und ſie auf ſeinen Armen heraustragen. Alles dieſes erfuhr ich erſt in der Galeere meines Herrn, wohin man mich bewuſſtlos gebracht hatte. Als ich wieder zu mir ſelbſt kam und mich allein ſah, die andere Galeere aber, welche einen andern Lauf nahm, ſich meinem Blicke entzog, und die Hälfte meiner Seele und mein ganzes Herz mit ſich führte, verfiel ich aufs neue in den wüthendſten Schmerz. Von Neuem fluchte ich meinem Geſchick und rief den Tod an. Meine Klagen waren ſo heftig, daß mein Gebieter, müde, dieſelben anzuhören, mich zu mißhandeln drohte, wenn ich nicht ſogleich ſchwiege. Ich unterdrückte die Thränen und erſtickte die Seufzer, glaubend, daß ſich mein Schmerz doch Luft machen und meiner Seele die

Pforte öffnen würde. Doch das Geſchick, noch nicht müde, mich in dieſes Unglück geſchleudert zu haben, vereitelte jede Hoffnung meiner Rettung, indem wenige Augenblicke darnach der ſchon gefürchtete Sturm ſich erhob, und von der Südſeite daherwehend, den Vordertheil unſeres Schiffes ergriff, und ſich mit einer ſolchen Wuth verſtärkte, daß wir uns genöthigt ſahen, das Schiff umzuwenden, und es der Gewalt des Sturmes Preis zu geben. Der Arraez beſchloß, die Inſel zu umſegeln, und an der Nordſeite derſelben Schutz zu ſuchen, doch ſein Entſchluß ſchlug fehl. Der Wind brauſte ſo fürchterlich, daß wir uns, nachdem wir in zwei Tagen ſchon einen beträchtlichen Weg zurückgelegt hatten, in weniger als vierzehn Stunden, ſechs bis ſieben Meilen von der nämlichen Inſel entfernt ſahen, wo wir ausgelaufen waren. Ohne Rettung mußten wir auf dieſelbe geſchleudert werden, doch nicht an eine Küſte, ſondern auf einige hoch emporragende Felſen, welche ſich unſern Blicken darboten und uns unvermeidlichen Tod drohten. Zur Seite ſahen wir die andere Galeere, auf welcher ſich Leoniſa befand, wo Türken und Chriſten mit den Rudern alle erſinnliche Kräfte aufboten, um nicht an die Felſen geſchleudert zu werden. Daſſelbe thaten die

Unſrigen, und wie es ſchien, mit mehr Vortheil und mit mehr Stärke, als die auf der andern Galeere, welche, von der Anſtrengung ermüdet, und von der Wuth des Sturmes überwältigt, die Ruder ſinken ließen. Der Willkühr der Wellen Preis gegeben, wurde die Galeere vor unſern Augen mit einer ſolchen Gewalt an jenen Felſen geworfen, daß ſie in demſelben Augenblicke zerborſt. So eben brach die Nacht ein, und das Geſchrei der Untergehenden und der Schrecken derer, die auf unſerm Schiffe gleiches Schickſal befürchteten, war ſo groß, daß man von allem dem, was der Arraez anordnete, weder ein Wort vernahm, noch befolgte. Man achtete blos darauf, die Ruder nicht aus den Händen zu laſſen, und half dadurch, daß man den Vordertheil des Schiffes gegen den Wind kehrte, und die beiden Anker ins Meer warf, den Tod verzögern, welchen alle für unvermeidlich hielten. Alle erblaſſten beim Anblicke des bevorſtehenden Todes, nur ich nicht; denn ich tröſtete mich mit der Hoffnung, in einer beſſern Welt diejenige wieder zu ſehen, welche vor Kurzem aus derſelben geſchieden war. Jeder Augenblick, da die Galeere zauderte, an die Felſen geſchleudert oder von den Wellen verſchlungen zu werden, war für mich ein Jahrhundert des qualvollſten Todes. Die Meereswogen, welche über dem Schiffe und meinem Haupte dahin brauſten, machten mich aufmerkſam, zu ſehen, ob nicht in demſelben der Körper meiner unglücklichen Leoniſa daher geſpült würde.

Meine Leiden waren ſo heftig, daß der Tod, hätte er ſich in jener Nacht mir genahet, nur wenig Mühe gehabt hätte, meinen Lebensfaden zu zerreißen. Der Tag erſchien mit den Anzeichen eines noch größeren Sturmes, und wir fanden, daß das Schiff eine große Strecke ſeitwärts abgekommen war und ſich von den Klippen ziemlich weit entfernt hatte.

Da wir zu einem Vorgebirge der Inſel gekommen waren und uns auf dem Punkte ſahen, es zu umſegeln, wurden Türken und Chriſten mit neuer Hoffnung belebt. Mit der äußerſten Kraftanſtrengung gelang es uns, nach Verlauf von ſechs Stunden, das Vorgebirge zu umſegeln, und nun fanden wir das Meer ein wenig ruhiger, ſo daß wir leichter von den Rudern Gebrauch machen konnten, und geſchützt durch die Inſel, bekamen die Türken Gelegenheit, auf das feſte Land zu ſpringen, um zu ſehen, ob nicht einige Überreſte von der andern Galeere, die Nachts zuvor an den Felſen ſcheiterte, vorhanden wären. Der

Himmel wollte mir jedoch nicht einmal die gehoffte Linderung gönnen, Leoniſa's Leiche in meinen Armen zu ſehen, deren ich mich, obgleich leblos und entſtellt, gefreut haben würde.

Um die Unmöglichkeit einer Wiedervereinigung mit ihr zu beſiegen, welche mein Schickſal mir auferlegte, bat ich einen Renegaten, der eben an's Land ſteigen wollte, den Leichnam aufzuſuchen, wenn das Meer ihn an's Geſtade geworfen hätte. Allein, dies alles verweigerte mir der Himmel; denn in demſelben Augenblicke erhob ſich der Sturm von Neuem mit ſolcher Gewalt, daß uns der Schutz der Inſel nicht länger nützte. Als Fetala dieſes ſah, wollte er nicht länger gegen das Schickſal kämpfen, welches ihn ſo hart verfolgte. Er befahl demnach, die Maſte zuſammen zu lehnen, die Segel zu ſtreichen, und den Vordertheil des Schiffes dem Meere, den Hintertheil dem Winde zuzuwenden. Er ſelbſt übernahm das Amt des Steuermannes und lief in's weite Meer aus, überzeugt, daß kein Hinderniß ſeinen Weg aufhalten würde. Die Ruder ſtrichen ganz niedrig über die Meeresfluth hin, das Schiffsvolk ſaß auf den Bänken und zwiſchen den Schießſcharten, ſo daß auf der ganzen Galeere Niemand zu ſehen war, als der Steuermann, der ſich zu ſeiner größeren Sicherheit feſt an den Mittelmaſt anbinden ließ. Pfeilſchnell ſegelte das Schiff, innerhalb drei Tagen, Tropani, Melazzo und Palermo vorüber und durch den Meerbuſen von Meſſina. Von Anſtrengung, Hunger und Durſt erſchöpft, kamen wir endlich zu Tripolis, in der Barbarei, an. Dort wurde mein Gebieter von einer Krankheit ſo heftig befallen, daß er binnen drei Tagen ſtarb. Der König von Tripolis und der Bevollmächtigte des Groß-Sultans, nahmen das ganze Vermögen Fetala's in Beſitz, und ich wurde demjenigen zu Theil, welcher nachher Paſcha von Tripolis ward. Vierzehn Tage darauf erhielt er das Patent als Paſcha von Cypern, und dieſer iſt es, mit dem ich hierher gekommen bin, ganz ohne die Abſicht, mich loszukaufen, obgleich er mich oftmals ermahnt hat, mich auszulöſen, da ich, wie Fetala's Soldaten ihm berichtet, ein vornehmer Mann wäre. Doch ich dachte nie daran, ſondern ich ſagte ihm vielmehr, daß ihn diejenigen, die ihm ſo viel von meinem Range und Vermögen geſagt, hintergangen hätten, und wenn Du meine ganzen Geſinnungen kennen willſt, ſo wiſſe, daß ich nimmer dorthin zurückkehren will, wo mich vielleicht nichts zu tröſten vermöchte. Zu meiner Gefangenſchaft ſollen ſich noch die Erinnerungen an Leoniſa's Tod geſellen, damit ich nie mehr Luſt am Leben finde, und, wenn es wahr iſt, daß fortwährende Leiden ſich gewaltſam enden, oder mit denen enden müſſen, welche ſie erdulden, ſo darf auch ich eine baldige Erlöſung hoffen; denn ich will mich meinem Kummer ganz dahin geben, ſo daß er in wenig Tagen ein Leben verkürze, welches ich nur mit Widerwillen ertrage. Dieſes, theurer Machmut, iſt mein bejammernswerthes Geſchick, dieſes die Urſache meiner Seufzer, meiner Thränen. Sieh nun ſelbſt, ob du fähig biſt, dieſe Thränen aus meinem Innerſten hinweg zu preſſen, und ſie in die Glut einer vom Schmerz durchdrungenen Bruſt hinein zu träufeln. Mit Leoniſen ſind alle meine Hoffnungen dahin, denn obwohl dieſe Unerbittliche die ihrigen an gekräuſelte Haarlocken knüpfte, ſo fühle ich dennoch, dennoch —

Bei dieſem Worte hielt er ein, und er war weder im Stande, eine Sylbe weiter hervorzubringen, noch die Thränen zurückzuhalten, welche ſein Geſicht ſo reichlich überſtrömten, daß ſie den Boden netzten. Machmut bezeugte ſeine innigſte Theilnahme, doch ſobald dieſer heftige Ausbruch des Schmerzes vorüber war, ſuchte er ihn mit den beſten Troſtgründen zu beruhigen. Dieſer aber hinderte ihn daran und ſagte: Du kannſt nichts thun, als mir rathen, mich ſo zu betragen, daß ich mir die Ungnade meines Herrn zuziehe, und den Haß aller auf mich lade, die mit mir umgehen. Von allen verfolgt und mißhandelt, darf ich endlich hoffen, daß Leiden auf Leiden, Schmerz auf Schmerz ſich häufend, mich bald zu meinem erſehnten Ziele führen, welches kein anderes iſt, als dieſes Leben zu endigen.

O, laß ab von dieſem Gedanken, Riccardo, antwortete Machmut, in mir ſollſt Du ſtets den treueſten Freund finden, bereit, Dir mit Rath und That beizuſtehen. Wenn gleich meine Jugend und der Fehler, welchen ich beging, zu verkünden ſcheinen, daß man ſich auf keines von beiden verlaſſen kann, werde ich mich doch beſtreben, ſolchen Verdacht zu vernichten. Willſt Du aber weder Rath, noch Hülfe annehmen, ſo werde ich doch nicht aufhören, das zu thun, was Dir frommet, wie man es mit dem Kranken zu thun pflegt, dem man verweigert, was er verlanget, und nur dasjenige giebt, was ihm nützlich iſt. In dieſer Stadt vermag Niemand ſo viel, als der Kadi, mein Gebieter, ſelbſt der Deinige, welcher als Paſcha hieher kömmt, hat nicht ſo viel Macht, als er, und ſo kann ich ſagen, daß ich in dieſer

Stadt am meiſten vermag, weil ich über die Macht meines Herrn nach Gefallen gebiete. Es kann mir eine Gelegenheit werden, Dich in die Dienſte des Kadi zu bringen, und wenn wir nun beiſammen ſind, wird uns die Zeit ſchon lehren, was wir ferner zu thun haben, ſowohl um Dich zu tröſten, wenn Du Troſt annehmen willſt oder kannſt, als auch von dieſen verhaßten Kleidern mich zu befreien.

Ich danke Dir für die Freundſchaft, welche Du mir anbieteſt, entgegnete Riccardo, obwohl ich überzeugt bin, daß es Dir nimmer möglich iſt, etwas zu vollbringen, was zu meinem Beſten gereiche. Doch laſſen wir dieſes für jetzt und gehen wir zu den Gezelten; denn, wie ich ſehe, ſo kömmt eine große Volksmenge aus der Stadt, und es iſt ohne Zweifel der ehemalige Paſcha, welcher heraus kömmt, damit mein Gebieter ſeine Verwaltung unterſuche.

So iſt es, antwortete Machmut. Gehen wir alſo, die Ceremonien mit anzuſehen, mit welchen ſie ſich wechſelſeitig empfangen, und ich weiß gewiß, Du wirſt Dich daran ergötzen.

So komm denn, entgegnete Riccardo, vielleicht bin ich Deiner benöthiget, wenn der Gefangenwärter meines Herrn euch etwa vermiſſt hat. Er iſt ein Renegat aus Korſika und hat eben kein mitleidiges Herz.

Hiermit verließen ſie die Wieſe und näherten ſich den Gezelten, wo ſie eben ankamen, als der alte Paſcha vor denſelben Halt machte und der neu Ernannte heraustrat, ihn zu bewillkommnen.

Ali-Paſcha, ſo hieß derjenige, welcher die Verwaltung niederlegte, erſchien an der Spitze aller Janitſcharen, welche gewöhnlich die Beſatzung von Nikoſia ausmachen, ſeit die Türken es eroberten, und deren Anzahl ſich auf vierhundert beläuft. So kamen ſie in zwei Kolonnen, die eine mit Flinten, die andere mit bloßen Säbeln, marſchirten bis zur Thüre Haſſan's, des neuen Paſcha, und Ali Paſcha bezeugte, mit gebücktem Leibe, Haſſan ſeine Ehrerbietung, während dieſer ihn mit einer geringern Verbeugung begrüßte. Sogleich trat Ali in Haſſan's Zelt, dieſen aber hoben die Türken auf ein mächtiges und herrlich verziertes Roß, und, während ſie ihn rund um die Gezelte und einen großen Theil des Feldes führten, jubelten ſie und riefen: Es lebe Sultan Solimann und Haſſan Paſcha in ſeinem Namen! Dieſen Ruf wiederholten ſie vielmal mit ſtarker Stimme und führten ihn ſogleich in das Zelt zurück, wo Ali geblieben war, welcher nun mit **Haſſan** und dem **Kadi** eine Stunde lang darin eingeſchloſſen blieb. **Machmut** ſagte zu **Riccardo**: dies geſchehe, um ſich gemeinſchaftlich über das zu beſprechen, was der Stadt, im Betreff der Werke, welche **Ali** angefangen, aber nicht beendigt hätte, nützlich ſey.

Kurz darauf kam der Kadi an die Thüre des Gezeltes und rief in türkiſcher, arabiſcher und griechiſcher Sprache aus, daß alle diejenigen eintreten ſollten, welche gegen **Ali Paſcha** um Gerechtigkeit oder ſonſt etwas zu bitten hätten, und daß hier **Haſſan** Paſcha ſtünde, welchen der Großherr nach Cypern geſendet, und der ihnen Gerechtigkeit und Billigkeit wiederfahren laſſen würde. Bei dieſen Worten verließen die Janitſcharen die von ihnen bewachte Thür des Gezeltes, um Jedermann den Eintritt zu geſtatten. Auch **Machmut** und **Riccardo** gingen hinein; denn da der erſtere des Kadi Diener, der zweite **Haſſan's** Sklave war, wehrte ihnen Niemand den Eingang. Einige griechiſche Chriſten und etliche Türken kamen und baten um Gerechtigkeit, doch über Dinge von ſo geringer Bedeutung, das der Kadi die meiſten ohne Akten, Verhör, Antworten und ohne Aufſchub entſchied.

Während dem trat ein Tſchauſch ein und

meldete, daß an der Thür des Gezeltes ein Jude wäre, welcher eine ſehr ſchöne Chriſtin zum Verkauf böte. Der Kadi befahl, ihn einzulaſſen. Der Tſchauſch ging hinaus, und kam bald darauf mit einem alten Juden zurück, welcher ein Frauenzimmer an der Hand führte. Sie war afrikaniſch gekleidet und ſo ſchön und zierlich geſchmückt, daß die reichſte Maurin von Fez oder Marokko nicht ſchöner ſeyn konnte. Das Geſicht war mit karmoiſinrothem Taffet bedeckt; auf dem Obertheile der Füße, welche unbedeckt waren, glänzten zwei Karkaſchen, dem Anſcheine nach von reinem Golde. Um die Arme, welche durch ein Gewebe vom feinſten Flor hervorſchimmerten, trug ſie andere Karkaſchen von Gold und mit Perlen überſäet. Über dieſe prachtvolle und zierliche Kleidung erſtaunt, befahlen der Kadi und die beiden Paſcha's, dem Juden, er möchte der Chriſtin den Schleier wegnehmen heißen. Dieſe that es und zeigte ein Antlitz, welches alle Augen blendete und alle Herzen erfreute, wie die Sonne, wenn ſie nach langer Finſterniß, zwiſchen dunkeln Wolken hervordringend, ſich den Blicken darbietet.

Den größten Eindruck aber machte dieſe wunderſame, enthüllte Schönheit auf Riccardo; denn es war ſeine grauſame und noch immer heiß geliebte Leoniſa, welche er ſo lange für todt gehalten, und mit ſo vielen Thränen beweint hatte.

Der unerwartete Anblick dieſer nie geſehenen Schönheit erſchütterte und bezwang Ali-Paſcha's Herz in einem Augenblicke. Nicht beſſer erging es Haſſan Paſcha's Herzen, und ſelbſt das des Kadi blieb nicht frei von der Liebeswunde; denn, noch erſtaunter, als die Übrigen, war er nicht im Stande, den Blick von den ſchönen Augen Leoniſa's wegzuwenden. So groß iſt die Macht der Schönheit, daß Leoniſa's Reize in demſelben Augenblicke in allen drei Herzen den Wunſch nach ihrem Beſitze entflammte. Ohne ſich demnach zu erkundigen, wo, wann oder wie ſie in die Gewalt des Juden gerathen ſey, fragten ſie ihn um den Preis, welchen er für ſie verlangte? Der gewinnſüchtige Jude forderte viertauſend Dublonen. Allein, kaum hatte er den Preis ausgeſprochen, als Ali Paſcha erklärte, er wolle ſie dafür geben, und ſey bereit, ihm das Geld in ſeinem Gezelte auszuzahlen; Haſſan Paſcha aber, welcher, dem Anſcheine nach, nicht ſo bereitwillig war, ſie ihm zu überlaſſen, und ſollte er auch ſein Leben dabei wagen, ſagte: Ich gebe gleichfalls die vier tauſend Dublonen, welche der Jude fordert, und ich würde ſolches nicht thun, noch mich Ali's Antrage widerſetzen, wenn ich mich nicht durch etwas, was er ſelbſt als gerecht und billig anerkennen muß, dazu verpflichtet und gezwungen fühlte. Dieſes iſt nichts andres, als daß die reizende Sklavin für keinen von uns, ſondern nur für den Großherrn allein gehöret. Ich erkläre demnach, daß ich ſie in ſeinem Namen kaufe, und nun wollen wir ſehen, wer die Kühnheit beſitzt, ſie mir ſtreitig zu machen? Ich werde es, antwortete Ali, denn zu demſelben Zwecke kaufte auch ich dieſelbe; überdieß iſt es mir gelegener, dem Großherrn dieſes Geſchenk zu überbringen, da ich ſie gerade mit nach Konſtantinopel nehmen kann.

So hoffe ich mir die Gnade des Sultans zu verdienen, deren ich, von meinem Amte zurückberufen, ſo ſehr bedarf, wie Du wohl ſelbſt einſiehſt; Du hingegen biſt Deiner Würde auf drei Jahre ſicher, da Du heute beginnſt, das reiche Königreich Cypern zu verwalten und zu regieren. Sowohl deswegen, als auch, weil ich der Erſte war, welcher den Preis für die Gefangene anbot, iſt es anſchaulich recht, daß Du ſie mir überläſſeſt.

Um ſo größer, entgegnete Haſſan, iſt mein Verdienſt, wenn ich ſie für den Großherrn bewahre und überſende, ohne daß mich ein Vortheil dazu aufmuntert. Was die Gelegenheit betrifft, ſie nach Konſtantinopel zu bringen, ſo werde ich mit meinen Leuten und meinen eigenen Sklaven eine Galeere dazu ausrüſten.

Ali-Paſcha, hierdurch erzürnt, ſprang auf, zog den Säbel und ſchrie: Da ich dieſelbe Abſicht habe, wie Du, ſie dem Großherrn darzubieten und zu überbringen, und da ich der erſte Käufer war, ſo fordert die Gerechtigkeit, daß Du ſie mir überläſſeſt, und wenn Du anders denkſt, ſoll dieſer Säbel mein Recht beſchützen und Deine Frechheit beſtrafen.

Der Kadi, welcher alles dieſes ſchon aufmerkſam angehört hatte und nicht weniger entbrannt war, als die beiden andern, dachte, aus Furcht, die Chriſtin zu verlieren, ſogleich daran, das Feuer, welches ſich entzündet hatte, zu dämpfen und auch die Chriſtin bei ſich zu behalten, ohne ſich dem Verdachte einer eigennützigen Abſicht auszuſetzen.

Er ſtand demnach auf, ſtellte ſich zwiſchen die beiden Paſcha's, welche ſich wirklich ſchon erhoben hatten, und ſagte: Stille, Haſſan, und Du, Ali, beruhige Dich! Ich bin hier und weiß und habe die Macht, euren Streit ſo zu entſcheiden, daß eure beiderſeitige Abſicht erreicht, und der Großherr, wie ihr es wünſchet, geehrt wird.

Den Worten des Kadi leiſteten ſie ſogleich Folge, und würden daſſelbe gethan haben, wenn er auch etwas noch Schwereres von ihnen gefordert hätte. So groß iſt die Ehrfurcht, welche die Anhänger Mahomeds ſeinem grauen Haupte erweiſen.

Der Kadi fuhr demnach fort und ſagte: Du, Ali, erklräreſt, daß Du dieſe Chriſtin für den Großherrn wünſcheſt und Haſſan ſagt daſſelbe: Du behaupteſt, weil Du, der Erſte, den Preis anboteſt, ein Recht auf ſie zu haben. Haſſan widerſpricht Dir, und, obwohl er keinen Grund für ſich anführen kann, ſo finde ich doch, daß er mit Dir ein gleiches Recht hat, — die Abſicht, welche, ohne Zweifel, zugleich mit der Deinigen entſtehen muſſte, die Sklavin zu demſelben Ende zu kaufen. Du biſt ihm bloß zuvorgekommen, indem Du Dich zuerſt erklärteſt, doch iſt dies kein Grund, daß ſeine gute Abſicht ganz unerfüllt bleiben ſoll. Ich halte demnach dafür, euch am Beſten ſo zu vereinigen: Die Sklavin gehöre unterdeſſen Beiden an, und da ſie für den Großherrn gekauft wurde, hat nur er das Recht, über ſie zu verfügen. Du, Haſſan, und Du, Ali, ihr bezahlt Jeder zwei tauſend Dublonen, und die Gefangene bleibt in meiner Verwahrung, daß ich ſie dann in eurer Beiden Namen nach Konſtantinopel ſchicken kann, damit ich doch nicht ganz unbelohnt bleibe, ſey es auch nur, weil ich bei dieſem Falle gegenwärtig war. Ich werde ſie alſo auf meine Koſten und mit all' dem Glanze und all' der Pracht überſenden, die demjenigen gebühret, für welchen dieſes Geſchenk beſtimmt iſt. Zugleich werde ich dem Großherrn genau berichten, was hier vorgefallen iſt, und den Eifer rühmen, welchen ihr Beide in ſeinem Dienſte bewieſen. Die zwei verliebten Türken konnten, durften und wollten ihm nicht widerſprechen, und obgleich ſie ſahen, daß ſie auf dieſe Weiſe nicht zur Erfüllung ihrer Wünſche gelangen würden, muſſten ſie doch dem Gutachten des Kadi Folge leiſten. Jedoch nährte Jeder in ſeinem Herzen eine, obſchon zweifelhafte Hoffnung, welche ihm verhieß, das Ziel ſeines heißen Verlangens zu erreichen. Haſſan, der als Paſcha in Cypern blieb, gedachte den Kadi durch viele Geſchenke und Dienſtleiſtungen ſchon dahin zu bringen, ihm die Gefangene zu überlaſſen. Ali hingegen nahm ſich vor, ein Wageſtück zu vollbringen, welches ihn zur Erreichung ſeines Zieles führen ſollte. Da Beide von dem Gelingen ihrer Hoffnung beinahe überzeugt waren, fiel es ihnen nicht ſchwer, dem Kadi nachzugeben, und mit ihrer Einwilligung übernahm dieſer die Chriſtin, nachdem jeder der Paſcha's zwei tauſend Dublonen bezahlt hatte. Der Jude wendete ein, daß er nicht verpflichtet ſey, die Gefangene ſammt den Kleidern auszuliefern; dieſe ſeyen gleichfalls zwei tauſend Dublonen werth. Und ſo war es auch wirklich; denn in den Haaren, welche zum Theil aufgelöſt über die Schultern herabfloſſen, zum Theil in Locken geringelt über die Stirne geſchlungen waren, glänzten mehrere Perlenſchnüre, die ſich mit nie geſehener Anmuth in den Haaren verwebten. Die Bänder an Füßen und Händen waren gleichfalls von großen Perlen. Das Kleid war ein indiſcher Kaftan von grünem Atlas, mit Stickereien und vielen Goldfranſen verziert, kurz, es ſchien Allen, daß der Jude für dieſe Kleidung nur einen geringen Preis gefordert habe. Der Kadi, um ſich nicht weniger freigebig zu beweiſen, als die beiden Paſchen, erklärte, daß er zwei tauſend Dublonen bezahlen wolle, damit man die Chriſtin dem Großherrn in dieſem Anzuge vorſtelle. Die Paſcha's ließen es geſchehen, und Jeder dachte bei ſich, daß alles in ſeine Hände fallen würde.

Nun fehlen aber die Worte, um zu ſchildern, was Riccardo fühlte, da er Zeuge ſeyn muſſte, wie man ſein Liebſtes öffentlich verkaufte; welche tauſendfache Vorſtellungen ſeine Bruſt durchkreuzten, welch' ein Schreck ihn überfiel, als er ſah, daß er ſeine Geliebte nur darum wiedergefunden hatte, um ſie von Neuem ſchmerzlicher zu verlieren. Er wuſſte nicht, ob er träume oder wache, und trauete kaum ſeinem eigenen Blicke; denn es ſchien ihm unmöglich, ſo unverhofft diejenige vor ſeinen Augen zu ſehen, welche, wie er dachte, die ihrigen auf immer geſchloſſen. Während dem näherte er ſich ſeinem Freunde Machmut und fragte ihn: Kennſt Du ſie denn nicht? Nein, ich kenne ſie nicht, erwiederte Machmut. So wiſſe denn, daß es Leoniſa iſt, ſagte Riccardo hierauf.

Was ſprichſt Du? fragte Machmut.

Was Du eben hörteſt, entgegnete Riccardo.

Nun ſo ſchweige, antwortete Machmut, und verrathe Dich nicht. Das Glück fängt an, ſich zu Deinen Gunſten zu erklären, da Leoniſa ſich nun in der Gewalt meines Herrn befindet.

Scheint es Dir zuträglich, fragte Riccardo weiter, daß ich mich an einen Ort begebe, wo ich von ihr geſehen werden kann?

Nein, antwortete Machmut. Du würdeſt nur ſie und auch Dich ſelbſt verrathen, und, wenn mein Gebieter ſähe, daß Du ſie kennſt oder wenigſtens ſchon geſehen haſt, würde dieſes meinem Vorhaben ſehr nachtheilig ſeyn.

Ich will Deinem Rathe folgen, entgegnete Riccardo, und mit dieſen Worten floh er den Ort, wo ſeine Augen Leoniſa's Blicken begegnen konnten, welche die ihrigen, während des ganzen Vorganges, zu Boden geheftet hatte, und von Zeit zu Zeit Thränen vergoß.

Der Kadi trat nun zu ihr, nahm ſie bei der Hand und übergab ſie Machmut, mit dem Befehle, ſie nach der Stadt in ſeine Wohnung zu bringen, und ſeiner Gattin Halima zu bedeuten, dieſe Sklavin als ein Eigenthum des Großherrn zu betrachten. Machmut entfernte ſich mit Leoniſa und verließ Riccardo, welcher ſeinem Sterne ſo lange mit den Augen nachfolgte, bis ihn die Mauern von Nikoſia entrückten. Hierauf näherte er ſich dem Juden, und fragte ihn, wo er dieſe Chriſtin gekauft, oder wie ſie in ſeine Gewalt gekommen wäre? Der Jude antwortete, er habe ſie auf der Inſel Pantanalea einigen dort verunglückten Türken abgekauft, und da er eben in ſeiner Erzählung fortfahren wollte, wurde er von den beiden Paſcha's daran verhindert, welche ihn zu ſich riefen und ihn fragten, was Riccardo von ihm zu wiſſen verlange?

Auf dem Wege, welchen man von den Gezelten bis zur Stadt zurücklegen muſſte, fand Machmut Gelegenheit, Leoniſa in italiäniſcher Sprache um den Namen ihres Geburtsortes zu fragen. Sie nannte ihn Tropani und er fragte ferner, ob ſie nicht einen reichen und vornehmen Ritter aus dieſer Stadt kenne, welcher Riccardo hieße. Als Leoniſa dieſes vernahm, antwortete ſie ſeufzend: Ja, ich kenne ihn zu meinem Unglück.

Wie, zu eurem Unglück? fragte Machmut weiter.

So iſt es, entgegnete Leoniſa, denn er kannte mich zu ſeinem und meinem Unglück.

Vielleicht, fuhr Machmut fort, kanntet ihr in jener Stadt auch einen andern Ritter, von ſchöner Geſtalt, ſehr reichen Ältern, und für ſeine Perſon tapfer, großmüthig und edel, welcher ſich Kornelio nannte.

Auch dieſen kenne ich, antwortete Leoniſa, aber ich muß ſagen zu meinem noch größeren Unglück, als Riccardo. Doch, wer ſeyd ihr, mein Freund, daß ihr ſie kennet und mich um ſie befraget?

Mein Vaterland, erwiederte Machmut, iſt Palermo. Mannigfaltige Schickſale haben mich gezwungen, dieſe Tracht anzunehmen. Die beiden Ritter kenne ich, weil ſie ſich vor einigen Tagen in meiner Gewalt befanden. Jenen Kornelio nahmen einige Mauren aus Tripolis gefangen, und verkauften ihn an einen türkiſchen Handelsmann, welcher, ſeiner Geſchäfte wegen, auf dieſe Inſel kam, und Kornelio ſein ganzes Vermögen anvertraute.

Ich weiß, er wird es ſehr getreu zu behüten wiſſen, fiel ihm Leoniſa ins Wort, da er das ſeinige ſo wohl zu bewahren verſtand. Sagt mir aber nun, wie oder mit wem kam Riccardo auf dieſe Inſel?

Er kam, entgegnete Machmut, mit einem Korſaren, welcher ihn gefangen nahm, als er ſich zu Tropani in einem, am Meere gelegenen Garten befand, und mit ihm, erzählte er mir, hätte man auch ein Mädchen in Gefangenſchaft geführt, deſſen Namen er mir niemals entdecken wollte. Er blieb einige Tage hier mit ſeinem Herrn, welcher die Abſicht hatte, nach Medina zum Grabe des Propheten zu wallfahrten. Als ſie eben abreiſen wollten, wurde Riccardo ſo krank, daß ſein Gebieter ihn mir überließ, damit ich, als ſein Landsmann, ſeiner warten und für ihn, bis zu ſeiner Rückkunft, Sorge tragen möchte. Sollte er nicht hieher zurückkehren, ſo beauftragte er mich, ihn nach Konſtantinopel zu ſenden, mit dem Zuſatze, er würde mich davon benachrichtigen laſſen, ſobald er dort angelangt wäre. Der Himmel hatte es aber anders beſchloſſen; denn der unglückliche Riccardo endete wenige Tage darauf ſein Leben. Während ſeiner Krankheit nannte er, ſtets in ſich gekehrt, den Namen einer Leoniſa, welche er, wie er mir erzählte, mehr liebte, als ſein Leben und ſeine Seele. Dieſe Leoniſa, ſagte er, habe nicht weit von der Inſel Pontanalea Schiffbruch gelitten und ſey ertrunken; ihren Tod betrauerte und beweinte er ohne Unterlaß, bis ſeine Klagen mit ſeinem Leben endigten.

Sagt mir nur, antwortete Leoniſa, hat jener Kornelio, von dem ihr mir vorher erzähltet, niemals dieſer Leoniſa erwähnt. Erzählte er euch nicht, auf welche Art die Türken ſie und Riccardo gefangen nahmen?

O ja! entgegnete Machmut. Er fragte mich auch, ob man nicht auf dieſe Inſel eine Chriſtin gebracht habe, welche ſo hieße; er würde ſie ſehr gerne auslöſen, wenn ihr Gebieter entweder nicht erfahren hätte, daß ſie ſo reich ſey, oder, wenn er ſie vielleicht bereits geringer achtete. Wenn das Löſegeld nicht über drei oder vierhundert Thaler betrüge, wollte er es gerne bezahlen, da er ehemals einige Neigung für ſie gefühlt hätte.

Dieſe Neigung, ſagte Leoniſa, muß ſehr gering ſeyn, da ſie ſich auf vierhundert Thaler beſchränkt. Riccardo beſitzt mehr Großmuth, Tapferkeit und Edelſinn. Der Himmel verzeihe der Urſache ſeines Todes und dieſe bin ich ſelbſt. Ich bin die Unglückliche, welche er als todt beweinte; aber Gott weiß es, wie ſehr ich mich freuen würde, wenn er noch lebte, um ihm die Geſinnungen, welche er mir in meinem Unglücke bewies, vergelten zu können. Ich bin die von Kornelio ſo gering geſchätzte, von Riccardo ſo heiß beweinte Leoniſa. Viele und mannigfaltige Schickſale brachten mich in den bejammernswerthen Zuſtand, in welchem ich mich jetzt befinde. Ich bitte euch demnach, ſteht mir bei in meinen Widerwärtigkeiten; denn, obſchon das Unglück mich mit Erfahrung bereichert hat, ſo thürmen ſich doch jeden Augenblick ſo viele Leiden über meinem Haupte zuſammen, daß ich nicht weiß, wie ich dieſelben ertragen ſoll.

Machmut erwiederte, er wolle ſein Möglichſtes thun, ihr zu helfen, und ihr mit Rath und That beiſtehen, ſo weit es ihm ſein Verſtand und ſeine Kräfte erlaubten. Hierauf erzählte er ihr den Streit, welchen die beiden Paſchen ihretwegen gehabt hätten, und daß ſie nun in der Gewalt des Kadi, ſeines Herrn, ſey, um als Geſchenk von dem Großſultan nach Konſtantinopel geſchickt zu werden; jedoch, bevor dieſes in Erfüllung ginge, möchte ſie nur auf den wahren Gott hoffen, auf welchen er auch vertraue.

Er rieth ihr auch, mit Halima, der Gemahlin des Kadi, im guten Einverſtändniſſe zu leben, weil ſie unter ihrer Aufſicht bleiben müſſte, bis man ſie nach Konſtantinopel ſchicken würde. Hierauf beſchrieb er ihr Halima's Charakter, und gab ihr noch viele andere nützliche Rathſchläge, bis er ſie in dem Hauſe des Kadi den Händen Halima's übergeben hatte, welcher er den Auftrag ſeines Herrn meldete. Die Türkin nahm die reizende Sklavin ſehr freundlich auf, Machmut aber kehrte zu den Gezelten zurück, ſeinem Riccardo zu hinterbringen, was zwiſchen ihm und Leoniſa vorgefallen war.

Als er ihn gefunden hatte, berichtete er ihm Wort für Wort den Inhalt ſeines Geſpräches mit Leoniſa, und, als er im Laufe ſeiner Erzählung der Theilnahme erwähnte, welche dieſelbe bei der Kunde von ſeinem Tode bewieſen, traten ihm beinahe Thränen in die Augen. Er verſchwieg ihm auch nicht, wie er die Gefangenſchaft Kornelio's erdichtet habe, um zu ſehen, wie ſie von ihm dächte, und bemerkte ihm die bittere Kälte, mit welcher Leoniſa von demſelben geſprochen. Jedes dieſer Worte war Balſam für Riccardo's leidendes Herz, und er ſagte hierauf zu Machmut: So eben erinnere ich mich an eine Geſchichte, welche mein Vater mir erzählte. Du weißt, daß er ein ſehr verſtändiger Mann war und wie viele Gnade ihm Kaiſer Karl V. erwies, dem er ſtets in ehrenvollen Kriegsämtern gedient hat; als der Kaiſer Karl vor Tunis ſtand, und es ſammt dem Fort la Galeta wegnahm, befand er ſich eines Tages auf dem Lande und in ſeinem Gezelte, als man eine Maurin von ausnehmender Schönheit brachte, um ſie ihm vorzuſtellen. In demſelben Augenblicke drangen einige Sonnenſtrahlen in das Gezelt und beſchienen die Maurin, deren blonde Haarlocken dem Glanze der Sonne nichts nachgaben — eine ſeltene Erſcheinung bei den Maurinnen, welche auf die Schwärze ihrer Haare immer ſo ſtolz ſind.

Bei dieſer Gelegenheit waren in dem kaiſerlichen Zelte, nebſt vielen andern, auch zwei ſpaniſche Ritter gegenwärtig, der eine aus Andaluſien, der andere aus Katalonien, beide ſehr verſtändige Jünglinge und voll dichteriſchen Feuers. Als der Andaluſier die ſchöne Maurin erblickte, ergriff ihn die Bewunderung dergeſtalt, daß er ſogleich einige Verſe herſagte; als er aber die erſten Verſe ausgeſprochen hatte, hielt er plötzlich inne, ohne weder ſeinen Spruch, noch die Verſe zu endigen. Der Katalonier, der ihm zur Seite ſtand, bemerkte kaum die Verlegenheit ſeines Freundes, als er das Gedicht fortſetzte und die andere Hälfte deſſelben ergänzte. Dieſes fiel mir wieder ein, als ich die reizende Leoniſa in das Gezelt der Paſchen eintreten ſah; denn ſie würde nicht nur die Sonnenſtrahlen, welche ſie beſchienen, ſondern den ganzen Himmel, ſammt allen ſeinen Geſtirnen, verdunkeln.

Die Verſe aber lauten folgendermaßen:

Die Jungfrau ſteht am Lebensdome
Als ungetrübtes Ideal,
Und wie die Sonn' im Glutenſtrome,
Für alle glänzt ihr milder Strahl;
Was nur da wallt und wogt und webet
Auf Blumenflur und Throngerüſt,
Verſchönert lebt's von ihr umſchwebet,
Und beſſer lebt's von ihr geküſſt!

So ſteht ſie frei von aller Fehle,
Ein unerreichtes Meiſterſtück:
Der Himmel ruht in ihrer Seele,
Und ihre Seele ruht im Blick.
So ſteht ſie hier, voll reinen Strebens,
Wie droben in dem Sterngefild,
Am reichen Hochaltar des Lebens,
Ein heilig Muttergottesbild.

Dieſe Worte, ſagte Machmut hierauf, klingen angenehm, und Du ſcheinſt mir dazu geſchaffen, Verſe vorzutragen; denn der Vortrag, ſo wie die Dichtung, erfordern ein eigenes Talent.

Man pflegt auch, erwiederte Riccardo, Trauerlieder zu weinen und Hymnen zu ſingen, und dies alles heißt Verſe vortragen. Doch genug hievon. Sage mir nun, was Du in unſerer Angelegenheit zu thun gedenkſt? Zwar verſtand ich nichts von dem, was die Paſchen im Gezelte mit einander verhandelten, während Du Leoniſa fortführteſt; aber ein venetianiſcher Renegat, welcher gegenwärtig war und gut türkiſch verſteht, hat mir alles erzählt. Wir müſſen daher vor allem auf Mittel denken, um zu verhindern, daß Leoniſa nicht der Gewalt des Großherrn überliefert wird.

Das Erſte, was wir bewerkſtelligen müſſen, entgegnete Machmut, iſt, daß Du in die Dienſte meines Herrn kömmſt; dann werden wir gemeinſchaftlich das Nöthige berathſchlagen.

Während dem kam der Gefangenwächter von Haſſan's Chriſtenſklaven und führte Riccardo mit ſich fort. Der Kadi kehrte mit Haſſan nach Nikoſia zurück und dieſer unterſuchte ganz kurz Ali Paſcha's Verwaltung und gab demſelben die Entſcheidung darüber verſchloſſen und verſiegelt, um damit nach Konſtantinopel zu reiſen. Dieſer ging ſogleich ab und lag vorher dem Kadi noch dringend an, die Gefangene bald zu ſchicken und den Großherrn zu ſeinem Vortheil zu ſtimmen. Der verrätheriſche Kadi, obgleich ſchon für die ſchöne Chriſtin entbrannt, verſprach ſeinen Wunſch zu erfüllen, und ſo reiſte Ali, voll trügeriſcher Hoffnungen, ab, und Haſſan, davon nicht frei, blieb in Nikoſia zurück.

Bald darauf bewirkte Machmut, daß Riccardo ein Sklave des Kadi wurde. Die Tage ſtrichen dahin, und der Wunſch, Leoniſa wieder zu ſehen, peinigte Riccardo ſo heftig, daß er keinen Augenblick Ruhe genoß. Anſtatt Riccardo ließ er ſich Mario nennen, damit ſein Name nicht eher zu Leoniſa's Ohren gelangen ſollte, bevor er ſie noch geſehen hatte. Sie zu ſehen, war aber ſehr ſchwierig, da die eiferſüchtigen Orientaler die Geſichter ihrer Weiber vor allen Männern verhüllen.

Eines Tages geſchah es nun, daß Halima, die Gemahlin des Kadi, ihren Sklaven Mario ſah und ſo genau betrachtete, daß ſein Bild in ihrem Herzen zurückblieb und ſich in ihr Gedächtniß eingrub. Sie vertrauete ihr Geheimniß Leoniſen, welche ſie, ihrer Schönheit und ihres liebevollenen Betragens wegen, ſehr lieb gewonnen hatte, und, als das Eigenthum des Großherrn, mit vieler Achtung behandelte. Sie erzählte ihr, daß der Kadi einen gefangenen Chriſten in ihr Haus genommen habe, welcher ſo hübſch und wohlgeſtaltet wäre, daß ſie in ihrem ganzen Leben keinen ſchönern Mann geſehen habe; man ſage, er ſey ein Kibili — ſo viel als Ritter — und ein Landsmann des Renegaten Machmut. Sie wüſſte nicht, fuhr ſie fort, wie ſie ihm ihre Neigung zu erkennen geben ſollte, ohne ſich durch eine ſolche Erklärung der Geringſchätzung des Chriſten auszuſetzen. Auf Leoniſa's Frage, wie er hieße, antwortete Halima, daß er ſich Mario nenne.

Hierauf entgegnete Leoniſa: Wenn er ein

Ritter und von dem Orte wäre, welchen man Dir genannt hat, ſo würde ich ihn ſicher kennen, allein mit Namen Mario iſt kein einziger in ganz Trapani. Doch dem ſey, wie ihm wolle, ſorge Du nur dafür, daß ich ihn ſehen und ſprechen kann, dann will ich Dir ſogleich ſagen, wer er iſt, und was man von ihm erwarten kann.

Dies ſoll geſchehen, antwortete Halima. Freitag, wenn der Kadi in der Moſchee den Gottesdienſt hält, werde ich ihn hereinkommen laſſen, damit Du ihn allein ſprechen kannſt. Alsdann magſt Du ihm, nach Deinem Gutdünken, meine Neigung eröffnen. Dieſes letztere jedoch ſo fein, als es Dir nur immer möglich iſt.

So ſprach Halima zu Leoniſa, und es waren noch nicht zwei Stunden verfloſſen, als der Kadi Machmut und Mario rufen ließ, und der verliebte Alte mit nicht weniger Eifer, als Halima Leoniſen ihr Herz eröffnet hatte, den beiden Sklaven das ſeinige aufſchloß, und ſie um Rath fragte, wie er die ſchöne Chriſtin für ſich behalten könnte, ohne jedoch den Groß-Sultan, deſſen Eigenthum ſie ſey, zu beleidigen. Er wolle, ſetzte er hinzu, lieber tauſend Mal ſterben, als ſie nur ein Mal dem Großherrn überliefern.

Der türkiſche Prieſter erklärte ſeine Leidenſchaft mit ſolchem Feuer, daß er ſelbſt die Herzen ſeiner Sklaven entzündete, welche von allem dem gerade das Gegentheil dachten. Sie kamen alſo überein, daß Mario, als Leoniſa's Landsmann, obwohl er vorgegeben hatte, ſie nicht zu kennen, es übernehmen ſollte, ihr die Neigung des Kadi zu eröffnen und ſie für ihn zu gewinnen. Sollte dieſes mißlingen, ſo könnte man ja Gewalt brauchen, da die Chriſtin in ſeiner Macht ſich befände, und ſich dann in Konſtantinopel mit dem Vorgeben ihres Todes entſchuldigen. Der Kadi war mit dem Rathe ſeiner Sklaven ſehr zufrieden, und in ſeiner eingebildeten Freude bot er Machmut ſogleich die Freiheit, ſammt der Hälfte ſeines Vermögens an. Auch Mario verhieß er, wenn er zur Erfüllung ſeines Wunſches gelangte, die Freiheit und ſo viel Geld, daß er reich, mit Ehren und zufrieden in ſein Vaterland zurückkehren könnte. War der Kadi mit Verſprechungen freigebig, ſo waren ſeine Sklaven damit verſchwenderiſch, und erboten ſich ſogar, den Mond vom Himmel zu erlangen, um ſo mehr Leoniſa, wenn er nur die Gelegenheit dazu verſchaffen wollte, ſie zu ſprechen.

Dieſe werde ich, entgegnete der Kadi, Mario, ſo oft er deren wünſcht, verſchaffen; denn ich will Halima überreden, ihre Ältern zu beſuchen, welche griechiſche Chriſten ſind, und wo ſie ſich dann ohne Zweifel einige Tage hindurch verweilet. Während ihres Außenbleibens werde ich dem Thorwächter befehlen, Mario zu jeder Zeit in das Innere des Hauſes eintreten zu laſſen, Leoniſen aber werde ich ſagen, daß ſie ihren Landsmann ſprechen darf, ſo oft es ihr gefällt. So wendete ſich endlich das Schickſal, und ein günſtiger Wind ſchien Riccardo's Hoffnungsſchiffe entgegen zu wehen.

Nachdem jene drei ihren Plan entworfen hatten, war Halima die Erſte, welche den ihrigen in's Werk ſetzte, da ſie, als ein Weib, ſich dem Wunſche ihres Herzens ſchneller hingab. Noch denſelben Tag ſagte der Kadi zu ihr, ſie könnte, ſo bald ſie wollte, ihre Ältern beſuchen, und ſich nach ihrem Gefallen mit ihnen ergötzen. Allein Halima, voll von den Hoffnungen, welche ihr Leoniſa gegeben hatte, wollte nicht nur nicht zu ihren Ältern, ſondern wäre jetzt auch nicht einmal in das erdichtete Paradies Mahomets gegangen. Sie erwiederte ihm daher, daß ſie für jetzt kein Verlangen darnach trüge, und wenn ſie es wünſchte, würde ſie es ihm eröffnen; doch müßte ſie die gefangene Chriſtin mit ſich nehmen.

Das geht nicht an, erwiederte der Kadi. Das Eigenthum des Großherrn darf von Niemandem geſehen werden, und noch mehr muß man verhindern, daß ſie chriſtliche Geſellſchaften beſucht; ihr wiſſt ja, ſobald ſie dem Sultan überliefert iſt, wird man ſie ins Serail einſchließen und zu unſerm Glauben bekehren, ſie mag wollen oder nicht.

Unter meiner Aufſicht ſchadet es nichts, entgegnete Halima, wenn ſie ſich im Hauſe meiner Ältern befindet und mit ihnen Umgang pflegt. Bin ich doch gewiß öfter in ihrer Geſellſchaft, ohne daß ich deshalb aufhöre, eine fromme Türkin zu ſeyn; überdies iſt die längſte Zeit, welche ich auszubleiben gedenke, nur vier oder fünf Tage, da meine Liebe zu Dir mir nicht geſtattet, ſo lange abweſend zu ſeyn, ohne Dich zu ſehen.

Der Kadi wollte nicht weiter in ſie dringen, um ihr keine Veranlaſſung zu geben, Verdacht zu ſchöpfen. Bald hierauf kam der Freitag, an welchem er in der Moſchee erſcheinen muſſte, von wo er vor vier Stunden nicht abkommen konnte. Kaum ſah ihn Halima von den Thoren des Hauſes entfernt, als ſie ſogleich ihren Sklaven Mario rufen ließ; allein ein Chriſt aus Korſika, welcher an der Thür des Serails als Wächter diente, vertrat ihm den Weg, bis Halima demſelben zurief, ihn einzulaſſen. Er trat demnach ein, beſtürzt und zitternd, als ob er mit einem ganzen Heere von Feinden zu kämpfen hätte.

Leoniſa, eben ſo gekleidet, wie an dem Tage, wo ſie in das Zelt der Paſchen gebracht wurde, ſaß auf der letzten Stufe einer Marmorſtiege, welche zu den Gallerien führte. Ihr Haupt war auf die flache Hand geſtützt, ihr Arm ruhte auf dem Knie, ihre Augen nach der entgegengeſetzten Seite gerichtet, ſo daß Mario, obgleich er auf ſie zukam, von ihr nicht bemerkt wurde. Gleich bei ſeinem Eintritte ſah er ſich überall um, und vernahm blos ein ununterbrochenes lautloſes Stillſchweigen. Endlich erſah ſein Blick Leoniſa. In demſelben Augenblicke ſtiegen in ſeiner Seele tauſend Gedanken auf, die ihn überraſchten und erfreueten, da er ſich ſeiner Meinung nach kaum zweihundert Schritte mehr von ſeinem Glücke, von ſeiner ganzen Seligkeit entfernt ſah.

Aber wie ſehr betrübte ihn nicht ſeine Gefangenſchaft und der Gedanke, ſeine Ehre in fremder Willkühr zu ſehen. Alles dieſes bei ſich überlegend, trat er langſam, mit Furcht und Überraſchung, freudig und trauernd, ſchüchtern und doch unwiderſtehlich fortgezogen näher, bis er in die

Nähe ſeiner Seligkeit gelangte. Als Leoniſa ſich plötzlich umwandte, und ihre Blicke denen Riccardo's begegneten, welcher in ihrem Anſchauen verloren daſtand, gaben Beide, aber auf ganz verſchiedene Weiſe, zu erkennen, was ihre Herzen fühlten. Riccardo blieb feſt ſtehen und war nicht im Stande, einen Fuß vorwärts zu bewegen. Leoniſa, welche Riccardo, nach Machmuts Erzählung, für todt gehalten hatte, und ihn ſo plötzlich wiederſah, trat, ohne die Augen von ihm abzuwenden, voll Beſtürzung und Schrecken vier bis fünf Stufen zurück, zog ein kleines Kruzifix aus ihrem Buſen und küßte daſſelbe und kreuzigte ſich unaufhörlich, als ob ſie ein Geſpenſt oder ſonſt ein Weſen aus der andern Welt erblickt hätte. Riccardo, welcher ſich zuerſt von ſeinem Erſtaunen erholte, erkannte ſogleich an Leoniſa's Benehmen die wahre Urſache ihres Schreckens. Er redete ſie daher folgendermaßen an: Ich bin ſehr betrübt darüber, daß die Nachricht von meinem Tode, welche Dir Machmut hinterbrachte, nur erdichtet geweſen. Hätte ich wirklich dieſe Welt verlaſſen, ſo dürfte ich jetzt nicht fürchten, daß die Grauſamkeit, mit der Du mich ſtets behandelt haſt, noch immer gleich fortwähren wird. Beruhige Dich und komm wieder herab, und wenn

Du Dich entſchließen kannſt, das zu thun, was Du niemals gethan haſt, Dich mir zu nähern, ſo wirſt Du ſehen, daß ich kein Geiſt bin. Ich bin Riccardo, derſelbe Riccardo, deſſen ganzes Glück in Deiner Macht ſteht. Währenddem legte Leoniſa den Finger auf ihren Mund, welches Riccardo als ein Zeichen anſah, entweder zu ſchweigen oder leiſer zu reden. Er nahm daher ſeinen Muth zuſammen und trat ſo weit vorwärts, daß er in einiger Entfernung vernahm, wie Leoniſa zu ihm ſagte: Rede leiſe, Mario, und ſprich von nichts anderm, als wovon ich mit Dir reden werde; denn, wenn man uns belauſcht, könnte dieſes der erſte und letzte Augenblick unſers Wiederſehens ſeyn. Ich glaube, unſere Gebieterin Halima belauſcht uns. Sie hat mir vertraut, daß ſie Dich liebt und mich dazu beſtimmt, Dir ihre Wünſche zu erklären. Willſt Du denſelben entſprechen, — es ſteht in Deiner Macht; wo nicht, muſſt Du Dich wenigſtens verſtellen, weil ich Dich darum bitte, und weil vielleicht die erklärte Zuneigung eines Weibes deſſen würdig iſt.

Riccardo entgegnete hierauf: Niemals, ſchönſte Leoniſa, konnte ich nur im geringſten ahnen, daß einer Deiner Befehle für mich unmöglich wäre, doch der, welchen ich jetzt von Dir vernehme, entreißt mich meiner Täuſchung. Iſt Geſinnung und Gefühl ſo leicht, daß man es nach Belieben verändern und hin und her lenken kann? Oder kömmt es wohl einem braven und ehrliebenden Manne zu, ſich in ſo wichtigen Dingen zu verſtellen? Doch, wenn es Dir ſcheint, daß man ſo etwas thun ſoll oder kann, ſo weißt Du ſchon, daß Du meinen Willen beherrſcheſt. Zwar haſt Du meine Geſinnungen ſtets mißkannt und weißt deßhalb nicht, über meinen Willen zu gebieten; damit Du jedoch nicht ſagen kannſt, daß ich mich weigerte, Deinem erſten Befehle zu gehorchen, ſo will ich meine Abkunft vergeſſen, um Dein Verlangen zu erfüllen und **Halima's** Neigung verſtellter Weiſe entſprechen, wenn ich dadurch das unſchätzbare Glück erkaufe, Dich zu ſehen. Erdichte demnach eine Antwort nach Deinem Belieben und ſey verſichert, daß mein Betragen ſie beſtätigen ſoll. Aber zum Lohne des Großen, was ich für Dich thue, bitte ich Dich innig, erzähle mir, wie Du aus der Gewalt des Korſaren in die Hände des Juden gekommen biſt, welcher Dich verkaufte?

Die Erzählung meiner Schickſale, erwiederte **Leoniſa**, erheiſcht zwar mehr Zeit und Muße; doch will ich Dir einigermaßen gern willfahren, Du weißt noch, wie eines Tages nach unſerer Trennung Juſſufs Schiff durch einen plötzlichen Sturm an die Inſel Pantanalea zurückgetrieben wurde, wo wir auch eure Galeere erblickten und die unſrige rettungslos an den Klippen ſcheiterte. Als mein Gebieter unſer Verderben ſo nahe vor Augen ſah, leerte er mit großer Schnelligkeit zwei Tonnen, welche voll Waſſer waren, verſtopfte ſie feſt, und band ſie mit Tauwerk an einander. Hierauf legte er mich dazwiſchen, entkleidete ſich, nahm ein anderes Faß unter die Arme, band ſich ein Seil um den Leib und mit dem Ende deſſelben an meine Fäſſer, ſprang beherzt ins Meer, und riß mich mit ſich fort. Ich hatte nicht den Muth, ihm zu folgen, doch ein anderer Türke trieb mich dazu an und ſtürzte mich Juſſuf nach. In dieſem Augenblicke fiel ich bewuſſtlos dahin und kehrte nicht eher ins Leben zurück, als bis ich mich auf dem feſten Lande in den Armen zweier Türken befand, welche meinen Mund gegen den Boden gekehrt hielten, wo ich eine große Menge Meerwaſſer von mir gab, welches ich eingeſchluckt hatte. Als ich noch voll von Betäubung und Schrecken die Augen aufſchlug, lag Juſſuf neben mir, welcher, wie ich ſpäter erfuhr, ſich an den Klippen das Haupt zerſchmettert und ſo ſein

Leben geendigt hatte. Die Türken erzählten mir auch, wie man mich halb ertrunken, mittelſt des Seiles, ans Land geſchleppt, und daß nur acht Perſonen von der Galeere ſich gerettet hätten. Eine Woche lang hielten wir uns auf dieſer Inſel auf und die Türken erwieſen mir während der ganzen Zeit die nämliche Hochachtung, als ob ich ihre Schweſter oder noch mehr geweſen wäre. Wir verbargen uns in einer Höhle, da die Türken fürchteten, von den auf dem Fort dieſer Inſel befindlichen Chriſten entdeckt und gefangen zu werden; ſie nährten ſich von dem Schiffszwieback welchen das Meer von dem Vorrathe der geſcheiterten Galeere auswarf und den ſie zur Nachtzeit ſammelten. Zu meinem größten Unglück wollte das Schickſal, daß das Fort vor wenigen Tagen ſeinen Befehlshaber verloren hatte, und die ganze Beſatzung nur aus zwanzig Mann beſtand. Dieſes erfuhren wir von einem Knaben, welchen die Türken gefangen nahmen, da er vom Fort herabkam, am Meeresſtrande Muſcheln zu ſuchen.

Nach Verlauf von acht Tagen näherte ſich dieſer Küſte ein mauriſches Schiff. Bei Erblickung deſſelben traten die Türken aus ihrem Schlupfwinkel hervor, und gaben jenem Schiffe ein Zeichen, aus welchem die Mannſchaft deſſelben erſah, daß diejenigen, welche ihnen zuwinkten, Türken wären. Man ſtieß ans Land und nachdem die Türken ihren Unglücksfall erzählt hatten, wurden ſie in das mauriſche Schiff aufgenommen. Auf demſelben befand ſich ein reicher jüdiſcher Kaufmann, dem die ganze Schiffsladung oder wenigſtens der größte Theil derſelben angehörte. Und auf dieſem Schiffe ſegelten die Türken nach Tripolis und verkauften mich unterwegs an jenen Kaufmann, welcher für mich zwei tauſend Dublonen bezahlte, — ein großer Preis für den Geiz eines Juden, hätte nicht die Liebe, welche er mir ſpäter entdeckte, ihn ſo freigebig gemacht. Die Türken blieben demnach in Tripolis und das Schiff ſegelte wieder ab, ſeinen Lauf zu vollenden. Auf der Reiſe fing der Jude an, mir auf das Unverſchämteſte ſeine Wünſche zu eröffnen; ich erwiederte ſie, wie ſie es verdienten, und als er ſich aller Hoffnung beraubt ſah, beſchloß er, ſich meiner bei Gelegenheit zu entledigen. Da er wuſſte, daß die beiden Paſcha's, Ali und Haſſan, auf dieſer Inſel waren, wo er ſeine Waare eben ſo gut am Mann zu bringen hoffte, als in Chios, wohin ſeine Beſtimmung anfänglich gerichtet war, ſo kam er in der Abſicht hieher, mich an einen der beiden Paſcha's zu verhandeln. Zu dieſem

Ende kleidete er mich, ſo wie Du mich jetzt ſiehſt, in der Abſicht, einen deſto höhern Preis zu erhalten. Ich habe erfahren, daß der Kadi mich gekauft hat, um dem Großſultan mit mir ein Geſchenk zu machen, und bin in keiner geringen Furcht darüber. Hier vernahm ich auch die falſche Nachricht von Deinem Tode, und ich verſichre Dich, ſie ſchmerzte mich tief; doch fühlte ich mehr Neid, als Mitleiden, nicht etwa, weil ich Dir Böſes wünſche, — denn fühle ich gleich keine Liebe gegen Dich, ſo bin ich doch weder undankbar, noch unerkenntlich, — ſondern weil Du das traurige Schauſpiel Deines Lebens ſchon geendigt hatteſt.

Du ſprächeſt wahr, antwortete Riccardo, wenn der Tod mir nicht das Glück geraubt hätte, Dich zu ſehen; denn ich ſchätze den ſüßen Augenblick, in welchem ich mich Deiner Anſchauung erfreue, höher, als jedes andere Glück, welches im Leben oder im Tode meine Hoffnungen erfüllen könnte. Mein Herr, der Kadi, in deſſen Gewalt mich ähnliche Schickſale lieferten, fühlt für Dich, wie Halima für mich. Er machte mich zum Dollmetſcher ſeiner Abſichten, und ich übernahm auch den Auftrag, nicht ihm zu dienen, ſondern weil mir dadurch das Glück zu Theil wurde, Dich zu ſehen. Sieh nun, Leoniſa, wie weit uns das Mißgeſchick doch bringen muſſte, daß Du die Vermittlerin eines Wunſches ſeyn muſſt, deſſen Erfüllung Du ſelbſt für unmöglich erkennſt; und daß ich für einen andern etwas verlangen ſoll, woran ich nie dachte, und wofür ich ſelbſt mein Leben laſſen würde.

Ich weiß nicht, was ich Dir erwiedern ſoll, Riccardo, entgegnete Leoniſa, noch welchen Ausgang wir aus dem Labyrinthe finden werden, in welches uns unſer ungünſtiges Geſchick verſetzte. Ich fühle nur die Nothwendigkeit, in unſerer Lage das anzuwenden, was man freilich von uns nie erwarten würde, nämlich Täuſchung und Verſtellung. Darum wiſſe, daß ich Halima von Dir einige Nachrichten geben will, die ſie eher verzögern, als ihr jede Hoffnung benehmen. Von mir kannſt Du dem Kadi ſagen, was Du für meine Ehre und ſeine Täuſchung am zuträglichſten hältſt. Uns zu ſprechen, wird ſehr leicht und für mich ſehr angenehm ſeyn, doch unter der Bedingung, daß Du niemals von etwas redeſt, was Deine erklärte Bewerbung betrifft. Derſelbe Augenblick, wo Du das wollteſt, müſſte auch der letzte unſers Wiederſehens ſeyn; denn Du ſollſt meine Standhaftigkeit nicht ſo gering achten, als ob die Gefangenſchaft über ſie vermöchte, was der Freiheit unmöglich war. Wie Gold will ich, unter dem Schutze des Himmels, rein und geläutert aus allen Proben hervorgehen. Begnüge Dich damit, daß ich Deinen Anblick nicht mehr, wie ſonſt, vermeiden werde; denn wiſſe nur, ich hielt Dich ſtets für anmaßend und glaubte, Du hätteſt eine zu hohe Meinung von Dir ſelbſt. Ich bekenne auch, daß ich mich täuſchte, und vielleicht werde ich, durch die Erfahrung eines Beſſern belehrt, frei vom Vorurtheil, auch gütiger gegen Dich ſeyn. Nun gehe mit Gott, denn ich fürchte, **Halima** hat uns behorcht. Sie verſtehet unſre Sprache oder wenigſtens jene gemiſchte Sprache, deren man ſich bei uns bedient, um ſich Jedermann verſtändlich zu machen.

Du haſt vollkommen Recht, antwortete **Riccardo**. Nimm meinen heißeſten Dank dafür, daß auch Du mirdie Täuſchung benommen; denn ich ſchätze dieſes eben ſo hoch, als die Wonne, Dich ſehen zu dürfen, und vielleicht wird die Erfahrung Dich lehren, daß meine Geſinnungen edel und unterwürfig ſind, beſonders, was mein Gefühl gegen Dich anbelangt; mein Betragen würde auch, ohne daß Du ihm dieſe Grenzen vorzeichneteſt, gewiß ſo ehrbar geweſen ſeyn, als Du es nur immer erwarten durfteſt. Den **Kadi** hinzuhalten, ſey meine Sorge, thue Du daſſelbe in Rückſicht **Halima's**, und vernimm auch ſchönſte **Leoniſa**: Von dem Augenblicke an, wo mich die Freude des Wiederſehens von Neuem belebte, nähre ich die ſüße und zugleich ſichere Hoffnung, daß wir bald die gewünſchte Freiheit erlangen werden. Lebe demnach wohl! Ein andermal werde ich Dir die verſchiedeneu und mannigfaltigen Schickſale erzählen, welche mich in dieſen Zuſtand verſetzten, ſeit der Zeit, als ich von Dir ſchied oder vielmehr die Barbaren mich von Dir losriſſen.

Hiermit trennten ſie ſich. **Leoniſa** war mit **Riccardo's** ehrerbietigem Benehmen ſehr zufrieden; **Riccardo**, ausnehmend erfreut, ein mildes Wort aus **Leoniſa's** Munde gehört zu haben. **Halima** hatte ſich in ihr Gemach eingeſchloſſen, und flehte zum Propheten: **Leoniſa** möchte eine erfreuliche Bothſchaft hinterbringen. Der **Kadi**, welcher ſich in der Moſchee befand, vergalt ſeines Weibes Wünſche mit den ſeinigen, und harrte voll ängſtlicher Erwartung der Antwort entgegen, die er von ſeinem Sklaven **Mario** zu hören hoffte, welchem er aufgetragen hatte, **Leoniſa** zu ſprechen, wozu ihm **Machmut** Gelegenheit ſchaffen ſollte, wenn auch **Halima** zu Hauſe wäre.

Leoniſa unterhielt in Halima die Leidenſchaft, indem ſie ihr die beſten Hoffnuagen gab, daß Mario ihrem Verlangen in Allem entſprechen würde; vorher aber müſſte er zwei Monate verſtreichen laſſen, ehe er ihre Wünſche, welche auch die ſeinen wären, erfüllen könnte, und dieſe Friſt verlange er nur, um eine gewiſſe Andachtsübung zu verrichten, damit der Himmel ihm bald die Freiheit ſchenken möge. Halima war mit dieſer Nachricht und der Entſchuldigung ihres geliebten Mario zufrieden, dem ſie gern, noch vor Verlauf der zur Andacht beſtimmten Zeit, die Freiheit geſchenkt haben würde, wenn er ihre Wünſche erfüllt hätte. Sie bat daher Leoniſa, ihn zu erſuchen, ſeine Andacht abzukürzen, und den Aufſchub zu beſchleunigen, ſie wolle ihm mit Freuden die Summe geben, welche der Kadi für ſeine Loslaſſung verlangen würde.

Bevor Riccardo ſeinem Herrn die Antwort Leoniſa's hinterbrachte, berathſchlagte er ſich mit Machmut, was er eigentlich zu ſagen hätte. Sie wurden einig, dem Kadi alle Hoffnung zu benehmen und ihm zu rathen, Leoniſa ſo ſchnell, als möglich, nach Konſtantinopel zu bringen, auf der Reiſe könnte er, entweder durch Güte oder Gewalt, ſeine Wünſche befriedigen.

Was die Nothwendigkeit anbelange, ſich bei dem Großherrn zu rechtfertigen, ſo dürfte er ja nur eine andere Sklavin kaufen, und während der Reiſe bewerkſtelligen, daß Leoniſa entweder wirklich oder zum Scheine in eine Krankheit verfiele; dann könne man Nachts die gekaufte Sklavin ins Meer werfen und vorgeben, Leoniſa, die Sklavin des Großherrn, ſey geſtorben. Dies wäre das beſte Mittel, die Wahrheit auf immer zu verbergen, und ihn vor dem Großherrn von jeder Schuld zu rechtfertigen.

Der arme alte Kadi war ſo verblendet, daß er noch tauſend Albernheiten geglaubt haben würde, wenn ſie nur dazu dienten, ſeine Hoffnungen zu nähren. Deshalb ſchien dieſer Rath um ſo mehr Gelingen und den beſten Erfolg zu verſprechen; und ſo wäre es auch wirklich der Fall geweſen, hätten die beiden Rathgeber nicht beabſichtigt, ſich mit dem Schiffe davon zu machen und ihn, zum Lohne ſeiner erbärmlichen Leidenſchaft, umzubringen. Die größte Schwierigkeit, welche ſich im Anfange der Ausführung ſeines Plans entgegenſtellte, beſtand, nach der Meinung des Kadi, darin, daß er fürchten müſſte, Halima würde ihn nicht nach Konſtantinopel reiſen laſſen, ohne ſie mitzunehmen; doch auch dieſe

Schwierigkeit war bald beſeitigt. Der Kadi ſagte nämlich: anſtatt der Chriſtin, die man erſt kaufen müſſe, um für Leoniſa zu ſterben, ſollte Halima dienen, welche er ohnehin ärger, als den Tod haſſte, welcher Einfall von Riccardo und Machmut eben ſo ſchnell gebilligt wurde, als er ihn ausſann.

Dieſer Abrede gemäß kündigte der Kadi noch denſelben Tag Halimen die Reiſe an, welche er nach Konſtantinopel zu machen gedächte, um die gefangene Chriſtin dem Großherrn vorzuſtellen, von deſſen Gnade er hoffte, zum Groß-Kadi von Kairo oder Konſtantinopel befördert zu werden. Halima, in der Hoffnung, Mario würde zu Hauſe bleiben, ſtimmte ſeinem Entſchluſſe vollkommen bei. Als jedoch der Kadi ihr verſicherte, er müſſte ſowohl dieſen, als Machmut mit ſich nehmen, ward ſie plötzlich andern Sinnes, und fing nun an, ihm zu widerrathen, was ſie ihm Anfangs gerathen hatte, und beſchloß damit, daß ſie ihn auf keine Weiſe von ſich laſſen würde, ohne ihn zu begleiten. Der Kadi bewies ſich ſehr geneigt, ihren Wunſch zu erfüllen, da er ohnehin dachte, dieſes ihm ſo läſtige Joch ſehr bald von ſeinem Nacken abzuſchütteln.

Während dieſer ganzen Zeit hatte Haſſan-

Paſcha keinesweges unterlaſſen, in den Kadi zu bringen, ihm die Sklavin zu übergeben, indem er ihm goldene Berge verſprach und ihm auch Riccardo umſonſt überlaſſen hatte, deſſen Loslaſſung er auf zwei tauſend Thaler anſchlug.

Alle dieſe Geſchenke und Verſprechungen dienten aber nur dazu, den Kadi aufzumuntern, ſeine Reiſe zu beſchleunigen; von ſeiner eigenen Leidenſchaft aufgereizt, und von Haſſan's, wie auch Halima's Zudringlichkeit geplagt, welche letztere gleichfalls einige Luftſchlöſſer baute, rüſtete er innerhalb vierzehn Tagen eine Brigantine von funfzehn Bänken aus, welche er mit türkiſchen Freiwilligen und einigen griechiſchen Chriſten bemannte. Er belud dieſelbe mit allen ſeinen Reichthümern, und Halima, ihrerſeits, ließ nichts von allem dem, was einigen Werth beſaß, im Hauſe zurück; auch bat ſie ihren Gemahl, er möchte ihr erlauben, ihre Ältern mit ſich zu nehmen, damit ſie Konſtantinopel beſehen könnten. Sie nährte dieſelbe Hoffnung, wie Machmut, denn auch ſie gedachte, mit ſeinem und Mario's Beiſtand, ſich während der Reiſe der Brigatine zu bemächtigen, wollte aber ihren Vorſatz nicht eher erklären, als bis ſie ſich eingeſchifft hätte. Ihr Entſchluß war, in ein chriſtliches Land zu reiſen, ihre alte Religion wieder anzunehmen und ſich mit Riccardo zu vermählen, an deſſen Einwilligung ſie nicht im Mindeſten zweifelte, wenn ſie ſo viele Reichthümer beſäße und ſich zur chriſtlichen Religion bekehrte. Während dieſer Zeit ſprach Riccardo noch einmal mit Leoniſa und entdeckte ihr ſein ganzes Vorhaben, und ſie eröffnete ihm Halima's Abſicht, welche dieſe ihr ſchon vertraut hatte. Sie trugen ſich wechſelſeitiges Stillſchweigen auf, empfahlen ſich dem Schutze des Himmels und erwarteten ihre Abreiſe.

Als der beſtimmte Tag anbrach, begleitete ſie Haſſan-Paſcha mit allen ſeinen Soldaten bis zur Seeküſte. Er verließ ſie nicht eher, als bis ſie vom Lande abſtießen, noch vermochte er die Augen von der Brigantine abzuwenden, als bis er dieſelbe ganz aus dem Geſichte verloren hatte. Es ſchien wirklich, daß die Luft, von den Seufzern des verliebten Türken erſchüttert, die Segel, die ſein ganzes Herz hinwegführten, mit noch mehr Kraft anſchwellte. Da ihm die Liebe ſchon lange ſeine Ruhe geraubt hatte, war er ſtets darauf bedacht geweſen, irgend ein Mittel zu erſinnen, um nicht in Sehnſucht zu ſterben, und nun zauderte er nicht, ſeinen reiflich überlegten Plan auszuführen. Er bemannte ein Schiff von ſiebzehn

Ruderbänken, welches er in einem andern Hafen hatte ausrüſten laſſen, mit funfzig Kriegern, die ſämmtlich ſeine Freunde und Bekannte waren, und welche er durch Geſchenke und Verſprechungen an ſich gefeſſelt hatte. Dieſen trug er auf, dem Kadi nachzuſegeln, das Schiff, ſammt ſeinen Reichthümern, wegzunehmen, und alle darin befindlichen Perſonen über die Klinge ſpringen zu laſſen, nur Leoniſa, die Chriſtenſklavin, ſollte verſchont bleiben, die er allein als Beute von allen Schätzen, welche in dem Schiffe befindlich waren, für ſich behalten wollte. Er befahl ihnen zugleich, daſſelbe in den Grund zu bohren, ſo daß kein Anzeichen ſeinen Untergang verrathen könnte. Raubſucht beflügelte die Schritte der Soldaten und goß Muth in ihre Herzen, obgleich ſie ohnehin vorausſahen, daß die Brigantine des Kadi nur ſchwachen Widerſtand leiſten würde, da die Bemannung derſelben unbewehrt war und Niemand einen ſolchen Überfall vermuthete.

Schon waren zwei Tage verfloſſen, ſeit die Brigantine abſegelte, deren jeder dem Kadi ein Jahrhundert geſchienen, denn er wollte gleich den erſten Tag ſein Vorhaben ins Werk ſetzen. Seine Sklaven ſtellten ihm aber vor, daß es nöthig wäre, zuerſt eine Krankheit Leoniſa's vorzuſchützen, um ihrem Tode, der doch erſt nach einigen Tagen erfolgen dürfte, einen Anſtrich von Wirklichkeit zu geben; er hingegen wollte bloß ſagen, Leoniſa ſey geſtorben, und auf dieſe Weiſe alles beendigen, ſich ſeines Weibes entledigen und das Feuer dämpfen, welches ſein Inneres langſam verzehrte. Er erkannte jedoch bald, daß ſeine Sklaven Recht hatten, und ſtimmte mit ihrem Rathe überein. Während dem hatte auch Halima Machmut und Riccardo ihr Vorhaben entdeckt, und dieſe waren entſchloſſen, wenn ſie Alexandria vorbeiſegelten oder beim Einlaufen in die Dardanellen, das ihrige zu vollführen; allein der Kadi drang dergeſtalt in ſie, daß ſie ſich entſchließen mußten, die erſte günſtige Gelegenheit zu benutzen.

Sechs Tage nach ihrer Abfahrt, als dem Kadi Leoniſa's vorgebliche Krankheit ſchon lange genug gewährt zu haben ſchien, trug er ſeinen Sklaven am Abend auf, daß ſie des andern Tages Halima's Leben endigen und ſie ins Meer ſtürzen ſollten, mit dem Vorgeben, daß dieſes die Sklavin des Großherrn geweſen ſey. Als der Tag anbrach, welcher nach Riccardo's und Machmuts Abſicht entweder das Ziel ihrer Wünſche oder ihres Lebens ſeyn ſollte, entdeckten ſie ein

Schiff, welches mit vollen Segeln auf ſie Jagd machte. Sie beſorgten, es möchten chriſtliche Korſaren ſeyn, von denen weder Türken, noch Chriſten viel Gutes erwarten konnten; denn jene fürchteten gefangen genommen, dieſe aber, zwar in Freiheit geſetzt, aber gänzlich ausgeplündert zu werden. Machmut und Riccardo würden ſich deſſen ungeachtet mit ihrer und Leoniſa's Freiheit begnügt haben, hätten ſie nicht die Zügelloſigkeit des Kapervolks gefürchtet. — Das Schiffsvolk ſetzte ſich demnach in Vertheidigungsſtand, ohne die Ruder aus den Händen zu laſſen und es wurde alles Mögliche angewendet, um der bevorſtehenden Gefahr zu entfliehen.

Jenes Schiff holte ſie in kurzer Zeit ziemlich ein und in weniger als zwei Stunden hatte es ſich ihnen auf Schußweite genähert. Als ſie dieſes ſahen, ſtrichen ſie die Segel, legten die Ruder aus den Händen, ergriffen die Waffen und erwarteten ihre Gegner, obſchon ihnen der Kadi ſagte, daß ſie nichts zu befürchten hätten, da das Schiff ein türkiſches wäre und ihnen keinen Schaden thun würde. Zugleich befahl er, die weiße Friedensflagge aufzuſtecken, damit ſie diejenigen ſehen könnten, welche unaufhaltſam und voll Raubſucht vorwärts eilten, die ſchlecht bewahrte Bri=

gantine anzugreifen. Während dem ſah ſich Machmut um und entdeckte, wie von der Oſtſeite eine Galeere, dem Anſcheine nach von zwanzig Ruderbänken, daher ſegelte. Er zeigte es dem Kadi an, und einige chriſtliche Ruderſklaven ſagten, daß jenes Schiff ein chriſtliches wäre. Alles dieſes verdoppelte ihre Beſtürzung, und in geſpannter Erwartung, ohne zu wiſſen, was ſie thun oder laſſen ſollten, ſahen ſie voll Furcht und Hoffnung dem Ausgange entgegen, welchen der Himmel über ſie beſchließen würde. Aber wie wuchs die Beſtürzung des Kadi, als das erſte Schiff, ohne die Friedensflagge oder die Ehrfurcht der Religion in Betracht zu ziehen, auf ſeine Brigantine mit einer ſolchen Heftigkeit losfuhr, daß nur wenig fehlte, und ſie wäre in den Grund gebohrt worden. Sogleich erkannte der Kadi in ſeinen Angreifern die Soldaten von Nikoſia. Ihre Abſicht blieb ihm nicht länger zweifelhaft und ſchon hielt er ſich für verloren und ermordet. Dieſes wäre auch in der That erfolgt; denn hätten die Soldaten nicht eher zu plündern als zu morden angefangen, ſo wäre Niemand mit dem Leben davon gekommen; allein, während ſie nur auf ihren Raub bedacht waren, ſchrie ein Türke: Zu den Waffen, Soldaten! ein griechiſches Schiff naht heran.

Wirklich führte das Schiff, welches Machmut von der Brigantine aus entdeckt hatte, chriſtliche Flaggen, und ſegelte in vollem Laufe auf Haſſan's Schiff los.

Bevor es daſſelbe erreichte, fragte Jemand von dem Vordertheile her in türkiſcher Sprache, wem dieſes Schiff gehöre. Man entgegnete ihm: es ſey das Eigenthum Haſſan Paſcha's von Cypern. Wie könnt ihr denn, erwiederte der Andere, da ihr doch ſelbſt Muſelmänner ſeyd, ein Schiff plündern und wegnehmen, auf welchem, wie wir wiſſen, der Kadi von Nikoſia ſich befindet? Hierauf antworteten ſie, ſie wüſſten nichts, als daß ihnen Haſſan-Paſcha aufgetragen habe, das Schiff wegzunehmen, und ſie, als ſeine Soldaten, hätten dem Befehle Folge geleiſtet. Nun wuſſte der Kapitain des chriſtlichen Schiffes genug. Er ließ von Haſſan's Schiffe ab und ging auf die Brigantine des Kadi los. Mit der erſten Musketen-Salve ſtreckte er zehn von den darin befindlichen Türken nieder, und drang zugleich mit eben ſo viel Muth, als Schnelligkeit hinein. Kaum hatte er aber den Fuß in das Schiff des Kadi geſetzt, als dieſer erkannte, daß derjenige, welcher ihn überfallen hatte, kein Chriſt, ſondern Ali Paſcha, Leoniſa's Verehrer, war.

Dieſer hatte, mit Haſſan in gleicher Abſicht, des Kadi Abreiſe erwartet, und, um nicht erkannt zu werden, ſeinen Soldaten befohlen, chriſtliche Kleider zu nehmen, weil er durch dieſes Mittel ſeinen Raub um ſo beſſer zu verheimlichen hoffte. Der Kadi, welcher die Abſichten der verliebten Verräther einſah, fing an, ihre Bosheit laut zu verfluchen und ſchrie: Warum, verrätheriſcher Ali, ſelbſt Muſelmann, überfällſt Du mich wie ein Chriſt? Und ihr Andern, niederträchtige Mietlinge Haſſan's! welcher böſe Dämon hat euch verleitet, ein ſo ungeheures Verbrechen zu begehen? Um die Lüſte desjenigen zu befriedigen, welcher euch ausſandte, wollt ihr gegen euren rechtmäßigen Herrn kämpfen?

Bei dieſen Worten ſenkten alle die Waffen, ſahen ſich wechſelsweiſe an, und erkannten ſich wieder, daß ſie einſt alle unter derſelben Fahne gedient und unter demſelben Feldherrn gefochten hatten. Indem ſie nun die Reden des Kadi und ihren eigenen Frevel überlegten, wurden die Schärfen ihrer Schwerter ſtumpf und ihr Muth erloſch. Ali allein verſchloß allem Aug' und Ohr, rannte auf den Kadi los und führte einen ſo ſtarken Hieb auf ſein Haupt, daß nur die hundert Ellen Turban, womit es umwickelt war, Ali hinderten, daſſelbe mitten aus einander zu ſpalten. Tief getroffen ſtürzte der Kadi zwiſchen die Ruderbänke hin, und im Fallen ſchrie er noch: O grauſamer Renegat! Feind meines Propheten! Iſt es wohl möglich, daß Niemand ſich erhebt, Deinen ruchloſen Frevel zu züchtigen? Wie konnteſt Du es wagen, Dich mit Händen und Waffen an Deinem Kadi zu vergreifen? Haſſan's Soldadaten, durch dieſe und die frühern Worte mit neuer Krafe belebt und zugleich beſorgt, Ali's Leute möchten ihnen die Beute rauben, welche ſie ſchon für ihr Eigenthum anſahen, beſchloſſen, der Sache eine andere Wendung zu geben. Anfänglich nur Einer, aber gleich darauf alle, griffen Ali's Soldaten mit ſolcher Haſt, Erbitterung und Tapferkeit an, daß dieſelben, obwohl ihrer weit mehrere waren, in wenig Augenblicken bis auf eine geringe Anzahl niedergehauen wurden. Die Übriggebliebenen aber rafften ſich bald zuſammen und rächten ihre Kameraden, indem ſie von Haſſan's Soldaten nur vier, und auch dieſe ſchwer verwundet, am Leben ließen. Riccardo und Machmut, welche von Zeit zu Zeit aus dem untern Schiffsraume die Köpfe emporſtreckten, um zu ſehen, wie das Gefecht, deſſen Toben ſie vernahmen, ablaufen würde, bemerkten dieſes. Als demnach

Riccardo ſah, daß die Türken beinahe gänzlich aufgerieben und die Übriggebliebenen ſchwer verwundet waren, und daß man nun ſehr leicht mit allen ein Ende machen könnte, rief er Machmut und die beiden Vettern Halima's, welche dieſe mit ſich genommen hatte, um ihr beim Raube des Schiffes behülflich zu ſeyn. Dieſe und ihr Vater ergriffen die Schwerter der Gebliebenen, ſprangen auf das Verdeck und riefen: Freiheit! Freiheit! Von den griechiſchen Chriſten, welche als freiwillige Ruderer dienten, unterſtützt, hieben ſie, ohne verwundet zu werden, die noch übrigen Türken nieder. Hierauf drangen ſie in Ali's Galeere, welche jetzt unbewehrt war, und eroberten dieſelbe ſammt allem, was ſich darin befand. Von denen, welche beim zweiten Gefechte umkamen, war Ali Paſcha einer der Erſten, welchen ein Türke, um den Kadi zu rächen, mit mehreren Säbelhieben tödtete. Sogleich beſchloß man auf Riccardo's Anrathen, alles, was von einigem Werthe in ihrem oder Haſſan's Schiffe war, in Ali's Galeere hinüber zu tragen, weil dieſe für größere Laſten und zu einer weitern Reiſe beſſer geeignet war; auch beſtanden die Ruderknechte aus lauter Chriſten, welche, zufrieden, ihre Freiheit erlangt zu haben und durch viele

Geſchenke, welche Riccardo unter ſie austheilte, gewonnen, ſich erboten, mit ihm nach Trapani, und, wenn er wollte, bis an das Ende der Welt zu ſegeln. Hierauf begaben ſich Riccardo und Machmut, voll Freude über den glücklichen Ausgang ihres Unternehmens, zur Türkin Halima und fragten ſie, ob ſie nach Cypern zurückkehren wollte? In dieſem Falle würden ſie ihr mit der größten Bereitwilligkeit ihr eigenes Schiff mit Freiwilligen bemannen, und ihr die Hälfte der Schätze mitgeben, die ſie eingeſchifft hatte; allein dieſe, die in dem größten Unglücke ihre zärtliche Neigung für Riccardo nicht vergeſſen konnte, antwortete, daß ſie mit ihnen in ein chriſtliches Land ſchiffen wollte, worüber ſich ihre Ältern beſonders erfreuten.

Unterdeſſen war auch der Kadi wieder zu ſich gekommen. Sie beſorgten ſeine Wunde, ſo gut es die Umſtände geſtatteten, und ſagten ihm, er möchte gleichfalls eins von beiden wählen: entweder mit ihnen in ein chriſtliches Land reiſen oder in ſeinem eigenen Schiffe nach Nikoſia zurückkehren. Er erwiederte, daß er, da ihn das Schickſal ſchon ſo weit gebracht habe, ihnen für die geſchenkte Freiheit danke und entſchloſſen ſey, nach Konſtantinopel zu gehen, und ſich beim

Großherrn über die ihm von Haſſan und Ali zugefügte Gewaltthat zu beklagen. Als er aber vernahm, daß auch Halima ihn verlaſſen und ſich wieder zum Chriſtenthume bekehren wolle, wäre er beinahe wahnſinnig geworden. Man verſah ſein Schiff mit Ruderern und allem zur Reiſe Erforderlichen, und gab ihm überdieß einige von den Goldſtücken, welche früher ſein Eigenthum geweſen. Er nahm nun Abſchied von den Übrigen, mit dem Vorſatze, nach Nikoſia zurückzukehren. Bevor er noch unter Segel ging, bat er, Leoniſa möchte ihn umarmen; dieſe Gunſt wäre hinlänglich, ihn für all' ſein ausgeſtandenes Unglück zu entſchädigen. Alle baten Leoniſa, ſie möchte demjenigen, der ſie ſo heiß liebte, dieſe anſtändige Gunſtbezeugung gewähren. Nachdem Leoniſa den Kadi umarmt hatte, bat er ſie noch, ihre Hände auf ſein Haupt zu legen, weil er dadurch von ſeinen Wunden zu heilen hoffte, was ſie ihm auch erwies.

Als dieſes geſchehen und Haſſan's Schiff in Grund gebohrt war, wehte ein günſtiger Wind, welcher die Segel gleichſam einzuladen ſchien, ſich ihm zu überlaſſen. Nun erfolgte die Trennung, und in wenig Stunden verloren ſie das Schiff des Kadi aus dem Geſichte, welcher mit thränenden Augen dahinſtarrte, wie der Wind ihm ſein Habe, ſeine Freunde, ſein Weib und ſein Herz hinweg führte. Ganz andere Gedanken beſeelten Riccardo und Machmut auf dieſer Reiſe. Da ſie an keinem Theile des feſten Landes die Anker auswerfen wollten, ſchifften ſie pfeilſchnell im Angeſichte von Alexandrien vorüber, und ohne die Segel zu ſtreichen oder ſich der Ruder zu bedienen, kamen ſie zur feſten Inſel Korfu. Dort nahmen ſie friſches Waſſer ein und ohne ſich länger aufzuhalten, ſegelten ſie ſogleich die berüchtigten Klippen von Akrozerauno vorbei und entdeckten ſchon am zweiten Tage in der Ferne das Vorgebirge Pachino, der ſo furchtbaren Inſel Tinakria. Als ſie dieſe und das berühmte Malta erblickten, flog ihr Fahrzeug mit einer ſolchen Schnelligkeit dahin, daß das Glücksſchiff ſelbſt nicht geſchwinder ſegeln könnte. Als ihnen Malta bereits im Rükken lag, entdeckten ſie vier Tage darauf die Inſel Lampeduſa und einen Augenblick ſpäter die Inſel Pantanalea, bei welcher Riccardo und Leoniſa Schiffbruch gelitten hatten. Alle waren erſchüttert bei dieſem Anblicke, welcher ihnen die Gefahr, in der ſie geſchwebt, ſo lebhaft wieder vor Augen ſtellte.

Am andern Tage endlich ſahen ſie vor das geliebtes Vaterland vor ſich. Freude erfüllte von Neuem ihre Herzen und die Seele erhob ſich unter dieſem nie gefühlten Entzücken; denn die größte Wonne, die man in dieſem Erdenleben genießen kann, iſt kaum der vergleichbar, nach langwieriger Gefangenſchaft geſund und froh die väterliche Heimath wieder zu ſehen. In dem Schiffe befand ſich eine große Kiſte voll Flaggen und ſeidener Wimpel von verſchiedenen Farben, womit Riccardo das Schiff ausſchmücken ließ. Gleich nach Tagesanbruch, ungefähr noch eine Meile von Tropani entfernt, fingen ſie an, ganz langſam zu rudern, und von Zeit zu Zeit mit freudigen Ausrufungen und Jubelgeſchrei die Luft zu erfüllen.

So kamen ſie gegen den Hafen zu, wo ſich in einem Augenblicke eine große Volksmenge verſammelte; denn, als man die prachtvolle Galeere von Weitem daherſchiffen ſah, blieb beinahe Niemand in der ganzen Stadt zurück, ſondern alles lief dem Meeresſtrande zu. Während dem hatte Riccardo Leoniſen dringend gebeten, ſich eben ſo anzukleiden und auszuſchmücken, wie damals, als ſie in das Gezelt der Paſchen eintrat; denn er wolle ihren Ältern einen anmuthigen Scherz bereiten. Dieſe erfüllte ſeinen Wunſch und häufte Putz auf Putz, Perlen auf Perlen, [illegible] auf [illegible].

ſo daß ſie von Neuem in dieſem Anzuge Bewunderung und Staunen erregte. Auch Riccardo kleidete ſich in türkiſche Tracht und ſeinem Beiſpiele folgten Machmut und die chriſtlichen Ruderer, für welche alle hinlängliche Kleider von den erſchlagenen Türken vorhanden waren. Um die achte Stunde langten ſie beim Hafen an. Heiter und rein ſtrahlte die Morgenſonne, welche ſelbſt dieſen freudigen Zug aufmerkſam zu betrachten ſchien. Als aber das Schiff ganz nahe kam und das Volk an den glänzend weißen Turbanen der Bemannung daſſelbe für ein türkiſches erkannte, gerieth Jedermann in Furcht und vermuthete einen feindlichen Überfall. Verwirrt lief alles zu den Waffen, die ganze Stadtmiliz rückte in den Hafen und die ſämmtliche Reiterei dehnte ſich längs dem Meeresſtrande aus. Alles dieſes gefiel denen, welche ſich auf dem Schiffe befanden und langſam näher kamen, bis ſie in den Hafen einliefen. Hier warfen ſie ſogleich die Anker an das feſte Land, ſtießen die Flöße hin, legten in einem Augenblicke zugleich die Ruder nieder und im feierlichen Zuge ſtieg einer nach dem andern an's Land und küſſte es mit Freudenthränen viele Male. Hieraus erkannten die Einwohner, daß jene, welche ſich auf dieſem Schiffe befanden, Chriſten waren. Zuletzt ſtiegen Halima's Eltern, nebſt ihren beiden Verwandten, aus dem Schiffe, wie oben erwähnt, türkiſch gekleidet. Die reizende Leoniſa, das Geſicht mit einem karmoiſinrothen Taffet bedeckt, von Riccardo und Machmut in der Mitte geführt, beſchloß den Zug. Dieſer Anblick zog die Augen des ganzen Volks auf ſich.

Unterdeſſen kam auch der Kommandant und Gouverneur der Stadt auf ſie zu. Kaum aber hatte er ſich ihnen genähert, als er Riccardo erkannte und mit offnen Armen und den Zeichen der größten Freude auf ihn zulief und ihn umarmte. Mit dem Gouverneur kamen Kornelio, ſein Vater, Leoniſa's Ältern und alle ihre und Riccardo's Verwandten, die ſämmtlich zu den Vornehmſten der Stadt gehörten. Riccardo umarmte den Gouverneur und dankte für die Glückwünſche, welche ihm von allen Seiten zuſtrömten. Hierauf faſſte er Kornelio bei der Hand, welcher, wie er ihn erkannte und ſich von ihm ergriffen fühlte, die Farbe verlor und vor Angſt beinahe zu zittern anfing. An der andern Hand hielt er Leoniſa und ſagte: Bevor wir in die Stadt eintreten und in die Kirche gehen, dem Schöpfer für alle Gnade, die er uns in unſerm Unglücke bewieſen, den gebührenden Dank abzuſtatten, bitte ich inſtändigſt, dem eure Aufmerkſamkeit zu ſchenken, was ich euch jetzt eröffnen will.

Der Gouverneur erwiederte ihm, er möchte immerhin reden, Alle würden ihm gerne und aufmerkſam zuhören. Riccardo aber erhob ein wenig ſeine Stimme und redete folgendermaßen: Wohl werdet Ihr euch noch des Unglückes erinnern, welches vor mehreren Monden in dem Garten bei den Salinen mich und Leoniſa getroffen. Auch werdet Ihr die Bemühungen nicht vergeſſen haben, welche ich anwandte, ihr die Freiheit zu verſchaffen, indem ich, meine eigene Loslaſſung vergeſſend, für die ihrige mein ganzes Vermögen darbot; dieſes jedoch, obgleich dem Anſcheine nach Großmuth, kann und ſoll mir nicht zum Lobe gereichen, da ich es für die Freiheit meiner Seele dahin gab. Was uns Beide, ſeit dieſem, begegnet iſt, erfordert längere Zeit und günſtigere Gelegenheit, und meine zitternde Zunge iſt zu einer ſolchen Erzählung wenig geeignet. Für jetzt genüge euch, zu erfahren, daß nach vielen und mannigfaltigen Schickſalen, und nachdem wir ſchon tauſend Hoffnungen verloren hatten, unſer Elend zu endigen, die Gnade des

Himmels uns, mit Reichthümern überhäuft, dem heiß erſehnten Vaterlande zurückſchenkt. Die unbeſchreibliche Freude, welche meine Bruſt erfüllt, entſpringt weder aus den Schätzen, noch der Wiedererlangung meiner Freiheit, ſondern aus dem Gedanken, daß meine mir in Krieg und Frieden ſo theure Feindin ihrer genießt. Nebſt dem erfreut mich der allgemeine Frohſinn, welcher diejenigen belebt, die die Gefährten meines Unglücks geweſen. Obſchon widrige Schickſale und Leiden nur zu oft die Standhaftigkeit erſchüttern und den Muth ſchwächen, ſo geſchah dieſes doch niemals mit der ſchönen Zerſtörerin aller meiner Hoffnungen; denn mit Muth und einem feſten Sinne, welchen Worte auszudrücken nicht vermögen, hat ſie den Stürmen des Unglücks und meiner heftigen, obgleich redlichen Zuneigung widerſtanden; — ein Beweis, daß kein Himmelsſtrich feſte Geſinnungen zu erſchüttern fähig iſt. Allem dieſen will ich nun noch Weniges hinzufügen. Ich bot mein ganzes Vermögen, Leoniſa loszukaufen, und unterwarf mich in allem ihrem Willen; ich ſchaffte ihr die Freiheit, indem ich mein Leben mehr für die ihre, als für meine eigene wagte: doch alles dieſes, was einem dankbaren Herzen Verpflichtungen von einiger Bedeutung auferlegen könnte, ſoll zu keiner

Verbindlichkeit werden, die einzige ausgenommen, welche ich Dir, Kornelio, jetzt auferlege.

Indem er dieſes ſagte, erhob er die Hand, und entſchleierte mit vielem Anſtande Leoniſa's Antlitz, und es ſchien nicht anders, als zöge er die Wolke hinweg, welche zuweilen den Glanz der Sonne verdunkelt. Hierauf fuhr er fort, indem er ſich zu Kornelio wandte: Sieh her, Kornelio, ich übergebe Dir das Kleinod, welches Du über Alles ſchätzen ſollſt, was ſchätzenswerth gedacht werden kann; Dir, ſchöne Leoniſa, gebe ich hier denjenigen, deſſen Bild ſtets in Deinem Gedächtniſſe lebte. Dieſes, fordere ich, ſoll man für Großmuth halten; denn im Vergleiche deſſen iſt Vermögen, Ehre und Leben zu opfern ein Nichts. Nimm ſie hin, beglückter Jüngling, nimm ſie hin, und vermagſt Du es einſt, ihren unendlichen Werth zu erkennen, ſo halte Dich für den Beglückteſten aller Sterblichen! Mit ihr überlaſſe ich Dir auch alles, was mir von den Reichthümern gebühret, die der Himmel uns geſchenkt; Alles dieſes magſt Du in Freiheit, Ruhe und Frieden genießen, und — wolle der Himmel — durch lange und glückliche Jahre. Ich Unglücklicher, denn ich ſcheide von Leoniſa, will arm bleiben, da mir das Leben, ohne Leoniſa, nur zur Qual dient.

Kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen, ſo ſchwieg er; doch, ehe noch Jemand das Wort nahm, fuhr er fort: Bei Gott, wie doch drückende Beſchwerden die Geiſteskraft ſo ganz zernichten. Von dem Wunſche, Gutes zu ſtiften, beſeelt, beachtete ich nicht, was ich geſprochen, und daß Niemand ſich mit fremdem Gute großmüthig bezeigen kann. Welches Recht beſitze ich auf Leonisa, um ſie einem andern zu ſchenken? wie kann ich vergeben, was ſo weit entfernt iſt, mein zu ſeyn. Leonisa gehöret ſich ſelbſt an, und nichts mag ihren freien Willen beſchränken. Wenn ihr die Verpflichtungen entgegen ſtehen könnten, welche ſie gegen mich zu haben glaubt, ſo zerreiße und vernichte ich dieſelben. Ich widerrufe demnach, was ich vorher geſagt habe, und gebe Kornelio nichts, weil ſolches nicht in meiner Macht ſteht, und beſtätige blos die gemachte Schenkung meines Vermögens an Leonisa, ohne eine andere Belohnung zu wünſchen, als daß ſie die Aufrichtigkeit meiner Geſinnungen anerkennt, und ſich überzeugt, daß dieſelben ihrer unbegränzten Tugend, ihres hohen Werthes und ihrer unvergleichlichen Schönheit ſtets würdig ſeyn werden.

Somit ſchwieg Riccardo und Leonisa erwiederte: Wenn Du glaubſt, Riccardo, daß ich Kornelio zur Zeit Deiner heißen Liebe und Eiferſucht irgend eine Gunſtbezeugung erwies, ſo ward mir dies durch den Wunſch meiner Ältern geſtattet, welche, um ihn zu meinem Gemahl zu erhalten, mir ſolches erlaubten. Wenn dieſes Dir genüget, ſo wird Dich nicht weniger das befriedigen, was Dich die Erfahrung in Rückſicht meiner Tugend und Ehre gelehrt hat. Ich ſage dieſes nur, um Dir zu zeigen, daß ich ſtets mein eigen war, und nie einen andern Willen kannte, als den meiner Ältern, welche ich auch jetzt, wie es ſich ziemt, ergebenſt bitte, mir die Erlaubniß und Freiheit zu ertheilen, über das zu verfügen, was Deine außerordentliche Güte und Großmuth mir gegeben.

Ihre Ältern ertheilten ihr dieſe Erlaubniß, da Leoniſa's Klugheit ihnen keinen Zweifel übrig ließ, daß ſie ſich derſelben in jedem Falle zu ihrer Ehre und zu ihrem Beſten bedienen würde.

Mit dieſer Einwilligung meiner Ältern, fuhr die billige Leoniſa fort, möge es Niemand übel deuten, wenn ich, um nicht undankbar zu ſeyn, mich ſo ſchnell entſchließe. Edler Riccardo, meine Zuneigung, welche, bis jetzt zurückgehalten, ſchwankend und zweifelhaft war, erklärt ſich zu Deinen Gunſten. Die Männer mögen einſehen lernen, daß nicht alle Weiber undankbar ſind, daß ich wenigſtens dem Danke gern gehorchen will. Dein bin ich, Riccardo, Dein will ich bleiben bis an den Tod, wenn nicht vielleicht ſchon ein anderes Band Dich bewegt, mir Deine Hand zu verweigern.

Als Riccardo dieſe Worte von Leoniſa vernahm, raubte ihm das Entzücken beinahe die Sinne, ſo daß er nichts anders zu erwiedern wuſſte, noch im Stande war, als vor ihr hinzuknieen und ihre Hände, welche er mit Kraft umfaſſte, mit Küſſen zu bedecken und mit zahlloſen ſüßen Zähren zu überſtrömen.

Kornelio weinte vor Ärger, vor Freude Leoniſa's Ältern und vor Staunen und Theilnahme alle Umſtehenden. In der ganzen Stadt verbreitete ſich die Freude, welche die Nacht hindurch unzählige Lieder und viele Tage die häufigen Luſtbarkeiten bewieſen, welche Riccardo und Leoniſa's Ältern veranſtalteten. Machmut und Halima kehrten wieder in den Schooß der Kirche zurück, und da letztere ſich der Möglichkeit beraubt ſah, Riccardo's Gemahlin zu werden, wie ſie bis jetzt gehofft hatte, begnügte ſie ſich damit, Machmut ihre Hand zu reichen. Halima's Ältern und Verwandte verſah Riccardo's Freigebigkeit von dem Theile, der ihr von der gemachten Beute zufiel, mit Allem, was ſie zu einem vergnügten Leben wünſchen konnten. So waren am Ende Alle frei, zufrieden und am Ziele ihrer Wünſche; Riccardo's Ruf aber verbreitete ſich von den Küſten von Sicilien durch ganz Italien, und viele andere Gegenden, unter dem Namen des großmüthigen Liebhabers, und noch heute lebt dieſer Name unter ſeinen Nachkommen fort.

(Nach Cervantes.)

II.

Der Kahn.

Ein Ereigniß.

Ein ſüßes Heil'genbildniß ſchwebt die Treue
Empor hoch über alle Erdenſchmerzen,
Sie ſtählt mit frommer heil'ger Liebesweihe
Zum großen Leidenskampfe alle Herzen,
Und nahet dann der wilden Qualen Reihe,
Die in der Bruſt entglüh'n als Leichenkerzen:
Nur ſie kann Himmelslabung uns zufächeln,
Und ein beſeelter Blick durch Thränen lächeln.

Graf Ernſt von B...
an
ſeinen Freund Eduard.

Erſter Brief.

M.. am Rhein, am —

Theuerſter Freund! Wie groß und mannigfaltig iſt das Unglück und die ſchmerzlichen Verwüſtungen, welche das menſchliche Leben, gleich einer wetterſchwangern Wolke, bedrohen! Wie ſchmerzhaft iſt es nicht, dieſe unſeligen Zufälle mit anzuſehen, deren Ausgang ewig unglücklich und ewig derſelbe qualvolle iſt. Wie bedaure ich den gefühlloſen Menſchen, der in gemächlicher Ruhe, weil er ſich ſelbſt ſicher weiß, die Scenen des Unglücks und die Plagen, welche ſeine Brüder treffen, in gehöriger Weite betrachtet. Erreicht ihn dereinſt die ſtrenge Hand des Schickſals auf ihrem rauhen

Wege, ach, ſo findet er kaum einen Freund, an deſſen mitleidvollem Buſen er die heißen Thränen des Schmerzes ausweinen könnte.

Indeſſen habe ich doch Urſache genug, der Vorſicht zu danken, welche unſer Schloß vor dem allgemeinen Unglück bewahrt hat. Seine entfernte Lage von dem Bette des Fluſſes, auf einem luftigen Hügel, ſchützt es vor den verheerenden Wogen, welche die ganze Umgegend, gleich ſtarren Ungethümen, überdecken. Zugleich vermochten die großen weitläufigen Gebäude, welche mit unſerm Schloſſe zuſammenhängen, einer großen Anzahl von Unglücklichen ſichern Unterſtand zu bieten. Wir haben Alles gethan, was in unſern Kräften ſtand, ihnen Hülfe zu leiſten und ſie zu tröſten; aber, guter Gott, vermag man wohl jene zu tröſten, deren väterliches Dach verſunken, deren Gut und Erbſchaft von den Wogen begraben, und die, wenn die Fluth auch von ihrem Raube abſteht, nichts, als einen verheerten Boden und ein nacktes Erdreich ohne Wohnung finden werden? Welch' ſchreckliches Ereigniß! Das Herz erliegt ſchier dieſem trüben Gedanken, und man wünſchte wohl mit Vergnügen tauſend Mittel herbeiſchaffen und die Hülfe tauſendfach ausſpenden zu können; in ſolche Dinge ſeinen Stolz zu ſetzen und darin ſeinen Ruhm zu ſuchen, gehörte wohl zu den erlaubten Eitelkeiten.

Auf der unermeßlichen Bahn dieſes ſchmerzlichen Schauſpiels von Verwüſtung und Schrekken giebt es doch einzelne Gruppen und Lagen, welche das Intereſſe ganz beſonders gewinnen, und unſer Herz vor allem andern ergreifen. Eben geſtern meldete man mir, daß ein junger Menſch gekommen ſey, der ſich in unſerm Schloſſe umgeſehen und gar ſehnlich gewünſcht habe, alle jene zu ſehen, welche ſich hierher gerettet hatten; er ſchien in der Hoffnung gekommen, manches theure Haupt darunter zu finden, woran ihn Gefühle der Zärtlichkeit und Pflicht ketteten. Aber, nachdem er unter der Menge jene Züge vergebens geſucht hatte, die er eben zu finden wünſchte, ſchien er ganz troſtlos und niedergedonnert, zog aus ſeiner Taſche eine mit Silber wohlgefüllte Börſe und vertheilte ſie mit den Worten: „Ich brauche nichts mehr, — ſie leben ja nicht mehr,“ alles unter die Anweſenden, die ſich um ihn verſammelt hatten. Dieſer Vorfall erregte eine neugierige Spannung in mir; ich befahl, daß man den jungen Menſchen zu mir führe; er war bereits abgereiſt, aber wie er ſo ging, langſamen und unſichern Schrittes, mit forſchenden Blicken um ſich herumſchauend, war es ein Leichtes, ihn bald zu erreichen. Nicht ohne Mühe entſchloß er ſich endlich, den Leuten zurückzufolgen, die ich nach ihm geſendet, und als er vor mir erſchien, kündigten mir ſein niedergeſchlagenes Weſen, ſeine ſtarren, zu Boden geſenkten Blicke und alle die Züge ſeines blaſſen Angeſichts, mit Recht an, daß ich, indem ich ihn zurückrufen ließ, einen Schritt ſeiner Verzweiflung verhindert habe.

Endlich gab er meinen Bitten und Beſchwörungen nach, und brach ſein Stillſchweigen, welches er ſonſt ewig gehalten haben würde. Folgendes war der Inhalt deſſen, was er mir erzählte:

Mein Vater, und jener Luiſens, wohnten in dem kleinen Dorfe M..., welches Ihr von hier leicht ſehen konntet, ehe es die Wellen noch verſchlungen. Aber Luiſens Vater war ein reicher Pächter und wir nur arme Fiſcher, die kein anderes Gut beſaßen, als unſere Nachen und Netze; dem ungeachtet liebte ich Luiſen, welche meine Liebe eben ſo glühend erwiederte; aber ich hatte mich umſonſt bemüht, von ihrem Vater die Zuſtimmung zu unſerer Verbindung zu erhalten, denn er zog das liebe Geld Allem vor und hörte mich nicht an, wenn ich von ſeiner Tochter ſprach.

Meine Inniggeliebte und ich waren gar ſehr darüber betrübt, und jedes Mal, wenn wir uns ſahen, war es ein wahres Leid, mit anzuſchauen, wie wir uns härmten und grämten. Eines Tages ſetzte ich in meiner Barke einen großen Herrn über, der mich zu bemerken ſchien; er ſprach zu mir, ob ich nicht Luſt hätte, ihm zu folgen, und daß mir dies manches ſchöne Geld eintragen könne. Das Wort: Geld! machte mich zuſammenſchaudern; es war das Einzige, welches alle Hinderniſſe, meine Luiſe zu beſitzen, aus dem Wege zu räumen vermochte, ich beſann mich nur wenige Augenblicke, mein Vater gab mir ſeinen Segen, und ich reiſte mit dem Grafen von H... nach Berlin ab.

Durch meinen Eifer und meine Thätigkeit wuſſte ich meinem Herrn gar bald in jeder Rückſicht zu genügen, und ich fühlte in kurzer Zeit die bedeutendſten Beweiſe ſeiner Großmuth. Ich war innig betrübt, wenn ich daran dachte, daß ich, um Luiſe wieder zu ſehen, meinen Herrn und Wohlthäter verlaſſen müſſte, dem ich mich ſo lebhaft verbunden fühlte. Er ſah meine Betrübniß, fragte um die Urſache derſelben, und ich verhehlte ihm nicht das Geringſte; da gab mir mein vortrefflicher Herr, der mich jetzt mit ſeinen Wohlthaten doppelt überhäufte, die Erlaubniß zu meiner Abreiſe, und fügte neue Beweiſe ſeiner Güte und Freigebigkeit hinzu.

Ich ſchlug den Rückweg ein, welcher mich zu den Ufern des Rheins hinabführte; ach, wie war ich da ſeelenvergnügt; ich ſollte ja meinen Vater, meine Geliebte wieder ſehen! Auf meiner Heimreiſe erfuhr ich all' das Unglück, welches durch die Überſchwemmung des Stromes herbeigeführt worden; aber nicht das Bild einer ſolchen Verwüſtung ſtellte ich mir damals vor und ich hoffte, daß die Umgegend unſeres Dorfes verſchont geblieben ſey. Indeſſen kam ich meinem Ziele immer näher und näher, und ich erſtaunte wohl von Tag zu Tag mehr, wenn ich die furchtbaren Verheerungen gewahr wurde, um derenwillen ich oft einen andern Weg einſchlagen muſſte; — ſo fing ich an, Jammer und Unglück zu ahnen, wozu wohl Grund genug vorhanden war, — nicht die geringſte Spur meines friedlichen Aufenthaltes meiner Jugend fand ich mehr. Was iſt mit meinem Vater geſchehen, was mit Luiſen? Man ſagt mir, daß alle, die ſich zu retten im Stande waren, aus der Umgegend, hieher geflohen ſind. Ach, ich finde unter ihnen alle Freunde und bekannte Züge, aber keine Seele vermag mir zu ſagen, was mit meinem Vater und Luiſen geſchehen! In dieſer Zeit der Gefahr iſt Jeder für ſich ſelbſt bedacht, und man denkt bei ſolchem harten Geſchicke ſeiner Nachbaren und Verwandten wenig. Ach, ohne Zweifel ſind alle meine Lieben untergegangen, und ich mag ſie nicht lange überleben!

Dieſe letzten Worte ſprach er mit dem Tone trüber Verzweiflung. Ich war bemüht, die aufgeregte Seele des Unglücklichen zu beruhigen; allein er ſchien ganz gefühllos gegen meine Reden; ich wies ihn auf die heiligen Gebote des Glaubens, ich ließ ſogar den Strahl einer ſchwachen Hoffnung in ſein zerriſſenes Herz leuchten, eine Hoffnung, auf die ich wohl ſelbſt wenig baute; denn wäre es irgend nur denkbar, daß jene theuren Häupter gerettet wären, würden ſie nicht, ſo wie die übrigen Bewohner der Umgegend, auf unſerm Schloſſe ſeyn?

Was nun auch an der Sache ſeyn möge, genug, endlich gelang es mir, nach hundert fruchtloſen Verſuchen, einen Troſt in die Seele des leidenden Jünglings zu gießen: ich verſprach ihm, alles aufzubieten, was in meinen Kräften ſtände, um Jene ausfindig zu machen, die er verloren glaubte. Ich bewog ihn, bis dahin die Früchte meiner Nachforſchungen hier abzuwarten. Er verſprach mir, ruhig zu ſeyn, ſich meiner Fürſorge und vor allem der göttlichen Barmherzigkeit anzuvertrauen. Vielleicht erhört der Himmel mein Flehen, und der Unglückliche ſieht, wenn es möglich iſt, alle Jene, die er ſo innig liebt, wieder! Ich zweifelte nicht daran, daß dieſer Vorfall, theurer Freund, Dein Mitgefühl erregen werde, und konnte mir daher nicht verſagen, Dir denſelben mitzutheilen. Ich will eben ſo pünktlich in der Mittheilung des Weitern ſeyn.

Welches Herz ſollte nicht von allen Begebenheiten, wie ſie ſich hier in meinem Angeſichte hundertfältig ereignen, innig angegriffen ſeyn. Die junge, ſonſt leichtſinnige Baroneſſe, die einige Zeit auf meinem Schloſſe bei meiner Gemalin lebt, ſchien mit einem Male ganz umgeändert; ſie nahm ſeit einigen Tagen eine mitleidige, nachdenkende Miene an, die ihr recht gut anſtand; ſie ſchrieb an ihren Gatten, er möge ſie des Verſprechens, mit ihm eine Luſtreiſe nach Paris zu machen, entlaſſen, und ſie bitte ihn, ihr lieber jenes Geld zu ſchicken, welches ſie hier an die zahlloſen Verunglückten, die ihr täglich vor Augen kämen, vertheilen wolle; ich freute mich bereits über ihre Änderung; aber ſiehe da, heute Morgen bekömmt ſie ein Schreiben von ihrer Mutter aus Paris, worin dieſe ſie lebhaft ausſchilt, wie ſie ſich hier in einem ewigen Wechſel trauriger und weinerlicher Vorfälle gefallen könne; ſie theilt ihre Beſorgniſſe mit, wie ſchädlich dergleichen Vorfälle auf ihre Geſundheit und beſonders auf ihr Ausſehen wirken können; ſie malt ihr mit allem Feuer die Vergnügungen aus, welche ſie ſo eben in ihrer geräuſchvollen Hauptſtadt genießt, beſchreibt ihr alle Feſte, Schauſpiele, Landparthien, die ſie ſeit einiger Zeit unterhalten haben, — — kurz, meine allerliebſte Baronin iſt darüber ſo entzückt, daß ſie mir heute bei Tiſche ankündigte, ſie ſey feſten Willens, in zwei Tagen abzureiſen. Ich konnte mich nicht genug über die Art eines ſolchen Betragens, bei einer jungen Frau von guter Erziehung, wundern. Aber, was mir noch außerordentlicher ſcheint, iſt der Charakter ihrer Mutter. Nie werde ich mein letztes Zuſammenſeyn mit ihr, während meines Aufenthaltes in den Bädern von A...., vergeſſen.

Sie verſicherte mir ganz ernſthaft, daß ſie es um die ganze Welt nicht über ſich gewinnen könnte, in einem Winter zweimal in derſelben

Robe zu erſcheinen. Ach, wenn das Alter und die Erfahrung keine andern Früchte mit ſich bringen, als ſolche, wie vermag man ſich dann wohl über den Verluſt ſeiner Jugend und Reize zu tröſten!

Zweiter Brief.

Ohne Zweifel biſt Du ein wenig neugierig, lieber Freund, neue Nachrichten über jenem jungen Menſchen zu erfahren, deſſen Geſchichte ich in meinem frühern Briefe begann; ich will Dir nun auch den Fortgang nicht ſchuldig bleiben.

„Mein Brief war eben an Dich abgegangen, als man mir die Nachricht brachte, Luiſe ſey angekommen. Ich freute mich innig an Fritzens Stelle — ſo heißt nämlich der junge Menſch — und ich dachte mit Vergnügen an die ſüße Wonne und die Glückſeligkeit, die der beiden Liebenden bei dem unverhofften Wiederfinden harrte. In eben dem Augenblicke erſchien auch Fritz vor mir, ſeine Luiſe an der Hand führend. Ich habe noch nie ſo etwas Reizendes geſehen, als die Wohlgeſtalt dieſes ſchönen Mädchens, obwohl ſie blaß und ziemlich abgefallen ausſieht; ich glaubte ſie ruhiger und zufriedener zu finden, als es der Fall war; noch mehr muſſte ich erſtaunen, als Fritz in aller Eile Jene, die das höchſte Gut ſeines Lebens war, meiner Sorgfalt anempfahl und mir eröffnete, daß er augenblicklich fort müſſe; bei dieſen Worten verließ er uns ſchnell. Luiſe wollte ihm nach, aber er war zu haſtig entflohen und das arme Mädchen ſchien ihrer Sinne nicht mächtig. — Ich ließ ſchnell Stärkungen bringen, um ſie in das Leben zurückzurufen. Ihre Blicke drückten den lebhafteſten Dank aus. Als ſie wieder im Stande war zu ſprechen, ſtattete ſie dieſen mit zitternder Stimme ab. Nachdem ſie ſich wieder erholt und geſtärkt, war ſie noch viel hübſcher, als früher. Ihre Kleidung war die gewöhnliche der Bewohner des Rheinufers, aber ſie ſtand ihr ſo wohl an, daß die Baronin Auguſte ihrem Kammermädchen befahl, ein Muſter davon zu nehmen, und den Kopfputz abzuzeichnen, um ſich einen ganz ähnlichen Anzug für den nächſten Karneval anfertigen zu laſſen.

Ich theilte Luiſen alles mit, was mir Fritz geſagt, und als ſie nun ſah, daß ich von allem unterrichtet war, faſſte ſie Zutrauen zu mir und wurde inniger; ſie erzählte mir, daß ſie wohl über die Abreiſe ihres Geliebten ſehr traurig geworden ſey, und dies um ſo mehr, da kurz darauf ein reicher Pächter aus der nahen Gegend bei ihrem Vater um ihre Hand warb. Luiſe zeigte den größten Widerwillen gegen dieſe Verbindung, und vermochte endlich ihren Vater Jakob dahin zu bewegen, daß er davon abſtand. Dieſen rührte nämlich die innige Liebe ſeines Kindes, welche ihren Haß gegen dieſe Verbindung vorzüglich damit bemäntelte, indem ſie vorgab, daß der Schmerz der Entfernung von ihrem Vater ihr das Leben koſten würde.

Koller, ſo hieß Jener, der um Luiſens Hand warb, konnte ihr die abſchlägige Antwort nie verzeihen; aber er verbarg ſeinen Zorn und erwartete eine ſchickliche Gelegenheit, ſich zu rächen.

Als die Schrecken der Überſchwemmung im Lande überhand nahmen, war die Hütte Antons, — ſo hieß Fritzen's Vater, — eine der erſten, welche von der Fluth überdeckt wurde; aber Anton beſaß Muth genug, und ſo lange ihm ſein Kahn übrig blieb, glaubte er Zuflucht genug zu haben. Er benutzte ihn oftmals, um die Sinnloſen zu retten, welche ſich dadurch zu erhalten glaubten, indem ſie die höchſten Stockwerke ihrer Gebäude erſtiegen, und nicht darauf bedacht waren, daß die Fluth ſie auch dort erreichen könne. Jakob war auch einer von dieſen, und meinte ſich durch die Höhe und Feſtigkeit ſeines ſchönen Schloſſes geſichert. Er ſuchte ſein und der Seinigen Heil auf einem geräumigen Kornboden, der eine reichliche Ernte einſchloß. Aber die Hoffnung war ein eitler Wahn; denn ohne die Hülfe des guten Anton, der täglich mit ſeinem Nachen zwiſchen den bedrohten Häuſern herumkreuzte, wäre er mit ſeiner Tochter und allen ſeinen Leuten eine Beute des furchtbaren Elements geworden. Er bat Anton, ihn zu Roller, der tiefer im Lande wohnte, zu führen, in deſſen Wohnung, die an dem Gebirge gelegen, nicht ſo leicht etwas zu befürchten war. Roller hatte die Grauſamkeit, ſeinem alten Freunde den geſuchten Zufluchtsort zu verſchließen. Bei Gott, eine furchtbare Rache in einem ſolchen Augenblick! Glücklicher Weiſe hatte Anton mit ſeiner Barke gewartet, und dieſe wurde noch einmal zum Zufluchtsorte für Luiſe und ihren Vater. Aber die Gefahr, auf dem Waſſer fortzuſchiffen, wuchs mit jedem Augenblick, und beſonders an dieſem Tage drohte ein ſtürmiſcher Wind das ſchwache Fahrzeug umzuſtürzen; Anton, ſonſt immer unerſchrocken, zitterte in dieſem Augenblicke für Luiſens Leben; um keinen Preis wollte er die gefahrvolle Fahrt länger fortſetzen, und landete mit ſeinen unglücklichen Freunden auf dem nächſten geräumigen Felſen, der ſich ſeinen Augen darbot. Als ſie herausgetreten waren, ſahen ſie ſich auf einer ziemlich hohen Steinterraſſe, welche durch die Felſen, die ſie umgaben, ziemlich geſchützt war. Dort ließen ſie ſich nieder und banden an den ſchützenden Felſen den theuren rettenden Nachen feſt.

Aber trotz dieſes augenblicklichen Zufluchtsortes, war ihre Unruhe aufs Höchſte geſtiegen. Wie, wenn die ſturmbewegten Wogen ſich nicht bald legen, wird es möglich ſeyn, nur zwei oder drei Tage auf dieſem rauhen Felſen zu leben? Endlich muſſte man ſich doch wieder in die Barke werfen, und die durch Hunger und Verzweiflung geſchwächten Kräfte würden wenig Mittel und Hoffnung geben, glücklich an's Land zu ſteuern. Der Tod erwartete ſie alſo auch auf dieſe Weiſe. Ach, und kein einziges Merkmal ſchien zu zeigen, daß ſich die Gefahr abwenden wolle. Schwarze Wolken im Gegentheil überzogen die weite Himmelsfläche, der Regen begann wieder herabzugießen, und die Winde erhoben ſich mit ſtürmender Wuth.

Für die Unglücklichen blieb keine Hoffnung übrig, als die Barmherzigkeit des Himmels; **Luiſe** ſuchte ihrem Vater Muth einzuſprechen, aber Jakob konnte den Gedanken an den großen Verluſt nicht ertragen; mit Thränen in den Augen blickte er nach einem, mit Gold gefüllten Käſtchen, und machte ſich Vorwürfe, nicht mehr gerettet zu haben. Jetzt erinnerte er ſich nach einander an alle Koſten und unnütz gewordene Auslagen, die er zur Verſchönerung und Verbeſſerung ſeines Schloſſes verwendet hatte. O hätte ich, ſprach er, jenes Geld lieber aufbewahrt, jetzt hätte ich es retten können! Der gute blutarme Anton ſah Jakob mit ſtummem Erſtaunen an, fand, daß die Reichen auch unglücklich ſind, und pries ſich glücklich, nichts verloren zu haben, indem ihm noch ein gutes Herz, zwei tüchtige Arme, und ein reines Gewiſſen übrig blieben. Ohne ſich deſſen bewuſſt zu ſeyn, war der treuherzige Anton, welcher all' das Seine mit ſich trug, ſo gut, als einer der ſieben Weiſen Griechenlands.

Ermattet durch die Mühſeligkeiten mancher Art, ſehnten ſich die Unglücklichen jetzt nach einiger Ruhe, hüllten ſich ſo gut, als möglich, ein, und ſuchten einzuſchlummern. Beiden Vätern, Anton und Jakob, gelang es, bald feſt einzuſchlafen. Luiſe aber, die zärtlich Beſorgte, vermochte ſich mancher Ahnungen und ſchmerzlicher Gedanken nicht zu erwehren; was ſollte aus ihrem und Fritzens Vater werden, die ſich nun hier ohne Hülfe und Lebensmittel auf dem dürren Felſen befanden? Den Forderungen des Lebens erliegend, würden ſie ſich vielleicht dem ſtürmiſchen Elemente zu einer Zeit anvertrauen, die noch viel verderblicher wäre, als die gegenwärtige? „Wenn ich es wagte,“ ſprach ſie zu ſich ſelbſt, „Hülfe für ſie zu ſuchen, vielleicht, Gott der Allmächtige hätte Erbarmen und ſegnete mein frommes Unternehmen.“ Bei dieſen Worten ſank ſie auf ihre Knie, betete innig zum Himmel, trat leiſe in den Kahn hinab, band dieſen ſtill ab, und lenkte, ſich des Ruders bemächtigend, nach unſerm Schloſſe zu. Sie muſſte mit aller Gewalt gegen Wind und Woge kämpfen; aber endlich gelang ihr die Landung; doch kaum war ſie in den Hof getreten, ſiehe da, ſo begegnete ſie ihrem Fritz, dem ſie alles erzählte, und der, nachdem er ſich mit den nothwendigſten Mitteln verſehen, Luiſe meinem Schutze empfahl, den Nachen beſtieg, welcher ſeine Geliebte hiehergebracht, und mit Hülfe ſeines kräftigen Ruders in die hohe Fluth hinaus ſchiffte. Unſere Leute ſuchten ihn umſonſt zurückzuhalten, und bald verloren ſie ihn aus dem Angeſichte.

Jetzt, mein theurer Freund, warten wir alle, ob es dem Himmel gefalle, den unerſchrockenen Fritz und Jene, die er zu retten ausgegangen, glücklich zurückkehren zu laſſen. Luiſe zeigt eben ſo viel Frömmigkeit und kindliches Vertrauen auf Gott, als ſie früher Muth bewieſen; ſie betet in einem fort mit glühender Innigkeit. Die Nacht war geſtern ſchon nahe, als ſich Fritz eingeſchifft, wir hofften, alle drei am Morgen eintreffen zu ſehen; aber ſie ſind noch nicht erſchienen. Siehe, ſchon ſoll der Bote an Dich abgehen, und ich vermag noch nicht, wie ich es ſehnlich wünſche, Dir Nachrichten über ihre Rückkunft zn geben. Ich hoffe, daß mein nächſter Brief Dir das Ende dieſer Geſchichte mittheilen ſoll, welche hier Jedermann beſchäftigt, und darüber mancher der Unglücklichſten ſein eigenes Leid zu vergeſſen ſcheint.

Ein junges, liebenswürdiges Landmädchen, das mit ganzer Seele an Luiſen hängt, und Alles aufbietet, dieſe zu zerſtreuen und zu erheitern, gewinnt vorzüglich meine Aufmerkſamkeit; ich hörte ſie geſtern Abend mit ſanfter und angenehmer Stimme eine Romanze ſingen, deren Worte ich Dir mittheilen muß:

Vaterhütte, Vaterheerd,
Und ihr Lämmlein fromm und mild,
Holde Blümchen, thauverklärt,
Küchlein, die ſo ſüß geſpielt:

Ach, wer giebt euch mir zurück
Aus der kühlen Wellenfluth?
Ach wohin wend' ich den Blick?
Daß auf eurem Grab' er ruht?

O wie war ich fromm und ſtill,
Stickte, bis das Auge feucht:
Wenn man Sonntags glänzen will,
Schafft ſich's in der Woche leicht.
All' der Glanz und all' der Staat
Liegt nun in dem kalten Beet;
Drauf die böſe Wogenſaat,
Wie ein arger Drache ſteht.

Mütterlein ſprach oft zu mir:
Webe, ſticke, ſpinne fein,
Nahet einſt der Liebſte Dir,
Muſſt Du hübſch verſorget ſeyn. —
Ach, wie manches ſchmucke Kleid,
Manches Band gar feſt und gut —
Da verſchlingt nun weit und breit
All' mein Glück und Gut die Fluth!

Denk' ich nun an Jenen gar,
Der mir oft zur Seite ſtand,
Der die Fädchen rein und klar
Ab von meinen Fingern wand,
Und am letzten Kirchmeßgang — ;
Ach, da wird mir wol ſo weh:
Warum wol der böſe See
Mich für ewig nicht verſchlang!

Dieſes Alles rührte Baroneſſe Auguſte ſehr; ſie meint, dieſe Vorfälle könnten der Stoff zu einem Romane werden. Da ſie morgen abreiſen will, ſo hat ſie mich nachdrücklich erſucht, ihr den Erfolg mitzutheilen, worauf ſie, wie ſie ſich ausdrückt, ſehr begierig iſt.

Leb' wohl, mein Freund, die Stunde drängt mich, Neues giebt es außer dem nichts, nur die Zeit wird von Minute zu Minute verhängnißvoller!

Dritter Brief.

Hier, mein theurer Freund, erhältſt Du den, leider nur allzuwahr vorausgeſehenen Ausgang einer Sache, deren Beginn eben ſo ſehr Dich, wie mich ergriffen hat. Mein Herz iſt noch ſo ſchmerzbewegt, daß Du mit der Unordnung in meinem Erzählen Nachſicht haben mußt. Es wäre mir fürwahr unmöglich, die Sache und ihre furchtbaren Folgen zu ordnen.

Ich glaube Dir in meinem letzten Briefe mitgetheilt zu haben, daß wir eben in der bangen Erwartung waren, was das Schickſal über Fritz, Anton und Jakob beſchloſſen habe; die Zeit wurde von Stunde zu Stunde ſchrecklicher, und all' unſer Hoffen war wohl meiſtentheils darauf gebaut, daß ſie ſich jetzt nicht in die Gefahr begeben würden. Fritz hatte zwar Lebensmittel mitgenommen, welche für zwei bis drei Tage hinreichen konnten; aber, was uns am Meiſten in Schrecken ſetzte, war, daß die Fluth immer noch ſtieg, und wir mit Recht befürchten mußten, daß ſie die Unglücklichen auch auf ihrem Felſen-Aſyl erreichte; dann war es nothwendig, daß ſie auf die Rückfahrt bedacht ſeyn mußten, welche in jedem Augenblicke gefährlicher wurde; wer konnte es endlich verbürgen, wenn Fritz auch glücklich den Felſen erreichte, ob nicht bereits beide Väter, gedrängt von der Verzweiflung, ſich hier hülf- und rettungslos auf dem einſamen Felſen zu wiſſen, ihr Heil in der Fluth geſucht hatten! So entwarfen wir die traurigſten Muthmaßungen, und doch vermochte uns der kleinſte Funke von Hoffnung zu tröſten. Luiſe bezeigte in ſolchen Momenten ſo viel Frömmigkeit und Hingebung, daß ſie uns mit Ehrfurcht erfüllte; wir alle bewunderten das tugendreiche Mädchen, und Baronin Auguſte, die am zweiten Tage abreiſte, umarmte Luiſen, indem ſie verſicherte, daß ſie eine vortreffliche Perſon ſey, und daß ſie ſich ſelbſt in einem ähnlichen Falle nicht mehr Geiſtesmuth und Entſchloſſenheit wünſchen würde. Es war gerade eine Stunde nach der Abreiſe der Baronin; einer meiner Leute, den ich mit einem Fernrohr auf die Dachterraſſe zur Beobachtung geſtellt, brachte die Nachricht, daß er eine Barke mit drei Menſchen unterſcheiden, deren Geſichtszüge er aber noch nicht erkennen könne, aber er zweifelte nicht im Geringſten, daß es jene ſeyen, die wir alle ſo ſehnlich erwarteten. Bei dieſer Nachricht ſtürzte Alles an die Fenſter und hinunter an das Ufer des Fluſſes. Nach einigen Augenblicken erblickte man mit freiem Geſichte einen ſchwarzen Punkt auf der Waſſerfläche, — es war der Nachen, und ich vermochte ſchon, mit Hülfe des Fernrohrs, Fritzen zu unterſcheiden. Luiſe vermochte es ebenfalls, und erkannte ſogleich ihren Vater und Anton; welch' ein Augenblick! In welcher Angſt und Erwartung befanden wir uns Alle! Luiſe ſchien den Muth, der ſie bisher beſeelte, verloren zu haben. Ihr Herz ſchlug mächtig, ihre Athemzüge gingen ängſtlich und ſchnell. Ich empfand gleichen Schrecken und war ſo ganz außer mir, daß ich Mühe hatte, meine Geiſtesgegenwart zu behalten und alle Befehle auszutheilen, wie man den Unglücklichen beizuſtehen habe, ſobald ſie einmal an's Ufer gerettet wären.

Es war wirklich ein furchtbares Schauſpiel, den ſchwachen Kahn, über Untieſen ſchwankend, gegen die Wuth der Winde und den Sturm der reißenden Wogen kämpfen zu ſehen; jeden Augenblick ſchien er von dieſen verſchlungen zu werden, und ein allgemeiner Angſtruf tönte von den Lippen der Zuſehenden. Man hätte glauben ſollen, Jeder habe in jenem Nachen einen Vater, einen Bruder, einen Freund, ſo weinten und beteten alle! Aber, wer wollte es wagen, ſich über die Beſchlüſſe der Vorſehung zu beklagen, wenn ſie auch die heißeſten und innigſten Gebete nicht zu erhören ſcheint.

Eine ſchwarze Sturmwolke, getrieben von heftigen Winden, nahte nun mit der Schnelle des Todes der Rückſeite des Kahns. Nahe daran, alle unſere Wünſche zu erfüllen, verdoppelten Fritz und Anton ihre Kräfte, dem Wirbel auszuweichen, aber es iſt umſonſt, die Barke ſtürzt um und eine ungeheure Welle bedeckt ſie. Da ſpringe ich auf, ich ſchreie, verſpreche demjenigen eine große Belohnung, der Muth genug beſäße, ſich auf unſerm Kahne in die Fluth zu wagen und den Unglücklichen zu Hülfe zu eilen. Keine Seele antwortet, — ein dumpfes Stillſchweigen ſagt mir nur zu deutlich, daß hier ein ſolches Wagſtück für nutzlos und für blinde Tollkühnheit gelte. **Luiſe**, die ihre Beſinnung faſt verloren, bat mich innig, ihr zu geſtatten, jenes Aufgebot zu erfüllen, welches ich an alle ergehen ließ; ſie wolle ſich noch einmal der Gefahr ausſetzen, ihren Vater und ihre Freunde retten, oder mit ihnen ſterben. Es war unmöglich, auf ihre Bitten zu hören, ſie war meinem Schutze anempfohlen und ſo überließ ſie ſich ganz der Verzweiflung, als wir auf einmal den kühnen **Fritz**, ringend mit dem Ungeſtüm der Wellen, gewahrten, der bald, mit der letzten Anſtrengung ſeiner Kraft, ſeinen Vater gerettet an's Ufer brachte. Aber dem heldenmüthigen Liebenden war dieſes nicht genug, noch fehlte **Luiſens** Vater; er ergriff, ohne ſich einige Zeit Erholung zu gönnen, mit Haſt unſern Kahn, ſchiffte hinaus und verſchwand an jener Stelle, wo der Unglückliche in die Fluth geſtürzt, in den Wogen..... Ach, wir harrten lange und vergebens, daß er zurückkehre. — **Anton** hat keinen Sohn mehr, und **Luiſe** verlor in dem Augenblicke ihren Vater und Geliebten.

Wie ſoll ich Dir den Zuſtand beſchreiben, in welchem ſich gegenwärtig Beide befinden; hundertmal mußte ich die Ausdrücke ihrer Verzweiflung beſänftigen und mildern; ich habe ſie einer ſtrengen Obhut unterzogen, um jeden Verſuch zu verhindern, ſich vielleicht in jenes unglückliche

Wellengrab zu ſtürzen, das ihr Theuerſtes verſchlungen hat. — Nachdem ich ihrem Schmerze den erſten Aufſchwung geſtattet, glaubte ich die Hülfe der Religion ins Mittel ziehen zu müſſen. Die heilſamen Bemühungen unſers würdigen Schloßpfarrers vermochten ihr endlich Troſt einzuflößen. Trotz dem großen Verluſte, den ihr Vater erlitten, erbt Luiſe noch einige bedeutende Striche Landes, und ſie hat wiederholt den Wunſch ausgeſprochen, dieſe mit dem Vater ihres Geliebten zu theilen, ihm als Tochter ſeinen Sohn erſetzen, und in ſeinen alten Tagen pflegen zu wollen. Vielleicht die einzige Art, welche ihre Zukunft zu mildern und ihm für ſolche Qualen und Leiden Troſt und Vergeſſenheit zu bieten vermag!

Hier, mein theurer Freund, haſt Du das Ende dieſer traurigen Begebenheit. Ich bin überzeugt, daß Du davon eben ſo ſehr gerührt biſt, als ich. Das menſchliche Leben hat Augenblicke, wo Schmerz und Leid ſo ſehr auf uns eindringen, daß wir ihre Qualen kaum ertragen zu können glauben; aber die allverſöhnende Zukunft träufelt mit der Zeit ſo heilenden Balſam in unſere Wunden, daß eine ruhige Abendröthe des Lebens meiſtens über die Stürme der Jugend friedlich emportaucht. Möge Luiſen ein gleiches Schickſal erwarten!

III.

Der Schuß.

Erzählung.

Ein kurzer Scherz von argloſem Bedeuten,
Er ſey darum mit Nachſicht aufgenommen;
Ein klein Geſchichtchen von zwei Liebesleuten,
Wie ſie gewöhnlich zu einander kommen. —
Auf einmal will ein Wetter ſich bereiten
Und trübe Wolken kommen angeſchwommen:
Da hilft ein Brief aus jeglichem Verdruſſe,
Und eine frohe Hochzeit giebt's am Schluſſe.

Hätte es einem unſerer modernen Stutzer, einem der unbärtigen Mädchenwachtmeiſter gefallen, ſich nach Sondersheim zu begeben, und mit vorgehaltener Lorgnette die Schönen des Städtchens, die im Gedränge der Sonntagsmeſſe ſich der Kirchthüre entwanden, und maleriſch durch die ſchmalen Gäßchen ſchlüpften, — prüfenden Blickes zu muſtern, ſo würde gewiß auch ihm unter dem bunten Schwarm der niedlichen Geſtalten, welche hier der Andacht und der Neugierde Opfer brachten, Oberförſters Malchen beſonders gefallen haben. Erſt ſiebzehn Jahre, in der vollſten Blüthe ihrer jungfräulichen Schönheit, ſtach ſie wohl etwas gegen ihre Gefährtinnen, welche geſenkten Blickes, nur ſeitwärts nach ihren Umgebungen blinzten, ab; jedoch bedenken wir, daß Malchen ſeit ihrem achten Jahre ſtets in der Reſidenz bei Tante Roſen geweilt, und die freien Sitten des

Stadtlebens, inſoferne ſie ſchuldlos ſind, liebgewann: ſo dürfte es wohl Niemand mehr befremden, daß ſie auch hier in Sondersheim, wohin zwar noch kein Strahl der Modetons-Sonne geſchienen hatte, der alten Gewohnheit huldigte. Zwar hatte ſie ſchon ein ganzes Jahr im Städtchen zugebracht, doch war ihr Sinn an das freie Stadtleben ſchon ſo verwöhnt, daß ihn auch die Zeit nicht zu mindern vermochte. Ging nun gleich der ſteife Herr Papa ſelbſt Tag für Tag aus ſeinem Jägergebäude, das, gleich einem Luſthauſe, ſich an den Wald anſchloß, nicht anders, als mit wohlgepudertem Zopfe, tief reichender Weſte und grüntuchenem Altvaterrocke aus, ſo ſah er doch die nette, ſtädttiſche Zierlichkeit ſeines reizenden Töchterleins nicht ungern, und vergönnte dem ſchmeichelnden Mädchen ihre Lieblingsneigung gern.

2.

Wer würde ſich daher mehr wundern, wenn er erfahren würde, das liebliche Mädchen habe die allgemeine Aufmerkſamkeit und Bewunderung von ganz Sondersheim gewonnen? Mochte auch der Neid vieler weiblicher Zungen ihr Bild nicht mit den einnehmendſten Farben ausmalen, ſo hatte ſie doch den weit größern Theil aller Mädchen, die ſie durch ihren angenehmen Umgang zu feſſeln wuſſte, und aller Männer für ſich gewonnen, die ſich mit vieler Mühe bewarben, ihr Beweiſe ihrer Liebe und Achtung bei jeder Gelegenheit zu geben, wofür ſie mit Sehnen und Stöhnen voll Schmachtens und Trachtens, des gegenſeitigen Minneſolds in der beſten Hoffnung harrten. Doch unter allen ihren Anbetern, die das reizende Malchen, ohne eigenes Zuthun, mit immer näheren Fäden an ſich zog, verdient wohl der Stadtrathsamtſchreiber Ambroſius Spindelmann eine nähere Bezeichnung. Wenn wir auch ſeine geiſtigen Vorzüge — er war Erb-, Stadt-, Vers- und Tondichter — als eine Kleinigkeit beſeitigen wollen, ſo ſtimmten doch ſchon ſeine körperlichen unwiderſtehlich zur Hochachtung und Bewunderung. Die ſparſame Fülle des Lockenhauptes, deſſen Purpurglanz der Puder beſchneite, die hochgewölbte Stirne, die ſich an der fein geſpitzten Naſe, wie an einem Gebirge verlor, die holden Wangen, die der neidiſche Kummer mit Gelb überzogen und tief eingehöhlt hatte, endlich die maleriſche Disharmonie der beiden Schultern, der ſchlanke Wuchs, der ſich von jenem Orte an, der für den Bauch leer geblieben war, in beiden Stützſäulen der gebrechlichen Maſchine, wie in zwei Schilfröhrchen verlief, — alles dies muſſte das Auge des lüſternen Beobachters entzücken; wie konnte es wohl daher anders ſeyn, als daß die Krone der Sondersheimiſchen Ritterſchaft, nach dem Vorrange, nach allen Cicisbeen und die Blume des Sieges, um Malchens Liebe warb! Auch war Malchens Ältern der ehrenfeſte Freier nicht unwillkommen, ſeine baaren Thälerchen verſchafften ihm nicht nur freien Zutritt bei dem lieben Töchterlein, ſondern ließen ihm auch, wenn er ſich mit Gott entſchließen würde, Malchen zur künftigen Ehehälfte zu verlangen, den beſten Erfolg hoffen.

Ob nun gleich auf der einen Seite das liebliche Mädchen an dem zuckerſüßen Stadtrathsamtsſchreiber für zehn andere Freier hätte Erſatz hoffen können, ſo hatte doch ihr Herz ſchon eine andere Wahl getroffen, bei deren Erinnerung ſie Spindelmanns herzzerknirſchende Liebesausbrüche nur mit einem Lächeln beantworten konnte. Eduard, Tante Roſens Stiefſohn, den ſie in P... geſehen und kennen gelernt hatte, und der beinahe ſeit acht Monaten im nächſten Städtchen ſich dem edlen Waidwerk gewidmet, machte ſie taub für alle Anträge des ſchmachtenden Schäfers. Schon in P... ſahen ſich die jungen Leute, und obgleich des Jünglings Lippen noch kein entſcheidendes

Liebesgeſtändniß entſchwebt war, ſo nahm Malchen doch Eduards Beſuche, die auch im väterlichen Hauſe, obgleich unter anderm Vorwande, fortgeſetzt wurden, nicht unhold auf und beſtärkte des Jünglings ſtille Hoffnungen.

3.

Es war Sonnabend Nachmittags, als eben der Herr Stadtamtſchreiber in ſchwarzem Sonntagskleide und hochrother Weſte erſchien, und Malchen zu Füßen ſank, feſt entſchloſſen, ihre Einwilligung heute oder nie zu erlangen. Da öffnete ſich die Thür, und Eduard, der ſchöne Jäger, trat ein, voll Verwunderung über die Ergüſſe des knieenden, noch nie geſehenen Fremden; denn nie hatte noch Malchen ſeiner mit einer Sylbe gegen Eduard gedacht. Eiliger, als der Vulkan, da er nach dem Himmelsſturze Lemnos Erde geküſſt hatte, raffte ſich dieſer ſchamentglühend vom Boden auf, begrüßte, ſo gut er konnte, den Jüngling, poſaunte ihm ſogleich den höchſt eigenen Namen und Titel vor, und fügte noch liebäugelnd hinzu, daß Malchen ſeine theuerſte Braut ſey. Wie ein Autor angedonnert, durch eine furchtbare Recenſion, ſtand Eduard da, nur mit Mühe antwortend, und beſtrebte ſich umſonſt, des läſtigen

Gegners frei zu werden. Da aber dazu keine Hoffnung war, ſo muſſte er ſich's gefallen laſſen, als ihm der Amtſchreiber antrug, ihn ein Stückchen Weges zu begleiten. Mit ſchwerem Herzen, indem er einen Blick voll zarten Vorwurfs auf ihn heftete, entfernte er ſich.

4.

War auch Eduard ſonſt der ſanftmüthigſte Menſch von der Welt, dem ein günſtiger Blick Malchens ein Jahr voll Elend vergeſſen ließ, ſo war doch in Rückſicht der Eiferſucht ſein Gemüth ein ſo brennendes Material, daß es ſogleich in lichten Flammen aufloderte. Es iſt daher nicht mehr auffallend, wenn er bei dem nächſten Beſuche, den er Malchen an ihrem Geburtstage abſtattete, ſein Herz ganz vor ihr ausgoß, und ſie dann mit zärtlichen Vorwürfen überhäufte, und mochte Malchens Herz ihn auch zu beſänftigen, und ihm den Vorfall zu erklären ſuchen, ſo kochte es doch wallend in dem Jünglinge auf, als das Mädchen ihm verſicherte, ſo eben gehe Herr Ambroſius den Waldſteig herauf, und werde als pfeilſendender Apollo vor ſeine Daphne zu treten wagen.

Ha! Dir will ich ein öfteres Kommen vertreiben! — rief Eduard, im Herzen empört, nahm ſeine Büchſe und den grünbeſiederten Jägerhut, und empfahl ſich ſchnell dem erſchrockenen Mädchen. Kaum war ſie in der Mitte des Zimmers, ihn zurückzurufen, ſo knallte es draußen ſehr nahe, — es fiel ein Schuß, worauf ein Schrei erfolgte, der das Mädchen halb bewuſſtlos in den Stuhl ſinken machte.

5.

Eine Woche war verſtrichen, der Rathsamtſchreiber war verſchwunden, man wuſſte nicht wohin, und man ziſchelte ſich Verſchiedenes in die Ohren. Auch Eduard, der doch ſonſt faſt alle Tage Sondersheim und Malchen beſuchte, blieb für dieſe Zeit aus. Unmöglich konnte dieſes dem ſcharfſichtigen Mädchen entgehen, und obgleich im Hauſe ihrer Ältern über das Verſchwinden des Amtſchreibers ein hartnäckiges Stillſchweigen beobachtet wurde, ſo hatte doch das ſinnige Mädchen die Vorſätze mit den Nachſätzen ſo zu verknüpfen gewuſſt, daß ihr daraus ein Licht entſprang, welches den Mord des Amtſchreibers deutlich erhellte. Sonntag war wieder herangekommen; Malchen, voll des Trübſinns, dachte ſogar des heiligen Meßopfers nicht mehr, und erſt ſpät des Morgens erinnerte ſie ſich der faſt verſtrichenen

Meßzeit, und indem ſie ſchnell das niedlich gefaltene Hauskleid mit dem ſeidenen Überwurfe bedeckte, eilte ſie zur Kirche. Eben war ſie eingetreten, als in voller Andacht der Prieſter ſein Gebet pro mortuis fromm mit der Stimme des Volkes vereinigte. Geſchloſſen war das heilige Werk, — da ſtrömte das Volk auf den Kirchplatz hinaus, und Malchen hatte kaum Zeit und Raum genug, eine Freundin, die ſie ſo eben erblickte, zu fragen, wem das Gebet gegolten habe. — Nun weißt Du denn nicht? dem ſeligen —. — Da wurde ſie von der andringenden Maſſe des Volks von Malchen getrennt, und mit einem Seufzer Eduards gedenkend, ſetzt dieſe im Stillen hinzu — Amtſchreiber.

6.

Nun, der kömmt mir gerade recht, rief Herr Milder auflachend, — ſo ein armer Schlucker, wie der Eduard, will mein Malchen eheligen. Zwar ein lieber und braver Burſche iſt er, das muß der Feind ihm laſſen — ſchießt auch wie der Teufel, auch könnt' ich ihm nicht grollen; doch daß ihm der Gedanke kommen würde, mein Malchen zu heirathen, nein, das hätte ich mir nimmermehr gedacht. Da lies nur, Frau, da ſteht's im Briefe ſchwarz auf weiß.

Frau Liſe nahm den Brief, und hub, nachdem ſie ſich erſt an der hübſchen Handſchrift ſatt geſehen, an, wie folgt:

Hochſchätzbarſter Herr Onkel!

Verzeihen Sie, daß ich mir die Freiheit nehme, Sie in dieſem Schreiben um die Entſcheidung meines künftigen Glückes zu bitten. Da ich jetzt im Stande bin, durch meine Verſorgung mein Geſchick um ein Anſehnliches zu verbeſſern, und es meine Umſtände erlauben, an eine Heirath zu denken; ſo werden Sie nicht erſtaunen, wenn ich Sie anflehe, mich durch Malchens Hand zu beglücken, — und ſo weiter, fiel Herr Milder ein, — ſprichſt da von beſſern Umſtänden, — ich weiß nichts davon, — ein armer Forſtamtsadjunkt —— mein Gott, kaum daß er ſich ſelbſt durch ſeinen Fleiß forthilft, will ſich noch. — — Aber, lieber Mann, ſo ſieh doch her, hier iſt noch ein Proſcriptum auf der andern Seite! — und ſie las:

Daß ich zum Forſtmeiſter in B... ernannt, und durch den Tod meines Vaterbruders ein Erbe von 10,000 Thalern bin, dürfte ihnen vielleicht bekannt ſeyn.

Kein Wort iſt mir davon zu Ohren gekommen. I du herzlichſter Eduard du! nun erhält die Sache freilich eine andere Wendung! 10,000 Thaler, welche ſchöne Summe, und Forſtmeiſter, Herr Kollege! — Und das ſchreibt er nur ſo nebenbei! — Nun, da können wir freilich unſern väterlichen Segen nicht vorenthalten. Doch halt, da ſteht auch, wir möchten Malchen nichts davon zu wiſſen thun; mag ſchon ſeine Urſachen haben, warum? Nun, nun, wenn er nur mit uns Ältern fertig iſt, ich hoffe, das Mädchen wird nichts einwenden.

7.

Wieder ein Sonnabend war herangekommen, es war der Sylveſterabend. Tiefſinnig ſaß Malchen auf ihrem Zimmer, und dachte dem, was ſich ſeit kurzer Zeit ereignet hatte, nach. Wie ſollte ſie ſich das heitere Weſen im ganzen Hauſe erklären, das ſich ſeit zwei bis drei Tagen ſelbſt über die Mutter und den ſonſt ernſten Vater erſtreckt hatte. Da ging er eben draußen am Fenſter vorbei, und warf Malchen einen Gruß zu: Wohin denn, lieber Vater, rief dieſe ihm nach, Sie werden doch nicht heute in den Wald? — —

Ja, Kind! zwar iſt's Sylveſterabend, aber es hat ſich heute ſo manches ereignet, — und einem alten Waidmanne ſoll's auch am Sylveſterabend, wo Hexen und Kobolde reiten, an Muth nicht fehlen; — leb' wohl! und ſchon war er im Eichengange des Waldes. Ja, dachte Malchen, wenn bei dem nichts anderes ſpukt, ſo iſt es doch des Amtſchreibers Geiſt. — Doch nicht lange dauerte es, ſo öffnete ſich Malchens Kammerthüre und Herr Milder trat, Arm in Arm, mit Eduard herein.

Gott, Eduard! rief ihm das Mädchen entgegen, doch plötzlich hielt ſie ein, und drückte ihre Freude in ſich ſelbſt zurück. Brauchſt Dich nicht zu verſtellen, Spitzbübin! rief der Vater, da bring' ich Dir Deinen Bräutigam. Heute über acht Tage, Frau Forſtmeiſterin! magſt Du Hochzeit feiern! Da ſank der ſchöne Jüngling der Huldin zu Füßen und ſie erwiederte ſeine Umarmung. Aber Eduard! rief ſie plötzlich, was thateſt Du an dem Amtſchreiber? — Der Schuß, — Dein Wegbleiben, — ſein Verſchwinden. —

Ach, Malchen, ſitzt da der Knoten, der Dir unlösbar iſt? Nun ſo höre: Als ich dem Amtſchreiber begegnete, da raunte ich ihm einige ſeiner Stückchen, die er jenſeits der Grenze unerkannt verübte, in's Ohr, und drohte, ſie zu offenbaren, wofern er nicht gleich ſich aus Sondersheim in ein freiwilliges Exil begeben würde. Der Schuß galt einem grauſamen Habicht, der Dir Dein Lieblingsküchlein fortzutragen Willens war, und mein

Ausbleiben findet in dem Antritte der Erbſchaft wohl einige Entſchuldigung. — Da fiel es von Malchens Auge wie ein Schleier, und aller Schmerzen enthoben, blickte ſie auf ihren Vater hin, der voll Freuden dem Liebesſpiel der Kinder zuſah.

8.

Mit den heiligen drei Königen war auch der Verlobungstag Malchens erſchienen. Da gab es krauſe und erſtaunende Stirnen, als das liebende Paar ſich in die Kirche verfügte, vorzüglich aber des Amtſchreibers, der bei ſeiner Zurückkunft durch den Tod des Amtmanns — für den am Sonntage zuvor das Gebet in der Kirche verrichtet wurde — in dieſen Rang getreten war. Aber ein bedeutungsvolles Wort, das Eduard gegen ihn verlor, machte ihn ſo unterthänig, daß er alle Anſprüche auf Malchen aufgab, wofür ſich aber alle Anweſenden verpflichten mußten, ſein Hymenäum anzuhören, welches ich jedoch, aus Achtung für die Leſer dieſer Blätter, zurückbehalten will.

IV.

Der Verirrte.

Phantaſieſtück.

Wie ſich im Leben Licht und Dunkel gatten,
Und wechſelnd bald betrüben, bald erfreuen,
So giebt es Leben oft, worin nur Schatten
An Schatten ſich im ew'gen Kreiſe reihen.
Die Bosheit ſtrebt die Tugend zu beſtatten,
Und will auch fremde Liebe bös bedräuen:
Doch endlich ſiegt die Güte, und dies Alles
Scheint wie ein Nachklang alten Sündenfalles.

Es war eine tieffinſtere Nacht, dichte Nebel umlagerten in rieſigen Maſſen die Wege, ein dunkelſchwarzer Schatten ſtarrten die Wälder in das ſchimmernde Nachtgebilde, nur von Zeit zu Zeit zuckte der Strahl eines ſchwachen Ampellichtes aus fernen Hütten in das Dunkel, im Todesſchlummer lag die öde Natur und der Winter hatte ſein Trauergewand über die entſchlummerte geworfen. In meinem Reiſewagen ſaß ich, einen weiten Mantel über mich geſchlagen und blickte ängſtlich in die Finſterniß hinaus. Es war ein grauſer Anblick; links dichtfinſteres Dunkel; aus dem Föhrenwalde, der zu beiden Seiten den Weg umgab, krächzten Eulen und anderes Gevögel der Nacht ihr gellendes Todtenlied; von den Nüſtern meiner ſchweißenden Roſſe dampfte ein unabläſſiger Athemſtrom, unter ihren Hufen ziſchten lichte Feuerfunken auf und beleuchteten die ſchwarzen muthigen Gaule mit einem kurzen abentheuerlichen Lichte, indeß die entfernteren Bäume, Landhütten und Straßenſäulen ſich in den wunderbarſten Geſtalten vor meine Augen drängten. Mir war ſonderbar zu Muthe; ich fühlte eine Beklemmung, deren Grund ich mir nicht zu erklären vermochte. Ich überdachte ſtill bei mir die Vorfälle des heutigen Tages und die ſchaurigen Gefühle meines Buſens erhielten noch mehr Gewalt über mich. Welch' ein furchtbarer Traum über das Schickſal meines Freundes Wilhelm R*** hatte mich die vorige Nacht erfüllt! Lag ich nicht faſt in Thränen Morgens auf meinem Bette, als ich am Tiſche einen verſiegelten Brief von R***s Hand fand, worin er mich dringend erſuchte, ihn des nächſten Tages heim zu ſuchen. Wilhelm lebte in D**g; Umſtände nöthigten mich, den diesjährigen Winter auf dem Lande zuzubringen; ein Zwiſchenraum von 18 ſtarken Meilen trennte uns, daher ich meine Abreiſe erſt auf den dritten Tag zu beſtellen vermochte, wo ich, allen Schwierigkeiten zum Trotz, meinen treuen einzigen Freund und, warum ſoll ich es läugnen? die heißgeliebte Emilie zu ſehen hoffte.

Emilie war Wilhelms Schweſter; ich hatte ſie in M**r kennen gelernt, dort war es, wo ſich mir zuerſt der Liebe goldener Himmel aufthat, und ſeine beſeligenden Strahlen ganz in mein Herz hineintauchte. Im glücklichſten Taumel der Wonne flohen mir dort Monde um Monde, wie leichte Sonnenblicke, — da rief das verhängnißvolle Schickſal ſein donnerndes Machtwort gegen unſern Liebesbund, und mit blutendem Herzen, ohne Liebe und ohne Freund, zog ich in ein Land, deſſen Gräuel mich eben ſo ſehr empörten, als ich die Urquelle derſelben verabſcheuete. Zwei Jahre weilte ich in dem lärmvollen geräuſchigen Elldorado der Sinne, und nicht vermocht' ich den tief ſchmerzenden Gram in meinem Buſen zu tödten, der, ein ewig lebendiger Wurm, mein Herz durchnagte.

Nun vermochte mich nichts mehr in jenem Gebiete zu halten; lebensmüde ſtürzte ich in mein deutſches Vaterland zurück; meine Mutter war geſtorben, — die erſte Nachricht, die man dem Rückkehrenden entgegenbrachte, ein neuer Grund, in dumpfe Verzweiflung zurückzuſinken; aber die Macht des Unglücks hatte an mir nun genug ihre äußerſten Stürme verſucht, jetzt war die Wuth ausgetobt und ein roſiger Schimmer glänzte über das Nachtbild meines Seyns. Die nächſte Nachricht, die mir Troſt und Balſam bieten ſollte, war Wilhelms Ankunft, auch Emilie war mitgekommen, und neue Hoffnung ſollte mich beleben. Wilhelms innige treue Freundſchaft hatte durch unſere Trennung nicht gelitten, mit ausgebreiteten Armen empfing er den Neuauflebenden, — nur ein ſchwermüthiger, unerklärlicher Zug lag über ſein Wollen und Betragen, gleich einer Nebelwolke, ausgebreitet, deren Hintergrund kein menſchliches Auge zu errathen vermochte. Emilie war immer die liebenswürdige Freundin, die liebende Gattin geblieben; ein hoher überirdiſcher Glanz ſchien ſie zu umgeben; oft wollte ich es wagen, zu ihren Füßen hinzuſtürzen und jetzt die Entſcheidung meines Schickſals von ihr zu erflehen. Ich war es mir innig bewuſſt, daß ſie mich liebe, bei dem erſten Geſtändniſſe, das ihr vor Jahren meine glühende Liebe offenbarte, ſank ſie nicht ſüßgewährend in meine Arme. Wurde dieſe Reſignation ihr nicht zum Lebenskampfe, in dem die Holde zu untergehen drohte? Ja, ich durfte es mit Gewißheit hoffen, daß ſie mich liebe — aber ein unnennbares Gefühl hielt mich zurück; — mondenlang lebte ich nun in ihrer Nähe — heute ſollt' ich ſie wiederſehen, heut' ſollte mein Schickſal entſchieden werden.

Unter ſolchen Gedanken war ich eingeſchlafen, ein tröſtender Schlummer ſank auf den Ruhelechzenden, daß ſelbſt das Rollen des Wagens meine Ruhe nicht ſtören konnte. Ich mochte ein Paar Stunden geſchlummert haben, als mich ein Geräuſch aufſchreckte; ich blickte aus dem Wagen, — der Tag war angebrochen und die Sonne drückte die widerſtrebenden Nebel nieder; ein hohes Bild, dachte ich bei mir:

> Wenn ſich ſo Tag und Nacht befehden,
> Daß Himmelsſtrahlen Raum gewinnen,
> Wenn Fluth und Feuer Streit beginnen,
> Daß ihnen ſich entring' ein Eden.

Aus der Ferne blickten mir die Mauern D**gs dunkel und düſter entgegen, ein ſchimmernder Nebel lag über dem weiten Gebiete wie ein Schleier verbreitet und ein unwillkührlicher Schauer mich ergriff, ob ich gleich einem ſüßen Ziele entgegenſtrebte.

Schon krächzte das Thurmgevögel ſein höheres Willkommen in meine Ohren, die Nacht der dunkeln Thoreshallen geleitete mich noch am frühen Morgen in die Stadt, welche noch ziemlich öde ſchien; Straßen ab und auf rollte meine Kutſche, endlich hielt ſie in der L.... gaſſe — ich ſtand vor Wilhelms Hauſe; ich blickte nach den Fenſtern ſeiner Wohnzimmer, dicht verhängt ſtarrten mir alle entgegen. Schnell eilte ich die Treppe hinan, ich fand bereits Alles auf, freundliche Grüße flogen mir allenthalben zu, ich ſchritt durch den Vorſaal, öffnete Wilhelms erſtes Zimmer und ſtand — vor Emilien, die im reizenden Morgenanzug, eine Hebe, auf dem Divan hingegoſſen ſaß, und an einer Tapiſſerie ſtickte. Eine anmuthige Bläſſe lag auf ihren Wangen, entzückend ſchlang ſich das reiche dunkle Haar um den Lilienſammt des Nackens, kalte Perlen wanden ſich wonnig um den zarten Hals, aber glühendere glänzten in dem ſüßen Auge, das mit inniger Sanftmuth auf dem Gebilde ihrer kunſtfertigen Hände ruhte. Ich war eingetreten, ſie ſchlug ihren wundermilden Blick auf, eine ſüße Röthe flog über ihr Antlitz, ſie kam mir einige Schritte entgegen und ſprach freudig, aber leiſe: „Sie haben uns warten laſſen, lieber Karl, aber um deſto erwünſchter treffen Sie jetzt ein!“ In dem Anſchauen der herrlichen Geſtalt verſunken, vermochte ich mich nicht ſo ſchnell zu faſſen; ſie war ſo freundlich, ſo gut, und ich hatte Mühe, meine gegründeten Entſchuldigungen hervorzuſtottern. Auch ſie ſchien bemerkt zu haben, wie mein Auge feuerglühend an ihren reizenden Formen hing, wie der Arm, der ſie einſt innig umſchlingen durfte, krampfhaft zuckte, um ſich das Kleinod wieder zuzueignen, das ihm des Unglücks wilde Hand faſt für ewig entriſſen hatte.

„Staunen Sie nicht,“ fuhr ſie mit zu Boden geſenktem Blicke erröthend fort, „ſtaunen Sie nicht, daß wir Sie ſo dringend baten, uns ſchnell heim zu ſuchen, — aber,“ ſprach ſie nach einer Pauſe mit einem ſchmelzenden Tone, der das ſchmerzliche Mitgefühl andeutet, „Wilhelm iſt krank, und es war jüngſt ſein einziges Begehren, Sie ſehen und ſprechen zu können.“

„Gott, welche nur allzu wahre Ahnung,“ rief ich beſtürzt aus — und erzählte dem holden Weſen meinen wüſten Traum, der nun durch Wilhelms Siechthum ſeine Deutung erhielt. Indeſſen hatte ſich Emilie auf das Sopha geſetzt; ich ſaß an ihrer Seite, ihr Odem wehte mich an, ſie ſprach ſo ſanft und leiſe, als ob ein Engel in den Lüften ſein Hochgebet flüſterte.

„Seit unſerm letzten Beſuche in der St. Marien-Kirche hat er das Krankenlager nicht verlaſſen, ſeit jenem Augenblicke kenne ich Wilhelm nicht mehr. Dumpf in ſich ſelbſt verſunken, ſtößt er einzelne unerklärbare Worte aus, rennt gegen die Wände des Zimmers und tobt gegen ſich ſelbſt und ſein Leben mit wilder Hand. Bald finde ich ihn in hellen Thränen auf dem Bette und Ihr Name iſt es dann, der von ſeinen Lippen kömmt, ſobald er mich nur anſpricht. Dann ſtarrt er wieder, gleich einem Verzweifelnden, gedankenlos vor ſich hin, bis ihn ein tröſtender Schlummer in die Arme faſſt."

O Anmuth, Dein Name iſt Weib! wie ſie vor mir ſaß, die Himmliſche, in namenloſen Reiz, die Zähre des Mitleids in ihr ſanftes Auge trat, das ſie ſüßverſchämt, wie eine Dulderin, zu Boden heftete, war es um alle meine Faſſung geſchehen.

„Emilie," rief ich, ihre weiche Hand ergreifend, — „gute Emilie, hoffen Sie; vielleicht vermag ich es, Wilhelm wieder neu in's Leben zurückzurufen, auch ich kann es mir nicht erklären, wie dieſe Veränderung plötzlich ſein Inneres ergriffen und er ſich ganz dem unglückſeligen Hange zum Trübſinn, den ich leider ſchon lange an ſeinem Herzen nagen ſah, hingegeben hat. Er hat meinen Namen genannt, er hat nach mir begehrt, vielleicht — o, es ſagt mir ein namenloſes Gefühl in meinem Buſen, mein Schmerz werde zugleich mit dem ſeinigen enden."

Ich bedeckte ihre Hand mit heißen Küſſen, ein inniger Beweis, daß ſie mich verſtanden und gern vernommen habe. Ihr großes feuriges Auge lichtete ſich, ſie ſah mich mit dem unendlichen Ausdruck der Liebe an, daß mir alle Sinne zu ſchwinden begannen und ein weiter Himmel von Seligkeiten mich umwogte; ich vermochte nicht weiter zu reden, die Stimme verſagte, nur ein tiefer Seufzer entfloh meinen Lippen.

„Sie ſeufzen?“ fragte die Herrliche mit theilnehmendem Tone.

Was ſollt' ich antworten? Mir war zu Muthe, wie einem Gefangenen, der ſeit unendlicher Zeit wieder die freie Natur, die Sonne in all ihrem Goldgeſchmeide, die weiten lachenden Fluren und den blauen Himmel mit dem Blicke einſchlürfen darf; und deſſen Bruſt ſich von all der reichen Schönheit beklommen fühlt. Weinen hätte ich mögen, wie ein Kind; mein Leben, mein Schmerz und meine Wonne an ihrem Buſen ausweinen, aber eine geheime Ehrfurcht vor dem heiligen Bilde hielt mich zurück. Plötzlich erinnerte ich mich an die Pflichten der Freundſchaft, ich wollte aufſtehen, und in Wilhelms Zimmer treten, aber Emilie ſprach:

„Nicht doch, lieber Karl, der Arme ſchläft noch und die Momente der Ruhe ſind für ihn koſtbar; laſſen Sie uns lieber noch fortſchwatzen, — oder unterhalten Sie ſich mit einem Buche.“ Mit dieſen Worten wies ſie auf mehrere Bände hin, welche auf dem Tiſche vor uns lagen.

„Emilie,“ rief ich beſtürzt und beſchämt, „Sie haben mich übel verſtanden; ſelbſt der innigſten Freundſchaft gilt es ein Opfer, einen Augenblick von ihrer Nähe zu verſäumen. O, daß ich ſo unglücklich bin, dieſes Glück ſo ſelten genießen zu dürfen, und dann doch noch im unrechten Lichte zu erſcheinen! Sie verweiſen mich auf das todte Buch, wo das herrlichſte Himmelsleben ſeinen zauberhaften Tempel aufgeſchlagen hat, und verwunden mich tief.“

„Ich habe es nicht ſo böſe gemeint,“ flüſterte ſie erröthend, „und warum ſollten Sie auch nicht ein geiſtreiches Buch den Reden eines ſchlichten Mädchens vorziehen.“

„Es gab eine Zeit, holde Emilie, wo Sie nicht ſo von mir dachten; das iſt nun hin, ach! und —. Ich verſtummte und blätterte gedankenlos das erſte nächſte Buch auf, — es waren Gedichte. Eine Stelle, ſo ganz aus meinem Herzen hingehaucht, fiel mir entgegen; ich ſeufzte und las, gleichſam meine Rede ergänzend, wehmüthig laut:

Schön in Kleidern muß ich kommen,
Aus dem Schrank ſind ſie genommen,
Weil es heute Feſttag iſt;

Niemand ahnet, daß von Schmerzen
Herz im Herzen
Innig mir zerriſſen iſt.
Heimlich muß ich immer weinen,
Aber freundlich kann ich ſcheinen,
Und ſogar geſund und roth:
Wären tödtlich dieſe Schmerzen
Meinem Herzen,
Ach ſchon lange wär' ich todt!

Emiliens Blick füllte ſich mit Thränen: „Böſer Menſch,“ lispelte ſie, „zu ſolchem argen Gebrauche habe ich Sie nicht auf die Bücher verwieſen.“

„Zürnen Sie mir nicht, Theuerſte, o wüſſten Sie, wie dieſe Zeilen mir aus der Seele geſchrieben ſind, mit wie viel unendlich hoher Wahrheit der große Dichter hier den Menſchen in ſeinen Gefühlen erfaſſt und wiedergegeben, Sie würden mir verzeihen, daß ich die Stelle laut leſen muſſte. Aber was ſeh' ich, — Emilie, weſſen iſt dies Buch?“

„Mein eigen; ich habe erſt geſtern darin geleſen.“

„Und dieſe Stelle gezeichnet?“

Ein ſanftes Erröthen war ihre Antwort.

Hätte ich mich hundertmal unglücklicher gefühlt, als ich es wirklich war, in dieſem Augenblicke hätte aller Wahn verſchwinden und dafür Emiliens innige Zuneigung und Liebe zu mir, als ein wunderherrliches Sternenbildniß aus der Nacht des Lebens auftauchen müſſen.

„Himmliſches Mädchen,“ rief ich ſelig zu ihren Füßen ſtürzend, „darf ich mir dieſe Worte deuten, darf ich dem offenen Himmel der höchſten Wonne trauen? Ach, Geliebte, wozu noch Geheimniſſe unter uns, da es eine Zeit gab, wo ich, der Seligſte der Sterblichen, Dir meine reine Liebe offen geſtehen, wo Du ſüßgewährend an meinen Buſen ſinken durfteſt. Zeit und Verhältniß hatten uns getrennt, — aber der Heilige mag entſcheiden, ob ich je meiner Schwüre uneingedenk, — ob ich Deiner Liebe je unwürdig geworden.“

Ach, ſie beugte ſich ſo ſüß und hingebend über mich, ſie hieß mich aufſtehen und in meinen Armen hielt ich den lieblichſten Engel der Welt, an deſſen Lippen ich mit ſeligem Entzücken ſchwelgte, in deſſen Flammenaugen ich den ſüßeſten Lohn für all' die lange, ſchmerzlich hingezweifelte Zeit las.

Da erſcholl, — und ſo lange ich lebe und denke, weicht mir jener furchtbare Ton nicht aus der Seele, — aus dem Nebenzimmer, wo Wilhelm lag, der wilde Ruf eines Dumpfverzweifelnden: „Nein, nimmermehr darfſt Du Unwürdiger hoffen, ſie zu erhalten!“

Das Blut ſtockte mir in den Adern wie Eis; ich ſtand in dem Wahne, der Ausruf gelte mir; Emilie, zur bleichen Bildſäule erſtarrt, rang ſich aus meinen Armen; ſie ſah mich wehmüthig flehend an, dann ergriff ſie meine Hand und lispelte leiſe: „Ach, ſchon wieder ein Ausbruch ſeiner Geiſtesabweſenheit. Unglücklicher Bruder, welch' furchtbares Geheimniß muß in Deinem Herzen ruhen!“

Ich ſah ſie mit wortloſem Staunen an, da faſſte ſie meine Hand feſter, zog mich nach dem Gemache des armen Leidenden, öffnete die Thür, — Herr des Himmels, welch' fürchterlicher Anblick bot ſich meinen Augen dar!

Stumm, keiner Regung mächtig, ſaß er halb aufgerichtet in ſeinem Bette, die Hände krampfhaft gegen die Decke des Gemachs geſtreckt, die geſpenſtiſch ſtieren Augen nach der linken Seitenwand gewendet, und ein geſtaltloſes Etwas mit dem Blicke verfolgend. Bleich und faſt zum Gerippe abgemagert, in dieſer krampfhaften Stellung, die Geſichtszüge, die gleichſam durch eine ſchreckenvolle Anſchauung verzerrt, beleuchtet von einem matten Ampelſchimmer, der ein grauenvolles Licht auf den Kranken warf, da die Fenſter verblindet und dem Tageslicht verſchloſſen blieben, — war er mir faſt unkenntlich geworden; da fiel ſein ſtarrer Blick auf uns Beide, die wir, Hand in Hand, in der geöffneten Thür ſtanden, — ein furchtbarer neuer Krampf ſchien ihn zu erfaſſen, und mit dem Ausrufe: „Nein, der Himmel hat keine Verzeihung für mich! ſank er ohnmächtig in die Kiſſen.

Schnell eilten wir dem Unglücklichen zu Hülfe; allein bleich und regungslos lag er da, gleich einer Leiche, kein Erwachen verſprechend. Der Arzt wurde gerufen, allein er ſchüttelte mitleidig den Kopf. Zwar ſchlug der Kranke nochmals ſein Auge auf, allein ein plötzlicher Schlagfluß hatte ihn der Stimme beraubt, und er war blos der Umarmung des Todes entkommen, um bald ſeine ſichere Beute zu werden. Emilie, die holde mitleidsvolle Seele, badete in hellen Thränen, ſie wich keinen Augenblick von dem Lager des Bewußtloſen, und nach einer langen, angſt- und qualvollen Stunde war Wilhelm nicht mehr.

An einem herrlichen Juniustage des Jahres **1820**, ſaß ich, Erzähler dieſes, bei meinem herzlichen Freunde Karl von Steiner, in einer blühenden Jasminlaube ſeines romantiſchen Thalgartens. Neben mir die reizende Emilie, Karls geliebte Gattin, den jüngſten Sprößling ihrer Liebe auf dem ſchwellenden Lilienarm ſchaukelnd, und mit Blicken inniger Seligkeit und Wonne an dem Auge ihres Gemahls hangend.

Es war der ſiebenzehnte des Brachmonats, und ſomit wieder ein Jahrestag des Vermählungsfeſtes beider Glücklichen.

Manches Wort über die ſelig verfloſſene Zeit, manche ſüße Erinnerung früherer Tage, ſtrömten da von den Lippen der Seligen; auch ich ſtimmte in dieſen Ton ein, und Carls Glück galt mir, wie das eigene. Nur eine düſtere Stelle dieſes glücklichen Lebensſpieles war mir ewig dunkel und unbegreiflich geblieben: es waren die letzten Momente Wilhelms, ſein ſchauervolles Hinübergehen in eine andere Welt, deren Weſenheit undurchdringliche Schleier vor den Augen der Menſchen bergen.

Oft ſchon wollte ich an Carl die bittende Frage richten, mir jenes Geheimniß aufzuhellen, immer hatte ich es noch nicht gewagt; denn die leiſeſte Erinnerung an jene Momente erfüllte Emilien mit unſäglichen Schmerzen und unerklärlichem Schauer. Jetzt war ich mit **Carl** allein, **Emilie** wurde für einige Zeit abgerufen, und ich entdeckte dem Freunde meinen Wunſch.

„Ach, Du begehrſt Entſetzliches, — ſey darauf gefaſſt!“ mit dieſen Worten ſtürzte er haſtig fort, kehrte bald, aber merklich bläſſer und wehmüthiger zurück, reichte mir mit zitternder Hand einige zerſtückte Blätter und entfernte ſich eben ſo ſchnell wieder.

Als ich die Blätter in ſchmerzlicher Erinnerung entfaltete, erkannte ich **Wilhelms** eigene Schrift in den Zügen, und las zu meinem Entſetzen, wie folgt:

„Friede mit euch, die ihr dieſes leſet, — und Ruhe der Seele des Unglücklichen, der es ſchrieb, und der, wenn dieſe Blätter in eure Hände kommen, vielleicht ſchon vor dem Richterſtuhl der Ewigkeit ſteht, das Urtheil ſeiner Sünden erwartend; der euch dieſe Blätter hinterläſſt als ein furchtbares Denkmal menſchlicher Verworfenheit, die ſich mit dem eigenen Unglücke nicht begnügt, ſondern auch Andere zum Opfer ihrer ſchändlichen Pläne auserkieſt.

Nun ich aus der Welt verſchollen und mich die Martern der Ewigkeit in einer andern Welt erwarten, mögt ihr immer das reuige Bekenntniß meiner Vergehen leſen, und dieſe Blätter als ein ewiges Denkzeichen bewahren, zur Warnung für euch und eure Kinder.

Es war an einem trüben Septembermorgen, da ſtand ich in tiefes, ſchmerzliches Nachdenken verloren auf der rieſigen Koppe allein, wie ein verlorener Baum auf einem unwirthlichen Felſen Afrika's, hinabblickend in die jähe, unermeßliche Tiefe unter mir, und mit ängſtlichen Blicken den Himmel meidend, als ob ich es ahnete, daß der heutige Tag der Anfang einer Unglückskette werden würde, die mich von der Barmherzigkeit des Ewigen losreißen ſollte. Da mit einem Male klopfte eine Hand auf meine Schulter, und vor mir ſtand eine kleine, lederfarbene Geſtalt, in einem weiten Mantel gehüllt, die mir höhniſch zurief: Nicht wahr, die Scontarelli! die verdammte Scontarelli! wie tiefſinnig ſo ein hübſches Weibsgeſichtchen den klügſten Mann machen kann!

Wie aus einem tiefen Traum fuhr ich auf, — wie konnte die fremde, unbekannte Geſtalt mein geheimſtes Sinnen errathen? Jetzt betrachtete ich ſie näher, die Figur war mir ſchon irgendwo vorgekommen: ich beſann mich, und erkannte in ihr den Spanier, den ich vor Jahren am Crater des Veſuvs fand, der ſich kurzweg Aſtolf nannte, und nun ſo unvermuthet mir wieder unter die Augen trat.

Wie in aller Welt kommſt Du hieher? rief ich erſtaunt.

Wie? dehnte er langſam ſeine Worte, gut Freund iſt immer nah. Nun, lieber Junge, kannſt Du ohne Sorgen leben, kannſt Dich Deiner Angelica Scankarelli ganz hingeben; Dein alter Herr iſt ja heimgegangen zu ſeinen Vätern. —

Was? mein Vater wäre todt! Menſch, Du lügſt!

Nun, Dein Alter iſt heimgegangen, ſage ich, der ſtört Deine Liebe nicht mehr, — das kleine Schweſterchen iſt bald aus dem Wege geräumt, und ſo biſt Du alleiniger Herr und ungehindert Angelika's —

Ich hörte ſeine Worte nicht mehr; ich faſſte ihn krampfhaft vor die Bruſt, ſchüttelte ihn und drohte, ihn den Felsgang hinabzuſchleudern, wenn er mir nicht Wahrheit berichtet.

Nur ruhig, ruhig, ſprach er ganz gelaſſen, den Sturz da hinab, den fürchte ich nicht; aber um Dich zu überzeugen, bringe ich hier ein Schreiben mit, das unten eben für Dich angekommen, und das Dir vermuthlich mehr Licht über die Sache geben wird.

Mit Zittern entfaltete ich den Brief, er war von dem Verwalter unſerer Güter, und der Inhalt die Nachricht von dem Tode meines Vaters. Bebend ſank ich auf meine Knie, im Herzen Abſchied nehmend von dem geliebten Vater, und als ich wieder aufſtand und mich umſah, da war Aſtolf verſchwunden und nirgends zu gewahren. Nun hatte meine Reiſe von ſelbſt ihr Ziel erreicht, ich nahm die Poſt, um mein väterliches Erbe wiederzuſehen, und befand mich nach einer langen trüben Reiſe an dem Orte meiner Beſtimmung.

Wie ſehr aber muſſte ich erſtaunen, als mir, dem Ankommenden, der Verwalter eröffnete, bereits ſeit mehreren Tagen ſey eine Dame im Schloſſe angekommen, die mich ſehnſuchtsvoll erwarte, und der er das obere Stockwerk eingeräumt habe. Ich eilte hinauf, und fand die Scontarelli, die mir liebend die Arme entgegenbreitete. Tage der Vergeſſenheit lebte ich nun in ihrer Nähe; der Tod meines Vaters, mein eigenes Wohl, meine Ehre, das Glück meiner Unterthanen, Alles war aus meinem Gedächtniſſe entſchwunden. Sie war es, die Schändliche, welche mich endlich, nach langem Widerſtreben, dahin zu bringen vermochte, daß ich meine kleine Schweſter, die zarte Emilie, aus dem väterlichen Hauſe verbannte und dem Tode weihte. Schon war Aſtolf, als furchtbar bereitwilliger Ausführer der

Höllenthat erſchienen, als ein Zufall meinen alten treuen Bernard zum Mitwiſſer der That machte und das unſchuldige Mädchen in ſeine Hände lieferte. Er muſſte mir ſchwören, des unſchuldigen Blutes nicht zu ſchonen, — und ſo ward Emilie aus dem Wege geſchafft. In den nächſten Jahren kam mancher Moment, der mir die Augen hätte öffnen können. Allein ich war ſchon zu tief in Böſen geſunken und dem Argen verfallen, — als daß ich mich nun noch hätte emporrichten können.

Die Scontarelli verließ mich, nachdem ſie Jahre lang an meinem Herzblute geſogen, und nahm bedeutende Summen mit, deren Verluſt ich aber bald verſchmerzen lernte, weil Aſtolf wohl wuſſte, meine Launen und Stimmung zu benutzen, und mich nach und nach an Dingen Vergnügen finden lehrte, die jeder gottesfürchtige, jeder redliche Menſch und Chriſt verabſcheute, und die auch ich jetzt eben ſo ſehr beweine, als ich damals nicht Kraft genug hatte, mich davon loszureißen.

Da kam es, daß eines Tages meinen alten Bernard die Reihe des Sterbens traf, und daß ich aus ſeinem Munde erfuhr, meine unglückliche Schweſter ſey noch am Leben; ihr Blut ſey zwar gefloſſen, — denn das muſſte er beſchwören, — aber nicht ihr Herzblut, und ſie lebe unter den

Kindern des Mayers im nächſten Landhofe. Ein Theil meines Bewuſſtſeyns erwachte; ſchnell ſandte ich hin zu Emilien, und ſie im Herzen um all der Unbill willen um Vergebung bittend, ſuchte ich von nun an ihr alles zu vergelten und zu erſetzen, was ich ſo ſchändlich an ihr verbrochen hatte! Möge ſie mir, wenn ſie dieſes lieſt, nicht fluchen, meine Bahn iſt ja abgeſchloſſen, und die Waage der Gerechtigkeit nicht ferne mehr!

Auch an Dir, geliebter Carl, habe ich viel geſündigt; ich habe ſie Dir vorenthalten, Deine Emilie, die Du, die Dich ſo rein, innig und treu geliebt. Aber es waren die letzten teufliſchen Einflüſterungen Aſtolfs, der mich dazu nöthigte, vermöge der unbekannten ſchauderhaften Obermacht, die er über mich ausübte. Welche zermalmende Reue fühlte ich nicht erſt über meine Unthaten, welche drückende Gewiſſensbiſſe vor dem wunderbar räthſelhaften Altarbilde unſerer Domkirche. Dort, wo inmitten das große ſchauerhafte Weltgericht gehalten wird, wo der ritterliche reine Erzengel Michael die ungeheure Waage der Gerechtigkeit im Arme hält, darin der betende Fromme mit ſeiner Schale tief hinabſinkt, indeß links der verruchte Böſewicht hoch aufſchnellt in die Lüfte und von dem Kreuzſchwerte Michaels kopfüber herabgeſchleudert wird in die Arme der ewigen Quaal.

Rechts die geöffnete Herrlichkeit des Paradieſes, wo all' die Heiligen und Frommen einziehen unter tauſendſtimmigem Engelchor zur ewigen glorreichen Anſchauung und Anbetung; links der Abgrund der Verdammniß mit allen Stufenleitern des Jammers und durchbohrenden Schmerzes, woraus mir Aſtolf mit ſeinem teufliſchen Hohne entgegenſieht, wie einem, den man ſchon als gewiſſe Beute betrachtet; und inmitten zwiſchen beiden unendlichen Extremen, dieſer ernſte ritterliche Erzengel, über dem der Sohn Gottes in ſeiner Glorie ſchwebt, — — Gott, Gott! wo find' ich vor dieſem Bilde Ruhe! *)

Ich war innig gerührt, als ich dieſen Nachlaß Wilhelms durchleſen, all' ſein Unglück erfahren hatte. Es waren ſeine eigenen Schriftzüge, ſo bezeugten Carl und Emilie, — nur gegen das Ende viel zitternder und mit ungewiſſer Hand niedergeſchrieben.

---

*) Bekanntlich iſt das ganze hier beſchriebene Gemälde der grandioſe Inhalt des Danziger Altarbildes von den Gebrüdern Eyck, eines der großartigſten und herrlichſten Bilder der deutſchen Schule und der Welt; wie denn der Leſer überhaupt in dieſem Fragmente mehr Wahrheit, als Dichtung ſuchen darf.

V.

Adrienne.

Hiſtoriſche Novelle.

Die Freundſchaft wächſt, gehemmt von keinem Fluche,
Zum Rieſenbaum empor, aus deſſen Blüthen
Endlich die Lieb', als ob das Licht ſie ſuche,
Hervorblickt, wie ein Bild aus ſchönen Mythen;
Da kömmt der Tod mit ſeinem Leichentuche
Und überdeckt den Baum mit ew'gem Frieden;
Die Blüthen aber langen in den Himmel,
Erfuhren ſie gleich Schmerz im Weltgetümmel.

Das Schloß Montricher liegt am Fuße des Jura, welcher Frankreich von der Schweiz trennt, und war vor Alters eine feſte Burg, die, geſichert durch ihre Lage und Vertheidigungsmittel, manchen Sturm auszuhalten im Stande war; jetzt iſt es nichts mehr, als eine breite Ruine, noch im vorigen Jahrhundert bewohnbar, deren Überreſte nunmehr abgetragen und zu Bauten verwendet werden, wodurch wohl Landſchaftsmaler und Liebhaber pittoresker Ausſichten einen großen Verluſt erleiden. Die alte Burg Montricher auf der obern Erhöhung des gleichnamigen Hügels macht einen großartigen Eindruck; die alterthümlichen hellweißen Mauern, deren blendendes Colorit durch die ſchwarzen Tannen des Berges im Hintergrunde nur noch mehr erhoben wird, machen es in allen Gegenden des Umkreiſes weithin ſichtbar, und ſind ein Punkt, worauf das Auge unwillkührlich ausruhen muß. Als ich die Anhöhe betreten, rings die großen Trümmer überſehen hatte, da fühlte ich wohl Schmerz, wenn ich bedachte, daß auch dieſe letzten Ruinen gar zu bald verſchwinden ſollten, und nahm mir vor, mich mit einer der Sagen jener Gegenden zu beſchäftigen, die in einer geſchichtlich minder beleuchteten Periode der Schweiz vorgefallen, und ſich auf das Schloß Montricher bezieht.

Dieſes wurde vor Alters von einem burgundiſchen Ritter, Richer, erbaut, welchem und ſeiner eigenen Lage es den Namen verdankt. Seit jener Zeit wechſelte es ſeine Beſitzer, allein der Name hat ſich bis auf uns erhalten. Ohne Erben war Richer geſtorben; das Schloß, ſammt ſeinen Gütern, gelangte an verſchiedene Oberherren, und wurde ſpäter von mehreren verbündeten Rittern des Cantons Waadt angekauft, welche unter der Oberherrſchaft der Herzoge von Savoyen ſtanden.

Dieſe Herren, beſeelt von dem Geiſte der Ritterſchaft und der fortdaurenden Kriege, welche damals jene Gegenden verwüſteten, müde des ewigen Müßiggangs und ihrer Abhängigkeit, faſſten den tollkühnen Entſchluß, das Joch der Savoyeſchen Regierung abzuſchütteln und die eigene

Souverainität über den Canton Waadt zu erlangen, weil eben dieſer alle ihre Beſitzungen einſchloß; allein zu ſchwach, um ſich gegen ihren Oberherrn offen aufzulehnen, wählten ſie einen Weg, der ihnen minder gefahrvoll und viel ſicherer dünkte.

Das blühende Genf erhob ſich unfern von ihnen, einen kleinen, fleißigen und betriebſamen Freiſtaat bildend, tüchtiger im Handel, als im Kriege. Schon lange war es der einzige Wunſch der Herzoge von Savoyen, dort herrſchen zu können; zu mehreren Mahlen hatten ſie Verſuche gemacht, allein immer ohne Erfolg. Die Waadter Ritter glaubten glücklicher zu ſeyn, und waren überzeugt, daß, wenn es ihnen gelänge, Genf unter ihre Bothmäßigkeit zu bringen, der Herzog von Savoyen ihnen wohl gern jenen Strich Landes, welches das Ziel ihrer Begierde war, abtreten, und ſie mit Geld und Hülfstruppen unterſtützen würde.

In einer Verſammlung auf dem Schloſſe Montricher ward einſtimmig der Entſchluß gefaſſt, Genf anzugreifen. Folgendes erzählt eine alte Chronik über dieſen Gegenſtand:

„Beſagte Ritter und Herren von Waadt „ſaßen auf ihrem Schloſſe Montricher bei ei-

„nem Gaſtmahle beiſammen, das theils aus dem „Wilde ihrer Jagd, theils aus Milchſpeiſen be„ſtand, welche ſie mit zierlich aus Holz geſchnitz„ten Löffeln aßen. Da erhob ſich einer unter ihnen, „Franz von Pontveyre, Herr auf Terni, ein „Savoyer, kühn und unerſchrocken im Kampfe, „und erklärte, indem er die Hand, worin er den „Löffel hielt, hoch empor ſtreckte: daß ſie auch in „Kurzem mit den Genfern ſo bald fertig ſeyn woll„ten, wie mit dieſer Mahlzeit; welche Prahlerei „alle mit Beifall aufnahmen, und ihre Löffel in „die Luft ſchwingend, die Genfer zu vertreiben „ſchworen. Eben dieſe Löffel wurden von nun „an das Zeichen ihres Bündniſſes; jeder hing es „an einer Kette um ſeinen Hals und von jenem „Augenblicke an nannten ſie ſich die Löffelrit„ter; unter dieſem Namen übten ſie ihre Feind„ſeligkeiten gegen die kleine Republik und wurden „ſo in der Geſchichte jener Zeiten bekannt.“

Viel Unheil thürmten ſie über Genf zuſammen; bald plünderten und verheerten ſie die umliegenden Dörfer, welche jener Stadt die nöthigen Mittel lieferten, bald wütheten ſie in wiederholten Angriffen gegen dieſe ſelbſt. Von dem Schloſſe

Montricher, welches ſie rings mit Waffen und Vertheidigungsmitteln verſorgt hatten, zogen ſie bald in zahlreicheren, bald in geringeren Rotten aus, über die Rüſtung ein weißes Leinhemd, worauf der verhängnißvolle hölzerne Löffel hing, furchtbarer durch die tollkühne Wuth, die er in ihnen entflammte, und durch das ſchreckenvolle Ausſehen, das er den Feinden gab, als wenn er die ſchärfſte Waffe geweſen wäre.

„Dieſer Schrecken hatte den höchſten Grad „erreicht, (fährt jene Chronik fort) und der Löf„fel wurde den Genfern ſo verhaſſt, daß es den „Bürgern verboten ward, ſich deſſen bei den Mahl„zeiten zu bedienen. So lange der Krieg dauerte, „aß Niemand in Genf eine Suppe, ſondern man „ſchränkte ſich allenthalben auf Hühner, Gänſe, „Wild und Geflügel verſchiedener Art ein, welches „man ohne Löffel verzehren konnte. Allein eben „dieſe Nahrungsmittel verſchafften ihnen mancher„lei Unannehmlichkeiten mit ihren Verbündeten „und Nachbaren von Bern und Freyburg, „welche ſie zu Hülfe gerufen, und die mit ſol„cher Eßluſt über die Kapaunen, Rephühner und „Truthähne herfielen, daß die Genfer befürchten „mußten, Hungers zu ſterben, und jene baten, „zurückzukehren, indem ſie weniger von den Rit-

„tern des Löffels befürchteten, als von dieſen, „die ſo ritterlich mit der Sabel umzugehen wuſſten.“

Indeſſen wurde der Krieg mit den Rittern fortgeführt, eine rechtloſe Fehde, wovon die kleine Republik nie die veranlaſſende Urſache geweſen, und die nur noch grauſamer durch die Art wurde, auf die ſie zur Ausübung kam; denn die Löffelritter hatten geſchworen, keinen Genfer, der in ihre Macht fiele, zu ſchonen, noch Gefangene zu machen.

Die Genfer hingegen ergriffen das Wiedervergeltungsrecht, und vertheidigten ihre Stadt überdies mit einem Muthe, der die Feinde oft zum Staunen, und noch öfterer zum Weichen brachte. Leider geſchah es nur, damit ſie um ſo mächtiger, furchtbarer, und mit einer Raubgier zurückkehren ſollten, die aber den hohen Eifer der Belagerten nur noch mehr verdoppelte. Zarte Frauen ſchloſſen ſich den Männern an, die Wälle zu vertheidigen, verließen die Kleider und Arbeiten ihres Geſchlechts, ſtanden ihren Gatten, Vätern, Brüdern und Mitbürgern in allen Anſtrengungen bei, und bewieſen, daß die Liebe zum Vaterlande eine jegliche Seele hoch über alle Schwachheit und Angſt hinaus zu heben vermöge.

Zu der Anzahl dieſer Heldinnen gehörte auch ein junges, kaum achtzehnjähriges Mädchen, Adrienne Amelin, die ſchon im zwölften Jahre ihre Mutter verloren hatte. Der Vater, ein biederer Bürger aus Genf, war mit ſeinen Handelsgeſchäften, worin ihm ein noch jüngerer Sohn, als Adrienne, zur Hand ging, zu ſehr überfüllt, als daß er ſich der Erziehung ſeiner Tochter hätte widmen können. Allein Adrienne war bereits durch die frühere Fürſorge ihrer Mutter, beſonders aber durch eigene glückliche Anlagen, ſo herangebildet, um ganz die Seligkeit jener auszumachen, für die ſie das Schickſal beſtimmte. Gut, einfach, fleißig, fromm, geiſtreich und kenntnißvoll in allem, was die Leitung des Hausweſens betrifft, ein zartes und fügſames Kind, eine liebende und gefühlvolle Schweſter, ganz von ihren Pflichten und dem edlen Stolze erfüllt, ihre Mutter erſetzen zu wollen, gelang ihr dies ſo wohl, daß der ehrliche Herr Jakob Amelin, glücklich durch ſeine Kinder, über den Verluſt ſeiner Gattin ziemlich getröſtet war, und nichts ſehnlicher, als die Fortdauer ſeines glücklichen Zuſtandes wünſchte. Aber wenn er nun mit einem gewiſſen väterlichen Stolze ſeine Adrienne täglich ſchöner werden ſah; wenn er ihre großen, tiefdunkeln

Augen, voll des ſüßeſten Feuers, ihre reich gelockten Haare um das wundermilde Antlitz oder um einen Hals, weiß wie Alpenſchnee, flatternd, ihren leichten edlen Wuchs im täglichen Fortblühen bewunderte, — da dachte wohl der Vater an den Augenblick, wo Andere auch ſo gut, wie er, ſehen, und ihm ſein Kleinod entführen würden. Allein davon träumte Adrienne kaum, all ihr Sehnen und Streben erſtreckte ſich nicht über den Kreis ihrer gegenwärtigen Lebenstage hinaus; beſchäftigt und eingeſchloſſen in dem Innern des Hauſes, wo durch ihre Sorge Ordnung und Glück blühten, ſuchte ſie kein anderes Vergnügen, als die Ausübung ihrer Pflichten und die häusliche Ruhe; ſie dachte an keine ſüßeren und lebhafteren Gefühle, als die Ehrfurcht für ihren theuren Vater und die Neigung für ihren geliebten Bruder, der ihr täuſchendes Ebenbild war.

In ungetrübtem Glücke hatte dieſe Familie gelebt, bis die Löffelritter ihre Eingriffe in das Eigenthum der Stadt wagten. Amelins Haus- und Vorrathsgewölbe lagen nahe an dem Walle der Vorſtadt St. Viktor, wo die Feinde ihre Angriffe meiſtens begannen, und ſo kam es, daß dieſe bald ein Raub der Verheerung und Plünderung wurden. Amelin wollte ſein Eigenthum und das Erbe ſeiner Kinder vertheidigen; er that es mit Entſchloſſenheit, allein er vermochte nicht das Leben ſeines Sohnes zu ſchützen, der an ſeiner Seite zuſammenſtürzte. Durch einen tödtlichen Streich verwundet, ſank der junge Karl in die Arme ſeines Vaters, noch mit ſchwacher Stimme andeutend: „Adrienne, — o daß ich dich noch einmal ſehen dürfte." — Amelin, von dem tiefſten Schmerze erſchüttert, vermag ſich kaum zu halten; aber mit einem Male fühlt er ſeine Kraft ſich verdoppeln, er hebt den ſterbenden Sohn vom Boden, drückt ihn an ſeine Bruſt, und wie auch rings die Wogen der Feinde wüthen, er findet kein Hinderniß, die geliebte Laſt in ſein Haus zu tragen; denn auch dem Feinde iſt der Vaterſchmerz verehrlich. Wie der ehrwürdige Greis in ſeinen zitternden Armen den theuren, zum Tode verwundeten Sohn trug, deſſen Geſichtszüge, trotz der Bläſſe und des Blutes, das daran klebte, ſo lieblich und jung ausſahen; wie ſich des Jünglings milde Wangen an den gefurchten ſchmerzgebeugten Vater lehnten, — es war ein ſo erſchütternder Anblick, daß ſelbſt die Feinde unwillkührlich von ihren Verfolgungen ablaſſen muſſten. Ein herrlicher Jüngling! ſprach einer von ihnen, hat brav gefochten, und verdient, mit dem Ehrenzeichen des Löffels geziert zu werden.

„Wahrlich," antwortete der Anführer, Franz von Pontveyre, „nicht ohne Mühe hab' ich ihn verwundet. Schade, daß er ein Genfer iſt, — ſo alt wie mein Sohn," warf er mit einem Anflug von Gefühl hinzu. „Aber ich glaube nicht, daß ich ihn getödtet habe, er dürfte wohl noch aufkommen."

„Saubere Hoffnung," rief der wilde Allüſant, „ein Genfer mehr oder weniger, gilt euch das nicht gleich? weiß doch nicht, was mich zurückhält, daß ich ihm nicht den Reſt gebe." Pontveyre warf ihm einen furchtbaren Blick zu: „Man laſſe den unglücklichen Vater ungehindert durch!" ſchrie er mit Macht, und alles wurde ſtill. Indeſſen gewann Amelin mit ſeiner theuren Schmerzenslaſt ſein Haus. Er trat in das Gemach, wo die arme Adrienne auf ihren Knieen vor dem Unendlichen hingegoſſen, für die zwei geliebten Weſen betete, deren Gefahren ſie ſo gern auf ſich geladen hätte." — „O, daß ich nicht mit ihnen bin, Gott gäbe vielleicht meinem ſchwachen Arm die Kraft, ſie zu vertheidigen; ich würde in ihrer Nähe weilen und den Todesſtreich auffahen, der einem von ihnen beſtimmt geweſen. O, theurer Bruder, möge mich der Himmel bewahren, Dich überleben zu müſſen."

Eben hielt ſie mit ihrem Gebete ein, als ſie ihren Vater eintreten ſah mit der Laſt eines todten Körpers, und dieſer Leichnam — es war ihr geliebter Bruder Karl. Amelin legte ihn wehmüthig über das Bette ſeiner Tochter, warf ſich in ihre Arme und rief verzweifelnd: „Sie haben ihn erſchlagen, Tochter — ſie haben ihn getödtet, die Barbaren, die Ungeheuer, ſie haben mir meinen Sohn erſchlagen, Deinen Bruder, die Stütze meines Alters, o warum haben ſie mich verſchont!“

„Für Eure Tochter!“ rief Adrienne, „vielleicht auch noch für Euren Karl! O, wenn in ſeinem Herzen noch ein Funken Lebens verborgen iſt, Gott wird mir helfen, ihn zu erwecken!“ Und mit dieſen Worten raffte ſie ſich aus des Vaters Armen, ſtürzte auf den Bruder hin, riß ſein Wams auf und erblickte die tiefe Bruſtwunde; ſie fühlte nach dem Herzen, legte ihre zitternde Hand darauf und glaubte einen leiſen Schlag zu bemerken, ſie berührte mit dem Munde die blaſſen Lippen und fühlte einen leiſen Athemzug. „Allmächtiger Gott! er lebt, er athmet, Vater! einen Arzt!“ Schnell wollte Amelin hinabeilen, aber Adrienne hatte einen Lärm unter den Fenſtern vernommen. „Nein Vater,“ rief ſie, „entfernt

Euch nicht, — gedenkt Eurer Ermattung! Nein, bleibt hier in ſeiner Nähe, erhaltet den ſchwachen Lebensfunken, ich werde viel geſchwinder ſeyn, bleibt um Himmelswillen!“

In einem ſolchen Augenblicke dachte Adrienne an Alles; ſie ließ den Vater an dem Bette niederſitzen, gab ihm in die Rechte ein Tuch, genäßt mit Eſſig, womit er den Todtverwundeten ins Leben zurückrufen ſollte, und legte ſeine Linke in die weite Wunde, den Ablauf des Blutes zu ſtillen; ſchneller, als der Blitz, ſtürzte ſie über die Treppe und befand ſich auf der Straße, wo noch ein tobender Lärm herrſchte; allein die Genfer, an Kraft und Anzahl den Rittern weit überlegen, hatten dieſe diesmal glücklich zurückgedrängt. Unter ihnen erſah Adrienne einen Wundarzt, des Vaters alten Freund, — wortlos ergriff ſie ſeine Hand und zerrte ihn über die Treppe hinauf. Aber zu ſpät, — eben hatte der Arme ſeine Augen aufgeſchlagen, des Vaters und der Schweſter theure Namen gelallt, des Greiſes Segen empfangen, — und war nicht mehr.

Wer je einen Vater am Sterbebette ſeines geliebten Kindes geſehen, kann ſich leicht Amelins Schmerz vorſtellen. Dumpf, in banger Verzweiflung und dem Wahnſinne nahe, ſchlich er wie ein Schatten durch das Haus, kein Wort kam über ſeine Lippen, keine Thräne perlte in dem glühenden Auge, aber mit flammender Schrift war die Begierde nach Rache darin zu leſen. Allein nach den erſten Momenten des Schmerzes war Adrienne ganz umgeſtaltet. Das ſanfte zarte Geſchöpf zeigte eine außerordentliche Standhaftigkeit und Selbſtverläugnung. Ihren eigenen Gram niederkämpfend, war ſie nur mit dem Vater beſchäftigt, und bemüht, ihm den Verluſt eines Weſens zu erſetzen, der ſie ſelbſt mit allem Jammer erfüllte. Eifrig beſorgte ſie das Hausweſen und ſtand ihrem Vater auch im Gewölbe zur Seite, wo ſie ganz, wie Karl, ſeine Rechnungen beſtellte. Eine einzige Bedingung machte ſie, worin Amelin auch gern willigte, und dieſe war, in dem Magazin immer in der Kleidung ihres Bruders erſcheinen zu dürfen. Kehrte ſie heim, ſo zog ſie ihre Gewänder an, und ſo fand der Greis in dieſer Metamorphoſe eine Art von Täuſchung, die ſeinem Schmerze ſchmeichelte, ohne der Furcht Raum zu geben, wie ihn eben dieſer Fall bald um ſein einziges Kleinod bringen ſollte.

Die Verkleidung des Mädchens blieb ganz unbeachtet; in jenen ſtürmiſchen Zeiten dachte jeder nur an ſeine perſönliche Sicherheit, und bekümmerte ſich wenig um das, was anderweitig vorging. Während der oftmaligen Angriffe der Löffelritter wurden viele Bürger das Opfer ihrer Wuth; zumal in jenem Handgemenge, das dem armen Jünglinge das Leben koſtete. Man hatte daher, außer ſeiner Familie, gar nicht Urſache, ſich über den Tod des jungen Amelin zu wundern, da ſo viele Genfer ſein Schickſal getheilt hatten. Leicht vergaß man daher jenes Unfalles, und da man jetzt wieder einen Jüngling aus Amelins Magazin kommen ſah, glaubten einige, die den verwundeten Sohn Amelins geſehen hatten, er ſey hergeſtellt; andere wußten um den erſten Vorfall gar nicht, und ſo galt Adrienne, die ihrem Bruder überraſchend ähnlich ſah, allgemein für den Sohn des alten Amelin.

Indeſſen war ein Moment herangerückt, der ihre Ruhe auf's Neue ſtören ſollte. Die Ritter vom Löffel verhielten ſich ruhig, allein eben dieſes Stillverhalten war der Vorbote eines wüthenden Sturmes; erzürnt, daß ſie bei ihrem letzten Angriff von den Genfer Bürgern zurückgedrängt worden, beriefen ſie die Truppen von Auſſigny und andern Seiten Savoyens, und boten alle kräftigen Vaſallen in großer Anzahl auf; der einzige Ritter Allúfant brachte zweitauſend Kämpfer, der vormalige Biſchof von Genf, durch die Umwälzungen der Reformation zur Flucht genöthigt, ſtieß mit ſeinem ganzen Anhange zu den Rittern des Löffels, gegen ſein undankbares Genf zu kämpfen; ſelbſt Papſt Clemens VII. trug zu den Unkoſten des Unternehmens bei. So wuchs die Zahl der Streiter auf zehntauſend; entſchloſſen, Genf zu belagern und alle Einwohner zu vernichten.

Unterdeſſen ſie dieſe Pläne entwarfen, kam ihnen ſichere Nachricht, daß mehrere Cantone der Schweiz, von den Genfern zu Hülfe berufen, mit ihrer Macht heranrückten, und bereits das Schloß Montricher hätten in Flammen ſetzen wollen. Schnell errichteten ſie daher dort eine feſte Beſatzung, welche Tag und Nacht über, ſowol das Innere, als die Mauern bewachte. Zu gleicher Zeit that Franz von Pontveyre den Vorſchlag, einen Vortrab von 5000 Mann unter ſeinem Commando an die Brücke und die Wälle von Genf zu ſtellen, und ſo den anrückenden Hülfstruppen zuvorzukommen. Während nun die Genfer beſchäftigt wären, dieſen Angriff abzuwehren, ſollte der größte Theil der Truppen unter dem Befehl des Ritters Allüfan: die Armee der Hülfsvölker umgehen, und von einer andern Seite die Stadt erſteigen und mit Sturm einnehmen; — dieſer Vorſchlag ward angenommen. Pontveyre reiſte ab, und überließ ſeinem Sohne Albert den Befehl über das Schloß und die Beſatzung.

Albert von Pontveyre, ein Jüngling von drei und zwanzig Jahren, war voll jugendlichen Feuers, und verband mit ſeinem ritterlichen Muth und Geiſt ein edles, großmüthiges Herz. Obwohl ſeinem Vater ergeben, der ihn, trotz ſeiner Jugend, doch dem Ritterorden des Löffels einverleibt hatte, beſeufzte er doch das Geſchick, das ihn zum Mitgliede jener Gilde machte, und ihm einen Vater gab, der einer Rotte vorſtand, die eher den Namen der Räuber, als der Streiter verdiente. Sein junger Geiſt glühte, ſich Lorbeeren in einem gerechten Kriege zu ſammeln; aber eben ſo lieb war es ihm, diesmal von dem Gräuel unrechtmäßiger Blutvergießungen und Grauſamkeiten ausgeſchloſſen zu ſeyn, die eine ſo friedliche, als blühende Stadt bedrohten.

Mit hohen Hoffnungen verließ ihn ſein Vater, ihm verheißend, die erſte Nachricht, die er erhalten würde, ſolle die Eroberung und Plünderung

Genfs ſeyn. — Endlich erreichten ſie die Brücke der Arve, und rückten mit dem lauten Ausrufe: „Es lebe der Löffel! Tod den Genfern!" an die Vorwälle der Stadt. Bei jenem Lärm, bei dem Sturmgeläute, da erwachte Jakob Amelin aus ſeinem dumpfen Träumen, er lief ſeiner Tochter entgegen. „Sie kommen, ſie kommen, die Mörder meines Sohnes. Schließe das Magazin, hole meine Hellebarde und komm mit mir... Doch nein," rief er, ſich unterbrechend, „Du biſt ja nicht Karl, wenn Du mir auch ſo erſcheinſt, an Dir iſt es nicht, ihn zu rächen. Bleibe hier, ja, hier ſollſt Du bleiben, und die Rachegötter um Hülfe anflehen, daß ſie meinem Arme Kraft verleihen!"

Adrienne holte mit Haſt die verlangte Waffe, und entſchloſſen, diesmal ihrem Vater nicht zu gehorchen, ergriff ſie den Degen ihres Bruders, und wollte Amelin nicht mehr verlaſſen. Nachdem ſie ihm die Wehre gereicht, folgte ſie ihm bald von weitem, bald näher, bald ging ſie an ſeiner Seite. „Was willſt Du hier?" rief er mit Entſetzen. „Das, was ich thun muß. Dem Beiſpiele meiner Mitbürgerinnen folg' ich, und vertheidige meinen Vater und mein Vaterland." „Möge der Himmel mit Dir ſeyn, Du muthvolles

Geſchöpf und Dich vor Gefahr behüten!“ Indeſſen war der Feind ganz in die Nähe gerückt, und tobte mit aller Macht; aber er fand eine tapfere Gegenwehr, und die Genfer ſchienen ſich zu verdoppeln.

Amelin ſtrebte ſeinen Sohn zu rächen und ſeine Tochter zu beſchützen; dieſe aber drängte ſich mit aller Gewalt in ſeine Nähe, ſie zitterte nicht, ihr Herz hatte Muth, nur ihrem Arme gebrach es an Kraft, aber ſie ſuchte ihren Vater zu ſchirmen; mehr, denn einmal gelang es ihr, den Todesſtreich abzuwehren, der ihm gedroht hatte. Aber endlich durch die Menge von ihm getrennt, und überall von Feinden umringt, entſank der Degen ihrer Hand.

Obgleich Jene den Befehl hatten, keine Gefangene zu machen, vermochten doch die Soldaten, minder grauſam, als die Ritter, und zum Mitleiden bewegt durch den ſchwachen Widerſtand des Jünglings, ein ſo junges wehrloſes Blut nicht zu morden, und brachten Adrienne vor ihrem Befehlshaber. Schon wollte Pontveyre den Befehl zu ihrem Tode geben, da glaubte er den Jüngling wieder zu erkennen, den er jüngſt verwundet: „Biſt Du wiedergekommen,“ ſprach er, „und ſchon wieder ſo wohl auf, Dich mit uns herumſchlagen zu können?“

Adrienne ſenkte furchtſam ihr Auge zu Boden, es füllte ſich mit Thränen, ſie ſtand vor dem Mörder ihres Bruders, und hatte nicht die Kraft, ihn anzublicken. Sie ſtand ſo ſchön, ſo rührend da, daß der Feldherr in ſtummem Mitleiden auf ſie hinſah. „Ermuntere Dich, Jüngling, ich will nicht zum zweiten Male nach Deinem Leben ſtreben. Zu Deinen Gunſten mache ich diesmal eine Ausnahme von dem Geſetze, keinen Gefangenen zu machen. Du ſollſt mein ſeyn, und ich ſende Dich auf Montricher, mein Sohn ſoll für Dich ſorgen, Du ſollſt nicht unglücklich ſeyn.“

Adrienne hätte tauſendmal den Tod vorgezogen; gegen ihren Vorſatz, jenen anzublicken, der ſie ihres Bruders beraubt, und ſie nun von ihrem Vater trennte, wollte ſie ihn doch zu erweichen verſuchen. „Edler Herr,“ rief ſie mit einem Tone, dem man nichts verſagen konnte, „Ihr habt einen Sohn, ſagtet Ihr, — o, wenn Ihr Vater ſeyd, wage ich Alles zu hoffen. Gebt mir die Freiheit, laſſt mich zu meinem Vater zurückkehren, und ihr ſchenkt mir mehr, als das Leben, das ich nur für ihn zu erhalten ſtrebe.“

„Biſt Du ſein einziges Kind?“

„Ja, Herr, ich hatte einen Bruder, — er hat ihn verloren, er hat Niemand mehr, als mich. O! bei Eurer Liebe zu Eurem Sohne, habt Mitleid mit meinem Vater, und gebt mich ihm zurück.“

Der Ritter beſann ſich einen Augenblick. „Dein Name?“ fragte er die Gefangene.

Adrienne ſtotterte; den Namen ihres Bruders zu nennen, ging über ihre Kräfte, und ſie ſprach halblaut: „Ich heiße Adrian.“

„Und Dein Vater?“

„Jakob Amelin,“ entgegnete ſie ohne Zurückhaltung, „Handelsmann in der Vorſtadt Sanct Victor.“

Jakob Amelin, — murmelte der Ritter gleichſam vor ſich hin, und zog aus dem Bruſtwams den Bericht eines Spions, den er in Genf beſoldete; er lief ihn haſtig durch; ſeine Augen funkelten vor Zorn.

„Jakob Amelin,“ las er wüthend, „Kaufmann in der Vorſtadt Sanct Victor, iſt einer der Bürger Genfs, welche die Ritter vom Löffel am glühendſten haſſen. Wir hörten ihn ſelbſt erklären, daß er nicht eher ruhen wolle, bis alle vertrieben, daß er ſie alle wollte vernichten und ihre Schlupfwinkel in Flammen und Rauch aufgehen laſſen. Sein gleichfalls gegenwärtiger Sohn ſprach kein Wort darüber.“

Pontveyre ſchwieg; aber ſein Stillſchweigen war furchtbar, wild fuhr er mit der Hand nach ſeinem Schwerte. **Adrienne** glaubte ſich verloren, und wagte nicht, nach ihm zu blicken.

„Haſt Du dieſe Drohungen aus Deines Vaters Munde vernommen?“ fragte raſch der Ritter.

Wohl tauſendmal hatte ſie ſie vernommen, — ſie wagte es nicht, zu antworten, und ſchlug das Auge zu Boden; bald faſſte ſie Muth und ſprach: „Mein Vater trug ſeinen todeswunden Sohn vom Kampfplatze — — todeswund durch Euch.“ —

„Ja,“ lachte der Ritter fürchterlich auf, „ſo todeswund, daß er wieder lebt und des Vaters Pläne ausführen will. Ich ſollte einen beſſern Hieb führen und Amelins Zorn ganz verdienen, wenn ich ihm jetzt den Leichnam ſeines Sohnes heimſchickte; aber ich habe Dir das Leben zugeſichert und Ritterwort iſt heilig; unter ſolchen Umſtänden aber erwarte nicht, daß ich Dich heimſende zu Deinem wüthenden Vater.“

Er ergriff ein Stückchen Papier, ſchrieb einige Worte mit dem Stifte darauf, und rief die Wache.

„Ihr führt dieſen Jüngling, unter guter Aufſicht, nach Montricher, und übergebt meinem Sohne den Gefangenen und dieſe Zeilen.“

Adrienne ward umringt; die Soldaten wollten ihre Hände feſſeln, aber Pontveyre unterſagte es, da der Gefangene keines Widerſtandes fähig ſey. Vom Schmerze überwältigt, fügte ſie ſich zum Abzuge, aber einmal über das andere rief ſie, die Hände ringend: O Vater, Vater! Großer Gott, beſchütze ihn! —

Die Krieger gehörten nicht zu jener verwilderten Menſchenklaſſe, wie ihre Befehlshaber; ſie begnügten ſich, ihren Gefangenen überall zu umringen, daß er ihnen nicht entfliehe und erlaubten ſich gegen ihn keine andere Härte. Gerührt von der Zartheit ſeines Alters, zwangen ſie ihn nicht zur Beſchleunigung ſeiner Reiſe, und erkannten es ſelbſt für eine Grauſamkeit ihres Herrn, ſolchen ſchwachen Jüngling dem Vater zu rauben."

Kehren wir zu jenem unglücklichen Greiſe zurück. Mit verzweifelnder Ungeduld ſuchte er ſein theures, einziges Kind, das er mit einem Male vermiſſte. Auf und ab ſtürzte er die Gaſſe, wo das Gemetzel vorgefallen, wo man den Feind zurückgedrängt hatte, und wo noch die Maſſen der Bürger hin und her wogten, unter den Todten ene aufzuſuchen, die ſie vermiſſten und liebten.

Als er nach langem Nachſuchen ſeine Adrienne nicht fand, da zuckte es, wie ein Blitzſtrahl der Hoffnung, durch ſein Gehirn, ſie dürfte vielleicht, wie er ſie früher beſchworen, heimgekehrt ſeyn, wo er ſie wieder finden würde. Der Unglückliche rannte dahin. O des Jammers, auch dort hatte man ſie nicht geſehen, die Magd des Hauſes erwartete ſie mit jedem Augenblick; ihr Kleid von feinem Leinen, das ſchwarzſammtne Leibchen, geſtickt mit blankem Silber, lag bereitet auf dem Bette; aber ſie war nicht heimgekommen, ihre Kleidung zu wechſeln, und die alte gute Goton wuſſte nicht, was ſie denken ſollte.

„Ich dachte ſie bei Euch, Herr!“ rief ſie dem hereinſtürzenden Amelin zu, „aber wo mag ſie jetzt ſeyn? O Gott! Gott!“ —

„Was glaubſt Du wohl? wo ſollte ſie bleiben?“

„O, wenn dieſe verruchten Löffelritter!“ —

„Fluch über die,“ tobte Amelin, den jener Name in die größte Wuth zu verſetzen vermochte. „Hüte Dich, davon zu ſprechen. O, Adrienne, wo biſt Du?“

„Vielleicht in den Händen jener Böſewichter,“ erwiederte die zitternde Alte.

„Oder vielleicht ſchon ihr Opfer. Sie werden ſie tödten; ſie, die mir meinen Sohn getödtet haben, werden nun auch noch die Tochter mir rauben. O, ich fühle es, da ich ſie hier nicht gefunden, ſie iſt nur allzugewiß ihnen verfallen!“

Tage um Tage, Wochen um Wochen entflohen, Adrienne erſchien nicht; alle Nachſuchungen blieben fruchtlos. Die Todten jenes unglücklichen Tages wurden am folgenden beerdigt, und die einzige Spur, die ihr unglücklicher Vater von ihr fand, war einer ihrer Handſchuhe und ihr Federbarett; genug, um die Gewißheit ihres Todes zu geben.

Von nun an kannte ſeine Wuth keine Gränzen; er glich einem Wahnſinnigen; oft rannte er ſtundenlang mit großen Schritten in ſeinem Zimmer auf und ab. Mit einem Male ſchien es ihm, ein Mörder ſeiner Kinder ſtände vor ihm, — haſtig griff er nach ſeinem Schwerdte und hieb — nach den Wänden, daß die Stücke herumflogen; da wurde er erſt ſeinen Irrthum gewahr und ſank wehmüthig und erſchöpft zu Boden, den Himmel um Rache an den Verruchten anzuflehen.

Indeſſen zwang die Ankunft der Schweizertruppen die Ritter vom Löffel, ſich ſchnell zurückzuziehen, ehe noch ihre Pläne zur Vollendung gediehen, und die Belagerung von Genf aufzuheben. Die Schweizer hatten vernommen, daß Montricher mit einer ſtarken Beſatzung ihrer warte, und begnügten ſich daher mit der Verwüſtung anderer Schlöſſer und Örter, welche den Rittern angehörten.

Pontveyre wüthend, und entſchloſſen, ſich zu rächen, ging nach Savoyen, dort neue Hülfsvölker zu werben und das Anrücken derjenigen zu beſchleunigen, die ihm verſprochen worden waren. Er befand ſich auf der Rückreiſe, und wollte ſich nach Montricher begeben, da faſſte er den tollkühne Entſchluß, verkleidet, als ein gemeiner Bürgersmann, durch Genf zu ziehen. Seine Kleidung war die eines gewöhnlichen Genfers, den Kopf bedeckte ein großer Savoyeſcher Hut; ſo glaubte er unerkannt durchzuſchlüpfen; aber eine der Wachen bei Sanct Gervais, die er einſt beſchimpft und verwundet hatte, erkannte ihn und zog mächtig an der Sturmglocke. Plötzlich füllten ſich die Straßen mit einer ungeheuren Volksmenge, der Durchgang wurde geſchloſſen, und man vernahm den Ausruf: „Pontveyre!“ Pontveyre tönte es von allen Seiten, und Alles rüſtete ſich zum Verderben des Ungeheuers.

Da ſtürzte Amelin, das Schwert in der

Hand, wüthend aus ſeinem Hauſe. „Wo iſt er!“ rief er den Nächſtſtehenden zu, „wo iſt er, der Mörder meiner Kinder? O, daß er unter meinem Hiebe ausröchelte!“

„In unſern Mauern, in dieſer Gaſſe iſt er!“ tönte es rings herum. „Man hat ihn erkannt, dem Himmel ſey Dank, iſt er auch verſchwunden, er kann uns nicht entkommen.“

Die Bürger wurden angewieſen, ihre Häuſer zu unterſuchen, ob er ſich darin verborgen; in den Gaſſen ſtanden an allen Ausgängen Wachen, ſein Entkommen zu hindern.

Amelin ſtürzte mit wüthender Haſt in ſein Haus, mit dem einzigen Wunſche: er möge es ſeyn, der durch den Mord des Frevlers die Stadt und den Tod ſeiner Kinder rächte. Himmel! welch' ein Schauſpiel wartete des Eintretenden. Am Boden, von einem Dolche durchbohrt, lag ſeine alte treue Magd in ihrem Blute. „Dort, dort — der Mörder“ — ſtammelte ſie mit dem Tode ringend, und deutete auf ihr Bette, worunter ſich Pontveyre verkrochen hatte. Amelin ſtürzte dahin; er ſah einen Menſchen, bemüht, ſich hervorzuringen, und auch mit dem Dolche ihn zu vernichten, den er noch immer in der blutigen Fauſt hielt.

„Du haſt gelebt, Ungeheuer!" ſchrie Amelin, mein Flehen iſt erhört."

Die Wuth verdoppelte ſeine Kräfte, raſend ſtürzte er auf den Ritter, der Dolch flog zu Boden, und Amelins Schwert drang tief in ſein Herz.

„Mörder meiner Kinder!" rief er, „und dieſes unſchuldigen Weibes, Geißel meines Vaterlandes, ſtirb den Tod einer feigen Memme von der Hand eines verzweifelten Vaters!"

Pontveyre war nicht mehr.

Dieſer ſchreckliche Vorfall ereignete ſich ſo ſchnell und unerwartet, daß Amelin in den erſten Augenblicken gar wähnte, es ſey nur ein furchtbares Traumgeſicht; dieſer Entſetzliche, vor ſeinen Füßen hingeſtreckt, auf der Bruſt der verhängnißvolle Löffel im Blute des Ermordeten ſchwimmend, war nun noch furchtbarer anzuſehen. „War ich es auch ſelbſt," — ſprach Amelin vor ſich hin, den Blick von dem Leichnam abwendend, „der ihn tödtete, nein, der Himmel hat ihn meiner Rache geliefert."

O, hätte der Unglückliche ahnen können, daß jener ihm die Tochter zurückzugeben im Stande ſey, vielleicht hätte er ihm den Mord an dem Sohne verziehen, vielleicht ihm das Leben gerettet. Aber die Tage jenes Frevlers waren gezählt, und von dem Augenblicke, in dem er den wahnſinnigen Entſchluß faſſte, durch Genf zu ziehen, brach das Verhängniß des Todes über ſein Haupt herein; — ſo iſt es denn wahr, daß die Vorſehung jene erblinden läſſt, deren Untergang ſie beſchloſſen.

Indeſſen war Amelin bemüht, das Leben ſeiner treuen Magd zu erhalten; er verband ſie, hemmte das Strömen des Blutes, — als Bonnivard, der ſich in ſeinen Kämpfen manchen Lorbeer gebrochen, mit einer Schaar Bewaffneter hereinſtürzte und ausrief: „Er iſt bei Euch, Amelin, man ſah ihn ſich hieher flüchten....“

„Und von meiner Hand gefallen,“ erwiederte dieſer, auf den Todten hindeutend; da erſcholl ein Freudengeſchrei, und Alles pries Amelin als den Befreier des Vaterlandes.

Während dieſes in Genf vorging, kam Adrienne, unter dem Namen Adrian Amelin, nach einem beſchwerlichen Wege, auf dem alten Schloſſe Montricher an; ſie zitterte, als ſie den ſteilgewundenen Felsſteig antrat, der zu den Thoren hinaufführte; auf den Mauern ſah ſie Soldaten mit langen Hellebarden, Feſtungswerke mit hohen Zinnen und tiefen Schießſcharten, Zugbrücken mit eiſernen Vorſprüngen und Rädern, blickten ihr entgegen. Einige Ritter mit ihrem lächerlichen, Grauen erregenden Ordenszeichen unterſuchten die Poſten, ſie erinnerten ſie lebhaft an den verabſcheuten Mörder ihres Bruders, dem ſie doch ihr Leben dankte; — ihr Auge ſank zu Boden und füllte ſich mit Thränen, wenn ſie daran dachte, ihr Geſchlecht verläugnen zu müſſen, welches die höchſte Nothwendigkeit war, um es ihr möglich zu machen, in der Mitte ſo vieler Verworfener, verwilderter Krieger leben zu können.

Da vernahm ſie eine zarte männliche Stimme; furchtſam erhob ſie ihre Blicke, und ſah einen Ritterjüngling vor ſich, deſſen liebenswürdiges Ausſehen jeden Gedanken an Grauſamkeit bannte. Obgleich er dem verhaſſten Ritterbunde mit angehörte, trug er doch nicht den Orden des Löffels, der nur jene zieren ſollte, die ihr Schwert in das Blut eines Genfers getaucht. Albert von Pontveyre hatte jener Unglücklichen Blut noch nie vergoſſen.

Aus Furcht vor den vielfältigen Gefahren, die das Leben ſeines einzigen theuren Sohnes bedrohten, führte ihn der Vater nie in die offene Schlacht, und ſuchte ſeinen Muth durch Kampfübungen innerhalb der Ringmauern ſeines Schloſſes, oder durch Jagd auf Wölfe und Eber zu erregen und zu erhöhen.

„Was bringt ihr für Neuigkeiten von meinem Vater?" fragte er die Soldaten, „habt ihr keinen weitern Befehl?"

„Dieſer Brief thut Euch das Übrige kund," erwiederte der Führer des kleinen Häufleins, „wir bringen Euch einen Gefangenen."

Einen Gefangenen! dachte Albert, Adrienne anſchauend. — Der Himmel ſey gelobt, daß ſie ihr Vorhaben nicht ausgeführt, Niemanden zu ſchonen; er öffnete das Schreiben und las:

„Mein Sohn! ich ſende Dir einen Gefangenen aus Genf, ſein Name iſt Adrian Amelin, und „ſein Vater einer unſerer heftigſten Feinde, allein „der Sohn iſt brav und ſchuldlos. Bei dem Namen meines Sohnes hat er mich angefleht; ich „habe ihm das Leben geſchenkt und übergebe Dir „ihn zu Deiner Verfügung. Behandle ihn gut, „bringe ihm gute Geſinnungen bei, daß er einer „der Unſrigen und Dein Waffenbruder werde. „Verwahre das Schloß gut, — die Schweizer „kommen." von Pontveyre.

„Du biſt alſo mein, Adrian, ich empfange Dich als Geſchenk von meinem Vater," ſprach Albert, die Hand des jungen Gefangenen ergreifend. „Faſſe Muth, Deine Gefangenſchaft ſoll nicht hart ſeyn, ruhe jetzt aus, Du wirſt müde ſeyn.“ So ſprechend ergriff er Adriennens Hand, und führte ſie in das Innere des Schloſſes. „Du haſt alſo meinen Vater geſehen?“ fragte er ſie auf dem Wege, Du haſt mit ihm geſprochen, Du wirſt mir erzählen, was vorgefallen und wie es zugegangen, daß er Dich wider ſeine Gewohnheit begnadigte? Du biſt brav, ſchreibt er, Du haſt gegen uns gefochten, armes Kind, Du mußteſt freilich unterliegen.“

„Ich habe meinen Vater vertheidigt,“ entgegnete Adrienne ſehr ſanft.

„Dein Vater, ſchreibt der meinige, iſt unſer heftigſter Feind und Verfolger.“

„Mein Vater iſt ein Genfer,“ verſetzte Adrienne mit mehr Feſtigkeit.

„Ja, ich geſtehe, daß es einem Genfer erlaubt ſey, die Ritter vom Löffel zu haſſen, aber warum Deinem Vater mehr, als Anderen?“

„Weil mein Bruder“ — Sie hielt inne, ihre Augen füllten ſich mit Thränen.

„Du haſt alſo noch einen Bruder?“

„Ach, er iſt nicht mehr,“ rief ſie aus, „er ſank unter dem Schwerte Eures — — eines Eurer Ritter.“ Sie wollte nicht den Namen ſeines

Vaters nennen, ſie wollte nicht den kränken, der ihr ſo gut und edel ſchien.

„Haſt Du wohl Deinen Bruder ſehr geliebt?“

„O, mehr als mein Leben,“ erwiederte ſie und ihre Thränen ſtrömten herab; vor ihrem Vater hatte ſie ſie zurückgehalten, nun that ſie ihnen keinen Einhalt; ſie fühlte ihr Herz erleichtert. Albert war erſchüttert; er ergriff die Hand des jungen Gefangenen und drückte ſie an ſein Herz.

„Sieh mich nicht mit ſolcher Angſt an,“ fuhr er fort, „es iſt wahr, ich bin einer der Ritter, aber ich habe noch nicht die Waffen gegen Deinen Vater getragen, nicht ich war es, der Dich des geliebten Bruders beraubte; ich will ihn Dir erſetzen, ich will Dich lieben, wie er Dich geliebt, — ſprich, willſt Du mein Bruder ſeyn?“

Unwillkührlich drückte Adrienne die Hand, welche die ihre feſthielt; die zarten Worte des jungen Ritters waren ihr ſo tief in ihr Herz gedrungen, ſie konnte ihn nicht mehr mit Haß anblicken, aber zu gleicher Zeit entrang ſich ihr der Ausruf:

„O, Karl, wer könnte Dich mir erſetzen!“

„Karl hieß Dein Bruder? O! ich wünſchte, Du könnteſt auch ſagen: Mein Albert! Aber Du bedarfſt der Ruhe; wo haſt Du die letzte Nacht zugebracht?“

„Wir waren die ganze Nacht auf der Reiſe.“

„Armer Adrian, begieb Dich zur Ruhe, morgen wollen wir weiter reden.“ Er führte ſie mit dieſen Worten in ein Zimmer des Schloſſes, wo ein wohlbeſtelltes Feldbett ſtand, und ließ ſie allein; bald kehrte er zurück, eine Flaſche Wein, Brodt und ein Stück kalten Wildbratens bringend.

„Ich hätte bald vergeſſen, daß Du eben ſo hungrig, als der Ruhe bedürftig ſeyn muſſt; hier bringe ich Dir etwas von meiner Jagd,“ ſprach er. Adrienne fühlte kein Verlangen nach Speiſe, aber ſie war durſtig und der Wein ſehr ſtark; ſie bat um Waſſer.

„Du thuſt Unrecht,“ ſprach ihr neuer Freund, „Der gute Wein ſoll Deinen Muth und Deine Kräfte neu beleben. Liebſt Du die Jagd? Wir wollen mitſammen dem Waidwerk obliegen.“

Adrienne verſicherte, ſie habe nie gejagt.

„Thut nichts, Du ſollſt ſchon Geſchmack daran finden, ich will Dich darin belehren. Aber Du biſt mein Gefangener, ich muß Dich wohl ſorgfältig einſchließen.“

„Wie es Euch beliebt,“ erwiederte Adrienne, die mit großem Vergnügen einen Riegel, innerhalb des Zimmers, bemerkte. Sobald Albert fort war, ſchloß ſie ab, verrichtete ihr Gebet und legte ſich zu Bette; trotz der Gefahren ihrer neuen Lage, trotz der Beſorglichkeit um ihren Vater, des Schmerzes um ihren theuren Bruder, und des ſonderbaren Gefühls, das ſie für Albert mit Hochachtung und Dankbarkeit erfüllte, ſchlief ſie doch bald ein.

Als ſie des Morgens nach einem ſtärkenden Schlummer erwachte, hatte ſie Mühe, ihrer Sinne und Ideen Meiſter zu werden, und ſich zu erklären, wo ſie ſich befinde. Das Zimmer war gewölbt mit Steinen, welche die Zeit geſchwärzt hatte; nichts, als zwei hohe eichene Stühle, ein Tiſch von demſelben Holze und mehrere Ahnenbilder in ganzer Lebensgeſtalt, deren Anblick nicht gar ergötzend war, machten den Hausrath des Zimmers aus. Ein ſchmales, hohes Fenſter ging auf das freie Feld hinaus, und trotz des doppelten Eiſengitters, erquickte ſich Adrienne an dem überraſchenden Anblick des Cantons Waadt, an der Menge der Ortſchaften, Marktflecken, an den einzelnſtehenden Gebäuden, welche inmitten eines fruchtbar blühenden Erdreichs, rings von großen Bäumen umgrünt ſtanden, überdeckt von dichtem Laube; ſie hatte nichts Ähnliches in dem Umkreiſe von Genf geſehen. Von weitem wurde man den See gewahr, wie er ſich wieder an die majeſtätiſchen Alpen anſchmiegte, die das ſchöne Landſchaftsbild, gleich einem hohen Rahmen, einſchloſſen. Sie ſchwelgte in ſüßem Entzücken, als Alberts Stimme hörbar wurde, welcher ſie fragte, ob ſie aufgeſtanden, und um Einlaß bat.

Nachdem er ſich nach der Geſundheit ſeines Gefangenen erkundigt, machte er ihr den Vorſchlag, die Poſten und Vorwälle des Schloſſes zu beſichtigen: „Ich erwarte hier die Schweizer von Tag zu Tag, mein Vater ſchreibt mir, ſie wären in der Nähe. Ich muß Anſtalten treffen, daß ihnen nie mehr die Luſt ankömmt, hier einzuſprechen. Der muthige Adrian wird mir doch Hülfe leiſten?"

„Ich verdiene nicht den Namen des Muthigen. In der Schreibſtube meines Vaters erzogen, ergriff ich die Waffen nur, als es dem Vaterlande und jenem Leben galt, dem ich das meinige verdanke. Ihr werdet mir nicht zumuthen, Ritter, ſie gegen die Vertheidiger meines Vaterlandes zu ergreifen. Ich bin Euer Gefangener, aber Euer Waffengefährte gegen unſere Verbündeten will ich nicht werden."

„Ja, es iſt nur allzuwahr," rief Albert, „ich hatte Unrecht, dies von Dir zu begehren; ich billige Deine Grundſätze; unterlieg' ich in dieſem

Kampfe, ſo biſt Du frei, und kannſt mit ihnen heimziehen.“

Mit ihnen heimzukehren, die Ritter und ihr ödes Schloß zu verlaſſen, den Vater und ihre Freiheit wiederzufinden, — war das nicht alles, wonach Adrienne ſich ſehnte? Dennoch konnte ſie einen ſtillen Seufzer nicht unterdrücken, daß alles dieſes nur mit dem Tode des liebenswürdigen **Albert** eintreffen könne, welcher ſie bereits näher anging, als ſie ſich ſelbſt geſtehen mochte.

Indeſſen verfloß Tag um Tag, einer glich dem andern, bis auf kleine Umſtände. **Albert** kam nie von der Seite ſeines Gefangenen, bis die Nacht hereinbrach. Bald nach ſeiner Ankunft wollte ihm **Albert** ein ſchönes bequemes Zimmer einrichten laſſen, allein die gewölbte Ahnenſtube ließ ſich ſo gut von innen abſchließen, daß **Adrienne** ſie keinesweges verlaſſen wollte.

„Ihr vergeſſt immer,“ ſprach ſie, „daß ich Euer Gefangener bin; Ihr ſollt Sorge tragen, daß ich an einer ſichern Stelle bleibe.“

„Du verſchließeſt Dich mit ſo vieler Sorgfalt,“ erwiederte Albert, „daß ich mich nach Dir richten ſollte, um ein tüchtiger Kerkermeiſter zu ſeyn.“

Wirklich verſchloß Albert ſchon lange nicht mehr ſeinen Gefangenen von Außen, aber der inwendige Riegel ward täglich gar ſorgfältig vorgeſchoben.

Albert machte mit ſeinem Freunde verſchiedene Ausflüge nach den Gebirgen jener Gegend; ſie beſuchten den Mont-Tendre, den höchſten der ganzen Gebirgskette, das ſchmale und herrliche Thal am See Joux, welches zwiſchen dieſem und den franzöſiſchen Bergen liegt; ſie beſtiegen den Dent de Voltons, von wo aus ſich ſieben Seen, und eine unüberſehbare Ausdehnung an Landſtrichen, dem Auge darbieten und den Anblickenden mit Ehrfurcht erfüllen. Sie ſahen die Quelle der Orbe, welche jene von Vauclüſe faſt übertrifft, den herrlichen Waſſerfall von Balaigue, ein Miniaturbild des Rheinfalls von Schaffhauſen. Adrienne, die die Mauern Genfs faſt nie verlaſſen hatte, bewunderte mit ſtummem Staunen die wunderbaren Herrlichkeiten einer Natur, die eben ſo ſchön und maleriſch, als für ſie neu waren. Albert freute ſich an ihrem Wohlgefallen und an ihrer Bewunderung, er zeigte und erklärte ihr Alles. So wandelten ſie Arm in Arm, gleich zwei Freunden, ergötzten ſich an jeder herrlichen Stelle, wo ſie ſich auf Felsſtücken neben einander niederließen.

Albert trug ſein Feuergewehr und ließ ſeinen Jagdhund folgen. Oft wollte er ſeinen jungen Freund den Gebrauch jener Waffe lehren, und muſſte über ſein linkiſches Benehmen lachen. Adrienne entſchuldigte ſich damit, daß ſie ſich noch mit keinem Feuergewehr verſucht habe.

„Ich ſehe wohl ein," rief Albert, „Du würdeſt nie ein rechter Löffelritter ſeyn!"

„Behüte mich Gott davor! Und Du ſelbſt, Albert, Du willſt es ſeyn?"

Auf das innigſte Bitten Alberts hatte ſie endlich das freundſchaftliche Du gelernt und ihr Herz empfand ein ſüßheimliches Behagen dabei.

Sie wiederholte nochmals ihre Frage mit bittender ſchmelzender Stimme: „Du ſo gut, ſo gefühlvoll und zart, wirſt Du auch einmal ein ſolcher gräulicher Ritter werden?"

„Wenn ich es Dir geſtehen ſoll," entgegnete Albert, „weder Hang, noch Vergnügen, noch Trieb fühle ich dazu; ich verabſcheue ihre Lebensweiſe und ihren lächerlichen Orden. Wie kann man je hoffen, daß die Nachwelt einen Löffelritter mit Bewunderung nennen werde? Warum nannten ſie ſich nicht lieber die Schwertritter?"

„O dieſer Gebrauch, den ſie von ihren Schwertern, nicht von ihren Löffeln machen, muß ſie ewig mit Schande bedecken. Ach, warum iſt mein — — warum iſt Albert von Pontveyre ein Glied jener Schreckensgilde?"

„Darum, weil er ein Albert von Pontveyre iſt, mein Vater hat es befohlen, kann ich ihm ungehorſam ſeyn und entfliehen?" Sie waren indeß bei einer Sennenhütte angelangt, wo ſie eine ſchmackhafte Milch zu ſich nahmen. „O, daß ich nicht der Sohn eines ſolchen Hirten bin," fuhr Albert mit Feuer fort, „der Niemandem Krieg ankündigt, als den Wölfen, die ſeine friedliche Heerde bedrohen; mit Dir in einer ſolchen einfachen Hütte wohnend, fehlte mir kein Glück, als daß ich Dich ſtatt Adrian, Adrienne nennen dürfte, und in Dir eine geliebte Gefährtin beſäße." — —

Adrienne erröthetete über und über: dieſe Worte erklärten ihr Alles, was in ihrem Herzen vorging, ſie fühlte, daß jener Wunſch Alberts ihr höchſtes Glück wäre, und daß ſie ihn leidenſchaftlich liebe. Schon ſchwebte ihr Geheimniß auf den Lippen, ſchon wandte ſich ihr Lockenhaupt zu ihm, um zu ſagen, daß ſie ewig ſeine Adrienne bleiben wolle; aber der Ton eines ungeheuren Alpenhorns, womit man die Nothwendigkeit ſeiner Gegenwart in der Burg andeutete, ſchlug an die Felſen. Schnell raffte ſich Albert auf: „Man ruft mich; ohne Zweifel iſt mein Vater angekommen." Und von Felſen zu Felſen ſpringend, ſchwand er bald aus Adriennens Angeſicht, aber noch hörte ſie ſeine Stimme, wie er ſie bat, ihm langſam und vorſichtig zu folgen.

Sie folgte ihm langſam und in Gedanken verſunken, dem Himmel dankend, welcher ſie vor der Enthüllung ihres Geheimniſſes und der Neigung ihres Herzens bewahrt hatte. „Ich bin immer nur noch ſein Freund," ſprach ſie zu ſich ſelbſt, „nie will ich ſeine Freundin werden. O! theurer Albert, daß Du kein Senne dieſer Berge biſt, wie Du es ſelbſt gewünſcht, gern würde ich Deine Armuth und Deine Hütte theilen. Aber die Tochter Amelins, die Schweſter Karls, dürfte ſie ſich je mit dem Sohne Pontveyres vereinigen?"

Thränen ſtrömten über ihre Wangen, ihr Buſen ſchlug mächtig, ſie muſſte ihre Schritte beſchleunigen, und dachte nicht ohne Zittern daran, jetzt den furchtbaren Mörder ihres Bruders wieder zu ſehen.

Schon hatte ſie die Mitte des gewundenen Steges erreicht, welcher hinauf zum Schloſſe führte, als ſie Albert zurückkehren ſah, eben ſo ſchnell hinab, als früher hinauf: „Ich hatte mich geirrt, lieber Adrian, und komme, Dich nun ſchnell wieder aufzuſuchen; es iſt nicht mein Vater, es ſind bloß ſeine Truppen, die er befehligte, und mir nun mit Aufträgen zurückſendet. Freund!" warf er mit einem Ausdruck der innigſten Freude hinzu, „freue Dich, auch diesmal iſt Dein Vaterland verſchont. Graf kam nicht in die Gewalt der Ritter, ſie haben ſich zurückgezogen."

„Allmächtiger Gott," rief Adrienne, „ich danke Dir, aber durch welches Wunder?"

„Ich habe kein Geheimniß vor Dir, höre, was mein Vater ſchreibt." Mit dieſen Worten ſetzte er ſich auf einen Felsblock, machte ſeinem Freunde Platz neben ſich, ſchlang einen Arm um ſeinen Nacken und las:

„Unſer Unternehmen iſt für diesmal geſcheitert,
„wir wollen mit mehr Macht zurückkehren,
„und ich begebe mich auf den Weg, unſere Hülfstruppen
„zu vereinigen. Ihr verſpätetes Eintreffen
„und das Anrücken der Schweizer nöthigt
„uns zum Rückzuge; langen dieſe bei Montricher
„an, ſo berichte es mir. Ich ſende Dir Truppen,
„daß Du ihnen um ſo kräftigeren Widerſtand leiſten
„und ihre Anzahl verringern kannſt, und

„hoffe, daß ihr unſerer Feinde nicht ſchonen werdet, auf Euren Muth und Eure Wachſamkeit „baue ich. Sohn! keine Gefangene, keine unnützen „Zehrer, den einen jungen Menſchen nehme ich „aus, den ich Dir geſandt, und von dem ich die „beſte Hoffnung hege, daß er einer der unſern, „und den Wahlſpruch: Beharrlichkeit und „Treue, theilen werde. Leb wohl, Albert, ich „hoffe, Dich bald wieder zu ſehen.“

Franz von Pontveyre.

Adrienne neigte ſtillſchweigend ihr Haupt, ein tiefer Seufzer entfloh ihrer Bruſt.

„Was fehlt Dir, Adrian,“ verſetzte Albert, ſie innig an ſein Herz drückend, „warum dieſer tiefe Seufzer?“

„Ach, um meines Vaterlandes willen, das noch immer bedroht, um meines Vaters willen, deſſen Schickſal mir unbekannt iſt. O, Du biſt glücklich, Dein Vater ſchreibt Dir, Du weißt, daß er lebt, Du erwarteſt ſeine Rückkunft, Du empfängſt Aufträge von ihm, als Beweiſe ſeiner Vaterhuld; aber der meinige? Gott! weiß ich denn, ob ich noch einen Vater habe?“

Albert hatte der Schmerz ſeines Freundes ſtumm gemacht, er ſchwieg einige Augenblicke, dann ſprach er: „Ich habe den Namen Deines Vaters vergeſſen.“

„Jakob Amelin."

„Sein Gewerbe?"

„Kaufmann."

„Seine Wohnung?"

„Die Vorſtadt St. Victor. Aber wozu dieſe Fragen, lieber Albert?"

„Aus Antheil für Dich. Doch jetzt komm mit mir ins Schloß. Ich muß die neuen Truppen unter Obdach bringen und ſie mit dem Nöthigen verſehen."

Als ſie den Steg hinangingen, theilte Albert Adriennen mit, daß die Schweizerſoldaten, nachdem ſie drei Tage lang ſich zu Morges aufgehalten, eine andere Marſchroute, als gegen Montricher, eingeſchlagen, und dort mehrere Schlöſſer den Flammen Preis gegeben hätten.

„Sie haben Montricher geſchont," ſprach er, „und das ärgert mich; denn ich wollte eine Probe meiner Sorgfalt und Tapferkeit geben, ohne gegen Genf zu ziehen, das ich liebe, weil mein theurer Adrian dort das Licht des Tages erblickte."

Er fuhr fort zu erzählen, daß die Truppen, die ihm ſein Vater geſendet hatte, unter Anführung eines Ritters vom Löffel, genöthigt waren, ſich vierzehn Tage in den Gegenden von Nion verborgen zu halten, um einige Schlöſſer zu beſchützen, welche den Rittern angehörten, und deren Beſatzung zum Widerſtande zu gering und ſchwach war.

Als die beiden Freunde auf Montricher anlangten, bat Adrienne Alberten um Erlaubniß, auf ihr Zimmer gehen zu dürfen; ſie bedurfte nur allzuſehr der Ruhe und Einſamkeit, um all den ſonderbaren Gefühlen freien Lauf zu laſſen, welche ihr Herz bedrängten. Ihre Lage auf dem Schloſſe ſchien ihr ſo grauſam und doch ſo angenehm. Zu gleicher Zeit durchkreuzte der Wunſch ihre Bruſt, zu ihrem Vater nach Genf zurückzukehren, und zu gleicher Zeit ein vielleicht noch lebhafterer, auf Montricher, in Albert's Nähe, bleiben zu dürfen. Dieſes Begehren ſchien ihr ſo ſtrafbar, daß ſie ſich des Gedankens mit aller Macht entſchlagen wollte. Sie verläugnete ſich nicht die tauſend Gefahren ihrer Lage, alle ſtanden lebendig vor ihrer Seele. An die Möglichkeit der Flucht war nicht zu denken, wenn ſie auch das Wageſtück unternehmen wollte. Ein einziges Mittel, ihre Freiheit zu erlangen, durchleuchtete ihren Geiſt; wie, wenn ſie Albert zum Vertrauten ihres Unglücks machte? ihm ſagte, daß ſein Gefangener ein armes Mädchen ſey? Sie war ja überzeugt, daß der junge Ritter bei ſeiner Ehre und ſeinem Zartgefühl nie jene Entdeckung mißbrauchen würde; aber war ſie denn eben ſo ſicher überzeugt, daß er ſie dann werde zurückſenden und ſich ewig von ihr trennen wollen? Und, wenn ſie ihm nun bekannt hätte, ſie ſey Adrienne, konnte ſie dies Wort ausſprechen, ohne hinzuzufügen, die Dich liebt und Dich ewig lieben wird. Hatte ſie nicht bereits in ſein trauliches Du eingeſtimmt, nannte ſie ihn nicht ihren lieben Albert? Lebte ſie nicht ſchon einen Monat mit ihm in einem vertrauten Umgange, der ihr alles Blut in die Wangen trieb, wenn ſie ſich beſann, daß ſie ein Mädchen ſey. „Nein!“ rief ſie bei ſich aus, — „nein, er ſoll es nie erfahren!“

Sie lag in hellen Thränen, als Albert ſchnell hereintrat, Schreibzeug und Papier auf den Tiſch ſtellte und ſprach: „Adrian, ſchreibe an Deinen Vater!“

„An meinen Vater! wie, wäre es möglich?“

„Alles iſt der Freundſchaft möglich,“ ſprach Albert lächelnd. „Indem ich die Truppen in Augenſchein nahm, fand ich darunter einen jungen Savoyer, den Sohn meiner Amme, der mir ganz ergeben iſt; er wird meine Befehle vollziehen, und Du ſowohl, als ich, ſollen von Deinem guten Vater, von ſeinem Schickſal Nachricht erhalten.

Schreibe bald, mein Bote ruht jetzt aus, morgen reiſt er ab.

Voll der innigſten Rührung ergriff Adrienne Alberts Hand und drückte ſie an ihr Herz, der aber umarmte ſie und ſprach in einem weichen, faſt wehmüthigen Tone: „Adrian, ich will, daß Du mich, trotz des abſcheulichen Löffels, liebſt; ich will, daß Du mit mir zufrieden ſeyſt.“

Mit dieſen Worten entfernte er ſich, aber eben ſo ſchnell kehrte er zurück. „Keine Tageszahl, keine Aufſchrift, kein Siegel braucht der Brief; Peter kann ohnedies nicht leſen. Ich habe Dir den Brief meines Vaters mitgetheilt, Du mußt mir auch den Deinigen anvertrauen; zwiſchen zwei Freunden darf es kein Geheimniß geben.“

Unterdeſſen ſaß Adrienne an dem Tiſche, ſie hielt ſinnend die Feder in der Hand; was ſollte ſie ſchreiben? Ohne Tageszahl, ohne Aufſchrift, ohne Siegel, — Albert ſah auf ihre Hand hin, keinen Zug konnte ſie ohne ſein Vorwiſſen thun. Sie dachte einige Augenblicke nach und ſchrieb endlich folgende Zeilen:

„Euer Kind, geliebter Vater, Euer Adrian „iſt für Euch nicht verloren, aber er weiß nicht, „wann er Euch wieder ſehen wird. Meine glühendſten Wünſche ſehnen den Augenblick herbei,

„aber ich bin nicht frei und kann nicht dorthin ziehen, wohin mich mein Herz und meine Pflicht ruft. Seyd über mein Schickſal ruhig; mein größtes Unglück iſt, von Euch entfernt zu ſeyn. Die innigſte, edelſte Freundſchaft wacht über Euer Kind, ſie reicht ihm Mittel an die Hand, Euch Nachricht von ſich zu geben, und vielleicht auch Euch in Kurzem wieder mein Leben widmen zu können.“

Mit den Worten: Vertrauen um Vertrauen, übergab Adrienne den offenen Brief an Albert. Er ergriff ihn, durchlief ihn, und veränderte ſichtbar die Farbe. „Adrian!“ ſprach er, „ich glaubte, Du liebteſt mich mehr. Deine glühendſten Wünſche ſind, mich zu verlaſſen, und Du ſchmeichelſt Dir, ich würde es ſeyn, der Dir die Mittel zu unſerer Trennung bieten wird. O, halte mich nicht für ſo überedelmüthig, meine glühendſten Wünſche ſind, Dich nie zu verlaſſen.“

„Ich dachte,“ bat Adrienne, „Alles ſey der Freundſchaft möglich?“

„Ja Alles, nur das nicht, was ſie nicht ertragen würde; — mit Dir zu leben, guter Adrian, könnte ich meinen Vater verlaſſen.“

Adrienne erſtaunte vor ſüßheimlichem Vergnügen; welche Mühe hatte ſie, ihre Freude zurückzuhalten; er konnte ſeinen Vater verlaſſen, um bei ihr zu bleiben! Wie, wenn er erſt wüßte — — wenn Pontveyre gleich in der Hitze des Kampfes den unglücklichen Streich führte, welcher Amelin ſeines Sohnes beraubte, wäre nicht jener, der ihm die Tochter beſchützte und erhielt, der ſie ihm zurückbrachte, jener, deſſen Schwert ſich nie mit dem Blute eines Genfers befleckte, — würdig, ihm ſeinen Sohn zu erſetzen.

Eine düſtere Wolke des Schmerzes lag noch auf Alberts Stirne, umſonſt war Adrienne bemüht, ihn zu zerſtreuen. „O, Freund," ſprach ſie zu ihm mit dem Ausdruck der innigſten Wahrheit, „glaube mir, daß ich eben ſo ſehr all' das Leid fühle, daß mir das Scheiden von Dir noch ſchmerzlicher ſeyn würde. Deine Lebensart, der Krieg, ſeine Gefahren und ſein Ruhm werden Dich bald Deinen Freund vergeſſen laſſen, aber wie will ich bei der kummervollen, ewig gleichen Erfüllung meiner Pflichten, bei einem greiſen unglücklichen Vater je Deiner vergeſſen? O, wenn Deine Liebe zu mir ſtandſtaft genug wäre, daß Du mir verſprechen könnteſt" — — Sie hielt inne.....

„Was iſt Dein Begehren, Adrian? ſprich, befiehl, Alles ſoll mir leicht ſeyn, um Dir die Macht meiner Freundſchaft zu beweiſen."

„Wohlan, willſt Du mir verſprechen, nie gegen Genf zu kämpfen? Willſt Du mir zuſagen, die Gewalt über das Gemüth Deines Vaters dazu benutzen zu wollen, daß er meine braven Mitbürger, die ihn nie beleidigt, nicht länger bedränge. Sprich, Albert, willſt Du? vielleicht, daß —“

„Vielleicht — o, ſprich es aus!“

„Vielleicht, daß wir uns dann vereinigen, um nie von einander zu ſcheiden.“

„Ich verſpreche Dir alles, was von mir abhängt; alles, was mit den Pflichten eines Sohnes vereinbar iſt, die Du ſelbſt wohl allzugut kennſt, als daß Du es mir verargen könnteſt, wenn ich ſie vor Augen behalte. Ich werde mit meinem Vater ſprechen; Dein Vaterland will ich nie bekämpfen; für dieſen Augenblick verlange nicht mehr von mir.“

Mit dieſen Worten verließ er ſie, ſeinen Boten zur Reiſe zu fördern — und überließ ſie ihrem Nachdenken; die Arme fühlte nur allzuwohl, daß ſie alles zu hoffen oder zu fürchten habe, und daß ihr Albert von Pontveyre immer theurer werde.

Der junge Savoyer reiſte ab, Adrienne berechnete ängſtlich die Stunde ſeiner Zurückkunft, Tag auf Tag, Woche um Woche verging, ohne daß er eintraf. Adrienne war in banger Unruhe. Albert hatte Mühe, ſie zu tröſten. Eines Tages wandelten ſie nach der Hinterſeite des Schloſſes, wo der Weg nach Genf zu ſehen war, Adrienne lag traurend auf dem grünen Raſen hingeſtreckt, eine Laute, die ihr Albert gegeben, ruhte in ihrer Hand; ſie griff ſchwermüthig in die Saiten und ſang:

Es fiſchte des Kaiſers Tochter zu Fez
An eines Schmerlebachs Rand,
Und zog in ihrem ſeidenen Netz
Drei blanke Fiſchlein an's Land.

O! ſchenke mich, ſprach die Erſte zu ihr,
Dem treueſten Schweſterlein;
Nein, ſprach die Schöne, Du bleibſt bei mir,
Auch ich kann Schweſter Dir ſeyn.

Ich habe ein Liebchen, ihm banget nach mir,
So ſprach das Zweite betrübt;
Mein Teich, ſprach ſie, erſetzet es Dir, —
Sie hatte noch niemals geliebt.

Ich habe noch einen Vater, o Schmerz,
So ſprach das Jüngſte zuletzt, —
Sey frei, mir ſagt es mein eigenes Herz,
Daß Nichts Dir den Vater erſetzt.

Die letzten Töne verhallten; Albert drückte ſtill wehmüthig ihre Hand, — als ſie mit einem Male unten auf dem Wege eine Staubwolke aufſteigen ſahen, die immer näher kam, bis endlich Pontveyre eine Menge heranrückender Soldaten gewahrte. Schon dachte Albert, die Schweizer dürften auf Umwegen zurückgekehrt ſeyn, Montricher zu überfallen, und nöthigte ſeinen Freund, ſchnell mit ihm heimzukehren. Aber im Schloſſe angelangt, vernahmen ſie den Ruf der erſteren Poſten, welche die Ankunft einer Freundes-Schaar ankündigten.

„Gewiß iſt es mein Vater,“ rief Albert, „wer kennt außer ihm unſere Loſung und Zeichen ſo genau? Fürchte nichts,“ fuhr er fort, als er ſeinen Freund erblaſſen ſah, — „er iſt Dir gewogen, er liebt ja auch mich, ich muß ihm entgegen.“

Aber der Ritter, welcher die ankommende Schaar befehligte, war nicht Pontveyre, ſondern Allüfant, der furchtbarſte, unverſöhnlichſte Feind der Genfer. Lange hatte ihn ſchon Neid und glühende Eiferſucht erfüllt, daß Pontveyre zum Oberhaupte des Ritterſtandes war erwählt worden. Albert ſcheute ſeinen Anblick; der

Ritter, wilder und häßlicher, denn jemals, funkelte vor Groll und Hohn! eine unerklärbare Angſt fiel auf Alberts Herz, und gewiß mit Recht, denn die erſten Worte, womit ihn Allüſant kalt und hohnlachend begrüßte, waren:

„Albert von Pontveyre, Du haſt keinen Vater mehr, verkleidet wollte er durch Genf ziehen, man hat ihn aber erkannt und ermordet.“

Albert that einen Schrei des Entſetzens, er drohte zuſammen zu ſinken; Adrienne ſtürzte herbei, umfaſſte ihn mit ihren Armen und erleichterte ſeinen Schmerz.

„Wer iſt dieſer junge Menſch,“ ſchrie Allüſant, näher hinzutretend: „wer hat es gewagt, einen Unbekannten in dieſe Mauern zu bringen?“

„Mein Vater!“ erwiederte Albert, dem die Gefahr des Freundes alle Kräfte wieder gab.

„Dein Vater?“ hohnlachte der Ritter, „noch einmal, wer iſt er und woher? Sprich ſelbſt, Du Burſche, wie iſt Dein Name, wo Dein Vaterland?“

Adrienne zitterte am ganzen Leibe, ſie vermochte kein Wort herauszuſtottern.

„Es iſt ein Gefangener aus Genf, dem Herr von Pontveyre um ſeiner Jugend willen das Leben geſchenkt;“ erklärte einer der Krieger, die Adrienne auf das Schloß geleitet hatten.

„Ha! und dies zum Hohne ſeines Schwures?“ tobte der furchtbare Ritter, — „Allüſant wird ſeinem Schwure treuer ſeyn. Alſo ein Genfer iſt es, Albert, den Du an Dein Herz drückſt, einer der Mörder Deines Vaters?“

„Er iſt mein Freund, mein Vater ſchenkte ihm das Leben, und hat mir ihn anvertraut, darum will ich ihn auch mit dem meinigen vertheidigen.“

„Iſt es Dir unbekannt, Verwegener, daß nach Altersfolge ich jetzt das Oberhaupt unſeres Bundes bin und nun an der Spitze der Krieger ſtehe? Gewiß war auch er jener Verräther, der dies Blatt an unſere Feinde ſchrieb. (Bei dieſen Worten zog er einen offenen Brief aus dem Wamms, in welchem Adrienne ihr Schreiben erkannte.) Und Du, Albert, einer der Löffelritter, warſt der Nichtswürdige, der ihm die Mittel zur Beförderung nach Genf gab. Den Boten hat mein Schwert heimgeſendet, daß er nie wieder Briefe beſtellen ſoll, und der Schreiber ſoll ſein Loos theilen; Soldaten! ergreift den Genfer! er werde den Manen Pontveyres geopfert.“

„Nur über meine Leiche dringt ihr zu ihm,“ ſchrie Albert, indem er ſich mit bloßem Schwerte ſchützend vor ſeinen Freund ſtellte. „Wehe dem, der es wagt, meinen Freund zu berühren, den mein Vater mir anvertrauete.“

Kein Soldat wagte es, ſich ihm zu nähern, alle liebten Albert eben ſo ſehr, als ſie Allüſant haſſten, wüthend zog dieſer ſein Schwert, ein furchtbarer Kampf entſtand zwiſchen beiden Rittern. Wüthender Haß gegen den Grauſamen und ein unnennbares Gefühl für ſeinen Freund verdoppelten Alberts Kraft; ein furchtbarer Streich, und ſein Gegner liegt am Boden, er iſt entwaffnet und verwundet; auch Albert wirft ſein Schwert von ſich und ruft dem Beſiegten zu: „Ich habe das Leben meines Freundes vertheidigt; fern ſey es von mir, einen Bundesritter zu tödten; noch will ich Dich nicht meines Vaters Nachfolger nennen, denn Deinen Worten trau ich nicht, noch will ich hoffen, daß Pontveyre lebe, und er iſt es dann allein, der auf Montricher zu befehlen vermag.“

Allüſant erſtickte faſt vor Wuth; er war nur leicht verwundet. „Soldaten!“ rief Albert, „ſorgt für den Ritter;“ dann wandte er ſich gegen ſeinen Freund und erblickte ihn in einer kleinen Entfernung, umgeben von Kriegern, die ihn nach einem gefahrloſen Orte geleiten wollten. Aber vermochte denn Adrienne an ihre Sicherheit zu denken, indeß Albert ſein Leben für ſie wagte? „Laſſt mich, laſſt mich, um Gotteswillen!“ rief ſie, „wenn er ſtirbt, ſo ſey es mir vergönnt, mit ihm zugleich zu ſterben.“ Albert hatte jene Worte während des Zweikampfes vernommen, ſie verdoppelten ſeinen Muth und ſeine Stärke, und begünſtigten den Erfolg; nun führte er ſie auf ſein Zimmer, und ſprach, als ſie ſich allein befanden:

„Theurer Adrian, der Himmel hat mir die Gunſt verliehen, daß ich diesmal Dein Leben gerettet habe, aber ich kann es Dir nicht verhehlen, daß, ſo lange Du in der Nähe des grauſamen Allúfant in dieſen Ringmauern verweilſt, Dein Leben ſtets in Gefahr ſchwebe. Nie wird er es mir verzeihen, daß ich ihn beſiegt und beſchämt habe, nie Dir es nachſehen, daß Du ein Genfer biſt, und der Mörder meines treuen Peter würde in Kurzem auch der Mörder meines Freundes werden. Dein Vater hat den Brief nicht erhalten, den Du geſchrieben, weil er ſich in den Händen Allúfants befindet; aber ſeinen Sohn ſoll er wieder bekommen, und ich will der Überbringer ſeyn; ja, ich will Dich ſeinen Händen überliefern und eilen, meinen Vater aufzuſuchen, wenn es ja noch möglich iſt. Allúfant war nicht mit ihm, man kann ihm falſche Nachricht hinterbracht haben, oder er hat es für gut befunden, dieſe Lüge zu benutzen, um ſich einer hohen ehrenvollen Stelle zu bemächtigen, um die er längſt meinen Vater beneidete. Ich kann, ich will in dieſer peinigenden Ungewißheit über das Schickſal meines Erzeugers nicht bleiben. Benutzen wir den Augenblick, in dem Allüfant durch ſeine Wunde gehindert iſt, uns Widerwärtigkeiten in den Weg legen zu wollen, und eilen wir noch an dieſem Abende von hinnen. Schnell will ich die nöthigen Vorkehrungen treffen, und eben ſo geſchwind bin ich wieder bei Dir.“

Er verließ ſie und flog zu dem Ritter Roſai, dem ſein Vater immer das vollſte Vertrauen ſchenkte, übergab ihm im Namen Pontveyres die Schlüſſel und das Kommando des Schloſſes, beſtellte einige vertraute Krieger, um ſich vor Verrätherei zu ſchützen, und holte, als die Sonne ſchon mit ihrem Abendgolde die weſtlichen Bergſpitzen röthete, ſeinen Freund ab. Mit Wäſche und Kleidern hatte er Adrian verſorgt, heute brachte er ihm noch einen kurzen leichten Degen und einen Reiſemantel. Auch Albert war ſo gekleidet; ein breiter, tief in die Stirn gedrückter Hut barg ſein Geſicht. Noch vor Anbeginn der Nacht, ehe die Zugbrücke aufgezogen worden war, hatten ſie bereits Montricher verlaſſen. Wie glücklich fühlte ſich da Adrienne, ſie iſt bei ihrem Freunde, bei ihrem Lebensretter; wird bald ihren Vater wiederſehen, und keinen Augenblick denkt ſie daran, daß ſie nun der gräßlichſten Entdeckung entgegen eile.

Als ſie durch Rolle zogen, ſahen ſie die Brandruinen des Schloſſes, welches die Schweizer bei ihrem Durchzuge in Flammen geſetzt hatten. In dem Forſte von Prangin empörte ein ausgeſtreckter Leichnam ihren Anblick. Aber wer beſchreibt Alberts Entſetzen, als er den jungen ſavoyeſchen Boten erkannte, welchen der Wütherich Allüſant getödtet hatte. Adrienne beſchuldigte ſich wehmüthig, die Urſache ſeines Todes geweſen zu ſeyn. — Aber in dieſer Zeit des Mordes und der Gräuel, was konnte an dem Leben eines einzelnen Menſchen gelegen ſeyn! Albert ſorgte für die letzte Ehre des Verſtorbenen, ſeine Beſtattung; ſeine Soldaten begruben ihn, nachdem ſie mit ihren Schwertern die Erde geöffnet. Nun bedurfte ihrer Albert nicht mehr, er verabſchiedete ſie und ſandte ſie nach dem Schloſſe zurück. Er wollte allein in Genf eintreffen und Adriennens einziges Flehen war, er möge ſich ja nicht zu erkennen geben.

Wie mächtig pochte ihr Herz, je näher ſie den Mauern der Stadt kamen, ſie fühlte nur allzuwohl, die Zeit der Verſtellung ſey vorüber; die erſten Worte, womit ſie ihr Vater begrüßen werde, würden Albert ihr Geheimniß entdecken; — ſie fühlte, daß ſie ſich jene Beſchämung erſparen müſſe, daß ſein Freund ihn bis zu dieſem Augenblicke hintergangen habe. Dieſes Geſtändniß, daß ſie in den Mauern von Montricher nie gewagt haben würde, ſchien ihr in dem Augenblicke, wo er ſie zu ihrem Vater hinführte, um vieles leichter, und dennoch wuſſte ſie nicht damit zu beginnen. Schweigend ging ſie am Arme Alberts und vermochte ſich vor Erſchöpfung kaum aufrecht zu halten.

„Du zitterſt, armer Adrian, Du denkſt wohl an die Freude, die Du Deinem Vater bereiteſt; ſie könnte tödtlich für ihn werden, da er Deinen Brief nicht erhielt. Willſt Du, daß ich vorausgehe, und ihm des nahen Glücks Verkündiger werde, — daß ich ihn vorbereite, daß ſein Sohn" —

„Nein, Albert, nicht ſein Sohn," unterbrach ihn Adrienne, und bedeckte, ihm den Arm ſanft entwindend, mit beiden Händen ihr Geſicht, „ſage ihm, daß Du ihm ſeine einzige Tochter, ſeine Adrienne zurückbringſt!"

„Gott! was höre ich?" rief Albert, „wär' es möglich?"

Mit einem Male ſank der Schleier vor ſeinem

Auge; nun iſt ihm alles klar; ſeine zarte innige Hingebung, die ſüße ſanfte Stimme ſeines Freundes, ſein Mangel an phyſiſchen Kräften, Alles iſt jetzt erklärt. Staunen mußte er, wie ihm dieſes nicht früher zu Sinne kam; dieſe zarte Hand, die er oft in der ſeinigen gehalten und mit Küſſen bedeckt, konnte ſie ihn nicht hinlänglich belehren?

„O, ſüßes Geſchöpf,“ rief er, „mein Herz hat es wohl ahnen müſſen, ich liebte Adrian, und nun bete ich Adrienne an.“

„So verzeihſt Du ihr, daß ſie Dich ſo lange getäuſcht? Hätte Adrienne ſonſt bei Dir bleiben, hätte ſie Dich lieben lernen, hätte ſie Dich ihren Albert nennen dürfen?“

Einige Augenblicke ſtanden Beide ganz in ihr ſüßes Gefühl verſunken, ganz den namenloſen Empfindungen hingegeben, die ſie erfüllten; Adrienne vergaß, daß ſie ihrem Vater entgegen eile, Albert dachte nicht mehr daran, daß er den ſeinen verloren; die ganze Welt kümmerte ihn wenig; er dachte nur an ſeine Adrienne, und wiederholte ihr tauſendmal die Schwüre ſeiner ewigen Liebe.

Adrienne war es, die zuerſt aus ihren ſüßen Träumen erwachte. „Albert, Du denkſt gar nicht daran, daß ich eine Genferin bin, und

Du der Sohn Pontveyres, und daß ſich Alles dem Anſchein nach vereinigt, um uns zu trennen."

„Was kümmern mich," verſetzte feurig der Jüngling, „jene Gehäſſigkeiten und Feindſchaften, die mein Herz eben ſo wenig beſchönigte, als ich ſie nun aus ganzer Seele verabſcheue. Dein Vaterland ſoll das meinige werden, Dein Vater der meinige, da ich ohnedies wenig Hoffnung habe, meinen unter den Lebenden zu finden; — fände ich ihn aber wieder, ihn, der mir das Leben gegeben, ſo würde er Dich gewiß ſeine Tochter nennen, oder keinen Sohn mehr haben."

Unterdeſſen waren ſie im Hauſe Amelins angekommen; haſtig ſchritt Adrienne zuerſt die Treppe hinan, Albert folgte ihr. In der Küche hoffte ſie ihre alte treue Goton zu finden; ſchon hatte ſie einen Plan entworfen, vermöge deſſen ihr Goton beiſtehen ſollte. Indeß Albert den alten Amelin auf die unerwartete Freude vorbereitete, wollte ſie heimlich bei Goton ihre weiblichen Kleider anlegen und dann durch eine Mittelthür in ſein Zimmer treten. Albert bereitete ſie vor, daß er ſie in jenen Gewändern erblicken würde, die ſie nun nicht mehr ablegen werde; er ſolle ſich ihrem Vater bei ihrem erſten Zuſammentreffen nicht zu erkennen geben; ſie wolle es ſeyn, die es ihn kennen lehrte, wer der Urheber ſeines Glückes ſey; ſie wolle es dahin bringen, daß ihn das Glück, ſeine Tochter wieder an ſein Herz drücken zu können, dahin beſtimmen ſolle, den vielverfluchten Namen Pontveyre zu ſegnen.

Indeß öffneten ſie leiſe die Thür der Küche; Adriennne hatte ihren großen Hut und Reiſemantel abgenommen, damit ſie um ſo gewiſſer von Goton erkannt werde; ſie rief ihren Namen, aber ſiehe da, eine fremde, weibliche Geſtalt erſcheint, welche, bei dem Anblicke zweier bewaffneter Männer, ſich an das Schickſal ihrer Vorgängerin erinnert, in Todesangſt einen gellenden Schrei ausſtößt und eiligſt entflieht. Albert und Adrienne lachten über ihre Furcht, deren eigentlichen Grund ſie nicht kannten. Adrienne wähnte, es ſey eine Bekannte ihrer guten Goton, welche dann und wann bei ihr im Hauſe Amelins bleibe, und änderte nichts an ihrem Vorhaben.

Auf das Angſtgeſchrei, welches das Weib gethan, fragte Amelin innen raſch: „Was iſt das, Marthe, was iſt Dir zugeſtoßen?“

Adrienne erkannte ſeine Stimme, und nun vollkommen überzeugt, daß er lebe, fühlte ſie abermals eine innige Wonne. Sie bat Albert ſanft, er möge hineintreten, um ihrem Vater die Ankunft ſeiner Tochter zu verkündigen.

„Die Thür rechts,“ fuhr ſie fort, „geht in mein Zimmer, eine einfache Scheidewand und eine dünne Thür trennen ſie von dem Gemache meines Vaters; ich kann dann jedes Wort hören, und werde eintreten, ſobald er vorbereitet iſt, mich zu empfangen, aber bedenke wohl, — aber bedenke wohl,“ wiederholte ſie erröthend, „daß Du — daß Ihr bis jetzt nichts, als mein Bote ſeyd.“

„Ich werde Euren Befehlen gehorchen,“ erwiederte Albert lächelnd, „und hoffe Dich bald als Dein Freund zu begrüßen.“

Adriennne trat in das Seitengemach, zu gleicher Zeit, als Albert in Amelins Zimmer, ſie eilte zu dem Schreine, der ihre Kleider verſchloß, alles fand ſie noch, wie ſie es verlaſſen hatte. Schnell warf ſie ein weißes Gewand über ſich, hüllte die Bruſt in ein ſammtnes Leibchen, überſtickt mit blankem Silber, ordnete ihre blonden langen Locken, und horchte aufmerkſam auf alles, was in dem angränzenden Zimmer vorging. Dort war Albert eingetreten, hatte den Hut gezogen und den Mantel über die Schulter geworfen.

„Wer ſeyd Ihr und was iſt Euer Begehren?“ fragte Amelin erſchreckt; aber ein Blick auf die edle Geſtalt und das einnehmende Äußere des ſchönen Jünglings hatte ihn bereits eines Beſſern belehrt, noch bevor Albert im ſanften Tone erwiederte:

„Verzeiht, Herr, wenn ich eingetreten, ohne mich melden zu laſſen; als ich es thun wollte, erſchreckte ich unglücklicher Weiſe Eure Dienerin ſo, daß ſie einen Schrei ausſtieß und entfloh. Da ich Euch indeſſen frohe Kunde bringe, ſo glaubte ich mich ſelbſt anmelden zu dürfen. Eure Tochter Adrienne Amelin ſendet mich zu Euch!“ —

„Gott! meine Tochter!“ rief Amelin im höchſten Entzücken, „meine Adrienne, wäre es möglich, ſie lebte noch? Himmel, wenn mir das Glück würde, wenn ich ſie noch vor meinem Ende ſehen und ſegnen dürfte.“

„Ihr ſollt ſie ſehen,“ ſprach Albert mit dem Ausdrucke des innigſten Mitgefühls und der Wahrheit, „und dies viel früher, als Ihr wähnt.“

„O, meine Tochter, aber wo iſt ſie?“

„Von dem Tage an, als Ihr ſie verloren, lebte ſie auf dem Schloſſe Montricher, geſtern erſt wurde es uns möglich, dort zu entfliehen. Geſtern glaubte ich Euch einen Sohn zurückzuführen, erſt heute, vor Kurzem, in dem Angeſichte Genfs, benahm mir Eure Tochter den Irrthum."

Bei dem Namen des Schloſſes Montricher war der Greis mächtig erſchrocken, die Freude tilgte indeß auch dieſe Erinnerung. „Darf ich Euren Worten trauen," wandte er ſich mit zitternder Wonne an Albert, „Ihr ſeyd ein Engel, den der Himmel mir ſendet, um mich in meinem tiefem Leid zu tröſten?"

„Ich bin nichts, als ein armer Sterblicher, der ewig euch und eure Tochter verehren wird. Wenn ich Euch ſolch ein Kleinod zurückbringe, werdet Ihr mir den Beſitz deſſelben abſchlagen können? Verſprecht mir die Hand Eurer Tochter," rief er, ſich zu Amelins Füßen werfend, „damit auch ich das Glück genieße, Euer Sohn zu werden!"

„Ja, mein lieber Sohn, Du ſollſt ſie haben," ſprach Amelin erweicht, „Du haſt mir mehr gerettet, als mein Leben. Aber wo iſt meine Tochter, wo haſt Du ſie gelaſſen?"

„In Euren Armen!" rief Adrienne, aus dem Nebengemache an Amelins Bruſt ſtürzend — Bald lag ſie mit Albert zu ſeinen Knieen.

Pontveyre, entzückt von ihrer neuen Umſtaltung, glaubte ſie das erſte Mal zu ſehen; ſie ſchien ihm ſo unendlich ſchöner geworden, daß er den Blick nicht von ihr wegzuwenden vermochte; ſüßtraulich ſchlang er ſeinen Arm um die Holde, und drückte ſie innig an ſein Herz; auch Adrienne ſchlang ihren Arm um ſeinen Nacken, und ihre Hände ruhten in jenen Amelins.

„Du biſt mein, Adrienne," rief der Jüngling entzückt, „Du biſt mein auf ewig, Dein Vater hat eingewilligt, er hat mich ſeinen lieben Sohn genannt."

„Wer verdiente es auch mehr!" rief Adrienne, „Dein Vater hat mir das Leben geſchenkt, der Muth des Sohnes hat mir es zum zweiten Male gegeben, ja mehr noch, er verſchaffte mir das Glück, Euch wiederſehen zu können. O, theurer Vater, ſegnet Eure Kinder!"

„Ich ſegne Euch," ſprach Amelin, ſeine Hände auf das Haupt der beiden Liebenden legend, „ich verſpreche Dir, Albert, meine Tochter, ſelbſt ohne Dich näher zu kennen. Adrienne iſt Dein, ſie liebt Dich ja innig, und Du und Dein Vater habt ſie mir erhalten. Aber nun ſage mir Deinen Namen; wer Du biſt, und wer Dein Vater, der mir mein theures Kind gerettet?"

Albert ſchwieg; er hatte es Adriennen verſprochen, und zitterte, den jedem Genfer faſt verhaſſten Namen zu nennen.

Adrienne faſſte Muth, ſie umſchloß Amelins Kniee: „Vater,“ ſprach ſie, „faſſt kein böſes Vorurtheil über meinen Albert, es wäre eben ſo ungerecht, als niedrig, — denkt nicht darauf, ihn deshalb zu ſtrafen, weil ihn, den Schuldloſen, das Schickſal ſo unglücklich geſtellt, — denkt nur daran, was wir ihm Beide ſchuldig ſind und begründet das Glück Eurer Adrienne. Mein Albert iſt der Sohn — — — Franz von Pontveyres, Herrn auf Terni, und Beiden habt Ihr das Leben Eures Kindes zu danken.“

Amelin glaubte, ein furchtbarer Traum umfange ihn, um ihn zu äffen. Seine Arme ſpreiteten ſich unwillkührlich aus und ſtießen ſeine Tochter zurück; er wollte ſtaunend den unheilſchwangern Namen wiederholen, die Zunge verſagte ihm den Dienſt. Vor Schrecken erblaſſten die Liebenden, und hielten ſich nur noch inniger umfangen, da mit einem Male raffte er ſich auf, und rief verzweifelnd:

„Unglückliche! welchen Namen hat Dein Mund zu nennen gewagt? Welche Schatten rufſt Du aus dem Grabe? Siehſt Du dort das blutende Geſpenſt, wie es auftaucht aus dem Rachen der Hölle, und zwiſchen Dich und jenen, den Du liebſt, tritt. Albert, an dieſem Orte, wo Du jetzt die Hand meiner Tochter begehrſt, habe ich Deinen Vater, den Barbaren ermordet, unter meinem Schwert fiel er, und hier, hier — — (er deutete nach dem Bette,) kennſt Du den Ort, wo mein Sohn, Dein Bruder Adrienne, von ihm getödtet, in Deinen Armen ausathmete? Sieh mich nicht alſo an, drohender Schatten, Du haſt meine Tochter verſchont, ich verzeihe Dir, ich wünſchte, ich könnte Dir das Leben wiedergeben, das ich Dir damals in blinder Wuth geraubt. — Nehmt auch Ihr Kinder meine Verzeihung, und — trennt Euch auf ewig!“

Ach! ſie waren es bereits für dieſe Erde! Albert ſah ſeine Adrienne erblaſſen und wanken, er fing ſie in ſeinen Armen auf, aber ach, es war ein Leichnam, den er an ſeine Bruſt drückte. Vernichtet von dem unerwarteten Zertrümmern ihrer Hoffnungen auf dem Punkte, wo ſie dem höchſten Glück entgegen geſehen, fühlte der Himmel Mitleid mit ihr und entriß ſie der Reihe langwieriger Schmerzen. Sie hatte noch den Namen Albert genannt und gab ihr Leben an dem

Herzen desjenigen auf, den ſie mehr, als ſich ſelbſt liebte.

„Adrienne!“ rief Albert, „bald ſoll uns das Grab vereinigen!“ Er ſuchte ſeinen Degen. In dieſem Augenblicke waren mehrere Genfer, von der Magd herbeigerufen, hereingedrungen, und erbebten bei dem Anblicke deſſen, was ſich ihrem Auge darbot.

Verfolgt von dem Geſpenſte, das ſein wirrer Geiſt aus der ewigen Nacht des Todes rückkehren ließ, rännte Amelin wahnſinnig im Zimmer hin und her; ſeine Tochter lag entſeelt, gleich einer blaſſen Roſe, auf dem Bette, wohin ſie der Geliebte gebracht hatte. Albert hielt in einer Hand Adriennens bleiche Rechte, in der andern ſein Schwert. Die Hereingekommenen wollten auf ihn zuſtürzen.

„Zurück!“ rief er ihnen mit Ruhe und Würde zu, — „ich bin der Sohn Pontveyres, und nicht Ihr ſollt mich mit meinem Vater und dieſem Engel vereinigen, den ich nicht überleben will.“ Mit dieſen Worten bohrte er das Schwert tief in ſein Herz und ſtarb zu Amelins Füßen.

Solch ein trauriger Anblick hätte die wüthendſten Feinde verſöhnen können; der Leichnam Alberts von Pontveyre wurde in Ehren gehalten, und nach dem ausdrücklichen Befehle Amelins an der Seite Adriennens begraben. Er ſelbſt überlebte ſie nur kurze Zeit, und nicht in ihrer Nähe.

Von den ferneren Umtrieben der Löffelritter wollen wir ſchweigen. Die Geſchichte löſchte nach und nach die Namen der Unwürdigen von den Marmortafeln der Fortdauer.

VI.

Die altböhmiſche Sage

vom

Stogmir.

Nachſtehende Sage vom Stogmir (Stillfried) liegt in einer böhmiſchen Sagenchronik des 15ten Jahrhunderts bewahrt, und wurde erſt kürzlich in ihrer alterthümlichen Geſtalt, neu aufgelegt, verbreitet. Gegenwärtige Bearbeitung iſt, ohne allzugewiſſenhaft an dem Worte des Originals zu haften, in Form, Ausdruck, Reimweiſe und alterthümlichem Charakter ein Verſuch, den deutſchen Leſer mit dem Urbilde bekannt zu machen.

Es war einmal im Böhmerland ein Herr und König, Stogmir genannt, der war von gar hohem Sinn, denn man lieſt von ihm, daß das, was er ſich einmal vornahm, gewiß auch zur Ausführung kam. Er hatte eine Frau, gar ſchön und fein, des lombardiſchen Königs Töchterlein, Namens Theodore, die ihm einen Sohn geboren, den ihr Gemahl Brunswik zu nennen befahl. Einſtmalen überlegte der König mit ſeiner lieben Frau nicht wenig, und ſprach zu ihr: Geliebtes Weib glaube mir, unſere Väter und Ahnen gaben uns dieſen Rath und dies Mahnen, daß jedweder von uns ſeinem Volk und ſeiner Sprache Ehre und guten Namen mache, erobere, erſtreite und ihren Ruhm verbreite, und ich habe mir deßhalb vorgenommen, fortzureiſen und nicht eher wiederzukommen und ſollt ich dabei um mein Leben kommen. Denn dieſer Keſſel in meinem Schild iſt mir ein widriges Bild, und ſo bin ich gewillt, entweder einen Adler heimzuführen oder auch dieſen Keſſel zu verlieren. Und es geſchah, daß er den Getreuen ſeiner Wahl Weib und Schätze empfahl, in Kurzem fortritt und befahl den Begleitern, ihn Fürſt zu nennen niemal. So reiſte er fort von Ort zu Ort, an fürſtliche und Königshöfe, ohne daß er irgend Einen träfe, der ihm gleich an Tapferkeit wäre und an des Schwertes Ehre. Dieſes wohl wiſſend und erwägend, ritt er in manche ferne Gegend, bis er kam in des napuliſchen Königes Land, der Aſtronomus genannt, da meldete er ſich bei ſeinem Hofſtaat und der König ließ ihn einſchreiben und einverleiben ſeinem Hofſtaat und Rath. Deß wuſſte ihm Stogmir Dank und diente dem König mit Fleiß und lang, das ſah der König ein, liebte ihn gar ungemein und pflegte ihn am öfterſten zu Rath zu ziehn. Da geſchah es, daß von Meſopotamien oder England der König, Philoſophus genannt, ſich mit dem Aſtronomus zerzankt und ihm fiel in das Land und ſengte, Leute fortſchleppte und plünderte, ohne daß dieſer es hinderte.

Darob ſtaunte Stogmir nicht wenig und ſprach: Mächtiger König, Du ſiehſt Deiner armen Leute Unbill und Dich erfaſſt nicht Unwill? Will Dichs Deine Unterthanen zu ſchützen nicht gemahnen, was doch jeder rechtliche Herrſcher thun will? Dann glaube mir, iſt es Spott und Schande für jeden Guten, der bliebe in Deinem Lande. Und als er dies vernommen, hat der König begonnen: Stogmir, lieber Ritter, faſſet euch: an edlem Blut und Wappen wol bin ich ihm gleich, doch nicht wie er ſo ſtark und reich, drum muß ich wohl von meinem Land etwas geben in ſeine Hand. Drauf erwiederte Stogmir: König, ich ſage Dir, beſſer wär's, Du und die Deinen würden ſterben, als ihr müſſtet ſo elend und unſicher verderben, und wenn Du mich hören willſt, geb' ich Dir einen Rath, wofür Du in der That mich ehren wirſt. Dann der König: Deinem Rath will ich mich fügen, doch fürcht' ich mich mit ihm zu kriegen. Und Stogmir: Laß die Herrn und Ritter zuſammenmahnen, welche Deine Unterthanen, und zieh gegen ihn ins Feld von dannen. Und als der Herr dem Hofſtaat befahl, ſich zu rüſten und zu greifen nach dem Stahl, da geſchah es nach des Königs Wort, ſie zogen alle ins Feld ſohort, und bald ſtanden beide Heere dicht ſich im Angeſicht. Da rief der napuliſche König Herrn Stogmir und bat: Nun Stogmir, Rath! was iſt jetzt das Beſſere? Der engliſche König iſt an Macht der größere, und hat dreimal ſo viel Leute, als ich, an ſeiner Seite. Drauf entgegnete Stozmir: Nun gut, König, wenn es Dich nicht gelüſten thut, mit dem Feinde zu meſſen Deinen Muth und zu mähn die blutige Saat, ſo geb' ich Dir einen andern Rath. Befiehl vorzutreten Deinen Schreibern und Räthen, und laß ſie behend ſchreiben folgendes Sendſchreiben: Philoſophus, der Engländer König, Du tödteſt die mir unterthänig ohne Recht und Gewiſſen, und magſt es wiſſen, daß ich ſolcher Gefährde mich widerſetzen werde, und ſo Du biſt ein Herr von Ehren, wirſt Du gleichen Streit gewähren. So will ich aus meinem Troſſe ausleſen zweitauſend Roſſe, die größten und beſten, die reinſten und feinſten, und auf den Sattel eines jeglichen will ich des vollwäglichen, edelſten Goldes tauſend Talente legen; Du aber laß Dich zu gleichem bewegen, zu gleichem Goldeswerthe und zu gleicher Anzahl Pferde. Und wenn ſolches iſt geſchehn, magſt Du Dir zwölf Deiner Ritter oder Fürſten erſehn, die als die tapferſten bekannt in Deinem Land: ich aber will nur Einen ſtellen und ihm befehlen ſich zu ſchlagen mit Deinen zwölfen, und jedem Einzelnen aus dem Sattel zu helfen. Wenn nun die zwölf Deinen überwältigen meinen Einen, dann gewinnſt Du ohne Beſchwerde die Wette, die

Schätze und Pferde, und ich mit den Meinen Allen, wir dienen Dir als Deine Vaſallen. Doch wenn der Herr in den Höhen und der heil. Wenzl mir beiſtehn, und mein Ritter wird ſiegen, dann magſt Du Dich einem gleichen fügen. — Als dies hörte der König, überlegte er nicht wenig, dachte nach und ſprach: Lieber Stogmir, ich würde mich einlaſſen in große Dinge, denn wie iſt es möglich, daß es gelinge, daß einer zwölf überwinde, und daß ich in meinem Heere einen ſolchen finde. Drauf erwiederte Stogmir: Herr, der Mann bin ich Dir, der auf ſich nimmt die zwölfe, wozu mir der heil. Wenzl helfe; daher, lieber König, ſey nicht betroffen, und bau' auf Gott Dein Hoffen, daß er wider ſolch' Unrecht Dir beiſtehen möcht'. Und der König folgte ſeinem weiſen Sinn und ſandte den Brief zum engliſchen hin. Und als der engliſche König dies vernommen, iſt er in Staunen gekommen, daß er ſcherzte, lachte und Späße machte, näher zu treten befahl ſeinen Räthen, die Seinen rings berief und ihnen zeigte den Brief. Drauf haben dieſe entgegnet: Großer König ſey geſegnet, aber es ziemte Dir der Tod, wollteſt Du ausſchlagen ſolch Angebot. Denn wer bis zum Niedergang reiſet und den Aufgang durchkreiſet, wird Dir kei nen Gleichen finden in allen Reichen, und es iſt Dir bekannt, wie viel Du haſt der tapfern im Land, und unter ihnen magſt Du zwölf auserſehn, dann mag geſchehen, was dieſer Brief beſagt, und was künftighin wohl kein Fürſt mehr wagt. Da ſchickte der engliſche Herr zum napuliſchen Herrn, mit der Kunde, daß, wie er wolle, geſchehen ſolle; drauf beſtimmten ſie von heut zwei Wochen Zeit, und beide ſandten nach den benachbarten Landen, damit die Fürſten und Herrn des Vertrags verſtändigt wär'n. Und als nun die Fürſten kamen, da traten ſie zum Vertrag zuſammen, und beide Theile rüſteten in Eile Pferde und Schätze nach dem Geſetze, und auf einer Wieſe wurde die Bahn eröffnet und ringsheran umzäunt mit kräftigen Gittern, daß die Zuſchauer nicht hinderlich wären den Rittern. Als nun der Tag erſchienen des großen Kampfes unter ihnen, beſuchte der engliſche König ſein Heer, erwählte ſich zwölf Fürſten und Ritter, wohlbeſtellte, deren jeder kühn und wagend, und rief davon einen, ſagend: Symforian von Löwſtik, der Du gewaltig heftig und kräftig, ſchwing Dich auf Dein Roß hinan, reite auf die Bahn, und wirſt Du Stogmirs Sieger ſein, ſind tauſend Talente Dein. Und ſein Roß hinanſteigt Symforian, reitet in die

Bahn und ruft ſeinen Gegner heran. Da nun Stogmir ſahe, daß die Zeit des Kampfes iſt nahe, befiehlt er zu bringen zwölf Fahnen herbei, deren jede von anderer Farbe ſey, läſſt ſich die Rüſtung anſchnüren, ſein edles Roß vorführen, und ſpricht im Hinaufſchwingen: Laſſt mich mein Werk gelingen, Du mein Gott und heiliger Wenzeslaus, und ſeyd mir zur Seite im Straus, denn nicht wegen Prahlerei, Geld und Gewinn, ſteht nach ſolchen Dingen mein Sinn, wohl aber, daß ich die Unſchuld ſchütze und der Ehre des Böhmiſchen Landes nütze. — Dann ſieht er ſich um und verſetzt: Die weiße Fahne gebt mir jetzt, man ſagt, die weiße Farbe bedeute jedes Guten Munterkeit und Freude. Und ſo erfaſſt er die Fahne, auf deren einer Seite ein goldenes Kreuz ſtrahlt, und auf der andern der h. Wenzl war gemalt, und rennt freudig in die Bahn gegen Symforian. Da ſprengten ſie gegen einander zum Streite, ein heftiger Schlag, — und Symforian lag auf der Erde unter ſeinem Pferde. Stogmir, herab vom Roß, macht ſeinen Degen bloß, und jener verzweifelnd muß ſich ergeben und büßen mit dem Leben. Die Fürſten aber faſſen Stogmirn, ihn aus den Schranken zu führen, indeß Symforians lediges Roß geleitet wird zum Troß. Der König von England hingegen ruft einen andern Degen Lipold, Du Oſterreicher Herzog, der immer mi Ruhm und Kraft einherzog, verſuche Deine Stärke und Kunſt, und ſey verſichert dann meiner Gunſt. Und der ruft, ſich auf das Pferd ſchwingend und in den Kreis ſpringend: Stogmir, weh Dir, denn ich ſage, daß ich Alles wage und bedaure Dich wahrhaft, daß Du fühlen wirſt meine Kraft. Drauf Stogmir: die grüne Fahne gebet, denn dieſe Farbe belebet und bedeutet das Hoffen und Vermuthen alles Guten. Die Fahne aber mitten innen, trug daſſelbe Kreuz in den Linnen und ein herrliches Zeichen, dem keins zu vergleichen; alſo ritt er unbetroffen in die Schranken mit gutem Hoffen, ſein edles Roß frohlockte unter ihm, und ſo ſprengte er munter hin, und ſtürzte vom Pferde den Prahler zur Erde, und bekämpfte ihn unten und ſchlug ihm Wunden, der kühne Böhmenſtreiter, und reitet heiter zu den Seinen als Sieger weiter. Der engliſche König hingegen ruft abermals einen andern Degen: Wo biſt Du Rudolt, der niemals der Ruh hold, Du, unſer feſtes Vertrauen, laß mich auf Dich bauen, entſinne Dich Deiner Heldenwerke und Stogmir erfahre Deine Stärke. Rudolt ſchnell heranbrach, als Stogmir zu einem Mann ſprach: Gieb mir die rothe Fahne, denn dieſe Farbe ermahne, entzünde und entflamme alle Herzen, die vom tapfern Stamme. Und rennt mächtig gegen Rudolt an und durchbohrt mit der Lanze den Mann. Der engliſche König, entrüſtet darüber, ruft trüber: Typartit, Du Griechenfürſt, wo Du nicht unterliegen wirſt, und Stogmirn obſiegen wirſt, geb' ich zu Dank und Ehre ein reichbeladenes Schiff im Meere. Drauf jagte Typartit in die Schranken und begann ohne Wanken: Stogmir, wo biſt Du, und warum verziehſt Du? Nicht das Kreuz wird helfen, noch eine Fahne der Zwölfen, nicht Dein Wappen, noch Dein Schutzpatron, denn mir wird des Sieges Lohn. Doch bei ſolchem Wort denkt Stogmir an ſeinen heiligen Hort und verſetzt: Die gelbe Fahne gebt mir jetzt, denn ſie mag jedem Kühnen, als Zeichen der Ausdauer dienen. Großſprechend aber blähte ſich Typartit zu Roſſe und drehte ſich, doch Stogmir lachte muthvoll deſſen, der wuthvoll heranſtürmte in ſchnellem Anlauf und empfing ihn mit dem Lanzenknauf ſo derb, daß er die Schritte ihm kürzte, weitab vom Pferde ihn ſtürzte, daß Helm und Schild hoch in die Lüfte flog, und Typartit eher die Seele verhauchte, als Beides aus den Lüften niedertauchte. Und traurig begann der engliſche

König dann: Auf Theobaldus, Du der Mädchen Preis, ſprenge in den Kreis, und bringe Stogmirn zum Wanken, daß Dir die Frauen und Jungfrauen danken. Der Markgraf Theobaldus, der aus dem Hinterhalt muß, reitet hinaus und ſpricht: Stogmir verberge Dich nicht, ſieh her und kehre um, denn an mir ſcheitert Dein Ruhm. Und Stogmir: Die blaue Fahne reicht mir, denn dieſe Farbe beweiſt den muthigen treuen Geiſt, und die Standhaftigkeit jedes Braven; und als ſie ſich kämpfend trafen, und Stogmir kräftigen Stoß führte, verſpürte Theobaldus ein Zagen und begann davon zu jagen. Doch Stogmir hinterdrein: Mein guter Junker halt ein und laufe nicht Du Bübchen aus dem Ammenſtübchen. Doch was er auch rief, Theobaldus lief. Da faſſt Stogmirn Zorn, er umjagt ihn von vorn, und durch die rieſige Hand ſinkt des Feindes Haupt blutig in den Sand. Als dem engliſchen König deß Kunde geworden, fing er an zu rufen mit den Worten: Triſtram von Orpoczan, ich werde Dir entbieten 100 Pferde, biete alle Kraft auf gegen Stogmirs Anlauf, und Du wirſt mir vor Allen immer am Beſten gefallen. Und er reitet in die Schranken zum Straus, und ruft gegen Stogmir aus: Beweinen ſoll Dich die, die Dich geboren, denn Du biſt durch mich verloren, Du ſelbſt weißt von meinen Thaten Kunde, ohne daß ich mit prahlendem Munde ſie Dir hererzähle zur Stunde. Stogmir entgegnet: Der Himmel weiß, was mir begegnet und ob ich ferner bin geſegnet. Reicht mir jetzt die Fahne, die himmelblaue, ſie bedeutet, wie der Schlaue auf ſeine Klugheit vertraue. Und alſo ſprechend und gegen Triſtram losbrechend, ſchlug er hinab ihn vom Pferde, ermordete ihn mit dem Schwerte, ſprang vom Roſſe mit frohem Sinn und ging zu ſeinem König hin. Der König ſprach entzückt: Sey mir hochbeglückt, Dich möge der Segen Gottes erheben und lange mögſt Du leben, um ſchön zu vollenden, was Du begannſt mit tapfern Händen, und ſo lang' ich bin, will ich mit königlichem Sinn vermehren Deine Ehren. Aber der engliſche König zürnte nicht wenig und ruft: Pytopas, es ſtreiten mit Haß viele über Dein edles Blut, doch beſtehſt Du im Zweikampf gut, ſo will ich zum Lohn Deinem Muth eine Stadt geben im Reiche, der an Schönheit keine gleiche. Da ſchreit Pytopas in die Schranken: Stogmir, Stogmir, beginnſt Du zu wanken? willſt Du Dich verſtecken, oder will Furcht Dich necken? Doch meiner wirſt Du nicht los und ſollſt erfahren meinen Stoß. Drauf Stogmir: Pytopas, Du ſchmähſt ohne Unterlaß und denkſt durch Deine Reden meinen Muth zu tödten; und zornig rief er: Gebt mir her die braune Fahne zur Vertheidigung, denn braun bedeutet die Beleidigung. Und erzürnt ſtürmt er in die Schranken hin, da rennt Pytopas gegen ihn und verſetzt: Stogmir, wehre Dich jetzt, da es Zeit iſt, damit bald vorüber Dein Leid iſt. Stogmir aber ſtößt nach ihm, und trifft ihn ſo ungeſtüm, daß er ihn drei Speere ſtürzte hinter ſeine Mähre, dann faſſt er das Schwert mit Kraft, und ſtürmt ſo rieſenhaft, daß er ihn abhaute Fuß und Hand und ihn mit dem Eiſen durchrannt, und dann wieder mit ſeinem Roſſe verſchwand. Der engliſche König aber ſank nach dieſem Gang in Ohnmacht, und rief, als er wieder erwacht: Adrian, Du Fürſt aus Afrika, Du warſt mir immer zu dienen nah, wolle Du nicht wanken und tritt mit Stogmirn in die Schranken. Das hörte Stogmir und ſprach: Gebt mir die veilchenblaue Fahne ſonach, denn dieſe Farbe bedeutet den feſten Sinn deſſen, der ſtreitet; und ſo ſah man den Heftigen jagen in die Bahn und bald den kräftigen Adrian hinſinken im blutigen Waffentanze, durchbohrt von des muthigen Stogmirs Lanze. Und dem Glücke fluchend und argwöhnig, ruft der engliſche König:

Auf Brynda, auf Markgraf, der ſchon manchen Feind ſtark traf, zieh gegen ihn aus, ſey tapfer im Straus, und kehre als Sieger zu Haus. Und ſchnell reitet der in die Bahn, entfaltet Wappen und Fahn' und ſpricht: Stogmir, es wird anders nicht, als daß Du meinen Streichen erliegen wirſt müſſen und weichen. Drauf Stogmir: gebt mir die apfelfarbe Fahne, denn dieſe Farbe mahne jedweden an ſeinen feſten Glauben, daß ihm keiner den Muth vermöge zu rauben. So reitet er muthig auf ihn los und Brynda's eigenes Roß führte ſeinen Herrn dem Tod entgegen, der ihm nahte unter Stogmirs Stößen und Schlägen. Und trauertönig rief wieder der engliſche König: Benedikt, Fürſt von Tyrus, dem jeder unterliegen ſchier muß, magſt ein ritterlich Stück ausführen und mit Stogmirn einen glücklichen Straus führen, und ihm geben einen tüchtigen Schlag, daß er nicht mehr leben mag. Hohen Muthes war Benedikt, ihm ſtrahlten in die Fahne geſtickt drei Jungfrauen, ſo ſchön war keine zu ſchauen wie dieſe, und er rief hinaus auf die Wieſe: Stogmir, fliehe nicht und eher ziehe nicht aus des Kampfes Schranken, als bis Du todeswund hinaus wirſt wanken. Da ſtreckte Stogmir aus die Hände: reicht mir die graue Fahne behende, dieſe Farbe beweiſt Ernſt, Demuth und Stille, denn obgleich kühn Benedikt Dein Wille, ſo wirſt Du doch mit ſolchem ſtolzem Muthe Deinen Speer nicht baden in meinem Blute. Und beſcheiden tritt er in die Bahn, da ſtürmt Benedikt wüthend gegen ihn heran, bis er von Stogmirs gewaltigem Stoß wird ſattellos und unter Stogmirs gewaltigen Streichen ſeine Seele muß entweichen. Stogmir reitet aus den Schranken, Gott für den Sieg zu danken. Aber mit Klagen hört man den engliſchen König ſagen: Auf Nadrſchan, und ihm entgegen, Du rühmlicher Ungardegen, Dein Pferd laß zäumen und wolle nicht ſäumen, gegen Stogmir hinauszujagen, für den Sieg werden Alle Dir Dank ſagen. Und der Ungarheld ruhig: König, das thu' ich, und mannlich will ich kämpfen, ſeinen Stolz zu dämpfen. Als er dann in die Schranken ritt ein, begann er ſo auf Stogmir zu ſchrei'n: Wagſt Du Dich mit mir in Streit und Gefahren, ſo ſollſt Du bald Dein Unglück erfahren. Drauf Stogmir: Was ſoll ich's nicht wagen, mich mit Dir zu ſchlagen, vielleicht weil Viele von Deinem Ruhme ſagen? um ſo mehr Ehre wird mein Sieg mir tragen; denn nur bis ich beſiegt um Gnade flehe Dich, dann brüſte und blähe Dich! Drauf fuhr er fort: Reicht mir die ſcharlachrothe Fahne dort, denn dieſe Farbe deutet mit Richtigkeit des Tapfern Tüchtigkeit; und mit der Fahne eilte er fort zu Pferde, daß unter ihm erbebte die Erde. Und als er kam heran gegen Nadrſchan, gab er ihm manch' tüchtigen Lanzenſtoß, ſetzte ihn ab vom Roß und durchbohrte ihn auf der Erde mit ſeinem rieſigen Schwerte. Als der engliſche König dies erſchaut, da ſeufzte er laut: O mislungenes Streben, dem Unglück bin ich Preis gegeben; denn nicht einmal in Träumen mochte mir Aehnliches je erſcheinen! Drauf entſendet er mit dem Geheiß einen Knappen: Zibrid mit dem Roſenwappen, du Kampfesungewitter, ganz vertrau' ich auf Dich mein Ritter, denn gar übel ſteht es mit unſern Dingen, und rettet mich nicht Dein Ringen und Vollbringen, ſo muß ich mein Reich dem Feinde bringen. Darum verſpart' ich Dich an's Ende, damit Dein Heldenarm abwende von mir alle Klage und Plage und aller Furcht mich entſchlage, da ich keinen Muthigern kenne an meinem Gelage. Drum, ſinkt des Glückes Wage, wie ich kein Bedenken trage, und fällt Stogmir von Deinem Schlage, ſo empfange die Hälfte von meinem Reich und mein Töchterlein zugleich, rein an Schönheit und hold und ausgeſtattet mit zahlloſem Gold. Zibrid ſpricht: Ich ſcheue alle Mühe nicht, und gilt es mein Leben, gern will ich es wagen, ſo herrlichen Preis davon zu tragen. Gar ſchön anzuſehn war Zibrid von Temar, ihm ſtrotzte von Gold Gewand, Helm und Schild, und ſein rothes Wappen war gefüllt mit achtzehn goldenen Roſen, ſchönen und großen; und ein jeglicher dachte, wenn er auflachte, daß alle die Roſen um ſein Aug' und Antlitz herumkoſen. Und in allen Landen umher fand man keinen ſchönern, als er; und wie ſein Waffenrock nett und fein erfüllt war mit Perlen und Edelgeſtein, ſo erfüllte Heldenſinn und Muth ſein Herz mit flammender Glut. Als er auf ſeinem Streitroß ſaß, — Skropil nennt er das, — da drehte es ſich unter ihm freudig her und munter hin. Mit der Hand umſchloß er eine Fahne, golden und groß, unter deren rauſchendem Baldachin man ihn ſah in die Schranken ziehn. Aber Stogmirn grollend ſprach er: Stogmir, wo ſteckſt Du Schwacher, haſt Dich wol nicht verborgen aus Angſt und Sorgen? Reite heraus mit mir zum Strauß, und wenn Dich die andern verletzten nicht, ſo vergiß des Letzten nicht! Eilf ſolche zu beſiegen fand ſich leicht, ſolcher will ich bekriegen zwanzig leicht, was Du zu Deinem Leide ſpüren wirſt, wenn Du mit mir den Streit führen wirſt. Und ſo ſchmähte gar viel und lang der Letzte, bis endlich Stogmir lachte und verſetzte: Bei meiner Treu, warum ſoll ich zagen, mich mit Dir zu ſchlagen? Iſt etwa, weil Deine Rüſtung ſo theuer, Deine Brüſtung ſo ungeheuer? Drum Zibrid, wenn mich Gott wird ſegnen, ſoll es von Dir wahrhaftig Roſen regnen, und frommen wird Dir nur Weniges die Tochter des engliſchen Königes. So ſprechend ruft er an Gottes Schutz und ſeines heiligen Patrones Nutz gegen ſeines Feindes Trutz, indeß ſich muthig ſein Roß drehte und wand und keine Weile ruhig ſtand. Dann rief er hinab in die Reihen: Gebt mir die Fahne von der Farbe des Leuen, denn dieſe Farbe bezeichnet von jeher meines böhmiſchen Volkes Ruhm und Ehr'. Und ſo rennt er muthig und behend gegen Zibrid heran, indeß Tauſende die Bahn umgaben mit neugierigem Blick, fragend nach des Kampfes Geſchick. Und ſo ſchnell ſtürzten beide gegen einander und waren in ſo heftigem Streite gegen einander, daß Beider Lanzen praſſelten und zertrümmerten, als ob ſie Felſen damit zimmerten, und alle Geſichter darob in Verwunderung ſchimmerten. Da rief Zibrid auf dem Feld: Nun Stogmir, ſprich, wie Dir das gefällt: nicht zu gehen ſcheint es nach Deinem Wollen, den Roſigen hätteſt Du beſſer kennen ſollen; dieſes mag noch als nichts dahingehn, ich hoffe, es wird noch beſſer nach meinem Sinn gehn. Drauf Stogmir: Bis ich um Gnade werde flehen Dich, dann erſt magſt Du mit ſtolzer Gebärde blähn Dich, — denn dieſer Schlag iſt unſchädlich mir und nicht ehrend Dir. Deinen Schild aber ſollſt Du nach meinem Stoß bald ſehen aller Roſen' blos. Und eine neue Lanze ergriff Jeder, und es that einen ſtürmiſchen Angriff Jeder, wie zwei Wolken die wetterten, — bis abermals beide Speere zerſchmetterten. Feſt ſaßen ſie beide zu Roſſe, aber von Stogmirs gewaltigem Stoße entſank Zibriden Helm und Schild, und ob er ſich gleich zu Pferde hielt, fühlte er doch tiefen Schmerz, weil ihn verwundet Stogmirs Erz. Da ſprach Stogmir: nun ſo prahle doch, Du ſitzeſt wohl zu Pferde noch, aber wie traurig! und Deine Roſen, ſie liegen in den Sand geſtoßen: das ſollte des Königs Tochter vernehmen, fürwahr Du müſſteſt Dich ſchämen, daß ich, der Unbedeutende, Dich wuſſte ſo mitzunehmen. Und Zibrid ſprach: Das wäre mir ewige Schmach, Dir zu unterliegen und von dem Schwachen mich zu laſſen beſiegen. Drauf Stogmir: Bei Gott, Du ſollſt noch werden zu Spott und einſehn in Deinem Sinn, daß ich Dir gewachſen bin, und obgleich von mir Roſen nicht regnen, will ich Dir doch vernichtend begegnen. Und zum dritten Mal nach neuen Lanzen griffen ſie und gegen einander liefen ſie, daß Zibrid ſammt der Lanze flog zur Erde. Stogmir aber ſetzte vom Pferde und mit ſeinem breiten Schwerte alſo auf Zibrid einhaute, daß man rings zerſpringen die Perlen ſchaute. Doch bald errichtete ſich der und greift nach ſeiner Wehr, da ſchlugen ſie ſich ſo heftig, kräftig und geſchäftig, daß der Mittag darüber verging, der Abend ſchon anfing, und ein heller Funkenring um ihre ſchlagenden Schwerter hing. Deß wunderten ſich Könige und Herrn, ſah'n ihnen fleißig zu und gern und ſprachen: Schad' um die beiden Ritter, die gehn nicht lebend aus dem Kampfesgitter! Der engliſche König aber ſprach, daß er Zibrid ermahne: Du weißt, wie Du unſerer Plane und Hoffnungen Siegesfahne; beſorgt iſt ſchon um Dich unſer Töchterlein, auf, wage rüſtig Dein Leben hinein, mich von dem Feinde zu befrein. Und Zibrid: König, Du ſollſt es ſo finden, und er muß ſich im Staube vor mir winden. Da aber ſtießen ſie wieder gegen einander, und hieben mit heftigen Schlägen einander. Da findet Stogmir Gelegenheit des Gegners Verwegenheit zu beſtrafen durch einen Schlag ſeiner Überlegenheit, und alſo verwundete dieſer, der des Gegners Schwäche erkundete, Zibrid an beiden Händen, daß dieſer, unvermögend die Schläge abzuwenden, beginnt zu wanken und dreimal umläuft die Schranken, bis ihn Stogmir wieder erfaſſt, und mit dem Schwerte ſo hart anlaſſt, daß Roſen und Perlen von ihm ſich ſchüttelten und heftige Hiebe ihn durchrüttelten. Zibrid ſieh, wie meinem Toſen weichen alle Deine Roſen, ſiehſt Du, wie ich gleich Dir bin, und der Tod nun Dein Gewinn! Und unter gewaltigen Schlägen plündert er ſeine Rüſtung mit dem Degen, daß er war voll Blut und ohne Muth. Da begann Zibrid: Himmel, noch hab' ich nie erfahren desgleichen, daß ich meines Gegners Streichen muſſte ſo ſchmählich weichen; nun ich es aber nicht anders kann lenken, ſo bitte ich Dich Stogmir, mir das Leben zu ſchenken. Da ſprangen herbei alle Fürſten ſofort, baten Stogmir und ſprachen das Wort: Da er ſich Dir hat ergeben, ſo laſſe ihn am Leben, und nimm ihn in Gnaden auf. Und Stogmir darauf: Mächtige Fürſten und Herrn, ich gewähr' es Euren Bitten gern, doch wär' es, weil er ſo prahlte, nicht unbillig, wenn ich ihn blutig bezahlte. Stehe alſo auf, Zibrid, ich ernenne Dich frei hiemit, und will Dir gewähren in Gnaden, was dieſe von mir erbaten. Und als zu Ende war die Müh' all, that Stogmir einen Kniefall, dankte den Herrn für ſein gnädiges Walten, und nun erſt befahl er ſeine böhmiſche Fahne zu entfalten und aufzurollen, damit ſie alle ſehen ſollen, auf der war ſein Wappengemälde, ein Keſſel im feurigen Felde. Und als man nun unter Fürſten und Königen ihn erkannte für denjenigen, der ihnen gleich an Adel und Blut, da führten ſie ihn mit frohem Muth und ehrerbietigem Danken unter ſeiner wehenden Fahne heraus aus den Schranken. Und Aſtronomus, der König, rief freudenthränig: Stogmir, du Mächtiger und Prächtiger, ich verkünde rühmlich Deinen Namen vor allen Fürſten, die hieher kamen, daß Du biſt ein edler Fürſt zu nennen, ohne daß Du Dich ließeſt erkennen, daß Du große That vollbracht, zwölf Helden haſt ſiegreich umgebracht, daß Du treu beſchützt und bewacht mein Recht und meine Macht, daß Du Dein Leben mir wagend dargebracht und meines Reiches Heil haſt verurſacht. Nimm jetzt meinen Dank aus voller Bruſt, doch hätt' ich es ehedem gewuſſt, daß Du, der Du für mich kämpfen wirſt, biſt ein edler böhmiſcher Fürſt, hätt' ich eher verlieren mögen Reich und Leben, als ich ſolchen Streit hätte zugegeben. Weil es nun aber geſchehen iſt, begehre, was Dir angenehm iſt, ſey es viel oder wenig, ich ſag' es Dir zu als König, denn Du haſt für mein Heil getrachtet und Deines Lebens nicht geachtet. Und Stogmirn in den Arm faſſend und den Thränen freien Lauf laſſend, ſetzt er ihn auf ſeinen goldenen Thron, und in ſelbem Augenblicke ſchon brachten die Diener zur Hand ihm ein köſtlich güldenes Königsgewand, und Ritter und Herren kamen, ihn umringend, reiche Gaben bringend, und meldeten ſich an und trugen ſich zu Dienſten ihm an. Und zur ſelben Stunde trat unterthänig herbei der engliſche König, nahm ab vom Haupte ſeine Krone, und legte ſie nieder vor dem Throne, und gab ehrerbietig ſein Reich in Aſtronomus Hände zugleich. Der napuliſche König aber berieth ſich mit Stogmir und entſchied ſich, dem Philoſophus das Reich wiederzugeben, wenn er im Leben das Schwert nicht wolle gegen ihn erheben und nach ſeinem Rathe ſich beſtreben; und, ſo es erfordert die Nothwendigkeit, ihm beizuſtehen mit Behendigkeit und Beſtändigkeit und heranſchicken dreißig Tauſend an Fußvolk und zwei Tauſend auf kühnen Roſſen brauſend. Dann thät Stogmir beginnen: O König wolle Dich entſinnen, daß Du mich wollteſt hören und mir jegliche Bitte gewähren: doch will ich nicht Schätze begehren, ſondern meines Volkes Ehren, und des Böhmiſchen Thrones und Brunswiks, meines Sohnes; darum laſſe mir reichen des engliſchen Königs Wappenzeichen, im goldenen Felde den ſchwarzen Aar, ſtatt dieſes Keſſels, der mein Banner war. Und der König: Nicht allein dies Wappen, Stogmir, ſey Dein, ſondern das halbe Königreich, geb' ich Dir auch zugleich — und was ſteht in Deinem Willen, ſey gewiß, ich werd' es erfüllen. Und ſtand auf von ſeinem goldenen Seſſel, befahl zu löſchen Stogmirs Keſſel, und der Adler im goldenen Felde war nun ſeiner ſämmtlichen Fahnen Wappengemälde. Indem nun Stogmir dankt, werden von ihm entſandt Eilboten in ſein Land, weil er ſchon abweſend drei Jahre lang, damit man bereite ſeinen Empfang. Da zogen die Diener fort zum heimiſchen Ort, zu berichten die Geſchichte, und als ſie ankamen, und die böhmiſchen Herren die wunderſamen Begegniſſe vernahmen, wie ihr Fürſt dem Lande und ihnen Ehre wuſſte zu verdienen, da bezeugten ſie Freud und Luſt und dankten dem Himmel aus voller Bruſt. Als ſich Stogmir nun einmal zur Reiſe zu rüſten befahl zur Heimkehr, da trauerte der napuliſche König ſehr und ſprach: Lieber Stogmir, gewältige

Deinen Sinn und bleibe hier, meines Reiches Hälfte nimm als Gabe, wie ich Dir verſprochen habe, und wenn ich werde ſterben, ſollſt Du das Ganze erben. Drauf Stogmir: Nimm meinen Dank, o König, du lockeſt mich nicht wenig, doch bedenke auch nicht minder, — wie könnt' ich verlaſſen Weib und Kinder, darum heiß mich nicht verweilen, da es mich drängt, zu ihnen zu eilen. Da dies der König hörte, befahl er zu ſatteln die Pferde, die Trompeten zu rühren, und die ſchatzbeladenen Thiere vorzuführen. Da rüſtete ſich Stogmir zum Ritt und König Aſtronomus ritt ſelber mit. Und Freude war überall, als er einzog beim Trommetenſchall, er, der in fremden Zonen dem Lande Ruhm gewonnen. Und allenthalben in den Städten von Böhmen ließ Stogmir den Keſſel herunternehmen, den Adler hinaufbringen und Loblieder dem Herrn ſingen. Die Prager Herren und tapfern Degen ritten weit ihrem Fürſten entgegen mit Heiligthümern und Gaben, die ſie ihm übergaben, und hießen ihn willkommen und freuten ſich ob des napuliſchen Königs Kommen. Deß freute ſich auch der König ungemein, und als er nun bei Stogmir trat ein, und ſah den Sohn Brunswik, der ein Jüngling war von gutem Geſchick, von adeligen Sitten, wohlgeſtalt und wohlgelitten, verſprach er dieſem zu frein ſein Töchterlein und ſprach: Lieber Brunswik, ich empfehle Dir meine Tochter Neomenia, die ich Dir vermähle, und bezeige Dir ſo die Liebe meiner Seele. Drauf kehrte in Kurzem der König zurück, und bald ſah Brunswik mit frohem Blick ankommen ſeine ſchöne Braut, der er ward angetraut, und Freude und Hochzeitgelag währte zwei Monden lang in Prag. Stogmir ſtarb betrauert und von den Seinen innig bedauert. Und Reich und Schätze wurden übergeben an Brunswik nach ſeinem Ableben: — dazu wolle Gott ſeinen Segen geben!

VII.

Baßgeige und Contrebaß.

Humoriſtiſche Erzählung.

Es hat der Scherz ein eigenes Bedeuten,
Und frohe Luſt erblüht aus ſeinen Reimen:
Machſt Silberling' ſtatt Sternen Du den Leuten,
Sie lachen froh und wiſſen das zu reimen, —
Und wenn Du Scherz und milde Luſtbarkeiten
Verſchlingen kannſt zu anmuthreichen Träumen,
Haſt Du ein leichtes Spiel im ernſten Leben,
Denn Jeder muß und wird Dir Beifall geben.

I.

Seligen Kantors Brenneſſel große Vocalmeſſe wurde am Kirchmeßtage von den Dilettanten des kunſtliebenden Städtchens Katzenberg mit ſolch einer Präziſion exequirt, daß ſich der wohlbeſtallte Landkaſſenrath Buchsbaum nicht enthalten konnte, zum Stadtrath Purzelmann zu ſagen: er hätte ſich doch auch ein wenig in der Welt umgeſehen, hätte die Fodor, den Lablache, Rubini, David, und wie die übrigen welſchen Kerls heißen mögen, gehört, wiſſe folglich auch ein Bischen über Accurateſſe und Subtilität zu raiſonniren, allein beſſer würden dieſelben kaum dieſe Rieſenaufgabe gelöſt haben, als ſie der wackere Katzenberger muſikaliſche Verein heute wirklich löſte.

Kein Wunder, der Herr Landkaſſenrath ſelbſt ſtrich ſein Lieblingsinſtrument, die Baßgeige, der er das zweimal geſtrichene F. ſo rein, wie Flötenton auslockte, — Kaſſenraths Suschen ſang soprano solo, — ach, ſie ſang nicht solo, denn ich, der ich den tenore primo übernommen hatte, und kaum zwei Schritte ſeitwärts von ihr entfernt ſtand, ſchielte, ſo oft ich nur eine Achtelpauſe hatte, auf ihren Pult hinüber und ſang mit. Kantors Xantippe ſang Alto primo, der Märtyrer ſelbſt — ich meine den Schulmeiſter, — Basso secondo und ſpielte dabei, ohne Beirrung dieſer beiden Pärten, meiſterhaft die Orgel.

So waren denn die wichtigſten Stimmen beſetzt. Allein noch nicht genug; da nun einmal einem jeden Pulte ein Koriphäus ſeiner Kunſt vorſtand: ſo forderten auch die Orgelbälge den ihnen gebührenden Reſpekt; und es muſste ſich, da der ſolarirte Bälgetreter ſolch einer Geſellſchaft nicht appartementfähig ſchien, der Stadtrath Purzelmann dazu bequemen, welcher aber beinahe die Quelle eines himmelſchreienden Unheils geworden wäre, indem er, im Gewichte von wenigſtens zwei hundert und funfzig Pfund, mitten in einer Fuge, wie ein Adler herabzuſchießen gedenkend, den Tritt verfehlte und in der Schlucht, welche durch die Treppe und das Gerüſte gebildet wird, eingezwängt liegen blieb, bis ſich einige ſtämmige Metzger, welche Augenzeugen dieſes ſchrecklichen Sturzes waren, ſeiner Noth erbarmten und ſeiner wohlbeleibten ſtadträthlichen Gnaden wieder auf die Beine halfen, welcher auch friſch und wohlbehalten die Bälge von Neuem aufzublähen begann. Zum größten Glücke wurde dadurch die Fuge nicht geſtört, außer daß der Herr Kaſſenrath, der, weil die Orgel zu ſummen aufhörte, die Sechszehnteln mit eben nicht ſehr gelenkigen Fingern greifen ſollte, die E-Saite, die ihm gar entſetzlich zu diſtoniren ſchien, zu ſtimmen anfing, welche Arbeit er am Schluſſe der Fuge glücklich beendigte. Das ſingende Corps, von ſeinen beiden Befehlshabern ſchändlich verrathen und verlaſſen, ſtellte decrescendo die Fuge ein, auch ich, — denn wie hätte ich im Takt bleiben ſollen, da Suschen den Takt verlor? — bis endlich der Schulmeiſter allein ſang und mit einem kräftigen Doppel-Amen endigte.

Braviſſimo! ſchrie hinter der Orgel der beſtaubte Bälgedirektor, ſich den Angſtſchweiß von der edigen Stirne wiſchend, und reichte dem ausharrenden Helden aus der mit Goldrahmen eingefaſſten Jaspisdoſe eine Priſe Spaniſchen. Doch, wie ich glaube, muß der Herr Charregent von dieſem Vorfalle nicht viel gemerkt haben, da er ſelbſtzufrieden eine Freudenzähre über die dicken

Wangen herabweinte, einen guten Theil der köſtlichen Labung ſeiner ſchamhaft gerötheten Naſe zuführte, und ſich gar höflich bei uns für die kräftige Unterſtützung dieſes Fugenſatzes bedankte; ja Mamſell Suschen wollte ſogar bemerkt haben, daß er bis zum Schluſſe wacker darauf losgeſingert hätte, folglich nicht im Geringſten das plötzliche Verſtummen ſeines Pfeifenwerkes gemerkt haben müſſe.

Hätte man ſeinem Antlitze einen Thermometer angeſetzt, er würde auf 45° Reaumur geſtanden haben, ſo afficirt hatte ihn das vorgeſchriebene con spirito fortissimo etc. etc. und hätte es auch unſere Kunſt glücklich zum Amen gebracht, ſo wäre doch Alles verlorene Mühe geweſen, da man dieſe ganze Piece im Schiffe der Kirche für eine Arie des Schulmeiſters angehört haben würde. Landkaſſenrath Buchsbaum konnte ſich nicht enthalten, den glühenden Wangen des braven Schreiers einen brennenden Belobungskuß aufzudrücken, und ihn ſchon im Voraus auf den köſtlichen Champagn — —

Das — er küſſte ihm der, durch dieſe Worte in ſieben Himmel verſetzte, Chorregent von den Lippen, fiel ihm um den Hals, und herzte ihn dermaßen, daß wir alle über die Freundſchaft dieſes edlen Künſtlerpaares faſt bis zu Thränen gerührt wurden. Sie würden ſich in ihrer Umhalſung vielleicht erdroſſelt haben, wenn nicht der dabei ſtehende Doktor Medardus, der die Stelle eines Kapellmeiſters angenommen und auf der Violine den Ton angab, den Schulmeiſter durch einen Schlag, der den Bogen koſtete, aus den eliſeiſchen Gefilden der Champagne auf die dürre Orgelbank verſetzt, und auf das zu beginnende Agnus aufmerkſam gemacht hätte, welches denn auch Suschen mit einem trauernden Largo, wobei ſie aber die zehn Taktpauſen und die drei B überſah, ſogleich begann. Es war ein Duo, nur vom Chor accompagnirt, ich ſollte nach fünfzehn Takten daſſelbe in der Sext ſingen. Zum Glücke warf ich einen Seitenblick in ihr Blatt, erſah den Irrthum, lispelte ihr ein leiſes „Moll“ zu, durchflog alle Parten, ſchrie einem Jeden „Einfallen“ in's Ohr, kam gerade, als vier Taktpauſen vorüber waren, auf meinem Standpunkte an, und rettete auf dieſe Art meine ſchöne Nachbarin.

Hätte ich aber auch anders können? denn das ſah ich gar wohl ein, daß nur ich die Urſache war, warum ſie alles das überſehen, und wirklich war ich ſchwach genug zu glauben, daß — ich ihr nicht mißfalle. Ein Adonis bin ich zwar nun nicht, —

allein meine ſchwarzen Feueraugen, blaßrothen Wangen, mein dunkles Haar, ziemlich gerader Wuchs und ſtädtiſches Ausſehen, konnten einem Mädchen, das vielleicht darauf ausging, etwas Bemerkenswerthes an mir zu finden, gefallenswerth ſcheinen. Ich glaube nie ſo erbärmlich geſungen zu haben, als eben heute, und doch hörte ich die Korallenlippen, ſo oft nur Zeit und Weile war, ein leiſes Bravo lispeln, denn wem andern konnte dieſer himmliſche Zuruf gelten, als mir? Die Kleine wollte mich dadurch aufmuntern, weil ich zu befangen ſchien, ſie wollte mir zeigen, daß ich ihren ganzen Beifall habe, ſie wollte — — kurz und gut ſie ſagte Bravo, das Bravo galt mir und machte mich unausſprechlich glücklich. Der Landkaſſenrath ſtürzte auf mich zu, als wir mit einem gediegenen Doppeltriller unſer Duett geendigt hatten, drückte mich an ſeine Bruſt, daß mir fünf Minuten lang der Athem ausblieb, ſchoß wie ein Pfeil ſchnurgrade auf ſeine Tochter los, und küßte und herzte ſie ſo inniglich, daß die auf dem andern Chor ſtehende Stadtſchützenlieutenants-Wittwe ihn ganz hörbar einen geſchoſſenen Teufel nannte, weil ſie gewahr wurde, daß das roſenfarbene Schäferhütchen der ſchönen Sängerin, an welchem ſie drei volle Tage gearbeitet hatte, ſeine idylliſche Form gänzlich verlor, und durch die feurige Umarmung gar grauſam verkrüppelt wurde.

Um ihm am Rückwege nicht wieder in den Wurf zu gerathen, wo es ihm hätte vielleicht einfallen können, mich nochmals in die glücklich überſtandene Lebensgefahr der Umarmung zu ſetzen, ſuchte ich mein Aſyl bei dem Herrn Stadtrath Purzelmann; aber da rannte ich aus der Charybde in die Scylla: — machte doch der Mann ein Aufhebens von meinem Geſange, als wenn auf der ganzen lieben Welt kein beſſerer Sänger anzutreffen wäre, denn ich! drückte mich an ſeine Bruſt, nannte mich die Krone der Katzenberger muſikaliſchen Künſtler, und weinte faſt vor Freuden. Doch diesmal kam ich wohlkonſervirt von dannen, da ich ob der Parabollinie, die ſein Bauch beſchrieb, von ſeiner ſtadträthlichen Bruſt in der gehörigen Ferne bleiben muſſte.

2.

Die Vocalmeſſe war glücklich überlebt; mein Herz fühlte einen bisher ziemlich leer gebliebenen Raum beſetzt, der Magen forderte den täglichen Tribut, und man eilte unter gewaltigem Pauken- und Trompetentuſch von der ſeit acht Tagen ergangenen gütigen Einladung des Herrn Landkaſſenrathes Buchsbaum Gebrauch zu machen. Ich, als der Einzige, dem noch die Blüthenzeit der Jugend lächelte, ſollte in Geſellſchaft dieſer alten ehrwürdigen Herren, die mich vielleicht neuerdings mit ihrem faden Lobesgeſchwätze gefoltert hätten, gehen? ſollte das niedliche Suschen, mutterſeel allein, als wenn ſie gar nicht zu uns gehörte — —

Jeſus Maria, ſchrie ich aufgeſchreckt aus meinem Träumen, als Suschen die Treppe herab hüpfend auf das ſeidene Gazekleid getreten und die Stufen faſt herabgeſtürzt war, — und dabei hatte ich, ich weiß nicht wie, ihren Arm in dem meinen, ihr Alabaſterhändchen in meiner Hand, und das alles, ohne roth zu werden, und ohne ſie um Erlaubniß gefragt zu haben! Ich muß gewaltig erſchrocken ſeyn, weil mir der Schreck ſo ſehr meine Schüchternheit entfernen half. Hand in Hand ſchritten wir den Markt entlang der Wohnung des Herrn Papa zu. Ich war ſehr einſilbig, denn der Schreck war vorüber, folglich die gewohnte Schüchternheit, die ſich aber auch nur in ihrer Nähe meiner bemächtigte, wieder da, doch deſto mehr empfand ich. Wollte ich nicht für einen Fiſch gehalten werden, ſo muſſte ich bald zu ſprechen anfangen, denn ſchon bogen wir um die

Ecke, folglich waren wir kaum tauſend Schritte von der Gartenwohnung des großmüthigen Gaſtbitters entfernt. Endlich faſſte ich Muth, und war einfältig genug das Geſpräch auf den Geſang zu leiten, doch das hatte ſeine guten unerwarteten Folgen.

Sie ſingen wohl öfters Duos, mein ſchönes Suschen? fragte ich, die Albernheit der etwas aus der Luft gegriffenen Frage beſchönigend.

Nein, lieber Herr von Wiſenau, dies Vergnügen muß ich mir gänzlich verſagen, da in der ganzen Gegend auch kein leidlicher Tenor anzutreffen iſt. Ich würde geſagt haben, kein Tenor, wie der Ihre, allein durch dieſen Vergleich hätte ich nur geſündigt. Du lieber Himmel, ſingt doch Aſſeſſors Guſtl, der für den beſten Tenoriſten auf zehn Meilen in der Umgegend gilt und ſich jetzt in der Reſidenz befindet, ſo eiskalt und gefühllos, daß man wirklich eine Sünde beginge, wenn man Ihren ſeelenvollen Geſang mit dem ſeinen vergleichen wollte.

Nun dann hätte ich meinen Wunſch erreicht, denn was vom Herzen kam, ging zum Herzen; und wenn ich mir vielleicht ſchmeicheln dürfte, zuweilen das Glück zu haben, in Ihrer Geſellſchaft zu ſingen, würde ich der Beneidenswertheſte aller Sterblichen ſeyn.

Gott ſey Dank, nun war's heraus, und obenein noch ziemlich deutlich. Herr Sekretair, flüſterte das himmliſche Kind, die großen blauen Augen zur Erde ſenkend, und am flornen Kleide mit den Roſenfingern verlegen zupfend, — —

Verwünſcht, ſchon ſtanden wir in der Hausflur! Ich hätte gewünſcht, die Wohnung des Kaſſenraths wäre in Amerika gelegen. Doch, wenn ich auch Cooks Reiſe um die Welt mit ihr gemacht hätte, mehr hätte ſie mir doch nicht ſagen können, als: Ich bin Dir gut. Und das hat ſie ja wirklich geſagt, denn wie anders hätte jeder Menſch von Einſicht die Worte: Lieber Herr von Wiſenau, — ſeelenvoller Geſang u. ſ. w. deuten können?

Kaum daß ich mich ein wenig von dem fatalen Herzklopfen, das mich ſeit dem erſten Momente der Meſſe nicht verließ, erholt hatte, da ſchoß durch die doppelt geöffnete Thür der ganze Verein in heißer Begier, und blieb mit einem lauten „Ah" offenen Mundes ſtehen. — Ich war auch in manchen Häuſern der Reſidenz zu Gaſte gebeten, ſpeiſte mit Feinſchmeckern, Leuten von Ton und manchen Angeſehenen, allein dieſer Tafel hätte ſich nach meinem erſten Kennerblicke der Vornehmſte nicht ſchämen dürfen. Verſunken in den Anblick der dampfenden mit Potagen gefüllten Schüſſeln vom feinſten Porzellan, hätte ich beinahe nicht den Zwiſt bemerkt, der ſich in einer Fenſterecke zwiſchen zwei ſchon ziemlich in den Jahren vorgerückten Damen erhoben, die den Kaſſenrath in ihrer Mitte feſthielten, und welcher Zwiſt, wie ich gar bald hörte, einen höchſt ſimpeln Grund hatte, — nämlich mich armen Mann.

„Wiſenau — ich ſitzen — langweiliges Geſchöpf — gähnen — Ihre Nähe — Appetit verlieren" — das waren die Worte, die ich vernehmen konnte.

Ich ſtand wie verſteinert, als in mir der entſetzliche Gedanke erwachte, an der Seite ſo ehrwürdiger Matronen die Mahlzeit, von der ich mir ſo viel Vergnügen verſprach, hinbringen zu müſſen; ich hatte Todesmartern auszuſtehen, ſobald ich dachte, dieſen Harpyen geopfert zu werden.

Orpheus discerpitur, dachte ich, als Herr Buchsbaum ſich aus allen Leibeskräften dieſer gefänglichen Haft zu entledigen ſuchte, und war ſchon wirklich in der Meinung, er werde, um dieſer Tortur los zu werden, den Streit ſo ſchlichten, daß der beiderſeitige Wille geſchehe und mir der Platz zwiſchen dieſen zwei Klippen angewieſen werde. Doch diesmal war meine Meinung zu meinem größten Troſte und zur Freude aller Redlichgeſinnten falſch, denn ich kam neben der Frau Oberpoſtamtsverwalterswittwe Truthahn und — neben Suschen zu ſitzen. Alſo muſſte die Frau Stadtſchützenlieutenantswittwe diesmal dem Vergnügen, an meiner Seite zu ſpeiſen, entſagen, und ſich mit dem Doctor Medardus und dem Schulmeiſter begnügen.

Allein meine linke Nachbarin muſſte ihren Ehrenſitz hart entgelten, denn ich, obzwar ſie glaubte, ich würde für ſie nur Aug' und Ohr ſeyn, hatte für ſie keine, und für meine ſchöne rechte Beiſitzerin beide Augen und Ohren. Während der Tiſchzeit wurde wenig geſprochen, denn die ganze Geſellſchaft führte ſo enorme Portionen dem Munde zu, als wenn die dem Pharao prophezeihte Hungersnoth bevorſtünde, und man ſeinen Magen alſo auf mindeſtens funfzig Wochen verproviantiren müſſte. Natürlich machte auch ich keine Ausnahme, mir an Suschen ein erbauliches Beiſpiel nehmend, — und welches Kieſelherz hätte ihrem bittenden Antlitz widerſtehen können? „Sie eſſen ja gar nichts, mir zu Gefallen noch einen Flügel von dieſem Kapäunchen, noch einen Löffel von dieſem Ragout," lispelte ſie, — dabei aber hatte ich das Reden gar nicht verlernt, denn wir plauderten beſtändig, ſo zwar, daß die tiefgekränkte Stadtlieutenantin ſich nicht enthalten konnte, ihre Bemerkungen darüber dem nebenſitzenden Doctor mitzutheilen, und ihre Drachenzunge die wahrſcheinlich meiner ſchönen Nachbarin geltenden Worte: Plapperin, Papchen u. ſ. w. ausſtieß.

Als das edle Champagnerblut in Strömen zu fließen begann, und die Zungen der Anweſenden ſich merklich zu löſen anfingen, brachte die verſchmähte Oberpoſtamtsverwalterswittwe, um nur meine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, den Toaſt „Suschen ſoll leben“ auf. „Hoch!“ ertönte es einſtimmig im Speiſeſaale, daß die Fenſter klirrten und alle Pokale wurden auf ihre Geſundheit durch die Kehlen geſtürzt. Natürlich ergriff auch ich mein mit Rebenöl gefülltes Glas, an welchem ein goldenes S. B. ſchimmerte, und führte damit einen ſo kräftigen Stoß gegen den Glasbecher der Frau Truthahn, daß beide Pokale in Stücken flogen und das damaſtne Tiſchtuch, wie auch das weiße, ſeit der Trauung, nämlich ſeit vierzig Jahren nicht gebrauchte Seidenkleid der Frau Oberpoſtamtsverwalterin gefleckt wurden. Konnte doch der ärmſte Sünder nicht mehr erſchrecken, als ich. Mein erſter Blick war auf

Suschen gerichtet, die, wie ich vermeinte, gar ſehr entrüſtet über mich ſeyn würde; allein ich hatte mich wieder geirrt, ihr Auge ſtrahlte ſo hold, wie die Morgenſonne im Lenze und ihren Lippen entſchwebte ein ſanftes Lächeln; nun freilich, das konnt' ich mir an den Fingern abzählen, daß ſie Vernunft und Einſicht haben würde, und gar wohl verſtehe, wer die Urſache dieſer Exploſion ſey; gerade wie ich in der Kirche den richtigen Schluß machte, als ſie alle die Pauſen und B vergaß. Sie tröſtete mich, den außer Faſſung gerathenen, mit den liebreichſten Worten und meinte, da ich das damaſtne Tiſchtuch zu bejammern begann, ich ſolle lieber die Frau Tante beſänftigen.

Aber du lieber Himmel, machte die doch ein ſaures Geſicht, als ob ſie puren Eſſig getrunken, und als ich den Mund zur feierlichen Abbitte und Verſöhnung geöffnet hatte: — grinſte ſie mich doch unter wüthenden Blicken dermaßen an, daß ich ſogleich einſah, es wäre leichter geweſen, dem Minotaurus auf Creta tauſend Jungfrauen abzujagen, als dieſer Wittwe nur ein mäßig freundliches Geſicht abzugewinnen.

Sie haben leicht reden, ſtotterte ſie, den innern Zorn verbeißend zur Lieutenantin, deren Geſicht vom verhaltenen Lachen dunkel geworden, bis ſie endlich doch herausplatzte, — hätte ich ein ſo ſauberes Stückchen am Leibe wie Sie —

Bitte recht ſehr um Exküſe, fiel das über ſolche verachtende Worte empörte vis à vis mit geläufiger Zunge ein, mein Kattunkleid iſt geraden Wegs aus Lyon, aus der Fabrik der Bourlon & C. und das hat mir mein Caſtulus — Gott hab' ihn ſelig! — von ſeinem letzten Feldzug mitgebracht.

Punktum! rief der Herr Landkaſſenrath, da die beiden Matronen die gegenſeitige Genealogie und den Stammbaum mit gleicher Beredtſamkeit zu entwickeln begannen, — und die beiden, die ſich noch vor einer Minute die Augen ausgekratzt hätten, waren mäuschenſtill. Ich machte den Antrag, das tiefgekränkte Kleid zu einem Fleckputzer der Reſidenz zu ſenden, allein Madame warf mir einen ſo durchbohrenden Baſiliskenblick zu, daß ich mich augenblicklich gegen Suschen wenden muſſte, um nur durch den labenden Anblick von der Ohnmacht befreit zu werden, die mich anwandelte. Der Wein macht, wie ich höre, beredt, beſonders der, welcher in der Gegend von Rheims bei Sillery wächſt, und wirklich ſchwatzte ich meiner ſchönen Hebe ſo viel vor, daß ich mich ſelbſt wunderte, den Muth bekommen zu haben. Ich entdeckte ihr ganz meine Gefühle, ſie nahm meine Huldigung an, ich träumte ſchon von Bräutigam und Braut, wie herrlich ſich Suschen als wohlbeſtallte gräflich Soden'ſche Sekretairin ausnehmen werde, als mich ein ganz beſonderer Zufall, — im Grunde eine Kleinigkeit — vom Gipfel meiner Hoffnungen herabſtürzte.

3.

Doctor Medardus, den ich heute in der Kirche zum Erſtenmale in meinem Leben geſehen, und der ſo zutraulich und wohlwollend geworden, als wenn wir mit einander aufgewachſen wären, war die Quelle meines folgenden, mich beinahe zur Verzweiflung bringenden Unglückes. Wir ſprachen über dies und jenes, über Suschen, Stadtraths Gretchen, andere gleichgültige Gegenſtände, und kamen auch auf die hieſigen Dilettanten zu ſprechen.

Landkaſſenrath Buchsbaum ſpielt den Contrebaß vortrefflich, nicht wahr?

Bitte Sie um Gotteswillen, ſüßeſter Herr von Wiſenau, nennen Sie ſein Steckenpferd nicht Contrebaß, ſonſt iſt und bleibt er ihr Todfeind auf ewig.

Nun?

Er will daſſelbe nicht anders, als unter dem anſpruchloſen Titel Baßgeige benannt wiſſen. Ich dankte ihm für ſeinen gutmüthigen Rath und trat zu meinem Pulte. Hätte ich mir doch eher den Tod vorgeſtellt, als daß in dieſer hagern Figur ſolch eine Hyder niſte, denn davon wußte ich kein Wort, daß dem verdammten Doctor Suschen in die Augen ſtach.

Doctor Medardus leitete das Geſpräch, als der Nachtiſch begann, auf die heutige Exequirung der Meſſe und nannte den Herrn Landkaſſenrath die Seele des ganzen Unternehmens, ſprach über ſeinen entzückenden Ton und wohlnuancirten Vortrag, und konnte überhaupt nicht Worte genug finden, die treffliche Behandlung dieſes Inſtruments zu rühmen.

Virtuoſe bin ich nun eben nicht, ſchmunzelte der durch dergleichen Schmeichelworte allerdings entzückte Landkaſſenrath, ſein wohlgenährtes Bäuchlein ſtreichelnd, — Virtuoſe bin ich zwar nicht, dennoch getraue ich mich, meinem Götterinſtrumente — er meinte die Baßgeige! — Töne zu entlocken, die vielleicht einem neuen Theben zu neuen Stadtmauern verhelfen könnten.

Da der Redner dieſe Worte mit lächelnder Miene begleitete, glaubte auch ich im ſcherzenden Ton einfallen zu dürfen, und ohne mich lange zu beſinnen, begann ich: Bedenken doch Herr Orpheus der Zweite, ob Orpheus der Erſte mittelſt einer Baßgeige —

Baßgeige!! ſchrie der von ſeinem Sitze mit Blitzesſchnelle auffahrende Landkaſſenrath, die Nächſtſitzenden durch eine dichte Puderwolke verhüllend — Baßgeige!

Nun ja, Baßgeige, erwiederte ich ganz deutlich und beſtimmt, des Doctors eingedenk.

Baßgeige! knirſchte der, wie ich gar bald merkte, Hocherzürnte, deſſen Geſicht alle Farben des Prisma auf uns zurückſpielte; — mehr Achtung, wenn ich bitten darf, für ein Inſtrument, das in einer muſikaliſchen Geſellſchaft Hausherrenrechte ausübt, das lediglich und allein den Ton angiebt, — das, wenn auch nur eine einzige Saite ihren Sphärenton verſagte, ein ganzes Orcheſter, und wenn es aus lauter Paganin's, Bouchers, Mayſeders, Spohrs, Drouets und Fürſtenau's beſtände, und wenn der leibhafte Satan ſelbſt dirigirte, totaliter in Unordnung bringen und ewige Schmach über ſie verhängen könnte, das — — hier packte ihn krampfhaft der Schmerz über den verkannten Werth ſeines Lieblinges, und er fiel mit dem zum Himmel um blutige Rache ſchreienden Ausruf „Baßgeige“ rücklings zu Boden, das ganze Tiſchtuch, welches er bei dieſen Demonſtrationen, ſtatt der Serviette, im dritten Knopfloche befeſtigt hatte, ſammt Nachtiſch, Tellern, Bouteillen und Gläſern mit ſich reißend. Dieſe Scene glich bei einem Haare der letzten aus Ferdinand Cortez, wo die todte Amazyli von den ſpaniſchen Fahnen bedeckt wird. Alle ſtießen einen lauten Schrei aus, ich weiß nicht, ob über den Fall des Kaſſenraths, oder ob über die ihnen entriſſenen aufgetiſchten Gaben. Suschen und der Doctor, den ich, wenn es in meiner Macht geſtanden hätte, haarklein zerriſſen hätte, ſprangen ſogleich herbei und brachten den am ganzen Leibe wie Espenlaub zitternden Buchsbaum zu Bette. Die Eingeweihten der Tonkunſt entfernten ſich mit thränenden Augen über den unerſetzlichen Verluſt der herrlichen Magen-Ausſichten aus dem Tempel, zogen mit aufrichtigen Wünſchen einer baldigen Beſſerung oder Einladung, vernichtende Blicke auf mich ſchleudernd, davon. Alle entfernten ſich, ſollte ich ein Gleiches thun, ohne mein Suschen früher geſehen, ohne ſie über den Hergang unterrichtet zu haben? Traurig griff ich nach meinem Hute, wollte eben zur Saalthür heraustreten, als Suschen dem Krankenzimmer ihres Papa entſchlüpfte, mir ein ängſtliches „im Garten bei der Jasminlaube“ zuflüſterte, und durch die andere Thür verſchwand.

4.

Im Garten in der Jasminlaube, wiederholte ich leiſe, froh, doch noch die Hoffnung zu haben, heute Suschen zu ſehen und zu ſprechen. Doch es ſtießen meinem ſkrupulöſen Kopfe immer neue Bedenklichkeiten auf. Warum war Suschen ſo ängſtlich? dann wuſſte ich ja nicht, ſollte das Rendezvous ſogleich erfolgen, oder ſollte ich mich, bis es dunkler geworden, einſtellen? Ich ging zu der verhängnißvollen Jasminlaube, ſetzte mich, feſt entſchloſſen, nicht eher die Raſenbank zu verlaſſen, als bis ich meinen Engel geſehen und den Sphärenklang ſeiner Stimme gehört hätte, und ſollte ich, bis der Hahn den Tag weckt, warten. Jede Minute wurde mir zur qualvollen Stunde, denn der peinliche Gedanke, den Landkaſſenrath zum Todfeinde zu haben, erfüllte mein Innerſtes mit Beben. In tiefen Träumereien eingewiegt, harrte ich denn bis ſechs Uhr Abends, die Sonne ſank ſchon langſam, ihr goldenes Licht anderen Welttheilen zu ſpenden. Es war ein herrlicher Sommerabend, doch für mich, der ich doch ſonſt ein außerordentlicher Liebhaber der ſchönen Natur war, hatte er keine Reize, der Abendſtern blinzelte ſchon bemerkbar am blauen Horizonte, doch der Stern meines Lebens leuchtete noch nicht, — muſſte vielleicht eben jetzt dem Doctor Medardus Bemerkungen über ſich erlauben.

Endlich rauſcht etwas an meiner Jasminlaube vorbei; ich, aus meinen Träumen aufgeſchreckt, ſtürze hinaus, in der Meinung, es könne Niemand anders, als Suschen ſeyn, rufe ihren Namen, ſtrecke meine Arme aus, ſchließe ſie — — und — halte das Knochengerippe der Frau Oberpoſtamtsverwalterin an meine Bruſt. Sie, in der Dunkelheit, ſträubte und wehrte ſich männiglich, und erhob ein ſolches Hülfegeſchrei, daß ich ſogleich an dem ſanften Baß ihrer Stimme den Irrthum gewahrte, die Arme ſinken ließ, und ihr mit beiden Händen den Mund zuhalten muſſte, da ſie auf meine Bitten und Beſchwörungen ihr Geſchrei: Diebe, Mörder, Hilfe! nicht einſtellen wollte.

Nicht genug; noch brachte mein Unſtern den Landkaſſenrath, von Suschen und dem Doctor geführt, dazu, der nach hochweiſen Einſichten des verordnenden Äskulaps, da ſein Krampf nachgelaſſen, eine Promenade unternehmen ſollte, und von welchem auch die Tante beordert wurde, die rothſeidenen Polſter aus der Jasminlaube in die

Eremitage zu übertragen. Natürlich, daß auf das Zetergeſchrei der Tante ſich die Richtung des Ganges nach der Eremitage umwandelte, und man der Allee zueilte, aus welcher der Lärm kam.

Bei meinem Anblicke erhielt der Landkaſſenrath die nämlichen Convulſionen, wie bei Tiſche, und ſtotterte mir zu: er wünſche nimmermehr den Erzfeind ſeines Hauſes über ſeine Schwelle gehen zu ſehen.

Das war doch deutlich geſagt! Ich ging, einen wehmüthigen Seitenblick auf Suschen werfend; das Mädchen, ſollte es auch den höchſten Preis gelten, mein zu nennen, und ſollt ich auch genöthigt ſeyn, wie weiland Jupiter, in der Geſtalt eines Stieres, die am Schmerlbach von Katzenberg herumwandelnde Prinzeſſin Europa zu entführen.

5.

Voll des Unmuths, und Verwünſchungen gegen den abſcheulichen Doctor ausſtoßend, ſtieg ich pathetiſchen Schrittes, ſtier vor mich auf die ſparſam gepflaſterte Straße hinblickend, dem ſchwarzen Mohren zu, wo man, zur Ehre der Katzenberger ſey's geſagt, recht großſtädtiſch geprellt wird. Schon auf der Gaſſe mußten einige arme Leute die unſchuldigen Opfer meiner Tiefſinnigkeit werden, indem ich hier einen Knaben umwarf, der, laut nach ſeiner Mutter jammernd, ſich im Straßenkothe herumwälzte, dort die aufgethürmten Äpfelhaufen einer Krämerin in alle Winde zerſtieß, die mir auch mit Demoſtheniſcher Beredtſamkeit eine artige Litanei derber Schimpfwörter nachſchickte, von welchen Lobeserhebungen ich aber keine Notiz nehmend, raſch die ſchmale Gaſthoftreppe hinanflog, den mir mit der Frage: ob mir nichts zu Befehle ſtünde? in den Wurf kommenden Garçon mit einem ſanften „er ſolle ſich zum Teufel packen" abſpeiſte, und im Sturmſchritte, als gelte es Tod und Leben, auf Nummer 10 loseilte, den Schlüſſel anpaſſte, aber ſchon einen ſtecken fand, die Thür aus ihren Angeln mit Haſt riß, und zu meiner nicht geringen Verwunderung — — einen bereitwilligen Einpacker meiner Schatulle und ſonſtigen Ingredienzien antraf.

Das fehlte noch! Für einen gemeinen Gauner ſchien mir der Kerl zu noble, allein man hat ja Beiſpiele, daß ſich dergleichen Lumpenpack die Geſtalt ehrlicher Leute zu geben wiſſe; — ohne daher lange zu überlegen, was dieſer Volontair, der nicht im geringſten überraſcht, mich mit anſtändigem Ernſte und Erſtaunen anſah, eigentlich bei mir ſuche, falle ich über denſelben her, reiße ihm die Schatulle aus der Hand, ringe mit ihm einige Minuten, ſtürze ſammt ihm zu Boden, — bis auf beiderſeitiges Hülferufen ein Jäger und einige Jokeys herbeikommen, anſtatt über den Spitzbuben ſich herzumachen, mich an Händen und Füßen feſtknebelten und Seiner Gnaden um Verhaltungsbefehle bitten.

Führt ihn aufs Stadthaus! war ſeine Ordre.

Das war doch recht romantiſch; die Gauner, denn was anders konnten die Schurken, deren Zahl ſich wie Sand am Meere vermehrte, geweſen ſeyn? — nennen ihren Räuberhauptmann „Seiner Gnaden" und ich ſollte dafür, daß ich einen wildfremden Kerl meine Schatulle nicht wegtragen ließ, auf die Büttelei geführt werden, vielleicht gar bei Suschens Wohnung vorbei!

Einer der Räuber ſetzte etwas zu Papier, wahrſcheinlich ein species facti, welche Arbeit er glücklich in einer Stunde vollendete, da er hundertmal zu ſchreiben anfing, und eben ſo oft den Bogen zerriß. Unterdeſſen muſſte ſich die Nachricht von meiner Arretirung ſo ziemlich unter das Katzenberger Publikum verbreitet haben, da ich, als man mich zum Gaſthofe hinausführte, die Bevölkerung Katzenbergs ſo reichlich verſammelt ſah, daß die Stadtſoldaten mit vorgepflanztem Bayonette neben mir hergehen mußten, um mich nur vor dem Erdrücken durch die im Dunkel der Nacht gaffende Menge zu ſichern. Man weiß, wie ſchnell ſich derlei Vorfälle in kleinen Städten verbreiten: ſo geſchah es auch hier. Ein Marqueur mochte in der Schenke erzählt haben, wie ſo eben der vorgebliche Sekretarius Wiſenau einen Paſſagier in Nummer 10 mißhandelt habe; — dies hörte die Dienſtmagd der Frau Oberſtadtſteuerreviſorin, die zufällig um Weißbier ins Gaſthaus geſchickt worden, ließ Flaſche und Bier ſtehen, und lief, als wenn von jeder verſäumten Minute, um welche ihre Frau dies ſpäter erführe, Tod und Leben abhinge, ſchnurgrade zu ihrer Herrſchaft, und erzählte, wie man den Sekretair, der ſich drei Tage in der Stadt aufhielt, auf einen Diebſtahl im Gaſthofe ertappt, wobei er zugleich einen fremden Baron halbtodt geprügelt. Die Frau Oberſtadtſteuerreviſorin, ſchon im tiefſten Negligee, griff halb ohnmächtig nach ihrem Riechfläſchchen, rutſchte in die rothſeidenen Pantoffeln, zog in der Angſt den Schlafrock ihres Mannes an und lief, wie es nur die morſche Maſchine geſtattete, zur Muhme, der Stadtſchützenlieutenantin, und berichtete, wie vor einigen Sekunden der Pſeudoſekretair beim ſchwarzen Mohren einen dort eingekehrten Grafen beraubt und todtgeſchlagen habe, und daß, wenn ſie ihn aufs Stadthaus führen ſehn wolle, ſie stante pede laufen müſſe. Die Stadtſchützenlieutenantin, heimlich frohlockend, bald wieder Einen baumeln zu ſehen, warf ihren Pudermantel um, und eilte, eine Laterne in die knochige Rechte faſſend, zum Herrn Vetter **Buchsbaum**, bei welchem ſich Doktor **Medardus** befand, **Suschen** aber entfernt war, und rapportirte, daß der ſaubere Vogel von einem Sekretair einen Prinzen ſammt Gefolge im Gaſthofe todtgeſchlagen und noch dazu das Haus habe in Brand ſtecken wollen, — ſie aber ſelbſt keine Zeit zu verlieren habe, indem ſie noch zur Muhme Stadtrentamtskontrolleurin, von da zu ihrer Freundin, der Oberſtadt- und Kreiskaſſirerin und noch zu einigen Bekannten laufen müſſe, da er ſogleich vorbeigeführt würde; — und ſo war ich in einigen Minuten Dieb, Räuber, Mörder und Mordbrenner, und dabei doch Sekretair und die ehrlichſte Haut von der Welt.

Wie mir zu Muthe war, als man mich durch die Straßen ſchleppte, und mir bald rechts, bald links ein Mütterchen im Nachtkleide die laterna magica ins bleiche Geſicht hielt, vermag ich nicht zu ſchildern; allein welch' einen Eindruck der fahle Mond, der ſich aus einer Wolke durcharbeitete und jetzt die Dunkelheit der Nacht zur Tageshelle umwandelte, und die Bemerkung, daß ich mich in der Gaſſe, wo Suschen wohnt, befinden mochte, vermag kein Redner mit all ſeinem Wortſchwall zu geben. Ich ſtand ein Weilchen, als läge mir der Mühlſtein der großen Katzenberger Mühle auf dem Herzen, bis mich die elenden Knechte im barſchen Ton weiter gehen hießen. Allein wunderbar fühlte ich mich geſtärkt und getröſtet, als eine himmliſche Harmonie zu meinen Ohren drang; eine ſanfte Silberſtimme ertönte wehmüthig durch die Nacht, von weichen Guitarreaccorden begleitet. So gemüthlich, ſo ſchmachtend, ſo ſehnſuchtsvoll hatte ich noch nie ſingen gehört; ich erkannte an der Melodie, daß es Schillers Erwartung von Krufft ſey, jetzt konnte ich ſogar unterſcheiden, daß es Suschens Stimme ſey; der ſtille Mond warf ſein mildes Zauberlicht mit ruhig blaſſem Scheine auf die zum Theil niedlich gebauten Wohnungen, aus deren Fenſtern hie und da eine Nachthaube guckte, deren dunkler Schatten am entgegengeſetzten Gemäuer rieſig groß erſchien; unzählige Sterne blickten herab, die ganze Natur ſchwieg, ſelbſt die beneidenswerthen Pappeln, deren grüne

Wipfel in ihr einſames Gemach ſtolz hineinblickten, regten ſich nicht vom kalten Nachtwind ſanft durchweht, als getrauten ſie ſich nicht, mich auch nur um einen Ton dieſer Syrene zu betrügen; kein Thier regte ſich, nur die tobende Menge, die mich umgab, machte ſolch einen Tumult, daß es mir, je näher wir kamen, um ſo unmöglicher wurde, auch nur einen Ton zu hören. Jetzt gings an ihrem Fenſter vorüber; ſie ſteckte ihr Lockenköpfchen hinaus und prallte mit dem Schrei: Wiſenau! vom Fenſter zurück. Ich aber ſtand wie eingewurzelt, und konnte nicht von der Stelle, — weiß auch nicht, was weiter mit mir vorging, denn als ich zur Beſinnung gelangte, lag ich ſchon in einem finſtern Loche auf dem Stroh.

6.

Dafür, daß ich in meinem eigenen Zimmer einen Dieb ertappte und ihn anhalten wollte, dafür geſchieht mir das, was doch eigentlich dem Gegenpart geſchehen ſollte. Nein, meine Rache ſoll ſchrecklich ſeyn, ſagte ich zu mir ſelbſt, die geballte Fauſt gegen Himmel erhebend, und ſchon ſah ich im Geiſte den Bericht ans Landesgericht erſtattet, das ganze halspeinliche Perſonale abgeſetzt, die Stadt um das ſchöne Privilegium, dann und wann Einen bummeln zu ſehen, gebracht, den Bürgermeiſter, Herrn Purzelmann, und den ganzen Rath mir in corpore auf den Knieen nachrutſchend, mich um Gnade und Verzeihung zu bitten, — als ein einziger Gedanke, der in mir klar wurde, mich vernichtet auf's Strohlager hinwarf. Der Liebesrauſch war verflogen, an ſeine Stelle trat kalte Überlegung ein, die mir aber die größte Unruhe verurſachte.

Medardus! Medardus! wie weit haſt Du mich gebracht! — Deutlicher zu ſprechen, ich merkte jetzt den gränzenloſen Irrthum, an dem meine Tiefſinnigkeit, — nein, der Peſtilenz-Doktor — Schuld war, ich dachte zur gewölbten Decke hinausfahren zu müſſen, ließ es aber bei dieſem grandioſen Vorſatze bewenden, als ich einſah, daß ich vorgeſtern aus dem ſchwarzen Mohren in die goldene Wurſt überquartirt, und 10 die Nummer war, die ich im erſtgenannten Gaſthofe bewohnt hatte. In welches Licht muſſte mich der verrückte Vorfall bei Suschen und bei dem ganzen Katzenberger Publiko ſtellen? welch ein — —

Da klirrten die eiſernen Riegel an der ſchweren Kerkerthüre, und ein trat der Gefangenwärter, der mir ein Stückchen Schwarzbrot zum Frühſtück brachte, das ich aber zu ſeinem großen Erſtaunen fortwies, und ihm einen harten Thaler in die Hand drückte, mit dem Geheiße, mir dafür ein Blatt Papier und Schreibmaterialien zu holen.

Die Diſciplin muß in Katzenberg nicht außerordentlich ſeyn, denn kaum hatte ich ausgeredet, ſo eilte der Knochenmann, der einen Thaler zum erſtenmal in ſeinem Leben geſehen zu haben ſchien, mit drei Sätzen zur Thür hinaus, die er gar nicht zuſchloß, und war in einigen Sekunden mit Papier, Tinte und Gänſekielen ſchon wieder zurück, legte ſich, da er wohlweislich bemerkte, daß kein Tiſch in meinem Kabinett vorhanden ſey, auf ſeine Hände, und bat, ich möchte auf ſeinen Rükken ſchreiben, ſo lange ich Luſt dazu hätte.

Ich ſchrieb, — nun rathen Sie, meine Leſerinnen, an wen ich ſchrieb? — doch, wie ich auch ſo albern fragen konnte? an wen ſonſt hätte ich geſchrieben, als an mein Suschen, ſchüttete mich über den Doctor ziemlich hart aus, benachrichtigte ſie von dem Irrthum, und in fünf Minuten drückte ich einen andern ſpiegelblanken Thaler in die gierige Rechte meines Cerberus, mit dem Geheiß, dieſen Brief in Landkaſſenrath Suschen höchſteigene Händchen zu liefern.

Kaum war er fortgallopirt, als die Riegel neuerdings klirrten, und der Stadtrath Purzelmann, an der Spitze ſeines ganzen ſchreibſeligen Corps eintrat, und mich, unter tauſend Bücklingen und ſcharmanten Ausdrücken, erſuchte, des Vorgefallenen nicht mehr zu gedenken, und ihm gefälligſt in ſein Kabinet folgen zu wollen, wo Seiner Excellenz mit Sehnſucht meiner warteten. Ich that, was die koloſſale Fleiſchmaſſe begehrte, ſtudirte, die ſteile Treppe hinanklimmend, wer denn Seiner Excellenz wohl ſeyn möchten? — da öffneten ſich die beiden Flügel und ich ſtand mit verblüfftem Geſichte vor dem Gauner von geſtern, nur mit dem kleinen Unterſchiede, daß an ſeiner Bruſt der große leuchtende Verdienſt-, der Annenorden und mehrere andere Dekorationen dieſer Art hafteten.

Der Stadtrath machte mir kund, daß ich der Ehre theilhaftig wäre, vor Seiner Excellenz dem Grafen von Soden, für deſſen Sekretair ich mich ausgebe, zu ſtehen. Ich ſolle demnach mein geſtriges Verfahren rechtfertigen. Bei dieſen Worten machte er eine tiefe Verbeugung und ging.

Ich war alſo mit meiner Herrſchaft allein. Nun wahrlich, die Rekommandation war nicht übel, nur etwas derb geweſen. Originell iſt es gewiß, ſich zuvor mit ſeinem Herrn herumzuprügeln und dann ſeine Aufwartung zu machen.

Ich ſtotterte, Augen und Mund verlegen aufreißend, einige Worte, als er aber mit einem liebreichen: Seyn Sie nicht ängſtlich! mir Muth zuſprach, da war es, als ob in mich der Blitz gefahren, und ich faſſte ſolchen Muth, daß ich, gleich Samſon, eine ganze Philiſterſchaar in die Flucht geſchlagen hätte, und ich fing demnach an zu peroriren, wie ich, in meiner Perſon, der Sr. Excellenz vom Finanzrath empfohlene Sekretair von Wiſenau —

Wiſenau! ſchrie der Graf mit Haſt und Eile, als ob dieſer Name mitten durchs Herz gefahren wäre, und bat mich mit gedämpfter Stimme fortzufahren. Mein Name, ſagten doch Manche, ſey recht wohlklingend, und manches Mädchen äußerte im Scherze, den ich jetzt erſt verſtehe, ſi wünſchte, ſolch einen Namen zu führen, — nur dieſem Herrn mit den vielen Orden, und reſpektive meinem künftigen Gebieter, ſchien dieſer Name entweder platterdings hottentottiſch oder ſehr ernſthaft, denn ſonſt wäre er nicht ſo ſtier von der Ottomane aufgeſchoſſen, als hätte ihn eine Weſpe ihren ganzen Stachel rücklings fühlen laſſen, oder er muſſte mit dem Namen eines unglücklichen Freundes ſo viel Ähnlichkeit haben, denn ſonſt hätte er nicht ſo in Schmerz verſunken eine Weile geſtanden, und ſich dann, wie vernichtet, auf das weiche Sophakiſſen geworfen.

Ich fing demnach von Neuem an, wie ich in meiner Perſon ihm ſeinen Sekretair, — den Namen ſetzte ich ſorgfältig nicht mehr dazu, um dem guten Mann nicht neuerdings Convulſionen zuzuziehen, — vorzuſtellen die Ehre habe, und wenn mir Se. Excellenz geneigtes Gehör gönnen wollten, nicht meine Schuld tilgen, wohl aber einige mildernde Umſtände anführen wolle. Freundlich bot er mir Platz neben ſich, und ich begann dann ein ſolch offenherziges Bekenntniß abzulegen, wie vielleicht noch kein Schriftſteller in ſeiner Selbſtbiographie niedergelegt haben mag. Er freute ſich meiner Offenherzigkeit und leitete, ziemlich verlegen nach dem bunten Teppich blickend, das Geſpräch auf meine Eltern. Ich ſagte ihm, was ich wuſſte: daß mir das Schickſal meinen guten Vater — denn ſo drückte ſich meine Mutter immer mit naſſen Augen aus — zu kennen verſagte, indem es mir ihn frühzeitig entriß, daß meine Mutter zu Rheinfelden wohne, wo ſie von der Arbeit ihrer Hände und von dem lebe, was ich ihr während meines Hofmeiſteramtes im Hauſe des Herrn Finanzrathes, durch den ich auch das Glück hatte, an Sr. Excellenz empfohlen worden zu ſeyn, zuſchicken konnte, daß ich ſie ſeit zwei Jahren nicht geſehn, jedoch faſt jeden Poſttag Briefe an ſie ſende, und auch von ihr erhalte; — ich griff in die Rocktaſche und zog ein erſt vorgeſtern erhaltenes Schreiben heraus, — und kaum hatte er hineingeblickt, ſo reichte er es mir auch ſchon mit zitternder Rechten, und mit der Linken wiſchte er ſich eine, ſeinem verklärten Auge entquillende Perle von ſeinen bleichen Wangen. Er nahm mir nochmals den Brief aus der Hand, ſah nach der Unterſchrift, und gab mir ihn mit abgewandtem Antlitz zurück.

Was mochte denn den räthſelhaften Mann ſo ſehr bewegt haben, denn außer der Unterſchrift meiner Mutter: Amalie von Wiſenau, — ach ja, es ſtand nämlich eine Zeile höher: „Bete für Deinen Vater und Deinen neuen Herrn, ſchreibe mir zugleich ſeinen Namen.“ Alſo das hatte den Guten ſo ſehr ergriffen! Wie kindlich rein muſſte ſein Gemüth, wie gefühlvoll ſein Herz, wie zart ſein ganzes Nervenſyſtem ſeyn! Ich glaubte, in dieſem Wenigen ſeinen Charakter durchblickt zu haben. Welch ein herrliches Bild eines großen Herrn! Zuvor fährt er beim Namen ſeines einzig geliebten Freundes, — denn wer Anderer konnte dieſer Wiſenau geweſen ſeyn, den er meinte? —

vom Sitze auf, als ſtünde ſeine Geſtalt vor ihm; jetzt weint er, wie ein kleines Kind, da er die Ermahnung meiner Mutter lieſt.

Ich hätte ihn vor Freuden an meine Bruſt preſſen, ach was ſag' ich, ich hätte ihn erdrücken mögen, denn ſchon ſpannte ich meine Arme vampyrmäßig aus, als mich ein Blick auf ſeine Orden den Abſtand gewahren ließ, und in den gehörigen Reſpekt ſetzte. Er nahm ſein ſeidenes Tuch aus der Taſche, wiſchte ſeine Augen, bat mich, mit ihm ins Gaſthaus zu fahren, bei ihm zu wohnen und mit ihm zu leben, und ich ſchlug natürlich den Antrag — nicht aus. Purzelmann, der eben eintrat, wurde heute im Gaſthof zu Tiſche geladen, geleitete uns zur Karoſſe, öffnete ſelbſt den Schlag, zerlegte die Fußtritte, hob den alten Herrn und mich, den er eine Stunde zuvor noch für einen decidirten Zuchthausaſpiranten anſah, in die mit weißer Seide gefütterte Kutſche, drei goldbetreſſte Jokeis klebten ſich hinten auf die fliegende Brücke, der in feine Livree gehüllte Leibkutſcher ſchnalzte, die vier Goldfüchſe zogen an, und hin flogen wir über das ſchlichte Straßenpflaſter. Ich ließ das Spiegelglas an meiner Seite herab und freute mich meines Triumphes, wenn die Katzenberger den Herrn Sekretarius, der ihnen einige

Stunden früher für einen Räuberhauptmann und wer weiß noch für was galt, den ſie ſchon ſammt und ſonders rädern laſſen wollten, mit eben demjenigen, den er Tages zuvor zum Tode mißhandelt, in einem und demſelben Batard hinſtürmen ſehen würden; denn das konnte ich berechnen, daß, ſobald mich nur eine Perſon, die mich kennt, ſieht, es ſo gut, als publicirt ſey, denn dergleichen Nachrichten gehen in Katzenberg ſchneller herum, als die obrigkeitlichen Mandate.

Sr. Excellenz ſprachen kein Wort, ſondern blickten mich zuweilen mit freudeſtrahlenden, aber doch wehmüthigen Augen an: ich wollte ihn auch anblicken, allein ich muſſte links ſehen, denn eben gallopirten wir an Suschens Wohnung vorüber, ein Fenſter öffnete ſich, natürlich, daß dies mein bischen Aufmerkſamkeit auf ſich zog, ich lege mich zum Wagenfenſter hinaus, um meine Augenweide — denn wer konnte in Suschens Wohnung die Fenſter öffnen? — zu erblicken, ſchaute und gewahrte den ſtruppigen Kalmückenkopf des Peſtdoktors. Ich prallte in die entgegengeſetzte Ecke an meinen gnädigen Grafen zurück, und in mir erwachte ein zuvor nie gekanntes Gefühl, das, wie ich mir ſpäter erklärte, nichts anderes, als Eiferſucht ſeyn konnte. Treuloſes Suschen, ſeufzte ich halblaut, brach in Gedanken in bittere Klagen über die Unbeſtändigkeit des ſchönen Geſchlechtes aus und wollte ſchon das ganze Frauengeſchlecht verdammen, wollte ſchon den Stab über geſammte Mädchen brechen, — — da fragte mich der Graf lächelnd, ob ich im Wagen zu bleiben gedenke? denn er ſehe ſchon eine ziemliche Weile meiner Gedankenjagd zu. Ich ſprang, einige Entſchuldigungen ſtotternd, über den Fußtritt hinaus auf den gedielten Hausflurboden, — nein, ich ſprang dem Jokei Benjamin auf den linken Fuß, denn er packte denſelben, etwas von Leichdornen winſelnd, in ſeine Rechte, und drehte ſich, trotz einem tanzenden Derwiſch, auf der Spitze des rechten, noch unbeſchädigten Fußes, auf einem Flecke einige hundertmal um und um, und ich trabte hinter meinem Gönner der verhängnißvollen Nummer 10 zu. Der Graf wünſchte ein wenig allein zu ſeyn, und meinte, ich ſollte meine Sachen aus der goldenen Wurſt herüberholen laſſen und zugleich Rechnung machen; indeſſen, ſagte er, nehmen Sie dieſe Kleinigkeit, und zog aus ſeiner Schatulle eine Note von fünfhundert Gulden. Ich meinte, er wünſche das Geld gewechſelt, und fragte, ob ich Silber oder Gold einwechſeln ſollte? er aber lächelte und ſagte: Iſt Ihnen das nicht genug, ſo nehmen Sie noch dieſes und verwenden Sie's nach Ihrer Einſicht; mit dieſen Worten reichte er mir abermals eine Note von fünfhundert Gulden, und das alles mit einer Miene, als wenn unſer Einer einem Bettler einen Sechſer gibt. Tauſend Gulden mußten ihm alſo beinahe das geweſen ſeyn, was mir eine Kleinigkeit. Ich glaubte anfänglich, daß mir der Graf die Summe als Jahresgehalt vorſchoß, in der Abſicht, mich ein wenig einzurichten. Ich ließ mir Nummer 11 aufſchließen, begehrte Feder und Tinte, ſchrieb meiner Mutter von meinem Glücke, verſchwieg, wie mir der Graf befohlen, ſeinen Namen, ſchob eine Banknote von 500 Fl. ein, ging zur goldenen Wurſt, zahlte, gab dem Benjamin meine Sachen und einen blanken Thaler, als Schmerz- und Traggeld, legte den Brief in den Poſtkaſten und klingelte, — — doch ich erzähle nur von mir, ohne des armen Suschens zu erwähnen, die indeſſen Todesmartern ausſtand.

7.

Doctor Medardus ſaß am Morgen meines Befreiungstages gravitätiſch, nur zur Hälfte angekleidet, am Sopha, und tunkte grade die ſechste Spalte Preßburger Zwiebacks in die volle Taſſe Kontinentalkaffee, wohlgefällig in das blanke Metall oder rieſenhafte Kaffeemaſchine hineinſchauend, woraus ihm ſein theures Haupt entgegenſchaute: als der Badergeſelle eintrat, mit Rieſenkraft einen Seſſel in die Zimmermitte ſchleuderte, mit geläufiger Hand Seifenwellen in ſeiner Meſſingſchüſſel aufſchlug und mit einem höchſt ſarkaſtiſchen „ob spectabilis nicht ſchon den Cadaver des wahrſcheinlich nächſtens baumelnden Sekretarius für hoch dero Sekzionsübungen erſteigert?“ den Erzfeind aller Bärte, das funkelnde Meſſer, am geſpannten Leder wetzte. Medardus ließ Zwieback und Kaffee ſtehen und gaffte mit weit aufgeſperrtem Rachen dem Bartſcherer verwundert ins lange Angeſicht.

„Wiſſen denn venerabilis,“ begann dieſer, der die Mimik tief ſtudirt hatte, an der Schafsmiene des Doktors ſogleich merkend, daß demſelben keine Silbe von den mir paſſirten Fatalitäten zu den beträchtlichen Ohren gekommen ſey, „nichts von dem Gaunerſtreiche des ſaubern Herrn Sekretarius?“

Nicht ein Wort, erzähl' Er, ich bitte ihn, — und gebot ihm, ſich zehn Schritte vis à vis auf einen Stuhl niederzulaſſen.

Stellen Sie ſich vor, Clarissime, ſo eben, als ich meine hohen Kunden im Gaſthofe zum ſchwarzen Mohren bedient hatte, und die Treppen herabrenne, hält mich auf der zehnten Stufe der erſten Etage die Suſe, das beliebte Kammermädchen der Gaſtwirthin, das mir ein wenig gut zu ſeyn ſcheint, am linken, — nein, am rechten, — doch ja, am linken Rockſchoße mit ihren beiden nervigen Händen feſt und fragt, mir das Jabot zurecht richtend, ob ich nichts von dem geſtrigen Mordſpektakel gehört hätte? Ich ſagte ein deutliches: Nein, theure Suſanne, keine Silbe. Nun, da hab' ich auch keine Zeit, erwiederte ſie, Ihm die ganzen geſtrigen Avantüren zu erzählen, da brauche ich einen halben Tag dazu, da frag' er dieſen hier, ſchob mich in die Hände des eben heraufeilenden Kellners, und ſchwebte wie ein Zephyr, im leichten Fluge dahin, nur ihre Fußtritte hörte ich noch eine gute Weile. Dieſer wollte eben anfangen auszukramen, und mir die ganze Katzenſtrophe, wie er es nannte, zerlegen, als die Glocke im Gaſthofe ertönte, und Barnabas die Gäſte zu empfangen, mich wie einen — — am Berge ſtehen ließ. Die Neugierde brannte wie Kohlenfeuer in meinem Innern, ich eilte daher, dieſe Glut zu dämpfen ins Billardzimmer, laſſe mir ein Glas Kümmel geben, klammere mich an den Marqueur Jean, der ſo eben das Billard ausbürſtet, und den ich auch als eine Kundſchaft verehre, und erfahre denn von dieſem wahrheitsliebenden Franzoſen, wie fein der Coquin von einem Sekretair hier im Hotel Sr. Excellenz Graf Soden im eigenen Kabinet angefallen, die Schatulle wollen transportiren, mit Dolch die Graf auch maſſakriren; von den Jokeis arretirt, auf die maison de ville transportirt, en prison unter der Erd' einlogirt worden und zum plaisir aller ehrlichen Leut' nächſtens werden etranglirt, was ſo viel heißt, als aufgeknüpft werden.

Ich weiß genug, unterbrach ihn der Hocherfreute, der während der ganzen, ziemlich pragmatiſchen Erzählung ſein jauchzendes Herz nur mit Mühe in den Schranken halten konnte, — hier, Balthaſar, mach' er ſich einmal einen guten Tag, und drückte dem Redner ein roſtiges Zweigroſchenſtück in die naſſe rothe Rechte, — welcher aber, das Ganze für einen Scherz haltend, indem die Zeit der Wunder ſchon längſt vorbei iſt, den plötzlich zu einem Titus umgeſtalteten Doktor mit großen Augen anſtarrte.

Nun, was ſoll das Gaffen?

Eure Gnaden! ſtotterte der ob ſolcher Güte verblüffte Barttyrann — —

Gehe in den ſchwarzen Mohren, eſſe, trinke, zeche, ſchmauche, lache, tanze, pfeife Er, und das Alles zur Ehre der löblichen wachſamen Kazzenberger Polizei, die ſolch einen Gauner gleich auf der That ertappte, — und hiemit ſchob er den kopfſchüttelnden Balthaſar, der immer noch ſprechen wollte, zur Thür hinaus.

Viktoria, proſt Herr Sekretarius und Bräutigam, jauchzte der Doktor und ſchoß vom Sitze auf, des übrigen Preßburger Zwiebacks nicht achtend und eilte dem Kleiderſchranke zu, ſich ſogleich in Coſtüme zu werfen, Suschen die Vorfälle mit einigen wohlüberdachten Verbrämungen mitzutheilen, an ihrem Grame ſein Herz zu weiden und ſeinen Triumph über die fehlgeſchlagenen Hoffnungen des Herrn Sekretairs zu feiern; — ſtieß aber gegen den Kaffeetiſch dermaßen an, daß die Maſchine auf ihn ſtürzte, und ſeine weißengliſchledernen Gallabeinkleider durch und durch von dem ſiedenden Frühtranke genetzt wurden. Sonſt hätte er bei dieſem Schmerze gewinſelt und gejammert, trotz ſeinen Patienten, jetzt aber war es ihm, als wäre er mit bloßem Waſſer übergoſſen worden; denn hätte man ihn auch in den Carlsbader Strudel getaucht, ſo würde ſich der Schmerz zu ſeinem gegenwärtigen Freudentaumel gerade ſo verhalten haben, wie ſeine kleine ausgetrocknete Figur zu dem grandioſen Koloſſe des ſtattlichen Stadtraths Herrn **Purzelmann**.

Mit Windesſchnelle ſchob er die kolorirten Beinkleider herab, rutſchte geſchwind in ſeine ſchwarze Kleidung, und flog auf Amors Schwingen in **Suschens** Zauberkreis. Unter tauſend ſchulgerechten Kratzfüßen wünſchte er mit giftiger Zunge der Frau Sekretairin, die blaß in die Ottomane gelehnt, mein Schreiben, das ſie ſo eben zum zehntenmale durchlas, beim entſetzenden Eintritte des Quälgeiſtes an ihrem holden Schwanenbuſen verbarg, — einen glückſeligen guten Morgen, und wollte ihr Roſenhändchen an ſeine ſüßen Lippen drücken, wogegen aber Suschen gar höflich proteſtirte.

Nun, mein Engel, warum ſo ſtier und ſcheu, wie ein Rechnenmeiſter, dem der liebe Herrgott einen Strich durch die Rechnung gemacht? Werden mich ſchon wieder lieb gewinnen: ich bringe eine Medizin für Ihr krankes Herz, die beſſer hilft, als Pillen und Pulver, Mirturen und Dekokte, Kräuter und Thee, Salben und Einreibungen; ich bringe Kunde von ihrem allerliebſten Seladon, bin folglich ein postillon d'amour in beſter Geſtalt!

Suschen, mein himmliſches Mädchen, ſtand auf, ohne den Nichtswürdigen auch nur eines Blickes werth zu halten und entſchlüpfte ſeiner Knochenhand zur Thür hinaus. Das ſüße Kind glaubte, er werde, wenn ſie ihn allein ließe, zum Abzuge blaſen laſſen; doch der Unverſchämte öffnete das Fenſter, — und da war es eben, als ich vor ſeinem Judaskopfe erſchrak, und mit meinem guten Grafen carambolirte, — indeß er ruhig die Zurückkunft des Opfers ſeiner Intrigue abwartete. Und richtig, er hatte ſich nicht verrechnet, denn Suschen, die ihn ſchon längſt fort glaubte, trat nach einer halben Stunde ein, prallte bei ſeinem Anblicke drei Schritte zurück, wollte entfliehen, allein er ſchoß auf ſie zu, hing ſich wie ein Blutegel an ihren Lilienarm, und zog ſie ziemlich unſanft auf das Sopha nieder, und wiſperte ihr alle meine Unglücksfälle, wie ſie der Leſer bereits erfahren hat, mit ſo geringen Zuſätzen und beigefügten Kleinigkeiten ins Ohr, daß auf Suschens Antlitz, die ſich mit allen Kräften dem Überläſtigen zu entringen ſtrebte, glühende Röthe mit blaſſer Todesfarbe abwechſelte.

8.

Endlich hatten Schmerz und Entrüſtung in dem Herzen des armen Kindes den höchſten Gipfel erreicht. Gerechter Himmel, rief ſie, wer rettet mich von dieſem Unmenſchen? und mit einem raſchen „Ich, mein geliebtes Suschen!“ ſtürzte ich, der Ohrenzeuge des letzten Monologs geweſen, zur Thür herein, faßte das mediziniſche Knochengerippe am Kragen und warf es zwanzig Stufen hinab, daß ich ſchier glaubte, es müſſe wenigſtens ſeinen ſteifen Hals gebrochen haben. Ich hörte das Ungethüm etwas von Injurien brummen, warf ihm ſeine Tour, die auf der zweiten Stufe ſeiner Glatze entſchlüpfte, nach, und mich in die Arme des um meinetwillen duldenden und weinenden Mädchens. Als ich eine gute Weile an ihren Roſenlippen gehangen, da ermunterte ſich die Kleine und bat mich, ſich ſanft an meine Arme ſchmiegend, ſie augenblicklich zu verlaſſen.

Ich bin überzeugt, Wiſenau, der Doktor, der größte Feind unſeres beiderſeitigen Glückes, lauft geradenwegs zum Vater. Sie wiſſen, was Ihnen mein ſonſt guter, nur in dieſem einzigen Punkt ſonderlicher Vater geſtern angethan; findet er Sie heute bei mir, ſo ſetzen ſie ſich ſeinem ganzen Grimme, den Medardus noch mehr entflammt haben wird, aus, und ich — hier ſchluchzte

Suschen — und ich muß augenblicklich ins Kloſter, wie er mich geſtern bedrohte.

Wir werden uns dennoch oft ſehen, in der Kirche, auf der Promenade, am Fenſter Briefe und Blicke wechſeln, aber nie in dieſem Hauſe. Nur noch Eins: Medardus faſſte geſtern den Entſchluß, Violon zu lernen, um meinen Vater an ſeinem Geburtstage zu überraſchen; — was ich noch ſagen will, können ſie leicht errathen; nur dieſer Schritt bahnt den Weg zu meines Vaters Herzen.

Bei dieſen Worten drückte ſie mir ſanft die Hand, ein ſüßer Kuß folgte als wehmüthiges Lebewohl, und ich ſtürmte, als wenn die wilde Jagd hinter mir herzöge, die Treppe herab, lauter Stainerſche ~~Baßgeigen wie~~ Genien vor mir hüpfen ſehend, ja ich hätte die ganze Welt für eine Baßgeige angeſehen, ſolche entſetzliche Vorliebe faſſte ich mit Einemmale für dies Inſtrument.

9.

Wie wandelbar das menſchliche Gemüth nicht iſt! — dacht' ich in meinem Zimmer eben angekommen. Geſtern noch hätt' ich um keinen Preis und wenn der Schah von Perſien mich dazu aufgemuntert hätte, die fatale Baßgeige auch nur mit einem Finger angerührt. Heute war ich feſt entſchloſſen, die Bahn des Poledro nachzuklimmen und ſollte es meine Finger die größte Qual koſten. Ach, es geſchah ja für mein Suschen! Geſtern noch hätte ich das Wort der Verdammung über die Mailänder Oper la scala unbedingt ausgeſprochen, weil darin acht Contrebäſſe das Gehör der Anweſenden beleidigen: heute ſchien mir Milano die ſchönſte Oper der Welt zu beſitzen. Schier unmöglich war es mir ſonſt, den Strich des Violons in Oratorien, Recitativen und Conzerten anzuhören, und ich lobte mir dagegen das ſanfte mezza voce des Cello, — jetzt ſchien mir dieſes nur ein ſchwaches Miauen gegen den Syrenenton jenes göttlichen Inſtruments.

Ach, klagte ich zu mir ſelbſt, den ſchönen Violon, der bei meiner Mutter hinter dem Ofen ſtand, zu zertrümmern und damit die Stube zu wärmen! Die vielen ſchönen Variationen, die meiner Mutter Bruder mir hinterließ, an die Butterkrämerin zu verkaufen, — und warum? — weil der Herr Student einen Thaler fürs Theater brauchte; — und wer hat alle dieſe dummen Streiche gethan?

Euer Gnaden, der Herr Sekretair, — ſeufzte der eintretende Kammerdiener, in welchem ich den flinken Aufſetzer des species facti von geſtern erkannte — Euer Gnaden der Herr Sekretair verzeihen, daß ich mir die Freiheit herausnehme, nach dreimal vergeblichem Anklopfen, einzutreten, und als Vorſteher der gräflichen Dienerſchaft dieſelben wegen aller geſtern vorgefallenen Mißverſtändniſſe um Verzeihung zu bitten und ſämmtliches Perſonale Eure Gnaden zu empfehlen. Dieſer da, ſetzte der Kammerdiener fort, einen Menſchen mit einer weißgewaſchenen Schürze aus der Brüder Mitte hervorziehend, iſt der Leibkoch Sr. Excellenz, der Töffel, der brauchbarſte und nützlichſte aus dem ganzen Dienſtperſonale, Verfaſſer des Meiſterwerkes europäiſcher Kochkunſt, benamſet: „Muſeum für Magenerquicker, oder ſyſtematiſch-analytiſche, ſynthetiſch-hermeneutiſche Progymnasmata der edleren Kochkunſt, verfaſſt zum Beſten der eſſenden Menſchheit von Baldrian Chriſtoph Zwiebel. Und Knackwürſte weiß er zuzurichten, — Euer Gnaden verzeihen, wenn ich, des geſtrigen Mittagmahls eingedenk, eine Pauſe machen muß — Knackwürſte wie Marzipan: ach, ſchier ein halber Gott gälte er mir, wenn er ſich nur auf den herrlichen Violon verſtünde; aber ſo droht er mir ſtets, wenn ich ihn in ſentimentalen Abendſtunden etwas auf dieſem ſanften harmoniſchen Inſtrumente der Götter vorſpiele, die Suppe zu pfeffern, daß es mich vierzehn Tage im Schlunde kratzen ſolle.

Der Leibkammerdiener machte Miene, mir auch das übrige Dienſtperſonale mit genauen biographiſchen Notizen, unter Vorſetzung aller Tauf-, Zu- und Spitznamen aufzuführen, und jedes Individuum mit einem panegyriſchen Sermon zu begleiten; allein ich verſicherte ſie alle insgeſammt meines Wohlwollens, und ſo machten alle „Kehrt" nur den Leibkammerdiener rief ich zurück, der denn auch mit geheimnißvoll erwartender Miene blieb.

Sie ſprachen da vorhin etwas von Violon: verſtehen ſie dies Inſtrument?

Herr Sekretair, ich war in meinen jüngern Jahren der erſte in der gräflichen Kapelle, und Sr. Excellenz hielten große Stücke auf mich.

Nun brav, um ſo weniger werden Sie mir daher Ihren Unterricht auf dieſem Inſtrumente verſagen?

Euer Gnaden erweiſen mir dadurch die größte Ehre —

Ei was Ehre! ſagen Sie, wie bald glauben Sie, könnte ich die Hauſeſchen Variationen fertig vortragen? Cello ſpiele ich ſo ziemlich gut, —

O, dann höchſtens in zwei Monaten. — Mit dieſen Worten war er fortgeeilt, und kam ſogleich mit einer rieſenmäßigen Baßgeige wieder, ſchleppte Scala und Schule unter dem Arm und mit einem erſtaunlichen Eifer und unermüdeten Fleiße ſchritt ich — —

10.

So weit hatte ich vor einem Jahre die ziemlich komiſchen Ereigniſſe meines Lebens niedergeſchrieben, war aber damals noch ziemlich um das Ende verlegen, denn trotz meiner neugebornen unendlichen Liebe für den Violon und meinem endloſen Fleiße, hatte ich noch immer Zweifel, ob der hocherzürnte Herr Landkaſſenrath Buchsbaum je zu verſöhnen und das himmliſche Mädchen je mein zu nennen ſeyn werde. Jetzt, da der Herr Landkaſſenrath mein Schwiegervater, das geliebte Suschen meine glückliche Frau iſt, haben ſich zwar meine bedeutendſten Zweifel entfernt; aber um ſo größer iſt meine Verlegenheit, da ich meiner humoriſtiſchen Erzählung ein ſentimentales Ende anfügen ſoll, über welches wohl mancher bedenklich den Kopf ſchütteln dürfte. Allein da ich nun einmal meine eigenen Begebenheiten erzähle, und daher von der Wahrheit um keines Haares Breite abzuweichen wage, ſo muß mir der geneigte Leſer gar manches nachſehen.

Mit meinen Lektionen auf dem Contrabaß ging es glücklicher, als ich mir es ſelbſt vorgeſtellt hatte: mein alter Lehrmeiſter war ein tüchtiger Spieler, und ich, beſeelt von Liebe und Verſöhnungsgeiſt, nahm zu ſeinem Erſtaunen täglich an Kraft und Geſchicklichkeit zu. Der ſchwarze Mohr liegt in derſelben Gaſſe, wo Suschen wohnte, und ſo mochte es wohl kommen, daß Herr Buchsbaum, wenn er oft des Abends die ſanften, harmoniſchen Töne ſeines Lieblingsinſtrumentes vernahm, vor lichtem Entzücken ſein Haupt in die kühle Nachtluft hinaustauchte, dem unbekannten Orpheus ſeine himmliſchen Töne abzulauſchen. Vor dem Namen Wiſenau aber bebte er noch immer in enthuſiaſtiſcher Wuth zurück, und ob er mich gleich mit dem Grafen allenthalben herumfahren ſah, und ſich durch meine höflichen Grüße geſchmeichelt fühlte, ſo konnte er mir doch die verdammte Baßgeige noch nicht verzeihen. Suschen ſprach ich faſt alle Tage, von ihr erfuhr ich, wie des Vaters Zorn ſichtbar ſchwinde, wie er aber noch eines Hauptcoups bedürfe, um ganz vernichtet zu werden.

Endlich nahte der verhängnißvolle Vorabend des Geburtstags des alten Herrn, es war der 21ſte des Herbſtmondes; auf der langen Hausflur des Buchsbaumſchen Hauſes arrangirten wir mit Hülfe des Leibkammerdieners und noch zwei anderer Freunde ein ſtreichendes Quatuor als Serenade; wir ſpielten alle con amore und fuoco, und mein Violon war es beſonders, der heute Meiſterſtücke übte. Der alte Herr war, wie mir Suschen ſpäter erzählte, außer ſich vor hellem Entzücken, die klaren Thränen traten ihm ins Auge, ſchon wollte er hinausſtürzen, den göttlichen Beherrſcher des Contrebaſſes an ſein wonnetrunkenes Herz zu preſſen, — da begann ich die Meiſtervariationen von Hauſe, nur leiſe von den übrigen accompagnirt, und ſtrich eine nach der andern herab, daß meinem bejahrten Lehrmeiſter ſelbſt die Perlen im Blicke ſtanden. Kaum hatte ich geendet, ſo ſtürzte der Landkaſſenrath herab, drückte mich an ſeine entzückte Bruſt, umarmte meinen Violon und konnte gar nicht zu Worte kommen.

Freilich prallte er etwas zurück, als er den verhaßten Sekretarius von Wiſenau erkannte, aber da gab es keinen Groll mehr, er umarmte mich nochmals und: „Contrebaß — Contrebaß, nicht wahr,“ ſchluchzte der Selige, „er iſt doch die Krone des muſikaliſchen Genuſſes!“

Ich weiß nicht, wie enthuſiaſtiſch ich damals von ſeinem Lieblingsinſtrumente, das ich nun nimmermehr Baßgeige nannte, geſchwärmt haben mag, aber das weiß ich recht gut, daß ich jenem Abend all mein Glück danke, und daß auch meine geliebte Frau ſich deſſen mit Wonne erinnert. Unſere höchſten Wünſche wurden befriedigt, und der alte Herr ſegnete in wenig Tagen den Bund unſerer Herzen.

Was es mit dem Grafen für ein Bewenden hat, ſoll ich Dir auch noch erklären, mein lieber Leſer? Du verlangſt zu ſehr in Geheimniſſe eingeweiht zu werden, aber das will ich Dir verrathen, daß ich bisher noch Wiſenau heiße und meiner Sekretairwürde entſetzt bin: daß aber auf übermorgen, als den Jahrtag meiner Vermählung, wieder eine Hochzeit angeſetzt iſt, wo meine gute Mutter die Braut und der Bräutigam ein edler liebreicher Mann iſt, dem ich ſehr ähnlich ſehen ſoll.

P

1918.625

Gruppen und Puppen.

P —— P

Erzählungen, Novellen, Sagen, Bilder und Skizzen

von

Manfred.

Erſtes Bändchen.

KÖNIGLICHE
BIBLIOTHEK
BERLIN

Leipzig, 1836.
Bei Chriſtian Ernſt Kollmann.

Inhalt.

Die Lilienbraut. Sage. . . . . . Seite 1
Das Gewiſſen. Novelle. . . . . . ⸗ 69
Cecilie. Memoiren einer kurzen Ehe. . ⸗ 89
Freiwillige Gefangenſchaft. Begebenheit. ⸗ 155
Der Deutſche in Italien. Novelle. . ⸗ 179

Die Lilienbraut.

Sage.

Erſtes Bändchen.

Nicht jeder ird'ſche Geiſt erkennt
Sein eignes Loos hienieden:
Nicht weiter frage, was uns trennt,
Genug, wir ſind geſchieden.

v. Platen.

P

Es mögen nun wohl ſchon mehr als tauſend Jahre ſeyn, da der alte Ritter **Zdenko** von **Brawda** in dem damaligen Herzogthum Saaz auf ſeiner Burg Brawda lebte. Das mächtige Schwert, welches er vorher zum Ruhme **Boleslaws** in manchen Streitigkeiten geführt hatte, hing nun verroſtet in der Wehrkammer neben den Streitkolben, Pikelhauben, Proſchiwaniczen ſeiner Vorfahren, und die einzige Sorge, die noch ſein altergraues Haupt beſchäftigte, war die Erziehung ſeines Söhnleins **Veit**, den ihm ſeine Gattin nach einer durch zwanzig Jahre unfruchtbaren Ehe mit ihrem Leben geſchenkt hatte. Ein würdiger Schloßkaplan ertheilte dem ſchönen, lebhaften Knaben Unterricht, der Vater ſelbſt lehrte ihn noch das Roß tummeln, und es war gar anmuthig zu ſehen, wie Veit ſchon als kleiner Knabe jetzt mit ausgelaſſener Freude die ritterlichen Uebungen vornahm, und dann wieder, wenn gleich mit einiger Mühe, Bibelſtellen vorlas; oder wohl gar einige lateiniſche Verslein aus dem Gedächtniß herſagte. Nebſtbei war Veit aber auch ſo verſtändig, daß ihm ſein Vater mit aller Beruhigung die kleinen Wanderungen außer dem Burggebiete erlaubte, die der Knabe ſonach auch ohne alle Begleitung unternahm.

Einmal — es war eben der Petri- und Paulitag, da ging denn der damals zwölfjährige Veit auch wieder von der hohen Burg hinab und dem Thale zu, wo der Egerfluß mit ſeinen ſchönen Krümmen wie ein helles Silberband auf dem grünen Boden ausgebreitet liegt. Diesmal war er aber nicht allein. Eine ſchöne große Dogge, welche ihm ſein Vater am erſten Frühlingstage geſchenkt hatte, ſprang luſtig bald vor, bald neben, bald hinter ihm her, und legte ſich dann wieder geradezu in den Weg vor ſeine Füße, nicht anders, als ob das Thier ſeinen jungen Herrn nicht weiter laſſen wollte; dieſer aber hüpfte luſtig neben ihm vorbei, und lachte dann ſo recht vom Herzen, wenn er ſah wie die Dogge hurtig aufſprang um vom Neuen das vorige Werk zu beginnen. Als nun aber der treue Herkules — ſo hieß das Thier — bemerkte, wie ſeine Mühe vergeblich war, da legte er ſich traurig am Ufer der Eger nieder und ſchaute unverwandt ſeinem jungen Gebieter in das Angeſicht. Veit beluſtigte ſich nun auf mannigfaltige Weiſe am Strande; jetzt warf er Steinchen ſanft über die Spiegelfläche, ſich freuend, wenn ſie in kleinen und immer kleinern Sprüngen endlich bis an den jenſeitigen Uferrand glitten; dann ſchlug er wieder mit Ruthen in die ſtille Fluth und konnte ſich nicht ſatt ſehen, wie von den fallenden Tropfen ſich hundert und hundert Ringelchen bildeten, und immer größer wurden, bis ſie verſchwammen; auch ſchnitt er Aeſte von den Weidenbäumen und verfertigte kleine Flöten, aus denen er gar liebliche Töne zu locken wußte; dann flocht er wieder Kränzchen aus den friſchen Blättern und warf ſie in den Fluß, nachſehend wie ſie tiefer und immer tiefer hinabſchwammen und endlich ſeinem Auge entkamen.

So ſpielte der glückliche Knabe wohl ein paar Stunden lang, als er auf einer Erdzunge, welche in den Fluß hineinging, drei ſchöne ſchneeweiße Lilien erblickte. Er trat näher ſie zu pflücken; doch die allerſchönſte war gegen das Waſſer zugeneigt, daß er ſie unmöglich mit ſeinen Armen erreichen konnte. Da wurde er recht verdrießlich, und ſann wie er ſie doch wohl bekommen könnte; und wie er ſich ſo umſah, bemerkte er, daß nicht fern vom Ufer eine ſchon in kleinere Stücke zerfällte Erle lag. Da fiel ihm ein, wie ſein alter Lehrer ihm erzählt hatte, daß die Aegypter ſchon vor langer Zeit mit ſolchen Baumklötzen den Weg über die Gewäſſer, wohin es ihnen beliebte, nahmen; und haſtig lief er zu der zerfällten Erle, wo er mit Anſtrengung ſeiner ganzen Leibeskraft auch glücklich einen Stock von der Stelle fortbewegte. Herkules, der bis jetzt ruhig im Graſe gelegen, ſprang nun bellend empor, und warf ſich, ſo wie ſchon früher, dem Arbeitenden in den Weg, der erbittert das gute Thier ſchalt und ihm drohte, den Klotz auf ihn zu rollen, wenn es nicht aus dem Wege weichen würde. Da trat Herkules traurig hinter ſeinen erzürnten Gebieter, und folgte ihm mit geſenktem Haupte bis an das Ufer. Dort ſchwang ſich der tollkühne Junge ſchnell auf den Stamm, um mit Händen und Füßen rudernd gegen die Spitze des Eilands zu gelangen; doch kaum war er auf ſeinem einfachen Schifflein, da ſchlug es um und hoch ſchlugen die Wellen über dem Verſunkenen zuſammen. — Da lief nun der treue Begleiter, als er ſeinen Herrn ſo plötzlich verſchwunden ſah, heulend am Ufer auf und nieder, und ſtürzte dann in das Waſſer und ſchwamm hin und her, bis er mit Einem Male die Spur des Verunglückten zu bekommen ſchien. Jetzt tauchte er nieder, und nach wenigen Sekunden trug er den bewußtloſen Knaben, mit der Schnauze ſeine Gewänder faſſend, empor, und zog ihn ſanft auf die Erdſpitze, wo er ihn unter die Lilien gelegt hatte. Hier leckte er ihm die Hände und die triefenden Locken, und legte ſich endlich ermattet an ſeiner Seite nieder, als er ſeinen warmen Athem wieder bemerkte, und den holden Knaben wohl ſchlafend glaubte. Veit aber lag da in den freundlichen Blumen wie einer, der recht ſüße Träume hat und nicht gern erwachen möchte. Ein lächelndes Entzücken lag auf ſeinen Wangengrübchen und in dem Wakkeln ſeines halbgeöffneten Roſenmundes; ſeine Augen thaten ſich zuweilen auf, als ob ſie herumſehen wollten, doch ſchloſſen ſie ſich ſchnell wieder, und nur um ſo feſter verneigten ſich dann die dunkeln Augenlieder, nicht anders, als ob das, was ſich den Blicken ringsum darſtellte, bei weitem nicht ſo herrlich wäre, als jenes, was ſie nach innen verhüllten.

Als der Abend nun halb zu Ende gegangen war, und die Sonne ſchon nicht größer als ein halber Mond auf den weſtlichen Bergen lag, da kam der alte Schloßvogt, der von dem Wege des kleinen Ritters Kunde erhalten hatte, aus dem Walde herab, um ihn auf dem Heimwege zu geleiten. Herkules, der dieſen erblickte, ſchlug emporſpringend laut an, und: „Warte doch noch, Du ſchönes Kind!“ hatte eben der Schläfer gerufen, als der Herbeigetretene ihn ſanft rüttelnd erweckte. Mit weit aufgeſchloſſenen Augen ſah nun Veit um ſich, als ob er etwas ſuchte, und ſprach dann, ſich traurig von ſeiner Lagerſtelle erhebend: „Du böſer Kuno, warum verſcheuchteſt du mir das ſchöne Kind? Haſt du es nicht forteilen ſehen? Welchen Weg iſt es gegangen?“ „Ihr habt wohl nur geträumt, lieber junger Herr,“ verſetzte Kuno; „ich ſah und ſehe nichts als Euern treuen Gefährten waſſertriefend und Eure Kleider durchnäßt. Was iſt Euch begegnet?“ — „Das will ich Dir gleich ſagen,“ erwiederte Veit. „Ich ſtürzte in den Fluß, als ich eine Lilie pflücken wollte, und es kömmt mir vor, als ob Herkules mich herausgezogen hätte. Als ich aber kaum wieder am Strande liegen mochte, da fühlte ich von einem ſüßen Wohlgeruche mich in weichen milden Schlaf gewiegt, und fühlte wie die Lilien ſich zu mir hinneigten, und die lieblichen Düfte mir entgegenhauchten. — Und die Blume, die mir ſchon eher ſo ſchön geſchienen, däuchte mir herrlich, wie ich im Leben keine geſehen. Unverwandt war mein Auge auf ſie gerichtet. Da regte es ſich in den Blättern, die goldbeſtreuten Staubfäden kräuſelten ſich zu den ſchönſten blonden Locken, und dieſe woben ſich um den hohen Stengel, und floſſen wie ein Schneegewand um die wunderherrliche Mädchengeſtalt, die nun freundlich wie ein Engelsbild zu mir hinſchwebte.“ — „Ja wohl,“ entgegnete Kuno, „Engel ſpielen mit den träumenden Kindern.“ „Nein mein lieber Kuno,“ fiel ihm Veit verſichernd in die Rede, „ich habe nicht geträumt, nur in einer ſüßen Betäubung lag ich da und wußte, daß ich die Augen öffnen könne, wenn ich wollte; doch fühlte ich wie das zaubervolle Weſen an meiner Seite ſtand, ſich zu mir niederneigte, in meinen feuchten Locken ſpielte, und mich recht innig ihren Liebling nannte. Auch ſah es mir zärtlich in die Augen und ſenkte die rothen Lippen ſchon ganz nahe an meinen Mund, — da bellte der häßliche Herkules, und das ſchöne Kind ſagte mir ſchnell: „Lebe wohl!“ und war meinen Blicken entſchwunden. Nun ſchlug ich die Augen auf, — und Du warſt es geweſen, der ſie mir verſcheuchte. — Nein, lieber Kuno, das alles habe ich gewiß nicht blos geträumt.“ —

Als nun Veit die Erzählung geendet hatte, da kam es Kuno vor, als ob er wirklich bei ſeinem Kommen in den Erlen am Egerufer aus der Ferne etwas Weißes erblickt hätte, das er damals nur für eine Maie hielt, die durch das Laubwerk flatterte. Er ſchüttelte bedenklich den Kopf, und dachte nun ſo bei ſich ſelbſt, wie es wohl eine Waſſernixe geweſen ſeyn möchte, welche des holden Veit blühendes Angeſicht hervorlockte aus ihrer kriſtallenen Wohnung, oder wohl gar eine Fee, die Wohlgefallen hätte an dem fröhlichen milden Gemüthe des aufkeimenden Jünglings, und ihm vielleicht Schutz verleihen würde in allen künftigen Tagen ſeines Lebens. Nun unterließ Kuno auch nicht im Heimwege ſeinem jungen Herrn gar Vieles zu erzählen von den Egerfräulein, die öfter an lauen Sommerabenden auftauchen aus der kühlen Fluth, und bei den Strahlen der ſinkenden Sonne am Ufer ſich erluſtigen, und noch ſonſt gar Mancherlei, was dazumal von wandelnden Burgfrauen, Zauberinnen und Waldgeiſtern im Gerede ſtand; da nun das Thal, durch das ſich die Eger ſchlängelt, zwei Stunden von der Burg Brawda entfernt war, die Wandernden, im Geſpräche verſunken, langſamen Schrittes den Pfad gingen, und dieſer dabei immer bergaufwärts führte, ſo geſchah es denn, daß die Sonne ſchon längſt hinter den Bergen verſunken war und Nachtwolken ſich wie dunkle Schleyer von allen Enden am Himmel zuſammengezogen hatten, als die Drei, nemlich Veit, Kuno und Herkules, zum Burgthore hineinſchritten.

Ich habe wohl auch ſchon manchen herrlichen Traum geträumt in meinem Leben, und weiß es daher, wie ſeine glänzendſchönen oder mildwohlthuenden Bilder das Gemüth noch lange nachher mit unnennbarer Luſt oder Wehmuth erfüllen. Da geht man wie noch immer fortträumend umher, ſucht die Gebilde des Traumes, obſchon man weiß, daß man ſie nicht finden werde, und kann wohl Stunden lang ſich immer wieder mit den Geſtalten beſchäftigen, die im Traume an uns vorüberzogen. — Ganz ſo ging es auch dem jungen Veit. Er dachte immerwährend an das liebe Wunderkind, das ſich vor ſeinen Blicken aus der Lilie entfaltete und ihm ſo traulich die Locken von der Stirn ſtrich, und ſah ſie in Gedanken noch hundertmal erſcheinen, freundlich koſen und verſchwinden. Jeden Tag zog er den weiten Weg an der Eger hinab, und jeden Abend lag er an der Stelle, wo er am Petri- und Paultage ſo glücklich geweſen, wie noch nie in ſeinem ganzen Leben; — aber Alles vergebens! Das ſchöne Kind zeigte ſich nicht wieder ſeinen Blicken. Der alte Zdenko hatte zwar anfangs das Haupt geſchüttelt, als ihm ſein Sohn und Kuno das Abentheuer am Egerufer erzählten, und vermeinet, daß etwa irgend eine Feie dem Knaben nachſtelle und ihn wohl zum Böſen anlocken möchte durch die ſchöne Geſtalt.

Als jedoch Monate vergingen und ſie dem Veit noch immer nicht wieder erſchien, da dachte er nicht anders, als daß ein ſchöner Traum ſich auf die Seele des gemüthlichen Knaben geſenkt hätte. Dieſer aber blieb ernſt und ſinnend, und trug das ſüße Bild des Lilienengels aus ſeinem Knabenalter mit in die blühenden Jünglingsjahre. — So waren zwei Sommer vorübergegangen, und als der zweite Herbſt aus dem gelben Eichenblättern hervorſchaute, da ließ ſich oft das Käuzchen auf den Zinnen der Burg hören und krächzte, daß der dumpfe Ton erſchütternd durch alle Bewohner des Schloſſes drang; und nachdem das Laub von den Bäumen gefallen war, der Nordwind kalt vom Erzgebirge herüber rauſchte, und die Eger ſchon ganz langſam zu fließen begann, da erſchallte ein großes Wehklagen durch die Hallen der Burg. Hier trug man den alten Ritter Zdenko auf der ſchwarzbehangenen Bahre, mit ſeiner ſchönſten Rüſtung angethan, nach der Gruft, wo ſeine Ahnen im langen Schlafe die Augen geſchloſſen hatten. Schwankend folgte Veit der ehrwürdigen Leiche; Trauergeſänge klangen ſchauerlich zu dem ſchneebehangenen Himmel empor, und manches fromme Gebet begleitete den allgeliebten Ritter zu Grabe.

Als nun Ritter Zdenko in der Gruft beigeſetzt worden war, und die eiſernen Pforten des Grabgebäudes dumpf klirrend ſich geſchloſſen hatten, da ging Veit mit rothgeweinten Augen in die ausgeſtorbene Burg zurück. Dieſer Verluſt hatte ſein ganzes Herz ausgefüllt, ſo daß er nicht einmal ſeiner ſchönen Erſcheinung dachte, und erſt als ſein Vater-Bruder aus Prag gekommen war, um ihn mit ſich dahin zu nehmen, erinnerte er ſich wieder mit ſchmerzlicher Sehnſucht ſeiner Geliebten, und glaubte jedem Erdenglücke mit Einem Male entſagt zu haben, als er auf ſeinem weißen Roſſe den Weg zur Hauptſtadt zog, und Alles, was ihm ſo theuer war, hinter ſich laſſen mußte. Der Burgvogt aber und der Schloßkaplan blieben auf Wrawda zurück und verwalteten mit Redlichkeit und Treue das ihnen anvertraute Gut.

In Prag ging dem jungen Veit nun ein ganz neues fremdes Leben auf, das ihm Anfangs gar nicht zuſagen wollte. Daheim auf ſeiner Burg wechſelten ritterliche Uebungen mit frommen Lehren; er legte die Lanze bei Seite, um die Bibel zu ergreifen, die ihm der redliche Kaplan mit warmen Eifer erklärte; überall ſah er gute freundliche Geſichter, jedes Wort war mild, das er hörte, jeder Gruß, der ihm begegnete, herzlich. Wenn ein fremder Ritter die Burg beſuchte, da wurde er freundlich aufgenommen und bewirthet, fröhlich kreiſte der Becher mit klarem Weine bis zum Rande gefüllt, herum, auf friſches Wohlergehen ward er geleert und wieder gefüllt; aber manches fromme Wort floß aus einem und dem andern Munde, mancher kräftige Händedruck beſtätigte den Ernſt des zugetrunkenen Wunſches, und wenn die Sonne geſunken war, ging Alles mit einem Dankgebet zum wohlbereiteten Lager. Nicht ſo war es im Hauſe ſeines Ohms. Seine Vettern, drei wilde unbändige Geſellen, tobten den ganzen Tag, trieben ihr Geſpötte mit der Religion, und manchen harten Hohn mußte Veit anhören, wenn ſich in einer frommen Aeußerung ſein reines Gemüth ausſprach. Dann kamen noch andere nicht minder leidige Geſellſchafter dazu, wo ſie dann zechten bis ſpät in die Nacht, manchen Fluch hervorbrüllten, und erſt gegen Morgen mit geſpenſterbleichem Antlitze das Lager ſuchten. Manche Buhldirne ward fröhlich bei ihren Gelagen bewirthet, indeſſen ſie den Dürftigen rauhherzig von der Thürſchwelle ſtießen; und wenn ſie das Geld ſo ſchändlich vergeudet hatten, da zogen ſie wohl auch an die Heerſtraße hinaus und plünderten im überlegenen Kampfe den güterbeladenen Kaufmann. Der arme Veit hatte kaum einige Wochen dieſer ſeiner Seele ſo verhaßten Lebensart dahingebracht, als er es nicht mehr zu ertragen vermochte, und den Oheim bat, ihn nach ſeiner Burg zurückzuſenden. „Was kömmt dir bei, lieber Sohn?“ erwiederte ihm dieſer. „Wie kannſt Du eine Lebensweiſe tadeln, welche allen angeſehenen Rittern eigen iſt, und nur Dir bei der vernachläſſigten Erziehung ſonderbar erſcheint. Daß meine Jungens nicht beten mögen, wie Du es wünſcheſt, iſt mir lieb, ich habe ſie zu kräftigen Rittern und nicht zu Pfaffen gebildet; daß ſie dem Weine und der Liebe ſich ergeben, iſt mir noch lieber, denn Wein und Liebe erfreuen das Menſchenherz und machen es aufgelegt zu jeder großen That; und wenn ſie auf Abentheuer ausziehen, ſo üben ſie die Kraft, die in dieſer ruhigen Zeit ſonſt verroſten müßte. Glaube mir, lieber Sohn, was dem Kaufmann entgeht, kommt wieder vielen Andern zu gute, die dadurch erhalten werden, und es iſt nun ſchon ſo in der Welt, daß einer von ſeinem Ueberfluſſe auch den Uebrigen zukommen laſſen muß. Dein Vater und ich thaten in der Jugend daſſelbe; — darum ſey klug und laß ab von einer Weichheit, die den Ritter ſchlecht kleidet.“ — Veit ſchüttelte bedenklich den Kopf und ging in ſeine Kammer; aber es wollte ihm immer nicht beſſer gefallen.

Eines Tages, als die Geſellen wieder recht toll jauchzten und die Becher ſchwangen, und Veit wie gewöhnlich ſtill unter ihnen ſaß, da rauſchte es wie ein Sturmwind, der durch dürre Bäume raſſelt, auf der Treppe; die Thür flog auf und ein hoher prächtig gekleideter Ritter ſtand in dem Saale. „Biſt Du wieder hier, Bruder Blitz?“ riefen Alle wie aus einem Munde in einander, und Einer drängte ſich nach dem Andern in die Arme des fremden Ritters. Dieſer aber lachte laut auf vor Freude, daß die Fenſter dröhnten, und hatte dabei die Augen unverwandt auf den jungen Veit gerichtet.

Dieſer Ritter, den ſeine Kameraden immer Blitz hießen, weil er oft plötzlich unter ihnen ſtand, nachdem er Monate verſchwunden war, ohne daß irgend ein Menſch wußte, wo er geblieben, — dieſer Ritter war ſeit Jahren der vertrauteſte Freund von Veits Vettern und hatte ihnen die erſten Rathſchläge zu der luſtigen Lebensart, der ſie ſich überließen, gegeben. Niemand wußte recht, wo er zu Hauſe war, auch kannte Niemand ſeinen wahren Namen; doch mußte er unermeßliche Reichthümer beſitzen, da er ſeinen Spießgeſellen immer reichliches Gold und Silber zu ihren Vergnügungen zubrachte, und auch ſeine Gewänder jederzeit von dieſen koſtbaren Metallen, wie nicht minder von den prächtigſten Edelſteinen ſtrotzten. Sein Antlitz war bleich und eingefallen, die großen Augen rollten oft in wilder Gluth unter den ſtruppigen Braunen hervor, der Mund war ſchön gebildet, wenn er geſchloſſen blieb, verzerrte ſich aber gar oft, wenn der Ritter eine Lache aufſchlug, die immer ſo gellend und ziſchend war, daß man des Grauens ſich unmöglich erwehren konnte. An der rechten Hand trug er ſtets einen ſchwarzen Handſchuh, den er niemals abzog, und der gegen ſeine übrige glänzende Tracht ſonderbar abſtach. Der ganze Körper war kräftig und ſchön gebildet.

„Was habt ihr da für einen neuen Kumpan?“ rief er, in dem Lachen fortfahrend, aus, indem er Veit noch immer mit den funkelnden Augen betrachtete, als ob er ihn durch und durch ſehen wollte. — Die Vettern machten ſich nun gar luſtig über des armen Veits ſtilles, ſittiges Betragen, und ſagten endlich: „Nun, Bruder Blitz, Du wirſt ihn ſchon zurecht zu bringen wiſſen.“ — Der Ritter aber ward plötzlich ſtill und erwiederte dann mit ernſtem Tone: „Iſt der Junge ſo mild und fromm, ſo will ich ſein Schützer ſeyn gegen Euch, Ihr tollen Geſellen, und wer ihn noch zu verſpotten wagt, der ſoll meine kräftige Fauſt fühlen.“ Und nach dieſen Worten wandte er ſich ſchnell von Veit ab, die Mundwinkel zogen ſich grinſend in die Höhe, die weißen Zähne fletſchten durch die bläulichen Lippen, und haſtig ſtürzte er zur Thüre hinaus, und durch den Hausflur rauſchte es wieder auf dieſelbe Weiſe, ſo wie er gekommen. Die Kameraden ſahen ſich bedenklich an, einer verließ nach dem andern die Stube, und fröhlicher als ſonſt ging der gute Veit zu Bette. Das ganze Aeußere des Ritters, insbeſondere jenes grauſende Gelächter hatte zwar einen widerlichen Eindruck auf das Herz des Jünglings gemacht, doch waren ihm die Worte, die er geſprochen, ſo troſtreich vorgekommen, daß er ſich ihm ganz anzuvertrauen beſchloß. „Was kann der Arme dafür," ſprach Veit bei ſich ſelbſt, „daß die Natur etwas ſo Abſchreckendes in ſeine Geſichtszüge legte? — Ich will ihn als meinen Engel anſehen, der mich aus dieſer mir ſo höchſt widerlichen Umgebung befreien, oder vielleicht wenigſtens die Vettern geſitteter machen wird." Mit dieſen Gedanken ſchlief er ein.

Als er am Morgen erwachte, da hörte er das gellende Lachen des Ritters in der Vorhalle, und vernahm zugleich die Stimme der Vettern, wie ſie gar heimlich und doch ſehr eifrig mit ihm ſprachen. Es öffnete ſich die Thüre und der Ritter trat an das Lager zu Veit, der ſich eben noch den letzten Schlaf aus den Augen zu reiben bemühte. Laut knurrend ſprang aber Herkules aus einem Winkel hervor und wollte den fremden Mann nicht zu ſeinem Herrn laſſen, der ſich vergeblich bemühte, ihn zur Ruhe zu weiſen. Der Ritter ſchoß giftige Blikke auf das Thier und hatte ſchon ſein Schwerdtgefäß bereit, ihm einen tüchtigen Hieb zu verſetzen, als Veit ihn bat, doch lieber fern von ſeinem Lager zu bleiben, da es wohl ſchon die Art dieſer treuen Thiere ſey, die Annäherung eines Fremden mit dem Zeichen des Haſſes zu verhindern. Der Ritter ließ ſich alſo einige Schritte fern von dem Bette Veits auf einen Stuhl nieder und entſchuldigte ſeinen frühen Beſuch vor Allem mit der Verſicherung, wie ſehr des Jünglings ſtilles Betragen ihn in der vorigen Nacht entzückt hätte und wie er nun den Augenblick nicht erwarten könne, ſeine nähere Bekanntſchaft zu machen. Er ſprach hierauf noch Mancherlei von den Geſellen, die ſich im Schloſſe zur Kurzweil ſo oftmal verſammelten und konnte gar nicht Worte genug finden, um ſein Aergerniß auszudrücken, daß während ſeiner Abweſenheit ſich ſo ſchlechte Menſchen bei den Vettern eingeniſtet und die Letztern zu allerlei Böſen, das er ſonſt ſorgfältig vermieden, verlockt hätten. Er ſchloß endlich mit der Verſicherung, wie ihm vorzüglich jene räuberiſchen Anfälle der Handelsleute und die Geſellſchaft der leichtfertigen

Dirnen mißfällig wären, und daß er das auf keinen Fall mehr zugeben wolle. Bei dieſen letzten Worten brach er wieder in das ziſchendgellende Gelächter aus, und Veit, der ihn mit den freundlichſten Blicken des Zutrauens während der Anrede angeſehen hatte, wendete von einem unwillkührlichen Schauer ergriffen, ſein Antlitz der Wand zu. Der Ritter aber, der des Jünglings Erſchütterung bemerkte, fuhr ſich dreimal mit der ſchwarzen Hand über das Geſicht, und ſprach dann mit faſt übereinander gekniffenen Zähnen mit verhaltener Stimme: „Nehmt mir es nicht übel, lieber Junker, wenn ich mit einem Male bei allem Ernſte der Reden zu lachen anhub; — eine ſcharfe Wunde hier in der rechten Hand bringt oft einen ſo fieberhaften Reiz in mir hervor, daß ich des Lachens mich unmöglich erwehren kann. Nun, Ihr werdet Euch wohl auch noch daran gewöhnen, und die Kleinigkeit ſoll unſerm Freundſchaftsbündniß nicht hinderlich ſeyn.“ — Mit dieſen Worten reichte er aufſtehend die ſchwarze Hand verſöhnlich dem Jüngling hin, der ſie auch mit aller Gutmüthigkeit erfaßt hätte, wenn Herkules nicht mit zornglühenden Augen die Zähne blöckend dazwiſchen geſprungen wäre. „Verfluchtes Thier!“ rief in höchſter Wuth der Ritter mit donnernder Stimme, und war mit einem widrigverzerrten Geſichte, in dem die Augen wie mit grünem Feuer brannten, aus der Stube gewichen.

Am Abende dieſes Tages war der Speiſeſaal feſtlicher als je erleuchtet. Köſtliche Speiſen dampften von den ſilbernen Schüſſeln, die ſeltenſten Weine ſtanden zur Auswahl in goldenen Pokalen ringsum auf den getäfelten Tiſchen, die Damen liefen geſchäftig, mit neuen reichen Gewändern angethan, hin und wieder, und an der großen Tafelrunde ſtanden dreizehn Stühle, deren oberſter auf eine ausnehmend prächtige Weiſe mit golddurchwirktem Damaſt belegt, und erhabenem Schnitzwerk aus Elfenbein verziert war. Als es nun nahe an Mitternacht war, verſammelten ſich allmählig die tollen Brüder, jeder von ſtattlich geputzten Knappen begleitet, die ihnen die Schwerter abnahmen, und ſich ſonach zur Aufwartung bereit an ihre zugewieſenen Plätze ſtellten. Ganz zuletzt, nachdem Alles längſt verſammelt war, ſtand auch, wie vom Sturm herbeigeführt, Bruder Blitz in der Mitte des Saales. „Herrlich,“ rief er, „herrlich habt Ihr alles zu meiner Bewirthung vorbereitet. Doch laßt uns ſchnell die Tafel beginnen, es iſt ſpät und ich muß heute noch ein wichtiges Geſchäft abthun. Bruder Veit muß an meiner Seite ſitzen.“ — Und ſomit nahmen ſie die angewieſenen Plätze ein; immer lebhafter und fröhlicher wurde das Geſpräch, glühender Wein flammte in goldenen Pokalen, und heiterer als gewöhnlich nahm Veit an dieſer Vergnügung Theil. — „Seht doch,“ rief Bruder Blitz wohlgefällig, „wie munter heute unſer ſonſt einſilbiger Kumpan geworden iſt! Was gilt's, er iſt ein Weiberfeind, und nur die Geſellſchaft der Mädchen ſchnürte ihm ſonſt, wie Ihr ſagtet, die Kehle zu. Nun, er hat Recht; unter Männern fließt das Wort lebendiger vom Munde.“ Ein lautes Gelächter der ganzen Geſellſchaft begleitete den Schluß dieſer Rede; aber der Ritter blickte ernſt auf die Geſellen, als ob er es ihnen verweiſen wollte. „Nun ja, „hub Einer an, „wir wiſſen wohl, daß Du uns immer tadelſt, wenn wir dem ſchönen Geſchlechte unſer Opfer bringen, — und da iſt es Dir freilich ganz recht, in Veit einen Beiſtimmenden zu finden. Allein ich bleibe dabei, daß keine Speiſe mundet und kein Wein die Zunge labt, wenn ſie Mädchen nicht kredenzen.“ Die Geſellen, welche den Blick des Ritters beherzigt zu haben ſchienen, gaben dieſen Worten eben keinen merklichen Beifall und das Geſpräch wurde bald wieder auf das fröhliche Weidwerk gebracht, und viel von ſtattlichen Roſſen und ihren Bändigern geſprochen, wo Veit gar Manches von den herrlichen Auen und Wäldern ſeiner väterlichen Burg und dem ausgeſuchten

Marſtall, den ſein Vater beſeſſen, zu erzählen wußte. Es war ihm lange nicht ſo wohl geweſen, der fleißig zugetrunkene Wein erhitzte ſeine Phantaſie und löſte das Band ſeiner Zunge, und ſo kam es, daß er der Fröhlichſte an der ganzen Tafelrunde war. — „Du biſt ein herrlicher Junge,“ rief Bruder Blitz, indem er aufſprang und den Jüngling umarmen wollte. Doch da ſtand wieder Herkules mit den funkelnden Augen, den zum Angriffe vorbehaltenen Zähnen und dem halb geöffneten Löwenrachen zwiſchen Beiden, und mit ſichtbarer Wuth und Entſetzen trat der Ritter zurück. „Bruder Veit,“ rief er mit zornbebender Stimme, „wenn Du mir ein wenig gut ſeyn willſt, ſo bringe mir das furchtbare Thier nicht wieder vor die Augen. Stelle mir die Welt in Waffen entgegen, und ich werde ihr Trotz bieten, — aber der Anblick dieſes Thieres erregt ein Entſetzen in meiner Bruſt, das mir die Haare zu Berge treibt. Ich warne Dich, Bruder, denn wenn das Thier mir wieder die Zähne zeigt, ſo durchbohre ich es vor Deinen Blicken.“ — Veit und alle Uebrigen hätten gern dieſe Worte für einen Scherz des ſtarken Ritters gehalten, wenn das bleiche Antlitz und das Zittern, das ſie an allen ſeinen Gliedern bemerkten, ihnen deren Wahrheit nicht beſtätigte. —

„Herkules ſoll Dir nicht weiter vor das Geſicht kommen,“ erwiderte Veit gutmüthig, „beruhige Dich nur; ich will ihn in meiner Stube verwahren, und er ſoll mich nur dann begleiten, wenn ich weiß, daß wir uns nicht begegnen.“ — „Nein!“ rief der Ritter heftig, „das kann nicht ſeyn. — Du mußt ihn fortſenden, weit weg auf deine Burg, — ſonſt habe ich keine Ruhe. Gieb mir Dein Wort, daß Du es gleich morgen thun wollteſt.“ Veit machte manche Einwendung dagegen, doch von Allen diesfalls beſtürmt, und den Kopf von Wein betäubt, verſprach er es endlich, und dann gingen Alle gegen die Morgenzeit auseinander.

Als nun Veit ſo einſam auf ſeinem Bette lag, und auf den treuen Begleiter ſeiner Knabenjahre, den er nun bald entbehren ſollte, herniederſah, da wurde ihm bange um das Herz, und er konnte ſich eines Seufzers nicht entwehren. Liebkoſend hielt er das Thier an ſeinem Lager und ſtreichelte es, und ſprach mit wehmüthigem Tone: „Ich muß Dich wirklich morgen wegſchicken, guter Herkules. Ich muß es thun, ſo lieb ich Dich auch habe. Siehe, ich weiß es wohl, wie Du, als wir noch zu Hauſe auf der Burg waren, mir immer lieber folgteſt, als allen Andern; wie Du mich in Feld und Wald begleiteteſt, — und einmal — das ſind nun vier

Jahre — mich aus dem Waſſer zog?. — Weißt Du noch am Egerufer, und wie das ſchöne Kind bei mir war, — weißt Du noch, — und wie es verſchwand, — und wie ich es niemals — niemals wieder ſah?“ — Und wie er ſo leiſe und immer leiſer geſprochen hatte, da ſenkte ſich ſein müdes Haupt, und er ſchlummerte ein. Herkules aber zog ſich ſtill zurück, und ſtreckte ſich dann, mehrmals nach ſeinem Herrn aufſehend, zu deſſen Füßen nieder.

Nun jagten ganz ſonderbare Träume um die Seele des Jünglings. Wo er hinblickte, ſah er im Geiſte den Ritter ſtehen mit gezücktem Dolche, die wie Flammen glühten, die rechte Hand entblößt, und aus ihren tiefen Wunden ſchwarzes Blut quillend; überall hörte er das gellende Gelächter des Namenloſen, und aus allen Winkeln ſchauten ſchwarze Handſchuhe, wie ſie Jener trug, hervor. Zuweilen ſchien es ruhig zu werden, und wie im ſanften Fluge ſchwebte die liebliche Geſtalt des Lilienmädchens an ihm vorüber; er wollte ihr nacheilen, — doch da traten die Schreckensbilder wieder auf ihn zu, und die vorige Angſt ergriff ſeine träumende Seele. — Spät am Tage erwachte er endlich, und mit Schrecken erinnerte er ſich nun des im Taumel des Rauſches gegebenen Verſprechens.

Lange ſchwankte er in ſeinem Entſchluſſe, und als er ſich auf alle ſeine heimlichen Fragen antworten mußte: „Du darfſt dein gegebenes Wort nicht brechen,“ — da rief er ſchnell einen Diener in die Stube und befahl ihm, die Dogge unverzüglich auf ſeine Burg zu bringen und der Sorge des alten Schloßvogts zu übergeben. Mit wehmüthigen Blicken ſchaute das treue Thier auf ſeinen geliebten Gebieter, und folgte winſelnd und klagend ſeinem Führer. Veit aber ſetzte ſich auf ein Roß, und ritt weit hinaus vor die Stadt, um den wechſelnden Gefühlen Luft zu machen, die als Nachklänge des Traumes und dieſes Abſchiedes wie ein Steingewicht auf ſeinem Herzen lagen.

Als er nach drei langen Stunden wieder zum Schloſſe hineintrat, da trat ihm mit fröhlicher Miene Bruder Blitz entgegen. Er griff dem Roſſe in die Zügel, hielt dem Jünglinge den Bügel, und drückte ihn, als er am Boden ſtand, mit ausgelaſſener Freude an ſeinen Buſen. „Hab' Dank, Du lieber Junge,“ rief er mit lautem Jubel, „hab Dank, daß Du mir das ſchwere Opfer brachteſt! Du haſt aus Freundſchaft für mich einem Gegenſtande entſagt, an den Dich Gewohnheit ſeit Jahren band, für mich biſt Du das erſte Mal in Deinem Leben gegen ein Geſchöpf undankbar geworden;

— nun biſt Du mein, und nicht eher ſcheide ich von Dir, als bis ich ſagen kann, daß ich Dich für ewig mir verbunden. — Nun ſollſt Du aber auch keinen Wunſch mehr hegen, deſſen Erfüllung Dir nicht zu Theil werden ſoll. Willſt Du Gold, meine Schätze ſind unermeßlich, — fühlſt Du den Durſt nach Wiſſenſchaften, ich will ihn ſtillen — denn wiſſe, weit bin ich in meiner Zeit vorgeſchritten in allen Künſten, die noch in der Wiege liegen; — willſt Du Ehren und Würden, — meine Macht iſt ausgebreitet, — Alles, Alles ſoll Dir werden;" und laut auf ſchallte das gellende Lachen des Ritters, der nochmals den wie in Betäubung verlorenen Jüngling umarmte, und dann mit jubelnder Miene und funkelnden Blicken die ſchwarze Hand auf das blondgelockte Haupt des Jünglings legte. Dieſer aber wußte nicht wie ihm geſchah; — ein nie gekanntes Etwas zuckte durch ſeine Seele, daß wie in einem Taumel alle Gefühle, die er früher empfunden, unterzugehen ſchienen, und die Erinnerung vergangener Schmerzen und Freuden nur wie ein Schatten in ſeinem Innern weilte. Jauchzend empfingen ihn die Verwandten und Freunde in der großen Halle, Alles pries ihn als den herrlichſten Junker im ganzen Böhmerlande, auf ſein Wohlergehen kreiſte der Becher, und der Ritter reichte nach einem langen Zuge ihn dem Jüngling zur Erwiederung hin. — „Das iſt kein Wein aus unſerm Lande,“ rief Veit, nachdem er den hohen Pokal bis zum Grunde geleert hatte, aus. „Dieſe Trauben ſind unter einer heißen Sonne gereift; — wollüſtig glühend fließt ihr Saft die Kehle hinab und durchdringt jede Nerve, jede Ader. Fülle noch einmal.“ — Es geſchah, — und bald brannten in höherm Roth des Jünglings Wangen, und die Augen ſprühten Funken im Wiederſchein der innern Gluth, das Lärmen und Jauchzen war allgemein. — Scherzend gedachten ſie nun gegen Veit des gebrachten Opfers, verlachten den Schmerz, den ihn der Abſchied von ſeinem treuen Thiere gekoſtet, und er ſelbſt kam ſich dabei ſo kindiſch, ſo poſſenhaft vor, daß er gar nicht zu begreifen verſicherte, wie er ſo ſehr an einem unvernünftigen Gegenſtand hangen konnte. Der Namenloſe wußte es ſo zu leiten, daß Veit immerwährend in Zerſtreuung erhalten wurde; ſelten trennte er ſich von ihm, oftmals hielt er ihn umſchlungen und ſtreichelte die wallenden Locken von ſeiner Stirne, und ſelbſt des Nachts blieb er ſein Gefährte, bis Veit die müden Augenlieder zufielen.

So verging nun Ein Tag nach dem andern in wilder Fröhlichkeit, der Hang zum Trunke, der ſchon in Veits Natur zu liegen ſchien, und dem nur die ſtrenge Aufmerkſamkeit des beſonnenen Vaters früher Einhalt that, erwachte in ſeiner ganzen Stärke durch die wunderbar wohlſchmeckenden Weine aus dem Keller des Ritters und das thätige Beiſpiel der Andern; und ſo geſchah es auch, daß Veit ſelten ſeiner Vernunft ganz mächtig blieb. Seine Gewänder ſtachen gar ſehr von jenen des Ritters und der Kameraden ab, die in immerwährendem Wechſel ſich ſtets zu übertreffen ſchienen. Veit ſah es wohl, daß er mit ſeinem Einkommen es den Uebrigen nicht gleich machen konnte, und doch würde der Wunſch, eben ſo ſtattlich einherzuſchreiten, eben ſo herrliche Pferde und reichgeſchmückte Decken und Zäume zu beſitzen, immer lebhafter in ihm. Der Ritter, als ob er das Verlangen in Veits Augen geleſen, befriedigte es bald. Gewänder, die von Gold und Edelſteinen ſtrotzten, ſchloſſen ſich zierlich um den kräftigen Körper des Jünglings, hohe Federn, die mit dem Schnee zu wetteifern ſchienen, wehten auf der prächtigen Mütze, ein hohes glänzendes Schwert ſteckte in der von Demanten blitzenden Scheide, und ein ſtattlicher Zelter, aus weiten Ländern herbeigeſchafft, ſtolzirte mit prachtvollen Decken behangen unter dem wohlgeübten Reiter. Aller Augen hingen auf ihm, wenn er durch die Straßen ritt; mit ſichtbarem Neid ſah mancher Junker nach ihm hin, und mit verſtohlnem Blicke manche holdſelige Jungfrau, — und ſo faßte die Eitelkeit und der Hochmuth allmählig Würzel in ſeinem Herzen. — Der Taumel, in welchem der unglückliche Jüngling immerwährend lebte, die wilden Vergnügungen, die vom frühen Morgen bis in die ſinkende Nacht ihn umfangen hielten, die mancherlei Sorgen, welche nun um weltlichen Tand immer engere Kreiſe um ſein Herz zogen, ließen ihn allmählig die Noth ſeiner Mitmenſchen vergeſſen; — mit jedem Schritte im Leben zog er weiter fort von der Quelle ewiger Wahrheit der milden friedensreichen Religion, und kaum fand noch zuweilen ein flüchtiger Gedanke an den Geber alles Guten Platz in ſeinem entarteten Herzen. Die frechen Reden ſeiner Kameraden verwundeten nicht mehr, wie ſonſt, ſeine Seele, nicht mehr, wie ſonſt, gedachte er der frommen Sitten des väterlichen Hauſes, nicht mehr, wie ſonſt, blickte er mit heitern Augen in den geſtirnten Himmel. Wie von einer böſen Gewalt verlockt, war das Gute, das ſonſt ſo klar in ſeinem Buſen lag, vernichtet, und wenn zuweilen ein Gedanke als lichter Himmelsfunke ſein Bewußtſeyn mit Reue entzünden wollte, da ſtand der Namenloſe an ſeiner Seite, verlöſchte mit der Fluth der Ueberredung die keimende Gluth, und ſchien jeden Gedanken an Beſſerung zu verwiſchen, wenn er mit der ſchwarzverhüllten Hand über die düſter ſinnende Stirne des Jünglings fuhr.

Nur in Einem blieb Veit den Vorſätzen früherer Tage getreu, — das leichtfertige Dirnenvolk, das nun wieder ungezwungen im Schloſſe ſein Unweſen trieb, blieb ihm verhaßt. „Du biſt ein Thor,“ rief eines Tages der Ritter, der ſich nun ungeſcheut vor Veit ausſprechen zu können gewiß war, heftig zürnend, „Du biſt ein Thor, wenn Du auch nur in einem Punkte an den Vorurtheilen Deiner lächerlichen Erziehung hältſt; Du mußt anders werden.“ — „Das werde ich nie,“ — entgegnete Jener mit Beſtimmtheit. „Wohl weil Dir Dein Burgpfaffe das ſchöne Geſchlecht als die Hölle vormahlte?“ „Nein,“ erwiederte Veit ſanfter — „weil ein Bild in meinem Innern ſteht, neben welchem die Geſichter Eurer Freundinnen wie verzerrte Larven erſcheinen, die mir Abſcheu erregen.“ — „Sprich deutlicher, „ſprach der Ritter, die durchdringenden Blicke auf den Jüngling geheftet, „ſollte Deine Bruſt noch ein Geheimniß bergen?“ und legte den gebogenen Arm vertraulich auf die eine Schulter des Jünglings, während er das Ohr ſeinem Munde begierig näher führte, wie Einer, der kein Wort der neuen Kunde verlieren will. — „Du ſollſt Alles wiſſen,“

ſagte Veit nach kurzem Bedenken; „ob Du mich aber ſo ganz verſtehen wirſt, ob ich Dir nicht wie ein Träumender zu ſprechen ſcheinen werde, weiß ich nicht." — Und nun erzählte er die Geſchichte ſeiner erſten Liebe, die ihm in wundervoller Blüthe am Egerufer aufgekeimt war; er beſchrieb die holde Geſtalt, welche mit jedem Jahre ſchöner und lebendiger vor ſeinem innern Auge ſtehe, und welche immer deutlicher ſich entfalte, je ſeltener er an ſie zu denken bemüht ſey. „Wenn oft der Sturm der Sinnenluſt," fuhr er fort, „in meiner Seele zu toben beginnt, da erſcheint mir die entzückende Geſtalt der Geliebten, und es wird ſo ruhig in meinem Innern, daß ſich die Gedanken, in denen die glühende Phantaſie ſchwelgte, wie böſe Träume in ein heiteres Erwachen auflöſen; die Blicke Eurer Buhldirnen, ihr Lächeln und Koſen werden mir dann zu verhaßten Gifttropfen, die in den Becher Weins, den ich dürſtend ſchon an den Mund ſetzte, zu fallen ſcheinen, daß ich ihn grauſend niederſtellen muß. — Nein, Bruder, dieſes Gefühl wird nichts in der Welt aus meinem Buſen verdrängen." — Der Ritter hatte jedes Wort begierig eingeſogen, und nach langem Stillſchweigen, während welchem er in tiefes Nachdenken verloren ſchien, fragte er den Jüngling: „Kannſt Du es mir betheuern, daß jene Mädchengeſtalt, welche Dir in Deiner Heimath erſchien, kein Luftgebilde eines leeren Traumes war?“ — „Wenn Du es wirklich biſt, den jetzt meine Hand berührt,“ erwiderte der Jüngling, „wenn es kein Traum iſt, daß ich Dir jetzt das tiefſte Geheimniß meiner Seele enthüllte, ſo lebte das ſüße Weſen wirklich in jenen Tagen.“ — Nun erhob der Ritter freudig jauchzend wieder das ſchaudererregende Gelächter, und Freude glänzte aus den funkelnden Augen, die bald abwärts, bald rechts und links nach allen Seiten wie ziſchende Blitze flogen. — Zwei Tage hierauf blieb der Ritter verborgen, und ſpät um Mitternacht kam er am dritten Tage wieder zur Geſellſchaft zurück. Eine auffallende Unzufriedenheit war in ſeiner Miene zu leſen, und oftmals ſchoß er giftige Blicke auf den Jüngling, der ſeit jenem Geſpräche wieder ſtiller geworden war, und diesmal nicht ſo tobte, wie er ſeit ſo vielen Monden wohl zu thun gepflegt. — „Ich muß es Euch nur verkünden,“ hub der Ritter an, „daß ich morgen von Euch ſcheiden muß. Wichtige Geſchäfte die meine Gegenwart nothwendig machen, rufen mich weit weg von Euch, und ich kann es wohl geſtehen, daß ich mich noch niemals ſo ungern entfernte, wie eben heute. Beſonders um Dich, Bruder Veit, den ich wie meinen Augapfel liebte, thut mir bange. Doch es muß geſchieden ſein, und um Dir den letzten Beweis meiner Freundſchaft zu geben, habe ich Deine Kaſſe mit glänzenden Goldſtücken vollgefüllt, damit Du Dir ja kein Vergnügen in meiner Abweſenheit verſagen müſſeſt. Nach einem Jahre ſehen wir uns wieder; und nun laßt uns auf ein fröhliches Wiederſehen noch Einmal den Becher leeren.“ — Der bei allen ſeinen großen Schwächen doch herzlich gutmüthige Veit war tief gerührt durch die innige Freundſchaft, die ihm der Ritter bezeugte; — haſtig leerte er den dargebrachten Pokal, und nachdem ihn der Namenloſe noch Einmal feſt umklammert hatte, war dieſer mit raſchen Schritten aus dem Saale entſchwunden.

Der arme Veit glaubte, nie einen herbern Abſchied erlebt zu haben; kein Schlaf wollte dieſe Nacht ſich auf ſeine Augenlieder ſenken, ſein ganzes Weſen brannte von den tiefen Zügen des Abſchiedtrunkes, und da der Mond hell hernieder ſchien, ſo ſprang er auf vom Lager, ließ ein Roß ſatteln und ſprengte hinaus in den Horſt. Da verfinſterte ſich mit Einem Male der Himmel, ſchwarze Wolken traten vor die helle Mondſcheibe, und eine Dunkelheit lag auf dem hohen Tannenwalde, daß kaum der glänzend ſandige Pfad bemerkbar blieb. Die Wege waren Veit jedoch bekannt, und ſo trieb er ſorglos ſein Pferd zur Eile an, deſſen ruhiger Schritt ſeinem tobenden Gemüthe verhaßt war. Das Roß gehorchte den quälenden Spornſtichen und ſprengte raſch in weiten Sätzen fort und fort, bis es endlich bäumend ſtehen blieb, und, ſich haſtig umwendend, zurückzueilen Willen zeigte. Der Jüngling aber hielt es feſt mit der kräftigen Fauſt in den ſtarken Zügeln, und drückte ſtärker die Sporen in die blutenden Seiten. Da ſcharrte es in den Boden, und ſchnob und bäumte ſich, und hob ſich zum gewaltigen Sprunge, — und lag zerſchmettert in einem gähnenden Abgrunde und der Jüngling bewußtlos, vom Blute triefend, neben ihm.

Hell erleuchtete der Morgenſtrahl ſein leichenblaſſes Antlitz, als er von einer rufenden Stimme aus der todtengleichen Betäubung erweckt wurde, er verſuchte ſich aufzurichten, doch ein brennender Schmerz zuckte durch ſeinen Arm, daß er kraftlos wieder zu Boden ſank. Und wieder erſcholl die Stimme hinab in die ſchauderhafte Tiefe: „Gebt ein Zeichen des Lebens, Unglücklicher! ich will Euch retten.“ — Und mit aller Anſtrengung, welcher der Blutende fähig war, rief er empor: „Rettet mich!“ — Da wurde es wieder ſtill da oben und nach einer Weile tönten Menſchenſtimmen immer näher und näher, und an ſtarken Stricken befeſtigt, wurde ein

Mann auf einer Flechte hinabgeſenkt. Dieſer nahm den Jüngling ſanft in ſeine Arme, und auf ſeinen Ruf wurden Beide langſam emporgezogen an das Tageslicht, wo Veit, von Neuem aller Kraft beraubt, wie todt die Augen ſchloß.

Als er erwachte, fand er ſich in einer ärmlichen Hütte. Mit ſorglichen Blicken ſtand eine Jungfrau an ſeinem Lager, indeſſen eine alte Bäuerin behutſam und mit verſtändiger Miene das tief verwundete Haupt und den zerſchellten Arm mit duftenden Kräutern umwickelte, und fünf Kinder von verſchiedenem Alter, theils wehmüthig blickend, theils weinend ſich an ihre Seite ſchmiegten. Zu ſeinen Füßen aber ſtand mit gefalteten Händen ein Mann, der zu beten ſchien, und freudig den Blick vom Himmel auf den Jüngling niederſenkte, als dieſer zum Leben wiederkehrte. „Habt Dank!“ ſprach der Verwundete mit matter Stimme zu ſeinen Pflegern, indem er ihnen die Hand drückte, — „ohne Euch wäre ich jetzt ſchon lange todt. Habt Dank!“ — Und der Mann näherte ſich ihm mit leiſen Schritten und bat mit beklommener Stimme: „Junker Veit, ſprecht nicht ſo viel, bleibt ruhig und bewegt Euch nicht; Ihr ſeyd ſehr krank, doch der Himmel wird unſer Gebet und unſere Sorge gnädig anſehen und Euch recht bald geneſen laſſen.“ — „Woher kennt Ihr mich?" fragte der Jüngling, indem er dem Manne tiefer in das halbgeſenkte Auge ſah. — „Ei, ich war wohl öfter in der Stadt," erwiederte dieſer, „und dort iſt wohl nicht ein Menſch, der den ſchönen Junker nicht kennen ſollte. — Doch fragt nicht zu viel, drückt lieber die Augenlieder feſt zu und bemüht Euch zu ſchlafen. — Du aber, Junge, ſprach er zu einem der Kleinen gewandt, „laufe nach der Stadt und ſage den Herren im Schloſſe, daß Junker Veit ſehr krank darnieder liege, ſie ſollen kommen ihn zu ſehen, und ihm weiße Linnen und Kleider ſchicken." Eilig machte ſich der ſchwarzgelockte Knabe auf den Weg und kam nach ein paar Stunden bepackt zurück. „Hier, Vater," ſagte er, „ſchicken die gnädigen Herren Kleider und auch Geld. Du ſollteſt den Junker nur gut pflegen, ſie könnten aber nicht in die ſchmutzige Hütte kommen, um ihn zu beſuchen." Unwillig blickte der Landmann den geſchwätzigen Knaben an, Veit aber drückte ſeine Augen feſt zu, um die Thränen nicht hervorbrechen zu laſſen, die ihm über dieſe liebloſe Aeußerung gewaltſam entquollen. Es war zum erſten Male, daß ihm das Gefühl der Liebloſigkeit ſo tief verwundete; doch ſchienen Thränen ſeinen Kummer zu lindern, und er ließ ihnen freien Lauf.

Von den vielen Freunden, die Theil an den rauſchenden Trinkgelagen nahmen, kam keiner zu dem Lager des Leidenden, nur die armen fremden Menſchen pflegten ihn Tag und Nacht mit unermüdlicher Sorgfalt, wie Eltern einen Sohn, wie Geſchwiſter einen Bruder. Der thätigen Pflege und der Jugendkraft Veits gelang es, ihn nach vierzehn Tagen dahin zu bringen, daß er das Bett verlaſſen und mit langſamen Schritten vor der Stube auf und abgehen konnte. Mit wohlthätiger Wärme verſendete die Sonne ihre Strahlen, und mit tief bewegter Seele ſah Veit in den blauen wolkenloſen Himmel.

Mancher beſſere Gedanke war ſeitdem in ſeinem Gemüthe aufgeblüht, und wie von tauſend Fackeln erleuchtet ſtand das Bild der vergangenen Tage in ſeiner ganzen Häßlichkeit vor ſeinen Augen. „Meine Leidenſchaft zum Trunke,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „hat mich zuerſt den beſſern Gefühlen entfremdet; im Rauſche ward ich undankbar gegen ein Thier, das mein Lebensretter geweſen, und inniger an mir hing als alle Jene, die ſich meine Freunde nannten, im Uebermuthe des Rauſches habe ich manche Thorheit, manches Laſter begangen, das ich bei ruhigen Sinnen nicht verübt hätte, und nur dieſe erbärmliche Leidenſchaft war es, die mich nun dem Tode nahe brachte.“ — Und wie er noch mit ſich ſelber redete, da kam der ſchwarzgelockte Knabe, den er vorzüglich liebte, herzugeſprungen und rief, in die Hände ſchlagend: „O wie ſchön, daß Ihr wieder Gottes Sonne begrüßen könnt! Wie freuen wir uns Alle ſo herzlich über Eure Geneſung!“ — „Habt Ihr mich denn Alle ſo herzlich lieb?“ fragte der Jüngling, dem die Aeußerung des Kleinen gar wohl that. — „Gewiß,“ antwortete dieſer, „wir beten alle Tage für euch, und erſt geſtern hörte ich dem Vater leiſe der Mutter ſagen: „Der Junker hat gewiß ein redliches Gemüth, und er würde ein recht guter Menſch werden, wenn er nicht mit den böſen Geſellen leben möchte.“ — „Das will ich werden,“ ſprach Veit halblaut mit geſenkten Blicken, „und nie vergeſſen, was ich Euch Allen zu verdanken habe.“ — „Ihr ſeyd wohl arm?“ — frug er weiter. „Ach ja wohl,“ erwiederte der Knabe, „jetzt geht es uns oft recht übel, und die Mutter weint, wenn ſie uns hungern ſieht, aber einmal iſt es uns auch recht gut gegangen; mein Vater hatte eine beſſere Hütte als dieſe hier, und auch Felder dabei, die er fleißig bearbeitete und die uns alle ernährten. Aber als ſein rechter Arm lahm geworden, mußte er Alles verkaufen, weil er nicht mehr arbeiten konnte, und das Stückchen Geld iſt auch nun aufgezehrt.“ — „Und wie iſt,“ fragte Veit theilnahmsvoll, „wie iſt dein Vater zu dieſem Unglücke gekommen?“ — „Das will ich Euch gleich erzählen,“ verſetzte der Knabe. — „Seht, einmal ſtand er vor ſeiner Hütte und ſah mit Freuden auf die vollen goldenen Aehren, die ſich unter ihrer reifenden Laſt halb ſchon zur Erde neigten. Da ſchallten Hörner aus dem Walde, ein hoher Hirſch flog querwegs an ihm vorbei, und gleich darauf ſprengten zwei Jäger heran, die das Thier verfolgten, begleitet von einer Koppel Hunde und mehreren Jagdgefährten. „Laß uns durch das Feld reiten,“ rief der Eine ſehr laut zum Andern, und lachte dabei mit teufliſcher Fröhlichkeit. Mein Vater, der das vernahm, trat ihnen aber in den Weg, und weil es ihn erbitterte, daß die mühevolle Arbeit eines Jahres von den Roſſen zertreten werden ſollte, rief er ziemlich heftig: Der Wald iſt lang und breit, Felder giebt es wenig im Lande, — zieht waldwärts und ſchont mein kleines Eigenthum! Schon wollte der Eine ablenken, als der Zweite ihm unverſtändliche Worte zuflüſterte, und alſobald ſetzten ſie an, um durch das Korn zu reiten. Da konnte mein Vater ſich nicht mehr mäßigen; drohend hob er die Senſe, noch Einmal ausrufend: „Schont mein Eigenthum, wenn ich Euer Leben ſchonen ſoll!“ —

„Das duldeſt Du?“ rief jener wilde Jäger dem ſanften zu, „und willſt ein Ritter heißen? Räche Deine Ehre!“ — Und ſo reizte er ihn zum Zorn, daß dieſer ſein Schwerdt zog und meinen armen Vater zu Boden ſchlug. Die andern Jagdleute warfen ihn dann in ſeine Hütte; — mancher ſonſt heilſame Balſam konnte nicht helfen, und der Arm, der geſpalten worden war, blieb lahm. — „Aber was fehlt Euch, guter Junker? Ihr ſeht blaß, Ihr zittert.“ — Und beide Hände drückte Veit vor das Geſicht, und die Thränen rollten glühend auf den Raſen nieder. „Gütiger Gott!“ rief er aus, „und dennoch rettete er mir das Leben und betet für mich!“ Mit einem Blicke des Schmerzes und der Reue ſtarrte er zum Himmel empor; der Knabe aber rief: „Ihr ſeyd wieder krank; ich muß den Vater holen,“ — und flog in die Hütte.

Die ganze Begebenheit hatte einen ſo mächtigen Einfluß auf das Gemüth des Jünglings, daß er wie in einem Spiegel die Flecken ſeines vorigen Lebens ſah und zurückzukehren beſchloß in die ſchöne Einfachheit jener Tage, wo er gut war und fromm, den gütigen Vater aller Weſen anbetete mit kindlich reiner Seele, und geliebt ward von Allem, was ihn umgab.

Veits Ohm war indeſſen geſtorben, und ſein herangereiftes Alter machte ihn fähig, ſein Beſitzthum ſelbſt zu verwalten. Als ob ein Schleier ihm von den Augen gezogen würde, erkannte er nun jeden Schritt des Böſen, den er gethan, die Liebloſigkeit, die ihm alle Freunde in den Tagen, wo ſein Leben an dem Rande des Grabes ſchwebte, gezeigt hatten, machte ihm den Gedanken, wieder in die Hauptſtadt zurückzukehren, verhaßt, und vor Allem zog ihn das ſüße Bild des Lilienmädchens gewaltig in die Heimath, das gar oft ihm im Traume, rufend und flehend, daß er heimkomme, erſchien. Es war ihm ſo wohl in ſeiner Seele, als ob darin ein heiterer Abendhimmel wäre, an dem die Sternlein und der ſilberne Mond auf und niederzögen; — dieſes Gefühl der Seelenruhe hatte er lange, lange nicht empfunden, und der beſtimmteſte Vorſatz wurzelte in ſeinem Herzen, nie mehr zurückzukehren auf die Bahn des Laſters, die er betreten zu haben mit Schaudern ſich bewußt war. — Mit Rührung ſah der Landmann die Reue und Beſſerung des Jünglings, und freudig ihn an ſein väterliches Herz drückend, rief er aus: „Der Himmel hat mir die erlittenen Leiden bezahlt, da er mich zum Werkzeuge erkohr, Euch guten Junker zur Tugend zurückzuführen.“

Nachdem Veit einen kurzen Abſchied von ſeinen Vettern genommen hatte, rüſtete er ſich fröhlich zur Heimkehr nach der lieben Burg ſeiner Väter, wobei er nur den einzigen Schmerz hatte, daß ihn ſeine Retter, aller Bitten ungeachtet, nicht begleiten wollten. „Denkt an uns," ſprach mit Rührung bebender Stimme der Alte, — „denkt an uns, wenn das ſtille wohlthuende Gefühl, das jetzt Euer Auge freudig zum Himmel blicken läßt, zu verſchwinden droht, und hütet, hütet Euch vor ſchlechten Geſellen und dem Weine." —

Und ſo ſchieden ſie von einander nach manchem herzlichen Lebewohl. — An der Stelle der ärmlichen Hütte aber ſtand bald ein freundliches Häuschen, und darin ſorgenloſe fröhliche Bewohner.

Wer einmal von der ſüßen Heimath geſchieden war, wo tauſend Erinnerungen froher Stunden unvergänglich feſt ſtehen, und dann wieder zurückgekehrt iſt, und Alles wieder gefunden, was ihm einſt ſo lieb und theuer war, der wird ſich gar leicht die Empfindung vorſtellen können, die Veit hatte, als die Zinnen ſeiner Burg durch die dichtbelaubten Eichenbäume hervorſchauten, und er über die herniederraſſelnde Zugbrücke in den weiten Hofraum hineinſprengte; — und wer einen geprüften redlichen

Freund Jahre lang entbehrt hatte, und dann wieder zurückkehrt in ſeine weitgeöffneten Arme; der wird ſich leicht die Freude denken können, die auf des Jünglings Wangen glühte, als der alte Schloßvogt mit thränender Wonne im Auge ihn feſt an ſeine Bruſt gedrückt hielt. Jubelnd traten ihm alle die Bewohner des Hauſes entgegen, doch keiner ſprach ſo laut ſeine Freude aus wie Herkules, der laut heulend an ſeinem geliebten Herrn emporſprang, neidiſch auf die Gunſtbezeugungen, welche die Andern erhielten, ſich an ſeinen Herrn drängte, und bellend luſtige Sprünge machte, als ihn Veit geliebkoſet hatte. — Im Schloſſe war Alles ſo geblieben, wie der junge Ritter es verlaſſen, und bald kam es dem Jüngling vor, als ob er nie geſchieden, und als ob die Jahre, die er in Prag verlebte, ein böſer Traum geweſen wären; ſorgfältig verſcheuchte er jede Erinnerung an dieſe Zeit, die Gegenwart knüpfte er an die Tage, wo ihm noch das freundliche Auge des Greiſenvaters leuchtete, und mit reinem Gemüthe begann er alle die Beſchäftigungen wieder, bei denen er einſt ſo glücklich war. Mit fromm geſenktem Blicke lauſchte er den Lehren des ehrwürdigen Schloßkaplans, fröhlich tummelte er ſeine muthigen Roſſe, und ſchwang ſtreitbar ſein langes Schwert im Uebungskampfe mit manchem kräftigen Hausgenoſſen. Und wie denn ſo die ganze frühere ſchöne Zeit immer mehr und mehr zurückkehrte, ſo lebte auch immer friſcher das Bild des lieblichen Mädchens vom Egerufer in ſeinem Herzen wieder auf, und jeden Abend zog er hinab in das entfernte Thal, wo ihm die Blume ſeiner reinen Liebe zuerſt aufgeblüht. Immer heißer wurde die Sehnſucht nach der holden Zaubergeſtalt in ſeinem Herzen, und oft ſuchte er mit der wilden Jagdluſt dieſes Sehnen zu verſcheuchen. —

Eines Tages, als er eben wieder die Spur eines flüchtigen Ebers verfolgt hatte, und in der Tiefe des Waldes erſchöpft ſich in das hohe Gras legte, und halb die müden Augen ſchloß, da ſchlug Herkules, der ihm zu Häupten gelagert hatte, laut an, daß Veit aus dem beginnenden Schlummer erwachte. Und ſiehe! da eilte eine hohe ſchlanke Mädchengeſtalt in weißen webenden Gewändern eilenden Fußes an ihm vorüber. Sonderbar bewegt ſprang der Jüngling empor, und aller Müdigkeit vergeſſend, trieb es ihn an, ihr nachzufolgen. Doch immer ſchneller und ſchneller eilte ſie vor ihm her, und mit Einem Male war ſie ſeinen Blicken entſchwunden. Und wie er ſo mit forſchenden Augen umherſpähte, da gewahrte er durch das Dickicht eine Hütte, und theils in der Erwartung, dort das Mädchen zu finden, theils die Bewohner um einen Trunk Waſſer anzuſprechen, trat er in die halbgeöffnete Thüre. Ein alter Jägersmann ſaß an einer Bank, beſchäftigt, die Sehne eines Bogens auszubeſſern, und den geſchärften Wurfſpieß ſchien er eben bei Seite gelegt zu haben. Ehrerbietig legte er das Geräth bei Seite und bewillkommte den Jüngling mit dem Gruße: „Was führt Euch, edler Herr, in meine kleine Hütte? — Womit kann Euer ergebener Knecht Euch zu Dienſten ſeyn?“ — „Einen Trunk Waſſer, guter Alter,“ erwiederte Veit, „gönnt einem müden Schützen, und einen Augenblick Ruhe.“ Und lauſchend ſah ſich Veit in der Stube um, als der Alte dienſtwillig in die nahe Kammer gegangen war, und nach einer Weile mit einem Körbchen friſcher Erdbeeren und einem Kruge Milch zurückkehrte. Mit leichtem Kopfſchütteln begann Letzterer dann alſo zu reden: „Sagt mir doch, gnädiger Herr, habt Ihr kein Wild gefunden, daß Ihr bis an meine Hütte verfolgtet?“ — „Ich will es Euch nicht läugnen,“ entgegnete der Jüngling, „daß eine wunderliebliche Mädchengeſtalt, die wie ein flüchtiges Reh vor mir hereilte, unfern Eurer Hütte meinen Augen entſchwunden, doch hegt nichts Arges in Eurem Herzen, nur Ueberraſchung und Neugierde waren die Urſachen meines Verfolgens.“ — „Ich glaube es Euch wohl," erwiederte gutmüthig lächelnd der Alte, „und Gott möge behüten, daß ich der Erſte wäre, der von unſerm geliebten Herrn Böſes denkt." Und da öffnete er die Kammerthüre: „Bila, komm nur heraus, es iſt unſer gnädiger Junker, der Dir nichts zu leide thun wird." Zögernd und mit niedergeſchlagenen Augen trat das ſchöne Kind in die Stube, und mit dem lauten Rufe des Entzückens: „Himmel, ſie iſt es!" flog der Jüngling mit ausgebreiteten Armen auf ſie zu. Das Mädchen aber ſchlug die Hände vor das Geſicht und lief eilig zur Thüre hinaus und tief in den Wald hinein. —

Starr wie einer, der aus dem Traume erwacht, blickte Veit um ſich her, als er ſich nun plötzlich wieder allein ſah mit dem Jägersmann. Ernſt ſchaute dieſer dem Jünglinge in das Antlitz, und frug ihn mit bedenklicher Miene: „Ihr ſcheint Bila nicht zum erſten Male zu ſehen; ſeyd offen gegen mich, ich habe ſeit Jahren Vaterſtelle bei dem Kinde vertreten und darf Anſpruch machen auf Euer Vertrauen." Da erzählte ihm Veit Alles, was ihm am Pauli- und Petritage begegnet, und was er ſeitdem empfunden und in dem Schrein ſeines Herzens verwahrt hatte, mit lebhaft feuriger Rede: „Sonderbar!" entgegnete der alte Schütze, „eben an dieſem Abende war es auch, wo ich Bila als ein weinendes Kind vor meiner Hütte fand. Als ich fragte wer es ſey, da bat es mich dringend, ſeinen Namen verſchweigen zu dürfen, daß ich auch nicht weiter in das Geheimniß drang, und das Mädchen in meiner einſamen Hütte aufnahm und verpflegte. Die zärtliche Dankbarkeit, die ſich in jeder ſeiner Handlungen ausſprach, machte, daß es mir von Stunde zu Stunde immer werther wurde, und daß erſt von dieſer Zeit eine milde Lebensfreude in meinem Herzen aufging. Jeden leiſen Wunſch lieſt es liebevoll in meinem Auge, und wenn ich ermüdet von dem Weidwerke Abends heimkehre, da iſt die Gute mit zärtlicher Sorgfalt bemüht, den alten Jäger zu ſtärken, und hört mit freundlicher Theilnahme die Ergebniſſe des Tages an, und wohl mehr darum, weil ſie ſieht, daß ich mich in der Erinnerung noch erfreue. So iſt ſie ſeit ſechs Jahren eine freundliche Pflegerin an meiner Seite geblieben, und niemals iſt es mir wieder eingefallen, nach ihren frühern Verhältniſſen zu forſchen, weil ich wohl merkte, daß es ſie betrübe. Allein noch ein anderes Geheimniß hegt das Mädchen, das mich ſchon öfter in Unruhe verſetzte, und dem ich auf die Spur zu kommen bisher vergeblich bemüht geweſen. In der ſchönſten Zeit des Jahres, wo die Roſen mit ihrem ſüßen Dufte das Gemüth des Menſchen erfreuen, wo die ganze Natur froh wird, und die Nachtigall immer entzückendere Töne durch das dunkle Laubwerk erſchallen läßt, da ſitzt oft das Mädchen weinend vor der Thüre, bläſſer ſeine Wangen, und da weiß ich ſchon, daß es bald kommen werde, Abſchied zu nehmen. Mit wehmüthigem Herzen ſeh ich das geliebte Kind von mir ſcheiden, und ſpät erſt, wenn der Herbſt ſchon das Laub von den Bäumen ſchüttelt, kehrt es zurück und beginnt von Neuem das vorige milde Geſchäft der treuen Pflegerin. Wohin ſie ihre geheimnißvollen Schritte leitet, iſt mir unbekannt. Vergebens bemühte ich mich, durch Strenge ihr ein Geheimniß zu entlocken; — ſie ſchwört, daß ſie mich eher verlaſſen müßte, ehe ſie dieſes Geheimniß verrathen könnte, und überzeugt von ihrem reinen edlen Gemüthe, das klar wie die Quelle dieſes Waldes vor meinen Augen liegt, wag' ich dann das ſchuldloſe Weſen, dem wohl ein trauriges Verhängniß die Pflicht dieſes jährlichen Abſchiedes auferlegt, nicht weiter durch eine Strenge zu betrüben, die mir ſelbſt nur gar zu ſchwer wird." —

Mit geſpannter Aufmerkſamkeit hatte Veit dieſer Erzählung zugehört, und fragte dann mit ungewiſſer Stimme den Alten: „Jetzt, guter Vater, wo der Frühling ſich allmählig ſeinem Ende zuneigt, wird Wila jetzt vielleicht wieder von Euch ſcheiden?" „Wohl wird ſie es," erwiederte der Schütze, „und ſchmerzlicher als jemals tritt dieſer Abſchied vor meine Blicke. Meine Kräfte, die mich durch ſiebenzig Jahre aufrecht hielten, ſcheinen mit jeder Stunde zu ſchwinden, das Weidwerk, ſonſt meine Luſt, wird mir zur mühſeligen Beſchwerde, und es däucht mir oft, daß ich eher dahin welken werde, als die Blätter, die jetzt noch ſo friſch an den grünen Eichenſtämmen rauſchen. Ich habe Euren Vater gekannt, Junker, er war ein frommer tugendhafter Rittersmann, und in Euren Zügen glaube ich ſein ehrliches Bild wieder zu finden. Gelobt es mir durch Euren Handſchlag an, daß, wenn Gott mich abrufen ſollte von dieſer ſchönen Erde, Ihr Euch mit brüderlicher Sorgfalt annehmen wollt der armen Waiſe, daß Ihr redlich für ſie ſorgen und ſie ſchützen wollt gegen Noth und jeden Feind ihrer Tugend." „Ich will mehr thun," erwiederte feurig der Jüngling. „Wenn mich die Träume meines Daſeyns nicht täuſchen, ſo ward ſie erkoren, die Gefährtin meines Lebens zu werden, und nichts Theureres als ſie lebt für mich in dieſer Welt." Gerührt umarmte der Greis den Jüngling und ſprach, ſegnend ſeine Hände auf Veits Haupt legend: „Gott ſegne Euch!" — Hierauf gingen die Beiden in den Wald hinaus, das Mädchen zu ſuchen. Der Alte rief mit bittendem

Tone: „Vila, wenn Du mich liebſt, ſo komm heim. Mit kräftiger Stimme wiederholte Veit dieſe Worte, allein ſie heulten dumpf durch den Wald, und das Mädchen kam nicht zum Vorſchein. Der Jüngling harrte bis zum ſpäten Abend in der Hütte, kam am nächſten und am folgenden Tage wieder, — allein das Mädchen blieb verſchwunden, und mit wehmüthigen Worten verſicherte ihm der Alte, daß die Zeit ihres Scheidens wohl ſchon zur Reife gediehen, und daß ſie, wie ſie es ſchon zweimal gethan, um die Bitterkeit der Trennung zu vermeiden, ohne Abſchied zu nehmen, fortgezogen wäre.

Es bedarf wohl keiner Erzählung, wie ſchmerzlich dieſe Worte auf das Gemüth des Jünglings wirkten, der den kaum gefundenen theuren Gegenſtand mit einem Male wieder verſchwunden, und deſſen Rückkehr ſelbſt nur in ſchwachem Hoffnungslichte entgegen ſah. Doch beſuchte er mit jedem Tage die entfernte Hütte des verlaſſenen Greiſes, pflegte ſeiner mit der Sorgfalt eines Sohnes und fand die einzige Freude ſeines Lebens darin, daß ihm der Alte immer wieder von Vila erzählte. Jener aber hatte ſich nicht getäuſcht in ſeiner Ahnung; ſchwächer wurden mit jedem Tage die Schläge ſeines Herzens, mit immer matterm Scheine leuchteten die tiefliegenden Augen, bis ſie eines Tages gänzlich verloſchen. Der Jüngling, welcher die letzte Zeit den Alten gar nicht verließ, empfing ſeinen letzten Segen, und gelobte noch in ſeine ſterbende Hand, Wila, wenn ſie wiederkehren ſollte, zu beſchützen bis in den Tod.

Traurig vergingen dem armen Junker die Tage des Sommers; vergebens ſchmückte ſich die Wieſe mit friſchen Blumen, vergebens glänzte die helle Sonne durch das grüne Laub des Waldes, vergebens ließen die Vögel ihre lieblichen Klänge auf den wiegenden Zweigen erſchallen. Veit ſaß traurig ſinnend in der einſamen Hütte, der Wiederkehr der Geliebten entgegen harrend. Selten beſuchte er die Burg Brawda; mit den Pfeilen und Wurfſpießen, welche der Greis zurückgelaſſen, ſuchte er ſeinen Lebensunterhalt zu erjagen, und die Beſorgniß, daß Wila heimkehren und die Hütte leer finden möchte, trieb ihn immer wieder zurück, ſo daß er endlich, als der Herbſt ſich dem Ende näherte, faſt gar nicht mehr die Hütte verließ.

Der alte Burgvogt brachte ihm zuweilen Kunde vom Schloſſe und Nahrungsmittel, mußte ſich aber immer ſchnell wieder entfernen, weil Veit den Zweck ſeiner Einſamkeit durchaus geheim hielt.

Der würdige Schloßkaplan, der, wie die meiſten übrigen Diener der Burg, von der Lebensarwelche Veit in der Hauptſtadt geführt hatte, wußten, gedachte nicht anders, als daß dieſer für manches verübte Unrecht Buße thun wolle, in der Abgeſchiedenheit der Waldhütte, und er freute ſich im Stillen ſeiner thätigen Reue.

Der Herbſt hatte Blumen und Laub ſchon längſt entfernt, als Veit einmal mit einem flehenden Blick zum Himmel vor der Thüre ſtand und in das dunkele Gewölbe empor ſah, das ſich drückend auf ſein Herz gelagert zu haben ſchien; und wie er ſich ſchon wandte, um in die Hütte zurückzukehren, da tönte eine ſanfte weiche Stimme durch den Wald, die des verblichenen Schützen Namen rief. Haſtig eilte er der Stimme entgegen und Vila ſchwebte mit leichtem Fuße auf ihn zu. „Vila, kennſt Du mich nicht mehr?“ rief Veit mit freudig zitternder Stimme, und ſank mit ausgebreiteten Armen vor dem holden Engelsbilde auf die Knie. Mit unausſprechlichem Liebreize hob ihn Vila ſanft empor. „Jawohl kenne ich Dich noch, Du Guter, und bin nun ganz glücklich, Dich wiedergefunden zu haben; doch laß uns nun ſchnell zum Vater eilen.“ Da führte Veit ſie in die Hütte, und weil noch Alles wie vormals auf der alten Stelle ſtand, ſo wurde es dem Jünglinge leicht, ihr glaubend zu machen, daß der Alte von ſeiner gewöhnlichen Beſchäftigung noch nicht zurückgekehrt ſey. Nach und nach ließ er aber die Ahnung in ihr wach werden, daß der Jäger wohl nimmer wiederkehren könnte; und als er ſie endlich mit ſchonender Rede von dem Lebensende des Greiſes benachrichtigte, da wußte er es in ſo milder Weiſe zu thun, daß ſich der Schmerz des Mädchens nur in ſanften Thränen ausſprach. Die zarte Sorgfalt, die er für ſie hegte, ſtillte allmählig ihren Kummer; frei und feurig geſtand er ihr das lange Geheimniß ſeiner Liebe, und mit kindlicher Offenheit verhehlte auch Wila nicht länger, daß ſie ſein Bild ſeit jenem Tage, an welchem ſie ihn zuerſt am Egerufer erblickte, mit ſtiller Sehnſucht in ihrem Herzen getragen habe.

So war der erſte Tag vorübergegangen, und als die Nacht heranrückte, zog ſich Wila, wie ſie es ſonſt zu thun pflegte, in ihr Kämmerchen zurück, verriegelte die kleine Thüre, und als ein treuer Hüter des geliebteſten Weſens blieb Beit in der erſten Kammer. Tauſend ſüße Träume ſchwebten um die Seele des glücklichen Schläfers, und am früheſten Morgen eilte er dann mit leiſem Schritte aus der Hütte nach ſeiner Burg, um dem ehrlichen Leiter ſeiner Jugend, dem frommen Kaplan, Alles anzuvertrauen, und ihn um ſeinen prieſterlichen Segen zu bitten. Er wußte ja, daß nichts Theureres für ihn mehr auf Erden lebe als Vila; er war überzeugt, daß ſie ihn mit der ganzen Innigkeit ihrer reinen Seele liebe, und ſo dünkte er ſich am Ziele ſeines Glückes, und wollte ſchnell den Augenblick herbeiführen, der ihn für ewig mit der Geliebten verbände. Beſorglich ſchüttelte der fromme Mönch das Haupt, und wußte gar Vielerlei den Wünſchen des Jünglings entgegen zu ſtellen; dieſer aber entkräftete alle Einwendungen durch die Verſicherung, daß er Vila über Alles liebe, daß ſie ihm durch das halbe Leben ſchon als das einzige Glück dieſer Welt erſchienen wäre, und der gute Kaplan, der ihn als einen Sohn liebte, gab endlich ſeinen dringenden Anträgen nach. Heftig umarmte ihn der Jüngling und flog dann zurück zu der Hütte, um dem Mädchen ſeinen Plan auszuſprechen, und ſie dann ſogleich heimzuführen als die Herrin der Burg. — Mit liebevollem Blicke ſah Vila in die leuchtenden Augen des Geliebten, als er ihr ſeine Wünſche ausſprach; doch ſenkte ſie ihn dann wehmüthig zu Boden, indem ſie den Jüngling bei der Hand faßte und alſo redete: „Nicht ſo nahe, Du Guter, ſind wir dem Gipfel des Glückes, welchen Du ſchon erklommen zu haben wähneſt. Du weißt nur, daß ich Dich von dem Augenblicke, wo ich zuerſt vor Dich hintrat, liebte; — wer ich aber ſey, und welche Pflichten mich noch von Dir trennen werden, das weißt Du nicht. Und doch biſt Du der Einzige, dem ich das Geheimniß meines Daſeyns anvertrauen darf und muß.“ Mit ängſtlicher Erwartung rückte Veit näher zu dem Mädchen, das nun mit mildem Ernſte zu ſprechen fortfuhr. „Ich bin eine Tochter der Lilienkönigin dieſes Landes und wurde vor vielen meiner Schweſtern von ihr geliebt. Glücklicher als jede andere Blume ſind wir vom Schickſal begünſtigt, das uns erlaubt, die menſchliche Geſtalt anzunehmen, wenn ein Jüngling unſere Blicke feſſelt, und die Königin ihn würdig ihrer Wahl erkannte. Sie billigt dann die ſchöne Liebe, und aus dem duftigen Kelche unſerer Wohnung ſchweben wir dem Gegenſtande unſerer Sehnſucht zu, der, durch einen ſüßen Zauber getrieben, gleiche Gefühle mit uns hegt, und das ſchönſte Glück dieſer Erde wird dann unſer Loos. Wehe aber dem armen Geſchöpfe, das ohne Bewilligung der Königin ſein duftiges Haus zu verlaſſen wagt. Mit Gefühlen heißer Sehnſucht zieht es durch die Welt, wo es ſich eine freundliche Aufnahme erbetteln muß, und wenn die Blüthenzeit herankommt, da ziehen es unſichtbare Gewalten zurück in die enge Wohnung, welche ihm die Königin bald am einſamen Strande, bald auf menſchenleeren Bergen in Lilienkelchen zuweiſet; und ſo glücklich es ſich ſonſt in ſeinem ſtillen Säuſeln und Weben fühlte, ſo traurig und qualvoll iſt das Pflanzenleben dann der mit menſchlichen Gefühlen erwärmten Bruſt. Wenn endlich das Blüthenhaus zuſammenfällt, da eilt die verſtoßene Schweſter wieder in die vorige Hütte, wenn man ſie aufnehmen will, oder zieht weinend weiter, wenn ihr die Freiſtatt verſagt wird. So wandelt ſie, bis ſie den Gegenſtand, der, ihre Sehnſucht erregend, ſie zur Uebertretung ihres Geſetzes verleckte, gefunden, und dann erſt, wenn dieſer mit der reinſten Liebe an ihr hängt, darf ſie hoffen, daß die Königin Verzeihung winken und ſie glücklich machen werde. —

Siehe, Geliebter, das iſt auch die Strafe meines Vergehens, daß ich damals, als ich Dich am Ufer der Eger erblickte, mich Dir zu nähern wagte. Ich hätte vielleicht dem ſüßen Drange, der mich zu Dir hinzog, widerſtanden, allein ich hielt Dich für todt und glaubte nicht ſtrafwürdig zu handeln, wenn ich dem todten Knaben liebkoſte; — allein als ich zurückkehren wollte, da war der Kelch geſchloſſen, zürnend wandten die Schweſtern ihre Häupter und traurig zog ich von dannen, bis mich endlich der edle Bewohner dieſer Hütte gütig aufnahm. — Du ſiehſt nun wohl, Geliebter, daß wir noch fern dem Ziele unſeres Glückes ſtehen; doch bleibe mir nur in treuer reiner Liebe zugethan, und die Königin wird mir gewiß bald verzeihen. Schon mein letztes Gefängniß war milder als ſonſt; — in einem ſchönen Thale blühte die Lilie, die ich bewohnen mußte, und freundlicher grüßten mich dießmal die Schweſtern. O gewiß, Du wirſt das Weſen, das Du liebſt, nicht ſo unausſprechlich unglücklich machen, als ich es würde, wenn die Gluth der Leidenſchaft Dein reines Gemüth verzehren ſollte; denn wiſſe, dann müßte ich zurückkehren in das traurige Pflanzenleben mit der lebhaften Erinnerung an das verlorne Glück, in matten, trüben Farben erblühend, ewig verſchloſſen bleiben, wenn mich nicht die Königin von meiner Qual befreien, und mein ganzes Daſein mit den welkenden Blättern in den unendlichen Aether verwehen will.“ —

Mit ſtiller liebevoller Theilnahme hatte Veit dieſe Worte angehört, und drückte nun innig die Hand der Geliebten an ſein Herz, indem er mit zum Himmel gehobenen Blicken in feierlichem Tone ausrief: „Ja, theure Vila, mit derſelben Liebe, die mich heute wohlthätig erquickt, und die kein unreiner Gedanke entweiht, mit derſelben zärtlichen Bruderliebe will ich Dein Freund, Dein Schützer ſeyn, bis Deine Mutter unſern Bund ſegnen wird. Und wenn ich auch nur in Gedanken von dieſem feſten Entſchluſſe abweiche, ſo möge ihr Fluch und der Fluch Deiner Schweſtern mich verfolgen durch das ganze Leben bis zum Grabe.“

Veit blieb dieſem ſeinen Vorſatze treu, die Tage des rauhen Winters verlebte er an Vilas Seite wie im Paradieſe, und immer im friſchen duftigen Blühen ſtand der Frühlingsgarten ſeiner reinen Liebe. Mit freundlichen Plänen für die goldene Zukunft vertändelten ſie die ſtarren Winterſtunden, mit jedem Tage entfaltete ſich Vilas unausſprechliche Liebenswürdigkeit immer mehr und mehr, und wenn zuweilen der Sturm der Sinne auftoben wollte, da war ein verweiſender Blick von Vila's theuren Augen, ein ſanftes Wort von ihrem roſigen Munde hinreichend, ihn zu beſchwichtigen, und klar ſtrahlte wieder die ſchöne Liebe aus dem reinen Spiegel ſeiner Seele. Täglich zog er hinaus, um die einmal begonnene Jägerpflicht getreulich zu üben, und da es wohl kein Geheimniß bleiben konnte, daß der Burgherr aus Liebe zu einem ſchönen Kinde ſeine Burg verlaſſen und mit der niedrigen Jägerhütte vertauſcht habe, ſo geſchah es, daß man ihn weit und breit nur den Liebeſchütz nannte.

So war der Winter vorbeigegangen, lauter floß die vom geſchmolzenen Schnee geſchwellte Waldquelle unfern der Hütte vorüber, und grüne Keime regten ſich an den ausgeruhten Zweigen, als eines Mittags mit eilender Haſt ein Knappe mit der Nachricht in die Hütte kam, daß die verwandten Herren aus Prag mit einem hohen Ritter in die Burg eingeritten wären und Veit zu ſprechen verlangten. Der Schloßvogt habe ihnen angedeutet, daß der Herr nicht zu Hauſe ſey und wohl nicht ſobald heimkehren würde, worauf ſie jedoch erwiederten, daß ſie ihn, wenn er nicht zur Burg käme, in ſeiner Waldhütte beſuchen würden. — Veit, welcher den tollen Sinn ſeiner Vettern kannte, fürchtete das Letztere, und ſo läſtig es ihm auch würde, ſo beſtieg er doch das von dem Knappen mitgebrachte Roß und ritt mit höchſtem Unmuthe nach der Burg. Die Gäſte kamen ihm mit freundlichen Mienen entgegen, und bezeigten die lebhafteſte Freude über das ſtille glückliche Leben, das er führe, und von dem ſie gehört hatten. Veit erkannte ſie faſt nicht wieder; ſtatt der tollen wilden Geſellen, fand er ruhige heitere Männer und die frömmſten Redensarten ſtrömten von ihren Lippen. Insbeſondere war Bruder Blitz von ſo mildem Benehmen und einſchmeichelndem Weſen, daß Veit gar bald das Mißbehagen, mit welchem er die Hütte verlaſſen, verlor, und ſein menſchenfreundliches Herz ſich wirklich freute. Freunde und Genoſſen früherer Tage wiederzuſehen. Die Vettern baten es ſich aus, das Schloß in Augenſchein nehmen zu dürfen, und Bruder Blitz blieb nun allein bei dem Jünglinge; Herkules aber, der ſeinem Herrn aus der Hütte gefolgt war, verkroch ſich ängſtlich und traurig in einen Winkel, nicht anders, als ob er bei einem Zeichen ſeines Haſſes gegen den Fremden wieder fortgeſchickt zu werden fürchtete. — Als ſie nun allein waren, da begann der Namenloſe mit theilnahmsvoller Rede: „Du haſt mir einmal von der Neigung, welche Dein Herz für ein liebliches Mädchen erfüllte, erzählt, und ich hätte damals nicht geglaubt, daß Du es wieder finden würdeſt, und hielt überhaupt Dein Gefühl für nichts Anderes als die Nachklänge eines lebhaften Traumes. Wie erfreulich mußte daher die Nachricht meinem treu an Dir hängenden Herzen ſeyn, daß Du die Tage Deines Lebens in voller Glückſeligkeit an ihrer Seite dahinbringſt. — Nur Eins, Du theurer Freund, ſetzt mich in Verwunderung; wie kömmt es, daß Du ſie nicht zu der Ehre Deiner Burgfrau erhebſt und lieber in der einſamen Waldhütte wie ein gemeiner Schütze lebſt, da Du hier auf dem Schloſſe Dir und ihr alle Bequemlichkeiten des Lebens verſchaffen könnteſt?“ Ernſt und ſtumm blickte Veit um ſich her, indem er überdachte, ob es recht wäre das Geheimniß ſeiner

Liebe auszuſprechen. Der Ritter aber, der das wahrnahm, rückte vertraulich näher und ſagte, die ſchwarze Hand ſanft auf Veits Schulter legend: „Nun, zürne nicht, mein theuerſter Freund, daß ich Dich um etwas frage, was ich nicht wiſſen ſoll; aber ſiehe, ich habe nach meinem Herzen geſchloſſen, das kein Geheimniß für Dich kennt.“ — Der gutmüthige Jüngling, den dieſe Worte rührten, beſchloß nun ſo viel zu ſagen, als ihm wohl, ohne das Innerſte des Geheimniſſes zu enthüllen, auszuſprechen erlaubt wäre, und entdeckte dem Ritter nur, daß ein Schwur ihn verbinde, bis zu einer gewiſſen Zeit ſich nur mit brüderlicher Neigung Vila zu nähern, und er ſie dann erſt, wenn jener Zeitpunkt eingetreten, als ſeine Hausfrau heimführen dürfe.

Da verzerrte der Mund des Ritters ſich widerlich, und ſchon wollte jenes giftige Lachen hervorbrechen, als die Vettern in den Saal traten, und Veits Aufmerkſamkeit dadurch von dem Ritter abgelenkt wurde, dem es nun bald gelang, ſein Geſicht in mildere Falten zu legen. — Bei der fröhlichen Mittagstafel ging es ganz ehrbar zu, und kein Wort entſchlüpfte einem Munde, das einen unangenehmen Eindruck auf Veit gemacht hätte. Mäßig wurde dem goldenen Weine zugeſprochen, und erſt gegen das Ende der Mahlzeit brachte Bruder Blitz einen Becher auf das Wohlſeyn der künftigen ſchönen Burgherrin, der mit freudigem liebepochendem Herzen von Veit dankbar erwiedert wurde. Der zweite und dritte wiederholte den Zuruf, und Veit konnte ſich nicht des Dankes entſchlagen, und leerte die dargebrachten Pokale bis zum Grunde. Als aber der Ritter von Neuem ihm zuzutrinken begann, da ſprach Veit ernſt: „Nein, Ihr Freunde, es iſt genug; ich habe lange mäßig gelebt, habe die Begierde die mich ſonſt zum Weine trieb, glücklich bekämpft, und will frei meine Sinne erhalten, um niemals wieder etwas zu thun, was ich bei nüchterner Seele verabſcheue. — „Schön,“ rief der Namenloſe aus, „das iſt ein guter Vorſatz, dem mußt Du treu bleiben; doch wenn Du mich liebſt, ſo wirſt Du nur noch den einen Becher leeren, den ich Dir jetzt mit dem Wunſche darbringe, daß ſchon morgen die Zeit erſcheine, wo Dein Schwur gelöſt wird, und Du die Geliebte für ewig Dein nennen kannſt.“ Und da winkte er ſeinem Knappen, der ihm den bis zum Rande gefüllten Becher glühend rothen Weines darreichte. Das Feuer, mit welchem der Ritter dieſe Worte ausrief, und der Gedanke an den himmelvollen Inhalt dieſes Wunſches begeiſterte den Jüngling; raſch griff er nach dem Becher, hob ihn mit funkelnden Augen in die Luft und leerte ihn dann mit ſchnellem Zuge, der Ritter aber drückte ihn dann mit allen Zeichen der lebhafteſten Freude an ſeine Bruſt. — Der Namenloſe hatte ſeine Abſicht nicht verfehlt, fieberiſch pochten die Pulsſchläge des Jünglings, in wildem Feuer rollten die ſchönen Augen und blickten gierig im Kreiſe umher. „Ich muß fort,“ rief er nach einer Pauſe. — „Morgen finde ich Euch wieder, für heute lebt wohl.“

Mit dieſen Worten war er aus dem Saal geſtürzt und ſprengte mit verhängten Zügeln aus der Burg und auf den wohlbekannten Pfad nach der theuern Waldhütte. Haſtig trat er in die Kammer; Bila in den leiſen Athemzügen des Schlummers lag in zauberiſcher Anmuth hingegoſſen auf dem weichen Lager; — glühend von Wein und Liebe blickte der Jüngling auf das reizende Weſen. Immer heftiger klopfte ſein ſtürmendes Herz, immer höher ſtieg die Gluth ſeiner Wangen, und wie von einer unſichtbaren Macht ergriffen, ſtürzte er liebetrunken auf das erwachende Mädchen, umſchlang es heftig mit ſeinen kräftigen Armen, und drückte brennende Küſſe auf die erkaltenden Lippen.

„Unglücklicher!“ ſeufzte Bila mit ſterbender Stimme, „Du haſt Deinen Schwur gebrochen, für ewig den Frieden Deines Lebens vernichtet! Nahe war die Stunde unſeres Glückes, ſchon hatte die milde Mutter in ſüßen Düften mir Verzeihung angekündigt; — Unglücklicher! nun iſt Alles dahin!“ Und da ſie immer mit ſchwächerem Tone dieſe Worte geſprochen hatte, drückte ſie noch einmal innig ſeine Hand an ihre Bruſt, und ſandte den letzten Liebesblick, mit dem ſie für immer die Augen ſchloß.

„Sie iſt todt!“ rief nach einer Pauſe des ſtarren Entſetzens der leichenblaſſe Jüngling, dem die Beſinnung zurückgekehrt war, aus, und krampfhaft wühlte die Hand in den verworrenen Locken. Immer mehr preßte die Verzweiflung ſein von den Qualen zu ſpäter Reue zerriſſenes Herz, und wie ein zündender Blitzſtrahl fiel der Gedanke an den Verführer in die nachterfüllte Seele. Wuth trat an die Stelle der Verzweiflung, nach blutiger Rache dehnte ſich die ganze Spannkraft ſeiner Sehnen. Eilend flog das geſpornte Roß in die Burg zurück, haſtig ſtürzte er die Treppen hinauf und ſtand mit rachეglühendem Antlitz vor dem Räuber ſeiner himmliſchen Freuden. „Elender!“ rief er mit donnernder Stimme zu dem Namenloſen gewendet, „Elender! der unter dem Mantel der Freundſchaft mein allzuſchwaches Herz bethörte, und mit Zaubertränken mein reines Gemüth und meine Seligkeit vergiftete, — vertheidige Dich, nach Deinem Blute dürſtet mein Schwert.“

Beſtürzt durch des Jünglings zerſtörtes Antlitz traten die Vettern zurück; doch mit furchtbar ſchallendem Gelächter höhnte der Namenloſe: „Thöriger Bube, Du willſt mich zum Kampfe fordern! Wiſſe, daß ich Dich gehaßt vom erſten Augenblicke, da mir Dein Streben nach Tugend bekannt geworden, und nicht eher zu ruhen den hölliſchen Mächten angelobte, als bis ich Dich von Deiner ſtolzen Höhe herabgeſchleudert hätte. Schon glaubte ich mein Werk vollendet, als Dich die Liebe mir entriß; da ſtachelte ich mein Roß und eben zu rechter Zeit ſtand ich am Ziele. Nun laß alle Reiſige heranrücken und ihre Streitkolben an mein Haupt ſchleudern, — zerſplittert wird die Mordwaffe von meinem unverletzbaren Körper gleiten; denn wiſſe,“ rief er hohnlachend aus, indem er den ſchwarzen Handſchuh abwarf und dunkles Blut aus friſchen Wunden quoll, — „wiſſe, ich habe mich den dunklen Mächten verlobt, und keine menſchliche Gewalt vermag auch nur ein Haar meines Hauptes zu verletzen. Kaum hatte er dieſe Worte gerufen, da ſtürzte Herkules aus ſeinem Winkel hervor, und mit grimmigen Zähnen in die Bruſt des Namenloſen einhauend, warf er ihn kräftig zu Boden und zerfleiſchte das giftige Herz des Böſewichts mit wüthender Geſchäftigkeit. Dieſer aber fluchte ſterbend der Tücke der Hölle, die ihn mit trüglichem Verſprechen getäuſcht, und nur vor menſchlicher Macht geſichert hatte. Klirrend borſten die Fenſter, dampfend und ziſchend zog Schwefelluft durch den Saal, ſcheu flogen die Eulen von den alten Gemäuern, und ein Wirbelwind faßte den zerfleiſchten Körper und trug ihn heulend in die Lüfte. Die Vettern aber zogen eilig fort auf ihren Roſſen und erſchienen nicht wieder vor Veits Augen.

Am früheſten Morgen nach dieſem furchtbaren Abende zog Veit in die entfernte Hütte des Waldes hinab, tief war ſein kummerſchweres Haupt auf die Bruſt gebeugt, läſſig hingen die Zügel um die Schultern des Pferdes, das mit langſamen Schritten den gewohnten Weg ging, und traurig trabte Herkules daneben her. Mit ſchwankendem Gange trat Veit in die todtenſtille Hütte, wo die ſchöne Wila kalt und bleich wie eine Lilie mit feſt geſchloſſenen Augen im Todesſchlummer lag. Auf ein Knie ließ ſich der Jüngling nieder, faßte die ſtarre Hand und benetzte ſie mit ſeinen Thränen. Dann ging er ſtill hinaus vor die Hütte und grub mit ſtummem Leid in die grünende Erde, bis er ein tiefes Grab vollendet hatte; in dieſes trug er die Verlorne, und ſchloß es dann mit Blumen, Thränen, Blättern und Erde wieder zu. In Reue und ſtrenger Buße verlebte er ſeine Tage, nur mit dem frommen Kaplane ſprach er zuweilen, und mit väterlichem Troſte ſtand der ehrwürdige Greis ihm zur Seite. Wenn Veit durch die Auen und Wälder ging, da tönte öfter ein leiſes trauriges „Wehe! Wehe!“ aus den flüſternden Halmen und wie Grabgeſang drangen die wehmüthigen Laute durch ſeine Seele.

Eines Abends, als die Sonne ſchon ihre letzten Strahlen in dem Egerufer badete, da ward ihm ſo leicht, ſo wohl, wie ihm lange nicht geweſen. Das Bild der verlornen Geliebten ſchien ihm zu winken, und in der vollen Blüthe jener hoffnungsvollen Tage ſtand es vor ſeinem innern Auge. Da zog eine unnennbare Sehnſucht ihn nach der Stelle hin, wo er es zuerſt erblickte, ſüße Düfte wehten je näher er dem Orte kam, und als er dort war, da ſtanden wie damals am Petri- und Paulitage drei Lilien in herrlicher Schneeblüthe am Rande. Müde lagerte er ſich unter die Blumen; immer klarer entfaltete ſich das Bild der Geliebten in ſeinem Buſen, die Sinne ſchwanden, ein wunderſüßer Duft berührte ihn vorüberwehend Stirne, Mund und Wangen, und zerſtoben ſtreute Eine der Lilien ihre Blätter auf ſeine Bruſt; da liſpelten laue Lüfte, erfaßten die Blätter und trugen ſie in dem letzten Athem des Jünglings in den Aether. — An der Stelle, wo ſonſt die Hütte des Liebeſchützen ſtand, ſteht jetzt ein freundliches Dörfchen, das noch heut zu Tage Liebeſchütz genannt wird; von der Burg Brawda aber ſind nur unbedeutende Reſte im Walde zu finden.

Das Gewiſſen.

Novelle.

Doch nur Dämonen ſteigen furchtbar nieder,
In trotz'ger Wildheit, die mit kaltem Hohne
Ruchlos die Herzen quälen und zerſpalten.

v. Zedlitz.

An dem Haupteingange einer Kirche zu Paris bemerkte man vor kurzem einen greiſen Bettler, den man Tag für Tag denſelben Platz an jener Schwelle einnehmen ſah; Gebehrden, Ton, Art ſich auszudrücken, kurz das ganze Weſen des Alten verrieth eine weit beſſere Erziehung, als die gewöhnlich der Armuth und dem Elende zu Theil zu werden pflegt. Durch ſeine zerlumpte Kleidung, in welcher er ſich mit einem Anfluge von Anſtand zu bewegen wußte, ſchimmerte deutlich die Erinnerung an ehemaligen Wohlſtand und Würde. Auch ſtand dieſer Bettler unter den übrigen Armen des Kirchſpiels, unter den verlaſſenen Unglücklichen, welche die Kirche unter ihre ſchützenden Fittige aufzunehmen hat, in merklichem Anſehen und in einer Achtung, die er ſich durch ſeine Genügſamkeit, die redliche Unpartheilichkeit bei Theilung der empfangenen Allmoſen und durch den Eifer, mit welchem er die Streitigkeiten ſeiner Genoſſen beizulegen wußte, längſt erworben hatte. Inzwiſchen war die Geſchichte ſeines Lebens und Unglücks ſeinen vertrauteſten Kameraden ſo gut wie allen übrigen Einwohnern des Kirchenſprengels ein Geheimniß. Regelmäßig ſeit 25 Jahren fand er ſich an jedem Morgen auf dem nämlichen Platze ein, daher man ſo daran gewöhnt war, ihn dort zu ſehen, daß er Jedem, gleich den Statuen in den ausgehauenen Niſchen der gothiſchen Wölbung gewiſſermaßen eine Portalverzierung ſchien, aber keiner von des Bettlers Genoſſen wußte auch nur den geringſten Umſtand aus ſeinem Leben zu erzählen; nur das wußte man, daß Jakob, ſo hieß er, obgleich er Katholik war, niemals einen Fuß in die Kirche ſetzte.

Sobald die religiöſen Ceremonien ihren Anfang nahmen, und der heilige Dom von den frommen Geſängen widerhallte, ſobald der Weihrauch mit den Gebeten der Gläubigen zum Himmel emporſtieg, und die ernſte und melodiſche Stimme der Orgel den feierlichen Chor der Chriſten begleitete, da fühlte ſich der Bettler hingeriſſen, ſeine Gebete mit denen der andächtigen Verſammlung zu vereinigen, da hing mit einem innigen und zufriedenen Ausdrucke ſein Blick aus der Ferne auf dem erhebenden Bilde, welches der Tempel des Herrn jetzt darbot.

Der glänzende Wiederſchein der Sonnenſtrahlen, die ſich in den gothiſchen, bunten Fenſtern brachen, die langen Schatten der altehrwürdigen Pfeiler, die ein Symbol der Unvergänglichkeit wie der religiöſen Kraft daſtanden; der unnennbare Zauber, der über das geheimnißvolle Dunkel des Heiligthums ausgegoſſen war; Alles dies ſchien dem Alten unwillkührliche Bewunderung und tiefe Ehrfurcht einzuflößen.

Bisweilen überraſchte man ihn in Augenblicken, wo Thränen über ſein gefurchtes Antlitz herabfloſſen, und unwillkührlich ſtieg die Vermuthung auf: ein großes Unglück oder ein ſchweres Verbrechen ſcheine drückend auf ſeiner Seele zu laſten. In den erſten Zeiten der chriſtlichen Kirche würde man verſucht geweſen ſeyn, ihn für einen Miſſethäter zu halten, der, aus der Gemeinſchaft der Kirche ausgeſchloſſen, verwieſen ſey, ein ſtummer Schatten unter Lebenden umherzuwandeln.

Ein Geiſtlicher las tagtäglich die Meſſe in dieſer Kirche. Aus einer der älteſten Familien Frankreichs ſtammend und im Beſitze eines großen Vermögens, fand dieſer im Wohlthun ſeine einzige Freude. Zu dem alten Bettler hatte er mit der

Zeit eine Art Zuneigung gefaßt, und ſo kam es, daß der Abbé Paulin von St. C** dem Alten an jedem Morgen mit liebreichen Worten eine Spende reichte, die allmählig zu einer täglichen Rente geworden war.

Da hatte ſich eines Tages ganz unerwartet Jakob nicht zur gewohnten Stunde an der Kirchenſchwelle eingefunden; beſorgt, der Bettler möchte ſein heutiges Almoſen einbüßen, machte ſich der junge Geiſtliche nach gehaltener Meſſe auf den Weg, um ihn in ſeiner Wohnung aufzuſuchen, und fand den Alten auf einem elenden Lager krank darniederliegend.

Aber wie erſtaunte der Geiſtliche, als er in dem Mobiliar dieſes elenden Gemaches eine ſeltene Pracht mit der größten Aermlichkeit vereint erblickte, die ſonderbar gegen einander abſtachen. Eine koſtbare Uhr war über dem ärmlichen Lager aufgehängt, zwei Gemälde, reich eingefaßt und mit einem Schleyer überhangen, lehnten an den weißen Kalkwänden; ein Kruzifix in Elfenbein und von vortrefflicher Arbeit hing zu den Füßen des Kranken; ein alter Seſſel mit gothiſchem Schnitzwerk ſtand neben dem Bette, und unter einigen alten Büchern lag ein Meßbuch mit ſilbernem Schloß;

gleichwohl verkündeten alle übrigen Geräthſchaften eine auffallende Dürftigkeit.

Die Gegenwart des Prieſters ſchien den Greis zu beleben und mit dem Ausdrucke der innigſten Dankbarkeit rief er ihm entgegen: Ach, Herr Abbé, ſie ließen ſich alſo herab, eines Unglücklichen zu denken?

Mein Freund, erwiederte Paulin, ein Prieſter dürfte höchſtens der Glücklichen vergeſſen. Ich komme her zu erfahren, ob ihr vielleicht einiger Hülfe benöthigt ſeyd.

Ich bedarf nichts mehr, erwiederte der Bettler, denn mein Ende iſt nahe; ach, nur mein Gewiſſen läßt mir keine Ruhe.

Euer Gewiſſen? Solltet ihr denn ein großes Vergehen abzubüßen haben?

Ein Verbrechen, ja wohl, ein ungeheures Verbrechen! Ein Verbrechen, um deſſentwillen ich mein ganzes Leben einer grauſamen, und ach, vermuthlich vergeblichen Buße geweiht habe; ein Verbrechen, für das es keine Vergebung giebt?

Ein Verbrechen ohne Vergebung iſt es nicht! Die göttliche Barmherzigkeit iſt größer und umfaſſender, als alle Miſſethat der Welt.

Aber ein Verbrecher, der ſich mit der allergräßlichſten Sünde befleckt hat, was hat der noch zu hoffen? Für mich giebt es keine Vergebung mehr?

Wohl giebt es eine, rief der Prieſter, von lebendiger Begeiſterung ergriffen; der Zweifel daran wäre Gottesläſterung, die weit ſchrecklicher und ſtrafbarer als das größte Verbrechen iſt. Die Religion öffnet dem Reuigen die Arme. Jakob, wenn Eure Reue aufrichtig iſt, ſo flehet zur göttlichen Gnade, ſie wird euch nicht verlaſſen, und nachdem er die erhabenen Worte, die dem Büßer die Pforten des Himmels öffnen, geſprochen hatte, hörte er dem Alten an, deſſen Bekenntniß folgendes war: Der Sohn eines armen Pachters und beehrt mit dem Wohlwollen einer altadelichen Familie, für welche mein Vater ein kleines Landgut bewirthſchaftete, hatte mich von meiner früheſten Kindheit an die Herrſchaft zu ſich auf das Schloß genommen. Obwohl anfänglich zum Kammerdiener des Sohnes beſtimmt, führten doch die Erziehung, die man mir ertheilte, ſo wie die glänzenden Fortſchritte die ich in den Wiſſenſchaften machte, eine Abänderung des für meine Zukunft entworfenen Planes herbei, und ich wurde zu dem Range eines Sekretärs erhoben. Ich war gerade fünf und zwanzig Jahre alt, als die Revolution ausbrach; mein Geiſt ließ ſich leicht durch die Lectüre der Journale jener Zeit verführen, und mein ungemeſſener Ehrgeiz empörte ſich gegen die untergeordnete Stellung, welche ich ſelbſt einnahm.

So entwarf ich den Plan, das freundliche Schloß, das Aſyl meiner Jugend mit dem Schlachtfelde zu vertauſchen. Hätte ich doch dieſen erſten Entſchluß ausgeführt, dieſe Undankbarkeit würde mir ein Verbrechen erſpart haben! Die Aufrührer überflutheten bald auch die Provinz, und meine Herrſchaft, in der Beſorgniß, in ihrem Schloſſe ergriffen und ein Opfer der wüthenden Stürmer zu werden, verabſchiedete ihre ganze Dienerſchaft, zog in aller Eile einige Kapitalien ein, raffte von ihrem Mobiliar nur diejenigen koſtbaren Gegenſtände zuſammen, welche für die Familie als Andenken einen beſondern Werth hatten, und flüchtete nach Paris, um in dem bunten Gedränge der großen Welt eine unbeachtete Freyſtatt und Ruhe in der ſtillen Zurückgezogenheit eines verborgenen Wohnſitzes zu ſuchen. Als Kind des Hauſes folgte ich ihr. Schrecken und Beſtürzung hatte ſich aller Gemüther in Frankreich bemächtigt, und Niemand kannte den geheimnißvollen Zufluchtsort meiner Herrſchaft. Mit auf die Liſte der Emigranten verzeichnet, wurden bald ihre Güter eine Beute der Confiscation, aber das kümmerte ſie wenig, befanden ſie ſich ja doch Alle beiſammen, ruhig, ungekannt und unverfolgt. Beſeelt vom feſten Vertrauen auf die Vorſehung harrten ſie auf beſſere Zeiten. Eitle Hoffnung! die einzige Perſon, welche im Stande war ihren friedlichen Aufenthalt zu verrathen und ſie aus ihrem glücklichen Aſyle zu reißen, beging das ſchändliche Verbrechen des Verrathes: ſie wurden angegeben, — und der niederträchtige Anzeiger war ich!

Vater, Mutter, vier Töchter, wahre Engelsgeſtalten, geſchmückt mit Anmuth und Unſchuld, ein junger Knabe von zehn Jahren, alle insgeſammt wurden ſie in einen Kerker geworfen, und den Schreckniſſen und Gräueln jener Gefangenſchaft übergeben. Der Prozeß ward ihnen gemacht, die unbedeutendſten Vorwände reichten damals hin, um den Unſchuldigen in Tod und Verderben zu ſtürzen. Indeſſen hier aber hatte der öffentlich auftretende Ankläger doch viel Mühe, einen Grund zur Verfolgung dieſer Edlen und Gutgeſinnten aufzubringen. Wer kennt die Frevel jener Tage nicht? Trotz allen dem fand ſich gar bald ein Mann, der, ganz in das Vertrauen der Familie eingeweiht, Mitwiſſer der verborgenſten und geheimſten Gedanken des Hauſes war; er verdächtigte die geringfügigſten Umſtände aus ihrem Leben, ſchuf und erdichtete aus dieſen furchtbare Verbrechen und Verſchwörungen. — und dieſer Verläumder, dieſer falſche Zeuge war ich!

Der verhängnißvolle Rechtsſpruch erfolgte nur zu ſchnell. Das Todesurtheil erſtreckte ſich auf die ganze Familie, nur der junge Sohn blieb verſchont, eine unglückliche Waiſe, der dazu beſtimmt war, ſeine ganze Familie zu beweinen und dem Mörder zu fluchen, wenn er ihn jemals gekannt hätte! Die älteſte Tochter war auf unbegreifliche Weiſe entflohen, und wußte ſich dem Auge des Gerichtes, doch nicht dem meinigen zu entziehen. Nicht Mitleid, nicht vielleicht ein anderer ſüßer Zug des Herzens hielten mich ab, auch ſie von Neuem zu verrathen — nein meine Habſucht hatte ſich ein ſchändlicheres Ziel geſetzt, und darum, ſie nur insgeheim ſcharf beobachtend, ſchwieg ich für jetzt und ließ ſie meine verfolgenden Plane nicht ahnen.

Mit ſtandhafter Ergebung und im Bewußtſeyn ihrer Unſchuld und Tugend einen lindernden Troſt findend, erwartete indeß die unglückliche Familie den Tod im Gefängniſſe. Tag und Nacht verſtrich; doch bei der Unzahl von Hinrichtungen, die in dieſer Zeit Statt fanden, hatte ſich Unordnung und Verwirrung in der aufeinanderfolgenden Ordnung derſelben eingeſchlichen.

Schon war der für ſie angeſetzte Tag vorübergegangen, und wenn Niemand ein Intereſſe gehabt hätte, dieſe Unſchuldigen dem Henkerbeile zu überliefern, würde ihr Leben vielleicht dem Schaffot entgangen ſeyn, denn die gräßliche Zeit war ſchon bis zum Tage vor dem neunten Thermidor vorgerückt.

Aber ein Mann, der vor Ungeduld brannte, ſich mit Beute zu bereichern, begab ſich auf das Revolutionstribunal, zeigte das Verſehen an, und ſein fürchterlicher Eifer ward mit dem Bürgerrechte jener ſchmachvollen Zeit gekrönt.

Der Befehl zur Hinrichtung ward auf der Stelle gegeben, ſchon am Abende deſſelben Tages das Todesurtheil vollzogen, und jener nichtswürdige Angeber war Niemand anders — als ich.

Mit einbrechendem Abend, bei leuchtendem Fackelglanze, wurde die edle Familie auf dem verhängnißvollen Karren zum Tode geſchleppt. Der Vater hielt mit dem Ausdrucke des tiefſten Schmerzes ſeine beiden jüngſten Töchter mit den Armen umfaßt, die Mutter, eine kräftige, chriſtlich ergebene Frau, preßte die ältere Tochter an ihren Buſen, und ſo ihre Thränen vermiſchend, vereinigten ſie ihre Erinnerung, ihre vernichteten Hoffnungen und ihre Ausſicht auf die Vergeltung der Zukunft zu inbrünſtigen Todesgebeten, die ſie zum Himmel emporſchickten.

Niemals kam der Name ihres Mörders über ihre Lippen. Da es ſchon ſpät war, hatte der Scharfrichter, ſeiner Arbeit überdrüſſig, dieſe langwierige Exkution einem Henkersknechte übertragen, welcher, noch wenig eingeübt in dieſes ſchreckliche Handwerk, den Beiſtand eines Vorübergehenden in Anſpruch nahm.

Der Mann, ein neugeſchaffener Bürger der großen Republick, zeigte ſich ſogleich bereitwillig, ihm zu dem fürchterlichen, ehrloſen Geſchäfte den Arm zu leihen, — und dieſer Vorübergehende war ich!

Der Preis für ſo viele Verbrechen war eine Summe von Dreitauſend Franken in Gold, und die koſtbaren Gegenſtände, die ſie hier als ewig beredte Zeugen meiner Frevelthat aufgeſtellt ſehen. Doch das Maaß meiner Schändlichkeit war noch nicht bis an den Rand gefüllt. Nun ſtrebten meine Pläne erſt nach Emilien, der wunderbar geretteten älteſten Tochter des Hauſes, die ſich in ihrer Verborgenheit für gerettet hielt. Sie allein konnte, wie mir gar wohl bekannt war, um das Vermögen wiſſen, welches die Familie beim Abzuge aus der Provinz mobil gemacht und in Baarſchaft verwandelt hatte. Ich verfälſchte Briefe. Unter meinem Namen durfte ich ihr nicht nahen, denn ſie kannte den Verderber ihres Hauſes, aber die Schriftzüge eines ihrem Herzen werth gewordenen jungen Mannes, der mittlerweile, ohne daß ſie darum wußte, als ein Opfer der revolutionären Parthey gefallen war, mußten wirken, und dieſe ahmte ich ſorgfältig nach. In meiner Stellung zu dem gewaltübenden Conſeil war es mir ein Leichtes, für ſie und mich falſche Päſſe zu erwirken. Ich ſchickte ihr unter dem Namen des Marquis Eduard von L** das für ſie beſtimmte Papier und beredete ſie mit den Schmeichelworten eines theilnehmenden und liebenden Freundes nach der ſüdweſtlichen Schweiz zu fliehen mit dem Vorgeben, daß nur ihre Entfernung und die Rettung des Familieneigenthums durch ſie, ihrer Familie, die noch nicht ganz rettungslos verloren ſey, weiterhin von Nutzen werden könne. Die gefahrloſe Reiſeroute war in dem Briefe genau angegeben; am Neufchatelſee ſollte ſie einen verläßlichen Boten und Fährmann finden, der ſie hinüber und weiter nach Bern in Sicherheit geleiten ſollte.

Nur allzuſchnell ging das argloſe Mädchen in meine ſchmählichen Pläne ein und dankte dem Himmel für dieſen Anker in ſolchen Stürmen.

Der nächſte Tag fand Emilien auf der Reiſe und bald war die Nähe von Neufchatel erreicht. Hier fand ſie den verheißenen Geleitsmann, finſter, das Antlitz unkenntlich, tief in einen Mantel gehüllt, raſch mit ihr einem bereit liegenden Fahrzeuge zuſchreitend. In unſcheinbarem Gewande, ein inhaltreiches Portefeuille unter dem Arme, das dem verhüllten Begleiter nicht entgangen war, betrat ſie mit ihm das Schiff. Allein ſie hatten kaum die Höhe des Sees erreicht, als der Hand des Finſtern das Ruder entglitt und ſeine Maske niederſank. Wild und gierig faßte er nach dem erſehnten Raube; nichts ahnend ſank das vom jähen Schreck erfaßte Mädchen in die Knie, — aber ſeine nervige Hand war ſchon zur Miſſethat ausgeſtreckt. Das Jammergeſchrei der Unglücklichen erklang im Sturme, der indeß, ein Zeuge des Frevels, erwacht war; der Fährmann ſtürzte die Jammernde und ſchwach Widerſtehende mit Wuth in die erzürnten Wellen, die ihr Grab wurden; ein furchtbarer Donner grollte wie ein Fluch durch die finſtern Wolken, und jener Abſchaum der Menſchheit, der auch hier ein unſchuldiges Leben vernichtet hatte, jener Verworfene, der die zürnende Stimme des Himmels nicht hörte, — war ich!

Der See ging hoch; die Wogen ſchlugen herein in das ſchwanke Fahrzeug; die Verzweiflung des nahenden Todes gab mir Rieſenkraft; ich bekämpfte Wellen und Sturm, und kam zurück an das Land, wohin mich die blaſſe, todte Emilie geſpenſtiſch verfolgte, — ein furchtbares Bild, das ſeither nie aus meiner Erinnerung gewichen iſt.

Ich kehrte ſchnell nach Paris zurück.

Nach allen dieſen Verbrechen wollte ich die Stimme meines Innern durch berauſchende Genüſſe und Weltfreuden übertäuben, aber kaum waren Gold und Schätze, die Früchte meiner Schandthat, verſchwelgt, als ſich die ſchrecklichſten Gewiſſensbiſſe meiner bemächtigten. Jedes Vorhaben, jede Unternehmung, jede Arbeit ſchlug mir fehl. Ich ward arm und ſchwach. Die Charite räumte mir jenen Platz an der Kirchthüre ein, auf dem ich eine ſo lange Reihe Jahre hindurch geſtanden habe! Das Bewußtſeyn meines Verbrechens war ſo quälend und marternd, daß ich an der göttlichen Gnade gänzlich verzweifelte, und es niemals wagte, zu den Tröſtungen der Religion meine Zuflucht zu nehmen, noch einen Fuß in das Innere der Kirche zu ſetzen. Die zahlreichen Almoſen, und vorzüglich die ihrigen, Herr Abbe, ſetzten mich in den Stand, die Summe wieder zuſammen zu ſparen, welche ich meiner Herrſchaft geraubt habe. Hier iſt ſie.

Die prachtvollen Geräthe, die ſie im Gemache hier ſehen, dieſe Uhr, dieſes Kreuzbild, dieſes Buch, dieſe verſchleierten Porträts gehören zum Mobilar meiner Opfer. Ach! wie lang und tief iſt meine Reue geweſen, und doch ſo nutzlos! Glauben Sie wohl noch, Herr Abbe, daß ich nach allem dieſen auf die Vergebung Gottes hoffen kann?

Mein Sohn, erwiederte der Abbe, euer Verbrechen iſt allerdings ſchrecklich. Niemand weiß den Schmerz eurer Opfer beſſer zu beurtheilen, außer ſolche, welche, durch die Revolution ihrer Eltern beraubt, als unglückliche Waiſen zurückgeblieben ſind! Ein ganzes, unter Thränen und Reue hingebrachtes Leben reicht nicht zur Sühnung einer ſolchen Frevelthat hin. Doch iſt die göttliche Barmherzigkeit unendlich, und fühlt ihr aufrichtige Reue und volles Vertrauen auf jene endloſe Güte, dann glaub' ich wohl, euch die Gnade und Vergebung des Himmels verheißen zu dürfen.

Mit dieſen Worten erhob ſich der Prieſter. Der Alte, der ſich von einem neuen Leben beſeelt fühlte, ſtieg aus dem Bette und warf ſich auf die Knie.

Haltet ein, ehrwürdiger Herr, rief er, bevor ich die Gnadentöne des Himmels vernehme, will ich mich vorerſt der Früchte meines Verbrechens entledigen, nehmen Sie dieſe Gegenſtände, verkaufen Sie ſie, und vertheilen Sie den Erlös unter die Armen.

Bei dieſen Worten riß er den Vorhang von den Gemälden hinweg und ſprach: dieſes ſind die ehrwürdigen Bildniſſe jener Edlen, die mein Frevel hingeopfert hat.

Kaum hatte der Abbe einen Blick darauf geworfen, als ihm die erſchütternden Worte! Mein Vater! meine Mutter! entfuhren. Das entſetzliche Andenken an die fürchterliche Kataſtrophe ſeiner Kindheit, Anblick und Geſtändniß des Mörders, dieſe Gemälde, welche tauſend ſchmerzliche und liebe Erinnerungen in ihm zurückriefen, alle dieſe mannigfachen tief erregenden Gefühle ergriffen die Seele des Prieſters in dieſem Augenblicke ſo mächtig, daß er halb ohnmächtig in einen Stuhl zurückſank. Das Haupt in die Hände geſtützt, entquoll ſeinen Augen ein reicher Thränenſtrom; eine tief blutende Wunde war in ſeinem Herzen aufgeriſſen worden.

Der beſtürzte Bettler wagte es nicht, ſeine Blicke zu dem zu erheben, den er jetzt als den Sohn ſeines unglücklichen Herrn, als den ſchrecklichen und gereizten Richter erkannte, von dem er eher Rache als Vergebung erwarten mußte; er wand ſich zu ſeinen Füßen, benetzte ſie mit Thränen und rief mit verzweiflungsvoller Stimme: Mein Herr, mein Herr! Der Prieſter, ohne ihn anzublicken, kämpfte innerlich, ſeinen Schmerz zu bewältigen, doch der Bettler rief immer von Neuem: Ja ich bin ein Mörder, ein Ungeheuer, ein Elender! Herr Abbe, mein Leben ſteht ihnen zu Gebot, was ſoll ich thun, um Sie an mir ſelbſt zu rächen?

Mich rächen? erwiederte der Prieſter, dem dieſe Worte wieder die volle Beſinnung und chriſtliche Milde gaben, mich rächen, Unglücklicher!!

Hatte ich nicht Recht, fuhr der Zerknirſchte fort, als ich ſagte, daß meine Verbrechen auf keine Vergebung rechnen können? Ich wußte es wohl, daß ſelbſt die Religion mir ihren Troſt verweigern würde. Die Reue iſt nichts gegen eine ſolche Miſſethat, für mich giebt es keine Vergebung, keine, keine!

Dieſe letzten mit ſchrecklichem Tone geſprochenen Worte erinnerten den Geiſtlichen an ſeine Pflichten; der Kampf zwiſchen dem Sohnesſchmerze und der Ausübung der heiligen Macht endete bald.

Verzeihliche menſchliche Schwäche war es, die dem betrübten Sohne Thränen entlockt hatte, die den Frevler vernichteten. Bald aber richtete die Religion die ſtarke Seele des Prieſters wieder kräftig empor. Er ergriff das Kruzifix, des in die Hände dieſes Unglücklichen gefallenen väterlichen Erbes, hielt es vor den Alten hin und ſprach mit feſter aber ſanfter Stimme: Chriſt, iſt Deine Reue auch aufrichtig?

Ja.

Schauderſt Du vor Deinen Verbrechen mit gottergebener Seele zurück?

Ja.

Gott, der ſich für die Menſchheit an dieſem Kreuze geopfert hat, verheißt Dir durch mich Vergebung.

Dann legte der Prieſter die eine Hand auf den Bettler, hielt in der andern das Zeichen der Erlöſung und rief die göttliche Gnade und Huld auf das Haupt des Mörders ſeiner Familie herab.

Das Antlitz zur Erde gewandt, blieb unbeweglich der Alte ſtill zu den Füßen des Geiſtlichen liegen. Dieſer ſtreckte den Arm aus, um ihn empor zu richten, aber, — er war nicht mehr.

Cecilie.

Memoiren einer kurzen Ehe.

Denn es giebt der Leiden ſolche,
Die viel beſſer durch Gefühle
Kund ſich geben als durch Worte!
Calderon.

Herr von Noirville.

Dieſer Herr bewohnte das erſte Stockwerk eines ſehr ſchönen ganz neuen Hauſes in der Vorſtadt Antin. Hier fand man eine Reihe Zimmer auf das Köſtlichſte eingerichtet, einen Ueberfluß an Seidenſtoffen, Vergoldungen, Gläſer von theuer, aber gemeiner Form, artige Kupferſtiche in ſchönen Rahmen, wie ſie Jedermann beſitzen kann, aber nicht ein einziges Gemälde, nichts Vertrauen erweckendes, nichts, was Geſchmack und Vorliebe erregen konnte, kein Bildchen, nicht einmal ein altes Hausgeräthe, daran ſich Erinnerungen der Kindheit oder kleine Familien-Geheimniſſe knüpften, nichts von alle dem war hier zu finden, mit einem Worte, alles im Hauſe war neu, reich, zeigte von Ueberfluß, und doch ſchien dieſes Haus leer, traurig und öde zu ſeyn.

In dem Vorzimmer ſah man Bediente, glänzend aber geſchmacklos gekleidet, im Stalle ſtanden ſchöne Pferde, in Remiſen ſchöne Wagen, aber Allem fehlte es an Einheit, an jener verbindenden Haltung, über die ſich ſo viel ſagen ließe, an jenen Kleinigkeiten, die alles ſind, denn ohne ſie fallen oft die ſchönſten Gegenſtände ins Lächerliche.

Am heutigen Tage gegen den Mittag hin, eingehüllt in einen prächtigen Schlafrock, gähnte und räuſperte ſich Herr von Noirville und ſtellte ſich dann an ein Fenſter ſeines Saals, von welchem aus ſich die Ausſicht auf die lärmvollſte Gaſſe dieſes Stadtviertels eröffnete. Herr von Noirville hatte immer Wohnungen mit der Ausſicht auf die Straße, da ſeine Beſchäftigung und ſeine Vergnügen darin beſtanden, die Vorübergehenden aufmerkſam zu beobachten.

Nach zwei ſolcherweiſe nützlich zugebrachten Stunden, begehrte er ſeine Pferde und fuhr in den Wald ſpazieren. Und da ſich Herr von Noirville ſohin nicht mehr zu Hauſe befindet, ſo iſt hier die ſchicklichſte Gelegenheit etwas von ihm zu erzählen.

Herr von Noirville war ein ziemlich hübſcher Mann, nur etwas zu rund und zu roth; er hatte kaum das 30ſte Jahr erreicht, allein ſeine Gemeinheit war unvermerkt etwas älter geworden als er ſelbſt. Bevor er den Namen Noirville angenommen hatte, hieß er Corniquet; da ſeine Freunde fanden, daß dieſer Name nicht gut klinge, und ſie zugleich bei öffentlicher Nennung etwas verlegen machte, war dies hinreichender Grund, für Herrn Corniquet dieſen, gegen den Namen eines ſeiner zahlreichen Landgüter, genannt Noirville, umzutauſchen; lange ſchwankte er zwiſchen den Namen der fünf bis ſechs prächtigen Beſitzungen, die ihm ſein Vater, Herr Greger Corniquet hinterlaſſen hatte, ein Mann, der vom Kupferſchmiede zum Mäkler, öffentlichen Wucherer und ſo weiter bis zum Beſitz mehrerer Millionen emporgekommen war.

Trotz ſeines unermeßlichen Vermögens hatte Herr Corniquet dennoch verſäumt, ſeinem Sohne eine gute Erziehung zu geben, er hatte ihn in eine Erziehungs-Anſtalt von Paris geſchickt, vollkommen ausgeſtattet mit einem Silberbeſteck und zehn Sous wöchentlichen Taſchengeldes, und fuhr dann unbekümmert um das künftige Schickſal ſeines Sproßen fort, ſeine Gelder auf hundert Procente auszuleihen. Die Erziehung ging demnach ſo glücklich fort, daß der geliebte Sohn, von Natur ohnehin beſchränkt, das wurde, was man in der Schulſprache einen Hanswurſt nennt, ſchmutzig, zerlumpt, dumm, ſchwerfällig, und immer geneckt von ſeinen Mitſchülern, ſchleppte er ſeine Einfalt und ſeine Faulheit durch alle Bänke der Schulſäle bis zu ſeinem achtzehnten Jahre, da ſtarb der Herr Vater und hinterließ dem Sohne ein Erbe von funfzigtauſend Thaler jährlicher Renten.

Der Vormund des jungen Erben war ein Freund des Vaters, ein Mann, der, nachdem er ſich in Geſchäften bereichert hatte, eine, wenn auch nicht gute, doch zahlreiche Geſellſchaft bei ſich ſah. Dieſer würdige Vormund nahm ſeinen Mündel zu ſich, reinigte ihn, richtete ihn ab, machte ihn ein bischen artiger und führte ihn in ſeine Geſellſchaft ein, die ihn eben ſo empfing, wie ſie jedes Geſchöpf mit einem gleichen jährlichen Einkommen empfangen hätte.

Nach Verlauf eines Jahres, als ſich Herr Corniquet wirklich im Beſitz ſeines Vermögens befand, verband er ſich mit eben ſo reichen und nichtsverſprechenden jungen Leuten, als er ſelbſt war. In dieſe Zeit fällt auch ſein Namenstauſch.

Wie ſeine Freunde, verſchwendete er einige tauſend Louis auf rohe Vergnügungen, doch durch einen gleichſam mitererbten Trieb hielt er, als er ſah, daß ſeine Intereſſen für ein Jahr im Voraus verzehrt waren, auf einmal inne, berechnete auf die klügſte Art ſeine Einnahmen und Ausgaben, und was eine ſeltene Sache bei einem Manne von 25 Jahren iſt, nahm ſich vor, den vierten Theil ſeiner Rente zu erſparen, um mit dem Ueberreſte in einem andern Orte fortzuſchwelgen.

Und in der That, er beſaß Pferde, beſuchte eine Tänzerin, hatte ein wohl eingerichtetes Haus, einen Koch und einen Jagdwagen, der ihm den Titel eines Jägermeiſters in ſeinem Bezirke erwarb. Trotz dieſes natürlichen Inſtinktes, der ihn beim Verbrauch ſeines Vermögens leitete, war Herr Noirville ein vollendeter Dummkopf, ohne den mindeſten Anſchein von natürlichem Verſtande, da er nichts geleſen, noch etwas gelernt, gedacht und gethan hatte und nicht einmal mit jener müßigen Neugierde begabt war, welche uns aneifert einige Zerſtreuungen in der Beſchäftigung mit den ſchönen Künſten zu finden, und ſo lebte er denn, wie die Auſter auf der Sandbank, ohne Leidenſchaft, ohne Kummer, ohne Idee, da er nicht das geringſte Zartgefühl, weder Wahl noch Geſchmack beſaß, und ſeinen groben Hang zur Pracht mit wahrer Eleganz, ſeinen Reichthum mit wirklichem Glücke verwechſelte, denn er kannte keine andern Vergnügungen als jene, die man mit Gelde bezahlt. Ueber dies alles war er ſogar äußerſt gleichgültig in der Erinnerung an ſeinen Vater, der ihn bereichert hatte, und war ihm dafür etwa ſo dankbar, wie man es einem Wechsler iſt, aus deſſen Hand uns das eigene Geld zukömmt.

Herr von Noirville hatte keine üble Geſtalt, ſein Schneider wußte ihn gut herauszuputzen, und ſeine Freunde verſicherten ihm daher, er ſey ein lieber Menſch. Der Standpunkt ſeines Vermögens verſchaffte ihm hinlänglichen Einfluß auf die Geſellſchaft, die er bei ſich hatte. Er fühlte ſich in ſeiner Lage ſehr glücklich und in dieſem Zuſtande berührte er das 30te Jahr, indem er ſich mit allem dem unterhielt, was einem Schwachkopfe Vergnügen bieten kann.

Dennoch fand ſelbſt dieſes Glück ſeine Grenzen, denn obwohl wir geſehen haben, wie Herr Noirville, gehüllt in ſeinen Schlafrock, eben mit inniger Luſt die Vorübergehenden muſterte, ſo war doch eine düſtere und peinliche Schwermuth nahe daran, ihn zu betrüben. Fürwahr, die traurigſten Ereigniſſe hatten ſich vereinigt, um ihm Kummer zu verurſachen.

Zehn ſeiner beſten Hausgenoſſen waren eben auf der Jagd umgekommen; die hübſche Tänzerin hatte es vorgezogen, nach glücklichen Erpreſſungen mit einem Haarkräusler flüchtig zu werden, und mit

Betrübniß hatte er ferner bemerkt, daß ihn ſein Haushofmeiſter beſtehle.

Auf ſeinem Spaziergange im Walde ſann Herr Noirville ernſthaft dem Geſchicke nach, das ihn verfolgte, und er ſah ein, die beſte Art ſolchen Unglücksfällen zu entgehen, wäre ſich zu verehlichen. Einmal verheirathet, ſagte er zu ſich ſelbſt, (denn Herr von Noirville hatte ſehr beſchränkte Begriffe) werde ich Niemand mehr den Hof machen, meine Frau wird meine Haushaltung beſorgen, und mein Haushofmeiſter wird mich nicht mehr betrügen können; und überdieß habe ich mich lange genug als Garcon unterhalten, und fühle ſeit 2 Monaten Langeweile zum Sterben. Ich will mich daher lieber mit meiner Frau als allein langweilen.

Es iſt beſchloſſen, morgen beſuche ich meinen Notar, denn ich muß, ernſtlich geſagt, ſo ſchnell als möglich heirathen.

Am andern Morgen erſchien der Notar bei Herrn von Noirville und ſprach wie folgt: Da Sie ein honetter Mann und im beſten Rufe ſind, Ihr Vermögen, verſteht ſich,. mit eingerechnet, nicht zu berechnen, ſo habe ich wertheſter Herr, Ihre Angelegenheit für Sie folgendermaßen beſorgt. Ein Fräulein von Elmont, von ſehr guter Familie, ſchön, von vollkommner Erziehung, ſoll Ihre Parthie ſein.

Dieſen Abend werde ich mit ihrem Oheim ſprechen, der hierüber entzückt ſein muß, denn für das Mädchen iſt dieſe Verbindung eine große Terne des menſchlichen Lebens.

Und wie es gewöhnlich geſchieht, weil ein Thor durch eine Tänzerin betrogen, durch einen Lackey beſtohlen wird, und ſich ſeiner Thorheiten wegen langweilte, wird um ſeinetwillen das Loos eines armen Mädchens entſchieden, ohne daß ſie es wollte, und ſie wird von nun an an das Schickſal eines Menſchen gekettet, an den ſie vorher nie im Leben dachte.

II.

Cecilie.

Cecilie d'Elmont war von guter Geburt, aber der Marquis d'Elmont, ihr Vater, der ſein Vermögen in der Revolution verloren hatte, erhielt zur Zeit der Reſtitution nur einen geringen Theil ſeiner Glücksgüter wieder, die vormals ſeinen blühenden Wohlſtand bildeten. In dieſer ſpätern Epoche, mit einem ſehr wichtigen diplomatiſchen Auftrage beſchäftigt und bemüht, eine ſeinem Range und ſeiner Geburt würdige Rolle zu ſpielen, mußte er einen großen Theil des Vermögens, das ihm durch die Reſtauration zugefallen war, aufopfern. Schulden, zur Zeit der Auswanderung gemacht, verzehrten den noch übrigen Reſt, und als er ſtarb, waren Frau und Tochter auf eine äußerſt mäßige Penſion geſetzt.

Die Marquiſe überlebte den Verluſt Ihres Mannes nicht lange, und Cecilie wurde der Sorge eines Oheims anvertraut, des Grafen d'Elmont, eines vortrefflichen Mannes, der den Rang eines Oberſten bekleidete, früher abgeſchieden lebte, ſich ſpäter den kaiſerlichen Fahnen anſchloß, alle Feldzüge mitmachte, und nun bedeckt mit Wunden und geplagt von regelmäßigen Rheumatismen von ſeinem Gehalte lebte, da er das kleine zur Zeit der Entſchädigung erhaltene Vermögen im Spiele verloren hatte, worüber er jetzt manche Reue fühlte, da er ſich in der Lage ſah, auch für ſeine Nichte künftig hin ſorgen zu müſſen.

Cecilie war nicht entſchieden ſchön, aber ihre Geſichtsbildung war eine von jenen, die durch ſtillen Reiz, Anmuth und ausgezeichnete Züge alle Leute von geläutertem Geſchmacke überraſchen müſſen, die in der Geſtalt einer Frau nichts anders, als eine kalte ſymetriſche Regelmäßigkeit ſuchen.

Alles in Cecilien kündete einen Seelenadel an, und beſonders einen Geiſt von beſonderem Zartgefühl, da ſie meiſtens in gewählter Geſellſchaft gelebt hatte, und durch Vater und Mutter an das beſte Benehmen gewöhnt worden war, ſo hatte ſie einen beſonders feinen Takt inne, eine eben ſo ſchätzbare, als von der Welt leicht überſehene Gabe, deren Pflichten, die andern Perſonen gänzlich unbekannt ſind, ſie mit Freuden erfüllte, man konnte der liebenswürdigen Cecilie nichts als eine Art von intolerantem Weſen vorwerfen, und dieſes war vielleicht durch die Furcht zu entſchuldigen, welche ſie hatte, in der Welt immer wieder auf proſaiſche und gemeine Ideen und Subjecte zu ſtoßen, welche ſie aus der Sphäre ihrer Gedanken reißen, in welcher ſie ſich ſo wohl befand.

Der große Verluſt, den ſie erlitten hatte, vermehrte ihre Vorliebe für Einſamkeit und Träumereien. Dieſer krankhafte Hang machte alle ihre Vorſtellungen um ſo lebhafter, ſie ſelbſt um ſo reizbarer, denn man könnte faſt ſagen, daß der Kummer die Macht zu empfinden verdoppelt, ſo wurde der Widerwille, den Cecilie gegen alles Gemeine hatte, immer ſtärker und ſie dachte ſich bisher das Glück immer nur als einen verläßlichen künftigen Hülfsgenoſſen ihrer ſtillen Wünſche und Plane.

Mit dieſen Gedanken beſchäftigt lebte ſie ſo glücklich fort als ſie nur ſeit dem Tode ihres Vaters und ihrer Mutter leben konnte; ihr tiefer gründlicher Verſtand hatte im Leſen frommer Bücher und der Meiſterwerke in der Literatur außerordentliches Vergnügen gefunden. Ihr gebildeter Geiſt eignete ſich die großen Ideen derſelben und ihre ſchöne Sprache an, und entzückte ſich an jenen großen Ehrfurcht gebietenden Karakteren, die mit der ſtillen Erhabenheit und Reinheit ihrer jungfräulichen Seele übereinſtimmten, und in dieſen erhebenden Betrachtungen verlebte ſie ihre Tage. Auch die Künſte liebte ſie leidenſchaftlich und vor allen die Muſik, dieſe göttliche Sprache der Herzen, die allein im Stande war, ihre hohen Träume von Religion, Tugend, Zukunft und ewiger Liebe in geiſtverwandte Klänge der reinen Seele verſtändlich zu überſetzen. Den Künſten verdankte Cecilie manchen ſüßen Troſt und die Vergeſſenheit der Gegenwart.

So hatte ſie bisher in der größten Zurückgezogenheit gelebt bis zu dem Augenblicke, da der Oheim ihr die Anträge des Herrn von Noirville mittheilte.

An demſelben Tage, als ſie nichts vermuthete, befand ſich die arme Cecilie in dem Sprachzimmer, welches ſich vor ihrem Schlafzimmer befand. Dieſes Sprachzimmer war für Cecilien zu religiöſen Betrachtungen beſtimmt.

Als der Marquis d'Elmont ſeinen Geſandtſchaftspoſten verlaſſen hatte und ſich ohne Vermögen ſah, mußte er eine kleine Wohnung miethen; durch einen beſonderen Zufall fand er dieſe in dem ehemaligen Pallaſte Elmont, den er vor der Revolution verkauft hatte, um ſein Vermögen zu realiſiren, und damit in die Fremde zu gehen. Es war alſo daſſelbe Haus, welches er bewohnt hatte, als ſein Vater noch lebte, wohin ſich der Marquis d'Elmont mit ſeiner Familie jetzt wieder zurückzog. Dieſe abgeſchiedene Wohnung beſtand aus ſechs Zimmern im dritten Stockwerke, die Ausſicht ging in den herrlichen Garten, angelegt inmitten der Vorſtadt St. Germain. Der übrige Theil des Gebäudes war an eine gemeinnützige Anſtalt vermiethet.

Es erforderte nicht wenig Muth hier ſo vielen traurigen Erinnerungen Widerſtand zu bieten. Ungeachtet alles dieſes empfand der Marquis ein trauriges und ſüßes Gefühl, wenn er Veranlaſſung fand, die Geſchichte ſeiner Familie und ſeine eigene Jugendgeſchichte an demſelben Orte, wo ſeine Kindheit ſo heiter und ſorgenlos verfloſſen war, erzählen zu können. Er pflegte alsdann auch den Garten zu zeigen wo er als Kind geſpielt hatte, und die Marmorbank, auf welcher ſich ſeine Großmutter an den Sonnenſtrahlen erfreute. Dieſe alten Bäume, welche unter ihrem Schatten ſo viele Generationen aus ſeiner Familie vereinigt ſahen, waren fur den Marquis ſtumme Zeugen ſeines ehemaligen Wohlſtandes und dieſer Gedanke tröſtete ihn und milderte den Schmerz die Wiege ſeiner Kindheit jezt fremden Menſchen überlaſſen zu ſehen.

Man kann ſich leicht vorſtellen, mit welcher geheimen Achtung Cecilie die Wohnung betrachtete, welche ſie in dieſem Pallaſte bewohnte.

Das Sprachzimmer war der Ort, wo ihre Mutter ſich gewöhnlich aufgehalten hatte. Eine Harfe, ein Clavier, eine kleine Bibliothek nebſt einer Staffelei waren die Zierde dieſes Zimmers. Die Wände waren mit allen Familien-Gemälden bedeckt, hier — ihr Vater, dort — ihre Mutter, auf den Geſtellen ſah man eine Menge ſeltener Gegenſtände, welche der Marquis von ſeinen Reiſen zurückgebracht oder von ſeinen Freunden als Andenken erhalten hatte. Unter andern bewunderte man Gemälde aus der holländiſchen und italieniſchen Schule, eine ſchöne Bildhauerarbeit nebſt einer trefflichen Skizze, alles Werke ausgezeichneter Künſtler aller Länder, die der Vater Ceciliens mit der größten Freude ſeiner Sammlung einverleibt hatte. Geſtickte Verhänge bekränzten die Fenſter, welche von den Lindenwipfeln des Gartens beſchattet wurden.

hier ſtand ein Blumenſtrauß ſorgfältig in einer blauen Vaſe, als der Farbe des Familienwappens auf dem Arbeitstiſche Ceciliens, kurz alles in dieſem ziemlich eleganten Zufluchtsorte rief einen alten Freund oder irgend eine Erinnerung ins Gedächtniß zurück.

Was aber für Cecilien von unſchätzbarem Werthe war, beſtand in einem alten Schreibzeuge, deſſen ſich ihre Mutter bei der Emigration bedient hatte, und das die Tochter nie ohne Thränen in den Augen beſehen konnte. —

Dieſen Tages war, wie wir ſchon erwähnten, das Fräulein d' Elmont weit entfernt an den bevorſtehenden Heirathsantrag zu denken.

In den Armſtuhl ihrer Mutter gelehnt, ihre ſchöne Stirn auf die weiße Hand geſtützt, über welche die langen Locken des braunen Haares herunterfloſſen, ſaß ſie, weiß gekleidet, da, ihren Fuß bedeckte ein kleiner ſchwarzſeidener Schuh und ſie ſah faſt zu elegant für eine frühe Morgenſtunde aus.

Eine alte engliſche Kammerfrau, welche die Marquiſe ſeit der Emigration behalten hatte, klopfte an die Thür des Sprachzimmers, trat ein und fragte Cecilien, ob der Marquis (der Oberſt hatte den Titel ſeines Bruders angenommen) bei dem Fräulein erſcheinen könne.

Cecilie antwortete bejahend und erhob ſich. Frage und Antwort geſchahen in engliſcher Sprache, denn Cecilie ſprach fertig engliſch, italieniſch und deutſch.

Was kann mein Oheim ſo frühe wünſchen? fragte Cecilie.

Wir wiſſen bereits, daß der gute Oheim nicht zu der angenehmſten Angelegenheit ſchritt.

Bevor er ſeiner Nichte die Abſichten des Herrn von Noirville, die ihm deſſen Notar mitgetheilt, eröffnete, hatte der vorſichtige Oberſt die genaueſte Kunde über dieſen Freier eingezogen, und man muß es geſtehen ſie war überall die beſte.

Ganz unverholen geſagt, Herr von Noirville war ein achtbarer Mann, der durch vernünftige Sparſamkeit ſein Vermögen verdoppelt hatte. Ein Mann von einem eben nicht viel ſagenden Karakter, freigebig ohne Verſchwendung, ſorgfältig und glücklich in der Wahl ſeiner Verbindungen war er gegenſeitig auch gefällig, von keiner üblen Geſtalt, und ſeine Manieren, wenn auch nicht ausgezeichnet, doch erträglich, auf dieſe Weiſe konnte Herr von Noirville ſelbſt bei den ſtrengſten Richtern für einen vortrefflichen Ehemann gelten.

Noch habe ich vergeſſen, daß er ganz gewiß war, zum Deputirten eines Départements gewählt zu werden, in welchem er große Beſitzungen hatte.

So große Vortheile hatten den Marquis d'Elmont verblendet, der, geſtehen wir es offen, von Natur aus ohnehin kein großer Beobachter war, und daher nicht im Geringſten die Eigenthümlichkeit Ceciliens verſtand. Jetzt, da er einen jungen Mann ſah, der ungemein reich, von angenehmen Aeußern, ſich um ſeine Nichte bewarb, brannte er vor Begierde dieſes Bündniß verwirklicht zu ſehen.

Am Morgen, von dem wir bereits hinlänglich geſprochen, erſchien er plötzlich bei Cecilien.

„Mein liebes Kind, was das Schickſal nicht alles will. Ein Herr von Noirville, ungemein reich, jung, ſchön, gut und demnächſt Deputirter macht Dir Heirathsanträge. Ich habe über ihn genaue Kunde, er iſt blos von niederer Abkunft, ein kleiner glücklicher Emporkömmling. In der Zeit, in der wir leben, hat dieß keine große Bedeutung. Uebrigens hat dieſer junge Mann, der ein reicher Grundbeſitzer iſt, wie geſagt, Hoffnung, Deputirter, mit der Zeit vielleicht gar Pair von Frankreich zu werden, und obwohl die Pairie jetzt nicht mehr das iſt, was ſie ehemals war, ſo iſt der Titel doch bedeutender als jeder andere, — was wohl zu beachten kömmt

Nun ſprich! mein Kind, wie lautet Dein Entſchluß?“

Dieſer unerwartete Antrag überraſchte Cecilien, die, aufrichtig zu ſagen, von jedem Heirathsgedanken ziemlich weit entfernt war.

Da ſie ſich aus dem Spielraum der Wirklichkeit hinausgeflüchtet hatte, war in ihrer Einſamkeit eine Ideenwelt entſtanden, in welcher ſie nun ganz lebte, ſie antwortete daher ihrem Oheim raſch und verſicherte, nicht heirathen zu wollen.

„Es iſt wohl gut, ſagte der Oberſt, für dieſen Augenblick, aber ſterbe ich morgen, wem wirſt Du Dich anvertrauen? Willſt Du, daß mich die Ungewißheit über Dein künftiges Schickſal zu Grabe geleite, welches ich glücklich und ſegensreich wünſche. Haſt Du nicht Deiner guten Mutter verſprochen, Dich mir in Anſehung Deines Looſes ganz anzuvertrauen?“

Nach dieſen richtigen und bündigen Einwendungen trug Cecilie darauf an, man müſſe Herrn Noirville wenigſtens vorher ſehen. Zwei Tage ſpäter wurde er dem Marquis vorgeſtellt.

Bei dem erſten Zuſammentreffen mißfiel er Cecilien ungemein. Nach einer Unterredung von fünf Minuten hatte ſie den großen Zwiſchenraum, der ſie beide trennte, berechnet, und als die erſte Zuſammenkunft vorüber war, betheuerte ſie daher ihrem Oheim geradezu, lieber ſterben, als den Herrn von Noirville zum Mann nehmen zu wollen. Der Letztere unterließ indeſſen nicht, ſich bei dem Marquis wiederholt einzufinden, aber Celilie beſtand feſt auf dem einmal gefaßten Entſchluß.

Als der Oberſt dieſes Benehmen ſeiner Nichte ſah, gerieth er heimlich in Zorn, kränkte ſich, und ſeine Geſundheit fing dadurch an, merklich ſchwächer zu werden. Nach der Meinung dieſes geraden Mannes galt Cecilie für närriſch und überſpannt; er war tief betrübt, ſie eine ſo vortheilhafte Verbindung ausſchlagen und einer ſo glücklichen Zukunft entſagen zu ſehen. „Und endlich, ſo lautete der Schluß ſeiner Rede, warum mißfällt er Dir. Findeſt Du bei ihm einen Fehler, ein Laſter, dann ſollſt Du Recht behalten. Iſt es ſein Urſprung?“

Jede Abkunft iſt achtungswürdig, wenn ſie ehrlich iſt, antwortete Cecilie.

„Was haſt Du denn an ihm auszuſetzen?“

„Nichts, Herr von Noirville iſt ein annehmbarer Mann;“ und doch willſt Du ihn nicht, und warum?“

Cecilie war in einer peinlichen Lage. Ihr Vater und ihre Mutter hätten nie alſo gefragt und hätten nie daran gedacht, den Herrn von Noirville ihrer Nichte als Gatten aufzunöthigen, wäre er auch noch um ein Paar hunderttauſend Livres reicher geweſen.

Wie war es möglich, ſich hier gegenſeitig darüber zu verſtändigen, welch ein Gefühl es ſey, daß ſie von dieſem Freier abwendete; dies überſtieg das Wiſſen und Wollen Ceciliens, wie die Einſicht ihres Oheims.

Fräulein d'Elmont hätte es lieber erduldet, für närriſch und exaltirt zu gelten, wenn ſie nicht die Geſundheit ihres Oheim, der ſich dieſe Angelegenheit ſehr zu Herzen nahm, hätte abnehmen ſehen. Sie hatte nicht den Muth, länger einem ſo tiefen Schmerze zu widerſtehen. Sie opferte ſich. — Dies waren ihre eigenen Worte, die aber den guten Oberſten nur lachen machten, der ſich über den guten Ausgang ſeiner Pläne und Wünſche vor Vergnügen die Hände rieb.

Mit einem Einkommen jährlicher zweihunderttauſend Livres, über die ſie mit verfügen darf, und geopfert? — Das konnte der ſchlichte Mann freilich nicht verſtehen und lachte heimlich: ſolche Opfer ließen ſich wohl alle Tage bringen.

III.

Hochzeit.

Herr von Noirville war noch im Schlafrocke, beſchäftigt die Vorübergehenden zu beſchauen, als der Notar erſchien und die Nachricht brachte, ſein Antrag ſey angenommen. Gut, es iſt beſchloſſen, ſie willigt ein. Sie gehört uns an, erwiederte der Rechtsgelehrte. Deſto beſſer, ſagt ſein Client, denn ich hatte beſchloſſen, wenn ſie nach Verlauf eines Monates bei täglich wiederholten Verſuchen meinen Antrag nicht annimmt, mich anderswo zu verwenden. Ich bin zufrieden, Fräulein d'Elmont iſt keine Schönheit, ſie hat aber eine kleine nette Geſtalt, welche meinen Wünſchen entſpricht; ferner ſcheint ſie eine vortreffliche Erziehung bekommen zu haben, und ein ſehr gutes Gemüth zu beſitzen; nur traue ich ihr nicht viel Verſtand zu; denn ſie iſt äußerſt ſchweigſam, doch liebe ich dieß gleichwohl mehr, als eine Frau, die in den Tag hinein plaudert, wie eine blinde geſchwätzige Elſter. Es ließe ſich wohl noch manches ſagen. Ihre Geſtalt iſt z. B. etwas mager.... doch das iſt ein Umſtand, den die erſten Monate hoffentlich heben werden. Von ihrer Geburt rede ich nicht, denn die hat nichts zu ſagen, fügte er bei. Den beſten Beweis hiervon gebe ich, ſelbſt der Sohn eines Keſſelmachers, der ich die Tochter eines Marquis ehelichte.

Die Hochzeit wurde auf die glänzendſte Art, aber mit entſetzlich uberladener bürgerlicher Pracht gefeiert.

Der Brautſchmuck allein war im Werthe von hunderttauſend Thalern. Während acht Tagen ſprach ganz Paris von dieſem Brautgeſchenke, von dem großen Glücke des Fräulein d'Elmont, das trotz aller dieſer Reden doch mit ſehr verweinten Augen vor den Altar trat.

Ach, ſie bedachte in ihrem wehmüthigen Nachſinnen wohl auch, daß ſie von nun an ihre kleine Wohnung in der Vorſtadt St. Germain verlaſſen müſſe, an welche ſich ſo viele liebe Erinnerungen knüpften, um das große Hotel zu bewohnen, welches Herr von Noirville in der Londnergaſſe gekauft hatte.

Es iſt nämlich eine Gewohnheit bei Menſchen gewiſſer Abkunft, ihren Wohnort mit der größten Leichtigkeit zu vertauſchen. Was ſoll ihnen auch daran gelegen ſeyn, oder wo ſollte ſie auch die Wirklichkeit in ihrem Gedächtniſſe an ein Vergangenes, Gegenwärtiges oder Künftiges binden können.

Nach der Zurückkunft aus der Kirche ließ Herr von Noirville ſeiner Frau ſeine ſtupende Pracht beſehen, die ſie aber nur mäßig bewunderte. In ihrem Kabinete fand ſie, wie er ihr verſprach, ein goldenes mit Diamanten beſetztes Schreibzeug.

Herr von Noirville fügte, indem er ihr dieſes Geräthe zeigte, mit ſelbſtzufriedener Miene hinzu: Ich glaube, daß dieſes wohl einen größeren Werth hat, als jener alterthümliche Kram, den ich bei Dir fand.

Ich verſtehe Sie nicht, erwiederte Cecilie, über das plötzliche Du betroffen.

Den Teufel auch, das iſt ja ganz klar, ich habe Dir geſagt, daß ich den alten Kram, den Du hieher geſchickt haſt, durch dieſen neuen erſetzt habe.

Gott, was haben Sie mit dem alten Schreibzeuge das mir gehört und mir ſo werth war, gethan, rief Cecilie von innerer Angſt ergriffen.

Ich weiß nichts davon, mein Kammerdiener hat von derlei altem Zeuge ſeinen Nutzen.

Ach, mein Herr, dies war das Schreibzeug meiner Mutter, rief Cecilie weinend aus.

O tröſte Dich doch ein wenig, Du haſt noch nicht Alles geſehen, erwiederte Ihr Gatte und öffnete lächelnd das goldene Schreibzeug.

Sieh, hierin zwanzig tauſend Franks, ein kleines Stecknadelgeld; du ſiehſt, daß ich erträgliche Anſtalten treffe.

In Gottes Namen, fiel ihm Cecilie in die Rede, finden Sie mir doch nur um jeden Preis das Schreibzeug meiner Mutter wieder heraus.

Herr von Noirville hielt dieſen Wunſch für die Laune eines jungen Mädchens, und that augenblicklich alles Mögliche, um demſelben zu genügen, aber leider hatte es einer ſeiner Diener bereits an einen Kleinhändler verkauft, den man nicht mehr aufzufinden wußte.

Wem die unvollkommene Darſtellung dieſer beiden Karaktere eine beiläufige Idee eingeſtößt, der wird leicht einſehen, daß es auf dieſer Welt keine ſchwierigere und peinlichere Lage geben konnte, als die des Fräulein d'Elmont, als ſie ſich allein mit ihrem Gatten in dem neuen ungeheuren Gebäude ſah. Und doch nach dem Urtheile der Welt, was fehlte ihr um glücklich zu ſeyn? —

IV.

Noirville an den Advokaten Dumont.

Ich bin Ihnen, lieber Dumont, für den Rath ſehr verbunden, den Sie mir in jener Angelegenheit, in der ich Sie konſultirte, ertheilten. Denn ließe man dieſe Wichte von Meiern ihr Unweſen treiben, ſo würden die Meierhöfe bald das Grab unſeres Geldes. Ich will das meine, ohne eben zu geizen, behalten, denn verlöre ich es, würde ſich wohl kaum Jemand herablaſſen, mir etwas zu geben. Zugleich danke ich Ihnen für das neue Modell zum Backwerk, mit welchem mein Koch ſehr zufrieden iſt und ich desgleichen. Auch für ihren Rath in Betreff meiner Frau bin ich ihnen ſehr zu danken verpflichtet. Während den ſechs Monaten, die mich die Geheimniſſe des Wortes conjungo erfahren ließen, habe ich um ihretwillen bereits ſieben Mal zu den Aerzten flüchten müſſen, und es wird, wie ich leider vermuthen muß, nicht zum letzten Male geweſen ſeyn. Die Geſundheit meiner Frau beſſert ſich auf keine Weiſe. Niemand erräth ihren Zuſtand, ſie muß an einem Familienübel leiden, vielleicht an einer Bruſtkrankheit, denn ſie magert zuſehends ab, was mir gar nicht gefallen will, da ſie ohnehin früher ſchon nicht ſehr beleibt war; ich thue zwar mein Möglichſtes, daß ſie Fleiſch und Kuchen eſſe, was ihren Körper ſehr ſtärken müßte, aber ſie iſt zu gar nichts Aehnlichem zu bewegen. Ich eſſe beſtändig davon und dieß ſchlägt mir ſo gut an, daß ich dick werde für zwei, und wenn mir ja etwas fehlt, ſo iſt es, daß ich zu geſund bin.

Meine Frau hat ihren alten Oheim verloren, worüber ich, unter uns geſagt, gar nicht böſe bin, denn er beſtürmte mich beſtändig mit Fragen, warum ſeine Nichte ſo traurig ſey? Ich ſollte es wiſſen, ich! — und in Wirklichkeit, was fehlte ihr denn auch, um glücklich zu ſeyn? Equipage, ein prächtiges Hotel in Paris, Schmuck und Geld die Hülle und Fülle, eine Loge in der Oper, ein charmanter Landſitz, eine gute Tafel und flinke Bedienung, kurz ſie hat alles, was man nur wünſchen kann, und an mir gewiß den ruhigſten und willfährigſten Mann. Mein Gewiſſen macht mir keine Vorwürfe, weil ich Alles thue, was zu ihrem Glücke beiträgt, und ſie verdient es auch, denn ſie führt mein Haus ſehr gut. Jetzt kenne ich dieſe Furcht nicht mehr, die mich vor meiner Heirath plagte, von meinem Haushofmeiſter beſtohlen zu werden, ich beſchäftige mich mit dieſen Angelegenheiten gar nicht mehr, ſondern ſchlafe, wie das Sprüchwort ſagt, auf beiden Ohren, habe Appetit trotz einem Kalekutiſchen Hahn, und werde dick wie ein Faß. Nun iſt die Reihe an mir, mich wohl zu befinden. Doch dieß galt mir eigentlich immer ziemlich gleich, denn ich war, wie

Sie wiſſen, nie bemüht, einen Seladon zu ſpielen, und jetzt noch weniger, ſeitdem ich verheirathet bin,

In der That ich bin nicht betrübt darüber es zu ſeyn, verſtehen Sie mich wohl mein lieber Poſſenmacher Dumont, es zu ſeyn, ohne alle Zweideutigkeit, denn meine Frau iſt ein wahrer Engel. Das Einzige was ich befürchtete war eigentlich ihre pritioſe Abkunft, denn ich beſorgte Stolz und alle die gewiſſen Familieneigenthümlichkeiten. Aber es ging Alles gut, bis auf das Einzige, daß ich ſie nicht gewöhnen konnte mich zu dutzen, obwohl ich ſie gleich am Tage unſerer Trauung mit Du anſprach.

Im Anfange unſerer Ehe ſahen wir nur wenig Leute bei uns. Ein Paar Bekannte ihrer Familie kamen ſie zu beſuchen; nach und nach aber hat ſich dies alles verloren und geändert und ich habe weder bei mir noch anderwärts eine andere Geſellſchaft geſehen, als die meine. Meine Frau zog ſich ganz zurück und ich begreife dieſes Zurückziehen gar wohl, denn in meiner Geſellſchaft galt ſie für blöde, nicht ſehr ſchön und ein wenig beſchränkt. Unter uns geſagt, lieber Dumont, iſt ein Ehemann immer berechtigt ſeine Frau zu beurtheilen. Dieſes zugegeben, halte ich die meinige für keine große Heldin der Zeit, wie man zu ſagen pflegt und der Verſtand … nun der kann nicht die Gabe eines Jeden ſeyn, nicht wahr, mein lieber Dumont?

Was ſie, Ihnen ferner zu geſtehen, ſo traurig ſtimmt, mag vermuthlich die Eiferſucht auf das Fräulein Germon, die Tochter eines Lieferanten ſeyn, welche zu gleicher Zeit mit uns heirathete, ein herrliches Geſchöpf, von ſchöner Geſichtsfarbe, vollem Buſen, kurz eine wahre Königin des Anſtandes und Verſtandes iſt. Eine liebenswürdige Spötterin, die immer lacht, fortwährend auf dem Lande war, und noch häufig dort verweilt und ſo ſchelmiſch bemüht iſt, allen Leuten kleine Poſſen zu ſpielen, daß ſie z. B. erklärt, ihrem Kleinen nichts lehren laſſen zu wollen, blos damit ſich der Schulmeiſter ihres Ortes ärgere.

Sie entnehmen wohl leicht, daß im Vergleiche mit einer ſo muntern, unterhaltenden Frau, die meinige mit ihren blaſſen Zügen, ihrem ſchmächtigen gebrechlichen Leibe und mit ihrem melancholiſchen und doch hochmüthigen Ausſehen etwas in den Hintergrund treten mußte.

Auch glaube ich lieber Dumont, daß ſie eigentlich nur durch ihren traurigen Karakter ſo traurig iſt; denn es giebt, wie ich geleſen, Leute, die mit ſolcher Anlage geboren werden und darum doch nicht unglücklich ſind, denn dieſe ganze Schwäche ſoll eigentlich nur im Blute liegen. Deßhalb kümmere ich mich auch weniger darum, denn ſagen Sie ſelbſt, lieber Dumont, was könnte meiner Frau fehlen?

Was den Hochmuth und das einbilderiſche Weſen betrifft, ſo wird dieſer Fehler durch Mängel der Erziehung hervorgebracht. Laſſen Sie ſich eine kleine Geſchichte erzählen; Sie können doch den kleinen Wechſelagenten, den artigen geiſtreichen Mann, der ſo hübſche Bauchrednerkünſte macht und alles nachzuahmen weiß, daß man hell auflachen muß, der die Schwänke Monniers und Grecourts ſo allerliebſt recitirt, — ich meine Vercourt, der mit der kleinen Auguſte verheirathet war. Nun denſelben hat meine Frau jüngſt als er in ihrer Gegenwart ein ſkandalöſes Hiſtörchen, das freilich nicht ſehr erbaulich klang, erzählte, ſo hart zu Rede geſtellt, daß der Arme ſich gar nicht mehr zu mir zu kommen traut.

Die Sache geſchah auf folgende Art:

Als Vercourt ſeine Geſchichte, über die man ſich hätte krank lachen mögen, eben im beſten Gange erzählte, läutete meine Frau dem Bedienten und mit einem fürſtlichen Anſtand, den ich ſie nur dießmal habe annehmen ſehen, ſagte ſie dem Eintretenden, indem ſie mit einer verächtlichen Miene auf Vercourt zeigte: „Dieſer Herr fragt hier nach Leuten, die vielleicht in einem Nebenhauſe wohnen.“

Sie können ſich leicht vorſtellen, daß er ſich gleich und zwar ganz beſchämt entfernte, was mich etwas verdroſſen hat, denn er war ſehr unterhaltend. Hier auf dem Lande, mein lieber Dumont, befinde ich mich ſeit dem Monate April, denn meine Frau hat Paris verlaſſen wollen, bevor der Winter geendet war, ich jage, ſchlafe und eſſe, dieß iſt meine ganze Lebensweiſe, die eben nicht unangenehm iſt, übrigens kümmere ich mich wenig um mein Haus.

Da meine Frau nicht viel ſpricht, habe ich ein Mittel erſonnen, — unſere Abende angenehmer zuzubringen, ich habe nehmlich im Saale eine Drehbank aufſtellen laſſen, da drehe ich, während meine Frau engliſch lieſt oder träumt, der Himmel weiß wovon. Ich wünſchte ſie ſolle mir Muſik machen, um mich einzuſchläfern, aber ſie ſchlug es unter dem Vorwande ab, ſie könne nur allein Muſik machen, was mich faſt vermuthen ließ, ſie ſpiele die Harfe nur ſehr mittelmäßig, worüber ich mir wohl einen beſtimmten Aufſchluß geben könnte, wenn ich ein Muſiker wäre, ſo aber habe ich mein Lebenlang keine Note gelernt, denn im Grunde betrachtet, lieber Dumont, iſt die Muſik doch nichts als fades Geklimper. Um zehn Uhr gehen wir zu Bette; meine Frau bewohnt ein abgeſondertes Zimmer. Unter

Andern, lieber Dumont, Sie werden mir es doch nicht abſchlagen der Pathe meines Erſtgebornen zu ſeyn, wenn mich der Himmel mit Einem beglücken wird, und dies iſt eigentlich das Anliegen, das ich in dieſem Briefe ausſprechen wollte.

Jetzt fühle ich mich ſo erſchöpft, daß ich Ihnen, wenn ich fortſchriebe, nichts als unzuſammenhängende Dinge mittheilen würde, kommen Sie lieber in Ihren bevorſtehenden Ferien ſelbſt recht bald nach Neirville und vergeſſen Sie mir ja die Gazette des Tribunaux nicht, die Sie ſo unterhaltend zu leſen und mit wechſelnder Stimme bald den Richter, bald den Angeklagten nachzuahmen wiſſen. Das Einzige, was dabei langweilig ſeyn wird, iſt, daß wir ſo manches werden weglaſſen und ändern müſſen, und zwar wegen meiner empfindſamen und leichtverletzbaren Frau, denn ich vergaß zu ſagen, daß ſie in gewiſſen Dingen ſehr rigorös und gewiſſenhaft iſt, was ich ihr aber gern vergebe, denn man ſagt, ein ſolches Beiſpiel ſey von guter Wirkung auf die Dienerſchaft.

Leben Sie wohl, mein lieber Dumont, ich ſchicke Ihnen beiliegend zugleich eine Vollmacht, um ein Kapital bei G... zu erheben, Sie mögen es dahin verwenden, um neapolitaniſche Renten dafür einzukaufen, wenn dieſe nämlich noch immerfort herabgehen.

Ihr

Adolph von Noirville.

V.

Geſtändniſſe.

Ungefähr ſechs Monate ſpäter, nachdem Herr von Noirville dieſes geſchrieben hatte, ſchrieb Cecilie folgenden Brief an die Baronin Sara Herrmann in Dresden.

Ich habe lange mit meiner Antwort gezögert, Sara, aber es ſteht mit meiner Geſundheit ſo ſchlecht, und ich fühle mich ſo ſchwach, daß ich kaum heute, troz meines Wunſches, ſchreiben konnte, denn um recht würdig und liebevoll an Dich zu denken, thue ich nie etwas anderes, als ich leſe Deine rührenden Briefe, welche ein wenig zu ſtreng das rügen, was ſie meine Narrheiten nennen.

Ja, meine Freundin, ich habe mit ſehr trauriger Rückerinnerung jenen letzten Brief geleſen, in welchem Du mir unſern Aufenthalt zu Neapel zurückrufſt. Damals war eine Zeit, welches Glück empfand ich, als ich eine angenehme Vertraulichkeit ſich zwiſchen unſern beiden Familien anſpinnen ſah, da mein Vater den ſchönen Karakter des Deinigen zu ſchätzen begann, und Deine Mutter in dem Herzen der meinen einen Anklang für ihre reinen Gefühle fand. Ja, ſeit dem erſten Male, als wir uns geſehen, haben wir uns gleich verſtanden, o! ich erinnere mich deſſen ſehr gut. Es war nach einem Spaziergange im Golfo, als wir alle in das Haus der Geſandtſchaft zurückkehrten; von dort habe ich Dich zu mir geführt, hier habe ich Dir meine Schätze, meine Bücher, meine Muſikalien, meine begonnenen Zeichnungen gezeigt. Du erinnerſt Dich, liebe Sara, doch wohl noch jenes freundlichen Zuſammentreffens. Ein Band von Lamartines Gedichten war auf meinem Tiſche offen geblieben, und Du wieſeſt mir unter andern, daß Du daſſelbe Werk auf dem Spaziergange mitgenommen hatteſt. Doch dies war noch nicht Alles. Wie groß war unſer Staunen, als wir an den Zeichen in beiden Büchern ſahen, daß die letzte Betrachtung, welche wir geleſen, und vorzugsweiſe bezeichnet hatten, ein und dieſelbe war. Erinnere Dich, wie wir durch dieſe Entdeckung überraſcht waren, und welche ſchöne ſympathetiſche Hindeutung für die Zukunft wir darin fanden; denn die Freundſchaft, wie alle edleren Gefühle, wollen durch eine glückliche Vorbedeutung für die Zukunft gleichſam verſichert ſeyn.

Wohl weißt Du es, daß unſere junge Einbildungskraft damals noch nicht reich, nicht fruchtbar, noch lebhaft genug war, um den Plänen zu genügen, die wir zu unſerem künftigen Glücke entwerfen hatten. Welche herrlichen Träume hatten wir improviſirt! So weit ſich auch dieſe goldenen und launiſchen Träume entfernten, ſo vereinigten ſich doch alle unſere Gedanken um die Exiſtenz unſerer Eltern; wir thaten es den jungen Vögeln gleich, welche die Kraft ihrer Flügel zwiſchen Blättern und Zweigen üben, ohne das mütterliche Neſt aus dem Geſichte zu verlieren.

Wohlan, von allen dieſen lachenden Erſcheinungen, was iſt mir geblieben? Ich habe alle jene verloren, für die mein Leben einen Zweck hatte, ich bin nun allein, allein, furchtbar allein! Und doch ſind nur zwei Jahre verfloſſen ſeit dieſer Zeit, in welcher uns die Zukunft ſo reizend ſchien.

Aber Du vergibſt mir ja, liebe Sara, wenn ich Dir ſo viel von meinem Unglücke ſpreche, und ſo wenig von Deinem Glücke, von Dir, die Du dieſes Glück mit Hilfe eines ernſten und hohen Verſtandes zu finden wußteſt, von Dir, die Du in einem geliebten Kinde mir wieder neu aufzuleben ſcheinſt, und der die Zukunft ſich zur ſchönſten Gegenwart verwirklichte. Weißt Du, daß das Unglück die Seele verwildert, weißt Du, daß es Augenblicke giebt, in welchen ich Dich mit Heftigkeit beneide, in welchen ich Dich faſt mit aller der Kraft, die Dein Glück ausübt, haſſe.

Aber verzeihe, verzeihe, liebe Freundin, ich ſelbſt, ich bin ſo unglücklich.... aber ich muß Dir mein Inneres ganz eröffnen, und bin ganz überzeugt, daß Du dann wenigſtens Mitleid mit Deiner kleinen Närrin, wie Du mich immer nannteſt, haben wirſt. — Ach, das, was ich leide, iſt wahrlich über alle Beſchreibung. Du kannſt Dir unmöglich die Qual vorſtellen, welche mir aufgebürdet iſt; Du haſt es wohl nie empfunden, was es iſt, jeden Tag, jede Stunde, jede Minute an ein Geſchöpf gekettet zu leben, welches uns ganz zuwider iſt, mit einem Geſchöpf, deſſen Gegenwart Dich entweder erzürnt oder beläſtigt, und das für Dich ganz ohne alles Mitgefühl iſt, weil es weder wiſſen noch begreifen kann, welche ſchreckliche Pein Dir ſeine Gegenwart und ſeine bärenhafte Gutherzigkeit verurſacht.

Ach, ein armes Weib aus dem Volke, das von ihrem Manne hart behandelt, ja geſchlagen wird, kann wenigſtens hoffen, daß die Bosheit dieſes Mannes endlich ein Ende nehme, wenn ſie ihm weinend ſagen wird: „Sieh, wie die Wunde blutet, die Du mir geſchlagen haſt! Sieh, dieſes ſchmerzliche Maal!

Habe doch Mitleid mit einem unglücklichen Weibe, welches nur leiden kann!“

Nun gut, Sara, wenn dieſer Mann kein Ungeheuer iſt, ſo wird er Mitleid haben, er wird Gewiſſensbiſſe oder das Bewußtſeyn fühlen, ſeinem Weibe weh gethan zu haben, und für das arme Schlachtopfer iſt es wenigſtens ein Troſt, ſagen zu können: „Mein Quäler weiß doch, daß ich leide.“

Aber, meine Freundin, wie bin ich im Stande, ihm die moraliſchen Leiden, welchen ich erliege, darzuſtellen, ihm, der gar nicht ahnet, daß es moraliſche Leiden giebt. Wie kann ich ihm begreifen machen, daß ſeine Erſcheinung allein hinreicht, um meine Seele zu quälen, wenn er vielleicht nicht einmal weiß, was eine Seele iſt, wenn er nicht einmal den unwillkührlichen Schauer, oder den unüberwindlichen Abſchen bemerkt, den ich fühle, wenn er mich bei der Hand faßt, oder mich dutzt.

Ja ich ſchäme mich, es zu geſtehen, dieſes Du, dieſes ſo feierliche, ſo geheiligte Wort, welches mir die Achtung verbot, an meine Mutter zu richten, das mein Vater und meine Mutter gebrauchten, als ſie mich auf dem Sterbebette ſegneten, dieſes Wort, an das ſich die ſchrecklichſten und hehrſten Erinnerungen meines Lebens knüpften;... ſagt mir dieſer

Mann ohne aufzuhören und ohne Veranlaſſung, ja ſogar vor der Dienerſchaft.

O Sara, dieſes Wort, dieſes geheiligte und geheimnißvolle Wort ſo entwürdigt zu hören, das von einer geliebten Stimme ausgeſprochen, mich nur beſeeligt und erweckt hätte, das Wort, das alles Glück, das in einer gegenſeitigen Liebe enthalten iſt, und jeden Liebeskummer und alles Zartgefühl lehrt,.... Ach meine Freundin, dieſes Wort auf ſolche Art entweiht zu hören, es zu jeder Stunde des Tages wie einen Donnerſchlag zu vernehmen, heißt das nicht unausſprechlich leiden, o geliebte Freundin?

Ach dies heißt leiden, und ohne es jemanden andern, außer Dir ſagen zu können, Dir, die mich gewiß verſteht. — Da Du jetzt meine Qual kennſt, ſo bin ich ſicher, daß Du mich bedauern wirſt, und dies wird meinen Schmerz lindern, da ich wenigſtens mit Dir werde weinen können, da ich in den Augen Aller, in der Meinung der Uebrigen nicht einmal das Recht, zu leiden, habe. Aber was ſoll ich mich beſchweren, bin ich nicht reich und jung? Mein Gemahl iſt er nicht gut und von tadelloſer Aufführung? Welche Pracht, welcher Glanz umgiebt mich nicht. Die Welt ſagt: Seht nur, wie glücklich iſt ſie! — Die Welt, dieſe kalte Egoiſtin, die ſich nur bei der Oberfläche der Dinge aufhält, und der die geheimnißvollen ſibylliniſchen Blätter des Herzens und die ſtillen Züge der Sympathie ein unſichtbares Räthſel ſind, das ſie weder ahnen kann noch will. Noch mehr, Sara, die gründlichen Philoſophen, die Kenner der Geheimniſſe des menſchlichen Herzens werden meinem Schmerze mit einem nichtsſagenden Seufzer antworten. Sie leiden? Sie können ja alle Ihre Wünſche befriedigen, mit einem Worte, Sie ſind zu glücklich.

Zu glücklich, zu glücklich, meine Freundin!

Wenigſtens wird mir die Einſamkeit erlaubt ſeyn, dachte ich vor dem Abſchließen dieſer widerwärtigen Heirath, — und wäre mir doch dieſe geſtattet, ſo würde ich mein ehemaliges Leben erneuen, könnte ich nur einige Stunden dieſer einförmigen und farbloſen Lebensweiſe rauben, die mich gleich einem Leichentuche umgiebt. Nein, wenn ich leſen oder in den Künſten Vergeſſenheit meiner Leiden ſuchen will, entreißt mich eine alberne Bemerkung meiner Begeiſterung, denn dieſer Mann iſt beſtändig bei mir, weil er mich liebt, wie er es nun eben im Stande iſt, zu lieben, und weil er mir durch ſeine fortwährend läſtige Gegenwart ſeine Liebe zu beweiſen glaubt. — Wenn ich leide, iſt er da um mich zu fragen was mir fehle, und wenn ich ſage, daß ich nicht mehr leide, iſt er da um mich zu zerſtreuen. Endlich iſt er da, weil er das Recht hat da zu ſeyn und weil er es für ſeine Pflicht hält, als Gatte da zu ſeyn, denn er iſt ein aufmerkſamer Mann, und iſt gut in ſeiner Art, und in dieſer auch iſt er mir ergeben. Auch kann ich ihn nicht haſſen, obwohl er mich tödtet, ja er mordet mich nach und nach, es iſt eine langſame und fürchterliche Folter, ein ſchrecklicher Todeskampf, den ich erdulde, und er, der dies gar nicht begreift, ſcheint mit lächelnder, ruhiger und ſelbſtgenügender Miene zu glauben, daß ich alles erdenkliche Glück genieße.

Noch eine andere Qual, die ich zu ertragen habe, beſteht darin, daß ich ſo oft vor und über meinen Mann erröthen muß, auch habe ich mit einigen Freunden meiner Familie brechen müſſen, denn, wenn Du ihn geſehen und gehört hätteſt, nachdem er jene Scheu abgelegt, die ihn vor ſeiner Heirath gefeſſelt.... es war wirklich, um vor Schaam und Schande zu vergehen. Und nun vollends dieſe neue Welt, in welche er mich einführte, die ich weder zu loben noch zu tadeln vermag, weil ich ſie nicht verſtehe, weil man dort nicht dieſelbe Sprache führt, die ich ſeit meiner Kindheit geſprochen habe.

Und ich, meine Freundin, ich hatte überdieß das Anſehen, mich auf eine niedere Art an das Glück dieſes Mannes, den man verſpottete, verhelrathet zu haben. Ach, und du kennſt doch meine Beſorgniſſe am beſten, meinen Widerwillen und meine Furcht vor dieſer Heirath, und alle meine böſen Ahnungen, die Du nun gar bald verwirklicht ſehen wirſt! Ich ſchrieb Dir von dem Kummer, den meine Zurückweiſung meinem Oheim verurſachte, von ſeiner beſtändigen Zudringlichkeit, von ſeiner verſchlimmerten Geſundheit, von meiner erzwungenen Einwilligung, die durch einige Freunde meiner Familie beſchleunigt wurde, welche alle als Weltmenſchen nicht anders vorausberechneten, als daß ich eine glückliche Stellung und mein Glück erreichen würde. Du weißt es auch, meine Einwilligung wurde auch durch Dich entſchieden, da ſie mit mehr Kälte und Einſicht bedachten, oder überzeugter waren als ich, daß mein Glück geſichert ſey, da ich meinem Mann überlegen bin, könnte ich, dachteſt du, ihm leicht den Geſchmack und die Gewohnheit meines Privatlebens einprägen. Aber in dieſem, meine Freundin, haſt Du Dich getäuſcht. Er iſt eine jener Naturen, die man weder ändern noch mäßigen kann. Ich werde daher mein Loos bis an mein Ende ertragen müſſen, und was mich allein tröſten wird, wird ſeyn, daß ich nicht die Urſache meines traurigen Geſchickes war, das mich bis an den Tod begleiten wird.

Ja Tod iſt das Wort, Sara, glücklicherweiſe das heilungbringende Wort, Du würdeſt Deine Cecilie nicht mehr erkennen, der Du mit ſo gutem Herzen und ſo vielem Verſtande ſchmeicheltеſt. Meine Geſundheit iſt ſo geſchwächt, daß ich nicht mehr ausgehe. Ach, mit welcher Sehnſucht erwarte ich den Herbſt, vielleicht iſt es doch wahr, was man vom Falle der Blätter im Herbſte ſagt.

Lebe wohl, recht wohl, meine einzige Freundin, laſſe mich nicht zu lange ohne Antwort, und antworte mir immer in engliſcher Sprache, Du erräthſt doch, warum?!

Obwohl ich ſehr wenig beſitze, will ich doch ein Teſtament machen, das Ganze iſt eine Kinderei. Alles was das Sprachzimmer meiner Mutter zierte habe ich erhalten, auch das Schreibzeug, wie Du weißt; nun gut, ich wünſchte, daß Du dieſe Sachen als ein Andenken von mir annehmeſt.

Mein Gott, wie ſchwach bin ich, wie glühe ich, eben habe ich einen Spiegel begehrt, ich habe Furcht gehabt, große Furcht, und dann wieder große Freude, denn Du weißt, wer mich dort oben erwartet.

Nochmals ein Lebewohl, meine Freundin, denn ich fühle, daß ich weinen muß, und ich will dieſen Brief ſchließen. Säume nicht zu lange mit Deiner

Antwort. Tauſendfältige Grüße an alle, welche Dich lieben, umarme Dein geliebtes Kind und falte für mich ſeine kleinen Hände. Nochmals ein Lebewohl.

Cecilie.

VI.

Häusliche Szene.

Dieſen Tag war Cecilie trauriger, leidender als gewöhnlich. Zufällig war ſie des Morgens an dem Palaſte Elmont vorbeigegangen, und dieſer Umſtand war es, der in ihrem Herzen eine Menge ſchmerzlicher und trüber Erinnerungen erweckte. In einem breiten Lehnſtuhl hingegoſſen, ihre ſchöne Stirn auf die weiße Hand geſtützt, ſaß ſie da, ganz blaß und abgemagert, in ihrem Sprachzimmer.

Schon lange war es Nacht, blos das flackernde und unſtäte Licht des Feuers aus dem Kamin erhellte die bleiche Geſtalt der jungen Frau.

Cecilie liebte dieſes leichte ungewiſſe Licht, das bald erliſcht, bald wieder auflodert um noch einmal zu leuchten, und ſodann auf immer zu vergehen. Dieſes halbe Dunkel that ihr wohl und mit einem wehmüthigen Gefühle dachte ſie dabei der Tage, die nicht mehr waren: der Vergangenheit nachſinnend ſah ſie ihre Mutter, ihren Vater und der Zuſammenfluß der Gedanken an ſolche theure Gegenſtände machte ſie ſo tiefſinnig, daß ſie ſie zu hören wähnte, denn die geringſte ihrer Reden war ihrer Seele noch gegenwärtig.

Frau von Noirville befand ſich in dieſer traurigen Gemüthsſtimmung, als ſich mit lärmendem Geräuſche plötzlich die Thür ihres Sprachzimmers öffnete. Ein Lichtſtrom zerſtreute das Dunkel des Gemaches, und Herr von Noirville, ſeine grobe Ueberraſchung ſelbſt belachend, ſtürzte ſich auf einen Divan, nachdem er den beiden Dienern befohlen, die beiden mit Kerzen belaſteten Armleuchter auf den Kamin zu ſtellen.

Man kann weder die phyſiſchen noch moraliſchen Leiden Ceciliens beſchreiben, welche alle ihre Nerven erſchütterten, als ſie ihren liebſten und heimlichſten Gedanken durch dieſe heftige Art entriſſen, auf einmal das blendende Licht ſah, und dieſe einfältige Art zu lachen hörte.

Das war zu abſcheulich, … ſie weinte.

Ach mein Gott, mein Gott, welche lächerliche Komödie, rief Noirville aus, indem er ſeine purpurrothe Stirne auf einem der Polſter des Divans legte, um noch mehr nach Luſt lachen zu können. Ach, mein Gott, Gott, welche luſtige Komödie. Dumont würde dies ungemein belachen.

Cecilie trocknete ihre Thränen und verſtummte.

Und Du wirſt auch nicht wenig lachen, ſagte Neirville, der von allen dem, was mit Cecilien verging, nichts bemerkte... ja du wirſt ſehr lachen, trotz Deines ernſten Ausſehens. Wiſſe denn, daß die Leute aus unſerm Stalle... ach mein Gott, mein Gott, wie lächerlich iſt die Geſchichte!... Wiſſe alſo, daß die Leute aus unſerm Stalle, als ſie ſahen, daß der Haushofmeiſter eine Perücke trage...

Ach mein Gott, ich kann es Dir gar nicht wieder erzählen, das Lachen überwältigt mich, und ſo viel zu lachen, beſonders da ich, wie ein Vielfraß bei Felix gegeſſen habe, iſt ſchädlich. Ach dieſe gute Komödie. Gleich ſchreibe ich an Dumont, daß er komme, um ihm ſelbe perſönlich zu erzählen.

Cecilie ſtand auf um fortzugehen.

Aber Neirville ihre Abſicht errathend, ſtürzte ſich auf die Thüre, ſchloß ſie zu, ſteckte den Schlüſſel in die Taſche und fuhr unter fortwährendem Lachen fort: Vor Allem mußt Du die Geſchichte bis an das Ende hören, meine affektirte Frau, das wird Dich ermuntern. Ich bin überzeugt, daß dieß für Dich beſſer ſeyn wird, als Deine trüben Gedanken, denen Du gewöhnlich nachhängſt. Nun gut, die Leute aus unſerm Stalle als ſie wußten, daß der Hausaufſeher eine Perücke trage, haben ihm ſeinen

Hut mit Pech beſtrichen. Als er nun wie ein Rothfuchs langſam heimkehrte, was ſehe ich, wer grüßt mich? Unſer Hausaufſeher, deſſen Haupt nackt war wie ein Knie. Seine Perücke war an ſeinem Hute kleben geblieben. Iſt das nicht zum todtlachen? Wie wird ſich Dumont darüber freuen! Ich habe gleich gefragt, wer dieſen Streich geſpielt habe, man nannte mir den Peter, ich habe ihm dafür zehn Franken zum Geſchenke gegeben. O über dieſen witzigen Poſſen, der mir einen wahren Feſttag bereitet, denn ich will daſſelbe an Herr Boiton probiren, der auch falſches Haar trägt.

Es wäre ſchwer, das zu bezeichnen was Cecilie duldete, ſo lange dieſer Anfall von Frohſinn bei Herrn von Noirville dauerte. —

Als er ſeine Erzählung geendigt hatte, ſprach ſie, wollen Sie die Güte haben, mein Herr, mir die Thüre zu öffnen?

Nicht ſo ſchnell, mein Kind, ich will Dir, mein kleines Kätzchen, unter einer Bedingung die Thüre wohl öffnen, nämlich Du mußt Deinem ſtrengen Kerkermeiſter, Deinem dicken Adolph dafür einen Kuß geben.

Ich ſage Ihnen aber in allem Ernſte, daß ich athmen muß, ich erſticke hier, ich wünſche in das

Gartenhaus zu geben; — Oeffnen Sie mir aus Barmherzigkeit, ich leide....unendlich....

In dieſem Augenblicke ließ ſich der Haushofmeiſter, der umſonſt den Schlüſſel im Schloſſe geſucht hatte, von außen mit den Worten vernehmen: Madame, es iſt angerichtet.

Ach Himmel, mein Herr, ihre Leute, die mich hier mit Ihnen eingeſperrt finden, rief Cecilie, aus Abſcheu und Widerwillen erröthend.

Nun gut, und was weiter? Bin ich nicht Dein Gemahl? der wohl verlangen könnte....

Ein Blick voll Würde, Hoheit und Verachtung entwaffnete Herrn von Noirville und erlöſchte das Wort auf ſeinen Lippen, der Himmel weiß, welche Trivialität Ihnen eben entſchlüpfen wollte.

Er öffnete die Thüre des Sprachzimmers, bot ſeiner Frau den Arm und begleitete ſie in den Speiſeſaal. Herr und Frau von Noirville ſetzten ſich zu Tiſche.

Es war ein Freitag und Cecilie befolgte mit tiefer Andacht die Geſetze der Kirche.

Herr von Noirville bemühte ſich mit aller Kraft ſeines geringen Verſtandes, ſeine Frau über ihre Meinungen in dieſem Kapitel zu tadeln, welche ſie hinderten, es ihm gleichzuthun, ihm, der ſich eben heute der Gemüſe und Fiſche, die er ſonſt ſehr liebte, ſorgfältig enthielt, und wacker allen Fleiſchſpeiſen zuſprach.

Cecilie, die kaum ſo viel als ein Vogel aß, nahm einige Löffel von der Brühe, welche eigends für ſie abſgetragen war, und verfiel in ihr voriges Nachdenken. Sie wurde daraus durch das laute Lachen des Herrn von Noirville geweckt. Errathe, rief er aus, was Du eben jetzt gegeſſen haſt!

Ich verſtehe Sie nicht, mein Herr, antwortete Cecilie.

Ach — Ach, ſagte Noirville, indem er ſein Lachen verdoppelte, das iſt es, was die Thorheit, faſten zu wollen, widerlegt, hier iſt die Sache, Du weißt nicht, was ich gemacht habe, ich bin ſelbſt in die Küche hinabgegangen, um in Deine Faſtenſuppe einen Löffel Fleiſchbrühe zu gießen — ah — ah — ah — nun glaubſt Du von nun an, daß man noch faſten muß? Sieh, Du biſt gut gefangen, Du haſt eine Sünde begangen, eine große Sünde. —

Cecilie erröthete, antwortete nicht ein Wort, ſtand vom Tiſche auf und ſagte kurz: Sie werden verzeihen, mein Herr, ich entferne mich — ich fühle mich unwohl. — Sie verſchwand trotz der Bitten Noirville's, der aus vollem Munde rief: Aber, liebe Frau, liebe Frau, ärgere Dich nicht, es iſt ja nur ein Spaß, man darf wohl auch lachen.

Herr von Neirville, nachdem er nun ſeine eigenthümlichen Späße und ſeinen Widerwillen gegen alles Faſten an den Tag gelegt, ſpeißte viel und vielerlei wie gewöhnlich, ging dann ſchlafen und beſuchte des Abends Ballet und Oper.

Cecilie, als ſie in ihr Zimmer trat, fand einen Brief aus Dresden, es war die Antwort der Baronin Hartmann auf jenen verzweifelnden und traurigen, den ſie ihr geſchrieben hatte!

Endlich! rief ſie aus, nach Allem was ich heute geduldet habe, war mir wohl der Himmel dieſen Troſt ſchuldig. Was würde aus mir werden, wenn ich nicht wenigſtens eine Freundin hätte, die meinen Kummer verſteht.

Indem ſie mit Rührung das Siegel erbrach, las ſie. —

VII.

Sara's Brief.

Dank dem Himmel für die Heirath einer meiner Stiefſchweſtern, die ſich mit einem Manne vereint, den ſie ſeit 5 Jahren liebt und mit der ich mich ſo viel beſchäftigte, daß ich bisher Deine Briefe, werthe Cecilie, nicht beantworten konnte, um ſo mehr, da ich es recht weitläufig thun wollte, um Dir Deine ganze Narrheit und Deinen unſteten Willen vorzuſtellen, indem Du ein Glück nicht genießen willſt, das Du deßwegen gering achteſt, weil Du es beſitzeſt.

Liebe Cecilie, ich ſcheine Dir wohl ſtreng zu ſeyn, aber in Wirklichkeit, Dein letzter Brief iſt ſo voll von Uebertreibungen und fantaſtiſchen Ideen, daß ich gezwungen bin, Dich dießmal ernſtlich zu mahnen, denn Deine früheren Briefe waren nichts im Vergleiche mit dieſem letzten und ich müßte mich für mitſchuldig halten, wenn ich Dich länger den Himmel anklagen ließe, weil er bemüht iſt, Dich mit allen ſeinen Gaben zu beglücken. Bedenke nur ſo recht, über was Du klagſt. Was fehlt Dir um glücklich zu ſeyn? was? Du ſiehſt, liebe Cecilie, mit welchem Unrechte Du dieſe Welt des Egoiſmus und der Grauſamkeit beſchuldigſt, auf dieſe Art muß man nicht, liebſte Freundin, die Weltordnung tadeln und ihren Werth von ſich ſtoßen, denn das praktiſche Leben iſt gewöhnlich mit einer großen Wahrheit geſiegelt.

Wareſt Du nicht im Beſitze jener bewundernswerthen reinen Grundſätze, die ich von Dir kenne, wenn Dein Gewiſſen Dir den geringſten Vorwurf machen könnte, würde ich Deinen ſonderbaren und unbegränzten Schmerz verſtehen, aber Du mit ſo aufrichtiger Frömmigkeit und ſo makelloſer Tugend begabt, warum unterwirfſt Du Dich einer ſolchen Qual, wenn Du Dir keine Vorwürfe zu machen haſt; — Dein größtes Unglück iſt, wie Du mir eröffneſt, von Deinem Gemahl nicht verſtanden zu werden; — Aber was ſagt dieſes Wort? Worin wirſt Du nicht verſtanden? Man verſteht Deinen Geſchmack und Deine Neigungen, wenn Du ſie ihm andeuteſt. Ich bin überzeugt, daß, wenn Du ihm ſagen würdeſt, daß Dir das Landgut in der Normandie mißfällt, und daß Du eines in Turaine wünſcheſt, er Dich gewiß gleich verſtehen, und daß er nur über das Eine zürnen würde, nämlich Deinen Wunſch nicht ſchon errathen zu haben.

Noch einmal „nicht verſtanden zu werden“ iſt ein romantiſches Wort, eine Fabel, ein Vorwand zur Verzweiflung und nichts Anderes. Du beklagſt Dich, daß Herr von Noirville Dich vor ſeinen Leuten duzt, ganz gewiß, es fehlt ihm an Lebensart, aber, werthe Freundin, die Menſchen ſind nicht alle vollkommen. Nach meinem Urtheile iſt ein Mann, ſo gut wie der Deine, aber ein Bischen von derben Sitten immer mehr werth, als einer nach der Mode, gefällig, vom beſten Takte, voll von der feinſten Art, der Dich mit dem beſten Weltanſtande und aller möglichen Grazie zur unglücklichen Frau machen würde.

Sieh, werthe Freundin, Du erinnerſt Dich wohl noch lebhaft unſerer Jugend und ihrer Narrheiten. Nun, mein Gott, ich habe ſo gut wie Du die Spaziergänge am Meerbuſen, die Träumereien des Abends und den Mondſchein geliebt, aber, in Wahrheit geſprochen, für dies Alles giebt es ein Alter und eine Zeit, und zwar jene, in welcher unſer Verſtand und unſere Seele noch frei von allen ernſten Sorgen ſind, denn ſchreiten wir weiter vor, was tragen dann dieſe romantiſchen Dichtungen zu unſerem wirklichen Glücke bei? Es iſt ein Traum, und jedermann träumt nur bis zum Erwachen. Warum alſo träumen, wenn man es entbehren kann und ſoll? Das wirkliche Leben hat ſeinen Reiz und beſonders ſeit meiner Heirath. Ich weiß es, das ganze Geheimniß beſteht bloß darin, glücklich werden zu wollen. Ahme alſo mich nach, liebſte Närrin, ich habe mein Glück dort gründen wollen, wo es wirklich zu finden iſt, in meinen häuslichen Sorgen, in meinem Bewußtſeyn, in der Neigung zu meinem Manne, der mich liebt, wie ich ihn liebe. Vor allen andern mußt Du mit Deinen endloſen Träumen aufhören, dann werden Dir gewiß Deine Pflichten als Frau und weiterhin die als Mutter genügen, und Du wirſt keine Urſache mehr finden, Dich über Kummer ohne Urſache und Ende zu beklagen, der Dich geiſtig und körperlich ermüden, und die um Dich ſind, beläſtigen muß.

Du wirſt mich ſtrenge nennen, mein liebes Kind, aber Du verdienſt es, denn bisher ſah ich in Deinen Briefen nichts, als eine zu lebhafte Empfindung, die kein gutes Ziel erreichen kann. Ich verſtand wohl, daß Du wirklich über keine Leiden zu klagen haſt, und daß Du Dich wohl an manches, Deinen Gemahl betreffend, erſt gewöhnen müßteſt, daher meine frühere Nachſicht. Aber ich hoffte, dieſe Erzählungen ewig erduldeter Leiden würden aufhören, dieſe romanhafte Empfindelei verſtummen, und Dein Verſtand werde als Sieger dieſer eingebildeten Leiden die Sprache führen, den Nebel zerſtreuen, der Dir bisher Dein Glück verhüllte und Dich die Wahrheit ſehen laſſen, d. i. die Ueberzeugung, daß Du die glücklichſte aller Frauen biſt.

Aber im Gegentheile ſehe ich, daß ſich dieſe übertriebene Empfindlichkeit von Tag zu Tag vermehrt, daß ſich Deine Klagen verdoppeln und dieſe angeblichen Leiden vermehren. Und darum würde ich in meiner Pflicht als Freundin ſehr zu fehlen glauben, wenn ich Dir meine Anſicht nicht ganz ungeſchmückt vorlegte und Dir nicht offen mein Gefühl ſagte, wenn ich bedenke, daß Du, ſo fortfahrend, Deinem Glücke wirklich einen unglücklichen Ausgang aufnöthigen wirſt.

Dir wird es jetzt freilich ſcheinen, als hätte ich wegen Dich Parthei ergriffen, — aber ich ſage Dir es nochmals frei: wenn ich Dich und Deine reinen Anſichten nicht ſo genau kennte, als dies wirklich der Fall iſt, ſo müßte ich mich wirklich in allerhand Muthmaßungen verlieren — denn in allem Ernſte geſprochen: was kann Dir ſeyn? was kann Dir fehlen? Gar nichts, als daß Du Dich ſelbſt gern klagen hörſt.

Ich bin hart, unerbittlich wirſt Du ſagen; nein, meine Freundin, ich will Dich blos auf die einfachſte Art zur Einſicht und Würdigung Deines Glückes führen.

Und gieb Acht, wenn ich in Deinem Briefe noch einmal dieſe widrigen Klagen ohne Zweck und Urſache finde, ſo ſchicke ich ihn mit einem Begleitungsſchreiben an Herrn von Noirville, der Dich darum vielleicht hart zur Rede ſtellen, aber gewiß ganz Recht haben wird.

Ich zürne Dir jetzt wirklich ſo ſehr, daß ich Dich nicht einmal umarmen möchte; aber auf der andern Seite habe ich wieder alles Zutrauen zu Deinem kräftigen und feſten Karakter, ſo daß ich Dir für dießmal verzeihen, Dich küſſen und Dir ſagen will: daß Du in der Zukunft vernünftiger ſeyn ſollſt.

VIII.

Ein wahres Glück.

Nachdem Cecilie dieſen Brief, angefüllt mit ſo trockenen Vernunftgründen und eiskaltem Verſtande, geleſen hatte, ſpürte ſie einen drückenden Schmerz, den man zu fühlen pflegt, wenn unſere letzte Hoffnung ſcheitert.

Den einzigen Troſt, den Cecilie bisher hatte, war, daß es wenigſtens eine Seele gäbe, die den Ruf ihres Schmerzes höre und verſtehe.

Sie ſah ſich getäuſcht, ſie ſchwieg, zu ſtolz, weiter von einem Schmerze zu reden, den man ihr ſogar als eine Anmaßung auslegte.

Sie verſank immer tiefer in ihren Gram und harrte der kommenden Tage. Einige Zeit ſpäter ſchrieb Cecilie einen Brief an ihre Freundin, in welchem ſie ſich für alle die guten Lehren bedankte und ihr mittheilte, daß ſie ſich mit ihrem Looſe verſöhnt habe und ſehr nahe daran ſey, glücklich zu werden.

Bald darauf ſtarb ſie! . . . . Die arme junge Frau.

IX.

Noirville an Dumont.

Sagte ich Ihnen nicht, mein theurer Dumont, daß mir die Magerkeit meiner armen Frau noch einen argen Streich ſpielen wird; — nun iſt's geſchehen! Seit ſieben Tagen bin ich Wittwer. Wahrhaft, hätte ich dieſes Ereigniß vorausſehen können, ich würde mich nie verheirathet haben, um daſſelbe nicht wieder nach 18 Monaten von vorn anfangen zu müſſen; denn ich will nicht Wittwer bleiben und überhaupt giebt es auf der Welt nichts Unangenehmeres, als alle die Vorkehrungen und Reden in Betreff einer Heirath.

Bin ich nicht wirklich zu bedauern! Ich, der ich gewiß glaubte, dieſe Angelegenheit ein für allemal abgethan zu haben, nun bin ich wieder ledig, wie vor 18 Monaten, und muß auch erſt das Ende der Trauerzeit abwarten. Es ſind ſchon 6 Monate ſehr lange für mich, beſonders da ich jetzt gewöhnt war, mich um nichts zu kümmern, denn meine gute Selige, ihre Schwächen abgerechnet, ihre Klügelei, ihre Verſchloſſenheit und ihre Andächteley, war ein Engel in der Beſorgung meines Hauſes, und nun fällt dieſe beſchwerliche Laſt wieder ganz auf mich zurück!

Ach du lieber Himmel, wie beſchwerlich iſt es, Wittwer zu ſeyn! auch iſt eigentlich die Einfältigkeit meines Notars an allem Schuld, der mir eine Anzahl Albernheiten über die gute Geſundheit meiner Frau mitgetheilt hat! Warum habe ich meinen Vorgefühlen kein Gehör geſchenkt, die mir ſagten, daß die arme Cecilie zu ſchwach für mich ſey. Hatte ich nöthig, mich an dieſen Tölpel von Notar zu wenden, denn was iſt auch in der That die Abſicht ſolcher Leute? Das, was ſie von uns Andern wollen, iſt, einen Kontrakt zu ſchließen, bei Gott, ſie würden uns an eine Sterbende verheirathen, nur um das Vergnügen zu haben, uns morgen wieder einen neuen Ehekontrakt vorlegen zu können.

Sie haben keine Vorſtellung, wie traurig ich bin, Dumont, und doch bin ich ſchon zur Beſinnung gekommen. Was! ſagt ich mir, man muß Mann ſeyn und ſich aufrecht erhalten, beſonders wenn es kein Gegenmittel mehr giebt. Denn würde ich auch unaufhörlich ſtöhnen, ſeufzen und verzweifeln, das würde meine Selige doch nicht wieder ins Leben rufen, und alle Thränen der Welt würden nichts dazu beitragen noch verhindern, daß meine Frau todt ſey, todt. Es würde mir nur noch mehr Schmerz verurſachen, mich nur betrüben, und wozu das? — wem würde dies nützlich ſeyn?.... Niemand....

blos um mich auf eine unnütze Art zu kränken, ohne zu berechnen, daß mich ſelbſt die Anordnungen zur Leiche nicht ſehr erheiterten, in die ich mich nur darum miſchte, um mich in den erſten Tagen meines Schmerzes zu zerſtreuen; denn ſehen Sie, Dumont, Verträge ſchließen mit dieſer Schaar von hungrigen Todtengräbern verurſacht Schmerz; da hingegen, wäre ich ohne Beſchäftigung ganz allein mit meinem Grame geblieben, ich mich ſicherlich nicht ganz ſo unglücklich gefühlt hätte.

Doch ich ſchwatze wie eine Elſter, ohne Ihnen mitzutheilen, wie ich die arme Cecilie verloren habe. Es ſind nunmehr ſchon zwei Monate, daß ich Dir nicht geſchrieben, und ſeit meinem letzten Briefe verſchlimmerte ſich die Geſundheit meiner armen Frau immer mehr; ſie empfand zunehmend eine große Schwäche, keinen Appetit, einen beſondern Hang zur Einſamkeit und Dunkelheit, denn ſchon das geringſte Tageslicht verurſachte ihr Nervenzufälle, ſo zwar, daß ſie ganze Stunden hindurch in ihrem Sprachzimmer (wie ſie es nannte) in einem Schlafſeſſel ſaß, ihr Haupt in die Hände geſtützt, und ich weiß nicht mit was für Träumereien beſchäftigt. Oefters fand ich ſie weinend, aber da mir ihr Arzt verſicherte, ihre Nerven ſeyen ſehr gereizt, kümmerte ich mich wenig darum, da ich mir nichts in Rückſicht ihrer vorzuwerfen hatte, und da ich wußte daß ſie die glücklichſte der Frauen ſeyn konnte, durfte mich dieß wohl nicht erſchrecken.

Alles ging weder ſchlechter noch beſſer, als wir eines Tages nach Garconart ein Mittagmahl bei B** hielten, ich mit Bercourt und dem Poſſenreißer Roublet. Nachdem ich mich faſt krank gelacht, ging ich nach Hauſe und traf eben alle Anſtalt zu meiner Frau hinüber zu gehen, denn Du mußt wiſſen, unſere Betten ſtanden trotz ihren Einwendungen in ihrem Boudoir, weil man ſich denn doch nicht verheirathet, um allein zu ſeyn.

Aber im Vorzimmer fand ich das Kammermädchen meiner Frau, die mir ſagte, daß ſich meine Frau übel befinde und befohlen habe, in meinem Zimmer ein Bett für mich einzurichten. Dies war nun durchaus nicht nach meinem Wunſche, ich hatte etwas pokulirt — und hatte, wie ich es jetzt einſehe, eigentlich Unrecht. Aber ich wollte zu meiner Frau eintreten und war ſehr pikirt, als ich die Thüre von innen verſchloſſen fand. Ich rief hinein, daß ich die Thüre einſtoßen wolle, wenn man mir nicht öffnete, und da ich keine Antwort erhielt, ſchickte ich meinen Kammerdiener nach einem Stemminſtrumente.

Auf zweimaliges Andrücken ſprang die Thüre auf, ich bitte Sie, eine ſchwache Thüre, blos mit Citronenholz verkleidet. Ich wußte eben noch nicht, ob ich lachen oder mich ärgern ſollte, je nachdem meine Frau den Spaß aufgenommen hätte, als ich mich ihrem Bette näherte und ſie in Ohnmacht liegen ſah. Wir erweckten ſie daraus, doch ſie verſank allſogleich wieder in Nervenanfälle, die ſich vielleicht bald ſpäter wieder ſtillten, ich weiß es nicht ſo genau, denn ich ging bald auf mein Zimmer.

Seit dieſem Tage ging es mit der Geſundheit meiner Frau jählings bergab, ich durfte ſie nur ſelten beſuchen, ihre Augen verſanken in den Höhlungen, und ſie, die vordem ſchon ſehr mager war, wurde nun vollends zum Schatten.

An einem ſchönen Tage endlich ließ ſie ſich ihren Beichtvater holen. Du weißt, Dumont, wie ich über dieſe Angelegenheiten denke, aber die Wünſche einer Sterbenden fordern Opfer. Es währte nicht lange, ſo wurde ſie mit den heiligen Sterbſakramenten verſehen, ſie ließ auf das Bett das Bildniß ihrer Mutter und ihres Vaters ſtellen, nahm mich bei der Hand und ſagte mir, daß ſie mir alles zugefügte Leid verzeihe. Dann ſah ſie noch einmal auf die Portraits ihrer Eltern hin, machte eine Bewegung, als wolle ſie ſelbe umarmen, öffnete auf eine entſetzliche Art die Augen und fiel langſam auf ihr Kopfkiſſen zurück. Dieſer Augenblick war es, in dem ich zum Wittwer wurde.

Du ſiehſt hieraus, daß ihr Ende angenehm war, wie ihr ganzes Leben, denn das Leid, das ich ihr zugefügt haben ſollte, und das ſie mir verzieh, war vermuthlich nur in ihrer Geiſtesabweſenheit als Hirngeſpinſt entſtanden. Doch unter uns geſagt, und da ſie nun einmal todt iſt, kann man reden was man will, ſie hatte einen jener Karaktere, die mit nichts zufrieden ſind; auch war ſie in ihrer Familie etwas nachläſſig erzogen worden. Sie hing an einer Menge Vorurtheile, Lächerlichkeiten; doch ich will ihrer nicht anders als mit Dankbarkeit gedenken, denn ſie beſorgte mein Haus vortrefflich und hat nie Anlaß zur Eiferſucht gegeben. Es iſt wahr, daß faſt Niemand bei uns Zutritt hatte, das hat immer ſeine guten Seiten, und ich werde darum die arme Cecilie immer in gutem Andenken behalten.

So weit iſt es nun mit mir gekommen, mein lieber Dumont. Wie ich ſagte, ich habe mich ſo viel als möglich ermuthigt, um mich nicht ganz gebeugt zu ſehen, und habe mich daher ſeit dieſem Ereigniß faſt gar nicht verändert. Mein Appetit iſt derſelbe, und aus Furcht, daß mich der Kummer nicht abmagere, habe ich eine ſtarke Brühe meinen übrigen Speiſen zugeſellt und befinde mich ganz wohl dabei. Ich ertrage mit Geduld mein trauriges Geſchick. Nur die Abende ſcheinen mir lange. Ich kann der Trauer wegen noch nicht das Theater beſuchen, auch will ich auf Reiſen gehen, um ſie ablegen zu können, denn auf der Reiſe weiß man weder um wen, noch ſeit wann man trauert, und auch ſchadet es denen nichts, welche nicht mehr ſind, noch nützt es ihnen, wenn man ſich ſeines Kummers wegen zu zerſtreuen ſucht, und am Ende ſteckt die Trauer des Herzens nicht im Kleide, nicht wahr, lieber Dumont?

Ich werde ſo ſieben bis acht Monate reiſen, und ſo den Augenblick abwarten, mich wieder verheirathen zu können, denn ich habe den feſten Vorſatz, mein Junggeſellen-Leben nicht wieder anzufangen. Uebrigens iſt der Zuſtand eines Wittwers ein Jahr hindurch nicht ſo arg, als müſſe man das Meer trinken, auch will ich mich diesmal nicht beeilen, um nur recht gut und ſicher zu wählen und nicht gezwungen zu ſeyn, die ganze Geſchichte demnächſt wieder vom Neuen anfangen zu müſſen.

Außerdem vergaß ich Ihnen mitzutheilen, daß ich in meinem Departement alle Schwingungen des Glückes durchlebt habe und nun ganz nahe daran bin, zum Deputirten gewählt zu werden. Ich bin für die beſtehende Ordnung der Dinge, denn meine Liebe für Ruhe und Gemächlichkeit dehnt ſich auf meine politiſche Anſicht aus. Und da ich ſonſt auch ein tüchtiger Commandant in der Nationalgarde, und ziemlich erfahren in politiſchen Dingen bin, ſo kann meine Carriere nicht ſchief gehen.

Ich halte mich, wie es jeder gute Franzoſe ſollte, an die Parthei der Anti-Republicaner und damit Punktum. Warum? Ganz natürlich, weil mir jüngſt ein Herr aus dem Kabinete, der die Umtriebe dieſer Boshaften genau kennt, folgendermaßen verſicherte:

„Sie würden ſchwerlich glauben, Herr von Noirville, daß Sie der neunte auf der Liſte derjenigen ſind, welche die präſumtive Pariſer Republick will guillotiniren laſſen, wenn ſie die Oberhand behauptet. Denn die Proſcriptionsliſte umfaßt 17344 Eigenthümer, deren Beſitzungen beſtimmt ſind, das National-Eigenthum zu bilden, das man unter die Volksklaſſen vertheilen will.“

Sie werden mir zugeben, lieber Dumont, daß man ſich unter ſo ſchmeichelhaften Ausſichten wohl nicht erſt lange beſinnen kann, gegen welche Partey man ſich erklären müſſe.

Und der Beweis, daß das juste milieu die rechte Straße ſey, iſt, daß dieſer Herr mir ferner noch ſagte, daß es ganz anders mit den Karliſten ſtände. Wirklich, würden Sie es glauben, lieber Dumont, im Falle daß Heinrich der 5te zurückkäme, hat mir dieſer Herr geſagt, ſo bin ich ebenfalls auf der Liſte der Geächteten, und habe die Nummer 19, dieſe Liſte erſtreckt ſich ebenfalls auf 16235 Eigenthümer, deren Beſitzungen an andere verkappte Aſpiranten vertheilt werden ſollen; — man muß geſtehen, daß beide genannten Partheyen, die ich haſſe, vortreffliche Vorkehrungen über das Eigenthum fremder Leute getroffen haben.

Ueberhaupt iſt in unſern Zeiten eigentlich nur eine Ariſtokratie, und zwar die des Beſitzers denkbar und aufrecht zu erhalten; dieſer will ich angehören, denn ſie erhebt uns auf den Gipfel der Geſellſchaft und paralliſirt uns im Range mindeſtens mit den Marſchällen des Kaiſerreichs.

Nur auf dieſe Art kann ein politiſches Syſtem zu Stande kommen, das auch den Bedürfniſſen des Landes entſpricht, und wer kann mir daher zürnen, daß ich demſelben ſchon im Vornhinein ganz zugethan bin.

Ich wünſche nur, daß Sie recht bald zu mir kommen und mir bei der Wahl behülflich ſeyn mögen. Bis zu jener Zeit kehre ich nach Paris zurück, und iſt die Wahl glücklich vorüber, verheirathe ich mich alsbald aufs Neue.

Leben Sie wohl, lieber Dumont, und beklagen Sie mittlerweile Ihren verwittweten

Adolph von Noirville.

X.

Schluß.

Herr von Noirville hat ſich neuerdings verheirathet und eine ſehr reiche Parthie gemacht. Er iſt Deputirter und ſitzt im Centrum. Er fühlt ſich glücklich und wird täglich dicker.

Er lacht noch zuweilen über den Eigenſinn und die Vorurtheile ſeiner armen Seligen, wenn er mit ſeiner jetzigen Frau auf dieſes Kapitel zu ſprechen kömmt. Dieſe iſt eine runde, lebensluſtige Gevattersfrau, geſchwätzig und lachluſtig, die

Hand nicht allzuklein und ſchwach, der Tritt überaus ſicher; und an Schwermuth und gebrochenem Herzen wird ihm dieſe hier gewiß nicht ſterben.

Freiwillige Gefangenſchaft.

Begebenheit.

Als mich ein Eid an Deine Krone band
Mit Haut und Haar, nahm ich den Kopf nicht aus,
Und nichts Dir gäb ich, was nicht Dein gehörte.

H. v. Kleiſt.

Die amerikaniſchen Behörden fanden viele Schwierigkeiten, ihre Gefangenen früher unterzubringen. Eigene zu einem ſolchen Zwecke aufgeſtellte militäriſche Poſten hatten ſie nicht, und ſie wußten ſich deshalb nicht beſſer zu helfen, als ſie in einen ſtark bevölkerten Theil des Landes, da, wo die Einwohner am entſchiedendſten feindlich geſinnt gegen die Engländer waren, bringen, und dort wohl bewachen zu laſſen. Die Stadt Lancaſter war einer der hierzu ausgewählten Orte. Die Gefangenen wurden in Feldhütten, die man mit einem Pfahlwerk einſchloß, geſperrt und ſorgfältig bewacht. Allein trotz aller Vorſichtsmaaßregeln verſchwanden ſie oft auf eine unbegreifliche Weiſe und man hörte nichts mehr von ihnen, als bis ſie wieder in den Reihen des brittiſchen Heeres ſtanden. Man erſchöpfte ſich in Vermuthungen über die Möglichkeit und Art ihres

Entweichens; umſonſt ſtellten die Offiziere die ſtrengſten Nachforſchungen an, erfolglos blieben alle Durchſuchungen des Landes; die Soldaten ſchüttelten die Köpfe und ſprachen von Zauberern, Landkrämern, und dergleichen Volk, das ſich von Zeit zu Zeit habe ſehen laſſen; von den Leichtgläubigern dachten Manche vollends an gar nichts, als an die Einwirkung eines übernatürlichen Weſens, mochte dieſes aber nun ein Menſch oder ein Geiſt ſeyn — das Geheimniß blieb unenträthſelt.

Als die Sache zu Washingtons Kenntniß kam, ſchickte dieſer den General Hagen mit dem Auftrag ab, ihr wo möglich auf den Grund zu kommen und ein Ende zu machen. Hagen, ein raſch und kräftig handelnder Offizier, nahm, nachdem er Alles umſonſt aufgeboten hatte, ſeine Zuflucht zur Liſt. Daß Amerikaner den Gefangenen Vorſchub leiſteten, davon war er, da der nächſte brittiſche Poſten mehr als hundert (engliſche) Meilen entfernt war, klar überzeugt, allein auf wem ſein Verdacht fallen ſollte, darüber hatte er auch nicht die leiſeſte Vermuthung; denn der Vorwurf des Torrysmus war in dieſer Gegend ein faſt unbekannter. Von ſeiner frühern ausgezeichneten Laufbahn, als brittiſcher Oberſt her, war er indeſſen ſolchen dringlichen und ſchwierigen Fällen zu begegnen gewohnt worden, und ſo hatte er ſich denn ſeinen Plan raſch entworfen und ihn einem ſeiner eigenen Offiziere, auf deſſen Fähigkeit und Geſchick er ſich hinſichtlich der erfolgreichen Ausführung deſſelben verließ, mitgetheilt. Dieſer Offizier war Capitain Lee, deſſen Muth und Gewandtheit die getroffene Wahl vollkommen rechtfertigen.

Der zwiſchen ihnen verabredete Plan war folgender: Es ſollte ausgeſprengt werden, Lee ſey auf Urlaub oder auf einem Commando abweſend, er ſich aber mittlerweile in einen brittiſchen Kriegsgefangenen verkleiden, und mit dem zu wiſſen Nöthigen und einer Geſchichte ſeiner Gefangennehmung in der Hand, in die Feldhütten ſperren laſſen, wo er dann leicht das Vertrauen der Soldaten gewinnen und mit ihnen an einem Plan zur heimlichen Flucht Theil nehmen könnte.

Wie trefflich Kapitän Lee ſeine Rolle durchführte, kann man aus dem Umſtande entnehmen, daß ihn, als er ſich nach ſeinem Verſchwinden unter die Gefangenen gemiſcht hatte, ſeine eigenen Offiziere und Soldaten jeden Tag, ohne nur das Mindeſte zu ahnen, ſahen. Der Mann, dem ich das Meiſte dieſer Einzelnheiten zu verdanken habe, war damals Oberaufſeher über die Gefangenen und mit Lee genau bekannt, und obſchon ihn die Erfüllung ſeiner Amtspflicht mit jenem öfters zuſammenbrachte, ſo erkannte er ihn doch nie unter ſeiner Verkleidung; für **Lee** war es aber auch ein Glück, daß dieſe vollſtändig war, denn hätten Lee's Gefährten ſeine Abſicht, ſie zu verrathen, geargwohnt, ſo würde es wohl von ihm geheißen haben, was das Sprichwort ſagt: „Die Todten ſind ſtumm.“

Viele Tage brachte er in dieſer Lage hin, ohne die mindeſte Entdeckung zu machen. Es wollte ihm wohl manchmal vorkommen, als bemerkte er Zeichen von Einverſtändniß zwiſchen den Gefangenen und einer alten Frau, welche die Erlaubniß hatte, Obſt zum Verkaufe in die Einfriedigung zu bringen. Sie war für taub und blödſinnig bekannt und darum kein Gegenſtand des Argwohnes. Ihr Sohn war zwar, wie man wußte, wegen ſchlechter Aufführung im amerikaniſchen Heere beſtraft und fortgejagt worden, allein ſie hatte hierüber nie eine böswillige Geſinnung verrathen, und Niemand ließ es ſich träumen, daß ſie, ſelbſt bei dem Willen Böſes zu thun, dazu die Kraft habe. **Lee** bewachte ſie auf's Genaueſte, bemerkte aber nicht das Geringſte, was ſeinen Argwohn hätte beſtätigen können. Ihre Hütte lag etwa eine engliſche Meile entfernt von einem wilden abgelegenen Orte, und ihre einzigen Mitbewohner waren ein Hund und eine Katze, von denen der erſtere das elende Häuschen bewachte, während die letztere zu abergläubiſchen Befürchtungen Anlaß gab, die nicht minder wirkſam, Beſuchluſtige fern hielten.

In einer finſtern ſtürmiſchen Herbſtnacht lag Lee um Mitternacht noch wachend da und dachte über ſein Unternehmen nach, das ſo ſehr es im Anfange ſeinem romantiſchen Sinn zuſagte, jetzt allen Reitz für ihn verloren hatte. Es war einer der Stürme die ſo oft unter jenem Himmelsſtriche gegen das Scheiden des Jahres hin wüthen. Seine Gefährten ſchliefen feſt, allein der Wind, der das Gebäude bis in ſeine Grundfeſten erſchütterte, und ſchwere Regenmaſſen gegen die Fenſter ſchlug, wirkte mit ſeiner damaligen Gemüthsſtimmung dahin, ihn wach zu erhalten. Mit einem Male ging die Thüre ſachte auf und eine Geſtalt bewegte ſich ſtill in das Zimmer herein. Es war zu dunkel, um ihre Bewegungen genau beobachten zu können, allein ſo viel ſah er, daß ſie ſich zu einem der Schläfer niederbückte und dieſer dann unverzüglich aufſtand; dann näherte ſie ſich ihm und berührte ihn auf der Schulter. Lee war im Augenblick in der Höhe; die Geſtalt ließ einen ſchwachen Schimmer aus ihrer Blendlaterne auf ſein Geſicht fallen; flüſterte aber gleich darauf ungeduldig vor ſich hin: „nicht der Rechte — doch kommt!“ Da wurde es Lee klar, daß jetzt die erſehnte Gelegenheit gekommen ſey. Der Unbekannte wiſperte ihm zu: er ſolle ruhig auf ſeiner Stelle bleiben, bis ein Anderer gerufen ſey; allein in demſelben Augenblicke wurde er durch ein Geräuſch geſtört und ſchlich, Lee ein Zeichen gebend, ihm zu folgen, ſtill aus dem Gemach. Sie fanden die Hausthüre unverriegelt und einen kleinen Theil der Einpfählung weggeſchafft, wo ſie nun ungehindert durchſchlüpften; die Schildwache hatte ſich unter ein Vordach zurückgezogen, wo ſie, ihrer Meinung nach, ihren Poſten eben ſo gut bewachen konnte, ohne vom Regen zu leiden. Gerade vor der Einpfählung zeigte ſich eine gebückte Geſtalt in einem rothen Mantel und auf einen dicken Stab geſtützt, die, wie ſich Lee ſogleich dachte, Niemand anderes als die alte Obſtfrau ſeyn konnte. Das tiefſte Schweigen wurde indeſſen immerfort beobachtet; eine kleine Strecke weiter kam ein Mann aus einem Dickicht und ſchloß ſich an ſie an, und nun gings, die Alte als Wegweiſerin voran, immer leiſer weiter. Anfänglich blieben ſie öfters ſtehen, um zu horchen, als ſie aber den gewöhnlichen Ruf der Schildwache „Alles gut“ (All's well) gehört hatten, ſchienen ſie wieder beruhigt und ſchritten zuverſichtlicher als bisher weiter. Sie kamen bald zu der an einem Abhange gelegenen Hütte der Alten, wo ein heller Lichtſchein aus einem kleinen Fenſter auf die regenſchweren Zweige der das Häuschen überſchattenden Bäume fiel. Der Hund kam ihnen wedelnd entgegen, als ſie eintraten. Drinnen ſtand ein Tiſch mit einigen groben Speiſen und einem großen Humpen beſetzt, den eben einer der Soldaten anfaſſen wollte, als ihn der Mann, der ſie geführt hatte, zurückhielt. „Nein, ſagte er, vor Allem erſt ans Geſchäft.“ Mit dieſen Worten ging er in ein kleines Nebenkämmerchen und kehrte daraus mit Etwas zurück, das urſprünglich eine Bibel geweſen zu ſeyn ſchien, wiewohl es jetzt zu einer Mahagonifarbe und einer kreisrunden Form abgegriffen war. Während dies vorging, hatte Lee Zeit, ſeine Gefährten genauer zu betrachten; der Eine von ihnen war ein großer, vierſchrötiger, pflegmatiſch ausſehender Soldat, der Andere ein kurzer gedrungener Mann mit dem Ausſehen eines rechten Schurken. Auch ſie betrachteten ihn jetzt prüfend und da ſich Lee früher in die Nothwendigkeit verſetzt geſehen hatte, den kleinern Soldaten ſtreng zu beſtrafen, ſo wollte ihn doch bei den forſchend auf ihm ruhenden Blicken des Kerls nicht eben wohl zu Muthe werden. Ihr Führer war ein Mann von mittlerem

Alter und barſchem unfreundlichem Weſen, den Lee vorher noch nie geſehen hatte.

Da keine Zeit zu verlieren war, ſo ſetzte ihnen ihr Wegweiſer in wenigen Worten auseinander, daß er, ehe er ſich dem gefährlichen Wagſtück unterziehe, zuvor von ihnen verlangen müſſe, daß ſie einen fürchterlichen Eid auf die heilige Schrift ablegten, nicht den geringſten Verſuch zum Entweichen machen und, — wie es ihnen auch ergehen möge, nie die einzelnen Umſtände oder Beförderer ihrer Flucht offenbaren zu wollen. Die Soldaten beſtanden jedoch hartnäckig auf den Verſchub dieſer Maaßregel auf ſo lange, bis ſie eine kleine Bekanntſchaft mit dem Inhalte des Humpens gemacht hätten, wobei ſie ihre Willensmeinung hierin mehr durch Thaten als durch Worte an den Tag legten. Lee, der inzwiſchen das Gefährliche ſeines Unternehmens aus einem neuen und höchſt unerfreulichen Geſichtspunkte zu betrachten angefangen hatte, ſchloß ſich ihnen hierin an. War er nämlich gezwungen die Andern bis New-York zu begleiten, ſo wurde ſeine Verkleidung im Augenblick entdeckt und er unzweifelhaft als Spion gehangen. Er hatte ſich früher gedacht, er würde ohne Schwierigkeit zu jeder Zeit ſich heimlich von ihnen entfernen können, allein er ſah nun, daß ihr Führer Waffen für ſie bereit gehalten hatte, deren ſie ſich bedienen ſollten, um einem Jeden, der es verſuchen würde, ſie zu verlaſſen, das Leben zu nehmen, und dann der Eid! Er hätte ſich wohl ſeiner Verpflichtungen entheben können, wenn es das Wohl und der Vortheil ſeines Vaterlandes erheiſchte; allein kein Ehrenmann wird ſich gern in einen ſolchen Nothfall verſetzt ſehen, in welchem er einen Eid, wie widerwillig er auch geleiſtet ſeyn mag, brechen muß. Er fühlte, Zurücktreten war hier unmöglich, da ſchmetterte auf einmal ein ſchwerer Schlag, wie von etwas Fallendem, gegen die Wände der Hütte; ihre geübten Ohren erkannten ſogleich die Lärmkanone; ihr Führer warf die alte Bibel, die er die ganze Zeit über ungeduldig in der Hand gehalten hatte, hin, bedeutete den Uebrigen ihm zu folgen und verließ, ſeine Blendlaterne in der Hand, unverweilt das Haus.

Sie ſchritten rüſtig, aber nicht ohne Schwierigkeit fort, manchmal verlor ihr Fuß auf irgend einem ſandigen Erdabhang oder einem ſchlüpfrichten Grund den Halt, und wenn ihr Weg durch den Wald führte, ſchlugen ihnen die naſſen Zweige ſchwer ins Geſicht. Lee ſah, daß es ihm jetzt ein Leichtes ſeyn würde, ſeinen theuren Kameraden zu entwiſchen, während ſie ſo in Haſt und Angſt fort liefen, allein er hatte ja bis jetzt noch keine Entdeckungen gemacht, und ſo gefahrbringend auch ſeine Lage war, ſo war ihm doch der Gedanke unerträglich, daß er nicht Muth und Kraft genug zur Durchführung des einmal Begonnenen gehabt haben ſollte. So ging er denn zwei oder drei Stunden lang eifrig zu und war eben nahe daran, vor Ermüdung nieder zu ſinken, als das Bellen eines Hundes die Flüchtlinge zum Stehen brachte. Ihr Führer ließ einen leiſen Pfiff hören, in nicht großer Entfernung wurde ihm auf gleiche Weiſe geantwortet; eine Geſtalt kam ihnen durch die Finſterniß entgegen, flüſterte zuerſt mit ihrem Führer und ſchritt dann voran einem Gebäude zu, das nach ſeinen dunkeln Umriſſen eine große ſteinerne Scheuer zu ſeyn ſchien. Sie gingen hinein und wurden da und dorthin in die Winkel vertheilt, wo ſie überall, außer auf der Seite der Mauer, das Heu um ſich her fühlten. Bald darauf brachte man ihnen mit demſelben Schweigen etwas zu eſſen und machte ihnen bemerklich, daß ſie den ganzen folgenden Tag hier verſteckt bleiben müßten.

Durch eine Mauerritze konnte Lee, als der Tag anbrach, entdecken, daß die Scheuer zu einem kleinen Bauerhofe gehörte. Er war dem Hauſe ſo nahe, daß er das an der Thüre geführte Geſpräch mit anhören konnte. Der Morgen ſtieg klar herauf und aus den dringenden Nachfragen von Reitern, die gelegentlich an die Thüre geſprengt kamen, ergab ſich, daß die ganze Gegend in Allarm war. Der Bauer gab kurze und mürriſche Antworten, als ob er ſich nur ungern von ſeiner Arbeit wegrufen ließe; die andern Hausbewohner dagegen hatten viel und eifrig zu fragen, und aus den Antworten konnte Lee abnehmen, daß die Mittel, durch die er und ſeine Gefährten entwiſcht waren, immer noch gleich geheimnißvoll blieben.

Die Nacht darauf machten ſie ſich, als Alles ruhig war, neuerdings auf den Weg, und erklärten Lee, da er nicht ein Mitverſchworner, ſondern blos zufällig ein Theilnehmer ihrer heimlichen Flucht geworden ſey, ſo müßten ſie die Vorſicht nehmen, ihn vor ihnen her, gerade hinter dem Führer gehen zu laſſen. Er fügte ſich ohne Widerrede, obſchon dieſe Einrichtung ſeine Ausſicht auf eine günſtige Gelegenheit zum Entwiſchen bedeutend verringerte. Aus dem Stand der Geſtirne ſah er, daß ſie nicht in einer geraden Linie dem Delaware zugingen, wie ſie dann die Richtung ihres Weges ſo oft änderten, daß er durchaus nicht zu vermuthen im Stande war, an welchem Punkte ſie an den Fluß zu kommen gedachten. Er bemühte ſich indeſſen, ſo oft irgend ein auffallender Gegenſtand ſich zeigte, ihn ſeinem Gedächtniſſe ſo gut als die Dunkelheit es verſtattete, einzuprägen, und war hierin glücklicher, als er bei der aufgeregten Stimmung, in der er ſich auf dem ganzen Wege befand, hätte erwarten dürfen.

Mehrere Nächte hindurch ging es auf dieſe Art weiter, indem ſie von Zeit zu Zeit immer wieder andern Perſonen übergeben wurden, die, wie Lee aus ihren flüſternden Geſprächen abnehmen konnte, regelmäßig bei dergleichen Gelegenheiten, wie die gegenwärtige, verwendet und von den Engländern für ihre Dienſte wohl reichlich belohnt wurden. Ihr Gewerbe war höchſt gefährlich, und wiewohl ſie verzweifelten, zu Allem fähigen Männern gleich ſahen, ſo verabſäumten ſie doch nie die ſorgfältigſten Maaßregeln. Bei Tage wurden die Flüchtlinge in Scheuern, Kellern, zu dieſem Entzwecke gemachte Höhlen und ähnlichen Verſtecken untergebracht, und einen Tag brachten ſie gar in einer Todtengruft zu, deren Räume man erweitert und deren Bewohner man, wenn ſolche vorhanden geweſen wären, verwieſen hatte, um den Lebenden Platz zu machen. Die Kirchhöfe waren ein Lieblingsverſteck, und bei mehr als einer Gelegenheit mußten ſie zu abergläubiſchen Schreckmitteln ihre Zuflucht nehmen, um zufällig ihnen in den Weg kommende Leute zu verſcheuchen; der Erfolg rechtfertigte denn auch jedesmal ihren Verſuch und Lee konnte ſich, trotz ſeiner eigenen unergötzlichen Lage und der Ausſicht, bald vielleicht ſelbſt ein Bewohner des Grabes zu ſeyn, des Lachens nicht enthalten, wenn er die Eilfertigkeit ſah, mit der Jung und Alt vor den vermeintlichen Geſpenſtererſcheinungen floh.

Obwohl die Entfernung bis zum Delaware nicht bedeutend war, ſo waren ſie doch jetzt bereits zwölf Tage unterwegs geweſen, und in der ganzen Gegend war die Wachſamkeit und der Argwohn ſo groß, daß ſie beinahe an dem günſtigen Ausgange ihres Unternehmens verzweifelten. Der Führer wurde ungeduldig, und Lee's Gefährten, der eine wenigſtens, wild. Es lag, wie geſagt, etwas, das ihm gar nicht gefallen wollte, in den Blicken dieſes Burſchen gegen ihn, die zudem, je weiter ſie gingen, immer ſtechender und grimmiger wurden; ob aber hierin blos die Lage der Umſtände oder ein wirklicher Argwohn Schuld war, blieb Lee ein Räthſel. Nun traf es ſich, daß in der zwölften Nacht Lee in einer Scheuer untergebracht wurde, während die Uebrigen in dem Keller einer kleinen ſteinernen Kirche ihre Unterkunft ſuchten, wo ſie mit mehr Freiheit ſchwatzen und ſich umthun konnten, theils weil die Einſamkeit der Kirche am Sabbath nicht oft geſtört wurde, theils auch, weil ſelbſt auch die Eigenthümer, denen die Kirche gehörte, nicht wußten, daß unbefugte Hände noch einen Keller hier angebracht hatten.

Hier ſaß denn die ganze Geſellſchaft, als der Tag anbrach, und das Licht, das durch, zu dieſem Zwecke angebrachte Spalten eindrang, zeigte ein niederes, etwa 12 Fuß im Gevierte haltendes Gemach mit einem feuchten Steinboden und großen weißen Moderflecken in den Wänden. Da ſie wahrſcheinlich fanden, daß die Steinplatten kein bequemes Ruhelager bethen, ſo hatte ſich ein jeder von den Helden auf ein kleines, den Pulverfäßchen nicht unähnliches Tönnchen geſetzt. Hier rauchten ſik denn höchſt eifrig und ſetzten von Zeit zu Zeit einer mächtigen Feldflaſche zu, aus der ſie, das Geſicht mit dem Ausdrucke einer ernſten Behaglichkeit aufwärts gekehrt, tüchtige Züge thaten. Während dem fragte ſie der kleine Soldat leicht hingeworfen, ob ſie denn auch wüßten, wen ſie bei ſich hätten? Die andern ſtutzten und nahmen ihre Pfeifen aus dem Munde, um ihn zu fragen, was er damit ſagen wolle. „Ich will damit ſagen,“ war ſeine Antwort, „daß uns Capitän Lee von der Rebellenarmee die Ehre ſeiner Geſellſchaft ſchenkt. Der Schuft hat mich einmal abgeſtraft und ich irre mich wie in meinem Manne, wenn ich eine Schuld der Art abzutragen habe. Jetzt will ich aber auch mein Müthchen kühlen.

Die Andern gaben ihm indeſſen auf der Stelle ihr Mißfallen über eine ſolche Mordluſt zu erkennen und erklärten, daß, wenn wirklich ihr Begleiter wie er ſage ein amerikaniſcher Offizier ſey, ſie nichts zu thun hätten, als ihn genau im Auge zu behalten. Da er ſich uneingeladen ihnen angeſchloſſen habe, meinten ſie, ſo müſſe er nun auch mit ihnen nach New-York und die Folgen ſelbſt tragen, allein mittlerweile ſey es ihr eigener Vortheil, durchaus keinen Verdacht gegen ihn blicken zu laſſen, da er ſonſt leicht Lärm ſchlagen könnte, wogegen er jetzt offenbar die Abſicht habe, mit ihnen zu gehen, bis ſie ſich nach New-York einzuſchiffen anſchickten. Der Andere beſtand auf ſeinem Kopfe und erklärte wiederholt, daß er mit eigner Hand ſeine Rache nehmen wolle, worauf der Führer eine Piſtole ziehend, ihm im feſten Tone bedeutete, er würde ihm, wenn er nur den geringſten Verſuch, dem Capitain Lee ein Leid zuzufügen, oder irgend ein Benehmen wahrnehme, das den Capitain auf den Argwohn bringen könnte, ſeine Verkleidung ſey entdeckt, auf der Stelle eine Kugel durch den Kopf jagen. Mit einem Unheil drohenden Seitenblick auf ſeinen Führer legte der Soldat die Hand an ſein Meſſer, als er jedoch ſah, daß er es mit einem Manne zu thun habe, der nicht mit Worten ſpiele, nahm er ſich zuſammen und fing an, ſich allerlei Plunder zu einem Bette zurecht zu legen. Die andern Soldaten folgten ſeinem Beiſpiel und ihr Führer entfernte ſich, nachdem er die Thüre hinter ſich verſchloſſen hatte.

Die nächſte Nacht ging es wie gewöhnlich weiter, nur zeigte das Benehmen ihres Führers, daß ihnen noch mehr Gefahr als vorher drohte; er erklärte ihnen denn auch, daß ſie jetzt nicht weit vom Delaware entfernt ſeyen, und daß er ihn vor Mitternacht zu erreichen hoffe. Gelegentlich hörten ſie einen Flintenſchuß, ein Zeichen, wie es ſchien, daß irgend eine Bewegung in der Gegend Statt finde. So gewarnt beſchleunigten ſie ihre Schritte und es währte nicht lange, ſo ſahen ſie einen hellen breiten Lichtſtreif vor ſich, ſo wie ihn eine ruhige Waſſerfläche ſelbſt in der dunkelſten Nacht zurückwirft. In tiefem Schweigen ſchritten ſie darauf zu, die Bruſt von verſchiedenartigen Regungen bewegt; Lee hoffte auf eine günſtige Gelegenheit, ſich durch heimliche Flucht aus dem Wageſtück zu retten, das zu ernſthaft wurde und deſſen Hauptzwecke bereits erreicht waren; die andern beſorgten, es möchte irgend ein Unfall das Boot betroffen haben, von dem ihr Entkommen über den Strom abhing.

Als ſie an das Ufer kamen, war nirgends eine Spur von einem Boote auf dem Waſſer zu ſehen. Ihr Führer ſtand einen Augenblick, von Schrecken ſtarr, ſtill, ſammelte ſich indeſſen wieder und ſagte, es ſey möglich, daß es weiter den Strom hinab angelegt ſey, und — alles andere vergeſſend, hieß er den größeren Soldaten ihm folgen, während er dem andern eine Piſtole gab und ihm zuflüſterte: „Wenn der Rebellenoffizier uns zu verrathen verſucht, ſo ſchieß ihn nieder; andernfalls wirſt du ſchon um deiner ſelbſt willen keinen Lärm machen, aus dem man merken könnte, wo wir ſind.“ Damit trennten ſie ſich und Lee blieb mit dem Böſewicht allein.

Er hatte ſchon früher geargwohnt, daß ihn der Burſche kenne, und jetzt wurden ſeine Zweifel mit einem Male zur Gewißheit. So dunkel es auch war, ſo ſchien es doch, als ob Feuer aus ſeinen Augen ſprühte, nun, da die Macht ſich zu rächen in ſeiner Hand lag. Lee beſaß ſo viel Herzhaftigkeit als irgend ein Offizier im Heere; allein er war unbewaffnet und ſein Gegner ihm bei all ſeiner Körperkraft ſchon ſeiner Waffe wegen überlegen. Während er ſo, ungewiß was er thun ſollte, daſtand, ſchien ſich der Kerl, den Blick unverwandt auf ihn gerichtet, an der Ausſicht auf Rache zu weiden. Obwohl der Officier dem Scheine nach unbefangen daſtand, rollte ihm doch der Schweiß in dicken Tropfen über die Stirne. Bald hatte er ſeinen Entſchluß gefaßt und ſprang auf ſeinen Gegner mit der Abſicht los, ihm das Piſtol aus der Hand zu winden; allein der andere war auf ſeiner Hut und zielte mit einer ſolchen Genauigkeit, daß, wäre das Piſtol mit einer Kugel geladen geweſen, dieſer Augenblick ſein letzter geweſen ſeyn würde. Allein wie es ſchien, ſo hatte ſich der Führer darauf verlaſſen, der bloße Anblick ſeiner Waffe würde ihren Gebrauch unnöthig machen, und ſie deshalb nur mit Pulver geladen, aber auch ſo warf die Gewalt des Schuſſes Lee zu Boden; zum Glück fiel indeſſen das Piſtol, als es der Kerl wegwarf, ſo nahe bei Lee nieder, daß dieſer es erlangen und damit ſeinem Gegner, als dieſer ſich bückte und ein Meſſer herauszog, einen betäubenden Schlag verſetzen konnte. Unverweilt warf er ſich nun auf den Meuchelmörder, und ein langer und blutiger Kampf begann; ſie waren einander an Körperkraft und Vortheil ſo genau gleich, daß Keiner den andern, wo er ihn eben gefaßt hielt, loszulaſſen ſich getraute, um nach dem Meſſer zu greifen; das Blut ſchoß ihnen aus dem Munde und der Kampf würde wahrſcheinlich am Ende doch zu Gunſten des Meuchlers geendet haben, als ſich auf einmal näher kommende Tritte und Stimmen hören ließen und ſie ſich in den Händen einer Streifwache bewaffneter Bauern befanden, die an die Ufer des Fluſſes auf eine Streife ausgeſchickt worden waren. Man riß ſie mit Gewalt auseinander, ſie waren aber ſo erſchöpft und athemlos, daß keiner von ihnen irgend eine Erklärung zu geben vermochte, und Beide ſich ruhig in Alles fügten, was man über ſie zu beſchließen für gut befinden würde.

Den Bauern war nun zwar der Fang glücklich gelungen, und ſie darüber auch nicht wenig erfreut; allein was ſie jetzt mit ihren Gefangenen anfangen ſollten, darüber waren ſie in gewaltiger Verlegenheit. Nach einigem Hin- und Herreden machte einer von ihnen den Vorſchlag, die Entſcheidung der Weisheit des nächſten Beamten zu überlaſſen. Demgemäß brachen ſie mit ihren zwei Gefangenen nach ſeinem etwa zwei (engliſche) Meilen entfernten

Hauſe auf, und hießen ihn, laut rufend, aufſtehen und ſich ans Geſchäft machen. Ein Fenſter flog haſtig auf, der Friedensrichter ſteckte ſein benachtmütztes Haupt heraus und hieß ſie in einem zornigen Tone, wie ſich für ſeine Würde ſchickte, ſich fortpacken, und zur Vergeltung dafür, daß ſie ihn mit ihrem Geſchrei in der Kälte aus dem Bette gejagt hatten, wünſchte er ſie in den wärmſten Ort, den ihm gerade ſeine Einbildungskraft eingab. Aller Widerſtand war indeſſen umſonſt; er mußte aufſtehen, und ſobald man die Gefangenen vor ihn gebracht hatte, befahl er, ſie in Eiſen nach Philadelphia in das dortige Gefängniß zu bringen.

Lee benutzte die Gelegenheit, den alten Herrn bei Seite zu ziehen und ſagte ihm, wer er ſey und was ihn zu dieſer Vermummung veranlaßt hatte; allein der Friedensrichter, der ihn nur mit der gelegentlichen Frage: „nun, bald fertig?“ unterbrochen hatte, erklärte Lee, nach Beendigung ſeiner Geſchichte, ſie ſey recht gut erfunden und mache der Gewandtheit, mit der er ſie erzählte, viele Ehre, auch werde er all das Gewicht darauf legen, was ſie zu verdienen ſcheine. Alle Gegenvorſtellungen Lee's waren nutzlos.

Sobald ſie wohlverwahrt im Gefängniß untergebracht waren, vermochte Lee den Gefangenwärter ein Billet an den General Lincoln zu beſorgen, das dieſen von ſeiner Lage in Kenntniß ſetzte. Der General empfing es Morgens, als er eben mit dem Ankleiden beſchäftigt war, und ſchickte ſogleich einen ſeiner Adjutanten nach dem Gefängniße. Dieſer Offizier wollte ſeinen Augen nicht trauen, als er den Capitain erblickte. Seine ſchon zu der Zeit, wo er ſie zur Verkleidung anzog, abgenutzte Uniform, hing jetzt in Fetzen um ihn und ſein Bart hatte das Raſiermeſſer ſeit vierzehn Tagen nicht mehr geſehen; er wünſchte deshalb, wie man leicht denken kann, ſeinen äußern Menſchen einigermaßen zu verbeſſern, ehe er vor dem Kriegsminiſter erſchien; allein der Befehl lautete entſcheidend dahin, ihn zu bringen wie er war. Der General liebte wohl zu Zeiten den Spaß; ſein Gelächter aber wetteiferte heute beinahe mit dem Donner ſeiner Feuerſchlünde, und lang und laut lachte er dieſen Tag.

Bei ſeiner Rückkehr nach Lancaſter ſuchte Lee unverweilt den von ihm gemachten Weg wieder auszumitteln; und ſo genau unter allen den ungünſtigen Verhältniſſen, war ſein forſchendes Augenmerk geweſen, daß er funfzehn Perſonen, welche zum Entkommen brittiſcher Gefangenen behülflich geweſen waren, den Gerichten zu bezeichnen vermochte.

Der Deutſche in Italien.

Novelle.

Ueber die Berge muß man? — Ins glühende Italien! Ins Land der Töne! — rief Kapellmeiſter Schleiſmann oft aus: — „Hier in unſern kalten Nebelländern verſäuren Töne und Laute! — Dort, wo die Kaskaden der Perlentriller, wie an Schnüre gereiht, ſilberrein fallen, wo die tief erglühende Schwermuth oder im brennendſten Liebesfeuer hingehauchten Töne durch den heißen Luftſtrom an unſer Ohr getragen werden, wo Bäume, Stauden, Blüthen und Blumen in gleicher, Balſam athmender Friſchheit harmoniſch mit den Tönen und menſchlichen Gefühlen leben, wo das tiefgeſättigte Abendroth der Golfe in glänzendem Silber erſtirbt, in hellſter Farbenſcala ſich das Morgenroth durchſpielt, wo der milde-Hauch des Duftes die Farben der Bergrücken und Baumwipfel mit dem reinſten Azur des Himmels in melodiſchen Uebergang einwiegt. —

wo — wo — o! Alle Fibern bebten mir, wenn ichs ausmalen ſollte!" — —

Und er war auch nicht der Mann zum Ausmalen. Er war aber ganz der Mann, ſelbſt nach Italien zu reiſen, und zu ſehen und zu hören! — Und hätte er beim Einpacken ſeine Haartouren vergeſſen außer allem Andern, und es hätte geheißen: „Aufgeſeſſen!" — Er hätte nicht eine Terze länger gewartet und ſich bei ſeinem künftigen Auditorium ganz trocken entſchuldigt: „Alles Erforderliche habe ich bei mir, mir fehlt nichts als meine Touren!" — Er wäre im Stande geweſen, das ſchalkhaft auf den Annonce-Zettel ſetzen zu laſſen. —

Nun kam noch dazu, daß eine Signora Fauſtina Serena in jenem Eldorado ſeiner Hoffnungen ſich hören ließ und furore machte, und wer war in wenig Tagen reiſefertiger als unſer Schleifmann! —

Wie er in den Zeitungen von Ihr las, begann er einzupacken, und brachte die halbe Nacht unter melodiſchen Läufen, in derem Geiſte er für ſeine geliebte Violine ſetzen wollte, unter Einpacken ſeines Reiſebedarfs zu. — „Ja! ſolche Prima-Donnen ſind immer Madonnen!! Vorſtellen muß man ſich ſolche Madonnas können, ehe man ſie ſieht. Jeder kanns nicht. Sie ſtehen nur vor dem lebhaft, der Kunſtſinn beſitzt; — der fühlt, welches tiefe Gefühl durch die Mienen und Geberden in der Erſcheinung ſolcher Kunſtweſen zu unſern leiblichen Augen ſpricht. In Ihrem Geiſte muß man komponiren können, ehe man ſie leiblich ſieht! — Ohne Noten will ich's wieder geben, ohne Noten mein Innerſtes! — Auf niedergeſchriebene Fantaſien halte ich nichts! Jeder iſt wahrer Künſtler, der tiefe Empfindungen hat, und wenn das, was er improviſirt, auch ſelbſt ſchon Andere vor ihm gefühlt haben, nur aus ſich ſelbſt heraus fühlen, fühlen und ſchaffen muß mans! —

Tags darauf war er ſchon in der Landkutſche und ließ ſich immer mehr dem erſehnten und erflehten Himmel und ſeiner Donna zuführen, die ſeiner Meinung nach gerade ſo und nicht anders ausſehen mußte, wie ſie ihm ſeine Einbildungskraft vormalte, und die ſich in dieſer Geſtalt immer tiefer ſeinem Herzen eingrub. — „Meine Violine rühre ich nicht an, nicht einmal ſtimmen werde ich ſie, erſt im tiefen blauen Aether, in der Glutluft werde ich ihr ſüße, ins Herz ſchmelzende Töne entlocken. Und ich bin der Improvisatore meiner Donna! — Sie muß meinem Bilde gleichen, ſonſt packe ich zuſammen und reiſe tief ins Italien hinein und ſpiele aus meinen Noten!“ —

Mit der wärmern Luft, mit dem blühenden Boden ging ein neues ungeahnetes Leben in ihm auf, er verjüngte ſich, und ſeine Kunſt, ſeine Mienen, ſein friſcheres Ausſehen ſtritten ihm zehn Jahre kühn ab, und legen ihn zu einem wohl konſervirten Vierziger. — „Hab ichs nicht geſagt, geahnet! — Keiner wollte mirs glauben! — Die Kunſt erhält nicht allein den Geiſt in ewiger Jugend, ſie macht auch jünger! — O du holde Zauberin! — Auch ich bin verjüngt, und Schleifmann wird die herrliche Liebe fühlen, wird den Gegenſtand endlich finden, nach welchem er dreißig Jahre lang vergeblich ſchmachtete, und keine aus allen ſieben freien Künſten öffnet unſer Herz ſo ſehr den ſchönſten Gefühlen, als du, göttliche Tonkunſt durch Harmonie und Melodie!“ — „Heraus mit dir!“ (und er riß die Violine aus dem Verſchlage, in welchem ſie ihm ſeit ſeiner Abfahrt verſtummen mußte) „heraus mit dir! Ergieße dich mein Herz in Töne! — Rede du ohne Worte, wortreiche Tonkunſt! —

Die gelinden Stöße des Reiſekaſtens arpeggirten ſeine Maestoso's und Larghetto's und der Vetturino, der ſich zum luſtigen Zuſichſingen aufgeregt fühlte, rang der cantilene Schleifmanns nur wenige Pauſen ab. — Als aber erſterer laut in die Lüfte ſeinen Geſang hinſtrömte, ſank plötzlich Schleifmanns Hand mit dem Bogen und in Extase rief er: „Das ſingt aus italieniſcher Bruſt und Kehle! — das muß ich ſchon walten laſſen!“ — dachte er dazu: das ſingt und komponirt Alles prima vista von Natur aus!“ — Er fiel nun aus der Rolle eines Soloſpielers in die des Accompagniers: — „Der Herr wird uns hier in Italien gefallen!“ — ſagte ihm treuherzig der Junge und lenkte mit wichtig beifälliger Miene in die Locanda ein. — Nach der Einfahrt gleich verkündet dieſer im wichtigſten abgebrochenen Tone, er bringe einen Maestro tedesco, und beſcheidete die um den Ankömmling neugierig Fragenden dahin: „Das iſt Maestro Sleifanno!“ Und ſo wurde dieſem die italieniſche Umtaufung ſeines kurzbolprigen deutſchen Namens, ohne ſich ſelbſt darum im Nachſinnen zu verſetzen, von den Landbürtigen ſelbſt ehrenvoll präſentirt, und in der Stube fantaſirte er ſchon ganz italieniſches Arioso und der Vettarino aus dem nächſten Orte hatte ſchon die Nachricht per posto mündlich auf ſich geladen, um die Verbreitung des Namens und Ruhmes des neu angekommenen Maestro Philarmonica zu bewirken. — Haben Maestro Sleifanno noch Etwas vor dem Schlafengehen beſchicken zu laſſen?“ — fragte der zuthunliche Wirth. — Nichts, das ich wüßte! — Ich bin heute gerne mit mir ſelbſt allein!“ Weiß ſchon, weiß ſchon, virtuoso nuovo et Compositore!“ — Nun wußte ſich unſer Maestro nicht wenig zu Gute und trillte das Chapot aus der Weſte hervor und ſchwenkte es hin und her: „Alſo Sleifanno, Maestro Sleifanno ſoll ich Ihnen heißen! — Gut, daß Sie ſelbſt es mir ſagen, wie ich genannt ſeyn muß, ehe ichs Ihnen erſinden mußte, und mir finde! — Ja! Ja! Maestro Sleifanno! Du wirſt Deine Rolle gut durchführen! — Maestro Sleifanno wird ſich Ehre machen, die deutſche Gründlichkeit werden Sie nicht Schwerfälligkeit ſchelten, wenn ſie mit dem Arioſo der Cantilene Italiens verknüpft ſeyn wird!“ —

Und die halbe Nacht fantaſirte er fort und zog ſeine Herzensworte: „Fauſtina Serena in einem großen Melodiengange durch, machte die Dominante ſeines Innerſten zur Dominante ſeiner Kunſt und ſammelte ſich ein unentgeldlich ſtaunendes Publikum in und vor dem Hofe der Locanda, das ihm ſeine baren Bravo's als Münzen der Bewunderung zollte. — Bevor er ſich zur Ruhe begab, forderte er ein Stück Papier, denn es ſpielte ihm ſeine ſtets rege Einbildungskraft ein Arioſo vor, welches er für den kommenden Morgen feſthalten und zu einem Concerto oder Sarzo melodico verwenden wollte, denn er pflegte immer zu behaupten: Wenn man ſelbſt das ſtolprichſte und dürftigſte Thema niederſchmiert, entwickeln ſich aus den Noten höhere ſeelenvollere Anklänge, und es wird durch die Fantaſie unter dem Spiele ſelbſt ein wohlverflochtenes Tonſtück!“ — „Noten begeiſtern, und aus Schlechtem ruft der Maestro Gutes hervor!“ — Das verlangte Papier kam, er tauchte die Feder ein, ſummte in ſich, ſchrieb darauf einige Takte nieder, ſchwenkte das Blatt wohlzufrieden hin und wieder, als er aber die emporgehobenen Augen aufs Papier fallen ließ, — wie trat ſein Blut zurück, wie bebten ſeine Hände, wie ſteckte ihm der Odem! — Hätte auf der Kehrſeite ſeiner Noten nicht in großen Quadratlettern: „Fauſtina Serena“ — geſtanden, ſo würden Blick und Leſen nicht Eins und daſſelbe bei ihm geweſen ſeyn. „Himmel!“ (entriß es ſich ſeiner übervollen Bruſt) „Himmel! — Fauſtina Serena!“ — Und plötzlich wieder ſtockte ihm die Stimme! — „Du willſt mir die Nachricht Deiner Ankunft in die Hände ſpielen! — Iſt es vom Schickſale beſtimmt, daß wir uns treffen ſollen? — Giebt es harmoniſche Verflechtungen auch ohne unſer Zuthun? — An den Nagel mit Dir, Violine! bis ich Dich, Dich gehört habe! — — Alſo wird mein Ohr Deine ſchmelzenden Töne einfangen! — Mit offenem Munde werde ich daſtehen und verſchlingen! — Du meine Signora! — Du Meiſterin der Töne! Du lebendige Muſik! — Nicht genug, daß mich im Schlafe und im Wachen Deine Geſtalt überraſcht, Du ſelbſt willſt mir zu erkennen geben, daß ich Dich und zwar in wenigen Augenblicken finden ſoll!" —

Während der Ausrufungen hatte er das Blatt mit großen Blicken verſchlungen, es war die Announce ihres Konzertes auf den morgigen Nachmittag. — Sogleich nahm er den Vetturino ins genaueſte Verhör, wie derſelbe zu dem Blatte gekommen, der es von der Ecke der Locanda abgenommen zu haben verſicherte, um aller weitern Bemühung um Herbeiſchaffung eines halbleeren Blattes überhoben zu ſeyn, und ſeinen Herrn Augenblicks zufrieden zu ſtellen. — „Wie kann man die Sprache einer ſo melodiereichen Seele ans große Publikum ſo gering ſchätzen und entehren?! — Wie kann man dieſe Anſprache vertilgen und ſchweigen heißen?!" — „Wenn ich Poſaunen hätte, wie ſie zur Erſchütterung der Mauern Jericho's gebraucht wurden, ſo würde ich drein ſtoßen, daß das ganze Gebiet in der Runde von 10 Miglien zuſammenſtrömte und dann würde ich ausrufen: Donna Fauſtina Serena iſt unter Euch! Morgen wird ſie aus ihrer Engelskehle zu Euch ſprechen! — Doch — kein Uebel ohne Gutes! — Die Verwandtſchaft der Gemüther hat ſich auf dem nämlichen Blatte ausſprechen müſſen, ohne daß Eines um die geiſtige Nähe und Berührung des Andern wußte! Sie kann ihre Töne nicht durch todte Zeichen dollmetſchen! — Aber ich kann's, der Maestro Compositore! — Doch! — Wer Sie nur ein einziges Mal gehört hat, dem ſtehen bei jeder Note Ihre Seraphstöne zugleich vor der Seele! — Aber wir begegnen uns deßhalb unſichtbar, meine Noten feſſeln Ihre ſchweigenden Töne mit Macht, und müſſen aufs Schöpfungswort für's geiſtige Ohr erſtehen allen denen, die Sie einmal gehört haben, und Ihre Töne geben erſt meinen Noten die wahre Bedeutung! — So begegnen wir uns unſichtbar und harmoniren mit einander in der Folge und ergänzen uns gegenſeitig durch uns ſelbſt erhebend und begeiſternd! — Das Blatt ſollſt Du in die Hände bekommen, wie es nur immer das Schickſal fügen wird!" —

Der Morgen kam. — Mit dem Emporſtrömen der Sonnenſtrahlen in die italieniſche Hemisphäre tauchten aus dem Innerſten Schleifmanns alle jene Molltöne auf, die er Nachts ſeiner Violine entlockte, die er zum Larghetto und Maestoso ſeiner Gefühle ausſpann und aus dem tiefſten Herzensgrunde zog. — Bald kehrte er das Blatt auf die eine, bald auf die andere Seite, bald fantaſirte er über ſeine aufgezeichneten Takte, bald gab ihm eine oder die andere Nummer der Annonce Gelegenheit, ſich das Thema ins Breite beliebig hinauszuſpinnen. — Um Mittagszeit warf er ſich aus dem Bratenrocke in ſeine ſtattliche Konzertkleidung, um als Maestro ehrenfeſt in die Accademia einzutreten und ſich ſeiner Herzensdonna entgegen zu ſtellen. — „Es iſt mir bei meinem Eintritte in Italien eine neue Welt aufgegangen, und ich werde viel ex abrupto in Zukunft geben, und das müſſen meine beſten Opera ſeyn! — Ich verſichere auf Ehre! — Jetzt fort! Hinaus ins Weite, mein Blut wird ſich ſchon ſetzen!“ — Nachdem er durch die Gegend ſummend geſchoſſen, ſchritt er zur beſtimmten Stunde ſeiner Donna voll Spannung und Sehnſucht und Beklommenheit entgegen! —

Er kam zeitlich genug, um hart an der Schranke ſeine Hoffungen beſtätigt zu ſehen, oder ſich aus all ſeinen Himmeln gefallen zu fühlen. Die Konzertiſten hatten ſich ſchon nach und nach eingefunden, das Stimmen begann, und unſer Maestro Sleifanno fixirte unverrückt die Thüre zum Orcheſter mit Herzklopfen und hatte weder Sinn für Partituren noch Künſtler: Nur ein Einziges Mal fiel ihm bei, daß er ſo ganz vergeſſen ſeyn konnte, ſeinen theuern Schatz, das Annonce-Blatt zu Hauſe einſam liegen zu laſſen, er wollte damit im günſtigen Falle hervorrücken und ſich durch die aufgeführten Nummern für jeden einzelnen Genuß vorbereiten! — Endlich ſchlug der Halbflügel auf, und es ſchritt in himmelblauen Atlas gekleidet, die ſchlanke Donna Fauſtina Serena mit zartem Anſtande herein. Ein mit, in edler Sparſamkeit angebrachten Silberzweigen, durchſticktes weißes Band zog ſich durch den kaſtanienbraunen Haarwuchs, über der ſchimmernd weißen hohen Stirne hob das blendende Weiß und das anmuthvolle Inkarnat der Wangen, und das edel einfache Koſtüm harmonirte zu dem gratiöſen Einherſchreiten und den großartigen Zügen und dem geiſtvollen Geberdenſpiele, welches deutlich ausſprach, daß die Künſtlerin kein Urtheil zu ſcheuen habe, aber jedes zu achten ſchien. Die mehr hell als dunkelblauen Augen wurden von den zarteſten Deckeln wie ein Heiligthum geſchirmet und die weithin ſchweifenden der feinen hellbraunen Bogen über denſelben ſchweiften ganz ſanft an die Naſenwurzel hin, die lebhaften Blicke hatten durch die zarte Bewegung der Augendeckel etwas ganz eignes Feſſelndes und Sinniges, trafen das Innerſte und bemächtigten ſich der Herzen, ohne niederzuſchlagen. — Ueber das Bewußtſeyn weiblicher Würde war der Gemüthsadel der Sanftheit ergoſſen. Die wohlthuende Milde der Mienen zeigte von dem ſchönſten Gleichmaße des Gemüthes und dem Einklange mit den Gefühlen der Umgebung. —

Unſerem plötzlich wie vom Blitze getroffenen Maestro war mit dem Eintritte der Donna jede Erinnerung an ſein vorgefaßtes Ideal plötzlich abgeſchnitten, und die gegenwärtige Erſcheinung wurde für ihn das Ideal, welches mit unwiderſtehlicher Gewalt ſein Herz traf.

Aber zertrümmert wurde das reine Intereſſe Schleifmanns, als er knapp hinter ihr einen ſchlanken blühenden Mann von 30 Jahren mit Anſtand hereintreten ſah, von dem er ſich nicht ſogleich erklären konnte, ob er ihr Begleiter, ihr Bräutigam oder Cicisbeo ſey. Dieſer trat mit Delikateſſe an ihre Seite, ſchritt mit ihr bis zum Notenpulte, welches hart an der Schranke ſtand, und indeß die mitwirkenden Tonkünſtler ſich eingefunden und ſtimmten, ſuchte der Begleiter der Donna die Zeit durch das Intereſſe der Wechſelrede zu kürzen.

Ihre Kunſt hat mir geſtern bei der Hauptprobe eine neue Welt eröffnet, und, wenn ich bemerken darf, Ihr edles Aeußere (welches nun Schleifmann ſo nahe der großartigen Herrlichkeit ganz durchgenießen, oder in ſelbes vielmehr ſich ganz verſenken konnte,) hat Ihr Talent nicht Lügen geſtraft. Die

Vokalmuſik hat das Eigene, daß ſie uns durch unſere höhere Sprache, die Töne, ſelbſt lobt, ohne daß wir uns zu loben brauchen, denn gerade das reinſte und unbefangenſte Gemüth muß ſich ſelbſt ganz ungetrübt hingeben, bei aller weiblichen Schüchternheit öffentlich ausſprechen und der Welt entfalten, es ſpricht mit der Stimme der vertrauteſten, geheimſten, verſchämteſten Neigungen und Liebe ſo gut zum Begleiter durchs Leben wie zur großen Verſammlung, welche von ihr einen Dollmetſch der Gefühle des Compositore verlangt, oder ſich in Gemüthszuſtänden ohne beſonderen Bezug fühlen will, welches ſich aufgeregt und ergriffen, aber nicht in die Strudel der Qualen ſelbſt hineingeriſſen und gefoltert wiſſen will, und indem die dramatiſche Sängerin einen Abſchnitt aus den Situationen des ganzen muſikaliſchen Dramas giebt, einer Conſtanze, Iphigenie, Medea, Alceſta, Agathe, Donna Elvira oder Anna; durch das Mittel ihres eigenen Organs weiß ſie auch die ganze Stufenleiter ihrer eigenen möglichen Gefühle in beſtimmtern Zuſtänden dem tiefern Gemüthe klar zu entfalten; und die ſpeciellern Zuſtände im Weltdrama in die Kreiſe ihres eigenen Lebens hinüberzuſpielen!" —

Mild, in leiſer Rührung ſank ihr der Blick, und es war als ſagten ihre Mienen: Ich werde ewig meinem Looſe mit der Gewiſſenhaftigkeit weiblichen Seelenadels entgegenſchreiten, ſo wenig es mir auch gegönnt iſt, den Schleier der Zukunft zu heben! —

So ſehr in jedem andern Verhältniſſe Schleifmann durch des Begleiters Rede in alle Himmel verſetzt worden wäre, ſo lähmend und niederſtürzend war ſie ihm im gegenwärtigen Augenblicke. Allein was iſt zu thun? (dachte er,) Was er ſagt, iſt unwiderleglich, und ich habs ſchon ſelbſt dunkel gefühlt, will er jedoch vom Kunſtgefühle ſelbſt, — gegen mich ſeine Waffen entlehnen, um mir das Herz der Donna zu entreißen, ſo will ich mich ſchlagfertig als rüſtiger Kämpe erweiſen. — Halb vor ſich hin rief er: „Nur der ſchaffende Künſtler kann das unermeſſene Lob einer großen Sängerin im vollſten Umfange fühlen!“ —

Plötzlich wandte ſich Fauſtina Serena und ihr Begleiter, Graf Albano, nach ihm hin, und die ſchnell erjagte Aufmerkſamkeit nöthigte Beiden ein geſpanntes Lächeln ab. — „Die ſchönſte Ausbeute der Kunſt iſt, Andere außer ſich in Extase zu bringen!“ (warf ſchmunzelnd Albano hin,) Ja wohl! Ja wohl! (modulirte in eben dem Tone Schleifmann, ſich erboßt die Hände reibend,) „Ich ſehe es, ich ſehe es, aber man wird auch wohl durch die Entzückung der Entzückung entriſſen!"

„Die Entzückung über die Kunſt iſt rein; entgegnete der Graf, gegen die Donna gewendet, die höchſt verlegen über den unvermutheten ſonderbaren Zwiſchenredner aus milder Schonung ſich den Anſchein eines wohlmeinenden beifälligen Lächelns geben wollte, ſie ſchafft unter den Gleichfühlenden alſobald ein enges Band, eine ſtille Brüdergemeinſchaft, in der ſich alle leicht verſtehen lernen, und wieder finden!" Und auch er, der jede eigenthümlich ausgeprägte Individualität von Gehalt achtete, nahm die Miene eines, harmlos ſeinem Ideengange ſich Ueberlaſſenen an, und die ſchalkhaften Pauſen wurden Blitzableiter für die Streiflichter und Schlagſchatten des Schleifmanniſchen Herzens und Geiſtes. —

„Ja! Brüdergemeinſchaft! — Wenige ſind auserwählt, Viele berufen!" — (fiel Maestro, unmuthig in ſich kochend, ein.) — „Wie viele Ehrenmitglieder zählt nicht ein Conservatorio, aber wie wenige ſind in ſelbem geiſtig einwirkend, wahrhaft virtuos! — Nur wer ſelbſt komponirt, faßt den Geiſt des jedesmaligen Vortrags! Nur wer ſagen kann: So muß vorgetragen werden das Innerſte reiner Seele, kann eine Künſtlerin würdig loben!"

Die Neugierde Beider ſpannte Schleifmann noch höher, und der Graf las ſich nun aus ſeinen Geberden einen Nebenbuhler, wenigſtens in der Kunſt heraus, denn Maestro's Wangen ſpielten in allen Farben — und die Donna wie Albano dachten ſich: Entweder ein nachbetender Geck oder eine wahre Kunſtſeele voll Himmelsgluth! — Ein Mittelding läßt er nicht zu! — Schleifmann fühlte ſich aus der Rolle eines Verehrers der Kunſt in die eines Liebhabers Fauſtini's geworfen. — „Ecco il cielo cereno!" enthuſiasmirte anſcheinend ex improviso der Graf — „das brauchen Sie uns nicht zu ſagen," fiel mit gedämpfter aber heftiger Stimme Schleifmann ein, indem er das Notenblatt hervorzog und es in den Fingern, die er zur Fauſt einklammerte, während ſeiner Rede zerknitternd ſchüttelte; — „das ſteht hier, das hat mich vorbereitet; in dieſem Geiſte komme ich her, die ganze Compoſition ſteht vor meiner Seele, ganz in ſie verſunken komme ich her; ich werde gleich hören, ob der Compositore den Geiſt recht aufgefaßt hat." —

„O göttliche Arie der himmliſchzarten Asioli!" fiel der Graf ein — und Schleifmann fuhr halblaut fort: „Nur eine Serena, ein heiteres Gemüth von der reinſten, heiterſten Stirne ſtrahlend, kann in den reinſten Seelentönen dieſe kindlich reine Erhebung ſchildern und wecken!" — „Nur der reine Himmel ſelbſt füllt ſich mit mildem Sternenglanz! — Nur die Tiefe des Gefühls, das den reinen Himmel in ſich ſelbſt trägt und wieder giebt, iſt ſelbſt reiner Himmel. — Ihr Andern ergeht Euch unter der ſchönen Wölbung, blickt hinauf, ſeufzet, fühlt Euch glücklich und ſtöhnet: O wären wir oben, aber den reinern Himmel ſelbſt ſeht Ihr nicht, der läßt Euch nur blaue Luft ſehen, wenn Ihr aufblickt; wenn ſie Euch aber umſtrömt, gewahrt Ihr ſie nicht, Ihr müßt nur immerfort aufwärts blicken, weil Ihr den Himmel nicht ohne Unterbrechung in Euch tragt, Eure innerſte Natur iſt nicht Himmel ſelbſt, und iſt des Menſchen Herz kein Himmel, ſo iſt es nichts, — Und wenn Ihr alle Sterne in nuce in Händen hieltet, ſo wären die Sterne doch nicht Eure!" —

Verlegen ſahen ſich Albano und Fauſtina an, „Und findet man ſich in dem Himmel entzückt," (ſpann Albano die Rede fort) ſo gehört man auch hinein." — „Aber iſt nicht Himmel ſelbſt!" brummte Maestro dazu. — Die Beſcheidenheit, der edle Anſtand, die ſchöne Kunſtwärme, die Albano ohne Berückſichtigung einer perſönlichen Eitelkeit, allein um der Kunſt ſelbſt Willen an den Tag legte, zeigen te ihn der milden und edlen Donna Fauſtina Sereza von einer neuen Seite, die deſto größern Eindruck auf ſie machte, je anſpruchloſer ſie ſich an den Tag legte, je unvermutheter ſie ſelbe überraſchte. Zwar kannte er ſie ſchon ſeit mehreren Jahren und hatte Gelegenheit, die Bekanntſchaft Ihrer Eltern in Bergamo zu machen, bei denen er ſtets achtungsvoll aufgenommen wurde, und deren Haus er, wie viele Männer von Bildung aus Kunſtintereſſe beſuchte und ſchöne Stunden genoß; in der vorletzten Station ſtarb ihre Begleiterin, eine alte Perſon, und er bot ſich edel an, ſie als cavaliero servente hieher zu begleiten, damit ſie nicht, auf ſich ſelbſt gewieſen, in irgend einer Art ihre weibliche Delikateſſe gekränkt fühlen durfte, da ſeine angeborne Delikateſſe und die gegenſeitige Achtung die ächten Bürgen für die Fortdauer des harmloſen, anſpruchsfreien Verhältniſſes waren, und ſie ſich gegenſeitig vertrauend in klarer Ruhe behandelten. Nun gab Sie durch beifälliges Lächeln zu verſtehen, daß ſie in ſeiner ſchönen Seele leſe: „Beſcheiden wir uns gerne, den Platz hinter den Schöpfern der Kunſtwerke zu nehmen, wir ſind die Dolmetſche der Kunſt“ (erwiederte ſie, ſanft erröthend und ſüß flüſternd) „und das auf eine gute Weiſe, und können wir die Schöpfungen ihrer auserwählten Lieblinge uns ſelbſt und den Hörern vor die Seele zaubern, ſo ſind wir alle überglückt. Das höchſte Ziel des weiblichen Gemüthes!" ſetzte begeiſtert Schleifmann hinzu. — „Aber" (rief er wieder aus) „der Künſtler ſchleift den Diamant zum Juwel, daß er Strahlen ſpiele, Waſſer und Feuer!" — Dadurch nahm Schleifmann aller Anweſenden Aufmerkſamkeit in Anſpruch. — Selbſt das Stimmen pauſirte. — „Der Himmel weiß es oft ſelbſt nicht, daß er Himmel iſt," entgegnete Albano ſanft gerührt. „Das Heitere fühlt ſich klar und heiter und hat keine Ahnung davon." — „Brauchts auch nicht, brauchts!" (polterte Schleifmann hinein.) „In ungetrübter Heiterkeit lebt die edle Sängerin und gießt ihren Tonſtrom in Silberguirlanden rein und klar hin! — Er ärgerte ſich ſchon über ſich ſelbſt, daß er es ſeyn mußte, der zu Gefühlsentwickelungen und Stimmungen Gelegenheit gab. — Ja! Ja! (unterbrach er, um einen Ton höher, die ihm verdrießliche Pauſe,) „Wahrhaftig! Wenn der Künſtler den Edelſtein zuſchleift, daß er glänzen muß, dann jubelt man, wenn er Feuer und Waſſer ſpielt und gedenkt nicht des Schleifmannes! — Auf meine Ehre, es iſt ſo!" — Aber der Diamant, entgegnete Albano, muß dennoch vorher die Fähigkeit beſitzen, Feuer und Waſſer ſtrahlen zu können!" — „Verſtehe!" fiel heroiſch trotzend

Schleifmann ein, „Ex ligno non fit Mercurius. — wollten Sie ſagen. Aber den Edelſtein, den Edelſtein, den ſchleift nur ein Schleifmann — Maestro Sleifanno, wollte ich ſagen.“ —

„Haben Sie,“ fiel ihm feurig der aufgeregte Graf in die Rede, „auch ſchon gehört, daß er heute Morgens hier angekommen iſt? — Ein Virtuoso tedesco! — Maestro Sleifanno! — Man hörte ihn Abends und Nachts in der vorigen Station auf der Violine fantaſiren, heute trägt ſich ſchon das Gerücht hier mit ihm.“ — „Ich ſage es auf meine Ehre“ fiel Schleifmann im geſteigerten Pathos ein, „ihnen und allen Anweſenden, ich muß ihn ja gut kennen! — Er wird ſich ſicher hören laſſen! Sie ſollen ihn hören! Al camera ſoll er mehr ſeyn, das Leben der Liebe gehört nicht in den Konzertſaal, dort überraſcht der Sturm die leiſern Herzensſchläge! Nur das Grandioſe, Hochbegeiſternde gehört dorthin! Und das Giganteske, das Fortiſſimo des Heroiſchen, dorthin aber ſowohl die erhabene, als die im leiſeſten Zauberſpiel erſterbende Liebesglut der menſchlichen Stimme, die uns zu ſehr wie aus uns ſelbſt, oder gar vielmehr wie wir ſelbſt, uns anſpricht, um deren leiſeſtes Verhauchen nicht mit innigſtem Antheile auch im weiteſten Konzertſaale zu vernehmen!“ — „Weichen Sie mir nicht aus, fiel feurig der Graf ein, „ich muß höchſt wahrſcheinlich auch einen Compositore und Maestro di Capella in Ihnen verehren!“ — Ohne auf die Rede des Grafen zu merken, fuhr Schleiſmann in ſeinem Pathos: „das ſüßeſte Adagio, das ſchmelzendſte Andante der Zärtlichkeit, die leiſeſten Pulsſchläge des lebenden Arpeggio, die Solfeggi's der reinſten Hingebung, Alles das ſoll ihm ſo gut gelingen!“ — „Ja noch mehr, er ſoll eine in Wehmuth mit Luſt ſich ergehende Seele ſeyn, und Thränen wie Blutstropfen aus ſeiner Violine ziehen.“ — „Aber,“ fiel der Graf ein, „Sie haben ja Thränen in den Augen? Beweinen Sie etwa in ihm einen Nebenbuhler? Dieſe Saite wollte ich nicht berühren, die bei Künſtlern gewöhnlich ſo verletzbar iſt!“ — „Alles, Alles hat ſeinen Platz, ja, ja!“ rief unter thauenden Thränen Schleiſmann, „ich habe den meinen und Sie den Ihren, ich verſichere Sie auf Ehre, es iſt ſo!“ (Er merkte nämlich während der Rede, voll ſchöner Wärme habe Albanos Gemüth das Innerſte der, von zarter Sehnſucht angehauchten Donna Fauſtina Serena mit ſteigender Theilnahme ſich gefeſſelt.) — Im edelſten Feuer fuhr Albano fort: „Wie erhebend und bezaubernd wirkt nicht ein Kunſtwerk, wenn die Seele uns nahe iſt, welche es erſchuf, wenn ſich das begeiſternde Thema in ſeinen Geberden mahlt, der Ausdruck des tiefſten Gefühls um ſeine Wangen ſpielt, in ſeinen leiſe geöffneten Lippen bebt. — Die tiefſte Seele, der Feuergeiſt aus ſeinen Blicken ſtrahlt, und er während der Aufführung ſeines eigenen Kunſtwerkes die wieder emporlodernde Begeiſterung ſeiner Schöpfungen allen ſeinen Hörern lebendig vors Auge rückt. So mag Maestro Sleifanno, von ſeiner Kunſt begeiſtert, uns allen werth erſcheinen!" —

Statt der Worte ſprachen Mienen und Blicke der Donna das innerſte Ergriffenſeyn, und Albanos Lob in edelſter Rührung aus. Sein tiefſter Gehalt trat mit lebhaften Farben plötzlich vor die ſeit Jahren ſchon verwandte Seele! — Wie zerdonnert ſtand der Maestro da! — Nach langem Schweigen entrang ſich ſeinen gepreßten bebenden Lippen der Ausruf: „Rühmen Sie nicht den Maestro Sleifanno, ich ſags Ihnen auf Ehre, er iſt ein Lückenbüßer in der Kunſt, ein gewöhnlicher Stümper, ein entlaufener Dilettant, deren Namen: Legion!" — (Es brachte ihn nämlich zur Verzweiflung, daß ſein vollſter Gehalt gerade dem Grafen Gelegenheit bieten mußte, tiefes und höheres Gemüth zu entfalten und der Donna darzulegen, und ihm ſo den gehofften Eindruck vorwegzuhaſchen, den er erſt nach und nach durch nähere Bekanntſchaft ſich zu erobern ſchmeichelte.)

„Ich kenne ihn beſſer als Sie, er wird ſchon aus dem Sattel gehoben werden, wenn er etwa noch zur Unzeit ſich hier zu erkennen geben wollte!“ — Ihr Kunſturtheil mit allem Reſpekte zu melden, ſcheint mir zu hinken, Sleiſanno mags ſelbſt am beſten wiſſen, daß man ihn auf eigene Unkoſten lobt! Er ſetzte ſich aber auf eigene Unkoſten herab, denn die ganze Verſammlung las Kunſtneid aus ſeinen Geberden ſich heraus, aus ſeinen Worten und feuchten Augen Fanatismus. — Sleiſanno's Ankunft hatte ſich über das ganze Gebiet verbreitet, mit größter Sehnſucht erwartete man den Maestro tedesco, der ſollte ſtolz werden auf italieniſches Lob, der ſollte bald den Enthuſiasmus der Ultromontaner erfahren, der ſollte als ein ſeltener Vogel aus Norden, Südluft ſaugen, ſich himmliſch entzückt fühlen, in ſeinem neuen Vaterlande, der ſollte italieniſche Gluttöne mit deutſcher Solidität begleiten; — und jetzt ſollte er noch vor ſeiner Ankunft von einem bloßen Zuhörer, dem kein Ruf vorauseilte, deſſen Kennerſchaft ſich erſt nach probehältigen Autoritäten umzuſehen hatte, von einem zufälligen Zwiſchenredner geiſtig zerknittert und verkrüppelt werden? — Alles war gegen einen Solchen! — Beſonders da jetzt das neidiſche Gemüth deſto greller in die Augen ſprang und unangenehm berührte, weil man mit erhöhter

Stimmung den Konzertſaal betrat und ſchönen Genüſſen entgegenharrte, weil die Donna Serena die heiterſte Stimmung verbreitete, ſie, die jetzt ihr zartes Verdammungsurtheil durch Senken der Blicke und ſanftes Erröthen fällte?! —

Man winkte den Aufſehern, man faßte ihn eigenhändigſt bei der Halskrauſe und den ſteifen Manſchetten, man rückte ihn pauſenweiſe durch den Schwall der Verſammlung zur Thüre, während er kreiſchend aufpolterte: „Ich bin der verdammte Maestro Sleifanno!“ (was den allgemeinen Ingrimm nur ſteigerte) „ich bin auf meine Ehre der vermaledeite Maestro Sleifanno — ich bin es ſelbſt, bei allen Heiligen und Compositoris, glauben Sie mir, — ich bin es ſelbſt, der Maestro Sleifanno hat mir jetzt einen impertinenten Streich geſpielt! — — Ich werde keine Konzerte in Italien geben, keins! — Ich ſage ja ſelbſt, daß nichts an mir iſt — gar nichts iſt an mir! — Ich ſchimpfte nicht über fremde Leute, ich bins auf meine Ehre ſelbſt!“ — Das Ende der Scene machte das ſanfte Mitleid der Donna Fauſtina Serena, die ſeinen Begriffen von der Höhe der Kunſt, trotz ſeinen überſtrengen Forderungen, Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Der bald vertoſende Sturm des Unmuthes und Gelächters hatte ſein Gutes. — Das Stimmen übertäubte er nämlich, welches weit mehr in das Trommelfell ſchneidet, als durch einander murmelnde Menſchenſtimmen, und durch welche moſaikartigen Klangblitzen ſo oft die beſſere Stimmung verſtimmt wird. —

Nun ſtrömten die wogenden Töne Fauſtina's, gleich jenen der zu ihrer Zeit ſo gefeierten Fauſtina unſers Landsmannes Haſſe, wie ein ſich allverbreitender reiner Aetherſtrom durch den Concertſaal, und in die Seelen der Anweſenden Asiolis: „Ecco il cielo sereno!“ erſchloß Allen einen Himmel der Gefühle des Compositeurs und der Donna. — — Der arme Schleiſmann! — Hätte er die ſeelenvoll hingehauchten Moll-Töne ſeines ſchönern Ideals, von welchem das Ideal ſeiner Einbildungskraft verdrängt und ſo himmliſch erſetzt ward, jetzt einfangen können! — Sein ungemeſſener Kunſthochmuth, der, wenn auch gegen ihn ſelbſt zeugend, doch mit ſo innigem Gefühle gepaart war, und in der Gemeinheit Anderer einen ſo großen Entſchuldigungsgrund fand, hätte ſich in warme Thränen aufgelöſt, er wäre niedergefallen vor Ihr wie vor einer Erſcheinung aus einer höhern Welt, und hätte Ihr und vielleicht Albano die harte Verurtheilung abgebeten, die manches ſchöne Talent zurückgeſchreckt haben würde. — Du wäreſt wieder aufgeſtanden und hätteſt mit heiterer Seele fantaſirt! —

Aber was that unſer Schleifmann, der jetzt den Maestro zu behaupten hatte? — „Sleifanno will ich nicht mehr ſeyn!" ſchrie er, treppabwärts ſich tummelnd, „ich bin ein ſtolzer, deutſcher Schleifmann bin ich! — Und das will ich Ihnen allen gleich beweiſen!" —

Nach Hauſe zu kommen, die Violine zu nehmen, war Eins, aber ſiehe da! Eine Saite war geſprungen. „O dem iſt bald abgeholfen!" — rief er höhniſch trotzend aus! „Hier bekommt man ja ächte Romanesi!" — Und dem Aufwärter rief er und gebot ihm, ſo ſchnell als möglich ihm welche zu kaufen, wickelte ſie in das Annonceblatt, ſteckte es nebſt allzeit bereit liegenden Noten von eigener Kompoſition zu ſich und eilte wie im Fieberparoxismus davon. — Als ſein Blut durch Verkochen ſeines Aergers und das Laufen in ſtärkere Wallung gerieth, und er an allen Gliedern bebte, zog er ſein Inſtrument heraus, ſtimmte, daß Alles ſtehen blieb und ſtaunte, und murmelte zwiſchen den Zähnen hinein: „Ich will Euchs beweiſen, daß ichs ſelbſt bin!" —

Die letzte Nummer hatte bereits begonnen, als er vor der Thüre des Conzertſaales ſtand, und zitternd an allen Gliedern vor Aerger und nun hinzugetretener Angſt, es möchte etwa die Thüre aufgehen und er erkannt werden, neigte er ſein Ohr ans Schlüſſelloch, hielt die Violine an der Wandſeite vor, um den Tönen die Extravaganz außer das Gebiet ſeines Trommelfelles zu ſperren, und ſog die glockenreinen ſchmelzenden Seelentöne ſeiner ſo nahen Herzens Donna mit bebender Wolluſt ein. — Nach beendigter Arie öffnete er die Thüre ſchüchtern, ſtimmte, (die Violine zwiſchen den Beinen) händeklatſchend ad captandam novam benevolentiam in den allgemeinen Beifallsſturm (es ging ihm aber auch aus der innerſten Seele) und wußte durch dieſes Einſtimmen in den allgemeinen Jubel den Argwohn des unbedingten Neides von ſich zu wälzen, daß die plötzliche Begegnung in gleichen Gefühlen den Unwillen pauſenmäßig niederſchlug, der gegen ihn Sturm gelaufen war. Die zunächſt der Thüre Stehenden drehten ſich flugs nach ihm, und ein Gelächter, welches ſich von innen aus wie der electriſche Strom an ſeinem Leiter verbreitete, jetzt aber von hinten nach vorne, und alle Köpfe rückwärts drehte, bahnte ihm ſchon den halben Weg und er ſpannte die Steigerung der Erwartung aufs höchſte! — „Nein! Nicht maestro Sleifanno ſondern Kapellmeiſter Schleifmann bin ich! Ein Deutſcher?" — Und im zitternden Triumphe ſchwenkte er die Violine über dem Kopfe. „Ich will den Schleiſmann übertreten, übertreffen, ſage ich, will ich ihn! — Will meiner deutſchen Abkunſt Reſpekt verſchaffen, will zeigen, was ich aus Deutſchland herübergebracht habe, und will den Epilog des Konzertes geben." —

Alle machten ihm, einander unſicher anblickend und ſchalkhaft lächelnd, mehr maſchinenmäßig Platz. — Er ſchritt bleich und mit an den Boden ſtarrenden Augen in die Schranken, Alles ließ ihn, der Ungewöhnlichkeit wegen gewähren, da ihm der Rang eines deutſchen Kapellmeiſters ſchon einen halben Freipaß zu Gunſten ſeines Unternehmens gab, aber zu Donna Fauſtina aufzublicken wagte er nicht. — Er belegte den Pult mit ſeinen Noten, erſetzte die geſprungene Saite durch eine römiſche, ſtimmte kurzweg, während Albano der Donna einen Stuhl etliche Schritte von ihm weg ſetzte. Er ſelbſt ſtellte ſich hart neben Schleiſmann, war ſo galant, ſich ihm zum Wenden des Blattes anzubieten und der Maestro begann ſein Solo-Concert. Mit Geſchick wußte er die von Gemüth zeigende eigene Kompoſition die zu Zeiten der Anfossi und Durante nicht unbeachtet geblieben wäre, durchzuführen, die aber des originellen Gepräges ermangelte. Er zog ſeine Noten aus dem Innerſten ſeiner treuen guten Seele, wußte ſein redliches deutſches Herz ſo unbefangen und rührend an den Tag zu legen, und ſeine völlige Hingabe an die Donna, ohne umzuſehen, das Alles bewirkte eine wohlthuende, humoriſtiſche Stimmung, und jeder fühlte ſich höchſt aufgeregt. Plötzlich erſchloß ſich ſeinem Innerſten, im tiefſten Gefühle ſchwelgend, und begeiſtert durch die Nähe ſeiner Herzensdonna, die ſchönere Seele der Muſik, und er hatte das Feld gefunden, auf dem er ſich tummeln ſollte. Durch Aufmunterung der bis zum Lachen überraſchten Verſammlung geſpornt, und über ſich ſelbſt gehoben, bat er den Grafen ſchelmiſch, vorſichtig das Blatt zu halten, und genau auf die Noten zu achten, um al tempo umzuſchlagen, damit er, der ſich umdrehen würde, gleich wieder in ſein Thema einfallen könnte. — Er wandte ſich nach der Donna Fauſtina und ließ ſeiner Phantaſie freien Lauf, und rechtfertigte ſein deutſches Talent und Gemüth und ſein Betreten des italieniſchen Bodens, indem er ſeine Huldigung in einem weithin geſponnenen, gemüthvollen Andante ausſprach, und wie ihm Donna Fauſtina Theilnahme aus den milds-blauen Augen ſtrahlte, belebten ſich ſeine Wangen und Blicke und Feuer ſtrömte durch ſeine Finger in den Bogen, was ihn um zehn Jahre wenigſtens verjüngte.

Flugs wandte er ſich bald gegen das Auditorium außer der Schranke, drehte ſich bald wieder fantaſirend um, und ſah, da er wohl gewahr wurde, daß er die Donna ein wenig überraſchte, triumphirend gegen Albano, der ihm gerne die Rolle des ſiegreichen Nebenbuhlers gönnte, um den Himmel (wie Schleifmann ſich ſelbſt nannte) nicht aus ſich ſelbſt zu verſtoßen. — Nur ganz loſe wagte es Albano, ihn mit dem Ellbogen anzuſtreifen, als wolle er ihn erinnern, daß er auch hinter dem Rücken (außer den Schranken nämlich) ein Auditorium habe (Schleifmann hielt eigentlich blos die Donna für das Seinige) dadurch machte ihn aber der Graf zuverſichtlicher und ſtolzer, er bekam ſich mehr in die Gewalt. Das Auditorium lachte leiſe und lobte laut: — Fauſtina lohnte ihm durch milde beifällige Blicke und ein, aus bekämpftem Lächeln entſprungenes holdes Erröthen, was Schleifmann ſehr zu ſeinem Vortheile deutete. Kaum wandte er ſich aber zum Pulte und ſchleifte ins Thema hinüber, ſo faßte ihn ſein Genius ſchon wieder und drehte ſein, im wohl markirten Muskelſpiele zuckendes Antlitz rückwärts und ſeine Phantaſie wirkte durch die Nähe ſeines Ideals mit luſtiger Regſamkeit. Nun brachte er noch einige Mordenten und Cadenzen an, welche dem Thema die Wendung der wehmuthsvollen Reſignation gaben, und beſchloß ſich und ſeiner Donna das Conzert im erſterbenden Piano.

Lautes Bravissimo, aufrichtig verdient, und ſo ſchalkhaft als aufrichtig gezollt, ertönte nun allgemein. Nachdem er der Verſammlung ganz obenhin, dem Grafen ſteif und gezwungen fürs Blattwenden gedankt, wandte er ſich raſch zur Donna, der er das auf den Lippen ſchwebende Lob abſchnitt, zeigte ihr ſeine Violine vor, erklärte dieſelbe für eine Amati und verwandelte nun den Conzertſaal in ein Declamatorium. — „Dieſes Inſtrument,“ hub er mit ſchwankender Stimme an, „war ſeit meinem zwölften Jahre die Freude meiner ſeligſten Stunden, ich hatte keinen andern Geſellſchafter, es weinte mit meiner blutenden Seele, half mir die ſchweren Seufzer aus dem gepreßten Buſen herausſtöhnen, die glühenden Thränen aus den kummerſchweren Augen tropfenweiſe ziehen, gab auch meinem Jubelworte, und heute, da mich das herrlichſte Gefühl übermannt, deſſen ich mich nie fähig gehalten hätte, mir das Uebermaaß der Sehnſucht und Neigung den Mund ſchließt, ſprach es meine wertloſen Gefühle aus, die beſſer waren als Alles, was ich wachend und träumend komponirte.“ — „Hätte ich, (fuhr er emphatiſch im Uebermaaß der Rührung fort,) hätte ich armer Schleifmann, der ich nicht werth bin, vor Donna Fauſtina Serena in Sleifanno mich umzutaufen, mir in meinen engen vier Wänden in Deutſchland, wo ich an meinen kleinen Leiden, unausgeführten Planen und unerfüllten Wünſchen wiederkäute und mich in Schwermuthsnetze einſpann, träumen laſſen dürfen, daß einmal eine ſolche geiſtige Fülle, erquickende Friſchheit und Balſam ſtrömende Milde mein ganzes Innere umkehren würde? — Ich ſehe, daß ich noch viel zu lernen habe, und ſo ganz wie ein flüchtiger Schatten an der Wand gegen Donna Fauſtina die Herzenskönigin verſchwinde, die erſt den rechten muſikaliſchen Funken in mir anſchlug, der ſonſt ewig geſchlummert hätte. — An dem reinen Spiegel des Augenpaares lernte ich den reinſten Seelenton verſtehen, an Ihnen, Donna, haben zwei Künſte das Ihrige gethan, um die Gottheit in ihren Geſchöpfen zu verherrlichen. Die bildende Kunſt und die Tonkunſt. — Wahrlich in Ihrer Nähe muß man ordentlich andächtig werden, Sie ſind die lebendige Tonkunſt in Geiſt und Geſtalt. — Das Edle, großartig Reine und rührend Ruhige, das unendlichen Zauber über jede ihrer Bewegungen, und ihre ganze Geſtalt gießt, überwältigt mich. — Niemand kann dem widerſtehen, und Ihr Vortrag macht einen nie erlöſchenden Eindruck, weil gleich Ihr erſtes Erſcheinen die in Thränen ausgeſtrömte innere Harmonie beglaubigt, und hat man Harmonien gehört, dann thut einem (Sie dürfen mirs aufs Wort glauben) Ihre ganze Erſcheinung und Ihr ewig geiſtreiches reitzvoll edles Geberdenſpiel, und jede Regung Ihres Körpers wohl, und ſtellt uns unſern innern Frieden ſelbſt her. — Die innere Bilanz iſt da! — Jetzt bin ich erſt Künſtler, das hat mich begeiſtert, ſeit dieſer Stunde, in der ich Sie geſehen, und nur Sie. — In ſo ferne das auch noch ſo oft gehörte aus meiner innerſten Seele ſtrömt, darf ich mich in die Reihen der Geweihten ſtellen, die einen eigenen Genius haben, und eine harmoniſche innere Welt. Sie ſind mein Genius, Sie die lebende Muſik! — Die Erhebung durch Sie hat mich weit über mich ſelbſt geſtellt! — Das Unerwartete und Ueberraſchende Ihrer Erſcheinung hat mein Innerſtes augenblicklich umgeſtaltet, mir eine neue Welt eröffnet, und mit kühnem Trotze habe ich Anforderungen an die Kunſtjünger geſtellt, die ich ſelbſt nicht zu erfüllen im Stande bin. Die vor der Thüre abgehaſchten ſchmelzenden Töne haben mir Ihre Erſcheinung auf Lebenszeit ins Gemüth gegraben. — Wehe der Sängerin, die den

Hörer nicht im ſchönen Wechſelbezuge der Geſtalt und Töne anſpricht! — Wie ich ſehe, hebt mich der Geiſt auf melodiſchen Schwingen empor, und jede tief gefühlte Arie wird mir Ihr Bild lebhaft vers Auge ſtellen. Ihr Antlitz iſt ein perſonificirtes Lied. — Ich werde ſingen ſo oft Sie vor mir ſtehen werden. Aechte Komponiſten haben in der Blüthezeit ihres Lebens der Liebe, — nicht blos komponirt, weil ihr Herz im ſeligſten Gefühle überſtrömte, ſondern weil Ihnen das Bild der Geliebten ein melodiereicher und harmoniſcher Geſang wurde.

Nur mit banger Ehrfurcht laſſen Sie mich Ihre Hand berühren, und Bogen und Violine an ihr weihen, fuhr er nach einer langen Pauſe fort. — „Sehen Sie, Donna! meine aufrichtigen Thränen fließen, die bloße leere Geſtalt kann mich unmöglich zu einem ſolchen Begeiſterten machen, aber der Geiſt alles Ebenmaßes und aller Harmonie, der durch Sie ſpricht, kann es. — Schon aus ihrem Herſchreiten zum Notenpulte habe ich auf eine Serena, eine rein geſtimmte Seele geſchloſſen! — Ich werde weit im kalten Norden herumirren, verkannt verkümmern, aber das Andenken an dieſe Stunde und Sie werden mir nie verſiegen! — Daß mich das Schickſal nicht früher in ihre Lebenskreiſe zog! — Sollten Sie getäuſcht werden, Ihr edles, mildes Herz getäuſcht!

So denken Sie an den ſonderbaren Schleifmann oder Maestro Sleifanno, er wird oft einſam weinen wie ein Kind! — Meine Phantaſie hat mir nur ein Ideal aufdringen wollen, wie ich Ihren Namen hörte, welches vom Ideale der Wirklichkeit weit übertroffen worden iſt. — Ich hätte mir nie ein ſolches ſchaffen können. O warum muß ſich unſer eigenſtes Glück und innerſtes Leben erſt dann zeigen, wenn wir die Zeit hinter dem Rücken haben, in der wir Beide ergreifen konnten! Ich werde aus der Welt gehen, um noch zeitig genug kennen gelernt zu haben, was mir fehlte und ewig fern bleiben mußte! — Doch — Sie gehören ganz mir — wenn Sie auch dieſem Herrn gehören ſollten; — dieſe Hände darf ich mit meinen warmen Thränen netzen. Nicht wahr, das gönnen Sie mir, Graf Albano! — nicht wahr, beſter Graf! —“ (Albano konnte ſeine Rührung nicht bergen.) „Und geſtatten Sie mir, ſo oft ich der Donna anſichtig werde, ihr von Weiten zu folgen! — „Und dabei drückte er ihm fernfeſt die Hand und küßte ihn und nannte ſich ſeinen Maestro tedesco, ſeine anima bruta tedesca, und verehrte ihm zum ewigen Andenken wortlos eine romaniſche Saite, dann wandte er ſich mit dem Annonce-Blatte gegen die Donna. Hier, brach er in den feurigſten Redeten aus, hier iſt meine beſte Habe, weil ich im ernſten Gefühle für Sie die Noten, ehe ich Sie noch ſah, niedergeſchrieben habe, was ich ex tempo als Nachkonzert erſt ſo glücklich durchführte, und was ohnehin aus Ihrer Seele herausgedichtet und ganz Ihr Eigenthum iſt! Ein guter Genius ſpielte mir die Anzeige Ihrer Anweſenheit in die Hände — hätte ich nicht augenblicklich den Drang zum Komponieren gefühlt, ſo würde ich kein Papier gefordert haben, dieſes hier wurde mir gebracht und ich ergoß mein Gefühl in Noten, die ſie hier verzeichnet ſehen, ſchwenkte dann im Frohgefühle meines Herzens das Blatt hin und wieder, und mußte Ihre Anweſenheit entdecken, die ich vielleicht immer verſäumt haben würde, obwohl ich über die Alpen gereiſt bin, Ihren entzückenden Geſang zu genießen! — Sie haben mein beſſeres Improviſo meinem Geiſte entlockt, Sie ſollen mir auch mein letztes entlocken! — Thränen erſtickten den Verfolg ſeiner Rede. — Mit Ihnen zu leben, wäre ein zu großes Glück für mich und mir wieder zu ſchmerzhaft. — Es wäre zu groß, um nicht zu wünſchen, mich ganz in Ihr innerſtes Seyn zu verſenken und zu verweben, denn kein anderer Sterblicher dürfte Begleiter auf ihrem Lebenswege ſeyn: — und zu qualvoll, da ich mich doch nicht entſchließen könnte, Ihr ganzes Herz für mich in Anſpruch zu nehmen, um Ihnen Opfer abzuzwingen, die Ihr ungetrübtes Glück nur einiger Maaßen gefährden könnten. — Nehmen Sie im Geiſte der gehörigen Würdigung dieſes Blatt von mir, und ſo, wie mir Ihr Genius im Innerſten die Noten anſchlug, ſo werden Sie auch einen Verehrer Ihrer Kunſt in mir erkennen, die das Glück Ihres und meines Lebens ausmacht. Mein Inſtrument kann nicht ſo ſingen, wie Ihr Gemüth durch Ihre Kehle, hat keine ſolchen Uebergänge, keine ſolchen Kadenzen und Fermaten, und keine ſo großartig ſchwebenden und ſo ſeelenvoll verhallenden Töne!" —

Noch einmal küßte er ihr ehrfurchtsvoll die Hände, ſie ſchlug die Augen nieder, in welchen im Uebergefühle des edelſten Mitleids und der Theilnahme Perlen ſchwammen, die er nicht mehr ſah, denn ſie wandte ſich gegen Albano, der ſie verſtand und ihr den Arm reichte und aus der ſchwülen Atmosphäre des Konzertſaales auf den Altan führte. Maestro blieb zu einer Bildſäule verſteinert am Boden feſtgewurzelt ſtehen, — ganz noch verſunken in das Ereigniß der Stunde, raffte er ſeine Violine auf, ſteckte ſie wie ein geheiligtes Inſtrument zu ſich und lullte im Saale auf und nieder gehend die letzten Töne der Donna ganz piano nach, bis er ſich ſelbſt unterbrach: „Alſo nicht eine einzige vollſtändige Arie konnte ich hören, nur die Zaubertöne des

Finals?! — So einer Künſtlerin, die in jeder Geſangsweiſe ewig anders ſeyn ſoll wie der Ruf vom berühmten conservatorio di San Onofrio von Parthenope's Geſilden zu uns nach Deutſchland herüberſchell?! — Ich, der ich das Konzert verherrlichen half und über das Verſprechen des Anſchlagzettels hinaushob, habe nur ein Fragment unter Angſt und Beben und mit beſchwertem Arme vor der Thüre genoſſen, und alles ging geſättigter weg, als der Schlußgeber Sleiſanno?!" — Noch rannte er auf und nieder, als der Graf, der ſich ſchon über ein halbes Jahr mit der Idee trug, die Donna Fauſtina zur Königin ſeines Herzens durch das Band der Ehe vor aller Welt zu erklären, ſelbſt noch nie wagte ihr einen Antrag zu thun, ſeinen ſehnlichſten Wunſch, da er nun wußte, daß ſie in dem Seinigen ganz leſe, zu erkennen zu geben. — Sie hatte ihm ohnedieß ſchon ſchweigend den Wiederhall ihrer Gefühle verrathen. — Wirklich auch zeigte die Zukunft, daß ſich Beide in einander nicht geirrt hatten, daß Edelmuth, Geiſtesbildung und Kunſtenthuſiasmus das Band dieſer Stunde immer feſter knüpfte, und echter Kunſtſinn wie ein dauernder Kitt für geſellige Vereine, wie für Herzensverbindungen ſey. — Wir ſehen ja täglich, daß ſich in der muſikaliſchen Welt die ſchönſten Gemüthsvereine flechten, denn der wahre reine hohe Sinn für Kunſt hält auch ſtets den unverfälſchten Sinn für alles Hohe, Große und Edle in Wort und That aufrecht, und ein Mann kann ſich nicht vortheilhafter edlen Frauen einführen, als durch die ſtets rege Mitwirkung bei Ausführung des Schönen, Edlen, Großen und Anmuthigen in der Kunſt. — Nun äußerte Albano bei der Pracht des Sonnenunterganges, er wolle ihr keine nähere Erklärung abkünſteln, ſondern laſſe ihr längere Bedenkzeit. Aber beide fühlten gleich lebhaft, daß ſie für einander geſchaffen waren und einander ergänzten. — Sie ließ ihre Thränen ſanft antworten. — Beim Grauen des Abends, als man den Maestro ſchon über Berg und Thal wähnte, welcher beide ſchon längſt aus dem Konzerthauſe glaubte, ertönte, gerade wie er den Saal verlaſſen, der Silberhall ſeiner Herzens-Donna. Gleich beim Anſchlagen des erſten Tones rief es im Innerſten ſeiner Seele: „O Serena! Du und nur Du biſt's! Ich trage Deine Töne noch zu friſch im Herzen, als daß ich den nächſten nicht allſogleich für den Deinen erkennen ſollte! Und unter dem Altan faßte er feſten Fuß, zitternd ſtrich er pizzicando auf ſeine Violine — ſeinen Ton und ſein Herz in den Melodien ganz flechtend, kontraſtirte er ſeine Leiden in die reinen Ergüſſe ſeiner Herzens-Donna, und ſkizzirte oder ſchraſſirte die Dornſtücke ſeiner Pein in kurzen melodiſchen Wendungen in die Roſenguirlanden eines fremden Glückes, und wie die Donna voll ahnender Hoffnung und in ſchönſter Stimmung edler wehmuthsvoller Wonne; ob ſie auch wirklich das größte Glück dem Liebenden und Geliebten bereiten werde, eine Arie des ſüß ſchwermüthig hinhauchenden Pergoleſe aus tiefſter Seele zog, und in den warmen Abendhimmel in leiſer Schüchternheit hinaustönte, bebte er kühnere Striche hinein, als wolle er ſagen: Werde glücklich und wonnevoll! — Ich opfere Deinem Glücke mein brechendes Herz! — Es muß brechen, ſey glücklich!“ — Keine Konzerte beſuchte er mehr, er beſchloß, ihr nie mehr nachzuſchleichen. „Sie ſollen mit einander glücklich werden! — rief er, ins Weite mit zerfleiſchtem Herzen rennend — „nun habe ich eine ganze Arie meiner Herzenskönigin ja gehört! Ich habs gewünſcht, nun iſt mein Wunſch in Erfüllung gegangen! — Ich habe die Arie gehört und es iſt aus mit mir. Mein Glück iſt mit der Arie verhallt! — Ich war das Accompagnement! — Ehe war ich Soloſpieler, jetzt ſpielte ich den Second. Ich ſoll nur zum Ausfüllen und zum Einflechten dienen, zu Uebergängen und Ligaturen! — Der arme Maestro Sleifanno ſoll kein Soloſpieler ſeyn, er läßt jedem ſeinen Ruhm! —

Er wird nicht mehr Italien ſehen, der unbeachtete Schleifmann wird er wieder heißen, auf meine Ehre kann das jeder glauben! Er wird in ſeinem kalten Nebellande verſauern und einſchrumpfen! — Für uns iſts hier zu glühend, brummte er nach kurzem Schweigen in ſich hinein. Wir erheben uns höchſtens vom Rezitativ zum Arioſo, die Arie iſt für dieſes Land. Ich will mir ſelbſt von nun an vorſpielen, keinem Menſchen mehr! — Und eigentlich bleibt es dennoch wahr, daß jeder nur ſein eigener Kompoſiteur iſt, jeder echte Tonkünſtler tönt das aus, was ihm im günſtigſten Augenblick der Weihe im Innerſten ſingt, und daher verſteht er ſich auch am beſten ſelbſt. — Mein Arioſo würde zu ſüßlich, mein Allegro zu ſchnell, mein Andante zu ſchleichend, mein Maestoso überſpannt, mein Larghetto zu peinigend geſcholten werden, mein gratioso zu ausgelaſſen! — Meine Welt iſt mir geſtohlen, und ich muß mir einen Wirbel und Strudel verſchaffen, in dem ich betäubt herumgetrieben werde!" — ſetzte er händereibend und mit gepreßter Stimme hinzu. „Ich gehöre in meinen alten Bratenrock und in das Schneckengehäuſe meiner Gefühle!" — Nachts noch ſchrieb er einen Brief an die Donna, in dem er ſie bat, manchmal ſeiner noch zu gedenken. Dem Grafen wünſchte er Glück zu ſeinem Glücke, und mit granendem Morgen eilte er nach ihrer Wohnung, ſchob ſein verſiegeltes Schreiben der Magd in die Finger und eilte wie das wilde Wetter davon. Zu Hauſe angelangt, legte er ſeine Violine vor ſich aufs Bett hin, zog ſein Feierkleid aus und langſam und niedergeſchlagen ſeine Alltagshülle wieder an, und brachte einige Stunden zwiſchen Schlummer und Wachen zu. —

Mit aufrichtiger Rührung las Fauſtina Serena den Brief. Schleifmann ſchien ihr eines beſſern Looſes würdig, ſie achtete, ſchätzte und bemitleidete ihn auf eine höchſt edle und ſchmeichelhafte Art, ſeinem Kunſtſinne, Herzen, Gefühle und Geiſte ließ ſie die vollſte Gerechtigkeit widerfahren, ſein durch charackteriſtiſche und tief gegrabene Züge markirtes Antlitz, welches die Abwelkung für augenblickliches Aufblühen und Lebensfriſchheit umtauſchte, erfüllte ſie mit inniger faſt zärtlicher Rührung, in ſeiner tiefen Seele wußte ſie durch den barocken Anſtrich zu leſen, ſein Herz von ſeinem, durch unverdiente Behandlung und Unglück herbeigeführten überſpannten Hochmuthe zu trennen, und gebot ihr zarte Schonung in ſeiner Gegenwart. — Schmerzhaft berührte ihr Gemüth ſeine Nähe, ſie ſah in ihm einen zertrümmerten Bau, eine Ruine eines beſſern Schickſals würdig, aus der ſchöne Steinroſen und manches Immergrün ſproßten, und war Willens ſein Schickſal zu verbeſſern, wenn er hätte bleiben können. —

Sie ließ ihn auf den nächſten Nachmittag zu ſich bieten; zweimal lief er die nächſte Straße auf und ab, unſchlüßig, was bei ihm die Oberhand gewinnen ſollte, als er endlich mit bangem Herzen ins Vorzimmer trat, leiſe anpochte, und augenblicks zermalmt vor der Donna ſtand, die ihm entgegen trat. Ihr milder Blick, ihre ſanften Mienen weckten alle verworrenen Lebensgeiſter in ihm, und ſeine Thränen entluden ſeinen nagenden Harm für den Augenblick. — Aber nur ein wahrhaft engliſches, zu jedem ſchönen harmoniſchen Einklange geſtimmtes Gemüth konnte wie Donna Fauſtina ſprechen und ſich ſo benehmen, wie ſie jetzt gegen den Gepreßten, und nur ein Geiſt, der ſein Innerſtes ſo richtig auffaßte wie ſie. — Selbſt weibliche Weſen der beſſern Klaſſe hätten durch der Donna herzhaft edles Benehmen die Gränzen der reinern Weiblichkeit verletzt geglaubt. — Sie wußte, daß ſie einen im Innerſten zerfleiſchten wie einen wahren Seelenkranken zu behandeln habe. — Auch kannte ſie ſeine heftigen Entſchlüſſe und wußte, daß er ſich durch ſonderbare Kombination der gewöhnlichſten lauterſten Reden und Handlungen anderer augenblicklich zu Schritten beſtimme, die auf eine lange Reihe ſeiner Verhältniſſe höchſt nachtheilig zurückwirken konnten, und daß das gekränkte Gemüth ſich bei der redlichſten Abſicht ſchmerzhaft berührt fühlt. — „Betrachten Sie ſich, Maestro Sleifanno, hier wie zu Hauſe! — ſagte ſie in großer Sanftmuth und faſt verlegen. „Betrachten Sie mich immerfort als Ihre Herzens-Donna! — Ich werde Sie ſtets als einen der edelſten Menſchen, die ich auf meinen Reiſen kennen gelernt habe, ja wie einen Freund achten; — Schreiben Sie mir! Sie haben mich durch die Verlängerung Ihres Konzertes zu Ihrem Schuldner gemacht, Künſtlerinnen und Künſtler laſſen ſich gut für Ihre Konzerte zahlen, die Schöpfer ſchöneren Genuſſes ſind die Hörer ſchuldig: gut zu unterſtützen und zu fördern. — Sie werden mir doch nicht die demüthigende Erinnerung zurücklaſſen, Ihr ökonomiſcher Schuldner zu ſeyn, Ihr geiſtiger bleibe ich gern lebenslänglich. — „Auch weiß ich, daß der Sinn Ihrer ſchönen und tiefen Phantaſie mir ausſchließend gegolten hat. — Aber das Konzert war für alle Anweſenden ſo wie die Einnahme mehr oder minder für jeden Mitwirkenden. Wenn Sie mir geiſtige Genüſſe bereiten, ſo werde ich über mich ſelbſt erhoben, wenn Sie aber das verdiente

Geld ausſchlagen, ſo beleidigen Sie auf ewig mein Innerſtes.“

Er konnte nicht wohl ausbeugen, es verfing. — „Unſere Kunſt, fuhr ſie raſch fort, iſt doch das Schönſte im Menſchenleben, wir lehren ewig und lernen nie aus! — Es iſt die wahre unausſprechliche Seraphsſprache! — Das wiſſen Sie als Compoſitore beſſer als ich. Ihre Noten bewahre ich als ein Heiligthum, vertreiben Sie mir nicht meine ſchönſten Genüſſe. Bleiben Sie wenigſtens eine Woche hier. Accompagnieren Sie mich im Geſange. Meinen Bräutigam betrachten Sie als Ihren wahren Freund, und der iſt er auch wirklich. — Ergießen Sie frei in Worten Ihre Gefühle! Ich habe ihn aber ſchon früher als Sie gekannt, und Sie wiſſen ſicher ſelbſt, daß die erſten Gefühle unvertilgbar, und die dauerndſten und reinſten ſind. Darum bin ich auch von Ihrer Neigung zu mir im vollſten Umfange überzeugt. Auch ein Kuß ſoll Ihnen nicht verwehrt ſeyn,“ ſetzte ſie mit gutmüthig launigem Lächeln hinzu, „weitere Anſprüche machen Sie ohnedieß nicht. Ich mag gerne die Donna Ihres edlen Herzens ſeyn und bleiben. — Sie mögen ſich dabei glücklich fühlen, vielleicht trägt er zur Heilung Ihrer unermeßlichen Sehnſucht etwas bei. Sie ſchieben mir gewiß keine unlautere Abſicht unter.

— Ich kann Sie, wie eine reine höhere Seele, fuhr ſie ernſten Tones fort, ſchätzen und achten, trage Sie ewig und immer im Herzen, und nehme Ihre aufrichtige, edle, mir ausſchließend gewidmete Neigung und Ergebenheit mit tiefſter Rührung auf! — Und es muß ſie dennoch tröſten, daß Albano auf einer hochmenſchlichen Stufe ſteht, die in ihm auf keinen Fall ein unwürdiger Mann verdrängt haben könnte, und er überdieß früher mich liebte, und eine edle Neigung für meine Perſönlichkeit den Eindruck in Ihnen ſchwächen ſollte, den er durch die unwillkührliche Störung Ihres Glückes hervorgebracht hat. Wenn er Ihnen einen Himmel trübt, den Sie gefunden haben, ſo müßte er es viel kränkender empfinden, wenn Sie ihm einen Himmel entreißen wollten, den er ſchon länger im Buſen trug.“ — Schleifmann küßte ſie ſanft, legte dabei die Hand aufs Herz und ſeufzte traurig. — „Hier liegt all mein Glück begraben!“ weiter konnte er nichts hervorbringen! — Endlich vermochte er's über ſich, eine Woche zu bleiben, die Honig- und Marter-Woche ſeines Lebens! — Aber welche Pein ſtand er ihr gegenüber aus! — Er ſprach wenig. — Beim Abgehen küßte er ſie immer mit züchtiger Delikateſſe. Sie litt ſeinen Kuß ſanft lächelnd, den er ihr auf einen Augenblick auf die hohe reine Stirne oder die weithin geſchweiften zarten hellbraunen Augenbraunen gab; als ihn einmal das Feuer zum zweiten hinreißen wollte, ſtrafte er ſich gleich ſelbſt: „Ueber den Kontrakt!“ rief er aus — „geht nicht! Muß dem Grafen Albano, der ſo edel iſt, ein Opfer bringen, ehe das Herz mir bricht!“ — Dann eilte er, Morgens und Abends, weit in die Gegend hinaus, fantaſirte auf ſeiner Violine und zog minutenlange Töne, wie die Blutstropfen ſeiner einzelnen Qualen, aus dem tiefſten Herzen, nahm einmal eine Mundtrommel unter dem Fenſter der Donna heraus und erregte ein ſylphenartiges harmoniſches Geflüſter, in welchem er pianissimo conamore ſein Lied, wie auf Florflügeln unſichtbarer Luftgeiſter zu ihr hinauf ſchickte, dann ſchlich er hinauf und überließ ſich, ſo gut es gehen mochte, dem Schlafe oder Träumen. —

Fauſtina ſah wohl voraus, er ſey nicht länger zu halten, und ſein Scheiden werde ihm das innerſte Blut aus dem Herzen preſſen. — Seine Liebe der einmal eingetretenen Nothwendigkeit zu opfern, da war er zu kochend, zu periodiſch heftig, und ihre Vortrefflichkeit allein — würde nicht auf ihn den bleibenden Eindruck gemacht haben, aber Muſik war ſeine innerſte Seele, ihr geiſtiges Seyn war daher in das ſeinige unmittelbar verflochten, ſeine Seele ſelbſt. —

Sie war ganz Muſik und für ihn auch zugleich die ganze perſonificirte Tonkunſt! — „Jede Ihrer Bewegungen iſt mir Ton!“ — ſagte er aus tiefſter Seele zu ihr vor dem Abſchiede, — „und jeder Ihrer Töne ſind Sie ganz — Sie werden in mir leben, als mein innerſtes Selbſt! — Ich werde von nun an immer Muſik hören, mein Leben lang, denn Sie kommen nicht aus meinem Herzen und Gedächtniſſe! Und wo ich einen Ton hören werde, wird er von Ihren Melodien verdrängt werden! — Die Töne, die ich Ihnen vor der Thüre des Konzertſaales ablauſchte, und die ich unter freiem Himmel, unter dem Altan einſog, werde ich ewig hören, und hat je ein fremder Geſang den leiſeſten Anklang des Ihrigen, ſo wird er ſich mir zur harmoniſchen Begleitung der genoſſenen melodiſchen Gänge adeln. — Es wird mir ſeyn, als ſänge ich mit — — oder der Graf,“ ſetzte er mit erſtickter Stimme hinzu. „Ja, Graf Albano wird öfter in mein Innerſtes hinein ſingen, denn ziehe ich dazu aus meinem Herzen, der Violine Blutstropfen! — Ich werde, wie die Kraniche, vom ſchwülen Süden wieder nach Norden zurückziehen, ich werde verleben, ich werde nichts erfüllt leben!“ — Was in mein Innerſtes verwebt iſt, muß mir allein gehören, fuhr er mit gepreßtem Tone fort, vermöchte ich's getheilt zu lieben, ſo liebte ich nicht! — Das Glück zeigte mir ſeine Schätze ſo nahe, aber ich durfte ſie nicht ergreifen, das dunkel in meinem Innerſten Ringende und Gährende deutlich ins Leben zu rufen durch Töne, war mir nicht geſtattet — unendliche Gefühle! und ſie nicht ausdrücken zu können! O Höllenpein! Italiens Lüfte und Düfte und ein deutſches Herz dazu, aber keine Seelenruhe, und unter dem heiterſten, lachendſten Himmel eine zertrümmerte Welt! — Weinen Sie um mich! — Ich werde ewig weinen auf der Violine und aus den Augen! — Ich erlebe es nicht lange, ich bin ein Opfer meines Selbſt! — Zum Schreiben wäre ich nie gefaßt, mein Herz würde unter den Zeilen brechen, ich kann Ihnen und dem Grafen meine Blutstropfen nur durch mein Inſtrument zuwägen, da habe ich nicht nöthig, mein Herz in Buchſtaben umzuſetzen!" — Sehen Sie, ſagte er vom Thränenlaufe unterbrochen, dieſes abgebrauchte Inſtrument hier iſt mein Herz, das iſt Alles, was ich mitnehme. Andenken nehme ich ſelbſt von Ihnen keines, denn alle Andenken überſtrahlt und tilgt das Andenken an dieſe Stunden und Sie ſelbſt! — Sonſt ſagen die Leute die Kunſt geht nach Brot, aber meine ging nach der Liebe!

Es iſt auf meine Ehre ſo! — Ich ſehe Thränen! ſchrie er wonnig, Thränen! — die darf ich, ſo lange ſie fließen, abküſſen! Sie begreifen, ich muß fort! — Und zart berührte er mit den Lippen ihre Hände, die Arme, die Stirne, das Haar und die Hüften, indem er inzwiſchen leiſe ſeufzte: „Ich eile gleich fort! gleich fort! — Kein Menſch darfs gewahr werden, es liegt etwas heilig — Geheimnißvolles darin und iſt nur für uns! — Jede Vorbereitung zum Scheiden, fuhr er gefaßter nach einer Pauſe fort, iſt mein längeres Wehmuthsleben ſelbſt; dann wird der Abſchied ſelbſt wieder zur Lebensperiode; — und eine deſto herbere, weil er die letzte Stunde des gramvollen Lebenslaufes wird. Aber: Ein Kuß, Ein raſcher Händedruck, das heißt Abſchied nehmen!“ —

„Maestro Sleifanno oder deutſcher Schleifmann! flüſterte Serena, wie Sie es lieben wollen, bleiben Sie!

Kein Bleiben wird mir durch des Grafen Nähe gegönnt! Ich muß fort! — Weilen heißt hier verweilen: immer kann ich nicht bleiben, ſtöhnte er, muß fort! — Sie beſitzen mich immer, aber ich beſitze Sie nicht! Sie gehören zwar ganz mein, Sie ſind mein Innerſtes ſelbſt, aber Ihnen gehört der Graf! — denn die Tonkunſt lebt, das ſehe ich auf Ehre, aber ich muß in Gegenwart derſelben ohne Beeinträchtigung ſchwelgen können! Mit glühender Seele und alſo ausſchließend! Treulos verſcheuchte das Schickſal das Ideal meiner Einbildungskraft und zeigte mir ein wirkliches, um es mir ewig zu entreißen! — Tonkunſt! O ewiger Ton durch alle Thäler, Auen, Triſten, Wälder und Berge. Donna Fauſtina Serena! lebende Tonkunſt! Du im Herzensgrunde ewig Anklingende! Die ich ewig durch mein Inſtrument mir dollmetſchen werde! Lebe wohl auf ewig!“ —

Er küßte ſie heftig, ſchoß mit ſeiner Violine hinaus und eilte in die Locanda; eingepackt war ſchon, und der Vetturino fuhr ihn an die Gränze ſeines deutſchen Vaterlandes zurück. — Die Donna hatte mit ihren eigenen Gefühlen zu kämpfen, um nicht längere Zeit ſich ſchwermüthigen Gefühlen zu überlaſſen, da ſie ohnedieß mit banger Ahnung an ſeine Zukunft dachte; denn tiefſtes Mitleid, reine Neigung und Theilnahme, erſchöpfendes Eingehen in ſeine eigenſte Natur, und ein Gefühl der lauterſten Freundſchaft ergriffen ſie in ſeiner Abweſenheit eben ſo lebhaft wie in ſeiner Nähe.

Taub für jeden Ton unter italieniſchem Himmel, blind für jede Schönheit der Natur, hüllte ſich Schleifmann, der ſich an der Gränze zum ſechtenmale Maestro Sleifannio genannt wiſſen wollte, in ſeinen weiten Aermelmantel, ſchickte noch einmal, hinüberblickend mit thränenden Augen, Küſſe und Abſchiede mit den Händen in ſein voriges Hesperien und dachte: Donna Fauſtina Serena, ohne es über die Zunge bringen zu können, ſtrich auf der Violine einzelne Töne an, die von dem Stoßen der Reiſekutſche unſanft unterbrochen wurden, und mußte ſeine Töne obendrein mit dem hin und herwaukenden Kopfe parodiren. —

Fauſtina Serena ſprach kurze Zeit darauf zum Grafen: „Hätte ich dich nicht kennen gelernt, ich glaube wahrhaftig, Sleifanno hätte einen größeren Eindruck auf mich gemacht, als ich wohl ſelbſt gewünſcht hätte, die Natur ſelbſt hat ihn nicht ſtiefmütterlich bedacht, die etwas barocke Kleidung, gehoben durch ſein ſonderbares Benehmen, und das Abwelken durch Kränkungen und Gram abgerechnet, müßte er ein Günſtling gefühlvoller Frauen und Jungfrauen ſeyn, denn er hat tief meine Seele, wie noch Niemand außer Dir, ergriffen, aber ich ſehe ein, daß er kein Mann für eheliche Verhältniſſe iſt. — Dieſe oft zufahrende Heftigkeit, dieſer Mangel an feſter, anmuthvoller Manneswürde, dir beſonders gegenüber, würde ihm ſelbſt die ſchöne Täuſchung zerſtören helfen, und wo ſeine

Männlichkeit der Mängel der weiblichen Individualität ſchonend, deckend und ſchirmend hülfreich beiſtehen müßte, da würde Ungeduld, ſein Erbtheil, hervortreten, mich an den Kapellmeiſter mahnen und ihn, daß er keine Göttin beſäße, dein ſanfter Anflug der zarteſten Schwermuth im ſeelenvollen Auge und den Mienen die mir ſagen: Ich beſorge nicht ganz dir die Seligkeit zu ſchenken, die Du mir gewährſt, und verdienſt, die männliche Kraft, an die ſich ſo gering die wirkliche Weichheit und Milde hingiebt und ergänzend anſchließt — dieſes ſicherſte Unterpfand des künftigen Familienhauptes — Die großartige männliche Sanftheit, der ſo gerne die weibliche bebende Beſerglichkeit vertraut, und die ſchönſte Bürgſchaft des künftigen Vaterherzens iſt, — die ſtete Wachſamkeit für den Kreis der Angehörigen, die Einbürgerung innerhalb der Pfähle des häuslichen Glückes, wie ich es im Hauſe meiner Eltern kennen lernte, (hier küßte ſie glühend den Grafen) welches unſer im ganzen Umfange wartet — das Alles fehlt ihm. Er iſt ein herrliches Gemüth, ein gefühlvoller Künſtler, aber kein Mann für ein Weib, nur ein Genius für eine Künſtlerin!" — „Er liebt (nahm Albano den Faden der Rede Fauſtina's auf) in Dir nicht das Weib an und für ſich, und beſäßeſt Du keine Kunſtſeele, ſo ſtändeſt Du nicht als eine Hohe vor ihm. In der Ehe mit ihm würdeſt Du Dein Unglück finden, und er würde zu glauben anfangen, Deine ſchöne Verklärung für einen täuſchenden Nimbus halten zu müſſen. Und ich will nur im Allgemeinen bemerken, daß jeder, der in ſeiner Göttin nicht auch zugleich das hülfsbedürftige Weib im edelſten Sinne des Wortes verehren kann, in ſeinen früheren Jahren ſich wohl häufig für Weiber, aber nicht für das Weib oder eine Herzensgöttin intereſſirt haben wird. — — Ich achte und bemitleide ihn zugleich aus innigſter Seele und fürchte nur, daß er eine Beute ſeines ungeſtümen Gemüthes werden wird. — „Will er ſich doch lieber elend durch die Welt ſchlagen, als die Verbeſſerung ſeines Schickſales aus den Händen ſeiner Verehrer empfangen! entgegnete Fauſtina wehmuthsvoll. —

Nur zu bald gingen beider Vorherſagungen in Erfüllung. In Deutſchland ſchrumpfte unſer Schleifmann vor Gram und Galle zuſehends ein, er fühlte ſich zu entfernt von dem Gegenſtande ſeines Herzens wie in dem Hauſe Albano's zu nahe; die deutſche Luft kam ihm zu rauh, das Klima zu eintönig, die Sterne zu traurig dunkel, die Winde zu ſchaurig, der Himmel zu nebelvoll, der Pflanzenwuchs zu verſchrumpft, die Wäſſer zu matt, die

Sprache zu holperig vor. — Italien ſuchte er los zu werden, und im deutſchen Vaterlande erwachte ihm erſt aus tiefſtem Herzensgrunde der italieniſche Himmel und ſeine lebhafte Einbildungskraft mahlte ihm denſelben immer mehr ins Schöne. — Maestro Sleifanno hat doch ganz andere Töne eingeſogen als der nun unbeachtete Kapellmeiſter Schleifmann. — Er wußte überdieß ſich und ſeine Kunſt nicht geltend zu machen. — Aus ſich ſelbſt ſpielte er wohl Alles heraus, gab aber der Kunſtwelt nichts Neues Preis. — Sein Gemüth war ſein Genie in Vortrag und im Satze. Fauſtina pflegte oft zu ſagen: der Funke des ſchaffenden Genius fehlt ihm. In der Ferne wird er verderben, hier hätte ihn unſere Hand gerettet! — Oft wenn ſie herabgeleyerte Symphonien oder nicht gehörig eingreifende Produkte anderer Art hören mußte, entfuhr ihr der Ausruf: Das hätte Maestro Sleifanno beſſer gemacht.

Funfzehn Monate hatte er ſo in Deutſchland mehr vegetirt als gelebt, außer vor dem Schlafengehen, da erwachte er wie aus einem Winterſchlafe und ſein Herz die Violine ſpielte ihm ſeine eigenen Monologe vor, und oft ſprang er aus dem Bette zur Zeit der Mitternacht, und weckte durch ſeine Konzerte die ganze Nachbarſchaft, die allgemein ſagte: „Jetzt ſpielt der Nachtwandler ſeine Teufels-

Symphonien! — Alles floh ſeine Gegenwart wie die eines wandelnden nicht zur Ruhe gebrachten Geſpenſtes, beſonders die Kinder, was er nicht ſo leicht verſchmerzen konnte, denn er pflegte ihnen vor Zeiten luſtige Paſſagen vorzuſpielen.

Als im Frühjahre die Natur zu erwachen begann, und die zarten März-Veilchen aufkeimten, fuhr ihm auf einmal der Gedanke durch den Kopf: Ich will die üppige Natur ſehen, in Italien prangt ſie ſchon im vollen Wuchſe! Und die Donna Fauſtina Serena! — Meine Herzens-Donna im Lande der Schönheit! — dann gleich wieder zurückkehren oder dort gleich ſterben! — Ich ſterbe in ihren Armen! — ſeufzte er ungeſtüm: „Albano muß das zulaſſen, ja! ja! So wirds auf meine Ehre ſeyn, denn der Sorge für Sterbende muß jedes andere Intereſſe weichen! — Sie muß mich ſterben ſehen, das gehört recht für ihr weiches tiefes Gefühl! — dann muß ſie mich erſt recht im Herzen tragen. —

Er reißte ab, über die Alpen. — „Ich will mich ſelig träumen! (rief er oft unterwegs aus) Ich will denken, ſie ſey noch zu erobern, und ich reiſe meiner Geliebten, und vielleicht gar meiner Braut entgegen! — Hörſt du Poſtjunge, fahre ſchnell zu! —

Aber den Stoff zur unheilbaren Zerrüttung hatte er ſchon nach ſeiner Ankunft in Deutſchland gelegt, und der Kummer über ſeine zuſammengeſchmolzene Kaſſe gab ihm vollends den Gnadenſtoß.

Nirgend konnte er Donna Fauſtina erfragen, mußte ſich überall dem Mitleid der Gefühlvolleren oder der ſtolzen Freigebigkeit oder höhnenden Härte der Wandlerer überlaſſen, wurde immer mehr in das Schickſal der umherziehenden Muſikanten Italiens, die ſich Maestro filarmonics ſchelten, verflochten und wanderte mit ſeinem ſchwermüthig tönenden Inſtrumente von Villa zu Villa, von Stazione zu Stazione. Aber nirgend ein Graf Albano, nirgend eine Donna Fauſtina! — Die körperliche Noth beſchleunigte den durch Gram bewirkten zerrütteten Zuſtand. Wie ein Wahnſinniger irrte er im vollſten Gefühle ſeines Werthes und der Hartherzigkeit der Menſchen von Ort zu Ort, zerſtörte durch phantaſtiſche Sprünge ſeiner Phantaſie, ſchrie überall im tiefſten Schmerze: Donna Fauſtina Serena! und Albano — Sleiſanno! — wurde der närriſche deutſche Meiſter genannt, und die Vergleichung ſeines Verhältniſſes zur edlen großherzigen Donna mit der jetzigen verachteten Lage zerſchnitt ihm das Herz noch mehr und preßte ihm das Blut in ſchweren Tropfen aus. —

„Vor den Thüren will ich ſpielen, ich ſpiele ihnen Späße, die zahlen ſie am beſten, und denke mir dabei, was ſie alle nicht zu wiſſen brauchen, bis ich ihnen Allen mein Sterbelied laut, helllaut vorſpielen werde! Da werden ſie in ſich hinein lachen! — Auf meiner Wanderſchaft will ich noch bei Lebzeiten — mein Teſtament, das ich mir nach Laune zuſammenſchmiede, ſelbſt in persona von Ort zu Ort in Vollzug bringen! — Will Jedem das ſeinige zuthellen! — Der hartherzigen Welt zum Trotze will ich etwas hinterlaſſen und Erben haben. Sie ſollen erfahren, daß ich nicht wie ein Bettler aus der Welt gegangen bin, die Conduktkoſten muß das Spital tragen. — Glaubt ihr, ich habe euch umſonſt vorgegeigt? — Mein Sterben ſollt ihr mir zahlen, weil ihr mir nicht zum Leben geben wollt. Jedem Erben ſpiele ich vor Zutheilung des Erbſtückes etwas Kurzes vor, vielleicht wird einer oder der andere nach meinem Tode da oder dort ſagen: Das hätte Maestro Sleifanno beſſer gemacht! — Sie werden erſt einſehen, was an mir war!“ —

Und er nahm ſeine Habe zuſammen und reiſte auf Conzerte al Solo unter freiem Himmel Serenati e Notturni für ein hör- und ſchauluſtiges wandelndes Publicum. Höhnten ſie ſeiner, ſo dachte er: „Von Schleiſmann müßt ihr das nicht verlangen.

was Maestro Sleifanno ſpielte!“ und ſchmunzelte unter naſſen Augen in ſich hinein! „Niemals (ſagte er, vertraut zu ſich ſelbſt) ſoll Maestro Sleifanno mehr exiſtiren, ich will Stück vor Stück vertheilen oder die einzelnen Stücke auseinander legen.

Die feſtliche Hoſe, die ſchon etwas abgeſchoſſen war, ließ er ſchnell ausbeſſern und ſchenkte ſie einem wandernden Impreſſario. „Ich weiß, wo wandernden Künſtlern der Schuh drückt, ſagte er zu ihm, wo ich abhelfen kann, da bin ich zur Hand. — Aber Ihr habt ja keine Weſte an? Laßt mich erſt von meiner Gallaweſte die Blume abtrennen, ſie iſt von einem Kapellmeiſter, bedenket! — Aber nichts vermache ich ganz! — Sie iſt ein Inventurſtück meiner Verlaſſenſchaft, Ihr ſeyd Erbe, da habt Ihr ſie! — Ihr könnt ſie der Rolle eines herabgekommenen Pächters zunotiren!“ — Darauf ſpielte er der geſammten milicia scenica etwas Luſtiges vor und rannte gleich darauf fort. Vom Feſtrocke trennte er die Knöpfe, die verſilbert waren, und zahlte ſeinen Wirth in der heutigen Locanda mit ihnen aus. Das Vorſpielen erließ er ſich. — Den Feſtrock ſelbſt verſchenkte er an ein Wachsfigurenkabinet, wo er die hüllende Zierde des lebensgroßen abbato Martini von Bologna abgab, und auch im Kabinette ſpielte er ein muthwilliges Allegretto und eine

Polonaiſe den ſtummen ſtarren Perſonen vor, und bemerkte nach der Vollendung grimmig lächelnd: „So zwingt uns das eiſerne Schickſal ſtehen zu bleiben, und alle unſere beſten Angelegenheiten abzubrechen!“ — Den Mantel gab er einem Straßenkrüppel, der ſich daraus noch eine Hoſe ſchnitt und ihm beim Vorſpielen mit Thränen dankte; Schleifmann mußte ſelbſt weinen. „Der rührt mich,“ ſagte er in ſich und eilte weiter. Aber gleich kehrte er wieder um. „Nicht wahr, ſagte er lächelnd zu ihm, Du hätteſt wohl nicht geglaubt, daß noch eine Seele auf dieſer Welt auf Dich Bedacht nehmen und Dich zum Erben machen werde? Die ſilbernen Feſtſchnallen gab er zween Kleinen auf dem Wege, ſpielte ihnen etwas Drolliges vor, wie ers ehemals zu thun pflegte, daß ſie recht ſpringen mußten und bemerkte ihnen: Da habt ihr Spielzeug! Wenn ihr dereinſt viel Geld haben werdet, denkt an dieſes Spielzeug, und es wird Euch einfallen, daß ihr damals glücklicher waret, als Ihr mit dem Silber nur geſpielt habt, und verfolgt Euch Noth, ſo lernet Ihr erſt recht den Spott und bittern Hohn des Schickſals kennen. Braucht man's nicht, ſo hat man's die Hülle und Fülle, und benöthigt man's, ſo wünſcht man's vergeblich. — Seine Touren ſpendete er einen verfolgten Kontrebandirer. Er mag ſich damit ein verſtelltes Ausſehen geben," (dachte er) und ſich retten, vielleicht läuft er ſicher in den Hafen des Glückes ein. — Einen flieht es, dem andern dringt es ſich auf! — Aber vor dem Soloſpieler floh der wandernde Vogel, er rief im Eilen ein über das andere Mal aus: 's iſt Alles geſtohlene Waare!" — Der erboßte Schleifmann hätte ſein Inventarſtück ſicher zurück vinduirt, wenn er ihn im Laufe hätte erreichen können. — Die Wäſche erhält der, der mir im Hoſpitale den letzten Liebesdienſt erweiſet (dachte er) „dann ſpiele ich ſicher nichts mehr." — Nun kam die Reihe an die Manuſkripte. Einen Brief, den er für kalligraphiſch ausgab, ſchenkte er einem abgelebten Schulmonarchen, rieth ihm, er ſoll ſich noch vor ſeinem Ende aufs Diplomſchreiben verlegen, denn heut zu Tage würden ſehr viele Doctoren creirt und pfiff ihm dazu ein Liedchen. — Einen Brief an eine längſtverblühte Dulcinea aus ſeinen Jugendjahren, den er ſtets in Ehren aufbewahrte, und den er eine Sünde gegen den heiligen Geiſt nannte, gab er einen Tertianer zum Muſterblatt in der Stylübung. Der Brandbrief auf die Ehre einer alten Jungfrau, die ihm immer, als er noch auf dem Dachſtübchen in Floribus lebte, durch den Beſuch ihrer Baſen und Schweſtern einen unverdaulichen Ohrenkitzel bereitete, gab er einem Bauer, der ihn gelegentlich anging, ihm einen Inventiv-Brief an den Vieharzt zu ſetzen, der ihm den Gaul zu Schanden kurirt habe. — Dem zeigte Schleifmann einen Kirmeßregen vor, und der Bauer ſchnitt dazu Bocksgeſichter und rückte die Füße. — Die Noten ſandte er dem Wirth in der erſten Locanda mit dem Bedeuten, ſie wie ein Heiligthum zu bewahren und der Donna Fauſtina bei ihrer etwaigen Durchreiſe als das Legat des ehemaligen Maestro Sleifanno einzuhändigen, und ihr ſeinen Hintritt zu berichten.

Nach einigen Tagen, in welchen er allerorts vergeblich nach ihr geforſcht, rannte er ſelbſt nach der erſten Statione und ſogleich den Conzertſaal hinauf, um ſich noch einmal an dem Platze zu weiden, wo aus Unbilden ſein Glück erblühte. Aber die Gefühle, die ihn bei ſeinem vorigen Hierſeyn ergriffen hatten, waren ganz anderer Art als jene, welche jetzt ſich ſeiner bemeiſterten. — Statt die ſchmelzenden Töne der Donna einzuſangen, mußte er die ſchneidenden Schleifer des Windes durch's Schlüſſelloch ſich ins Angeſicht pfeifen laſſen. — Lange ſtand er eingedenk der vorigen Scenen vor der verſchloſſenen Thüre, die ihn vom Orte der Erhebung aus Schmach trennte, bis der Aufräumer hinauf kam, die Stühle und Pulte für die nächſte

Academia zu ſetzen. Mit zweifelhaften Blicken maß ihn der vom Fuß bis zum Kopfe und kreiſchte ihn endlich an: Was ſucht der Herr hier? — „Ich ſuche einen Ort und Stelle, meine Schmach und Verherrlichung mir lebhaft vor die Sinne zu rufen, und war der verketzerte und erhobene Maestro Sleifanno, jetzt Schleifmann genannt.“ —

„O! (fiel lachend der Aufräumer ein) „Maestro Sleifanno! — Da müſſen Sie mich ja noch friſch weg kennen. Sie haben ſich ausgebalgt. Ich habe Sie mit geziemendem Reſpekte zu vermelden, — mit hinausgeſchoben; — Wollen Sie mich aufs nächſte Conzert einüben, es wird eine andere Donna ſingen, die Fauſtina Serena ſoll geheirathet haben, aber ich weiß nicht, wo ihr gegenwärtiger Aufenthalt iſt, wahrſcheinlich hat ſie allem öffentlichen Auftreten ſich entzogen. — „Mir iſt nichts mehr neu (fiel monoton und kleinlaut Schleifmann ein) Alte Wunden!“ — Indem der Aufwärter im Saale ordnete, hielt Schleifmann die Runde und gab ſeinen innerſten Gefühlen Raum. Bald ſtarrte er die Pulte, bald die Stühle an, bald heftete er ſeine ſtarren Blicke auf den Anſtrich — bald auf den Boden — bald auf die Thüre. — Es ſchien ihm nun Alles ſo öde und weit und leer! — Wie wünſchte er nicht die Schranke zu erblicken, und Alles, was ſich damals innerhalb derſelben hielt, ſelbſt den Grafen Albano zum Notenhalten nicht ausgenommen! — Es ſchien ihm nicht mehr, als wölbte ſich über ihm und die Zuhörer eine weite Hemisphäre, in welcher die Töne ſeiner Donna zu ſchweben und zu zerfließen ſchienen, der Anſtrich kam ihm wie neu, auf ewig-verſtimmter Reſonanzboden vor, bis zu welchem weit hinauf ein trauriges troſtloſes Schweigen herrſchen müſſe. Der tonloſe hölzerne Widerhall der Stühle machte ihm den Aufenthalt nur deſto ſchauriger und unheimlicher. O! (rief er) die Einſamkeit lieben wir, und jedes Geräuſch iſt ein Mißton, das ſelige Gefühl hemmt, aber iſt einmal der Gegenſtand der Wonne von einem Orte gewichen, wo er länger geweilt, und wo wir uns durch ihn ſelig erhoben fühlten, und würden wir dort von entzückten Menſchen auf dem Wogen des Beifalls getragen, dann erfüllt uns die ringsum verbreitete öde Stille mit dem bang wehmüthigen Gefühle eines verlaſſenen Waiſen. — Wo bleibt Donna Fauſtina? Wo ſelbſt Albano? — dem ich Abbitte leiſten möchte, und es doch nicht zur Sprache bringen könnte?! — O wenn ſie nur ein einziges Mal vorüberzögen! — Gerne ließ ich mich noch öfter hinausſchieben, wenn ich wieder ſo glorreich hereinkommen könnte! — Wo ſind alle die

Köpfe, die ſich von hinten bis zur Schranke herauf wie an einem Puppendrahte nach mir zulachend und geſpannt drehten?! — Alles dahin und aus!" — Und hinaus rannte er, und eilte ſein Sterbelied zu ſpielen, das letzte auf ſeinem Herzen, der Violine. — „Der Wurm des Todes nagt ſchon an mir! Ich fühls! — Es iſt auf meine Ehre nicht anders! ſeufzte er in ſich hinein. — „Albano! Gleich wirds aus ſeyn mit dem Maestoso!" —

Er eilte nun unter den Bogen einer natürlichen Felsbrücke und ſammelte durch ſeine Töne Zuhörer um ſich. — Seine Todtenphantaſie, die im trübſten Maestoso anhub, unterbrach er als ſein eigener Dollmetſch ſtellenweiſe, und endete mit dieſem Melodram vor Ablauf ſeines Lebens das Leben ſeiner Kunſt. —

„Donna Fauſtina Serena! — Ihr kennt ſie wohl! — Ihr müßt ſie kennen! — ſchickt mir hier weit und breit Blumen, der ganze Erdeteppich prangt mit ihnen! Zart ſprießen die Frühlingsviolen empor! — Sie will aus meinen Händen einen Brautkranz für Grafen Albano, will ſchon zum Traualtare eilen! — Werdet nur bald groß und ihr Roſen voll! — Ihre Blumen ſprießen mir zum ſchönen Leichentuche empor! — Bald werden ſie herangeblüht ſeyn! — Blühet nur ſchnell, damit ich vor meinem Tode den Kranz noch flechten kann! — Bald iſts aus! — Weithin, weithin breitet ſich mein Leichentuch über die Erde! — Seht, wie es Euch luſtig entgegen lacht! — Die Freude lächelt Euch an! — Keine troſtloſen Mienen will ich ſehen! — Euch lächelt und lacht Alles an. — Eure Freude will ich nicht ſtören! — Nun flocht er eine Polonaiſe ein und ächzte in ſich. Kahl und abgeſchoſſen iſt die Hülle deines nahen Bräutigams, Denna Fauſtina! — Sleifanno hat ſich ausgepuppt! — Recht rührend iſts für Alle und dich, wie ſich der abgeſchoſſene Bräutigam dir nähern wird, den du glücklich machen ſollteſt! Aber der ſolls nicht ſeyn! Ein ſchmucker Graf führt dich zum Traualtare! Erbarme dich des gutherzigen armen Freyers, er ſieht ſo abgehärmt in ſeiner Hülle, ſo kahl aus, ſo faſerig! — Erbarme dich ſeiner, es bricht ihm das Herz! — Ich fühle mich ſchon unten in der ewigen Nacht! Ueber mir waltet weit und breit mein Leichentuch hin! — Nun ſolfeggirte er ein neues Maestoso, der Leichenteppich wird breiter und zuſehends dichter und voller (unterbrach er ſeine Phantaſie in der Phantaſie) „Alles was Freude heißt, gehört herauf auf den grünen Tummelplatz der Freuden und des Lebens! — Herauf übers Leichentuch! Aus meinen Saiten jagte ich Euch alle Freuden über die Augen in die Thäler und auf die Berge! — Alles herauf, hinüber und herüber ins Weite! — (Und er jubelte ſtürmiſch auf ſeinem Inſtrumente). Weitweg von mir, herauf und hinuber! — Ich nehme nichts mit!“ — Mitleid, Rührung, Staunen und Lächeln der Wehmuth malte ſich in den Mienen des Auditoriums. „Hinaus in alle vier Gegenden des Windes mit allen Jubeln! — „Wie elektriſche Funken ſchießts von meinem Herzen, der Violine und erleuchtet mir den finſteren Abgrund!“ — Hart auf die letzten Worte begann er eine einfache, herzzerſchneidende Conductmelodie, in crescendo zog er ſie aus den Saiten, dann fuhr er fort: „Der Leichenteppich der Natur will inne halten mit ſeinem Wachsthume! Wachſe nur ſchnell, blühe üppig, ſchwelgeriſch, es ſoll mit mir bald aus ſeyn. Die Donna will recht volle Kelche! — Einen vollen blühenden Brautkranz für Albano, und er ſoll zugleich abgewelkt mein Todtenkranz ſeyn! Sie kann ſchon nicht mehr warten, Beide ſtehen ſchon am Traualtare! — Blühe aus, Teppich zu meinem großartigen Leichentuche! — Albano ſoll nicht vergeblich harren!“ — (Jetzt melodirte er die Conductmelodie) darauf ſagte er mit halb in ſich gepreßten Worten: „Der Segen am Traualtare iſt geſprochen!“ — und er fiedelte nun einen raſchen

Veitstanz! — dann machte er eine lange Pauſe in Worten und Tönen, während er verſunken in ſich zuſammen ſchauerte. — „Tanzt ſchon Alles?" ſchrie er heftig auffahrend den Hörern zu: „Tanzt den Hochzeitsreigen! — Sind ſchon alle Freuden und Entzückungen über dem Lebensteppiche? — Und jagen ſie nach allen Gegenden hin? — Der Lebensteppich glüht im vollſten Prangen! Mein Leichentuch gewoben! — Mit aller zarten Sorgfalt von der Hand der Donna Fauſtina Serena geſpendet! — Schleifmann taucht unter! Herzensdonna lebe ewig wohl! — Haltet Hochzeit, ich habe jetzt lange Muße, allein ins Grab hinter, unter den Teppich zu ſchleichen."

Jetzt trat er hervor und lehnte ſich an den emporſtarrenden Fels. „Hinter dieſer Felswand gehen jetzt mit der ſcheidenden Sonne alle meine Wünſche und Hoffnungen unter! — Seht die langen glühenden, gebrochenen Sonnenſtrahlen! Das ſind die gebrochenen Saiten meiner Freuden! — Ich bitte Euch um Gotteswillen nur um einen einzigen ſtillen Augenblick!" — Er neigte ſein Ohr an den Fels, als wolle er einen Ton erlauſchen, und hielt mit angſtvoller Erwartung den Odem an ſich. — Wehmüthige Rührung war während der langen Pauſe auf jedem Antlitz deutlich geſchrieben. Er ſank nun ganz abgeſpannt nieder, raffte ſich mit Hülfe einiger Anweſenden wieder auf, nahm noch einmal ſeine Kräfte mit Anſtrengung zuſammen, faßte ſeine Violine: „Ich habe, ſagte er — „deinen himmliſch — ſchmelzenden Ton vernommen! Im Portamento bis ich die Augen ſchließe begleitet er mich!“ — Der letzte Ton meines Herzens, meiner Violine begleitet deinen ſcheidenden! — Und nun zog er aus innerſter Seele vom feinſten Pianiſſimo bis zum ſtärkſten crescendo einen durch alle Moll- und Durtöne ſchweifenden Ton, den er dann bis zum leiſeſten Verklingen in bebenden Punkten abſterben ließ, und glaubte ſo das letzte Verhallen der Donna in ſein Innerſtes hineinzuziehen und mit ſich ins Grab. — Das iſt mein ſcheidendes Selbſt! — (ſagte er dann ſehr leiſe) das iſt der ganze Takt und Faden meines glücklichen und einzig wahren Lebens! Alles Andere werfe ich hinter mich als ungelebt! — Ermattet ſank er neuerdings und mußte weggeleitet werden.

Als er am anbrechenden Morgen im Hoſpitale zu klarer Beſonnenheit erwachte, waren ſeine erſten Worte: „Mein Herz gebt mir! — Man wußte es nicht zu deuten, allein er erklärte ſich bald. „Meine Violine! — Hat denn ein Tonkünſtler ein anderes Herz als ſein Inſtrument! Sie brachten es ihm.

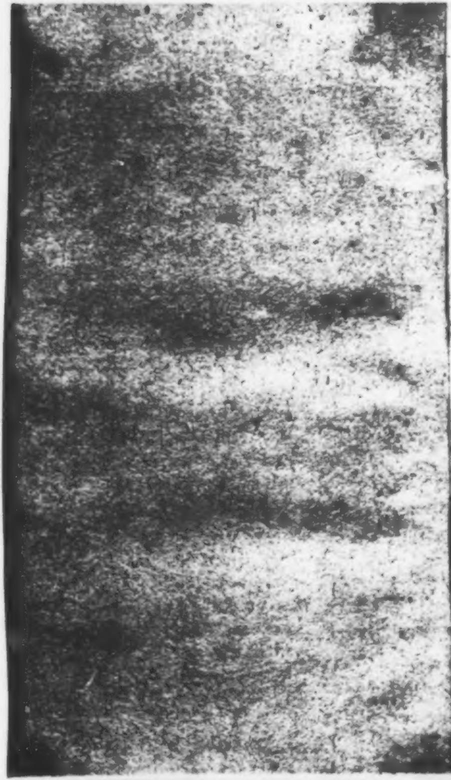
— Als er ein Meſſer begehrte, bangte man für ſein Leben. — Gleich aber gab er zu verſtehen, daß er ſein Inſtrument zerſchneiden werde. — Nun ſcalpirte er die Violine in ihre Beſtandtheile. „Vertheilt ſie an die einzelnen Inſtrumentmacher. — Von Schleifmann ſoll nichts ganzes mehr exiſtiren! — Disjecta membra Sleiſanni! — Ha, ha! — Gebt mir meine Weſte! — Und er glitt nach dem Zuge der Blumen-Verzweigungen mit der Scheere unbarmherzig herauf und herunter, wie man auf Holz geklebte Bilder ausſchneidet, um ſie zur Luſt wieder zuſammen zu ſetzen. Dieſe Fragmente alter Herrlichkeit gebt den Trödlern zur Aufkleidung ihrer Puppen. — Mit uns wird gerade ſo wie mit ihnen geſpielt! — Die übrigen Effecten gehören dem, der mir den letzten Liebesdienſt erweiſet. — Ich gehe noch wohlhabend zum Trotze der Leute aus der Welt, weil ſie glauben, ich müßte verhungern. Ich brauche nicht einmal alles, was ich beſitze! — Nach kurzem Schlummer ächzte er leiſe: „Ich und die Donna, wir haben Beide ſchon ausgetönt! — Es klingt mir nur noch ſo in den Ohren nach, bis ich die Augen geſchloſſen habe! — In zwei Stunden ſchloß er ſie auch auf immer.

Einige aus den zufällig zu ſeinem Todtenkonzerte herbeigekommenen wohlhabende Kaufleute veranſtalteten ihm ein ehrenvolleres Begräbniß, als das Gewöhnliche der Armen.

Es mußte ſich fügen, daß Donna Fauſtina, die oft mit milden feuchten Blicken auf den, auf der Rückſeite des Annonce-Blattes mit dicken Strichen aufgetragenen Noten weilte, und bei mancher Production eines Afterdilettanten liſpelte: „Das hätte unſer Maestro Sleifanno ſicher beſſer gemacht! — während ihrer Reiſe mit dem Grafen gerade den Weg über die Statione des Verblichenen nahm, als deſſen Leiche vorbeigetragen wurde. — Das abgebrauchte Sargtuch hatte, wie ſeine Hoffnungen, einen kleinen Riß auf einer Seite. Aus Anlaß der verſtimmten Poſaunen rief Donna Fauſtina aus: „Das hätte Maestro Sleifanno ſicher beſſer gemacht! — — „Sagt mir Leute," (rief ſie aus der Kutſche) wen tragen ſie denn da zur Ruhe? — „'s iſt nur ein veralteter, aus der Mode gekommener, verſäuerter Maestro, der bis zu ſeinem letzten Hauche von einer gewiſſen Donna Fauſtina phantaſirt hat! —

Thränen traten ihr und Albano in die Augen. — Sie ließ zur Kapelle hinlenken, begab ſich ſammt dem Grafen, der nun ihr Gatte geworden, in einen Betſtuhl, und als der Sarg konduktmäßig unter den gewöhnlich kreiſchend herausgeſtoßenen Poſaunentaſten hinausgetragen, und dann auf dem Schiffe der kleinen Kirche: Requiem aeternam dona ei! distonirend abſiſtulirt wurde, konnte ſich Donna Fauſtina Albano nicht entbrechen, unter herabrollenden Thränen zu ihrem Gemahle zu ſagen: „Das hätte Maestro Sleiſanno gewiß beſſer gemacht!“ —

P



1918.625

Gruppen und Puppen.

P —— P

Erzählungen, Novellen, Sagen, Bilder und Skizzen

von

Manfred.

KÖNIGLICHE
BIBLIOTHEK
BERLIN

Zweites Bändchen.

Leipzig, 1836.
Bei Chriſtian Ernſt Kollmann.

Inhalt.

Das Geſpenſt. Schiffslegende. . . Seite 1
Balladen und Romanzen: . . . 61
  Alpuhara.
  Die Brüder.
  Almawill.
  Die Negerin.
  Die Heimkehr.
  Ein Abendgang.
Juana. Eine Fantaſie für Frauen. . 97
Des Lebens Nacht und Sonnenſchein.
  Novelle. 113
Skizzen und Bilder: 169
  Sainte Pélagie.
  Das Hochſchloß von Marienburg.
  Auguſt's Mauſoleum.
  Alt- und Neu-Delhi.
  Japan.
Künſtlerfahrten. Lebensbild der Vorzeit. . 211

[illegible]

[illegible] . . . . . . [illegible]

[illegible] . . . [illegible]

[illegible]

Das Geſpenſt.

Eine Schiffslegende.

Welch ein ehrlicher Kerl iſt der arme Schwartenhals, obgleich er — Straßenraub treibt! — Hört einmal die rührende Geſchichte.

H. Heine.

P

Ein großes engliſches Fahrzeug, deſſen zahlreiche Paſſagiers unter weiten, verſchloſſenen Schiffszelten vor dem Sonnenbrande Schutz ſuchten, ſtand regungslos in der unbewegten Meeresfläche des Aequators. Seit anderthalb Monaten hielt durch jene fürchterliche Windſtille, jene gefährliche Ruhe der Waſſerwelt, die dem Seefahrer ſchrecklicher iſt, als der härteſte Kampf mit dem Sturme, auf ein und derſelben Strecke, ja auf ein und demſelben Punkte der rieſige Mascarenhas.

Die linden Lüftchen, die ihn bisher getragen, erſtarben plötzlich in der ausgebrannten Luft, als ſie das Fahrzeug in dieſe Höhe wie in einen Zauberkreis geführt hatten. Die erſten Tage des fürchterlichen Stillſtandes unterhielten ſich die jüngeren Paſſagiers damit, Blättchen Papier und kleine Späne in die bei einem Wurfe ſich kaum aufkräuſelnde Fluth zu ſchleudern, welche das Kielwaſſer fortziehen mußte. Aber ſeit Monatsfriſt waren auch dieſe kleinen Zeichen der Bewegung verſchwunden, und Blättchen und Späne immer auf demſelben Flecke liegen geblieben, wo man ſie hingeworfen, ſo daß die Paſſagiers beim Austritt aus den Kajüten ewig die fürchterlichen Merkmale der Regungsloſigkeit im Auge hatten.

Das Unglück und Entſetzen noch zu vermehren, hatte ſich bei fühlbarem Waſſermangel eine Epidemie eingeſchlichen, die bei der Verzweiflung der Seeleute und der großen Anzahl von Reiſenden leicht verheerend werden konnte. Der Wundarzt des Schiffes war ſelbſt unter ſo vielfacher Anſtrengung und Sorge für ſeine Kranken erlegen, — und ſein Leichnam in das Meer geworfen, war eine Speiſe der Haifiſche geworden, deren gähnende Rachen neue Beuten vom Schwerte des Todesengels erwarteten.

Vergebens verſprach der Capitain, den ſelbſt die Verzweiflung erfaßte, den Paſſagieren und ſeinen erſchöpften Matroſen einen Witterungswechſel und das Eintreten eines kühlen Windes, das die fürchterliche Hitze lindern ſollte; vergebens zeigte er an jedem Morgen ferne Wölkchen, die Regen oder Wind bringen ſollten, täglich zerſtreute die glühende Sonne alle Nebel und durchglühte einen Horizont, an dem ſich kein Lüftchen regen wollte. Nur das Geſtöhne der Kranken unterbrach die fürchterliche Stille, die das flammende Geſtirn des Tages nur darum ſo grell zu beleuchten ſchien, um den Jammer und die Leiden Jener zu verdoppeln, welche die Natur hier unterzugehen verdammt, und in die Mitte dieſer Wellenwüſte hinausgeſtoßen hatte.

Am ſechs und vierzigſten Tage des Unheils glaubte die Mannſchaft des Mascarenhas endlich das Maaß ihrer Leiden geendet zu ſehen. Man gewahrte am Saume des Horizonts ein Fahrzeug.

Victoria! Victoria! rief der Capitain; dieſes Schiff konnte nicht ohne Wind hieher gelangen, und derſelbe Wind wird wohl endlich auch unſere Segel blähen, die ſo lange Zeit hindurch ganz unnütz waren. — Und mit einem Male waren alle Leiden vergeſſen, ſelbſt die Freunde und Verwandten derer, die der Tod hingerafft und das Meer verſchlungen hatte, vergeſſen jetzt nur Freudenthränen. Hoffen heißt auf dem Meere nicht mehr leiden, ja ſogar nie gelitten haben.

Aber dieſe Hoffnung, die ſolchen Enthuſiasmus verbreitet hatte, ſchwand auch gar bald wie jede frühere, die der Capitain des Morgens durch gute Verſprechungen bei ſeinen Leuten zu erregen geſucht hatte. Das erblickte Schiff, vom Mascarenhas in ſehr bedeutender Entfernung, hielt ſich auch mit jenem Seitenwinde, der es in den Anblick des engliſchen Dreimaſters geführt hatte. Man mußte alſo alle Hoffnung darauf ſetzen, durch ein Boot mit jenem Fahrzeuge in Berührung zu kommen, und dort, wo möglich, Waſſer, Nahrungsmittel, die bereits ſpärlich zu werden anfingen, und vor Allem einen Arzt zu holen, dem das Mitleid des Commandanten wohl dieſen Ausflug zur Rettung ſo vieler Hilfloſen geſtatten würde.

Die Muthigſten und am wenigſten Entkräfteten aus der Schiffsmannſchaft erboten ſich, das Canot zu beſteigen, auf welchem die kleine Expedition zu dem fremden Schiffe gelangen wollte. Nachdem das Boot ins Meer gelaſſen worden, was mit großer Anſtrengung der ſchon ganz erſchöpften Leute geſchehen war, beſtiegen es ein Offizier und ſechs Matroſen, ſämmtlich Freiwillige. Der Erſtere empfing die nöthigen Verhaltungsregeln vom Capitain, der ihm bedeutete, daß ein Leuchtfeuer am hohen Maſte ihm Lage und Richtung des großen Schiffes bezeichnen ſolle, wenn das Boot vor Nacht noch nicht zurück wäre, und daß er den Compaß von Zeit zu Zeit wohl in Acht nehmen möge, um dieſe Richtung nicht zu verfehlen. Dem Boote, das kaum eine Strecke von vier bis fünf Seemeilen zurückzulegen hatte, folgten die Wünſche Aller, als gälte es eine Reiſe um die Welt, und die Einſchiffenden wurden von allen Kameraden umarmt. Sie verſprachen Waſſer und gute Auskunft zu bringen und bald wiederzukehren; darauf entfernten ſie ſich mit raſchen Ruderſchlägen.

Die Hitze, welche die kleine Mannſchaft in dem offenen Fahrzeuge auszuſtehen hatte, war erſchöpfend; aber die Hoffnung, die ſie beſeelte, ließ ſie ſich geduldig einem Mühſal unterziehen, dem wohl ihr Muth, aber nicht ihre Kraft gewachſen war. Anfangs fuhren ſie rüſtig dahin auf der Fläche: aber bald glaubte man vom Bord des großen Schiffes aus zu bemerken, daß ſie nach und nach den kräftigen Ruderſchlag einſtellten und müde wurden. Einige Zeit ruhten ſie aus, dann griffen ſie wieder an, — aber allmählig wurde der Lauf des Bootes langſamer, und ihr nächſtes Ausruhen dauerte weit länger, als das frühere. Die Unglücklichen, die, geſchwächt durch langes Leiden und Entbehren, allzuviel auf ihre geringe Kraft gebaut hatten, verſuchten es jetzt ſich durch die wenigen Nahrungsmittel, die ſie mitgenommen, und durch einen Trunk zu ſtärken, — nicht mehr mit der Abſicht, um das fremde Schiff zu erreichen, ſondern blos, um zu dem eigenen zurückzukehren, das ihnen um vieles näher lag. Vergebliches Bemühen! Sie waren jetzt durchaus unfähig, jene Kraft aufzubieten, deren unbemeſſene Anwendung ſie eilig bis hieher getrieben. Hingeſtreckt auf die Bänke, in der Stellung der Verzweiflung, oder das Haupt tief vom Bord herabgeſenkt in das ewig ſtille Waſſer, waren ſie unvermeidlich die Opfer ihres Eifers und ihrer Unvorſichtigkeit. Die Verzweiflung gab die letzte Kraft, aber die Sinne waren verwirrt. Da und dort griff Einer wieder zum Ruder, allein ſie arbeiteten entgegengeſetzt, und das Boot, ſtatt fortzuſchwimmen, trieb durch die Gegenbemühung kreiſelartig auf einer Stelle herum.

Ein Mann am Bord des Maſcarenhas hatte das kleine Fahrzeug ſeit dem Augenblicke der Einſchiffung in allen ſeinen Bewegungen ſcharf beobachtet, — es war der Capitain. Das Fernrohr, das ſeit einer Stunde nicht aus ſeiner Hand kam, half ihm, die grauſe Scene mit anſehen, deren Schauplatz jetzt das Unglücksboot wurde.

Die Ausgeſchifften, von der fürchterlichen Blindheit des Wahnſinns ergriffen, hatten ſich jetzt, nachdem ſie vergeblich das Boot nach entgegengeſetzten Richtungen gewendet, auf den Bänken emporgerichtet; das kleine Zelt, das ſie zur Noth beſchattete, wurde niedergeriſſen, die Stellung, die ſie jetzt einnahmen, war drohend und fürchterlich; das wilde gräßliche Geſchrei, womit ſie ſich anriefen und herausforderten, ſchlug von Zeit zu Zeit an das Ohr des Capitains, der vor Schrecken erbleichte. Die Ruder, welche die Hände der Sinnleſen wüthend erhoben, fielen nieder; aber nicht um die Fluth zu bändigen, ſie fielen nieder, um tödtlich zu treffen, und um ſich mit dem Blute der Unglücklichen zu färben, die ſich ihrer nicht mehr als eines Rettungsmittels, ſondern als eines Werkzeuges der Wuth und des Mordes bedienten.

Die Bemannung des Mascarenhas, die Blicke feſt auf den ſpähenden Capitain gerichtet, ſcheint aus ſeiner Miene den ſchrecklichen Vorfall zu errathen, deſſen Zeuge ſein Auge iſt. Vergeblich ſucht er ſeine innere Bewegung zu verbergen; unwillkührliches Schaudern und Töne des Entſetzens, die ſich ihm zuweilen entwinden, ſagen jenen Alles, die ihn ohne Unterlaß beobachten.

Capitän! rufen Einige, die ſich noch für die Kräftigern halten, es geſchieht etwas Außerordentliches auf dem Boote. Könnt Ihr uns brauchen, — ein Wort von Euch und wir werden Kraft und Muth genug haben, den Kameraden zu helfen, die ſich für uns geopfert. — Nein, meine Freunde, es ſey genug, daß wir ſieben von uns dieſem Looſe ausſetzten; ſieben, für die jetzt ohnedieß jede Hülfe — — zu ſpät kommen würde.

Gleichviel, unſere Pirogue iſt leicht, wir gelangen zu ihnen! Und dann bedenkt, Capitän, euer Sohn, euer geliebter, einziger Sohn, commandirt das Boot!

Fürchterlich! rief der Capitän, woran mahnt ihr mich! — Er bedeckte ſein Antlitz mit beiden Händen.

In dieſem Augenblicke drangen die Stimmen der unglücklichen Ausgeſchifften gellend herüber. Ein fürchterlicher Ton des Entſetzens auf dem ewig unbewegten Meere, über welchem ein fern fliegender Vogel ſchon ein deutliches Geräuſch zu erregen vermochte.

Nun hält die Mannſchaft nichts mehr zurück; die Pirogue wird ſelbſt gegen den Willen des Capitäns ins Waſſer gelaſſen — ſie wollten ſich einſchiffen und retten. Aber ein neuer Unfall; das Fahrzeug war in der Sonnenhitze zerſprungen, klaffte beim Herunterlaſſen förmlich auf und berührte kaum das Meer, als es ſich mit Waſſer füllte und ſchnell unterzugehen drohte. Jetzt ſchwand alle Hoffnung, alle Möglichkeit, — und von Minute zu Minute klang das Geſchrei derer im Boote ſchrecklich herüber und verbreitete unter Allen auf dem Schiffe Angſt, Entſetzen und Trauer.

Vernichtet zieht der Capitän ſich in ſeine Kajüte zurück, um den Matroſen ſeine Thränen zu verbergen, und dem gräßlichen Schauſpiel zu entfliehen, deſſen Beginn ſein Auge ſah.

Als er fort war, tritt ein Matroſe ſchnell an das Fernrohr; die Kameraden drängen ſich fragend um ihn; aber die erſten Worte, nachdem er dem Glaſe die rechte Richtung gegeben, ſind: Gerechter Himmel, in dem Boote giebt es nur vier Menſchen noch!

Alle faßt Entſetzen, er kann nicht weiter hinblicken, ſie gehen troſtlos auseinander, keiner wagt, ſich das Loos der andern drei Unglücklichen zu denken; — die Vermuthungen ſind zu ſchrecklich.

Die Nacht neigte ſich allmählig nieder auf das Meer, das ſich am Horizont mit dem blaſſen Firmament vermengt. Die Sonne war dieſmal in Wolken untergegangen, aber Niemand hoffte mehr auf dieſes Anzeichen, das auch ſchon den früheren Abend begleitet, und endlich doch nur den ſchrecklichen Tag heraufbeſchworen hatte, den Tag, an welchem Leiden, Krankheit und Verzweiflung den fürchterlichen Mord zum Geſellen bekamen.

Jetzt erſcheint der Capitän wieder auf dem Verdecke; die Dunkelheit verhüllt die Unordnung ſeiner bleichen Züge. Er will ſprechen, Befehle ertheilen; aber er fürchtet, daß die zitternde Stimme ſeine innere Bewegung verrathe. Die Mannſchaft ſcheint indeß ſeine Wünſche errathen zu haben. Ein großes Nachtfeuer wird am Mittelmaſt befeſtigt. Sein Strahl, unbewegt wie Meer und Schiff, verbreitet ein fahles Licht über das Verdeck, und die blaſſen Matroſen ſcheinen im Dämmerlichte Meergeſpenſter, die auf dem Gerippe eines verlaſſenen Schiffes herumwandeln.

Die bange Trauer dieſer trüben Scene unterbricht nur von Zeit zu Zeit ein wilder Ausruf: es iſt der Schrei der Unglücklichen im Boote; die Nacht verleiht dem Jammertone eine doppelt grelle Kraft; jetzt vernimmt man ſogar einzelne Worte der Raſenden, dann die Ruderſchläge und dann das Geſtöhne der Röchelnden. Unter ſo fürchterlichen Bildern zieht ſchweigend die Nacht hin. Alles wacht am Bord; kein Menſch giebt einen Laut von ſich. Erſchöpft durch Leiden, Angſt und Krankheit bilden die Reiſenden ſtumme Gruppen auf dem Verdecke.

Der Capitain ſitzt abgeſondert, nahe am Steuer, in tiefer Betrübniß; keiner würde es wagen, ſein ſchmerzliches Hinbrüten durch ein Geräuſch zu ſtören. Trotz den mannigfachen Drangſalen, die der Mascarenhas beſtanden, hatte ſich der Mannſchaft bisher noch keine ähnliche Troſtloſigkeit bemeiſtert: — es war, als hätte det Tod bereits ſein dunkles Leichentuch über Schiff und Menſchen gebreitet. Matt flammte das-Feuer vom Maſte wie eine trübe Todesfackel nieder.

Aber in dieſem Augenblicke flackerte das Licht, der Schein treibt die Schatten hin und her.... ein leiſes Lüftchen hat ſich erhoben und bewegt das Licht. Ein Mann, bis jetzt in tiefe trübſinnige Gedanken verſunken, erhebt nun blitzſchnell das Haupt und wirft den forſchenden Blick hervor nach dem Maſte, an dem der Feuerkorb hin und her ſchwankt. Das iſt der Capitain, der, aufſpringend, das Hinterkaſtell beſteigt, und auf ſeiner thränenfeuchten Wange den Zug eines Lüftchens fühlt.

Nicht Freude iſt es, was ihn durchſtrömt, nein, es iſt ein Gefühl dem Wahnſinn nahe, — er hält an ſich, er zittert, er fürchtet, wieder von einem leeren Wahn geäfft zu werden. Doch nein, auch ſeine Leute haben den Windzug gefühlt; Alles hat ſich erhoben, ſeine Befehle erwartend. Jetzt giebt es keine Täuſchung mehr; Stricke, Takelwerk und Gezelt kniſterten und bewegten ſich. Ja, es iſt Wind, Wind iſt es, — es wird Regen und Sturm geben, ſie werden wieder naß werden und zu trinken bekommen, und Kraft für Alles gewinnen. Die Segel ſo lange eingezogen, werden ſchnell gehißt; die Hoffnung macht Alles rüſtig; auf dem Verdecke ſchlürfen die Reiſenden jeden niederfallenden Tropfen auf; ſchon wird Alles naß; auch die Tonnen füllen ſich; ſelbſt die Kranken ſchleppen ſich herbei, Theil zu nehmen an dieſem Genuß, an der Freude, ja ſelbſt an der Arbeit, um einem Ufer näher zu kommen, das vielleicht nicht für ſie blüht und grünt. Alles iſt entzückt und hofft und lebt wieder. Aber eine andere Sorge, mehr als die um das Leben und um den Ausweg aus dieſer unheilvollen Waſſerwüſte, drängt den Capitän. Er denkt an das Boot, gegen welches er mit dem nächſten Windzug ſeine Segel richten will, und ſteht ſelbſt am Steuerruder. Die ganze Nacht hindurch treibt der Maſcarenhas nach dieſer Richtung, aber die Dunkelheit vereitelt den Plan und erſt mit dem Morgenſtrahl gewahren ſie das Boot.

Welch ein trüber Anblick bietet ſich aber jetzt dem Auge des Capitäns! — Im Boote iſt kein Menſch. Vielleicht, daß ſie ſich unter die Bänke gelegt? —

Schnell klettern die Matroſen am Rüſtſeil herab, um die gräßliche Kunde zu erſpähen: daß nichts, als vielfältige Blutſpuren das Fahrzeug bedecken, während Haifiſche um daſſelbe noch eine Nachleſe der jüngſt verzehrten Beute zu halten ſcheinen.

Alles ſtumm; nicht einmal Jemand, der den Vorſchlag wagte, das Canot wieder aufzunehmen; welche fürchterliche Gedanken mochten da die Stirne des Vaters durchkreuzen, der auf eine ſo furchtbare Weiſe den Sohn, das einzige, geliebte Kind verloren hatte.

Wenn die Seele ein ungeheurer Schmerz erfüllt, ſcheinen ſie die Außendinge der Gegenwart gar nicht zu berühren. So war das Schiff, welches man Tags vorher auf dem engliſchen mit ſo vielem Jubel als Reiſegefährten und vom Himmel geſandten Retter erblickt hatte, jetzt, unbemerkt von Allen, ganz nahe gekommen. Erſt nachdem es vollends in die Sprachnähe gelangt, ſchickte man ſich auf dem Maſcarenhas zu den nöthigen Fragen und auch zu den Antworten an, die von drüben aus begehrt würden. Aber gegen alles Vermuthen begnügte ſich das fremde Fahrzeug damit, dieſelbe Route mit dem engliſchen zu beſchreiben, und bei ſchnellem Laufe vorüberzuziehen, ohne daß irgend Jemand am Bord drüben Miene machte, eine Frage zu thun.

Es bedurfte auch einer ſo ſonderbaren Erſcheinung, als dieſes unbekannte Fahrzeug, um den Capitän ſeinem tiefen finſteren Nachſinnen zu entreißen. Niemals hatte er noch ein Schiff von ſo düſterem und fremdartigen Ausſehen gewahrt, ſeit er ſeine Meerreiſen begonnen. Schwarzgraues Segelwerk ging breit und reich von dem obern Rah zu den niederern Stangen herab, an denen kleine Enterhaken hingen, rein und glänzend, wie die blanke Klinge eines Säbels. Gegen die ſchwarze Farbe, womit alle äußeren Wände und ſelbſt das Dach angeſtrichen waren, ſtachen die hellrothen Scharten der Batterie ab; achtzehn Stücke, blank und ſchön geordnet, zeigten ihre Mündungen in den ſymmetriſchen Pforten. Rings um den Maſt, der das Zeichen einer Brigantine trug, ſtanden ſchön geordnet um die Enterhaken über zwanzig Piken, wie Fasces um das Lectorbeil.

Als der Maſcarenhas ganz in den Wind des neuen Reiſegefährten und in die Wogenhöhe kam, konnte man in der jetzt tiefer liegenden Kriegsbrigg die bewunderungswürdigſte Ordnung und Reinlichkeit im innern Raume gewahren, — man ſah, Alles zuſammengerechnet, ein Schiff, wie das Meer wohl noch kaum ein ſchöneres und ſelteneres getragen.

Ein Umſtand, der die Neugierde und das Sonderbare noch mehr erhöhte, war der, daß man die ganze Zeit hindurch, die die Brigantine brauchte, um ihr Manöver an den Mascarenhas vorüber zu machen, nur zwei Perſonen auf dem Verdecke gewahrte; eine auf dem Dache der Cajüte, die andere, den Steuermann, an dem Orte ſeiner Pflicht. Zwei oder drei Mal bereits hatte es der engliſche Capitän, auf dem Hintertheil des Verdeckes verborgen, verſucht, den Mann oben auf der Cajüte mit dem Fernrohre ins Auge zu faſſen, ohne von ihm geſehen zu werden, weil bis jetzt noch nicht die zwiſchen Schiffsbefehlshabern üblichen Höflichkeitszeichen gewechſelt worden waren. Der ſitzende Fremde hatte ſeine Stellung nicht verändert. Ein breiter, ſchwarzer Strohhut deckte das gebräunte, magere Antlitz, und ließ nur ſelten zwei tiefliegende, aber feurige Augen ſehen, die er von Zeit zu Zeit ganz nachläſſig auf den Mascarenhas lenkte. Ein ſchwarzes Gewand verhüllte ein Paar breite, kräftige Schultern und einen etwas gekrümmten Rücken, den er dem Steuermann zukehrte.

Dieſe zwei Menſchen, die einzigen, die der engliſche Capitain auf dem Verdecke ſah, hatten die ganze Zeit, da ſich beide Schiffe im Angeſicht arbeiteten, noch kein Wort gewechſelt, und ohne die nothwendige Bewegung, die der Matroſe am Steuer machen mußte, um dem Schiffe die Richtung zu geben, hätte man ſie Beide für Statuen halten müſſen. — Geängſtigt und betroffen — ſo weit er dieß mit ſeinen Gefühlen noch ſeyn konnte — durch dieſe ſonderbare Begegnung, verſuchte es der Capitän des Mascarenhas zu wiederholten Malen, den Namen des fremden Schiffes auszumitteln, der gewöhnlich an der hinteren Wand verzeichnet iſt. Allein die entgegengeſetzte Stellung beider Fahrzeuge ſtand dieſer Abſicht im Wege, da der Fremde im unteren Winde nur das Profil des Hintertheils zeigte, und den forſchenden Wendungen des Engländers, ſey's mit Abſicht, ſey's durch Zufall, immer durch eine gleiche, parallele Lage auszuweichen wußte.

Ermüdet durch dieſe fruchtloſen Manövers entſchließt ſich endlich der Capitän des engliſchen Dreimaſters, den Fremden, der ihm jetzt ſo nahe läuft, anzureden. Das Sprachrohr in der Hand und umgeben von den rüſtigeren Gefährten, ruft er endlich den üblichen engliſchen Seeruf: Ship, oh!

Aller Augen richten ſich hinüber nach dem Commandanten der Brigg — denn er war es — der, immer ſitzend bleibend, den Ruf nicht vernommen hat oder nicht gehört haben will; — Erſtaunt über dieſes Schweigen, glaubt der Engländer den

Zuruf wiederholen zu müſſen, und ſchreit doppelt ſo ſtark als zuvor: Ship, oh!

Statt aller Antwort greift der Fremde jetzt ganz nachläſſig nach einem kleinen ſilbernen Sprachrohr und erwiedert trocken:

Sprecht franzöſiſch! Ich haſſe das Engliſche.

Der wegwerfende Ton dieſer lakoniſchen und verächtlichen Antwort machte den engliſchen Capitän betroffen. Bevor er ſich entſchloß, eine Frage in franzöſiſcher Sprache zu thun, hielt er es für gerathen, die Flagge ſeiner Nation aufhiſſen zu laſſen, wähnend, die Brigg werde beim Anblicke der engliſchen Farben auch die Flagge ihres Landes aufſtecken. Aber vergeblich entfaltet ſich die Flagge Großbritaniens, die räthſelhafte Brigantine zeigt keine Farbe und nicht das geringſte Zeichen, daß ſie den Dreimaſter verſtanden habe oder ſeinem Beiſpiele folgen wolle.

Mit welchen Leuten haben wir es da zu thun! — ſpricht trübſinnig der Capitän des Mascarenhas zu denen, die ihn umgeben. Aber was thuts, Reſignation haben wir gelernt, und Ueblereres, als wir bereits erlebt, kann uns nicht mehr bevorſtehen. Unterwerfen wir uns daher geduldig dem Schickſale. Dieſer Capitän verlangt, daß wir ihn franzöſiſch anſprechen: ſeys drum! wir geben damit den erſten

Beweis unſerer Ergebung. — Und der alte Seemann griff nochmals nach dem Sprachrohr und rief franzöſiſch: Schiff, auf! —

Ein Moment allgemeiner Erwartung folgt; der jenſeitige Capitän erhebt das Haupt und blickt herüber; er langt nach dem Sprachrohr. Wird er antworten, und was? Seine Worte werden erwartet wie Orakelſprüche für das Wohl ſo Vieler. Still!... er ſpricht.

Hola! war der Antwortruf.

Woher kommt das Schiff? fragt der Engländer nun etwas muthiger.

Aus dem Meere! ſo die Antwort — und Ihr, ſeit wie lange London verlaſſen?

Seit hundert Tagen, leider! — mit ſechzig Reiſenden und ſechs und zwanzig Equipage.

Aber woher weiß er — ſo die Paſſagiers unter ſich — daß wir von London kommen? — Stille! ruft der Capitän, er will uns weiter fragen, und wirklich, aus dem erhobenen Sprachrohr tönt es herüber:

Wie lange leidet der Mascarenhas ſchon?

Seit ein und vierzig Tagen, Capitän!

Habt Ihr noch Lebensmittel?

Alles iſt aufgezehrt.

Waſſer?

Der Regen hat uns damit in etwas verſehen.

Eure Kranken?

Wir verloren viele.

Warum verließt Ihr das Boot, das ihr geſtern ins Meer ſandtet?

Wir kamen zu ſpät; die Unglücklichen haben ſich ermordet. Mein Sohn befehligte es und glaubte, Euer Schiff erreichen zu können.

Allgemeines Stillſchweigen auf beiden Seiten. Thränen erſtickten die Stimme des Engländers. Der Commandant der Brigg fragte weiter:

Was iſt Euch am nöthigſten?

Ein Arzt, Capitän; der unſrige erlag.

Ich habe nur einen, und den brauche ich ſelbſt.

Wenn er nur für eine kurze Zeit herüberkäme und unſere Kranken beſähe, es wäre die größte Wohlthat, die uns der Himmel gewähren könnte.

Ja, der Himmel! — — Was für eine Krankheit zeigt ſich bei Euch?

Ich kenne ſie nicht: eine Art von Fieber, glaub ich; doch braucht Ihr deßhalb keine Furcht zu haben.

Furcht! rief raſch und verächtlich lächelnd der Mann von drüben — Furcht? und das Wort wiederholend, gab er dem Steuermann ein Zeichen, die Stange nach dem Winde zu drehen.

In Folge dieſer kleinen Bewegung wandte ſich die Brigg nach der Seite hin, und ließ die Mannſchaft des Mascarenhas ein Wort leſen, ein einziges kleines Wort, mit hohen weißen Lettern auf dem ſchwarzen Grund des Hintertheils geſchrieben, und dieſes hieß: „Das Geſpenſt!“

Das war die Antwort, die einzige Antwort, die der fremde Capitän dem engliſchen auf die Zumuthung von Furcht geben zu müſſen glaubte.

Beim Anblicke dieſes allbekannten Namens, dieſes Namens, der eine Offenbarung für alle Seeleute war, riefen die Matroſen des Mascarenhas: Das iſt der ſchwarze Capitän! der ſchwarze Capitän iſts! und die Augen aller Reiſenden hefteten mit brennender Neugierde auf jener unſcheinbaren Geſtalt des Commandanten des „Geſpenſtes!“

Nachdem die Brigg mit einer kurzen Wendung ihre vorige Lage gewonnen, fuhr der engliſche Capitän nach überwundener Bewegung, welche die Erſcheinung des „Geſpenſtes“ und ſeines gefürchteten Befehlshabers in ihm erregt hatte, folgendermaßen fort:

Capitän, verzeiht das Wort, das Euch mißfiel; aber ich konnte nicht wiſſen, daß...

Der ſchwarze Capitän winkte bei dieſen Worten verneinend mit dem Haupte, als wollte er andeuten, daß ihn ein ſolches Wort nicht beleidigen könne.

Der Engländer ſprach mit beklommener Stimme weiter: Ich konnte nicht wiſſen, daß ich mit dem ſchwarzen Capitän ſpreche. Ich ſchätze mich glücklich, in Folge aller Mühſeligkeiten einem Manne von ſo bewunderungswürdiger Unerſchrockenheit und ſo anerkanntem Edelmuthe begegnet zu ſeyn.

Enden wir! Sprecht, was iſt Euch am nöthigſten?

Ein Arzt, Capitän, und etwas friſche Lebensmittel, mindeſtens für unſere Kranken.

Mein Arzt kann nur eine Stunde lang bei Euch an Bord bleiben. Lebensmittel ſollt Ihr erhalten.

Ein gebieteriſcher Wink des ſchwarzen Kapitän machte, wie durch Zauberkraft, daß aus dem Mittelbau, worin ſich ſchweigend alle Soldaten mit ihren Officieren befanden, neun Menſchen erſcheinen, die den Willen ihres Herrn errathen zu haben ſchienen, und in aller Eile einige Fäſſer und eine anſehnliche Menge von Lebensmitteln in ein Boot brachten, das längſt des Vordercaſtells an ſchönen Eiſenſtäben hing. Ein zweiter Wink des ſchwarzen

Capitäns — und das Boot und ſeine Bemannung war in das Meer gelaſſen.

Nie hatte die Mannſchaft des Mascarenhas ein ſo ſchnelles und glückliches Manövre geſehen; es war, als ob Kobolde von Schiffsleuten ein Schattenbild fortbewegt hätten, und der Name des „Geſpenſtes“ bewahrheitete ſich in jeder Bewegung.

Das ſchnelle Boot „des Geſpenſtes“ entfernt ſich raſch von dem großen Schiffe; eine Bewegung iſt es, mit welcher alle acht Matroſen ihre Ruder gebrauchen und mit kräftiger Hand führen. In der Mitte des Canots liegen die Lebensmittel und Fäßchen; Niemand kommt in ihre Nähe, denn Alles iſt an der Arbeit; — bei der Ankunft ſteigt Niemand aus dem Boote, die Fracht muß geholt werden. Ein Einziger von ihnen betritt den Bord des Mascarenhas: es iſt der Arzt, der auf der kurzen Ueberfahrt das Steuer des Canots gelenkt hatte.

Beim Anblicke dieſes jungen, ernſten Mannes richten ſich die Kranken empor; ein neues Hoffen ſcheint ihre Züge zu beleben. Matroſen und Reiſende drängen ſich zu ihm heran. Er erſcheint wie ein Schutzgeiſt, der Balſam für alle Qualen, Troſt für alles Elend bringt. Er fragt, unterſucht, verordnet. Man hört ihn wie ein Orakel, das geringſte Wort wird ſorgfältig wiederholt; man erräth ſeine Winke und erfüllt augenblicklich jeden ſeiner Befehle. Sein Ton erweckt Vertrauen, man hofft auf Erfolg, und alle Leiden ſind ſo gut als vergeſſen.

Nur der engliſche Capitän ſtand allein und troſtlos. Fruchtlos verſichert der Arzt, das epidemiſche Uebel ſey nicht gefährlich, und die Befolgung der angegebenen Maaßregeln werde es bald ganz heben; der trübe Capitän fühlte nur zu wohl, wie es für die Qual, die ihn verzehrt, kein Heilmittel gäbe, als daß er in die allgemeine Freude ſtimmen konnte. Wohl ſieht es der Arzt ein, daß an dem Manne ſeine Kunſt zu Ende ſey: er räth ihm nichts, aber er ſucht ihm durch Theilnahme zu beweiſen, welche allein ſolche Leiden zu lindern vermag.

Capitän, ſpricht er, ich habe, bevor ich Euern Bord verlaſſe, nur noch eine Pflicht zu erfüllen, nämlich zu fragen, womit ich Euch ſonſt noch dienen kann?

Für mich ſelbſt weiß ich nichts von Eurer Menſchenfreundlichkeit zu verlangen. Die letzte Obliegenheit gegen meine Mannſchaft und meine Reiſenden wird, wenn uns der Himmel Bunos-Ayres erreichen läßt, erfüllt ſeyn. Dann iſt meine letzte Pflicht vollendet. Ich lebe ſeit vierzig Jahren auf der See, aber mein jüngſtes Schickſal hat mich belehrt, daß meine Bahn zu Ende ſey, und daß ein

Menſch, dem die Vorſehung alle Hülfe verſagt, nicht dazu taugt, für die Exiſtenz ſo Vieler verantwortlich zu ſeyn, die ihm Leben, Familie und Hab und Gut anvertrauen. Da Ihr jedoch unaufgefordert mir Euren Dienſt anbietet, ſo wollt ich wohl eine Bitte an Euch richten.

Sprecht, Capitän, ich diene gern.

Eine Dame, fuhr dieſer fort, deren Eigenſchaften, Reize und Leiden ſo viel Intereſſe als Achtung einflößen, ſiecht an meinem Bord durch jene Epidemie hin, die ihren Gemahl kaum verſchont. Beide Gatten, die das zarteſte Band zu feſſeln ſcheint, ſind reich und zu den größten Opfern entſchloſſen. Die Frau kann wohl noch gerettet werden, aber die Fahrt dürfte nicht mehr lange dauern, und die Pflege müßte eine andere ſeyn, als wir ihr zu bieten vermögen. Euer Schiff geht beſſer als unſeres; Ihr werdet die Küſte viel früher erblicken als ich, wenn mir dieß Glück noch zu Theil werden ſoll; an Eurem Bord kann die Kranke da in reichem Maße bekommen, was wir gar nicht mehr kennen..... Wenn der ſchwarze Capitän, den man ſo tapfer als menſchenfreundlich nennt, einwilligen und die Beiden zu ſich an Bord nehmen wollte, ich glaubte dadurch meinen höchſten Wunſch auf dieſer Erde erfüllt zu ſehen.

Der Arzt ſenkte bei dieſen Worten das Haupt, und ſchien lange und in tiefes Nachſinnen verloren, ehe er dem Capitän des Mascarenhas antwortete, dieſer verzweifelte bereits an einer erwünſchten Auskunft.

Capitän, ſprach endlich der Arzt nach einigem Zögern, ich wünſchte Euch die Gunſt, die Ihr verlangt, zuſichern zu können, und hinge dieß allein von mir ab, Ihr hättet längſt keinen Wunſch mehr; aber trotz allem Eifer, mit dem ich mich für Euch verwenden will, berge ich Euch doch die Schwierigkeit nicht, die uns hier entgegentritt. An unſerem Bord ſind wir es gewohnt, den Befehlen des Commandanten blind zu gehorſamen, und Niemand wagt es etwas von ihm zu verlangen. Seine Sorgfalt weiß alle unſere Bedürfniſſe zu errathen und überflüſſigem Begehren auszuweichen. Dieſer Mann, von dem Alles ſpricht, und den man doch ſo wenig kennt, hat unſer Aller Glück gegründet; tauſend Gefahren, die uns mit ihm begegneten, gingen wirkungslos an uns vorüber; er weiß Rache und Unglück abzuwenden. Daher kommt es, daß unſere Ergebung gegen ihn bis zum Aberglauben geht; der lautloſe Gehorſam am Bord iſt eine Art von Verehrung ſeines geiſtigen Uebergewichtes.... Und wenn Ihr nun erſt wüßtet, wie edel, wie gut, wie großmüthig er iſt, und wie viel er im Leben ertragen! Man kennt ihn in dieſen Meeren, die ſein Name erfüllt, nur nach dem blutigen Ruhme, den er ſich durch ſeine Siege über die Spanier gewonnen, aber wüßte man erſt die zahlloſen Wohlthaten, die er Unglücklichen und ſolchen erwies, die mit Recht vor ihm zittern mußten, man liebte ihn als einen großherzigen Helden, und bedauerte ihn zugleich als den Unglücklichſten aller Menſchen.

Wie? der ſchwarze Capitän...?

Ja. Dieſe Mittheilung ſcheint Euch in Staunen zu ſetzen, aber ſie iſt treu und wahr. Ihr kennt nur ſeinen Namen; ich verehre durch geraume Zeit den Freund in ihm.

Und Ihr glaubt, er werde nicht einwilligen?

Ich glaube noch gar nichts. Heute ſcheint der Capitän einen guten Tag zu haben, das heißt, er iſt weniger trübſinnig und leidend als ſonſt. Ich will es alſo bei meiner Rückkunft wagen, mit ihm darüber zu ſprechen; denn trotz der Freundſchaft, womit er mich beehrt, ſpreche ich doch nur ſelten mit ihm. Seit dem letzten Gefecht, in welchem wir eine ſpaniſche Corvette in den Grund bohrten, richtete ich nur ein Mal meine Rede an ihn, um ihm über unſere Verwundeten Auskunft zu geben.

Ihr habt alſo ſchon gekämpft, ſeit Ihr Buenos-Ayres verlaſſen?

Drei Mal gefochten, zwei Mal geentert.

Und doch nicht die kleinſte Spur von Schüſſen an Eurem Fahrzeug?

Das mein ich gern; fünf Stunden nach jeder Action würde das feinſte Auge eines Seemanns keine ſolche Spur mehr entdecken. Mit zwanzig Zimmerleuten und einer Schaar rieſiger und geſchickter Matroſen, wie wir ſie haben, dächt ich, wären vier und zwanzig Stunden hinreichend, eine ſolche Brigg zu vernichten und wieder neu aufzubauen. Doch verzeiht, ich ſehe den Capitän drüben geſenkten Hauptes auf und niedergehen: das iſt kein gutes Zeichen, und erinnert mich, daß meine Zeit um iſt.

Aber Ihr gedenkt doch meiner Bitte, nicht wahr? Sagt Eurem Capitän, daß die Hilfsbedürftigen reich und gern zu jedem Opfer entſchloſſen ſind. —

Das wäre das beſte Mittel, ſeinen Zorn zu reizen, und die Gewährung ſelbſt zu vereiteln.

So bittet und verwirkt nach Eurem Gutdünken meinen Unglücklichen die Rettung. Lebt wohl, mir ſagt es eine gute Ahnung, wir ſehen uns wieder.

Gut denn! Wenn Ihr mich noch ein Mal vom „Geſpenſt“ in das Boot ſteigen ſeht, dann ſey Euch dieß ein Zeichen, daß es mir gelungen, die Einwilligung unſeres menſchenfreundlichen Befehlshabers zu gewinnen. Bis dahin lebt wohl, Capitän!

Das leichte Canot, welches dem Mascarenhas Lebensmittel und ärztliche Hülfe gebracht, war kaum längs des „Geſpenſtes“ angekommen, als die Mannſchaft raſch das Hauptſchiff hinankletterte, das Boot in die Seite nahm, und in wenigen Minuten Alles wieder ſo war, als hätte gar keine Ausſchiffung Statt gefunden. Nachdem dies mit unglaublicher Schnelligkeit geſchehen war, verſchwanden Doktor und Leute unter dem Verdeck, vermuthlich, um ihre früheren Plätze einzunehmen.

Die beiden großen Schiffe, die während des Beſuches einander gegenüber gehalten, zogen nun in kleiner Entfernung weiter.

Das ſchnelle Manövre, welches der Capitain des Mascarenhas drüben geſehen, das lautloſe Verſchwinden des Arztes, das raſche Segelwenden und Fortziehen — Alles das ließ ihn keinen glücklichen Ausgang ſeiner Sendung und Bitte hoffen.

Es dauerte indeſſen nicht lange, ſo gewahrten einige Paſſagiers, die des Capitäns Unterredung mit dem Arzte angehört, dieſen in einem Geſpräche mit dem ſchwarzen Capitän.

Die allgemeine Aufmerkſamkeit richtete ſich hinüber.

Wirklich hatte ſich der Doctor drüben dem Befehlshaber genähert, und ſchien, die Kopfbedeckung in der Hand, zaghaft einige Worte an ihn zu richten.

Während er ſprach, ging der ſchwarze Capitän auf und nieder; das nennt der Doctor ein übles Zeichen. Lady und Sir William Wallace haben wohl nichts zu hoffen. Aber er ſcheint dem Doctor zuzuhören, und der Doctor ſpricht fort. Jetzt verſchwindet er; aber der Capitän giebt kein Zeichen, keinen Befehl. ...

Kaum waren jedoch ein Paar Augenblicke verſtrichen, ſo fing es ſich am Borde des „Geſpenſtes“ zu rühren und zu regen an; ein Wink des Commandanten, das Verdeck füllt ſich mit Leuten, und das große Boot wird wieder herabgelaſſen. Ohne ein Wort zu ſprechen, weiß der ſchwarze Capitän ſich dem Mascarenhas verſtändlich zu machen. Er deutet mit der Hand herüber, ſein Wink iſt ein Gebot. Schnell wird auch hier das Canot niedergelaſſen; die Einſchiffung jenſeits iſt bereits im Gange; dieſelben Leute im Boote, am Steuer der Arzt, ſchweigend und den Blick ſeines Befehlshabers beobachtend, nähert er ſich wieder dem Schiffe, das er kaum verlaſſen.

Herzlich begrüßte ihn der Capitän.

Ahnte ich es nicht, daß wir uns bald wieder ſehen, Doctor. Ihr bringt mir gewiß gute Kunde.

Ja, Capitän, ich habe Alles erlangt, was Ihr wünſcht. Ihr könnt mir Eure Kranken anvertrauen. Sogar die Dame, für die Ihr Euch ſo ſehr verwendet, habe ich Erlaubniß, mit zu uns an Bord zu nehmen. Sorgt, daß man ſie ohne Erſchütterung einſchiffe, die ihr ſchaden könnte. Das Meer iſt ſchön, das Boot unbewegt; es wird leicht ſeyn, die Kranke auf einer guten Matte oder in einer Sänfte ruhig hinüber zu ſchaffen.

Alle Maaßregeln wurden genau befolgt, und die Kranke wurde in Begleitung ihres Gemahls mit der größten Sorgfalt in das Canot des „Geſpenſtes“ gebracht, und von den Leuten des ſchwarzen Capitäns übernommen.

Der Gatte der ſchönen Leidenden umarmte den Capitän des Mascarenhas mit rührender Erſchütterung. Der Doctor that ein Gleiches; ihn hatte die nachdrückliche Verwendung für das Wohl dieſer beiden unglücklichen Reiſenden mit aller Hochachtung gegen den wackern und edeln Seemann erfüllt.

Schweigend entfernte ſich hierauf das fremde Boot und kehrte zu ſeinem Bord zurück.

Den Blick auf das Boot gerichtet, welches zwei ihrer Unglücksgefährten einſchloß, ſahen Matroſen und Paſſagiers mit Staunen und Neugierde, welche Vorſichtsmaßregeln der Arzt angeordnet hatte, daß die Kranke den Zügen und der Geſtalt nach ungeſehen bleibe. Ueber eine Netzwand ihr zu Häupten und Füßen angebracht, war ein ſeidenes Zelt geſpannt, luftig, aber dicht genug aller Augen von der darunter Liegenden abzuwehren.

Geſchah dieß um den Schiffsleuten den Anblick einer Hinſterbenden zu erſparen? Sollte die fürchterliche Mannſchaft des „Geſpenſtes“ nicht ſchon Gräßlicheres geſehen haben? Oder war es der Eigenwille des ſchwarzen Capitäns, der doch ſo menſchenfreundlich gehandelt hatte?... Alles erſchöpfte ſich in Vermuthungen.

Aber wie verdoppelt ſich erſt ihr Erſtaunen, als ſie das Boot am Hauptſchiff anlangen ſehen. Kein Menſch zeigt ſich eben auf dem Verdeck; die Mannſchaft des Bootes ſelbſt legt Hand an, die Fremde hinaufzubringen. Es geſchieht. Der ſchwarze Capitän, weit entfernt die Neuankommenden mit einiger Neugierde zu empfangen, ja ſie auch nur eines Blickes zu würdigen, begiebt ſich jetzt auf die anders

Seite des Bordes, — als wollte er abſichtlich dieſer Trauerſcene ausweichen; dort geht er gedankenvoll auf und nieder.

Mit derſelben Sorgfalt, die im Canot beobachtet worden, wird die Kranke jetzt an Bord gebracht; vier Matroſen ſind um ſie beſchäftigt; ein langer, dichter Schleier verhüllt die ganze Geſtalt, die ſelbſt für den Steuermann ein Räthſel bleibt. Ein Augenblick und das Boot iſt wieder aufgehißt und eingehängt, dieſelben Leute, welche es eben verlaſſen, haben auch Alles wieder blitzſchnell geordnet. Der Zug mit der Leidenden hat inzwiſchen die Nähe des großen Maſtes erreicht, und begiebt ſich nach der vorderen Mitte in eine elegante Schiffsabtheilung, wo er ſammt dem Gemahl der Unglücklichen verſchwindet.

Mit einem Male wendet ſich das Schiff, das die ganze Zeit hindurch dem engliſchen gegenüber gehalten, nach dem Winde, der die Segel bläht; in wenigen Minuten iſt es vorbei und hat einen ſo bedeutenden Vorſprung, daß der Mascarenhas, verglichen mit dieſer unbeſchreiblichen Geſchwindigkeit, ein vor Anker liegendes Schiff ſchien. Im Augenblicke dieſes Scheidens ließ zum freundlichen Lebewohl der Capitän des Dreimaſters die engliſche Flagge drei Mal ſenken und hiſſen; aber von drüden erfolgte kein Gruß. Niemand ſchien dieſen auch nur bemerkt zu haben.

Der Abend war herangekommen, die Sonne ſank allmählig tiefer. Reiſende und Matroſen hatten ſich auf dem Verdecke des Mascarenhas verſammelt, und richteten forſchend ihre Blicke nach der Gegend, in welcher das geheimnißvolle Fahrzeug verſchwunden war. Iſt es denn auch wahr, was wir erlebten? flüſterten ſich die Matroſen zu, — wir ſind einen halben Tag lang Bord gegen Bord mit dem furchtbaren ſchwarzen Capitän geſtanden, von dem Alles wie von einem unſichtbaren mächtigen Weſen ſpricht; wir haben ihn geſehen, unſer Capitän hat mit ihm geſprochen; unſere Schiffe hatten Gemeinſchaft, — — wer wird uns das Alles glauben wollen, wenn wir es je erzählen? Und doch iſt es ſo; er hat unſere Paſſagiers an Bord genommen; ſeine Leute kamen in unſere Nähe. Aber was für Leute! Ganz anders wie das gewöhnliche Seevolk; ohne Rede, ohne Antwort, fremdartig ihr ganzes Weſen, vielleicht, wie ihr Befehlshaber, Weſen höherer Art, oder unglückliche Opfer eines finſteren Bundes.

Indeſſen war die Nacht hereingebrochen. Am Saume des Horizonts gewahrte man einen kleinen rothfeurigen Punkt: ein Licht, das vom „Geſpenſte“

kam. Das Dunkel begünſtigt abergläubige und geheimnißvolle Erzählungen. Man hatte das Licht kaum erblickt, als die Matroſen mit dem ſchaurigen Tone ſolcher Geſchichten fortfuhren und behaupteten: es brenne dieſe Flamme nächſt dem Compaß aus einem Todtenſchädel; zur Zeit des Gefechtes wehe vom „Geſpenſte“ eine große ſchwarze Flagge mit einem Todtenkopfe, und der Name rückwärts auf dem Schiffe, den ſie geſehen, die großen weißen Lettern, die ihn bilden, ſeyen Gebeine jener ſpaniſchen Officiere, die der ſchwarze Capitän mit eigener Hand erlegt habe. Die Paſſagiers lachten zu dieſen Mährchen und beſtritten den Aberglauben der Matroſen, daß über dem Erzählen und Zweifeln eine geraume Zeit verſtrich, während welcher das kleine Licht am fernen Horizont gänzlich verſchwand. Die Matroſen verharrten indeß immer bei ihrem Wahne und meinten, man ſolle ja nicht glauben, der ſchwarze Capitän ſey fortgezogen, ohne wieder und zwar feindlich zu ihnen zurückkehren zu wollen. Dieſer Menſch, oder vielmehr dieſer Dämon, ſey nicht gewohnt, eine Beute, die ihm begegnet, fahren zu laſſen. Mitternacht ſey die Zeit, wo der Fürchterliche gewiß wieder erſcheinen und ſeine blutigen Enterhaken an den Mascarenhas anlegen werde. Dieß ſey ſeine Stunde, da ſey auch das wild empörte Meer für ihn ſicher und verläßlich wie dieſes Eis, denn das „Geſpenſt“ ziehe auch beim wüthendſten Orkan nie die Segel ein. Der ſchwarze Capitän ſey ſeines Erfolges jederzeit ſo ſicher, daß er oft, wenn es gilt ein Kauffahrtei- oder Kriegsſchiff anzugreifen, gar nicht das Verdeck betritt, ſondern blos ſeine Offiziere commandiren läßt. An der Beute nähme er nie einen Antheil, ſondern überlaſſe Alles der Mannſchaft: er ſelbſt behalte nur den Ruhm des Gelingens für ſich, — und damit nur ſein Name genannt werde, gebe es auf dem Schiffe auch gar keinen Namen weiter, ſondern blos Nummern. Ein jeder, der ſich ſeiner Mannſchaft anſchließt, verliere ſeinen Namen und erhalte eine Nummer, die bei dem Adjutanten anfängt und bis zum Schiffsjungen herabgehet.

Die Paſſagiers lächelten zu dieſen märchenhaften Betheurungen, und zogen ſich, erfreut über den glücklichen Ausgang des Abentheuers, in die Kajüten zurück, — aber ſelbſt die kaltblütigſten und erfahrenſten hatten in dem Vorfalle und in den Reden des Schiffsvolks vielfachen Grund zum Nachdenken gefunden.

Werfen wir nun einen Blick in jenes wunderbare Fahrzeug, das aus dem Angeſichte des Mascarenhas längſt entſchwunden iſt. Hier war der

Arzt ſeit Stunden bemüht, der armen Kranken. die ihm der engliſche Capitän ſo dringend empfohlen, alle mögliche Hülfe zu leiſten. Der Gemahl der Sterbenden war in tiefes Hinbrüten verſunken, ſo daß er oft die Fragen, die an ihn gerichtet wurden, gar nicht hörte. Er ſchien keinen andern Ausdruck zu finden, als: Glauben Sie, Doctor, daß ſie zu retten iſt? Er ſprach ſpaniſch, und dann fügte er mit einem Tone der Verzweiflung hinzu: Mein Leben und all meine Habe gäbe ich gern darum, ihr nur ein Paar Tage erhalten zu können.

Das Haupt hinabgeneigt zu den Füßen des Bettes, das man ſeiner unglücklichen Gattin bereitet hatte, vermochte den troſtloſen Mann nichts dazu ſeine Stellung zu ändern, nicht einmal das dringende Verlangen des Arztes, der den Augenblick herankommen ſah, in welchem die Kranke auslöſchen würde, und wo er den Gemahl von der nahen Jammerſcene entfernen wollte. Ein einziges trübes Lämpchen hinter dem Bette beleuchtete mit mattem Scheine die enge Schiffskammer. Der Anblick war herzzerreißend; der Arzt fühlte ſelbſt das Bedürfniß ſeine Sinne zu zerſtreuen und einen Augenblick friſche Luft zu ſchöpfen, er ſtieg auf das Verdeck. Der ſchwarze Capitän hatte es gegen ſeine Gewohnheit, die ihn meiſt bis eine Stunde nach Mitternacht hier auf und abgehen ließ, bereits verlaſſen und war in ſein Gemach gegangen. Der Doctor fand Niemand oben als den Lieutenant, der ſich zwiſchen dem großen und dem Bockſegelmaſt erging, — was ſich ein Offizier außer den Viſitirungsſtunden auf dem Geſpenſte ſelten herausnahm.

Maſter Arnold war ein roher Seemann, Franzoſe von Geburt, unbekannt mit dem, was man Gefühl nennt, aber gewandt und verläßlich, wenn es eine raſche Unternehmung galt. Seiner Zeit, wie er oft verſicherte, machte ihm dieß und das Spaß, — was freilich nicht immer das ehrlichſte Gewerbe war; aber der Drang, ſein ſtürmiſches Leben auf ehrenvolle Weiſe zu beſchließen, machte ihn zum Corſaren unter dem Commando des ſchwarzen Capitäns. Er und der Schiffsarzt, obwohl von ganz entgegengeſetztem Charakter, ſtanden auf gutem Fuße mit einander.

Nun, Freund, rief er dem verſtört Heraustretenden entgegen, wie ſtehts mit der Kranken und ihrem Herrn Gemahl!

Sehr übel, Lieutenant, ich fühle mich von der traurigen Scene da unten ſelbſt angegriffen.

Ich hätte euch mehr Kraft zugemuthet; ein Mann, deſſen Handwerk es iſt, die Lebensſegel Anderer einzuziehen — und murb und leck werden um eines Weibes willen, das der Tod ganz natürlich entert!

Ja ſeht, ſo ſind Gewerbe und Gefühl oft im Widerſpruch. Doch ſprecht, ging der Capitän ſchon zur Ruhe?

Freilich; heut war er wieder ein Mal ſehr finſter; aber gegen euch, das muß man ſagen, ſehr gnädig, weil er euch die kranke Perſon ſammt ihrem heulenden Gemahl an Bord zu bringen geſtattete.

Wahr iſt's, und es wundert mich noch immer, woher ich den Muth zu der Bitte nahm, die er ſo unerwartet gewährte.

Hört, Doctor, vielleicht denkt unſer Capitän daran, ſich mit dem Weibervolke wieder auszuſöhnen. Wer weiß ... wer weiß ...!

Ich zweiſle ſehr.

Ich auch; wenn der ein Weib zu lieben anfinge, dann entſchlöſſe ich mich zur Kapuze. Sahſt Ihr das Geſicht, das er jüngſt im Guavra zog, als ich die zwei Mulattinnen an Bord nehmen wollte? Und es war doch friſche gute Waare. Aber dafür hat er keinen Sinn. Welche Blicke warf er mir zu! bei meiner armen Seele, ein andermal laß ich ſo was bleiben.

Da habt Ihr auch ſehr recht. Ich kenne unſern Capitän eine geraume Zeit und weiß, daß die Wiederholung einer Scene, wie die in Guayra, nicht geeignet wäre, ſeine Gunſt zu gewinnen.

Und ſeht, Doctor, doch ſagte man mir, daß unſer Capitän, wie Ihr ihn da ſeht, nicht immer die Schönheit verachtet habe.

Vermuthlich ein Mährchen, wie ſo vieles, was man von dem ſchwarzen Capitän zu erzählen weiß.

Hört mich an, ich gebe Euch nur das, was man mir gegeben. Man ſagte mir nebſt vielem andern, er ſey jetzt blos darum ſo, weil er ſich einmal bei Einer, die er über alles liebte, arg verbrannte — und darum wolle er mit der Tatze nicht mehr in den Topf des Gefühles hinein.

Ich kenne ihn nun ſchon zehn Jahre, ich war unter ſeinem Commando auf allen Meeren, und, ich verſichere es Euch, nie gab mir etwas Veranlaſſung, zu denken, daß er je von einem Weibe betrogen worden ſey.

Ja, lieber Doctor, das läßt ein ſo ſchlauer Mann, wie er, nicht fallen, daß unſereins mit dem Stiefel darauf treten kann. Glaubt mir's immerhin, es iſt etwas Wahres daran!

Dann hat man Euch vermuthlich auch geſagt, daß ſie, die ihn ſo betrogen, ſeine Gemahlin geweſen, deren Verluſt ihn verzweifelnd auf die See getrieben?

Ja, Ihr habt Recht.

Nichts als Märchen. Iſt denn ſeine ganze Laufbahn nicht ſo klar, daß ſie ſolcher geheimnißvoller Deckmäntel entbehren kann? Ein gedienter Offizier der franzöſiſchen Marine, ſchloß ſich der ſchwarze Capitän ſpäter an das Loos der Republick von Buenos-Ayres, ſeines neuen Vaterlandes, dem er viele wichtige Dienſte erwies. Was er den Feinden Böſes that, trug auf rechtmäßige Weiſe zu ſeinem Ruhme, wie zur Sicherheit des neuen Freiſtaates bei. Oder haben vielleicht wir, die er bereichert, über ihn zu klagen?

Nein, nahm der Lieutenant jetzt das Wort, er iſt großmüthig, edel, ſtark und muthig wie ein Löwe; das Meer hat keinen Entſchloſſeneren je getragen.

Alſo welcher Tadel träfe ihn? Daß er ſchweigt? Aber erreicht er mit dieſem ernſten Schweigen nicht mehr, als wenn er nutzlos mit uns plauderte?

Ja Ihr habt Recht, vollkommen Recht, Doctor; doch laßt uns abbrechen, er könnte uns hören; weiß er doch Alles, was an Bord geſchieht, und wenn man es noch ſo ſorgfältig verbürge.

Alſo nichts mehr davon. Ich kam ohnedieß mit der Hoffnung herauf, den Capitän hier zu finden.

Und wenn Ihr ihn gefunden hättet?

So hätte ich ihn um eine Gunſt gebeten.

Eine Gunſt, die er mir wohl gewähren wird, und die eigentlich mich gar nicht betrifft.

Wem denn?

Meine Kranke. Denkt nur, ſie fragte mich nach dem Namen unſeres Capitäns und was für ein Mann er ſey.

Und Ihr ſagtet?

Das nächſte Beſte; beſorgt, ſie durch den wahren, überall gefürchteten Namen zu erſchrecken, nannte ich unſern Commandanten Antonio, und fügte hinzu, er ſey ein ſehr angeſehener und bekannter Mann.

Und ſie?

Sie erſuchte mich, ihn zu ihr bitten zu wollen, weil ſie ihm vor ihrem Ende noch ihren letzten Willen anzuvertrauen wünſche.

Nun das fehlte noch! Wenn ich den ſchwarzen Capitän bei einer Sterbenden den Gewiſſensrath und Notar ſpielen ſähe, berſte ich vor Lachen. Wozu hat die gute Frau dann ihren weinerlichen Klotz von Gemahl?

Eine Sonderbarkeit, die ich nur ihrer Sinnesverwirrung zuſchreiben kann; denn ſeit einigen Stunden ſcheint ſie nur mit Widerwillen die Gegenwart ihres Mannes zu dulden.

Da ſehe einer die Weiber, lieber Doctor, — geſund oder krank, immer voll Launen! — Unſer Capitän hat wohl Recht, daß er nichts von ihnen wiſſen will. Aber ſagt, wie wollt Ihr es anfangen, daß er bei dieſer ſentimentalen Rübe anbeiße!

Noch weiß ich es ſelbſt nicht; aber jedenfalls werde ich nichts unterlaſſen, meine Pflicht zu erfüllen.

Da habt Ihr Recht in Eurer Art; aber wißt Ihr wohl, was ich an Eurer Stelle thäte?

Nun!

Ich würde mir zuerſt ſelbſt vorſagen; daß es eben ſo unangenehm als fruchtlos iſt, den Capitän um eine ſolche Sache anzugehen; ich würde lieber gleich zu Maſter Arnold hintreten und ihn erſuchen, anſtatt des Befehlshabers der Sterbenden ihr Geheimniß abzunehmen, — und Maſter Arnold würde nicht ungefällig ſeyn. So würde Eure Pflicht und der Wunſch der Kranken erfüllt.

Was denkt Ihr von mir, Lieutenant! Das Vertrauen einer Sterbenden hintergehen! — Nimmermehr.

In dieſem Augenblicke wurden die Sprechenden durch ein Geräuſch unterbrochen. Trotz der Dunkelheit gewahrten ſie einen Schatten aufſteigen. Es konnte nur der Capitän ſeyn, da Niemand außer ihm zu dieſer Stunde aus dieſer Abtheilung heraufkommen durfte. Die Beiden trennten ſich, der Eine die Nachtwache zu verſehen, der Andere eine Gelegenheit für ſeine Bitte abzuwarten. Sie hatten nicht geirrt; es war der ſchwarze Capitän, der jetzt den Kompaß ins Auge faßte, um nachzuſehen, ob der Steuermann richtig lenke. Kaum fühlte dieſer den ſtrengen Befehlshaber ſich zur Seite, als er ſich aufrecht hielt wie eine Lanze, kein Auge vom Compaß wandte und kaum zu athmen wagte. Nachdem er hier durch kurze Zeit verweilt, ging der Capitän, wie dies ſeine Gewohnheit war, auf dem hinteren Verdeck langſamen Schrittes auf und ab. Der Arzt hatte ſich an dem großen Maſte niedergeſetzt, und war ſchon zwei Mal aufgeſtanden, ſein Anliegen vorzubringen — aber jedes Mal zitterten ihm die Knie vor Angſt. Der Lieutenant ermunterte ihn, ſo oft er an ihm vorüber kam, durch neckende Worte, Winke und heimliche Rippenſtöße. Aber der Doctor hatte nicht den Muth vorzutreten.

Der ſchwarze Capitän hatte ſich eine Stunde ergangen und ſetzte ſich jetzt in der Schiffskrone nieder, wo das Licht der innern Lampe von Zeit zu Zeit einen Strahl auf ſein Antlitz warf. In einem ſolchen Augenblicke glaubte der Arzt die Züge des Befehlshabers nicht ſo ernſt und trüb als gewöhnlich zu erblicken. Das gab ihm Muth. Er nähert ſich mit entblößtem Haupte dem Chef. Als er vor ihm ſtand, kam ihm die Entſchloſſenheit durch die Nothwendigkeit, kurz und deutlich zu ſeyn, wieder.

Commandant, ſprach er, ich habe euch um eine Gnade zu bitten.

Eine Gnade? Es ſcheint heut euer Tag zu ſeyn.

Fürwahr, Capitän, — ihr waret ſchon einmal huldvoll, da ihr der Kranken unſern Bord gewährtet; jetzt bitte ich eure Güte aber um mehr.

Noch mehr? Ich erſtaune! Was ſolls ſeyn?

Die letzte Bitte einer Sterbenden gewähren.

Einer Sterbenden! und was will dieſe Sterbende von mir?

Die Unglückliche, an welcher ihr ſo großmüthig die Gaſtfreundſchaft übtet, wünſcht euch, und nur allein euch, vor ihrem letzten Hauche ein Geheimniß, das ſie auf dem Herzen hat, anzuvertrauen.

Warum nicht lieber euch, der ihr um ſie ſeid?

Weil ich nicht der Capitän des Schiffes bin.

Hat ſie doch ihren Mann bei ſich, in deſſen Hände ſie ihre letzten Wünſche legen mag.

Sie will ſich aber durchaus Niemand anvertrauen, als nur euch.

Wunderbarer Einfall! Nennt ihr meinen Namen und ſie verliert gewiß die Luſt, mich zu ihrem Vertrauten zu wählen.

Ich nannte euch, Capitän.

Und was ſagte ſie dann?

Sie blieb bei ihrem Entſchluß.

Ein ſonderbares Geſchöpf. Ahnet ihr nicht, was ſie mir etwa zu ſagen habe?

Solche Geheimniſſe oder vielleicht auch Gewiſſensbiſſe laſſen ſich nicht errathen. Ueberdieß iſt ſie eine Fremde, die ich erſt ſeit ein Paar Stunden kenne.

Gewiſſensbiſſe? Haben die Weiber deren auch? Ja, wenn ſie zu ſterben kommen, wo alle Reue zu ſpät iſt. — Gut, ich will eure Kranke ſehen... aber ſie ſoll ſchnell ſprechen... Ihr ſeht, heut gewähre ich euch alles, ſogar für ein Weib!...

Alſo bereitet ſie auf meine Ankunft vor.

Erſtaunt über den unerwarteten glücklichen Erfolg, der ſeiner Bitte geworden, ſchreitet der Arzt raſch an dem Lieutenant vorüber, den das leiſe Wort: „Er kommt,“ in ſtarre Verwunderung ſetzt. Schnell zieht dieſer ſich in ein günſtiges Verſteck zurück, wo er den Capitän zur Kranken vorübergehen ſehen kann, ohne von ihm bemerkt zu werden.

Der Arzt war indeſſen zu der kranken engliſchen Dame gekommen und meldete ihr die Gewährung ſeines Capitäns. Bei dieſer Nachricht ſchien die Arme wieder etwas an Kraft zu gewinnen, und das ſchöne bleiche Antlitz von dem Kiſſen erhebend, ſchien ſie leiſe ihre Gedanken zu ordnen; dann gab die abgemagerte Hand dem Gemahl ein Zeichen ſich zu entfernen, welchem dieſer ehrerbietig, aber mit einer Bewegung gehorchte, die nur zu deutlich verrieth, was es ihm koſte, in dieſem höchſten Schmerzensmomente ſein Liebſtes verlaſſen zu müſſen. In den Augen der Sterbenden ſtand keine Thräne, aber ihrem glühenden Munde entglitt ein ſtiller Seufzer, und der Blick wandte ſich von dem ab, der ſchluchzend hinausſchlich.

Ein Licht in der Hand, erwartete der Arzt in ehrerbietiger Stellung die Ankunft ſeines Befehlshabers. Die Matroſen ſind in ihrem Quart und verhalten ſich ruhig bis zum Commando, das ſie erwarten. Alles iſt ſtill. Man hört nur Maſter Arnold, der oben feſt auftritt und ſich anſtellt, als dächte er an nichts anderes, als an Poſtenviſitiren.

Jetzt laſſen ſich langſame feierliche Schritte die Treppe herunter vernehmen. Es iſt der Capitän;

aus der Hand des Arztes nimmt er mit feſter Hand das Licht, ein Wink, und dieſer entfernt ſich hinauf, wo ihn der Lieutenant erwartet.

Ein ſeidener Vorhang verhüllt die Lagerſtätte der Leidenden, die mittlerweile das Haupt mühſam nach jener Seite gerichtet, von welcher ſie den Eintretenden vernommen... Der ſchwarze Capitän näherte ſich leiſe, das Licht in einer Hand, mit der andern langſam den Vorhang theilend, hinter welchem er das hohle bleiche Antlitz einer ſterbenden Frau erblickt. Als dieſe den Schein des Lichtes gewahrt und den Mann, der es trägt, fallen ihre halbverloſchenen Blicke auf den ſchwarzen Capitän.. Ein gräßlicher Schrei entwindet ſich den zuckenden Lippen.... Das Licht fällt zu Boden.... Der ſchwarze Capitän heftig und ſchnell wie der Blitz ſtürzt empor aufs Verdeck, und ſchießt wie ein zürnender Schatten an dem Arzt und dem Lieutenant vorüber.... Dieſe haben den gellenden Schrei gehört, den Verbeiſtürmenden geſehen, — ein entſetzlicher Gedanke bemeiſterte ſich ihrer plötzlich. Der Arzt eilt hinab an das Bett der Unglücklichen; er findet trotz der Finſterniß das Gemach, endlich mit zitternder und ſuchender Hand auch das Lager — und eine Leiche darin. Die Arme iſt nicht mehr. Jetzt kommen Lichter von mehreren Seiten, in deren grellem Scheine der Gemahl der Unglücklichen mit Schauer und Entſetzen die todte Gattin erblickt. Es iſt geſchehn. Der Tod hat den ſchwarzen Schleier über ſein Opfer geworfen, das mit dem letzten Seufzer jenen fürchterlichen Ton von ſich gab, der jetzt noch den Arzt ſchauern macht. Die Züge, gräßlich verzerrt, zeigen noch das furchtbare Gefühl, mit welchem ſie ſchied, das Entſetzen haftet noch auf der lebloſen Wange.

Welch ein fürchterliches Räthſel knüpfte ſich an ihren Tod? wandte ſich der verzweifelnde Gemahl gegen den Arzt; ſprecht, antwortet, ihr müßt darum wiſſen, Doctor, oder euer Capitän; er war da,.. ihm eröffnete der ſterbende Mund;... Wo iſt er; ich muß Alles wiſſen!

Hütet euch, erwiederte der Arzt, den Capitän zu fragen. Legt ihm das anvertraute Geheimniß Schweigen auf, dann hoffet nicht...

Ich kann Alles wagen, ich habe Alles verloren. Was kümmert mich eure Angſt und Ehrfurcht, die ihr vor einem Manne hegt, den ich das Recht zu fragen habe, welches Verhängniß dieſer hier ſo ſchnell und gräßlich den Tod brachte, während er um ſie war? Iſt er vielleicht unſichtbar dieſer fürchterliche Capitän, wenn man ein Wort der Ehre mit ihm ſprechen will?

Nein — antwortete eine tonloſe craſſe Stimme auf dieſe letzten Worte des Ungeſtümen — er iſt nicht unſichtbar, jener Mann, mit dem ihr ſprechen wollt, hier ſteht er. — Und vor dem Unbedachten, dem der Schmerz ſo drohende Reden eingab, ſtand mit verſchränkten Armen und funkelndem Auge der fürchterliche ſchwarze Capitän.

Ein ſchreckliches Stillſchweigen folgte dieſen Worten. Der Arzt wagte es kaum das Antlitz des Capitäns anzuſehen. Der Gemahl der Verſtorbenen hatte bei dem Anblick deſſen, der ſo plötzlich erſchien, die Entſchloſſenheit verloren, Furcht war an ihre Stelle getreten; an dem ſchwarzen Capitän allein iſt es nun zu ſprechen.

Schafft dieſe Leiche fort, ruft er dem Arzte zu, und dieß mit einer Bewegung, die keine Einmengung und nicht den leiſeſten Widerſtand zuläßt.

Dann faßte er mit kräftiger Hand den Mann an, der ihn kurz vorher fragen wollte, und zieht ihn hinüber in die Chefscajüte, in jenes Gemach, das Niemand außer er ſelbſt betrat.

Maſter Arnold hatte Alles mit angeſehen — alles war ihm ſo ſchrecklich als neu.

Was iſt geſchehen, Doctor? ſo ſtürmt er ungeduldig auf dieſen ein. Wie hängt das Alles zuſammen? Oder iſt alles nur ein hölliſches Gaukelſpiel? Die Frau iſt todt, und der Mann kommt gewiß nicht lebend aus dem Gemache des Capitäns.

Der Arzt war in tiefes Nachſinnen verſunken, als jene Rede ihn erweckte.

Wenn nur der verzweifelnde Fremde, der mit unſerem Commandanten allein iſt, es etwa nicht wagt …

Seyd unbeſorgt um unſern Capitän; ſaht ihr denn ſeinen Blick nicht?

Immerhin … aber laßt uns in die Nähe gehen, um bei der Hand zu ſeyn .. ich habe eine böſe Ahnung … es wird mich beruhigen.

Bei den letzten Worten, mit welchen der Arzt den Lieutenant hinter ſich herzog, ſchlug ein Piſtolenſchuß aus der Cajüte an ihr Ohr. Die beiden Freunde und der Steuermann ſtürzten entſetzt in das Gemach des Capitäns.

Himmel, ſchrie der Doctor zitternd, das galt ihm! unſer Capitän iſt getödtet!

Nein, das iſt er nicht … rief eine Stimme zu ſeiner Seite: es war die des Capitäns. Laßt die ganze Mannſchaft aufs Verdeck kommen! … rief er zum Lieutenant gewendet.

Dieſer Befehl war überflüſſig, denn der Schuß und der Gedanke, ihren Capitän in Gefahr zu wiſſen, hatte ſie alle aufs Verdeck getrieben, trotz dem ſtrengen Verbote, daſſelbe ohne Befehl zu betreten. Das Erſte, was ihr verſtörter Blick ängſtlich ſuchte, war ihr Commandant, ſie gewahren ihn im Hintertheil und ſind beruhigt. Maſter Arnold hat inzwiſchen den Befehl gegeben, und ſchweigend, die Mütze in der Hand, drängen ſie ſich zuſammen.

Ein Mann ganz allein beſteigt jetzt das Windrad, es iſt der ſchwarze Capitän. Er wird ſprechen. Alles zittert vor Begierde und Ungeduld — kein Wort geht verloren.

Kinder, ruft der Geliebte und Gefürchtete, die Laufbahn eures Capitäns iſt geſchloſſen. ... Ein nichtswürdiges Weib hat ihn betrogen, ein Schurke hat ihre und ſeine Ehre befleckt. ... Mein Anblick gab der Elenden den Tod, und dieſe Hand rächte euren Capitän ſo eben an dem Nichtswürdigen, der ſeine Ehre beſudelte. Ich ſterbe jetzt eurer würdig, ihr lebet meiner würdig fort. Auf dieſe Worte, die eine raſche Bewegung begleitete, ſtürzten Alle herbei, aber es war zu ſpät. Ein kräftiger Dolchſtoß war mitten ins Herz gedrungen und ſtürzte den Entſeelten kopfunter in die Wogen.

Hinunter! hinunter! fangt ihn auf! ſchrieen mit einem Male alle Matroſen, und drei Boote ſchwammen Augenblicks, bemannt von den Entſchloſſenſten, im Meere. Alle, die nicht Zeit fanden, die Canots zu erreichen, waren ins Waſſer geſprungen und ſchwammen um das Schiff, den geliebten Capitän zu ſuchen. Der Ruf der Wuth von Einigen, der Jammer der Andern, gaben dieſer nächtlichen Scene einen ſo traurigen als ſonderbaren Anſtrich.

Habt ihr ihn gefunden? forſchten die Officiere von Zeit zu Zeit ängſtlich; aber die Antwort klang immer trübe, und Alle ſuchten unermüdet fort, als hätten ſie ein Gelübde gethan, aus den Wellen einen Schatz zu holen, an dem ihrer Aller Leben hing.

Bisher war der Himmel heiter geweſen, jetzt umwölkte er ſich; das Meer erhob ſich und immer näher ſcholl das Rollen des Donners; der Wind heulte durch Takelwerk und Segel des „Geſpenſtes.“ Aber nicht die tobende See, nicht der anſtürmende Orkan, nicht die Stimme des Gewitters bringt die Matroſen von der Stelle, wo ſie die Reſte ihres geliebten Commandanten zu finden hoffen. Zwanzigmal hat der Lieutenant fruchtlos befohlen — ſie bleiben ungehorſam. Endlich ſtimmt die Gefahr des Wetters, der Drohruf ihres jetzigen Chefs und mehr als Alles dies, die Hoffnungsloſigkeit ihrer Nachforſchungen zum Gehorſam... ſie beſteigen das Schiff und hiſſen ein.

Aber jetzt an Bord ſuchen ſie ein Opfer für ihre Rache. Zwei Leichname giebt es hier; den einer Frau, der noch im Zwiſchenverdeck aufgebahrt iſt, und den eines Mannes im Gemache des Capitäns... Beim flackernden Trauerſchein der Fackeln werden Beide aufs Verdeck geſchleppt.

Schleudert ſie hinunter die Verrätherin und den Schurken! rufen Einige. Nein wartet noch, rufen Andere, erſt reißt ihnen Alles vom Leibe; ohne einen Segellappen werft ſie rückwärts hinein, und bindet ihnen vorerſt leere Fäſſer an die Füße, damit ſie recht lange hinſchwimmen, den Seevögeln zur Beute. Eine ſolche Beiſetzung gehört den Nichtswürdigen!

Der grauſame Vorſchlag wurde nach ſeinem ganzen Inhalte augenblicklich ins Werk geſetzt, und die gräßliche Rache an den Leichen geübt; Verwünſchungen und Flüche folgten ihnen hundertfach in die Fluth nach. Mühſam nur vermochte es der Doctor abzuwenden, daß die Leichname nicht in Stücke zerriſſen wurden, ſo hatte ſich die allgemeine Wuth gegen ſie gerichtet.

Sterben müſſen um eines treuloſen Weibes willen! ſolch ein edler, tapferer Mann wie der ſchwarze Capitän.. ſo jammerten ſie um ihren Befehlshaber. Dann wendeten ſie ſich an Maſter Arnold, und riefen unter einander:

Ihr, der jetzt unſer Capitän geworden, führt uns ſo ſchnell als möglich ans Land... Wir wollen hinfort nicht mehr umherſegeln. ... Mit dem ſchwarzen Capitän ende auch das „Geſpenſt“... Er allein war würdig uns zu gebieten.... Darum ſchnell ans nächſte Land... Von ihm verlaſſen, beſchließen auch wir unſere Laufbahn!...

Abſcheu und Widerwille, die ſich ſeit dem Tode des ſchwarzen Capitäns der ganzen Mannſchaft bemeiſtert hatten, geſtatteten es den Offizieren nicht, das Schiff länger in der See zu halten, da Disciplin und Gehorſam, ſonſt ſo pünktlich beobachtet, jetzt unter den Leuten zum leeren Schalle geworden waren. Kaum daß die Matroſen noch ſo viel Luſt und guten Willen zeigten, das Schiff zu beſorgen und die Befehle ihres neuen Chefs halbweg auszuführen.

Die Offiziere hielten einen langen Rath, deſſen

Folge der Entſchluß war, die eingeſchlagene Route fortzuſetzen, und in Buenos-Ayres zu landen.

Nach drei mühevollen Tagen erreichte man endlich das Land. Man kam in die Nähe des la Plata. Es war derſelbe Ort, zu welchem das „Geſpenſt“ nach ſiegreichen Gefechten, beladen mit reicher Beute und Gefangenen oft zurückgekehrt war. Kaum hatte die Mannſchaft das Ufer wieder erkannt, als ſie die Officiere dringend bat, in ihr Vorhaben zu willigen.

Und dieſes iſt? fragte der Lieutenant.

Das Schiff zu verbrennen, antworteten alle einſtimmig, und in den Booten ans Land zu gehen, damit Niemand ſage, das „Geſpenſt“ habe ohne den ſchwarzen Capitän in die See gehen können. —

Dieſes ſeltſame Vorhaben wurde ſo einſtimmig und entſchloſſen vorgebracht, daß ſich das Commando den Wünſchen der Ueberzahl fügen mußte.

Der Befehl, das Fahrzeug in Brand zu ſtecken, ward alſo gegeben; die Boote nahmen alle Mannſchaft ſammt Hab und Gut auf; man war bereit das Brandopfer den Manen des geliebten Capitäns zu bringen.

Die Segel wurden angeſpannt, die Branderhaken angelegt, als ging es zum Gefechte, die verhängnißvolle Flagge aufgezogen. —

Bei dieſem Anblick hätten einſt die Schiffe der Feinde alle Hoffnung aufgegeben. ... Jetzt wurden die lodernden Fackeln von allen Seiten hineingeſchleudert, und die Brigg, durch zwei Anker gehalten, ſtand bald ein Raub der Flammen da; und in wenig Augenblicken praſſelte die Lohe durch Segel und Takelwerk, und verſchlang all die ſchönen, feſten Taue und jene Meiſterarbeiten, die der ſchwarze Capitän durch ausgewählte Werkleute hatte anfertigen laſſen. Das Feuer hat das Wrak ergriffen, jetzt dringt es in die Cajüten; Dach und Gezelt wirbeln in ſchwarzem Rauch auf, glühend rollen die Stücke hin und her und ſtürzten ziſchend ins Meer.

Die Mannſchaft in den Booten ſteht gehörig entfernt barhaupt und erwartungsvoll, bis der fürchterlichſte Moment erſcheint ... der Pulvervorrath fliegt in die Luft, ... eine entſetzliche Exploſion, deren Echo in der weiten See und tief im Lande, wie der Donner eines berſtenden Vulcans widerhallt. Noch lange Zeit nach dieſem furchtbaren Gekrache ſind weit und breit die Wellen mit einer dichten Schwefelwolke bedeckt, die kein Auge durchdringen läßt, und endlich nur langſam vom Winde nach oben gehoben wird. Als endlich die Luft wieder durchſichtig ſcheint und das Licht der Sonne endlich auch wieder die Fluth berührt, ſucht der Blick vergebens eine Spur des „Geſpenſtes“. Nichts iſt mehr zu gewahren. Die Brigg hat nichts zurückgelaſſen, und das ſchweigende Meer der Ferne hat für ewig Alles in ſeinen Tiefen begraben.

Bei dem Anblicke dieſer ſchauerlich leeren Stelle rief die ganze Mannſchaft der Boote in dumpfem Trauertone: „Kein ſchwarzer Capitän — und nun auch kein „Geſpenſt“ mehr!“ — —.

Am 23. September 181., alſo volle drei Wochen nach dieſem außerordentlichen Verfalle, kam der Mascarenhas leck und im elendeſten Zuſtande, nach überſtandenen Mühſeligkeiten und Drangſalen aller Art, an derſelben Küſte an. Reiſende und Matroſen ſtiegen ans Land; der Dreimaſter war keiner Ausbeſſerung mehr fähig, ſie erzählten, was ihnen begegnet und erfuhren gar bald die traurige Geſchichte ihres gefürchteten und beneideten Reiſegefährten, dem ſie ſo viel zu danken hatten.

Die Schickſale des „Geſpenſtes“ aber und des unglücklichen ſchwarzen Capitäns wurden in kurzer Zeit zur allgemeinen bekannten Schiffslegende.

Intermezzo:

Balladen und Romanzen.

Laissons la musique nouvelle;
Notre amie est du bon vieux tems.
Sur un air aussi simple qu'elle,
Chantons des couplets bien chantans.

Béranger.

Alpuhara.

Der Mauren Veſte liegen
In Trümmern rings umher,
Das Volk trägt an den Eiſen
Des Sklavenjoches ſchwer;
Nur in Granada's Nähe,
Da ſteht ein Ort noch feſt,
Doch in Granada ſelber,
Da wüthet böſe Peſt.

Auf Alpuharas Thürmen
Noch giebt es Streit und Blut,
Almanſor mit den Seinen
Kämpft in Verzweiflungswuth;
Kühn pflanzt der Spanier unten
Die Siegesfahnen auf,
Und morgen droht der Veſte
Des Sturmes wilder Lauf.

Als kaum die Sonne aufwacht,
Hört man die Erze ſchrei'n,
Die Gräben ſind zerriſſen,
Die Mauern ſtürzen ein;
Es ſteckt auf Minarete
Ein Kreuz der Siegertroß,
Gefallen ſind die Feinde,
Erobert iſt das Schloß."

Almanſor nur, der Eine,
Als er in harter Schlacht
Die Seinen ſah vernichtet
Durch Feindesübermacht:
Er hat durch Pfeil und Schwerter
Sich eine Bahn geſucht,
Und täuſchte die Verfolger
Auf unereilter Flucht.

Auf Alpuharas Trümmern,
Bei Leichen, Schutt und Graus,
Da hält der Spanier jubelnd
Gelage, Tanz und Schmaus;
Es badet Wein die Kehle,
Die mordend erſt geheult,
Und Beute und Gefang'ne
Sie werden rings getheilt.

Da meldet ihrem Feldherrn
Die Wache vor dem Thor,
Es ſteht aus fremden Lande
Ein Rittersmann davor.
Der auf Gehör gar eilig
Und ſchnellen Einlaß dringt,
Weil er geheime Kunde
Von großen Dingen bringt.

Almanſor iſt es ſelber,
Der Fürſt der Maurenſchaar,
Entflohen dem Verſtecke,
Wo er geborgen war;
Er übergiebt ſich ſelber
Des Feindes Siegerwuth,
Und fleht nur um das Eine,
Sein Leben und ſein Blut.

„O kühne Spanierhelden!
Ich komme tief gebeugt,
Auf Eures Ruhmes Schwelle
Die Stirne hingeneigt;
Ich komme, Eurem Gotte,
Zu widmen mein Gebet,
Und meinen Glauben Jenem,
Der Euch iſt ſein Prophet.“

„Verkünden ſoll der Ruf es
Der ganzen weiten Welt,
Wie jetzt ſich ein Araber,
Ein ſtolzer Fürſt, ein Held,
Ein Bruder ſeiner Sieger
Zu werden fühlt beglückt,
Und fremder Krone Diener,
Die einſt ſein Haupt geſchmückt.“

Und als die Spanier ſtaunend
Almanſor'n nun erkannt,
Da rühmen jenen Muth ſie,
Den ſchwer ſie übermannt;
Empor hebt ihn der Führer,
Umarmt ihn lang und warm,
Und all' die Ritter drücken
Ihn feſt in ihren Arm.

Und gleicher Art begrüßte
Almanſor auch den Kreis,
Den Feldherrn doch vor allen
Umarmt er innig heiß,
Schlang ſich um ſeinen Nacken,
Und küßt ihm Hand und Knie,
Und hing an ſeinen Lippen,
Als wollt' er weichen nie.

Doch jetzt ſinkt er zuſammen,
Die Kraft iſt ihm geraubt,
Und bebend reißt die Hand noch
Den Shawl herab vom Haupt,
Schlingt um des Spaniers Füße
Ihn feſt und mannigfach,
Und ſchleppt ſich auf der Erde
Mit lautem Röcheln nach.

Dann ſchaut er auf im Kreiſe,
Er ſtarrt ſie an ſo wild,
Sein Antlitz, blaß und bläulich,
Ein fürchterliches Bild!
Zu ſchauerlichem Lachen
Verkrümmte ſich der Mund,
Und blutig unterliefen
Die Augen ihm zur Stund.

„Blickt her, Ihr Chriſten, ſehet
Ich bin ſo blau und bleich, —
Nun rathet, wer mich ſandte? —
Betrogen hab ich Euch:
Ich komme von Granada,
Das Keiner mehr verläßt, —
Sie hat mich hergeſendet,
Ich bringe Euch — die Peſt!“

„Mit meinen Küſſen pflanzt ich
Zu Euer Leben Gift,
Das Euch mit ſeinen Schrecken
Und mit Verderben trifft;
Kommt her! ſeht Euch verzweifelnd
An meinen Martern ſatt,
Damit ein Jeder wiſſe,
Wie er zu ſterben hat!“

Er windet ſich im Schmerze,
Die Hände ſtreckt er hin,
Als wollt’ er alle Feinde
An ſeinen Buſen zieh’n,
Zur ewigen Umarmung
In tiefe Todesnacht; —
Er lacht, ſo wie die Rache
Mit ſich zufrieden lacht.

Er lachte — ſchon verſchied er,
Doch ob ſein Herz auch bricht,
Die wilden Augen ſchloſſen,
Es ſchloß der Mund ſich nicht,
Und jenes Hohngelächter
Der Hölle, ſieh’, es war
Für ewig angeſtorben
Dem kalten Wangenpaar.

Die Spanier flohn mit Schrecken
Von des Verderbens Flur,
Doch floh die Peſt mit ihnen,
Bezeichnend ihre Spur;
Und eh' ſie fort ſich ſchleppten
Aus Alpuharas Höh'n,
So waren von dem Heere
Nur Leichen noch zu ſeh'n.

Die Brüder.

1.

In der alten Stadt Gerona,
Kaum noch ſind es vierzig Jahre,
Lebten einſt zwei ſchöne Brüder,
Don Enriko, Don Fernandez,
Gleich an Sitte, gleich an Wuchſe,
Gleich an Miene und an Sprache,
Und ſo feſt ſich liebend, daß man
Sie die beiden Einen nannte.
Ruhm und Waffen war Enrico's,
Liebe war Fernando's Banner:
Alſo unterſchied das Streben
Die ſich ähnlich ſonſt in Allem,
Die das Aug' nur mühſam kennte
Unterſcheiden von einander.

Und Chlorinde war die ſchöne,
War die reizgeſchmückte Dame,
Deren Blicke liebezündend
In Fernandos Seele trafen.
Was in tiefem Herzen glimmend
Wie ein Funke erſt geſchlafen,
Trat bald aus der Lippenpforte,
Liebesflammen um ſich ſtrahlend.

Herz um Herz und Lieb um Liebe,
Alſo ward der Tauſch begangen,
Und Fernandez und Chlorinde
Lagen in den ſchönſten Banden. —
Deſſen faßte beide Brüder
Wohl ein tiefer, tiefer Jammer,
Weil der Trennungstag erſchienen,
Weil die Scheideſtunde nahte;
Weil ſie beide in der Ferne
In dem heißen Tanz der Waffen
Ehre ihrem Vaterlande,
Ruhm ſich ſelber ſollten ſchaffen.
Don Enriko fühlte Schmerzen
Bei des Bruders tiefem Grame,
Don Fernandez heiße Qualen
Beim Gedanken an die arme,
An die weinende Geliebte,
Die betrübet und verlaſſen
In die ſchmerzenreiche Ferne
Hauchen würde ihre Klagen.
Und ſo ſtanden beide Brüder,
Sich verſtehend, ſtill beiſammen,
Blickten ſich ins naſſe Auge,
Küßten ſich die feuchte Wange,
Und ſie ſprachen und ſie ſchwuren,
(Nur die dunkle Nacht vernahm es):

„Auszudauern feſt im Leiden
In des Schmerzes wildem Krampfe,
Auszuhalten kühn im Streite,
In des Krieges heißem Kampfe,
Sich zu lieben bis im Tode,
Bis im erdbedeckten Sarge;
Und mit feſtem Muth zu rächen
All das Ueble, all das Arge,
Das im Leben oder Tode,
Ihrer Einem man gedachte,
Und zu ehren jede Liebe,
Die man ihrer Einem brachte.“

2.

Auf dem Feld von Perpignan
Steht ein kleiner Hügel Erde,
Mitten unter funfzig andern
Durch ein ſchwarzes Kreuzlein kenntlich. —
In der alten Stadt Gerona
Könnt ihr ſchöne Häuſer ſehen,
Doch vor allem hat dem einen
Nur Chlorinde Ruhm gegeben.
Perpignan, wie iſt dein Hügel
Einſam, ruhig und verödet,
Still und ruhig wie der Schläfer,
Den in deinen Schoos ſie legten

Und verlaſſen ſeit der Eine
Sich von dir hat fortgewendet,
Der mit Blumen dich geziert,
Und genetzt mit heißen Thränen.

Zu Gerona im Palaſte
Aber gab es heitre Feſte,
Denn da giebt es keinen blaſſen
Keinen blutbedeckten Schläfer:
Masken nur und bunte Tänzer,
Reichgeſchmückte helle Säle
Und Don Pedro und Chlorinde,
Die ihr Brautfeſt heut begehen.
Zu der Dame, ſittig grüßend,
Tritt jetzt eine Maske näher;
Eingehüllt in ſchwarze Seide,
Allen ein geheimes Räthſel,
Stand er hingebannt und ſtarrend
In der fernen Saalesecke;
Jetzo an Chlorindens Arme
Durch die bunten Reihen ſchwebend,
Spricht er leiſe, leiſe Worte
Sie beſchwörend und ſie flehend,
Und wie nun der Tanz vorüber,
Hat ihn keiner mehr geſehen.
Doch der ſtille Unbekannte,

Don Enrico di Alveda,
Unten ſieht er heimlich harrend
Auf der offnen, mondbeglänzten
Marmorflur des hellen Schloſſes,
Düſter nach der Treppe ſehend.
Endlich hört er leiſe Schritte,
Hört die rauſchenden Gewänder,
Und hernieder ſteigt Chlorinde,
Leiſe gegen ihn ſich wendend:
Sprecht, wer ſeyd Ihr Unbekannter,
Und was will mir Eure Rede?
So die Dame. Aber ſchweigend
Faßt am Arme ſie der Fremde
Nimmt die Maske ſtill herunter
Und ſein Auge trifft die Schöne.
Weh mir! Don Fernandez! ruft ſie
Mit dem bangen Ton des Schreckens,
Von dem Mahner ihrer Untreu,
Tief erſchüttert ab ſich wendend —
Seid Ihr lebend, ſeid Ihr Schatten?
Habt Erbarmen mit mir Aermſten,
Und verzeihet, wenn Ihr Blut nicht
Bringen wolltet ſtatt Vergebung!
Und der blaſſe Unbekannte
Drauf mit dumpfem Ton entgegnet:
„Euer Blut nicht, noch Vergebung

Ward in meine Hand geleget;
Holen will ich Eure Schwüre,
Die Ihr Einem habt gegeben,
Und im Tod Euch Jenen zeigen,
Den Ihr hintergingt im Leben.

3.

In dem mitternächt'gen Dunkel,
Ueber Berge und durch Tiefen,
Sieht man einen blaſſen Reiter
Raſchen Fluges weiter ziehen.
Weg' und Stege kennt er alle,
Selber wenn der Mond nicht ſchimmert,
Der mit trübem Wolkenſchleyer
Seine Leuchte hat umhüllet.
Eilend jagt er ab- und aufwärts,
Wie ein menſchenſcheuer Flüchtling,
Raſtlos über den befelſten
Stolzen Pyrenäenrücken.
Hoch zu Roſſe, feſt Chlorinden
Mit der ſtarken Hand umſchlingend.
Alſo reitet Don Enrico
Durch die dichten Finſterniſſe;
Und die Nacht iſt hingeſchwunden
Und der Tag iſt aufgeſtiegen;
Wohlbekannte Gegend ſiehet

Jetzt der Reiter vor ſich liegen.
Nieder ſtürzt der Rappe ſchäumend,
Perpignan, vor deinem Hügel
Und Chlorinde ſinkt mit Beben
An der Friedensſtätte nieder. —
„Mag Euch dieſer hier vergeben,
(So das erſte Wort Enrico's)
Deſſen Lippe Euern Namen
Noch im Tode hat geflüſtert.
Scheidend haben wirs geſchworen,
Feſt zu rächen alles Ueble,
Das im Leben oder Tode
Unſrer Einem ward gemünzet.
Halten will ichs dieſem Todten,
Und die edle Rache ſtillen;
Alle, die ſein Herz bedrohten,
Sollen ſeinen Bruder fühlen!
Hingeſtreckt mit zwanzig Wunden
Hab ich den, der ihn beſiegte;
Hingelegt mit tiefen Schmerzen
Hab ich Euch an ſeinem Hügel.
Fürchtet nichts von meinem Schwerte,
Untreu muß im Leben büßen,
Denn ein ſchnelles Ende könnte
Ihre Qualen nur verſüßen.“
Alſo ſagte tiefbewegt

Don Enrico und Chlorinde
Lag in Thränen ſtill zerfloſſen
Auf dem moosbedeckten Hügel.
Blaß und ſtumm und ohne Leben,
Krampfhaft nur das Kreuz umſchließend,
Lag ſie leidend, mit dem letzten
Ach die Lüfte noch begrüßend.
Jetzo zuckt ſie jäh zuſammen,
Bleicher wurden Wang und Lippe
Und das fahle Auge deutet:
Scheidend zog der Geiſt von hinnen.
Und Enriko, tief erſchüttert,
Sieht die blaſſen kalten Züge.
Herr des Himmels, ſei ihr gnädig,
Ruft er, du haſt ſie gerichtet!
Meiner Schwüre bin ich ledig,
Meine Anker ſind gelichtet:
Liebe nur bleibt mir noch übrig
Für den, der vor mir geſchieden,
Laß mich, Herr, die Liebe wahren,
Laß mich finden deinen Frieden!“

Und er grub noch einen Hügel,
Den er für Chlorinden ſchmückte,
Und verſchwand im Waldesdunkel,
Wo ihn Keiner mehr erblickte.

Almavill.

In des Saales hohem Fenſter,
Stand der Graf von Almavill,
Wie ein Zerrbild der Geſpenſter
Finſter ſinnend, ſtumm und ſtill;
Und an ihm die holde Gräfin
Lieblich, zart und rein,
Er, wie ernſte Wetterwolken,
Sie wie Mondenſchein.

Und der Graf mit finſtern Blicken
Sucht des Saales tiefſte Wand:
„Siehſt du dort nicht Schatten nicken
Angethan mit Stahlgewand?
Flimmt's nicht dort wie helle Waffen
Panzer, Sporn und Stahl?“
„Nein es will dein Sinn dich täuſchen,
Nur der Mond ſcheint fahl.“

„Wie der Helm von Blut ſich röthet,
Als ob's eine Wunde trägt:
Iſt's nicht Max, den ich getödtet,
Was ſich dort geſtaltlos regt?
Wie es nach der Wunde deutet,
Wie es ſtiert nach mir!“

„„Irr' nicht, blut'ge Male ſcheinen
Die Tapeten dir.““

„Horch wie er die Rüſtung ſchüttelt,
Wie das ehrne Schwert erklang,
Wie ers aus der Scheide rüttelt,
Blutigroth und feuerblank.
Hör, wie er zum Kampf mich fordert;
An den Harniſch ſchlägt“
„„Nicht doch! nur ein lauter Zugwind
Hat die Thür bewegt.““

Wild doch iſt er ihr entwichen,
Reißt das Mörderſchwert heraus;
Aber ſie, vor Angſt erblichen,
Eilt nach Hülfe ſchnell hinaus;
Und als ſie zurückgekehret
Mit der Diener Schwarm,
Lag am Boden todt der Burgherr
Noch das Schwert im Arm!

Die Negerin.

Benteck, bewährt durch Kraft und kuhnen Stahl,
Der reichſte Noba an der heißen Küſte,
War der Beherrſcher von dem ſchönſten Kraal,
Vom Palmenkraal, berühmt bis in die Wüſte;
Ihm glänzt die Haut ſo ſchwarz und rein,
Wie glattes Ebenholz im Sonnenſchein.

Halsbänder hatt' er hundertfach
Und eine Jacke um die ſchlanken Hüften,
Von welcher neidiſch Congo's König ſprach;
Die Haare kräuſelten ſich in den Lüften;
Und wenn er lachte, ſeinen Candjar ſchmeichelnd,
Den langen Hals mit zarter Hand ihm ſtreichelnd,
So glänzte ſeiner Zähne blanker Stern
Wie weißes Fleiſch vom Cocoskern.

Doch was ihm lieber als ſein feiner Stahl,
Als ſeine Jacke von gewirkter Seide,
Und was in ſeinen Augen tauſendmal
Mehr glänzte als die goldnen Halsgeſchmeide
Und als des Rings dreiflammiger Rubin,
Das war die ſchöne Negerin,
Nöaba war es, aller Welt zum Neide,
Der ſchwarzen Schönen Königin.

Röaba trug auf den dreifarbgen Lenden
Zwei große Löwen, roſenroth gemalt,
Und weiß von ihren ſchwarzen Brüſten ſtrahlt
Ein Paar Schakale, die das Auge blenden;
Den Arm umwinden blauvertiefte Schlangen,
Und von den Naſenflügeln hangen
Zwei goldne Reife nieder, glatt und fein,
Dran ſchweben Kügelchen von Elfenbein.

Röaba war als Schönheit weit verehrt;
Bentek bezahlte ſie mit einem Schwert,
Drei Bogen und mit zwanzig Ebenpfeilen,
Die er dem Nachbarfürſten ließ ertheilen.
Und daß ſie ſtets ihm ſolle kenntlich ſein,
Grub er, als Zeichen vom Beſitze,
Mit ſeines Dolches ſcharfer Spitze
Das Königsſiegel ihrem Buſen ein. —

Und eines Abends, da ſich Alles freute
Und unterm Palmendach der Chika-Tanz
Schönheit und Jugend an einander reihte,
Ging einſam, ſpät, im Mondenglanz
Die ſchöne Schwarze heim: da faßten
Domingo und die Seinen ſie mit frecher Hand
Und ſchleppten die Gemahlin des Verhaßten
Fort zu den Sclavenhändlern an den Strand.

Des andern Tages tritt Bentek vor das Zelt,
Die Arme kreuzend und das Haupt gebückt,
Die langen Nägel tief ins Fleiſch gedrückt
Und heulte, daß es durch die Thäler gellt.
Dann läßt er ſich auf die Ferſen nieder
Im Schatten vom Bananenflieder,
Geſchloſſen das Auge, die Fauſt geballt
Im Antlitz des Schmerzes endloſe Gewalt.
Und wie der alte Job mit trüben Mienen
Ihn mit dem köſtlichen Reis will bedienen,
Mit Ananas und Palmkohl zart gehegt,
Faßt Bentek, das Auge geſchloſſen noch immer,
Die koſtbaren Gefäße alle und ſchlägt
Sie an des Sclaven Füßen in Trümmer
Und ſpricht:
„— Ich eſſe nicht!
Ich eſſe nicht, — beim ewigen Licht!
Bevor ich nicht Domingo's Zunge habe,
Und Augen und Arme als Rachegabe,
Zu nageln ſie an meine Thür!“

Und als der Sclave nach Sitt' und Gebühr
Die Stirne geſenkt, das Knie gebeugt,
Dem Herrn anbietet zum Genuß
Den milden Saft, aus Cocos erzeugt,
Und der Weißen theueren Feuertrank:

Da ſchleudert ihn des Gebieters Fuß
Zuſammt dem Geſchirr den Boden entlang,
Und Bentek ſpricht:
„— Ich trinke nicht!
Ich trinke nicht, — beim ewigen Licht!
Bevor du mir die Kürbisflaſche,
Statt mit der Cocos milder Fluth,
Statt mit der Weißen Feuerwaſſer,
Nicht anfüllſt mit Domingo's Blut!“

Zwei Tage ſchlichen langſam hin,
Und ſieh, der alte Job erſchien
Nicht unter den Bananenbaum,
Nicht in des Zeltes innerm Raum.

Er irrte allein durch Berg und Thal
Im Sonnenlicht und Mondenſtrahl. —

Und zwei Tage blieb Bentek vor dem Zelt,
Die Arme kreuzend und das Haupt gebückt,
Die langen Nägel tief ins Fleiſch gedrückt,
Und heulte, daß es durch die Thäler gellt;
Geſchloſſen das Auge, die Fauſt geballt,
Im Antlitz des Jammers endloſe Gewalt.

Und außer Athem am dritten Tag
Kam Job daher; — verborgen lag
Etwas in ſeinem Kleid.

Die raſchen Schritte
Lenkt er jetzt nach des Zeltes Mitte;
Dann kommt er, nicht mehr mit trüben Mienen,
Den Herrn mit dem köſtlichen Reis zu bedienen,
Mit Ananas und zartem Palmenkohl.

„Gebieter iß! — Lang warteteſt du wohl!
Vergib! ich ſucht' ihn zwei Tage ohne Ruh,
Heut führte mir ihn das Schickſal zu,
Allein dort auf dem Löwenſteg:
Ich trat ihm finſter in den Weg;
Wir kämpften. Seine Arme wollteſt du? —
Gebieter iß! — Er gab ſie beide mir.
Wir kämpften. — Du wünſchteſt ſeine Augen dir? —
Gebieter iß! — Die Augen auch ſind hier. —
Die Zunge wollteſt du? — Nimm dieß! —
Jetzt mein Gebieter iß!“ —

Und **Bentek** aß. —
Job aber ſprach: „Dein Wink
Wars auch die Farbe ſeines Bluts zu kennen;
Es muß der Durſt dich längſt wie Feuer brennen:
Nimm hin, o Herr: und trink!“

Er reichte ihm die Kürbisflaſche,
Statt mit der Cocos milder Fluth,
Statt mit der Weißen Feuerwaſſer
Gefüllet mit **Domingo's** Blut.

— Und wie voll Cocosmilch den Becher,
Und wie den Feuertrank beim Schmaus,
Stürzt ſie der rachedurſt'ge Zecher
In einem langen Zuge aus.

Die Heimkehr.

Als auf ſeinen Purpurwiegen
In die Welt der Morgen ſah,
Stand im liebenden Umſchmiegen
Still das Paar der Gatten da;
Er blickt düſter in die Weite,
Ach, und ſie an ſeiner Seite
Lieſt in ſeinen trüben Zügen,
Daß des Scheidens Stunde nah!

Jetzt im letzten Kuſſe ruhten
Ihre Lippen; kurze Luſt,
Die in wenigen Minuten
Bangem Schmerze weichen mußt'!
Er verläßt die liebe Hütte,
Sie ach, bleibt in ihrer Mitte;
Er enteilt auf Meeres Fluthen,
Sie im Wogen ihrer Bruſt!

Böſe Trennung,
Die du den Trauerſchleier
Ueber alles breiteſt,
Was der Liebe heilig und theuer!
Böſes, altes Weib,
Das mit dem thränenfeuchten Zauberſtabe
Einen Geſpenſterkreis um ſich zieht.

Denn nur die Sehnſucht nach dem Grabe
Und die Eſpe der Angſt erblüht:
Was ſchwirren ſo trübe Zauberzeichen
Um das im Sturme flatternde Haar!
Die krächzende Eule der Ahnung
Flattert heulend um deinen Götzenaltar;
Der Tiger des Schmerzes
Schleicht funkelnden Auges und ſtumm;
Die feuchte Lilie der Thränen
Schlingt ſich um deine Schläfe herum,
Du aber grauſam und wild
Bannſt die Herzen in deinen Zauberkreis,
Und giebſt ſie der Schreckniſſe wildem Gebild
Und all' deinen Schauern Preis.
An ihrem Angſtausruf ergötzt
Sich dein Sinn, an ihrem Geheul,
Und die träge langſame Zeit verletzt
Sie zugleich mit dem vergifteten Pfeil.
Und ſo wechſeln Schmerz und Pein
Im langen unerträglichen Verein,
Bis endlich die Seufzer und die Wunden
Durch die Wolken den Weg gefunden;
Bis deinem Zorn und Grimme
Einzuhalten eine milde Stimme
Von oben gebot;
Oder bis der Tod

Deinem Zauberkreis mit flammendem Zug
Einſchrieb das Wort: Genug!

Längſt ſchon iſt er fortgezogen,
Schon der Mittag bricht heran,
Als am düſtern Himmelsbogen
Finſtre Wolken drohend nah'n.
Plötzlich iſt der Sturm erſchienen
Mit den Schauern, die ihm dienen,
Und des See's empörte Wegen
Ziſchen wüthend himmelan.

Aber ſie, nur Kummer hegend
In dem tiefbetrübten Sinn,
Blickt mit Zagen nach der Gegend,
Wo ihr Gatte weilet, hin.
In dem Auge dämmern Zähren,
Die den wilden Sturm beſchwören,
Ach, und Seufzer, angſterregend,
Läßt ſie zu dem Fernen zieh'n.

Im Sturme der Welt und den Wellen,
Geſchieden von den Seinen,
Fruchtlos ins Ungewiſſe hinzurudern
Und um Hilfe vergebens zu weinen;
Fern ſich wiſſen die harrende Liebe,
Des Hauſes ſtillen, ſeligen Frieden
Und Alles, was uns Luſt und Glück, —

Führwahr, ein fürchterliches Geſchick!
Ein ſchauderhaftes Loos,
In der Abgründe gähnenden Schooß
Bei der Blitze zuckendem Schein
So zu blicken hinein,
Und dann mit dem Gedanken an
Die Lieben zugleich den ſchrecklichen denken;
Vielleicht ſoll ſich dein Kahn
Nie mehr zu ihnen lenken!
O entſetzliche Lage,
Die mit Angſt Verzweiflung und Klage
Die Seele erfüllt!
Und doch, — ein, ein Bild
Schwächt und zerſtört dieſen Graus. —
Schiffer, denke dich in dein Haus
Und ſieh, wie dort all die Deinen
Die Hände ringen und weinen,
Wie ſie ſich zum Gebet verſammeln,
Und flehend zum Himmel ſtammeln;
Wie ſie für dein Heil, deine Rettung
Beten, rufen und emporblicken,
Und wie in brünſtiger Verkettung
Ihre Gebete zu Brücken,
Zu Ankern, zu Booten werden,
Um dich zu entreißen den Gefährden.
Auf Schiffer! du haſt noch Seelen,

Die für dich beben und zittern,
Die, um ſich liebend mit dir zu vermählen,
Den Kampf nicht ſcheuten mit Gewittern.
Schiffer, faſſe Muth!
Rette dein Leben und Blut
Für die Deinen!
Nicht in Verzweiflung ſollſt du verſinken.
Hörſt du ſie weinen,
Siehſt du ſie winken?
Auf, Schiffer, faſſe Muh, Muth
Für dein höchſtes Gut
Und beſiege der Stürme Wuth!

Später iſt es ſchon geworden;
An des Ufers grünem Rand,
Der mit ſeinen goldnen Borden
Mild das Abendroth umwand,
Steht ſie mit dem vollen Herzen
Ohne Lind'rung ihrer Schmerzen,
Ohne Luſt an den Akkorden,
Die erklingen rings am Strand.

Ihres Kummers wäre gerne
Ledig ſie und ihrer Pein:
Sieh, da regt ſichs in der Ferne —
Gott, ein Nachen könnt' es ſein!
Kaum dem Blicke zu erſpähen

Wie ein Punkt nur zu erſehen,
Aber doch gleich einem Sterne
Mit der Hoffnung ſüßem Schein.

Bange Nacht der Ahnung
Mit dem ſchaurigen Dunkel,
Das ohne Strahl und Sterngefunkel
Auf die Seele ſich lagert
Mit Bildern geſpenſtiſcher Mahnung.
Wer weiß es, bange Nacht,
Ob an deinem Schluſſe
Ein Morgen neubelebend wacht,
Oder ein Gerippe mit dem Todeskuſſe?
In deinem Schooße ſchlummern die Keime
Unendlicher glücklicher Träume;
Unreife, leiſe Gedanken,
Die geträumt nur, aber noch nicht gedacht,
Die Seele wie zitternde Ranken
Umſchlingen, bevor ſie erwacht.
Sie fährt empor aus ihrem Sinnen,
Zu haſchen dies flüchtige Glück, —
Sie aber flogen längſt von hinnen,
Und fliegen von der Erde Zinnen
Ins Meer der Träume zurück.
Aber auch Gedanken, blaß und bleich
Steigen geſpenſtergleich

Aus deinen Finſterniſſen empor,
Als des Entſetzens Furienchor.
O laß dieſe entſetzlichen, abſcheulichen
Weichen den ergötzlichen, erfreulichen;
Wirf deinen Schleier zurück,
Und gönne dem zagend forſchenden Blick
Einen Tropfen Hoffnungslicht! —
— Wie? Du gewährſt? du weigerſt es nicht? —
Habe Dank, o Himmel, er bricht herein,
Der Hoffnung ſüßer, goldener Schein;
Er gießt das roſige Morgenlicht
Dem müden Kranken ins Angeſicht.
Gott, und nicht er allein:
Sichre Gewißheit erſcheint ſogar.
Auf, Zweifler, ſtürz' dich ins Licht hinein,
Erfaſſe ſie an dem lockigen Haar!
Wie wird das Auge ſo hell und klar,
Wie wird das Herz ſo ſelig und weit,
Was dämmert für eine himmliſche Zeit:
Hoffnung, — Liebe, — Glück und Licht —
Mehr hat die Seligkeit nicht!

Und es hat ſie nicht getrogen,
Ihrer Hoffnung leiſes Wort,
Näher kommt er hergezogen,
Zu der Heimath ſtillem Ort;

Ja, er iſt es, dem entgegen
Pocht ihr Herz in bangen Schlägen,
Den das eilte Roß der Wogen
Heute trug ins Weite fort.

Aus dem Rachen ſteigt er ſchnelle,
Seines Glückes ſich bewußt;
Bei des Abends milder Helle
Drückt er ſie an ſeine Bruſt.
Aller Schmerz, der erſt gewaltet
Hat in Glück ſich umgeſtaltet,
Und es ſieht die leiſe Welle
Der Geliebten ſtille Luſt.

Ein Abendgang.

1.

Der Himmel lag in Abendruh,
Dem greiſen Tag auf allen Wegen
Geht ſtill das Heer der Lüfte zu,
Wie Kinder um den Abendſegen.

Es wähnt das Herz allüberall
Den milden Frieden ausgebreitet.
Ich ging allein, vom Glockenhall
Des fernen Kirchleins nur geleitet.

Da fiel ein Schuß, — ein greller Ton
Durchzuckt die feierliche Wehmuth,
So wie ein Fluch mit wildem Hohn
Durchſchneidet das Gebet der Demuth.

Es war ein Fluch, den Einer ſchrie,
Weil ihn die Welt um ihn verdiente,
Der er ſein Blut ins Antlitz ſpie,
Als er des Lebens ſich entſühnte.

Es ſchied das letzte Abendroth
Von einem blutgen Flecken Erde,
Der erſte Mondſtrahl ſah den Tod
In ſeiner gräßlichſten Geberde.

Der Himmel lag in Ruh' wie eh',
Die Erde log noch immer Frieden,

Indeſſen ihr zermalmend Weh
Ein armes Herz zum Tod beſchieden.

2.

Ich ſann noch lang' im Abendſtrahl
Da ſah ich einen Bettler wanken,
Der von der Leiche fort ſich ſtahl,
Auf die ſtill ſeine Thränen ſanken.

Raſch frug ich ihn, ob er gekannt
Den, der ſo kläglich hier geendet,
Da faßt er ſchluchzend meine Hand,
Und ſagte, gegen mich gewendet:

„Herr, ihr ſeyd jung, und jung iſt gut,
Auch der wars, der hier elend blutet;
Es war ſein Herz von Gluth und Muth,
Sein Geiſt von Wiſſen überfluthet."

„So reich an Geiſt, ſo arm an Brot!
Sein nacktes Kämmerlein nächſt meinem
Ließ mich gewahren ſeine Noth,
Sein Leben und ſein ſtilles Weinen."

„Doch ließ ſein Geiſt, ein treuer Hund,
Nicht ab von jenem großem Schatze,
Den er, wie wohl mit leerem Mund,
Vergrößert und bewacht am Platze."

„Und hochgelehrt und ohne Scheu,
Vernahm ich, — o wie mich das ruhrte!
Daß er zum Landhaus gangen ſey.
Und manch ein freies Wort dort fuhrte.

Deß zürnten ihm die Herren, man ruft:
Ins Hundeloch den ſtarren Schädel!
Und ihrer Einer ward zum Schuft
Sogar an ſeinem armen Mädel.“

„Sie habens richtig durchgeſetzt,
Jetzt liegt er ſtill im Todeshafen:
Der liebe Gott weiß doch zuletzt
Wer für den Gräuel zu beſtrafen.“

Der Alte ging ſtill betend fort,
Der Mond ſchnitt kleine ſcharfe Schatten;
Ich aber blieb noch lange dort,
Das Herz in Thränen zu beſtatten.

Es kräuſelte der Wind den Staub,
Doch ließ er rein die ſchöne Leiche
Und wehte nur auf ſie das Laub,
Das grüne Laub der deutſchen Eiche.

Juana.

Eine Fantaſie für Frauen.

Gefühl, das ſich in Herzenswärme ſonnte,
Verſtand, wenn gleich von Güte überragt;
An's Märchen gränzt, was ſie für Andre konnte,
An Heil'genſchein, was ſie ſich ſelbſt verſagt.

Grillparzer.

Arme Juana! welche Angſt in deinen Blicken! Was neigſt du dich ſo forſchend zum Fenſter hinaus, während die Mutter in dem Gebetbuche des alten Großvaters lieſt?

Zwei Stunden ſind der übrigen Welt dahingeflogen, nur für dich ſchleppten ſie ſich wie eine Ewigkeit hin, — denn du warſt immer am Fenſter und blickteſt ängſtlich hinaus.

Kein Menſch auf der Straße, alles leer und ſtill, denn ſie ſind jetzt alle draußen im Prado; dort ſind Plätze und Wege voll hübſcher Damen und ſchmucker Cavaliere, die im Sternenglanz der Abendfriſche die Hitze des ſchwülen Sommertages vergeſſen wollen.

Auch für die ärmeren Mädchen hat jetzt die Stunde langerſehnter Freuden geſchlagen — die Stunde der Stelldichein und ſüßer Blicke; der Bolero nimmt ſie auf ſeine Sehnſuchtſchwingen, der Fandango reißt die Entzückten und Vergeſſenden mit ſich fort zum ſchönen Abweg, und leiſe und geſchwätzig liſpelt das Echo der Lüfte die Refrains der ſchmachtenden Seguidillas nach.

„Die duftenden Blumen, — ſo dachte Juana — die ich mir ſorglich ins Haar geflochten mit ſo vieler ſüßheimlicher Hoffnung, ach, ſie verwelken ſchon! Wieder ein Tag in Einſamkeit verloren! Werden ſolche Tage auch für Leben gezählt werden! — Zwei heiße Thränen rollten über ihr blaſſes Angeſicht, und mit krampfhafter Hand drückte ſie ihr Herz.

Da belebt ſich mit einem Male ihr Blick, ein leiſes Lächeln zittert um ihre Lippen und tauſend ſchnelle Freudengedanken ſchweben in leiſen Spuren über ihre Stirne hin. Ein Geräuſch traf ihr Ohr, es klang wie Schritte..

„Er kömmt! ruft ſie entzückt. Wie kindiſch war ich, daß ich zweifeln konnte: es hat ja nicht einmal noch Neun im Marienkloſter geſchlagen!“ Aber dieſe letzten Worte gingen in ein Schluchzen über.. ſie hatte ſich getäuſcht — er war es nicht.

„Ach, ich habe es ihm gewiß noch nicht recht geſagt, wie ſehr ich ihn liebe, — ſonſt könnte er mich nicht ſo namenlos quälen, mir das Leben nicht ſo tief verleiden!... Nein, Nein! meine ſchweigende Gluth ließ ihn noch nicht Alles errathen; — O er komme, komme noch heute, und ich will ihm ein Lied ſingen, woraus er meine ganze Seele kennen lernen ſoll; — wenn er mir die Hand drückt, will ich erröthend und verwirrt ſie nicht mehr zurückziehen,... ich will es ja gern geſchehen laſſen; aber ich zittere immer ſo, wenn er da iſt..."

Und die bange Beſorgniß wuchs in dem Herzen des jungen Mädchens immer mehr, denn ein Leiden, brennender als alle früheren, die Eiferſucht verzehrte ſie. Eine Tochter des glühenden Caſtiliens, glaubte ſie ihren Gomez in der Mitte eines glänzenden Feſtes zu ſehen. Die ſchönen Damen der großen Welt umſchwärmten ihn und gaben ihm ſüße Worte, und der junge Mann antwortete Einer von ihnen mit ſo ſanften Blicken und Reden, daß die Fragende hold erröthete... Sie, die arme Juana, war vergeſſen!...

Jetzt hatten ſich die verträumten Bilder wieder aufgelöſt, alles war verſchwunden, und Juana verſank in die Nacht des Trübſinnes, die finſterſte von allen.

Der böſe Geiſt des Zweifels hatte ſich nun einmal ihres Herzens bemächtigt und ließ von ſeiner Beute nicht ſo leicht ab; tauſend Fantaſiebilder zeigten ihr den Geliebten glücklich im Vergnügen, ohne ihres gemeinſamen Glückes zu gedenken.

„Himmel! — ſo flehte jetzt das Mädchen — wenn ich nur ſeinem Schritte folgen könnte, unſichtbar für alle Augen, unſichtbar für ihn ſelbſt!“ Und verloren in dieſen Wunſch der Unmöglichkeit, ſenkte ſie das ſchöne Köpfchen und flehte um den Tod, weil ſie die Zweifel alle nicht mehr zu ertragen vermochte.

In dieſem Augenblicke ſchritt ein Engel durch die Sterne, er las die Gedanken der Menſchen wie ſtille Blumen auf, und hörte den geheimen Wunſch des Mädchens. Ein Stern leuchtete jetzt vor allen hellglänzend, auf ihn heftete Juana naſſe Blicke, und es war ihr, als ob auf ſeinen Strahlen eine leiſe Stimme niederglitte, die ihr zuliſpelte: „Dein Wunſch ſei erfüllt, mein Schweſterchen!.. auf baldiges Wiederſehen — hier oben!“

Die Stimme verklang, — der Stern war verſchwunden.

In der Seele des Mädchens war jetzt Glaube und Vertrauen. Die Mutter war indeſſen eingeſchlummert; ſie hauchte einen leiſen Kuß auf die Stirne der Schläferin und eilte, heiter und entſchloſſen durch ihr Vertrauen fort. Bald hatte ſie den großen Marktplatz hinter ſich.

An der verliehenen Eigenſchaft der Unſichtbarkeit konnte ſie nicht lange zweifeln. Mehr als eine Freundin war ihr begegnet, ſie hatte ihre Kleider berührt, aber kein Kopf drehte ſich nach ihr um, mitten durch einen Kreis von jungen Männern war ſie erröthend gegangen und Keiner hatte geſagt: Sieh doch das hübſche Mädchen! wie ſie ſonſt wohl thaten. Juana wußte alſo, daß ſie unſichtbar war.

„Aber wo ihn finden?“ ſo ſprach ſie jetzt zu ſich ſelbſt und hielt ihre Schritte ein.

In dieſem Augenblicke kam eine reiche große Sänfte vorüber, langſam von vier Thieren getragen. Juana konnte leicht ſehen, wer darin ſaß.

Eine Dame von blendender Schönheit prangte im Hintergrunde; nach ihrem koſtbaren Anzug, nach ihren gebieteriſchen Bewegungen hätte man ſie für eine Fürſtin halten können. Ihr launiſches und herrſchendes Auge ſchien den glänzenden Cavalieren, die ſie umgaben, Trauer und Entzücken nach Belieben zuzutheilen.

Juanas Unentſchloſſenheit hatte ſich gar bald entſchieden, denn neben der ſchönen prachtvoll geſchmückten Dame hatte ſie ihren Gomez erblickt. Schon wollte ſich ihrer Bruſt ein Schrei entwinden, aber eingedenk ihrer geheimen Macht, folgte ſie ihnen, den Blick feſt auf beide hingerichtet.

Arme Juana! wie bald fand ſie Grund die Leiden ihrer Einſamkeit zu bedauern. Jede Bewegung des jungen Mannes war ein Zeichen ſeiner neuen Leidenſchaft, ihr ein Dolchſtich; jedes ſeiner feurigen Worte, wie fiel es ihr aufs Herz! O wie ſchienen ihr jetzt alle ſeine Worte, die er einſt an ſie gerichtet und die damals ihr Glück ausgemacht, ſo ſeelenlos und kalt gegen die, welche er jetzt zu der ſchönen Norſina ſprach.

Denn ſie war es. Es war die Italienerin, deren hinreißende Stimme Alles bezauberte; die nach ihrer ſchönen Laune alle Köpfe von zwanzig und mehr Jahren, die Hoffnung und die Blüthe Spaniens in unruhige Bewegung ſetzte, ſie, die durch eine hingeworfene Blume ihres Buſenſtraußes die heiligſten Bande zerriß. O ſie war eine gefährliche Syrene, dieſe Norſina!

Und an dieſem Abend hatte Gomez bei ſeinem Degen geſchworen, daß ihm von ihr ein entſcheidender Beweis der Auszeichnung vor ſeinen Mitbewerbern zu Theil werden ſolle und koſte es ſein Blut. Nicht die Gunſt der ſchönen Römerin allein war es, es war vielmehr, der Ruhm des glücklichen Erfolges, den er ſeinen übrigen Vorzügen beifügen wollte; ihre Liebe ſollte ihm gleichſam zur Stufe dienen, welche ihn an Schönheit, Glück und Reichthum über ſeine Genoſſen erhöbe.

Aber die Italienerin ſchien ſeinen Plan errathen zu haben, und der Jüngling mit dem Herzen voll Leidenſchaft und dem brennenden Kopfe ward von ihr um ſo mehr beherrſcht, je tollkühner er ſich mit ihr in einen Kampf einlaſſen wollte, die mit dem Verſtande der Menſchen umzugehen pflegte, wie ein Eroberer mit dem Leben der Beſiegten.

Der fröhliche Zug war indeſſen vor einem herrlichen Gebäude angekommen. Norſina ſchwebte, leicht auf Gomez Arm gelehnt, die Treppe hinan und lud die Herren mit einem Winke ein, ihr zu folgen. Juana zögerte einen Augenblick, aber von ihrem Schickſal fortgeriſſen, betrat ſie die Schwelle mit wankendem Schritt.

Unter hellem Fackelglanze kamen ſie in einem Saale an, den der Luxus der Zeit verherrlichte. Eine koſtbare Abendtafel war hier bereitet. Man ſetzte ſich; Jeder ſo nahe als es anging zu Norſina. Die Unterhaltung wurde bald lebhaft, — aber das arme ſpaniſche Mädchen, ſeitwärts ſitzend, erſtaunte, jetzt zum erſten Male die Sprache ſeines Landes nicht verſtehen zu können; ſo weit waren dieſe Reden, in denen man abſichtlich den Sinn verbarg, dieſe ironiſchen Worte und dieſe anzüglichen Witze von der einfachen Sprache des natürlichen Mädchens von den erſten Worten der Mutter und von Gomez liebevollem Geplauder unterſchieden. Jetzt erkannte ſie ihn nicht wieder.. o, wenn er ſich ihr jemals ſo gezeigt hätte!.. Juana würde ihn zurückgeſtoßen und niemals wieder geſehen haben.

Aber wie ganz anders benahm er ſich im Hauſe der alten Wittwe! — Dort liebte er das ſtille reizende Kind aus vollem Herzen; die Römerin aber hatte ihm den Kopf verrückt! — —

Bald drangen alle Gäſte in Norſina, daß ſie ihnen ein italieniſches Lied ſinge. Das hieß ihren eigenen Wunſch ausſprechen; denn die Lyra war in ihrer Hand eine Waffe, mit der ſie tödtliche Wunden beizubringen verſtand.

Volle und ſchöne Accorde gingen bald in eine ſchwermüthig ernſte Melodie über.

Sie ſang ein zartes elegiſches Lied, geſchaffen die Thränen aus dem Herzen in die Augen zu locken. Den letzten Schwingungen ihrer Saiten folgte ein allgemeines tiefes Stillſchweigen, denn Niemand wagte es für ſo himmliſche Töne ein gewöhnliches Lob oder nichtsſagende Schmeichelreden zu zollen.

„Wie? meine Herren, — begann nun die Zauberin — wär' es möglich? dieſes Liedchen hätte plötzlich das heitere Lächeln von Ihrem Munde gebannt? Schnell einen munteren Bolero des freundlichen Spaniens!“ Und die Saiten erklangen von Neuem herrlich und hinreißend, und die ſüßeſten Worte tönten zu den lieblichſten Weiſen.

Nach tiefer Rührung hatte die Unwiderſtehliche jetzt im reichſten Maaße Bewunderung erregt, — doch war ihr dies noch nicht genug; ſie wollte die Gemüther nochmals zur Wehmuth ſtimmen, als gehöre dieſer Abend melancholiſcher Schwärmerei.

Das ſanfte Vorſpiel ertönte und Juana ſah Gomez blaß werden und zittern; denn ſie beide erkannten das Ritornell einer Romanze, die beide oft zu Thränen gerührt, wenn Juana ſie des Abends dem Geliebten ſang.

Dieſe einfachen, ſeelenvollen Töne ließen in Gomez die ſüßen Erinnerungen der jüngſten Vergangenheit plötzlich erwachen, ſein Herz that ſich auf, und Thränen zitterten in ſeinem Auge, — .. Thränen, die nicht Norſina hervorrief.

Die Nacht war indeſſen vorgerückt, und die Geſellſchaft, noch vor Kurzem ſo muthwillig heiter, ſchied jetzt ziemlich ernſt und ſchwermüthig durch dieſen letzten Geſang.

Die Italienerin entließ alle übrigen mit freundlichem Gruße.. nicht ſo Juanas Geliebten.

„Die Nacht iſt ſo ſchön, Don Gomez Lara! wollen Sie ſie nicht in meinem Garten genießen? Ach ich fühle mich ſo gedrungen, mit einem Freunde zu plaudern, bevor ich meine Augen, ermattet durch den Glanz dieſer Lichter, ſchließe. Kommen Sie! das Licht des Mondes fällt ſo zauberiſch auf meine Orangenbäume; ich will ihnen meinen Kummer mittheilen, und meine Leiden fern von der Heimath und den Meinen!.. Und ſie Glücklicher!... Sie mögen mir von Ihren Liebſchaften erzählen!“

Gomez hatte, geſchmeichelt durch dieſe Auszeichnung, ſchnell ſein früheres Gefühl vergeſſen, nahm von ſeinen Freunden mit einem vielſagenden Blicke Abſchied und begleitete die Römerin in die duftenden Laubengänge des Gartens. Juana folgte ihnen zitternd und mit aufgelößtem Haar. Ihre Füße berührten kaum den Boden, und ihre Schritte klangen wie das Echo der vor ihr her Wandelnden.

Es währte nicht lange, und das Geſpräch der Beiden wurde inniger. Sie ſaßen vertraulich auf einer Raſenbank und Norſina ſchilderte dem Jünglinge ein Paar Scenen ihres früheren Lebens, in denen ſie ſeelenrein und in naiver Liebe erſchien. Und dann folgte die Erzählung, wie ſie hintergangen und endlich das geworden was ſie jetzt iſt, ein

Weib, das nur ſpielt und täuſcht, weil ſie ehemals ſelbſt ſo viel betrogen worden.

Ihre Worte hatten jene überzeugende Wahrheit der Thränen, welche allen Gemüthern eigen iſt, die viel von der Welt gelitten haben.

Sie zeigte ſich Gomez von einer ganz neuen Seite, und an die vielen Lockungen des Abends reihte ſie jetzt unwillkührlich die mächtigſte von allen, die Wahrheit.

Hingeriſſen von der Unwiderſtehlichen, dachte der junge Spanier jetzt an nichts weiter als an ſie, auf die Knie geſunken, verſprach er ihr ſein ganzes Leben zu widmen, und bot ihr ſeine Liebe von zwanzig Jahren, um die Leere ihrer Tage damit auszufüllen.

Eine Thräne entſank Norſina's Augen. — Gomez hätte die Perle mit einer Welt bezahlen mögen. Den ſchönen Kopf auf eine Hand geſtützt, überließ ſie ihm die andere.

„O halt ein! ſo lispelte ſie jetzt, deine Worte thun mir zu wohl! bald ſprächeſt du vielleicht andere, die den ſchönen Traum vernichten könnten. — O, laß mich lange, lange ſo ſchön träumen!“ — Und beide ſchwiegen ſtill.

Regungslos und zerriſſen vom Schmerze hatte Juana gelauſcht. Den matten kalten Blick zum

Himmel gewendet, ſah ſie jetzt wieder den Stern hellglänzend vor allen, und ermuthigt durch dieſen Anblick näherte ſie ſich dem treuloſen Caſtilianer, beugte ſich an ſein Ohr und flüſterte ſo, daß nur er es vernehmen konnte: —

„War ich nicht auch ſchön, als du in mein Leben trateſt? Konnte dich ein weibliches Weſen jemals mehr lieben als ich? Welches Opfer wäre mir für dich zu ſchwer geworden?... und nicht einmal verlangt haſt du Eines von mir!

„Ach, ich war wie die Blume, die nur lebt, wenn der Sonnenſtrahl mir leuchtet; von dir entfernt, waren nur Thränen mein Loos. Du haſt mich zur ungehorſamen Tochter, zur gleichgültigen Freundin gemacht; ich war nur für dich auf der Welt; aber für dich wollte ich alles ſeyn...“

„O warum haſt du mir nicht geſagt, daß ich ſo ſein mußte wie dieſes Weib! Die Liebe hätte meine Stimme ſo verführeriſch, meine Worte ſo leidenſchaftlich gemacht. Alles, alles hätte ich für dich gethan.. nur das Böſe nicht!“

Und Gomez wie von einer überirdiſchen Gewalt ergriffen, fühlte ſich von Reue und Gewiſſensbiſſen zerriſſen. Schnell ließ er die Hand der Fremden, preßte beide Hände gegen die Bruſt und ſchien heimlich etwas abzubitten. Aber das arme Mädchen ſetzte ihre Abſchiedsworte fort, — ſie fühlte, es ſeyen ihre letzten:

„Haſt du mich jemals geliebt? Nur einen Tag lang geliebt? O ſag es, ſag es mir! ob ich nur wenige Stunden dein Herz, dein Leben ſo beherrſchte, wie du meines in allen Augenblicken, in allen Gedanken, die ich je gedacht? Denn ich, ich liebte dich ehe ich dich kannte, von Kindheit an warſt du der Verlobte meiner Seele, ich erkannte dich als du mir zum erſtenmale erſchienſt, und ſagte ſtill und entzückt zu mir: Er iſt's!“

In dieſem Augenblicke wollte ſich Norſina erheben, ſie reichte Gomez die Hand, um ihr Geſpräch von früher anzuknüpfen. Dieſer fuhr ſich über die glühende Stirne, wie Einer, der die Erinnerung eines böſen Traumes verwiſchen wollte. „Lebhaft — wie eine Viſion!“ ſo ſprach er für ſich.

Er war aufgeſtanden. Bei dem erſten Schritte, den er that, ſtieß ſein Fuß an einen Körper. Die Strahlen des Mondes fielen auf die Stelle, blaß und düſter wie das Licht einer Todtenlampe, ſie zeigten dem Caſtilianer und der Sängerin die zarten, hinfälligen Formen eines jungen Mädchens, das ausgeſtreckt im Sande lag.

Bebend vor Entſetzen neigte ſich Gomez nieder zur Erde und außer ſich vor Verzweiflung faßte er in ſeine Arme — den lebloſen Körper Juana's! —...

Der hellglänzende Stern leuchtete nicht mehr, und der Engel, der die Gedanken der Menſchen wie ſtille Blumen aufließt, geleitete die Seele einer ſchönen Schweſter hinauf, wo die Thränen der Unſchuld vergolten und an ihren Urhebern geſtraft werden.

— Zwölf Monden ſpäter ſtarb ein Mann auf dem Grabe eines Mädchens.

Des Lebens
Nacht und Sonnenſchein.
Novelle.

Du klage nicht! Was iſt dein Weh?
Was als ein ſchwerer Traum?
Bald glänzt die Blume aus dem Klee,
Die Blüthe von dem Baum.

Uhland.

An einem ſchönen Morgen in den erſten Tagen des letztverfloſſenen Herbſtes ſtand ich gerade an dem großen kreisrunden Waſſerbecken in dem Garten der Tuilerien und betrachtete die auf dem Waſſerſpiegel rudernden Schwäne, wie ſie bald da, bald dorthin ſteuerten, je nachdem ſie von den verſchiedenen Kindergruppen angezogen wurden, die ſie von allen Seiten mit Brotkrummen zu ihren verſchiedenen Standplätzen am Ufer herzulocken verſuchten; als ich plötzlich meine ganze Aufmerkſamkeit auf eine kleine Familie gelenkt ſah, welche ſich unfern von mir befand, und aus einem Mann, einer Frau und drei Kindern beſtand. Es möchte indeſſen ſchwer zu erklären ſein, warum unter ſo vielen maleriſchen und anziehenden Gruppen gerade dieſe Familie vorzugsweiſe beachtungswerth ſchien. Sie waren wie andere Engländer gekleidet, denn man konnte in einem

Augenblicke aus der ganzen äußeren Erſcheinung des Mannes abnehmen, daß er zu jenem Inſelvolke gehörte, und da die Kinder bisweilen die Worte „Papa“ und „Mama“ hören ließen, ſo konnte man auch über ihre Verwandtſchaft nicht lange in Zweifel bleiben. Es beſteht unter den Kindern ein gewiſſes ſympathetiſches Band, das ſie in einem Augenblicke mit einander bekannt und vertraut macht. Deßhalb hatten denn auch, als wären ſie alte Bekannte geweſen, die ſich recht herzlich freuen, einander nach langer Trennung wieder zu ſehen, ihre Knaben in drei Minuten mit den meinigen gar zuthunlich einige wichtige Geſprächsgegenſtände zu verhandeln, und mancherlei in Bezug auf das bunte Schauſpiel umher zu fragen, da ſie, wie es ſchien, die fremderen waren. Dies gab die erſte Veranlaſſung zur Beſeitigung der eiskalten Gleichgültigkeit, mit der Erwachſene, ſich Unbekännte einander anzuſehen pflegen. Ich kann mich nicht mehr beſtimmt erinnern, wer das Geſpräch zuerſt begann, oder ob das Wetter, welches ſo ſchön war, daß man ſchon davon anfangen konnte, zum anknüpfenden Faden diente; genug, wir geriethen allmählig ſo oder ſo ins Geſpräch, und während unſere jugendliche Schaar im Garten umherſchwärmte, und die reifen Kaſtanien auflas, welche von den Zweigen herabfielen, oder die Goldfiſche in den Teichen beſchaute, ſetzten wir uns — denn die Sonne ſchien warm — in den Schatten der Bäume, und fuhren in unſerer Unterhaltung mit immer lebhafterem gegenſeitigem Antheil fort. Ein Gegenſtand brachte uns auf den andern, und zuletzt kam die Rede auf Oſtindien, wo wir Beide, wie wir zu unſerer wechſelſeitigen Freude entdeckten, mehrere gemeinſchaftliche Freunde in Madras und Bombay hatten, in welchem letzteren Orte mein neuer Bekannter, wie er mir ſagte, mehrere Jahre ſich aufgehalten hatte; ein Umſtand, der uns vorzüglich veranlaßte, eine Bekanntſchaft, die ſo zufällig begonnen hatte, nicht ſo ſchnell wieder abzubrechen. Wir beſuchten uns wechſelweiſe, wanderten miteinander nach den öffentlichen Plätzen und Schauſtellungen, und dehnten unſere Ausflüge nicht ſelten weiter in die Gegend aus, die freilich in der nächſten Umgebung von Paris — weiß der Himmel! eher alles andere als maleriſch iſt. Wir kümmerten uns übrigens ohnehin nicht viel um den Charakter der Landſchaft, war jedoch über uns der Himmel voll Sonnenſchein, und die Erde unten reich an Grün, und in uns glühten feurige Gedanken, ſchimmerten blendende Hoffnungen, die vielleicht bei uns Beiden verglühten und verblühten, ehe ſie die erſehnte Frucht gereift hatten. Seine Gattin, die uns bisweilen auf unſeren Spaziergängen begleitete, und ſtets gleich lebendig und anmuthig war, ſprach das Engliſche mit einem ſtarken fremdländiſchen Accent und da ihre Geſichtsfarbe einen bräunlichen Anflug, wie bei den neapolitaniſchen oder andaluſiſchen Frauen, hatte, ſo hielt ich ſie für eine Tochter Süditaliens oder Südſpaniens, obſchon etwas in ihren Zügen lag, das ihrem ganzen Ausſehen eine aſiatiſche Bildung gab. Dabei war ſie indeſſen von ausgezeichneter Schönheit. Große, ſchwarze Augen, hohe Stirne, griechiſche Naſe und rothe Lippen, zwiſchen denen, wenn ſie lächelte, die weißeſten und ſchönſten Zähne von der Welt hervorſchimmerten, waren nur die äußeren Zeichen einer wahren Schönheit, die weder Wort noch Pinſel malt, der Schönheit eines ruhigen, feſten Gemüthes, verklärt von himmliſcher Reinheit, und durchweht von dem unvergänglichen Dufte der Tugend. Nie ſah ich noch eine Frau, die ſo in Allem unter der Herrſchaft liebender Zärtlichkeit ſtand. Ihres Gatten Wille war auch der ihrige, nicht, weil ſie Gehorchen für ihre Pflicht hielt, ſondern weil ſie, wie Ariſtoteles ſagt, „nur eine Seele in zwei Körpern bildeten."

Eines Tages gingen wir Alle miteinander, Kinder und Erwachſene, nach dem Jardin des Plantes, wo wir, nachdem wir die Palmbäume, die tibetaniſche Ziege, den Elephanten und den Condor, den Vogel Rokh der Araber, hinlänglich bewundert hatten, zuletzt an die Behälter der Affen kamen. Hier zog ſogleich ein ſehr ſeltenes und ſchönes Exemplar des Cercophitus Mona mit ſeinem dunkelkaſtanienbraunen, grün und goldgeſprenkelten Felle, die Blicke der Frau auf ſich, die ihre Augen mit unfreiwilligen Thränen gefüllt, auf ihren Gatten richtend, ausrief: „Ach! wie mich doch der kleine Schelm da an die lieblichen Wäldchen meines Geburtslandes erinnert!“

„Ach, Schapaly!“ verſetzte ihr Gatte, „auch in mir erweckt er ſeltſame Erinnerungen. Höchſt wahrſcheinlich verdanke ich einigen ſeiner Brüder mein Leben und deinen Beſitz. Sie haben,“ fuhr er, ſich gegen mich wendend, fort: „noch nicht gehört, in welcher großen Schuld ich gegen das Affengeſchlecht ſtehe; ich führe indeſſen ſchon ſeit einiger Zeit einen Anſchlag auf Ihre Geduld im Schilde; und wenn Sie ſich vor einer langen Geſchichte nicht fürchten, ſo ſollen Sie heute Abend noch mein Leben und meine Abentheuer zu hören bekommen.“ Da mich Alles, was ich bisher von ſeinem Charakter geſehen hatte, der bei der äußerſten Schlichtheit ein ganz eigenes Gepräge von Kühnheit und Originalität an ſich trug, auf den Schluß geführt hatte, daß er ſich die wohlthuende Freundlichkeit und Selbſtbeherrſchung, die er jetzt beſaß, nur durch zahlloſe harte Kämpfe mit dem Schickſale und ſeinen eigenen Leidenſchaften erworben haben müſſe, ſo antwortete ich natürlich, daß er mir mit nichts eine größere Freude machen könnte. Wie nun am Abend das Eſſen abgetragen war, die Lichter kamen und der Kaffee vor uns ſtand, ſeine Gattin aber, unter dem Vorwande, daß ihre Gegenwart in der Kinderſtube nöthig ſey, uns allein gelaſſen hatte, rückten wir unſere Stühle näher zum lodernden Kaminfeuer, worauf er ſeine Erzählung folgendermaßen begann:

„Ich bin der einzige Sohn des verſtorbenen Generals Broton, und im Jahre 1793 zu London geboren. Mein Vater, der den größeren Theil ſeines Lebens im Dienſte der oſtindiſchen Compagnie zubrachte, hatte ſich ſchon bei meiner Geburt dahin entſchieden, daß ich dieſelbe Laufbahn, nur in der Civil-Verwaltung ſtatt im Militär, betreten ſollte; weshalb ich denn, nachdem ich die erforderliche Vorbildung erhalten hatte, und eine Schreiberſtelle für mich erlangt worden war, meiner Familie Lebewohl ſagte, und von England nach Bombay abging. Dort arbeitete ich mich in den gewöhnlichen Geſchäftsgang ein und ſtieg ſtufenweiſe, wie es bei einem Jeden in dieſem Dienſte der Fall iſt, zu ſehr einträglichen Aemtern empor, die mich dereinſt in Stand geſetzt haben würden, mit einem beträchtlichen Vermögen nach Europa zurückzukehren. Nach einem zehnjährigen Aufenthalte in Indien begann aber meine Geſundheit auf eine bedenkliche Weiſe abzunehmen, und zu gleicher Zeit ſpürte ich eine auffallende Verdunkelung meines Geſichts, die reißend ſchnell zunahm, ein Umſtand, der mir indeſſen, da ich ihn meiner körperlichen Schwäche überhaupt beimaß, keine beſonderen Sorgen machte. Doch hielt man es für räthlich, daß ich auf drei Jahre nach England zurückkehren ſollte; und ſobald einmal der Gedanke, meine Heimath, meine Angehörigen und Freunde wieder zu-ſehen, in mir feſte Wurzel gefaßt hatte, wurde ich, der doch beinahe zehn Jahre ohne einen ſehnſüchtigen Wunſch nach ihnen verlebt hatte, denn das Herz begehrt ja ſelten nach dem, was es für unerreichbar hält! — plötzlich ſo voll Ungeduld, mein Vorhaben ins Werk zu ſetzen, daß ich in aller Haſt das erſte beſte Schiff beſtieg, das Indien verließ, wenn gleich, da jenes Fahrzeug ſeinen Weg durch das ſtille Meer nehmen und Braſilien berühren ſollte, aller Wahrſcheinlichkeit nach viele andere Schiffe, verließen ſie auch Bombay ſpäter, London lange vor ihm erreichen mußten."

„Ich war noch nicht ſehr lange zur See, als ich wahrnahm, daß, ob gleich meine Geſundheitsumſtände ſich zu beſſern ſchienen, und meine Lebensgeiſter, welche die Seeluft und der Anblick des Oceans ſtets anzuregen und zu erhöhen pflegt, jetzt hell und froh geſtimmt waren, die Dunkelheit meiner Augen bedeutend zugenommen hatte, und ehe wir die Inſel Java erreicht hatten, war ich auch völlig blind geworden. So ſeltſam es auch lauten mag, im Anfange fühlte ich nicht einmal das ganze Gewicht meines herben Geſchicks. Der Schiffswundarzt, den ich während des früheren Theils unſerer Reiſe zu Rathe gezogen, und welcher mein Augenübel für einen ſich bildenden Staar erklärt hatte, war unvermuthet von der Cholera hingerafft worden, ſo daß ich nun allen ärztlichen Rath und Beiſtand entbehren mußte. So mir ſelbſt überlaſſen, gab ich immer mehr den Anfällen einer tiefen Schwermuth Raum, und ließ meine peinlichen Gedanken an meinem Leben zehren. Die herrlichen Anſichten, die ſich Allen, die zwiſchen den grünen Eilanden des indiſchen Archipelagus hinſegeln, darbieten, die üppige Pracht der tropiſchen Sonnenuntergänge, der Himmel geſtreift und gleichſam eingelegt mit Gold und Glaſt' — das Spiel des Mondlichtes auf den Wäſſern — der ſchimmernde Glanz der Sterne — die friſche Schönheit der Morgenwogen, „die ihr Grübchenlächeln über den endloſen Ocean hinringeln“ — dieſes Alles und noch tauſend andere Schönheiten, die das entzückte Auge in dem Antlitze der reizendſten Natur wahrnimmt, waren mir verſchloſſen. Da aber einmal alles Grämen und Härmen nutzlos blieb, ſo bot ich die ganze Kraft meines Geiſtes, welche freilich nicht immer der Aufgabe gewachſen war, in dem Beſtreben auf, mich mit meinem Geſchicke auszuſöhnen, und begann nun die Freuden und Quellen von Glück, welche mir noch blieben, auf dem Felde meiner Einbildungskraft prüfend an mir vorüberziehen zu laſſen. Ich ließ aber dabei meine Gedanken nicht weit in die Zukunft voraus ſchweifen, die ja, wie die ganze wirkliche Welt um mich her in tiefem Dunkel lag, ſondern gab meiner Phantaſie den vollſten Spielraum in der Entwerfung von ſolchen Plänen, welche meine Ehrſucht, die von der Wiege an, wie der Wurm in der Nuß an dem innerſten Mark meines Lebens gezehrt hatte, ſchnelle Befriedigung verhießen. Was ſollte, was konnte ein blinder Mann thun, um ſeinen Namen, einem leuchtenden Pharus gleich, über das endloſe Meer der Zeit zu erhöhen, daß er die Ehrſüchtigen künftiger Geſchlechter leite oder befeuere, und der Nachwelt Kunde gebe, wie er ſeine Seele mit hohen Gedanken genährt, und die köſtliche Frucht gepflückt habe, welche der Uebung einer mächtigen Geiſteskraft entſprießt? — Ich dachte wohl an Milton oder Tireſias und Phireas, die greiſen Seher; allein welche dichteriſche Saaten auch die Natur in die urſprünglichen Elemente meines Geiſtes niedergelegt haben mochte, damit ſie einſt aufkeimten, und des Lebens kurze Zeit mit ihrem Dufte verſüßten, ſo hatten ſie doch — wenn ich ſo ſagen ſoll — den erweckenden Einfluß der Sonne noch nicht empfunden und geſchlummert, oder waren vielleicht in den engen Falten ihrer Hüllen erſtorben. Und doch — wo ſollte ſich mir eine andere Bahn aufthun?! Zum Kriegerſtande, für den ſich in mir ſtets eine geheime Vorliebe geregt hatte, war ich auf immer untüchtig geworden. Die Bahn des Wiſſens, der Gelehrſamkeit und die andern Wege zum Ruhme, welche die Anwendung des Augenlichtes erfordern, waren mir jetzt gleicherweiſe verſchloſſen, und ſo ſchien mir denn nach einer ſchnellen Ueberſicht des ganzen Feldes menſchlicher Thätigkeit durchaus nichts zu bleiben, als die hohen Träume der Dichtkunſt, mit denen ich — und nicht ohne Erfolg — als das Schiff über den Ocean hinflog,, Sehnſucht und Ungeduld zu verſcheuchen, und den Sturm meiner Seele zu beſchwichtigen verſuchte.“

„Unter den Paſſagieren, die großentheils gleich mir aus Kränklichen und dienſtuntauglich Gewordenen beſtanden, befanden ſich mehrere Frauen, die, meinen hoffnungsloſen Zuſtand bemitleidend, ſich alle Mühe gaben, meine Seelenqualen ſo viel möglich zu lindern. Täglich plauderten, laſen, ſangen ſie mir vor; und mit herzinniger Freude lächelte ich manchmal, wenn ich den Raum um mich her mit lieblichen Stimmen belebt fand, und Worte der freundlichſten Theilnahme und Tröſtung in mein Ohr klangen, von Weſen, die gleich Himmelsgeiſtern ab- und zuſchwebten, und mir ihre Nähe nur durch Handlungen der mildeſten Güte kund gaben. — Und wenn dann am Abend der Schlummer die Seelen meiner holden Reiſegefährtinnen umfangen hielt, um ſie im raſchen Fluge hinzuführen durch ſein Reich der Träume und Bilder, dann pflegte ich, der gerade um dieſe Zeit weniger als je zu ſchlafen vermochte, die Steuerleute aufzuſuchen und auf dem Verdeck zu wachen, wo ich mich entweder durch Theilnahme an ihrer rauhen Fröhlichkeit zu zerſtreuen ſuchte, oder mich bei Seite an dem Hintertheile des Schiffes niederſetzte, und dem Rauſchen der Wogen zuhörte, wie ſie in unabläſſigem Murmeln vor den Winden dahin rollten, und mit ihren räthſelhaften Stimmen die Wüſten der großen Tiefe lebendig zu machen und ihre Geheimniſſe einander im Vorüberrauſchen zuzuflüſtern ſchienen.“

„So verging die Zeit bis wir zuletzt in das große Inſelmeer der Südſee kamen, wo denn der ſcharfe ſtrenge Dunſtkreis, der überall über den Ocean brütend lagert, durch die erquickenden Ausflüſſe des Pflanzenreichs gemildert und geſänftiget zu werden anfing.“

„Eines Abends, als ich wie gewöhnlich, nachdem ſich alle Paſſagiere bereits zurückgezogen hatten, auf das Verdeck kam, um den köſtlichen Duft des Nachtwindes einzuathmen, ſagten mir die Matroſen, es ſey ein Sturm im Anzuge, und wirklich fing auch, als wir noch ſprachen, der Wind durch das Tauwerk zu heulen an, und jener unbeſchreiblich harte pfeifende Ton, der das Durcheinanderwogen ſtrudelnder Wellen begleitet, drang von allen Seiten mit furchtbaren Lauten auf Ohr und Herz ein, gleich den nahenden Tritten des Todes. In einem Nu waren die Luken geſchloſſen, und alle Hände im Kampfe mit dem Sturme beſchäftigt. Ich griff mich nach der äußerſten Plankenbekleidung des Schiffes hin, wo ich mich an einem Tau feſtklammerte, um nicht über Bord geſpült zu werden, da die Wellen jetzt dem Waſſerſtrome gleich, der durch die Mühlenrinne ſchießt, über den Rumpf des Fahrzeuges hinſchlugen, und ich mich nur mit der äußerſten Mühe aufrecht zu erhalten vermochte. Worte ſind zu unmächtig, den inbrünſtigen Eifer zu ſchildern, mit dem ich in dieſem Augenblicke um die Wiederkehr meines Augenlichtes betete. Erſt jetzt fühlte ich das ſchreckliche Loos der Blindheit in ſeiner vollen Macht. Ein Seeſturm iſt unter allen Verhältniſſen etwas Furchtbares; doch inmitten von Felſeneilanden und Korallenriffen, und wo in Folge der kannibaliſchen Gelüſte der Eingebornen Schiffbruch — Tod iſt, da umkleiden ihn zehnfache Schrecken. Und mir erſt, der ich keinen Unterſchied zwiſchen Tag und Nacht mehr kannte, dem jede Ausſicht auf die gewöhnlichen Glücksfälle der Rettung aus dieſer Todesgefahr abgeſchnitten war, mir klang jeder Windſtoß wie Todtenglockenton. Mit der unſäglichſten Angſt lauſchte ich deßhalb dem Brüllen des Sturmes und dem zunehmenden Donnern der Wogen, die — eben ſo vielen Höllengeiſtern gleich — über und um das Schiff tobten und heulten, das nun zwiſchen ihnen wie ein blutendes Opfer durch die Reihen feindlicher Wilden hinſchwankte, unaufhörlich mit neuen Wunden zerriſſen, und bei jedem Schritt ſchwächer werdend. Mit einem Male ließ ſich der noch weit ſchrecklichere Ton brandender Wellen gerade vor uns hören, und wie auch die Matroſen alle ihre Kräfte aufbieten mochten, es war umſonſt — das Schiff ſtieß auf, ſcheiterte, und ging inmitten einer Hölle von Felſen und Wogen zu Grunde."

„Was aus der Mannſchaft, aus den Paſſagieren wurde, weiß Gott allein. Was mich betrifft, ſo klammerte ich mich, als ich ſpürte, daß das Schiff aufſtieß, inſtinktartig an der Plankenbegleitung an, und wurde dann mit einem abgeriſſenen Stücke Holz in meiner Hand von einer raſenden Welle hoch hinauf — hinein geſchleudert in die Klippen, an deren rauhen vorſpringenden Ecken ich mich mit krampfhafter Kraftanſtrengung feſt hielt. Woge um Woge ſpritzte über mich, allein ich zwängte mich in eine Spalte des Felſens, ſteckte meine Arme in ſeine löcheriche Oberfläche, und ſo gelang es mir mit Gottes Hilfe, mich in meiner Lage zu erhalten. Wie ich ſo dahing, nicht wiſſend, ob ich oben an dem Rande eines Abgrundes, oder halbwegs zwiſchen dem Gipfel und der See ſchwebe, war es mir, als hörte ich zwiſchen dem Heulen des Wetterſturmes heraus Weibergekreiſch oder Schreien von Kindern, deren mehrere am Bord geweſen waren, allein die dampfende brauſende Brandung, vom Sturm zur raſendſten Wuth aufgepeitſcht, und mit betäubendem Gedonner wider die Klippen geſchleudert, verſchlang wieder jeden andern Ton ſo, daß ſich über denſelben durchaus nichts genau beſtimmen ließ.

„Die nächſte Sorge für meine Erhaltung verdrängte indeſſen jetzt jeden andern Gedanken. Aengſtlich darauf bedacht, daß mich nicht etwa eine eben ſo mächtige Woge, wie die, der ich meine Rettung zu verdanken hatte, an der Stelle, wo ich mich angeklammert hielt, erreichen und wieder in die See ſpülen möchte, fing ich an über mir herumzufühlen und auszumitteln, ob hier eine Möglichkeit zum ſicheren Weiterkommen in dieſer Richtung vorhanden ſey, fand aber zu meinem Schrecken, daß der Fels über ſeine Grundfläche hinausragte oder verſprang, und daß ich wirklich in eine Art von Neſt in der Klippe geworfen worden war. So mußte ich mich denn ruhig verhalten und warten, bis der Sturm nachgelaſſen und die Wogen ſich gelegt haben würden, wenn ſie ſich überhaupt je an dieſem Ufer legten und gab mich während deſſen den düſterſten Betrachtungen hin. Wäre ich im Beſitze meiner Sehkraft geweſen, ſo hätte ich hoffen dürfen, mein Leben — wie ſo Manche vor mir — mit den Früchten und andern Erzeugniſſen des Eilandes, wenn es überhaupt etwas hervorbrachte, zu friſten, und den gelentlichen Beſuch eines europäiſchen Schifſes erwarten, oder eine Fahrt auf einem Floſſe oder in einem Canoe nach einer, von der Natur begünſtigtern oder beſſer bekannten Inſel wagen zu können. So wie es aber jetzt war — was hatte ich da vor mir, als — verſchmachtend den Tod zu finden? Wie ſollte ich vor Allem mich retten? und — ſelbſt im Falle des Gelingens — mir den nöthigen Lebensunterhalt zu verſchaffen? Waren die Eingebornen, was ja ſo viele dieſer Inſelbewohner ſeyn ſollten, Cannibalen, was durfte ich erwarten, als — faſt lebendig aufgezehrt zu werden? Beſſer, dachte ich, raſch in den kochenden Strudel ſich hinabzuſtürzen zu den im Wellengrabe ſchlummernden Reiſegenoſſen, als ſein Leben zu ſolchem Looſe aufzuſparen! Ein kurzer Augenblick genügte ja dann, mich mit dem Schönen und Guten vergangener Jahrhunderte zu vereinen und meinen emporſtrebenden Geiſt — gleich dem Aar, der ſeiner Bande ledig wird — hinauszuſenden zu dem ewigen Quell des Lebens, der Wahrheit und Seligkeit, hinauf zu Gottes Thron! So bald indeſſen meine Gedanken bis zu dieſer Höhe ſich erhoben hatten, war es mir, als erwachte ich wie aus einem ſchweren Traume, und ein Strom erquickenden Lichtes ergöſſe ſich in meine Seele, und verſcheuchte weit, weit hinweg alles ruchloſe und feige Sinnen auf Selbſtvernichtung, und brachte Hoffnung mit ſich und Vergebung.

Er, der die jungen Raben füttert, er konnte ja auch, ſand er es anders für gut, meinen leiblichen Bedürfniſſen abhelfen und mich, wie er bisher gethan, vor Gefahr und Tod bewahren. So wartete ich denn, ruhigen Herzens, das Vertoben des Sturmes ab, ja ich ſchlief ſelbſt, wie unglaublich lauten mag, faſt ein; und als ich nun aus meinen Träumen von der Heimath erwachte, die mich in meine Kinderjahre und in meiner Mutter Schooß zurück verſetzt hatten, und der Himmelsthau dieſer Erinnerungen noch an meinen Wimpern zitternd hing, da war das Schlagen der Brandung unten kaum mehr hörbar, und das ſchrille ſcharfe Gekreiſch der Seevögel belebte den Ort. Auch die warmen, obgleich mir unſichtbaren Strahlen der Sonne äußerten ihren erfreuenden ſtärkenden Einfluß auf meinen Körper. Meine Lage auf der Klippe war indeſſen jetzt wirklich peinlich geworden, weshalb ich darauf dachte, einen Verſuch mit dem Hinabſteigen nach dem Geſtade zu machen. Sachte und behutſam begann ich nun das Wageſtück. Die Felſen waren ſcharf, ſteil und ſchroff, ſo daß ich, als ich hinabgleitete, oder mich von einer Ecke zur andern ſchwang, viele bedeutende Quetſchungen erhielt, während ſich die Haut meiner Hände im eigentlichen Sinne abſtreifte, zuletzt fühlte ich aber doch, daß ich auf dem ebenen

Ufer ſtand, welches mit großen runden Kieſeln dicht beſäet war.“

„Als ich hier mit der äußerſten Vorſicht weiter ſchritt, indem ich von Augenblick zu Augenblick mit dem Fuße vor mir her fühlte, ſtolperte ich über Etwas, und wäre beinahe gefallen, und berührte nun, wie ich mit der Hand niedergriff, um mich über die Natur des Hinderniſſes zu vergewiſſern, das feuchte, kalte Antlitz eines menſchlichen Weſens, das ich ſeiner Glätte nach für das Antlitz eines Weibes halten mußte. Auf einen Augenblick war ich wie verſteinert; dann aber, als ich bedachte, daß dies ohne Zweifel die Ueberreſte einer der liebreichen Freundinnen ſeyen, die während der Reiſe das ſchwere Gewicht meines Unglückes zu lindern geſucht hatten, drängten ſich mir Zähren in die Augen, ich hob die Leiche in meinen Armen auf, trug ſie eine kurze Strecke den abſchüßigen Strand hinauf und bedeckte ſie — es war ja Alles, was ich thun konnte — mit Steinen.“

„Als ich dieſe zuſammenlas, war ich ſo glücklich, einen Stock zu finden, der mir zum Stabe dienen konnte, und mit ſeiner Hülfe ſchritt ich jetzt, nachdem ich mein trauriges Werk vollbracht hatte, eine beträchtliche Strecke an der Küſte hin. Von dem Geräuſche der Wellen und dem Pflanzengeruche, der ſich jetzt in der Luft ſehr bemerkbar machte, geleitet, ging ich dann von der See ab, und befand mich bald in einer Art Rietgras. Meiner Gegenwart nicht achtend, flatterten und kreiſchten die Seevögel über meinem Haupte, und da ich bisweilen, achtſam auf jeden Ton horchend, ſtill ſtand, hörte ich den leichten, flüchtigen Tritt mehrerer kleinen Thiere, welche an mir vorüber liefen. Die Sonnenſtrahlen, die mich zuerſt erwärmt, getrocknet und neu belebt hatten, brannten jetzt ſo ſtechend, daß ſie faſt unerträglich wurden, und mich vom Herzen wünſchen ließen, irgend ein ſchirmendes Obdach zu finden. Ich wanderte deshalb, zitternden ängſtlichen Fußes, dem Innern der Inſel zu, die zu meinem Glück in dieſem Theile nicht durch Felſen und Abgründe von dem Ocean getrennt war, ſondern zu ſanften Hügeln anſchwellte, die, da ich weder Bäume noch Wald traf, keine andern Pflanzen als nur ein kurzes weiches Gras hervorzubringen ſchienen. Meine Leiden waren jetzt aufs Höchſte geſtiegen; denn Hunger, Durſt und Ermüdung ſammt der brennenden Sonnenhitze ſtürmten zu gleicher Zeit auf mich ein und drückten meinen Mannesmuth beinahe völlig nieder. Allein noch tauſendmal härter und unerträglicher waren die Qualen, welche mir meine Einbildungskraft bereitete, denn ſie bevölkerte mir die Gegend mit Cannibalen, deren funkelnde Augäpfel mich aus jedem Buſche bedräueten, und deren Keule oder Beil den Schlummernden überfallen, oder den Wachenden niederſchmettern konnte."

„Deſſen ungeachtet ſchritt ich immer noch weiter und weiter, von der See weg vorwärts, und betrat nach einer mehrſtündigen Wanderung eine Ebene, wo mir das Rauſchen von fließendem Waſſer ins Ohr drang, — Sphärenklang für einen vor Durſt Verſchmachtenden! So ſchnell als möglich eilte ich dem Orte zu, hörte aber, als ich am Rande des Fluſſes anlangte, das Waſſer tief unten rauſchen, und überzeugte mich mittels meines Stabes, daß das Ufer beinahe ſenkrecht abfiel. Nachdem ich jedoch eine Strecke weit an dem Fluſſe hingegangen war, fand ich zuletzt eine minder abſchüſſige Stelle an dem Ufer, kroch zu der Fluth hinab und konnte nun das unerträglichſte aller menſchlichen Leiden heben; dann ſetzte ich mich am Rande des Stromes nieder und ließ meinen herben Schmerzen über mein hartes Geſchick aufs Neue ſeinen Lauf. Alles um mich her ſchien meinem Leben Gefahr drohend; — Fallgruben, Abgründe, wilde Thiere, und — vielleicht — noch wildere, mordluſtigere Menſchen. Der ſchlimmſte und unausweichlichſte meiner Feinde war der Hunger. Den Uebrigen mochte ich vielleicht entgehen, doch dieſer wußte mich in jedem Verſtecke finden. Ja der Höllengeiſt hatte bereits ſein Werk begonnen, und das Bewußtſeyn gerade, daß ich ihm nichts, gar nichts entgegenzuſetzen hatte, gab ſeinen Krallen doppelte Schärfe.“

„Die Sonne war jetzt, wie ich aus der zunehmenden Kühle der Luft ſchloß, bedeutend aus ihrer Mittagshöhe getreten, und ein ſchwacher Wind, der mich wohlthuend erfriſchte, begann zu wehen. Das Gras und das lange Schilfrohr an dem Rande des Fluſſes gab bei jedem Luftzuge einen leiſen, rauſchenden Ton von ſich, und als ich ſo in dunkler, ſteter Erwartung, daß mir etwas zur Erhaltung meines Lebens Dienliches begegnen müſſe, aufmerkſam horchte, war es mir, als hörte ich deutlich in geringer Entfernung von dem jenſeitigen Ufer des Stromes das Rauſchen und Säuſeln von Blättern und Zweigen im Winde. Mein Herz hüpfte hoch auf vor Freuden, denn ich hoffte unter den vielen Bäumen, die ich antreffen mußte, wenigſtens einige fruchttragende zu finden, die ich dann ſchütteln oder erklettern, und wo ich denn auf dieſe Art einigermaßen meinen furchtbar nagenden Hunger ſtillen konnte. Als ich aber die Tiefe des Fluſſes mit meinem Stabe unterſuchte, fand ich, daß nur durch Schwimmen hinüber zu kommen war; ich zog mich deshalb, beſonders da ich meine Kleider wegen der Nachtkälte trocken zu erhalten wünſchte, raſch aus, und ſuchte dann die Kleider, indem ich ſie in einen Bündel zuſammenband, ſo auf meinem Kopfe oder über meine Schultern zu befeſtigen, daß ſie vom Waſſer nicht benetzt werden konnten. Das Bündel war indeſſen viel zu groß und kein anderer Ausweg übrig, als vorerſt die Breite des Stromes durch hinübergeworfene Steine auszumitteln, das Pack aufzubinden, und die einzelnen Kleidungsſtücke nach einander gerade vor mich hin hinüberzuſchleudern. Dies that ich denn auch, und hatte, trotz der beträchtlichen Breite des Fluſſes, die Beruhigung, nicht ein einziges Bündelchen in den Strom fallen zu hören. Nachdem ich mich auf dieſe Art von jedem Hinderniſſe befreit hatte, ſtürzte ich mich, im Vertrauen auf meine Schwimmkunſt, kühn in das unbekannte Gewäſſer, — und trotz der Heftigkeit und reißenden Schnelligkeit der Strömung, die mich meines äußerſten Gegenſtrebens ungeachtet, eine ziemliche Strecke aus der geraden Richtung abwärts führte, gelang es mir zuletzt doch, das jenſeitige Ufer zu erreichen, das ich dicht mit Schilf und Buſchwerk bewachſen fand. Durch Rohr und Strauch tappte ich jetzt, immer nach meinen Kleidern ſuchend, ſtromaufwärts am Flußrande hin, unter unſäglichen

Mühen und in ſteter Furcht, mit meinen nackten Füßen auf irgend ein ſchädliches oder unbekanntes kriechendes Thier, einen Alligator oder eine Waſſerſchlange zu treten, deſſen Rachen mich verſchlingen, deren giftiger Zahn mir den Tod bringen konnte. Viele von den Geſträuchen hatten Stacheln, ſcharf wie Dornen oder Nadeln, die mir das Fleiſch dermaßen zerſtachen und zerriſſen, daß mir das Blut, ehe ich noch eine bedeutende Strecke zurückgelegt hatte, da und dort am Körper herabträufelte. Ich drang indeſſen beharrlich vorwärts, während ich im Weitergehen jeden Strauch und jede Höhlung in ſteter Angſt betaſtete, ich möchte meine Hand in den Rachen eines wilden Thieres oder zwiſchen die Schuppen einer giftigen Schlange ſtecken. — Meine Mühe war umſonſt, nicht ein Kleidungsſtück vermochte ich wieder aufzufinden, und mehr als einmal fühlte ich jetzt, an einem glücklichen Erfolge verzweifelnd, und von den ſtacheligen Geſträuchen aufs Furchtbarſte zerfleiſcht, die Verſuchung, mich in den Fluß zu ſtürzen und in ſeinen Wellen meinen Leiden ein Ziel zu ſetzen. Doch die Liebe zum Leben gewann die Oberhand, ich wandte mich von dem Strome ab, und, den geringen Reſt meiner Kraft zuſammen nehmend, wählte ich einen Weg in der Richtung, wo nach meiner Vermuthung der Wald liegen mußte. Glücklicherweiſe war der Strich von Schilf und Dornbuſch, welcher ſich an dem Fluſſe hinzog, ſo ſchmal, daß ich bald heraus und auf weichen Raſenboden gelangte, auf den ich nun todtmüde niederſank.

„Als ich ſo hier lag, und von den finſterſten Ahnungen gequält, mit klopfendem Herzen auf jeden Ton lauſchte, den mir die Luft zutrug, da erweckte jenes geſchäftige Regen und Rauſchen, das durch einen Wald zieht, wenn die Aeſte und Blätter ſeiner zahlloſen Bäume in dem Winde ſich wiegen und flattern, aufs Neue die Hoffnung in mir, meinen Hunger ſtillen zu können. Auch der Geſang verſchiedener Vögel, welche, wie ich nicht zweifelte, in dem Laubdache dieſes Waldes niſteten, leitete und ermuthigte mich; denn ſchon die Nähe dieſer vernunftloſen Geſchöpfe, denen meine Einbildungskraft Mitleid und Mitgefühl verlieh, erſchien mir in Ermangelung menſchlicher Weſen als eine Art von Geſellſchaft, und nahm mir gewiſſermaßen die unheimliche Empfindung des Alleinſeyns. Als ich dem Walde näher kam, der, wie ich fand, weiter entfernt geweſen war, als ich mir vorgeſtellt hatte, unterſchied ich neben dem ſchrillen Geſchrei der Vögel die plappernden Stimmen zahlreicher Affen. Meine Annäherung war von dieſen Thieren, wie es ſchien, ſchnell bemerkt werden, denn ihre Schwatzluſt verſtummte für einen Augenblick, allein nach dieſer kurzen Pauſe, während der ſie, wie ich mir einbildete, ihren Gaſt genauer beſahen, beſchoſſen ſie mich mit einem Hagel von harten Früchten, die, da ſie aus beträchtlicher Höhe herabfielen und meinem zerquetſchten und zerfleiſchten Körper unſanft trafen, mir heftige Schmerzen verurſachten. So geduldig mich auch meine Leiden gemacht hatten, ſo regte doch dies meinen Zorn auf; — ich ſuchte deshalb einige dieſer Geſchütze, mit denen ſie mich beworfen hatten, große, mir unbekannte Früchte, wie ich fand, tappend zuſammen, und ſchleuderte zwei bis drei mit aller Kraft zwiſchen die Zweige hinauf, was denn, da ich einen oder zwei meiner Feinde, nach ihrem Geſchrei zu urtheilen, getroffen hatte, bald die ganze Schaar in die Flucht trieb. Dann hob ich eine dieſer Früchte auf, die ſich wie eine kleine Melone anfühlte, zerſchlug ſie an einem Baum, und wollte eben ihren Inhalt begierig verſchlingen, als mir einfiel, daß ſie ja ſtatt Nahrungsſtoffes Gift enthalten könnte. Ich ſtand einige Augenblicke unſchlüſſig da, mit der Frucht in der Hand, über deren todtbringenden oder nahrunggebenden Inhalt ich mir nur auf eigene Gefahr Gewißheit verſchaffen konnte. Einmal ſchien ſie mir, als ich ſie beroch, einen angenehmen, zum Eſſen einladenden Duft auszuſtrömen; allein gleich darauf meinte ich wieder, in ihrem ranzigen und betäubenden Geruche einen Wink der Natur zu finden, daß in ihr lebenzerſtörende Stoffe verborgen lägen. Der Hunger mahnte indeſſen unabweislich, und bedenkend, daß ja alles um mich her mir fremd, und deßhalb ohnehin ein jeder Biſſen, den ich verzehrte, mit Lebensgefahr begleitet ſey, aß ich nun unverzagt, und ſetzte mich dann am Fuße eines Baumes zur Ruhe nieder."

„Mit Einbruch der Nacht wurde die Luft kühl, und die Erde ringsum ſtill. Selbſt der Wind erſtarb, und nichts ließ ſich mehr hören, als das unheimliche Geſchrei des Uhus, der ein Bewohner jedes Himmelsſtriches zu ſein ſcheint, aus den hohen Firſten des Laubdaches. Dieſe Zwiſchenzeit ungeſtörter Stille währte indeſſen nur kurze Zeit, das langgezogene, Grauſen erregende Geheul wilder Thiere in einem entfernteren Theile des Waldes ſchien das Zeichen zu dem Anfange jener hölliſchen Taumelmahle zu geben, in denen alle Thiere, welche die Luſt nach Blut treibt, während der Nacht ſchwelgen, und wodurch ſie die reizendſten Waldſcenen in Schauplätze des Mordens verwandeln. Ob ſchon matt und an allen Gliedern vor Kälte zitternd — ſah ich jetzt doch ein, daß ich nicht länger mit Eicherheit unten auf dem Erdboden bleiben konnte, wo ich mich freilich leicht vor der ſcharfen Luft hätte ſchützen können, indem ich irgendwo in das Dickicht gekrochen wäre, oder mich zwiſchen das hohe Gras gebettet hätte, ich fühlte deshalb an den Bäumen herum, um einen der am leichteſten zu erklimmenden herauszufinden. Während ich noch damit beſchäftigt war, wurde ich plötzlich durch das wüthend ſchnelle Vorüberſchießen einiger Thiere, von denen das eine das andere zu verfolgen ſchien, aufgeſchreckt und in die tödtlichſte Angſt verſetzt; — da ich indeſſen nicht wußte, wohin ich fliehen ſollte, ſo blieb ich hart am Stamme eines Baumes ſtehen und lauſchte mit namenloſem Bangen ihren weiteren Bewegungen; und einen Augenblick ſpäter hörte ich ein ſchweres Thier in meiner Nähe zur Erde ſtürzen, und ſeinen Verfolger mit einem Geheul auf ſeine Beute ſpringen, das mir das innerſte Mark durchdrang. Dann erfolgte der Todeskampf, und ehe das arme Geſchöpf ſeinen letzten Athem ausgehaucht hatte, konnte ich deutlich das Zerreißen ſeines Fleiſches zuſammt dem furchtbaren Knirſchen und gräßlichen Stöhnen befriedigter Gier hören, womit der hungrige Sieger die Zerſtückelung ſeines Opfers begleitete. Inzwiſchen ſchien ſich der ganze Wald mit dem Geheul reißender Thiere anzufüllen.

Denken Sie ſich in meine Lage! Wohin ſollte ich fliehen? Konnte ich nicht, bei einem Verſuche zu entrinnen, nur noch tiefer in den Wald hinein gerathen? — Die Gefahr iſt eine, wohl ſelten überhörte Warnerin. Ich lauſchte — überlegte. Die lange „Reihe" ſo zu ſagen — von brüllenden, heulenden Tönen, die ſich zur Rechten hinzog, und die tiefe Stille auf der andern Seite zeigte mir den Weg zur Rettung deutlich genug, inſofern es mir nur erſt gelang, den Klauen des wilden Thieres zu entgehen, das unfern von mir an ſeiner Beute ſchmauſte, und das die geringſte Bewegung von meiner Seite auf mich locken konnte! Ich bewachte dem zufolge ſeine Mahlzeit mit geſpannter Angſt, in der Erwartung, daß es ſich, wenn es damit zu Ende wäre, entfernen würde. Allein darin hatte ich mich gänzlich geirrt, denn nachdem es ſeine Freßluſt befriedigt hatte, warf es ſich neben die Ueberbleibſel ſeiner Beute auf den Boden nieder, wo es bald, wie ich aus ſeinem ſchweren Athem ſchloß, in einen tiefen Schlaf fiel. Nun war es Zeit für mich! Ehe ich aber einen Fuß rührte, horchte und horchte ich wieder, um ſicher zu ſeyn, daß es wirklich ſchlief, und gelangte endlich behutſam und angſtvoll, mit den Händen tappend, langſam ſchleichend, aus dem Walde."

„Nie hatte wohl noch die Hand der Vorſehung offenbar über einen Sterblichen gewaltet, als damals über mir! — Und als ich nun an der friſchen Luft, die mein Geſicht und meinen Körper anwehte, mit erleichterten Herzen merkte, daß ich mich wieder auf freiem Felde befand, und mich jetzt in verhältnißmäßiger Sicherheit wußte, da ſank ich auf die Knie, und mein Herz ergoß ſich in das inbrünſtigſte Dankgebet. Von den grauſenvollen Tönen, die von Zeit zu Zeit aus den Tiefen der Wildniß zu mir herüber drangen, geleitet, ſchritt ich denn in der Richtung, welche von dieſer Schreckensgegend abführte, weiter voran, zuletzt, als ich mich gänzlich außer dem Bereiche meiner Feinde erachten durfte, machte ich plötzlich Halt, um nicht etwa einem andern Walde zu nahe zu kommen, und brachte, bald vor-, bald rückwärts laufend, auf dieſe Art die Nacht zu, unaufhörlich von allen den Schreckensbildern gequält, welche das Gefühl naher Gefahr ſich erſchaffen, die Furcht eingeben kann.“

Endlich merkte ich aus dem Gezwitſcher der Vögel und anderen Anzeichen, daß der Tag anbrechen müſſe, und dieſer ſchwache Strahl des Troſtes, wenn er auch ſchon durch ein ſo dichtes Schreckensgewölk drang, als je eines die Seele eines Sterblichen überſchattete, ſelbſt dieſer ſchwache Schimmer gab mir, verbunden mit meinem mehrfältigen Entkommen aus den Todesgefahren des letzten Tages und der vergangenen Nacht, beinahe die ſichere Ueberzeugung, daß mein Leben „befreit" ſey. Mit dem Tage indeſſen und dem Gefühle verhältnißmäßiger Sicherheit regte ſich nun auch wieder das Nagen des Hungers; auf der kahlen Ebene, wo ich mich jetzt befand, war aber nichts vorhanden als das, was einſt das Leben des gottloſen babyloniſchen Herrſchers friſtete, und ſo verſuchte ich denn ein wenig Nahrung aus dem Graſe des Feldes zu ſaugen, fand es aber dürr und ſaftlos. Mittlerweile ſchoß die höher und höher am Himmel heraufziehende Sonne ihre ſengenden Strahlen nieder, die mich, da ſie glühend auf mein unbedecktes Haupt und meine unbeſchatteten Schläfe brannten, beinahe wahnſinnig machten. Erfindungen, zu denen auch die Noth zwang, lehrten mich jedoch bald vor dieſem Uebel mich ſchützen, indem ich mir aus dem langen, trokkenen Graſe, welches mir Nahrung weigerte, eine Art Turban flocht, der ganz gut die Stelle eines Hutes vertrat. Ich ſann jetzt auch auf einige Bedeckung für meinen Körper, um nicht, wenn ich vielleicht mit menſchlichen Weſen zuſammentraf, für einen Verächter der Schicklichkeit gehalten zu werden, und ſuchte zu dieſem Zwecke nach den längſten

Grashalmen herum; allein plötzlich kam ich mit der Hand auf etwas Kaltes, Rundes, von der Dicke eines Schiffsſeils, das, wie ich keinen Augenblick zweifelte, eine Boa-Conſtrictor war, und hinweg flog ich mit einem Schrei des bängſten Abſcheu's, rathlos, wohin ich mich nun wenden ſollte?" Es war mir jetzt, als ob mein Fuß überall auf die gräulichſten Schlangen träte, als ob ich ſie ſähe, wie ſie ringsum ſich bäumten und ringelten, und mit tauſend Stacheln nach mir ziſchten, wo ich nur mich hinwandte. Da mir indeſſen von dieſen furchtbaren Schöpfungen meiner aufgeregten Einbildungskraft natürlich kein Leid widerfuhr, ſo ließ mein Schrecken allmählig nach, und mit meinem Stabe in der Hand ſtreifte ich bis in die ſinkende Nacht umher, wo ich mich dann auf dem freien Felde — gleich Jakob, als er nach Padan Oron floh — niederlegte, und einen Stein als Kopfkiſſen unter meinem Haupte, feſt entſchlief.

„Mein Schlaf dauerte die ganze Nacht, und erſt am Morgen wekte mich der Geſang der Vögel. Ich erhob mich jetzt, richtete ein ſtilles Gebet an meinen Schöpfer, das wie Balſam meiner Seele wohl that, und wanderte dann, von der mir ins Geſicht ſcheinenden Sonne geleitet, weiter gegen Oſten. Ich war noch nicht lange gegangen, als mir ein Duft, weit erquicklicher denn Saba's Wohlgerüche — der Duft von gebratenem Fleiſche in die Naſe drang und mir nicht allein die Stillung meines Hungers, ſondern auch die noch weit erfreulichere Thatſache verkündete, daß ich mich in der Nähe meiner Mitgeſchöpfe befände. Wenige Minuten ſpäter hörte ich Menſchenſtimmen, und es war mir, als ob der Ton einen Springquell nie gefühlter Entzückung erſchlöſſe, und jener nun hervorſprudle und mein Herz überfluthe, und ſeinen Wonneſtrom durch jeden meiner Poren ergieße. Während dieſe himmliſchen Gefühle meine Seele mit unnennbarer Freude erfüllten, war ich bereits von den Eingebornen bemerkt worden, und hunderte von Beilen und Wurfſpießen, ſchnell ergriffen, wurden, (wie ich ſpäter erfuhr) drohend geſchwungen, um mich in Stücke zu hauen, oder auf dem Flecke, wo ich ſtand, zu durchbohren. Während die Krieger, des Winkes ihres Häuptlings gewärtig, in dieſer Stellung mit den Waffen in der Hand verharrten, machte ſie des Häuptlings Tochter, ein etwa fünfzehnjähriges Mädchen, welche wahrgenommen hatte, daß ich mir den Weg mit einem Stabe ſuche, auf den Umſtand, daß ich blind, und darum wohl unſchädlich ſey, aufmerkſam.“

„Laßt uns den Fremden zu unſerem gaſtlichen Mahle geleiten," hob ſie an: „Wann war Hatwany's Hand je aufgehoben gegen den Hülfloſen, oder ſeine Thüre verſchloſſen dem Freundloſen und Unglücklichen? Weg mit Euren Speeren, Ihr Krieger! Ihr mißdeutet Eures Häuptlings Sinn. Sein Herz glüht im Grimm ob Euerem blutigen Vorhaben, und ſeine gerunzelten Braunen ſprechen Tadel über Euch. Darf ich gehen, Vater, und dem Fremdling ſagen, daß er guten Muthes ſein ſoll und vertrauend auf den Schutz des unbezwinglichen Hatwany's?" „Geh mein Kind," verſetzte der Häuptling, ergötzt und geſchmeichelt durch der Tochter Beredſamkeit, „er ſey willkommen um Deinetwillen!" Ich hörte jetzt leichte, trippelnde Tritte, welche, wie mir mein freudepochendes Herz in froher Ahnung verkündete, die eines weiblichen Weſens waren, und bei dem Laute verſchwand vollends jeder Reſt von Furcht oder Mißtrauen, denn ſtets ward mir nur Gutes aus weiblichen Händen, von der Jungfrau und von der Greiſin, von der Wilden wie von der in Geſittung Erzogenen. Einen Augenblick darauf hatte das Mädchen meine Hand gefaßt, wobei ſie mich, wie ich aus dem Tone ſchloß, mit bewillkommnenden Worten begrüßte; ſie leitete mich zu dem Kriegerkreiſe und ließ mich an ihres Vaters

Seite niederſetzen. Es wurde jetzt vieles geſprochen, wovon ich kein Wort verſtand, und da auch ihnen meine Sprache unverſtändlich blieb, ſo ſuchte ich meine Erkenntlichkeit durch das Neigen meines Hauptes zur Erde und durch jedwede Gebärde auszudrücken, welche, meiner Meinung nach, Dankbarkeit und Unterwerfung zu bezeichnen geeignet war. Ich bekam jetzt meinen Theil an den Fleiſchſpeiſen und köſtlichen Früchten, mit denen Hatwany's Mahl reichlich beſetzt war, und wurde nach deſſen Beendigung in ſeine Wohnung geleitet, denn die Tafel hatte unter freiem Himmel und auf einer großen weichen Matte am Feuer Statt gehabt."

„Die Geſchichte meiner Fortſchritte in Schapaly's — denn ſo war meiner Retterin Name — Sprache und in Schapaly's Zuneigung iſt eins. Sie liebte mich als ein Geſchöpf, das ſie dem Tode entriſſen hatte, und ich liebte ſie, zum Theil wohl, weil ich ihr mein Leben verdankte, zum Theil, weil die holden Himmelslaute ihrer Stimme mich gleich Sirenenton unwiderſtehlich zu ihr hinzogen. Gefeſſelt durch den Zauber ihrer Stimme und weit mehr noch durch ihr hinreißendes liebevolles Weſen, mahlte ſie mir meine Einbildungskraft als eine Lichtgeſtalt, als ein Weſen, das die Schönheit wie die Güte ſelbſt war; und hätte mir die Vorſehung die

Wahl geſtellt, ich würde Blindheit und den Aufenthalt in einem wilden Lande — aber bei ihr den behaglichen Genüſſen des verfeinerten Lebens und der Wiedererlangung aller meiner Sinne, aber ohne ſie, vorgezogen haben. Sie erzählte mir übrigens, ſobald ich mit unermüdlicher Anſtrengung die Schätze ihres Gemüthes mir zu erſchließen, und mit den Lauten, welche ſie ſprach, Bedeutung verbinden gelernt hatte, daß ihr Vater, ſo liebevoll er auch war, unſer vertrauliches Verhältniß bereits mit Mißbilligung zu betrachten angefangen habe, nicht weil ich ein Fremdling, ſondern weil ich in Folge meines Unglücks unfähig wäre, ihm einſt in ſeiner rauhen Herrſchaft nachzufolgen, welche, da er keinen Sohn hatte, auf ſeiner Tochter Gatten übergehen mußte. — „Doch komme was da will," pflegte ſie dann wohl hinzuzuſetzen, „ich liebe dich, muß dich ja lieben — lieben auf immer!" Ihre Mutter, deren ganze Herzensgüte ſie geerbt zu haben ſchien, ſah unſere wechſelſeitige Neigung mit Wohlgefallen, und behandelte mich bereits wie ihren Sohn; dagegen bemerkte ich jeden Tag mehr Härte in den Worten des Vaters wider ſein Kind, und oft mußte ich hören, wie die übrigen Stammgenoſſen den faulen Fremdling ſchmähten, der nichts thue, als eſſen und ſchlafen."

„Um ſolchen bitteren Ausfällen, die täglich häufiger vorkamen, ſo viel möglich aus dem Wege zu gehen, wanderte ich zu Zeiten mit Schapaly fort nach den Hügeln und Wäldern, und zuletzt kamen wir, mit der Mutter Einwilligung, überein, unſer Schickſal, was auch die Folge davon ſein mochte, bei der erſten günſtigen Gelegenheit durch ein unauflösliches Band an einander zu ketten. Wir benutzten deßhalb Hatwany's Abweſenheit auf einem Kriegszuge nach einem benachbarten Eilande, ſetzten uns, nach der Landesſitte — zuerſt drei Tage lang mit einander auf dieſelbe Matte, gingen dann zuſammen nach der Seeküſte, ſprangen Hand in Hand in die Wellen, und ſtiegen wieder Beide als aufs Leben Verbundene heraus."

„Kurze Zeit darauf beſchloß Hatwany, welcher in Folge der Ehrfurcht, mit der die wildeſten Menſchen die Geſetze der Gaſtfreundſchaft heilig zu halten pflegen, — Scheu getragen hatte, mir hart oder grauſam zu begegnen, mich von ſeiner Tochter zu trennen, die er nach einer andern Hütte verwies. Dies brachte unſere Angelegenheit zu einer Entſcheidung. In einer Nacht, als der Schlaf jedes Auge, nur das meinige nicht, geſchloſſen hatte — denn es war, als ob die ganze Erde zur Ruhe gebracht wäre, und überall herrſchte tiefe Stille, und grauſige Gedanken hatten ihre Netze um mein Gehirn geſponnen, und ſich, wie ein quälender Traum, laſtend auf mich niedergeſenkt — in dieſer Nacht fühlte ich mich plötzlich aus meinen entſetzlichen Geſichten durch die leiſe Berührung einer Hand aufgeſcheucht, und ehe ich in meiner Ueberraſchung Worte finden konnte, flüſterte mir Schapalys Stimme ſanft ins Ohr: „Wir müſſen fliehen, Geliebter! Es läßt ſich nicht länger verbergen, daß ich bald Mutter werden ſoll, und — wollten wir noch hier weilen, ſo würde die Flamme des Zornes, welche dieſe Entdeckung in meinem Vater anfachen würde, unſer Beider Leben verzehren wie das dürre Strauchwerk der Berge verzehrt wird von den Herbſt-Feuern. Und doch“ — ſetzte ſie im Tone des tiefſten Kummers hinzu — „doch läßt der Gedanke, daß meine Flucht meinen alten Vater, deſſen Sorgen, wenn ein anderer ſie verurſacht, ich beſchwichtigen ſollte, gleichſam kinderlos machen, ihm das ſchmerzlichſte Gefühl, das ein Vater empfinden kann, bereiten muß, das Gefühl, die einzige Stütze ſeines Alters durch Kindes-Undank ſich entriſſen, ſich hilflos und freundlos dem Grabe zuwanken zu ſehen, der Gedanke läßt — “

„Schluchzen erſtickte hier ihre Worte, und ihr Haupt an meine Bruſt lehnend, ließ ſie ihrer heftigen Bewegung freien Lauf; und ich ſelbſt war — die Wahrheit zu ſagen, eben ſo wenig im Stande, meine eigenen Gefühle zurückzuhalten, und weinte mit ihr wie ein Kind. Ich rief mir indeſſen bald wieder ins Gedächtniß, daß Flucht, ſchnelle Flucht — wie ſie ſagte, nothwendig war. Schweres Leid ſchien in der einen oder der andern Geſtalt mein Loos auf dieſer Erde zu ſein, und ſo gab ich denn dem Drange der Umſtände mit einer Fügſamkeit nach, welche ich in einer andern Periode meines Lebens wohl nicht ſo leicht gezeigt haben möchte. Doch — mit Schapaly fliehen, hieß denn dies nicht noch immer im Beſitze alles deſſen bleiben, was ich als den köſtlichſten Schatz der Erde betrachtete? Die Liebe durfte ja ihr goldenes Lager in der Wildniß bereiten, und konnte Einöden und Wüſten mit unendlicher Freude und Luſt und Zufriedenheit beleben und verſchönern. Ja! Schapaly mir zur Seite — und ich fühlte eine ſolche ruhige, ſelige Zufriedenheit, wie je keine Sprache ſie geſchildert hat, zu ſchildern vermag! Die Flamme des Lebens ſchien ſo mild, ſo hell, ſo rein zu brennen, und dabei einen ſo göttlichen Duft auszuſtrömen, daß ich mir oft leiſe ſagen mußte, das heilige Feuer, das Prometheus vom Himmel ſtahl, um die Leidenſchaften des Herzens zu heiligen, die Seele zu erleuchten, und uns gewiſſermaßen der Natur der Götter theilhaftig zu machen — dieſes Feuer ſey wohl nichts anders geweſen, als — die Liebe!"

„Der Eintritt von Schapaly's Mutter unterbrach meine Betrachtungen. Sie küßte uns Augen und Stirne und hieß uns flüſternd, obwohl mit Seufzen ſcheiden. Als ich mich aber nun anſchickte dieſer Mahnung Folge zu leiſten, konnten weder Mutter noch Tochter ſich zur Trennung entſchließen, und ſchluchzten, als ob ihnen das Herz brechen wollte. Mitten in dieſem Auftritte befeuerte die kindliche Liebe meine Schapaly zu einem Entſchluſſe, der mir ſowohl wie ihrer Mutter als die Eingebung des reinen Wahnſinns erſchien. Sie wollte, ſagte ſie, die Hütte nicht verlaſſen, ohne zuvor ihres Vaters Augen geküßt, und ſeinen Geiſt (der ihrer Vorſtellung nach ſich während des Schlafes vom Körper trennt und über ihm ſchwebt) um Verzeihung wegen ihrer anſcheinenden Undankbarkeit angefleht zu haben. Wir baten, wir beſchworen ſie um Alles in der Welt willen, nicht zu gehen; ſie blieb unbeweglich; und als ich auf ihrer Mutter Geheiß ſie feſt bei der Hand faßte, um ſie mit Gewalt von der Ausführung ihres Vorhabens abzuhalten, und ſie zu verhindern, ſich in eine ſo drohende Gefahr zu ſtürzen, riß ſie ſich heftig und mit den Worten los:

„Alles, was ich bisher that, was ich jetzt zu thun vorhabe, beweißt, wie tief, wie innig ich dich liebe, und daß mir das Leben nur in ſo weit von Werth iſt, als es mich in den Stand ſetzt, dich glücklich zu machen. Allein ich werde, ich kann nie vergeſſen, daß ich zwei Eltern habe. Sie iſt hier und ſegnet mich und billigt mein Thun. Er, den ich jetzt hintergehe und verlaſſe, wird morgen Flüche auf mein Haupt häufen. Ich liebe ihn, und muß ihn dennoch fliehen. Seine irre geleitete Vaterliebe verbannt mich aus ſeiner Nähe, allein ich kann nicht ſcheiden, ohne zuvor an ſeinem Lager gekniet, und meine Götter und den großen Geiſt, von dem du mir erzählteſt, angefleht zu haben, ihm einen verzeihenden Sinn einzuhauchen, und jeden Segen über ihn auszugießen, der ihm, wenn dies überhaupt möglich ſein kann, den Verluſt ſeines Kindes vergeſſen machte.“

„Dagegen war keine weitere Einwendung aufzubringen. Ich hieß ſie gehen, und in wenigen Minuten der folterndſten Angſt kam ſie zurück, erzählte uns mit heiterem Tone, daß ſie den alten Mann geküßt habe, und bat dann ihre Mutter, uns mit ihrem Segen an die Thüre zu geleiten, wo wir uns aus ihren umſchlingenden Armen riſſen und ſchieden.“

„Unſer Verſteck war, nach der zwiſchen Mutter und Tochter genommenen Verabredung, eine kleine Höhle in einem Berge in der Nachbarſchaft, die wir, da Schapaly den Weg genau kannte, lange vor Tagesbruch erreichten. Hier hielten wir uns drei Tage lang verborgen; nach Verlauf dieſer Zeit kam Schapaly's Mutter in heftiger Betrübniß zu uns; ihr Gatte hatte ſich, wie ſie uns erzählte, ſeiner Tochter Verſchwinden weit mehr, als ſie vermuthet, zu Herzen genommen, und ſeit unſerer Flucht keine Speiſe genoſſen, kein tröſtendes Wort geſprochen. Die erſten zwei Tage war es, als ob eine dumpfe Erſtarrung ſeinen Geiſt ergriffen hätte, allein am dritten Morgen entbot er ſeinen Stamm und ſprach zu den im Kreiſe um ihn Verſammelten, das Haupt mit Aſche beſtreut, die Worte: „Krieger! das Haus Eueres Häuptlings iſt zur Wüſte geworden. Eine Schlange iſt in mein Netz gekrochen und hat meines Lebens letzte Hoffnung fortgenommen. Ein armer, ſchwacher, kinderloſer, alter Mann ſteht vor Euch. Kein Mund wird mehr Vater zu mir ſagen, und wenn die Götter mich von hinnen rufen zu den Geiſtern meiner Väter auf den Bergen, wird Niemand von meinem Geſchlechte übrig ſeyn, dem ich meines Volkes Liebe vermachen könnte. Noch nicht dreimal iſt die Sonne untergegangen, als ich dem

Monde gleich war, mit einem ſanften, aber ſchön leuchtenden Sterne zur Seite; aber der Stern iſt verſchwunden für immer! Ich bin jetzt allein, verdunkelt iſt mein Schein — eine düſtere Wolke hängt über mir, und bald wird mich der Tod aus dem Kreiſe der Lebendigen verwiſchen. — Ihr aber, Gefährten meiner Schlachten, laſſet Ihr mich nicht ungerächt zur Grube fahren. Laſſet Euere Tagesarbeiten ruhen, vollbringt fürder kein Werk des Friedens; unverfolgt ſeyen die Vögel der Luft, die Thiere des Feldes, die Bewohner der Gewäſſer, bis das Blut des argliſtigen Fremdlings, der mir den Troſt und die Freude des Alters — mein Kind — mein Theuerſtes, geraubt hat, vergoſſen iſt wie Waſſer im Sommerſtaube!"

„Und morgen," ſetzte Schapaly's Mutter hinzu, ſollen nun alle Männer des Stammes ſich aufmachen, um Euch zu ſuchen. Es bleibt Euch darum nur noch dieſe Nacht zu Vorkehrungen für Euere Sicherheit. Flieht, Kinder! flieht nach dem mitternächtigen Theile der Inſel, nach den öden Wohnplätzen der feindlichen Atawa's. Dort werdet Ihr weniger gefährdet ſein als hier!"

„Dieſe Nachricht machte Schapaly und mir großen Kummer; da wir indeſſen hofften, die Zeit werde allmählig des alten Mannes Herzleid beſchwichtigen, und uns keine andere Wahl als Flucht oder gewiſſes Verderben blieb, ſo ſagten wir unſerer zärtlich liebenden Mutter Lebewohl und machten uns auf den Weg, indem Schapaly, wie bisher, meine Schritte leitete. Glücklich erreichten wir das Gebiet der Atawa's, wo freilich, obgleich wir vor Hatwanys Verfolgungen in Sicherheit waren, unſer Leben immer noch in großer Gefahr ſchwebte, da die umherwohnenden Stämme, wie ich von meinem Weibe erfuhr, Cannibalen waren, welche ihre Gefangenen und überhaupt jeden Fremden, der ihnen in die Hände fällt, aufzuzehren pflegen. Zu unſerem Verſteck wählte Schapaly den abſcheidendſten Theil der Küſte, wo die Klippen von mächtigen Höhlen, dem Aufenthaltsorte zahlloſer Seevögel, durchzogen waren, mit denen wir nebſt den auf den Felſen geſammelten Schalthieren unſer Leben zu friſten gedachten. Mittlerweile rückte die Zeit raſch heran, wo es meinem Weibe unmöglich werden mußte, länger für unſern Unterhalt zu ſorgen; und wie konnte ich, der Blinde, Hilfloſe, ohne ihren Beiſtand dieſe Sorge übernehmen. Jeden Tag ſchien ſie ſich mit größerer Mühe zu bewegen — ihre Glieder wankten, und die bange Furcht vor der Zukunft verminderte noch das Wenige, das ihr die Natur an Kraft gelaſſen hatte. Eines Abends, als die Zeit ihrer Niederkunft ganz nahe war, hatte ſie mich an den Rand einer himmelhohen, über die See emporſteigenden Klippe geleitet, damit ich hier die Seeluft genöſſe, deren ſanftes Wehen meinen fieberiſch glühenden Körper kühlte, und dadurch zugleich wohlthuend auf mein Inneres zu wirken ſchien. Als wir nun hier Arm in Arm verſchlungen ſtanden, und unſere Hoffnungen und Befürchtungen an uns vorüber ziehen ließen, und Eines dem Andern einen Troſt einzuſprechen bemüht war, der doch der eigenen Bruſt fehlte, hörten wir plötzlich das Brüllen von fernem Donner raſch und raſcher am Himmel emporziehen. In den Wendekreiſen pflegten die Stürme mit furchtbarer Schnelligkeit auszubrechen. Da wir uns ziemlich weit von unſerer Höhle entfernt hatten, ſo überholte uns das Gewitter, welches, ſo viel ich beurtheilen konnte, nach Süden zog, ehe wir viele Schritte heimwärts gekommen waren, von dichter Finſterniß auf allen Seiten umgeben. Schapaly, ſo viel angeborne Unerſchrockenheit ſie auch beſaß, ſchilderte mir nur mit Beben den furchtbaren Glaſt des Blitzes, der, wie er das wildbewegte ſtürmiſch zerriſſene Antlitz der Tiefe entlang niederſchoß, die Schaumkämme der Wogen in blaue und zitternde Flammen (ſagte ſie) zu verwandeln ſchien. Zuletzt traf ein Strahl, heftiger als alle übrigen, meine

Augen, und es war, als hätte er die Sehnerven bis in das Gehirn hinein entflammt, denn ich fühlte den Blitz wie bis ins Innerſte zucken, und fiel zu Boden, und neben mir ſank, in namenloſer Angſt, ich ſey erſchlagen, Schapaly nieder. Mein Empfindungsvermögen war indeſſen nur auf einen Augenblick gehemmt geweſen. Ich richtete mich auf meinen Knien auf und furchtbare Schreckungserſcheinungen zogen an mir vorüber. Ein wild wogendes Meer, das auf Augenblicke im flüſſigen Feuer ſich hinwälzte, ein Weib neben mir auf den Knien, ſekundenlang ſichtbar, und dann wieder mit Allem ringsum in die ſchwärzeſte Finſterniß begraben. Und abermals leuchtete das Schauſpiel vor mir auf — und die See hob ſich — und der Blitz ſchoß flammend hin: ich legte die Hand vor die Augen, keine See, kein Blitzesglaſt mehr zu ſehen ...! Ich zog ſie wieder weg ... und ſiehe, die furchtbaren Naturerſcheinungen zeigten ſich mir abermals. Ich wiederholte den Verſuch aufs Neue — dieſelbe Erſcheinung! ich war — wieder ſehend geworden."

„Faſt wahnſinnig vor Freude ſprang ich vollends auf, und meine erſten Gedanken wurden zu Preis und Dank gegen den Allmächtigen. Im nächſten Augenblicke riß ich meine Schapaly an meine ſtürmiſch wogende Bruſt, und theilte ihr in haſtigen, abgebrochenen, verwirrten Lauten die erfreuliche Kunde mit. Es währte lange, ehe ſie ſich zu faſſen, zu glauben vermochte. Als wir uns nun Beide mit unſerem Glücke recht vertraut gemacht hatten, ſetzten wir uns auf den Felſengrund nieder, nicht achtend der zuckenden Blitze — Gottes Hand waltete ja ſichtbar über uns! — und wir fühlten uns in des Augenblickes höchſter flammender Begeiſterung wie emporgehoben über alles Irdiſche, wie Genoſſen ſeliger Geiſter! Der Sturm hatte ſich endlich gelegt, und ſchimmernd, hell und ſchön leuchteten die Sterne am Nachthimmel, und es war, als verkläre ſich ihr Glanz in ein goldenes Lächeln, und als freuten ſie ſich mit uns. Mitten in dieſem Taumel des höchſten Entzückens klagte Schapaly auf einmal über heftige, ungwohnte Schmerzen; dies brachte mich augenblicklich zu mir ſelbſt, und ich bat ſie, da ſie allein den Weg kenne, noch einmal meine Führerin nach unſerer Höhlenwohnung zu ſein. Bei unſerer Ankunft dort zündete ich Feuer an, und bereitete unſern davon das Lager von trokkenem Graſe aus, das ſie ſelbſt zuſammengebracht hatte, und auf dem ſie ſich nun niederlegte und — vor dem Morgengrauen war ich Vater."

„Der Gott, der für das geſchorne Lamm den rauhen Wind zum ſanften Lüftchen umwandelt, der

Gott gab auch meiner Schapaly die Kraft zur Ertragung der Mühſale unſerer damaligen Lage. Was nur von liebevollen Dienſten geleiſtet werden konnte, that ich für ſie! ich ſammelte die Frucht des Brotbaumes, Kokusnüſſe, Eier von wilden Vögeln, und manchmal gelang es mir ſogar, die Vögel ſelbſt zu tödten. Unſer Kochgeräth beſtand aus einer Art großer Seemuſcheln, welche die alten Holländer, die das (ſogenannte) ſtille Meer in dem 16. u. 17ten Jahrhunderte häufig beſchifften, „Vater Noahs Muſcheln“ nannten, und welche ich, um ſie vor den zerſtörenden Einwirkungen des Feuers zu bewahren, eine mir bekannte Vorkehrung der japaniſchen Kaufleute nachahmend, auf der äußeren Seite mit Vogelblut beſtrich. Das Mittel bewährte ſich vortrefflich, und da ich inzwiſchen ein erfahrener Fouragirer geworden war, ſo lebten wir bald in einem gewiſſermaßen wilden Ueberfluſſe. Da wir zudem nie eine Spur von unſern Verfolgern oder von den noch weit ſchrecklicheren Atawa's wahrnahmen, ſo wurden wir immer kühner und verließen, ſobald Schapaly wieder hinlängliche Kräfte erlangt hatte, unſere Höhle, und zogen mit unſerem kleinen Sohne nach einem bewaldeten Hügel, der von unſerem bisherigen Aufenthalte in beträchtlicher Entfernung gegen Süden lag. Unſer Kind, ſo lieblich und ſchön wie die Mutter, bedurfte bei der Wärme des Himmelsſtriches keine Bekleidung; nur zur Zierde beſtreute ihm Schapaly das Haupt mit ein wenig Korallenſtaub, und ſteckte ihm eine wohlriechende Blume in das Ohr."

„Der Ort, welchen wir zu unſerem nunmehrigen Aufenthalte gewählt hatten, befand ſich am Fuße eines überhängenden Felſens, unfern von dem Gipfel des Hügels. Hier blieben wir mehrere Monate, während deren ich eine kleine Hütte erbaute, und ohne die mindeſte Beunruhigung von Seiten der Eingebornen zu leiden, Kokusnüſſe und andere ſolcher, dem Verderben nicht ſo ſchnell ausgeſetzten Früchte im Ueberfluſſe ſammelte. In den heißen Sommernächten, die ich häufig weit drückender als ſelbſt in Bombay fand, ſchliefen wir beſtändig in einer kleinen Laube neben unſerer Hütte, deren Inneres in dieſer Jahreszeit einem Glühofen glich. Eines Morgens wurde ich, nach einer ſehr unruhig zugebrachten Nacht, beim Anbruch der Morgendämmerung durch das Geräuſch von Etwas, das durch das Buſchwerk drang, aufgeweckt, und ſah, als ich meine Augen aufſchlug, mit unnennbarem Schreck den alten Häuptling vor uns ſtehen, hoch das Korallenbeil ſchwingend, und — bereit, es auf unſere Häupter niederzuſchmettern. Ich ſtand wie verſteinert. Keines von uns ſprach ein Wort. Da ſtand er vor uns der rieſenkräftige, greiſe Krieger, die Lippen feſt an die Zähne gedrückt, die Augen gleich Feuerballen blitzend, die Blicke unverwandt auf mich geheftet, der ganze Körper von ſtreitenden Leidenſchaften krampfhaft durchſchüttert. Schapaly ruhte im ſanften Schlummer auf meinem linken Arme, an der Bruſt noch ihr Kind, das ſie eben erſt geſtillt hatte. Zufällig fiel das Auge des greiſen Häuptlings auf das Antlitz des Säuglings, der von der Wärme der Mutterbruſt zwiefach roſig und hold ſchimmerte. In einem Nu ſah ich ſeine Miene ſich verändern. Ungeſtüm kämpfende Regungen wühlten in ſeinem Herzen, und nach der Reihe pflanzte jede Leidenſchaft, wie ſie die Oberhand gewann, ihr Siegesbanner in ſeinen Zügen auf. Einige Augenblicke blieb er unſchlüſſig in ſeiner bisherigen Stellung, doch zuletzt wurde das Gefühl des Vaters mächtiger denn alle andern, und von ſich warf er ſeine Waffe und ſank, ſein Geſicht mit beiden Händen bedeckend, auf die Knie neben ſeinem Kinde und weinte. So geräuſchlos auch dieſe Bewegung geſchah, ſo weckte ſie doch Schapaly auf, die beim Anblick ihres Vaters mit einem halb freudigen, halb bangen Schrei ſich an ſeinen Hals warf. Nachdem ſich der erſte ſtürmiſche Ausbruch ihrer gegenſeitigen

Zärtlichkeit in etwas gelegt hatte, ergriff ich Hatwany's Hand, welche ich zum Zeichen meiner vollkommenen Unterwerfung und Abhängigkeit an meine Stirne legte und ſagte, da mir der große Geiſt, wie er wohl wahrgenommen haben werde, das Augenlicht wieder geſchenkt habe, ſo wolle ich mich jetzt getroſten Muthes um die Aufnahme in ſeinen Stamm bewerben, welchem ich, wie ich feſt überzeugt ſey, von dem offenbarſten Nutzen ſeyn würde. Ich beſchwor ihn deshalb bei ſeiner und ſeiner Tochter Seele, uns zu verzeihen, und uns von Neuem in ſeine Gunſt aufzunehmen." „Ich ſehe ſchon," erwiederte er nach langem Schweigen, „daß ſelbſt der Eid eines alten Mannes ſo gebrechlich iſt wie er ſelbſt. Ich hatte geſchworen — geſchworen, Schapaly," fuhr er, ſich gegen dieſe wendend, fort, „daß nie mehr Ruhe und Friede über mich kommen ſolle, bis ich Euch von der Erde vertilgt hätte; und doch, als Ihr vorhin in meiner Macht waret, weigerte ſich meine Hand, die Gebote der Rache zu vollziehen. — Lebt denn, lebt meine Kinder!" ſchloß er, „im Frieden möge Hatwany's Schatten in das Land der Geiſter, und frei von dem Fluche hinüber gehen, aus Mangel an Enkeln tauſend Monde lang unter den böſen Geiſtern der Wüſte oder des Meeres wehklagend umherwandern zu müſſen."

„Der Greis hatte während deſſen unſern Knaben auf ſeine Knie genommen, und als er ſo in die freundlichen, ſorgloſen Augen des Säuglings blickte, ſtahl ſich eine Thräne der innigſten Vaterluſt über ſeine tattowirte, wettergefurchte Wange.“

„Das Wort Verzeihung haſt du aber noch nicht über mich ausgeſprochen, Vater!“ ſprach Schapaly leiſe und traurig. „Ich habe es ja, habe es —“ antwortete der Greis; „als ich dein Kind, meinen Enkel auf meine Kniee ſetzte — habe ich dir denn damit nicht geſagt, daß du mir wieder biſt, was du warſt? Mein Herz iſt nun nicht länger verſiegt und vertrocknet; der Thau der Freude hat es befeuchtet und erquickt. Der quälende Durſt nach Rache iſt verſchwunden. Ich bin ruhig, bin glücklich. Kommt, meine Kinder! laßt uns eilen, Eurer Mutter Herz mit Freude zu erfüllen.“

„Wir kehrten nun mit Hatwany nach dem Dorfe zurück, wo man uns, als die Kunde von dem Geſchehenen ſich verbreitet hatte, mit lauten Freudenbezeugungen empfing. Mutter und Tochter ſtürzten ſich in die Arme. Die wildeſten Krieger des Stammes, die ſeit Monaten ſchon nach meinem Blute gelechzt hatten, empfingen mich jetzt mit herzlichem Willkomm, und zur Feier meiner Wiederkehr wurde ein großes Feſt und Trinkgelag veranſtaltet.

bei welchem eine große Menge Fleiſch von wilden Ebern und Ava-Ava verbraucht ward, — ſo wandelbar ſind die Empfindungen der Wilden. Unmittelbar darauf wurde ich mit den gehörigen Feierlichkeiten in den Stamm aufgenommen, und hier ſehen Sie," — fuhr er fort, und entblößte Arme und Bruſt — die unvertilgbaren Merkzeichen meiner Aufnahme. Von dieſer Zeit an wurde ich, zumal da ich Hatwany bei ſeinen Kriegs- und Jagdzügen begleitete, und mich auf jede Art bemühte, mir die bei nicht civiliſirten Menſchen ſo hoch geſchätzte Körperkraft und Gliedergewandtheit zu erwerben, der Nachfolge in dem Oberbefehl des Stammes keineswegs unwürdig angeſehen."

„Schapaly's Schönheit ſchien inzwiſchen von Tag zu Tag zuzunehmen. Sie kleidete ſich in die ſchönſten Zeuge der Inſel, die ſich, wie ich Sie verſichern kann, äußerſt zierlich und gefällig ausnehmen, beſtreute ihr Haar mit Korallenſtaub, und ſchmückte es mit den ſchimmernden Blüthen des Ivon und Aurums, von denen ſie eine der duftendſten Knospen, einem natürlichen Geſchmeide gleich, ſich in die zarten Ohren ſteckte. — So brachte ich fünf Jahre zu, in denen ſich meine Familie um drei neue Glieder vermehrte, und bemühte mich in dieſer Periode behutſam und unvermerkt, einige von den

Bequemlichkeiten und nützlichen Künſten der Civiliſation einzuführen. Schon mehrere Male hatte ich gegen Hatwany den ſehnlichen Wunſch geäußert, meine Heimath wieder zu beſuchen, um meine Eltern und Freunde zu ſehen, und mancherlei für den Stamm nützliche Dinge von dort mitzubringen, ein Verlangen, in das er mit einigem Widerſtreben und unter der Bedingung endlich willigte, daß ich meinen älteſten Knaben zurücklaſſen müſſe, wenn ich Schapaly mit mir nehmen wolle. Als ſich nun einmal das Gerücht verbreitete, es ſey ein europäiſches Schiff an einer benachbarten Inſel angekommen, ſo nahmen wir von unſeren Freunden, die ſich höchſt ungern von uns trennten, Abſchied, und fuhren in einer großen Piroge dorthin, wo das Schiff, ein Südſee-Wallfiſchfänger, vor Anker lag. Wir erhielten auf ihm Plätze zur Reiſe nach London, wo ich bei meiner Ankunft fand, daß meine Eltern ſchon geraume Zeit geſtorben waren und mich zum Erben ihres ganzen Vermögens eingeſetzt hatten. Jedes Band, das mich noch an Europa gefeſſelt hielt, war jetzt zerriſſen, ich verwandelte deshalb alle meine Habe in ſolche Gegenſtände, die ich als die nützlichſten für meine neuen Landsleute anſah, und ſchickte mich an, ſobald als möglich nach der Südſee zurückzukehren. Das Schiff, in welchem wir hinreiſen werden, geht bis nächſten Junius ab. — In der Zwiſchenzeit, und von dem Wunſche begleitet, Schapaly, die — wie ſie bereits bemerkt haben werden, bedeutende Fortſchritte in unſerer Sprache und Lebensweiſe gemacht hat, auch die zweite Hauptſtadt Europas ſehen zu laſſen, entſchloß ich mich, den Winter in Paris zuzubringen. Im Sommer kehre ich dann nach meiner Inſel zurück, wo ich, wenn mir der Verſuch, meine Landsleute der Geſittung zuzuführen, mißlingt, mit Schapaly gern ein Wilder werden will.

Skizzen und Bilder.

Ihr Kunden ſeid nun eingeladen,
Nicht ſchaden ſoll es mir an euern Gnaden,
Seht ihr den aufgethanen Laden
Vom beſten Weltgut voll.

Rückert.

Sainte Pelagie.

Sie wollen einen kleinen Ausſlug in Paris machen, meine ſchöne Leſerin? Wohlan, aber diesmal müſſen Sie meiner Laune folgen. Wir ſetzen uns in den Wagen, und nun fort in die Vorſtadt St. Marcel, Quartier du Jartin des Plantes.

Doch nicht in die königliche Menagerie! höre ich Sie fragen, die kenne ich längſt zur Genüge, und ewig und immer die maſſive Geſchicklichkeit des koloſſalen Baba bewundern, bekommt man doch endlich auch ſatt.

Nein, Sie irren; dahin geht unſere heutige Fahrt nicht. Sehen Sie, ſchon biegen wir rechts von der königlichen Gardenſtraße ab; hinein in die verhängnißvolle Rue de la Clef, und da halten wir vor No. 14, einem Gebäude von ziemlich unanſehnlicher Facade und etwas verkümmertem Ausſehen.

deſſen Entrée eben nicht allzu lockend, deſſen Name aber mit unſterblicher Wehmuth durch alle Schuldbriefe des civiliſirten Frankreichs wie eine warnende Stimme der Zukunft hindurch klinkt — wir ſtehen — vor Sainte-Pélagie.

Erſchrecken Sie nicht, verehrteſte Freundin, ich führe keinen heimlichen Verhaftsbefehl bei mir in der Taſche, — denn auf die Küſſe, die Sie mir ſo lange ſchulden, vermochte ich gerichtlich keine zu erwirken; wir wollen nicht der traurigen Stimme der zwingenden Nothwendigkeit Folge leiſten, und hier eintreten müſſen; wir wollen blos ein Fünffrankenſtück auf einer rieſigen Portiershand todtſchlagen, und hier zu unſerer Unterhaltung eine Gaſtrolle geben.

Sainte-Pélagie und Newgate ſind gaſtfreundliche Salons, die mit einer Berühmtheit durch die Welt tönen, daß die zarten Gehörsorgane aller Schuldenmacher davor erbeben müſſen. Aber erlauben Sie, daß ich Ihren Cicerone ſpiele und Ihnen eröffne, daß die Beſtimmung des Gebäudes von Sainte-Pélagie nicht von jeher dieſe war. Die fromme wohlmeinende Wittwe Miramion hatte in dieſen Mauern zuerſt ein Beſſerungsconvent für weibliche Individuen gebildet, welche einer allzu freien, verſchwenderiſchen Lebensweiſe überdrüſſig, reuig ihre ſpäteren Tage einer tugendſamen, wohlgeordneten und geſicherten Exiſtenz zuzuwenden entſchloſſen waren. So entſtand damals der Schweſterverein von Sainte-Pélagie oder de Filles de bonne volonté, welcher im Juli 1691 ſeine Privilegien erhielt jährlich zahlreicher und dem Guten wirklich förderlich wurde. Erſt in den Tagen der Revolution änderte ſich die Geſtalt der Dinge dahin, daß aus dem Orte freiwilliger Buße ein Strafort wurde, in welchem theils Schuldner durch den Zwang der Gläubiger, theils politiſche Verbrecher durch das Urtheil der Behörden, theils widerſpenſtige und ſtrafwürdige Kinder durch den Willen ihrer Eltern gefangen gehalten werden.

Wir ſtehen nun im Vorhofe und Sie ſehen ein plumpes, graues Gebäude von drei Stockwerken, deren jedes aus einem langen, in einzelne Zimmer abgetheilten Corridor beſteht. Die Fenſter, hoch oben angebracht, nehmen ſich wie vergitterte Windlöcher aus. Die Luft da oben muß nicht die reinſte ſeyn. Sehen Sie hier unten links die Amtsſtube, dort tritt jeder neue Miethsmann ein, und es wird ſeine förmliche Perſonsbeſchreibung zu Papiere gebracht, wie zum Behufe eines Paſſes. Verlangt er beſſere Bettwäſche, dann heißt es rendre le pistol d. h. die unter dem Namen Piſtole bekannte Remmuneration an den Stockknecht bezahlen.

Dieſe eine Abtheilung rechts, in welcher die Schuldner verhaftet ſind, gewöhnlich la dette genannt, iſt für hundert Gefangene berechnet, beherbergt derſelben jedoch gewöhnlich um die Hälfte mehr. Licht und Luft der Stübchen, die keine Heizung haben und von Abends neun bis Morgens ſieben verſchloſſen bleiben, iſt bei der Bauart des Hauſes, wie bei der ungenügenden Nachhilfe der unſauberen Dienerſchaft von trauriger Beſchaffenheit, während Sie in einem Loche erfrieren könnten, würden Sie in einem zweiten vor Stickluft und Ausdünſtung dem Tode nahe kommen. Dieſe Gemächer, jedes kaum für drei Perſonen hinreichend, müſſen deren fünf bis ſechs faſſen; werden ſie des Morgens aufgethan, ſo gewährt der daran hinlaufende Corridor, der unglaublich ſchmal iſt, kaum Luft zum Athemholen, der innere Hofraum, nur dreißig Fuß im Gevierte groß, kaum Platz, um die verkrampften Füße in Gang zu bringen.

Glauben Sie ja nicht, daß die politiſchen Gefangenen, deren größere Anzahl die Preßvergehen hieher liefern, ſich einer beſſeren Lage erfreuen; die Verhältniſſe ihres dortigen Aufenthaltes ſind ganz dieſelben.

Nichts iſt gleichförmiger als die Tage in Sainte-Pélagie. Des Morgens um ſieben das Geräuſch der ungeheuren Schlüſſel; das Hinausſtrömen in Corridor und Hof; — nun kommen die Journale, und verwandeln (was auf der politiſchen Abtheilung beſonders vorherrſcht) die ganze Menge in einen Leſeverein; vom Frühſtück geht es an die Ausfüllung der Mußeſtunden und in das Converſationszimmer, welches wir ſo eben betraten. Es iſt, wie Sie ſich überzeugen, geräumig, täglich von zwölf bis drei Uhr geöffnet, empfängt alle Fremde, die hier mit den Verhafteten reden können. Rechts und links von dieſem Salon giebt es beſſere Stübchen, welche induſtrieller Beſchäftigung und den Künſten gewidmet ſind. Da wird Muſik, Malerei getrieben, geſchrieben, gehandwerkt und gearbeitet. Die Mahlzeit verſammelt ſämmtliche Theilnehmer gewöhnlich für längere Dauer.

Ein in der Querſtraße wohnender Speiſewirth übernimmt es, für einen billigen Preis die Gefangenen zu bedienen, deren Mittel eine beſſere Koſt erlauben. Bei Tiſche werden für einen Augenblick jene häßlichen Eiſenſtäbe vor den Fenſtern vergeſſen, die Fröhlichkeit belebt ſich bei der Erinnerung an die Vergangenheit und an die Hoffnungen der Zukunft. Nach dem Eſſen werden Spieltiſche eingerichtet, — es wird geplaudert; ſo erſcheint die böſe neunte Stunde, da muß Jeder an ſeinen Schlafplatz in ſeine Zimmer; die Riegel werden vorgeſchoben, und die mächtigen Schlüſſel im Schloſſe mit einem lang nachkreiſchenden Tone umgedreht.

Die Kinder, welche durch die väterliche Gewalt in Sainte-Pélagie gefangen gehalten werden, können neun bis neunzehn Jahre alt ſeyn; jedes hat ſein eigenes abgetheiltes Zimmer und Bett; ſie werden den Tag über beſchäftiget, von den übrigen Gefangenen abgeſondert gehalten und auf Koſten ihrer Eltern verpflegt.

— Die Glocke hat zwei Uhr geſchlagen; denken wir nicht an den Rückweg? — Aber ſehen Sie nur, welche Menge von der politiſchen Abtheilung wälzt ſich da gegen den Vorhof. An der Thüre halten ſie; da giebt es Umarmungen und Händedruck, und ein Nachblicken voll Freundlichkeit und Rührung. Geben Sie Acht, ſchöne Freundin, jener Mann, der jetzt ſo freudig hinausſchreitet, hat ſeine Entlaſſung aus dem Gefängniſſe erhalten. Folgen wir ihm. Schon ſteht er an der letzten Thüre, die ihm einſt vielleicht ſehr ſchauerlich war; überall drängen ſich die entgegengeſtreckten Hände der Kerkerknechte zu ihm heran, die er heut gerne füllt. Der Schlüſſel klirrt, wir treten hinaus; er in die Welt, von der ſo lange geſchieden war. Er verlangt einen Wagen: wie drängen die ſpeculirenden Kutſcher ſich herzu! „Gleichviel wohin!“ ruft er, „nur fort von hier.“

Madame, der Schlag iſt geöffnet, belieben Sie einzuſteigen. Sie thun es ſo langſam, Sie wenden Ihr ſchönes Köpfchen zurück, als wollten Sie in Sainte-Pélagie bleiben? — — Ha, ha, ha, das wirkte. Wie ſind Sie ſo plötzlich raſch und flink, bald ſchon ſind wir an der Porte St. Victor.

Ja, Sie haben Recht, es läßt ſich viel und mancherlei denken über dieſes Haus: aber am beſten weit, weit davon!

Das Hochſchloß von Marienburg.

Unter die herrlichſten Denkmale altdeutſcher Baukunſt gehören unſtreitig die Trümmer des Hochſchloſſes von Marienburg, (in Weſtpreußen an der Nogat, Danziger Regierungsbezirk) welches um das Jahr 1273 für den deutſchen Orden begonnen, im Jahre 1306 an den Tempelorden überging, und ſeit dieſem Zeitpunkt für die Ordensritter aller Lande das Haupthaus des ganzen Ordens wurde. Dieſes Hochſchloß erſcheint, nach Büſchings gelehrten Unterſuchungen, als ein Werk nach einem großen Plane entworfen, aus ſehr feſtgebrannten Ziegeln gemacht, ſorgfältig und künſtlich in einander gefügt. Ob es im Anfange ſich ſo geſtaltete, oder erſt durch ſpätere Bauänderungen dahin gebracht wurde, iſt aus ſeinem jetzigen Zuſtande ſchwer zu erkennen, da die Zerſtörung der Zeit Alles vernichtet hat.

Wir wenden uns daher von dem Schloſſe, das nur Trümmer ehemaliger Größe aufweiſt, zu dem, was vollſtändig erhalten iſt, in die Kirche, deren Inneres in den Tagen der Ordensgröße, belebt durch Prieſter und Ritter, unſerem Blicke erſchienen wäre. Tritt man in die Kirche, ſo ſieht man innerhalb einen flachen Bogen, der die Thüre gegen die Kirche deckt. Die Kirche ſelbſt iſt einfach, und ein eigentlicher Abſatz des Chores gegen das Schiff findet ſich nicht, woraus erklärlich, daß hier an keine abzuſondernde Gemeinde, ſondern blos an die Geſammtheit der Ritter zu denken war, die ſich hier in ihrer Hauskapelle zuſammenfanden; darum ſcheint auch Alles ringsum auf Chorſtühle eingerichtet. Das Gewölbe iſt ein Spitzbogen, ſternförmig und durchaus einerley. Die Länge der Kirche beträgt 128, die Breite $29\frac{1}{3}$, die Höhe bis zum Schluſſe der Wölbung nur 45 Fuß. Die Rippen ſtehen auf Tragſteinen als Kopfgeſimſen achteckiger Pfeilerſtücke, unter denen, achtzehn an der Zahl, Bildſäulen ſtehen. Der eine große Schlußſtein im Chore zeigt das Ordenswappen, die ſitzende Maria mit dem Kinde, auf dem andern ſchweben fünf zierlich gearbeitete Engel. Unter den Fenſtern, rund um die Kirche gehend, harmonirend mit den Chorſtühlen, Spitzbogenſtellungen, unter denen Heilige, Ritter und Geiſtliche an die Wand gemahlt ſind. Der Chor iſt dreiſeitig geſchloſſen; der zierlichſte Theil der Kirche jedoch liegt gegen Abend, wo ſich eine, jetzt mit einer kleinen Orgel geſchmückte Empore befindet, zehn Fuß vom Boden entfernt, die ganze Breite der Kirche einnehmend und mit dem ſchönſten Spitzbogenwerk geſchmückt. Auf dem Hochaltar findet ſich ein höchſt merkwürdiges Marienbild, deſſen Züge und Haltung auf einen italieniſchen Meiſter hinweiſen. Unten im Chore bilden Spitzbogen, auf Stäben ſtehend, ein ſcheinbar durchbrochenes Werk, welches zum Theil noch ganz vorhanden iſt. In den Fenſtern zeigen ſich einzelne ſehr verletzte Spuren von Glasmalereyen.

Von Außen betrachtet zeigt ſich dieſe obere Kirche (denn eine tiefer liegende iſt die Annenkirche deren Gruft die Hochmeiſter des Ordens, ſpäterhin polniſche Staroſten und Jeſuiten, zur Ruheſtatt einſchloß) in Verbindung mit dem Capitelſaal und dem

Eckthurm des Schloſſes. Spitzbogen, Blätterſchmuck, wunderliche Räthſel-Bilder aus der Thierwelt laufen an der Wand bis zum Eingange fort. Die Bogenfelder und die Thürſpitze ſind herrlich verziert, und es ſtehen dieſe Verzierungen außerhalb und innerhalb der Kirche den Riſſen des Kölner Domes an Schönheit und Eigenthümlichkeit ſehr nahe.

Das ganze Hochſchloß, dem die beiden Kirchen angehören, rings von einem Graben umgeben, einen innern Hofraum von 85 Fuß Länge, 102 Fuß Breite umfaſſend, war durch eine Art von Zugbrücke mit dem Mittelſchloß in Verbindung. Dieſes letztgenannte beſtand aus vier Geſchoſſen, dem Kellergeſchoß, erſten, zweiten und Prachtgeſchoß, welches letztere den Meiſterremter, einen Saal von 45 Fuß Breite und Länge, getragen, von einem achteckigen 26 Zoll ſtarken Granitpfeiler umfaßt; der Sammlungsremter, 96 Fuß lang und 48 Fuß breit, der rieſige Wartthurm und das kunſtreich gebaute Kellergewölbe ſind nicht minder beachtenswerth. Die Vorburg, bemerkenswerth und wichtig durch die Lokalität, gehört weniger einer ſchönen und auszuzeichnenden Baukunſt an.

Ein Blick in die Geſchichte der denkwürdigen Zeit des deutſchen Ordens, deſſen Hochmeiſter Siegfried von Feuchtwangen hier zuerſt im 14ten Jahrhundert ſeinen fürſtlichen Wohnſitz aufſchlug, den bald darauf Dietrich von Altenburg auf das herrlichſte erweiterte und ausſchmückte; (1340) ſichert der Marienburg ihre hiſtoriſche Wichtigkeit. Letzterem Ordensmeiſter verdankt ſie auch das berühmte koloſſale Marienbild in Relief, das 26 Fuß — der Jungfrau Mund ¾ Fuß — das Kind 6 Fuß mißt; es iſt mit Stuck überzogen, in den Glaswürfel mit Goldplättchen belegt, eingelaſſen ſind, und ſteht noch in einer äußeren Mauerniſche in der Annencapelle. So in Glanz, Segnung, Ruhm der Wiſſenſchaft und inneren Kraft ſah die Marienburg mehr als hundert Jahre vorübergehen, bis auch ſie und den Orden ſchweres Geſchick traf, das in der käuflichen Auslieferung an den König Kaſimir von Polen, 1457, und mit der Schmach des Hochmeiſters Ulrich von Elrichshauſen ſeinen Gipfel erreichte, und ſie fremden Zwecken und Einrichtungen übergeben wurde. Noch in den denkwürdigen Trümmern durch ein mißverſtandenes Oeconomieſiſtem mit gänzlicher Vernichtung bedroht, dankt ſie ihr Wiederaufleben als Kunſtwerk der Vorzeit Friedrich II., ganz beſonders aber der regen Theilnahme des Kronprinzen von Preußen, der durch freudige und freigebige Unterſtützung und durch ſein vielwirkendes Vorbild, das bald zahlreiche Nachfolger fand, die Trümmer der Marienburg dem Schutte entſteigen ließ, und dem Lande ein Denkmal erhielt oder vielmehr wiedergab, deren Größe und Schönheit von dem gelehrten Büſching in ſeinem „Schloß der deutſchen Ritter zu Marienburg,“ von dem kundigen Prof. Voigt in ſeiner „Geſchichte Marienburgs“ auf ausgezeichnete Weiſe unſerem Intereſſe nahe gerückt wurde.

Auguſt's Mauſoleum.

Dieſe kurze Darſtellung führe uns ein Denkmal der weltbeherrſchenden Roma vor, freilich in einer Geſtalt, die ſich auf das ſchöne Ehmals bezieht und mit den Ruinen von Jetzt wenig Aehnlichkeit zeigt. Wir ſehen das Mauſoleum des Auguſt, das auf dem berühmten Campus Martius gelegen, ein Meiſterſtück geſchmackvoller Baukunſt genannt werden konnte. Strabo nennt es das berühmteſte der Begräbniſſe, welche in dieſer heiligen und reizenden Gegend der prächtigen Roma angelegt worden, und fährt in ſeiner Beſchreibung (5 Buch) alſo fort: „Ein künſtlicher Erdhügel, der nahe am Fluß auf einem gewaltig hohen alabaſternen Bogen aufgeführt worden, und der in kreisrunden Abſtufungen bis oben hinan mit immer grünenden Bäumen bepflanzt iſt. Ganz oben ſteht die eherne Statue des Kaiſers Auguſt, und tiefer unten gegen den Fuß des Hügels ſind die Särge, in welchen Auguſts Leichnam und die irdiſchen Ueberreſte ſeiner Verwandten und Freunde aufbewahrt werden. Hinter dem Mauſoleum iſt ein großer Hain, der bewunderungswerthe Spaziergänge hat, in deſſen Mitte der Ort gezeigt wird, wo die erwähnten Leichname verbrannt wurden; dieſer iſt mit einem eiſernen Gitter umgeben, innerhalb welchem Pappelweiden wachſen.“

Das Mauſoleum hatte eine einzige Ausgangsthüre, und zwar gegen den Campus Martius hin, vor welcher, nach dem Fluſſe zu, zwei Obelisken von mäßiger Höhe, — etwa 80 Fuß — ſtanden. Das großartige Gebäude kehrte ſolcherweiſe ſeine Vorderſeite dem großen herrlichen Platze zu und fand in dem Pantheon ein würdiges Gegenüber.

Hier begrub Auguſt ſeinen Marcellus, Agrippa und deſſen Söhne, zwei Tochtermänner und den vielgeliebten Druſus, und es iſt gelehrter Mühe längſt gelungen, auszukunden, daß nachfolgende Verſe des Piedo Albinovanus ſich auf dieſen Ort beziehen:

Condidit (Augustus) Agrippam, quo te Marcelle
selpulcro
Et coepit generos jam locus ille duos.
Ecce ter ante datis jactura novissima Drusus
A magno lacrymas Caesare quartus habet.

Das Mauſoleum hatte wie ähnliche Gebäude des Hofes immer einen Procurator, welches ſich aus nachſtehender, auf einem Steine noch halb erhaltenen Inſchrift entnehmen läßt.

M. VLPIUS
AVG. L. AEGLVS
PROC. MAVSOLEI
IMAGINEM
CORINTHIAM
TRAIANI. CAESARIS
COLLEG. FAENARIOR.
D. D.

Doch wenden wir uns von der Beſchreibung der Vergangenheit zur Betrachtung der Gegenwart. Hinter S. Carlo al Corſo bei Ripetta finden ſich die Reſte des Auguſtiſchen Grabmahls; ſie beſtehen aus einer Art von altem Thurme, um den rings herum man noch einige Kreiſe von Mauerwerk bemerkt, die einen Mittelpunkt haben und die verſchiedene Abſätze zeigen, die immer enger wurden, und im Ganzen ein pyramidaliſches Ausſehen gaben. Von Säulen und Marmor, die hier rings herum geprangt haben, wie von der koloſſalen Statue auf dem Gipfel findet ſich keine Spur mehr, man müßte denn den einſt in der Villa Mattei ausgegrabenen großen Kopf, der gewöhnlich für einen Alexander gilt, für ein hieher gehöriges Denkmal annehmen. So ſieht man heutzutage nichts mehr, als in der Nähe von S. Rocco ein zirkelrundes netzförmiges Gebäude, zellenförmig abgetheilt für die einzelnen Särge, das noch aus den Grundveſten erkennbar und mit einer ziemlich gut erhaltenen Aufgangstreppe verſehen iſt. Piraneſi gibt auf der 61., 62. u. 63. Tafel ſeines großen Kupferwerkes über das antike und moderne Rom vollkommen befriedigende Abbildungen, welche in Verbindung mit dem Nardiniſchen (durch Nibby berüchtigten Text ein genügendes Bild liefern. Die beiden früherhin beſprochenen Obelisken fanden ſich in Brüchſtücken vor; der erſte wurde von Sixtus V. vor der Kirche S. Maria Maggiore, der andere ſpäterhin von Pius VI. auf der Quirinalſtraße aufgerichtet; beide tragen Spuren, aus denen ſich mit ziemlicher Sicherheit entnehmen ließe, daß ihre erſte Aufſtellung dem K. Claudius zuzuſchreiben iſt. Um dieſe Reſte am beſten zu überſehen, kann man im Hospital S. Rocco hinten eine Wendeltreppe hinaufgehen bis in eines der oberen Stockwerke. Der gewöhnliche Eingang iſt im Palaſte Correa in der Strada de' Pontifici, in deſſen Bezirke dieſe Reſte begriffen ſind.

Alt- und Neu-Delhi.

Delhi, eine Provinz des großen öſtlichen Indiens, iſt derjenige Theil, welcher einſt das Reich des Mongolus bildete; die Hauptſtadt deſſelben, Delhi, war ehemals der Sitz der Kaiſer, und bietet jetzt, hart an der neuen Stadt gelegen, ein unermeßliches Feld großartiger Ruinen dar. Zwiſchen traurigen Ueberreſten, herabgeſtürzter Steinmaſſen, wo die Moſchee der Gläubigen und die Pagode des Heiden wüſt unter einander einen weiten See von Trümmern bilden, haben nur zwei Thürme einen großen Theil ihrer früheren Schönheit erhalten, und bieten dem Auge eine angenehme Raſt; ſie bilden im Vereine mit zwei andern, minder gut erhaltenen, ein Viereck, inmitten deſſen ſich ein Monument vorfindet, von welchem man jedoch heut zu Tage nicht zu ſagen weiß, zu weſſen Ehren es einſt errichtet ſey. Die noch übrigen Reſte deſſelben zeigen, daß es vormals die prächtigſte Zierde der ganzen Scene gebildet hat. Dieſe ſchöne Reliquie der Vorzeit liegt im äußerſten Norden der alten Stadt, und ungefähr eine Meile von dem neuen Delhi. Zur Zeit der Blüthe des moghuliſchen Reiches ſoll dieſe Reſidenz an zwanzig Quadratmeilen im Umfange gehabt haben, und die Ruinen nehmen gegenwärtig wirklich noch immer einen Raum ein, der ſich mit dieſer Angabe ziemlich vereinbaren läßt. Unter dieſem großen Ruinenwalle, zwiſchen Tempeln und Paläſten, fand man gegen hundertachtzigtauſend Gräber frommer Hindus (Eingeborne) und Mohamedaner (Eroberer des Landes) worunter vielfältige Märtirer des Glaubens. Noch vor der mahomedaniſchen Eroberung war Delhi berühmt und im Anſehen; die Reſte zeigen deutliche Spuren der Architektur der Hindus und ihrer ſpäteren Bewältiger. Von der Zeit an, als Schah Jehan die neue Stadt zu errichten begann, ging Alt-Delhi allmählig ſeinem Verfalle entgegen; überglänzte jedoch noch lange die neue Stadt durch Schönheit und Reichthum. Damals bot die Straße von Agra nach Lahore eine ſchattenreiche Allee von Mangobäumen, und von drei zu drei Meilen eine lebendige Quelle mit einem Ruheplätzchen dar, wo der Wanderer Erfriſchung fand. Die letzte entſcheidende Schlacht, welche zwiſchen den Eingebornen und den mahomedaniſchen Siegern Statt fand, und in Folge welcher ſich Reich und Stadt einem plötzlichen Untergange zuwendete, fällt in das dreizehnte Jahrhundert unſerer Zeitrechnung. Noch lange glomm ſpäterhin der Funke der Empörung und ſchlug oft zur gewaltigen Lohe aus, bis er durch oft wiederkehrende Blutbäder erſtickt, dem Sieger wie dem Beſiegten mitunter die beſten und edelſten Kräfte raubte. Nicht fern von dieſen weitläufigen Ruinen ſieht man eine alte pataniſche Feſtung, die einſt der Sitz des Firope-Schah war, und dieſes Schloß bietet noch heut zu Tage intereſſante Denkmäler origineller Kunſt und Gewerbſamkeit der Hindus.

Die Befreiung des unglücklichen Schah Allum durch Lord Lake, im Jahre 1803, aus der Macht der Mahratten, hat das Geſchick Delhi's abermals verändert, und von dieſer Zeit in Stadt und Gebiet eine dauernde Ruhe begründet.

Neu-Delhi (von den Eingebornen Schah-Jeh-Hana-Bad genannt), liegt am Jumna, ungefähr 980 engliſche Meilen nordweſtlich von Calcutta. Sie theilt die Beſchaffenheit aller indiſchen Städte, daß ſie ein buntes Gemenge von Pracht und Elend darbietet, und das Auge auf einem Moſaik von Glanz und Erbärmlichkeit verweilen läßt. Obwohl der Schatz der Beherrſcher ſehr vermindert und geſchmälert worden, ſo kann die Stadt ſelbſt noch immer blühend und ziemlich wohlhabend genannt werden. Adel und Handelsſtand ſind reich; die Zahl der Einwohner beläuft ſich gegen 200,000 Seelen. Das Bild des niedrigſten und verworfenſten Elends, das uns in den Hauptſtädten der anderen unabhängigen Staaten ſo vielfältig begegnet, iſt hier ziemlich ſelten, und der Einfluß Englands darf mit Recht ein für Handel, Gewerbfleiß und Cultur wohlthätiger genannt werden. Der Thorweg der Stadt iſt ein intereſſantes Werk moghuliſcher Architektur; ſchlanke Thürme mit geſchmackvollen Verzierungen und gezackten Kuppeln, große Eingangshallen und ſchöne Nebengebäude geben einen gefälligen Anblick. Sind gleich die Häuſer auch hier zuſammengedrängt und überladen, ſo ſind doch die Straßen breiter und geräumiger, als man dies im Orient erwarten würde; vor allen zeichnet ſich die Silberſtraße (Chandry-Choke) aus, reinlich, von Bäumen beſchattet, in der Mitte mit einem Abflußgraben verſehen, und meiſt von einer pitoresken Menge von Menſchen aller Farben und Claſſen überfüllt. Die Mauern des Moghul-Palaſtes ſind von einem großen, freien Raume umgeben, und dieſer ſieht eher einer ungeregelten Stadt als einem einzelnen Prachtgebäude ähnlich. Viereck folgt auf Viereck, nebenan und dazwiſchen ſtehen kleine Gebäude, zerſtreute Stallungen und Remiſen. Das Audienzgebäude zeichnet ſich durch einen prächtigen, offenen Marmorpavillon aus, und erregt die Bewunderung aller Fremden, die dem Regenten ihre Verehrung zu beweiſen erſcheinen; hingegen ſind Gold und Edelſteine, welche den Pfauenthron zierten, mit Nadir-Schah verſchwunden, und ſeit ſeinem unwillkommenen Beſuche nahm die Pracht des Palaſtes von Jahr zu Jahr ab. Eine Art von Citadelle aus dunkelrothem Granit, im ſechzehnten Jahrhundert unter Selim gebaut, und nach ihm Selim-Gurgh genannt, ſteht mit dem Palaſte durch eine Brücke in Verbindung, und wurde ehedem größtentheils als Gefängniß für jene benutzt, die ſich die Ungnade des Thrones zugezogen hatten. Der größte unter den Thürmen, Schah-Borg (Königsthurm) genannt, iſt dadurch merkwürdig, daß Mirza-Jrwan-Buckt, der Thronerbe, im Jahre 1784 aus demſelben, trotz ſtrenger Gewahrſam, entfloh; ſeine Anhänger ließen ihn heimlich, indem ſie aus ihren aufgerollten Turbanen eine Art von Strickleiter zuſammenbanden, aus einem Fenſter deſſelben herab; er erreichte glücklich den Boden und fand Unterſtützung bei den Engländern.

In keiner Stadt Ober-Indiens hat die engliſche Sprache ſo bedeutenden Eingang gefunden, als in Delhi; viele Eingebornen haben ihre Erziehung in dem engliſchen Collegium, welches ſich in Delhi befindet, erhalten. Der engliſchen Kleidung und Geräthe bedient ſich ein großer Theil der Einwohner; Prinz Baber, der zweitgeborne Sohn des Königs, erſcheint öffentlich in einem engliſchen, achtſpännigen Wagen, und in engliſcher Uniform, an welcher er jedoch auf jeder Seite der Bruſt eine große Glocke trägt, desgleichen thut ſein jüngerer Bruder Mirza, und es iſt nichts Seltenes, die Namen der indiſchen Kaufleute mit engliſcher Schrift über ihren Thüren verzeichnet, und ihre Waarenlager mit europäiſchen Manufakturen angefüllt zu finden.

Japan.

Land, Sitten und Gebräuche der Japaneſen verdienen unſtreitig unſere nähere Bekanntſchaft und Aufmerkſamkeit; allein es iſt nur zu bedauern, daß uns die Mittel zu dieſem Studium faſt ganz abgehen; denn die Beamten des holländiſchen Bureaus in Nangaſaki ſind die einzigen, welche über dieſes räthſelhafte Land und ſeine Einrichtung genaue und zuverläſſigere Auskunft zu geben vermögen. Um ſo dankenswerther ſind die Mittheilungen, welche der unlängſt verſterbene Julius von Klaproth in Paris über dieſe Angelegenheit liefert, und zwar aus einem an ihn gelangten holländiſchen Originalmanuſcript der Herren von Overmeer Fiſcher und Dr. von Siebold. Herr Fiſcher lebte in den Jahren 1820 bis 1829 in Japan und machte im Jahre 1822 die Reiſe nach Yeddo, der zweiten Hauptſtadt des Reiches. Sein Werk, in holländiſcher Sprache geſchrieben, enthält vielfältige Abbildungen und Portraits, befaßt ſich mit der Geographie, dem Civil- und Militairzuſtande und den Alterthümern des Landes; mit ſeinen Einwohnern, ihren Sitten, Gebräuchen, Förmlichkeiten und Glaubensangelegenheiten, mit dem Zuſtande der Künſte und Wiſſenſchaften und andern hieher gehörigen Gegenſtänden, worunter auch eine intereſſante Geſchichte der holländiſchen Niederlaſſung in Nangaſaki und Mittheilungen aus dem Tagebuche einer Reiſe zum Hofe des Seogoun oder Koubo, dem eigentlichen Regenten des Landes, obgleich nicht er es iſt, der den Kaiſertitel führt.

In den gebirgigen Theilen von Japan erfreuen ſich die meiſten bewohnten Orte einer außerordentlich ſchönen Lage, entweder am Meere ſelbſt oder an Flüſſen, Seen oder Buchten; ſie liegen daher ſehr günſtig für die Handelscommunication. Die Anhöhen ſind eben ſo häufig bewohnt als die Städte, und man gelangt in Japan ſelten auf eine Strecke von nahmhafter Ausdehnung, ohne darin Ortſchaften, Flecken und Schlöſſern zu begegnen. Nicht Thürme ſind es, die erhaben oder klangreich, wie in Europa, hier die Nähe einer Stadt verrathen, wohl aber die ungemein zahlreichen Menſchen auf Wegen und Stegen in der Umgegend, die glauben machen könnten, daß ſich die geſammte Einwohnerſchaft aus ihrem Orte hinausbegeben habe, um der reizenden Umgebungen zu genießen. Bis auf die Gipfel der höchſten Berge ſind hier Straßen und Pfade ſowohl beſorgt, und größtentheils ſo breit, daß ſelbſt Fürſten und Große des Reiches mit ihrem ganzen Gefolge ohne die mindeſte Schwierigkeit reiſen können. Die größere Zahl dieſer Wege iſt mit lieblichen Alleen von Cedern, Tannen, Kaſtanien oder Kirſchbäumen eingefaßt. In den Ebenen gewahrt man auf Strömen und Seen eine zahlloſe Menge kleiner Fahrzeuge, den Ortſchaften zuſchiffend, und das heitere Gemälde auf eine angenehme Weiſe belebend.

Vor allen ſind es die Tempel, welche ſich von den übrigen Gebäuden beſonders unterſcheiden. Gewöhnlich auf Anhöhen in dem Schatten gründunkler Haine erbaut, geben ſie einen recht günſtigen Vorbegriff von dem Reichthum und der Bedeutenheit jener Ortſchaften, welchen ſie angehören, denn die Japaneſer führen dieſe Bauten mit aller erdenklichen Kunſt und Sorgfalt aus und zieren ſie mit dem koſtbarſten Geräthe und Schmucke.

Die Städte, worin die Fürſten reſidiren, ſind gewöhnlich rings mit Gräben und Mauern umgeben, über welchen letzteren ſich ſtellenweiſe vier- bis fünfſtockwerkige Thürme erheben. Die Stadtthore ſind wohl befeſtigt und jederzeit in ſolchem Zuſtande, der einem unvermutheten feindlichen Angriffe Widerſtand zu leiſten vermag. Aehnliche Plätze ſind daher höchſtens von zwei bis drei Seiten zugänglich. So wie die verſchiedenen Stadtviertel ſind auch dieſe Zugänge mit einem einfachen Gitter verſehen und von einer Truppenbeſatzung gedeckt. Oft findet man Canäle in den Städten, über deren Rücken ſich ſchöne Brücken aus gehauenen Steinen erheben. Die Straßen laufen in gerader Linie, nach welchen man die Facaden der Häuſer höchſt ſorgfältig regelt; dieſe dürfen nicht höher als ein Stockwerk ſein, mit Ausnahme der Schlöſſer und Feſtungsgebäude. Jeder Hausbeſitzer iſt angewieſen, das zu ſeinem Gebäude gehörige Straßenpflaſter in gutem Zuſtande zu erhalten; der ganze Erdboden innerhalb der Stadtmauer iſt theilweiſe mit großen Steinplatten belegt, theilweiſe mit Kieſelſtücken, welche ſtark zuſammengeſtampft, eine kräftige Ueberlage des Erdreichs bilden. Die Fronten der Häuſer ſind nur wenig geſchmückt, denn der Japaneſe läßt ſeine Dienerſchaft die Seite nach der Straße zu bewohnen, während er ſelbſt in den ſtillen Gemächern, die eine Ausſicht nach dem Garten und einen ſehr angenehmen Aufenthalt gewähren, zu hauſen pflegt. Für einen Fremden iſt es wirklich ſchwer, ſich einen Begriff von der Anzahl und Abwechslung der mannigfaltigen Kaufläden und Magazine zu machen, welche hier durch Reichthum und Eleganz die Menge der Kaufluſtigen herbeilocken. Die Handwerker, deren Werkſtätten auch auf die Straße hinausgehen, öffnen dieſe mit Tagesanbruch; hier arbeiten ſie mit ununterbrochenem Fleiße, während ihre Weiber das Haus beſorgen und zum Theil durch Handarbeiten ein kleines Nebeneinkommen zu gewinnen trachten. Die Privatwohnungen ſind wohl verſchloſſen. Der untere Theil der Fenſter iſt meiſt mit Vorhängen oder Jalouſien bedeckt. Vor dem Hauſe ſelbſt giebt es gewöhnlich eine Art von kleinem Thurm, der mit einer Mauer umgeben und mit einer hölzernen Thüre verſehen iſt und das Haus von der Straße trennt; dieſer Vorhof iſt mit Kieſeln gepflaſtert und dient dazu, das Gefolge der voden Beamten zu beherbergen, wenn dieſe in Amtsgeſchäften das Haus beſuchen.

Keine Stadt, kein Flecken in Japan, ſo klein er ſein mag, entbehrt jener ſchönen und geräumigen Gebäude, die unter dem Namen der Tſiava oder Theehäuſer bekannt ſind. Dieß ſind Häuſer des allgemeinen Vergnügens, mitunter ſogar der Schwelgerei, deren Inneres alles enthält, was Luſt und Behaglichkeit fördern, und worin ſich Jedermann ſo lange ergötzen kann, als es ſeine Börſe zuläßt. Die größte Luſtbarkeit der Japaneſen beſteht darin, hier ihre Abende hinzubringen.

Man bildet ſich in Europa gewöhnlich einen höchſt falſchen Begriff von der Regierungsform in Japan, wenn man ſich dieſe als einen unbedingten Despotismus vorſtellt. Will man das Wort in ſeiner urſprünglichen Geſtalt gelten laſſen, ſo exiſtirt dieſe Form hier nur in ſo weit, als ſie uneingeſchränkter Willkühr fremd iſt. Es iſt wahr, die Geſetze ſind ſehr ſtreng, allein Jedermann kennt ſie und weiß was ſie geſtatten und was ſie verbieten. Kein Vorgeſetzter, ſey ſein Rang noch ſo erhaben, vermag hier einen Untergebenen durch geſetzwidrige Handlungen oder Zwang einzuſchüchtern oder in ſeinem Willen zu beugen. Niemand in Japan ſteht außerhalb des Geſetzes, und dieſes zielt allenthalben nur dahin, Sicherheit der Perſon und des Eigenthums zu gewähren. Der Japaneſe iſt frei und unabhängig; die Sclaverei iſt in ſeinem Vaterlande kaum dem Namen nach gekannt, und er durchaus zu keiner unentgeldlichen Verrichtung angehalten. Der fleißige Gewerbsmann erfreut ſich allgemeiner Achtung; die unteren Klaſſen des Volkes kennen und haben nur wenige Bedürfniſſe. Das milde Klima und die Fruchtbarkeit des Bodens bieten das Nothwendige dem Leben in ſo reichem Ueberfluſſe, daß eine doppelte Bevölkerung damit noch hinlänglich verſorgt wäre. So kommt es, daß Mangel und Armuth faſt unbekannt ſind, und das Verhältniß zwiſchen Oberen und Niederen findet in Zufriedenheit und Vertrauen eine wünſchenswerthe Stütze. Jeder fühlt ſich in ſeiner Stellung glücklich; der Diener ſtrebt nicht, ſich über den Herrn zu erheben, und die Jugend denkt nicht daran, ihre Talente zur Verringerung der den Eltern ſchuldigen Achtung zu mißbrauchen.

Muß man im Allgemeinen den Einrichtungen und Gebräuchen des Landes Lob zollen, ſo begegnet man doch wieder einzelnen, welche das Gefühl des Europäers unwillkührlich verletzen. So erſtaunt man billig, ein Mädchen, das ihr ſechzehntes Jahr erreicht und von der Natur mit allen erdenklichen

Reizen geſchmückt iſt, dieſen entſagen und einer abſcheulichen Mode huldigen zu ſehen. Ihre Zähne, die bisher das Elfenbein verdunkelten, werden ſchwarz gefärbt, ihre ſchönen Augenbraunen abgeſchoren, ihre roſigen Lippen mit Grün, ihre zarten Wangen mit Weiß übertüncht; aber es muß nun einmal ſo ſeyn, denn ein weibliches Weſen, das hier für wohlerzogen und zugleich für ſchön gelten will, darf dieſer Verunſtaltung nicht ausweichen. Fügt man dieſen Sitten noch den übermäßigen Gebrauch der warmen Bäder zu allen Jahreszeiten bei, dem hier die Weiber ſehr ſtark huldigen, ſo darf es nicht in Erſtaunen ſetzen, wenn man ſich leicht veranlaßt findet, eine Frau von fünf und zwanzig Jahren für noch einmal ſo alt zu erklären.

Die Japaneſerinnen ſind treue Gattinnen und zärtliche Mütter; ſie gefallen ſich in Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten und finden darin ihr Glück. Die Männer hinwieder entſprechen dieſem muſterhaften Benehmen nur ſelten durch gleiche Aufmerkſamkeit. Trotz dieſer augenſcheinlichen Vernachläſſigung muß man es den japaniſchen Frauen nachrühmen, daß ſie die dem Gatten angelobte Treue und Achtung redlich bewahren, und ſelbſt in jenen Fällen ſtandhaft bleiben, wo anderwärts Sucht nach

Rache ihrem Fehltritte zur beſchönigenden Entſchuldigung dient.

In den höhern Claſſen werden die Hochzeiten gewöhnlich in ſehr zartem Alter vollzogen, denn Politik und Verhältniß machen ſolche Verbindungen unter größeren Häuſern oft wünſchenswerth und nothwendig, und bei ſolchen Umſtänden wird freilich nach dem Willen und der Neigung des Paares wenig gefragt. Dieſe Veranlaſſungen ſind es vielleicht, in deren Berückſichtigung das Geſetz die Vielweiberei duldet. Die Anzahl der Weiber iſt zwar nicht eingeſchränkt, erſtreckt ſich jedoch ſelten über drei. Die erſte und legitime Gemahlin wird hiedurch nicht immer zum mitleidswerthen Geſchöpfe, ſondern ſie lebt vielmehr meiſt mit den übrigen Gattinnen ihres Mannes in einem recht freundſchaftlichen Verhältniſſe und behandelt ſie als Schweſtern. Uebrigens trägt der Herr des Hauſes immer dafür Sorge, daß ſeine erſte Gemahlin von den übrigen mit ausgezeichneter Achtung behandelt, und weil ſie gleichſam ihre Vorſteherin iſt, auch von ihnen bedient werde. Dieſe ſcheeren ſich die Augenbraunen zwar nicht ab, jedoch die Gewohnheit, ſich die Zähne zu ſchwärzen, trifft ſie wie jedes weibliche Weſen eines gewiſſen Alters. Tritt in einer Ehe der Fall der Kinderloſigkeit ein, ſo wird dem Manne die Erlaubniß zur Scheidung leicht ertheilt; die Lage einer ſolchen Gattin iſt alsdann gewöhnlich eine ſehr traurige, weil ſie nach dem Geſetze kein Recht hat von dem Manne die Herausgabe ihres Gutes oder irgend eine Entſchädigung zu verlangen.

Die Art in Japan zu reiſen iſt freilich keine ſo ſchnelle als in Europa, obgleich die Poſten recht gut eingerichtet ſind. Iſt das Land auch gebirgig, ſo ließe ſich doch der Gebrauch der Wagen gut einführen; ſo aber iſt man genöthigt in Tragſänften zu reiſen, und ſich das Gepäcke durch Diener oder Pferde nachbringen zu laſſen. Den Japaneſen gefällt dieſe langſame aber ſichere Art weiter zu kommen, und ſie lieben es mit einem bedeutenden Gefolge die ſchönen Gegenden ihres Landes bequem zu durchziehen. Die Poſten ſind öffentliche Inſtitute, die jeder Fürſt in ſeinem Gebiete errichtet und auf den Hauptſtraßen durch eigene Beamte beſorgen läßt. Nach Beſchaffenheit des Weges ſind die Wechſelorte anderthalb bis vier Stunden von einander entfernt; man findet hier jederzeit Sänften, Träger und Pferde, und kann, wenn man will, augenblicklich ſeinen Weg fortſetzen. Geſchieht die Reiſe in Begleitung eines großen Gefolges, ſo wird ein Theil deſſelben gewöhnlich voraus geſchickt, um den nöthigen Bedarf anzuordnen. Alles dieſes geſchieht in Eile und ohne viel Geräuſch. Auf Flüſſen und Seen beſorgen eigene Fahrzeuge den Transport der Reiſenden und Güter. Dieſe Schiffe gewähren alle mögliche Bequemlichkeit und ſind ſo wohl eingerichtet, daß man ſelbſt bei ungünſtigem Winde weiter kömmt und die Fahrt nur ſelten ganz unterbrochen werden muß. Die Verſendung der Briefe geſchieht durch Boten, welche auf der Achſel eine Stange tragen, woran der Briefkaſten befeſtigt iſt. Sie laufen zu Zweien hinter einander und geben von jedem Relais mit einer Sicherheitskarte aus. Auf dieſe Weiſe wird ein Brief in einem Tage gegen zwanzig Stunden weit befördert. Eine Flagge mit dem fürſtlichen oder königlichen Wappen auf dem Briefkaſten iſt das Zeichen, welches jedem Begegnenden zum Ausweichen auf der Straße verpflichtet; zuweilen führen dieſe Boten auch Glocken, welche ſchon von weitem ihre Ankunft verkündigen.

Die Japaneſen behaupten, ihr Reich ſey vom Anfang her von ſieben nach einander folgenden Geiſtern verwaltet worden. Die erſten Drei hievon ſeyen überirdiſche Weſen, ſich blos durch den eigenen Willen fortpflanzend, die übrigen mit Erdengeſchöpfen vermählt geweſen. Dieſen ſieben himmliſchen Geiſtern folgte eine Reihe von fünf irdiſchen Weſen, deren erſte die Göttin der Sonne Ten-ſiodai-ſin oder der große Geiſt der himmliſchen Klarheit war. Dieß iſt die vorzüglichſte Gottheit, die hauptſächlich in dem Tempel von Iſe angebetet wird, wo ſie reſidirt haben ſoll. Die Japaneſen glauben, daß ihre Dairis oder Kaiſer unmittelbar von Tenſio-dai-ſin abſtammen und mithin keines menſchlichen Urſprungs ſind. Ihr Geſchlecht trotzt jedem Untergange und das Volk iſt feſt überzeugt, daß, wenn ein Dairi ohne Kinder bleibt, der Himmel für ſeine Nachkommenſchaft ſorgen müſſe. Noch heutzutage geſchieht es, daß ein Herrſcher von Japan, der ſich keines natürlichen Erben erfreut, mit einem Male einen ſolchen im Schatten des Haines um ſeinen Palaſt zu finden weiß. Dieß iſt freilich immer ein hiezu heimlich auserwähltes Kind irgend einer bedeutenden Familie, welches an die gewohnte Stelle gebracht wird. Der Seogoun oder Militairchef von ganz Japan, in deſſen Händen die ganze ausübende Gewalt des Landes iſt, hat ſeit 1616 Yeddo zu ſeinem Sitz erwählt, welches vielleicht aus dieſer Rückſicht den Namen einer öſtlichen Hauptſtadt des Reiches führt. Der Dairi oder Kaiſer reſidirt in Mivako, einer großen Stadt, die an einem ſchönen Fluſſe liegt, der im Innern des Landes in einem See entſpringt und dem Meere zuſtrömt.

Die Lehensfürſten, wie überhaupt alle Vornehmen, führen Wappen, die auf allen ihnen angehörigen Gegenſtänden prangen und ſogar auf ihre Kleider geſtickt ſind. Der Hofſtaat eines ſolchen Fürſten mit ſeinem ganzen Gefolge iſt ein überaus ſchönes Schauſpiel; die Ordnung, die hier herrſcht, iſt wirklich erſtaunlich. Vor ihm her werden Fahnen und Standarten getragen, geziert mit ſeinem Wappen und in den Ecken mit Gold und bunten Farben ausgeſtickt; dann folgen Lanzen, Hellebarden und Schießgewehre, eingeſchloſſen in koſtbare Behältniſſe von Seide und andern Stoffen; hierauf Federbüſche, weiße Roßſchweife an langen Stangen, woran goldene Knäufe und Quaſten prangen; Bogen und Pfeile mit koſtbaren Köchern; geſattelte Pferde, Jagdhunde und Falken; eine muſicirende Schaar geht vor ſeinem herrlichen Norimon, d. i. der Tragſänfte, einher; hinter ihm trägt man ein reichgeſchmücktes Behältniß, worin ſein Helm und Panzer liegt. Bei einem ſolchen Zuge wie bei den meiſten übrigen Gelegenheiten befolgen die Japaneſen ſtreng die Geſetze der Etikette; überhaupt wagt es Niemand etwas zu unternehmen, wozu ihn ſein Rang nicht ermächtigt, noch im Gegentheile je die Würde eines andern zu verkennen, der über ihn geſtellt iſt.

Die Claſſe der Kaufleute, welche meiſt ſehr reich ſind, erfreut ſich in Japan keiner beſonderen Achtung. Daher kommt es, daß ſie ſich den Fürſten durch Geld und Dienſte gefällig zu erweiſen trachten, um unter ihr Gefolge aufgenommen zu werden und unter dieſem Vorwande die Abzeichen eines anderen höheren Standes tragen zu dürfen. Zu den geringern Standesklaſſen zählt man Künſtler, Krämer, Handwerker und Bauern; die letzten ſind wohl am wenigſten wohlhabend. Selten beſitzt der Landmann das Feld, das er bearbeitet, als Eigenthum; meiſt pachtet er es und zwar mit der Bedingung, dem Grundherrn drei Fünftheile des Ertrags, mithin mehr als er ſelbſt erübrigt, abzuliefern. Die Meier leben größtentheils in elenden Hütten, die ſie ſelbſt erbauen. Trotz dieſer Armuth der Landbewohner giebt es doch nirgends Bettler. Das verachteſte Handwerk iſt das der Schinder, welche zugleich die Verpflichtung haben, als Nachrichter und Kerkerwächter zu dienen. Sie bilden gleichſam eine eigene Körperſchaft und dürfen an zwei beſtimmten Tagen, nemlich am erſten und letzten eines jeden Jahres, Almoſen ſammeln.

Die Geſetze ſind ſtreng und die Polizei ſehr wachſam. Jedes Gouvernement unterhält Beamte, welche über Alles was geſchieht, Bericht erſtatten.

Die außerordentliche Strenge des Geſetzes iſt aber zugleich Schuld, daß manche Vergehen, die zwar an ſich nicht criminell ſind, aber vor dieſem Forum viel zu fürchten hätten, gar nicht vor den eigentlichen Gerichtshof gelangen, ſondern unterdrückt werden. Dieß Verfahren iſt ſo gewöhnlich, daß es ſogar einen eigenen Namen, Naibenn, gewonnen hat. Das Gegentheil hievon iſt jene Art, die man Omite muki nennt, nehmlich verbrecheriſche Verſuche oder Verbrechen ſelbſt betreffend, für die es keine Nachſicht oder Milderung giebt, und deren Beſtrafung öffentlich verhandelt wird. In den Staaten, welche dem Kaiſer unterthan ſind, iſt ein Ausſchuß von Richtern unter dem Vorſitze des Statthalters für die Urtheilsſprüche verantwortlich und vollzieht ſie daher ſtreng nach Recht und Wahrheit.

Vor dem Palaſte des Seogoun in Jeddo, wie vor den Wohnungen der kaiſerlichen Statthalter und Lebensfürſten, ſteht ein zwei Fuß langer Kaſten zur Aufnahme der Beſchwerden über die Kronbeamten. Wer ſich an ſeinem Rechte gekränkt glaubt, kann dort ſeine Klage niederlegen. Dieſe Kaſten werden ſechsmal des Jahres eröffnet, zwei Hofdiener ſind als beſtändige Wächter aufgeſtellt, um die Ueberbringer der Klageſchriften in Augenſchein zu nehmen. Dieſe Blätter müſſen von dem Kläger verſiegelt und mit ſeinem Namen und Wohnort verſehen ſeyn und werden geradenwegs nach Jeddo geſendet. Sie werden alle an beſtimmten Tagen vom Seogoun ſelbſt eröffnet, denn der Zweck dieſer Einrichtung geht dahin, die Eigenmächtigkeiten oder Unterſchleife der Krondiener kennen zu lernen. Die Unterſuchungen, in wie fern eine Klage begründet iſt oder nicht, ziehen ſich mitunter ins Lange; hat der Kläger Unbegründetes oder Falſches berichtet, ſo wird er zu Pferde durch den ganzen Ort ſeines Aufenthaltes herumgeführt; vor ihm her trägt man ein ungeheures Blatt Papier, mitunter wohl neun Fuß lang, worauf ſein Name, Alter, Stand und Verbrechen verzeichnet ſteht. Dieſes Alles wird an jeder Straßenecke und an allen Orten, wo ſonſt die kaiſerlichen Verordnungen angeheftet ſind, mit lauter Stimme verleſen. Oft ſchließt man damit, daß dem Schuldigen der Kopf auf dem Richtplatz abgeſchlagen wird.

Die Vorſteher der kaiſerlichen Domainen und Krongüter können keine Lebensſtrafe zuerkennen, ohne vom Regenten ſelbſt dazu ermächtigt zu werden. In dieſer Hinſicht ſind die Lebensfürſten weniger abhängig; allein ſie ſcheuen ſich von der ihnen eingeräumten Gewalt Gebrauch zu machen, denn ein vollſtrecktes Todesurtheil wird als eine

Schande für die ganze Provinz betrachtet. Ja noch mehr, ſie wagen ſogar oft den Zorn und die Zurechtweiſung des Seegoun, indem ſie dieſes oder jenes Verbrechen, dem die Todesſtrafe folgen müßte, nur mit geringerer Ahndung hingeben laſſen.

Obwohl alle Japaneſen unter dem Einfluſſe gleicher Geſetze leben, ſo giebt es doch in dieſer Rückſicht einen großen Unterſchied zwiſchen jenen, die in dem kaiſerlichen Gebiete ſelbſt und jenen, die in den Statthaltereien wohnen. Die Ehre, unmittelbar unter dem Zepter des großen Monarchen von Japan zu athmen und etwa jener Aemter zu genießen, die er ſelbſt verleiht, wiegt das Glück nicht auf, deſſen ſich die Bewohner der kleineren Staaten unter einer milderen und väterlichen Regierung zu erfreuen haben. Die abgeordneten Seegouns üben eine ſehr ſtrenge Herrſchaft, werden jährlich gewechſelt und flößen nur eine erzwungene Ehrfurcht ein. Das Intereſſe der Lehensfürſten und Statthalter hingegen erheiſcht es, daß ſie fortwährend die Anhänglichkeit der Untergebenen gewinnen und ſich erhalten, und daß ihr Einfluß durch das Vertrauen der Ihrigen geſtützt werde.

Der hervorragendſte Zug in dem Charakter der Japaneſen iſt ein bis zum Uebermaaß geſteigertes Ehrgefühl; kein Wunder alſo, daß ſie es vorziehen zu ſterben, als das zu überleben, was ihnen entehrend dünkt. Das Mittel, deſſen ſie ſich in ſolchen Fällen bedienen, iſt, ſich den Unterleib aufzuſchneiden. Dieß iſt nicht etwa eine Strafe, die ihnen durch irgend einen Urtheilsſpruch aufgelegt wird, ſondern gleichſam das letzte Mittel, deſſen ſich jeder Wohlerzogene bedient, um einer öffentlichen Verurtheilung oder andern böſen Folgen auszuweichen. Man betrachtet es ſogar als eine Art von Verdienſt, den Schuldigen, die ein Todesurtheil oder eine entehrende Strafe zu gewärtigen haben, Mittel an die Hand zu geben, ihr auf ſolche Art zu entkommen. Alle Militär- und Civilbeamten ſind ſo vertraut mit dem Gedanken, es könne früher und ſpäter mit ihnen dahin kommen, ſich den Unterleib aufſchneiden zu müſſen, daß ſie zu jeder Zeit und in jedem Geſchäft, ihr Hauskleid ausgenommen, mit den hiezu nöthigen Handwerkszeugen, Anzügen und Zurüſtungen verſehen ſind, und dieſelben ſogar auf Reiſen mit ſich führen. Dieſe letzteren beſtehen in einem weißen Oberanzug und in einem beſonderen Sterbfeierkleide aus Hanflinnen, aller Abzeichen und Wappen baar. Das Aeußere des Hauſes wird mit weißen Draperien behangen, denn für gewöhnlich ſind die Wohnungen der Wohlhabenden von Außen mit bunten Schildern geſchmückt, worauf ihre Wappen prangen.

Es war im Jahre 1808, als der Phaetor, ein engliſches Kriegsſchiff, den Weg nach dem Hafen von Nangaſaki fand, und dies zwar auf einem Zugange, der durch die vielen vorragenden Felſen und Klippen für allzu gefährlich gehalten und von den ſonſt wachſamen Japaneſen nicht gedeckt worden war. Das Schiff wurde erſt geſehen, als es in der Bucht ganz nahe vor Nangaſaki vor Anker lag. Die Japaneſen hielten es nun, ohne an etwas anderes zu denken, für ein holländiſches Fahrzeug: als ſie aber die engliſche Flagge aufgezogen ſahen, machten ſie fürchterliche Zurüſtungen. Der Engländer, welcher im erſten Augenblicke die Gefahr, die ihn rings bedrohte, gar nicht gewahrte, wußte weiterhin die günſtig eingetretene Fluth zu benutzen, um die Bucht ſchnell zu verlaſſen. Und dieß war ein großes Glück für ihn, denn am andern Morgen waren bereits eilftauſend gewaffnete Menſchen verſammelt, die ihm auf hunderten von Fahrzeugen theils das Entkommen aus der Bucht ſtreitig machen, theils ihn in den Grund bohren wollten. Nach unſerer Art die Dinge zu betrachten, hatte der Statthalter von Nangaſaki an dieſem Ereigniſſe keine Schuld, indem ihm die Mittel fehlten dem Uebel vorzubeugen; aber bei den beſtehenden Landesgeſetzen war es ihm nicht möglich ſich vor ſeinem Souverain zu rechtfertigen. Er beſchloß daher, um ſich jedes andere Uebel zu erſparen, den Tod ſich ſelbſt zu geben. Nachdem er ſich alſo mit ſeinem Chakero oder erſten Adjutanten berathen und alle nöthigen Vorkehrungen getroffen hatte, verließ er den Statthalterpalaſt, um ein dem Kaiſer angehöriges Gebäude nicht zu entweihen, und verfügte ſich in ſein eigenes Gartenhaus, wo er, nachdem er, japaneſiſcher Sitte gemäß, den letzten Becher Weins geleert hatte, ſich mit ſeinem Säbel den Bauch aufſchnitt. Sein innigſter Freund ſtand ihm hierin hülfreich bei, indem er ihm einen kleinen Dolch in den Hals ſtieß, auf daß er ſchneller ſterbe. Da der Meerbuſen von Nangaſaki zugleich auch der Obhut des Fürſten von Fiſen und Tſikonzen anvertraut iſt, ſo wurde auch dieſer als mitſchuldig an jener Vernachläſſigung verurtheilt; da jedoch ein Opfer bereits gefallen war, ſo wurde die Strafe des Fürſten in eine hunderttägige Gefangenſchaft gemildert, die er in ſeinem eigenen Palaſte, den man rings mit einem Verſchlage von Bretern umfriedete, aushalten mußte. Ueberdieß ward er verurtheilt, ein jährliches Strafgeld von tauſend Kobangs, etwa 7000 Thaler, an die Wittwe und die Kinder des verblichenen Statthalters auszuzahlen.

Künſtlerfahrten.

Lebensbild der Vorzeit.

Nun' Meiſter Michel! Ihr ſeid heiß geworden,
Kein Wunder, denn die Mittagsſonne brennt.
Kühlt unter dieſem Baum Euch wieder ab.

Oehlenſchläger.

Die Morgennebel ſanken auf die Fluren; von allen Weſen der Natur begrüßt, ſtieg die Königin des Tages in ihrer Flammenglorie ſtrahlend empor. In den entzückenden Anblick verſunken, zog Heinrich der Minneſänger, ſeinem Roſſe den Zügel laſſend, auf der Heerſtraße nach dem alten Straßburg. Bald ſtimmte er ſein frommes Morgenlied an. Immer lebendiger wards um ihn her; flinke Bauernburſche auf ſtattlichen Pferden, hochgeladene Fuhren mit Wein, Frucht, Obſt und Gemüſen; — an des Weges beiden Seiten hochaufgeſchürzte Dirnen, die friſchen freundlichen Geſichtchen in blüthenweiße Tücher eingehüllt, ihre Bürde auf dem Kopfe federleicht einhertragend. Langſamer ſchritten ſie, als ſie den ſchmucken Sänger erreicht, vorwärts, und ſtimmten in ſein Lied aus voller Kehle ein. Als der Sang geendet und Heinrich ſein Roß antrieb, erſcholls aus hundert weiblichen und männlichen Kehlen ringsum: „Gelobt ſey Jeſus Chriſtus!“ „„In Ewigkeit!““ entgegnete grüßend der Minneſänger.

Vor der Stadt draußen ſollte Meiſter Erwin, dem der Mainzer Domſcholaſter den Jüngling anempfohlen hatte, hauſen; den berühmten Baumeiſter des Straßburger Münſters von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen, war längſt Heinrichs ſehnlichſter Wunſch geweſen. Eben ſchritten, einen ſchweren Block italiſchen Marmors auf einer Bahre, vier Geſellen aus der Stadt; der Sänger erfrug von ihnen des Meiſters Landſitz.

Bald war das wohlhäbige, rebenumrankte Haus in der Mitte eines anmuthigen Gartens, zu dem ein ſorglich umhegtes Wäldchen führte, erreicht. Ein alter Diener trat dem Ankömmling entgegen und geleitete ihn in ein Gemach im Erdgeſchoſſe, deſſen Thüre er ihm öffnete.

In ſeinem, mit zierlichem Schnitzwerk verzierten Polſterſtuhle ruhte Meiſter Erwin von Steinbach, eine der Jahrelaſt noch rüſtig trotzende, ehrwürdige Geſtalt mit bedeutungsreichem Antlitze, das ein heiteres Lächeln und ächtes Künſtleraugenpaar belebte. Ein ſchlankes Mädchen blickte, die Linke auf des Greiſes Schulter legend, mit dem ſeelenvollſten Ausdrucke kindlicher Liebe zu ihm auf, während ſie in köſtlicher Majolikaſchale ihm ſeine Bierſuppe kredenzte. Neben dem Mädchen ſaß, ſich mit einer Turteltaube neckend, ein Jüngling, aus deſſen ganzem Weſen ungebundene Frohlaune ſprach; im Winkel hinter ihm lehnte eine Harfe. Die durch Rebengewinde hereinblitzende Morgenſonne beleuchtete die Gruppe mit warmen, maleriſchen Tinten.

„Recht, mein Täubchen!“ jubelte das Mädchen, das eben bei des Fremden Eintritte den Neckbold tüchtig in die Finger pickte. „Sabine, Sabine!“ mahnte der Greis mit einem Winke nach der Thüre, „ſiehſt du denn nicht?“

Hocherröthend blickte Sabine auf und ſchlüpfte hinter des Vaters Seſſel; ein ſcherzhafter Zornblick des gehöhnten Nachbars verfolgte ſie.

„Willkommen, herzlich willkommen!“ rief der Alte, des Scholaſters Schreiben durchlaufend, und zog Heinrichen auf einen Sitz an ſeiner Seite.

Sabine flog hinaus und kehrte mit einer zierlichen Schale zurück, in der ſie mit holder Anmuth dem jungen Gaſte den Morgentrank kredenzte.

„Ihr ſeyd von meinem alten Freunde mir ſo herzlich empfohlen, daß ich kaum weiß, wie ich dem Gaſtrechte Ehre machen ſoll,“ ſprach Erwin eben zum Sänger, als der Diener ihn hinausrief. Entſchuldigend entfernte ſich der Alte.

„Herzensgruß," nahm der muntere Jüngling, mit dem Täubchen ſich noch immer neckend, das Wort, „Eurer Laute nach ſind wir Kunſtgenoſſen?"

„Mir ſagte es," entgegnete Heinrich, „beim Eintritte ſchon Eure Harfe dort hinter Euch im Winkel."

„Brüder alſo in Sankt-Cäcilien? So weit als du jedoch (mußt mir das trauliche du ſchon erlauben) wie dein ſtattliches Gewand und die güldne Gnadenkette beſagen, freilich habe ichs noch nicht gebracht; derweilen indeß (dieß haſt du vielleicht noch nicht errathen), habe ich mir ein anderes köſtliches Kleinod erſungen."

Der Sabinens Wangen überhauchende Roſenſchimmer deutete Heinrichen des Jünglings Rede; die Betroffene zerzauſte, ihre Verlegenheit zu bergen, in fröhlicher Schalkheit des Plauderers dunkle Locken.

„Da ſiehſt du, herziger Liebesbruder," lachte Gottfried, „daß ich wahr geſprochen; iſts nicht, als ſey ich meinem ſchmucken Bräutlein bereits zum Eheherrn angetraut?"

Eben trat Meiſter Erwin, der des künftigen Eidams letzte Worte gehört, wieder ein. „Gottfried,

Gottfried!" drohte der Greis lächelnd, „wirſt mir meine Sabine zufrieden laſſen? Wahre dich, daß mich mein Wort nicht etwa gereue!

„Dafür, Vater," erwiderte Gottfried, „bangt mir ſo leicht eben nicht; Euer Herz ſteht unter Sabinens Vormundſchaft, und wo Feintrautchen den Herrmeiſterſtab führt, iſt Gottfried lang geborgen!"

Ein verſtohl'ner Blick der Lieblichen beſtätigte dem Sauſewind, indem ſie ihm die angeſetzte Schale neckend von den Lippen zog, ſeine feſte Zuverſicht.

„So, lieber junger Meiſter," ſprach Erwin, „treibens Euch die Beiden den lieben langen Tag: geneckt, gekoſt, geſchmollt, Alles tollbunt durch einander, daß mir zuweilen bedünken will, als ſey immer Mummenſchanz in meiner ſtillen Klauſe."

Geſchäfte riefen den Meiſter abermals ab; Gottfried ſchlug dem Sanggenoſſen eine Wanderung durch die vielberühmte Stadt vor. Noch in der Thüre rief Vater Erwin den Beiden nach: „Gottfried, in einer halben Stunde bin ich im Münſter; eher führſt du mir beileibe unſern lieben Gaſt nicht hin; die Freude gebührt mir vor Allen!" Unter fröhlichen Geſprächen ſchlenderten die neuen Freunde durch die von ſtattlichen hohen Häuſern umhegten engen Gaſſen der alten Reichsſtadt, und verweilten bald bei denkwürdigen Spuren der Römerherrſchaft, bald bei den erfreulicheren Ueberreſten von Straßburgs Wichtigkeit in den deutſchen Kaiſerzeiten.

Als das Sängerpaar um eine Straßenecke bog, eilte Gottfried mit dem Ausrufe: „Grüß dich Gott, Bruder Wilhelm!“ einem dritten Jünglinge in die Arme: „hier, liebe Seele, begrüße unſern Gaſt, 'nen trauten Sänger, dem Vater gar höchlich anempfohlen.“

„Schönen Gruß!“ ſtieß Meiſter Wilhelm, Heinrichen an die Bruſt ziehend, in ſeiner derben Herzlichkeit heraus; „Vivant Musae! und nun in den Rathskeller dort, den Brüderbund in altem Nierenſteiner, gleich Stahl, zu härten.“

Unter heitern Scherzen enteilte dem Kleeblatte die Zeit ſo ſchnell, und unbemerkt, daß ein von Erwin geſandter Handlanger, der die Jünglinge einkehren geſehn, ſie mahnen mußte, daß Jener ſchon geraume Zeit im Münſter ihrer Ankunft harre. Sie eilten hin und fanden den Greis mitten unter ſeinen Arbeitern, denen er, ehe ſie zum Mittage gingen, ſeine Weiſungen ertheilte. „Ei, ei!‘ ſchalt der Meiſter, „ſogleich zum Willkommen mir unſern Gaſt verlocken? Auch Sabine empfing den Herzliebſten mit ſcherzhaften Zornworten; Gottfried vermochte gar nicht zu Worte zu kommen.

„So laßt ihn doch zufrieden," fiel Wilhelm ein, „ich allein trage die Schuld, keine Brüderſchaft und keine Kunſtbrüderſchaft vollends ohne Traubenſaft; denn die Muſen ſind, obgleich ſonſt gar ſittſame Fräulein, dem lieben Vater Bachus hold!"

„Hat freilich," lächelte der Greis, „mein Eidam Euch zum Anwald, muß ich mich ſchon drein ergeben."

„Nun aber, lieber Gaſt," wandte ſich Erwin, indeß die Arbeiter aus dem Gebäude ſtrömten, zu Heinrichen, ihn nach dem Kreuzgange mit ſich fortziehend: „Laßt uns mein ſteinern Schooßkind ſo recht nach Herzensluſt beſchauen; zuvor jedoch meinen Riß, der dem Bau, was Regiſter und Vorrede einem Buche, zur Hand nehmen." Dabei breitete er eine in ſilberner Kapſel verwahrte Pergamentrolle auf einem einfachen, aber würdig verzierten Grabmale aus.

„Seht, hier unter dieſem Steine, lieber Jüngling," ſprach der Greis in feierlicher Rührung, „ruht mein treues Weib. Sie war meine höchſte Erdenfreude, was ihr hier aber vor Euch ausgebreitet erblickt, iſt die müheſchwer gehegte und erzogene Frucht eines ganzen Lebens; dennoch aber mahnt mich Alles, daß ich dies zu Gottes Ehren begonnene, faſt allzurieſenhafte Werk zur Hälfte kaum vollendet ſchauen werde.“

Vater, lieber Vater,“ bat Sabine, indeß Gottfrieds feuchter Blick auf des Alten Silberlocken ruhte, „wie mögt Ihr nur ſo reden!“ „Ihr ſeht, getröſt ich mich,“ fiel Heinrich ein, „vom ganzen Gaue befeiert und bekränzt, dereinſtens noch der Münſterthürme goldne Kronen weithin in die Ferne ſtrahlen!“

„Befehlen wir dem Ewigen das Ende!“ entgegnete der Greis, ſein Baret andächtig abnehmend, mit gottergebenem, faſt verklärtem Blicke zum Gewölbe; dann begann er den Jünglingen die tiefe Bedeutung ſeines, zum Theil bereits ausgeführten Planes in begeiſterter Rede zu entfalten.

„In dieſem, meinem Riſſe,“ begann der Baumeiſter ſalbungsvoll, „ſeht ihr die Form des Kreuzes, als das heilige Zeichen der Erlöſung und des Vereins der gläubigen Gemeinde, walten. Der mittlere Kreuzesbalken umſchließt in Sonnenaufgang das Allerheiligſte; hier am entgegengeſetzten Ende, in Niedergang befindet ſich des Münſters Hauptthurm mit ſeinen beiden Seitenpforten; an beiden Enden des Querbalkens gen Mitternacht und

Mittag aber erſchaut ihr die Nebeneingänge, ſo die Bekehrung der Völker aus allen Weltgegenden bedeuten. — Ueber den Seitenpforten des Haupteinganges erheben ſich im Riſſe hier die beiden Thürme, die dereinſtens, ſeys noch bei meinem Leben oder in künftigen Zeiten, in ihrer mächt'gen Höhe dieſe Stadt gar herrlich zieren, und meinen lieben Mitbürgern als ein freundliches Angedenken von ihrem Meiſter Erwin, wenn er längſt an ſeiner trauten Hausfrau Seite hier unten ſchläft, noch kunden ſollen."

„Hier im Sonnenniedergange," fuhr der Greis, eine ſich hervorringende Thräne zerdrückend, fort: „ſeht ihr mein großes Hauptportal, mit deſſen Erfindung und Ausführung allein ich eine gute Zahl Jahre zugebracht. Doch kommt, kommt mit hinaus, und ſchaut mir lieber in der Wirklichkeit, was der Gedanke hier nur in ſchwarzen Umriſſen auf dem Pergamente entworfen."

Sabine und die Jünglinge folgten dem ehrwürdigen Manne, um den, als er ihnen ſeiner Arbeit hehre Deutung enträthſelte, der zurückgekehrten Arbeiter ganze Schaar, die ehrerbietig gezogenen Mützen unter dem Arme, ſeinen Worten lauſchend, in weiten Kreiſen ſich verſammelte.

„Dieß große Portal," nahm Erwin das Wort wieder, „verſinnlicht unſern Eingang ins zeitliche und ewige Leben. Es liegt dem Allerheiligſten in Oſten gegenüber, uns zu mahnen, daß wir beim Eintritte und in der Dauer unſerer Pilgerſchaft das Glaubenslicht ſtets feſt im Auge und in Ehren halten ſollen, damit ſo dereinſtens ſich unſer Tagewerk beſchließt, jenſeits der dunkeln Pforte daſſelbe mit ſeinem Strahlenglanze und deſto herrlicher in alle Ewigkeit leuchten möge."

„Ihr ſeht, das Thürgeſtell verjüngt ſich in fünf Bilderordnungen nach innen. Die äußerſte verſinnbildet das wunderbare Schöpfungswerk; das zweite das alte Teſtament; in der nächſten zeigen ſich die Geſchichten der Apoſtel und der erſten Kirche; ihnen folgen im vierten Abſchnitte die Evangeliſten und heiligen Kirchenlehrer; die innerſte der Ordnungen endlich ſtellt unſeres Heilandes Wunder dar."

Heinrichs Auge haftete leuchtend auf Erwins frommbeſeelten Zügen; Wilhelm preßte deſſen Rechte an die Lippen; leiſes Gemurmel andächtiger Bewunderung durchlief die umgebende dichtgedrängte Schaar.

„Dort auf der Spitze des Dreieckes, ſo die heilige Dreieinigkeit bedeutet," fuhr der Greis nach einer Pauſe fort, „ſeht ihr Gott Vater, den Herrn aller Heerſchaaren thronen; tiefer unten in ihrer Himmelsklarheit die heilige Mutter mit dem Jeſuskinde, und zu ihren Füßen der Könige Weiſeſten auf ſeinem Löwenthrone; die Engel rings umher preiſen zu ihrem Saitenſpiele des Ewigen unermeſſene Macht und Herrlichkeit. Ueber der Pforte ſelbſt ſeht ihr des Erlöſers Leben, und an beiden Seiten behüten den Eingang, gleich der Apoſtelzahl, zwölf Schriftgelehrte und Propheten. In des Dreiecks Mitte erſchaut ihr aber das Symbolum der göttlichen Erleuchtung, die gar manchfach verſchlungene und verrankte Fenſterroſe, die, ſo ſie mit kunſtreichen Glasſchildereien dereinſtens ausgeziert, im lieben Vaterlande (müßt mir, altem Manne, die kleine Eitelkeit ſchon zu gut halten), wills Gott, nicht ihres Gleichen finden ſoll!“

„Die Hauptthüre ſeht ihr mit vielen Bildern und künſtlichem Schnitzwerke von wackern Meiſtern ausgeziert; in meinem Sinne jedoch gebührt dieſer Seitenpforte der Preis. Schaut nur (erglühſt ja wie eine Roſe, Sabine), ſchaut nur den heiligen Johannes da; — er iſt von meiner Tochter Hand, der auch ſonſt noch die Verzierungen des Portals gar Treffliches verdanken.“

„Wohl mit Recht, Vater,“ fiel Gottfried ein, „pries des Biſchofs Hauskaplan in ſeiner Inſchrift dies kunſtreiche Werk ſo zarter Hände!“

„Gratia divinae pietatis,“ — — bemerkte lächelnd der geſchmeichelte Vater.

„Ich habe mirs,“ fuhr Gottfried fort, „ſo gut es ging, verteutſcht:

„Aus deiner Gnaden reichem Schrein
„Bedenke, Herr, das Mägdelein,
„Deß fromme Hand gar zart und fein
„Zum Bilde ſchuf den rauhen Stein.“ *)

„Herrlich, Bruder!“ jubelte Wilhelm, „mag ich all mein Leben lang Pinſel und Farben handhaben, ſolch Sprüchlein aber brächt ich nun und nimmermehr zu Tage!“

Vom Thurme des nahen Biſchofshofs hallte die zwölfte Stunde. „Zur Arbeit!“ herrſchte Erwin mit würdevollem Ernſte, und wie ein Bienenſchwarm flog der Arbeiter ganze Schaar die Gerüſte hinauf.

„Hier über den beiden Seitenpforten neben dem großen Portale,“ fuhr der Greis fort, ſollen die beiden mächtigen Thürme, deren einen ihr bereits in Arbeit ſeht, dereinſtens ſich erheben, und von

---

*) Gratia divinae pietatis adesto Sabinae
De petra dura per quam sum facta figura.

allen Seiten durchſichtig, auch ſo geordnet, daß das Auge von ihrer Spitze bis hinab zum Eſtrich der Kirche dringen möge, mit ihren Säulen, Geſimſen, Schnörkeln, Thürmen und Ornamenten vielfältiger Arten, gleich einer äſte- und blätterreichen Pappel aus dem Lande Italia, über den ſteinernen Gotteshain hinauf in die Lüfte ragen!“

„Vater Erwin,“ ſprach Wilhelm, als der Meiſter geendet, „Ihr habt Euch durch ſo hehres Werk in unſeren Tagen und auf die ſpäteſte Zeit hinaus einen Panisbrief auf die himmliſche Glückſeligkeit, und mehr Ruhm und Lob erworben, als allen Schilderern und Sängern jemals gelingen mag!“

„Amen!“ ſtimmten Heinrich und Gottfried ein. „Nun aber, Kinder, aufgebrochen!“ mahnte Erwin; „Mittag iſt allbereits vorüber, und die Küchenmeiſterin,“ (dabei blickte er Sabinen mit ſcherzhaftem Vorwurfe an), „verweilt, anſtatt bei ihren Töpfen, noch hier im Münſter; werdet heute ſchon fürlieb nehmen müſſen, werther Gaſt. Ihr aber ſprecht doch auch zu, Meiſter Wilhelm?“

„Mit Freuden!“ entgegnete der Maler. Die Geſellſchaft ſchritt dem Stadtthore zu; bald war Erwins Landſitz erreicht.

Der Baumeiſter hatte auch den Oberälteſten der Straßburger Steinmetzengilde, deren Haupthütte damals des Vorranges über alle andern im Vaterlande genoß, zum Mittagsmahle eingeladen. Man ſpeißte im ſehr einfachen, aber mit erleſenen Bildnerwerken des In- und Auslandes geſchmückten Prunkſaale des Hauſes. Frohſinn und Gemüthlichkeit führten im trauten kleinen Kreiſe den Vorſitz; Kunſt, muntere Tagsgeſchichten und Volksſagen, mit Witz und Kurzweil gemiſcht, beflügelten die Stunden; und die Eigenthümlichkeiten der Tiſchgenoſſen, der beiden Greiſe vielfältige Erfahrungen und ſelbſt im Scherze beibehaltene Würde; Heinrichs über das Alltagsleben ſich erhebende, faſt allzu ſchwärmeriſche Weiſe; der derbe Humor des Malers; Gottfrieds ewig ungetrübte, zuweilen ausgelaſſene Laune und Sabinens ſtillbeſcheidenes, dabei mit einnehmender Schalkheit gepaartes Weſen, liehen dem fröhlichen Mahle erhöhte Würze. Beim Nachtiſche kredenzte der Diener ſeinem Gebieter den reich verzierten, großen goldenen Feſtpokal. Erwin reichte ihn mit dem Ausrufe: „Auf unſerer lieben Gäſte Wohl!“ Heinrichen ihm zutrinkend dar. Von dieſem gelangte er an den Oberälteſten, dann zum Maler, zu Gottfried und endlich zu Sabinen, deren Purpurlippen ſittig nippten.

„Vater Erwin Heil und Segen!“ rief jetzt Heinrich, den Pokal wieder empfangend und hoch erhebend. „Heil und Segen!“ fielen die Anweſenden, ihre Becher an einander klingend, ein.

Nach dem Mahle führte Erwin die Gäſte in ſeiner Wohnung umher, die in allen ihren Theilen eine wunderſame Verſchmelzung des Nützlichen mit dem Schönen, und des edelſten Geſchmackes mit allen Behaglichkeiten des Lebens darbot. Eben wollte er im oberen Stockwerke eine mit künſtlichem Schnitzwerk verzierte Thüre öffnen, als Sabine, die, durch häusliche Geſchäfte abgerufen, die Geſellſchaft verlaſſen hatte, ſich wieder einfand, dem Vater voreilte und mit ſanfter Gewalt ihn zurückhielt. Gottfried aber ſchlüpfte neben ihm vorbei, und öffnete, indem er ihren Strafworten neckend entgegnete, die Pforte.

Sabinen und den beiden Greiſen folgend, traten die Jünglinge mit ehrerbietiger Scheu in das Kloſet der kunſtreichen Jungfrau, wo Alles der Bewohnerin zarten Schönheitsſinn verkündete. Die Wände waren mit Skizzen, Kartons und einigen bereits ausgeführten Gemälden, worunter Wilhelm zu ſeiner Herzensfreude zwei der ſeinigen erblickte, ausgeſchmückt. In den Eckblenden prangten herrliche Standbilder der Evangeliſten, unter denen Heinrich das Modell des am Münſter geſehenen Lieblinges des Heilands ſofort erkannte. Auf zierlich geordneten Tiſchen und Geſimſen befanden ſich Zeichnungen von Sabinens Hand; dazwiſchen duftete auf niedlichen Geſtellen die reichſte Fülle von Zierblumen, deren Pracht die liebende Sorge ihrer Pflegerin bedeutete; kurz, das Ganze war ein ſtilles Paradies der Kunſt und ſinnigen Weiblichkeit zu nennen.

Vater Erwin mahnte an Rückkehr zum Humpen; jetzt aber übte auch Sabine eine kleine Rache: „Vater," ſprach ſie mit liſtigem Lächeln, „Ihr habt unſere ehrenwerthen Gäſte nunmehr alle Herrlichkeiten unſerer kleinen Wohnung ſchauen laſſen; das Beſte aber, Euer Heiligthum, wies Gottfried nennt, iſt noch zurück."

„Sabine!" ſchalt der Greis mit ſtrafendem Blicke, den jedoch ein Lächeln geheimen Behagens widerlegte.

„Habt uns ja, vielgeehrter Meiſter," bat Heinrich, die Früchte Eurer Weiheſtunden bereits bewundern laſſen, warum den Eintritt in Euern Muſenſitz uns weigern?"

„Ihr wollt?" erwiederte Erwin, innerlich geſchmeichelt, „das Gaſtrecht heiſcht, mich Eurem Wunſche zu fügen."

Am Ende des Ganges öffnete der Meiſter eine dem Haupteingange des Münſters verjüngt nachgebildete hohe Flügelthür; ſeine Gäſte traten in faſt andächtiger Spannung ein; der Greis folgte mit Gottfried und Sabinen.

Es war eine hochgewölbte Halle, in die das Licht nur von der, dem Eingange gegenüber gelegenen Seite, durch hohe Glasthüren und fünf über und neben ihnen im Aufſchwunge des Gewölbes angebrachte große Fenſterroſen, einfiel. Die Jünglinge traten auf einen Altan hinaus; vor ihnen lag in röthlichem Abenddufte die Stadt, der majeſtätiſche Rhein, die weiten, lachenden Gefilde rings umher, und in der Ferne, gleich rieſigen Grenzhütern aufragend, die Vogeſen.

„Hier draußen, an meiner Lieblingsſtelle,“ ſprach Vater Erwin, „überſchaue ich, vom müheſchweren Tagwerke in meinem Armſeſſel raſtend, an erquicklichen Abenden die treffliche Landſchaft.

Mich ſuchen dann gar ſo wunderliebliche Erſcheinungen heim, die auch auf meinem Lager mich noch umſchweben, und die ich, mit des Heilands Hülfe, in meinem Werke nachzubilden eifre.“

„Seht hier, lieben Gäſte,“ ſprach der alte Mann, die gefalteten Hände andächtig auf der Bruſt gekreuzt, vor einem herrlichen lebensgroßen Bilde des Gekreuzigten verweilend, „den unverſiegbaren Gnadenquell, durch deſſen Segen allein das Irdiſche gedeihen mag; zu ihm flehe ich an jedem Morgen, daß er mir den Geiſt erleuchten und zu meinem gottſeligen Unternehmen Ausdauer, Kraft und Muth gnädig verleihen möge."

Nach einer ſtillfrommen Pauſe führte der Meiſter die Jünglinge zu dem der Halle entgegengeſetzten Ende. Ein Vorhang flog empor, und auf einer in vierfachen Stufen ſich erhebenden Eſtrade bot ſich ihnen ein herrlicher Anblick dar. An beiden Seiten der unterſten Stufe ſah man die heilige Sophienkirche zu Byzanz und den mauriſchen Alhambrapallaſt von Granada; auf der zweiten und dritten Stufe aufwärts Denkmale der herrlich erblühten deutſchen Baukunſt; die Kaiſerburgen zu Gelnhauſen und zu Kaiſerslautern, die Mailänder Kathedrale und den Freiburger Münſter; auf der oberſten Stufe aber prangten der Kölner Dom und Erwins Schöpfung in trefflichen, bis in die kleinſten Einzelnheiten nachgebildeten Modellen, auf die ein Flammendreieck, der heiligen Dreifaltigkeit Symbol, herniederglänzte.

„Wähnt nicht, lieben Freunde," bemerkte Erwin mit würdevoller Beſcheidenheit, daß ich mit meinem Schooßkinde eitel prunke, indem ich ſolches mit dem Kölner Prachtgebäude auf die höchſte Stufe hingeſtellt; nur darum mag ihm dies gebühren, weil es mit jenem Zwillingsbruder alle andern Gebäude deutſcher Kunſt an Größe überragt.“

Es dunkelte bereits, als man zum Speiſeſaale wieder zurückkehrte. Bei traulichen Geſprächen, Saitenſpiel, Geſang und Becherklang enteilten dem frohen Kreiſe die Stunden flügelſchnell. Die Nacht war ſchon vorgerückt, als der Oberälteſte und der Maler, etwas bezecht, nach der Stadt aufbrachen. Heinrich mußte dem neuen Freunde geloben, mit Gottfried ihn morgen in ſeiner Herberge heimzuſuchen.

2.

Als Heinrich vom ungewohnten Nachtgelage etwas wüſt zu Sinne erwachte, ſtand die Sonne ſchon hoch am Himmel. Er kleidete ſich ſchier unmuthig in Haſt an und eilte hinab. Sabine war mit dem Vater bereits bei den Arbeitern im Münſter, nur Gottfried harrte beim Morgenimbiß des verſpäteten Gaſtes, und brach mit ihm ebenfalls nach der Stadt auf.

Im Vorbeiwandern begrüßten die Jünglinge Erwin und ſeine holde Tochter, die ſie mit Anordnungen beſchäftigt fanden. Einem kleinen freien Platze nahend, hörten ſie in der Ferne ſchon den Jubel eines Schwarms von Straßenbuben, und ſahen bald den dichtgedrängten Haufen kleinen Geſindels unter den Fenſtern der Herberge, „zum güldnen Ochſen," mit hoch in die Luft gereckten Händen und emporgehaltenen Mützen nach Fratzenbildern ſchnappend, die Meiſter Wilhelm in unbändigem Gelächter über ihre poſſirlichen Sprünge, mit vollen Händen unter ſie ausſpendete.

„Guten Morgen, Bruder!" rief der Maler ohne ſich ſtören zu laſſen, „nur herauf, eben fliegt das letzte und damit für heute Spaß am Ende!"

Als die beiden eingetreten, ſprang Wilhelm die halbe Treppe hinab, ihnen bereits entgegen; jauchzte: „Willkomm im güldnen Ochſen!" und zog ſie mit frohem Ungeſtüm in ſeine Stube.

„Ihr ſeht, Brüder," lachte Wilhelm, ſeinen Gäſten gefüllte Becher kredenzend und anklingend, „ich habe mir da eine gar treffliche Malerherberge auserkoren, ſagt ſelbſt, mag ein andres Schild zu meiner Handthierung beſſer ſtimmen?"

„Wie denn ſo, Brüderchen?" frug Gottfried.

„Und das fiel deinem ſonſt allbereiten Mutterwitz nicht zur Stelle ein? Iſt Sanct Lukas nicht unſer Malergilde Schutzpatron, und haſt ihn jemalen ohne ſeinen Ochſen geſehen? Freilich wohl iſt der Ochſe auf meinem Herbergſchilde ein güldner; bei uns Malern aber leider! zu allen Zeiten mehr

Farb und Leinwand denn blankes Geld zu Hauſe, d'rum juſt aber ſchau' ich mir an jedem Morgen den güldnen Hörnerträger an, mich billig zu ermahnen, daß bei unſerm Gewerb, außer Lob und Ehre, der eitle Mammon doch auch nicht ſo gänzlich zu verachten.

„Was in aller Welt aber," frug Gottfried wieder, handhabſt du mit den Fratzen, die du da eben unter das kleine Lumpenvölklein hinunterwarfſt?

„Auch das wieder," brummte der Maler, „erräthſt du nicht? — Solche Fratzen ſudle ich zwiſchen Tag und Dunkel, oder ſo mir der Sinn nicht eigentlich zum Malen ſteht, während nun mein Pinſel mir ſchier unbewußt auf den Pergamentſchnitzeln umherfährt, dämmern zuweilen die allerbeſten Einfälle in mir auf, und geſtalten ſich in meinem Oberſtübchen zu Skizzen und Kartonen, die dann in guten Stunden, faſt ohne alle Mühe mir gleichſam vom Pinſel fließen. Obenein aber, dienen ſolche Fratzen wie baare Münze, auf reiche Zinſen angelegt: Im Getümmel der Buben nämlich, die nach meinen Sudeleyen haſchen, über einander herfallen, ſich zerdreſchen und die Haare raufen, erſchau' ich mir mancherlei Bewegungen, Poſituren und Gebärden, die ich als Studien zu den Volksgeſtalten meiner Hauptfiguren Folie gelegentlich gar wohl gebrauchen mag.“

Wilhelm führte die Freunde in ſeine Werkſtätte. Das Erſte was ihnen ins Auge fiel, war auf der Staffeley des Malers eigenes Bild von ſprechendſter Aehnlichkeit.

„Haltet mich,“ bat Wilhelm, ja nicht für einen eiteln geckenhaften Fant, weil ich meine eigene Larve abzukonterfeien unternommen, liebenswerth iſt ſie, wie Ihr ſie nunmehr doppelt vor Euch ſeht, ganz und gar nicht; die Sache aber hat ein andres Häcklein. Unſer Antlitz iſt der Seele treuſter Spiegel; Gedanke, Wunſch, Begier geben ſich in dieſem Kriſtalle kund. Verſpüre ich in mir dergleichen, ſo tret’ ich vor dem großen Spiegel hier neben meinem Bilde; erforſche ſcharf die Seelenlichter und Schatten, die heitern oder finſtern, gutmüthigen oder auch ſchlimmen Falten, wie ſie der gute oder böſe Geiſt im Innern mir aufs Antlitz treibt, trage dann mit wenig Strichen flugs das ganze Gaukelweſen in mein Konterfei, und habe ſo meinen Seelenkalender von jedem Tage. Ueberdieß verſchafft mir mein Bild ebenein auch noch ehrbare Geſellſchaft, die, obwohl ſtumm, mir doch am meiſten gilt; ſintemalen wir Menſchenkindlein, wie weiland die Juden das güldne Kalb, unſer eigenes Götzenbild am höchſten ehren. Mit dieſem meinem ſchweigſamen Zwillingsbruder und Doppelgänger kann ich denn auch an langen Winterabenden, ſo's draußen ſtürmt und hagelt, am traulichen Kamine gar manchen Zwieſprach pflegen, und mich, wie's fällt, nach Herzensluſt ſchelten oder loben, ſo vor dem Spiegel ſich nicht zum beſten fügen würde, gäbe mir der Geſell drinnen Strafpredigt und Lob ja zurück, und ſo erginge beides gedoppelt über mich!"

„Traun nicht übel!" rief Gottfried, „allen Reverenz vor deinem Konterfey; jetzt aber laß uns, ehe die edle Zeit verſtreicht, im Morgenlichte auch deine andern Bilder ſchauen."

„Geduld nur, Brauſewind!" ſchalt der Maler und führte, nachdem er ſeinem Bilde in Haſt einige Züge hinzugefügt, die Freunde in ein anſtoßendes Gemach. Nur wenige ſeiner Gemälde waren aufgeſtellt, die andern lagen in größter Unordnung auf Tiſchen, Seſſeln, zum Theil ſelbſt auf der Erde umher. Wilhelm ſtellte die vorzüglicheren nach einander auf einer Staffeley in günſtig gewähltem Lichte auf. Hier erblickte man die heilige Mutter mit dem Jeſusknaben; dort den Tod der Gebenedeiten meiſterlich gedacht, und mit dem wahrſten treuſten Leben ausgeführt. Andere Bilder ſtellten den ruhmvollen Glaubenstod des heiligen Gereon mit ſeinen

Kriegern der thebaiſchen Legien, und die Erſcheinung der heiligen Urſula mit den Schaaren ihrer jungfräulichen Gefährtinnen dar. Letzteres Bild beſonders war mit ſichtbarer Vorliebe des Künſtlers zu ſeiner Vaterſtadt behandelt. Im Vorgrunde erblickte man Biſchof Engelberts und ſeiner Bundesgenoſſen Lager vom Dämmerlichte des Mondes übergoſſen. In einem offenen Gezelte taumelte der Graf von Clara, durch ein himmliſches Geſicht vom Schlafe emporgeſchreckt, auf, und deutete ſeinem Zeltgenoſſen, dem Grafen Stephan, nach einer blendenden Lufterſcheinung im Hintergrunde mit dem Ausdruck des höchſten Entſetzens hin. Dort ſah man die heilige Urſula, im Strahlengewande mit leuchtender Krone, von den Schaaren ihrer in gleicher Pracht und Glorie erſchimmernder Gefährtinnen einherziehend, die Ringmauern und Thürme der belagerten Stadt Cöln umſchweben und Segen auf ſie niederſpenden. Gar herrlich beſonders war die Mondbeleuchtung des Lagers, der aus dem Schlummer aufgeſcheuchten Kriegergruppen und der Umgegend, mit dem himmliſchen Glanze jener Erſcheinung verſchmolzen, und dieſer vereinte Lichtefect im Ganzen ſowohl als in den einzelnen Partien, vorzüglich bei den erwähnten beiden Figuren des Vorgrunds, benützt.

Weit mehr Lob als dieſen frommen Gegenſtänden zollte der muntere weltgeſinnte Gottfried Wilhelms ergötzlichen und rein geſchichtlichen Gemälden. Bei Heinrichen verhielt ſichs grade umgekehrt. Biſchof Engelberts Ermordung durch den Iſenberger mit deſſen Fehdegeſellen am Gevelsberge erfüllte ihn nur mit Grauſen, ſelbſt der Kampf des ritterlichen Cölner Bürgermeiſters Herrmann Grym mit der Dompfaffen hungrigem Leuen, die Fehde der Overſtolzen mit den Weiſen, und des Stadtvogts Rüdger van Alpen heldenmüthiger Reitertod vermochten ihm nur geringen Beifall zu entlocken.

Jetzt aber entſchleierte der Maler ein, alle übrigen an Umfange übertreffendes Gemälde. Es war das mit Leichenhaufen überdeckte, von fernen Wachfeuern ſchauerlich erleuchtete Gallheimer Schlachtfeld. In ſeiner Mitte kniete Frau Imagina bei ihres Königs Adolph endlich aufgefundener Leiche. Der Schleier und das aufgelöſte Haar flogen im Sturmwinde wild um ihren Nacken; in halbwahnſinniger Verzweiflung ſtarrte das Auge in den Nachthimmel hinauf; zu den Füßen der Leiche lag das getreue Windſpiel, den gefallenen Gebieter noch im Tode zu behüten.

„Jetzt aber, Bruder,“ mahnte Wilhelm,

kommt mit zum Edelſtein, zur Perle meiner ſchwachen Kunſt!“

Er führte ſie in die Kapelle des Biſchofshofes, an deren Hochaltare ſein Meiſterwerk prangte. Auf der Teraſſe eines mit dem Farbenſchmelze aller Frühlingskinder ausgeſchmückten Gartens, in deſſem Hintergrunde ſich die weite duftige Ausſicht in ein reizendes Thal eröffnete, erblickte man die heilige Cäcilia in lichtblauen goldumſäumten Gewande, einen Kranz weißer Sternblumen in den ſie umwallenden blonden Locken, am Rande einer rieſelnden Quelle auf bemoßtem Felſenſitze ruhend. Das ſchöne Haupt lehnte, wie in ſüßen Traume, auf der dem Arme entglittenen goldenen Harfe, die Rechte war in das Blumengewimmel zu der Heiligen Füßen ſanft hinabgeſunken. Hoch über dem Schattengewölbe einer blühenden Palme ſchwebte eine leuchtende Glorie, von Cherubinen umgränzt, die auf Roſenwölkchen ſich wiegend, kleine Silberharfen ſchlugen. Im Abglanze dieſer himmliſchen Beleuchtung blickte Cäciliens ätherblaues verklärtes Auge zu den überirdiſchen Melodien auf, die der Beſchauer von ihren Lippen im Lächeln ſeliger Verzückung wiedergetönt zu hören wähnte.

Beim frohen Mahle in Meiſter Wilhelms „güldnem Ochſen“ ſaßen die Freunde, als ein reitender

Bote, vor der Herberge drunten abgeſeſſen, eintrat. „Schon gut, werde kommen!“ fertigte Wilhelm den Boten ab, „da haben wir die Beſcheerung!“ fuhrs dem Maler unmuthig heraus, „kaum einen neuen lieben jungen Freund gewonnen und nun morgen fort!“

„Wie ſo?“ frug Gottfried.

„Der geſtrenge Biſchof in Cöln drunten heiſcht eine neue Schilderey von mir, und gebeut dermaßen Eile, als ſey der jüngſte Tag bereits ſchon vor der Thür!“

„Aber,“ rief Wilhelm aufſpringend, herzensfröhlich, „wißt Ihr was, mir fährt da ein Seelengaudium durch den Sinn! Ihr geleitet mich den Rhein hinab!“

„Mir aus der Seele geſprochen, Bruder!“ fiel Gottfried ein. „Gedachte ſchon längſt an des Grafen Hof nach Cleve; du Heinrich ziehſt mit, nicht ſo?“

„Mit Freuden!“ entgegnete der Sänger.

3.

Es war ein ſtürmiſcher Abend. Ein Platzregen hatte die in traulichen Geſprächen des Unwetters nicht achtenden Jünglinge bis zur Haut durchnaßt, als die Lichter von Worms vor ihnen aufdämmerten. Wilhelm jagte dem erſten Lichte der Vorſtadt zu, die Andern ſprengten nach. Jener hielt bereits vor einem unſtattlichen Gebäude, das ein um ſo ſtattlicheres Schild als Herberge bezeichnete. Mit vielen Bücklingen erſchien der kleine verwachſene Wirth in der Thüre und beleuchtete ſeine mächtige Hauslampe mit vorgehaltener Hand gegen den Windzug ſchützend, die Ankömmlinge. Willkommen in Worms, Ihr ſchmucken jungen Herrn! näſelte der Kleine, ſich nicht von der Stelle regend, den Reitern zu. Du mein Gott, ſo ſpät in ſolch heilloſem Wetter; eines Hündleins möchte man ſich erbarmen! Das gießt und gießt; ſo wahr ich lebe, ein halber Wolkenbruch!“

„Michel, Michel!“ zürnte im Hausflur eine Frauenſtimme dem ſaumſeligen Stallknechte zu; „ſoll ich dir Beine machen?“

Endlich that ſich das knarrende Hofthor auf; Michel erſchien gähnend und nahm die triefenden Pferde in Empfang. Als die Gäſte in den Flur traten, fanden ſie die Wirthin, ein flinkes, junges Weib, in derbem Sermon begriffen. „Schwatzbold!“ ſchalt ſie, dem erſchrockenen Eheherrn die Lampe aus der Hand reißend; „ſalbadert da im Trocknen und läßt die werthen Gäſte ſammt ihren Thieren draußen in der Traufe! Nimm die Küchenlampe, Jochäus; Marſch, in den Keller! Vom Eckfaß! Spute dich! Nach ſo wildem Wetter mundet den lieben Herrn die edle Gottesgabe.“

In ſchweigender Geduld humpelte der kleine Kreuzträger fort. Die Hausfrau führte mit zierlichem Knix die Gäſte in die Wirthsſtube; bat ſie, ſichs bequem zu machen, und eilte wieder hinaus, um, wie ihre im ganzen Hauſe erſchallende Stimme kund gab, Anſtalten zum Abend-Imbiß zu treffen.

„Ein leibhafter Drache, unſre Wirthin!“ meinte Gottfried, indem er ſich, vom Ritte ermüdet, auf einen Stuhl fallen ließ, der unter ihm zuſammenbrach.

„Und doch,“ lachte Wilhelm, „in ihrer Wirthſchaft noch nicht genug, ſonſt lägſt du nicht am Boden!“

„Mag ſeyn!“ pflichtete Gottfried ſich aufraffend dem Maler bei.

Heinrich hatte in des Wirthes ledernen Armſeſſel ſich einquartirt, der Maler einen zweiten kleinen Seſſel ſich erkieſt.

„Wahre dich, Bruder!“ warnte Gottfried, „ſiehſt die Spindel nicht? Kömmt der Drache, kann dirs ſchlimm gerathen! —

„Pah!“ entgegnete Wilhelm, „unter zehn ſolchen Drachen ſinds mindeſtens neun nur für den Herrn Ehegeſpons; Andern deſto genügſamer und freundlicher. Mir behagt das friſche Weiblein; Wangen wie Morgenroth; Augen wie Karfunkel.“ —

„Und ſo weiter,“ fiel Gottfried ein; denn eben ließ in der Thüre der Keichhuſten des Wirthes ſich vernehmen, der mit einem, den Arm ihm faſt zur Erde ziehenden Weinkruge und einer Platte mit Bechern, ſich verpuſtend, eintrat.

„Was für ein Schild,“ frug Wilhelm den Kleinen, führt Eure Herberge?“

„Zum Roſengarten, ſchuldigſt aufzuwarten;“ hüſtelte Zachäus; „aber“ ſetzte er, einen überzähligen Becher für ſich füllend und den Gäſten zutrinkend, hinzu, „koſtet doch, lieben Herrn, dies köſtliche Gewächs, pure ächte Liebfrauenmilch!“

Wilhelm prüfte mit ächter Kennermiene. „Liebfrauenmilch?“ brummte er mit eſſigſauerem Geſichte vor ſich hin.

„Das beſte Faß von meinem eigenen Wachsthume,“ bemerkte der Wirth, ſeinen Becher wieder füllend; „Jungfernträublein, bei denen Einem, ſo zu ſagen, das Herz im Leibe lacht.“

„Schwätzer und kein Ende!“ unterbrach die mit dem Tiſchgeräthe eintretende Wirthin den Redefluß des Verblüfften; „draußen will Nachbars Gunde Wein, und du ſiehſt hier, den werthen Herrn zur Ueberlaſt!“

Wie begoſſen ſchob Zachäus hinter der polternden Ehehälfte ſich zur Thüre hinaus.

„Ei, ei, ſo im Eifer, ſchöne Frau,“ ſprach Wilhelm, indem er ſie in die blühende Wange kniff, „glüht ja wie eine Feuerlilie!“

„Iſts ein Wunder, lieber Herr!“ erwiederte die Wirthin, dem Recken gar freundlich ins Auge blickend, „liegt nicht die ganze Wirthſchaft auf mir armen Weibe? Mein Zachäus, — ja du lieber Gott, wär' ich nicht, Alles ginge die Quere!“

So emſig die junge Frau auch wehren mochte, ließ Wilhelm ſich nicht abhalten, ihr als Tafeldecker zur Hand zu ſeyn. Als das Tafelgedeck bereit, wollte ſie fortſchlüpfen, der Maler aber vertrat ihr den Weg, und raubte zum Mühelohn der nur ſanft ſich Sträubenden einen Kuß.“

„Ihr ſeyd ein arger Schalk,“ ſchalt ſie erſt in der Thüre mit einem Blicke, der nichts weniger als Böſeſeyn verrieth.

„Da habt Ihr den Drachen!“ lachte Wilhelm, den Wildbraten zerlegend; „hatt ich Recht?“

Heinrich blickte ernſt, faſt mißbilligend vor ſich nieder. „Nur nicht gar zu ehrbar, Bruder, ſcherzte der Fröhliche; ich bücke mich beſcheidentlich nach jedem Blümlein auf meinem Wege, und ſchlendre ſo ganz behaglich meinen Gang durchs Leben hin, und ein Küßchen in Ehren…“

Im Flur draußen ließen ſich mehrere Stimmen durcheinander hören, mit dem Rufe: Zachäus, Wein, Wein Zachäus!“ polterten ſechs neue Gäſte herein, und pflanzten ſich, während Wirth und Wirthin eintraten, nach ſpießbürgerlichem Gruße an die Jünglinge, um einen großen Zechtiſch. Zachäus, als Zunftmeiſter des löblichen Schneidergewerks, das er neben ſeiner Wirthſchaft betrieb, nahm, auf die lieben Handwerksgenoſſen fußend, allen Einreden ſeiner Hausehre zum Trotze, bei Jenen Platz.

Bald wards, als der Wein die Zungen löſte, unter den ehrſamen Schneidermeiſtern ſo lebendig, und Einer überſchrie den Andern, dermaßen, daß der Jünglinge Geſpräch am andern Tiſche verſtummen mußte.

Heinrich verſank, Alles um ſich her vergeſſend, in ſüße Sehnſuchtsträume; Gottfried verſetzte ſich im Geiſte an ſeiner trauten Sabine Seite, der Maler aber beſah ſich mit Künſtlerblicken die lärmende

Gruppe gegenüber und flüſterte dabei der ab- und zugehenden Wirthin koſende Worte zu.

Mit gewaltigem Lärm flog jetzt die Thüre wieder auf. „Wein!“ brüllend, taumelte ein bereits ſtark bezechter Lanzknecht herein; nach dem Tiſche unſerer Freunde zu, und ſchob ſich ohne Umſtände einen Stuhl zwiſchen ſie. Sein Wein kam; nach mächt'gem Zuge ſtieß er den Humpen ſo unbändig nieder, daß ſein Inhalt den Jünglingen in die Augen flog. Gottfried wies den Ungeberdigen vom Tiſche, der aber holte mit einem Fauſtſchlage nach ihm aus. Wilhelm, der ihm den Arm aufgefangen, faßte ihn mit Hünenſtärke und drehte ihn wie im Wirbelwinde zur Thür hinaus.

„Warte, warte du Hund! lallte der Wüthende fortſtürzend, ich komme mit Succurs wieder; das ſollſt du mir bezahlen!“

Nach leiſem Flüſtern entfernten ſich die Schneidermeiſter mit beſorgten Blicken nach den Jünglingen, während Zachäus abräumte, verließ die Wirthin, dem Maler heimlich zuwinkend, die Stube.

Schnell und beſorgt kam der Maler zurück. „Wir müſſen auf der Stelle fort!“ rief er, als Zachäus mit ſeinem leeren Humpen ſich hinausgewunden, keine zwei Pfeilweiten von hier iſt der Knechte Herberge; kommt der Trunkenbold mit einem halden Dutzend zurück, möge es uns leichtlich ſchlecht ergeh'n!“

Draußen klappten Zachäus Fußtritte die Treppe hinauf nach dem oberſten Fußboden, wohin die Wirthin, nach Feuer und Licht zu ſchauen, mit Micheln ihn beordert, und im nämlichen Augenblicke erſchien ſie in der Thüre.

Der Maler eilte hinaus; Heinrich und Gottfried folgten. Im Flur war alles dunkel, die Wirthin ergriff, Wilhelm zuflüſternd, deſſen Hand, und leitete ihn aus der Hinterthür die Treppe hinab in den gleichfalls finſtern Hofraum nach dem Stalle, aus dem die Roſſe ihren Reitern entgegenwieherten. In größter Haſt waren die Thiere gerüſtet. Als die Frau ein ins Freie führendes Hinterthor öffnete, ſchob Heinrich ihr einen Goldgülden in die Hand; zugleich begleitete Wilhelm ein Schauſtück, das er ihr ins Mieder gleiten ließ, mit herzhaftem Kuſſe, den ſie zum Abſchiede erwiederte.“ Nur immer recht,“ flüſterte ſie; laßt Euern Roſſen eine kleine Weile die Zügel, ſo tragen ſie Euch in Kurzem über die Gränze; Gott befohlen, Ihr lieben ſchmucken Herrn!“

Mit Sturmeseile flog das Kleeblatt durch die noch immer herabgießenden rabenſchwarzen Regenmaſſen; bald jedoch zerriß ein Windſtoß die Wolken und zeigte den Jünglingen in flüchtigem Lichtblick die nahe Grenzſäule, auf deren Spitze ein mächt'ger Drache den ſilbernen Schlüſſel im Wappen der guten Stadt behütete, da erſcholl plötzlich ihnen im Rücken raſcher Hufſchlag. Mit verhängtem Zügel jagten die Verfolgten der Säule zu, es galt, denn als ſie eben über die Grenze ſetzten, hatten ſie des Schirmvogts Reiſige kaum Pferdslänge mehr hinter ſich. Unter Schimpf und Drohworten kehrten die Ergrimmten, als ſie ſo nah am Ziele ihre Mühe verloren ſahen, vom Gelächter Gottfrieds und des Malers verfolgt, nach der Stadt zurück.

Nicht lange, ſo klärte der Nachthimmel ſich etwas aus. Da ſich Hahnenruf vernehmen ließ, ſprengte Wilhelm darauf zu, die Freunde folgten. Bald war ein wohlhäbiges Dorf erreicht; der Wirth herausgepocht, und für Roſſe und Reiter mit ziemlicher Bequemlichkeit geſorgt.

„Denkt an mein Blümlein am Wege und unſern Drachen, Bruder!“ mahnte der Maler, ſich neben die Freunde auf die Streu ſtreckend; morgen laſſen wir das Frauchen in ächtem Nierenſteiner an ſeiner Quelle leben!“

4.

Es war ein heller freundlicher Morgen, an dem die Freunde erwachten, vom Unwetter dieſer

Nacht faſt jede Spur verflogen. Bald zogen ſie fröhlichen Muthes auf der allerwegen belebten Landſtraße ihres Weges weiter den Rhein hinab.

„Aergerlich aber doch fürwahr,“ nahm Wilhelm das Wort, daß wir, nur ſo wie Irrlichter ſchier ins alte Worms hineingetanzt, und gleich wieder bei Nacht und Nebel davonſtäuben mußten! Hätte gar zu gern Sifrids Grab, ſeinen Weberbaum, und ſtatt des gemalten Roſengartens auf unſerem Wirthsſchilde, den eigentlichen in Natura heimgeſucht.“ „Was meinſt du Bruder,“ frug Gottfried, „wars nicht Traum! ein gar bequemer Schirm wider Schwert und Lanze; Pfeil und Wurfſpieß, die Horntaufe von Drachenblut? Nur ewig ſchade, daß ſich keine Drachen mehr zu ſchlachten finden, ſo eine Zauberſalbe könnte unſern geſtrengen Rittern trefflich dienen, hätten dann beim ſcharfen Ritt an ſchwülen Sommertagen oder ſo ihnen in der Schlacht das Geblüt den Schädel ſchier zerſprengen möchte, in ihren Helmen und Eiſenwämſern ſich nicht abzukeuchen! — Eins nur, Bruder, iſt und bleibt mir bei dem Zauberſtücklein, ſo viel ich drob auch grübeln mag, zu rund.“

„Sieh nur nicht ſo wichtig drein, brummte der Maler, abgedrückt den Bolzen; wird mal wieder eine poſſenhafte Kurzweil ſeyn?“

„Ich meine nämlich," entgegnete der Muthwillige mit komiſcher Gravität, „daß dem kühnen Recken ſeine Hornhaut wenig gefruchtet, als Hagens Wurfeiſen durch den Rückgrat ihm den Weg zum Herzen fand. Sifrid mußte bei ſeiner Hornwäſche das Flecklein wohl nicht erreichen können?"

„Spotte des herrlichen Rieſenkönigs nicht," fiel Heinrich ein, der das Nibelungenlied über Alles ehrte; „war nicht auch Achilles an der Ferſe verwundbar? Däucht mir doch, ſo ich mich in jenen Heldengeſang vertiefe, als ſteigen die tapfern Hünen leuchtend vor mir auf, und ziehn in ihrem Geiſterglanz vor meinen Blicken vorüber. Schauer der Ehrfurcht und Wehmuth erfaſſen mir die Seele, gedenke ich der hochkräftigen Thatenzeit, wo jene Vaterlandszierden, neben denen die ſpätern Geſchlechter ſo marklos und zwergenhaft erſcheinen, noch im Leben walteten. Wie ſchwinden die neueren Helden vor Sifrids, Dietrichs von Bern, ihrer Waffenbrüder und Widerſacher Wunderthaten! Mir iſt, ſo ich in heitern Sommernächten am heimathlichen Rheine luſtwandle, zuweilen, als kreiſen die Nebel auf ſeinem Spiegel, thürmen ſich vom Mondlicht durchzuckt, zu rieſigen Geſtalten auf, und gleiten dann Chriemhilde, der Siegelindenſohn, und die Königsbrüder Günther, Gerart und Giſelher an ihrer Seite, von ihrer Kämpenſchaar gefolgt, auf wilden Roſſen wie Sturmwind in Flammenblitzen über der Fluthen Saum dahin!"

„Bruder, Herzensbruder, laß dich küſſen!" rief der Maler, der ſein Pferd dicht zu Heinrichen herangedrängt, ihn umhalſend; auch mir wars eben, als müßten dort vor uns die Wellen ſich theilen, und die Heldenſchaar, wie Graf Widſerull auf des großen Carls Geheiß ſie einſt heraufbeſchworen, von Diether'n angeführt, aus des Stromes Tiefen ſteigen: Dankwart der Vielſchnelle, Ortwin, Rumolt, Sindolt, Humold, die Krone der Burgundlands-Recken, Schaarmeiſter Tronegg, Hagen und Volker, der tapfere Fiedler, aller ritterlichen Sänger Vorbild, mit ſeinem ſieggekrönten Banner!"

„Welch überköſtlicher Sangeshort," fiel Heinrich begeiſtert ein, „in dieſen Nibelungen! wie zart und kräftig; lieblich und ſchauerlich von Chriemhildens ſchauerlichen Traume bis zum blutigen Ende!"

„Der Falke, den du da zeheſt, das iſt ein edel Mann
„Ihr wolle Gott behüten, du mußt ihn ſchier verloren han."

unterbrach Gottfried den Erguß der Kunſtgenoſſen, indem er jene Stelle des Liedes mit poſſirlichem Pathos abſang.

„Aber wie ſprach die Prinzeſſin zu Mutter Utze, als dieſe den Traum ihr alſo ausgelegt?" entgegnete der ob der Störung unwillige Maler:

„Wie Liebe mit Leide zu jüngſt lohnen kann,
„Ich ſoll ſie meiden beide, ſo kann mirs nimmer
mißegan.

„Merke dir ſtatt deiner Poſſen das Sprüchlein aus dem Liede, du Hageprunk und Minneſchranz!

„Mögt Ihr meinethalben," erwiederte Gottfried, „Euer Nibelungenlied mit all ſeinem Mord und Tod; mit den zwei Königinnen, deren eine mit Mühlſteinen nach dem Ziele wirft, und ihren vermeintlichen Geſpons ſchier alle Rippen entzweibricht; die andre aber die Kämpen zu Hunderten abſchlachten und einräuchern läßt; mögt Ihr's zum dritten Himmel erheben; zehnmal lieber als Euer hochgeprieſener Heldenſang iſt mir ein Dutzend fröhlicher Minnelieder."

„Aber ich bitte dich, Gottfried," äußerte Heinrich, „findeſt du in den Nibelungen nicht auch die wahre zarte Herzensminne Chriemhildens und des großen Rheinlandskönigs im inniglichſten Bilde? So höre doch nur!"

„Was wäre Manneswonne, was könnt uns mehr
erfreun,

Denn wonnigliche Frauen; denn holder Augen Schein?
Gleich wie der Mond, von Silberwolken licht umkränzt,
Der Sterne güldne Schaaren leuchtend überglänzt,
So ſtrahlt die ſchönſte Maid im Kreiſe ſchöner Frauen,
Wie in der Blumenflur die Königin zu ſchauen.
Da ihr der Hochgemuthe naht in ſeiner Herrlichkeit,
Erglüht die Wange ſein; es ſpricht die holde Maid:
Herr Sifrid, ſeid willkommen, ein edel Ritter gut!
Sich ſtolzer hub vom Gruß des kühnen Recken Muth;
Er neigt ſich minniglich in wonnigem Entzücken;
Die Herzen grüßen ſich in zaubertrunknen Blicken;
Mit ſüßem Weh, mit ſtiller Peinen Himmelsluſt,
Webt Liebeſehnen in des ſel'gen Paares Bruſt."

„Biſt du bekehrt, Witzbold?" frug Wilhelm triumphirend den loſen Spötter, der die Hand aufs Herz gelegt, ſeine Bekehrung ſchweigend betheuerte.

„Bei dir, Wilhelm," ſprach Heinrich, dem Freunde ins leuchtende Auge blickend, „müſſen nun die Nibelungen vollends in hohen Ehren ſtehen; denn ſind ſie nicht die reichſte Fundgrube anmuthiger, erhabener, grauenvoller Bilder!"

Mir däucht ſchier, Bruder,“ verſetzte der Maler, freudig überraſcht, „du ſchaueſt in die Tiefen meiner Bruſt? war eben auf der Bilderjagd ſo recht im Zuge, als unſer Schalksknecht da mich ſtörte. Bilder, Heinrich, was für Bilder! Denke dich mal zu mir an meine Staffeley: Hier ſiehſt du die Fürſten Schilbunch und Nibbunch von ihrem eigenen Schwerte Balmung durch Sifrids Hand erſchlagen. — Sieh, wie der tapfre Rheinlandskönigsſohn im Kampfe mit dem ſtarken Zwerge Alberich der Nibelungen güldnen Hort gewinnt, und wie er dort den Drachen mit ſeiner guten Klinge fällt. — Da zieht der Jüngling mit ſeinen Kämpen im königlichen Glanze vom beſorgten Vater und der weinenden Mutter Sigelinde, mit den kühnen Worten auf die Brautfahrt:

„Ihr ſollt nicht weinen durch den Willen mein;
Ohn' Sorge mögt Ihr meines Leibes ſeyn.“

„Herrlich, herrlich! laß mich weiter malen,“ fiel Heinrich ein. „Hier empfängt zu Worms König Günther in ſeiner Hofespracht, im Kreiſe ſeiner Tapfern, den Drachenſieger mit ſeinem in Stahl und röthlichem Golde leuchtenden Gefolge, und Herr Gernot ſühnt Ortwins Hader mit dem hohen Gaſte. Dort ſiehſt du Sifrid im Kampfe mit dem Dänenkönige Lüdegaſt Angeſichts ſeiner Mannen ſiegen:

„Da ſchlug der Herr Sifrid, daß rings das Feld erklang,
„Und rother Funken Blitz aus beider Helmen ſprang."

„Auf jenem Bilde naht Chriemhilde, aller Frauen reichſte Blüthe überbietend, dem Auserkohrnen ihres Herzens; ſieh ihn die Auserwählte mit züchtiger Scheu begrüßen; ſeiner Wangen Glut aus ihren Augen widerſtrahlen..."

„Nur zu, nur zu, Bruder!" rief Wilhelm mit haſtig tiefen Athemzügen.

„Nun folge mir," fuhr Heinrich fort, „nach Iſenland, dort ſiehſt du König Günthern oder Brunhildens Rieſenwurfe durch Sifrids Schild beſchirmt, und den Kühnen dem Bruder der Königin ſeines Herzens das ſchöne Heldenweib gewinnen. — Siehſt du da an Günthers Hofe die Königinnen in grimmem Hader ſtreiten, der Sifriden ſeines Todes Quelle ward? — Der Schauplatz wandelt ſich, und du erblickſt im Waldesſchatten, von König Günthers Tücken zum kühlen Brunnen hingelockt, Sifriden ſich am Brünnlein laben; ſiehſt ihn von Hagens Wurfgeſchoß durchbohrt, im Sterben noch mit ſeinem Schilde den Mörder niederſchlagen."

„Dieſer Hagen geſtaltet ſich," bemerkte Wilhelm, im Nibelungenbilde ſo rieſengroß und heldenkühn, daß wir den Mörder ſelbſt nur haſſen, nicht verachten mögen!"

„Sieh wieder hin, fuhr Heinrich beifallnickend weiter fort: An des Hunnenkönig Etzels Hofe ſitzen vor Chriemhildens Saal Hagen und Volker, das Waffenbrüderpaar.

„Wer der Volker war, das will ich Euch wiſſen lan,
Er war ein Edelherr, ihm waren unterthan
Der guten Recken viele in Burgundenland,
Von ſeiner Fiedel ward der Spielmann er genannt."

„Horch wie der wilde Tronegg zu Chriemhildens Hohne ihres erſchlagenen Gemahls Schwert auf ſeinem Schooße, mit trotzigen Blicken zur Königin und ihren edlen Kämpen ſchauend; ihre Zornesworte in kühnem Muthe entgegnet! — Dort ruhen die Burgunderfürſten von Hagens und Volkers Schwert beſchirmt, auf ihrem Lager; die Hunnen ſchleichen, Verrath und Mord im Schilde, heran; doch fliehen ſie, von den beiden Falkenaugen ſchnell erſpäht."

„Jetzt, Wilhelm," rief Heinrich in dumpfen Tönen des Entſetzens, „rollen ſich dort vor unſern Blicken der unheilvollen Halle Schauerbilder auf. Beim Feſtesmahle trohnt König Etzel in ſeiner Gäſte Mitte. Sieh, Hagens Bruder Dankwart erſcheint am Eingange und verkündet, wie in der Herberge die Burgunden meuchleriſch erliegen; da ſchäumt der grimme Tronegg.

„Nu trinken wir die Minne, und zahlen Königs Wein,
Der junge Vogt der Hunnen, er muß der Erſte ſeyn!"

„Seines Schwertes Blitz erſchlägt den Fürſtenknaben und blutend fliegt des zarten Ortliebs Haupt in Chriemhildens Schooß."

„In jenem Grauenbilde ſchlagen, beim Todeszucken der in Haufen hingethürmten Hunnenſchaaren, Flammen in die Halle, und im Blute der Erſchlagenen laben die müden Sieger des Gaumens Glut."

„Dort erſcheint der biedere Markgraf Rüdiger auf Etzels, ſeines Lehensherrn Gebot, zu neuem Kampfe mit den Burgunden; zur letzten Herzensgabe beut er dem tapfern Hagen den treu erprobten Schild, und

„Da er ihm ſo williglich den Schild zu geben bot,
Da ward gar manches Aug von heißen Thränen roth."

„Zu Ende eilt das blut'ge Waffenſpiel. Vom alten Hildebrand gefällt, liegt Volker in ſeinem Blute, ringsum die Burgundlands-Recken all zerſchlagen; nur Hagen wißt ſich noch an König Günthers

Seite, mit dem tapfern Berner Helden. -- Im letzten Grauenbilde ſtirbt, von Diether'n gefangen, durch Sifrids Schwert von Chriemhildens Hand der leuenherzige Tronegg; doch im Tode noch durch Hildebrand im Blute der Königin gerächt."

„Heinrich," ergoß ſich des Malers Künſtlerglut, indem er den Freund mit ungeſtümer Herzlichkeit umſchlang, „du ſchilderſt meiſterlich, und möcht ich, wärſt du nicht eine Zier der Sängergilde, wünſchen, du ſchwürſt zu meiner Fahne. Geduld, Geduld; ſollſt deine Bilder baldigſt auf meiner Staffeley erſchauen!"

„Alles recht gut und ſchön;" lächelte Gottfried vor ſich hin, ich aber dagegen lobe mir immer doch den Sänger, der

„Die Harfe nimmt in Luſt und Fröhlichkeit,
Und macht ein Lied, und giebt ihm einen Namen,"

„und iſt mir 'ne gemalte Bauernkirmiß lieber als der meiſterliche Todentanz."

Gern hätte der Muntre zu ſeiner Ergötzlichkeit mit den Freunden angebunden, doch beide begnügten ſich, im Nachklang ihrer Gefühle ſeine Mißachtung der Nibelungen mit finſtrem Seitenblick zu rügen. „Jedem ſeine Weiſe! brach Gottfried, als bereits Oppenheim nach einem kurzen Ritte erſchien, das Schweigen, träumt mir nicht in einsweg von

Euern Nibelungen und ſchaut dort hinab; wie wohlhäbig zieht ſich das alte Städtlein am Fuße ſeiner Landskronburg und der ſtattlichen Katharinenkirche hin; wer ſähe ihm früheren Brand und Verheerung jetzt noch an!"

„Dort zieht eine Proceſſion herauf," mahnte Wilhelm, „laßt uns den Vorſprung ihn abgewinnen!" Dabei ſtieß er ſeinem Rappen die Sporn ſo mächtig in die Seiten, daß er in gewaltigen Sätzen ausgriff.

Nach kurzer Labung in Oppenheim hatten die Jünglinge die Schwabsburg bei Nierſtein bald erreicht, und fanden dort die herzlichſte Aufnahme, erheiterten Heinrich und Gottfried durch Sang und Klang, Wilhelm durch den vollen Erguß ſeines Witzes und ſeiner Laune den dort beim Zechgelage verſammelten Rittern der Umgegend den Abend, und zogen nach höchſt erquicklicher Nachtruhe am Morgen ihre Straße weiter.

5.

Bei Wilhelms Eile verweilte unſer Kleeblatt im weiland „güldenen" Mainz nur kurze Zeit bei Heinrichs Pflegvater; beſahen die herrliche gottgeſegnete Umgebung, den Aigelſtein, die Waſſerleitung, ſtolze Denkmale der Römerzeiten; den Bruderfuß des Rheines und Mains am Fuße der von romantiſcher Höhe herunterblickenden Karthauſe mit ihren lebenden Geſpenſtern und was ſonſt noch denkwürdiges zu ſchauen, und brachen dann wieder auf.

Auf der Ingelheimer Höhe hielten die Jünglinge beim Anblicke der noch immer ſtolz herabprangenden Kaiſerburg, der Zeiten des großen Carls und des unglücklichen Agilolfingerfürſten Taſſilo gedenkend, an, und weideten das Auge am Ausblick auf das herrliche Rheingau.

„Ein wahres Eden!" rief Wilhelm entzückt „Wie maleriſch ſchauen die netten Städtchen un zierlichen Meyereien auf den Höhen und am Uf hingeſtreut, die Ritterburgen und Kappellchen z uns herauf; und wie königlich ragt drüben der B ſchofsberg mit ſeinem Rebenkranz empor; iſts nic ein Ehrentempel vom Altvater Rhein dem Traube gotte dort geſtiftet?

„Wer wollte da nicht Hütten baun?!" entgegnete Heinrich mit innigem Gefühle.

„Bei ſeinem Weine, ſeinen Fraun?!" fiel Gottfried ſeelenfroh ein, und ſtimmte ein munteres Wanderlied an, dem die Freunde ſich anſchloſſen.

Als die Nahbrücke bei Bingen bereits hinte den Jünglingen lag, und ſie jenen höchſt pittoresken Punkt erreichten, wo der Rhein die mit Rie ſenkraft ihm entgegengeſtemmten Felſenmaſſen zu erſtürmen droht, dann plötzlich mit donnerndem Ungeſtüm im ſcharfen Winkel rechts hinunterbrauſt, und des Rheingaues Pforten ſich ſchließen, hielten die Freunde abermals an und überblickten in ſchweigender Seelenluſt die weiten lachenden Gefilde, welche ſtromaufwärts, in magiſchen Duft gehüllt, Aug' und Herz zum ſehnſüchtigen Scheidegruße mahnen, und zugleich das wildromantiſche Naturgemälde des Rheinthals abwärts mit ſeinen Felſenkloſſen und ſegenreichen Burgen. „Denkt Euch, Brüder,“ rief der entzückte Maler, dieſe beiden hehren Bilder: Jenen Zaubergarten droben vom Roſenlichte eines heitren Frühlingsmorgens übergoſſen, und dieſes ſchauerlich erhabene Gebilde drunten mit ſeinen Felſenſchlöſſern, Münſtern und Klauſen in der geiſterhaften Beleuchtung zuckender Blitze, beim Wogengebrüll und vielfach wiederhalltem Donnerkrachen; wem hebt nicht bei ſolchem Anblicke höher ſich die Bruſt?

Bald blickten die Trümmer des Vautbergs, Rheinſteins und Sonecks zu den Reitern herab.

„Ein maleriſcher Fels, Ritter Gilgens Teufelsleiter!“ rief Wilhelm, als ſpäterhin am jenſeitigen Ufer Lorch erſchien. „Mir iſt, als ſchaue ich den kecken Wagling, wie er auf ſeinem geflügelten Höllenroſſe hinanſetzt, den Räuber der geliebten Braut erſchlägt, und die holde Maid in den Armen ihres Buhlen des Holzmeyers Beute wird."

„Iſt mir," fiel Gottfried ein, „zu düſter und grauenhaft die Sage, wie alle ſchier von dieſen Rheinlandsburgen; da halt ichs lieber mit dem Mährlein von den drei Jungfrauen im Wisperthale drüben. Würden nicht die Nürnberger Kaufherrnſöhne vom Staarmatz, der Elſter und dem Raben gar weidlich genarrt und angeführt? Ihr wißt doch die Geſchichte von ihrer Großmutter, ſo die Elſter ſang."

„Poſſen, eitel Poſſen und ewig Poſſen!" ſchalt der Maler.

„Großmutter mein war ſicherlich"
fuhr Gottfried, ohne ſich ſtören zu laſſen, fort,
„Sie war 'ne Elſter ſo wie ich,
Und alle meine Kinderlein,
Die werden wieder Elſtern ſeyn."

„Blitz, wie mögen die jungen Fante Geſichter geſchnitten haben, als beim Schwatzen und Singen beſagter Galgenvögel die holdſeligen Jungfrauen ſich in triefäugige Mütterlein verwandelten, und den Freiern mit ihren Liebkoſungen zu Leibe gingen!"

„Laßt uns lieber," mahnte Wilhelm, „ſtatt ſolcher Ammenpoſſen das uralte Baccharach mit ſeinem Altarſteine und dem Staleck der ſtatlichen Pfalzgrafenwiege droben auf der Höhe, begrüßen. Seht, wie die ſtolze Veſte, einem Hünen zu vergleichen, das Städtlein an ihrem Fuße ſo getreu bewahrt!“

„Sieh da,“ rief Gottfried nach ſchweigſamer Pauſe, „der Pfalzgräfinnen ſteinernes Wochenbett im Rheine drunten!“

„Warum,“ unterbrach Heinrich den dem Muthwilligen auf der Lippe ſchwebenden Scherz, „erwähnſt du als Sanggenoß nicht lieber der Sage von Entſtehung jener Felſenburg, die doch ſo zart und anmuthig klingt. Schloß nicht in dieſer Pfalz finſtre Mauern Pfalzgraf Konrad ſeine holde Agnes ein, vor dem kühnen Werben Welfs, des Baiernherzogs, ſie zu bewahren? Wars nicht eben dort, wo Agneſens ſtillgehegte Minne bei der von ihren Thränen erweichten Mutter, Schirm und Hilfe fand, bis das beglückte Paar des Vaters Segen endlich ſich erflehte?“

„Und am Ufer drüben,“ bemerkte Wilhelm, „Kaub mit ſeinem herrlichen Gutenfels, wo Richard von Cornwall die ſchöne Falkenſteinerin Gutta als ſeine Reichs- und Herzenskönigin zum Altare führte; traun, ein reiches Saatfeld unſer Rheinthal für den Schilderer und Sänger!“

In Oberweſel hielten die Jünglinge Nachtruhe.

Die wilde ſchaurige Gegend, die ſie unterhalb jenes Städtchens, am Rheinufer zwiſchen himmelanragenden Felſen dort empfing, ſtimmte ſie, vorzüglich Heinrichen ernſt und düſter. Gottfried fand ſeine frohe Laune zuerſt wieder. Indeß vermochten ſeine Scherze ſo wenig als die neckenden Aufforderungen des am Curlayfelſen ſo endſeligen Echo den Freund zu erheitern. Beſſer gelang dies Wilhelms hochromantiſcher Sage von der Jungfrau, die einen Pfalzgrafenſohn in ihr Felsgeklüft gelockt; alle vom troſtloſen Vater gegen ſie ausgeſandten Kriegsmänner verhöhnt und die Rheinfluthen zu ſich herauf beſchworen. Der Anblick der maleriſchen Trümmer der feindlichen Brüderburgen, Sternberg und Liebenſtein, endlich regte Heinrichen aus ſeinem lautloſen Hinbrüten vollends auf. Im Aufleuchten ſeines Auges ſprach ſich aus, wie dieſer Schauplatz einer der rührendſten Rheinlandsſagen vor ſeinem innern Blicke ſich belebe, und mit Innigkeit ſtimmte er in des Malers Kunſtfeuer ein, als dieſer ihm den reichen Stoff dieſer „Brüder“ zu köſtlichen Schildereien entwickelte. Des ältern Bruders edelmüthiges Opfer ſeiner Minne, die Untreue des Jüngeren, dem Jener ſein Lebensglück geopfert, die durch die ſchöne Griechin, um derenwillen er ſeine vom Bru-

Z

der geliebte Braut verrathen, ihm gewordene ſchnöde Vergeltung, die Weltentſagung der Geopferten und der Brüder endliche Verſöhnung.

Am folgenden Tage trafen die Freunde in Cöln ein, mehre Tage enteilten ihnen im Muſendienſte, beim Beſuche der Merkwürdigkeiten dieſer ſo berühmten alten Stadt, bei Ergießungen der innigſten Freundſchaft und bei Planen für die Zukunft wie auf Windesflügeln. Ihre köſtlichſten Stunden waren jene, wo Wilhelm an ſeiner Staffeley ſaß, und die Sänger durch Saitenſpiel und ein kunſtſinniges Gemüth begeiſterten. Doch endlich mußte geſchieden ſeyn; ſchmerzlich war die Trennungsſtunde; ſelbſt der ſonſt etwas rauhe Maler zerdrückte eine hervorquellende Thräne, eine ſchwarze Ahnung ſagte ihm, er werde die Lieblinge ſeiner Seele nimmer wieder ſehen. Sie trog nicht; an einem Tage bettete Beide zu Cleve eine dort ausgebrochene böſe Seuche ins dunkle Kämmerlein.

P

1906.10225

Herz und Ehre.

Novellen und Schilderungen

von

C. Dräxler-Manfred.

Erſtes Bändchen.

Frankfurt am Main, 1839.
Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

LEIH-BIBLIOTHEK
in
Düsseldorf
C. H. BEYER & CP.

Meinem Freunde

Guſtav Franck.

Wenn dieſe Blätter nichts anderes für ſich hätten, als den Titel, den ſie führen, ſo würde ich mich doch keinen Augenblick beſonnen haben, ihnen Deinen Namen voranzuſchicken, weil jener ſo ganz zu Deinem inneren Weſen paßt und weil, ſo oft ich ſein gedachte, mir auch lebhaft Dein Charakterbild vorſchwebte. Vor allem aber war es mir darum zu thun, Dir, dem Fernen und Langentbehrten, ein Zeichen herzlicher Erinnerung und Theilnahme zu geben: nimm es hin! und nun kein Wort mehr von freundſchaftlichen Begrüßungen im Angeſichte des großen Publikums. —

Wie aber dieſe beiden Bändchen zu dem Titel kommen, unter dem ſie jetzt in der Leſewelt eingeführt werden, darüber bin ich Dir und ſo manchem Theilnehmenden, der ſie aufblättert, eine kleine Erklärung ſchuldig. Ich halte nemlich Herz und Ehre für die beiden Hauptkoeffizienten, aus denen ein wahres tieferes Intereſſe reſultiren kann; für den einzigen ſinnigen und alles reifenden Wendepunkt, unter welchem die nun faſt exotiſch gewordenen Blüthen der Theilnahme und Spannung gedeihen können; für das große Prisma unter deſſen Strahlen alle Farben friſch, lebendig und naturſchön erſcheinen. Iſt es zu wundern, wenn mir dieſe Fahne gefiel, daß ich meine kleinen Schaaren dicht unter ihr ſammelte; daß ich die Stoffe zu bilden und geſtalten bemüht war, um ſie vor allen jene zwei Hauptfarben wiederſpiegeln zu laſſen, und daß ich vorzugsweiſe nur das wählte, was mit dem Wapen des Titels übereinſtimmt. — Fühlte ich in mir, daß ich mein Ziel im edleren Sinne erreicht, daß ich jene Potenzen wirklich angeregt habe, die Herz und Ehre in ſich ſchließt: ich würde vor dem Leſer keine Kratzfüße machen und prüde Beſcheidenheit affektiren; — Bewußtſein ſeines inneren Werthes ziemt dem Manne, und ſo gut der, welcher Andere weinen machen will, erſt ſelbſt weinen muß, eben ſo gut müſſen wir ſelbſt Etwas von uns halten, wenn Andere Etwas von uns halten ſollen. Leider weiß ich nur zu gut, daß ich nichts anderes biete als Unterhaltunglecture, wie ſie ſtromweiſe ins Meer der Publizität ſchwimmt; daß dieſe Seiten keinen höheren Anſpruch machen dürfen, als neben Beſſerem einmal mitgeleſen und in den Vorrathskammern der buntgemengten Leſewelt mit aufgereiht zu werden.

Aber gegen Eines muß ich mich mit aller Deutlichkeit verwahren, gegen den Verdacht nemlich, zu welchem der Titel und die Allegirung des Inhaltes verleiten könnte: als wäre es mir beigekommen — Tendenznovellen mit ſocialen Zuſtänden, Entwickelungen und Zerwürfniſſen im Sinne der jüngſten Zeit geben zu wollen. Wir haben eine Schaar junger deutſcher Schriftſteller, die alles Vorgenannte in Romanen, Novellen, Zeitbildern und Charakteriſtiken aufſtapeln, den kritiſchen Lehrſtuhl vornehm in ſogenannten Unterhaltungſchriften aufſchlagen und das eigentliche Heil der deutſchen Literatur von dem Beginne dieſer glänzenden Umwälzung aller Formen datiren. Aber ein praktiſcher Blick in die nichtigen Erfolge zeigt das Trügeriſche dieſer Anſtrebungen bald im klaren Lichte. Haben wir denn in Deutſchland jetzt auch nur Einen allgemein beliebten, immer begierig erwarteten Unterhaltungſchriftſteller, wie es die Cramer, Lafontaine, Schilling, Clauren, van der Velde für ihre Zeit waren? Und doch bewerben ſich weit tüchtigere, tiefere und bedeutendere Kräfte um das Terrain: aber leider nur mit den Waffen der Täuſchung. Einer Zeit angehörend, welche im bunteſten Wechſel hiſtoriſcher und nationaler Ereigniſſe herangereift und mündig geworden, ſind ſie wunderbarer Weiſe ſo arm an Erfindung eines idealen als an feſſelnder Auffaſſung des vorhandenen Materials geblieben, und ſuchen dieſe Blöße durch alle denkbaren kritiſchen, ſkeptiſchen, politiſirenden und polemiſchen Excurſionen und Extravaganzen zu decken; ſie geben ſtatt Menſchen und Geſtalten blos Bücher und Charaktere; ſtatt Begebenheiten Tendenzen — und träumen ſich dabei ein Publikum, ein Leſepublikum, das ſie vergöttert und verſchlingt, und das, wie ſie ſich wechſelſeitig in allen ihren literariſchen Organen verſichern, jeder ihrer neuen Produktionen geſpannt entgegenſieht. Sie träumen! Fragt die armen Verleger, die ſie ſchneller als ihre Röcke wechſeln, wie es mit der Theilnahme des Publikums ausſieht; fragt die jammernden Leihbibliothekare, die ſie öffentlich zwar desavouiren, bei denen ſie aber heimlich abonniren, um zu wiſſen, wie ſelten man ihre Schriften, wie oft dagegen Zſchokke und Spindler holt, welche von ihnen längſt als Rococo's geächtet wurden.

Und woher, wird man fragen, dieſe Gleichgiltigkeit, dieſes Unbekümmern der großen Maſſe gegen Beſtrebungen, die doch mitunter von herrlichen Fähigkeiten ausgeben? Weil ſie mit Zudringlichkeit unternommen werden, mit anekelnder Selbſtgenügſamkeit oder Koketterie und endlich mit Lug und Trug. Oder iſt es etwa nicht Lug und Trug, dem großen Leſepublikum Das als Unterhaltungſchrift aufnöthigen wollen, wovon drei Viertheile ein ganz erträgliches Heft kritiſch politiſcher Miscellen gäbe? als Unterhaltungſchrift mitunter Das, was die ſubtilſten, gefährlichſten und giftigſten Materien mit jüdiſcher Unverſchämtheit auf offenem Markte ausbreitet und feil bietet? oder endlich Das, was die Privat-Ehre und das geheiligte Recht der Perſönlichkeit ſo dicht berührt und begeifert, daß es als Vorfall im praktiſchen

Leben gedacht, nur mit dem Degen oder Stocke abgewieſen werden könnte?

So wird das liebenswürdige und ehrliche deutſche Publikum ſchüchtern und mißtrauiſch gemacht; wer ſonſt Romane zu ſuchen pflegte, kauft und lieſt die Waare nicht mehr, die ihm nun ſchon zu wiederholten Malen als Roman aufgedrungen worden; wiſſenſchaftliche Leſer hinwieder ſuchen Das, was ſie intereſſiren könnte, nie in Romanen: und nicht allein daß die Leſewelt vor dieſen Produktionen zurückſcheut, ſie wird indifferent gegen vieles Andere mither — am wenigſten vielleicht noch gegen wahre Poeſie, weil uns die Dichtungen von Uhland, A. Grün, Rückert, Lenau, Freiligrath und Andern, immer in neuen Auflagen begegnen; vielleicht eben weil die literariſchen Gauner der jüngſten Zeit ſchamlos verſicherten: es gebe keine Poeſie mehr und dürfe keine mehr geben, weil nur von der Weltherrſchaft der Proſa und ihren ſtyliſtiſchen Orgien das Heil des deutſchen

Volkes zu erwarten ſei; von jener Proſa, durch deren glatte Fügung ſie den Gipfel der Kunſt erreicht zu haben glauben.

Weit entfernt den nachfolgenden Blättern ein Verdienſt beimeſſen zu wollen, habe ich mir nur den Spaß gemacht, in einer Novelle des zweiten Bändchens dieſe literariſchen Wirrniſſe parodirend anzudeuten, und freue mich herzlich auf die anmuthigen Schimpfereien, welche die getroffene Clique darüber erheben wird. Du Guſtav, kennſt mein Phlegma: in allem, nur nicht in meiner Freundſchaft für Dich. —

Frankfurt 6. Jänner 1839.

Der Connetable.

Hiſtoriſche Bilder aus Frankreichs Vorzeit.

1425 — 1426.

ihrem Fähnlein zuſammen gebracht hatten, bedurfte es nur einer unverhofft befreiten Beſatzung, die da plötzlich wieder ins Feld rückte und inſtinktmäßig zum Beiſtande irgend einer andern noch gefangenen Mannſchaft herbeieilte, und die Belagerer von heute Morgen wurden zu Belagerten.

Es war Nacht; zu dieſer Zeit und in Folge der getroffenen Vorſichtmaßregeln war Alles ruhig im Lager; die Stille wurde von Viertelſtunde zu Viertelſtunde nur durch den Ruf der Wachen geſtört; alle Feuer waren in den Baraken der Soldaten wie in den Wohnungen der Hauptleute verlöſcht; ein einziges Zelt, erhabener als die andern, und worauf bei jedem Windſtoße die vereinten Banner von Frankreich und Bretagne flatterten, war noch erleuchtet; denn darin wachte ſorgenvoll und vordenkend der Anführer des Heeres, welches ruhig ſchlief und auf ihn, wie die Herde auf ihren Hirt, vertraute.

Ganz gepanzert hatte er ſich auf die Wolfsfelle, die ihm zum Bette dienten, geworfen, nur der Helm lag neben ſeinem Feldbette, und ſo war es leicht zu erkennen, daß derjenige, auf dem die große Verantwortlichkeit eines Heerführers laſtete, ein ſchöner junger Mann von kaum 32 bis 33 Jahren war, von langen kaſtanienbraunen Haaren, die winkelrecht über ſeine Schultern fielen, von friſchem Ausſehen, blauen Augen und einer Miene, welche den Ausdruck vollkommener Sanftmuth gehabt hätte, wenn nicht ein angewöhntes Zuſammenziehen der Augenbrauen jenen mächtigen und entſchiedenen Willen verkündigt hätte, der bei den Bretonen oft in Eigenſinn ausartet. Eine kupferne Lampe, die einzige, die noch im Lager brannte, beleuchtete ein Manuſcript, worin er, den Kopf auf die linke Hand geſtützt, las und Verbeſſerungen anbrachte. Dieſer Mann war Artus Graf von Richemont, Connetable von Frankreich, der gefeierte Held des letzten Jahrzehends, Anführer der vereinten Kriegsmächte von Frankreich: jetzt ernſt vor ſich hinſtarrend und beſorgt um den Ausgang der gegenwärtigen Unternehmung.

Indeſſen war ein Mann in Bauerskleidung in das Zelt getreten und nahte ſich mit trüber Miene dem Befehlshaber.

„Ach! du biſt es, le Gruel!“ rief ihm Artus aufblickend mit einem Halblächeln zu, welches bewies, daß der Bote mit trüber Miene doch recht willkommen ſei. „Bei meiner Seele, mein armer Wilhelm, ich glaubte dich längſt aufgeknüpft, und wollte ſchon morgen eine Compagnie mit dem Befehle ausſchicken, in den Umgebungen Baum für Baum zu unterſuchen, um dir allenfalls doch ein chriſtliches Begräbniß zu verleihen.“

„Das hätte auch leicht nothwendig werden können, gnädiger Herr, wenn ich nicht die Vorſicht gebraucht, dieſe Bauerskleidung an die Stelle meines Knappenwamſes treten zu laſſen. Die Engländer ſtreifen Tag und Nacht unter den Befehlen von Suffolk und Weales herum, und obwohl ich eben nicht viel Geld bringe, ſo hätten ſie an mir doch immer eine erwünſchte Beute machen können.“ Bei dieſen Worten leerte Wilhelm le Gruel ſeine Taſche in den Helm des Grafen aus.

„Und wie weit biſt du gekommen?“

„Bis nach Rennes.“

„Haſt du dort keine Nachrichten vom Könige erhalten.“

„Ja, er iſt zu Iſſoudun mit Herrn von Giac und dem Hofe.“

„Aber von den verſprochenen hunderttauſend Thalern?“

„Davon habe ich nicht reden gehört.“

„Und dieſes Geld, welches du bringſt?“ ſprach Artus, nachläſſig die Augen auf ſeinen Helm heftend, der voll Gold war.

„Iſt der Ertrag für das Geſchmeide, mit deſſen Verkaufe Ihr mich beauftragt habt, und noch zweihundert Goldthaler mehr, die ich von Eurem Bruder und von Frau von Alancon für Euch erhielt.“

„Meine gute Schweſter!“ ſprach Artus leiſe für ſich hin. „Nun,“ fuhr er nach einer kurzen Pauſe fort, „dieſe 480 Goldſtücke reichen wenigſtens hin, die Kaufleute zu bezahlen, die uns die Lebensmittel lieferten; was die Soldaten betrifft, ſo werden ſie ſich gedulden müſſen, den guten Willen unſers Königs abzuwarten.“

„Geb' es der Himmel! erwiederte Wilhelm mit merklich bangem Tone."

„Nun was ſoll das?" fuhr Artus auf, „und was läßt dich an der Geduld der Armee zweifeln, wenn ihr Anführer ihr das Beiſpiel gibt?"

„Einige Worte, die ich hörte, als ich unter die Zelte trat."

„Und dieſe Worte?"

„Verkündeten einen Aufſtand auf morgen, wenn bei Tagesanbruch die Truppen den Sold nicht erhalten würden, den ſie ſeit fünf Monaten erwarten."

„Einen Aufſtand!" rief Artus aus, indem er vom Lager aufſprang. „Einen Aufſtand! du haſt ſchlecht gehört Wilhelm."

„Nein, gnädiger Herr, ich bin deſſen, was ich gehört, nur allzugewiß."

„Ein Aufſtand!" fuhr Artus fort, verächtlich lächelnd und mit großen Schritten auf und abgehend. „Ein Aufſtand! das müßte doch ſonderbar zugehen. — Nimm dieſes Gold," fuhr er nach einer Weile mit flammenden Blicken fort,

„berichtige ſogleich die Rechnungen der Kaufleute, und wenn etwas übrig bleibt, ſo ſchenk' es an die ärmſten Familien des nahen Ortes: ſie mögen für den Ruhm König Karls VII. und das Heil Frankreichs beten.“

Wilhelm betrachtete ſeinen Gebieter ſcheu und entfernte ſich. Er hatte in dieſer Miene geleſen, daß es nicht rathſam ſei, noch etwas zu antworten. Artus aber warf ſich wieder auf das Lager, und war es nun Müdigkeit nach einer ſo verlängerten Nachtwache, war es feſtes Vertrauen auf ſich ſelbſt, — eine Viertelſtunde ſpäter ſchlief er feſt ein.

Aber mit Tagesanbruch wurde ſeine Ruhe durch einen heftigen Lärm geſtört, der ſich im Lager erhob. Artus fuhr empor, ſprang vom Bette herab und wollte eben aus dem Zelte hinausſtürzen, als le Gruel eintrat.

„Was bedeutet dieſer Lärm? was geſchieht im Lager?“

„Was ich vorhergeſehen hatte, gnädiger Herr.“

„Ein Aufſtand!“ rief Artus aus, mit wilder Haſt nach dem Streitkolben langend.

„Nein, noch nicht.“

„Was alſo?“

„Die Wache hat die Kaufleute und Viehhändler nicht fortziehen laſſen wollen.“

„Und warum?“

„Weil ſie von dem Soldaten, der vor Eurem Zelte den Poſten hatte, benachrichtigt worden war, daß alles Gold, welches ich mitgebracht, zur Bezahlung der Lebensmittel verwendet worden und nichts für den Sold des Heeres übrig geblieben ſei. Die Truppen wollen dieſes Gold den Kaufleuten wieder abnehmen, welche es als eine rechtmäßige Bezahlung betrachten und nicht zurückzugeben erklären.“

„Sie haben Recht, bei unſerer lieben Frau! und ich will ihnen zu Hülfe eilen als braven Leuten.“

„Nehmt doch Euern Helm, gnädiger Herr.“

„Nein, nein, dieſe Spaßvögel müſſen ſo weit als möglich mein Antlitz erkennen, damit es, wenn Einer von ihnen zu gehorchen zögert, keine Entſchuldigung gebe. Mein Pferd, Jehan, mein Pferd!“

Der Stallmeiſter führte das bereit ſtehende Streitroß vor, übergab die Zügel in die Hände des Connetables und wollte ihm, wie es ſonſt ſein Amt, das Knie darbieten; aber Artus warf ſich trotz der Schwere ſeiner Rüſtung in den Sattel, als ſei er mit einem Jagdkleide angethan, und nachdem er gehorcht, von welcher Seite der Lärm käme, trieb er ſein Pferd im Galop nach dieſer Richtung hin.

Es war geſchehen, wie es Wilhelm geſagt; die Lagerwachen, von der Bezahlung der Handelsleute in Kenntniß gebracht, hatten ſich dem Abzuge derſelben widerſetzt, wenn ſie nicht die Hälfte des empfangenen Geldes wieder herausgeben würden. Dieſer Vorſchlag wurde einmüthig verworfen; allein die Soldaten, welche auf ſolchen Widerſtand gefaßt ſchienen, hatten ſich ſchnell entſchloſſen, das mit Gewalt zu nehmen, was man ihnen nicht gutwillig geben wollte. Hierauf hatten ſich die Handelsleute, welche wohl wußten, daß, einmal den Händen der Kriegsleute überlaſſen, die Rückerſtattung ihres Geldes mit keiner großen Genauigkeit geſchehen würde, unter dem

Vorwande einer Berathſchlagung vereinigt, eigentlich aber mit der Abſicht, um ſich zur Vertheidigung vorzubereiten; dem zufolge hatten ſie die Weiber und Kinder in den Mittelpunkt gedrängt, aus den Karren war ein Wall gebildet worden, und mit Stöcken bewaffnet, bereiteten ſie ſich vor, das zu vertheidigen, was jeder ächte Handelsmann von Jugend auf über ſein eigenes Leben zu ſetzen gelernt hat, ihr Geld. Die Soldaten ihrerſeits, für die ein ſolcher Krieg nur Spiel war, bereiteten ſich mit roher Freude dazu vor. Sie waren von allen Seiten des Lagers herbeigelaufen, größtentheils unwiſſend, um was es ſich handle, aber aus Gemeinſinn entſchloſſen, ohne fernere Erkundigung Partei gegen die Bauern zu nehmen, und riefen: Zum Tode mit ihnen! zum Tode! ohne noch zu wiſſen, was diejenigen verbrochen, die ſie invoraus zum Sterben verurtheilten.

Aber mitten unter dieſem Getöſe und dieſer Verwirrung erſcholl plötzlich der Ruf: Der Connetable!

Und in demſelben Augenblicke trennte ſich die wogende und gepreßte Menge, um einen breiten und freien Durchgang für ihren Anführer zu bilden, der im Galop hindurchſprengend, erſt dann anhielt, als ſein Pferd faſt mit dem Kopfe gegen die Barrikaden ſtieß, welche die Handelsleute errichtet hatten, und in deren Mitte ſie mehr todt als lebendig erwarteten, was das Schickſal über ſie und ihr Geld verfügen würde. Allein bei'm Anblick des Connetables faßten ſie wieder Muth, ſchoben ſchnell einen Karren bei Seite, um der Verſtärkung, die ihnen ankam, einen Zugang zu öffnen, warfen ſich vor das Pferd des Ritters und flehten um Gnade und Gerechtigkeit.

„Warum ſeid ihr nicht bei Tagesanbruch fortgezogen, wie ich es euch befohlen hatte?“ fragte Artus mit einer Stimme, die alle andern übertäubte, und von den letzten Reihen des Heeres verſtanden wurde.

„Weil die Wache uns das Lagerthor zu öffnen verweigerte,“ antwortete faſt bebend Jener, welcher der Anführer des Zuges ſchien.

Artus gab ein Zeichen, ihm weiter Platz zu machen, und ritt auf das Lagerthor zu.

„Warum,“ donnerte er den Schildwachen zu, „habt ihr dieſe Leute nicht ziehen laſſen?“

„Weil ſie das Loſungswort nicht hatten, gnädiger Herr!“ antwortete einer der Soldaten.

„Das iſt in der Ordnung!“ ſprach Artus, ritt in den Verhau zurück, und neigte ſich zu dem Ohre Desjenigen, der mit ihm geſprochen hatte: „Bretagne und Bourgogne!“ flüſterte er ihm zu. „Jetzt geht!“

Der Kaufmann eilte zu ſeinem Karren, nahm das Pferd am Zügel und fuhr auf das Thor zu, ihm folgten alle ſeine Gefährten: „Bretagne und Bourgogne!“ rief er den Soldaten zu. „Paſſirt!“ antworteten die Wachen, und die ganze Reihe zog ohne Hinderniß ab.

Als der letzte Karren durch die Verſchanzungen hinaus war, warf Artus, der dem Zuge mit den Augen gefolgt war, ſein Pferd herum, und gewahrte einige Schritte vor ſich mehrere Ritter ſeines Lagers, welche herbeigeeilt waren, um ihm im Nothfalle beizuſtehen. „Meine Herren,“ ſprach der Connetable, der die Urſache, die ſie hergeführt, ganz vergeſſen zu haben ſchien, es iſt mir ſehr lieb, Sie verſammelt zu ſehen, denn wir wollen ſogleich zum Sturme ſchreiten. Meſſire Alain de La Motte, Eure Schützen mögen ihre Bogen unterſuchen und die Köcher füllen. Meſſire de Molac, befehlt denen von Ploermel und du Roc Saint André die Faſchinen und Leitern bereit zu halten. Herr von Coetivé, nehmt zweihundert Reiter und unternehmt eine Recognoscirung nach Avranches und Pontorſon, damit uns die Engländer nicht zuvor kommen. Was Euch betrifft, Wilhelm Eder, ſo wollen wir zugleich Jeder auf ſeiner Seite ſtürmen; nun verfüge ſich Jedermann zu ſeinem Banner, ſobald Alles in Ordnung iſt, ertönen die Trometen.

Nach dieſen Worten begab ſich jeder Führer in ſein Quartier, ihm folgten die Männer, die unter ſeinem Banner ſtanden, und ſo wurde der Platz, worauf ſich eine Viertelſtunde früher drei oder viertauſend Perſonen herumgetummelt, plötzlich leer, bis auf die Wachen und den Connetable, der jetzt, da er wieder überall Ordnung und Gehorſam ſah, den Weg zu ſeinem Zelte einſchlug, um auch ſeinerſeits alle Vorbereitungen zum Kampfe zu treffen.

Sturm und Abzug.

Eine Stunde ſpäter trat das Heer von Bretagne aus ſeinen Zelten und marſchirte in guter Ordnung auf, um gegen das Schloß Saint James de Beuvron Sturm zu laufen.

Die von dem Connetable ertheilten Befehle waren pünktlich vollzogen worden. Herr von Coetivé war mit 25 Lanzen auf der Seite von Pontorſon vorgerückt. Meſſire Alain de La Motte hatte ſeine Bogenſchützen in zwei Truppen getheilt, die er mit ſeinem Sohne befehligte. Herr von Molac hatte die Leiterträger geſammelt, und Wilhelm Eder bereitete ſich, den Befehlen des Connetables zufolge, vor, die Mauer von der Nordſeite zu erklimmen, während Artus mit der Hälfte des Heeres das Schloß umging und ſich von der Südſeite zum Sturme anſchickte. Die Engländer folgten indeſſen den Bewegungen der Belagerer mit einer Wachſamkeit, welche die ganze Unruhe errathen ließ, die ihnen dieſe verſchiedenen Bewegungen verurſachten.

und beſetzten auf den beiden bedrohten Punkten die Wälle mit ihren beſten Truppen. Auch war die Armee des Connetables kaum in der Schußweite angelangt, als die Belagerten ein großes Geſchrei ausſtießen; ein feines Ziſchen folgte darauf, und drei bis vier Männer fielen, von den langen Pfeilen der engliſchen Bogenſchützen erreicht.

Artus befahl die Schlachtlinie enger zu ſchließen und mit den Schildern zu decken, und rückte rüſtig gegen die Mauern vor. Aber ſie hatten kaum dreißig Schritte vorwärts gethan, als neue Todesboten in ihre Reihen eindrangen. Seufzer und Flüche ließen ſich vernehmen, indeſſen ſetzten die Truppen ihren Marſch fort, und ließen ihre Todten und Verwundeten als blutige Male zurück. Als ſie endlich in halber Schußweite vor den Wällen angekommen waren, gab Artus den Befehl Halt zu machen, und ſtellte ſeine Leute in einer dreifachen Linie auf, die bretoniſchen Bogenſchützen pflanzten ihre langen, ſpitzigen Schilder vor ſich auf, knieten ſich dahinter und ſingen an, den Engländern Pfeil um Pfeil, Tod für Tod zurückzuſchicken.

Als der Kampf ſo begonnen war, befahl der Connetable den Faſchinenträgern ſich, ihrer Bürde als eines Schildes zu bedienen und gegen die Gräben vorzuſchreiten, und den Leiterträgern, ihnen zu folgen; dann beſchützte er ſelbſt, indem er einen Bogen aus den Händen eines eben gefallenen bretoniſchen Schützen nahm, ihre Unternehmung. Bald geſellten ſich mehrere Ritter zu ihm, durch ihre Rüſtungen vor den Pfeilen geſchützt, die von ihren flamändiſchen Panzern, welche ſogar der Lanze Widerſtand boten, gefahrlos abprallten.

Indeſſen fühlte Artus mitten unter dieſen Pfeilſchüſſen, welche auf ſeine Rüſtung wie der Hagel auf ein Dach herein klapperten, daß ihn einer heftiger vor den andern traf, und ein leichter Schmerz an der linken Schulter verkündete ihm, daß, ſo erprobt auch ſein Panzer war, die Spitze der feindlichen Waffe doch bis auf die Haut durchgedrungen ſei. Er riß ihn ſogleich heraus, und erkannte unter der Beſiederung den Namenszug des berühmten engliſchen Zeugſchmiedes Mathäus Duncaſter, der durch die Wahl des Holzes, das er zur Verfertigung der Bogen verwendete, und die Härtung des Eiſens an ſeinen Pfeilen allgemein bekannt war. Er hatte dieſe Unterſuchung kaum beendigt, als er ſich neuerdings getroffen fühlte. Auch dießmal hatte der Pfeil den Panzer geritzt, konnte ihn aber nicht durchdringen.

„Seid Ihr verwundet, gnädiger Herr?“ rief Wilhelm de La Motte, der ihm zur Seite ſtand.

„Nein! Dank ſei es meiner guten Rüſtung von Gent,“ erwiederte Artus. „Aber dringend iſt es, den Burſchen zu erforſchen, der uns ſolche Geſchenke ſchickt, und mich ſchnell an ihm zu rächen; denn jeder dieſer Pfeile auf unſere Leute abgeſchoſſen, iſt der unvermeidliche Tod eines Menſchen, und Euch ſelbſt Wilhelm, wenn er Euch unter uns erblickt, leicht bewaffnet, wie Ihr ſeid, würde Euch Euer Panzerhemd nicht mehr als ein Fiſchernetz ſchützen.“

„Hilf Himmel und erbarme dich meiner!“ rief plötzlich Wilhelm de La Motte, und ſank auf ein Knie.

„Um Gott, was gibt's, mein armer Wilhelm?“ fragte Artus mit Beſorgniß.

„Nichts, als daß ich tödtlich getroffen bin, gnädiger Herr; aber ſeht dort den verdammten Walliſer, der ſich über den Wall neigt, um mich ſeinen Kameraden zu zeigen: der iſt's, der mich getödtet hat.“ Artus warf einen Blick auf den Bogenſchützen, dann wendete er ſich wieder zu dem Verwundeten und ſah, daß wirklich einer jener fürchterlichen engliſchen Pfeile, welche bei drei Fuß lang waren, ihn unter der rechten Bruſt getroffen hatte und ihm zwiſchen den Schultern herausſtand. Er wußte es mit einem Blicke, daß ſich der arme Wilhelm nicht täuſche, und daß ſeine Wunde tödtlich ſei.

„Wohlan, was wünſcheſt du, Wilhelm?“ rief ihm Artus haſtig zu, „und wenn die Erfüllung deines Wunſches in die Macht eines Menſchen gegeben iſt, ſo ſoll dein letzter Wille gewiß erfüllt werden.“

Wilhelm konnte nicht mehr ſprechen, Ströme Blutes floſſen aus ſeinem Munde; er deutete nur noch mit der Hand auf den Bogenſchützen, der ihn verwundet hatte und ſich jetzt des Sieges freute.

„Gut, ich verſtehe dich,“ murmelte Artus, und legte den beſten Pfeil auf ſeinen Bogen zurecht. „Stirb in Frieden, Wilhelm!“

Unter einem durchflog der Pfeil Artus pfeifend die Luft, erreichte das Ziel, das ihm das Auge ſeines Herrn beſtimmt hatte, und durchbohrte die Schläfe des Bogenſchützen auf dem Walle, trotz des ledernen Helms, der ſeinen Kopf beſchützte. Der Engländer ſtreckte die Arme aus, ließ ſeinen Bogen fallen und fiel rücklings in die Arme ſeines Kameraden. Artus wendete ſich zu Wilhelm. Ein Strahl der Freude zuckte wie ein Blitz aus den Augen des Sterbenden, welcher faſt zugleich aufächzte, ſich krümmte und verſchied.

„Auf die Mauern! auf die Mauern!“ rief Artus aus, den Rachedurſt benützend, mit welchem dieſes Schauſpiel die Ritter belebt hatte — „auf die Mauern!“ — Die Gräben waren angefüllt, die Leitern angelehnt, es galt ein Beiſpiel, und Artus ſelbſt kletterte voraus, von ſeinen Hauptleuten und Reiſigen gefolgt. Die Bogenſchützen blieben zurück, um die Stürmenden zu decken, und die Engländer auf der Mauer mit Pfeilen zu beunruhigen.

In einem Augenblick wurden fünfzig Leitern angelehnt, und durch das Beiſpiel des Connetables angefeuert, drängte ſich Alles hinauf, um handgemein zu werden.

Schon hatten die Belagerer die Hälfte der Wallhöhe erklommen, als der Schrei: die Engländer! die Engländer! ſich hinter ihnen hören ließ. Sogleich riſſen die Bogenſchützen, welche den Auftrag hatten, den Angriff zu beſchützen, geſchreckt durch den Wahn eines Ueberfalls von rückwärts, die Schilder aus der Erde, warfen ſie über die Schultern und flohen, das Geſchrei ſelbſt wiederholend, welches ſie alarmirt hatte. Nun fingen die Belagerten an, da ſie ſahen, daß ſie es nur mehr mit den Rittern und Reiſigen zu thun hatten, von den Wällen herab Steine, Zimmerwerk, Balken und kurz alle jene ſchweren Laſten auf die Köpfe der Emporſteigenden regnen zu laſſen, welche die Taktik der Belagerungen gewohnt iſt auf den Mauern anzuſammeln, wenn ein Sturm bevorſteht; zu gleicher

Zeit öffnete ein Reiterhaufe das nächſte Thor, ergoß ſich in die Ebene und fiel den Stürmenden in den Rücken, welche nun alle Mühe hatten ſich in Vertheidigungſtand zu ſetzen.

Artus war einer der Erſten von der Leiter herabgeſprungen, um dieſem neuem Angriffe die Spitze zu bieten; Alles hatte ihn an ſeinem Rufe und den Hieben, die er an die Feinde austheilte, erkannt und ſich um ihn herum geſammelt. Der Kampf hatte alſo bald wieder mit neuer Wuth am Fuße der Mauern begonnen; aber die bretoniſchen Ritter, zu Fuß, mit ſchweren Rüſtungen bedeckt, zerſchmettert von der Wucht herabgeſchleuderter Steine, in der Flanke von den Pfeilen der Bogenſchützen erreicht, und vorn von der Reiterei wüthend angegriffen, konnten nicht mehr daran denken, den verlornen Vortheil wieder zu erringen; es galt hier eher einen Kampf auf Leben und Tod, als um den Sieg, und da der Connetable ſelbſt mitten im Gewühle des Streites ſtand, ſo dachte Keiner an die eigne Rettung. Auf ihn, als den Einzigen, deſſen Fall dem ganzen Kampfe ein Ende machen würde, richteten ſich nun alle Anſtrengungen des Feindes um ſo leichter, als er ſie ſelbſt durch wiederholte Zurufungen an ſeine Gefährten, wenn ſich dieſe zu zerſtreuen ſchienen, über ſein Haupt beſchwor.

Auf einmal erhob ſich das Feldgeſchrei: „Bretagne und Richemont!“ von freundſchaftlichen Stimmen ausgeſtoßen, auf der andern Seite jener Maſſe, welche die Belagerer gegen die Mauer drückte; der Ruf: die Bretonen! die Bretonen! ertönte; die Soldaten auf den Wällen wiederholten ihn mit Unruhe, eine ſichtbare Unordnung brach in die Reihen der Engländer: Menſchen und Pferde wichen oder wurden von einer unſichtbaren Macht umgeſtürzt, welche ſich aber immer näher zeigte; und wie bei Minengräbern, die ſich endlich begegnen, wurde jetzt der ſchwache Wall, der Artus noch von der neuangekommenen Hülfe trennte, umgeworfen, aber Herr von Coetivé ſank blutend und verſtümmelt, ein ſterbendes Opfer dieſer letzten Anſtrengung, zu den Füßen des Connetables hin.

Es war nemlich eine zum Herumſtreifen beſtimmte Truppe von den bretoniſchen Bogenſchützen für einen feindlichen Ueberfall gehalten worden, und wie dieſe nun ſahen, daß ſie in dem paniſchen Schrecken, der ſie ergriffen, ihren Anführer verlaſſen hatten, ſo eilten ſie mit neuerwachtem Schlachteneifer zu ſeinem Beiſtande herbei, und wurden ſo die Urſache der Rettung aus dringender Gefahr.

Artus warf ſich auf das erſte Pferd, das man ihm darbot, ſteckte das abgebrochene Stück ſeines Connetable-Schwertes in die Scheide, ergriff die Streitaxt, die er zufällig an dem Sattelknopfe fand, und verfolgte die engliſche Reiterei hart bis an das Stadtthor, welches ſich hinter ihr ſchloß.

Als Artus rückkehrend die Schlacht verloren und die entkräfteten und gelichteten Truppen nur mehr durch Gehorſam an ſich gebunden ſah, hätte er vor innerlichem Ingrimm weinen mögen, und gab das Zeichen zum Rückzuge, den die Engländer nicht zu ſtören wagten.

Als er im Lager ankam, erfuhr er, daß auch der von Wilhelm Eder befehligte Angriff nicht glücklicher als der ſeinige geweſen. Wilhelm, Molac, Alin, de la Motte und Andere hatten das Leben dabei eingebüßt und das ganze Scharmützel war für die bretoniſche Ritterſchaft ſo fatal geweſen, als es nur eine große verlorene Schlacht hätte ſein können.

Artus gab die Loſung, zog ſich in ſein Zelt zurück und verbot Jedermann ihn dort zu ſtören. Hier blieb er ohne irgend eine Nahrung zu ſich zu nehmen bis zehn Uhr Abends. Endlich rief er die Wache vor ſeinem Zelte, allein Niemand antwortete. Er vermochte ſich dieſes Schweigen nicht zu erklären und trat ſelbſt hinaus, allein ſein Zelt war nicht bewacht. Hierauf rief er ſeinen Sekretair, ſeine Knappen, ſeine Pagen und befragte ſie. Allein er konnte von ihnen nichts erfahren, als daß etwas Seltſames den ganzen Abend hindurch im Lager vorbereitet worden ſei. — Sie hatten verdächtige Geſichter geſehen, ſie hatten gefragt, ohne eine Antwort zu erhalten. Endlich waren ſie zur Zeit der Abendglocke zurückgekehrt, und da ſich ſeitdem Alles ſtill und ruhig verhalten, ſo wußten ſie nicht mehr davon als er ſelbſt.

In dieſem Augenblicke tauchte ein blutiger Schein vom ſüdlichen Ende des Lagers empor, der Himmel überzog ſich mit Purpur, die Zelte der Bogenſchützen ſtanden in hellen Flammen, und doch war kein Lärm-Signal ertönt.

Staunend betrachtete Artus dieſe ſtille Feuersbrunſt, welche ſich mit reißender Schnelligkeit heranwälzte, ohne daß irgend eine Anſtrengung ihrer Heftigkeit Einhalt that. In jedem Augenblick war er gefaßt, ein Nothgeſchrei zu vernehmen und ſeine Soldaten mitten in den Flammen zu erblicken. Aber Alles blieb ſtumm und todt, als ob ſchon ſeit lange dieſe Zelte aufgehört hätten der Wohnort von Menſchen zu ſein. Endlich konnte er ſeiner Ungeduld nicht mehr widerſtehen und ſtieß ſelbſt einen heftigen Alarmruf aus. — Ein Pferd, das halb verbrannt aus einer dem Einſturz nahen Barake herausſtürzte und pfeilſchnell und ſchmerzlich wiehernd an ihm vorbeirannte, war das einzige lebende Weſen, das ſeinen Ruf erwiederte.

Fürchterlich, wie ein Geſpenſt, trat nun die Wahrheit vor ſein Auge; die Knie zitterten unter ihm und der Schweiß der Schande lief über ſein Angeſicht.

Die ganze Armee war heimlich davongezogen, nachdem ſie ihre Quartiere in Brand geſteckt, und hatte den Connetable verlaſſen.

Der unvermuthete Beſuch.

Nur mit vieler Mühe hatte der Graf von Richemont in dem Herzogthume ſeines Bruders die zwanzigtauſend Mann ausgehoben, mit denen er die Belagerung von St. James de Beuvron begonnen, und, wie wir geſehen, ziemlich unglücklich aufgegeben. Er ſollte dieſe Truppen, ſo lange er noch konnte, aus eigenen Mitteln unterhalten, und zählte fortwährend auf die Summe von 100,000 Thalern, die ihm von königlicher Seite verſprochen und die ſogar durch eine außerordentliche Steuer erhoben worden war, in welche die verſammelten Stände zu Mean ſur Yevre gewilliget hatten; allein das Geld blieb nun einmal aus, und die aufopfernden Anſtrengungen eines der größten Kronvaſallen erſchöpften ſich fruchtlos durch dieſe Unverläßlichkeit.

Schon hielten die Engländer die Normandie, Champagne, Isle de France und Guyenne beſetzt, ſie hatten Burgund zum Verbündeten und beherrſchten bereits faſt alle Häfen des Landes. Die

Angelegenheiten des Dauphins, der voreilig den Namen eines Königs von Frankreich führte, waren, und dies hauptſächlich durch Richemonts Unglück, tiefer geſunken als je.

Karl der Siebente, wie er ſich ſchon jetzt nennen ließ, beſaß wohl die Eigenſchaften, die einen Monarchen bei ſeinem Volke beliebt, aber nicht diejenigen, die einen König bei ſeinen Nachbarn geachtet machen. Der Drang der Umſtände hatte ihn genöthigt, oft zu fremder Hilfe, namentlich zu ſchottiſcher, ſeine Zuflucht zu nehmen, die dann mitunter mehr nach Nothwendigkeit als nach Klugheit gewählt wurde.

Die oft erneuerten politiſchen Veränderungen hatten das Glück Frankreichs in eine immer ſchwankendere Lage verſetzt. Jeder neue Machthaber, dem ſich das königliche Vertrauen hingeben mußte, brachte ſeine Anſprüche, Abſichten und Parteilichkeiten mit, welche der König befriedigen und theilen mußte. So hatte ſelbſt der edle Richemont, weit entfernt, das Connetable-Schwert wie eine Gunſt zu empfangen, erſt Bedingungen vorgeſchrieben, unter welchen dieſe hohe Ehrenwaffe, auf deren Scheide die Lilien Frankreichs prangten, am 7. März des Jahres 1424 an ſeine Seite kam. Eine dieſer Bedingungen war die Verbannung Aller, welche an der Ermordung des Herzogs von Anjou Antheil genommen. Der neue Connetable, der ſeine Würde mit größerer Einſicht und edleren Planen angetreten, als irgend einer ſeiner Vorgänger, hatte gleich Anfangs die Verſöhnung der Herzoge von Bretagne und Burgund mit dem Könige von Frankreich im Sinne; er hatte ſogar ſchon Unterhandlungen mit Philipp dem Guten eröffnet, und als förderlichen Beweis der Reue von Seite Karl's die Entlaſſung aller Würdenträger und Räthe erwirkt, die ſich gegen Burgund feindlich gezeigt hatten. Nur der Herr von Giac, deſſen vergangene Verbrechen unbekannt geblieben, und den man immer für einen Anhänger des Hauſes Burgund hielt, ſtand als Präſident der Rathsverſammlungen an der Seite des Königs.

Indeſſen ſchien eine unbekannte böſe Macht alle Verſuche, welche Artus zur Ausſöhnung und zum Guten machte, zu vereiteln: der König, voll Kraft und guten Willens, ſo lange er durch die Gegenwart des Connetables unterſtützt wurde, fiel, ſobald ihn dieſer verlaſſen, in ſeine gewöhnliche Apathie zurück. Nach Iſſoudun mit dem Titel eines Königs von Bourges, den ihm die Engländer ſpottweiſe beilegten, zurückgezogen, brachte er die Tage auf der Hochwild- oder Vogeljagd, die Abende mit Karten- oder Würfelſpiel zu.

Am Abende eines jener nutzlos verſtrichenen Tage, welche La Hire ſagen machten: „daß es niemals einen König gegeben, der ſo freudig ſein Reich verloren habe," würfelte derſelbe Karl, der ſich ſpäter den Namen des Siegreichen verdiente, den man aber damals nur den Sorgloſen nennen konnte, in einem der Säle des Schloſſes von Iſſoudun mit ſeinem Günſtlinge, dem Herrn von Giac; von Zeit zu Zeit langte ſeine Hand, welche vom Armſtuhl herabhing, nach dem Kopfe eines ſchönen weißen Windſpieles, das zu ſeinen Füßen lag, und dieſe Aufforderung dadurch erwiederte, daß es den langen ſchlanken Hals empordehnte und das ausdrucksvolle Auge auf ſeinen Herrn richtete. Der König, des Spieles ſatt, ließ endlich den elfenbeinernen Würfelbecher, den er hielt, fallen, wandte ſeinen Lehnſtuhl und neigte ſich zu ſeinem Lieblingshunde, der ſich alſogleich auf die Hinterfüße erhob und mit den vordern dem Könige zu liebkoſen anfing.

„Brav, Fido, brav," ſagte Karl, „du biſt ein ſchönes Thier, treu wie dein Name es ſagt, und ich weiß dem Herzoge von Mailand mehr Dank dafür, daß er dich mir ſchenkte, als für ſeine dreitauſend Lombarden, welche mit der Plünderung meiner Provinzen anfingen und damit aufhörten, daß ſie mich die Schlacht bei Verneuil verlieren ließen: auch wirſt du ein ſchönes goldnes Halsband tragen, ſo lange ich eine Krone auf dem Haupte haben werde."

„Hörſt du wohl, Fido?" miſchte ſich Giac in die Converſation, „das will ſagen, daß du mit Frankreichs Wapen am Halſe ſterben wirſt." Fido ließ bei den Worten des Ritters ein leiſes Murren hören.

„Das iſt nicht ſicher, Giac," antwortete Karl melancholiſch; „denn dieſe Krone wankt ſehr, und ſchon fehlen, dünkt mir, die ſchönſten Perlen darin.“

„Seht, Giac,“ fuhr der König nach einem Seufzer und einer kleinen Pauſe fort, „ſeitdem ich ſo oft von den Menſchen betrogen worden, kam mir mehr als einmal die Luſt an, meinen Hund zum Rathgeber zu wählen, und mich in meinen Freund- und Feindſchaften ſeinem Inſtinkte anzuvertrauen.“

„Auf dieſe Art würde ich nicht lange mehr im Rathe Euerer Majeſtät ſein,“ bemerkte Giac; „denn ich ſtehe bei Fido nicht ſonderlich in Gnaden.“

„Sind denn ſolche Wunder ſelten,“ ſprach der König weiter, mehr ſeinen Gedanken als der Rede des Günſtlings folgend, „und hat Gott nicht ſichtbar oft Thiere zu Führern der Menſchen beſtimmt? Hatten wir uns nicht erſt neulich in dem Holze Dun le Roi verloren, und ſchwankte nicht die ganze Jagd, welcher Weg einzuſchlagen ſei, ohne daß Jemand den rechten anzugeben wagte? Seht, da kam ich auf den Gedanken, Fido loszulaſſen, und ihm zu folgen. Eine Viertelſtunde darauf hatten wir die Pferde und Pagen erreicht, die uns am Ausgange des Waldes erwarteten.“

„Und betrachtet einmal,“ fuhr der König fort, „dieſe ſchönen klugen Augen! wer dächte nicht, daß ein Strahl menſchlichen Verſtandes darin glänze? Seht dieſe Ohren, wie ſie ſich in die Höhe richten, um zu hören, was ich ſpreche. Ich darf nur deuten und Fido geht, nur rufen und er kehrt zurück, nur winken und er legt ſich nieder. Wiſſen meine Höflinge denn mehr zu thun? Aber ob ſie ihren Herrn finden, wenn er ſich verirrt, und ob ſie ihn nicht beißen, wenn er fällt, das iſt eine andere Frage.“

Das Schweigen, welches auf dieſe miſanthropiſche Aeußerung folgte, hätte ſich in Folge der ſtillen Betrachtungen beider Anweſenden vielleicht verlängert, wenn Fido nicht durch eine plötzliche unruhige Bewegung angekündigt hätte, daß ſich im Nebengemache etwas Fremdartiges begebe. Der König folgte den Augen des verſtändigen Thieres; er ſah, daß ſie auf den Ausgang des Saales geheftet waren.

„Seht, Giac,“ ſprach der König, „es naht uns jetzt ein Fremder; laßt ſehen, wie ihn Fido empfangen wird: ich will mein Benehmen nach dem ſeinigen richten, und diesmal ſei der Hund mein Rathgeber.“

In dieſem Augenblick wurde die Tapete aufgehoben, und ein Page meldete Herrn Artus, Grafen von Richemont, Connetable von Frankreich.

Der König ſtand auf, Giac wurde blaß, Fido lief zur Thüre. Zu gleicher Zeit trat der Connetable ein: der Hund, der ihn zum erſten Male ſah, ſprang freundlich auf ihn zu und leckte ihm die Hand.

„Ihr ſeid es, mein Vetter,“ rief der König mit einer Stimme, die etwas bewegt klang. „Welch ein Wunder führt Euch zu uns? Wir glaubten Euch in dieſem Augenblicke damit beſchäftigt, an den Küſten der Normandie Krieg zu führen, zum Nutzen der Krone und zum Ruhme Frankreichs.“

„So that ich, Sire,“ antwortete Artus, indem er mit geſenkter Hand dem Windſpiele liebkoſ'te. „Und es iſt nicht meine Schuld, wenn ich zu dieſer Stunde hier erſcheine, ſtatt die Lilien Frankreichs auf die Mauern von Saint James de Beuvron aufzupflanzen.“

„Und was führt Euch ohne meine Erlaubniß zurück, Vetter?“

„Mehrere Fragen, die ich Euch vorzulegen habe, Sire.“

„So ſprecht.“

Artus näherte ſich einige Schritte. Karl deutete auf einen Stuhl, aber der Connetable machte ein verbindliches Zeichen und blieb vor dem Könige ſtehen.

„Sire,“ begann Artus ſehr ernſt, „ich bin nicht gekommen vom Hauſe Bretagne zu reden, Ihr kennt es, denn es iſt dem Euren gleich. Ich ſelbſt bin ein Sohn des tapfern Herzogs Johann, welcher ſein Land mit dem Schwerte wieder eroberte, während Frankreich verloren wurde.“

„Mein Herr Vetter!“ unterbrach ihn Karl, die Brauen runzelnd —

„Sire,“ fuhr Artus fort, „erlaubt mir zu reden; wenn ich geſprochen und Unrecht habe, ſo mögt Ihr mich beſtrafen. — Ich war noch ſehr jung, als der edle Herzog, mein Vater ſtarb; Philipp der Kühne, ein Königsſohn wie Ihr, übernahm meine Vormundſchaft, allein auch er verſchied nur allzubald, und ich ward den Händen des Herzogs von Berry, auch eines Königsſohnes anvertraut, der ſeinem braven Oberſtallmeiſter Peronit meine militäriſche Erziehung übertrug, welche der Herzog, Euer Ohm, ſelbſt mit derſelben Sorgfalt überwachte, als wenn ich ſein Kind geweſen wäre. So war ich zur Zeit der Ermordung des Herzogs von Orleans unter der dem Herzoge von Burgund entgegengeſetzten Partei, es war dies meine erſte Verbindung, und von dieſer Zeit an gewöhnte ich mich daran, die Verſprechungen, die ich machte, zu halten.“

„Ich weiß, daß ihr ein rechtſchaffener Diener ſeid, Vetter.“

Artus verbeugte ſich kalt und fuhr, ohne auf die Lobrede des Königs zu antworten, fort:

„Von dort eilte ich im Jahre 1413, als Burgund und König Karl VI., Euer Vater, nachtheiliger Weiſe für die Intereſſen des Königreichs, die Belagerung von Bourges anfingen, Hülfe zu ſuchen nach Bretagne, und erhielt vom Herzog Johann, meinem älteſten Bruder, 1600 Ritter und Knappen, eine ſo anſehnliche Macht und ſo tapfere Hauptleute, daß wir im Vorüberziehen Sillé le Guillaume, Beaumont und l'Aigle mit Sturm wegnahmen.“

„Wir erinnern uns aller dieſer Heldenthaten, obwohl wir damals noch ſehr jung waren, mein Vetter,“ fiel der König ein zweites Mal mit einer markirten Bewegung der Ungeduld ein; Artus aber ſchien dies nicht zu bemerken und fuhr fort.

„Im Jahre 1415 hob ich bei der erſten Aufforderung des Königs Karl VI. und obwohl ich vor Parthenay ſtand, die Belagerung dieſer Stadt auf, um dem König Heinrich von England, welcher Harfleur belagerte, entgegen zu gehen. Guyenne gab alle ſeine Leute, ich Alles, was unter meinen Bannern focht; wir mußten uns mit Bourbon, Orleans, Alençon, Brabant und Nevers vereinigen; das Terrain war für ſo viele Truppen zu eng, zu ungünſtig: wir verloren die Schlacht, und ich wurde von der eigenen Hand König Heinrichs zum Gefangenen gemacht, eben nachdem ich ſeinen Bruder Clarence todt zu ſeinen Füßen hingeſtreckt hatte. Ich ſchwur ihm, mit redlichem Willen ſein Gefangener zu ſein, ſo lange er leben würde, und blieb fünf Jahre in England bis zum 31 Auguſt 1422, dem Tage, an welchem König Heinrich ſtarb und ich meines Wortes entbunden war. Da kam ich Euch, Sire, meine Dienſte anzubieten.

Am 7 März 1424 erhielt ich das Connetable-Schwert aus Eurer Hand, Sire, in den Ebenen von Chinon, und zwar mit der Verpflichtung auf meine Koſten und auf meinen Gütern 20,000 Mann Truppen auszuheben, dagegen Ihr, Sire, mir 100,000 Thaler zu ſchicken verſpracht, um meine Leute während des Feldzuges zu beſolden. War es nicht ſo?“

„Ja, mein Vetter.“

„Ich habe dieſe 20,000 Mann auf meine Koſten und auf meinen Gütern ausgehoben. Ich habe ſie in die Normandie geführt, ich habe Pontorſon genommen, wo ich die Beſatzung über die Klinge ſpringen ließ, und von dort verlegte ich die Belagerung vor Saint James de Beuvron.“

„Wohl kenne ich alle dieſe Waffenthaten, mein Vetter, und darum erſtaune ich, Euch hier zu ſehen.“

„Weil ich Euch das Connetable-Schwert zurückbringe, Sire; denn ich habe alle meine Verſprechungen gehalten, während Ihr die Euren nicht erfüllt habt. Verzeiht, daß ich es in ſo ſchlechtem Zuſtande in Eure Hände lege,“ fuhr Artus fort, indem er es aus der Scheide zog, „allein die engliſchen Rüſtungen haben es ſo ſtumpf und ſchartig gemacht.“

„Ich hätte meine Verſprechungen nicht gehalten?“ fragte der König, den Rumpf des Schwertes betrachtend, das ihm der Connetable überreichen wollte, „und welche nicht, mein Vetter?“ — Giac machte eine Bewegung um aufzuſtehen und ſich zu entfernen. — „Bleibt!“ rief ihm der König zu, mit dem befehlenden Winke ſich zu ſetzen. „Ihr ſeht, daß man uns anklagt, bleibt hier, um uns zu vertheidigen.“ Giac ſank verlegen in ſeinen Lehnſtuhl zurück.

„Es iſt nicht meine Schuld, Sire, ich that mein Möglichſtes, um meine Truppen zu beköſtigen, die Kaufleute von Rennes haben all mein Geſchmeide und mein ganzes Silbergeſchirre. Ja, meine Kette und meine goldenen Sporen, das Zeichen meiner Ritterſchaft, die Krone von meinem Helme, das Zeichen meiner Grafenwürde, verkaufte ich; aber es wollte noch immer nicht zureichen. So kam es, daß ſich mein Heer aus Mangel an Geld während der Nacht aufgelöſ't, und nachdem es ſeine Zelte in Brand geſteckt, ſeine Bagage, ſeine Artillerie, ſeine Fahnen und mich verließ. Ich eilte den Verräthern, den Memmen nach. Ich drohte und bat: aber ſie wollten auf nichts mehr hören und zogen weiter; und alle dieſe Schande, Sire, wäre dem edlen Hauſe Bretagne nicht begegnet, wenn Eure Majeſtät beſſer Wort gehalten und mir die verſprochenen 100,000 Thaler geſchickt hätte.“

„Was Ihr hier ſagt, iſt ſeltſam, mein Vetter,“ ſagte Karl, der blaß vor Zorn aufgeſtanden war, mit einem ſcharfen Blicke auf Peter von Giac; „denn die 100,000 Thaler ſind zu

Neun für Nèore von den Ständen des Königreichs decretirt, von den guten Städten erhoben worden, und ſind gewiß nicht in unſerer Caſſe geblieben, in welcher ſich dermalen wirklich nicht mehr als vier Thaler befinden.“

„Aber wohin iſt denn dieſe Summe gekommen?“ fragte Artus mit Erſtaunen.

„Fragt den Ritter von Giac, mein Vetter,“ antwortete der König faſt verzagt; „er muß wohl etwas darum wiſſen, da ſie ihm übergeben worden war.“

„Ein Theil,“ ſagte der Ritter, nachläſſig mit ſeiner goldenen Kette ſpielend, und ohne Richemont's Frage erſt abzuwarten, „dürfte an die ſechs herrlichen Hengſte gewendet worden ſein, welche ungariſche Kaufleute uns gebracht, der andere zur Verſchönerung der Jagdequipagen, welche ſich in einem des Königs unwürdigen Zuſtande befanden, und der Reſt . . . . .“

„Und der Reſt,“ fuhr Artus vor Zorn zitternd fort, „das Haus der Frau Katharine Bouchard neu aufzubauen, welches der Mätreſſe eines Herrn von Giac unwürdig war.“

„Vielleicht auch dazu!“ antwortete der Ritter mit halb verlegener, halb inſolenter Miene: „Ihr habt wohl kaum das Recht, hier Rechenſchaft zu fordern.“

Artus kniete ſich zu den Füßen des Königs hin, legte daſelbſt den Stumpf des Schwertes, das er bisher in der Hand gehalten, nieder, erhob ſich mit Würde und machte eine Bewegung fort zu gehen.

„Halt mein Vetter!“ rief Karl, ihn zurückhaltend. „Wir nehmen Euer Wort nicht zurück.“

„Möget Ihr es nehmen, Sire,“ antwortete Artus; „denn Ihr kennt die Vorrechte des Connetables von Frankreich.“

„Ja, mein Vetter, wir wiſſen, daß ſie faſt denen des Königs gleichkommen.“

„Ihr wißt, daß zu meinen Gerechtſamen das Recht der hohen und niedern Gerichtsbarkeit gehört, und daß die Seneſchalle, Landvögte, Schultheiße, Bürgermeiſter, Schöppen und Befehlshaber der guten Städte, Schlöſſer, Feſtungen, Brücken, Häfen und Päſſe nnd alle Eure Gerichtspfleger uns wie Euch ſelbſt gehorchen müſſen.“

„Ich weiß es.“

„Und Eure Majeſtät beſtätigt mich in dieſen Vorrechten, wie Sie mir dieſelben ſchon früher eingeräumt hat?“

Der König hob das Schwert, welches zu ſeinen Füßen liegen geblieben war, auf, und reichte es Richemont mit den Worten dar: „Stecket dieſes Schwert wieder in ſeine Scheide, mein Vetter, wir geben Euch bloß den Auftrag, eine andere Klinge, und zwar eine feſtere dafür zu wählen.“

Richemont verneigte ſich. — „Will mir jetzt Eure Majeſtät die Schlüſſel der Stadt übergeben laſſen?“

„Und warum das, mein Vetter?“

„Weil ich morgen mit Tagesanbruch bei der Mutter Gottes vom Flecken Deolz meine Andacht zu verrichten wünſche,“ antwortete Artus.

„Ihr könnt ſie nehmen,“ ſagte der König.

„Und da ich jetzt Eurer Majeſtät nichts mehr zu ſagen habe, wird Sie erlauben, daß ich mich entferne.“

„Geht, mein Vetter, und Gott ſchütze Euch.“

Der Connetable verneigte ſich tief vor dem Könige, und begab ſich hinweg, bis zur Thüre von Fido begleitet, der ihn unter die Zahl ſeiner Begünſtigten aufgenommen hatte.

Des andern Tages, am frühen Morgen, als ſich Herr Artus von Richemont in die Kirche unſerer lieben Frau von Deolz verfügen wollte, meldete ihm ein Knappe, daß der Ritter Giac ſeinen Befehlen zufolge verhaftet ſei, und daß man die weiteren erwarte, um zu wiſſen, was mit ihm zu geſchehen habe.

„Alain Giron und Robert von Montauban ſollen ihn bis in die Gefängniſſe zu Dun le Roi mit hundert Lanzen begleiten; ſobald er dort abgeſetzt ſein wird, weiß mein Vogt, was ſein Amt iſt. Geht. — Was Euch anbelangt, Jehan de la Boiſſière,“ fügte der Connetable hinzu, „ſo reitet Ihr nach Bourges und bedeutet dem Nachrichter, daß er ſich in Eile nach Dun le Roi zu verfügen habe.“ —

Darauf ging der Connetable hin und hörte mit Andacht die Meſſe.

Des Frevlers rechte Hand.

Jetzt dürfte es Niemand ſchwer werden zu errathen, warum Artus die Schlüſſel der Stadt begehrt. Aus Vorſicht nemlich, damit der Ritter Giac nicht über Nacht entfliehe. Aber der Oberrath des Königs baute allzuſehr auf die Gunſt Karls, um von Gefahr zu träumen und an Flucht zu denken. Als daher die Leute des Connetables die Thüre ſeines Hauſes mit Beilhieben einſchlugen und hineindrangen, fanden ſie ihn ruhig daliegen und ſchlafen. Man zwang ihn aufzuſtehen, ließ ihm nicht lange Zeit zum Ankleiden, drängte ihn zur Hausthüre, und ließ ihn hier ein kleines Pferd beſteigen, das für ihn mitgebracht worden war. Bald kam auch der Edelknecht, welcher die neuen Befehle des Connetables überbrachte. Der Zug ſetzte ſich nach Dun le Roi in Bewegung. Drei Stunden ſpäter ſaß der Ritter im Gefängniſſe, und noch am Abend deſſelben Tages las ihm der Vogt das Todesurtheil vor.

Giac hörte es in einen Winkel gekauert an, die bloßen Füße auf dem Steinpflaſter, die Ellenbogen auf die Knie, den Kopf in ſeine beiden Hände geſtützt. Der Vogt fragte, ob er noch etwas wünſche.

„Einen Prieſter,“ antwortete Giac dumpf. Das war das einzige Wort, das er ſeit ſeiner Verhaftung hervorgebracht, da er hartnäckig geweigert hatte, in den Verhören zu antworten. Der Vogt ging fort.

Der Diener Gottes fand, als er eintrat, den Ritter in der nemlichen Stellung, und da er ſah, daß Schweiß von der Stirne des Gefangenen ſtrömte, begann er damit, ihm Muth zum Tode zuzuſprechen.

„Nicht der Tod iſt es, den ich fürchte,“ erwiederte der Ritter, „wir haben uns oft genug in der Nähe geſehen, und käme er allein, ſo würde ich ihn ſegnen.“

„Der Tod kommt mit der Gnade des Herrn,“ ſprach der Prieſter.

„Oder mit ſeiner Rache,“ murmelte Giac.

„Habt Vertrauen zu Demjenigen, der geſtorben iſt, die Rache zu entwaffnen," fuhr der Mönch fort, indem er aus ſeiner Bruſt ein Kruzifix zog, das er dem Ritter darreichte. Dieſer ſtreckte die rechte Hand aus, es anzufaſſen; aber kaum hatte er es berührt, als er einen Schrei ausſtieß, als hätte er glühendes Eiſen angefühlt. — Das Kruzifix fiel auf die Erde.

„Gotteslāſterer!" rief der Mönch.

„Das iſt keine Gotteslāſterung, ehrwürdiger Vater, das iſt nur eine Vergeſſenheit," antwortete Giac. „Ich hätte das Gnadenbild mit der linken Hand ergreifen ſollen, weil die rechte verdammt iſt, und Ihr ſeht," fuhr er fort, indem er es wirklich mit der Linken aufhob und inbrünſtig küßte, „daß ich an dem geheiligten Symbole unſerer Erlöſung nicht freveln wollte."

„Ihr müßt ein großer Sünder ſein."

„Ein ſo großer, daß ich an der Verzeihung für meine Verbrechen zweifeln muß."

„Und doch ſcheint Ihr noch jung."

„Jung von Alter, alt von Herzen. Die Zeit hat keine Dauer an ſich ſelbſt; Glück und Unglück ſind es, die ſie in Minuten oder Jahrhunderte theilen. Ich habe nach Euch begehrt, wie ein Kranker nach einem Arzte, wenn er gleich weiß, daß ſeine Krankheit tödtlich iſt. Ich ließ Euch rufen, weil die Hoffnung ſo tief in dem menſchlichen Herzen wurzelt, daß man die für dieſes Leben erloſchene in dem andern wieder aufflammen ſehen möchte. Endlich aber habe ich Euch holen laſſen, weil mein Buſen ſeit zehn Jahren ein Kerker ſo furchtbarer Geheimniſſe iſt, daß ich mich daran gewöhnen muß, ſie einem Menſchen zu ſagen, um den Muth zu haben, ſie dort vor dem großen Gerichte wiederholen zu können.“ —

„Ich war glücklich, mein Vater,“ hub der Ritter nach einem tiefen Seufzer an. „Die erſten fünf und zwanzig Jahre meines Lebens vergingen in Freude und Vergnügen. Ich war reich, edel und tapfer. Man nannte mich den Günſtling des mächtigen Johann von Burgund. Er liebte mich, ich aber fühlte weder Liebe noch Haß. Liebe wohl, aber keine ſolche Liebe, wie Ihr ſie denken mögt; wenig war mir daran gelegen, wer das Königreich Frankreich beſäße, ob ſeine rechtmäßigen oder fremden Könige: wenn nur Katharina ihren Arm auf den meinen ſtützte, wenn nur ihr Auge mich zärtlich anblickte, wenn nur ihr Mund mir zuflüſterte: ich liebe dich. Endlich wurde ich ihr Gatte; mein ganzes Leben lag in dieſem Weibe, mein Entzücken wie mein Schmerz, vom Lächeln bis zum Schluchzen; ich hätte für ſie nicht blos Rang, Habe und Reichthümer, ſondern Leben, Ehre und Seligkeit hingegeben, und dieſes Weib betrog mich. Eines Tages fiel mir ein Brief in die Hände, der mir Alles ſagte; aber ich wollte nur meinen Augen trauen. Ich verbarg mich und ſah Katharina an der Seite ihres Geliebten, ihr Auge in das ſeine verſunken, ich hörte ſie ihm zuflüſtern . . . . Und dieſer Mann war derſelbe, der ſo hoch über mir ſtand, deſſen Gunſt mich glücklich machte — war Johann von Burgund. Da erwachte durch Eiferſucht angefacht, der Drang nach Rache in mir; ich war es, der ihn zur Zuſammenkunft von Montereau beſtimmte; ich war es, der die Zelte dergeſtalt errichten ließ, daß kein Schranke dazwiſchen ſtand; ich war es, der an Tanneguy-Duchâtel, Narbonne und Robert de Loir das verhängnißvolle Zeichen gab, welches ihn das Leben koſtete.“

„Johann verdiente den Tod:“ ſprach der Prieſter ernſt, „der König, das Vaterland hat eine größere Schuld an ihm gerichtet. Ihr ſeid ein Sünder, aber die Gnade und Barmherzigkeit des Himmels iſt groß.“

„Das iſt nicht Alles, mein Vater: ſo hatte ich nur den Einen der Schuldigen geſtraft, es blieb noch ſeine Mitſchuldige übrig; ich begab mich zu ihr. Muß ich Euch Alles ſagen, ahnt Ihr nicht, zu welchen Verbrechen der Rache die Eiferſucht ein Männerherz verleiten kann? Mit eigener Hand goß ich Gift in das Glas dieſes Weibes, für welches ich zwei Monate vorher mein Leben gegeben hätte. Als ich ſie zu dieſem Todestranke gezwungen, hob ich ſie hinter mir aufs Pferd, band ſie feſt an mich und trieb das Thier durch alle Einöden in die Nacht hinein. Zwei Stunden hindurch fühlte ich den Körper, den ich ſo oft mit Entzücken in meine Arme geſchloſſen, ſich in wüthenden Schmerzen krümmen, zwei Stunden hindurch hörte ich die Stimme wehklagen, deren Ton mich ſo oft vor Freude und Glück beben gemacht hatte, endlich hörte und fühlte ich nichts mehr. Mein Pferd hatte an den Ufern der Seine ſtille gehalten, ich ſtieg ab — Katharina war todt; Pferd und Leiche, beide ſtieß ich in den Fluß und Alles verſchwand.“

„Fürchterlich!“ rief der Prieſter; „aber,“ ſetzte er nach einer kurzen Pauſe hinzu, „Ihr ſeid Ritter und rächtet die Ehre Eures Hauſes: nicht ſo Eure als die Sünde unſeres Jahrhunderts. Gottes Barmherzigkeit iſt groß, und bei aufrichtiger Reue vermag ſelbſt in ſo entſetzlichen Fällen die Gnade des heiligen Stuhles loszuſprechen.“

„Nun ſtürzte ich mich,“ fuhr der Ritter fort, „in Alles, was der Menſch die Freuden, Vergnügungen und Ehren des Lebens nennt: Schwelgerei, Ruhm, Reichthümer, ich erſchöpfte Alles; die Menſchen waren ohne Treue und Ehre gegen mich geweſen, ich war ohne Treue und Ehre gegen ſie. Ich verrieth den, der mich liebte, wie ich von denjenigen verrathen worden war, die ich geliebt hatte: Freunde, Pflichten, Verträge und Länder waren für mich nur mehr eitle Worte, die ich jeder nächſten Laune opferte. Das ging ſo zehn Jahre fort, mein Vater; zehn Jahre, welche die Menſchen für glückliche hielten, indeß für mich keine Minute am Tage, keine Stunde der Nacht verging, in welcher ich nicht alle die blutigen Opfer meiner Frevel drohend vor mir auftauchen ſah; und doch hörte ich die Leute ſagen, wenn ich vorbeiging: das iſt Giac, der Günſtling, der Mächtige, der Glückliche!“

„Aber wie blieben Eure Verbrechen vor den Augen der Menſchen verborgen?“

„Weil eine größere Macht, als die menſchliche, mich unter ihren fürchterlichen Schutz genommen. Ihr wißt noch nicht Alles, ehrwürdiger Vater; hört jetzt das Schrecklichſte. In einem jener qualvollen Augenblicke der Verzweiflung, wo ich den Tod über mich hereinbrechend glaubte, und wo ich doch Alles für einen Moment der Rache hingegeben hätte, bot ich meine rechte Hand dem entſetzlichen Weſen an, das mir die Mittel zur fürchterlichſten Rache verſchaffen würde.“

„Und dieſer Vertrag?“ forſchte aufgeregt der Prieſter.

„Der Vertrag wurde angenommen, mein Vater,“ murmelte Giac, indem er noch blaſſer wurde, „darum habe ich mich ſo gut gerächt, darum blieben meine Miſſethaten den Blicken der Menſchen verborgen, darum, als Ihr mir das heilige Gnadenbild reichtet, das ich berühren wollte, brannte es mich wie eine Flamme.“

„Zurück!“ rief der Prieſter ſchaudernd und ſich mit Entſetzen abwendend, „zurück! der du ein Bündniß mit der Hölle geſchloſſen.“

„Mein Vater!“

„Nähere dich mir nicht, Verfluchter! Selbſt wenn die gnadenreiche Kirche dich reinigen wollte, ſie könnte es nicht: ſie würde deinem Leibe die Himmelspforten öffnen, aber deine verruchte Hand würde ewig in den Flammen der Verdammniß brennen. Laß mich hinaus, denn ich habe hier nichts mehr zu thun!“ Giac machte Platz und der Prieſter ging auf die Thür zu, welche er öffnete.

„Alſo, trotz meiner Gebete, meiner Reue, meiner Zerknirſchung verweigert Ihr mir die Losſprechung!" jammerte Giac.

„Sie iſt nicht in meine Macht gegeben, ſo lange dieſe Hand an deinem Leibe hält."

„Wohl denn," rief der Ritter aus, „ſo erweiſet mir den letzen Dienſt."

„Und welchen?" fragte der Mönch, die Thüre öffnend.

„Schickt mir den Henker, und wenn Ihr ihn von mir wieder hinausgehen ſeht, ſo kommt noch einmal zu mir." Und Giac ſetzte ſich wieder ruhig auf den Stein, wie ihn der Mönch gefunden hatte.

„Es ſei," ſprach der Prieſter; darauf ſchloß er die Thüre zu, und man hörte den Ton ſeiner Fußtritte auf dem Gange verhallen.

„Als Giac allein war, zog er die Ringe, die er an der linken Hand trug, ab und ſteckte ſie an die Finger der rechten Hand. Kaum war dies geſchehen, als der Henker eintrat.

„Höre," ſprach Giac, auf ihn zuſchreitend, „du ſiehſt hier an dieſer Hand für mehr als zweihundert Goldthaler Ringe und Edelſteine: ich könnte ſie an meinen Kerkermeiſter oder an irgend

Jemand andern verſchenken.“ Hier hielt er ein und betrachtete den Henker, deſſen Augen vor Habſucht funkelten.

„Wohlan!“ fuhr Giac fort, indem er den Aermel des Kleides zurückſtreifte und den Arm auf einen Säulenblock legte, welcher ſich in der Mitte des Kerkers befand, „nimm dein Schwert, haue dieſe Hand ab, und die Ringe ſind dein.“

Der Henker ergriff ſein Schwert, ohne ein Wort zu reden, holte zweimal aus, um ſeinen Schwung zu prüfen, und hieb mit dem dritten die rechte Hand des Ritters ab; dann hob er dieſe vom Boden auf, ſteckte ſie in ſeinen ledernen Sack und ging. Einen Augenblick ſpäter trat der Mönch wieder herein.

„Jetzt, ehrwürdiger Vater, könnt Ihr mich losſprechen,“ ſprach der Ritter, mit unterdrücktem Schmerze und den blutigen Stumpf des Armes hinweiſend, „ich habe keine rechte Hand mehr.“

Der Ritter und der Prieſter blieben allein.

Tags darauf ward Giac von Henkershand in den Fluß geſtürzt und darin erſäuft.

Ein Betrug.

Scene aus dem Leben eines Arztes.

Die Guten ſinken nicht, die Guten wanken nicht,
Die Guten leiden nicht, die Guten kranken nicht.

Rückert: „Sawitri.“

„Und ſomit ſchließe ich," fuhr der Capitain fort, „daß es ſtets das Beſte und Heilſamſte iſt, der augenſcheinlichen Gefahr den unerſchütterlichſten Muth entgegen zu ſetzen. Die Gefahr iſt oft, das wird mir Jedermann zugeben, nur ein leeres, ſchreckenverbreitendes Wort; und wenn es noch Mode wäre, die Sprache der Allegorie zu reden, ſo würde ich ſagen, daß Gefahren und Hinderniſſe mitunter nichts als geſpenſtiſche Rieſen und Chimären ſind: geht gerade darauf los, und ihr könnt des Sieges über ſie gewiß ſein."

„Wahr, ſehr wahr!" rief die junge Marquiſe aus: „und ich bin ganz der Meinung des Capitains; wenn man ſchon nicht das Talent des Muthes beſitzt, ſoll man wenigſtens Verſtand haben. Selbſt Andern glauben machen, daß man klug und leicht gefügig iſt, zeugt oft von der größten, und wirkt meiſtens wie Klugheit. Was halten Sie davon, Doctor?"

Derjenige, an welchen plötzlich dieſe Anrede gerichtet wurde, ſchien wie von einem elektriſchen Schlage berührt. Als er bemerkte, daß die Frage der Marquiſe ihm galt, ſchien er aus tiefen Träumereien zu erwachen.

„Ganz recht, gnädige Frau,“ begann er endlich gefaßt, „ich theile Ihre Anſicht, und zur Unterſtützung dieſes Uebereinſtimmens weiß auch ich eine Geſchichte zu erzählen.“

„Schöner als die des Capitains?“

„Schöner nicht; aber ich glaube ſie ſoll auf die überzeugendſte Art beweiſen, daß manchmal Muth dazu gehört, ſich furchtſam zu zeigen. Ich ſelbſt bin der Held des Abenteuers, welches Sie hören ſollen: allein ich verſpreche Ihnen im Voraus, daß ich es mir durchaus nicht erlauben werde, der Wirklichkeit auch nur die kleinſte Ausſchmückung oder Uebertreibung beizufügen. Ich werde nur wahr ſein. Uebrigens würden mir, wenn es Noth thun ſollte, die Beweiſe nicht fehlen.“

Der Kreis der Zuhörer zog ſich enger zuſammen; eine Dame von ungefähr dreißig Jahren, die immer noch ſchön zu nennen war, wenn gleich ihre blaſſen Züge das Gepräge früherer Leiden trugen, rückte ihren Lehnſtuhl an das Canapee, welches der Doctor inne hatte, und ſchien dem Erzähler eine beſonders lebhafte Aufmerkſamkeit zu widmen.

„Es war,“ hub dieſer an, „im Jahre 18**: drei Wochen nachdem ich durch eine Ueberzahl weißer Kugeln den Doctortitel erhalten hatte, reiſ'te ich nach einer der vorzüglichſten Städte Italiens ab, wo ich von allen meinen langen und beſchwerlichen Studien etwas auszuruhen gedachte.

„Ich kannte daſelbſt noch Niemanden, und erſtaunte daher ſehr, als ich eines Tages ein Billet erhielt, welches etwa in den Worten abgefaßt war: „Doctor P*** wird höflichſt erſucht, ſich in das Hotel des Grafen S . . . . zu verfügen.“ Ich bitte Sie nemlich um die Erlaubniß, den Namen des Einladenden verſchweigen zu dürfen.

„Ich beeilte mich dem Diener zu folgen, der der Ueberbringer dieſes Schreibens war, welches der Eitelkeit eines angehenden Heilkünſtlers nicht wenig zu ſchmeicheln geeignet war.

„Bei meiner Ankunft wurde ich von dem Grafen ſelbſt empfangen. Er war ein Mann von fünfundvierzig bis fünfzig Jahren, mit kleinen aber feurigen Augen, die in den Höhlen tief eingeſunken lagen, ſeine Lippen waren blaß und ſcharfgezogen. Die geſetzte, ruhige und ſteife Haltung verkündete einen feſten und kaltblütig entſchloſſenen Geiſt. Er grüßte mich ziemlich vornehm, und deutete dann mit leichter und höflicher Handbewegung nach der Thüre des Speiſeſaals.“

„Da unſere Conferenz etwas länger dauern muß,“ ſprach er, „ſo dachte ich, daß Sie es nicht verſchmähen würden, meinen Tiſch mit mir zu theilen.“

„Etwas überraſcht und trotz meiner Zuverſicht von fünfundzwanzig Jahren von dem Anblick dieſes ſtrengen Geſichtes gewiſſermaßen beherrſcht, trat ich in das Gemach, das mir angedeutet worden. Hier ſah ich ein prächtiges Mahl aufgetragen, der Graf läutete, ein Diener erſchien, hierauf winkte der Graf, der Diener verſchwand wieder, und nun öffnete ſich eine Thüre, durch welche eine junge Dame, von einem Unbekannten geführt, hereintrat, auf deſſen Arm ſie ſich nur mit Widerwillen zu ſtützen ſchien. Die Geſtalt dieſer Dame war voll Anmuth und flößte Intereſſe ein; ihr herabhängendes Haar machte die durchſichtige Weiße ihres Teints noch auffallender, ihre faſt wehmüthigen Blicke ſchienen eine ſanfte und zärtliche Schwermuth auszuſprechen.

„Der Unbekannte, der ſie hereinbegleitete, hatte eines jener platten und gemeinen Geſichter, die bei'm erſten Anblicke abſtoßen: es lagen auf dieſer eingedrückten Stirne knechtiſcher Sinn, Heuchelei und lüſterne Bosheit gepaart.

„Dieſe, obgleich nur augenblickliche Vereinigung zweier Weſen, welche ſo wenig Aehnlichkeit mitſammen hatten, machte mich ſtaunen; von einer innern unwillkührlichen Regung geleitet, ging ich der Dame entgegen und bot ihr meinen Arm, den ſie mit freundlich dankbarem Lächeln annahm.

„Wir ſetzten uns zu Tiſche, ich fühlte keinen Appetit und aß faſt gar nicht. Auch der Graf und die junge Dame erwieſen dem Mittagmahl keine große Ehre, welches ziemlich traurig und ſchweigend war. Der Unbekannte allein, der ein vertrauter Freund des Herrn vom Hauſe zu ſein ſchien, benahm ſich wie ein tüchtiger Gaſt. Er aß trotz einem Metzger.

„Als man den Nachtiſch auftrug, erhob ſich die Dame; ihr ſchönes Köpfchen verneigte ſich gegen mich, und weiter bekam ich ſie nicht mehr zu ſehen. Der Graf nahm jetzt das Wort: „Der Augenblick iſt erſchienen, Herr Doctor, wir ſind allein, und ich kann Ihnen nun ſagen, welchen Dienſt ich von Ihnen erwarte.“

„Die Dame, welche ſo eben dieſen Saal verließ, iſt meine Frau. Es ſind nun bald ſechs Monate, daß ich auf Befehl des Königs Pauline Mazziani zum Altar geführt habe. Fräulein Mazziani gehört einer ganz unbekannten Familie an. Als ich ſie zum erſten Male ſah, hatte ich nicht die Kraft dem zu widerſtehen, was ein Enthuſiaſt etwa die Macht ſo vieler Reize nennen würde. Um ihr zu gefallen, wendete ich alle nur denkbaren Verführungkünſte an: ſie blieb unbeugſam. Allein ich hatte geſchworen, daß ſie mein werden ſollte, und in einer ſchönen

Nacht halfen mir vier kräftige und treue Diener dieſe widerſpenſtige Schönheit rauben und in meine Gewalt bringen. Tags darauf kam die troſtloſe Mutter ihre Tochter zurückzuverlangen, und da ich gar keine Luſt hatte, ihr dieſelbe mehr vorzuenthalten, ſo übergab ich ſie auf der Stelle den mütterlichen Umarmungen, und glaubte damit nun glücklich abgekommen zu ſein, als ich plötzlich ſpäter erfuhr, daß die Sache unſerm gewiſſenhaften Fürſten zu Ohren gekommen ſei. Was wollte ich thun? ſein Befehl war ausgeſprochen, ich konnte nicht mehr zurücktreten, denn es galt hier die Wahl zwiſchen lebenslänglicher Verbannung oder einer Verbindung mit den Mazziani's. Ich zauderte alſo nicht, und ſo wurde Pauline Mazziani bald darauf Gräfin S***.

„Ich bin nicht reich, Herr Doctor; in jedem Jahre bin ich genöthigt, faſt das Doppelte deſſen auszugeben, was meine Revenuen betragen. Eine Geldheirath war für mich eine unerläßliche Nothwendigkeit, und ſie ſtand bereits auf dem Punkte geſchloſſen zu werden, als die fürſtliche Autorität mich plötzlich ganz gegen meinen Willen mazzianiſirte. Das Unglück iſt geſchehen, doch iſt es nicht unverbeſſerlich. Wenn ich morgen Witwer wäre, ſo könnte ich jene ſpekulative Verbindung, den Gegenſtand meiner Wünſche, wieder anknüpfen. Verſtehen Sie mich?“ —

„Nicht im geringſten, Herr Graf!“

„Teufel! Sie ſcheinen ſehr ſchwer zu begreifen. Dieſe Dame, mit der Sie ſo eben geſpeiſ't haben, iſt krank, ſehr krank, ſage ich Ihnen, ſie wird die Nacht nicht überleben.“

„Der Herr Graf belieben zu ſcherzen?“

„Ich ſcherze ſelten, Herr Doctor: dieſe Dame befindet ſich ſehr ſchlecht, ſie wird die Nacht nicht überleben, ſage ich Ihnen; ich verlange es ſo, hören Sie? Das iſt klar geſprochen, denke ich.“

„Ich glaubte auf dem Punkte zu ſein, verrückt zu werden; ich betrachtete den Grafen, der nichts von ſeiner Ruhe und Kaltblütigkeit verloren hatte; dann ſah ich mir den Fremden an: der ſchien an dem ganzen Geſpräche keinen Antheil zu nehmen, und aß luſtig fort.

„Endlich gewann ich einige Faſſung: „Herr Graf,“ ſagte ich mit feſter Stimme, „ich habe von den Vorſchlägen, die Sie mir ſo eben gethan, nichts gehört und nichts verſtanden, entſchuldigen Sie das; und da ich ſo ſchwer begreife, iſt es wohl das Beſte, wenn ich dies Hotel ſobald als möglich wieder verlaſſe, und erbitte mir hiezu Ihre Erlaubniß.“

„Ein heftiger Zug an der Saalklingel folgte nun von Seite des Grafen, und plötzlich ſtanden zwei Männer an meiner Seite, zwei Dolche blitzten über meiner Bruſt: erſchrocken blickte ich empor, der Unbekannte aß ruhig weiter.“

„Können Sie denn glauben, Herr Doctor,“ fuhr der phlegmatiſche Neapolitaner fort, „daß ich nicht längſt alle meine Vorſichtmaßregeln getroffen habe? Wohlan, ſo hören Sie: vor drei Tagen habe ich bei Hof um einen Urlaub von einigen Wochen angeſucht. Wichtige Geſchäfte, gab ich an, beriefen mich nach Frankreich. Vorgeſtern habe ich unſere Stadt öffentlich am hellen Mittag verlaſſen; ein Paar Meilen von hier ſtieg ich wieder aus meiner Kutſche, und kehrte in dem Anzuge eines gemeinen Mannes hieher, während mein Kammerdiener, verſehen mit einem wohlausgeſtellten Paſſe und unter dem Titel des Grafen S***, den ihm Niemand ſtreitig zu machen denken wird, nach Frankreich reiſ't. Ich ſelbſt werde ſo ſchnell wie er in Paris ſein. In Paris muß ich die Nachricht erhalten, daß meine Gemahlin nicht mehr iſt, daß ſie in wenig Stunden einer jener plötzlichen Krankheiten unterlegen, die ihr Herren Gelehrten in ſolchen Fällen als die gefährlichſten zu bezeichnen wißt, indeſſen die Schuld des Nichtaufkommens doch immer die eure iſt. Die Frau Gräfin iſt um ihrer Caprițen willen bekannt; man wird nicht viel darüber erſtaunen, daß ſie den ärztlichen Anordnungen nicht Folge geleiſtet und dadurch ihren Tod ſelbſt herbeigerufen habe. Das ſind dann die Ausflüchte für Sie; die Bedaurungen, womit den Schwätzern der Umgebung der Mund geſtopft wird. Sträuben Sie ſich daher nicht lange; laſſen Sie dieſe verdutzte Miene, durch welche Sie ſich nur lächerlich machen, und geben Sie lieber gutwillig nach. Um was handelt es ſich am Ende? um nichts, als einen jener ſchnellwirkenden Tränke zu bereiten, die in kurzer Friſt von den fürchterlichſten

Uebeln heilen können. Verſchreiben Sie ein Paar Recepte, welche die erforderliche Doſis in drei oder vier Theilen enthalten, man wird in mehrere Apotheken gehen, um keinen Verdacht zu erregen; man wird Ihnen alle Ingredienzien, deren Sie benöthigen, hieherbringen, und Sie werden nicht einmal die Mühe haben, den Trank ſelbſt zu reichen. Dieſe Sorge nehme ich auf mich. Willigen Sie ein? Es ſind zehntauſend Franken damit zu gewinnen, zehntauſend Franken in ſchönem vollwichtigen Golde; weigern Sie ſich aber, ſo überlaſſe ich Sie dieſen zwei Burſchen, die, ich gebe Ihnen mein Wort darauf, Sie nicht werden lange moraliſiren laſſen; und die Gräfin wird es Ihnen nicht einmal Dank wiſſen, wenn ſie alsdann vielleicht nicht einmal nach aller Form der Wiſſenſchaft hinübergefördert wird. Geſchwind! Ja oder Nein? Die Zeit drängt.“

„Zorn, Scham und Verachtung erſtickten mich. Ich konnte kein Wort hervorbringen. Hier zu widerſtehen wäre Thorheit geweſen: ich gab alſo . . . . .“

„Wie,“ unterbrach die Marquiſe den Erzähler, „Sie konnten die Unmenſchlichkeit begehen . . . .?“

„Sagen Sie lieber den Betrug, — das geb' ich lieber zu. Aber dennoch bin ich feſt überzeugt, daß an meiner Stelle der Ehrlichſte nicht anders gehandelt haben würde. Ich verſchrieb mehrere Recepte; in wenig Stunden waren alle Apotheker der Stadt in Contribution geſetzt worden; das fatale Getränk war fertig. Der Graf bemächtigte ſich deſſelben und ließ mich allein. Der Unbekannte folgte ihm und murmelte etwas, das wie ein Gebet klang. Nach Verlauf einer Viertelſtunde kam der Graf zurück; ſeine Miene ſtrahlte: die Wirkung des Giftes war ſchnell, augenblicklich geweſen.

„Er zahlte mir zehntauſend Franken aus und reiſte noch in derſelben Stunde ab.

„Am zweitfolgenden Tage hielt man das Leichenbegängniß der Gräfin von S***, und drei Monate ſpäter heiratete ich, da mittlerweile der Graf ſelbſt durch eine heftige Gehirnentzündung hinweggerafft worden war, Pauline Mazziani verwitwete Gräfin S***, die mein Schlaftrunk natürlich nicht getödtet hatte, wie Sie ſich ſelbſt überzeugen können.“

Der Erzähler deutete hiemit auf ſeine Gemahlin, und Aller Augen richteten ſich nun mit einmal auf die ſchöne blaſſe Frau, die dicht neben ihm ſaß, und die noch vor der fürchterlichen Vergangenheit zu erbeben ſchien, welche die Mittheilung ihres Mannes jetzt in ihrer Erinnerung neu hervorgerufen hatte.

Der weibliche Student.

Biographiſche Epiſode.

Ich habe das Leben der ſtillen geſelligen Welt arm und dürftig gefunden, deßhalb hab' ich's verlaſſen; bunter iſt's doch hier gewiß, mannichfaltiger, und das hab' ich zunächſt ſein und ſehen wollen.

Laube.

An einem ſchönen Herbſtmorgen trabte ein
nger Menſch auf einem kleinen Klepper die
andſtraße nach Cambridge dahin; es war ein
tudent von der hohen Schule, der zu ſeinem
urſe zurückkehrte, nachdem er die Ferientage
f dem Schloſſe eines ſeiner Verwandten zuge-
acht hatte; in einiger Entfernung von ihm
ng ein junges, einfach gekleidetes Mädchen, mit
nem kleinen Strohhut auf dem Kopfe und einem
orbe am Arme. Die ſchöne Geſtalt, der leichte
chritt, das ganze gefällige Weſen erregten in
m jungen Manne die ſehr natürliche Neugierde,
Geſicht ſehen zu wollen, und in dieſer Abſicht
eb er ſein Pferd zum Galop an. Die Fuß-
hende zeigte, den Kopf nach dem Getöſe wen-
d, eine ausdrucksvolle, lebhafte Miene; ſie
t nichts weiter, als ſie machte am Rande der
traße ruhig Anſtalt, den lärmenden Reiter vor-
paſſiren zu laſſen; dieſer aber gekränkt, daß

ſeine Courbetten und Lancaden nicht mehr Effekt hervorbrachten, hemmte den Lauf, näherte ſich dem jungen Mädchen und betrachtete ſie ſtarr mit einer Art von impertinenter Galanterie. Allein die unanſtändige Annäherung unſeres jugendlichen Don Juans erwiederte bald ein anderer verächtlich ſpöttiſcher Blick, der den ziemlich unerfahrenen Stallmeiſter von oben bis unten maß, und eine ſtumme aber beißende Kritik ſeiner Geſtalt und ſeines Reitertalents enthielt. Durch dieſe Begegnung etwas außer Faſſung gebracht, gab der junge Menſch ſeinem Pferde ſchnell beide Sporen und galopirte neuerdings bis an eine Wendung des Weges, wo der Regen vorhergehender Tage eine große Kothlacke gebildet hatte, die ſo tief und breit war, daß ein Fußgänger Mühe hatte, ſie zu durchwaten. Hier erwartete er mit Schadenfreude die kleine Reiſende, um ihr ihren Spott zu vergelten und ſich an ihrer Verlegenheit zu weiden. Wirklich blieb auch das arme Kind an dem Rande des kleinen ſchmutzigen Sees zwiſchen den Hecken der benachbarten Felder ziemlich betroffen ſtehen, mit dem Auge nach einem bequemeren Durchgange ſpähend; da ſie keinen finden konnte, wendete ſie ſich gegen den Zeugen ihrer Angſt, der mit ſpöttiſchem Lächeln den Hals ſeines Pferdes ſtreichelte, und warf ihm einen Blick des Vorwurfs zu. Durch dieſen fühlte ſich der Jüngling bald entwaffnet; er ſchämte ſich ſeiner Bosheit und richtete ſich in dem höflichſten Tone, den er annehmen konnte, an das junge Mädchen: „Wenn Sie es vielleicht zugeben wollen, daß die ſchlechten Reiter mitunter doch zu etwas gut ſind, ſo bin ich gern erbötig, Sie zu mir herauf zu nehmen, und Sie trokenen Fußes über dieſe Pfütze zu bringen.“

Nach dieſem freundlichen Antrage heftete die Kleine ihr großes ſcharfblickendes Auge erſt lange auf ihn, und ſprach dann nach einem Augenblicke des Schweigens:

„Ich bin es zufrieden.“

Sie reichte zuerſt ihren Korb hinauf, dann ergriff ſie ſeine Hand, die er ihr bot, und ſchwang ſich leicht hinter ihn auf den Sattel. Der junge Mann durchritt nun die Pfütze langſam und vorſichtig, dann ſein Thier etwas zur Eile antreibend ſagte er lachend zu ſeiner Gefährtin: „Jetzt ſind Sie in meiner Gewalt, und es läge nur an mir, Sie hinzubringen, wohin ich wollte.“

„Verſuchen Sie es nur,“ erwiederte ſie ziemlich gefaßt, „laſſen Sie Ihr Pferd galopiren, und Sie werden ſehen, ob ich nicht herabſpringe.“

Der entſchloſſene Ton, der dieſe Worte begleitete, ſagte hinlänglich, daß diejenige, welche ſie ſprach, auch fähig wäre ſie auszuführen.

„Beruhigen Sie ſich,“ erwiederte der Jüngling, „ich habe keine Luſt, Sie zu zwingen; allein da wir beide, wie es ſcheint, deſſelben Weges ziehen, warum ſollten wir ihn nicht miteinander verfolgen?“

„Das geht nicht an.“

„Und warum?“

„Es iſt ſchon ſpät, und ich habe noch nicht gefrühſtückt, ich muß halten.“

„Das iſt kein Hinderniß; ich habe keine Eile und will gerne warten.“

Sie antwortete nicht; er betrachtete dieſes Schweigen als eine Zuſtimmung und folgte ihr, nachdem er ihr abſteigen geholfen, bis an die

Hecke, wo ſie ſich niederließ. Hier ſtand er ſchweigend vor ihr, um den Arm den Zügel ſeines Pferdes geſchlungen, und ſah, wie ſie aus dem Korbe ihren kleinen Mundvorrath hervorholte. Auf einmal hob ſie den Kopf in die Höhe und ſagte lächelnd:

„Ich habe Ihren Sattel getheilt, wollen Sie mein Frühſtück theilen?“

Er hatte nichts eiliger zu thun, als dies Erbieten anzunehmen: nicht daß er Hunger gefühlt hätte, ſondern weil ihm dies als ein Mittel erſchien, die Bekanntſchaft raſch fortzuſpinnen. Das Pferd wurde ſchnell an die Zweige des Zaunes gebunden, die es abzufreſſen anfing, und er ſetzte ſich an die Seite des jungen Mädchens, und empfing ſeinen Antheil an dem frugalen Mahle. Es dauerte nicht lange, ſo belebte ſich die Unterhaltung merklich, und die Vertraulichkeit gewann große Fortſchritte.

„Darf ich Ihren Namen wiſſen?“ fragte jetzt der Student.

„Suſanna.“

„Suſanna? Und weiter?“

„Suſanna Freemann. Und Sie?“

„Anthony Hammond.“

„Ein hübſcher Name.“

„Finden Sie das? Und wo gehen Sie ſo allein hin, Suſanna?“

„Nach London.“

„Ganz allein?“

„Wie Sie ſehen.“

„Und Sie fürchten ſich nicht?“

„Furchten! vor was?“

Durch dieſe naive Entgegnung in Erſtaunen geſetzt, betrachtete der Jüngling dieſes fünfzehnjährige Antlitz ſchärfer, auf welchem eine ſo wunderbare Miſchung von Unſchuld, Verſtand und Entſchloſſenheit zu leſen war, daß er nach Verlauf eines Augenblicks gleichſam als heimliche Erklärung in ſich ſelbſt hineinmurmelte: „Ja, ſie hat Recht, vor was?“

„Sie kommen jetzt vermuthlich von Ihren Eltern, Suſanna?“ fuhr er dann fort.

„Von meinen Eltern! ich habe keine Eltern mehr.“

„Alſo eine Waiſe?“

„Leider! ja.“

„Darf ich mich nach Ihren Familienverhältniſſen erkundigen?“

„Mein Vater war ein wohlhabender Gutsbeſitzer zu Holbeach, in der Grafſchaft Lincoln; allein da er ein etwas eifriger Diſſident war, ſo zwang ihn, nach der glorreichen Wiedereinſetzung des ruhmgekrönten Königs Karl II., die Verfolgung der Gegenparthei ſich nach Irland zu flüchten, und alle ſeine Güter wurden confiscirt. Der Vater meiner Mutter, Herr Markham von Lynn Regis, in Norfolk, derſelben Geſinnung wie ſein Schwiegerſohn, ſah auch bald ſeine eigenen Güter, wie die ſeines Eidams, eingezogen, und floh ebenfalls nach Irland; ſo blieb meine Mutter in dem Augenblick, da ſie mich zur Welt brachte, allein, und in einem Zuſtande der Armuth, wo nicht des äußerſten Elends zurück. Drei Jahre ſpäter ſtarb mein Vater; ich habe ihn nie geſehen, und doch kömmt mir es oft vor, als hätte ich ihn gekannt, ſo gewiſſenhaft und treu bewahrte meine Mutter ſein Andenken, und trug alle Sorge, es meiner Seele tief einzuprägen.“

„Nach Ihrer Art ſich auszudrücken, Suſanna, müſſen Sie eine ſorgfältige Erziehung erhalten haben.“

„Ich weiß nicht, was Sie darunter verſtehen, aber Alles, was man mich gelehrt hat, iſt leſen, ſchreiben und mit der Nadel umgehen, wider welche ich jedoch immer einen kleinen Abſcheu verſpürte: dagegen las ich, ſobald ich der Buchſtaben kundig war, Alles, was ich nur erwiſchen konnte; das war zwar nicht viel: denn wir hatten zu Hauſe nichts als die Bibel und einige Bände religiöſer Streitſchriften; aber wo ich nur die Hand an ein Buch legen konnte, bemächtigte ich mich deſſelben, und dies war der einzige Punkt, in welchem ich meiner Mutter ungehorſam war. Aber dieſer Drang war ſtärker als ich, ich las ſogar die einzelnen Bogen, welche den Waaren als Umhüllung beigegeben wurden, und auf dieſe Art fiel mir ein Geſang von Waller in die Hände, der mich dergeſtalt enthuſiasmirte, daß ich alle Luſt zum Eſſen und Trinken verlor, und nicht eher Ruhe hatte, bis ich ſelbſt ein, wahrſcheinlich ſehr ſchlechtes Lied verfaßt hatte; da ich aber damals nicht einmal noch volle ſieben Jahre zählte, ſo ſchien es unſern Nachbarn und Freunden bewunderungwürdig, und wenig fehlte, ſo hätte ich mich ſelbſt für ein Wunder gehalten, ſo vieles Lob ſagte man mir. Indeſſen bemerkte ich, daß dieſer mein Triumph weit entfernt war meine Mutter zu erfreuen, ſondern ſie vielmehr betrübte; ich drang in ſie, um die Urſache ihres bekümmerten Schweigens."

„Suſanna," ſprach ſie zu mir, „ich fürchte daß dieſe Lobſprüche dich nur hochmüthig machen können, und lieber wäre es mir, du wärſt einfältig, als ich ſähe dich in die Sünde der Eitelkeit verfallen."

„Ich!" rief ich aus, „ich und eitel? ſehen Sie, Mutter, um Ihnen zu beweiſen, daß mir vor Allem an Ihrer Zufriedenheit gelegen iſt, will ich mein Gedicht in's Feuer werfen und Ihnen verſprechen, keines mehr zu machen."

„Meine Mutter ſchloß mich gerührt in ihre Arme."

„Du biſt ein gutes Mädchen, Suſanna," ſagte ſie zu mir, „und jetzt bin ich ruhig, denn ich weiß, daß du eine Freeman biſt und auch halten wirſt, was du beſchloſſen haſt.“ — Arme Mutter! wer kann ſagen, was ich Alles verloren habe, als ich ſie verlor? Ich fühlte eine Zärtlichkeit und eine Hingebung ohne Grenzen für ſie; bevor ich ſie betrübt hätte, wäre ich alle Martern beſtanden; ach, wer weiß, was jetzt, da ſie nicht mehr iſt, aus mir werden wird!“

Hier ſtützte Suſanna ihre Arme auf die Kniee und den Kopf in die Händchen. Der junge Hammond betrachtete ſie gerührt.

„Sind Sie ſchon lange allein?“ fragte er in ſanftem Tone.

„Drei Jahre; ich war damals noch nicht zwölf alt.“

„Wer ſorgte ſeitdem für Sie?“

„Sorgen! Sorgen! Ja, Sie haben Recht, man nannte das für mich ſorgen. Gott bewahre Sie vor ſolcher Beſorgung!“

„Wen meinen Sie damit?“

„Wen ich meine? das heuchleriſcheſte Paar, das auf Erden lebt; da ich ihnen verwandt bin, ſo mache die Religion, ſagten ſie, es ihnen zur

Pflicht, ſich meiner anzunehmen; aber dieſe Pflicht ſchien ſo peinlich für ſie, daß ſie nicht umhin konnten, mich Alles, was ſie die Beobachtung derſelben koſtete, theuer büßen und bezahlen zu laſſen. Nein, Sie können es ſich nicht vorſtellen, was ich Alles habe leiden müſſen! Das Loos eines Galeerenſclaven war dem meinen vorzuziehen: ſeine Ration iſt klein, aber man wirft ſie ihm nicht vor; ſein Leib iſt angefeſſelt, aber ſeine Seele iſt frei; man überwacht ſeine Handlungen, aber man erforſcht ſeine Gedanken nicht, um ſie einer moraliſchen Tortur zu unterwerfen.“

Und Suſanna begann mit dem vollen Feuer des Grolls ein kräftiges Bild ihrer Verfolger zu zeichnen. Ihr ſcharfer Verſtand hatte Alles aufgefaßt, die gefühlvolle Heuchelei des Mannes, wie die trokene, methodiſche Sittſamkeit der Frau, und das geſpannte Weſen, welches eine erzwungene ſtrenge und anſtändige Außenſeite den bösartigen Neigungen auferlegt. In ihrer Mimik fehlte nichts, weder das Näſeln der Stimmen, die ſie nachahmte, noch der Firniß des Anſtandes, noch die myſtiſchen Sprachformeln. Es war eine vollendete Komödie. Hammond mußte unter Thränen lachen, indem er ihr zuhörte. — Wahrlich, die Freundſchaft iſt nachläſſig, die Bewunderung blind, der Haß allein verleiht ſeinen Bildern Geiſt und Leben, er allein verſteht es, frappant zu porträtiren.

„Lachen Sie, lachen Sie!“ fuhr Suſanna fort, indem ſie ſich zu dem jungen Manne wendete, „und finden Sie es begreiflich, daß ich in ſolcher Umgebung mein bischen Verſtand nur dadurch rettete, daß ich heimlich Plane entwarf zu entfliehen, und mein Glück in London zu verſuchen, — was ich jetzt auch ausgeführt habe.“

„Alſo heimlich haben Sie dieſe vortrefflichen Vormünder verlaſſen?“ Suſanna machte mit dem Kopfe ein kurzes Zeichen der Bejahung. „Und was denken Sie in London zu thun?“

„Alles, was ich kann. Gehen Sie auch nach London?“

„Leider! nein, zu meinem Unglück muß ich wieder nach Cambridge, um an die Galeere meiner Studien zurückzukehren.“

„Sie heißen das ein Unglück? Ich wollte ich wäre an Ihrer Stelle.“

„Und was würden Sie an meiner Stelle thun, Susanna?“

„Vor Allem würde ich die Lektionen, die man Ihnen gibt, beſſer benützen, als Sie es vermuthlich thun, und ich würde meine Zeit nicht auf den Landſtraßen verlieren, um arme Mädchen in Verlegenheit zu ſetzen, welche genöthigt ſind, allein und zu Fuß zu reiſen.“

„Aber, da Sie ſo viel Geſchmack am Studiren finden, warum kommen Sie nicht mit mir nach Cambridge, ſtatt daß Sie nach London gehen?“

„Ein recht hübſcher Scherz von Ihnen.“

„Ich ſcherze nicht, es iſt mein voller Ernſt, wenn ich Ihnen den Vorſchlag mache, Sie auf die Univerſität mitzunehmen.“

„Als ob ich nicht wüßte, daß Mädchen dort nicht zugelaſſen werden.“

„Das iſt keine unüberwindliche Schwierigkeit, ich werde Ihnen Männerkleider verſchaffen, und Sie werden für einen meiner Verwandten gelten.“

Dieſer bizarre Vorſchlag ſetzte den kühnen und abenteuerlichen Geiſt des jungen Mädchens nicht im geringſten in Erſtaunen.

„Und Sie glauben,“ fragte Sie, „daß man mich für einen jungen Herrn halten wird?“

„Gewiß!“ rief Hammond aus, der entzückt war, daß ſie ihm nicht mehr Schwierigkeiten machte; „ich ſtehe Ihnen gut dafür, daß Sie unter dieſem Coſtüme ſo ſchelmiſch und entſchloſſen ausſehen werden, als nur irgend ein Student der Univerſität.“

„Wohlan! ich bin entſchloſſen!“ ſagte Suſanna, indem ſie mit entſchiedener Miene aufſtand.

Anthony beeilte ſich, ſein Pferd loszubinden und den Korb zu nehmen, den er an dem Sattelknopfe befeſtigte; als er aber Suſanna in ſeine Arme nehmen wollte, um ſie auf's Pferd zu heben, hielt ſie ihn zurück.

„Gedulden Sie noch einen Augenblick;“ begann ſie, „wenn ich mit Ihnen gehe, ſo geſchieht dies, wohl verſtanden, nur um zu ſtudiren, und Sie müſſen mir vorerſt verſprechen, mir alle Lektionen, die Sie von Ihren Lehrern erhalten werden, fleißig und treu wieder zu geben.“

„Hegen Sie keinen Zweifel," erwiederte raſch der Jüngling, von geheimer Freude ergriffen; „ſein Sie ruhig, Suſanna, ich werde Sie Alles lehren, was ich ſelbſt weiß und noch lernen werde. — Welchen Namen wollen Sie annehmen?" fragte dann Hammond, als ſie ſchon unterwegs waren, „denn Sie können den Ihren nicht beibehalten."

„George, George Freeman; es war dies der Name meines Vaters, ich wäre gerne ein Knabe geworden und hätte gerne George geheißen."

„Wohlan! George, denn ich muß mich ſelbſt erſt daran gewöhnen, Sie ſo zu heißen, Sie werden nun das Schulerleben verſuchen; wir werden ſehen, ob es Ihnen dann auch noch ſo reizend erſcheint."

In Cambridge angelangt, führte **Hammond** ſeine hübſche Beute zu einem Friſeur, ließ ihr Haar mit dem Anzug, den ſie nehmen ſollte, in Einklang bringen, lieh ihr Kleider, die man leicht nach ihrem Leibe richtete, und ſo wurde aus dem muntern, entſchloſſenen Mädchen der hübſcheſte und drolligſte kleine Burſche von der Welt. **Hammond** ſtellte ſie, ſeinem Verſprechen zufolge, überall als einen jungen Verwandten vor, der gekommen ſei, einige Zeit bei ihm zuzubringen, um die Univerſität zu ſehen und ſeine Studien zu komplettiren. **Suſanna** ſpielte ihre Rolle ſo gut, daß man auch nicht die geringſte Vermuthung von der Liſt hegte, die hier im Spiele war, und ihr Gefährte inſtallirte ſie zu ſeiner großen Freude ohne Schwierigkeit in ſeinem Zimmer. Der Umgang und die heimliche Liebe, die ſich dadurch entſpann, iſt leicht zu vermuthen; indeſſen verlor **Suſanna** ihr ernſtliches Vorhaben nicht aus dem Geſichte, und wies die Bewerbungen **Anthony's** mit jener ſtillen Würde zurück, die einen feſten Wall um das ſchöne ſchwächere Geſchlecht bildet. Sie fing mit Eifer zu ſtudiren an, ohne Unterlaß quälte ſie Anthony, ihr Lektionen zu geben, was ihn zwar Anfangs unterhielt, aber gar bald ermüdete; allein die hartnäckige Schülerin ließ ſich nicht abſchrecken. Außer den engliſchen Büchern aus Hammonds Bibliothek, die ſie begierig las, ſtudirte ſie auch das Lateiniſche und Franzöſiſche, und machte, da ſie mit erſtaunlichem Gadächtniſſe, ſeltenem Verſtande und unermüdlicher Ausdauer begabt war, ſo ſchnelle Fortſchritte, daß ſie ihren Lehrer in Bewunderung ſetzte, und ihn in kurzer Zeit übertraf. Anderer Seits fand ſie ſich auf einmal, durch Hilfe ihrer Verkleidung, die Niemand argwohnte, in alle Thorheiten des Burſchenlebens eingeweiht, und durch die jungen Studenten, die ſie als Kameraden behandelten, davon in genaue Kenntniß geſetzt: ein freilich etwas ſeltſames Eintreten und Erkennen der Welt für ein Mädchen von fünfzehn Jahren.

So ſtanden die Sachen einige Monate hindurch; Hammond wurde indeſſen traurig, mürriſch, wortkarg: Alles diente ihm als Vorwand für ſeine Laune. Bald warf er ihr ihre Studirwuth vor, von der ſie beſeſſen ſei, indem er ſie mit ironiſchem Zorn fragte, ob ſie ſich zum Doctor auf der Univerſität graduiren zu laſſen gedenke; was ihn betreffe, fügte er dann gewöhnlich hinzu, verabſcheue er die gelehrten Frauen. Bald wurde er über ihre Vertraulichkeit mit ſeinen Kameraden böſe und über das Vergnügen, das ſie an den freien Geſprächen derſelben zu haben ſcheine.

„Wohlan! wir müſſen uns verſtändigen;“ antwortete Suſanna, „Sie haben mir vor allen Dingen anempfohlen, ja nicht argwohnen zu laſſen, wer ich eigentlich bin; ſoll ich daher böſe werden oder mich zurückziehen, wenn Ihre Freunde mich als ihres Gleichen behandeln? Fürwahr ein ſchönes Mittel, mich zu behaupten, wenn ich bei jeder Gelegenheit die Augen ſenken und mich in die Lippen beißen würde, wie vormals meine würdige Vormünderin. Ueberdies bin ich hierin bloß Ihren Anweiſungen gefolgt.“

„Und ich muß geſtehen, daß Sie über meine Erwartungen gediehen ſind.“

„Wenn es nicht noch manch Anderes gäbe,

was ich mir hier angeeignet und was ich profitirt habe, wären Sie vielleicht nicht ſo übel gelaunt, Thony?“

„O, ich weiß, daß Sie ſich für ein Wunder halten.“

„Das muß wohl auch der Fall ſein, wenn ich bedenke, daß Sie acht Jahre verwendeten, um das zu wiſſen, was ich in einem halben gelernt habe.“

„Ihre Eitelkeit wird wirklich unausſtehlich.“

„Ach, Sie finden, daß ich eitel bin?“

Hammond biß ſich in die Lippen.

„Suſanna,“ ſagte er endlich nach einem Augenblicke des Stillſchweigens, „Sie mißbrauchen daß Recht, welches ich Ihnen durch die Unbeſonnenheit, die ich an Ihnen begangen, über mich gewiſſermaßen eingeräumt habe.“

„Welcher Unbeſonnenheit, Thony? Ich verſtehe Sie nicht.“

„Ich kann es mir nicht verhehlen,“ ſagte Hammond mit einiger Verlegenheit, „daß ich Ihre Jugend und Unerfahrenheit benützt habe, um Sie zu einem unklugen Schritte zu verleiten.“

„Sie haben mich nicht verleitet, Thony, machen Sie ſich keine Vorwürfe: ich bin Ihnen von freien Stücken gefolgt, und wenn ich hier bleibe, ſo geſchieht dies, weil es mein Wille iſt.“

„Und doch, Suſanna, können Sie nicht länger hier bleiben, Ihr langer Aufenthalt fängt an Verdacht zu erregen; was würde geſchehen, wenn man erſt hinter die Wahrheit käme?“

„Alſo,“ ſagte ſie, ihn kalt und ſteif betrachtend, „muß ich fort?“

„Ja,“ erwiederte Hammond ziemlich raſch, „aber wir werden nicht lange getrennt bleiben, ich werde Sie nie verlaſſen: denn ich vergeſſe nicht, daß Sie nur mich mehr zur Stütze haben, daß Sie ohne mich, vielleicht ſchon durch einen Gemahl glücklich geworden wären.“

„Was hindert mich daran?“ fiel Suſanna mit Lebhaftigkeit ein, „ein Gemahl iſt kein ſo ſeltener Vogel, daß ich nicht einen finden ſollte, wenn ich eben Luſt dazu fühlte; überdies ſehe ich nicht ein, warum ich mich jetzt eines Gemahls unwürdiger, als Sie ſich einer Frau halten ſollten.“

Hammond war durch dieſe Rede wieder aus

ſeiner erkünſtelten Faſſung gebracht, er hatte den Faden ſeiner ſentimentalen Tiraden verloren und wußte ihn nicht wieder aufzufaſſen.

„Ich dachte,“ fuhr er ſtotternd fort, „ich dachte, daß Sie mich lieben, allein da Sie meiner nicht bedürfen wollen . . . .“

„Eben weil ich Ihrer nicht bedarf, ſollen Sie glauben, daß ich Sie liebe, Thony,“ erwiederte Suſanna mit Sanftmuth. „Und wo wollen Sie,“ fuhr ſie nach kurzem Stillſchweigen fort, „daß ich hingehe?“

„Nach London, zu einer Dame meiner Verwandtſchaft, welche Raum und guten Willen für Sie haben wird. Sie werden dort gewiß gut aufgehoben ſein, bis zu dem Augenblick, wo ich Sie wieder ſehe; denn ich denke Ihnen bald nachzukommen, Suſanna, und Sie werden ſehen, daß ich Ihrer immer mit Rath und Hilfe gedenken werde.“

„Mein Gott! Thony, laſſen Sie dieſen Ton der Protektion und des Schutzes bei Seite; ſein Sie überzeugt, daß ich mich recht gut ſelbſt werde beſchützen können; bloß an Ihrer Zuneigung iſt mir gelegen.“

„Die haben Sie ganz, Suſanna,“ erwiederte der Jüngling gerührt. Er umarmte ſie, verſah ſie mit einer ziemlich anſehnlichen Geldſumme, einem Briefe an die Dame, von der er geſprochen, übergab ihr das kleine Paquet, welches ihre Frauenkeider enthielt, und begleitete ſie an den Wagen, der ſie nach London führen ſollte. Als er ſich näherte, um Abſchied zu nehmen, ſah er, daß ihre Augen feucht waren. „Werden Sie nicht traurig, Suſanna,“ ſagte er, „haben Sie nicht mein Wort?“

„Ich begehre Ihr Wort nicht: wenn Sie nicht Ihr Herz zu mir zurückführt, ſo mögen Sie ſich zu nichts verpflichtet halten.“

„Auch mein Herz zieht mich zu Ihnen, zweifeln Sie nicht daran, Suſanna; ich wiederhole Ihnen, daß ich ſpäteſtens mit Anfang Septembers in London ſein werde.“

„Ich werde Sie bis zur Mitte des Monats erwarten; ſind Sie bis dahin nicht gekommen, ſo ſind wir Beide frei.“

„Wie Sie nur ſo mißtrauiſch ſein können?“

„Nicht mißtrauiſch, aber ſcharfſichtig und vorahnend.“

„Nun, mein Kind, verleiden Sie uns nicht die letzten Augenblicke, die wir jetzt mitſammen zubringen, und zeigen Sie mir keine ſo kränkenden Zweifel; auf ein baldiges Wiederſehen, meine liebe, theure Suſanna!“

„Auf Wiederſehen!“ wiederholte Suſanna mit einem Seufzer, „und doch kann ich nicht umhin zu denken, daß es ein Lebewohl iſt, was wir uns hier für ewig ſagen.“

Sie reiſ'te ab. —

Und ſie hatte recht geahnt; der Himmel weiß, welche Beweggründe oder Hinderniſſe den jungen Mann veranlaßten, ſein Verſprechen nicht einzuhalten, — die harrende und liebende Suſanna ſah ihn niemals wieder.

Eine Liebesgeſchichte mit einer Auflöſung in Nichts, wie ſo viele und um nichts beſſer als dieſe vielen, wenn nicht vielleicht durch den einzigen Umſtand, daß hier durchaus von keiner Dichtung die Rede, daß dies Alles ein wirklicher Vorfall und die Heldin deſſelben eine als Künſtlerin und Schriftſtellerin wohlbekannte Frau iſt. Ich erzähle nemlich einen auffallenden biographiſchen Moment aus dem Leben Suſanna's Freeman, die ſpäterhin unter dem Namen Suſanna Centlivre als ausgezeichnete dramatiſche Dichterin und glückliche Darſtellerin in England zur Berühmtheit gelangte. Sie war im Jahre 1667 zu Holbeach in der Grafſchaft Lincoln geboren, und ſchritt bald nach ihrem vorerzählten erſten, alleinigen und gewiß ſehr abenteuerlichen Auftreten in der Welt zu einer recht glücklichen Ehe mit einem Neffen des Sir Stephan Fox. Suſanna zählte damals ſechszehn Jahre und hatte das Unglück, ihren Gatten in ihrem ſiebenzehnten zu begraben. Sie vermählte ſich von Neuem mit Herrn Carrol, Offizier in der engliſchen Armee: allein auch ihn entriß ihr ein unglückliches

Duell gar bald und machte ſie wieder zur Witwe. In dieſem Abſchnitte ihres Lebens begann ſie für die Bühne zu arbeiten, und dies mit dem glücklichſten Erfolge. Ihre Stücke fanden allgemeinen Beifall und eine überaus ehrenvolle Aufnahme, ſo daß Suſanna Carrol, verleitet durch das ihr reichlich gezollte Lob, mit dem Lorbeer einer Kunſt nicht mehr zufrieden war und von jetzt an begann, ein Doppeltalent zu entfalten, um zwiefach glänzend hervorzutreten. Sie widmete ſich der Bühne, zu welcher ſie reichen innern Fond und den angenehmen Schmuck äußerer Reize mitbrachte. Auch hier waren die Erfolge der vielbegabten Frau die günſtigſten, und vor Allem dankte ſie der reizenden Entwicklung dieſes Talents ihre dritte vortheilhafte und dauernd glückliche Ehe. Joſeph Centlivre, erſter Haushofmeiſter der Königin Anna wurde ihr Gemahl, eine Verbindung, durch welche ſie zwar der Bühne entzogen, aber in eine ſehr glänzende und heitere Lage verſetzt wurde. Viele ihrer Stücke haben ſich noch bis jetzt auf den engliſchen Bühnen erhalten. Das beſte und beliebteſte Luſtſpiel, das ſie lieferte, führ den Titel the Busy-Body (der geſchäftige Ueberläſtige); eine andere ihrer Comödien the Wonder (das Wunder), lieferte noch ſpäter Scenen und Stoff zu Gretry's bekanntem Singſpiel l'Amant jaloux (der eiferſüchtige Liebhaber), das auch auf die deutſche Bühne kam. Suſanna Centlivre ſtarb im Jahre 1723.

Die Verlobten.

Venezianiſche Novelle.

Die Sterne lügen nicht: das aber iſt
Geſchehen wider Sternenlauf und Schickſal.

Schiller.

Es fehlte nur noch eine Stunde zum Untergang der Sonne am 1. Jänner 1685, der Gottesdienſt war geendigt, als die Thore von Sanct Markus ſich einer doppelten Feierlichkeit wieder öffneten, die eine große Menge Volkes in der Kirche verſammelte. Zwei nicht ſehr zahlreiche, aber an Pracht einander gleiche Aufzüge waren zugleich aus den Palläſten Moroſini und Treviſano hervorgegangen, um zwei in der vorhergehenden Nacht geborne Kinder zur Kirche zu begleiten, und für ſie das geweihte Waſſer der Taufe zu begehren. Sie traten zu gleicher Zeit durch die zwei Seitenthore ein, und langten zur ſelben Minute in der heiligen Taufkapelle an, wo man zwei Wiegen niederſetzte.

Die eine dieſer Gruppen wurde von Onofrio Moroſini angeführt, dem Sohne des erlauchten Doge Franceſco Moroſini, bekannt durch die großen Kriegs- und Staatsdienſte, die er der Republik geleiſtet; die andere von dem Senator Bernardo Treviſano, aus dem Rathe der Vierzig, der den Glanz ſeines Geſchlechtes durch den Ruhm ſeines Wiſſens erhöhte, und dem ganz Italien in dieſer Zeit des ſinkenden geiſtigen Strebens weder einen größeren Philoſophen, noch einen geiſtreicheren Alterthumsforſcher an die Seite zu ſtellen hatte.

Als die Ammen die Wiegen der Kinder aufgedeckt hatten, gewahrte man auf allen Seiten Zeichen des freudigen Erſtaunens und der Bewunderung, deren lauter Ausbruch nur durch die impoſante Heiligkeit des Ortes unterdrückt werden konnte. Niemals hatte der erſte Tag des Lebens ſo viel Schönheit in zwei kleinen neugebornen Weſen erſcheinen laſſen, nie ſah man noch ſo deutlich eine verſtändige Seele ihren Blick beleben, und es war nicht möglich, länger daran zu zweifeln, daß dieſe Kinder ſchon die Fähigkeit zu denken und zu fühlen beſaßen, denn ſie lächelten, indem ſie zu einander hinüberblickten. Beſonders aber bemerkte man, daß ſie ſich überaus ähnlich ſahen: und die Umgebung des venezianiſchen Volkes, mit ſeiner ſinnigen und poetiſchen Einbildungkraft, reimte nun vollends leicht zuſammen, daß die Kinder beide für einander geſchaffen ſein müſſen, als ſie erfuhr, daß die göttliche Vorſehung dem Moroſini einen Sohn und dem Treviſano eine Tochter geſchenkt habe.

Der Sohn Moroſini's empfing den Namen Giovani, die Tochter Treviſano's wurde Eliſa Maria, nach ihrer ehrwürdigen Großmutter, der Mutter Bernardo's genannt.

Ein Umſtand, der Niemanden in Venedig unbekannt geblieben war, verlieh dieſem unverhofften Zuſammentreffen ein noch mehr geſteigertes Intereſſe. Seit mehreren Generationen waren die beiden Familien Moroſini und Treviſano durch einen Haß getrennt, der oft in blutige Händel ausgebrochen war. Dieſe Zwiſte hatten ſich zwar unter Onofrio und Bernardo, zwei hochherzigen Familienhäuptern, deren Sitte durch Liebe zu Künſten und Wiſſenſchaften veredelt worden war, faſt ganz gelegt; allein man hielt den alten Haß nur für eingeſchlummert, und fürchtete ihn bei nächſter Gelegenheit mit doppelter Heftigkeit wieder aufwachen zu ſehen. An dieſem Tage aber konnten alle Zeugen ſich nicht enthalten, ernſtlich daran zu denken, daß die Vorſehung ſelbſt dieſen Uneinigkeiten ein Ziel ſetzen zu wollen ſcheine, und dieſes ſeltſame Zuſammentreffen abſichtlich herbeigeführt habe, um durch ein enges und geheiligtes Band zwei mächtige Patrizier-Häuſer an einander zu knüpfen, deren Mißhelligkeiten nicht ohne Gefahr für die Republik waren. Dieſes Gefühl wurde durch die zufälligen Umſtände ſo deutlich, daß auch Moroſini und Treviſano es theilten, und in ſprachloſer Uebereinſtimmung einander gerührt in die Arme ſanken, wie zwei Brüder, die ſich nach langer Trennung wieder fanden. Nachdem ſie die herzlichſten Umarmungen ausgetauſcht hatten, verſprachen ſie ſich, unter dem freudigen Zuruf der Menge, ihre Kinder in ſechszehn Jahren zu vermählen, wenn die Sympathie, die ſich an ihnen am Tage ihrer Geburt gezeigt zu haben ſchien, ſich mit den Jahren befeſtigen würde; und dieſes gegenſeitige Gelöbniß geſchah ſo einſtimmig und ſchnell, daß es unmöglich war, zu wiſſen, welcher von Beiden es zuerſt vorgeſchlagen habe.

Jeder Monat, jedes Jahr aus dem Leben Giovani's und Eliſa's begründete von jetzt an die Hoffnungen der beiden edlen Väter immer feſter. Die gegenſeitige Liebe wuchs zugleich mit ihrer Schönheit, und man begriff gar wohl, daß es auch nicht anders ſein könne: denn kein anderes Weſen auf der Welt, war ſo würdig, dieſen Zug unbezwinglicher Sympathie für ſich in Anſpruch zu nehmen, als eben nur ſie Beide, die ſo aus vollen Herzen den Drang in ſich fühlten, in Eine Seele zu zerfließen. Sie waren in der That zwei Geſchöpfe einer idealen Welt, zwei Weſen der Liebe und Gnade, von ſo vollendeter Vollkommenheit des Körpers und des Geiſtes, daß ſie Jedes eher zu ewiger Einſamkeit als zu anderer Wahl ſich berufen gefühlt haben würden: wenn die gütige Vorſicht nicht dafür geſorgt hätte, ſie in dem nemlichen Augenblicke auf demſelben Punkt der Erde die Welt begrüßen zu laſſen, wie zwei ſeltene Blumen auf demſelben Stiele, wie zwei Paradiesvögel mit dem Prachtgefieder von

Gold und Azur, unter einerlei Schatten und in demſelben Neſte. Auch flößte ihre wechſelſeitige Zärtlichkeit nicht einmal jene Eiferſucht ein, deren Hauptbeweggrund in der menſchlichen Eitelkeit liegt. Es war genug, ſie Beide zu ſehen, um zu fühlen, daß Eliſa nur für Giovani, daß Giovani nur für Eliſa geſchaffen war. Jeder rivaliſirende Anſpruch auf das Glück dieſer beiden himmliſchen Kinder hätte nur Wahnſinn oder lächerlichen Stolz beurkundet, und darum begnügte man ſich, ſie zu bewundern, und Dichter beſangen ſie.

Bernardo Treviſano hatte, was wohl ziemlich allgemein bekannt ſein dürfte, zu ſeiner Zeit in den philoſophiſchen Wiſſenſchaften eine große Bewegung hervorgebracht; noch heut zu Tage ſchätzt man ſeinen „Curſus," ſeine „Betrachtungen," ſeine „Fundamental-Vorleſungen," beſonders aber ſeine Abhandlung über die „Unſterblichkeit der Seele." Nachdem er die Lehren des Demokritos und die des Ariſtoteles ergründet hatte, wandte er ſich ausſchließend, unter der Theilnahme und den Auſpicien Johanns

Caramuel, Biſchofs von Vigerano, eines ſcharfſinnigen Geiſtes jenes Jahrhunderts, den Theorien Plato's zu. Leider iſt es, wie man weiß, ſelten, daß ein thätiger und leidenſchaftlicher Geiſt, der ſich in die Myſterien des Spiritualiſmus vertieft, bei den nützlichen und tröſtenden Aufſchlüſſen dieſer großen Studien ſtehen bleibt, und Bernardo war zu wißbegierig, um nicht alle Quellen zu unterſuchen, aus denen der Verſtand vor ihm geſchöpft hatte. Seine Bewunderer ſelbſt geſtehen, daß er ſich häufig in die Zahlen-Combinationen des Pythagoras verirrt, und daß Caramuels, ſeines Lehrers, Träumereien über ie Buchſtaben-Cabala, die er in ſeiner Jugend erachtet hatte, trauriger Weiſe auch auf ſeinen päteren Ruhm und auf die Arbeiten ſeines reifen lters Einfluß genommen haben.

Bernardo Treviſano, ſo begünſtigt vom immel in der glücklichen Entwicklung ſeiner liſa, wurde plötzlich von harten Schlägen des chickſals in ſeiner Familie heimgeſucht. Eine ch junge Gemahlin, der würdige Gegenſtand er Liebe und ſeines Glückes, wurde ihm in wenig Tagen durch eine der Heilkunde unbekannte Krankheit geraubt. Ein hoffnungvoller Sohn, der einzige Erbe ſeines Namens und eines Ahnen-Ruhmes, deſſen Urſprung ſich bis in die älteſten Zeiten der Republik erſtreckte, entſchlief bald darauf in ſeinen Armen, wie ein zu Gott zurückgerufener Engel. Eliſa ſelbſt nahm faſt in Nichts Antheil an dem materiellen Leben. Sie glich einer jener glänzenden und reinen Flammen, die man oft auf der Erde herumirren ſieht, und die ſich darauf nicht halten, deren Anblick mit Staunen und Entzücken erfüllt, aber die keine Macht feſthalten kann, und die bei dem leiſeſten Luftzuge verlöſchen, ohne eine Spur von ſich zurückzulaſſen.

„Leider!“ rief er eines Tages aus, „wozu dienen die tiefen Forſchungen der Wiſſenſchaft? womit enden die Entdeckungen der Philoſophie, wenn es dem Menſchen nicht einmal verliehen iſt, die Uebel, welche ihn bedrohen, vorher zu ſehen, noch ſie beſchwören zu können? Sollte das Leben wirklich nichts anderes als ein finſterer Abgrund ſein, deſſen Tiefe Keiner zu erkennen vermag, bevor er ſich nicht ſelbſt hineingeſtürzt, wie es für Ariſtoteles der Euripus, und der Vulkan für Empedokles war. Nein, nein," fuhr er mit Begeiſterung fort, „das unendlich mächtige Weſen, das mir dieſen Drang nach Wahrheit gegeben, das mir erlaubte, ihre heilige Fackel an dem Feuer der Wiſſenſchaften anzuzünden, wird mir den Lohn ſo vieler Anſtrengungen und Nachtwachen nicht verſagen. Und wäre es auch zu ſpät, mich ſelbſt zu retten, und mein eignes Schickſal zu erforſchen: ſo werde ich doch noch Zeit genug finden, meine Eliſa gegen Gefahren und Tod zu ſchützen, oder ich will, wenn mein Streben mißlingt, alle die unnützen Bücher den Flammen überliefern, und den Gebrauch, den ich von meinen jungen Jahren gemacht habe, beweinen; denn die Unwiſſenheit des Thieres iſt beſſer als dieſes anmaßliche Wiſſen, das doch keine Früchte hervorbringt."

Bald darauf ließ er ſeinen Pallaſt verſchließen, Jedermann den Zutritt zu ſich verbieten, und ſperrte ſich in der Einſamkeit mit ſeinen Cabaliſten und Pythagoräern, mit ſeinen weiſſagenden Ziffern und geheimnißvollen Alphabeten ein.

Moroſini achtete einige Jahre hindurch Bernardo's Traurigkeit; denn er konnte den Entſchluß dieſes großen Mannes nur dem ſtillen Bedurfniſſe zuſchreiben, ſich heimlich mit der Erinnerung an ſeine Trauer zu beſchäftigen. Indeſſen, als der 1. Jänner des Jahres 1701 herannahte, zauderte Moroſini, der alle Vorbereitungen zur Vermählung ſeines Sohnes mit Eliſa getroffen hatte, nicht länger, in die Einſamkeit ſeines Freundes zu dringen, und die Diener, die um die Uebereinkunft beider Familien wußten, wagten es nicht, ihm den Zutritt zu verweigern. Er trat in Bernardo's Zimmer.

„Biſt du es, Onofrio?“ ſagte der Philoſoph, gegen ihn umgewendet, „was willſt du von mir?“

„Kannſt du noch darum fragen? Ich komme, dich an das Wort zu mahnen, das du mir vor ſechszehn Jahren im Dome St. Markus gegeben haſt, und auf deſſen Erfüllung nun das Glück unſerer Kinder beruht. Wärſt du wirklich fähig, es vergeſſen zu haben? und hat man mich nicht getäuſcht, als man mir verſicherte, daß, weit entfernt, dich mit den Vorkehrungen zu ihrer Vereinigung zu beſchäftigen, du die Treuloſigkeit begangen hätteſt, Eliſa ſeit einigen Tagen zu entfernen? Sage, daß es unwahr iſt, ich beſchwöre dich darum.“

„Es iſt wahr,“ antwortete Bernardo; „Eliſa iſt nicht in Venedig; aber ich bin nicht treulos.“

„Wie?“ rief Moroſini, „elende Familiengehäſſigkeiten, ohne Entſchuldigung, wie ohne Grund, hatten bei dir den Vorzug vor den heiligſten Schwüren, und du behaupteſt, nicht treulos zu ſein?“

„Du beurtheilſt mich nicht ſo ſchlecht, um mir die Beleidigung zuzufügen, dieſes von mir nur zu denken,“ erwiederte Bernardo, indem er ihm die Hand reichte.

„Was alſo iſt die Löſung dieſes Räthſels, an dem mein Verſtand ſcheitert? Läßt dich die Zerrüttung, die dein Eifer zu wunderlichen Arbeiten und deine abſichtliche Entfernung von Geſchäften vielleicht in deinem Vermögen herbeigeführt haben, etwa befürchten, deine Eliſa nicht würdig genug ausſtatten zu können? Erkenne deinen Irrthum, Bruder: Eliſa iſt durch ihre Schönheit und Tugend reich genug ausgeſtattet. Giovani bedarf deiner Güter nicht; er iſt mein einziges Kind, und ſeit ſieben Jahren, daß mein Vater zu unſern Ahnen heimgegangen, hätten wohl kaum die verfloſſenen Tage und Nächte hingereicht, die Schätze zu zählen, welche der alte Doge dem Pelopones und den türkiſchen Flotten des Archipels abgeſammelt hat. Doch du ſchweigſt?“

„Ich erſtaune über die Leichtigkeit, mit welcher du mir niedrigen Eigennutz zumutheſt. Eliſa iſt noch eine der reichſten Erbinnen Venedigs, und ich achte Giovani genug, um ihm meine Tochter ſelbſt dann zu geben, wenn ſie ſo arm wäre, als ſie reich iſt. Halte daher ein mit allen deinen Vermuthungen, denn du wirſt mich doch nicht errathen. — Höre: haſt du manchmal über den unerforſchlichen Gang irdiſcher Verhängniſſe nachgedacht? Weißt du, wovon unſer Schickſal abhängt?“

„Wohl weiß ich es: zuerſt von der göttlichen Vorſehung, zunächſt aber von dem guten und ſchlechten Gebrauche, den wir von unſern Talenten und unſern geiſtigen Kräften machen.“

„Das iſt zum Theile wahr, allein die Vorſehung hat Grundgeſetze, von denen ſie nie abweicht, weil ſie dieſelben ſich ſelbſt vorgeſchrieben hat: und die Weisheit des Menſchen beſteht darin, der unabänderlichen Ausübung dieſer Grundgeſetze durch ein unkluges Streben nach Genuß nicht in den Weg zu treten. Die größten Wahrheiten hat in dieſer Hinſicht Pythagoras erkannt, der vielleicht mehr als ein Menſch war. Die Cabaliſten tappten ihm auf ſeiner Straße im Dunkel nach, und mein Lehrer, Caramuel, kam einige Schritte weiter als ſie. Was ſie ſuchten, ich habe es gefunden. Das Schickſal des ganzen Lebens iſt vor den Augen der blöden Menge in den Sylben unſeres Namens verborgen. Ihre Stellung und Bezüglichkeit iſt es, die den glücklichen oder ſchlechten Erfolg unſerer Unternehmungen beſtimmt, und aus ihrer combinirten Zuſammenſetzung entſpringt nach gewiſſen Zirkeln von Jahren oder Tagen, die mit ihnen correspondiren, der nur dem Anſcheine nach zufällige Ausgang unſeres Strebens.“

„Wie?“ erwiederte Moroſini niedergeſchlagen, „habe ich dich auch recht verſtanden? Haſt du nur darum mit ſcharfem Geiſte von Jugend auf den Aberglauben der Zauberei und die Träumereien der Sterndeutung bekämpft, um als Fünfziger die wahnwitzigen Hypotheſen Caramuels zu ergreifen? Du lächelſt, Bernardo, o ich verſtehe dieſen Hohn. Aber verzeihe meiner Aufrichtigkeit. Zwar verbietet mir der Umfang und die Tiefe deiner Kenntniſſe, die dich den Gelehrteſten und Weiſeſten unſerer Zeit angereiht haben, gewiſſermaßen auch gegen deinen Irrthum zu ſtreiten; aber welche Folge denkſt du aus einem ſolchen Syſteme zu ziehen?“

„So vernimm denn: das neue Jahrhundert, welches wir in wenig Tagen antreten, wird für das menſchliche Geſchlecht von böſem Einfluß ſein. Mit ihm beginnt ein Zeitalter der Betrübniß, die ohne Zweifel mit der gänzlichen Auflöſung alles Irdiſchen endigen wird. Darum fände ich es heilſam und zweckmäßig für unſere Kinder, daß ſie durch ein kleines Opfer ihr künftiges Glück ſicher ſtellen ſollen. Das einzige Jahr dieſes unheilbringenden Jahrhunderts, das mit übler Vorbedeutung ihre lange und glänzende Laufbahn bedroht, iſt das jetzt beginnende. Sie ſind erſt ſechszehn Jahre alt, Onofrio, und die ſchnelle Zeit, welche die Sonne verwenden wird, die zwölf ſtrahlenden Häuſer zu beſuchen, wird ſie nicht überreif zur Vermählung machen. Es wäre mir leicht, deinen Unglauben ganz zu entwaffnen, aber wozu erſt lange Beweiſe, da ich das Recht zu haben glaube, das, was ich leicht von deiner Ueberzeugung erhalten würde, von deiner Freundſchaft für mich und von deiner Liebe zu unſern Kindern zu erwarten. Wiſſenſchaft oder Wahn, Irrthum oder Viſion, mein Glaube ſteht unerſchütterlich feſt; und wenn dein Verſtand, erleuchteter als der meine, ſich vielleicht gegen eine fremdartige Lehre ſträubt, die mir lange Zeit dieſelbe Abneigung eingeflößt hat, ſo wirſt du wenigſtens, indem du meiner Einbildung nachgibſt, dasjenige ſchonen, was in dem Herzen eines Vaters das Reizbarſte iſt. Du wirſt die Vorſicht, welche Vaterſorge einflößt, nicht der Uebertreibung beſchuldigen; denn dir wie mir iſt es gleich gut bekannt, daß, wenn auch die Gefahren, die man für ſeine Kinder beſorgt, eingebildet ſind, der Schmerz, den ſie verurſachen, es doch nicht iſt. Ich beſchwöre dich alſo, von Giovani zu verlangen, daß er die Gelegenheit, Eliſa zu ſehen, wie ein Unglück meide; möge es unſer Unſtern nicht fügen, daß er abſichtlich oder zufällig ihren Aufenthalt entdecke. Gehorcht er, ſo werde ich ihm ſeine Gattin am erſten Jänner des Jahres 1702 fröhlich am Altare zuführen; widerſtrebt er unſern Bitten, ſo magſt du ihm von mir bedeuten, er werde ſie nur im Grabe wiederfinden.“

Moroſini hatte nichts mehr einzuwenden; er umarmte Treviſano herzlich, und überbrachte Giovani den Ausſpruch des Aſtrologen.

Giovani war eine ſchöne Seele in einem vollkommenen Körper. Die Lehren Bernardo's erſchienen ihm als die Verirrung eines großen

Geiſtes, aber er fügte ſich, zwar nicht ohne Thränen, aber mit Geduld dem Willen eines Vaters, welcher in Kurzem die Rechte des ſeinigen theilen ſollte. Er gehorchte ſogar ohne Widerſtreben dem Plane Moroſini's, der gleich Anfangs beſchloſſen hatte, ihn dieſes Jahr auf Reiſen zubringen zu laſſen, theils um ſeine Erziehung ganz zu vervollkommnen, theils um ſein Herz durch den Reiz und den bunten Wechſel neuer Eindrücke vor Trauer und ſchmerzlichem Nachdenken zu bewahren.

So reiſ'te Giovani ab; er beſuchte im Fluge Italien, Frankreich und Deutſchland, brachte aber überall hin ſeinen Kummer und ſeine ſehnſüchtige Ungeduld mit. Kaum hatte das Jahr drei Viertheile ſeines Laufes vollendet, als er, auf der Rückkehr nach Venedig, in Padua ankam, begierig, die Luft zu genießen, die er einſt mit Eliſa eingeathmet hatte.

Es war der 26. September, ein feierlicher Tag in den Jahrbüchern der chriſtlichen Stadt, welche auf den Ruinen der alten Städt Antenor blüht, der Jahrestag des Feſtes der heiligen

Juſtina, deren Andenken die Gottesfurcht in dieſen frommen Mauern durch ein Monument geehrt hatte, das an Pracht und Größe mit den Meiſterwerken der griechiſchen und römiſchen Vorzeit wetteiferte. Giovani, von andächtiger Bewunderung erfüllt, gelangte über reiche Teppiche, durch feſtlich aufgebaute Pforten und Blumengewinde bis zu dem geheiligten Umkreis; er trat gehüllt in Wolken von Wohlgeruch und Weihrauch, der durch den Wiederſchein der Fenſter in allen Schattirungen des Regenbogens hin und her ſchwebte, und kniete auf das Moſaikpflaſter einer, mit prächtigem, ſeltenen und buntfarbigen Marmor bekleideten Kapelle, wo ein goldenes von Edelſteinen ſtrahlendes Reliquienkäſtchen auf dem Altar ſtand, den ein ſchöner Chor von Jungfrauen in weißen Kleidern umgab und mit Geſängen begrüßte.

O Zufall, zauberiſcher als alle die, welche bisher Giovani's Sinne in Erſtaunen geſetzt hatten! eine dieſer Stimmen, welche tief im Grunde ſeines Herzens ein ſüßes Echo fand, erinnerte ihn unwillkührlich an Eliſa. Er ſtand auf, ſein begeiſterter Blick flog ohne Ueberlegung durch die Gruppe, deren Lieder eben aufgehört hatten, und die nun aus der Kirche heraustrat.

„Auf baldiges Wiederſehen, theurer Giovani!“ lispelte ihm die leiſe Stimme eines jungen Mädchens zu, das den Schleier zur Hälfte erhob, ſich dem Geliebten ſehen zu laſſen, und ſich dann wieder verhüllte; „vergeßt Eurer Eliſa eben ſo wenig, als Eliſa Eurer vergißt!“

Hierauf verſchwand die ſchöne Sprecherin, und verlor ſich ſchnell unter die Menge ihrer Gefährtinnen.

Er hatte ſie geſehen. Es war Eliſa.

Wie lange wurden die drei letzten Monate des Jahres jetzt ſeiner Liebe! ſie ſchienen nicht enden zu wollen!

Onofrio Moroſini wartete nicht erſt den letzten Tag ab, um zu Bernardo zu gehen, den er an den baldigen Ablauf des beſtimmten Aufſchubes erinnern wollte, und er fühlte ſich glücklich, daß ihm dieſer zuvorgekommen war; denn der Philoſoph, von den ſtrengen Studien durch die ſüßeſten Sorgen ſeines Lebens abgelenkt, befand ſich ſchon mitten in den Zubereitungen zu einer glänzenden Hochzeit.

„Der Himmel überhäufe dich mit Segnungen, theurer Bernardo! wir hatten keine Zeit zu verlieren, um die Wünſche unſerer Kinder zu krönen. Mein Giovani, ein Opfer der ſtillen Sehnſucht, die ihn innerlich verzehrt, ſcheint dem Grabe ſchon zuzuwanken. Bleich, abgewelkt, verſchmachtend, wie eine Blume, deren Wurzel die Pflugſchar berührt hat, ſtirbt er ſeit drei Monaten an meinem Herzen und unter meinen Thränen dahin, und hundertmal zitterte ich, daß er die liebende Seele, die kaum an ſeinen Lippen hängt, nicht mit einem ſeiner tiefen Seufzer aushauche!“

„Seltſam, ſeltſam!“ entgegnete Treviſano; „auch ich erhalte beſorgliche Nachrichten über die Geſundheit meiner Eliſa. Doch können mich meine Berechnungen nicht täuſchen, und wenn, wie ich es glaube, das befolgt worden iſt, was ich dir auftrug, ſo droht ihnen keine Gefahr. Möge uns dieſe weiche Sehnſucht zweier liebenden Herzen, von denen eines dem andern fehlt, nicht beunruhigen. Sie iſt nur eine Wolke, die ſich bei dem erſten vollen Sonnenſtrahl der Liebe zerſtreuen wird. Kehre alſo zu deinem Giovani zurück und ſage ihm, daß Alles in meinem Palaſte bereitet iſt, zwei liebende Gatten aufzunehmen. Noch hundert Stunden, Onofrio, nicht mehr als hundert Stunden, und die Verlobte deines Giovani wird mit ihm auf immer vereinigt werden.″

Der weiſe Bernardo reiſ'te auch gleich den folgenden Tag nach Padua ab, während hier die letzten Vorbereitungen zum Hochzeitfeſte getroffen wurden.

Es fehlte nur noch eine Stunde zum Untergange der Sonne am erſten Jänner des Jahres **1702**, und jedweder Gottesdienſt war geendet, als die Thore von St. Markus ſich zu einer doppelten Feierlichkeit wieder öffneten, die einen ſehr großen Andrang des Volkes in der Kirche verſammelte. Zwei nicht ſehr zahlreiche, aber an ihrem betrübten Anſehen einander gleiche Aufzüge waren zugleich aus den Palläſten Moroſini und Treviſano ausgegangen, und kamen, zwei junge in der vorhergehenden Nacht verſtorbene Leute den Gebeten und dem Schooße der Kirche anzuvertrauen. Sie traten zu gleicher Zeit durch die beiden Seitenthore ein, und langten mitſammen unter dem Schlußſtein des Gewölbes — dem Orte der Beiſetzung für die Todten — an, wo die Träger beide Särge niederſtellten.

Die armen Frühgeſchiedenen aber waren Giovani Moroſini, Sohn Onofrio's, und Eliſa Treviſano, Tochter Bernardo's.

* * *

Ich habe dieſe Geſchichte einer alten ſeltenen italiäniſchen Chronik entlehnt, die mir in frühern Jahren zu Geſichte kam, aber ich kann mich mit dem angegebenen Datum der Begebenheit nicht ganz auf die Treue meines Gedächtniſſes verlaſſen. Leicht möglich, daß ich in dieſem Punkte geirrt; dann nehme der geneigte Leſer dieſe Mittheilung als eine Novellette hin, der ein hiſtoriſcher Vorfall theilweiſe zur Grundlage gedient zu haben ſcheint, die aber der alte Chronikſchreiber augenſcheinlich zu ſehr als eine ſtille Apologie der Aſtromantik auszuſchmücken bemüht war.

Das rothe Haus.

Erzählung.

Und die Kleine flüſtert leiſe,
Leiſe mit gedämpftem Laut;
Manches wichtige Geheimniß
Hat ſie mir ſchon anvertraut.

Heine.

1.

„Condukteur! kein Platz mehr im Cabriolet?“

„Nein, mein Herr, es iſt beſetzt.“

„O weh!“ ſeufzte der junge Mann, der erſt gefragt hatte, und ſank ſeiner ganzen Schwere nach in den Fond des Poſtwagens, der eben nach Straßburg abgehen ſollte.

Es war halb fünf; der Tag war ein düſterer Novembertag. Im Innern des Wagens ſuchten ſich vier Perſonen, die das Schickſal hier zuſammengeführt, ſo bequem zu machen und zu verwahren als es eben gut anging.

„Strecken Sie doch Ihre Füße aus,“ hieß es da von einer Seite; „wir haben Platz genug, wenn wir uns erſt gut rangiren.“

Der junge Mann, der früher nach einem Cabrioletſitze gefragt, dankte für dieſe gutmüthige Conceſſion, wurde aber bald von denſelben Stimmen erſucht, ſeinen Stock und ihre mitgebrachten Regenſchirme an das Kutſchendach anzuſchnallen, damit mehr Raum gewonnen werde, und er that dies ſo aufmerkſam, als bäten ihn zwei viel holdere Weſen darum, als die beiden Frauen mit runden Hauben und alten gemeinen Zügen, die ihm hier im Halbdunkel gegenüber ſaßen.

Der Wagen war eben um die Ecke der Montmarterſtraße gekommen, und jagte nun in ſchärferem Trabe dahin. Jetzt gingen die beiden Alten daran, ihre anſehnlich gefüllten Handkörbe nach Bequemlichkeit zu unterbringen, was jedoch bei dem ſtarken Schaukeln des Wagens manche Hinderniſſe fand.

„Wir inkommodiren vielleicht, Madame?“ Dieſe Frage wurde an eine neben dem jungen Manne ſitzende Dame gerichtet, die bisher noch nichts geſprochen hatte.

„Ein wenig wohl,“ antwortete dieſe, „aber ich ſehe ein, daß Sie nicht anders können.“ Dann lehnte ſie ihren Kopf in die Ecke des Wagens, verhüllte ſich mit dem Schleier, und ſchien in ihren Gedanken nicht mehr geſtört werden zu wollen.

Es war ganz dunkel geworden, und man hatte die Barriere paſſirt. Der Wagen rollte bei der Ungleichheit des Bodens bald ſchneller und bald langſamer fort.

„Mein Gott, wie heiß es iſt, man erſtickt faſt!“ rief jetzt der junge Mann tiefaufathmend, und alſogleich waren ſeine Visavis bereit, ihn durch Odeurs oder mit einem Schlucke gebrannten Waſſers zu laben.

Er dankte und hielt den Kopf in die Nachtluft hinaus; ſeine Stimme war ſanft und contraſtirte mit der männlichen Haltung und den ernſten, faſt verdrießlichen Zügen deſſen, der eben geſprochen.

Auch die ſchweigende Nachbarin an ſeiner Seite hatte ein Fläſchchen mit cölniſchem Waſſer hervorgeholt und bot es ihm an. Er empfing es mit Dank, und bald folgte wieder eine längere Pauſe, in welcher die beiden Antiquitäten eingeſchlafen waren. Jetzt war der Wagen vom Pflaſter ab in weichen Thongrund gerathen und das Bemühen der Pferde ihn herauszuziehen blieb erfolglos. Bei den jähen Stößen, welche die Anſtrengung der Thiere hervorbrachte, war Alles wieder aus dem Schlummer aufgefahren, und die Flüche des Poſtillons wurden durch Geſchrei von allen Wagenſeiten unterbrochen.

„Laſſen Sie uns abſteigen, wenn Gefahr iſt!“ riefen die beiden alten Frauen.

„Ruhig geblieben, ih Teufelsnamen,“ donnerte der Condukteur, „ein Paar friſche Pferde ſollen uns bald heraushelfen!“

„Ich wünſchte wohl auszuſteigen, denn ich fürchte mich,“ nahm jetzt die ſtille Dame gegen ihren Nachbar gewendet das Wort.

„Beruhigen Sie ſich, Madame,“ erwiederte der junge Mann mit theilnehmendem Tone, „uns umzuwerfen wäre ein Stoß nöthig: wir aber ſitzen ja ſo unbeweglich feſt, daß daran nicht zu denken iſt.“

In dieſem Augenblicke machten die Pferde einen neuen kräftigen Verſuch und es gelang ihnen, den Wagen wieder auf das Steinpflaſter herauszuziehen, der nun in ſchaukelndem Gleichgewichte weiter flog. Ein allgemeiner Freudenruf ertönte, und nach glücklich überwundener Gefahr wurde nun Alles geſprächiger.

„Sie ſchienen vorhin etwas beſorgt geweſen zu ſein?“ wandte ſich jetzt der junge Mann an ſeine Nachbarin.

„Ja, mein Herr, ich geſtehe es und glaube nicht, daß dieſe Furcht ungegründet war.“

„Nicht ganz,“ erwiederte er, „denn unſer Wagen iſt ſehr ſtark beladen; aber eben deßhalb hielt ich Sie vom Abſteigen zurück, weil in ſolchen Fällen das Gleichgewicht durch den geringſten Stoß erſchüttert werden kann. Doch unſere Nachbarinnen ſchlafen, wie es ſcheint.“

„O, ganz und gar nicht,“ war die raſche Antwort von drüben; „die Geſchichte hat uns ſehr munter gemacht. Und auch Sie ſcheinen nicht mehr unwohl.“

„Nein, Dank ſei dem Fläſchchen dieſer Frau.“

„Ja, ja, die Angſt iſt ein gutes Mittel gegen Herzweh!“

Der junge Mann ſchwieg.

„Aber Sie hätten doch weit mehr freie Luft im Cabriolet gehabt,“ begann jetzt ſeine ſtille Nachbarin, „und ich beklage Sie recht ſehr, daß Sie dort keinen Platz gefunden haben.“

„Ich fange bereits an, es weniger zu bereuen, aber ich geſtehe es offen, daß ich über alle die Pakete, Körbe und Regenſchirme erſchrack, die mir zu meinem Platze kaum den Durchweg verſtatteten. Auch wiſſen Sie, Madame,“ fuhr er mit leiſerer Stimme fort, „daß die Plätze in der Rotunde eben nicht das gewählteſte Publikum haben.“

„Ich habe dieſen Platz zum erſten Male, und ich nahm ihn mit demſelben Widerwillen, wie Sie. Aber es gibt Verhältniſſe, unter welchen das ſchnellſte Mittel fortzukommen, das erwünſchteſte iſt.“

„Ich denke hierin wie Sie. Madame reiſen ohne Zweifel nicht weit?“

„Doch, mein Herr, ſehr weit.“

„Nach Nancy?“

„Nach Straßburg.“

„Nach Straßburg? und ganz allein? Sie müſſen viel Muth haben. Und doch ſcheinen Sie leidend, wie mich der Ton Ihrer Stimme vermuthen läßt. Dann werden wir eine bedeutende

Strecke mitſammen fahren,“ fügte er weiter hinzu, „ich reiſe nach Nancy.“

„O, ſo weit fahren wir nicht!“ fielen die beiden Alten ein und ſuchten an dem Geſpräche Theil zu nehmen. Als man ihnen aber keine weitere Antwort gab und ſie unbeachtet ließ, ſchloſſen ſie, über Kälte klagend, eines der Wagenfenſter, hüllten ſich in ihre großen Mäntel, ſanken in die Ecken und ließen ſich nicht weiter vernehmen.

Mochte die Dunkelheit vielleicht das Intereſſe erhöhen, genug, das Geſpräch zwiſchen dem jungen Manne und ſeiner Nachbarin, erſt unbedeutend und einſilbig, belebte ſich nach und nach ſo ſehr, daß man nicht acht Meilen von Paris entfernt war, als es ſich ſchon um die Liebe drehte; ein Thema, welches ein junger Mann in alleiniger Geſellſchaft eines Mädchens gewiß früher oder ſpäter, im Guten oder im Argen zur Sprache bringt.

„Und glauben Sie denn an eine Liebe, die das ganze Leben hindurch währen ſoll?“ war ſeine Frage.

„Ich habe daran geglaubt, jetzt denke ich nicht mehr ſo," antwortete ſie mit bewegter Stimme.

„Dann haben Sie jetzt Recht: denn die Seelen der Frauen ſind für eine ſolche Dauer zu wankelmüthig."

„Haben Sie ſo viel Urſache, ſich darüber zu beklagen?" meinte ſie lächelnd.

„Ich nicht, nein, das wäre undankbar von mir. Aber viele meiner Freunde ſind auf das Schmerzlichſte betrogen worden. Ihre Seelen ſind verſchrumpft, Glaube und Vertrauen ward ihnen geraubt, ſie ſanken in die Arme des Laſters, um ihre Erinnerungen zu tödten, bis endlich alle ihre edleren Gefühle verwelkten. Und das waren Weltfrauen, ſchöne hochgeprieſene Weiber, von denen die Welt nur Gutes ſpricht, die aber dort nur Triumphe und Vergnügungen ſuchten, wo meine armen Freunde vom Lebensideal und vom Glücke des Geheimniſſes ſchwärmten."

Die Dame hörte aufmerkſam zu, ſie hatte trotz der eingetretenen Dunkelheit die männlich ſchönen Züge ihres Reiſegefährten, ſeine anſtändige Haltung und ſein feines Benehmen wahrgenommen; und je weniger ſie anfänglich bei ſeinem ziemlich unmanierlichen Eintritte in den Wagen Welt und Bildung an ihm vermuthet hatte, deſto überraſchter horchte ſie jetzt ſeinen kluggeſtellten Reden.

Es mochte gegen zwei Uhr des Morgens ſein: weder ſie noch er dachten an Schlafen. Des jungen Mannes elaſtiſches Gemüth öffnete ſich immer mehr: er ſprach von ſeiner Familie, ſeinen Verbindungen, und das Alles ohne Selbſtgefälligkeit und Prahlerei, mit einfachem Reiz. Er geſtand Fehler wie Gutes mit derſelben Offenheit, und ſein gerader Sinn kannte weder Vorurtheile noch ängſtliche Rückſichten.

„Aber mein Gott,“ unterbrach er ſich endlich ſelbſt, „Sie müſſen mich gewiß recht geſchwätzig finden.“

„Im Gegentheile, ich höre Ihnen mit recht viel Vergnügen zu.“

„Ach, ich habe viele Tollheiten in meinem Leben begangen,“ fuhr er jetzt mit leichterem Tone fort, „und, wenn ich nun vernünftiger und vielleicht beſſer bin, ſo danke ich das der Liebe.

Sehen Sie, ich will Ihnen, wenn es Sie nicht langweilt, die Geſchichte eines meiner Freunde erzählen, die einen großen Einfluß auf mein eigenes Schickſal gehabt.“

„Erzählen Sie, mein Herr, Sie finden eine aufmerkſame Zuhörerin in mir.“

Und er begann wie folgt:

V.

„Ich bin fünfundzwanzig Jahre alt und heiße Ernſt D***. Mein Vater, ein guter ehrlicher Kaufmann, wollte mich dereinſt auf einen glänzenderen Poſten, als in ſeinem kleinen Comptoir, ſehen, und ließ mich bei einem Notar eintreten. Zur Handlung fühlte ich keine Liebe, ich wollte mich daher an den neuen Dienſt gewöhnen: aber auch das war vergeblich; der Himmel ſchien mich für ein unabhängiges Loos geſchaffen zu haben. Mein reger Geiſt erſtarb unter der Laſt von Pandekten, Urkunden und Vollmachten. Ziemlich lange rang ich mich in dieſer erbärmlichen Exiſtenz herum, und brachte es auch endlich zu dem erhabenen Poſten eines zweiten Gerichtſchreibers. Da ſtarb mein Vater, ich zählte zweiundzwanzig Jahre; meine Mutter theilte ihr Vermögen mit mir, und ich war nun im Beſitze von dreitauſend Livres Renten. Jetzt ſchien mir das Notariat noch kleinlicher und langweiliger als je: ich faßte eine Verachtung gegen dieſes praktiſche Leben, zog in die

Straße von Rivoli, und ſtürzte mich mit Haſt in die Welt. Bälle, Spielhäuſer, Theater, Mädchen wurden mit meinen Freunden beſucht, und alle Genüſſe erprobt, die ein Jüngling von zwanzig Jahren als reizend und unerläßlich betrachtet. Beſonders aber fühlte ich mich von Einem unter meinen Freunden angezogen. Eduard, vielleicht verſchwenderiſcher als alle Andern, hatte in ſeinem Benehmen und in ſeinem Umgange etwas unendlich Einnehmendes und Feſſelndes. Wir waren in gleichem Alter und wurden bald die Unzertrennlichen, denn nichts kettet ſo feſt aneinander, als gleicher Leichtſinn. Doch endlich erſchöpft ſich Alles: Vergnügungen und Geld. Ich ſelbſt machte dieſe traurige Bemerkung, als meine Rente bereits auf die Hälfte zuſammengeſchmolzen war. Ich hatte indeſſen noch einige Hoffnungen und Lieblingsideen aus dem Schiffbruche gerettet. Eduard hatte Alles verloren; er kannte keinen Glauben, keine Liebe mehr; er glaubte nur an das Vergnügen — und bald auch an dieſes nicht mehr.

„Eines Tages, erſchöpfter und überdrüſſiger als je, durchwanderte er planlos die Stadt, und ſein Auge verweilte zufällig auf einer Dame, die ohne eben ſehr jung zu ſein, etwas Anziehendes und in ihrem ganzen Weſen ſo viel Beſtimmtheit hatte, daß ſeine Aufmerkſamkeit unwillkührlich gefeſſelt wurde.“

„Als ſie ganz in ſeiner Nähe war, blieb ſie ſtehen und richtete folgende Worte an ihn:“

„Wollten Sie wohl ſo gefällig ſein, mein Herr, mir die Straße la Harpe zu zeigen?“

„Bei dieſer unerwarteten Anrede zog Eduard den Hut, erklärte ſo deutlich als möglich den Weg, den ſie einzuſchlagen habe; die Dame dankte und empfahl ſich, und beide gingen ihrer Wege weiter.“

„Eduard war kaum einige Schritte gegangen, als er etwas von einem „dummen Teufel“ in ſich hinein murmelte, ſchnell umkehrte und der Unbekannten folgte.“

„Verzeihen Sie, Madame,“ ſprach er, als er ſie eingeholt, „ich hatte ganz vergeſſen, daß ich ſelbſt auch in der Straße la Harpe Geſchäfte habe; es iſt noch ziemlich weit hin, erlauben Sie mir daher, Ihnen meinen Arm anzubieten.“

„Sein Erbieten wurde angenommen, und nun gingen ſie hin, ſchwatzten dies und das und betrachteten ſich dabei verſtohlen. Eduard wünſchte ſich von Herzen Glück zu dem neuen Abenteuer, das vielleicht weniger langweilig als frühere werden dürfte.“

„Man gibt heut Abend die „Hugenotten,“ Madame,“ begann er jetzt, vor einer Theaterannonce ſtehen bleibend, „haben Sie die Oper ſchon gehört?“

„Sie antwortete Nein, ſie käme erſt aus der Provinz.“

„Da meinte Eduard, ein Fremder dürfe eher Paris verlaſſen, ohne die Wunder des Louvre, als ohne dieſe Oper geſehen zu haben, worauf ſie entgegnete, ſie wolle mit der Frau, bei welcher ſie abgeſtiegen, des Abends das Opernhaus beſuchen.“

„Ich werde auch dort ſein,“ fügte Eduard raſch hinzu, und als er ſich empfahl, geſchah es mit artigen Worten, und mit dem Beiſatze: auf Wiederſehen des Abends.“

„Von halb ſieben Uhr an war mein Freund im Opernhauſe an ſeine Säule gelehnt, und mit aufmerkſamen Augen die Logenreihen durchſpähend, welche ſich bereits mit ſchönen und reichgeputzten Damen füllten. Endlich öffnete ſich eine Loge und die Erwartete trat ein. Eduard muſterte ſie mit Hilfe ſeines langen Opernguckers und ſprach endlich heimlich zu ſich: „Etwas kleinſtädiſch, aber nicht übel: an ihren Augen und dem oftmaligen Herumdrehen des Köpfchens glaube ich zu bemerken, daß ich ihr nicht mißfalle. Deſto beſſer! Blicke, Seufzer und Liebesbriefe ſind ohnedies nur Thorheiten, und die werden mir auf dieſe Art erſpart. Heute noch erfahre ich ihren Wohnort und werde ſie wiederſehen, ſie ſoll mich für einige Zeit dieſer leeren Gefühlloſigkeit entreißen, und kehrt ſie dann wieder in ihre Provinz zurück, ſo ſcheiden wir als Freunde ohne Thränen, und mit angenehmen Erinnerungen.“

„So dachte er, ſo ſprach er damals zu mir, aber es wurde nicht ſo.“

„Mit einer Schlauheit, deren ich ein Weib aus der Provinz gar nicht fähig gehalten hätte, bemächtigte ſie, die nicht jung, noch blendend ſchön war, ſich dergeſtalt des Herzens und der

Sinne Eduards, daß er ihr ganz unterthänig wurde. Eiferſüchtig bis zum Uebermaß, Scenen der Wuth und der tiefſten Kränkung ſpielend, beherrſchte ſie ihn durch Furcht und Liſt zugleich. Wohl fühlte und verwünſchte er ſein Joch, aber es war nicht mehr abzuſchütteln. Er war nicht mehr der Jüngling, der Bande um Bande löſ'te und knüpfte: und er büßte ſeine Fehltritte nun durch eine viel ernſtere und wahrhaft beklagenswerthe Thorheit. Was ſoll ich Ihnen noch weiter ſagen? Dieſes Weib, das an ſeinem Arme leicht hätte für ſeine Mutter gelten können, wurde Witwe — und er heiratete ſie. Ja, er heiratete ſie, gab ihr ſeinen Namen, ſeine Zukunft, ſein Vermögen, ſeine Jugend und Freiheit hin. O, damals verhüllte ich mein Haupt, wie Cäſar, und rief: „Auch du, Eduard!“ aus. Ihn zu beſuchen ging nicht an, denn das Schmerzliche, Lächerliche ſeiner Lage, machte mich troſtlos, und die Koketterieen ſeiner Frau waren vollends unerträglich.“

„Damals faßte mich Abſcheu vor Ehe und Frauen; mit meinen Büchern und Cigarren ſchloß ich mich ein, und las und rauchte einen langen Monat hindurch.“

„Dieſe Einſamkeit gab meinem aufgeregten Geiſte Ruhe und Beſonnenheit wieder. Ich fühlte das Nichts jener Orgien, die ich ehedem gefeiert, und die in Seele und Geſicht Runzeln bringen. Ich ſchämte mich meines vergangenen Lebens, und von nun an war ich gerettet. Das Laſter ſcheint nur ſo lange unheilbar, als man darüber nicht erröthet. Unter den Büchern, die mir jetzt zur Hand kamen, handelten mehrere von der Liebe. Da ich ſie aufmerkſamer als ehedem durchging, überraſchte ich mich auf einer Entdeckung. Ich hatte nie geliebt. Und ich trat in die Welt zurück, von der ſtillen reinen beſeligenden Liebe zu einem holden jungen Mädchen träumend, und kannte keine andere Sehnſucht, als einem ſolchen Engel zu begegnen, der mir Liebe und Leben ſchenke. Der Himmel erhörte meine Wünſche.“

„Bei einer Freundin meiner Mutter lernte ich ein junges Mädchen kennen, mit blondem Haar und ſchönen blauen Augen, von feinem Wuchs und ſanften Zügen, mit einer Stimme, deren

Wohlklang meine Seele beben machte; ſie hieß Angelika, und war wirklich eine reizende Zuſammenſetzung von Weib und Engel. In ihrem Umgange hoben und beſchwingten ſich die Pulſe meiner Seele, durch ihren Reiz angeregt, und ich blickte in eine lachende, offene Welt voll Glück.“

„Das Mädchen galt für eine der reichſten Erbinnen von Dijon, und ſtand unter der Vormundſchaft eines alten Oheims, der ſie nur an einen wohlhabenden Freier vermählen wollte. Ich beſaß nur noch 1500 Livres Rente, und konnte daher nicht daran denken, ſeine Einwilligung zu erhalten: aber Angelika liebte mich. Sie war erſt achtzehn Jahre alt. Als es ihr nicht gelang, den Willen ihres Onkels zu beugen, da faßte ſie den großherzigen Entſchluß, verließ aus Liebe zu mir Alles was die Achtung der Welt gewinnt, Rang, Reichthum, geſellſchaftliche Stellung, und flüchtete mit mir in ein kleines Dorf der Bretagne, wo ich die glücklichſten Tage meines Lebens zubrachte. Angelika hatte mit ihrem glühenden mein kaltes Herz wieder erwärmt, Lebensglück trat an die Stelle des Ueberdruſſes, und ich lernte die Seligkeit im Beſitze eines geliebten Weſens kennen.“

„Doch was denken Sie von Angelika?“ wandte er ſich mit einer Unterbrechung an ſeine Reiſegefährtin.

„Ich denke, daß ſie unter die kleine Zahl von Frauen gehörte, die nach der Stimme ihres Herzens leben und ſterben.“

„Hätten Sie ſie zu Ihrer Freundin gemacht?“

„Gewiß mein Herr! Sie war frei, und nur Gott von ihrem Schritte Rechenſchaft ſchuldig; ſie hatte keinen falſchen Eid geſchworen, keine Maske der Heuchelei über ihre Handlungen geworfen; ſie zog das Glück der Liebe dem der Koketterie und des Wohllebens vor; ſie widmete ſich Ihnen rein und makellos, nur um Ihre, nicht um die Achtung der Welt beſorgt. Wohl weiß ich es, daß ſie vor dem Richterſtuhle der Welt verdammt worden wäre; aber die Welturtheile ſind kein Ausſpruch Gottes.“

„Sie ſind das erſte Weib, Madame, die ich ſo reden höre, und ſo nachſichtig gegen eine Andere finde.“

„Halten Sie meine Nachſicht nicht für allzugroß: es gibt Frauen, gegen die ich ſie gewiß nicht üben würde. Geſetzt, dieſes junge Mädchen, ſtatt mit Ihnen zu entfliehen und Vermögen und Ruf auf das Spiel zu ſetzen, hätte dem Willen ihres Vormunds nachgegeben, und ihre Hand einem reichen, aber von ihr nicht geliebten Manne gereicht, deſſen Namen ſie angenommen hätte, um einen Deckmantel für ihre Handlungen zu haben; geſetzt, ſie wäre Frau geworden, um ihren Gatten ſchlau zu betrügen, und jetzt ungebindert Ihre Geliebte ſein zu können: — dann hätte ich mich von ihr abgewendet, und weder Mitleid noch Entſchuldigung für ſie in meinem Herzen gefunden. Die Welt aber, weit entfernt ſie zu verdammen, hätte ihr alle geſellſchaftliche Achtung bewieſen, und ſie unter ihre Schooskinder aufgenommen, während ſie jetzt des armen ehrlichen Mädchens mit Spottreden und Verachtung gedenkt.“

„Ich Thor,“ rief jetzt der junge Mann vergnügt aus, „der ich in's Cabriolet ſteigen wollte, und dann eine ſo liebenswürdige, geiſtreiche Bekanntſchaft hätte entbehren müſſen. Wie mild und ſympathetiſch klingt nicht Ihre Stimme: und die Stimme verräth mehr als alles andere die Seele. Ich wollte darauf ſchwören —“

„Daß ich eine vornehme Dame bin, die im Inkognito reiſ't,“ unterbrach ihn lachend die Unbekannte.

„Daran dachte ich nicht; ich fände ſie dafür vielleicht zu geiſtreich.“

Der Wagen hielt jetzt, es folgte eine längere Pauſe.

„Ich habe den Tag nie mit größerer Ungeduld erwartet,“ fuhr jetzt Eduard wieder fort.

Der Condukteur hatte den Wagenſchlag geöffnet, und bat die Unbekannte, die er „Fräulein“ nannte, auf ihren Mantel Acht zu haben.

„Und warum?“ fragte dieſe ihren Reiſegefährten, ſeine frühere Anrede erwiedernd.

„Weil ich Sie ſehen möchte.“

Sie ſeufzte.

O weh! dachte er, ſie iſt gewiß häßlich. „So viel ich mir auch Mühe gebe,“ fuhr er endlich fort, „Ihre Züge auszunehmen, die Nacht iſt zu dunkel.“

„Ich bin nicht ſchön,“ unterbrach ihn die Reiſende mit leichtem Tone, „verlangen Sie alſo nicht, daß die Nacht ende.“

Die Converſation begann wieder; aber nun traten häufiger Pauſen ein, und endlich gerieth ſie ganz in's Stocken. Ernſt überlegte ſtill und gelangte endlich zu dem Reſultat, daß ſie nicht ganz häßlich ſein könne; es gebe auch ein angenehmes Mittelding zwiſchen Schön und Häßlich, etwas Pikantes, — und der Conducteur hatte ſie Fräulein genannt. „Sonderbar, ſie hat Ton und Urtheil eines Weibes, voll Welt und Erfahrung, ja ſogar eines Weibes, das ſchon tiefen Gram empfunden. Gewiß, fügte er faſt laut hinzu, der Conducteur hat ſich geirrt.“

„Was meinen Sie,“ fragte die Fremde, „ich dachte ſie ſchliefen?“

„Ich verſpüre keine Luſt dazu, Madame, verzeihen Sie, Fräulein, wollt' ich ſagen, denn ſo nannte Sie ja der Conducteur.“

„Ich bin in einem Alter mein Herr, um

Madame genannt werden zu können; aber mein Paß lautet auf Mademoiſelle, und der Condukteur kennt nur meinen Paß.“

„O Gott,“ ſeufzte Ernſt für ſich, „alt und unvermählt: leb wohl du geheimnißvoller Reiz, du Schönheit der finſteren Nacht!“ Er hüllte ſich in ſeinen Mantel und drückte ſich in die Ecke des Wagens.

3.

Der Wagen ging nun langſam, und der Conducteur bat endlich die Paſſagiere auszuſteigen, weil die Anhöhe etwas ſteil ſei.

Ernſt half ſeiner Nachbarin aus dem Wagen, und bot ihr den Arm an. So wandelten ſie, von Zeit zu Zeit, zu dem reichgeſtirnten Himmel aufblickend, von dem jetzt eine Sternſchnuppe niederſank und den Stoff zum Geſpräche bot.

„Wiſſen Sie auch,“ begann die Unbekannte mit unausſprechlich mildem Tone, „die ſchöne Sage, daß wenn ein Stern niederſinkt, hienieden ein Leben endigt und eine Seele zum Himmel aufſteigt.“

Der junge Mann ſeufzte und ſprach nach einer Weile:

„Wie ſonderbar! Jetzt wandeln wir Arm in Arm, unter dem Nachthimmel auf der Landſtraße, und wenige Stunden vorher wußten wir von einander nicht einmal, daß wir leben.“

„Schickſale der Reiſenden,“ meinte ſie gleichgültig.

„Nicht doch,“ entgegnete Ernſt, „ich reiſe oft und viel, aber ich biete ſelten meinen Arm an.“

„Wie ermüdend iſt dieſe Anhöhe,“ unterbrach ſie ihn, mit matter Stimme, und ihre Schritte wurden langſamer.

„Sie ſcheinen leidend,“ ſprach Ernſt und blieb ſtehen.

„Ich habe eben eine langwierige Krankheit überſtanden; die Kräfte fehlen mir noch, und der Muth allein iſt nicht immer genug.“

Der Wagen war noch weit zurück, die Straße öde, und die Nachtluft kalt, der Boden war es auch. Ernſt nahm ſeinen Mantel ab, rollte ihn zuſammen, legte ihn auf einen Stein, und drang in ſie, ſich zu ſetzen. Nach einiger Weigerung, weil nun er der Kälte ganz blosgeſtellt ſei, nahm ſie es an.

„Sie hätten mich gekränkt, wenn Sie es abſchlugen,“ ſagte Ernſt, „kümmern Sie ſich nicht um mich, und ruhen Sie aus.“

Er ſtand mit gekreuzten Armen vor ihr, ſie betrachtend, ohne ſie ſehen zu können; nur eines nahm er aus, daß ſie groß und ſchlank war. Sie hatte einen Hut und war verſchleiert, und ſo konnte er nicht einmal den Schnitt ihres Geſichtes errathen.

Wie ſchön er iſt! dachte ſie, da ſie ſeine hohe geſchmeidige Geſtalt vor ſich ſtehen ſah; und in der Sorgfalt, die er jetzt für ſie bewies, lag zugleich etwas ſo Edles und Imponirendes, dem man ſich gerne fügt.

So blieben ſie einige Zeit in Schweigen und Anſchauung des Nachthimmels verſunken, Jedes ahnend, daß hier eine gleichgeſtimmte Seele ihre ſtillen Kreiſe ziehe, bis das Näherrollen des Wagens ſie aus ihren Träumen weckte.

„Ihre Hand iſt eiskalt,“ ſprach ſie beſorgt, als ihr Ernſt aufſtehen half.

„Aber Ihnen iſt beſſer,“ erwiederte er, „und das war es, was ich wollte.“

Sie ſchwieg.

„Eingeſtiegen!“ rief jetzt der Condukteur.

Die beiden alten Frauen hatten ſich wieder im Grunde des Wagens etablirt; der Schlag ſchloß ſich und man fuhr weiter.

Allmählig fingen die Sterne an zu verlöſchen, die Luft wurde kälter, und alles verkündete den nahenden Tag; freilich nicht den ſchönen Sommertag mit Roſenwolken, ſondern den unfreundlichen Novembertag, den man mit phlegmatiſcher Ruhe und ohne Wohlbehagen anbrechen ſieht. Die beiden Alten ſchliefen jetzt tiefer, wie dies gegen den Morgen hin gewöhnlich der Fall iſt; die Unbekannte dachte an das Unannehmliche, in einem ſo unvortheilhaften Anzuge zuerſt geſehen zu werden; das Haar war vermuthlich zerrüttet und ohne Glanz, das Auge von der Nachtwache angegriffen, das Geſicht blaß und verlängert, und auf den zerknitterten Kleidern lag gewiß Staub. Denn es ruht in jedem Weibe, ſei es unglücklich oder leidend, geiſtreich oder alltäglich, ein für unſer Geſchlecht ſchmeichelhafter Zug von Koketterie: ſich auf vortheilhafte Weiſe vor uns zeigen zu wollen. Sie hatte ihren Hut und Schleier abgelegt, den Ernſt an dem entgegengeſetzten Fenſter befeſtigte, und ordnete im letzten Dunkel ihr Haar.

„Endlich kömmt der Tag,“ rief Ernſt, obwohl das Dunkel noch nicht ganz verſchwunden war.

„Ja, da iſt er!“ erwiederte ſie, ziemlich gleichgültig.

„Und ich werde Sie ſehen,“ fuhr er lebhaft fort. „Sie können nicht glauben, mit welcher Ungeduld ich dieſen Augenblick herbeigewünſcht habe.“

Die Dame ſchwieg und ſchloß die Augen, um dem erſten Blick ihres Reiſegefährten auszuweichen; — allein demungeachtet fühlte ſie die ſeinen feſt auf ſich ruhen, und nichts vermochte ſie jetzt ſeiner Forſchung zu entziehen. Endlich öffnete ſie ihre Augen wieder, und neigte ſich zum Kutſchenſchlag hinaus; die Morgenſtrahlen fielen in ihr Geſicht, aber die Luft war ſo ſchneidend kalt, daß ſie ſich wieder in ihre Ecke zurückziehen und ſeiner Betrachtung hingeben mußte, was ihre Verlegenheit nur noch vermehrte. Ernſt ſprach kein Wort.

Er muß mich gewiß recht häßlich finden! dachte ſie heimlich, aber Ernſt neigte ſich zu ihr und ſprach: „Was haben Sie für ſchöne Augen! das ſind Magdalenen-Augen.“

„Ich habe viel geweint,“ erwiederte ſie erröthend.

„Ja gelitten müſſen Sie haben!“ fügte er mit noch leiſerer, theilnehmender Stimme hinzu; und nun wurde das Schweigen durch nichts mehr, als durch das zeitweilige Geräuſch der beiden ſchlafenden Alten unterbrochen, bis der Wagen in Chateau Thierry hielt, wo das Frühſtück eingenommen und David's ſchönes Kunſtwerk, das Denkmal la Fontaine's angeſehen wurde.

Hinter Epernay waren die beiden alten Frauen zurückgeblieben, welche die Converſation unſeres Paares ſo wenig geſtört, ſie aber doch vor der Verlegenheit des Alleinſein's bewahrt hatten. Jetzt befanden ſich die beiden Leutchen darin. Die junge Dame — denn jung war ſie — wurde verwirrter als je, und blickte ohne Unterlaß in das flache kahle Land hinaus, das ihr wenig Schönes zeigte. Das Geſpräch, bei weitem minder lebhaft als in der Nacht, bekam Pauſen und Lücken, die zwei ſehr verſchiedenartige Auslegungen zuließen: entweder als Folgen der Langenweile, oder als die eines

Gefühles, von dem man ſich noch keine beſtimmte Rechenſchaft geben konnte.

So verging der Tag; es wurde ſieben Uhr des Abends, als ſie in Chalons eintrafen, wo ihrer die Tafel in einem langen, unfreundlichen, kaum halberwärmten Saale wartete. Eine Menge von Officieren und jungen Leuten ſaßen bereits in ziemlich lautem Geſpräche da; als aber die Dame an Ernſt's Arme eintrat, erhoben ſich alle auf artige Weiſe, begrüßten ſie und behandelten ſie die ganze Mahlzeit hindurch mit Aufmerkſamkeit und Auszeichnung.

„Wahrlich,“ ſprach Ernſt, als ſie ſich wieder im Wagen befanden, „Sie haben Etwas, das Achtung und Theilnahme einflößt. Hätten Sie gehört, wie laut und roh ſich dieſe Männer früher unterhielten — und wie glücklich war ich, daß Sie, unbewußt, eine ſolche Macht ausübten, denn ich fühlte es, daß ich einen Mangel an Achtung gegen Sie nicht hätte ertragen können.“

Sie lächelte mild und ſchwieg; war doch wieder der dichte Schleier der Nacht vorgezogen, und ſie brauchte Mienen und Bewegungen nicht mehr ſo ängſtlich zu beherrſchen. Er muß mich doch nicht ſo häßlich gefunden haben, dachte ſie heimlich.

Zwar wollte auch dieſe Nacht der Schlaf noch nicht auf die Augenlider der Beiden ſinken: aber auch das Geſpräch wurde nicht lebendig. Es war eine dichte finſtere Nacht, und die Kälte drang empfindlich in den Wagen herein. Sie ſaßen nahe bei einander, ihre Hände, ihre Häupter konnten ſich bei der leiſeſten Bewegung des Wagens berühren. Und wenn dies geſchah, wenn der Kopf der jungen Frau zufällig an Ernſt's Achſel kam, ſo ſprach dieſer kein Wort, aber auch ſie zog ſich ſchnell zurück. Endlich gegen den Morgen von Müdigkeit, Kälte und Wachen erſchöpft, ſank ſie nach und nach unbewußt an ſeine Bruſt und ſchlief vertrauend und friedlich ein.

Der Strahl des Morgens erweckte ſie, erſchreckt fuhr ſie empor und in ihre Ecke, als ſie gewahrte wo ſie gelegen.

„Ach ich habe geſchlafen!“ rief ſie erröthend und faſt bittend.

Da erwiederte Ernſt mit mildem, zutraulichen Tone: „Wir haben unter Einem Zelte geſchlafen, Ihr Kopf hat an meiner Bruſt geruht, Sie konnten alle Schläge meines Herzens zählen, und wo wir uns auch wieder finden werden, möge das ein Andenken zwiſchen uns bilden.“

Sie erröthete, er fuhr fort.

„Wir ſind einander nun nicht mehr fremd; ich darf Sie nicht bitten, dasſelbe Gefühl für mich zu haben, das ich für Sie hege: aber darum wohl, mir zu verſprechen, daß wenn wir uns auch jetzt trennen, dies nicht für immer geſchehen möge.“

„Wohl iſt es zu vermuthen,“ antwortete ſie zaudernd, „daß dies auf immer geſchehen wird.“

„Wie, ich ſoll alſo weder Ihren Namen noch Ihren Wohnort erfahren?“

„Vielleicht; vielleicht auch nicht; ich kann Ihnen nichts Beſtimmtes zuſagen.“

War es nun Zufall, oder Ernſt's Abſicht, daß ſich das Geſpräch jetzt auf Paris und die verſchiedenen und notabelſten Geſellſchaftkreiſe der Hauptſtadt lenkte, man ſprach von Schauſpiel, Literatur, Künſten, und allmählig glaubte ſich Ernſt von dem überzeugt, was er früher nur gemuthmaßt hatte: daß nemlich ſeine Reiſegefährtin eine Frau ſein müſſe, die einen Rang in der Geſellſchaft behauptet.

„Mein Gott, wer ſind Sie denn?“ unterbrach er ſie endlich; „Sie kennen Alle, Sie ſprechen von Allen mit ſolcher Kenntniß und ſelbſtgeſchöpfter Ueberzeugung, daß ich mehr als je einſehe, daß Sie das nicht ſind, wofür Sie auf der Reiſe gelten wollen.“

„Sie haben nicht Unrecht,“ antwortete ſie mit gepreßter Stimme, und ſchwer athmend öffnete ſie das Kutſchenfenſter auf ihrer Seite. In dieſem Augenblick ſah Ernſt ſie erblaſſen, und mit aller Kraft ein ſichtbares Leiden unterdrücken. Die lebhafteſte Theilnahme malte ſich in den beſorgten Blicken des jungen Mannes, ſeine Stimme klang bewegt, und ſo ſehr er ihr auch Muth und Troſt zuſprach, war es doch unverkenntlich, daß er bei ihrem Schmerze ſelbſt mit litt.

„Jetzt iſt mir beſſer,“ begann ſie endlich, gerührt von ſeiner Sorgfalt und Unruhe; „aber es war auch die vierte Nacht, die ich im Wagen zubrachte, und meine ſchwachen Kräfte wollen den Beſchwerden der Reiſe faſt erliegen.“ Und die Bläſſe ihrer Wangen und der erloſchene Glanz des Auges beſtätigten die Wahrheit ihrer Worte am deutlichſten.

Sie iſt alſo nicht von Paris, dachte Ernſt für ſich und ohne weitere Fragen zu verſuchen: hatten doch die erſten ſo wenig Erfolg und eine ſo unangenehme Unterbrechung.

4.

Die Reiſenden hatten Bar le Duc paſſirt, und kamen des Abends nach Toul.

„Sind wir nicht bald in Nancy?“ fragte die Fremde.

„Wir haben,“ erwiederte Ernſt, „kaum acht Meilen dahin, wo ich Sie verlaſſen muß; ſchon in einigen Stunden ſoll ich Sie nicht mehr ſehen, und wenn wir uns einſt wieder finden, ſo werde ich nicht mehr frei ſein.“

„Sie werden ſich vermählen?“ unterbrach ſie ihn mit leichtzuckender Lippenbewegung.

„Leider!“

„Wie? leider? ſagten Sie mir nicht ſelbſt, daß Sie dieſes Weib lieben?“

„Nein, das habe ich gewiß nie geſagt.“

„So haben Sie vergeſſen, daß Sie mir nicht blos Ihre eigene ſondern auch Angelika's Liebe zu Ihnen erzählten. Ohne Zweifel iſt ſie nun Herrin ihres Willens und Vermögens, und in der Lage, Sie für Ihre Standhaftigkeit — zu belohnen.“ Dieſe letzten Worte hatten den Anklang von Bitterkeit.

„Angelika iſt todt,“ erwiederte der junge Mann mit einem Blicke des Vorwurfs, „ich glaubte es ſchon früher geſagt zu haben.“

„Dann hatte ich Sie nicht verſtanden,“ entgegnete die Fremde mit viel ſanfterem Tone, und fügte hinzu: „Sie gehen alſo nicht nach Nancy, um ſich zu vermählen?“

„Ich halte mich in Nancy blos auf, um den Wagen nach Colmar zu miethen, wo ich erwartet werde.“

„Um ſich zu vermählen?“

„Um mich zu vermählen.“

Ein langes halbverdrießliches Stillſchweigen folgte dieſen Worten. Endlich gegen ſieben Uhr fuhr man in Nancy ein.

„Soll ich Sie alſo wirklich verlaſſen,“ begann jetzt Ernſt mit bittender Stimme, „ohne Ihren Namen zu erfahren? wir ſind in Nancy.“

„Was liegt Ihnen an meinem Namen, da wir uns nicht mehr ſehen dürfen? Sie gehen nach Colmar, um ſich zu verheirathen: ich werde in zehn Tagen wieder in Paris ſein.“

„Ich kann mich nicht entſchließen, Sie zu verlaſſen, rief Ernſt jetzt bewegt und gedrängt, ſeit zwei Stunden ſinne ich auf ein Mittel, Sie bis Straßburg begleiten zu können, wenn es mich nur nicht um volle vierundzwanzig Stunden verſpätete. Ich habe meiner Mutter mein Wort gegeben, pünktlich zu erſcheinen, und habe ſchon ſo lange gezögert. Unglückliche Reiſe! wollte der Himmel, daß ich auf dem Wagen nach Colmar keinen Platz mehr fände.“

„Ich hoffe, daß das nicht der Fall ſein wird,“ erwiederte die Dame: „der Umweg wäre zu beſchwerlich.“

„Und rechnen Sie,“ fiel Ernſt ein, „das Glück für nichts, mit Ihnen zu ſein, über Sie zu wachen, Sie, leidend und abgemattet, wie Sie ſind, nicht mitten in einem Ihnen unbekannten Lande zu wiſſen?“

Jetzt fuhr der Wagen in den Hof des Hotels de l'Europa, wo ſich die Reiſenden im Speiſeſaal um einen Ofen herum drängten. Ernſt begab ſich auf die Poſt, aber er kehrte bald mit freudeleuchtendem Geſicht zurück und flüſterte ſeiner Reiſegefährtin zu:

„Ich gehe mit Ihnen nach Straßburg.“

Man ſah es ihr an, daß ſie eine Bewegung der Freude unterdrückte, und dann mit erkünſtelt gleichgiltigem Tone antwortete: „Um ſo beſſer, ſo werde ich nicht allein ſein und eine Stütze haben.“

Als ſie zuſammen wieder in den Wagen geſtiegen, der ſie nach Straßburg bringen ſollte, dachten ſie mit einem Gefühl von Glück — von Beiden getheilt, aber nur von Einem geſtanden — daß ſie nun noch eine Nacht und einen Tag mitſammen zu verbringen haben. Ein freundliches, vertraulicheres Geſpräch ohne Vorwurf und ohne Verlegenheit kam in Gang, das Glück beiſammen zu ſein erwärmte es. Müdigkeit, Kälte, und die Beſchwerden der langen Reiſe machten es endlich der Fremden unmöglich, länger gegen den Schlaf zu kämpfen; Ernſt umgab ſie mit einem Theile ſeines Mantels, ſie ſtützte ſich auf ſeine Schulter, aber er wagte es nicht, ſie mit dem Arme zu umfangen, noch ihre Hand zu berühren. So ſchlief ſie lange unter dem Fittig ihres Engels, und unter dem Schutze eines jungen Mannes, den ſie erſt drei Tage kannte. Als ſie erwachte, war ſie von der Kälte ſo angegriffen, daß ſie ſich unwohl befand. Da beſann ſich Ernſt nicht länger, und da er ihr keinen andern Beiſtand leiſten konnte, zog er ſie in ſeine Arme, drückte ſie an ſein Herz und ſprach:

„O könnte ich an Ihrer Stelle leiden! Fürchten Sie nichts; entwinden Sie ſich mir nicht! Ihnen iſt kalt, Sie leiden: meine Arme ſollen Sie erwärmen, und wenn Sie es nicht erlauben, ſo werde ich Ihren Willen achten, denn ich hege für Sie eine Empfindung, daß nach der Zärtlichkeit, die ich für Angelika gefühlt, und nach der Achtung für meine Mutter mir nichts höher ſteht als Sie. Es iſt mein Stolz Ihnen Schutz und Schirm zu verleihen, und nur ein Gedanke belebt mich in Ihrer Nähe, Sie wieder zu ſehen, und von Ihnen nicht vergeſſen zu werden. O ſagen Sie, Sie deren Namen ich nicht einmal erfahren habe, ſagen Sie, ob Sie mich vergeſſen werden?“

„Nie, nie!“ erwiederte ſie bewegt, und ließ ihren Kopf an Ernſt's Bruſt zurück ſinken.

„Wohl! ich vertraue Ihnen,“ fuhr er fort; „ich will es glauben, daß Sie meiner gedenken werden, müſſen Sie es doch fühlen, daß Ihnen kein Herz ſo ergeben iſt, als das, welches jetzt an Ihrer Wange ſchlägt.“

„Aber Sie gehen ſich vermählen,“ liſpelte ſie mit einem unterdrückten Seufzer.

„Was liegt daran, wenn Sie nicht mehr frei ſind?“

„Nein, ich bin nicht mehr frei,“ entgegnete ſie nach einer Pauſe, „ich habe viel geliebt und gelitten!“

Ernſt fuhr zuſammen, ſie fühlte die raſchen Schläge ſeines Herzens, und den glühenden Hauch ſeines Odems. Ein Schauer überlief ſie, ſie wollte ſich erheben, doch ihre Kraft war ſchwächer als ihr Herz. Ernſt hinderte ſie mit keiner Bewegung daran, aber ſie vermochte es nicht und blieb. Abwechslend erröthend und erblaſſend fühlte ſie es deutlich, daß das Andenken ihrer erſten einzigen Liebe aufhörte ſie allein zu beſchäftigen.

„Sie ſind nicht mehr frei,“ begann endlich Ernſt wehmüthig, „aber wenn Sie es geweſen wären, antworten Sie mir aufrichtig, hätten Sie mich geliebt?“

„Vielleicht!“ antwortete ſie leiſe.

„Ich aber ſage Ihnen offen und ohne Vielleicht, daß ich, wenn ich frei wäre, Sie geliebt hätte, wie Sie niemals geliebt worden ſind, und daß ich noch in dieſer Stunde alles dafür hingäbe, Sie nie verlaſſen zu dürfen.“

O wie glücklich müßte es machen, ſo geliebt zu werden! dachte ſie für ſich. Welches reine feurige Gefühl durchdringt ſeine Seele! O daß meine Umſtände ſo armſelig ſind, daß mein Loos erſt von einer Tante abhängt, die ich zitternd anflehen muß, und die ich nicht kenne!

Die Nacht verging traurig. Ernſt quälte ſich mit dem Gedanken der baldigen Trennung und über ihre Lage. Da lief des Morgens ein kleiner zerlumpter Knabe frierend und um eine Gabe flehend dem Wagen nach.

„Armes Kind!“ rief die Unbekannte ihm einen Sous zuwerfend, und Ernſt folgte ihrem

Beiſpiele. „Wie kalt ihm ſein muß,“ fuhr ſie mitleidig fort, „und das Unglück einer Mutter, ihre Kinder in ſolchem Elend zu ſehen.“ Bei dieſen Worten war ſie ſichtbar ergriffen, und ſchloß das Fenſter ſchnell zu.

„Haben Sie Kinder?“ fragte Ernſt beſcheiden.

„Ein einziges.“

„Einen Sohn?“

„Nein, eine Tochter.“

„Und die heißt?“

„Eugenia.“

„Dann weiß ich auch gewiß einen Theil Ihres Namens, denn ſicher führt ihn Ihre Tochter. Und wie alt iſt ſie?“

„Sechs Jahre.“

Er dachte einige Zeit nach, dann wandte er ſich wieder an ſie: „Und der Vater?“

„Iſt todt,“ antwortete ſie wegſehend.

„Seit lange ſchon?“

„Seit lange.“

„Alſo iſt er es nicht?“ . . . . hier ſtockte Ernſt . . .

„Nein," fiel ſie ein, „er iſt es nicht, der mir ein ſchmerzliches Leben bereitet hat; er iſt es nicht, deſſen Andenken mich noch Thränen und Reue koſtet. Er hat mich glücklich gemacht. Aber ich war zu jung, und beſaß ihn nur zu kurz, als daß die Achtung und Dankbarkeit hätten zur Liebe werden können."

„Bedarf man denn ſo vieler Zeit um zu lieben?" unterbrach ſie Ernſt.

„Manchmal wohl," erwiederte ſie erröthend, „doch wozu alle dieſe Fragen?"

Ernſt bat um Verzeihung, und verfiel in ein tiefes Nachſinnen; ſie liebt einen Andern, dachte er für ſich, ihre Hand iſt frei, ihr Herz iſt es nicht. Thor der ich war, mich neuen Hoffnungträumen hinzugeben! Ja, meine Mutter hat Recht: ein Weib, eine Haushaltung, Kinder, das brauche ich; die Liebe muß aus meinem Leben ausgeſtrichen werden. Angelika wußte allein zu lieben! und Angelika iſt todt. Ja, meine Mutter hat Recht. Und doch, was iſt das Leben ohne Liebe? Eine leere Schale, die man ewig an die Lippen preßt, ohne ſich daraus laben zu können;

eine Wüſte, worin wir fortgetrieben werden, ohne je ausruhen zu können. — Verdammte Reiſe, ich war ruhig und ſorglos, ich war auf dem Punkte, als guter und gehorſamer Sohn, meinen Nacken ins Ehejoch zu beugen, den Wünſchen und Thorheiten der Jugend ein Ende zu machen, — und jetzt — —

„O ſehn Sie doch, wie iſt das ſchön!“ rief jetzt die Fremde, zum Fenſter hinausblickend, und eine weiche zitternde Hand, ſtützte ſich auf die feſtgekrampfte des jungen Mannes.

„O ich kenne das!“ erwiederte er mit einer bitteren Sorgloſigkeit, „das ſind die Thäler, die Bäche, die Berge, die ſich bis in die Wolken erheben, und die alten Burgen, die von Jahrzehend zu Jahrzehend immer mehr in Schutt fallen. Ja, das ſetzt Sie in Erſtaunen, und dieſe Natur iſt Ihnen neu. Jetzt kommen wir nach Salsburg, ſehen Sie dieſe Feſtungswerke; dieſe Zugbrücken; hören Sie wie der Wagen auf der Brücke rollt. Die ungeheuern Ketten dort, die doppelten Verſchanzungen und Wälle in Raſen und Felſen abgetheilt: das iſt alles unerſteiglich, uneinnehmbar. Doch der Kaiſer ließ ſich dadurch nicht beirren; er verſplitterte nicht Zeit und Kräfte an Umzinglung und Belagerung: er umging die Plätze, und kam an ſein Ziel, ohne die Armee hier erſchöpft zu haben. Doch weil ich eben des Kaiſers gedachte, ſo will ich in dieſer Erinnerung auch des Berges erwähnen, den wir nun bald erreichen, und auf welchem das Andenken des großen Mannes in einer lebenden und ſprechenden Säule ſeines Ruhmes fortlebt.“

* * *

Die Reiſenden ſind hier gewohnt aufzuſteigen, und zu Fuße einen viel kürzeren Weg zwiſchen Wald und Felſen einzuſchlagen. Man hält ſich dort, wenn man von Straßburg kömmt, gewöhnlich bei einem alten Grenadier der kaiſerlichen Garde auf, der ſich auf dem Gipfel des Hügels angeſiedelt hat, wo er in einer kleinen Hütte Wein ausſchenkt. Man muß ihn von ſeinem Kaiſer und ſeinen Feldzügen reden hören den, tapfern Alten! Ich habe ihm einmal zugetrunken, und wenn ich noch zwanzigmal die Reiſe von Paris nach Straßburg machte, ſo würde ich zwanzigmal in ſeiner Hütte einſprechen. Der Vater Canon, denn ſo nennt man ihn, iſt einer der bravſten Grenadiere der kaiſerlichen Garde, ein Korn von jenem reichen Samen, der in alle Lande verweht wurde und überall zum Ruhme Frankreichs blühte. Er iſt ein Mann von ſechszig Jahren, in deſſen narbigen, ſcharf markirten Zügen etwas Edles, Ehrfurchtgebietendes liegt. Sein hoher Wuchs hat noch die Steifheit des alten Soldaten, und man möchte ſagen, daß er ſich noch immer unter den Waffen glaubt. — Nach der feierlichen Aufſtellung der Statue des Kaiſers ſchickte ihm ſein ehemaliger Obriſt eine Medaille in Bronze, auf deren Vorderſeite die Vendomeſäule mit dem Standbilde ſeines Helden zu ſehen iſt; die Rückſeite trägt den Namen, unter dem unſer alter Soldat bekannt war: „Vater Canon“ und darüber die Namen aller Schlachten, denen er ruhmwürdig beigewohnt. Billig erſtaunt man, wenn man auf dieſen edlen Ueberreſt der großen Armee ſtößt, daß das Geſchenk der bronzenen Medaille nicht zugleich von dem Kreuze der Ehrenlegion begleitet war; und führwahr, es hätte in dieſer niedern Hütte, und auf dieſer von Kugeln reich durchfurchten Bruſt ſich weit glänzender und ſchöner ausgenommen, als in manchem Pariſer Salon auf reichen Gewändern über leeren Herzen.

Der Aufenthalt bei Vater Canon läßt in der Seele einen Eindruck zurück, deſſen man ſich ſpäter gern und oft erinnert. Es ruht eine gewiſſe Reinheit auf dieſen Zügen, aus dieſen Narben und Furchen leuchten Strahlen des Ruhmes, welche die Zeit nicht verwiſcht hat, und die ganze Erſcheinung mit dem Helden, in deſſen Gefolge ſie war, ſtreift jetzt ſchon an das Reich der Legende.

„Es thut mir leid, daß Sie dieſen Mann nicht ſehen können: allein es wird ſchon Nacht ſein, bis wir auf den Gipfel des Berges kommen, und auch iſt das Wetter heute zu ſchlecht, um auszuſteigen.“

* * *

„Iſt Ihnen jetzt beſſer Madame?“ fuhr Ernſt fort, indem er das Geſpräch wieder auf ſeine unbekannte Gefährtin zu führen ſuchte.

Sie bejahte kurz, und that dann verſchiedene Fragen über Colmar und ſeine Bewohner an ihn. Ernſt verſicherte, daß er Jeden aufrichtig bedauere, der ſich dort lange aufhalten müſſe.

„Und doch werden Sie ſich dort niederlaſſen?“ meinte ſie.

„Davor beſchütze mich der Himmel.“

„Ich dachte,“ fuhr ſie fort, „daß Sie ſich eben nach Colmar begeben, um eine Dame aus jener Stadt zu heiraten?“ Dieſe Frage, die erſte ſolcher Art, die ſie gethan, geſchah mit merklich unſicherer Stimme.

„Nein Madame, ſie wohnt erſt ſeit einiger Zeit dort.“

„Und Sie werden ſie nach Paris zurückführen?“

„Ja,“ antwortete er mit einem unterdrückten Seufzer.

„Sie muß wohl recht gut und liebenswürdig ſein, weil Sie ſie lieben?“ — Es lag etwas Trauriges und Gezwungenes in dem Tone, womit ſie dies ſprach. Ernſt bemerkte es, ſah ihr feſt ins Auge und ſagte dann:

„Ich habe ſie nie geſehen.“

„Wie? nie geſehen?“ entgegnete ſie überraſcht und mit einer Art von Vorwurf, „und Sie werden Ihr Loos an das ihre knüpfen? und werden ihr, ohne ſie zu kennen, vor Gott und der Welt Treue geloben?“

„Das kömmt täglich vor, Madame,“ erwiederte Ernſt bitter lächelnd; „man heiratet, um einen Stand, eine Stellung in der Welt einzunehmen. Am Ende wäre das ein Contrakt wie jeder andere, wenn er umgeſtoßen werden könnte. Ein Landgut kaufen, eine Frau nehmen: iſt das nicht faſt daſſelbe? Muß man nicht, wenn der Vertrag einmal günſtig oder ungünſtig geſchloſſen iſt, trachten, den beſtmöglichſten Vortheil daraus zu ziehen?“ —

„Ich habe Erkundigungen, oder man hat vielmehr Erkundigungen für mich eingezogen, und ich weiß, daß meine Zukünftige ziemlich jung, ihr Vermögen ſehr groß und ihr Leben tadellos iſt: meine Mutter ſetzt ihr ganzes Glück in dieſe Verbindung, und ich glaubte daher nachgeben zu müſſen. Was liegt am Ende daran, ob ſie oder eine Andere es iſt? Als ich in den Wagen ſtieg, da glaubte ich feſt gerüſtet zu ſein, um dieſes Vorhaben ruhig und ergeben ausführen zu können.“

„Und denken Sie nicht mehr ſo?“

„Nein Madame, es gibt ſogar Augenblicke, wo ich mich verſucht fühle umzukehren, und ein einziges Wort wäre hinreichend, mich dazu zu vermögen.“

„Kommen wir bald nach Straßburg?“ fragte hocherröthend die Fremde.

„O nur zu bald Madame, befinden Sie ſich am Ziele dieſer für Sie ſo beſchwerlichen und langwierigen Reiſe. Darf ich wohl fragen, wo Sie in Straßburg abſteigen werden?“

„Ich weiß es ſelbſt nicht,“ erwiederte ſie zögernd.

„Verzeihen Sie meine unbeſcheidene Neugierde! Aber ich fürchte ſo ſehr, Sie zu verlieren, daß ich jedes Mittel ſuche, um wieder Ihre Spur zu finden. Wie hart ſind Sie gegen mich, und wie oft thun Sie mir weh! Und doch glaube ich Ihnen eben ſo wenig fremd zu ſein, als wenn wir uns ſchon zwei Jahre kennten. Dieſe gezwungene Freundſchaft, in der wir ſeit zwei und ſiebenzig Stunden leben, hat ſie zwiſchen uns nicht ein ſympathetiſches Band geſchaffen, zu deſſen Geſtaltung und Löſung die Zeit auch kein größeres Recht hat. Die Zeit, ach die Zeit, weit entfernt die Gefühle feſter aneinander zu ſchließen, macht ſie vielmehr locker und löst ſie auf. Wäre ich darum weniger Ihr Freund, weil Sie mich nicht ſeit Monaten, ſeit Jahren kennen? — O glauben Sie mir, kein Mann vielleicht wäre im Stande das für Sie zu thun, wozu ich bereit wäre. Ich bin ſtolz und aufbrauſend: Sie zähmen mich wie ein Kind. Sonſt ſchwebte immer nur ein Wort auf meiner Zunge, das Wort: „ich will!“ vor Ihnen erſtirbt mein Wille im Herzen, und an ſeiner Stelle geht die Bitte über meine Lippen, ohne daß ich mich darum ſchäme. Es gibt kein Opfer, das ich nicht gern Ihrem Glücke brächte.

Wenn Sie zu mir ſprächen: das iſt mein Name, dies meine Vergangenheit, dies meine Zukunft, ich vertraue mich Ihnen, wie Sie ſich mir vertraut haben. Und wenn Sie dann hinzufügen würden: Ernſt, ſind Sie mein Freund! — — Sie aber Madame, antworten mir nicht, kaum daß Sie mir zuhören! — Ach, Sie werden mich vielleicht noch zurückwünſchen! — Ja, ja! Nangel hatte Recht: die Frauen verdienen nicht geliebt zu werden!"

„Wie, Nangel? ſagten Sie nicht ſo?" rief ſie erblaſſend aus; „Sie kennen Herrn von Nangel? Dieſes Wort, mein Herr, trennt uns auf immer; nie werden Sie meinen Namen erfahren!"

„Und was hat denn Nangel mit mir gemein? Er iſt mir kaum, was die Welt einen Bekannten nennt. Reden Sie ein Wort, und er iſt todt für mich."

„O ja! um Ihres Glückes willen: wenn Sie je wieder lieben, ſo ſehen Sie ihn nicht mehr!"

„Himmel, wäre es Nangel, den Sie geliebt Madame?"

„Nein," erwiederte ſie mit einem verächtlichen

Lächeln, „Herr von Rangel konnte nie von mir geliebt werden: aber er konnte mein Lebensglück zerſtören, und das hat er gethan."

„Ich haſſe ihn!" rief Ernſt mit dem Ausdruck von Abſcheu und Verachtung.

„Er hat Ihre Angelika nicht gekannt," fuhr ſie immer gereizter fort, „er hat ſich unter der Freundſchaft heiligem Namen nicht zwiſchen Euch drängen können, wie die Schlange unterm Schutze der Blumen; nicht Tag für Tag Eure Liebe untergraben; nicht Eure heiligſten Gefühle ins Lächerliche gezogen, und Eure Seelen erbittert und vertroknet? Wie, er hat die Schaale, woraus Ihr beide arglos tranket, nicht vergiftet oder mit Füßen getreten? Ach, Sie kannten Herrn von Rangel, und ſind glücklich geweſen, — mein Gott, wie iſt das möglich?"

Ein bitteres faſt konvulſiviſches Lachen verzerrte bei dieſen Worten die Miene der Fremden.

„Ich haſſe, ich verachte ihn!" rief Ernſt, „wo ich ihm auch im Leben wieder begegne, ſo geſchehe es nur mit dem Vorwurf auf den Lippen, mit der Verachtung in den Blicken!"

Als er dies mit dem Ausdruck inniger Entrüſtung geſprochen, reichte ihm die junge Dame ihre Hand und ſagte:

„Ja, Sie ſind mein Freund!“

Ernſt zitterte, er wagte es kaum, die Hand zurück zu halten, die er jetzt zum erſtenmal in der ſeinigen hielt.

„Ja, Ihr Freund!“ wiederholte er, „und auf ewig! Was Sie gelitten haben, ich fühle es, als wenn es mich getroffen. Ach, ich ſah es wohl, daß Sie gelitten haben; der Gram hat ſich Ihren Augen, Ihren Lippen eingeprägt, er hat ſeinen weißen Schleier auf Wangen und Stirne gelegt, — er hat ſich Ihrem Tone, Ihren Bewegungen eingedrückt. Und Er konnte aufhören Sie zu lieben, er den Sie geliebt? Iſt denn das möglich? Gibt es denn eine Gewalt, die das Glück von Ihnen geliebt zu werden, aufwiegt?“

„O ja, Herr von Nangel beſaß die Gewalt!“

„Ich kann es nicht glauben! Der Mann den Sie geliebt, er liebt Sie noch.“

„Nein! aber er liebt auch nichts auf der

Welt, ſeit er die einzige wahrhaft reine Liebe ſeines Lebens vernichtet.“

„O wie beklage ich den Armen! Und haſſen Sie ihn?“

„Nein, ich liebe ihn noch.“

Ernſt erbebte.

„Ich liebe ihn,“ fuhr ſie fort, „wie einen Freund, der nicht mehr iſt. Aus meinem Gedächtniß kann ich ihn nimmer verbannen; jetzt iſt ſein Andenken mir nicht mehr ſchmerzlich, es zerreißt nicht mehr mein Herz. Ich beklage ihn und verzeihe ihm; er iſt nicht glücklich.“

„Aber wenn er nun,“ ſprach Ernſt, „zu Ihren Füßen zurückkehrte und ausriefe: Ich liebe dich noch, ich wurde betrogen, verführt; nur du kannſt mich an das Glück und an das Leben feſſeln. Wie dann?“

„Ich würde ihm nicht glauben.“

„O dann lieben Sie ihn nicht mehr!“ rief Ernſt, und ſein finſteres Geſicht wurde heiter, wie bei plötzlichem Uebergang von Angſt zu lebhafter Freude.

Sie mochte jetzt ſeinem Blicke nicht begegnen, und ſenkte die Augen; vielleicht fürchtete ſie auch, ſie könnten das verrathen, was in ihrer Seele vorging, worin der junge Reiſegefährte dicht neben ihren langbewahrten Erinnerungen ein Plätzchen erworben hatte.

Indeſſen war es Abend geworden; ſie konnte ſich ungeſtört ihren Gedanken überlaſſen: jeder entfliehende Augenblick vermehrte jetzt ihre Traurigkeit, und als unter dem Wagen die Breter einer Zugbrücke krachten, da zog ſich ihr Herz krampfhaft zuſammen, und wagte nicht, wie ſie es bisher gethan, zu fragen: was das für eine Stadt ſei?

Ernſt aber, der ſeit längerer Zeit geſchwiegen, ließ ſchnell das Fenſter herab, und rief im Tone des Unmuths: „Gott, ſchon Straßburg!“

5.

Der Wagen hielt, die Päſſe wurden eben nicht auf die artigſte Weiſe abgefordert. Der kriegeriſche Anblick der Stadt, das rauhe Weſen der Bewohner, alles erfüllte unſere Reiſende mit Angſt; der Wagen war mittlerweile im Poſthof angekommen, und nun drängte ſich eine Maſſe von Menſchen herum, wovon die Einen ihre Freunde erwarteten, die Andern um den Vorrang ſtritten, die Effekten und Pakete der Paſſagiere beſorgen zu dürfen; man drängte ſich um Felleiſen, Cartons, Nachtſäcke, und durch den Lärm klang ein ſonderbares Gemiſch von Deutſch und Franzöſiſch, worin bald zudringliche Anerbietungen, bald freundliche Begrüßungen vorgebracht wurden.

Nachdem die Fremde ihre Angelegenheiten mit dem Condukteur geordnet hatte, wendete ſie ſich jetzt gegen Ernſt, und ſagte mit leiſer Stimme, ob ſie weit von dem Thore ſei, das nach Kehl führt?

Laſſen Sie uns bei Seite treten, damit Sie

Niemand hört," meinte Ernſt. „Alſo hat mich meine Ahnung doch nicht betrogen, Sie wollen über die Gränze flüchten?"

„Ich?" erwiederte ſie lebhaft, „und was konnte Sie auf den Gedanken bringen?"

„Ihre Verlegenheit, da man Ihren Paß verlangte, der auf der Mairie zu verbleiben hat, und der, nach Ihrer Befangenheit zu ſchließen, gewiß nicht Ihnen gehört."

Sie erröthete.

„Dann Ihr Drängen nach Kehl," fuhr er fort, „Kehl gehört ja ſchon ins Großherzogthum Baaden, nur die Schiffbrücke über den Rhein trennt Sie von dem Orte; er iſt nur eine kleine Stunde von hier entfernt; aber jetzt iſt es zu ſpät, die Poſt iſt herein und die Mauern Straßburgs ſind geſchloſſen. Vertrauen Sie daher mir, und wenn Ihnen irgend eine Gefahr droht, ſo laſſen Sie mich für Sie wachen, ich bin hier bekannt, und kann Ihnen nützlich ſein."

„Sie halten mich wohl," entgegnete ſie, „für eine Perſon von beſonderer Wichtigkeit, und ich bin doch ein ganz unbedeutendes Geſchöpf das mit politiſchen Gefahren und derlei Dingen, die Sie mir zuzumuthen ſcheinen, nichts gemein hat. Aber ich vermag mich vor Müdigkeit kaum aufrecht zu halten, und da die Thore ſchon geſchloſſen ſind, ſo muß ich wohl daran denken, einen Unterſtand für dieſe Nacht zu ſuchen.“

„Und morgen gehen Sie dann nach Kehl?“ fragte Ernſt.

„Nein, ſondern blos die Straße nach Kehl, auf welcher, dicht vor dem Thore Straßburgs, das Haus meiner Tante ſteht. Hab’ ich Ihnen denn nicht geſagt, daß ich zu meiner Tante gehe?“

„Nein; dem Himmel ſei Dank, daß Sie alſo in keiner Gefahr ſchweben. Jetzt erlauben Sie mir nur, Sie in das „rothe Haus“ zu bringen, ein Hotel, wo Sie alle Aufmerkſamkeit und Sorgfalt finden werden, deren Sie bei Ihrer Schwäche und Unpäßlichkeit bedürfen. Geben Sie mir Ihren Arm, in einer Stunde vielleicht muß ich Sie ſchon verlaſſen; aber ich will Sie wenigſtens unter einem guten gaſtlichen Dache wiſſen.“

„Das Reiſegepäck wurde auf einen Karren geladen, dem ſie durch die dunklen neblichten

Straßen folgten, deren Gebäude wie große unregelmäßige Maſſen in das Dunkel hineinragten. Sie kamen über den Markt an der Cathedrale vorüber, deren Rieſenmünſter ſich im finſteren Nachthimmel verlor, und paſſirten die Arkaden mit ihren ausgetretenen Steinplatten, und kamen endlich über einen beſſer erleuchteten Platz in das „rothe Haus."

„Ein bequemes Zimmer für Madame," rief Ernſt dem Garcon zu, „die leidend iſt und die ich Ihnen beſonders empfehle. Ich ſelbſt will auf dem Poſtbureau noch einen Platz nach Colmar beſtellen."

„Wenn es nur nicht ſchon zu ſpät iſt," meinte der Aufwärter; „die Plätze dürften ſchon vergeben ſein."

Wäre es doch ſo! dachte heimlich Ernſt, allein er wagte es nicht, dieſem Wunſche nachzuhängen, fühlend, daß alle dieſe Verzögerungen ſeine Mutter höchſt unzufrieden machen und ihm einen ſtrengen Verweis zuziehen dürften. Er begab ſich daher ungeſäumt auf das Bureau.

Die junge Dame befand ſich nun in einem

ſehr eleganten Zimmer allein, und erwartete Ernſt's Zurückkunft. Ihr Blick fiel in den Spiegel, es folgte eine unwillkührliche Bewegung des Schreckens. Ihre Bläſſe und die Unordnung ihrer Toilette, waren der Grund hievon. Sie war eben mit der Ordnung ihres ſchönen ſchwarzen Haares beſchäftigt, als unten ein Wagen vorüberrollte und ſie mit einem Seufzer auf das Canapee ſank. In wenig Augenblicken, dachte ſie, werde ich auch das Rollen des Wagens hören, der das einzige Weſen, das mir Theilnahme bewieſen hat, hinweg fuhren wird!

Man pochte an die Thüre; ſie öffnete; es war Ernſt; ſeine Züge, traurig als er ſie verließ, waren jetzt von einem freudigen Ausdruck beſeelt. Sie war darüber erſtaunt; man ſetzte ſich ſchweigend; es ſchlug eilf Uhr.

„Sie werden den Wagen verſäumen," ſprach ſie endlich.

„Der letzte iſt ſo eben abgefahren," erwiederte Ernſt lebhaft; „es war kein Platz mehr darin; ich werde erſt morgen abreiſen."

„Und Ihre Mutter?"

„Ich habe dem Conducteur einen Brief an ſie mitgegeben, und hoffe, ſie wird ſich beruhigen. Ich habe meinen Platz auf morgen um vier Uhr früh beſtellt. Sie bedürfen der Ruhe; ich habe alſo nur wenig Augenblicke mit Ihnen zuzubringen, um Abſchied von Ihnen zu nehmen. Abſchied vielleicht für immer, vielleicht nur für eine kurze Zeit. O erwägen Sie das wohl!“

„Es wird nur für einige Monate ſein,“ erwiederte ſie, ihm die Hand reichend, die ſie aber ſchnell wieder zurückzog, gleichſam beſtürzt über das, was ſie ſo eben gethan hatte.

Die Aufregung, in welcher ſie ſich befand, überzog ihre Wangen mit Röthe, und das Wort erſtarb ihr auf der Lippe. Endlich verſuchte ſie es, ſich mit Anſtrengung zu erheben und ſprach:

„Es iſt ſehr ſpät, und ich bin leidend, wir müſſen uns trennen.“ Sie hatte dieſe Worte kaum geſprochen, als ſie kraftlos zurückſank, der Kopf nickte auf den Buſen herab, und ſie ſchloß die Augen, um ihre Thränen vor Ernſt zu verbergen. Der ſtand zitternd vor ihr und ſein Herz ſchlug, als ob es zerſpringen wollte.

„Alſo leben Sie wohl," lispelte er, „leben Sie wohl für einige Monate! Sie haben meinen Namen, meine Adreſſe; ein Wort von Ihnen ruft mich zurück. O wenn Sie," fuhr er, da ſie ſchwieg immer lebhafter fort, „wenn Sie dieſes mir heilige, Ihnen vielleicht gleichgiltige Verſprechen nicht halten würden! Wenn ich dieſen Brief ewig vergebens erwarten müßte — es wäre entſetzlich! Denn ich habe Vertrauen zu Ihnen, und wenn Sie mich täuſchen könnten, würde ich an nichts mehr glauben als an Angelika, die ich für ewig verloren, und von dieſen Augen, und von dieſer Stimme, die mich ſo lebhaft an ſie erinnerten, müßte ich jammernd ſagen: ſie haben gelogen!"

„Und Sie hätten Unrecht," entgegnete ſie mit einem traurig kalten Blicke, denn ſein gebietender Ton hatte ſie verletzt: „ja, Sie hätten Unrecht, weil es oft Verhältniſſe gibt, die ſtärker ſind als unſer feſte Wille."

„Himmel, dieſes Wort," rief er, „ſagt mir Alles! Ich werde Sie nie mehr ſehen, wenn nicht der Zufall, oder mein Wille, ſtärker als alle Verhältniſſe, ein glücklicheres Loos herbeiführt. Leben Sie wohl Madame, leben Sie wohl!“

Seine zitternde Stimme vermochte dieſe Abſchiedsworte kaum hervorzubringen. Er war ſchon an der Thüre, und kehrte noch einmal zurück.

„Wohlan ich vertraue Ihnen;“ ſprach er, „ich werde hoffend und geduldig warten; verzeihen Sie meine Thorheiten, mein Aufbrauſen; verlaſſen Sie mich nicht; und da ich Ihren Namen nicht erfahren ſoll, ſo erlauben Sie mir zu Ihnen zu ſagen: leben Sie wohl, meine Freundin.“

Sie reichte ihm die Hand; er küßte ſie ſchweigend und verließ das Zimmer.

6.

Jetzt war ſie allein, und plötzlich fühlte ſie die ſchreckliche Leere um ſich herum: wie öde und unfreundlich ſchien ihr jetzt dieſes Zimmer, das ihr, als ſie mit Ernſt eintrat, ſo traulich und ſchön vorgekommen war. Keine milde freundliche Stimme tönt jetzt zu ihrem Ohr und Herzen — kein Beiſtand! Da iſt ſie nun allein in einem fremden Hauſe, in einer fremden Stadt, wo ſich in wenigen Stunden kein Weſen um ſie bekümmern wird; um ſie, die Arme, Leidende, die allen Muthes der Mutterliebe bedarf, um die Wohlthaten einer Tante anzuſprechen, die ihr fremd iſt, und deren kurze trokene Briefe ihr nur Abneigung eingeflößt haben.

Von Müdigkeit und unterdrücktem Schmerz erſchöpft, ſchläft ſie endlich ein: aber ſie träumt nur von Ernſt, ſie ſieht ihn am Altare, will fliehen, vermag aber keinen Schritt zu thun, denn ihre Füße kleben an der Erde, ſie will ſich losreißen und erwacht. Noch herrſcht tiefes Dunkel im Zimmer, und eine Laterne dem Hotel gegenüber angebracht, verbreitet den letzten matten Schimmer; nichts iſt zu hören, die Stadt iſt öde, Alles ſchläft noch. Bald läßt ſich ein leiſes Geräuſch vernehmen; Thüren gehen auf und zu; ſie horcht, ſie unterſcheidet Schritte, endlich wird auch das Straßenthor geöffnet und geſchloſſen, ein tiefes Schweigen folgt darauf. Ernſt! ruft ſie mit ſchmerzlich bewegter Stimme, und drückt ihre brennende Stirne in das Kiſſen, das ſie mit Thränen benetzt. Nun läßt ſich das Rollen eines Wagens vernehmen, Peitſchenhiebe knallen: es iſt eine Deligence, ſie fährt über den Platz; jetzt hört man ſie nur noch in der Ferne; es iſt geſchehen — er reiſt ab — er iſt fort! Ueber der Seele des jungen Weibes hing jetzt ein Moment der Vernichtung, wie er auf tiefen Schmerz folgt. Ihr Auge trübte ſich, ihr Herz hörte faſt auf zu ſchlagen, immer wirrer wurden die Gedanken, ſie ward ſtill und regungslos, eine ſtumme Gleichgiltigkeit gegen Alles bemächtigte ſich ihrer. Der herandämmernde Tag riß ſie endlich aus dieſer Gefühlloſigkeit, aus dieſer Ruhe, die ſchrecklicher und gefahrvoller iſt als Seufzer und Thränen. Wie viele Vorwürfe machte ſie ſich, ihm ihr Vertrauen nicht geſchenkt, ihm ihren Namen verheimlicht zu haben. Sie weint und wiederholt ſich im Herzen, wo jetzt ihr ganzes Gedächtniß ruht, alle Worte, die er geſprochen, alle Kleinigkeiten der Reiſe, alle jene leiſen Träume von Glück, die nicht zum zweitenmale im Leben wiederkommen. Dann denkt ſie an ihr jetziges Alleinſtehen in der Welt, an ihre Tochter, an ihre Tante: da befällt ſie Scham, daß ſich der Schmerz ihrer ſo ganz bemeiſtert; ſie fühlt, daß einige Stunden Schlafes ihr wieder Kräfte und Muth geben werden, — und ſie ſchlummert ein.

Als ſie erwachte ſchlug es zehn. Bleich und matt erhob ſie ſich, beſorgte ihre Toilette, und bereitete ſich auf eine Zuſammenkunft vor, die ſie fürchten und wünſchen mußte. Für ihre Tochter will ſie ſich zu Bitten, ja vielleicht zur Demüthigung herbeilaſſen. Sie ſucht jetzt alle Erinnerungen, nur die an ihr Kind nicht, zu entfernen, — aber gegen den Gedanken an Ernſt kämpft ſie vergebens: iſt es doch das Zimmer, worin ſie ſich befindet und worin ſie ihn zum letztenmale ſah, was ſie an ihn erinnert; ſie kann es nicht vergeſſen, daß er ihr hier Lebewohl geſagt. Es ſcheint ihr, wenn ſie von hier fortgeht, als müſſe ſie noch einmal von ihm ſcheiden. Endlich läutet ſie; ein Diener erſcheint, nimmt ihr leichtes Gepäck auf, und geht als Wegweiſer vor ihr her.

Sie durchſchreitet die Stadt, aber ſie ſieht nichts um ſich her: nicht die alterthümlichen Gebäude, noch die engen Straßen, noch die Feſtungswerke, die ſich majeſtätiſch um die Stadt erheben. In ihr kämpft nur die Erinnerung an Ernſt, mit der Angſt vor dem Schritte, den ſie jetzt zu thun im Begriff iſt, und ganz in ihre traurigen Gedanken vertieft, vergißt ſie die Beſchwerlichkeit und Länge des Weges, und bemerkt erſt, daß ſie außer der Stadt iſt, als ſie den Diener vor einer kleinen gewölbten Thüre ſtehen bleiben ſieht.

Er hatte angepocht.

„Alſo hier iſt der Ort,“ wiederholte ſie mit traurigem Tone. Ihre Füße ſchienen zu wanken, und ſie ſtützte ſich gegen die Mauer. — Wie wird ſie empfangen werden? ſie, die man nicht erwartet noch herbeigewünſcht. Jetzt geht die Thüre auf; ſie ſammelt ihren ganzen Muth, um die alte Magd, die ſie neugierig betrachtet, zu fragen.

„Iſt Madame Raynal zu Hauſe?"

„Es thut mir leid," war die Antwort, „aber Madame iſt vor vier Tagen nach Colmar abgereiſ't."

„Nach Colmar," wiederholte ſie, und mußte ſich dabei auf den Arm des Dieners ſtützen; „und wann kehrt ſie zurück?" fragte ſie weiter.

„Das iſt unbeſtimmt, vielleicht in vierzehn Tagen, vielleicht erſt in einem Monat; denn Madame wird erſt nach ihrer Vermählung wieder hier eintreffen. Aber wollen Sie denn nicht hereintreten Madame, Sie ſcheinen angegriffen und ſollten ausruhen. Sie kommen vielleicht weit her?"

Der Aufwärter aus dem Hotel ſagte ihr einige deutſche Worte.

„Mein Gott! Sie kommen gar von Paris, welche Reiſe! Ich erinnere mich, Madame hat Verwandte in Paris; eine Nichte, eine Frau von Tourville, glaube ich. O treten Sie doch herein, vielleicht habe ich die Ehre mit ihr ſelbſt zu ſprechen."

„Nein,“ entgegnete Frau von Tourville mit ängſtlicher Stimme, „ich bin Madame Raynal noch gänzlich unbekannt.“

„O das iſt leicht möglich: denn Madame kennt nicht einmal ihre eigene Nichte; und vielleicht iſt es beſſer nach allem dem, was wir ſchon von ihr gehört haben. Aber Sie Madame, kennen ſie gewiß; ſie wohnt ja in Paris; eine Frau Pauline von Tourville, eine leichtſinnige Närrin, die viel von ſich reden machte und ſogar Schauſpielerin war, wie man Madame verſicherte. Doch wenn Sie ſie kennen, ſo werden Sie gewiß auch erfahren haben, daß nicht viel Rühmliches daran iſt.“

„Ich kenne ſie nicht,“ antwortete Frau von Tourville, welcher Scham und Entrüſtung wieder ihre Kräfte gegeben; „melden Sie an Madame Raynal, daß eine Fremde hier war, die mit ihr zu ſprechen wünſchte, und die ihren Namen nicht zurücklaſſen zu müſſen glaubte.“

Und ohne weiter auf die alte Magd zu hören, hieß ſie den Diener das Gepäck aufnehmen und ſie wieder in das „rothe Haus“ zurückgeleiten.

Was ſoll ſie nun anfangen? ſoll ſie die Rückkehr der Tante abwarten? doch wozu? Verheiratet wird dieſe wohl nichts mehr für ihre Tochter thun. Wie reute es ſie jetzt, dieſe Reiſe unternommen zu haben! Aber wer konnte glauben, daß die Tante mit dem Gedanken umgehe, ſich wieder zu verehelichen? Sie war ſeit zehn Jahren Witwe, und mußte mindeſtens vierzig Jahre alt ſein. Vergebens ſann ſie nach, wer ſie bei der Tante ſo übel angeſchrieben? Sie eine Leichtſinnige, eine Närrin und Schauſpielerin! Bei dieſer letzten Anſchuldigung zuckte ein Lächeln über ihre Lippen. Schauſpielerin! vielleicht wird dies der einzige Weg ſein, der ihr übrig bleibt, ihr Kind zu ernähren und zu erziehen. — Sie hatte nur eine Hoffnung für die Zukunft ihres Kindes, und dieſe iſt jetzt verſchwunden, und jeder andere Schmerz weicht dem der Mutter, der ſo brennend, ſo wahr und ausſchließend iſt. Ohne Freude, ohne Bedauern und ohne Bewegung betritt ſie nun das Zimmer, das ſie früher mit ſchmerzlichen Erinnerungen verlaſſen; erſchöpft und niedergeſchlagen ſinkt ſie in einen

Lehnſtuhl und überläßt ſich all ihren quälenden Gedanken.

So war der Abend herangekommen und ſie denkt an die Nothwendigkeit, nach Paris zurückzukehren. Aber wird ſie die Kraft dazu haben? wer wird ſie unterſtützen? Und der Name Ernſt ſchlüpft unter Thränen über ihre Lippen.

Da ertönt ein leiſes Getöſe, man pocht an die Thüre. Ein Gedanke der Ueberraſchung fährt durch ihr Herz: wenn Er es wäre! Ein Diener tritt ein und übergibt ihr einen Brief.

Sie betrachtet lange das Blatt, das zwiſchen ihren Fingern zittert. Wer kann an ſie hieher ſchreiben? Niemand als er allein: enthält doch die Adreſſe den Namen, der in ihrem Paſſe ſteht. Sie erbricht das Siegel und lieſt die Worte:

„Reiſen Sie nicht ab, ich beſchwöre Sie „darum. Ich ſelbſt folge dieſem Briefe nach: „ich muß Sie wiederſehen. Um aller Barmher„zigkeit willen erwarten Sie mich!“

Sie lieſt und lieſt nochmals, ſie ſoll ihn wiederſehen, ihn erwarten! Sie preßt das Blatt haſtig an ihre Lippen, und drückt es an ihren

Buſen: ihr Herz hat ſie zu dieſer raſchen Bewegung gezwungen. Alles um ſie herum nimmt jetzt ein lachendes Ausſehen an; ſie athmet freier, ihre Thränen vermiſchen ſich mit einem Lächeln und hören endlich ganz auf zu fließen. Ihre Tochter? ſie wird für ſie arbeiten, ſie wird Thätigkeit und Sparſamkeit verdoppeln. Das Unglück verſchwand mit der Verlaſſenheit — denn Er wird kommen!

Der Wunſch zu gefallen erwacht wieder in ihrer Seele; ſie tritt vor den Spiegel und erſchrickt über ihre Bläſſe und ſichtbare Abmattung; aber die Freude färbt bald ihre Wangen und friſcht Augen und Züge auf. Ihre Bewegungen erhalten das Gepräge der Anmuth. Sie hat es vergeſſen, daß an ihrem traurigen Schickſal eigentlich nichts geändert iſt: ſie erwartet, ſie ſieht nur Ernſt. Kaum hätte man in ihr noch das blaſſe troſtloſe Weib von kurzvorher erkannt. Wie langſam verſtreichen ihr jetzt die Stunden; wie oft lüftet ſie nicht mit zitternder Hand den Vorhang, und doch unterſcheidet ſie nichts als ſchwarze Maſſen, die das Dunkel unkenntlich macht. Es ſchlägt acht, dann neun, dann zehn; die Bangigkeit der Erwartung erfüllt ihr Herz mit Unruhe, ſie lauſcht jedem Fußtritt, endlich fühlt ſie ſich faſt entmuthigt. Schon reut es ſie geblieben zu ſein; was wird er jetzt von ihr denken? hieß das nicht die ganze Macht geſtehen, die er über ſie ausübt? — wird er ſich nicht vermählen? und bliebe er frei, kann ſie dann hoffen, ihn jemals zu beſitzen? hatte ſie ihm nicht geſtanden, wie ſehr ſie ſchon geliebt habe? und dann iſt ſie ohne Reize, ohne Vermögen! — Und doch geblieben und ihn erwartet? — — O es war unrecht, denkt ſie, ſehr unrecht! und der Gedanke: daß es beſſer geweſen wäre abzureiſen, kämpft jetzt mit dem Wunſche: noch zu bleiben und zu warten, in ihrer Seele.

Jetzt ſitzt ſie auf demſelben Platze, wo er ihr des Abends vorher, um dieſelbe Stunde Lebewohl ſagte, und die Erinnerung an den Ton ſeiner Stimme raubt ihrem erhobenen Arme die Kraft, nach der Klingel zu greifen.

Während ſie ſich nochmals zuſammenrafft, um durch einen herbeigerufenen Diener einen Pl auf der Deligence beſtellen zu laſſen, hört ſie raſche Schritte auf der Treppe. Man pocht und öffnet faſt zu gleicher Zeit. Es iſt Ernſt; er iſt bleich und bewegt; aber ein Strahl von Glück leuchtet auf ſeiner unſteten Miene.

„O wie gut ſind Sie,“ ruft er aus, neben ihr Platz nehmend, „und wie viel habe ich Ihnen zu ſagen! Vor allem: ich heirate nicht mehr und kehre nach Paris zurück.“

„Was ſagen Sie?“ fragte Frau von Tourville, und ihre zitternde Stimme drückte freudiges Erſtaunen aus.

„Daß ich nicht mehr heirate.“

„Aber was wird ihre Mutter ſagen?“

„Daß ich verrückt bin, daß ich Glück und Vermögen in den Wind ſchlage: wohl möglich; aber ich werde doch nicht heiraten. Meine Frau wäre mir unerträglich, ich würde ſie unglücklich machen, und das will ich nicht.“

„Haben Sie ſie geſehen,“ fragte Pauline zögernd.

„O ja.“

„Iſt ſie ſchön?“

„Ich glaube kaum.“

„Liebenswürdig?“

„Ich habe nichts davon bemerkt.“

Pauline ſieht ihn ſtaunend an.

„Ich erſcheine Ihnen lächerlich,“ begann **Ernſt**, „hören Sie mich. Bei meiner Ankunft in Colmar finde ich meine Mutter mit dieſem verſpäteten Eintreffen eben nicht ſehr zufrieden. Ich vertheidigte mich ſo gut ich konnte, dann ſtellte ſie mich ihrer Freundin vor. Ich ſehe eine Frau, die nicht jung noch alt, nicht ſchön noch häßlich zu nennen iſt. Vertieft in Erinnerungen, fühle ich eben keine Luſt, mich mit ihr zu beſchäftigen, und ich bereite mich vor, den Contract zu unterzeichnen, ohne ihn zu leſen; allein meine Mutter beſteht darauf, daß ich ihn anhöre, damit ich alle Vortheile, die mir darin eingeräumt werden, kennen lerne. Für die fünftauſend Livres Renten, welche ich ſeit einem Jahre aus dem Nachlaſſe meines Onkels beſitze, ſchenkt mir meine Frau ihr ganzes Vermögen im Betrage von 20,000 Livres Renten, mit alleiniger Ausnahme einer Capitalsſumme von 10,000 Livres, die ſie einem Kinde beſtimmt hat, für das ſie ſich intereſſirt. Ich verlange zu wiſſen, was das für ein Kind iſt? Da erfahre ich, daß Madame Raynal — — aber Himmel! was iſt Ihnen? Sie erblaſſen — ich Unglücklicher!“ — er ergriff die Klingel und rief nach Hilfe.

Man eilt herbei und reicht der Ohnmächtigen Aether und kölniſches Waſſer. Ernſt, unfähig ſeine Bewegung zu bemeiſtern, kniet zu ihren Füßen und ſucht ihre kalte Hand mit ſeinen Küſſen und Thränen zu erwärmen. Endlich wird das Fenſter geöffnet, und wie die kalte Nachtluft Paulinen's Wangen berührt, leben ihre Sinne auf; doch irrt ihr Blick lang und ſtarr umher, ohne daß ſie weiß, wo ſie ſich befindet. Aber nach und nach verſchwindet die Bläſſe ihrer Wangen und Lippen, ſie fühlt ihre Hand von Thränen genäßt, und ihr Blick haftet auf Ernſt. Ein unwillkührlicher Schrei entwindet ſich ihrer Bruſt: ihre Augen ſchließen ſich wieder, und ſie ſtößt die Hand zurück, welche die ihrige feſt hält.

Indeſſen war ein Arzt herbeigerufen worden; er kömmt und erklärt, daß der Kranken nichts ſo ſehr Noth thäte als Ruhe. Nach dieſem Ausſpruche begibt ſich Alles fort, und Ernſt reißt ſich nur mit ſchmerzlicher Mühe von dem Zimmer los, worin er das Theuerſte zurücklaſſen muß, was er auf der Welt beſitzt. Er bringt einen Theil der Nacht damit hin, auf dem Corridor, der an Paulinens Thüre vorüberführt, wachend auf und abzugehen. Von Zeit zu Zeit bleibt er ſtehen und horcht, er möchte ihren Athemzügen lauſchen: doch in dem Zimmer herrſcht ein tiefes Schweigen; er hört nicht einmal die Schritte und Bewegungen des Hausmädchens, das er bei Paulinen zurückgelaſſen hat. Selbſt ermüdet durch die Bewegungen und Mühen des Tages, entſchließt er ſich endlich zu Bette zu gehen, und denkt beruhigt: ſie ſchläft.

7.

Als er erwachte war es ſieben Uhr. Eilig kleidet er ſich an, und geht an Paulinens Thüre, die er nur angelehnt findet: er öffnet ſie langſam und findet das Zimmer leer. Nichts von Paketen noch von Frauenkleidern iſt zu ſehen. Er öffnet die Alkove, das Bett iſt unberührt. Ein Schrei des Schmerzes entringt ſich ihm. Er ſtürzt auf die Treppe, verlangt nach dem Eigenthümer des Hotels, ruft dem Hausmädchen und den Aufwärtern. Alles eilt herbei. Er bittet, er droht, er verſpricht. Man könnte ihn faſt für verrückt halten, und hört nichts als immer die Worte: Wo iſt ſie? wo iſt ſie? gebt mir ſie zurück! Wehe! weh' euch!

„Ach mein Gott,“ ruft endlich das Mädchen aus, das bei Paulinen gewacht, „wenn Sie die junge Dame ſuchen, die geſtern Abends krank war, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß die ſchon weit von hier iſt, denn ſie reiſte um fünf Uhr mit der Deligence ab.“

„Wie! abgereiſt? ſo habt ihr ſie abreiſen laſſen, ohne mich zu wecken! — Ein Pferd! ein Pferd! Das iſt mein Tod, vielleicht der ihre! o mein Gott!“

Dem Ausbruche der Wuth folgte jetzt Erſchöpfung; er ſank in einen Stuhl, und verbarg das Geſicht in ſeine Hände. Indeſſen hatte der gewandte Eigenthümer des Hotels gewahrt, daß aus dieſer heimlichen Abreiſe, die ohne ſein Wiſſen von den Domeſtiken begünſtigt worden war, ein Unglück entſtehen könne. Er kannte Ernſt ſeit längerer Zeit, hielt große Stücke auf ihn, und hatte ihm diesmal wirklich verſprochen, auf die ſeiner Sorgfalt anvertraute Dame Acht zu haben. Er läßt daher augenblicklich zwei Pferde ſatteln, und befiehlt einem Diener des Hauſes, Ernſt ſo ſchnell als möglich auf die nächſte Poſt zu begleiten.

In die Seele des jungen Mannes iſt jetzt wieder alle Energie zurückgekehrt. Er drückt dem Eigenthümer des Gaſthofs die Hand, ſchwingt ſich auf ſein Pferd, und eilt im Galopp auf die Pariſer Straße zu.

Aber am Stadtthore verlangt man ſeinen Paß.

„Zum Teufel,“ ruft er, „mein Paß liegt auf der Mairie!“ und treibt ſein Thier vorwärts. Aber eine kräftige Hand, die Hand eines Deutſchen, hält ihn zurück.

„Sie paſſiren nicht mein Herr, außer Sie holen Ihren Paß, oder wenn Sie auch ſo eigenſinnig ſind wie die junge Dame, die ſich ſeit zwei Stunden bei uns in Gewahrſam befindet, ſo treten Sie herein.“

„Was ſagt Ihr?“

Und Ernſt ſpringt vom Pferde und ergreift die ſchwielige Hand des Deutſchen.

„Hörte ich recht? eine junge Dame? Ich will ſie ſehen, ich muß mit ihr ſprechen!“

„Sie wollen, Sie müſſen! reden Sie doch höflicher: und dann wollen wir ſehen, was zu thun iſt.“

Ernſt drückt ein Goldſtück in ſeine Hand, und das Geſicht des Mannes wird zur lächelnden Grimaſſe. Er öffnet die Thüre einer geräumigen aber niederen Stube, dicht mit Tabackrauch und Ofenqualm erfüllt, worin vier oder fünf Männer rauchen, ſchreien, trinken und ſpielen. Der begleitende Diener aus dem rothen Hauſe erzählt hier dem Anführer des Poſtens mit kurzen Worten, was er von Ernſt und von der reiſenden Dame weiß, und bietet die Bürgſchaft ſeines Herrn für beide an. Er überzeugt den Bärtigen endlich, daß hier nicht Politik, ſondern Liebe im Spiele ſei, dieſer lächelt und bemerkt ſehr witzig: daß ihm nicht befohlen ſei Rapporte über Liebe zu machen.

Durch eine Glasthüre ſieht Ernſt in ein kleines Nebengemach, und erblickt dort ein Frauenzimmer. Noch kann er ſie nicht aufnehmen, aber ſein Herz täuſcht ihn nicht, es muß Pauline ſein. Schnell eilt er dahin und ſteht vor ihr. Beide betrachten ſich ſchweigend, und ſtürzen ſich endlich, durch unwiderſtehliche Gewalt getrieben, in die Arme. So verſtreichen einige Augenblicke, ohne daß ein Wort über Beider Lippen geht, ohne daß ein beſtimmter Gedanke ihre Seelen erfüllt.

Starke und tiefe Gefühle der Seele haben immer etwas Unerklärliches, Zauberhaftes, das ſo zu ſagen der Erde entrückt; Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, Pläne, Furcht und Hoffen, Alles fließt und drängt dann in einem Punkt zuſammen, und zeigt den Aufſchwung der Seele über Materie und Verhältniſſe. Da hielt jetzt Ernſt an ſeine tiefathmende Bruſt ein Weib gedrückt, das er mit aller Kraft ſeines leidenſchaftlichen Herzens und feſten Sinnes liebte; ſeine Lippen bedeckten ihr Haupt und Stirne mit Küſſen: — und wenn der Engel des Todes jetzt Beide mit ſeinen Fittichen berührte, ſie hätten jenſeits keine Rechenſchaft fürchten dürfen, da ihre Gedanken rein wie die eines Kindes waren.

Als dieſer Augenblick, der nicht der Erde angehörte, vorbei war, und Pauline ſich ſeinen Armen entwand, waren ſie nicht mehr allein, der Diener aus dem „rothen Hauſe“ und der Mann, welcher beauftragt war, die Päſſe einzuſehen, ſtanden vor ihnen.

Pauline ſetzte ſich verwirrt und verlegen nieder, und Ernſt fragte in gebieteriſchem Tone, was man von ihm wolle?

Das Goldſtück hatte die ſchroffe Laune des Deutſchen ziemlich gemildert, er nahm ſeine Kappe ab, drehte ſich etwas nach der Seite, um den

Gäſten nicht eine Rauchwolke entgegen zu blaſen, und bedeutete: daß es ihnen jetzt frei ſtehe in die Stadt, in ihr Hotel, oder wohin ſie wollten, zurück zu kehren.

Ernſt ſchickte nach einem Wagen. Als dieſer eingetroffen war, hob er Paulinen hinein, wie er es auf der Reiſe oft gethan, das Fahrzeug ſchlug den Weg zum „rothen Hauſe“ ein, und der Diener ſprengte voraus, um die Rückkehr der beiden Flüchtigen anzukündigen.

Es war ein peinlicher Moment für Paulinen, als ſie in das Hotel zurückkehrte, das ſie vor einigen Stunden verlaſſen hatte. Es war neun Uhr und Alles ſchon auf den Beinen. Das Abenteuer der Flucht war nicht unbekannt geblieben, und hatte die Neugierde der übrigen im Hauſe wohnenden Fremden erregt. Augenwinke, Geflüſter und Bemerkungen empfingen jetzt die beiden Ankommenden. Ernſt blickte feſt und ſtolz auf die geſammte Umgebung. Dieſer Blick gebot Achtung, und die blaſſen ſanften Züge der Frau flößten Theilname ein; es lag über ihrem ganzen Weſen und Ausſehen ein Ausdruck von Feinheit und edler Weiblichkeit, der fühlbar auf Jeden wirkte. Man entfernte ſich ſchweigend.

Ernſt ließ Paulinens Zimmer öffnen, und als ſie nun allein waren, und er wie geſtern Abends auf dem Sofa neben ihr ſaß, wo er ihr eben die Hinderniſſe ſeiner Vermählung erzählen wollte, konnte er ſich nicht enthalten auszurufen:

„Glauben Sie es nicht, daß es des Himmels Wille iſt, daß wir uns nicht mehr trennen ſollen?“

„O denken Sie nicht daran,“ erwiederte ſie, ihre Hand zurückziehend, die Ernſt ergriffen hatte und an ſein Herz drückte, „nie ſind wir mehr getrennt geweſen, als wir es jetzt ſind. O warum bin ich nicht weit von hier! warum konnte ich nicht abreiſen! — In dem erſten Augenblicke der Angſt, da mich jene Männer mit drohenden Worten feſthielten, da wendeten ſich meine Gedanken zu Ihnen, als meiner einzigen Stütze; und als Sie nun kamen, mich der Freiheit wieder zu geben, dachte ich nur an das Glück, Sie wieder zu ſehen, und erlöſt zu ſein. Aber jetzt wo ich überlege, wo ich Vergangenheit und Zukunft erwäge, erſchrecke ich über beide, und fühle die

Nothwendigkeit, Sie verlaſſen zu müſſen. — Sie ſind hier bekannt, Ihnen wird es leicht, und Sie werden gewiß ſo edel ſein, mir meinen Paß zu verſchaffen.“

„Und dann,“ entgegnete Ernſt bitter, „werden Sie mich verlaſſen! werden meinen Schmerz, meine Thränen für nichts anſehen! Was hab' ich Ihnen gethan, daß Sie ſo mit mir ſpielen wollen? Sehen Sie denn nicht, daß ich Sie anbete, daß ich Sie leidenſchaftlich liebe, daß ich Ihnen, wohin Sie gehen, überall nachfolgen werde. O Sie haben jene Macht nicht mehr über mich, die Sie ehedem hatten, weil die Liebe ſtärker iſt als Sie, und meine Seele, meinen Verſtand und meine Sinne beherrſcht. Sehen Sie nicht, daß ich mich mit meiner Mutter zertragen habe, weil ich eher ferne von ihr, als von Ihnen leben kann. Wünſchen Sie, und Ihre Wünſche ſollen mir Gebote ſein: aber gönnen Sie mir nur das Glück, Sie zu ſehen und zu hören, denn ich bin nicht im Stande, mich von Ihnen zu trennen.“

„Beruhigen Sie ſich doch Ernſt, und ſehen Sie mich nicht ſo an — ich verſpreche Ihnen — —

mein Gott, wie unglücklich bin ich!“ rief ſie aus und Thränen ſtürzten über ihre Wangen.

In den Thränen der Geliebten liegt nun einmal eine magnetiſche Gewalt, welche auf alle Nerven des Herzens wirkt; Ernſt's Verzweiflung und Bitterkeit verwandelte ſich in Rührung. Zaghaft und zitternd wie ein Kind, ſetzte er ſich wieder an ihre Seite und bat um Verzeihung. Sie wurde ihm; Pauline trokmete ihre Thränen, raffte ihren ganzen Muth zuſammen, um den Schluß ſeiner Erzählung und Das zu hören, was den Bruch ſeiner Heirat herbeigeführt. Wohlan, dachte ſie, ich habe nichts mehr zu erfahren, das mich zittern machen könnte. Für mich iſt alles vorbei. Meine Tante wird mich genannt und meinen Namen mit Verachtung beladen haben. Beſſer iſt's, ihn fliehen und nie wiederſehen, als ihn meinen Namen erfahren und ſeinen verdächtigen Blick auf mir ruhen wiſſen. — Ein edler Zorn färbte ihre Wangen, ihr Herz ſchlug hoch, ſie trat an's Fenſter, das ſie öffnete, um der friſchen Luft zu genießen, dann kehrte ſie wieder an Ernſt's Seite zurück und ſprach ruhig aber betrübt:

„Mir iſt jetzt wohler: ich kann Sie hören. Sie ſprachen geſtern von einem Kinde, von einer Rente, — — ich habe vielleicht nicht recht verſtanden, und bitte Sie fortzufahren.“

„Ja,“ beginnt Ernſt, „ich ſagte, daß Madame Raynal aus Mitleid für das Kind einer Nichte, die ſie nie geſehen hat und nicht ſehen will, eine Rente von 500 Franks verſichern wollte. Ich erkundige mich um dieſe Angelegenheit näher, und erfahre, daß dieſe Nichte ohne irgend eine Hilfsquelle in einem an Elend grenzenden Zuſtande lebt. Ich ſpreche offen aus, daß hier zu wenig für ſie geſchehen iſt — gewiß Madame, Sie hätten eben ſo gehandelt wie ich — —“

Aber Pauline kann nicht antworten, ſie muß ihre Aufregung mit aller Macht bekämpfen und drückt ſchweigend ſeine Hand. Ernſt fährt fort:

„Ich beſtand daher darauf, daß die dem Kinde bewilligte Summe erhöht und mindeſtens verdoppelt werde. Hochmüthig und auf eine trockene Art, die mich unangenehm berührt, verweigert dies Madame Raynal, und ich faſſe ſie nun näher in's Auge. Sie iſt etwas weniger als häßlich: aber ihre ſtarkmarkirten Züge haben nichts Weibliches; ihr hoher ſtämmiger Wuchs iſt ohne Anmuth, nirgends ein Zeichen der Frauenſchwäche; wozu bedürfte ſie einer Stütze, ſie die vielmehr als Stütze dienen könnte? — Kurz ich gewahre in Madame Raynal eines jener mir ſo ganz widerwärtigen Mannweiber, die im Nothfalle einen Fauſtſchlag austheilen und deren kaltes ſchroffes Herz hochmüthig und erbarmunglos iſt. Dann kehrt mein Gedanke zu Ihnen zurück; ich ſehe Sie vor mir, bleich, ſchwach und gebrechlich; ich höre ihre ſüße harmoniſche Stimme; ich denke daran, was Ihre Seele alles an Liebe und ſtillem Leid in ſich ſchließt; an Ihre reizende Schwäche, an Ihr Hoffen und Bangen, und daß nur Sie allein mich der Liebe und dem Glücke wiedergeben können. — Meine Zerſtreuung beleidigt Madame Raynal; trokene und beißende Worte erinnern mich daran, wo ich bin. Ich ſtammle eine Entſchuldigung, die nicht angenommen wird. Stellen Sie ſich mein Entzücken vor: ich errathe und fühle, daß Madame Raynal in ihrem Stolze verwundet, mir vollends nie verzeihen wird, wenn ich ſie ganz demüthige. Nun denken Sie noch hinzu, welcher Stolz in mir iſt — und daß ich ihn dort hätte um Geld beugen ſollen. Bei dieſem Gedanken ſteigt mir das Blut zu Kopf; ich achte nicht auf die Zeichen, die mir meine Mutter macht, und beſchuldige Madame Raynal einer Härte ohne Gleichen gegen ihre Nichte. Sie ihrerſeits wird hitzig, ſie nennt Frau von Tourville und ſpricht ihre Verachtung über ſie aus, — — doch was fehlt Ihnen, dieſe Erzählung ſcheint Sie zu ermüden und Sie leiden?"

„Fahren Sie fort," erwiederte Pauline mit Anſtrengung, „fahren Sie fort, ich bin wohl, und Sie glauben nicht, wie mich alles intereſſirt, was Sie ſagen. Sie antworteten —"

„Was ich antwortete? hören Sie. Obwohl ich keinen Grund hatte, Frau von Tourville zu achten —"

Pauline erſtarrte —

„Und nach dem, was ich eben vernommen, vielleicht ſogar Unrecht that, ihr Ritter zu werden, ſo übernahm ich doch ihre Vertheidigung mit einer

Wärme blos darum, weil ich dadurch die Andere anklagen konnte und mich frei zu machen hoffte. Und als nun Madame Raynal ausrief: Zwiſchen uns iſt alles gebrochen, mein Herr! da hätt' ich dieſe Worte mit meinem Blute bezahlen mögen, denn ſie waren die ewige Scheidemauer zwiſchen ihr und mir, ſie waren mein Freibrief, meine Rückkehr zu Ihnen. Ich eile auf die Poſt und beſtelle meinen Platz, ſchreibe die Zeilen, die Sie erhalten haben, und drei Stunden ſpäter bin ich auf dem Wege nach Straßburg. Ich finde Sie wieder, und bin und bleibe nun bei Ihnen. O wüßten Sie, wie gern ich mich dem Gedanken überlaſſe, daß alles Das, was mir begegnet, nicht das Werk des Zufalls, ſondern einer höheren Macht iſt, die mich beſtändig zu Ihnen zurückführt und mir andeutet, daß ich Sie nie verlaſſen ſoll. Und warum ſollte ich Sie auch verlaſſen? wer in der Welt kann mich dazu zwingen?"

„Ich!" antwortete Pauline mit dem ehrfurchtgebietenden Tone weiblicher Würde.

„Sie!" wiederholte er, „und warum? Sie ſind frei, ich bin es auch; ich beſitze genug für uns beide, wenn Sie auch ohne Vermögen ſind. Ich weiß weder Ihren Namen, noch Ihre Lebensverhältniſſe; aber ich vertraue Ihnen, denn aus Ihrem Auge leuchtet eine Seele, die nicht trügen kann, und Ihre Stimme hat den Ton eines reinen, makelloſen, kindlichen Gemüthes. Was kümmert mich Name, Alter, Vermögen, Geburt: ich liebe Ihre edle, reine Seele, die ſich durch hingebende Offenheit wider Ihren Willen entdeckt; ich liebe dieſe zarte, weibliche Schwäche, dieſen ſtillen Reiz der Frauennatur, die mich zu Ihrem Schutze verpflichtet hat. Ich bin ſtolz auf das Gefühl, das Sie mir einflößen, und müßte ich Sie zu meiner Gattin machen, ohne vorher zu erfahren, wer Sie ſind: ich gebe Ihnen meine Ehre zum Pfande, ich wäre bereit es zu thun.“

„Halten Sie ein, Ernſt, hören Sie auf, Sie wiſſen nicht, wie wehe Sie mir thun!“ und ſie bedeckte ihr thränenvolles Antlitz mit beiden Händen.

„Mein Gott, wer ſind Sie denn?“ fragte Ernſt bittend, denn ihr ſchmerzlicher Ton hatte ihn erſchreckt.

8.

„Betrachten Sie mich wohl, Ernſt," begann ſie mit feſterer Stimme, und mit einer reſignirenden Entſchloſſenheit, „betrachten Sie mich wohl, ich zähle nahe an dreißig Jahre, bin nicht mehr ſchön — und lebe nur von dem was ich verdiene. Unterbrechen Sie mich nicht! Ein kleiner Erfolg in der Malerei bietet mir ein zwar gewinnbringendes aber auch gefährliches Erwerbsmittel. Für ein ſtilles Leben beſtimmt, ſah ich mich plötzlich in die Welt hinausgeworfen. Das Talent, das meiner Familie geweiht war, wurde nun meine einzige Hilfsquelle. Ich war noch ſehr jung, und kaum ſiebenzehn Jahre alt. Das ganze Vermögen meiner Eltern verſchlang ein Bankerott; die Geſundheit meines Vaters konnte dieſem ſchmerzlichen Schlage nicht Stand halten — wir verloren ihn. So blieb ich allein mit meiner Mutter, die kränklich und muthlos war. Ich kämpfte gegen das Unglück, damit ich ihr zur Stütze werde, und arbeitete Tag und Nacht. O wie viel Muth und Kraft fühlte ich damals in mir, denn ich arbeitete für meine Mutter, die mich jeden Abend an ihre Bruſt drückte und den Segen des Himmels auf mich herab rief. So verfloſſen zwei Jahre; wir lebten in Entbehrungen, denn was ich verdiente, war nur wenig. Ich war nicht bekannt, hatte keinen Namen, die Kaufleute mißbrauchten meine Lage, und ich mußte meine Arbeiten um niedrige Preiſe liefern, während ſie bedeutenden Gewinn davon zogen. Dennoch trug unſere kleine Haushaltung, ſo beſchränkt ſie auch war, das Gepräge der Ordnung. Meine Mutter hatte mich ſchon als Kind an häusliche Verrichtungen gewöhnt, und darin half ich ihr auch jetzt, wenn mir meine Arbeit einige freie Augenblicke ließ. Wir wohnten in einem kleinen Zimmer des vierten Stockwerkes, nach dem ich mich ſpäter oft noch zurückſehnte, denn dort verfloſſen drei Jahre meines Lebens in ſtiller freundlicher Zurückgezogenheit zwiſchen meiner Mutter und meinen Farben; dort war es, wo ich nie, außer um meiner Mutter willen, das reiche Hotel vermißte, worin ich erzogen worden; dort blieb ich verborgen vor der Welt und unbeachtet, und meine Tage und Nächte waren friedlich wie die eines Kindes. Indeſſen hatte ſich mein Erwerb vergrößert; ein Paar reiche Leute aus der großen Welt hatten die junge Künſtlerin zu ſehen verlangt; ſie verſprachen ſich für mich zu verwenden, beehrten mich ſogar mit ihren Beſuchen, und bald konnte ich den Aufträgen zu Porträts, die mir von allen Seiten zukamen, kaum genügen. Ich verdoppelte meinen Fleiß, und nahm einen Theil der Nächte zu Hilfe. Meine Mutter bemerkte zuerſt die Bläſſe, welche auf meine friſchen Wangen ſank, und drang darauf, daß wir jetzt, da unſere Umſtände es geſtatteten, eine freundlichere luftigere Wohnung nehmen. Wir zogen in ein drittes Stockwerk und mietheten zwei Zimmer, die auf Gärten hinausſahen, und wo die Morgenſonne oft in den weißen Haaren meiner Mutter ſpielte. Was ich jetzt erwarb war viel, ich hatte nicht mehr Noth mir etwas von meinem Schlafe abzubrechen — und konnte ſogar ſchon Einiges zurücklegen. Ich war damals einundzwanzig Jahre alt. Unter den Perſonen, die öfter zu uns kamen, befand ſich ein Bureauchef der mir in mehreren Angelegenheiten ſehr nützlich geworden war und mir eine väterliche Zärtlichkeit und Sorgfalt bewies. Er war liebenswürdig durch ſeine Offenheit und Güte, und als er um meine Hand anhielt, empfand ich gar keinen Widerwillen, mein Schickſal an das ſeinige zu ketten. Ich entſchloß mich ſogar mit Vergnügen dazu, weil ich ſah, daß ſich meine Mutter durch dieſe Heirat glücklich fühlte. Liebe war es nicht, was ich für den edlen Mann empfand, der mir ſeinen Namen und ſeine Hand anbot: er war ſiebenundvierzig Jahre alt und hatte graue Haare: aber ich ſchätzte und achtete ihn, und glaubte daß dieſe Geſinnungen zu einer glücklichen Ehe hinreichend ſind, — und ich heiratete.

Der Gehalt meines Gemals war ſein einziges Vermögen. Ich ſah jetzt die Welt; wir empfingen viele junge Leute und ich wurde der Gegenſtand ihrer Aufmerkſamkeit. Aber das edle Benehmen meines Gemals und die Gegenwart meiner Mutter, bildeten eine Schranke der Ehrfurcht, die Niemand zu übertreten wagte. Ich war zufrieden und lebte in dem Glücke meiner Mutter; überdies hatte ich kurz vorher einer Tochter das Leben gegeben, dieſem Kinde, das jetzt meine einzige Erinnerung an jene Zeit und der Gegenſtand meiner Sorgen iſt. So vollendete ich mein zweiundzwanzigſtes Jahr. Es war mir eine Zeit der Thränen und der Schmerzen. Meine Mutter wurde krank, ſie ſchmachtete lange Zeit, und ich hätte ſie vielleicht gerettet: allein eines Abends, als mein Gemal an ihrem Bette tauſend Pläne für die Zukunft entwarf, rührte den Gütigen der Schlag, und der Schreck dieſes ſchmerzlichen Ereigniſſes führte auch bei meiner Mutter eine ſo verderbliche Criſis herbei — daß ich in einer Nacht Mutter und Gemal verlor. Laſſen Sie mich über den Jammer dieſer Tage ſchweigen: nur der Anblick meines Kindes vermochte mich zu mir ſelbſt, zu meinen Pflichten zu bringen. Der arme Engel lachte in meine Thränen hinein, und ſtreckte mir liebkoſend die Händchen entgegen. Ich verſtand dieſe Sprache der Natur, nahm die Kleine in meine Arme, und gelobte bei dem Schatten ihres großmüthigen Vaters, für ſie zu leben und zu ſorgen. Dann betete ich mit Thränen und Inbrunſt zum Himmel um Muth und Troſt, und mein Gebet ward erhört. Kraft und Energie kehrten in meine Seele, ich wurde ſtark, um dem Schmerze zu widerſtehen, und wenn ich mein Alleinſein bedachte, ſo faßte ich meine Tochter in die Arme und hoffte, daß ſie mir alles erſetzen ſollte. Ihr widmete ich die zärtlichſte Sorgfalt, ſie liebte ich über Alles, und um ihretwillen hatte ich mich von der Welt zurückgezogen. Einige Freunde verſuchten es, mich dieſer Einſamkeit, dieſer Trauer, die meine Geſundheit zu zerſtören drohte, zu entreißen; unter dieſen war ein junger Mann, ein Dichter —"

Paulinens Stimme klang bei dieſen Worten bewegter, endlich machte ſie eine Pauſe.

„Ich verſtehe Sie!" entgegnete finſter Ernſt, erhob ſich und ging mit großen Schritten auf und nieder, dann ſetzte er ſich wieder zu ihr und ſprach fortſetzend: „Dieſer junge Mann liebte Sie, und Sie liebten ihn."

„Ja, ich liebte ihn," nahm ſie das Wort, „liebte ihn mit aller Kraft meiner Seele."

„Und dann, weiter, weiter!“ rief Ernſt, „ich weiß, was ich nicht wiſſen möchte!“

„Und doch, Sie müſſen Alles wiſſen! Ich brauche viel Muth, um auf meine Vergangenheit zurück zu kommen: haben Sie den, mich anzuhören. — Einſamkeit und Schmerz, die meine Seele allen Regungen leichter zugänglich machten, ließen mich auch die Gefahr, die ich jetzt lief, nicht bemerken. Er weinte und betete mit mir, ſein ganzes Leben lag zu meinen Füßen; ich wurde geliebt, wie je ein Weib geliebt worden; aber dieſes Glück, dieſen Traum von Liebe und Seligkeit, — der Himmel hatte ſeine Dauer bemeſſen. Die Seele des Dichters iſt ein lodernder Herd, deſſen Flamme ſich auf fremdem Boden nicht lange nähren kann; wehe dem Weibe, das eine ſolche Liebe einflößt, — je glücklicher es war, deſto mehr wird es dann leiden.

Die Zeit der Trauer war um, ich öffnete mein Haus Freunden und Künſtlern wieder, die ich früher empfangen, und empfing jetzt auch die Freunde des Mannes, den ich liebte: das war ein Fehler, denn ich war allein, und ohne verläßliche Stütze, und wußte den überſpannten Zuſtand meiner Seele wenig zu verbergen. So befand ich mich, leichtgläubig und zutraulich auf Gutes bauend, und nichts von Böſem ahnend, damals von den ſogenannten berühmten Männern unſerer Tage umgeben. Nur zu ſpät gewahrte ich es, daß hier, unter erheuchelten Außenſeiten von Ehre, Genie, und Rechtlichkeit, nur ſchwache oder verderbte Seelen ſteckten: und bald mußte ich zwiſchen meiner eigenen Achtung und dem Rufe entſcheiden. Ich verſtand die Kunſt nicht, Verbindungen, die ich aufgeben zu müſſen glaubte, leiſe loszuknüpfen, und indem ich ſie offen brach, machte ich mir meine früheren Freunde bald zu Feinden. Einer unter ihnen — Herr von Nangel vernichtete mein Leben, indem er unſere Seelen trennte, — ich habe Ihnen das ſchon früher geſagt. Doch der Unwürdige blieb dabei allein nicht ſtehen; er wandte ſeine ſatiriſchen Waffen noch ſchärfer gegen ein armes wehrloſes Weſen und entzog mir ſogar die Achtung desjenigen, deſſen Liebe er mir geraubt hatte.

Doch ich beſaß eine Tochter, und verſuchte es auch dieſen namenloſen Schmerz zu bekämpfen. Ich lebte für mein Kind, für einige aufrichtige Herzen, die mich nie verkannt hatten, und nahm meine Kunſt wieder hervor. Ich war im Glücke eingeſchlafen, und mein Erwachen mitten im praktiſchen Leben und in Sorgen war ein grauſames. Ich war ganz verwaiſt; einiges Erſparte war bald erſchöpft, ich hatte nur wenig Beſchäftigung, denn meine Feinde verläumdeten mein Talent. O damals empfand ich das Schreckliche meiner Lage in ſeinem ganzen Umfange! — Ich hatte eine Tante —“

Sie hielt inne, ihre Stimme zitterte.

„Eine ſehr reiche Tante; ich verſuchte es, ſie um Beiſtand anzuflehen, nicht für mich, ſondern für meine Tochter — ich erhielt aber nur kurze, trokene Briefe von ihr. Arbeit, Unruhe und Schmerz griffen endlich meine Geſundheit an, und vollends, als ich erfuhr, daß meine reinſten Handlungen verläumdet worden waren und mehrere Cirkel beſchäftigten, die mich ſo die falſche Freundſchaft bezahlen ließen, die ſie mir vormals bewieſen. Ach Ernſt! wehe dem Weibe, mit dem ſich die Geſellſchaft beſchäftigt, es geſchieht nie im Guten. Welche Thränen, welche ſchlafloſe Nächte kamen nicht über mich, was habe ich nicht gelitten, bis ich zu der Ueberzeugung kam: daß es nicht genug iſt, ein reines ehrliches Herz in die Welt mitzubringen, wenn man nicht zugleich verſteht, alle Gefuhle und Eindrücke wohl zu verbergen. Und doch mußte ich immer arbeiten und empfangen wer zu mir kam. Die Porträts, die ich malte, trugen meinen Namen in die Provinzen, und mit ihm zugleich die Verläumdung, die überall ein bereitwilliges Echo findet. Da faßte ich den Entſchluß, wenigſtens meine Tochter vor einer ſolchen jammervollen Zukunft zu bewahren, und ich entſchied mich für dieſe lange beſchwerliche Reiſe, um meine Tante zu überraſchen. Es mußte ſchnell und heimlich geſchehen, um der Bosheit Zeit und Gelegenheit abzuſchneiden, mir ihr Gift vorauszuſenden. Ich vertraute einer Freundin von meinem Alter, meine Wünſche: ſie nahm einen Paß auf ihren Namen, übergab mir ihn, und ich reiſ'te nach Straßburg.

„Und es gelang Ihnen, nicht wahr?" unterbrach ſie Ernſt mit feuchten Blicken.

„Meine Tante war nicht mehr in Straßburg," ſtammelte Pauline.

„Nicht mehr in Straßburg," wiederholte Ernſt, „und wo war ſie denn?"

„In Colmar," fuhr Pauline fort, mühſam ihre Stimme erhebend, „wohin ſie ſich begeben hatte, um ſich zu vermählen."

„Himmel, Sie ſind Frau von Tourville!" rief Ernſt von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, der ihm zugleich kalt durch die Seele fuhr.

„Ja, ich bin Frau von Tourville," erwiederte ſie, vergebliche Verſuche machend, ihre Bewegung zu unterdrücken, „aber nicht die Frau von Tourville ſo wie ſie meine Tante, wie ſie Herr von Rangel Ihnen geſchildert; nein mein Herr, dem Himmel ſei Dank, ich kann in mein Herz hinab ſteigen ohne zu erröthen. Ich war vielleicht unklug, weil ich zu wenig Mißtrauen hegte: aber ſchuldig war ich nie. Jetzt,“ fügte ſie hinzu, indem ſie plötzlich ihre zuſammengehaltene Kraft verlor, welche ihr bisher Blick und Stimme belebt hatte, „jetzt wiſſen Sie meinen Namen, mein Alter, meine Geburt und meine ganze ſchmerzliche Vergangenheit.“

9.

Ernſt ſchritt während dieſer Worte unruhig im Zimmer auf und ab, in ſeinem Innern herrſchte eine wunderbare Bewegung —, bald ſtand er verwirrt ſtill, bald trat ihm eine Thräne in's Auge. Endlich blieb er Paulinen gegenüber ſtehen, blickte ihr feſt in's Auge und fragte ſie:

„Lieben Sie mich?“

Sie bedeckte ihr verweintes Angeſicht mit beiden Händen und antwortete nicht.

„Blut wäſcht alles ab,“ fügte er mit düſterer Stimme hinzu, „und Sie ſollen gerächt werden.“

„O ſprechen Sie nicht ſo Ernſt!“ rief ſie, den flehenden Blick auf ihn gerichtet.

„Wohlan, lieben Sie mich ſo, um mit mir freiwillige Verbannung und Verborgenheit zu theilen, wenn auch nicht auf immer, doch für einige Jahre? Alles vergißt ſich in Paris; und wenn Sie an meiner Hand zurückkehren, wird mein Name den Ihren decken und ihm Achtung verſchaffen. — Wir wollen von nun an reiſen.“

„Nein Ernſt, nie werde ich annehmen, was jetzt nur das Mitleid Ihrem Herzen vorſchreibt; ich darf mein welkes Leben nicht an Ihr friſches, jugendliches knüpfen; vor Ihnen ſteht das Glück und eine lachende Zukunft, mein Theil ſind Thränen und Grab. Meine Tochter will ich Ihrem Schutze empfehlen, vielleicht erhält ihre Mutter von Ihrer Freundin, was ich von der Tante nicht erbitten konnte.“

„Hoffen Sie nichts von mir, wenn ich Sie verlieren ſoll:“ fiel Ernſt raſch ein, „ſagte ich Ihnen nicht ſchon, daß ich Ihnen überall hin folgen werde?“

„Sie haben eine Mutter, vergeſſen Sie ihrer nicht.“

„Ja, ich habe eine Mutter,“ entgegnete er bitter; „aber eine Mutter, die mich mehr in Furcht als in Liebe zu ſich erzogen hat. Nur das eine Wort: lieben Sie mich?“

„Weiß ich es denn ſelbſt?“ liſpelte ſie ſchüchtern und verbarg ihr Haupt an ſeiner Bruſt.

„Ja, du liebſt mich,“ rief er entzückt aus, „und für immer ſoll meine Liebe dein ſein: die

Liebe hat uns auf ewig verbunden! Mein biſt du, dein Unglück, deine Leiden ſind mein; mir kommt es zu, dir dafür mein Glück und meine Liebe zu bieten. Auf mich ſollſt du dich ſtützen, ich will dich ſchützen: du ſollſt nicht mehr über Verläumdung erröthen dürfen; denn wehe dem, in deſſen Blick ſich nicht Achtung für dich ſpiegelt. Du wirſt leben, um zu lieben und geliebt zu werden, deine Tochter wird die meine, und du wirſt glücklich ſein und wirſt für ſie und für mich leben wollen.“

„O Ernſt, Ernſt iſt das ein Traum?“ Pauline zitterte, lachte und weinte.

„Nein, es iſt kein Traum Geliebte, mein Leben wird deinem Glücke geweiht ſein. Von allen Weſen, die du geliebt haſt, werde ich nur Einen haſſen — nenne mir ihn nie. Ich bin so eiferſüchtig auf die Vergangenheit, als ich es auf die Zukunft ſein würde.“

„Aber Ihre Mutter?“ lispelte ſie, ſich aus ſeinen Armen loswindend.

„Meine Mutter? ſie wird mir jetzt zürnen, dann wird ſie verzeihen, denn ſie wird dich kennen lernen und dich lieben.“

„Und die Welt?“ fügte ſie leiſer hinzu.

„Die Welt! ich war ein Thor, daß ich ſie fliehen wollte! was thut uns die Welt? was brauchen wir ſie denn? — Und überhaupt, hat ſie denn je eine feſte Meinung, ſie, die ihre Meinungen nie auf Wahres gründet? — Sie wird dich glücklich und unter meinem Schutze ſehen, und wird dir von Neuem Weihrauch ſtreuen. O wie werde ich mir darin gefallen, ſtolz auf dich und verächtlich gegen ſie zu ſein! Nein, wir wollen nicht fliehen, dies hieße eine Schuld geſtehen, die nicht auf uns laſtet, dieß hieße erklären, daß ich über mein Glück erröthe. Morgen reiſen wir nach Paris ab.“

„Mein Gott!“ wiederholte Pauline, mit aller Unruhe der Freude um ſich blickend, „nach Paris zurückkehren, — und dort wird vielleicht mein Erwachen aus dieſem Traume ſein! — Ach Straßburg, dieſes Zimmer und noch meine Tochter hier, — das wäre eine ganze Welt für mich!“

10.

Jetzt läutete Ernſt; im Glücke fiel es ihm ein, daß er ſeit geſtern Abend keine Nahrung zu ſich genommen; ein Gleiches war bei Paulinen der Fall.

Ein Frühſtück wurde aufgetragen, und ſie nahmen an einem kleinen Tiſche einander gegenüber Platz.

„Auf heute," begann Ernſt lächelnd, „hatte meine Mutter das Hochzeitmahl angeordnet; eine ſchöne Tafel, wobei Maire, Unterpräfect und Gott weiß wer alles nach Unterzeichnung des Contraktes beiwohnen ſollten. Nun ich denke, Madame Raynal wird nicht in der Laune geweſen ſein, die Honneurs dieſer Tafel zu machen, und die Herren werden wohl Contre-Ordre bekommen haben. Es iſt Ein Uhr, und ſtatt in Colmar bei einem Weibe zu ſein, das mein Leben vergiftet hätte, bin ich in Straßburg glücklich, liebe und bin geliebt, und unſer kleines Hochzeitmahl hat keine anderen Zeugen als Gott, der uns ſchützt, und deine Mutter, die uns ſegnet.“

„Meine Mutter!“ wiederholte Pauline, und ſanfte Thränen floſſen über ihre Wangen, „meine Mutter, o wie ſehr hätte ſie Sie geliebt!“

Aber erſchreckt zog ſie die Hand, die ſie Ernſt reichte, plötzlich wieder zurück; denn eine ſchneidende, gebieteriſche Stimme ließ ſich jetzt von der Treppe her vernehmen, die Paulinen's Blut erſtarren machte und das Lächeln von Ernſt's Lippen bannte.

Zu gleicher Zeit meldete ein Diener, eine Dame, die geſtern von Madame einen Beſuch erhalten, ſei hier, ihn zu erwiedern. Und Madame Raynal trat ein.

Wer beſchreibt die verſchiedenartigen Gefühle, die ſich jetzt auf den Zügen der drei Perſonen ausprägten, die theils verlegen, theils mit verhaltener Wuth daſtanden und ein kurzes Stillſchweigen beobachteten. Die rothen Wangen der Raynal, ihr ſtechender Blick, ihr wogender Buſen, der krampfhafte Zug ihrer Lippen als ſie Ernſt hier ſah, Alles verkündete einen Stur

Aber das edle ruhige Geſicht **Ernſt's** ſagte, daß er darauf gefaßt iſt und ſeine Ruhe behaupten werde, und ſein Blick weilte nur auf **Paulinen**, die ſich bebend auf die Stuhllehne ſtützte. Endlich begann ſie zitternd:

„Verzeihen Sie meine Verlegenheit Madame, ich hoffte nicht, daß Sie ſich die Mühe nehmen werden —"

„Man hat mir von Ihnen," begann Madame **Raynal** hochmüthig, „ein Bild entworfen, welches zwar mit dem, was ich hier ſehe, ſo wenig übereinſtimmt, daß mich mein Herz, das mich immer weiter zieht als es ſollte, und das Mitleid zu Ihnen führten."

„Madame braucht von Niemand Mitleid," entgegnete **Ernſt** ziemlich beißend, da ſich **Pauline** verlegen verneigt hatte.

„O ich begreife mein Herr," fuhr Madame **Raynal** ironiſch fort, „daß eine Frau unter Ihrem Schutze ein ganz anderes Gefühl einflößt."

„Sie ſind ſehr gütig Madame," erwiederte **Ernſt** mit zornzitternder Stimme, „aber darf ich wohl fragen, ob Sie vielleicht gekommen ſind, mich hier aufzuſuchen?“

„Nach dem, was zwiſchen uns vorgefallen, mein Herr, nach der Schmach, die ich durch Sie erlitten, können Sie wohl nicht vermuthen, daß eine Frau, die ſich ſelbſt achtet: — — nein mein Herr, ich kam, wie ich ſchon geſagt, zu erfahren, was eine Dame von mir wünſche, die geſtern von Paris angekommen, bei mir geweſen, mit großer Bewegung nach mir gefragt, und ihren Namen nicht hinterlaſſen hat. Hätte ich vermuthen können, daß ſich dieſe Dame unter Ihrem Schutze befindet mein Herr, ſo hätte es ſich von ſelbſt verſtanden, daß ſie von Niemanden Dienſte und am wenigſten die meinigen braucht. Ich wäre nicht gekommen, mich ſolchen Auftritten und einem neuen Affront auszuſetzen.“

Sie ſank auf das Kanape und Thränen der Wuth ſtürzten aus ihren Augen.

„Ach Madame, Gott, meine Tante!“ rief Pauline von ihrer Empfindung fortgeriſſen.

„Wie, ihre Tante? ſie hat mich ihre Tante genannt? Alſo haben mich meine Ahnungen nicht getäuſcht! Fort von mir, Elende, aus meinen Augen! beſudeln Sie meine Hand nicht durch Berührung der Ihren. Alſo Sie ſind Frau von Tourville! und um Ihren Ruf Lügen zu ſtrafen, finde ich Sie unter dem Schutze eines Mannes, der weder Ihr Bruder noch Ihr Gemal iſt; eines Mannes, der ſich nicht geſcheut hat, ein Weib zu verführen, ein anderes zu betrügen, und die heiligſten Bande des mütterlichen Gehorſams zu verhöhnen! — Aber jetzt erkläre ich mir alles was ſich begeben: ich merke warum dieſer Herr Sie ſo lebhaft vertheidigt hat, ich ſehe die Schlinge, die man meiner Argloſigkeit gelegt. Vereint wolltet Ihr mich ausplündern, und wenn ich ſein Weib geweſen wäre, hätte er Ihnen mein Vermögen hingeworfen, und Sie zu ſeiner Mätreſſe gemacht."

„Madame entfernen Sie ſich!" rief jetzt Ernſt, „oder ich vergeſſe daß Sie ein Weib und die Freundin meiner Mutter ſind."

„Nein, mein Herr, ich entferne mich nicht, ich bin nicht in Ihrer Wohnung; ſie heiße mich gehen, wenn ſie es wagt, ſie ſchaffe die Schweſter ihrer Mutter fort!"

„Aber haben Sie doch Mitleid, ſehen Sie denn nicht, daß Sie ſie tödten! Sind Sie nicht zufrieden damit, ſie und ihr Kind verlaſſen zu haben, und häufen noch Schimpf und Verachtung auf die Unglückliche. Sie iſt die Tochter Ihrer Schweſter, und warum ſoll ſie jetzt daran denken, da Sie Ihr ganzes Leben durch darauf vergeſſen haben! Entfernen Sie ſich, wiederhole ich nochmals, oder enthalten Sie ſich aller Beleidigungen, denn in wenig Tagen wird Frau von Tourville meine Gemalin.“

„Wie, höre ich recht? Sie werden ſie zu Ihrer Frau machen?“

„Ja Madame, mit Freude und Stolz.“

„Nicht möglich? ſo jung und ſo nichtswürdig. O über die Verderbtheit der Pariſer Sitten! Wohlan, Glück zu, aber mein Fluch und der Ihrer Mutter wird euch beide treffen.“

„Halten Sie ein! rief Pauline durch dieſes Schreckenswort zur Beſinnung gebracht, „halten Sie ein! Fluchen Sie mir, fluchen Sie dem Kinde Ihrer Schweſter nicht! Ich rufe den Himmel und meine Mutter zu Zeugen an, daß ich an allem unſchuldig bin.“

„Ich fluche Ihnen, Ihrem Kinde und Ihres Kindes Kindern!“ ſchrie Madame Raynal, indem ſie ſich wüthend erhob; „ich will Sie nicht kennen, Sie den Schandfleck unſerer Familie! Schmach und Unglück ſoll — —“

Sie vollendete nicht; Pauline war ohnmächtig geworden. Ernſt gerieth außer ſich, faßte die Wüthende kräftig beim Arme und führte ſie zur Thüre hinaus, die er dann von innen verſchloß. Nun eilte er ſchnell Paulinen zu Hilfe, die regungslos da lag, ließ ſie Geiſter riechen, nannte ſie hundertmal ſein liebes gutes Weib, und endlich gelang es ihm, ſie wieder ins Leben zurückzurufen. Ein Thränenſtrom folgte dieſer Ohnmacht; Ernſt beobachtete ein Schweigen, Paulinens Kopf ruhte an ſeiner Bruſt, und bald folgte Ruhe auf die ſchmerzliche Bewegung. Zwei Weſen die ſich lieben, ſtehen durch ihre innere Simpathie ſo ganz außerhalb aller Weltdinge, und genügen ſich ſo ſehr, daß ſelbſt Schmerzen und Unglücksfälle heftiger Art, die nicht ihre

Liebe treffen, von keiner langen Dauer ſein können.

So kehrte der Friede nach und nach in Paulinens Seele zurück, als ein Lärm auf der Treppe ſie von Neuem erbeben machte. Ernſt errieth ihre Gedanken, verließ das Zimmer und eilte nachzuſehen. Als er über den Corridor zur Treppe gekommen war, glaubte er erſtarren zu müſſen, ein ſo ſchreckliches Schauſpiel bot ſich ſeinen Augen dar.

An den unterſten Stufen des erſten Stockwerkes lag Madame Raynal vom Schlage getroffen todt dahingeſtreckt. Man war ihr ſchnell beigeſprungen, aber ſie blieb ohne alle Lebenszeichen. Ein Arzt, der gleich geholt worden war, wendete einen Aderlaß an — — aber erfolglos, es kam kein Blut mehr. Man brachte ſie in das nächſte Zimmer und verſuchte drei Stunden lang alle erdenklichen Mittel, aber vergeblich, ſie war todt; in demſelben Augenblick, als ſie der Schlag rührte, war im Innern zugleich eine Arterie geborſten.

11.

Madame Raynal war todt; dieſe Neuigkeit verbreitete ſich ſchnell in ganz Straßburg; aber die Verſtorbene hatte keine Freunde, denn man muß lieben, um geliebt zu werden. Sie war reich, und darum ſuchte man ſie — und ihrem ſelbſtſüchtigen Gemüthe genügte dieſe Art von Schmeichelei. Aber die zahlreichen Freunde ihres Vermögens zollten ihrer Perſon keine Thräne, kein Bedauern.

Pauline und Ernſt waren faſt die Einzigen, die dem reichgeſchmückten Sarge folgten, dem ſich keine freiwillige Schaar von betenden und ſegnenden Nothleidenden, die von ihr getröſtet worden, anſchloß.

Unter den Papieren der Verblichenen fand ſich kein Dokument als der Heiratcontrakt mit Ernſt und die dießfällige Schenkung ihres Vermögens. Contrakt und Schenkung waren jetzt nichtig, da die Heirat nicht ſtattgefunden, und Frau von Tourville machte ihre Rechte als nächſte und einzige Erbin geltend; dieſe wurden anerkannt, und ſie hatte die unausſprechliche Freude, den Mann, den ſie liebte, und der weder von ihrer Armuth, noch von den Läſterungen der Verläumdung zurückgewichen war, jetzt bereichern zu können.

Sie waren jetzt einen Monat hindurch in Straßburg, denn die Gerechtigkeit iſt ſelbſt in ihren einfachſten Verrichtungen langſam. Leicht erhielt Ernſt die Einwilligung ſeiner Mutter: denn dieſer lag im Grunde wenig daran, ob das große Vermögen durch Madame Raynal oder durch Frau von Tourville an ihre Familie kam. Ernſt bewog ſie, auf Paulinen's Zureden, Colmar zu verlaſſen und in Straßburg zu wohnen, wo ihr das Haus, welches ehedem Madame Raynal inne hatte, mit allem Zubehör zur Verfügung geſtellt wurde.

Allein ſelbſt die gutmüthige Pauline fühlte ſich bei näherer Berührung mit dieſer Frau unheimlich; ihre Aehnlichkeit mit Madame Raynal, deren langjährige Freundin ſie durch gleiche Selbſtſucht und gleiche Schwächen war, und die ſie jetzt im Grabe mit ſchadenfrohem Eigennuß perſiflirte, ihr ganzes Weſen und Benehmen war von der Art, daß Pauline ſagen mußte: armer Ernſt, ich verſtehe und beklage dich! ja, wir wollen nach Paris zurückkehren. Unſer Glück, ſo vollkommen es auch iſt, würde ſich hier nur trüben. O warum iſt deine Mutter dir ſo wenig ähnlich!

Als der Tag der Abreiſe feſtgeſetzt war und Pauline der Stadt ihr letztes Lebewohl ſagen wollte, wo ein neues Leben für ſie begonnen hatte, führte ſie Ernſt in die Cathedrale, und ſie beteten lange unter den herrlichen, wunderbaren Bogen, die kühn und erhaben emporſteigen, als ob die Engel ſelbſt daran mitgebaut hätten.

Tags darauf, an demſelben heiligen Orte, gab Ernſt Paulinen ſeine Hand und ſeinen Namen.

12.

Beide verließen Straßburg und das „rothe Haus“ mit jenem Gefühle des Bedauerns und der Dankbarkeit, das man immer für Orte hat, wo man glücklich war; ihnen kam es vor, als ließen ſie jetzt einen Theil ihres Glückes hinter ſich zurück. Und als ſie ſich endlich aus dem Wagen neigten und den Rieſenmünſter kaum mehr erblicken konnten, füllten ſich ihre Augen mit Thränen. — Jetzt war das Ziel ihres Reiſe Paris, und obwohl Paulinen's Herz froh erbebte bei dem Gedanken, ihre Tochter wiederzuſehen und reich, beſchützt und geachtet wieder in der Welt zu erſcheinen, ſo miſchte ſich doch ein gewiſſes Bangen und Zagen, das vom Glücke nicht ganz geheilt werden konnte, in ihre Hoffnungen. Ernſt aber fürchtete in's geheim doch die Meinung der Welt und nahm ſich vor, alles zu vermeiden, was ſeine Frau zu unverhofft erſcheinen machen könnte.

So lebten ſie jetzt ſeit fünf Wochen in vollkommener Zurückgezogenheit zu Paris. Fern von allen Neidern, das Glück bei ſich beherbergend, und in immer wachſender Liebe für einander. Der Winter hatte mit ſeinen langen Abenden und kalten Nächten auch Bälle und Concerte herbeigeführt; aber Pauline ging nie aus, und das Geräuſch der Wagen machte ſie oft in Ernſt's Armen erbeben.

„Vermiſſeſt du dieſe Feſte?“ fragte er ſie eines Abends.

„O nein, was ſollte ich dort?“ und ſie barg ihren Kopf an ſeiner Bruſt.

„Pauline, du weinſt, was fehlt dir? o mein Gott, du biſt nicht mehr glücklich!“

Sie erhob ihr Haupt, troknete ihre Thränen, und indem ſie die Hand ihres Gemals an das Herz drückte, ſprach ſie:

„O Ernſt, wenn du ein junges Mädchen geheiratet hätteſt von einem Rufe, rein und friſch wie der Hauch eines Engels, ein blühendes, reizendes Mädchen, um das man dich beneiden müßte, du hätteſt ſie in die Welt führen, deinen Stolz in ſie ſetzen und dein Glück doppelt fühlen können; denn der Ausruf der Bewunderung und des Neides wäre dir gefolgt: — o glaube mir, das Glück, um das man beneidet wird, hat doppelten Reiz! — Doch mit mir mußt du dich vergraben, die Welt fliehen, die alle Anſprüche an dich hat; du mußt dich mit mir verſtecken, um höhniſchen Blicken und Worten auszuweichen. O mein armer Ernſt, bald wirſt du fühlen, wenn du es nicht jetzt ſchon fühlſt, daß es beſſer für dein Glück geweſen wäre, wenn du mir nie im Leben begegnet wäreſt und mich nie geliebt hätteſt!“

Ernſt hatte ſeine Frau mit aufmerkſamem Schweigen angehört: jetzt ſtand er auf, läutete und befahl, daß ein Wagen geholt werde. Es war zum Erſtenmale, daß ein ſolcher Befehl des Abends gegeben wurde, und der Bediente ſtand ungewiß da, ob er auch recht verſtanden habe.

Ernſt wiederholte ſeine Worte und Pauline wendete ſich ab, um eine Thräne zu troknen.

„Ich wünſche in die Oper zu fahren,“ ſprach Ernſt zärtlich zu ihr geneigt, „aber nur in deiner Geſellſchaft: du wirſt es mir doch nicht abſchlagen?“

Statt aller Antwort ſank Pauline in ſeine Arme.

Und ſie fuhren fort.

Einige große Operngucker richteten ſich anfänglich nach der Loge, in welcher die Beiden ſaßen. Man erkannte ſie, man liſpelte ſich Bemerkungen und mancherlei Vermuthungen zu, — endlich dachte man nicht mehr an ihre Gegenwart.

Aber dieſer erſte improviſirte und faſt verborgen gethane Schritt zur Oeffentlichkeit genügte Ernſt's zartfühlender Seele nicht. Er fühlte nur zu wohl, was ſeine Frau heimlich litt, und beſchloß alles zu thun, nur um ihr den Glauben zu nehmen, daß er über ſie erröthen könne. Er beſuchte von nun an mehrere ſeiner Freunde, erſchien in der Welt, machte ſeine Heirat bekannt, öffnete ſein Haus und nahm für ſich und ſeine Frau die Einladungen an, die ihnen zukamen.

Anfänglich ſprach man über das, was man eine verfehlte Wahl nannte; dann verſicherte man, daß er eigentlich ſehr gut gethan und daß die Beiden mit einander recht glücklich ſein werden, und endlich ſchlich ſich auch dieſe Heirat, mit

Lob und Tadel verbrämt, wie alle anderen in die Welt ein und Niemand hatte darüber mehr etwas zu erinnern.

Ernſt, glücklich und ſtolz auf ſeine gute liebenswürdige Frau, ſcheute weder das Ohrengeflüſter, noch die Pfeile des Salons, die größtentheils mehr auf den Unſchuldigen als auf den wahrhaft Schuldigen gerichtet ſind, aber ſich meiſtens bald wieder auf einen anderen Gegenſtand lenken. Zwiſchen ſeiner geliebten Gemalin und der Schlechtigkeit der Welt wußte er durch edlen männlichen Sinn bald eine unüberſteigliche Schranke aufzuführen; und die Aufmerkſamkeit, die er ihr ohne Unterlaß und überall bezeigte, flößte Allen, die ſie empfingen oder von denen ſie empfangen wurden, ein Gefühl der Achtung ein, das auf rechtmäßige Weiſe begründet, in der Folge ſelten vergeſſen wird. —

Ernſt hat ein Landhaus gekauft, das er in dankbarer Erinnerung an ſeine Reiſe das „rothe Haus" nennt, und wo er in heiterer Ruhe und ſtillem Glück ſein Leben im Kreiſe ſeiner Familie und ausgewählter Freude zubringt. Pauline iſt die zärtlichſte Gattin und Mutter und füllt ihre Stelle in der geſelligen Welt auf die ehrenvollſte Weiſe aus. Die Reiſe nach Straßburg aber bleibt immer eine der freundlichſten Erinnerungen für das glückliche Paar.

Inhalt.

Seite

Der Connetable 1

Ein Betrug 59

Der weibliche Student 75

Die Verlobten 103

Das rothe Haus 129

1906. 10225.

Herz und Ehre.

Novellen und Schilderungen

von

C. Dräxler-Manfred.

Zweites Bändchen.

Frankfurt am Main, 1839.
Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

LEIH-BIBLIOTHEK
in
Düsseldorf
C. H. BEYER & CP.

Der Kamee.

Silhouette.

Was Lieb' und Luſt und Minne,
Laß ab, du ſüße Geſtalt!
Das Ungewitter ziehet
Herauf mit Sturmgewalt.

Chamiſſo.

Es war ein Garçons-Souper; Champagner- und Rheinweingläſer ſtanden gefüllt und halbgeleert herum; das Confect lag zerbrochen oder unberührt auf den weggeſchobenen Deſſerttellern, deren Plätze die Ellenbogen eingenommen; die Lichter brannten ſchon ziemlich tief herab, hie und da ſtieg der Rauch einer Cigarre empor.

,,Erzähle! erzähle!'' rief es von allen Seiten, ,,wir wollen Dir zuhören, ſei es auch was immer.''

,,Meinetwegen!'' begann Der, dem dieſe Zurufe galten: ,,ich kann's gewähren, wenn Ihr nichts Vernünftigeres wißt. Bei vollen Gläſern, Zuckerwerk und Cigarren läßt ſich ſo etwas immerhin anhören. Darum ſchenkt friſch ein, damit Ihr im Weine Entſchädigung findet, wenn Euch die Geſchichte zu troken oder zu traurig vorkömmt.

,,Ihr habt ſie ehedem alle gekannt, und manch Einer von Euch war verliebt in ſie: ich meine die kleine Anna mit der feinen Taille, mit dem ſchönen ſchwarzen Haar und den tiefdunklen Augen, die ſo ſchelmiſch und unbefangen in die Welt hineinſahen, und mit den friſchen roſenrothen Wangen. Aber bei allen dem war ſie unzufrieden, und war ſich nicht ſchön genug. Sie wäre gern größer geweſen, und hätte ihre Grazie gern mit einem majeſtätiſchen Wuchſe vertauſcht; und dann quälte ſie auch ihr Name, dieſer glatte, einfache Name, den die Männerwelt nie ohne das Mitwort: „ſchön“ ausſprach, und unter welchem man ſie anbetete; ſie wußte nicht, daß es für ein ſchönes Weib gleichgiltig iſt, ob ſie Martha oder Semiramis heißt. — Im übrigen aber war ſie heiter und ſorglos, und der Ball ließ ſie vollends auch ihren kleinen Gram vergeſſen; der Ball hat mächtigen Troſt in ſich, denn der Tanz iſt die Philoſophie der Frauen.

„Ihr Vater war ein alter Profeſſor, den das Latein entkräftet, der über dem Griechiſchen Falten bekommen hatte, und unter dem Joche der Wiſſenſchaft grau geworden war. Er war ein braver, würdiger Mann, der ſeine Bücher und ſeine Tochter liebte, ſeine Zeit in die Pflicht des

Lehrers und die Gefälligkeit des Vaters theilte, der des Morgens ſeine Claſſe hielt, und des Abends ſeine Tochter auf den Ball führte, und ſo vor ſeinem Herzen wie vor dem Gymnaſialdirektor vorwurfsfrei war.

„Des Abends wenn die Lampe ſeine lieben alten Bücher beleuchtete, die koſtbaren Folianten mit dem breiten weißen Rande, der ſeiner Noten harrte, da durfte das Töchterchen nur einen Wunſch äußern, und die Lampe wurde ausgeblaſen, die Bücher mit Merkzeichen verſehen und der Weg zum Ballſaal eingeſchlagen. — Auf dem Balle habt Ihr ſie Alle geſehen in dem einfachen Gazekleide, das den ganzen Carneval aushalten mußte; denn dieſer ärmliche Putz war alles, was der arme ehrliche Alte dem geliebten Kinde einmal im Jahre zu geben vermochte. Dieſes Kleid war nun ihr einziger Staat, und ihre ganze Eitelkeit beſtand darin: ein Paarmal die Gürtelſchleifen zu wechſeln, und bald mit einer blauen, bald mit einer rothen oder grünen zu erſcheinen. Das war ihr Luxus, und der koſtete nicht viel, denn ſie brauchte ja ſo wenig Band für eine ſolche Gürtelſchleife. Und erinnert Ihr Euch noch, wie leicht, lebendig und froh ſie auf den Bällen herumflog, wie ein Schmetterling mit weißen Gazeflügeln, nur ganz Hingebung für den Tanz, nur glücklich wenn ſie der Wirbel des Reigens fortriß. Der Alte ſah ihr zu, und ein mildes Vaterlächeln dämmerte über ſeine ernſten Züge; und da hier doch Niemand war, mit dem er über Wiſſenſchaft hätte ſprechen können, ſo ging er ſtill bei Seite, und begann in einer Ecke vom Gerundium zu träumen. Sie umgab rings nur Bewunderung, denn der Eindruck ihrer Reize und ihres ganzen Schönheit athmenden Weſens war bezaubernd. Doch ſie achtete darauf nicht; was ſollte ihr die Liebe, die ſie nicht kannte? und was war ein Mann ihr mehr als ein Tänzer? Da waren unſere Aufmerkſamkeit, Zärtlichkeit und unſere Bitten vergeblich; vergeblich betrachteten wir ſie mit ſchmachtenden Augen und ſagten ihr ſüße innige Worte des Herzens, — ſie hatte an den Takt der Muſik zu hören.

„O ſie war damals glücklich, aber ich war es nicht, meine Freunde, denn ich liebte ſie, liebte ſie ſo, wie ich nie lieben zu können glaubte. Meine italieniſche Reiſe erſt enthüllte mir den ganzen Umfang dieſer unbeſiegbaren Leidenſchaft: denn die Abweſenheit wird zur ſicherſten Feuerprobe der Gefühle. Ich ſah keinen Pallaſt in Venedig, kein Gemälde in Rom, in Neapel weder Theater, noch Veſuv, noch Lazzaroni, ohne überall auch ſie zu erblicken; ich dachte, träumte, ſprach nur von ihr, und ſchrieb ihr Briefe, die ich nie abſchickte. Mein einziger Troſt war der, daß ich von dieſer Erbſchaftreiſe reich zurückkehren und dann im Stande ſein würde, ihr meine Hand und alle Freuden zu bieten, welche ſie bisher entbehren müſſen.

„Endlich befand ich mich ſeit einer Woche wieder in Wien, aber ich ſuchte ſie vergebens, Niemand wußte mir Auskunft über ſie zu geben. Doch der Zufall ließ ſie mich wieder finden; ich erblickte ſie mit Staunen in einer Loge des Operntheaters, und wollte kaum meinen Augen trauen. Aber es war ihr ſchöner Kopf, ihr reizendes Profil, das ſich von Licht übergoſſen manchmal herüber wandte und mir weiter keinen Zweifel übrig ließ. Ihre Hand hielt ein geſticktes Tuch, und einen kleinen friſchen Blumenſtrauß; vor ihr lag ein koſtbarer Operngucker. Da hörte ich nicht mehr die ſchönen klangreichen Kehlen der Italiener, nicht die ſüße ſchmeichelnde Muſik Bellini's und das ſtürmiſche Applaudiren: ich ſah nur immer ſie; und dieſer Kopf und Nacken und dieſe Züge waren mein Schauſpiel, und ihr Bewegen und ihr Flüſtern waren meine Muſik. Es drängte mich unwiderſtehlich in ihre Nähe, und der Zufall, daß eben die Nachbarloge einem meiner Freunde gehörte, ließ mich auch dieſes Glückes theilhaft werden. Ich eilte hinauf, und kaum ſaß ich da dicht an ihrer Seite, ſo blickte ſie nach mir herüber. Die ſchönen Züge hatten ſich während meiner Abweſenheit nur noch verſchönert, aber auf ihrer Miene, ehedem ſo heiter, frei und lebhaft, lag jetzt ein ernſter, gemeſſener Ausdruck, und das war eine bedeutende Veränderung.

„Aber nicht dieſer veränderte Charakter der Phiſiognomie war es, der mich ſo ſehr in Erſtaunen ſetzte: ſondern vielmehr ihre Einfaſſung mit Edelſteinen und dem ſeltenſten Putze. In den

Haaren trug ſie Perlen, am Halſe und in den Ohren koſtbaren Opalſchmuck, und auf der Stirne eine breite Goldbinde, in deren Mitte ein großer Kamee gefaßt war. Mit ſtaunendem und erſchreckten Auge blickte ich nach ihr hin. Ihre ganze Toilette war prachtvoll; das ſchwere Atlaskleid mit breiten Spitzen beladen; die Arme mit reichen Bracelets geſchmückt, und an die Stelle ihres einfachen Bandgürtels von ehedem war jetzt eine goldene Schnalle mit Brillanten getreten. Von ihr glitt mein Blick jetzt begierig auf den Mann hinüber, der etwas tiefer im Fond der Loge ſaß, und den ich von unten gar nicht bemerkt hatte. Schon dachte ich an Gemal oder Bräutigam, als er ſein Geſicht wandte und ich ihn mit überraſchtem Erſtaunen erkannte.

„Es war der als ſehr galant und reich bekannte Graf **, jung und verheiratet; aber in jener diskreten Art unſerer Nobleſſe und Zeit, welche dem Manne einen beliebigen Mätreſſenwechſel zugeſteht, während ſich die Frau nach Gelegenheit und eigenem Geſchmacke revanchirt. Dieſe noble Toleranz geht nicht ſelten ſo weit, daß in einer Loge der Herr Gemal mit ſeiner bekannten Geliebten ſitzt, während ſich in der nächſten Madame von ihrem erklärten Anbeter den Hof machen läßt. Ich erſtickte vor geheimer Wuth; glücklicherweiſe endete die Vorſtellung eben, und ich konnte die Loge meines Freundes verlaſſen, um in eine Ecke nächſt der Treppe hingedrückt, ſie an mir vorüberſchreiten zu ſehen.

„Majeſtätiſch kam ſie endlich am Arme ihres Geliebten daher; ſie ſah ſchön und blendend aus, und rings um ſie erhob ſich ein ſchmeichelndes Gemurmel, ein Flüſtern der Bewunderung, welches den Frauen ſo werth iſt, daß ſie es der Liebe vorziehen können. Sie ging ſo nahe an mir vorüber, daß ihr Kleid mich berührte und der Spitzenärmel über meine Hand ſtreifte; ich athmete den Wohlgeruch ihrer Toilette und ſah all dieſen Schmuck und dieſe Reichthümer in der Nähe, und vor allen dieſen Kamee, einen bewunderungswürdigen Stein, der auf dunklem Grunde eine weiße Venus vorſtellte. — Unglückliche! dachte ich mit Bitterkeit, du trägſt das Zeichen deiner Schande auf der Stirne.

„Ich folgte ihr herab; ſie ſtieg in eine prächtige Equipage, der gräfliche Jäger ſprang rückwärts auf und der Wagen rollte dahin. Am Theaterthore war es, wo mich Louis meiner Träumerei entriß. Ich hatte ihn ſeit meiner Rückkehr nicht geſehen; er überſchüttete mich mit Fragen, ich that nur eine einzige an ihn, und die beantwortete er mir mit Folgendem:

„Anna, die niedliche Tochter des Profeſſors meinſt du? Das iſt eine ganz gewöhnliche Geſchichte, die Geſchichte vieler jungen Mädchen. Sie liebte die Vergnügungen und war arm. Der letzte Carneval dauerte ziemlich lange; ihr Gazekleid war früher zu Ende gegangen; die Gürtelbänder waren verſchoſſen, kurz es war ein Elend: denn der alte Vater konnte mit ſeiner Ueberſetzung des Florus nicht fertig werden, ihr Putz war abgetragen und ſein Beutel leer. Dann war auch ihr Herz reif geworden, ſie zählte achtzehn Jahre und begann nun die Worte zu verſtehen, die ehedem an ihrer ſorgloſen Unſchuid geſcheitert. Da kam dieſer Wüſtling und näherte ſich gewandt; er iſt hübſch, ſein Wort glatt und verführeriſch, ſein Vermögen reizend; das arme Kind war troſtlos darüber, daß es keinen neuen Ballanzug mehr haben ſollte, — und ſo fiel die Arme leicht in ſeine Netze. — Kurze Zeit nach dem Falle ſeiner Tochter, und vielleicht ohne ihn gewußt zu haben, ſtarb ihr Vater. Er hat über einer unerklärbaren Stelle des Petronius ſeinen Geiſt aufgegeben, und es bleibt ungewiß, ob ihn der Verdruß über ſeine Tochter oder die Schwierigkeit des lateiniſchen Textes ins Grab gebracht; auf jeden Fall hatte er es mit zwei Undankbaren zu thun. —“

„Soll ich Euch meine Verzweiflung, meine düſteren Pläne, meine Schlafloſigkeit malen? Wachend und träumend ſah ich immer nur Anna vor mir, die aus einem unſchuldigen Mädchen eine Buhlerin geworden; bald ſtand ſie ſtill und heiter vor mir, bald im vollen Glanze ihrer Schönheit und ihres Putzes, bald im weißen Kleide der ſchönen Vergangenheit: aber an ihrer Stirne prangte ſtets der fürchterliche Kamee, dieſe ſchmähliche Zierde, die ihren Fehltritt ſo treu und ſinnbildlich überſetzte. Unausſtehlich war mir dieſer Stein und in meinen Träumen zertrat ich ihn wüthend. Welcher Wahnſinn! jetzt iſt dieſes Kleinod mir das einzige, wehmüthig rührende Andenken einer unglücklichen Liebe und eines ſchmerzlichen Looſes, das ein früher ſo reines und ſchuldloſes Weſen getroffen.“

Bei dieſen Worten legte der Erzähler ein Medaillon auf den Tiſch, das jenen prachtvollen Kamee in ſich faßte.

„Ihr mögt es anſehen,“ fuhr er fort, „und auch den Blutfleck, der noch daran kenntlich iſt: ich will Euch ſagen, wie Anna's Blut an den Stein und der Stein an mich gekommen. O fürchterliche Erinnerung! Es war an einem Frühlingsmittage, als ich vom Graben in die Straße bog, in welcher Anna wohnte, und ein Gewoge von Menſchen vor ihrem Hauſe — — —“

Er war zu dieſen Worten gekommen, als er ſeine Freunde, übermannt von dem Segen des genoſſenen Weines, ſämmtlich eingeſchlafen ſah. Unwillig und trüb angeregt durch die traurige Erinnerung ſtand er auf und begab ſich ſchweigend nach Hauſe: und ſo oft er ſpäterhin noch mit ſeinen Freunden zuſammen kam, und um die

Vollendung ſeiner Geſchichte gebeten wurde — er ſchwieg.

In Wien aber erzählt man ſich noch zuweilen, daß ſich eine Mätreſſe des Grafen ** vor einigen Jahren in einem Anfall von Reue und Verzweiflung am hellen Mittage aus den Fenſtern ihres Hotels auf das Steinpflaſter herabgeſtürzt habe und todt geblieben ſei.

Pontveyre.

Hiſtoriſche Novelle.

Nichts hat uns die Räuberbrut gelaſſen,
Als im Herzen tödtlich bitt'res Haſſen:
Kommt, ihr Kinder, kommt, wir wollen ſterben.

Lenau.

I.

Das Schloß Montricher liegt am Fuße des Jura, welcher Frankreich von der Schweiz trennt, und war vor Alters eine feſte Burg, die, geſichert durch ihre Lage und Vertheidigungmittel, manchen Sturm auszuhalten im Stande war; jetzt iſt es nichts mehr, als eine breite Ruine, noch im vorigen Jahrhundert bewohnbar, deren Ueberreſte nunmehr abgetragen und zu Bauten verwendet werden, wodurch wohl Landſchaftsmaler und Liebhaber pittoresker Anſichten einen großen Verluſt erleiden. Die alte Burg Montricher auf der oberen Erhöhung des gleichnamigen Hügels, macht einen großartigen Eindruck; die alterthümlichen hellweißen Mauern, deren blendendes Colorit durch die ſchwarzen Tannen des Berges im Hintergrunde nur noch mehr gehoben wird, machen es in allen Gegenden des Umkreiſes weithin ſichtbar, und ſind ein Punkt, worauf das Auge unwillkührlich ausruhen muß. Als ich die Anhöhe betreten und rings die großen Trümmer überſehen hatte, da fühlte ich wohl Schmerz, wenn ich bedachte, daß auch dieſe letzten Ruinen gar zu bald verſchwinden ſollten, und nahm mir vor, mich mit einer der Sagen jener Gegenden zu beſchäftigen, die in einer geſchichtlich minder beleuchteten Periode der Schweiz vorgefallen, und ſich auf das Schloß Montricher bezieht.

Dieſes wurde vor Alters von einem burgundiſchen Ritter, Richer, erbaut, welchem und ſeiner eigenen Lage es den Namen verdankt. Seit jener Zeit wechſelte es ſeine Beſitzer, allein der Name hat ſich bis auf uns erhalten. Ohne Erben war Richer geſtorben; das Schloß ſammt ſeinen Gütern gelangte an verſchiedene Oberherrn, und wurde ſpäter von mehreren Ritter des Kantons Waadt angekauft, welche unter der Oberherrſchaft der Herzoge von Savoyen ſtanden.

Dieſe Herren, beſeelt von dem Geiſte der Ritterſchaft und der fortdauernden Kriege, welche damals jene Gegenden verwüſteten, müde des ewigen Müßiggangs und ihrer Abhängigkeit, faßten den tollkühnen Entſchluß, das Joch der Savo ſchen Regierung abzuſchütteln und die eigene Souverainität über den Kanton **Waadt** zu erlangen, weil eben dieſer alle ihre Beſitzungen einſchloß; allein zu ſchwach, um ſich gegen ihren Oberherrn offen aufzulehnen, wählten ſie einen Weg, der ihnen minder gefahrvoll und viel ſicherer dünkte.

Das blühende **Genf** erhob ſich unfern von ihnen, einen kleinen, fleißigen und betriebſamen Freiſtaat bildend, tüchtiger im Handel, als im Kriege. Schon lange war es der einzige Wunſch der Herzoge von Savoyen, dort herrſchen zu können; zu mehreren Malen hatten ſie Verſuche gemacht, allein immer ohne Erfolg. Die Waadter Ritter glaubten glücklicher zu ſein, und waren überzeugt, daß, wenn es ihnen gelänge, **Genf** unter ihre Botmäßigkeit zu bringen, der Herzog von Savoyen ihnen wohl gern jenen Strich Landes, welcher das Ziel ihrer Begierde war, abtreten, und ſie mit Geld und Hülfstruppen unterſtützen würde.

In einer Verſammlung auf dem Schloſſe **Montricher** ward einſtimmig der Entſchluß gefaßt, **Genf** anzugreifen. Folgendes erzählt eine alte Chronik über dieſen Gegenſtand:

„„Beſagte Ritter und Herren von Waadt ſaßen auf ihrem Schloſſe Montricher bei einem Gaſtmahle beiſammen, das theils aus dem Wilde ihrer Jagd, theils aus Milchſpeiſen beſtand, welche ſie mit zierlich aus Holz geſchnitzten Löffeln aßen. Da erhob ſich einer unter ihnen, Franz von Pontverre, Herr auf Terni, ein Savoyer, kühn und unerſchrocken im Kampfe, und erklärte, indem er die Hand, worin er den Löffel hielt, hoch empor ſtreckte, daß ſie auch in Kurzem mit den Genfern ſo bald fertig ſein wollten, wie mit dieſer Mahlzeit: welche Prahlerei alle mit Beifall aufnahmen, und ihre Löffel in die Luft ſchwingend, die Genfer zu vertreiben ſchworen. Eben dieſe Löffel wurden von nun an das Zeichen ihres Bündniſſes; jeder hing es an einer Kette um ſeinen Hals, und von jenem Augenblicke an nannten ſie ſich die Löffelritter; unter dieſem Namen übten ſie ihre Feindſeligkeiten gegen die kleine Republick und wurden ſo in der Geſchichte jener Zeiten bekannt““

Viel Unheil thürmten ſie über Genf zuſammen; bald plünderten und verheerten ſie die umli

Dörfer, welche jener Stadt die nöthigen Mittel lieferten, bald wütheten ſie in wiederholten Angriffen gegen dieſe ſelbſt. Von dem Schloſſe Montricher, welches ſie rings mit Waffen und Vertheidigungmitteln verſorgt hatten, zogen ſie bald in zahlreicheren, bald in geringeren Rotten aus, über die Rüſtung ein weißes Leinhemd, worauf der verhängnißvolle hölzerne Löffel hing, furchtbarer durch die tollkühne Wuth, die er in ihnen entflammte, und durch das ſchreckenvolle Ausſehen, das er den Feinden gab, als wenn er die ſchärfſte Waffe geweſen wäre.

„„Dieſer Schrecken hatte den höchſten Grad erreicht, (fährt jene Chronik fort) und der Löffel wurde den Genfern ſo verhaßt, daß es den Bürgern verboten ward, ſich deſſen bei den Mahlzeiten zu bedienen. So lange der Krieg dauerte, aß Niemand in Genf eine Suppe, ſondern man ſchränkte ſich allenthalben auf Hühner, Gänſe, Wild und Geflügel verſchiedener Art ein, welches man ohne Löffel verzehren konnte. Allein eben dieſe Nahrungmittel verſchafften ihnen mancherlei Unannehmlichkeiten mit ihren Verbündeten und Nachbarn von

Bern und Freyburg, welche ſie zu Hilfe gerufen, und die mit ſolcher Eßluſt über die Kapaunen, Rebhühner und Truthähne herfielen, daß die Genfer befürchten mußten, Hungers zu ſterben, und jene baten, zurückzukehren, indem ſie weniger von den Rittern des Löffels befürchteten als von dieſen, die ſo ritterlich mit der Gabel umzugehen wußten.‟ ‟

Indeſſen wurde der Krieg mit den Rittern fort geführt, eine rechtloſe Fehde, wovon die kleine Republik nie die veranlaſſende Urſache geweſen, und die nur noch grauſamer durch die Art wurde, auf die ſie zur Ausübung kam; denn die Löffelritter hatten geſchworen, keinen Genfer, der in ihre Macht fiele, zu ſchonen, noch Gefangene zu machen.

Die Genfer hingegen ergriffen das Wiedervergeltungrecht, und vertheidigten ihre Stadt überdies mit einem Muthe, der die Feinde oft zum Staunen und noch öfter zum Weichen brachte. Leider geſchah es nur, damit ſie um ſo mächtiger, furchtbarer und mit einer Raubgier zurückkehren [illegible] die aber den hohen Eifer der Belager nur noch verdoppelte. Zarte Frauen ſchloſſen ſich den Männern an, die Wälle zu vertheidigen, verließen die Kleider und Arbeiten ihres Geſchlechts, ſtanden ihren Gatten, Vätern, Brüdern und Mitbürgern in allen Anſtrengungen bei, und bewieſen, daß die Liebe zum Vaterlande eine jegliche Seele hoch über alle Schwachheit und Angſt hinaus zu heben vermöge.

Zu der Anzahl dieſer Heldinnen gehörte auch ein junges, kaum achtzehnjähriges Mädchen, Adrienne Amelin, die ſchon im zwölften Jahre ihre Mutter verloren hatte. Der Vater, ein biederer Bürger aus Genf, war mit ſeinen Handelsgeſchäften, worin ihm ein noch jüngerer Sohn als Adrienne zur Hand ging, zu ſehr überhäuft, als daß er ſich der Erziehung ſeiner Tochter hätte widmen können. Allein Adrienne war bereits durch die frühere Fürſorge ihrer Mutter, beſonders aber durch eigene glückliche Anlagen, ſo herangebildet, um ganz die Seligkeit Jener auszumachen, fur die ſie das Schickſal beſtimmte. Gut, einfach, fleißig, fromm, geiſtreich und kenntnißvoll in allem, was die Leitung des Hausweſens betrifft, ein zartes und fügſames Kind, eine liebende und gefühlvolle Schweſter, ganz von ihren Pflichten und dem edlen Stolze erfüllt, ihre Mutter erſetzen zu wollen, gelang ihr dies ſo wohl, daß der ehrliche Herr Jakob Amelin, glücklich durch ſeine Kinder, über den Verluſt ſeiner Gattin ziemlich getröſtet war, und nichts ſehnlicher als nur die Fortdauer ſeines glücklichen Zuſtandes wünſchte. Aber wenn er nun mit einem gewiſſen väterlichen Stolze ſeine Adrienne täglich ſchöner werden ſah; wenn er ihre großen, tiefdunklen Augen, voll des ſüßeſten Feuers, ihre reich gelockten Haare um das wundermilde Antlitz oder um einen Hals, weiß wie Alpenſchnee, flatternd, ihren leichten edlen Wuchs im täglichen Fortblühen bewunderte, — da dachte wohl der Vater an den Augenblick, wo Andere auch ſo gut wie er ſehen, und ihm ſein Kleinod entführen würden. Allein davon träumte Adrienne kaum: all ihr Sehnen und Streben erſtreckte ſich nicht über den Kreis ihrer gegenwärtigen Lebenstage hinaus; beſchäftigt und eingeſchloſſen in dem Innern des Hauſes, wo durch ihre Sorge Ordnung und Glück blühten, ſuchte ſie kein anderes Vergnügen als die Ausübung ihrer Pflichten und die häusliche Ruhe; ſie dachte an keine ſüßeren und lebhafteren Gefühle als an die Ehrfurcht für ihren theuren Vater und an die Neigung für ihren geliebten Bruder, der ihr täuſchendes Ebenbild war.

8.

In ungetrübtem Glücke hatte dieſe Familie gelebt, bis die Löffelritter ihre Eingriffe in das Eigenthum der Stadt wagten. Amelin's Haus und Vorrathsgewölbe lagen nahe an dem Walle der Vorſtadt St. Victor, wo die Feinde ihre Angriffe meiſtens begannen, und ſo kam es, daß dieſe bald ein Raub der Verheerung und Plünderung wurden. Amelin wollte ſein Eigenthum und das Erbe ſeiner Kinder vertheidigen; er that es mit Entſchloſſenheit, allein er vermochte nicht das Leben ſeines Sohnes zu ſchützen, der an ſeiner Seite zuſammenſtürzte. Durch einen tödtlichen Streich verwundet, ſank der junge Karl in die Arme ſeines Vaters, noch mit ſchwacher Stimme andeutend: „Adrienne, — o daß ich dich noch einmal ſehen dürfte!“ — Amelin, von dem tiefſten Schmerze erſchüttert, vermag ſich kaum zu halten; aber mit einem Male fühlt er ſeine Kraft ſich verdoppeln, er hebt den ſterbenden Sohn vom Boden, drückt ihn an ſeine Bruſt, und wie auch rings die Wogen der Feinde wüthen, er findet kein Hinderniß, die geliebte Laſt in ſein Haus zu tragen; denn auch dem Feinde iſt der Vaterſchmerz verehrlich. Wie der ehrwürdige Greis in ſeinen zitternden Armen den theuren, zum Tode verwundeten Sohn trug, deſſen Geſichtszüge, trotz der Bläſſe und des Blutes, das daran klebte, ſo lieblich und jung ausſahen; wie ſich des Jünglings milde Wangen an den gefurchten ſchmerzgebeugten Vater lehnten, — es war ein ſo erſchütternder Anblick, daß ſelbſt die Feinde unwillkührlich von ihren Verfolgungen ablaſſen mußten. „Ein herrlicher Jüngling!“ ſprach Einer von ihnen, „hat brav gefochten und verdiente, mit dem Ehrenzeichen des Löffels geziert zu werden.“

„Wahrlich,“ antwortete der Anführer, Franz von Pontverre, „nicht ohne Mühe hab' ich ihn verwundet. Schade, daß er ein Genfer iſt, — ſo alt wie mein Sohn!“ warf er mit einem Anfluge von Gefühl hinzu. „Aber ich glaube nicht, daß ich ihn getödtet habe, er dürfte wohl noch aufkommen."

„Saubere Hoffnung," rief der wilde Allüſant, „ein Genfer mehr oder weniger, gilt Euch das nicht gleich? weiß doch nicht, was mich zurückhält, daß ich ihm den Reſt gebe." Pontveyre warf ihm einen furchtbaren Blick zu: „Man laſſe den unglücklichen Vater ungehindert durch!" ſchrie er mit Macht, und Alles wurde ſtill. Indeſſen gewann Amelin mit ſeiner theuren Schmerzenslaſt das Haus. Er trat in das Gemach, wo die arme Adrienne auf ihren Knieen vor dem Unendlichen hingegoſſen, für die zwei geliebten Weſen betete, deren Gefahren ſie ſo gern auf ſich geladen hätte. — „O, daß ich nicht mit ihnen bin, Gott gäbe vielleicht meinem ſchwachen Arme die Kraft, ſie zu vertheidigen; ich würde in ihrer Nähe weilen und den Todesſtreich auffangen, der Einem von ihnen beſtimmt geweſen. O, theurer Bruder, möge mich der Himmel bewahren, Dich überleben zu müſſen."

Eben hielt ſie mit ihrem Gebete ein, als ſie ihren Vater eintreten ſah mit der Laſt eines todten Körpers, und dieſer Leichnam — es war ihr geliebter Bruder Karl. Amelin legte ihn wehmüthig über das Bett ſeiner Tochter, warf ſich in ihre Arme und rief verzweifelnd: „Sie haben ihn erſchlagen, Tochter — ſie haben ihn getödtet, die Barbaren, die Ungeheuer, ſie haben mir meinen Sohn erſchlagen, deinen Bruder, die Stütze meines Alters, o warum haben ſie mich verſchont!“

„Für Eure Tochter!“ rief Adrienne, „vielleicht auch noch für Euren Karl! O, wenn in ſeinem Herzen noch ein Funken Lebens verborgen iſt, Gott wird mir helfen, ihn zu erwecken!“ Und mit dieſen Worten raffte ſie ſich aus des Vaters Armen, ſtürzte auf den Bruder hin, riß ſein Wams auf und erblickte die tiefe Bruſtwunde; ſie fühlte nach dem Herzen, legte ihre zitternde Hand darauf und glaubte einen leiſen Schlag zu bemerken, ſie berührte mit dem Munde die blaſſen Lippen und fühlte einen leiſen Athemzug. „Allmächtiger Gott! er lebt, er athmet, Vater! einen Arzt!“ Schnell wollte Amelin hinabeilen; aber Adrienne hatte einen Lärm unter den Fenſtern vernommen. „Nein Vater," rief ſie, „entfernt Euch nicht, — gedenkt Eurer Ermattung! Nein, bleibt hier in ſeiner Nähe, erhaltet den ſchwachen Lebensfunken, ich werde viel geſchwinder ſein, bleibt um Himmelswillen!"

In einem ſolchen Augenblicke dachte Adrienne an Alles; ſie ließ den Vater an dem Bette niederſitzen, gab ihm in die Rechte ein Tuch, genäßt mit Eſſig, womit er den Schwerverwundeten in's Leben zurückrufen ſollte, und legte ſeine Linke in die weite Wunde, den Ablauf des Blutes zu ſtillen; ſchneller als der Blitz, ſtürzte ſie über die Treppe und befand ſich auf der Straße, wo noch ein tobender Lärm herrſchte; allein die Genfer, an Kraft und Anzahl den Rittern weit überlegen, hatten dieſe diesmal glücklich zurückgedrängt. Unter ihnen erſah Adrienne einen Wundarzt, des Vaters alten Freund, — wortlos ergriff ſie ſeine Hand und zerrte ihn über die Treppe hinauf. Aber zu ſpät, — eben hatte der Arme ſeine Augen aufgeſchlagen, des Vaters und der Schweſter theure Namen gelallt, des Greiſes Segen empfangen — und war nicht mehr.

Wer je einen Vater am Sterbebette ſeines geliebten Kindes geſehen, kann ſich leicht Amelins Schmerz vorſtellen. Dumpf, in banger Verzweiflung und dem Wahnſinne nahe, ſchlich er wie ein Schatten durch das Haus, kein Wort kam über ſeine Lippen, keine Thräne perlte in dem glühenden Auge; aber mit flammender Schrift war die Begierde nach Rache darin zu leſen. Allein nach den erſten Momenten des Schmerzes war Adrienne ganz umgeſtaltet. Das ſanfte zarte Geſchöpf zeigte eine außerordentliche Standhaftigkeit und Selbſtverläugnung. Ihren eignen Gram niederkämpfend, war ſie nur mit dem Vater beſchäftigt und bemüht, ihm den Verluſt eines Weſens zu erſetzen, der ſie ſelbſt mit allem Jammer erfüllte. Eifrig beſorgte ſie das Hausweſen und ſtand ihrem Vater auch im Gewölbe zur Seite, wo ſie ganz wie Karl ſeine Rechnungen beſtellte. Eine einzige Bedingung machte ſie, worein Amelin auch gern willigte, und dieſe war, in dem Magazin immer in der Kleidung ihres Bruders erſcheinen zu dürfen. Kehrte ſie heim, ſo zog ſie ihre Gewänder an, und ſo fand der Greis in dieſer Metamorphoſe eine Art von Täuſchung, die ſeinem Schmerze ſchmeichelte, ohne der Furcht Raum zu geben, wie ihn eben dieſer Fall bald um ſein einziges Kleinod bringen ſollte.

3.

Die Verkleidung des Mädchens blieb ganz unbeachtet; in jenen ſtürmiſchen Zeiten dachte Jeder nur an ſeine perſönliche Sicherheit, und bekümmerte ſich wenig um das, was anderweitig vorging. Während der oftmaligen Angriffe der Löffelritter wurden viele Bürger das Opfer ihrer Wuth; zumal in jenem Handgemenge, das dem armen Jünglinge das Leben koſtete. Man hatte daher, außer ſeiner Familie, gar nicht Urſache, ſich über den Tod des jungen Amelin zu wundern, da ſo viele Genfer ſein Schickſal getheilt hatten. Leicht vergaß man alſo jenes Unfalles, und da man jetzt wieder einen Jüngling aus Amelin's Magazin kommen ſah, glaubten Einige, die den verwundeten Sohn Amelin's geſehen hatten, er ſei hergeſtellt; Andere wußten um den erſten Vorfall gar nicht, und ſo galt Adrienne, die ihrem Bruder überraſchend ähnlich ſah, allgemein für den Sohn des alten Amelin.

Indeſſen war ein Moment herangerückt, der ihre Ruhe auf's Neue ſtören ſollte. Die Ritter vom Löffel verhielten ſich ruhig, allein eben dieſes Stillverhalten war der Vorbote eines wüthenden Sturmes; erzürnt, daß ſie bei ihrem letzten Angriffe von den Genfer Bürgern zurückgedrängt worden, beriefen ſie die Truppen von Auſſigny und anderen Seiten Savoyens, und boten alle kräftigen Vaſallen in großer Anzahl auf; der einzige Ritter Allüfant brachte zweitauſend Kämpfer, der vormalige Biſchof von Genf, durch die Umwälzungen der Reformation zur Flucht genöthigt, ſtieß mit ſeinem ganzen Anhange zu den Rittern des Löffels, gegen ſein undankbares Genf zu kampfen; ſelbſt Papſt Clemens VII. trug zu den Unkoſten des Unternehmens bei. So wuchs die Zahl der Streiter auf zehntauſend, entſchloſſen, Genf zu belagern und alle Einwohner zu vernichten.

Unterdeſſen ſie dieſe Pläne entwarfen, kam ihnen ſichere Nachricht, daß mehrere Kantone der Schweiz, von den Genfern zu Hilfe berufen, mit ihrer Macht heranrückten, und bereits das Schloß Montricher hätten in Flammen ſetzen wollen.

Schnell errichteten ſie daher dort eine feſte Beſatzung, welche Tag und Nacht über ſowohl das Innere als die Mauern bewachte. Zu gleicher Zeit that Franz von Pontveyre den Vorſchlag, einen Vortrab von 5000 Mann unter ſeinem Commando an die Brücke und die Wälle von Genf zu ſtellen, und ſo den anrückenden Hilſtruppen zuvorzukommen. Während nun die Genfer beſchäftigt waren, dieſen Angriff abzuwehren, ſollte der größte Theil der Truppen unter dem Befehl des Ritters Allüfant die Armee der Hülfvölker umgehen, und von einer andern Seite die Stadt erſteigen und mit Sturm einnehmen; — dieſer Vorſchlag ward angenommen. Pontveyre reiſ'te ab, und überließ ſeinem Sohne Albert den Befehl über das Schloß und die Beſatzung.

Albert von Pontveyre, ein Jüngling von drei und zwanzig Jahren, war voll jugendlichen Feuers, und verband mit ſeinem ritterlichen Muth und Geiſt ein edles, großmüthiges Herz. Obwohl ſeinem Vater ergeben, der ihn, trotz ſeiner Jugend, doch dem Ritterorden des Löffels einverleibt hatte, beſeufzte er doch das Geſchick, das ihn zum Mitgliede jener Gilde machte, und ihm einen Vater gab, der einer Rotte vorſtand, die eher den Namen der Räuber, als der Streiter verdiente. Sein junger Geiſt glühte, ſich Lorbeeren in einem gerechten Kriege zu ſammeln; aber eben ſo lieb war es ihm, diesmal von dem Gräuel unrechtmäßiger Blutvergießungen und Grauſamkeiten ausgeſchloſſen zu ſein, die eine ſo friedliche als blühende Stadt bedrohten.

Mit hohen Hoffnungen verließ ihn ſein Vater, ihm verheißend, die erſte Nachricht, die er erhalten würde, ſolle die Eroberung und Plünderung Genfs ſein. — Endlich erreichten ſie die Brücke der Arve, und rückten mit dem lauten Ausrufe: „Es lebe der Löffel! Tod den Genfern!“ an die Vorwälle der Stadt. Bei jenem Lärm, bei dem Sturmgeläute, da erwachte Jakob Amelin aus ſeinen dumpfen Träumen, er lief ſeiner Tochter entgegen. „Sie kommen, ſie kommen, die Mörder meines Sohnes. Schließe das Magazin, hole meine Hellebarde und komm mit mir . . . Doch nein!“ rief er, ſich unterbrechend,

„Du biſt ja nicht Karl, wenn Du mir auch ſo erſcheinſt: an Dir iſt es nicht, ihn zu rächen. Bleibe hier, ja, hier ſollſt Du bleiben, und die Rachegötter um Hülfe anflehen, daß ſie meinem Arme Kraft verleihen!“

Adrienne holte mit Haſt die verlangte Waffe, und entſchloſſen, diesmal ihrem Vater nicht zu gehorchen, ergriff ſie den Degen ihres Bruders und wollte Amelin nicht mehr verlaſſen. Nachdem ſie ihm die Wehre gereicht, folgte ſie ihm bald von weitem, bald näher, bald ging ſie an ſeiner Seite. „Was willſt Du hier?“ rief er mit Entſetzen. „Das, was ich thun muß. Dem Beiſpiele meiner Mitbürgerinnen folg' ich, und vertheidige meinen Vater und mein Vaterland.“ „Möge der Himmel mit Dir ſein, Du muthvolles Geſchöpf, und Dich vor Gefahr behüten!“ Indeſſen war der Feind ganz in die Nähe gerückt, und tobte mit aller Macht; aber er fand eine tapfere Gegenwehr, und die Genfer ſchienen ſich zu verdoppeln.

Amelin ſtrebte ſeinen Sohn zu rächen und ſeine Tochter zu beſchützen; dieſe aber drängte ſich mit aller Gewalt in ſeine Nähe, ſie zitterte nicht, ihr Herz hatte Muth, nur ihrem Arme gebrach es an Kraft; aber ſie ſuchte ihren Vater zu ſchirmen; mehr denn einmal gelang es ihr, den Todesſtreich abzuwehren, der ihm gedroht hatte. Aber endlich durch die Menge von ihm getrennt, und überall von Feinden umringt, entſank der Degen ihrer Hand.

Obgleich Jene den Befehl hatten, keine Gefangene zu machen, vermochten doch die Soldaten, minder grauſam als die Ritter, und zum Mitleiden bewegt durch den ſchwachen Widerſtand des Jünglings, ein ſo junges wehrloſes Blut nicht zu morden, und brachten Adrienne vor ihren Befehlshaber. Schon wollte Pontvevre den Befehl zu ihrem Tode geben, da glaubte er den Jüngling wieder zu erkennen, den er jüngſt verwundet: „Biſt Du wiedergekommen,“ ſprach er, „und ſchon wieder ſo wohl auf, Dich mit uns herumſchlagen zu können?“

Adrienne ſenkte furchtſam ihr Auge zu Boden, es füllte ſich mit Thränen, ſie ſtand vor dem Mörder ihres Bruders, und hatte nicht die

Kraft, ihn anzublicken. Sie ſtand ſo ſchön, ſo rührend da, daß der Feldherr in ſtummem Mitleiden auf ſie hinſah. „Ermuntere Dich, Jünling, ich will nicht zum zweiten Male nach Deinem Leben ſtreben. Zu Deinen Gunſten mache ich diesmal eine Ausnahme von dem Geſetze, keinen Gefangenen zu machen. Du ſollſt mein ſein, und ich ſende Dich auf Montricher, mein Sohn ſoll für Dich ſorgen; Du ſollſt nicht unglücklich ſein.“

Adrienne hätte tauſendmal den Tod vorgezogen; gegen ihren Vorſatz Jenen anzublicken, der ſie ihres Bruders beraubt und ſie nun von ihrem Vater trennte, wollte ſie ihn doch zu erweichen verſuchen. „Edler Herr,“ rief ſie mit einem Tone, dem man nichts verſagen konnte, „Ihr habt einen Sohn, ſagtet Ihr, — o, wenn Ihr Vater ſeid, wage ich Alles zu hoffen. Gebt mir die Freiheit, laßt mich zu meinem Vater zurückkehren, und Ihr ſchenkt mir mehr, als das Leben, das ich nur für ihn zu erhalten ſtrebe.“

„Biſt Du ſein einziges Kind?“

„Ja, Herr, ich hatte einen Bruder, — er hat ihn verloren, er hat Niemand mehr als mich. O! bei Eurer Liebe zu Eurem Sohne, habt Mitleid mit meinem Vater, und gebt mich ihm zurück.“

Der Ritter beſann ſich einen Augenblick. „Dein Name?“ fragte er die Gefangene.

Adrienne ſtotterte; den Namen ihres Bruders zu nennen ging über ihre Kräfte, und ſie ſprach halblaut: „Ich heiße Adrian.“

„Und Dein Vater?“

„Jakob Amelin,“ entgegnete ſie ohne Zurückhaltung, „Handelsmann in der Vorſtadt Sanct Victor.“

Jakob Amelin, — murmelte der Ritter gleichſam vor ſich hin, und zog aus dem Bruſtwams den Bericht eines Spions, den er in Genf beſoldete; er lief ihn haſtig durch; ſeine Augen funkelten vor Zorn.

„Jakob Amelin,“ las er wüthend, „Kaufmann in der Vorſtadt Sanct Victor, iſt einer der Bürger Genfs, welche die Ritter vom Löffel am glühendſten haſſen. Wir hörten ihn ſelbſt erklären, daß er nicht eher ruhen wolle, bis Alle vertrieben, daß er ſie Alle wollte vernichten und ihre Schlupfwinkel in Flammen und Rauch aufgehen laſſen. Sein gleichfalls gegenwärtiger Sohn ſprach kein Wort darüber.“

„Pontveyre ſchwieg; aber ſein Stillſchweigen war furchtbar, wild fuhr er mit der Hand nach ſeinem Schwerte. Adrienne glaubte ſich verloren und wagte nicht nach ihm zu blicken.

„Haſt Du dieſe Drohung aus Deines Vaters Munde vernommen?“ fragte raſch der Ritter.

Wohl tauſendmal hatte ſie ſie vernommen, — ſie wagte es nicht zu antworten, und ſchlug das Auge zu Boden; bald faßte ſie Muth und ſprach: „Mein Vater trug ſeinen todeswunden Sohn vom Kampfplatze — — todeswund durch Euch.“ —

„Ja,“ lachte der Ritter fürchterlich auf, „ſo todeswund, daß er wieder lebt und des Vaters Pläne ausführen will. Ich ſollte einen beſſern Hieb führen und Amelin's Zorn ganz verdienen, wenn ich ihm jetzt den Leichnam ſeines Sohnes heimſchickte; aber ich habe Dir das Leben zugeſichert und Ritterwort iſt heilig; unter ſolchen Umſtänden aber erwarte nicht, daß ich Dich heimſende zu Deinem wüthenden Vater.“

Er ergriff ein Stückchen Papier, ſchrieb einige Worte mit dem Stifte darauf und rief die Wache.

„Ihr führt dieſen Jüngling unter guter Aufſicht nach Montricher, und übergebt meinem Sohne den Gefangenen und dieſe Zeilen.“

Adrienne ward umringt; die Soldaten wollten ihre Hände feſſeln, aber Pontveyre unterſagte es, da der Gefangene keines Widerſtandes fähig ſei. Vom Schmerze überwältigt, fügte ſie ſich zum Abzuge, aber einmal über das andere rief ſie, die Hände ringend: O Vater, Vater! Großer Gott, beſchütze ihn! —

Die Krieger gehörten nicht zu jener verwilderten Menſchenklaſſe wie ihre Befehlshaber; ſie begnügten ſich, ihren Gefangenen überall zu umringen, daß er ihnen nicht entfliehe, und erlaubten ſich gegen ihn keine andere Härte. Gerührt von der Zartheit ſeines Alters, zwangen ſie ihn nicht zur Beſchleunigung ſeiner Reiſe, und erkannten es ſelbſt für eine Grauſamkeit ihres Herrn, ſolchen ſchwachen Jüngling dem Vater zu rauben.“

4.

Kehren wir zu jenem unglücklichen Greiſe zurück. Mit verzweifelnder Ungeduld ſuchte er ſein theures, einziges Kind, das er mit einem Male vermißte. Auf und ab ſtürzte er die Gaſſe, wo das Gemetzel vorgefallen, wo man den Feind zurückgedrängt hatte, und wo noch die Maſſen der Bürger hin und her wogten, unter den Todten Jene aufzuſuchen, die ſie vermißten und liebten. Als er nach langem Nachſuchen ſeine Adrienne nicht fand, da zuckte es wie ein Blitzſtrahl der Hoffnung durch ſein Gehirn, ſie dürfte vielleicht, wie er ſie früher beſchworen, heimgekehrt ſein, wo er ſie wieder finden würde. Der Unglückliche rannte dahin. O des Jammers, auch dort hatte man ſie nicht geſehen, die Magd des Hauſes erwartete ſie mit jedem Augenblick; ihr Kleid von feinem Leinen, das ſchwarzſammtne Leibchen, geſtickt mit blankem Silber, lag bereitet auf dem Bette; aber ſie war nicht heimgekommen ihre Kleidung zu wechſeln, und die alte gute Goton wußte nicht, was ſie denken ſollte.

„Ich dachte ſie bei Euch, Herr!“ rief ſie dem hereinſtürzenden Amelin zu, „aber wo mag ſie jetzt ſein? O Gott! Gott!“ —

„Was glaubſt Du wohl? wo ſollte ſie bleiben?“

„O, wenn dieſe verruchten Löffelritter!“ —

„Fluch über die!“ tobte Amelin, den jener Name in die größte Wuth zu verſetzen vermochte. „Hüte dich, davon zu ſprechen. O, Adrienne, wo biſt du?“

„Vielleicht in den Händen jener Böſewichter,“ erwiederte die zitternde Alte.

„Oder vielleicht ſchon ihr Opfer. Sie werden ſie tödten; ſie, die mir meinen Sohn getödtet haben, werden nun auch noch die Tochter mir rauben. O, ich fühle es, da ich ſie hier nicht gefunden, ſie iſt nur allzugewiß ihnen verfallen!“

Tage um Tage, Wochen um Wochen entflohen, Adrienne erſchien nicht; alle Nachſuchungen blieben fruchtlos. Die Todten jenes unglücklichen Tages wurden am folgenden beerdigt, und die einzige Spur, die ihr unglücklicher Vater von ihr fand, war einer ihrer Handſchuhe und ihr Federbarett: genug, um die Gewißheit ihres Todes zu geben.

Von nun an kannte ſeine Wuth keine Gränzen; er glich einem Wahnſinnigen; oft rannte er ſtundenlang mit großen Schritten in ſeinem Zimmer auf und ab. Mit einem Male ſchien es ihm, der Mörder ſeiner Kinder ſtünde vor ihm, — haſtig griff er nach ſeinem Schwerte und hieb — nach den Wänden, daß die Stücke herumflogen; da wurde er erſt ſeinen Irrthum gewahr und ſank wehmüthig und erſchöpft zu Boden, den Himmel um Rache an den Verruchten anzuflehen.

Indeſſen zwang die Ankunft der Schweizertruppen die Ritter vom Löffel, ſich ſchnell zurückzuziehen, ehe noch ihre Pläne zur Vollendung gediehen, und die Belagerung von Genf aufzuheben. Die Schweizer hatten vernommen, daß Montricher mit einer ſtarken Beſatzung ihrer warte, und begnügten ſich daher mit der Verwüſtung anderer Schlöſſer und Oerter, welche den Rittern angehörten.

Pontveyre wüthend und entſchloſſen, ſich zu rächen, ging nach Savoyen, dort neue Hülfsvölker zu werben und das Anrücken derjenigen zu beſchleunigen, die ihm verſprochen worden waren. Er befand ſich auf der Rückreiſe, und wollte ſich nach Montricher begeben: da faßte er den tollkühnen Entſchluß, verkleidet als ein gemeiner Bürgersmann, durch Genf zu ziehen. Seine Kleidung war die eines gewöhnlichen Genfers, den Kopf bedeckte ein großer Savoye'ſcher Hut: ſo glaubte er unerkannt durchzuſchlüpfen; aber eine der Wachen bei Sanct Gervais, die er einſt beſchimpft und verwundet hatte, erkannte ihn und zog mächtig an der Sturmglocke. Plötzlich füllten ſich die Straßen mit einer ungeheuren Volksmenge, der Durchgang wurde geſchloſſen, und man vernahm den Ausruf: „Pontverre!“ Pontverre tönte es von allen Seiten, und Alles rüſtete ſich zum Verderben des Ungeheuers.

Da ſtürzte Amelin, das Schwert in der Hand, wüthend aus ſeinem Hauſe. „Wo iſt er?“ rief er den Nächſtſtehenden zu, „wo iſt er, der Mörder meiner Kinder? O, daß er unter meinem Hiebe ausröchelte!“

„In unſern Mauern, in dieſer Gaſſe iſt er!“ tönte es rings herum. „Man hat ihn erkan[illegible] dem Himmel ſei Dank, iſt er auch jetzt verſchwunden, er kann uns nicht entkommen.“

Die Bürger wurden angewieſen ihre Häuſer zu unterſuchen, ob er ſich darin verborgen; in den Gaſſen ſtanden an allen Ausgängen Wachen, ſein Entkommen zu hindern.

Amelin ſtürzte mit wüthender Haſt in ſein Haus, mit dem einzigen Wunſche: er möge es ſein, der durch den Mord des Frevlers die Stadt und den Tod ſeiner Kinder rächte. Himmel! welch' ein Schauſpiel wartete des Eintretenden. Am Boden, von einem Dolche durchbohrt, lag ſeine alte treue Magd in ihrem Blute. „Dort, dort — der Mörder“ — ſtammelte ſie mit dem Tode ringend, und deutete auf ihr Bette, worunter ſich Pontveyre verkrochen hatte. Amelin ſtürzte dahin; er ſah einen Menſchen, bemüht, ſich hervorzuringen, um auch ihn mit dem Dolche zu vernichten, den er noch immer in der blutigen Fauſt hielt.

„Du haſt gelebt, Ungeheuer!“ ſchrie **Amelin**, „mein Flehen iſt erhört.“

Die Wuth verdoppelte ſeine Kräfte, raſend ſtürzte er auf den Ritter, der Dolch flog zu Boden, und **Amelins** Schwert drang tief in ſein Herz.

„Mörder meiner Kinder“ rief er, „und dieſes unſchuldigen Weibes, Geißel meines Vaterlandes, ſtirb den Tod einer feigen Memme von der Hand eines verzweifelnden Vaters!“

Pontvenre war nicht mehr.

Dieſer ſchreckliche Vorfall ereignete ſich ſo ſchnell und unerwartet, daß **Amelin** in den erſten Augenblicken gar wähnte, es ſei nur ein furchtbares Traumgeſicht; dieſer Entſetzliche zu ſeinen Füßen hingeſtreckt: auf der Bruſt der verhängnißvolle Löffel im Blute des Ermordeten ſchwimmend, war nun noch furchtbarer anzuſehen. „War ich es auch ſelbſt,“ — ſprach **Amelin** vor ſich hin, den Blick von dem Leichnam abwendend, „der ihn tödtete? nein, der Himmel hat ihn meiner Rache geliefert.“

O, hätte der Unglückliche ahnen können, daß jener ihm die Tochter zurückzugeben im Standeſei, vielleicht hätte er ihm den Mord an dem Sohne verziehen, vielleicht ihm das Leben gerettet. Aber die Tage jenes Frevlers waren gezählt, und von dem Augenblicke, in dem er den wahnſinnigen Entſchluß faßte, durch Genf zu ziehen, brach das Verhängniß des Todes über ſein Haupt herein; — ſo iſt es denn wahr, daß die Vorſehung Jene erblinden läßt, deren Untergang ſie beſchloſſen.

Indeſſen war Amelin bemüht, das Leben ſeiner treuen Magd zu erhalten; er verband ſie, hemmte das Strömen des Blutes, — als Bonnivard, der ſich in ſeinen Kämpfen manchen Lorbeer gebrochen, mit einer Schaar Bewaffneter hereinſtürzte und ausrief: „Er iſt bei Euch, Amelin, man ſah ihn ſich hieher flüchten . . .“

„Und von meiner Hand gefallen,“ erwiederte dieſer, auf den Todten hindeutend; da erſcholl ein Freudengeſchrei, und Alles pries Amelin als den Befreier des Vaterlandes.

5.

Während dieſes in Genf vorging, kam Adrienne, unter dem Namen Adrian Amelin, nach einem beſchwerlichen Wege auf dem alten Schloſſe Montricher an; ſie zitterte, als ſie den ſteilgewundenen Felsſteig antrat, der zu den Thoren hinaufführte; auf den Mauern ſah ſie Soldaten mit langen Hellebarden; Feſtungwerke mit hohen Zinnen und tiefen Schießſcharten, Zugbrücken mit eiſernen Vorſprüngen und Rädern blickten ihr entgegen. Einige Ritter mit ihrem lächerlichen, Grauen erregenden Ordenszeichen unterſuchten die Poſten, ſie erinnerten ſie lebhaft an den Mörder ihres Bruders, dem ſie doch ihr Leben dankte; — ihr Auge ſank zu Boden und füllte ſich mit Thränen, wenn ſie daran dachte, ihr Geſchlecht verläugnen zu müſſen, welches die höchſte Nothwendigkeit war, um es ihr möglich zu machen, in der Mitte ſo vieler Verworfener, verwildeter Krieger leben zu können.

Da vernahm ſie eine zarte männliche Stimme furchtſam erhob ſie ihre Blicke, und ſah einen Ritterjüngling vor ſich, deſſen liebenswürdiges Ausſehen jeden Gedanken an Grauſamkeit bannte. Obgleich er dem verhaßten Ritterbunde mit angehörte, trug er doch nicht den Orden des Löffels, der nur Jene zieren ſollte, die ihr Schwert in das Blut eines Genfers getaucht. Albert von Pontverre hatte jener Unglücklichen Blut noch nie vergoſſen.

Aus Furcht vor den vielfältigen Gefahren, die das Leben ſeines einzigen theuren Sohnes bedrohten, führte ihn der Vater nie in die offene Schlacht, und ſuchte ſeinen Muth durch Kampfübungen innerhalb der Ringmauern ſeines Schloſſes, oder durch Jagd auf Wölfe und Eber zu erregen und zu erhöhen.

„Was bringt Ihr für Neuigkeiten von meinem Vater?“ fragte er die Soldaten, „habt Ihr keinen weitern Befehl?“

„Dieſer Brief thut Euch das Uebrige kund,“ erwiederte der Führer des kleinen Häufleins, „wir bringen Euch einen Gefangenen.“

Einen Gefangenen! dachte Albert, Adrienne anſchauend. — Der Himmel ſei gelobt, daß ſie ihr Vorhaben nicht ausgeführt, Niemand zu ſchonen; er öffnete das Schreiben und las:

„„Mein Sohn! ich ſende Dir einen Gefangenen aus Genf, ſein Name iſt Adrian Amelin, und ſein Vater einer unſerer heftigſten Feinde, allein der Sohn iſt brav und ſchuldlos. Bei dem Namen meines Sohnes hat er mich angefleht; ich habe ihm das Leben geſchenkt und übergebe Dir ihn zu Deiner Verfügung. Behandle ihn gut, bringe ihm gute Geſinnungen bei, daß er einer der Unſrigen und Dein Waffenbruder werde. Verwahre das Schloß gut, — die Schweizer kommen.““

von Pontveyre.

„Du biſt alſo mein, Adrian, ich empfange Dich als Geſchenk von meinem Vater,“ ſprach Albert, die Hand des jungen Gefangenen ergreifend. „Faſſe Muth, Deine Gefangenſchaft ſoll nicht hart ſein: ruhe jetzt aus, Du wirſt müde ſein.“ So ſprechend, ergriff er Adriennen's Hand, und führte ſie in das Innere des Schloſſes. „Du haſt alſo meinen Vater geſehen?“ fragte er ſie auf dem Wege, „Du haſt mit ihm geſprochen, Du wirſt mir erzählen, was vorgefallen und wie es zugegangen, daß er Dich wider ſeine Gewohnheit begnadigte? Du biſt brav, ſchreibt er, Du haſt gegen uns gefochten, armes Kind, Du mußteſt freilich unterliegen.“

„Ich habe meinen Vater vertheidigt,“ entgegnete Adrienne ſehr ſanft.

„Dein Vater, ſchreibt der meinige, iſt unſer heftigſter Feind und Verfolger.“

„Mein Vater iſt ein Genfer,“ verſetzte Adrienne mit mehr Feſtigkeit.

„Ja, ich geſtehe, daß es einem Genfer erlaubt iſt, die Ritter vom Löffel zu haſſen; aber warum deinem Vater mehr als Anderen?“

„Weil mein Bruder —“ ſie hielt inne, ihre Augen füllten ſich mit Thränen.

„Du haſt alſo noch einen Bruder?“

„Ach er iſt nicht mehr,“ rief ſie aus, „er ſank unter dem Schwerte Eures — — eines Eurer Ritter.“ Sie wollte nicht den Namen ſeines Vaters nennen, ſie wollte nicht Den kränken, der ihr ſo gut und edel ſchien.

„Haſt Du wohl Deinen Bruder ſehr geliebt?“

„O, mehr als mein Leben,“ erwiederte ſie und ihre Thränen ſtrömten herab; vor ihrem Vater hatte ſie ſie zurückgehalten, nun that ſie ihnen keinen Einhalt; ſie fühlte ihr Herz erleichtert. Albert war erſchüttert, er ergriff die Hand des jungen Gefangenen und drückte ſie an ſein Herz.

„Sieh mich nicht mit ſolcher Angſt an,“ fuhr er fort, „es iſt wahr, ich bin einer der Ritter, aber ich habe noch nicht die Waffen gegen Deinen Vater getragen: nicht ich war es, der Dich des geliebten Bruders beraubte; ich will ihn Dir erſetzen, ich will Dich lieben, wie er Dich geliebt, — ſprich, willſt Du mein Bruder ſein?“

Unwillkührlich drückte Adrienne die Hand, welche die ihre feſthielt; die zarten Worte des jungen Ritters waren ihr ſo tief in ihr Herz gedrungen, ſie konnte ihn nicht mehr mit Haß anblicken; aber zu gleicher Zeit entrang ſich ihr der Ausruf: „O mein Karl, wer könnte Dich mir erſetzen!“

„Karl hieß Dein Bruder? O ich wünſchte Du könnteſt auch ſagen: Mein Albert! Aber Du bedarfſt der Ruhe; wo haſt Du die letzte Nacht zugebracht?"

„Wir waren die ganze Nacht auf der Reiſe."

„Armer Adrian, begib Dich zur Ruhe, morgen wollen wir weiter reden." Er führte ſie mit dieſen Worten in ein Zimmer des Schloſſes, wo ein wohlbeſtelltes Feldbett ſtand, und ließ ſie allein; bald kehrte er zurück, eine Flaſche Wein, Brod und ein Stück kalten Wildbratens bringend.

„Ich hätte bald vergeſſen, daß Du eben ſo hungrig als der Ruhe bedürftig ſein mußt; hier bringe ich Dir etwas von meiner Jagd," ſprach er. Adrienne fühlte kein Verlangen nach Speiſe, aber ſie war durſtig und der Wein ſehr ſtark; ſie bat um Waſſer.

„Du thuſt Unrecht," ſprach ihr neuer Freund, „der gute Wein ſoll Deinen Muth und Deine Kräfte neu beleben. Liebſt Du die Jagd? Wir wollen mitſammen dem Waidwerk obliegen."

Adrienne verſicherte, ſie habe nie gejagt.

„Thut nichts, Du ſollſt ſchon Geſchmack daran finden, ich will Dich darin belehren. Aber Du biſt mein Gefangener, ich muß Dich wohl ſorgfältig einſchließen.“

„Wie es Euch beliebt,“ erwiederte Adrienne, die mit großem Vergnügen einen Riegel innerhalb des Zimmers bemerkte. Sobald Albert fort war, ſchloß ſie ab, verrichtete ihr Gebet und legte ſich zu Bette; trotz der Gefahren ihrer neuen Lage, trotz der Beſorglichkeit um ihren Vater, des Schmerzes um ihren theuren Bruder und des ſonderbaren Gefühls, das ſie für Albert mit Hochachtung und Dankbarkeit erfüllte, ſchlief ſie doch bald ein.

Als ſie des Morgens nach einem ſtärkenden Schlummer erwachte, hatte ſie Mühe ihrer Sinne und Ideen Meiſter zu werden und ſich zu erklären, wo ſie ſich befinde. Das Zimmer war gewölbt mit Steinen, welche die Zeit geſchwärzt hatte; nichts als zwei hohe eichene Stühle, ein Tiſch von demſelben Holze und mehrere Ahnenbilder in ganzer Lebensgeſtalt, deren Anblick nicht gar ergötzend war, machten den Hausrath des Zimmers aus. Ein ſchmales, hohes Fenſter ging auf das freie Feld hinaus, und trotz des doppelten Eiſengitters, erquickte ſich Adrienne an dem überraſchenden Anblick des Kantons Waadt, an der Menge der Ortſchaften, Marktflecken, an den einzelnſtehenden Gebäuden, welche inmitten eines fruchtbar blühenden Erdreichs, rings von großen Bäumen umgrünt ſtanden, überdeckt von dichtem Laube; ſie hatte nichts Aehnliches in dem Umkreiſe von Genf geſehen. Von weitem wurde man den See gewahr, wie er ſich wieder an die majeſtätiſchen Alpen anſchmiegte, die das ſchöne Landſchaftbild, gleich einem hohen Rahmen, einſchloſſen. Sie ſchwebte in ſüßem Entzücken, als Albert's Stimme hörbar wurde, welcher ſie fragte, ob ſie aufgeſtanden, und um Einlaß bat.

Nachdem er ſich nach der Geſundheit ſeines Gefangenen erkundigt, machte er ihr den Vorſchlag, die Poſten und Vorwälle des Schloſſes zu beſichtigen: „Ich erwarte hier die Schweizer von Tag zu Tag, mein Vater ſchreibt mir, ſie wären in der Nähe. Ich muß Anſtalten treffen, daß ihnen nie mehr die Luſt ankomme, hier einzuſprechen. Der muthige **Adrian** wird mir doch Hilfe leiſten?“

„Ich verdiene nicht den Namen des Muthigen. In der Schreibſtube meines Vaters erzogen, ergriff ich die Waffen nur, als es dem Vaterlande und jenem Leben galt, dem ich das meinige verdanke. Ihr werdet mir nicht zumuthen, Ritter, ſie gegen die Vertheidiger meines Vaterlandes zu ergreifen. Ich bin Euer Gefangener, aber Euer Waffengefährte gegen unſere Verbündeten will ich nicht werden.“

„Ja, es iſt nur allzuwahr,“ rief **Albert**, „ich hatte Unrecht, dies von Dir zu begehren; ich billige Deine Grundſätze; unterlieg' ich in dieſem Kampfe, ſo biſt Du frei und kannſt mit ihnen heimziehen.“

Mit ihnen heimzukehren, die Ritter und ihr ödes Schloß zu verlaſſen, den Vater und ihre Freiheit wiederzufinden, — war das nicht Alles, wonach **Adrienne** ſich ſehnte? Dennoch konnte ſie einen ſtillen Seufzer nicht unterdrücken, daß alles dieſes nur mit dem Tode des liebenswürdigen Albert eintreffen könne, welcher ſie bereits näher anging als ſie ſich ſelbſt geſtehen mochte.

Indeſſen verfloß Tag um Tag, einer gleich dem andern, bis auf kleine Umſtände. Albert kam nie von der Seite ſeines Gefangenen bis die Nacht hereinbrach. Bald nach ſeiner Ankunft wollte ihm Albert ein ſchönes bequemes Zimmer einrichten laſſen: allein die gewölbte Ahnenſtube ließ ſich ſo gut von innen abſchließen, daß Adrienne ſie keineswegs verlaſſen wollte.

„Ihr vergeßt immer,“ ſprach ſie, „daß ich Euer Gefangener bin; Ihr ſollt Sorge tragen, daß ich an einer ſichern Stelle bleibe.“

„Du verſchließeſt Dich mit ſo vieler Sorgfalt,“ erwiederte Albert, „daß ich mich nach Dir richten ſollte, um ein tüchtiger Kerkermeiſter zu ſein.“

Wirklich verſchloß Albert ſchon lange nicht mehr ſeinen Gefangenen von außen; aber der inwendige Riegel ward täglich gar ſorgfältig vorgeſchoben.

6.

Albert machte mit ſeinem Freunde verſchiedene Ausfluge nach den Gebirgen jener Gegend; ſie beſuchten den Mont Tendre, den höchſten der ganzen Gebirgskette, das ſchmale und herrliche Thal am See Joux, welches zwiſchen dieſem und den franzöſiſchen Bergen liegt; ſie beſtiegen den Dent de Voltons, von wo aus ſich ſieben Seen und eine unuberſehbare Ausdehnung an Landſtrichen dem Auge darbieten und den Anblickenden mit Ehrfurcht erfullen. Sie ſahen die Quelle der Orbe, welche jene von Vaucluſe faſt übertrifft, den herrlichen Waſſerfall von Balaigue, ein Miniaturbild des Rheinfalls von Schafhauſen. Adrienne, die die Mauern Genfs faſt nie verlaſſen hatte, bewunderte mit ſtummem Staunen die wunderbaren Herrlichkeiten einer Natur, die eben ſo ſchön und maleriſch als für ſie neu war. Albert freute ſich an ihrem Wohlgefallen und an ihrer Bewunderung, er zeigte und erklärte ihr Alles. So wandelten ſie Arm in Arm, gleich zwei Freunden, ergötzten ſich an jeder herrlichen Stelle, wo ſie ſich auf Felsſtücken neben einander niederließen.

Albert trug ſein Feuergewehr und ließ ſeinen Jagdhund folgen. Oft wollte er ſeinen jungen Freund den Gebrauch jener Waffe lehren, und mußte über deſſen linkiſches Benehmen lachen. Adrienne entſchuldigte ſich damit, daß ſie ſich noch mit keinem Feuergewehr verſucht habe.

„Ich ſehe wohl ein,“ rief Albert, „Du würdeſt nie ein rechter Löffelritter ſein!“

„Behüte mich Gott davor! Und Du ſelbſt, Albert, Du willſt es ſein?“

Auf das innigſte Bitten Alberts hatte ſie endlich das freundſchaftliche Du gelernt, und ihr Herz empfand ein ſüßheimliches Behagen dabei.

Sie wiederholte nochmals ihre Frage mit bittend ſchmelzender Stimme: „Du ſo gut, ſo gefühlvoll und zart, wirſt Du auch einmal ein ſolcher gräulicher Ritter werden?“

„Wenn ich es Dir geſtehen ſoll,“ entgegnete Albert, „weder Hang noch Vergnügen noch Trieb fühle ich dazu; ich verabſcheue ihre Lebensweiſe und ihren lächerlichen Orden. Wie kann man je hoffen, daß die Nachwelt einen Löffelritter mit Bewunderung nennen werde? Warum nannten ſie ſich nicht lieber die Schwertritter?“

„O, dieſer Gebrauch, den ſie von ihren Löffeln machen, muß ſie ewig mit Schande bedecken. Ach, warum iſt mein — — warum iſt Albert von Pontveyre ein Glied jener Schreckensgilde?“

„Darum, weil er ein Albert von Pontveyre iſt: mein Vater hat es befohlen, kann ich ihm ungehorſam ſein und entfliehen?“ Sie waren indeß bei einer Sennenhütte angelangt, wo ſie eine ſchmackhafte Milch zu ſich nahmen. „O, daß ich nicht der Sohn eines ſolchen Hirten bin,“ fuhr Albert mit Feuer fort, „der Niemanden Krieg ankündigt als den Wolfen, die ſeine friedliche Heerde bedrohen; mit Dir in einer ſolchen einfachen Hütte wohnend, fehlte mir kein Glück, als daß ich Dich, ſtatt Adrian, Adrienne nennen durfte, und in Dir eine geliebte Gefährtin beſäße.“ — —

Adrienne erröthete über und über: dieſe

Worte erklärten ihr Alles, was in ihrem Herzen vorging, ſie fühlte, daß jener Wunſch Alberts ihr höchſtes Glück wäre, und daß ſie ihn leidenſchaftlich liebe. Schon ſchwebte ihr Geheimniß auf den Lippen, ſchon wandte ſie ihr Lockenhaupt zu ihm, um zu ſagen, daß ſie ewig ſeine Adrienne bleiben wolle; aber der Ton eines ungeheuren Alpenhorns, womit man die Nothwendigkeit ſeiner Gegenwart in der Burg andeutete, ſchlug an die Felſen. Schnell raffte ſich Albert auf: „Man ruft mich, ohne Zweifel iſt mein Vater angekommen.“ Und von Felſen zu Felſen ſpringend, ſchwand er bald aus Adriennens Angeſicht, aber noch hörte ſie ſeine Stimme, wie er ſie bat, ihm langſam und vorſichtig zu folgen.

Sie folgte ihm langſam und in Gedanken verſunken, dem Himmel dankend, welcher ſie vor der Enthüllung ihres Geheimniſſes und der Neigung ihres Herzens bewahrt hatte. „Ich bin immer nur noch ſein Freund,“ ſprach ſie zu ſich ſelbſt, „nie will ich ſeine Freundin werden. O! theurer Albert, daß Du kein Senne dieſer Berge biſt, wie Du es ſelbſt gewünſcht, gern würde ich

Deine Armuth und Deine Hütte theilen. Aber die Tochter Amelin's, die Schweſter Karl's, dürfte ſie ſich je mit dem Sohne Pontveyre's vereinigen?"

Thränen ſtrömten über ihre Wangen, ihr Buſen ſchlug mächtig, ſie mußte ihre Schritte beſchleunigen, und dachte nicht ohne Zittern daran, jetzt den furchtbaren Mörder ihres Bruders wieder zu ſehen.

Schon hatte ſie die Mitte des gewundenen Steges erreicht, welcher hinauf zum Schloſſe führte, als ſie Albert zurückkehren ſah, eben ſo ſchnell hinab als früher hinauf: „Ich hatte mich geirrt, lieber Adrian, und komme, Dich nun ſchnell wieder aufzuſuchen; es iſt nicht mein Vater, es ſind bloß ſeine Truppen, die er befehligte, und mir nun mit Aufträgen zurückſendet. Freund!" warf er mit einem Ausdruck der innigſten Freude hinzu, „freue Dich, auch diesmal iſt Dein Vaterland verſchont. Genf kam nicht in die Gewalt der Ritter, ſie haben ſich zurückgezogen."

„Allmächtiger Gott," rief Adrienne, „ich danke Dir, aber durch welches Wunder?"

„Ich habe kein Geheimniß vor Dir, höre, was mein Vater ſchreibt.“ Mit dieſen Worten ſetzte er ſich auf einen Felsblock, machte ſeinem Freunde Platz neben ſich, ſchlang einen Arm um ſeinen Nacken und las:

„„Unſer Unternehmen iſt für diesmal geſcheitert, wir wollen mit mehr Macht zurückkehren, und ich begebe mich auf den Weg, unſere Hilfstruppen zu vereinigen. Ihr verſpätetes Eintreffen und das Anrücken der Schweizer nöthigt uns zum Rückzuge; langen dieſe bei Montricher an, ſo berichte es mir. Ich ſende Dir Truppen, daß Du ihnen um ſo kräftigeren Widerſtand leiſten und ihre Anzahl verringern kannſt, und hoffe, daß Ihr unſerer Feinde nicht ſchonen werdet: auf Euren Muth und Eure Wachſamkeit baue ich. Sohn! keine Gefangene, keine unnützen Zehrer, den einen jungen Menſchen nehme ich aus, den ich Dir geſandt, und von dem ich die beſte Hoffnung hege, daß er einer der Unſern und den Wahlſpruch: Beharrlichkeit und Treue, theilen werde. Leb’ wohl, Albert, ich hoffe Dich bald wieder zu ſehen.““

Franz von Pontveyre.

Adrienne neigte ſtillſchweigend ihr Haupt, ein tiefer Seufzer entfloh ihrer Bruſt.

„Was fehlt Dir, Adrian,“ verſetzte Albert, ſie innig an ſein Herz drückend, „warum dieſer tiefe Seufzer?“

„Ach, um meines Vaterlandes willen, das noch immer bedroht, um meines Vaters willen, deſſen Schickſal mir unbekannt iſt. O, Du biſt glücklich, Dein Vater ſchreibt Dir, Du weißt, daß er lebt, Du erwarteſt ſeine Rückkunft, Du empfängſt Aufträge von ihm, als Beweiſe ſeiner Vaterhuld; aber der meinige? Gott! weiß ich denn, ob ich noch einen Vater habe?“

Albert hatte der Schmerz ſeines Freundes ſtumm gemacht, er ſchwieg einige Augenblicke, dann ſprach er: „Ich habe den Namen Deines Vaters vergeſſen.“

„Jakob Amelin.“

„Sein Gewerbe?“

„Kaufmann.“

„Seine Wohnung?“

„Die Vorſtadt St. Victor. Aber wozu dieſe Fragen, lieber Albert?“

„Aus Antheil für Dich. Doch jetzt komme mit mir ins Schloß. Ich muß die neuen Truppen unter Obdach bringen und ſie mit dem Nöthigen verſehen.“

Als ſie den Steg hinangingen, theilte Albert Adriennen mit, daß die Schweizerſoldaten, nachdem ſie drei Tage lang ſich zu Morges aufgehalten, eine andre Marſchroute, als gegen Montricher, eingeſchlagen und dort mehrere Schlöſſer den Flammen Preis gegeben hätten.

„Sie haben Montricher geſchont,“ ſprach er, „und das ärgert mich; denn ich wollte eine Probe meiner Sorgfalt und Tapferkeit geben, ohne gegen Genf zu ziehen, das ich liebe, weil mein theurer Adrian dort das Licht des Tages erblickte.“

Er fuhr fort zu erzählen, daß die Truppen, die ihm ſein Vater geſendet hatte, unter Anführung eines Ritters vom Löffel, genöthigt waren, ſich vierzehn Tage in den Gegenden von Nion verborgen zu halten, um einige Schlöſſer zu beſchützen, welche den Rittern angehörten, und deren Beſatzung zum Widerſtande zu gering und ſchwach war.

Als die beiden Freunde auf Montricher anlangten, bat Adrienne Alberten um Erlaubniß, auf ihr Zimmer gehen zu dürfen; ſie bedurfte nur allzuſehr der Ruhe und Einſamkeit, um all den ſonderbaren Gefühlen freien Lauf zu laſſen, welche ihr Herz bedrängten. Ihre Lage auf dem Schloſſe ſchien ihr ſo grauſam und doch ſo angenehm. Zu gleicher Zeit durchkreuzte der Wunſch ihre Bruſt, zu ihrem Vater nach Genf zurückzukehren, und zu gleicher Zeit ein vielleicht noch lebhafterer, auf Montricher in Albert's Nähe bleiben zu dürfen. Dieſes Begehren ſchien ihr ſo ſtrafbar, daß ſie ſich des Gedankens mit aller Macht entſchlagen wollte. Sie verläugnete ſich nicht die tauſend Gefahren ihrer Lage, alle ſtanden lebendig vor ihrer Seele. An die Möglichkeit der Flucht war nicht zu denken, wenn ſie auch das Wageſtück unternehmen wollte. Ein einziges Mittel ihre Freiheit zu erlangen, durchleuchtete ihren Geiſt; wie, wenn ſie Albert zum Vertrauten ihres Unglücks machte? ihm ſagte, daß ſein Gefangener ein armes Mädchen ſei? Sie war ja überzeugt, daß der junge Ritter bei ſeiner Ehre und ſeinem Zartgefühl nie jene Entdeckung mißbrauchen würde; aber war ſie denn eben ſo ſicher überzeugt, daß er ſie dann werde zurückſenden und ſich ewig von ihr trennen wollen? Und, wenn ſie ihm nun bekannt hätte, ſie ſei Adrienne, konnte ſie dies Wort ausſprechen, ohne hinzuzufügen: die Dich liebt und ewig lieben wird? Hatte ſie nicht bereits in ſein trauliches Du eingeſtimmt, nannte ſie ihn nicht ihrem lieben Albert? Lebte ſie nicht ſchon einen Monat mit ihm in einem vertrauten Umgange, der ihr alles Blut in die Wangen trieb, wenn ſie ſich beſann, daß ſie ein Mädchen iſt. „Nein!“ rief ſie bei ſich aus, — „nein, er ſoll es nie erfahren!“

Sie lag in hellen Thränen, als Albert ſchnell hereintrat, Schreibzeug und Papier auf den Tiſch ſtellte und ſprach: „Adrian, ſchreibe an Deinen Vater!“

„An meinen Vater! wie, wäre es möglich?“

„Alles iſt der Freundſchaft möglich,“ ſprach Albert lächelnd. „Indem ich die Truppen in Augenſchein nahm, fand ich darunter einen jungen

Savoyer, den Sohn meiner Amme, der mir ganz ergeben iſt; er wird meine Befehle vollziehen, und Du ſowohl als ich ſollen von Deinem guten Vater und von ſeinem Schickſal Nachricht erhalten. Schreibe bald, mein Bote ruht jetzt aus, morgen reiſ't er ab.“

Voll der innigſten Rührung ergriff Adrienne Albert's Hand und drückte ſie an ihr Herz, der aber umarmte ſie und ſprach in einem weichen, faſt wehmüthigen Tone: „Adrian, ich will, daß Du mich, trotz des abſcheulichen Löffels, liebſt; ich will, daß Du mit mir zufrieden ſeiſt.“

Mit dieſen Worten entfernte er ſich, aber eben ſo ſchnell kehrte er zurück. „Keine Tageszahl, keine Aufſchrift, kein Siegel braucht der Brief; Peter kann ohnedies nicht leſen. Ich habe Dir den Brief meines Vaters mitgetheilt, Du mußt mir auch den Deinigen anvertrauen; zwiſchen zwei Freunden darf es kein Geheimniß geben.“

Unterdeſſen ſaß Adrienne an dem Tiſche, ſie hielt ſinnend die Feder in der Hand; was ſollte ſie ſchreiben? Ohne Tageszahl, ohne Aufſchrift, ohne Siegel, — Albert ſah auf ihre Hand hin, keinen Zug konnte ſie ohne ſein Vorwiſſen thun. Sie dachte einige Augenblicke nach und ſchrieb endlich folgende Zeilen:

,,,,Euer Kind, geliebter Vater, Euer Adrian iſt für Euch nicht verloren; aber er weiß nicht, wann er Euch wiederſehen wird. Meine glühendſten Wünſche ſehnen den Augenblick herbei, aber ich bin nicht frei und kann nicht dorthin ziehen, wohin mich mein Herz und meine Pflicht ruft. Seid über mein Schickſal ruhig; mein größtes Unglück iſt, von Euch entfernt zu ſein. Die innigſte, edelſte Freundſchaft wacht über Euer Kind, ſie reicht ihm die Mittel an die Hand, Euch Nachricht von ſich zu geben, und vielleicht Euch auch in Kurzem wieder ſein Leben widmen zu können.''''

Mit den Worten: Vertrauen um Vertrauen, übergab Adrienne den offenen Brief an Albert. Er ergriff ihn, durchlief ihn, und veränderte ſichtbar die Farbe. ,,Adrian!'' ſprach er, ,,ich glaubte, Du liebteſt mich mehr. Deine glühendſten Wünſche ſind, mich zu verlaſſen, und Du ſchmeichelſt Dir, ich würde es ſein, der Dir die Mittel zu unſerer Trennung bieten wird. O, halte mich nicht für ſo überedelmüthig, meine glühendſten Wünſche ſind, Dich nie zu verlaſſen."

„Ich dachte," bat Adrienne, „Alles ſei der Freundſchaft möglich?"

„Ja Alles, nur das nicht, was ſie nicht ertragen würde; — mit Dir zu leben, guter Adrian, könnte ich meinen Vater verlaſſen."

Adrienne erſtaunte vor ſüßheimlichem Vergnügen; welche Mühe hatte ſie, ihre Freude zurückzuhalten; er konnte ſeinen Vater verlaſſen, um bei ihr zu bleiben! Wie, wenn er erſt wüßte — — Wenn Pontveyre gleich in der Hitze des Kampfes den unglücklichen Streich führte, welcher Amelin ſeines Sohnes beraubte: wäre nicht Jener, der ihm die Tochter beſchützte und erhielt, der ſie ihm zurückbrachte, Jener, deſſen Schwert ſich nie mit dem Blute eines Genfers befleckte, — würdig, ihm ſeinen Sohn zu erſetzen.

Eine düſtere Wolke des Schmerzes lag noch auf Alberts Stirne, umſonſt war Adrienne bemüht, ihn zu zerſtreuen. „O, Freund," ſprach ſie zu ihm mit dem Ausdruck der innigſten Wahrheit, „glaube mir, daß ich eben ſo ſehr all' das Leid fühle: daß mir das Scheiden von Dir noch ſchmerzlicher ſein würde. Deine Lebensart, der Krieg, ſeine Gefahren und ſein Ruhm werden Dich bald Deinen Freund vergeſſen laſſen; aber wie will ich bei der kummervollen, ewig gleichen Erfüllung meiner Pflichten, bei einem greiſen unglücklichen Vater je Deiner vergeſſen? O, wenn Deine Liebe zu mir ſtandhaft genug wäre, daß Du mir verſprechen könnteſt" — — ſie hielt inne . . . . .

„Was iſt Dein Begehren, Adrian? Sprich, befiehl, Alles ſoll mir leicht ſein, um Dir die Macht meiner Freundſchaft zu beweiſen."

„Wohlan, willſt Du mir verſprechen, nie gegen Genf zu kämpfen? Willſt Du mir zuſagen, die Gewalt über das Gemüth Deines Vaters dazu benutzen zu wollen, daß er meine braven Mitbürger, die ihn nie beleidigt, nicht länger bedränge. Sprich, Albert, willſt Du? Vielleicht, daß—"

„Vielleicht — o ſprich es aus!"

„Vielleicht, daß wir uns dann vereinigen, um nie von einander zu ſcheiden.“

„Ich verſpreche Dir alles, was von mir abhängt; alles, was mit den Pflichten eines Sohnes vereinbar iſt, die Du ſelbſt wohl allzugut kennſt, als daß Du es mir verargen könnteſt, wenn ich ſie vor Augen behalte. Ich werde mit meinem Vater ſprechen; Dein Vaterland will ich nie bekämpfen: für dieſen Augenblick verlange nicht mehr von mir.“

Mit dieſen Worten verließ er ſie, ſeinen Boten zur Reiſe zu fördern — und überließ ſie ihrem Nachdenken; die Arme fuhlte nur allzuwohl, daß ſie Alles zu hoffen oder zu fürchten habe, und daß ihr Albert von Pontveyre immer theurer werde.

Der junge Savoyer reiſte ab; Adrienne berechnete ängſtlich die Stunde ſeiner Zurückkunft, Tag um Tag, Woche um Woche verging, ohne daß er eintraf. Adrienne war in banger Unruhe. Albert hatte Mühe, ſie zu tröſten. Eines Tages wandelten ſie nach der Hinterſeite des Schloſſes, wo der Weg nach Genf zu ſehen war;

Adrienne lag traurend auf dem grünen Raſen hingeſtreckt, eine Laute, die ihr **Albert** gegeben, ruhte in ihrer Hand; ſie griff ſchwermüthig in die Saiten und ſang:

Es fiſchte des Kaiſers Tochter zu Fez
An eines Schmerlbachs Rand,
Und zog in ihrem ſeidenen Netz
Drei blanke Fiſchlein an's Land.

O, ſchenke mich, ſprach das Erſte zu ihr,
Dem treueſten Schweſterlein;
Nein, ſprach die Schöne, du bleibſt bei mir,
Auch ich kann Schweſter dir ſein.

Ich habe ein Liebchen, ihm banget nach mir,
So ſprach das Zweite betrübt;
Mein Teich, ſprach ſie, erſetzet es dir, —
Sie hatte noch niemals geliebt.

Ich habe noch einen Vater, o Schmerz,
So ſprach das Jüngſte zuletzt: —
Sei frei, mir ſagt es mein eigenes Herz,
Daß Nichts dir den Vater erſetzt. *)

---

*) Von C. G. **Pfeffel**.

Die letzten Töne verhallten; Albert drückte ſtill wehmüthig ihre Hand, — als ſie mit einem Male unten auf dem Wege eine Staubwolke aufſteigen ſahen, die immer näher kam, bis endlich Pontveyre eine Menge heranrückender Soldaten gewahrte. Schon dachte Albert, die Schweizer dürften auf Umwegen zurückgekehrt ſein, Montricher zu überfallen, und nöthigte ſeinen Freund, ſchnell mit ihm heimzukehren. Aber im Schloſſe angelangt, vernahmen ſie den Ruf der erſteren Poſten, welche die Ankunft einer Freundes-Schaar ankündigten.

„Gewiß iſt es mein Vater," rief Albert, „wer kennt außer ihm unſere Loſung und Zeichen ſo genau? Fürchte nichts," fuhr er fort, als er ſeinen Freund erblaſſen ſah, — „er iſt Dir gewogen, er liebt ja auch mich: ich muß ihm entgegen."

7.

Aber der Ritter, welcher die ankommende Schaar befehligte, war nicht Pontveyre, ſondern Allüfant, der furchtbarſte, unverſöhnlichſte Feind der Genfer. Lange hatte ihn ſchon Neid und glühende Eiferſucht erfüllt, daß Pontveyre zum Oberhaupte des Ritterbundes war erwählt worden. Albert ſcheute ſeinen Anblick; der Ritter, wilder und häßlicher denn jemals, funkelte vor Groll und Hohn: eine unerklärbare Angſt fiel auf Albert's Herz, und gewiß mit Recht, denn die erſten Worte, womit ihn Allüfant kalt und hohnlachend begrüßte, waren:

„Albert von Pontveyre, Du haſt keinen Vater mehr, verkleidet wollte er durch Genf ziehen, man hat ihn aber erkannt und ermordet.“

Albert that einen Schrei des Entſetzens, er drohte zuſammen zu ſinken; Adrienne ſtürzte herbei, umfaßte ihn mit ihren Armen und erleichterte ſeinen Schmerz.

„Wer iſt dieſer junge Menſch?“ ſchrie Allüfant näher hinzutretend: „wer hat es gewagt einen Unbekannten in dieſe Mauern zu bringen?"

„Mein Vater," erwiederte Albert, dem die Gefahr des Freundes alle Kräfte wieder gab.

„Dein Vater?" hohnlachte der Ritter, „noch einmal, wer iſt er und woher? Sprich ſelbſt, Du Burſche, wie iſt Dein Name, wo Dein Vaterland?"

Adrienne zitterte am ganzen Leibe, ſie vermochte kein Wort herauszuſtottern.

„Es iſt ein Gefangener aus Genf, dem Herr von Pontverre um ſeiner Jugend willen das Leben geſchenkt;" erklärte einer der Krieger, die Adrienne auf das Schloß geleitet hatten.

„Ha! und dies zum Hohne ſeines Schwures?" tobte der furchtbare Ritter, — „Allüfant wird ſeinem Schwure treuer ſein. Alſo ein Genfer iſt es, Albert, den Du an Dein Herz drückſt, einer der Mörder Deines Vaters?"

„Er iſt mein Freund, mein Vater ſchenkte ihm das Leben, und hat mir ihn anvertraut, darum will ich ihn auch mit dem meinigen vertheidigen."

„Iſt es Dir unbekannt, Verwegener, daß

nach Altersfolge ich jetzt das Oberhaupt unſeres Bundes bin und nun an der Spitze der Krieger ſtehe? Gewiß war auch Er jener Verräther, der dies Blatt an unſere Feinde ſchrieb.“ (Bei dieſen Worten zog er einen offenen Brief aus dem Wams, in welchem Adrienne ihr Schreiben erkannte.) „Und Du, Albert, einer der Löffelritter, warſt der Nichtswürdige, der ihm die Mittel zur Beförderung nach Genf gab. Den Boten hat mein Schwert heimgeſendet, daß er nie wieder Briefe beſtellen ſoll, und der Schreiber ſoll ſein Loos theilen; Soldaten! ergreift den Genfer! er werde den Manen Pontveyre's geopfert.“

„Nur über meine Leiche dringt ihr zu ihm,“ ſchrie Albert, indem er ſich mit bloßem Schwerte ſchützend vor ſeinen Freund ſtellte. „Wehe dem, der es wagt meinen Freund zu berühren, den mein Vater mir anvertraute.“

Kein Soldat wagte es, ſich ihm zu nähern, Alle liebten Albert eben ſo ſehr, als ſie Allüſant haßten; wüthend zog dieſer ſein Schwert, ein furchtbarer Kampf entſtand zwiſchen beiden

Rittern. Wüthender Haß gegen den Grauſamen und ein unnennbares Gefühl für ſeinen Freund verdoppelten Albert's Kraft; ein furchtbarer Streich, und ſein Gegner liegt am Boden, er iſt entwaffnet und verwundet; auch Albert wirft ſein Schwert von ſich und ruft dem Beſiegten zu: „Ich habe das Leben meines Freundes vertheidigt: fern ſei es von mir, einen Bundesritter zu tödten; noch will ich Dich nicht meines Vaters Nachfolger nennen, denn Deinen Worten traue ich nicht, noch will ich hoffen, daß Pontveyre lebe, und er iſt es dann allein, der auf Montricher zu befehlen vermag.“

Allüſant erſtickte faſt vor Wuth; er war nur leicht verwundet. „Soldaten!“ rief Albert, „ſorgt für den Ritter,“ dann wandte er ſich gegen ſeinen Freund und erblickte ihn in einer kleinen Entfernung, umgeben von Kriegern, die ihn nach einem gefahrloſen Orte geleiten wollten. Aber vermochte denn Adrienne an ihre Sicherheit zu denken, indeß Albert ſein Leben für ſie wagte? „Laßt mich, laßt mich, um Gotteswillen!“ rief ſie, „wenn er ſtirbt, ſo ſei es mir vergönnt, mit ihm zugleich zu ſterben.“ Albert hatte jene Worte während des Zweikampfes vernommen, ſie verdoppelten ſeinen Muth und ſeine Stärke und begünſtigten den Erfolg; nun führte er ſie auf ſein Zimmer und ſprach, als ſie ſich allein befanden:

„Theurer Adrian, der Himmel hat mir die Gunſt verliehen, daß ich diesmal Dein Leben gerettet habe; aber ich kann es Dir nicht verhehlen, daß, ſo lange Du in der Nähe des grauſamen Allufant in dieſen Ringmauern verweilſt, Dein Leben ſtets in Gefahr ſchwebe. Nie wird er es mir verzeihen, daß ich ihn beſiegt und beſchämt habe, nie Dir es nachſehen, daß Du ein Genfer biſt, und der Mörder meines treuen Peter würde in Kurzem auch der Mörder meines Freundes werden. Dein Vater hat den Brief nicht erhalten, den Du geſchrieben, weil er ſich in den Händen Allüfant's befindet; aber ſeinen Sohn ſoll er wieder bekommen, und ich will der Ueberbringer ſein; ja, ich will Dich ſeinen Händen überliefern und eilen, meinen Vater aufzuſuchen, wenn es ja noch möglich iſt. Allüfant war nicht mit ihm, man kann ihm falſche Nachricht hinterbracht haben, oder er hat es für gut befunden, dieſe Lüge zu benützen, um ſich einer hohen ehrenvollen Stelle zu bemächtigen, um die er längſt meinen Vater beneidete. Ich kann, ich will in dieſer peinigenden Ungewißheit über das Schickſal meines Erzeugers nicht bleiben. Nutzen wir den Augenblick, in dem Allüfant durch ſeine Wunde gehindert iſt, uns Widerwärtigkeiten in den Weg legen zu wollen, und eilen wir noch an dieſem Abende von hinnen. Schnell will ich die nöthigen Vorkehrungen treffen, und eben ſo geſchwind bin ich wieder bei Dir.“

Er verließ ſie und flog zu dem Ritter Roſai, dem ſein Vater immer das vollſte Vertrauen ſchenkte, übergab ihm im Namen Pontveyre's die Schlüſſel und das Kommando des Schloſſes, beſtellte einige vertraute Krieger, um ſich vor Verrätherei zu ſchützen, und holte, als die Sonne ſchon mit ihrem Abendgolde die weſtlichen Bergſpitzen röthete, ſeinen Freund ab. Mit Wäſche und Kleidern hatte er Adrian verſorgt, heute brachte er ihm noch einen kurzen leichten De und einen Reiſemantel. Auch Albert war ſo gekleidet; ein breiter, tief in die Stirn gedrückter Hut barg ſein Geſicht. Noch vor Anbeginn der Nacht, ehe die Zugbrücke aufgezogen war, hatten ſie bereits Montricher verlaſſen. Wie glücklich fühlte ſich da Adrienne: ſie iſt bei ihrem Freunde, bei ihrem Lebensretter, wird bald ihren Vater wiederſehen, und keinen Augenblick denkt ſie daran, daß ſie nun der gräßlichſten Entdeckung entgegen eile.

Als ſie durch Rolle zogen, ſahen ſie die Brandruinen des Schloſſes, welches die Schweizer bei ihrem Durchzuge in Flammen geſetzt hatten. In dem Forſte von Prangin empörte ein ausgeſtreckter Leichnam ihren Blick. Aber wer beſchreibt Albert's Entſetzen, als er den jungen Savoye'ſchen Boten erkannte, welchen der Wütherich Alluſant getödtet hatte. Adrienne beſchuldigte ſich wehmüthig, die Urſache ſeines Todes geweſen zu ſein. Aber in dieſer Zeit des Mordes und der Gräuel, was konnte an dem Leben eines einzelnen Menſchen gelegen ſein! Albert ſorgte für die letzte Ehre des Verſtorbenen, ſeine Beſtattung; ſeine Soldaten begruben ihn, nachdem ſie mit ihren Schwertern die Erde geöffnet. Nun bedurfte ihrer Albert nicht mehr, er verabſchiedete ſie und ſandte ſie nach dem Schloſſe zurück. Er wollte allein in Genf eintreffen, und Adriennens einziges Flehen war, er möge ſich ja nicht zu erkennen geben.

Wie mächtig pochte ihr Herz, je näher ſie den Mauern der Stadt kamen: ſie fühlte nur allzuwohl, die Zeit der Verſtellung ſei vorüber; die erſten Worte, womit ſie ihr Vater begrüßen werde, würden Albert ihr Geheimniß entdecken; — ſie fühlte, daß ſie ſich jene Beſchämung erſparen müſſe, daß ſein Freund ihn bis zu dieſem Augenblicke hintergangen habe. Dieſes Geſtändniß, das ſie in den Mauern von Montricher nie gewagt haben würde, ſchien ihr in dem Augenblicke, wo er ſie zu ihrem Vater hinführte, um vieles leichter, und dennoch wußte ſie nicht damit zu beginnen. Schweigend ging ſie am Arme Alberts und vermochte ſich vor Erſchöpfung kaum aufrecht zu erhalten.

„Du zitterſt, armer Adrian, Du denkſt wohl an die Freude, die Du Deinem Vater bereiteſt; ſie könnte tödtlich für ihn werden, da er Deinen Brief nicht erhielt. Willſt Du, daß ich vorausgehe, und ihm des nahen Glücks Verkündiger werde, — daß ich ihn vorbereite, daß ſein Sohn" —

„Nein, Albert, nicht ſein Sohn" — unterbrach ihn Adrienne, und bedeckte, ihm den Arm ſanft entwindend, mit beiden Händen ihr Geſicht, „ſage ihm, daß Du ihm ſeine einzige Tochter, ſeine Adrienne zurückbringſt!"

„Gott! was höre ich?" rief Albert, „wär' es möglich?"

Mit einem Male ſank der Schleier vor ſeinem Auge: nun iſt ihm Alles klar; ſeine zarte innige Hingebung, die ſüße ſanfte Stimme ſeines Freundes, ſein Mangel an phyſiſchen Kräften, Alles iſt jetzt erklärt. Staunen mußte er, wie ihm dieſes nicht früher zu Sinne kam; dieſe zarte Hand, die er oft in der Seinigen gehalten und mit Küſſen bedeckt, konnte ſie ihn nicht hinlänglich belehren?

„O, ſüßes Geſchöpf," rief er, „mein Herz hat es wohl ahnen müſſen, ich liebte **Adrian**, und nun bete ich **Adrienne** an."

„So verzeihſt Du ihr, daß ſie Dich ſo lange getäuſcht? Hätte **Adrienne** ſonſt bei Dir bleiben, hätte ſie Dich lieben lernen, hätte ſie Dich **ihren Albert** nennen dürfen?"

Einige Augenblicke ſtanden Beide ganz in ihr ſüßes Gefühl verſunken, ganz den namenloſen Empfindungen hingegeben, die ſie erfüllten; **Adrienne** vergaß, daß ſie ihrem Vater entgegen eile, **Albert** dachte nicht mehr daran, daß er den ſeinen verloren; die ganze Welt kümmerte ihn wenig; er dachte nur an ſeine **Adrienne**, und wiederholte ihr tauſendmal die Schwüre ſeiner ewigen Liebe.

Adrienne war es, die zuerſt aus ihren ſüßen Träumen erwachte. „**Albert**, Du denkſt gar nicht daran, daß ich eine Genferin bin, und Du der Sohn **Pontveyre**'s, und daß ſich alles dem Anſchein nach vereinigt, um uns zu trennen."

„Was kümmern mich," verſetzte feurig der Jüngling, „jene Gehäſſigkeiten und Feindſchaften, die mein Herz eben ſo wenig beſchönigte, als ich ſie nun aus ganzer Seele verabſcheue. Dein Vaterland ſoll das meinige werden, Dein Vater der meinige, da ich ohnedies wenig Hoffnung habe, meinen unter den Lebenden zu finden; — fände ich ihn aber wieder, ihn, der mir das Leben gegeben, ſo würde er Dich gewiß ſeine Tochter nennen, oder keinen Sohn mehr haben.“

8.

Unterdeſſen waren ſie im Hauſe Amelins angekommen; haſtig ſchritt Adrienne zuerſt die Treppe hinan, Albert folgte ihr. In der Küche hoffte ſie ihre alte treue Goton zu finden; ſchon hatte ſie einen Plan entworfen, vermöge deſſen ihr Goton beiſtehen ſollte. Indeß Albert den alten Amelin auf die unerwartete Freude vorbereitete, wollte ſie heimlich bei Goton ihre weiblichen Kleider anlegen, und dann durch eine Mittelthür in ſein Zimmer treten. Albert bereitete ſie vor, daß er ſie in jenen Gewändern erblicken würde, die ſie nun nicht mehr ablegen werde; er ſolle ſich ihrem Vater bei ihrem erſten Zuſammentreffen nicht zu erkennen geben; ſie wolle es ſein, die es ihn kennen lehrt, wer der Urheber ſeines Glückes iſt; ſie wolle es dahin bringen, daß ihn das Glück, ſeine Tochter wieder an ſein Herz drücken zu können, dahin beſtimmen ſolle, den vielverfluchten Namen Pontveyre zu ſegnen.

Indeß öffnete ſie leiſe die Thüre der Küche; Adrienne hatte ihren großen Hut und Reiſemantel abgenommen, damit ſie um ſo gewiſſer von Goton erkannt werde; ſie rief ihren Namen, aber ſiehe da, eine fremde weibliche Geſtalt erſcheint, welche bei dem Anblick zweier bewaffneter Männer ſich an das Schickſal ihrer Vorgängerin erinnert, in Todesangſt einen gellenden Schrei ausſtößt und eilig entflieht. Albert und Adrienne lachten über ihre Furcht, deren eigentlichen Grund ſie nicht kannten. Adrienne wähnte, es ſei eine Bekannte ihrer guten Goton, welche dann und wann bei ihr im Hauſe Amelins bleibe, und änderte nichts an ihrem Vorhaben.

Auf das Angſtgeſchrei, welches das Weib gethan, fragte Amelin innen raſch: „Was iſt das, Marthe, was iſt Dir zugeſtoßen?“

Adrienne erkannte ſeine Stimme, und nun vollkommen überzeugt, daß er lebe, fühlte ſie abermals eine innige Wonne. Sie bat Albert ſanft, er möge hineintreten, um ihrem Vater die Ankunft ſeiner Tochter zu verkündigen.

„Die Thüre rechts,“ fuhr ſie fort, „geht in mein Zimmer, eine einfache Scheidewand und eine dünne Thüre trennen ſie von dem Gemache meines Vaters; ich kann dann jedes Wort hören, und werde eintreten, ſobald er vorbereitet iſt mich zu empfangen, aber bedenke wohl, — aber bedenket wohl,“ — wiederholte ſie erröthend, „daß Du — daß Ihr bis jetzt nichts, als mein Bote ſeid.“

„Ich werde Euren Befehlen gehorchen,“ erwiederte Albert lächelnd, „und hoffe Dich bald als Dein Freund zu begrüßen.“

Adrienne trat in das Seitengemach zu gleicher Zeit als Albert in Amelin's Zimmer; ſie eilte zu dem Schreine, der ihre Kleider verſchloß, Alles fand ſie noch, wie ſie es verlaſſen hatte. Schnell warf ſie ein weißes Gewand über ſich, hüllte die Bruſt in ein ſammtnes Leibchen, überſtickt mit blankem Silber, ordnete ihre blonden langen Locken, und horchte aufmerkſam auf alles, was in dem angrenzenden Zimmer vorging. Dort war Albert eingetreten, hatte den Hut gezogen und den Mantel zurück geworfen.

„Wer ſeid Ihr und was iſt Euer Begehren?“

fragte Amelin erſchreckt; aber ein Blick auf die edle Geſtalt und das einnehmende Aeußere des ſchönen Jünglings hatte ihn bereits eines Beſſeren belehrt noch bevor Albert im ſanften Tone erwiederte:

„Verzeiht, Herr, wenn ich eingetreten, ohne mich melden zu laſſen; als ich es thun wollte, erſchreckte ich unglücklicher Weiſe Eure Dienerin ſo, daß ſie einen Schrei ausſtieß und entfloh. Da ich Euch indeſſen frohe Kunde bringe, ſo glaubte ich mich ſelbſt anmelden zu dürfen. Eure Tochter Adrienne Amelin ſendet mich zu Euch!“ —

„Gott! meine Tochter!“ rief Amelin im höchſten Entzücken, „meine Adrienne, wäre es möglich, ſie lebte noch? Himmel, wenn mir das Glück würde, wenn ich ſie noch vor meinem Ende ſehen und ſegnen dürfte.“

„Ihr ſollt ſie ſehen,“ ſprach Albert mit dem Ausdrucke des innigſten Mitgefühls und der Wahrheit, „und dies viel früher als Ihr wähnt.“

„O, meine Tochter, aber wo iſt ſie?“

„Von dem Tag an, als Ihr ſie verloren, lebte ſie auf dem Schloſſe Montricher, geſtern erſt wurde es uns möglich, dort zu entfliehen. Geſtern glaubte ich Euch einen Sohn zurückzuführen, erſt heute, vor Kurzem, in dem Angeſichte Genfs, benahm mir Eure Tochter den Irrthum.“

Bei dem Namen des Schloſſes Montricher war der Greis mächtig erſchrocken, die Freude tilgte indeß auch dieſe Erinnerung. „Darf ich Euren Worten trauen?“ wandte er ſich mit zitternder Wonne an Albert, „Ihr ſeid ein Engel, den der Himmel mir ſendet, um mich in meinem tiefen Leid zu tröſten?“

„Ich bin nichts als ein armer Sterblicher, der ewig Euch und Eure Tochter verehren wird. Wenn ich Euch ſolch ein Kleinod zurückbringe, werdet Ihr mir den Beſitz deſſelben abſchlagen können? Verſprecht mir die Hand Eurer Tochter,“ rief er, ſich zu Amelin's Füßen werfend, „damit auch ich das Glück genieße, Euer Sohn zu werden!“

„Ja, mein lieber Sohn, Du ſollſt ſie haben," ſprach Amelin erweicht, „Du haſt mir mehr gerettet als mein Leben. Aber wo iſt meine Tochter, wo haſt Du ſie gelaſſen?"

„In Euren Armen!" rief Adrienne, aus dem Nebengemache an Amelin's Bruſt ſtürzend. — Bald lag ſie mit Albert zu ſeinen Knieen.

Pontveyre, entzückt von ihrer neuen Umſtaltung, glaubte ſie das erſte Mal zu ſehen; ſie ſchien ihm ſo unendlich ſchöner geworden, daß er den Blick nicht von ihr wegzuwenden vermochte; ſüßtraulich ſchlang er ſeinen Arm um die Holde und drückte ſie innig an ſein Herz; auch Adrienne ſchlang ihren Arm um ſeinen Nacken, und ihre Hände ruhten in jenen Amelin's.

„Du biſt mein, Adrienne," rief der Jüngling entzückt, „Du biſt mein auf ewig, Dein Vater hat eingewilligt, er hat mit ſeinen lieben Sohn genannt."

„Wer verdiente es auch mehr!" rief Adrienne, „Dein Vater hat mir das Leben geſchenkt, der Muth des Sohnes hat mir es zum zweiten

Male gegeben, ja mehr noch, er verſchaffte mir das Glück, Euch wiederſehen zu können. O, theurer Vater, ſegnet Eure Kinder!“

„Ich ſegne Euch,“ ſprach Amelin, ſeine Hände auf das Haupt der beiden Liebenden legend, „ich verſpreche Dir Albert, meine Tochter, ſelbſt ohne Dich näher zu kennen. Adrienne iſt Dein, ſie liebt Dich ja innig, und Du und Dein Vater habt ſie mir erhalten. Aber nun ſage mir Deinen Namen, wer Du biſt und wer Dein Vater, der mir mein theures Kind gerettet?“

Albert ſchwieg; er hatte es Adriennen verſprochen, und zitterte, den jedem Genfer tief verhaßten Namen zu nennen.

Adrienne faßte Muth; ſie umſchloß Amelin's Kniee: „Vater,“ ſprach ſie, „faſſe kein böſes Vorurtheil über meinen Albert, es wäre eben ſo ungerecht als niedrig, — denkt nicht darauf, ihn deßhalb zu ſtrafen, weil ihn, den Schuldloſen, das Schickſal ſo unglücklich geſtellt, — denkt nur daran, was wir ihm Beide ſchuldig ſind, und begründet das Glück Eurer Adrienne. Mein Albert iſt der Sohn — — — Franz von Pontveyre's, Herrn auf Terni, und Beiden habt Ihr das Leben Eures Kindes zu danken.“

Amelin glaubte, ein furchtbarer Traum umfange ihn, um ihn zu äffen. Seine Arme ſpreiteten ſich unwillkührlich aus und ſtießen ſeine Tochter zurück; er wollte ſtaunend den unheilſchwangern Namen wiederholen, die Zunge verſagte ihm den Dienſt. Vor Schrecken erblaßten die Liebenden und hielten ſich nur noch inniger umfangen, da mit einem Male raffte er ſich auf und rief verzweifelnd:

„Unglückliche! welchen Namen hat Dein Mund zu nennen gewagt? Welche Schatten rufſt Du aus dem Grabe? Siehſt Du dort das blutende Geſpenſt, wie es auftaucht aus dem Rachen der Hölle und zwiſchen Dich und Jenen, den Du liebſt, tritt! Albert, an dieſem Orte, wo Du jetzt die Hand meiner Tochter begehrſt, habe ich Deinen Vater, den Barbaren ermordet, unter meinem Schwerte fiel er, und hier, hier — — (er deutete nach dem Bette,) kennſt Du den Ort, wo mein Sohn, Dein Bruder Adrienne, von ihm getödtet, in Deinen Armen ausathmete? Sieh mich nicht alſo an, drohender Schatten, du haſt meine Tochter verſchont, ich verzeihe dir, ich wünſchte, ich könnte dir das Leben wiedergeben, das ich dir damals in blinder Wuth geraubt. — Nehmt auch Ihr Kinder meine Verzeihung, und — trennt Euch auf ewig!“

Ach! ſie waren es bereits für dieſe Erde! Albert ſah ſeine Adrienne erblaſſen und wanken, er fing ſie in ſeinen Armen auf, aber ach, es war ein Leichnam, den er an ſeine Bruſt drückte. Vernichten von dem unerwarteten Zertrümmern ihrer Hoffnungen auf dem Punkte, wo ſie dem höchſten Glück entgegen geſehen, fühlte der Himmel Mitleid mit ihr und entriß ſie der Reihe langwieriger Schmerzen. Sie hatte noch den Namen Albert genannt und gab ihr Leben an dem Herzen Desjenigen auf, den ſie mehr als ſich ſelbſt liebte.

„Adrienne!“ rief Albert, „bald ſoll uns das Grab vereinigen!“ Er ſuchte ſeinen Degen. In dieſem Augenblicke waren mehrere

Genſer, von der Magd herbeigerufen, hereingedrungen, und erbebten bei dem Anblicke deſſen, was ſich ihrem Auge darbot.

Verfolgt von dem Geſpenſte, das ſein wirrer Geiſt aus der ewigen Nacht des Todes rückkehren ließ, rannte Amelin wahnſinnig im Zimmer hin und her; ſeine Tochter lag entſeelt, gleich einer blaſſen Roſe, auf dem Bette, wohin ſie der Geliebte gebracht hatte. Albert hielt in einer Hand Adriennen's bleiche Rechte, in der andern ſein Schwert. Die Hereingekommenen wollten auf ihn zuſtürzen.

„Zurück!“ rief er ihnen mit Ruhe und Würde zu, — „ich bin der Sohn Pontveyre's, und nicht Ihr ſollt mich mit meinem Vater und dieſem Engel vereinigen, den ich nicht überleben will.“ Mit dieſen Worten bohrte er das Schwert tief in ſein Herz und ſtarb zu Amelin's Füßen.

Solch ein trauriger Anblick hätte die wüthendſten Feinde verſöhnen können; der Leichnam Albert's von Pontveyre wurde in Ehren gehalten, und nach dem ausdrücklichen Befehle Amelin's an der Seite Adriennen's begraben. Er ſelbſt überlebte ſie nur kurze Zeit, und nicht in ihrer Nähe.

Von den ferneren Umtrieben der Löffelritter wollen wir ſchweigen. Die Geſchichte löſchte nach und nach die Namen der Unwürdigen von den Marmortafeln der Fortdauer.

Ein Abenteuer.

Iſt's der Gnadenort der Freiheit, der Madonna unſ'rer Zeit?
Haſt auch du der großen Wallfahrt gläub'gen Volks dich angereiht?

Anaſtaſius Grün.

Rouget de l'Isle, den jüngſt erſt der Tod ſeinen Freunden entriſſen, von dem man ſich vielleicht oft den Begriff eines wüthenden Republikaners gebildet hat, war ſanftmüthig und gut, beſaß Wiſſen, ohne auf Gelehrſamkeit Ansprüche zu machen, und eine Bildung die überaus anziehend, wenn gleich ohne tiefere Grundlage war. Im Umgange war er liebenswürdig; ſeine Geſinnungen hatten viel Ritterliches. Er liebte die Geſellſchaft der Damen, und hier gelang es ſeinen Freunden oft, ihn zur Mittheilung kleiner Abenteuer und Anekdoten aus ſeinem Leben zu bewegen, die in ſeinem angenehmen Vortrage einen beſonderen Reiz gewannen. Eine ſolche Mittheilung, welche wir jetzt nach ſeinem Tode, aus der Feder einer geiſtreichen franzöſiſchen Schriftſtellerin Madame Amable Taſtu erhalten, erregt durch ihre einfache Wahrheit wohl auch bei dem deutſchen Leſer

Intereſſe, der in ihr zugleich einen Beitrag zu der Charakteriſtik Rouget de l'Isle's erhält. Madame Taſtu hat dieſe kleine Abenteuer aus dem Munde Deſſen, der es erlebt hat und läßt daher Rouget de l'Isle ſelbſt ſprechen.

Für Freunde der Literatur ſei hier bemerkt, daß Rouget de l'Isle Dichter der berühmt und berüchtigt gewordenen Marſeillaiſe iſt.

Ich lag mit meinem Regimente zu Straßburg in Garniſon, als ich eines Tages zu einem Maskenball geladen wurde. Blos mit der Abſicht mich zu zerſtreuen, ging ich hin. Und eine Zerſtreuung that Noth unter den damaligen Verhältniſſen allgemeiner Beſorgniß und im Angeſichte des Krieges. Die Stadt war bereits voll mit Soldaten, und immer noch kamen neue nach. Sie füllten die Straßen, marſchirten, campirten, ſangen und tanzten, daß es einen ganz eigenen Anblick gewährte, als ich vorbeiging.

Ich kam auf den Ball; die Geſellſchaft war glänzend und zahlreich; die Menge verſchiedenartiger Uniformen mitten in dem bunten Gewirre eines Maskenfeſtes ſchien den Glanz und die Fröhlichkeit noch zu erhöhen. Als ich ſpähend meine Blicke umherſandte, um irgend einen meiner Bekannten ausfindig zu machen, gewahrte ich in einer Ecke eine zahlreiche Gruppe von Officieren, größtentheils aus meinem Regimente. Ich wandte mich alſo nach dieſer Seite, drängte mich mit in den Knäuel und warf einen Blick in die Mitte des Kreiſes. Ein junges Mädchen ſaß da im elſaßer ländlichen Coſtume, aber ſo gewählt und mit Geſchmack angethan, daß man an dem feinen Sinn der Maske nicht zweifeln konnte. Ihr ſchön geflochtenes blondes Haar, der edle ſchmiegſame Wuchs, und was der flatternde Taft ihrer Larve zuweilen von ihrem Geſichte verrieth, — alles flößte Neugierde und Intereſſe ein. Auch war ihre Lage ſo ſonderbar als reizend. Allein, mitten in einem dreifach verſchlungenen Männerkreiſe, wußte ſie alle Scherze und Witzworte mit einer Geiſtesgegenwart zu erwiedern, die durch nichts eingeſchüchtert noch entwaffnet werden konnte. Ihre Reden hatten ſo viel originell Lebhaftes und doch anmuthig Bedachtes, daß man nicht müde wurde, ihr immer Stoff zu bieten um ſie zu hören. Und ihr natürlicher Anſtand war ſo mächtig, daß kein einziger der jungen Fante, die ſie umringten, den Scherz über die erlaubten Schranken hinaus zu treiben wagte.

„Meine Herren,“ rief ſie, endlich des langen Kampfes müde, in welchem ſie zwar immer

Siegerin geblieben, — „meine Herren,“ rief ſie mit dem Tone einer kleinen Ungeduld: „Ihre Geſellſchaft iſt zwar ſehr unterhaltend und angenehm, aber Sie denken doch gewiß nicht, daß ich blos um Ihretwillen hierhergekommen: im Gegentheil, es würde mir jetzt Vergnügen machen, einen Blick in den Saal zu werfen und mir den Ball in der Nähe zu beſehen. Haben Sie alſo die Güte, mir Platz zu machen.“

Mit dieſen Worten ſtand ſie auf.

„Nicht mehr wie billig,“ entgegnete ein junger Officier; „wir geben Ihnen die Freiheit, allein unter der Bedingung, daß Sie — weil Sie doch nicht allein auf dem Balle herumgehen können — Einen von uns zu Ihrem Ritter wählen.“

Allgemeiner Beifall folgte dieſem Vorſchlage, und Mademoiſelle — man titulirte ſie ſo — wurde gebeten eine Wahl zu treffen.

„Warum nicht? ich füge mich Ihrem Beſchluſſe,“ ſprach ſie nach kurzem Beſinnen; ſie drehte ihr Köpfchen, ihr Blick muſterte uns Alle: endlich ruhte er auf mir. Ich hatte mich nach und nach in die Vorderreihe gedrängt, und wenn ich gleich nur geringen Antheil an der Converſation nahm, ſo verrieth mein Auge, das immer auf ſie gerichtet war, ihr vielleicht den Antheil, den ſie in mir erregte; — ſo wenigſtens erklärte ich mir den Vorzug, den ſie mir zu Theil werden ließ.

Sie näherte ſich mir und verlangte meinen Arm, den ich entzückt bot. Dann verneigte ſie ſich ſo freundlich als würdevoll gegen die Uebrigen — und ſiehe da, wir befanden uns nun, ich möchte ſagen allein auf dem Balle. Sie ſetzte die Unterhaltung auf ſo ungezwungene und heitere Weiſe wie früher fort: ich meinerſeits bot Alles auf, ſie zu amuſiren, was denn auch mitunter auf Koſten bekannter und halbbekannter Perſonen geſchah. Sie lachte von Herzen und that von Zeit zu Zeit ſo naive Fragen an mich, daß ich in Verlegenheit gerieth, indem ich mir ihre heitere Unbefangenheit in einer Spähre, wo ſie ganz unbekannt zu ſein ſchien, nicht erklären konnte: denn dieſes wunderbare Geſchöpf wußte eigentlich von allem nichts, was hier um ſie vorging, und doch gerieth ſie auch über nichts in Erſtaunen.

Nach einem zweiſtündigen Herumwandeln und

Scherzen, die ihr nicht zu mißfallen ſchienen, traten wir in das Foyer; ſie warf einen Blick nach der Uhr. „Drei Uhr!“ rief ſie mit einem Seufzer; dann gleichſam mit ſich ſelbſt redend, fügte ſie hinzu: eine angenehme Sache ſolch ein Maskenball! wenn man nicht eine Unbeſonnenheit begehen muß, um ihn zu beſuchen.

„Eine Unbeſonnenheit?“ fragte ich erſtaunt.

„Ja wohl! Ich ſollte Ihnen das zwar nicht ſagen: aber Sie flößen mir Zutrauen ein: und dann, Sie kennen mich nicht und werden mich nie wiederſehen, alſo iſt das Unglück nicht ſo groß.“

„Erfahren Sie denn,“ fuhr ſie fort, als ſie meine Neugierde ſah, „ich gehöre ſehr ſtrengen und zurückgezogenen Eltern an, die es bisher noch nie zugaben, daß ich ein Schauſpielhaus oder einen Ball betrete. Nun habe ich aber wieder eine Couſine, gleichen Alters mit mir, welcher ihre Eltern alle dieſe Vergnügungen geſtatten und verſchaffen. Die erzählte mir nun von den hübſchen Dingen, die mir alle verboten waren, ſo viel vor, daß mich eine heftige Sehnſucht erfaßte, auch daran Theil zu nehmen; vor allen aber einen

Ball zu beſuchen, welcher Wunſch um jeden Preis befriedigt werden ſollte. Natürlich durfte es nur ein Maskenball ſein, ſonſt würde man mich erkennen. So hatte mich meine gute kindiſche Couſine zu dieſem Schritte verleitet; ſie verſchaffte mir den Anzug, kam mich ankleiden helfen auf mein Zimmer, wo ich unter Vorſchützung einer Unpäßlichkeit verblieb, und ſie war es, die mich mit einer Magd bis an das Thor des Ballhauſes begleitete.

„Aber wie kommen Sie nun wieder nach Hauſe?“ fragte ich, erfreut durch ihre naive Offenherzigkeit.

„Die Magd holt mich wieder ab; aber,“ fuhr ſie mit einem Blick nach der Uhr fort, „ſie ſollte ſchon da ſein und ich ſehe ſie nirgends. Sie wird ſich doch nicht vom Schlafe haben überfallen laſſen!“

Wir gingen im Saale noch ein Paar Mal auf und ab; allein die Unruhe des Mädchens wuchs von Minute zu Minute. Endlich, als nach einer Stunde die Magd noch immer nicht erſchien, war ihr Entſchluß gefaßt.

„Kommen Sie,“ rief ſie in ihrem ſcherzenden Tone, „jetzt heißt es ſchon auch die Strafe für den begangenen Fehltritt aushalten; ich bin genöthigt, allein nach Hauſe zu gehen.“

„Wohin denken Sie!“ unterbrach ich ſie; „haben Sie denn vergeſſen, daß die Stadt von Soldaten wimmelt, die jetzt größtentheils betrunken herumziehen? Sie könnten beſchimpft, gemißhandelt werden. Allein durch die Straßen, zu dieſer Stunde und in dieſem Anzuge! Nein, es geht durchaus nicht an!“

„Sie haben Recht, daran dachte ich nicht,“ erwiederte ſie ganz betrübt.

Sie ſann ein wenig nach, dann ſchien ſie etwas ſagen zu wollen, hielt aber inne; ich glaubte ſie zu errathen.

„Sie haben meinen Arm den Abend hindurch angenommen, warum wollen Sie ihn jetzt ablehnen, wo ſie ſeiner mehr bedürfen?“

„Aber ich wohne ziemlich weit von hier,“ entgegnete ſie.

„Was liegt daran!“

„Gut denn, ſo laſſen Sie uns gehen!“ — Sie nahm meinen Arm, und wir verließen den Ball.

Auf dem Wege unterhielten wir uns heiter wie vorher, ohne daß ſie im geringſten Angſt oder Mißtrauen zeigte. Aber als wir in eine Straße einlenkten, hörten wir einen tollen Lärm von Geſang und Geſchrei, und ſahen hellen Fackelſchein vor uns. Es war eines der jüngſt eingetroffenen Regimenter, das ſeine glückliche Ankunft feierte. Der lärmende Zug kam uns gerade entgegen, und ich begann etwas von Beſorgniſſen zu ſpüren, nicht für mich, denn mich ſchützten meine Epaulets, aber für meine Gefährtin, die durch ihre Geſtalt und ihren Maskenanzug ziemlich auffallend war. Ich überlegte ſchnell alle Folgen, die ein unangenehmer Auftritt dieſer Art mit ſich führen konnte, und wie ſchwer es mir, dem Einzelnen, ſein würde, ſie gegen eine Schaar von Zügelloſen zu vertheidigen, die ſich eben dem tollen Treiben ihrer Orgien überließen. Schnell theilte ich ihr meine Beſorgniß mit.

„Mein Gott! was ſoll ich thun?“ erwiederte ſie ängſtlich.

„Hören Sie mich,“ fuhr ich raſch fort, „Sie haben mir bisher Ihr Vertrauen geſchenkt: Sie müſſen dies auch noch weiter und ohne Einwendung thun. Zufällig befinden wir uns vor dem Hauſe, worin ich wohne; hier iſt der Schlüſſel meines Zimmers; dahin eilen Sie ſofort: ich bleibe hier und gebe Ihnen ein Zeichen, wann Sie ohne Gefahr wieder herabkommen können.

Während ich ihr die Lage und Eintheilung meines Quartiers deutlich beſchrieb, ſchien ſie unentſchloſſen und ſehr unruhig: allein der Lärm und die Helle kamen immer näher; da griff ſie raſch nach dem Schlüſſel und verſchwand im Dunkel des Hauſes.

Ich blieb in der Vertiefung des Thores ſtehen und erwartete regungslos und in meinen Mantel gehüllt den Abzug des lärmenden Haufens. Das flackernde Licht der Fackeln gab dieſen Phiſiognomien, brennend vor Exaltation und Trunkenheit, einen noch wilderen Anſtrich; die Meiſten hatten noch die Flaſche in der Hand, und unter Flüchen und Getobe ſangen Alle ein ſchauriges Lied. — Endlich verhallten Stimmen und Tritte in der

Ferne, der Schein der Fackeln erſtarb, und ich blieb allein mit meinen Gedanken. So ſah eine Nacht des Thermidor, ſo ſahen die Kämpfer für Frankreich und Freiheit damals aus!

Die Erinnerung an meine ſchöne Gefangene entriß mich ſchnell dem Nachſinnen. Ich klopfte dreimal in die Hände: das war das verabredete Zeichen. Augenblicklich kam ſie herab, und nahm ſtillſchweigend meinen Arm wieder an. Sie ſchien plötzlich ſtumm geworden, ihr munteres Geplauder hatte aufgehört, und den ganzen Reſt des Weges durch kamen kaum ein Paar Worte über ihre Lippen.

Sie wohnte entfernt, und öfter noch ſtießen wir auf andere Schaaren von Soldaten, die uns in Verſtecke zwangen, oder nöthigten, ängſtlich an die dunkle Wand gepreßt, ihr Vorüberziehen abzuwarten.

Meine Gefährtin zitterte vor Ungeduld oder Kälte; ich beredete ſie, einen Theil meines Mantels zu benützen, und ſo ſetzten wir den Weg fort.

Endlich am Eingange einer ziemlich entlegenen Gaſſe ſchien ſie frei aufzuathmen und blieb ſtehen.

„Wir ſind zur Stelle,“ ſprach ſie, „denn hier ſcheiden wir. Jetzt, mein Herr, verlange ich Ihr Wort, daß Sie mir nicht folgen, noch irgend Verſuche machen, meinen Namen und Wohnort zu erforſchen. Es iſt dieß eine Gefälligkeit, um die ich Sie bitte, und die Sie mir nicht abſchlagen werden?“ Ihre Stimme zitterte, als ſie die letzten Worte ſprach.

Ich gab ihr mein Wort, wie ſie es verlangte.

„Herzlichen Dank!“ rief ſie freudig, ließ meinen Arm und ſchlug den Mantel von ſich zurück.

„Aber,“ fügte ich hinzu, „wenn Sie meines Schutzes vielleicht doch noch bedürften? —“

„Nein, nein! ich bin nahe an meiner Wohnung und habe nichts mehr zu befürchten.“

„Wohlan, ſo erlauben Sie mir wenigſtens, auf dieſer Stelle ſo lange zu bleiben, bis ich die Gewißheit zu haben glaube, daß Sie glücklich nach Hauſe gekommen. Ich will fünfzehn Minuten lang warten; höre ich Sie bis dahin nicht nach mir rufen, ſo gehe ich ruhig fort.“

Dieſer Antrag ſchien ſie zu rühren. Sie ſtand regunglos und nachdenkend da, und wie der matte Schein der Laterne auf ſie fiel, unter welcher wir uns befanden, konnte ich ſie ſtillſchweigend betrachten.

„Mein Herr,“ ſprach ſie endlich mit bewegter Stimme, „ich bin Ihnen für heute ſehr viele Verpflichtungen ſchuldig; ich weiß nicht, wie ſie abtragen? aber vergeſſen will ich Ihrer nie …“

Sie ſchien noch etwas ſagen zu wollen, doch ſchwieg ſie, — dann hob ſie den Tafft ihrer Larve etwas in die Höhe und reichte mir ihre Wange dar, indem ſie ſich ſanft zu mir neigte. Ich küßte ſie mit ſtiller Hochachtung.

Und nun entſchlüpfte ſie mir mit der Leichtigkeit eines Vogels und verſchwand aus meinem Geſichte.

Pünktlich wartete ich bis die fünfzehn Minuten vorüber waren, und da ich meine] ſchöne Unbekannte weder mehr zu hören noch zu ſehen bekam, verfügte ich mich, über ihre Sicherheit beruhigt, nach Hauſe und beſchäftigte mich noch viel mit dem Gedanken an Sie. —

Aber das Verdienſt hatte ich, ihr treu Wort zu halten; ich trachtete nicht darnach, ihren Namen zu erfahren, und aufrichtig geſprochen, ich wünſchte es nicht einmal. Die trokene Wirklichkeit hätte vielleicht dieſem kleinen Abenteuer allen Reiz geraubt, womit es das Geheimniß in meiner Phantaſie ausſtattete. Dann aber hatte ich nicht Muße lange an die Geſchichte zu denken, denn mein Regiment erhielt bald den Marſchbefehl nach Hüningen.

Sechs Monate waren mittlerweile verfloſſen; da irrte ich entlaſſen und bald auch geächtet durch ganz Frankreich.

Ich kam auch nach Straßburg und konnte unmöglich durchziehen, ohne hier einer entfernten Verwandten, die mich früherhin mit Zeichen des Wohlwollens und der Freundſchaft reichlich bedacht hatte, meinen Dank abzuſtatten. Als dieſe mich wiederſah, ließ ſie nicht nach, bis ich ihr verſprochen hatte, den ganzen nächſtfolgenden Tag in ihrem Hauſe zuzubringen.

„Ich ſehe Morgen Leute bei mir,“ fuhr ſie fort, „denn ich war jüngſt bei einer Hochzeit geladen, und jetzt gebe ich den Neuvermälten und ihren Bekannten ein Diner. Niemand kennt Sie hier, Sie können alſo ohne Beſorgniß theilnehmen. Sie werden ſich gewiß gut unterhalten und recht hübſche Mädchen ſehen, die junge Frau ungerechnet, die eine Schönheit iſt.“

Ich ließ mich bereden und nahm die Einladung an. Am nächſten Tage erſchien ich; ich fand den Saal voll Geſellſchaft. In der Mitte ſaß die Frau vom Hauſe zwiſchen zwei jungen ſchönen Damen; Blick und Anzug verriethen mir in einer derſelben die Neuvermälte.

Als ſie meiner gewahr wurde, machte ſie eine Bewegung des Erſtaunens und der Ueberraſchung, die meine Aufmerkſamkeit erregte; allein feſt überzeugt, daß ſie mir gänzlich fremd ſei, glaubte ich mich geirrt zu haben. Indeß ſah ich, wie ſich die ſchöne junge Frau, nachdem ſie der Frau vom Hauſe mit freundlicher Lebhaftigkeit einige Worte zugeflüſtert, vom Sitze erhob und mit der anderen jungen Dame, die man mir als ihre Couſine bezeichnete, das Gemach verließ. Die Frau vom Hauſe folgte ihnen und einige Minuten ſpäter erſchien ein Dienſtmädchen, das mir ſagte: Madame erwarte mich auf ihrem Cabinet, — und mir auch ſogleich den Weg dahin zeigte.

Hier fand ich die drei Damen und einen Herrn, den ich nicht kannte. Auf allen Mienen lag ein räthſelhafter freundlicher Ausdruck. Meine Gaſtfreundin kam mir entgegen, und mit einem Geſicht, halb lächelnd, halb voll Rührung, rief ſie mir zu: „Mein Freund, umarmen Sie mich!“

„Mit Vergnügen!“ antwortete ich etwas überraſcht, und als ich mir eine Erklärung ausbat, trat die hübſche Couſine auf mich zu und ſprach mit ſchalkhafter Miene:

„Wollen Sie mich wohl auch umarmen, mein Herr?“

Sehr bereitwillig fügte ich mich ihrem Wunſche.

„Nun kommt die Reihe an mich,“ begann die Neuvermälte, „und nicht allein an mich, ſondern auch an meinen Gemal, den ich Ihnen hier vorſtelle.“

Wirklich umarmte ſie mich auch recht herzlich, desgleichen ihr Mann, der gerührt meine Hand drückte, welche er wiederholt ergriff und kräftig ſchüttelte.

Die Damen ſchienen ſich an meinem Staunen zu ergötzen; endlich nahm die junge Frau das Wort.

„Sie erkennen mich nicht wieder," ſprach ſie, „aber ich habe Sie nicht vergeſſen. Erinnern Sie ſich noch der jungen Thörin, die Sie in der Nacht jenes Maskenballs vor ſo vielem Ungemach bewahrten?"

Die Erklärung, die nun folgte, läßt ſich leicht errathen.

„Mein Gemal," fuhr die liebenswürdige Frau fort, „weiß Alles: meine nächtliche Unbeſonnenheit, wie den Dienſt den Sie mir ſo edel geleiſtet, und ich wollte, daß er ſeinen Dank ſelbſt abſtatte."

Man bot an dieſem, wie am folgenden Tage, den ich bei der Familie zubrachte, Alles auf, was die Erkenntlichkeit zur Förderung des Vergnügens aufbringen konnte. Als ich mich von ihnen trennte, glaubte ich die Hoffnung mitnehmen zu können: mir in ihnen Freunde für das ganze Leben erworben zu haben. —

„Welche hübſche Geſchichte!“ rief die Dame, der wir die Mittheilung dieſer Epiſode danken, dem Erzähler zu. „Haben Sie ſie denn nicht aufgeſchrieben? Welche Theilnahme fänden Erinnerungen aus dem Leben, ſo anziehender und heiterer Art!“

„Heiterer Art!“ ſeufzte der Erzähler und ſchüttelte das Haupt; „acht Monate ſpäter waren alle Die, von denen ich jetzt ſprach, vertrieben, geächtet oder auf dem Schaffot geſtorben.“

Die Launen der Liebe.

Scenen und Briefe.

Dank, ſchöner Schickſalsengel, der vor mir
Herſchreitend mit dem Zauberſtab der Liebe,
Was wünſchenswerth mir ſcheint, in's Leben ruft.

Raupach.

1.

Endlich hatte ich mir ein Herz gefaßt und war abgereiſ't. Ach, ich mußte ja wohl, denn die Tante wünſchte es ſo ſehr. Ich ſollte die Welt ſehen, und dieſes arme Herz werde ſich erleichtert fühlen auf der neuen Wanderung.

Geſtern, liebe Freundin, kam ich bei der jungen ſchönen Baronin Vollheim an; meine Tante hatte ihr Tag und Stunde meines Eintreffens geſchrieben, und als ich aus der Poſtkutſche ſtieg, erwartete ſie mich bereits. Die Beſchreibung, die man ihr von mir gemacht, mußte ziemlich treu ſein, denn kaum hatte ſie mich erblickt, ſo lag ſie an meinem Halſe und umarmte mich. Anfänglich war ich ganz verſchüchtert, aber die Baronin ſagte mir in einem Zuge ſo viel Liebes und Gutes, daß meine falſche Scham bald verſchwand. Pauline, ſo heißt nämlich die Baronin, nahm mich alſogleich mit ſich, und als wir uns nun in ihrem hübſchen freundlichen Hauſe befanden, war es uns beiden ſo zu Muthe, als ſei unſere Bekanntſchaft ſchon über zehn Jahre alt.

„Betrachten Sie ſich hier wie zu Hauſe,“ ſprach die Baronin, indem wir in ein allerliebſtes Boudoir traten, „ich habe dies Gemach für Sie einrichten laſſen; nun wie finden Sie es, liebe Laura?“

„Faſt ſo freundlich als die Wirthin,“ entgegnete ich mit verbindlichem Tone.

„Noch immer Ceremonien,“ unterbrach ſie mich, „man ſieht wohl, daß Sie aus der Stadt kommen. Aber hier ſind wir auf dem Lande, und für künftighin bin ich nicht mehr Ihre Baronin, ſondern kurzweg Ihre Pauline. Traurig wäre es, wenn Ihnen dies ſchwer fiele; aber ich habe in meinem Hauſe ein Recht zu Forderungen, und Sie werden ſich ſchon fügen müſſen.“

Und ohne erſt meine Antwort abzuwarten, ergriff ſie mich bei der Hand, zog mich hinaus in ihren blühenden Garten, zeigte mir alle die ſeltenen Blumen, nannte ihre Namen und führte mich endlich auch in ein reizendes, von Büſchen und Bäumen umgebenes Gartenhaus.

„Sie werden dieſen Ort liebgewinnen, kleine Träumerin,“ ſprach ſie hier, „und ich werde wohl bald Urſache haben, über den Vorrang eiferſüchtig zu werden, den er bei Ihnen vor meiner Geſellſchaft finden wird.“

Ich wollte ſprechen.

„Nichts von Entſchuldigungen meine Liebe,“ fuhr ſie fort, „wir wiſſen ſchon, daß Sie romantiſche Ideen im Köpfchen tragen, wie jedes Fräulein, das eben aus der Penſion kömmt.“

Ich wurde blutroth, ſie bemerkte es.

„Laſſen Sie nur gut ſein, liebes Kind,“ ſprach ſie weiter; „iſt doch nichts angenehmer, als dieſe ſüßen Selbſttäuſchungen, und nichts ſo traurig, als daß eben dieſer holde Wahn ſo bald verſchwindet. Auch ich hatte die meinen; leider iſt nur nicht viel mehr zurückgeblieben; kaum ſo viel als an einer Blume, die den Duft verloren hat — die Erinnerung.“

Dieſe und einige ähnliche Worte, die ſie oft wie zufällig hinwarf, machten mich heimlich erſtaunen, und ich betrachtete die Baronin aufmerkſamer.

In Paulinen's Aeußerem liegt nichts, was ein gegenwärtiges oder früheres Leiden andeutete, — aber ach, Du weißt geliebte Freundin, daß ein Herz bluten kann, ohne daß Züge und Geſtalt die Spuren dieſes Schmerzes zur Schau tragen. Bin ich nicht ſelbſt ein Beweis dafür?

Ich will Dir hier nicht erſt all das Liebe und Freundliche wiedererzählen, womit mich die Baronin ſeit geſtern überhäuft. Sie iſt dreißig Jahre alt und verheimlicht es nicht; daß ſie ſchön iſt ſcheint ihr nicht unbekannt zu ſein, und daß ſie Geiſt beſitzt wurde ihr ſchon ſo oft geſagt, daß ſelbſt ihre Beſcheidenheit daran glauben muß. Sie hat die feinſte Weltſitte und beweiſt ſie in jedem Augenblick. In der Provinz lebt ſie, weil ſie ihre Revenuen für ein großes Haus in der Reſidenz für zu gering hält: übrigens haßt ſie nichts ſo ſehr, als den kleinſtädtiſchen Geiſt, und darum ſieht ſie faſt Niemand bei ſich. Den Frühling ſchon vergräbt ſie ſich in ihr Landgut, und bleibt dort ſo lange es nur möglich iſt. — In ihrem achtzehnten Jahre vermälte ſie ſich mit einem Manne, den ſie liebte; in ihrem fünfundzwanzigſten

Jahre ward ſie Witwe und kinderlos. Viele ſuchten ſeither ihr zu gefallen, wenigen gelang es; ich glaube nur einem Einzigen: und doch gab ſie auch dieſem wie allen Andern den Abſchied. Ob aus Laune oder Koketterie? ich weiß es nicht, und thue ihr gewiß mit dieſen Worten Unrecht; denn es will mir ſcheinen, als ſei ihre Ehe nicht glücklich geweſen, obgleich ſie dieſes nie zugibt. Aber woher ſonſt ihre Abneigung vor einer zweiten Verbindung?

Jetzt liebe Freundin, habe ich Dir von Paulinen genug vorgeſchwatzt — ich komme nun auf mich ſelbſt. Ach ich bin ſehr traurig, gute Laura! Ueberall verfolgt mich mein Traumbild! Ja, es war eine täuſchende Hoffnung, daß mein Herz, wenn ich erſt die Reſidenz verlaſſen, durch neue frohe Eindrücke und Gedanken geneſen ſollte, und daß mir Ruhe und Gleichmuth von ehedem zurückkehren würden. Ach, es iſt nicht ſo. Immer leide ich an dieſer innern Sehnſucht und Qual, die mich verzehrt, ohne daß ich ſie verſtehe und abwehren kann! — Doch ich will ganz offen gegen Dich ſein, damit Du ſiehſt, in wiefern mir Dein

Rath genützt. Du warſt der Meinung, ich hege eine geheime Neigung für einen jener jungen Männer mit blendenden Eigenſchaften, welche in das Haus meiner Tante kamen. Nein Laura! Ich liebe: aber Der, den ich liebe, kann meine Neigung nie erwiedern. Ich werde ihn nie im Leben ſehen, ſeine Stimme die mir ſo wohlbekannt iſt, wird nie an mein Ohr tönen außer in Träumen. Ja, dieſe ungetheilte Leidenſchaft, muß mich tödten! Doch ich will dir ein Bild meines Ideals entwerfen. Ein junger Mann von zweiundzwanzig Jahren; nicht ſchön noch häßlich; nicht groß noch klein, aber mit einer ſanften Stimme und mit einer Seele voll Gefühl, Liebe, Enthuſiasmus und großmüthiger Aufopferung. Ich liebe ihn um ſeiner herrlichen Eigenſchaften willen: was könnten ſchöne Züge bei einem häßlichen Herzen frommen? O Laura, wenn Du wüßteſt, wie er geliebt hat, wie viel er gelitten, bevor er ſtarb. Nie konnte ich es begreifen, wie es eine Frau geben mochte, die ſo vieler Liebe widerſtand. Doch Du wirſt mich vielleicht für verrückt halten, denn Du glaubſt es wohl kaum möglich, daß man einen Längſtverſtorbenen liebe. Was wirſt Du erſt ſagen, wenn ich Dich ganz aus dem Traume reiße und Dir ſage, daß mein Ideal der Held eines Romans iſt, und daß ich für Werther ſterben könnte, wie er für Lotte geſtorben iſt.

Seit zwei Jahren vergeht kein Tag ohne daß ich mich mit ihm unterhielte, mit ihm weinte, ohne daß ich ihm auf allen Pfaden der Hoffnung und Verzweiflung folgte. Er iſt ein Theil meiner ſelbſt geworden; des Morgens grüße ich ihn und lächle ihm zu; und da iſt mir, als ob ſein ätheriſcher Schatten ſich herabließe und über meine Stirn gebeugt ſpräche: Da bin ich! und dann, ich will Dir's nur geſtehen, kommen Augenblicke wo ich Lotten haſſen und ihm zurufen könnte: Ach, daß du mich geliebt hätteſt Werther, wie wäre mein Herz ſo ganz zum Tempel deiner Liebe geworden, die es in ſich aufgenommen und vor den Augen der Welt verborgen hätte.

Beweine mich Laura, denn dieſe Liebe iſt mein Verhängniß.

Ein anderesmal mehr über meinen Gemüthszuſtand, denn eben ſchickt Pauline nach mir, ich ſoll in ihrer Geſellſchaft die Umgebungen beſuchen; es iſt bereits angeſpannt.

O Laura, wie ſchön, wie großartig, wie begeiſternd iſt hier die Natur! und ich Unglückliche fühle ſelbſt bei dem Anblick all dieſer Herrlichkeiten mein Herz kalt bleiben.

O armes, leidendes Herz, wo biſt du hingerathen?

2.

Eine junge Frau und ein junges Mädchen luſtwandelten in den ſchattigen Alleen des großen Gartens, Letztere hielt ein überaus zierlich gebundenes Büchlein in der Hand, wovon ſie den Blick nicht ablenken zu können ſchien, während Erſtere von Zeit zu Zeit einen gleichgiltigen Blick mit hineinwarf und mitunter die Lippen zu einem ironiſchen Lächeln faltete.

„Wollen wir nicht in den Pavillon treten?“ fragte ſie endlich Henrietten.

„Gewiß langweilt Sie dieſe Lectüre,“ entgegnete das Mädchen mit gekränktem Tone.

„Nein ſie langweilt mich nicht,“ ſprach Pauline, „aber ich finde ſie zu angreifend.“

Henriette ſchloß ihren Werther, nur mühſam einen Seufzer unterdrückend.

Bald waren ſie in dem Pavillon. Die Baronin ſtickte, Henriette überließ ſich ihren Gedanken.

„Immer ſo träumeriſch meine Kleine,“ begann nun Pauline von der Arbeit gewendet, „und der Himmel weiß welchen Gedanken wieder nachhängend! Sie haben ſich eine fantaſtiſche Welt erſchaffen, welche Sie mit Ihrer Einbildung nun nach allen Seiten durchkreuzen. Daran thun Sie nicht wohl, mein Kind, Sie ſind auf falſchen Wegen und verirren ſich täglich mehr. Folgen Sie dieſer täuſchenden Stimme des Herzens nicht, ſie führt Sie zum Unglück. Mit den Augen, nicht mit dem Herzen, ſollen wir die Welt und die Männer betrachten: der Augenblick wird plötzlich kommen, wo Ihre Träume verſchwinden und wehe Ihnen, wenn Sie auf dieſen Wechſel nicht vorbereitet ſind. Wie viele Frauen habe ich nicht gekannt, die ſchwärmeriſch wie Sie, ſich ein Glück erträumten, das ſie niemals finden ſollten. Das Glück iſt ein Kind der Erde, nicht der Phantaſie: Sie glauben, es liege in der Schwärmerei der Liebe, aber darin irren Sie. Das was man Glück nennt iſt Ruhe, ein einförmiges Leben ohne Leidenſchaft und Thränen, ein Schlummer ohne Träume und ohne Erwachen: mit einem Wort, ein Mann, der uns anſtändig heiratet und pflichtſchuldigſt glücklich macht. Sehen Sie das iſt das Glück, dem Mädchen Ihres Alters nachſtreben ſollen. — Ja es gibt noch eine andere Art von Glück, die aber nur Frauen zukömmt, die viel gelitten haben: der Himmel wolle Sie vor dieſer bewahren!“

„Und welche wäre dieſe?“ fragte Henriette mit Zögern.

Da flammte das Auge der Baronin wild auf, ihre Züge erhielten einen Ausdruck von Haß und Schmerz und ſie brach in die raſchen Worte aus:

„Das Glück, welches ich meine, weidet ſich nur an Verzweiflung und Thränenſchluchzen; es iſt furchterlich und unverſohnlich; es iſt der Vampyr, der nur vom Blute Anderer lebt.

„Ich verſtehe Sie nicht,“ ſprach Henriette zagend.

„Wenn Sie Ihre Seligkeit auf einen Würfel geſetzt und verloren haben; wenn Sie Ihr ganzes Herz an die Liebe eines Mannes verſchwendet haben und betrogen ſind; wenn es gemartert und gebrochen wurde: o, dann werden Sie den ewigen Krieg gegen das ganze Geſchlecht, das grauſame Recht der Wiedervergeltung begreifen. Wenn Sie vor Dem, den Sie liebten, gekniet haben und zurück geſtoßen wurden; vor ihm weinten und er dabei eiskalt blieb — dann wird wohl kaum Ihr ganzes Leben dazu hinreichen, um an allen Uebrigen dieſe Verachtung, von Einem erfahren, zu rächen.“

„Und das nennen Sie ein Glück?“ fragte das bewegte junge Mädchen.

„Es iſt das Glück der Geopferten, für die kein anderes mehr auf der Welt übrig iſt,“ antwortete die Baronin mit trübem Tone. „Auch Ihnen ſteht es bevor, wenn Sie auf Ihren Träumereien beharren; denn glauben Sie mir, früher oder ſpäter wird Einer kommen, dem Ihr überraſchtes Herz alle Eigenſchaften Ihres Traumbildes zumuthen wird; und wenn nun Ihr Wahn verſchwunden und Ihre Liebe durch ihn zerſtört ſein wird, ſo werden Sie, unfähig einer zweiten, doch den Schein derſelben annehmen; Sie werden ſich fühlend ſtellen, die Macht der Worte, des Blickes, des Lächelns berechnen; und wenn dann ein Geblendeter, liebeglühend und außer ſich zu Ihren Füßen ſtürzt und ausruft: Henriette ich liebe Dich! ſo werden Sie ihm gemeſſen und kalt erwiedern: Verzeihen Sie mein Herr, daß ich dieſes Gefühl nicht theile. Er wird fortfahren Sie zu lieben, hoffend, daß Sie einſt milder gegen ihn geſinnt werden, und ſein ſtiller Todeskampf wird Ihr Glück ſein.“

„Sie erſchrecken mich, gnädige Frau,“ rief das entſetzte Mädchen und wollte ſich der Thüre des Pavillons nähern.

„Glauben Sie, daß ich nicht vor mir ſelbſt erſchrecke?“ ſprach die Baronin, das Auge voll Thränen. Sie drückte Henriette heftig an ihre Bruſt und rief: „Ich werde Dir die Geſchichte meiner erſten Ehe erzählen Mädchen, und Du wirſt mir Dein Mitgefühl ſchenken.“

Mehrere Tage vergingen ſo und die Neigung der beiden Freundinnen hatte ſich verdoppelt; immer waren ſie beiſammen, ſie theilten Promenade und Lectüre. Die Baronin hatte Henrietten einige Geſtattungen gemacht, und das Mädchen verſprach hinwieder nicht mehr im Werther zu leſen und ſeiner wo möglich zu vergeſſen: ſo ſchien alles auf dem beſten Wege zu ſein.

Des Morgens kam die Baronin auf Henrietten's Zimmer, um dieſe zu wecken, dann gingen ſie hinaus in's Freie und kehrten nicht eher wieder, als bis die Strahlen der Sonne hoch ſtanden. Des Nachmittags flüchteten ſie in eine Gartenlaube, wo ſie arbeiteten und ſchwäzten, bis ſie ſich endlich in den Pavillon begaben und dort lachten oder Muſik machten.

Beſuche fielen ihnen nicht läſtig in ihrer ländlichen Zurückgezogenheit — ſie lebten, die Welt vergeſſend und von ihr faſt vergeſſen. Die ſtille ſchwärmeriſche Seele Henrietten's fand an dieſer iſolirten Lebensweiſe inniges Behagen und ſehnte ſich nach keiner andern.

Eines Tages war der Himmel trüb, und finſtere Wolken ſchreckten unſere Spaziergängerinnen ab. Sie blieben zu Hauſe und das Gewitter ließ nicht lange auf ſich warten.

Der Tag war wirklich traurig. Henriette blieb auf ihrem Zimmer und vertiefte ſich in trübe Gedanken; ſelbſt die Baronin ſchien verſtimmt, und ſichtbarlich hatte ſich der trübe Ernſt des Himmels auch auf die beiden ſchönen Angeſichter gelagert.

Der Mittag kam und ſie wechſelten über Tiſch kaum ein Paar Worte. Der Regen ſtrömte unaufhörlich herunter, ſchlug an die Fenſter und zwiſchendurch zuckte der fahle Schein des Blitzes.

So war die achte Stunde des Abends angekommen und Henriette eben im Begriffe, ihre Freundin zu umarmen und ſich auf ihr Zimmer zurückzuziehen, als ein mächtiger Schlag an das Thor ertönte.

Henriette fuhr erſchreckt empor, die Baronin horchte aufmerkſam.

Da ließ ſich ein zweiter Schlag, noch ſtärker als der erſte, vernehmen.

In demſelben Augenblicke trat die alte Magd herein und meldete, daß ein Mann, den auf unbekanntem Seitenpfade Regen und Unwetter ereilt, vor dem Thor ſtehe und um gaſtliches Obdach für ein Paar Stunden bitte.

Die Baronin ſchien zu überlegen.

„Was ſoll ich ihm antworten?“ fragte die Magd.

„Was meinen Sie Henriette?“ flüſterte Pauline.

„Ich," entgegnete das Mädchen mit ängſtlicher Stimme — „was ſoll ich ſagen?"

„Haſt du ihn auch forſchend angeſehen," fuhr die Baronin gegen die Magd fort, „ob wir ihn ohne Gefahr beherbergen können?"

„Er ſieht ganz ermüdet und erſchöpft aus; wenn Sie erlauben, will ich ihn in die Scheuer führen."

„Bring ihn doch in den Pavillon," unterbrach die Baronin die alte Margarethe.

„Wie, in den Pavillon?" warf Henriette erſchreckt ein.

„Beſorgen Sie nichts meine Liebe," fuhr Pauline lächelnd fort; „ein Dieb wird es doch nicht ſein, denn meines Wiſſens iſt unſere Gegend von ſolchen Leuten frei. — Sollte er uns noch heute danken wollen," ſprach ſie weiter zu Margarethe, „ſo ſage ihm, daß wir bereits zu Ruhe gegangen ſind."

Die Alte entfernte ſich.

„Ich werde in dieſer Nacht kein Auge ſchließen können," bemerkte Henriette ängſtlich.

„Es wird mir wohl nicht beſſer gehen," meinte die Baronin.

Und ſie begaben ſich auf ihre Zimmer und ſchloſſen ſorgfältig die Thüren ab.

Margarethe ließ den Fremden herein und geleitete ihn in den Pavillon, deſſen Thüre ſie von außen wieder zuſchloß.

„Teufel! eine ſonderbare gaſtliche Aufnahme, die einer Einkerkerung ziemlich ähnlich ſieht."

Nachdem die alte Magd dieſe kühne Idee ausgeführt, ging ſie ihre Gebieterin davon zu benachrichtigen, die in ein lautes Gelächter ausbrach.

„Sie ſcheinen noch ſehr munter," rief Henriette herüber, als ſie es vernommen.

„Sein Sie ohne Angſt, Henriette, der Fremde iſt unter Schloß und Riegel. Schlafen Sie alſo ruhig."

Die Freundinnen ſagten ſich nochmals gute Nacht, und Margarethe ging mit einer ganz ſelbſtzufriedenen Miene auf ihr Kämmerlein.

Der nächſte Morgen war überaus ſchön; keine Wolke ſtand am Himmel, die Natur ſchien durch das Gewitter von geſtern zu neuer Lebenskraft aufgeregt. Friſch blühten und dufteten die Blumen, die Vögel ſangen und hüpften in den Zweigen, und alles verkündete den herrlichſten Tag.

Es mochte gegen ſechs Uhr ſein als der Fremde erwachte. Erſt blickte er ſtaunend umher und konnte nicht begreifen, wie er in dieſes elegante und freundliche Gemach gekommen, aber bald führte ihm die Erinnerung die Vorfälle des geſtrigen Tages zurück, und er verlor ſich in Vermuthungen. Vor allem aber ſchien es ihm ſchicklich, ſich bei Denen zu bedanken, die ihm ſo gaſtliches Obdach gegeben, ohne ihn zu kennen, und er griff nach ſeinem Reiſeſack, den er bei ſich führte, um auf anſtändige Art erſcheinen zu können.

Nach geſchehener Umwandlung wartete er länger als eine Stunde, bis ihn Jemand aus ſeiner Gefangenſchaft zu erlöſen käme, und öffnete endlich das Fenſter, um den balſamiſchen Duft der Morgenlüfte einzuathmen.

Welche milde Ruhe, dachte er, wie athmet die Seele mitten unter dieſen Blumen und Büſchen glücklich auf. Ein Glück das auch mir gelächelt, wenn Sie mich geliebt hätte!

Er fuhr mit der Hand über die Stirne, als ob er dort eine Erinnerung fortwiſchen wolle.

Alle Poeſie, dachte er ſtill fort, liegt doch nur in der Liebe. Die Liebe allein gibt Begeiſterung, dem Lebloſen Sprache; ohne ſie iſt alles reizlos und todt.

Er öffnete ſein Portefeuille und nahm einen Brief heraus.

Ach! mein Lebensloos liegt in dieſen Zeilen — er betrachtete den Brief lange und las dann mit bewegter Stimme:

„„Sie waren im Irrthum mein Herr, als Sie den Gedanken faßten, ich fühle eine Zuneigung für Sie . . . . . .““

Er hatte nicht den Muth weiter zu leſen, ſchloß den Brief, warf ſich in einen Armſtuhl und verſank in Gedanken.

Indeſſen war noch immer Niemand erſchienen, die Thüre zu öffnen. Er erhob ſich und ging mit großen Schritten auf und ab.

Keine Raſt, keine Ruhe für mich, rief er aus; alles drückt alles quält mich; an keinem Orte kann ich verweilen, denn doppelt ſchmerzlich wüthen meine Erinnerungen, wenn der Körper unthätig iſt. Was mir jetzt einzig wohlthut ſind lange Wege, täglich neue Beſchwerden und Gegenſtände. Erſchlaffen muß der Körper, damit das Herz ſchweige.

Mit dieſen Worten ſchwang er ſich, ohne die Höhe erſt lange zu prüfen, zum Fenſter hinaus und in den Garten hinab.

Gott ſei Dank, endlich bin ich frei! und er wandte ſich gegen die lange Allee.

Da mochte er einige Zeit gewandelt ſein, als er, um eine Ecke biegend, mit einem Male vor zwei Damen ſtand, die bei ſeinem Anblick einen doppelten Schrei ausſtießen, wobei er ſelbſt ſtaunend zurücktrat.

„Verzeihung meine Damen,“ ſprach er mit einer ſchüchternen Verbeugung, „daß ich Sie ſo erſchreckt habe.“

Die Baronin hatte ſich indeſſen geſammelt.

„Mein Herr,“ erwiederte ſie, „ich habe gehört, daß man Sie geſtern eingeſchloſſen hat, und war eben auf dem Wege, Sie zu befreien.“

Und ſie begleitete dieſe Worte mit einem Lächeln.

3.

Du wirſt mich tadeln und mich verrückt ſchelten, lieber Freund! aber was verlangſt Du von mir? Mein Leben war bisher nichts als ein Gewebe von Thorheiten und Widerſinnigem; fordere alſo keine vernünftige Lebensweiſe ſo plötzlich von mir. Ich lebe jetzt ſeit 14 Tagen in dem ſchönen S.... Lande, wo ich die freundliche Zeit des Jahres hinzubringen gedenke.

Was ſoll ich Dir erſt das Land beſchreiben, wo Du Dich ſelbſt längere Zeit aufgehalten. Kurz, ich kam hieher und weiß nicht wie? und bleibe da, ich weiß nicht warum? — Das Angedenken Jener die ich liebe, verfolgt mich auch hier wie überall, aber ich hoffe, es ſoll an Kraft verlieren. Erfahre nämlich, daß ich hier die Bekanntſchaft von zwei liebenswürdigen weiblichen Weſen gemacht: die Eine ganz Phantaſie, die Andere ganz Leben. Sie haben mich ſehr gütig aufgenommen, beſonders die Baronin Vollheim. Sie fragten unter andern: ob ich dieſe Gegend blos als Reiſender, oder als künftiger Bewohner beſuche? und ich weiß nicht was für ein Gedanke mir eben durch den Kopf fuhr, daß ich die Antwort gab, ich gedächte ein Paar Monate hier zu bleiben. Und noch an demſelben Tage miethete ich ein kleines Häuschen in der Nähe ihres Landhauſes, und wohnte mich dort ein.

Jetzt will ich auch ganz offen mit Dir ſprechen. Du weißt, ich habe Alles verſucht um ſie zu vergeſſen, die mich endlich ſo unglücklich gemacht hat. Zwei Monate blieb ich ohne ſie zu ſehen, ich, der früher in einem Hauſe mit ihr gewohnt. Ich habe ſie im Herzen verläumdet, um meine Liebe zu ſchwächen; endlich als ich jede Bemühung vergeblich fand, ging ich hin, geſtand ihr meine Liebe und wurde verſchmäht; da rafft' ich meine Kraft zuſammen und ging fort; ich verließ meine Eltern, meine Freunde und Dich — aber alles dies nützte nichts, ich liebte ſie wie früher. Jetzt will ich einen neuen Weg einſchlagen, und eine Andere zu lieben verſuchen, um mein Herz von ihr abzuwenden, um meine Seele zu zerſtreuen. Ob ich daran Recht thue? der Erfolg ſoll es mir zeigen.

O welchen Dank würde ich für den Engel fühlen, der mir Ruhe, Muth und Leben wiedergäbe! Welche Seligkeit, dieſe Glut von Liebe auf ein anderes Weib übertragen zu können; wieder aufzuleben ehe ich ſterbe, mir eine neue Exiſtenz aus den Trümmern der ſchmerzlichen Vergangenheit zu ſchaffen — und wieder an Begeiſterung, Ruhm, Liebe und Glück — die ich ſchon geläugnet habe — glauben zu können! O, wenn ich nur an die Möglichkeit denke, ſo wallt mein Blut, und mein Herz pocht raſcher. Aber ich fürchte, daß alle die ſchönen Pläne wieder nur Träume ſind, wie ich ſie ſchon oft geträumt, und nie erfüllt geſehen habe.

4.

„So! hier wollen wir raſten!“ rief die Baronin, Alfred's Arm verlaſſend.

„Ja, Pauline hat Recht,“ nahm Henriette das Wort und eilte zu einer naheſtehenden Bank; „gehen wir doch faſt eine Stunde, und ich bin entſetzlich müde.“

„Wie Sie befehlen meine Damen,“ entgegnete Alfred, „ich richte mich ganz nach Ihren Wünſchen.“

Und bei dieſen Worten lenkte auch er den Schritt zu dem Bänkchen, worauf bereits die beiden Freundinnen ſaßen, und nahm in ihrer Mitte Platz.

Einige Minuten hindurch herrſchte jetzt das tiefſte Schweigen. Die Baronin blickte zum Himmel und ſchien die Silberwölkchen zu betrachten; Henriette ſah zu Boden, in ſüße Träumereien verloren, und von Zeit zu Zeit wogte ihr Buſen merklich, und es ſchien ſich ihr ein Seufzer entringen zu wollen. Alfred betrachtete Beide mit heimlicher Aufmerkſamkeit. Die Gedanken dieſer Drei mit Worten zu benennen, wäre ſchwer; doch hätte Jemand, der den leiſen Regungen der Seele im Ausdruck der Mienen öfter gefolgt, leicht errathen können, daß die Ideen dieſer drei ſo ganz verſchiedener Weſen jetzt in einen Strahl, wie in einen Brennpunkt zuſammen liefen.

Die Baronin unterbrach die Stille zuerſt.

„Alſo Sie haben ihr,“ fragte ſie, „ſeit ihrer Abreiſe nicht geſchrieben?“

„Nein,“ erwiederte Alfred — und Henriette erwachte aus ihren Gedanken um zuzuhören.

„Sie war wohl recht hübſch,“ ſagte ſie ſchüchtern, „die Sie ſo lange und ſo innig liebten?“

„Mein Gott,“ entgegnete der Gefragte, „ein Mädchen das man liebt, iſt immer hübſch. Doch,“ fuhr er fort, „gibt es zwei Arten von Schönheit, mein Fräulein: eine, die zu den Augen ſpricht und für Jedermann ſichtbar iſt; die andere, die zum Herzen ſpricht und von der Welt nicht geſehen wird.“

Bei dieſen Worten überflog eine Röthe des Mädchens Wangen.

„Was mich betrifft,“ begann die Baronin, „ſo theile ich Ihre Anſicht nicht, denn ich habe eine zu üble Idee von der Männerwelt; aber von meiner Freundin hier bin ich ganz überzeugt, daß ſie Ihrer Meinung iſt.“

Dabei ſah ſie Henrietten lächelnd an, dieſe wurde nochmals über und über roth und ſchwieg.

Bald darauf erhoben ſie ſich alle Drei und ſetzten ihre Promenade fort.

Acht Tage vergingen, ohne daß irgend ein Ereigniß das freundliche Einvernehmen des kleinen Kreiſes störte. Die Baronin blieb immer ſorglos und heiter, Henriette ſanft und gut, Alfred mit dem Gedanken an ſeine Liebe beſchäftigt. Endlich löſ'te ſich die Heiterkeit der Baronin ſogar in eine ganz köſtliche und geiſtreiche Luſtigkeit auf; man hätte ſie für ein Mädchen von ſechszehn Jahren gehalten, wenn man ſie auf den Auen umherhüpfen, Blumen pflücken und über kleine Gräben ſpringen ſah. Bald ergriff ſie Henrietten, bald Alfred bei der Hand und nöthigte ſie zum Wettlauf, oder jagte ſie in das Haidekraut — und lachte dann unaufhörlich. Aller Zwang war verbannt; Pauline behandelte Alfred wie einen Freund, und ſprach zu ihm im Tone reiner und argloſer Vertraulichkeit, welche ſie mit weiblicher Würde vereinigte, die dem jungen Manne aber mitunter alle Faſſung raubte.

Henriette hingegen beobachtete eine kalte Zurückhaltung; ſorgfältig vermied ſie es, mit Alfred allein zu ſein, richtete nur ſelten das Wort an ihn, und ließ oft ſeine Fragen unbeantwortet. Manchmal blieb ſie einen Theil des Tages auf ihrem Zimmer und ſchützte eine Unpäßlichkeit vor, um nicht in Geſellſchaft ausgehen zu müſſen. Nach ſo auffallenden Contraſten hätte man wohl glauben müſſen, Pauline zähle achtzehn Jahre und Henriette dreißig. Auch Alfred war nicht mehr zu erkennen; ſchüchtern gegen die Eine wegen ihrer Verſchloſſenheit, verlegen gegen die Andere wegen ihrer ſchweſterlichen Offenheit, befragte er ſich oft heimlich, was das alles zu bedeuten habe? Das einzige, was er bei allem dem gewonnen, war, daß er an die Quelle ſeiner

Leiden anfänglich weniger und ſpäter gar nicht mehr dachte.

Einige Zeit ſpäter ſchlug die Baronin einen Ausflug zu Pferde vor: aber Henriette ließ ſich lange mit Bitten beſtürmen und willigte ſehr ſchwer in den Wunſch ihrer Freundin. Des nächſten Tages ritten ſie am frühen Morgen aus und gelangten im Verlauf einer Stunde auf eine herrliche Ebene.

„Ein wenig gallopiren müßte hier ſehr angenehm ſein,“ begann Pauline, „was meint Ihr dazu, wollt Ihr mir folgen?“

Man wendete nichts dagegen ein, die Baronin ließ ihr Pferd die Gerte ſpüren und jagte über einen Graben auf die ſchöne Wieſe voraus.

Henriette und Alfred thaten wie ſie, eine Staubwolke erhob ſich und die Pferde flogen dahin.

Plötzlich ſchlug ein zweifacher Schrei an das Ohr der Baronin, gellend und ſchmerzhaft beide zugleich.

Ein Pferd war geſtürzt und hatte ſeinen Reiter im Sturze unter ſich geriſſen.

„Es iſt nichts!“ ſprach beruhigend Alfred, in dem er ſich mühſam erhob.

„Aber um Himmelswillen, Sie bluten ja!“ rief Pauline, die ſchnell vom Sattel geſprungen war und ihm das ſtrömende Blut von der Wange wiſchte; „Sie ſind verwundet, und ich bin die Urſache.“

Henriette ſtand wenig Schritte davon, blaß und regunglos.

„So kommen Sie doch,“ rief ihr Pauline zu, „ſehen Sie denn nicht, daß er das Bewußtſein verliert, und daß ich zu ſchwach bin, ihn allein zu halten.“

Henriette wankte mehr als ſie ging. Alfred war ohnmächtig geworden, und erholte ſich endlich in ihren Armen, da ihm die Baronin Odeurs vorhielt.

Am Abende dieſes Tages lag er im Pavillon der Baronin auf einem Ruhebette, das man für ihn beſchickt hatte, Pauline und Henriette waren um ihn, bewachten ſeinen Schlaf, und blickten bei der kleinſten Bewegung beſorgt nach ihm hin. Endlich erwachte er, dankte den beiden

Freundinnen für ſo liebreiche Pflege und wollte ſich erheben.

„Sind Sie doch vernünftig, Alfred,“ beſänftigte die Baronin, die Hand auf ſeinen Mund legend, „Morgen können Sie ſprechen, wie viel Sie wollen, heute aber müſſen Sie ſchweigen und ruhen.“

Alfred fühlte eine weiche weiße Hand auf ſeinen Lippen, die unwillführlich zitterten, und ſie wurde nicht zurückgezogen.

Henriette hatte es bemerkt, und ihr Herz zog ſich krampfhaft zuſammen, ſie wußte nicht warum?

Auf ihrem Zimmer fragte ſich Pauline ſtill: ob Alfred ſie wohl liebe? und als ob die Antwort eine bejahende ſein müſſe, lächelte ſie freundlich vor ſich hin und beſah ſich im Spiegel.

Henriettens Auge aber floh in dieſer Nacht der Schlaf, und immer ſchwebten ihr die Begebenheiten des Tages vor.

5.

Alfred erwachte am frühen Morgen, er fühlte keinen Schmerz mehr und begann über die jetzige Empfindung ſeines Herzens nachzudenken.

Eine liebe ich, ſprach er zu ſich ſelbſt, das iſt gewiß: aber welche? — Das weiß ich nicht. Henriette iſt ein herrliches Geſchöpf, das noch nicht geliebt hat; und wer ihr Herz in Gluth verſetzen und dieſen göttlichen Marmor beleben könnte, wäre wohl beneidenswerth. — Doch die Baronin iſt gleich reizend und liebenswürdig, ſelbſt mit allem ihren Liebesunglauben; und wem es vergönnt wäre dieſe Proſa in Poeſie umzugeſtalten und ſie rhytmiſch und harmoniſch zu machen, der wäre wohl ebenſo beneidenswerth. — Der Himmel weiß es, ich bin in Beide verliebt. —

Alfred hatte ſich bald wieder gänzlich erholt, und die Morgenſpaziergänge, die Tagesunterhaltungen und Abendlektüren waren wieder im Gange. Die Baronin behielt fortwährend ihre heitere Laune, Henriette ihren Trübſinn bei. Der junge Mann allein hatte ſich verändert, und war nun wieder ganz ſo wie in früheren Zeiten, denn ſeiner unglücklichen Liebe dachte er jetzt nicht mehr. Liebenswürdig und geiſtreich im Umgange mit Paulinen und Henrietten machte er offenbar Beiden den Hof. Die Eine erwiederte alle ſeine Galanterien mit einem kühlen Stillſchweigen; die Andere machte ihn oft zur Zielſcheibe ihrer Neckereien, und ſchien ihn dann wieder durch Wort oder Blick aufzumuntern.

Pauline, die ſo viel erlitten hatte, ſchien für das Leben neu aufzublühen; ihre ſanften lieblichen Züge verloren von Tag zu Tag den früheren melancholiſchen Ausdruck. Henriette veränderte ſich auffallend, ihre vollen roſigen Wangen erblichen und verſanken, und ihr Trübſinn nahm ſichtbar zu. Oft drang die Baronin mit freundlichen Bitten in ſie, ob ihr etwas fehle? aber ſie antwortete immer: ſie fühle ſich glücklich und unterhalte ſich recht gut.

Eines Morgens pochte ſie an die Thüre ihrer Freundin.

„Sind Sie es Henriette?“ fragte dieſe.

Eine tonloſe Stimme antwortete: „Ja“

„Wie kömmmt es denn, daß Sie ſo zeitlich aus dem Bette ſind?“

„Ich muß Sie dringend ſprechen,“ erwiederte Henriette.

„Mein Gott, was iſt Ihnen zugeſtoßen? Sie ſind ſo blaß.“

„Verſprechen Sie mir, mich anzuhören bis ich geendet habe!“ bat Henriette.

„Gern, ſprechen Sie nur.“

„Sie werden ſich wohl noch der Worte entſinnen,“ begann mit zitternder Stimme das Mädchen, „die Sie mir vor einiger Zeit geſagt? Ich gedenke ihrer noch ſehr gut, denn ſie haben mich beben gemacht und ſich tief in mein Gedächtniß eingeprägt. Sie ſagten mir damals, es gebe für Frauen, die viel gelitten, noch ein fürchterliches Glück, das ſich an Verzweiflung und Thränengeſchluchze der Männer weidet.“

Die Baronin entfärbte ſich.

„Acht Tage ſind es, daß ich unendlich leide,“ fuhr das Mädchen fort, „daß ich unendlich leide, weil ich Sie heimlich anklagen muß. Ich fühl’ es, ich kann ſo nicht leben; ich liebe Sie und ich will Sie lieber durch einen Verdacht beleidigen, als aus Beſorgniß Sie nicht zu beleidigen, Sie haſſen.“

„Was ſagen Sie Henriette?“ rief die Baronin und erblaßte gänzlich.

„Ich ſage was da wirklich iſt, und was Sie ſo gut wie ich wiſſen, Pauline: dieſer junge Mann, den der Zufall eines Abends in unſere Gegend geführt, und den Sie gütig aufgenommen, er liebt Sie jetzt, ich bin deſſen gewiß, ich habe mehr als eine Ueberzeugung. Unterbrechen Sie mich nicht Pauline, auch weiß ich, daß Sie hierin eben ſo klar ſehen als ich. Aber dieſer Arme hat ſchon früherhin ſo viel gelitten, eine unglückliche Neigung hat ſein Leben zerſtört — würden Sie denn auch gegen Den, der ſo viel erduldet wie Sie ſelbſt, grauſam und herzlos ſein? Wird es Ihnen Vergnügen machen, ein Herz von neuem zu brechen, das ſchon lang gebrochen war? Wird Ihr Haß, der ſich auf alle Männer erſtreckt, nicht Einen verſchonen? Sie haben es mir öfter wiederholt, daß Sie nicht mehr lieben können, — und Alfred liebt Sie, verſtehen Sie mich Pauline. Wohl weiß ich es, daß Sie ihn nicht dazu vermögen können, Sie nicht zu lieben: aber wer hindert Sie, ihn von ſich zu entfernen und nicht mehr zu ſehen? O laſſen Sie es nicht ſo weit kommen, daß das Unglück nicht mehr zu vermeiden iſt! Pauline, es koſtet Sie nur ein Wort, ſprechen Sie es aus, heißen Sie ihn abreiſen, und er wird gehorchen, weil er Sie liebt.“

Die Baronin ſchien zu überlegen; endlich ergriff ſie Henriettens Hand.

„Sie irren ſich mein Kind,“ ſprach ſie gutmüthig lächelnd; „Alfred liebt mich nicht; er ſieht mich ſo gern wie Sie, das iſt alles.“

„Er liebt Sie,“ rief das Mädchen, „ich weiß es: denn ich beobachte ihn nun ſchon einen Monat lang. Wenn Sie erſcheinen iſt er heiter; ſind Sie abweſend iſt er traurig, nachdenkend, einſilbig; o glauben Sie es doch, er liebt Sie.“

„Aber,“ entgegnete Pauline, „ſelbſt angenommen, daß Sie Recht haben, woran ich jedoch zweifle, ſo hat ja Alfred ſeine Gefühle gegen mich nie mit einem Worte ausgeſprochen, und ich kann doch nicht —“

Jetzt trat Henriette raſch näher und ſah Paulinen ängſtlich in's Auge.

„Pauline, noch ein Wort,“ ſprach ſie, „zürnen Sie mir darum nicht, ich habe gewiß Unrecht: lieben Sie ihn vielleicht?“

„Ich?“ fragte die Baronin etwas verlegen.

„Sagen Sie, lieben Sie ihn?“ drang das Mädchen in ſie.

„Nein!“ antwortete ſie endlich mit einem erzwungenen, kalten Lächeln.

„Wohlan, Pauline, ſo müſſen Sie ihn entfernen: ich bitte Sie darum mit gefalteten Händen und auf meinen Knieen.“

„Aber kindiſches Mädchen,“ ſprach Pauline zu ihr geneigt, „da er mir ſeine Liebe nicht geſtanden und ich ihn nicht liebe, warum finden Sie es denn nothwendig . . . .“

„Weil ich ihn liebe!“ unterbrach ſie Henriette; ein Thränenſtrom rollte über ihre

Wangen, und ſie bedeckte ihr Geſicht mit den Händen.

„Sie lieben ihn?“ rief Pauline erſtaunt.

Die Weinende nickte mit dem Kopfe.

„Armes Mädchen!“ rief die Baronin mit innigem Antheil, und zog die Knieende empor in ihre Arme.

6.

Des Abends erſchien Alfred zur gewohnten Stunde und Margarethe, die ihm das Thor öffnete, bedeutete ihm zugleich, die Baronin ſei unpäßlich, befinde ſich auf ihrem Zimmer und werde ihn wohl nicht empfangen können; aber Fräulein Henriette ſei im Pavillon, wohin er ſich begeben könne: ſie, die Alte; wolle indeſſen die Baronin von ſeiner Ankunft benachrichtigen.

„Was iſt ihr denn zugeſtoßen?“ fragte der junge Mann ſchnell und beſorgt.

„O faſt nichts; morgen hoffen wir, wird gewiß alles vorüber ſein; es iſt nur eine leichte Unpäßlichkeit.“

Alfred begab ſich in den Pavillon, wo er Henrietten fand.

Das Mädchen zitterte, als es ihn erblickte — aber es faßte ſich bald wieder.

Erſt ſprach man von gleichgiltigen Dingen, dann kam die Rede auf Paulinen.

„Wiſſen Sie auch,“ begann Alfred, „daß

die Baronin eine höchſt liebenswürdige, intereſſante Frau iſt, und daß Der, dem es gelänge, von ihr geliebt zu werden, durch ſie ein Glück für ſein ganzes Leben fände.“

„Aber,“ entgegnete Henriette etwas verwirrt, „ich war der Meinung, daß Sie das Andenken Jener, die Sie liebten, auch hier begleite?“

Sie wollte noch weiter ſprechen, brach aber plötzlich ab, als befürchte ſie ſchon zuviel geſagt zu haben.

„Ja, ſehen Sie mein Fräulein,“ entgegnete Alfred, „ich dachte wirklich ſelbſt, durch ewige Liebe gebunden zu ſein, aber offen geſtanden, jetzt denke ich ganz anders. Glauben Sie jedoch ja nicht, daß die Baronin es iſt . . . .“

In dieſem Augenblicke trat Margarethe herein und kündigte ihm an, daß die Baronin ihn erwarte. Alfred empfahl ſich und Henriette blieb allein.

Ach ich ſehe es nur zu deutlich, daß er ſie liebt! ſo ſeufzte ſie für ſich und konnte kaum den Thränen gebieten. Dann öffnete ſie ein kleines Käſtchen und nahm ein Buch heraus.

O Werther, Werther! flüſterte ſie leiſe vor ſich hin und blätterte gedankenlos darin herum, ich glaubte meine Liebe zu dir werde ewig ſein. Ich Unglückliche dachte nicht daran, daß mir ein Mann begegnen ſollte, in dem ich alle Eigenſchaften erblicken würde, die ich an dir liebte, daß ich dieſe Liebe werde auf ihn übertragen müſſen, die ich für dich gefühlt! — Doch ich will ſtark ſein und meiner erſten Liebe gedenken; ich will ihn vergeſſen und dir treu bleiben.

Sie blickte in das Buch und zwang ſich zu leſen; aber ihre Gedanken ſchweiften weit ab von den Seiten und flatterten wie Wandervögel über dem Meere des Lebens und der Liebe. —

Die Baronin war noch ganz erſchöpft, als Alfred eintrat, ſie winkte ihm an ihrer Seite Platz zu nehmen, und er gehorchte.

„Ich freue mich recht ſehr Sie zu ſehen,“ begann ſie freundlich, „ſelten noch kam ein Beſuch ſo ganz erwünſcht. Aber ich bin etwas leidend und Sie werden ſonach entſchuldigen, daß ich alles Ceremonielle bei Seite ſetze.“

Alfred ſagte einige verbindliche Worte.

„Ich habe Ihnen,“ fuhr die Baronin fort, „etwas mitzutheilen, und hoffe von Ihnen, als Mann von Ehre, daß Sie das, was ich Ihnen jetzt eröffnen werde, nicht übel deuten, noch von meinem Vertrauen einen böſen Gebrauch machen werden. Als Sie zu uns hierher kamen, erfuhren wir von Ihnen, daß eine Liebesverzweiflung Sie aus der Reſidenz vertrieben. Wir fanden Sie trüb und unglücklich, und Henriette und ich thaten alles, um Sie zu tröſten: ich glaube ſogar, daß wir es ſo weit gebracht haben, Sie frühere Bande vergeſſen zu machen.“

„Ich denke ſo wie Sie, gnädige Frau.“

„Wohlan, jetzt da Sie geheilt und ohne Zweifel frei ſind,“ — ſie betonte die letzten Worte merklich — „jetzt iſt es an der Zeit, daß Sie uns verlaſſen und zu den Ihren zurückkehren.“

Alfred wollte ſich erheben.

„Bleiben Sie ruhig, ich bitte Sie darum, und handeln Sie nach Ueberlegung — ſonſt müßte ich meine Ahnungen für erfüllt halten.“

„Welche Ahnungen? gnädige Frau, darf ich, ohne zudringlich zu ſein, wohl um eine freundliche Erklärung bitten?“

„Meine Ahnungen ſcheinen nur allzuwahr; ich ſehe es aus Ihrer Verwirrung, aus Ihrer Unruhe. Sie werden mich jetzt um ſo leichter verſtehen, Alfred, Sie werden begreifen, warum ich Ihre Abreiſe für nöthig halte. Es iſt nicht mehr eine Bitte, die ich an Sie richte, es iſt eine Pflicht, an die ich Sie erinnere.“

Die Baronin ſprach dieſe Worte mit weicher Stimme, und ihr Auge ſchien dem des jungen Mannes auszuweichen.

Dieſer hatte ſeinen Platz wieder eingenommen, ruckte näher zu der Sprecherin und ergriff ſie ſanft bei der Hand; die Baronin ließ es geſchehen.

„Rechnen Sie mir es als Verbrechen an,“ begann er endlich, „daß ich in Ihrer und Henriettens Nähe eines Weibes vergaß, das mich nie geliebt? O wüßten Sie, wie viel ich in einem langen Jahre gelitten, wie ich unter einer Laſt von trüben Gedanken ſo ganz unglücklich geworden bin! Ich hatte nicht einen Tag der Ruhe, nicht eine Stunde Schlaf, nicht eine Minute Glück: ich lebte, weil ich mich nicht entſchließen konnte zu ſterben, und ich ſtarb nicht, weil ich immer noch hoffte, ſie werde mich einſtens lieben. O, der Jammer der Liebe iſt fürchterlich, wenn man ein Herz, der zarteſten Regungen fähig, beſitzt! Ich rede nicht von den Opfern, die ich ihr gern gebracht, — nur eines ſei erwähnt, der Ruhm: ich lebte und träumte nur von ihm, und ſelbſt dieſes edle Ziel gab ich um ihretwillen auf. O! wie oft kreuzte ich die Arme über meine Bruſt, und dachte weinend meines Lebensloſes, das ſo ſchön und glänzend gefallen war, und jetzt im Gram unterging. Ja mehr noch, ich habe meine Pflichten als Sohn vergeſſen, ich irrte in der Fremde umher, und Alles, Alles vergebens. Ein anderes Weib würde bei dem Anblick meiner Leiden geſagt haben: Alfred, Sie lieben mich, aber ich fühle nur Freundſchaft für Sie. Aber ſie ſprach kein Wort, ſie ließ mich in meinem Wahn, und ließ mich an ihre Liebe glauben, und als ich nun endlich in Verzweiflung und im Fieber zur Feder griff, ihr meinen Zuſtand zu enthüllen, und ſie um Gegenliebe anzuflehen, da wurde dieſes Weib, das mir ſonſt immer gütig gelächelt und herzlichen Antheil für mich geheuchelt, plötzlich kalt und unerbittlich und antwortete mir, — doch nehmen Sie dieſen Brief, leſen Sie ſelbſt und urtheilen Sie dann!“

Er reichte Paulinen ein faſt zerriebenes Blatt, deſſen Schriftzüge theilweiſe ſchon durch Thränen verwiſcht waren.

Sie nahm und las.

„Das ſchrieb ſie mir,“ fuhr er fort, „mir der ihr Alles, ſein Leben, ſeine Ruhe, ſein Glück geopfert.“

„Vielleicht hatte ſie ſchon viel gelitten,“ bemerkte Pauline, „ehe ſie Sie kannte.“

„Wohl iſt es ſo,“ antwortete Alfred, „und darum hätte ſie barmherzig mit mir ſein ſollen.“

Die Verwirrung der Baronin hatte jetzt den höchſten Grad erreicht.

„Sie Pauline ſind gut,“ fuhr er fort, „und Sie brechen gewiß wie ich über ein Weib den

Stab, das ſeiner erſten gottverliehenen Tugend, dem Gefühl entſagt, um an uns das Henkeramt zu üben. Jetzt, wenn Sie können, ſagen Sie mir es noch einmal, daß ich von hier fort muß. Der Himmel ließ mich hier ein herrliches Geſchöpf finden, ſo ſchön, ſo gut, ſo frei wie Sie. Mein Glück ruht alſo in Ihren Händen, mit einem Blick können Sie es vollſtändig, ewig machen, mit einem Worte zertrümmern. Jetzt entſcheiden Sie.“

Dieſe Worte, traurig geſprochen, machten die Baronin beben; endlich ſprach ſie mit einiger Faſſung.

„Entfernen Sie ſich, gleich, gleich! ich darf Sie ſo nicht länger anhören.“

„Sie wollen mich tödten?“ rief Alfred mit dem Tone der Verzweiflung.

Erſt ſah ihn Pauline mit einem langen, ſeelenvollen Blicke an; dann ſchien ſie ſich ſelbſt zu bezwingen, und ſagte:

„Alfred, ich kann Sie nicht lieben.“

Der junge Mann war durch dieſe Worte betreten, ja faſt verlegen; endlich begann er ſanft:

„Gnädige Frau, ich hätte es nie gewagt, auf das Glück Ihrer Liebe zu hoffen; auch iſt es Ihre Freundin Henriette —“

„Die Sie lieben?“ unterbrach ihn Pauline ſchnell. Alfred bejahte und blickte verwirrt vor ſich hin. Die Baronin berührte mit ihren ſchönen Zähnen die Unterlippe und bemühte ſich zu lächeln.

„Wenn das iſt, ſo verzeihen Sie, daß ich Sie erſt mißverſtanden habe. Ich war der Meinung — doch genug davon. Ich werde Henrietten ſprechen und in zwei Tagen ſollen Sie erfahren, ob Sie hoffen dürfen.“

Sie reichte ihm die Hand — er ſchied.

Als die Baronin allein war, ließ ſie ihren Thränen freien Lauf und der Name Alfred glitt manchmal über ihre Lippen.

In wenig Augenblicken erſchien Henriette.

„Um Himmelswillen was iſt Ihnen, Pauline!“ rief die Eintretende, „Sie weinen.“

„Ich liebe ihn,“ ſchluchzte die Baronin und ſank in die Arme ihrer Freundin, „ja ich liebe ihn!“

„O wir ſind beide ſehr unglücklich!“ jammerte das Mädchen.

„Du nicht, du biſt nicht unglücklich!“ erwiederte Pauline.

„Ich begreife Sie nicht,“ ſeufzte Henriette, „bin ich nicht ſo beklagenswerth wie Sie?“

„Nein, denn Dich liebt er, ja er liebt Dich: er hat es mir eben jetzt geſtanden.“

„Nein,“ rief Henriette, „Sie ſind es, die er liebt, iſt es doch kaum eine Stunde, daß er zu mir von Ihrer Liebenswürdigkeit und von dem Glücke Ihres Beſitzes ſprach.“

Die beiden Freundinnen ſchloſſen ſich ein und blieben den ganzen Tag beiſammen.

Am nächſten Morgen als Alfred erſchien, übergab ihm Margarethe ein Billet von Henrietten.

Sie erwartet mich morgen um zehn Uhr, murmelte er vergnügt für ſich, nachdem er geleſen. Wer wird wohl pünktlicher ſein, als ich! — Dann fiel ihm auch Paulinens Verſprechen für den nächſten Tag ein, und er ging fröhlich in ſeine Wohnung zurück.

7.

Als Alfred am nächſten Tage vor dem Hauſe erſchien, war er ſehr erſtaunt, das Thor weit geöffnet zu finden; er trat ein und lenkte ſeinen Schritt nach dem Gemache der Baronin. Er fand alles leer und in einer ungewohnten Unordnung und wollte ſich ſchon entfernen, als er auf dem Tiſche einen Brief liegen ſah. Gleichgiltig blickte er hin, und gewahrte ſeinen Namen auf der Adreſſe. Er entfaltete das Papier und las:

„Mein Herr!

Ich habe bemerkt, daß Henriette Sie nicht ohne Theilname ſah; ſie iſt jung, hat noch keinen Schmerz erfahren und würde eine Störung ihrer Wünſche nicht überleben. Lieben Sie Henrietten und beglücken Sie ſie, ich wünſche es von ganzem Herzen und ſage Ihnen für jetzt Lebewohl. Ich habe gegenwärtig eine Reiſe vor, und werde Euch beide ſpäter gewiß wiederſehen.

Pauline.“

Alfred blieb erſtaunt ſtehen: der Brief hatte ihm einen unerwarteten Aufſchluß über die Gefühle der Baronin gegeben. Nachdenklich entfernte er ſich aus den leeren Räumen und ſtieg die Treppe in den Garten hinab, um Henrietten, wie ſie ihm ſchriftlich befohlen, im Pavillon aufzuſuchen. Als er eintrat, war er überraſcht, dieſelbe Unordnung wie in den Zimmern der Baronin zu finden. Die alte Margarethe war mit Aufräumen beſchäftigt und überreichte ihm ein Billet von Henriettens Hand, das er zitternd erbrach und folgende Zeilen las:

„Mein Herr!

„Ich verlaſſe Sie und kehre zu meiner Tante zurück. Pauline hat mir Alles geſagt. Sie liebt Sie; ſie hat ſchon früherhin Schmerz genug erfahren: ich opfere mich gern für ihr Glück auf. Wenn ein gutes Werk Troſt bringt, ſo werde ich ihn gewiß auch finden. Sein Sie glücklich mit Paulinen, denn ſie verdient es, glücklich zu werden.

Henriette.“

Gnädiger Himmel, unter welchem Stern bin ich geboren! rief Alfred und ſank in einen Stuhl. Ich floh aus der Stadt um Ein Weib zu vergeſſen, das mich verſchmäht: jetzt thut es Noth ich kehre dahin zurück, um Zwei zu vergeſſen, die mich liebten! Doppelt geliebt und doppelt verlaſſen! — Aber nein, ſo kann es nicht bleiben! ich muß ſie wiederfinden, ich muß Henrietten wiederſehen!

Und an demſelben Tage reiſte er ab.

8.

Den Schluß dieſer Mittheilungen mögen einige Fragmente aus Briefen bilden, welche Alfred an ſeinen Freund Guſtav in Wien ſchrieb, und welche über die weiteren Schickſale der drei charakteriſirten Perſonen genügenden Aufſchluß geben.

Carlsbad am 5. September 183*.

So vergeblich meine Nachforſchungen um Henrietten in Wien waren, ſo fruchtlos blieben ſie auch auf ihrem Gute, welches ich auf meiner Hieherreiſe berührte. Es hieß dort, ſie ſei nach Warmbrunn, von wo ſie im Beginn dieſes Monats eine Luſtreiſe über Dresden nach Frankfurt und an den Rhein antrete. Ich muß alſo meine Hoffnung und Ungeduld auf den Spätherbſt verlegen, wo ich ſie entweder auf ihrer Beſitzung oder in Wien zu finden hoffe.

In Carlsbad angekommen, traf ich eine noch immer ſehr zahlreiche Geſellſchaft an dieſem Curorte verſammelt, und zu meinem größten Erſtaunen auch unſern guten Theodor von Sch . . . darunter. Aber er iſt nicht mehr der blaſſe theilnamloſe Kranke, wie wir ihn gekannt, und den eine unerwiederte Leidenſchaft an den Rand des Grabes zu führen drohte. Er iſt voll, blühend und lebensluſtig. Du darfſt jedoch dieſe überraſchende Umgeſtaltung nicht dem Carlsbader Sprudel zuſchreiben, Du mußt ſie vielmehr auf Rechnung des holden Weſens ſetzen, das ihm zwar vor Jahresfriſt einen zierlichen Korb geflochten und die Quelle ſeiner Leiden geworden, ſeit einigen Wochen aber milder geſinnt und nun ſeine Gemalin iſt. Theodor's Glück iſt unbeſchreiblich; er erzählte mir alles und lud mich für morgen ein, um mich ſeiner Gemalin vorzuſtellen.

Du weißt, daß ich meinen neuen Hoffnungen nicht entſage, und ſie durch männliche Bemühung zu erreichen gedenke; aber den Seufzer kann ich nicht unterdrücken, daß mir doch auch bald ein ſolches Schickſal lächeln möchte! — Noch ehe ich Carlsbad verlaſſe, ſollſt Du das Weitere von mir hören.

Carlsbad den 18. September 183*.

. . . . Wer ſchildert mein Erſtaunen, als ich in Theodor's Frau die ehemalige Baronin Pauline Vollheim, meine intereſſante und räthſelhaft verſchwundene Gaſtfreundin erkannte. Sie kam mir freundlich und ohne alle Verlegenheit entgegen und freute ſich des Wiederſehens. Wie Sie ſehen, ſprach ſie zu mir, habe ich dem Unglauben der Liebe abgeſchworen, — und es war ein warmer, herzinniger Ton, mit welchem ſie auf Theodor deutend hinzufügte: — ich darf es nicht bereuen. In jedem Augenblicke hoffte ich auch Henrietten eintreten zu ſehen, aber hierin hatte ich mich getäuſcht; Pauline weiß von ihr ebenſo wenig als ich. Nun ging es an ein vergnügtes Wechſelerzählen; Theodor war von allem unterrichtet, und betrachtete mich gleichſam als den Schöpfer ſeines Glückes, weil meine Strafpredigt über weibliche Grauſamkeit Paulinen's Herz getroffen und das Weitere herbeigeführt habe. Von dieſer neuen Geſtaltung der Dinge, von Paulinen's Vermälung und

Glück kann Henriette noch unmöglich Nachricht haben: zumal da ſie die Correſpondenz mit ihrer Freundin ſeit längerer Zeit unterbrochen. Nichts konnte mir daher erwünſchter kommen als Deine jüngſte Mittheilung, aus welcher ich erſah, daß es Deiner eifrigen Nachforſchung gelungen iſt zu erfahren, Henriette werde mit ihrer Tante die erſte Hälfte Octobers in München zubringen. Pauline verſprach mir, an Henrietten zu ſchreiben, und ich ſelbſt will der Ueberbringer des Briefes ſein . . . .

München am 12. October 183*.

. . . Es iſt nichts leichter in dem großen München, als die Wohnung eines Fremden ausfindig zu machen, der nach den praktiſchen Grundſätzen der Bequemlichkeit zu reiſen pflegt und vor allem ein anſtändiges Hôtel ſucht. Dieſe Maxime führte mich zu Havard in den Hirſch, und auf meine Erkundigung erfuhr ich auch gleich, daß Henriette und ihre Tante mit mir in einem Hauſe wohnen. Hier war Vorſicht vonnöthen, denn bei des Mädchens entſchiedener Handlungweiſe konnte leicht alle Bemühung zu ihr zu gelangen vergeblich ſein. Ich ſchickte daher meinen Bedienten zu den Damen, befahl ihm meinen Namen zu verſchweigen und zu melden: ein Herr aus Wien, der dem Fräulein Briefe zu übergeben habe, erbäte ſich die Ehre, erſcheinen zu dürfen. Meine Viſite wurde für den nächſten Tag angenommen.

Soll ich Dir nun erzählen, wie ich von ſehnender Ungeduld getrieben, um Henrietten noch früher zu ſehen, die Arkaden durchkreuzte, bis endlich mein Wunſch erfüllt wurde und die Damen, angezogen von den herrlichen Fresken verjüngter deutſcher Kunſt, daherkamen, und Henriette bei meinem Anblick erröthete und erblaßte; wie ich Tags darauf in der Tante eine ſehr angenehme verſtändige Frau kennen lernte; wie Paulinens Brief bei Henrietten ſolche Wunder wirkte, daß mir geſtattet wurde wieder zu kommen und die Dame auf ihrem Spaziergange begleiten zu dürfen. Jetzt ſind die Dinge bereits ſo glücklich geſtaltet und ſo weit, daß meine Begleitung auch für die Rückreiſe angenommen wurde — und ich glaube nicht mehr ein Fehlſchlagen meiner Hoffnungen befürchten zu dürfen. Henriette iſt nicht mehr einſilbig, und unterhält ſich oft lang und wie es ſcheint nicht ungern mit mir. Bald, bald lieber Guſtav, hofft Dich Dein glücklicher Freund zu umarmen ....

Wien am 30. Januar 183*.

.... Daß es Dir aber auch gerade jetzt in den Sinn kommen mußte zu verreiſen, mein lieber Guſtav! Du glaubſt es nicht, wie ſehr ich mich darüber ärgere: einmal iſt jetzt Carneval, in dem wir doch immer die Unzertrennlichen waren, und dann rückt die Zeit meines Glückes immer näher. Um Dich alſo jedenfalls dahin zu vermögen, daß Du Deine Anweſenheit in Gräz ſo viel möglich abkürzeſt, ſetze ich Dich hiermit in Kenntniß: daß ich von heut in vierzehn Tagen meine Vermälung feiere, für welche Du von Henrietten zum Zeugen gewählt worden biſt. Ich hoffe daß Du dieſe Bitte berückſichtigen, und zu guter Zeit eintreffen wirſt.

9.

Und Guſtav kam. Alles geſchah die Wünſche Alfreds zu erfüllen und die Glanzperiode ſeines Glückes herbeizuführen. Bald kam auch Pauline mit ihrem Gatten nach Wien, und die freundſchaftliche Vereinigung beider Paare erhöhte die Freude der Liebenden und Beſitzenden. Die beiden Frauen aber hatten oft Gelegenheit ſich darüber auszuſprechen: wie ſo das ganz Entgegengeſetzte von ihrem einſtmaligen überſpannten Vornehmen — zu ihrem Glücke — zu Stande gekommen iſt.

Eſther.

Wie dort der Donner und der Blitz,
So herrſcht ein Wort hier und ein Blick;
Und wohnt im Himmel das Geſchick,
So wohnt im Menſchen Kunſt und Witz.

Rückert.

„Nicht ſo! ſo iſt es nicht recht, mein Fräulein, fangen Sie nochmals von vorn an, wenn es gefällig iſt. Denn man muß ſagen:

O Gott, wer ſchützt uns, wenn nicht du uns ſchützeſt?"

Dieſe Worte deklamirte ein Mann mit edlen und freundlichen Zügen; er ſchien ein Fünfziger und trug eine große Perücke, einen zimmtfarben geſtickten Frack, und troknete ſich die Stirne mit ſeinem Tuche. Große Schweißtropfen rollten über ſein Angeſicht, denn es war eine mühſame Beſchäftigung, die er eben vor hatte, mitten unter einem Paar Hundert junger Mädchen, welche ſchwarz gekleidet ihn rings umgaben und als Kopfbedeckung kleine weiße Häubchen trugen, die mit Bändern von verſchiedenen Farben gebunden waren. Dieſe Scene fand in einem großen Saale Statt, den man vermittelſt langer, gehörig angebrachter Tiſche und Bänke in eine Art von

Theater verwandelt hatte. Eine Dame in dunkelgelbem Anzuge mit einer ſchwarzen Haube und ernſthafter Miene ſaß in einem großen Armſtuhle und wohnte der Uebung bei; ihr zur Linken die Vorſteherin des Hauſes; in einiger Entfernung ſtanden die Ehrendamen ehrfurchtvoll herum. Aber dieſe bejahrte Dame war Niemand Anders als Frau von Maintenon, dieſe jungen Mädchen waren die Zöglinge von Saint Cyr, und jener Mann, dem die Schweißperlen auf der Stirne glänzten, war der berühmte Dichter Racine, der hier mit großer Mühe ſein Trauerſpiel „Eſther“ einſtudirte, das die Penſionärinnen vor dem Könige aufführen ſollten.

In dieſem Augenblick wiederholte eben das kleine etwa zehnjährige Fräulein von Blanſac, eine bevorzugte Favoritin der Frau von Maintenon, und der man aus dieſem Grunde auch ein Röllchen hatte geben müſſen, zum zwölften oder fünfzehnten Male den einzigen Vers, den ſie zu ſprechen hatte. Aber auch dieſer letzte Verſuch fiel ſehr unglücklich aus; der komiſche bordelaiſer Accent des Mädchens wandte die Deklamation ihres Lehrers, dem ſie nachahmen wollte, ſo ganz ins Drollige; die Jammer-Miene, die ſie anzunehmen ſuchte, ſtand mit ihrem aufgeworfenen Näschen und ihrem runden heiteren Wangenpaar geradezu in ſo burleskem Widerſpruche, daß man ſich des Lachens nicht erwehren konnte. Der unglückliche Vers wurde mit ſo unmäßigem Gelächter aufgenommen, daß der verzweifelnde Dichter unwillig ausrief: „Ich bitte Sie Fräulein, geben Sie Ihre Rolle auf, denn wenn Sie ſo vor dem Könige ſprechen, ſo verderben Sie mein Stück.“

Die arme Kleine, durch die vielen Wiederholungen tief gekränkt, brach jetzt in Thränen aus. Sogleich lief der gute Racine auf ſie zu, trocknete ihr die Augen, und da es ihm nicht gelang ſie zu tröſten, ſo machte er Miene, als ob er ſelbſt mitweinen wollte.

Dieſer kleine Auftritt glättete die Falten auf der ſtrengen Stirne der Frau von Maintenon.

„Fürwahr, Racine,“ ſprach ſie lächelnd, „Sie verdienten das ſchwarze Kleid und das weiße Häubchen zu tragen, denn Sie haben nicht mehr Gewalt über ſich ſelbſt als dieſe Kinder. Im günſtigſten Falle könnte man Sie etwa unter unſere gelben Bänder aufnehmen, die ſich ſchon mit höheren Studien beſchäftigen.“

Der Dichter nahm den Scherz der Halbkönigin als gewandter Hofmann auf. Man verſprach dem Fräulein von Blanſac ein hübſches Bildchen und eine Menge Bonbons, und die Wiederholung ging nun ohne weiteren Unfall zur großen Zufriedenheit Jener, welcher ſie angeordnet hatte, vor ſich.

Sie war kein gewöhnliches Weib, dieſe Francaiſe von Aubigné, Wittwe Scarrons, die nur die morganatiſche Gemalin Ludwig des XIV. geworden war, ohne von den Grundſätzen, die ſie angenommen, etwas zu opfern, ohne ſich mit ihrem Gewiſſen noch mit den weltlichen Geſetzen zu zertragen: und die Geſchichte dürfte wohl nur wenige Frauen aufzuweiſen haben, welche, wie ſie, das höchſte Ziel erreichten, nach dem ſie ſtrebten, ohne von dem abzuweichen, was ſie als den redlichen und geraden Weg dazu betrachten. Jeder ihrer Handlungen diente ein triftiger Grund zur Unterlage, um ſie in ihren eigenen und vor den Augen der Welt zu rechtfertigen. Sie ließ ihre erſte Wohlthäterin vom Hofe entfernen, aber dieſe Entfernung war durchaus nothwendig; denn nur hiedurch wurde einem öffentlichen Scandal vorgebeugt. Sie gewann ſchon früher einen großen Einfluß auf den König, allein ſie bediente ſich deſſen nur, um ihren Gebieter mit der Königin zu vereinigen. Es gelang ihr ſpäter, daß ſie von Ludwig zur Gemalin erhoben wurde: aber dieſe Erhöhung war nur ein günſtiger Umſtand für Religion, Sitte und Anſtand. Sie benahm dem Hofleben jener Tage die frühere Ungebundenheit und zügelloſe Richtung, und von ſo lobenswerthen Handlungen, die ſie theils begründet, theils ſelbſt ausgeführt zu haben glaubte, mochte ihr wohl ſelbſt der ſtrengſte Beobachter gern geſtatten, Vortheil für ſich zu ziehen, und im Gefühle dieſes guten Glaubens den bekannten Ausſpruch zu thun: Nichts ſei ſo wirkſam und erfolgreich als ein tadelfreies Benehmen.

In der That, ihr Einfluß auf den König kam vielleicht daher, daß ſie zwiſchen ihm und ſich eine Art von geiſtigem Einverſtändniß zu gründen verſtand, das er noch in keinem andern Weibe gefunden hatte. Ludwig's empfindſame Jugend hatte die hingebende Liebe der Lavalliere gerührt, ſpäter beherrſchte der glänzende, feurige Geiſt der Montespan ſeine Phantaſie; die blendende aber geiſtloſe Schönheit der Fontange hatte dann einen Augenblick ſeine Sinne verwirrt: die Maintenon aber bemächtigte ſich ſeines Gewiſſens, und leitete es bis an das Ende ſeines Lebens. Die Rückkehr Ludwig's zu den alten Vergnügungen hätte unfehlbar ihre Herrſchaft zerſtört. Auch war ſie, beſorgt, daß das Bedürfniß nach Unterhaltung ihr dieſes Herz abwende, immer eifrig bemüht, ihn von gefährlichen Vergnügungen abzuziehen, indem ſie ihm unſchuldige Freuden verſchaffte. Sie rechnete viel auf den Reiz der Neuheit, welchen das vorbereitete Schauſpiel gewähren ſollte, und der Erfolg übertraf wirklich noch ihre Erwartung. Mit ſeltener Gewandtheit des Geiſtes wußte ſie ſelbſt ſtrenge und überaus rigoroſe Perſonen für ihr gutes Intereſſe zu gewinnen.

Gaillard, begleitet von acht anderen frommen Männern jener Zeit, hatte einer Vorſtellung beigewohnt. Durch dieſes Beiſpiel wurden auch die ängſtlichſten Gewiſſen ermuthigt; die Bitten um Zutritt zu jenen Vorſtellungen nahmen allgemein zu, um ſo mehr als man wußte, daß dies dem König auf die delikateſte Weiſe den Hof machen heiße. Ludwig, immer mehr zufrieden geſtellt durch ſein neues Schauſpiel, wollte dieſes Vergnügen auch dem unglücklichen Schattenkönig Jakob II. und ſeiner Gemalin bereiten, die damals in Saint Germain gaſtfreundliche Aufname, Schutz und Zuflucht gefunden hatten. Er war ſogar gnädig genug, mehreren begleitenden Edelleuten des flüchtigen engliſchen Hofes den Zutritt daſelbſt zu geſtatten.

Im Gefolge dieſes unglücklichen Fürſten befand ſich auch Lord Mortimer, der Erbe einer edlen und alten Familie, deren letzter Sprößling er war. An dem glänzenden aber gefährlichen Hofe des vorigen Königs Carl II. erzogen, hatte Mortimer, der damals ſehr jung war, eigentlich noch keine Jugend gehabt. Geblendet von den brillanten und verderblichen Eigenſchaften der Rocheſter, der Buckingham, der Saint-Alban, hatte er ſich für alle Arten von Aufwallungen gewiſſermaßen abgeſtumpft, bevor er ſie noch ſelbſt erfahren hatte; ſeine Seelenkräfte waren ſo zu ſagen lebendig todt, nicht als ob er keine fähige Seele gehabt hätte, ſondern weil er gleichſam darauf angewieſen war, ſie nicht ſelbſtthätig walten zu laſſen. Dieſem frühzeitigen Inſichſelbſtverſchließen, dieſem Mißtrauen gegen die Welt geſellte ſich jetzt die Traurigkeit über ſeine Verbannung, den Verluſt ſeines Ranges und ſeiner Güter zu. Lord Mortimer erwartete in der Galerie von Verſailles das Ende des Beſuches, den ſeine Majeſtäten dem Könige von Frankreich machten, bevor ſie ſich nach Saint-Cyr begaben, wohin auch er ihnen folgen ſollte, und in den Bogen eines Fenſters gelehnt, ſpielte er mechaniſch mit den Troddeln des Vorhanges, als ihn ein Mann gewahrte, eilig auf ihn zulief und ihn mit wiederholten Umarmungen überhäufte, denen ſich der Engländer vergebens zu entwinden ſuchte.

„Ei! mein theurer Mylord,“ rief die geckenhafte Geſtalt mit lauter Stimme zu wiederholten Malen, „welches glückliche Zuſammentreffen! Wie kommen denn Sie hieher, Sie den man nirgends ſieht?“

„Ich begleite den König, meinen Herrn nach St. Cyr,“ antwortete der Engländer kalt, „man hat mir die Ehre erwieſen, mich zu dem Genuſſe in St. Cyr auszuerleſen,“ fügte er faſt gähnend hinzu, „und ich durfte mich nicht entziehen, wiewohl ich ſehr befürchten muß, mich in dieſer Kinderkomödie peinlich zu langweilen.“

„Im Ernſte? ſind Sie geladen? Darüber bin ich ja entzückt, denn ich bin auch geladen. Glauben Sie mir, verſchmähen Sie dieſe Gunſtbezeugung nicht, ſie wird ſehr beneidet, und Sie würden übel daran thun, ſchlecht darüber zu ſprechen. Was mich betrifft, ich bin feſt entſchloſſen Alles entzückend ſchön zu finden, und meine Bewunderung überall laut zu verkünden.“

So immer fort ſprechend, ſetzte ſich der Marquis von Saint Herem in Marſch, bald die Perücke glättend, bald eine Arie trällernd; von Zeit zu Zeit unterbrach er ſich ſelbſt, um mit lauter Stimme dem Engländer ſeine Bemerkungen über die Frauen mitzutheilen, die ihnen begegneten, rechts und links ſeine Grüße und ſüße Winke ſpendend und höchlich erſtaunt, daß all ſeine Verſchwendung von Liebenswürdigkeit und ſeine koketten Manövers weniger die Aufmerkſamkeit auf ſich zogen, als das nachläßige und zerſtreute Weſen, das würdevolle und kalte Halblächeln ſeines Begleiters. Dieſer betrachtete in der That mit gutmüthigem Mitleid eine ſo geräuſchvolle und zweckloſe Abgeſchmacktheit. Er erinnerte ſich vielleicht eben an die ruhige Sorgloſigkeit, mit welcher Rocheſter ſeine Pläne verbarg, an die exemplariſche Geduld, die jener anwendete, die Converſation der ſchönen, thörichten und eitlen Miß Temple zu ertragen, der er zwar nichts über ihre Schönheit ſagte, aber ſcheinbar von ihrem Geiſte bezaubert, ihr ſo verlockende Verſe der Bewunderung vorlegte, daß er ſicher ſein konnte, ihr kleines Köpfchen durch ſüße Worte zu verdrehen, die ſeiner ſtolzen

Gleichgiltigkeit einen groſsen und glänzenden Erfolg bereiten muſsten.

Saint Herem bot dem Lord Mortimer einen Platz in ſeinem Wagen an, den der Engländer annahm. So kamen ſie mitſammen in St. Cyr an, aber hier begab ſich Mortimer zu den andern Engländer aus dem Gefolge ſeines Königs. Eine Menge von Hofleuten drängte ſich an die Thüre des Saales, wo das Schauſpiel ſtattfinden ſollte, und man war hoch erſtaunt, hier den König Ludwig zu finden, der in höchſteigener Perſon den Eingang ſperrte, den Dienſt eines Kämmerers verrichtete und die Auserwählten, die er in dieſes Paradies einlaſſen wollte, Einen nach dem Andern ſelbſt in Augenſchein nahm. Es waren die erſten und ausgezeichnetſten Männer des Hofes, die edelſten und glänzendſten Frauen, die ſich hier verſammelten. Der Saal war bereits faſt gefüllt, aber der junge Engländer hatte das Glück, einen Platz ganz vorn am Proſcenium, mitten im erſten Range zu finden; hier blieb er ruhig ſtehen und erwartete es in Geduld, ſich langweilen zu laſſen.

Mittlerweile hatte das Schauſpiel begonnen, die Frömmigkeit erſchien in Geſtalt der ſchönen mit einem reizenden Organ begabten Frau von Caylus als Prolog. Ein beifälliges Gemurmel unterbrach von Zeit zu Zeit die harmoniſchen Verſe, welche die Anweſenheit der königlichen Perſonen zu applaudiren verbot, und Frau von Sevigne, hinter den Herzoginnen ſitzend, lispelte dem Marſchall von Bellefonas ein Paar geiſtreiche und ſinnige Bemerkungen zu, wie ſie wohl wenige der anweſenden Damen zu machen fähig waren. Je weiter das Stück vorwärts ſchritt, deſto feuriger wurde der Enthuſiasmus unter den Zuhörern, und dies mit vollem Rechte. Niemals hatte man Schauſpielerinnen ſo gut in ihren Rollen, noch Rollen ſo ganz nach dem Willen des Verfaſſers ſpielen geſehen. Eſther wurde von Fräulein von Veillane gegeben, dem ſchönſten und anmuthigſten Mädchen von St. Cyr. Fräulein von Abancour gab den Aman, Fräulein von Lalie den Aßuerus, und die Häßlichkeit und das Talent des Fräuleins von Olbreuſe verlieh der Perſon des Mardocheus eine ſehr entſprechende Geſtaltung. Denkt man ſich in jene-

Zeit zurück, erwägt man dieſe neue, der damaligen ſo wenig gleich kommende Art der Tragödie, die einfache, erhabene Poeſie der heiligen Schrift zum erſten Male in Handlung und in Racine's Sprache gebracht; dazu einen Aufwand von Decorationen und Coſtume, der jenen der gewöhnlichen Theater weit übertraf; die Scene, die den Augen der Zuſchauer keine geſchminkten und koketten, ſondern eine Menge junger, unſchuldiger Mädchen darbot, die den erſten Familien des Königreichs angehörten, und die nur bei dieſer einzigen Gelegenheit ſichtbar wurden: — faßt man alle dieſe Umſtände zuſammen, ſo wird man leicht begreifen, wie dieſes ſchöne Gemiſch von Verſen, Geſängen, Muſik, hübſchen Geſichtern und friſchen Stimmen für Jung und Alt am Hofe neu und pikant erſcheinen mußte. Auch Lord Mortimer fing an, dieſen Eindruck zu theilen, und war über den Reiz erſtaunt, den dieſe Komödie der jungen Mädchen für ihn hatte. Es lag darin etwas ſo Sanftes, Reines, Unbeſchreibliches, deſſen er ſich zuerſt faſt ſchämte, dem er aber bald und willig nachgab.

Indeſſen ſtürzen auf den Ruf der Königin, ihre jungen Gefährtinnen

„Des alten Jakob blühende Nachkommenſchaft“

in Menge auf die Bühne, und auch auf Mortimer's Lippen zitterten dieſe Dichterworte, die ganz ſeine Gedanken ausſprachen:

> „Welch reicher Schwarm unſchuld'ger Lieblichkeiten
> Entzückt mein Aug' und naht von allen Seiten!
> Wie malt die Scham ſo reizend ihre Wangen!“

Jetzt trat aus der Mitte dieſer jugendlichen Schönheiten ein Mädchen allein an den Rand des Theaters vor: ſo edel war ihr Anſtand, ihre Züge ſo ſanft und ernſt, die ſchönen blonden Haare, die leichtgelockt um ihre Stirne hingen, die zarte Durchſichtigkeit ihrer Hautfarbe verliehen ihrer Miene und der ganzen Erſcheinung etwas Aetheriſches und Bezauberndes. Sie ſingt und jeder Ton ihrer weichen, ſchwärmeriſchen Stimme erregt ein ſüßes Echo; ſie beſingt das Unglück des Vaterlandes, dem ſeine Kinder geraubt worden, und die Schmerzen des Verbannten.

Ihre jungen Gefährtinnen wiederholen im Chore die rührende Klage. Bei dieſen Tönen erbebt Mortimer, er denkt an ſein Land, an das Schloß ſeiner Väter, das er vielleicht nie wieder ſehen wird. In wehmüthig tiefes Nachdenken verſunken, vergißt er alles was ihn umgibt, nur die junge Sängerin ſteht feenhaft vor ſeinem Auge; von dem ganzen Stücke ſieht er nichts mehr als dieſe Engelsmiene, hört nichts mehr als dieſe rührende Stimme, und wie ſie endlich den Geſang der Heimkehr voll Hoffnung und Schwermuth anſtimmt:

„Brecht eure Bande,
Gefang'ne Brüder,
Kehrt, Flücht'ge wieder
Auf euer Meer und eure Lande.“

da vermochte ſich der junge Lord bei den Worten:

„Die lieben Auen werd' ich wiederſehen,
An meiner Väter Gräber weinen gehen“

nicht länger zu halten, und brach, ſein Antlitz mit beiden Händen verbergend, in Thränen aus. Die Königin von England, die ihn mehreremale betrachtet hatte, verrieth durch eine Bewegung ihr Mitleid und ihre Sympathie; Frau von Maintenon fragte nach dem Namen des jungen Mannes. Ludwig ſelbſt, der die Rührung des jungen Lords bemerkt hatte, warf dem König Jakob einen huldreichen Blick der Billigung hiefür zu: und mit einem Male richteten ſich nun alle Augen auf den Fremden, der ſo zum Gegenſtand der allgemeinen Theilname geworden war; ſogar von dem Theater ſtreckte und neigte ſich eine Menge kleiner neugieriger Köpfchen von allen Richtungen her, um ihn ins Auge zu faſſen, und am nächſten Tage handelte das Geflüſter zu St. Cyr von nichts als von dem ſchönen Engländer, der bei dem Geſange des Fräuleins von Beaumont geweint hatte. Aber die Aufmerkſamkeit, die er erregt ſah, ließ Mortimern bald ſeine innere, unwillkührliche Bewegung bedauern, die er nicht hatte überwinden können, und als er nun vollends beim Ausgang aus dem Saale von Hofleuten aller Range umgeben wurde, welche ſich verpflichtet hielten, ihm über eine Rührung ein Compliment zu machen, der die

Billigung des Königs zu Theil geworden, fühlte er ſich von lebhaftem Unwillen ergriffen, den er nur mit Mühe unterdrückte.

„Nun ja,“ antwortete er mit erkünſtelter Gleichgiltigkeit dem Herrn von Saint Herem, der ihm ebenfalls Glück wünſchte, „es iſt mir ſehr gut gelungen, und ich habe faſt mehr Effekt hervorgebracht, als ich beabſichtigte.“

„Wie? mehr Effekt?“ fragte Saint Herem überraſcht.

„Wie ich es ſage, denn ich wollte mich nur der hübſchen Sängerin bemerkbar machen.“

Dieſer Zug ſchien Saint Herem ſo witzig als pikant, und flößte ihm für ſeinen Freund viel mehr Achtung ein, als er vor einer patriotiſchen Aufwallung gehabt hätte. Er wollte Mortimer durchaus mit ſich nach Paris und dort zu einem Souper führen; aber dieſer gab vor, nach Saint Germain zurückkehren zu müſſen, und verließ ihn.

Ob man das Gefühl, das ſich des jungen Engländers ſo ſichtbar bemeiſtert hatte, auf Rechnung ſeines neuen Exils und des bisherigen Mangels an Anregung ſetzen ſolle — wer kann das eigentlich ergründen? Aber die Wahrheit zu ſagen, war er mit dem Fräulein von Beaumont wirklich mehr beſchäftigt, als er ſich wohl ſelbſt eingeſtehen mochte. — Und wenn mich nun die ſüßen Züge und die holde Stimme dieſes Mädchens ſo unwiderſtehlich anziehen, ſprach er zu ſich ſelbſt, ſo ſehe ich nicht ein, was mich daran hindern ſoll, ſie wieder zu ſehen? —

Er begab ſich nach Verſailles, um neuerdings die Erlaubniß anzuſuchen, der Aufführung des Dramas „Eſther“ in Saint-Cyr beiwohnen zu dürfen. Dort begegnete er Saint Herem, der in gleicher Abſicht gekommen war und vergebliche Verſuche machte, dieſelbe Vergünſtigung zu erhalten, die man dem Engländer gleich gewährte.

„Bei meiner Treue!“ ſprach er zu Mortimer, ſobald er ihn bemerkt, „ich bin ſehr unglücklich: ich kann es nicht mehr ſo weit bringen, zu dieſer Komödie von Saint-Cyr zu gelangen, und ſie hat mir alle übrigen ſo langweilig gemacht, daß ich keine andere mehr beſuchen kann. Ich wollte geſtern einen Augenblick im Theater bleiben, aber alle dieſe faden Schauſpielerinnen ſo in der Nähe zu ſehen, hat mich fürchterlich ennuyirt und that meinem Herzen ordentlich weh. Die Champmelé mit ihrer Schminke und ihren Grimaſſen iſt mir in der Seele zuwider. Es gibt wahrlich kein Mittel mehr ſich ohne Eſther zu unterhalten, um ſo mehr, da ich eine gewiſſe kleine Brünette bemerkt habe, die mir in's Auge fiel, und die wiederzufinden ich gar nicht zürnte.

Mortimer lächelte zu dieſen Klagen, und bekam dadurch faſt etwas Furcht für ſein eigenes Bittgeſuch; allein er dankte dem Intereſſe, das er jüngſt erregt hatte, eine ſehr freundliche Aufname. Er begab ſich alſo neuerdings nach Saint-Cyr, und ſtellte ſich diesmal ganz vorn an die Bühne an, nahe an einem der großen karmoiſinrothen Seidenvorhänge, die ſie von dem Saale trennten, und ſchickte ſich an, keine einzige der Bewegungen des Fräuleins von Beaumont aus dem Geſichte zu verlieren. Für die Andern hatte er blos das Ausſehen, die Rührung, die er etwa wieder empfinden könnte, verbergen zu wollen. Die junge Coryphee erſchien endlich, und er glaubte ſich von ihr bemerkt. Sie ſang mit weniger Sicherheit und mehr Zerſtreuung als das erſte Mal. Einen Augenblick befand ſie ſich ſo ganz in Mortimer's Nähe, daß er ihr Kleid hätte berühren können; er benützte dieſen günſtigen Zufall, ſtreckte mit faſt unmerklicher Bewegung die Hand aus und legte raſch ein Billet zu ihren Füßen, das er mit einem beſcheiden flehenden Blicke begleitete. Die arme Kleine, in der Angſt, Jemand möchte es ſehen, ließ ihr Tuch auf den Brief fallen und hob dann beides auf, indem ſie ſich heimlich zu ihrer Geſchicklichkeit Glück wünſchte. Allein, während ſich auch Mortimer über das Gelingen ſeines Planes im Stillen erfreute, war dem wachſamen Auge der Frau von Maintenon nichts entgangen. Sie blieb dieſen Tag in St. Cyr, wie ſie öfters zu thun pflegte, und nächſten Morgens wurde das Fräulein von Beaumont zu ihr berufen, worüber ſich auch Niemand verwunderte, denn Madame hatte die Gewohnheit, einige der Penſionärinnen ſo zu ſich kommen zu laſſen, um ihr Geſellſchaft zu leiſten, was man für eine ſehr große Gunſt anſah.

Indeſſen fühlte ſich Fräulein von Beaumont, als ſie dem Befehle, den ſie erhalten, Folge leiſtete, doch nicht ganz frei von Schrecken. Wie ſie ſich nun vor Frau von Maintenon befand, ſchickte dieſe, unter irgend einem Vorwande, das Fräulein von Aumale fort, und ſprach dann, das große ſchwarze, ſcharfblickende Auge auf das junge Mädchen gerichtet: „Kommen Sie näher, Fräulein, ich muß mit Ihnen über ſo Manches reden.“

Das arme Kind gehorchte, und blieb nach einer tiefen Verbeugung ſchweigend ſtehen.

„Sie haben geſtern,“ fuhr Frau von Maintenon fort, „ein Billet von Lord Mortimer erhalten.“

„Ja, gnädige Frau,“ antwortete das Fräulein von Beaumont erblaſſend, aber ohne zu zaudern.

„Warum haben Sie es angenommen?“

„Ach! guter Gott, gnädige Frau, hätte ich es denn dort liegen laſſen ſollen, damit es alle Leute geſehen hätten?“

„Haben Sie dieſes Billet?“

„Ja.“

„Geben Sie es mir.“

„Hier iſt es.“

Sie zog es mit einem andern Papier aus ihrer Taſche, welch letzteres ſie jedoch ſehr ſchnell wieder einſteckte.

„Und was verbargen Sie da für ein zweites Papier?“

„Meine Antwort, gnädige Frau.“

„Wie! Sie hätten ſogar geantwortet?“

„War ich nicht dazu gezwungen?“

„Nein, gewiß nicht. Doch laſſen Sie die Antwort ſehen.“

Sie wurde ihr ſogleich übergeben. Frau von Maintenon las zuerſt den Brief Mortimers. Er war einfach und überredend, denn was darin ſtand, war des jungen Mannes aufrichtiges Gefühl; allein er ſchien ſich auf den Ausdruck ſeiner wahren Geſinnungen etwas einzubilden, wie auf einen beſondern Zug von Ehrlichkeit und Geſchicklichkeit, indem er ſchrieb, daß man ein ängſtliches Mädchen durch überſpannte Ausdrücke weder verwirren noch ſcheu machen dürfe. Er beſchränkte ſich alſo darauf ihr mitzutheilen, wie ſehr ſie ihn, den armen Verbannten, an allen Schmerz der Verbannung erinnert habe, für den er doch nur ein einziges Heilmittel wüßte und ſich wünſchte: die Seligkeit ſie zu ſehen und zu hören. Er befürchte aber auch dieſer bald beraubt zu werden und bitte ſie, wenn es einen Ausweg für ſolchen Verluſt gebe, dieſen einzuſchlagen und ihm aus Barmherzigkeit anzuzeigen. Frau von Maintenon hatte während dieſer Lectüre eine ſtrenge Miene behalten; ſie öffnete nun den Brief des Fräuleins und fand darin Folgendes:

„Mein Herr!

Ich habe es wohl bemerkt, daß Sie während meines Geſanges dem Andenken an Ihr Land eine Thräne weihten, und ich geſtand mir, es ſei dies das Zeichen einer ſchönen Seele. Alle großen Männer, deren Geſchichte ich geleſen, liebten ihr

Vaterland. Ich wünſche von ganzem Herzen, daß Sie, wenn Sie das Ihrige nicht mehr ſehen, hier ſo glücklich werden möchten, um ſich über dieſen ſchrecklichen Verluſt mit der Zeit zu tröſten. Sie verſichern mich, daß ich etwas hiezu beitragen könne: allein ich weiß Ihnen kein Mittel anzuzeigen, mich wieder zu ſehen, ſelbſt wenn ich mit dieſem Wunſche einverſtanden wäre. Die Penſionärinnen von St. Cyr verlaſſen das Haus nicht, außer um ſich zu vermälen. Wenn Ihre Abſicht dahin gerichtet iſt, ſo mögen Sie ſich an Herrn d'Arbois, meinen Vormund, oder an Madame, welche unſer aller Mutter iſt, wenden: und wenn die Eine oder der Andere ſich nicht gegen dieſe Verbindung erklären, ſo verſpreche ich Ihnen, daß Sie bei mir kein Hinderniß finden ſollen.

Anna Maria von Beaumont."

Dieſe naiven Worte erheiterten das Geſicht der Frau von Maintenon; denn ſie konnte nicht umhin ſich heimlich zu geſtehen, daß ſie der Erziehung von St. Cyr Ehre machen.

„Wußten Sie indeſſen nicht, mein Kind," —

fuhr ſie mit angenommenem Ernſt wieder fort, „daß man einen Liebesbrief gar nicht beantworten ſoll?“

„Ich habe, gnädige Frau, eben nur deßhalb geantwortet, weil mir dieſer kein Liebesbrief ſchien.“

„Es iſt wahr,“ ſprach von Maintenon, mit dem Auge Mortimer's Zeilen nochmals durchfliegend, „das Wort Liebe kömmt darin nicht vor.“ Dann blickte ſie wieder in dieſes ſanfte fünfzehnjährige Geſichtchen, das vor ihr ſtand, und ſagte etwas milder: „Das thut aber nichts zur Sache, mein Kind, nichts deſto weniger muß man ſolchen geheimen Correſpondenzen ausweichen, und, damit dieſe keine weiteren Unannehmlichkeiten für Sie hat, ſo nehme ich die Beſorgung und Beendigung derſelben auf mich; gehen Sie und ſchweigen Sie über das Vorgefallene gegen Jedermann.“

Fräulein von Beaumont verbeugte ſich tief und entfernte ſich.

Kaum waren ein Paar Tage hingegangen, ſo wurde Lord Mortimer, beauftragt mit einer Botſchaft von der Königin von England, bei Frau von Maintenon gemeldet. Sie befahl ihn eintreten zu laſſen, und, nachdem ſie den an und für ſich ſehr unbedeutenden Grund ſeiner Botſchaft erfahren hatte, ließ ſie ſich mit dem Ueberbringer in ein längeres Geſpräch ein. Zufrieden geſtellt durch den ſchönen Takt und die Kenntniſſe, welche ſeine Reden verriethen, wie durch den Adel ſeines Benehmens, fragte ſie ihn bald auch über ſeine Herkunft, ſeine Verhältniſſe und Hoffnungen mit jener feinen Weiſe aus, auf welche man geiſtreichen Frauen nie die aufrichtige Antwort verſagen kann.

„Mein Herr,“ ſagte ſie endlich, „die Sache des Königs Jakob könnte, trotz den Wünſchen und Anſtrengungen ſeiner wohlmeinenden Freunde, wohl noch lange zu keinem günſtigen Erfolge gelangen. Sie werden Ihre Jugend, wie es ſcheint, ſchon hier bei uns in Einſamkeit und Müſſiggang verlieren müſſen. Warum ſuchen

Sie ſich nicht in Frankreich durch eine gute Heirat feſtzuſtellen?"

„Eine gute Heirat, gnädige Frau," erwiederte Mortimer beſcheiden, „findet man nur dann, wenn man ſelbſt eine gute Partie iſt. Um daran zu denken, müßten meine Umſtände glänzender oder meine Geſinnungen minder ſtolz ſein."

„Und Sie haben auch noch gar keinen Verſuch in dieſer Hinſicht gethan?"

„Nein, gnädige Frau."

„Wie Sie ſich doch verſtellen können," erwiederte die Dame; „aber unſere Mädchen von St. Cyr, welche wiſſen, daß ſie zwar Waiſen, doch nicht ohne Schutz ſind, haben weit mehr Aufrichtigkeit. Hier, mein Herr, iſt die Antwort des Fräuleins von Beaumont auf den Brief, den Sie ihr während der Vorſtellung der „Eſther" haben zukommen laſſen."

Mortimer nahm den Brief, den ihm Frau von Maintenon offen darreichte, ziemlich betroffen und las ohne ein Wort zu ſagen. Dieſe fuhr fort:

„Da ich nun dachte, mein Herr, daß Sie,

indem Sie ſich an ein junges Mädchen von edlem Geblüte wenden, das überdies unter dem beſondern Schutze des Königs ſteht, nur ehrenvolle Abſichten hätten, ſo verſicherte ich mich gleich in voraus der Zuſtimmung des Vormundes des Fräuleins von Beaumont zu Gunſten Ihres Wunſches. Der König ſchenkt in Anſehung dieſer Vermälung, die er zu genehmigen ſo gnädig war, dem Fräulein von Beaumont das Gut Alban zur Ausſtattung, wovon Sie künftighin Ihren Namen führen mögen, und der Ihnen in Frankreich einen gleichen Rang mit dem geben wird, den Sie in Ihrem Lande einnahmen. Ich will dieſe ganze Angelegenheit alſogleich Ihrer Majeſtät der Königin von England melden, die darin gewiß einen neuen Beweis der Achtung von Seiten unſeres Hofes für Sie und Diejenigen, die Ihr angehören, finden wird.“

Was wollte Mortimer thun? Plötzlich zwiſchen der naiven Unſchuld einer jungen Penſionärin und der liſtigen Strenge einer allmächtigen Hofdame gefangen, ſah er ſich, ehe er noch ernſtlich daran gedacht hatte, zu dem unbeſchreiblichen Unglücke verurtheilt: ein junges, ſchönes, reiches, kluges und liebenswürdiges Weſen zur Gemalin zu nehmen. Er beſann ſich nicht lange, und fügte ſich dem Winke der Frau von **Maintenon**.

Die Vermälung fand mit großem Glanze Statt. Lord **Mortimer**, Graf von **Alban**, reiſ'te hierauf mit ſeiner jungen Gemolin auf das Landgut ab, womit ihn die Gnade **Ludwig's** beſchenkt hatte, und bei dem gebildeten Geiſte, den Talenten und der Schönheit ſeiner Gemalin war es kein Wunder, daß alle Langeweile von dieſem anziehenden tête-a-tête ferne blieb.

Bei ſeiner Rückkehr begegnete er Herrn von **Saint Herem**, der mit niedergeſchlagener Miene auf ihn zukam.

„Ach, mein lieber Mylord, Sie ſehen einen verlornen, ruinirten Mann vor ſich!"

„Was iſt Ihnen denn begegnet?"

„Der König, mein Theurer, der König —"

„Nun, ſind Sie bei ihm in Ungnade gefallen?"

„Noch viel ſchlimmer als das: er hat mich vermält."

„Wie ging das zu?“

„Ja, Sie haben gut fragen. Ihr Beiſpiel war es eben, das mir den Kopf verdreht hatte; aber ich hatte nicht Ihr Glück. Es war mein Plan einen der Gärtner von St. Cyr zu gewinnen, der mich unter dem Namen eines ſeiner Geſellen in das Haus einführen ſollte; aber dieſer abſcheuliche Menſch ging, nachdem er mich angehört und mir Gewährung verſprochen hatte, zu der Vorſteherin und erzählte ihr meine Abſicht; dieſe trug es weiter zu Frau von Maintenon, Frau von Maintenon brachte es vor den König, und der König — da kömmt nun das Aergſte. Es war in der Galerie, da kam ich ihm eben in den Weg, als er von der Meſſe zurückkam, er ſah mich und befahl mir ohne ſtehen zu bleiben ihm zu folgen. Ich gehorchte und trat nach ihm in ſein Kabinet ein, hier wandte er ſich raſch um, betrachtete mich ſcharf und ſprach:

„Herr von Saint Herem, wiſſen Sie, daß Sie die Baſtille verdienen, weil Sie es gewagt haben, ſich verſtellt und mit böſer Abſicht in ein Haus einzuſchleichen, das unter meinem königlichen Schutze ſteht.“

„Gnade! Sire,“ rief ich aus, „es iſt wahr, ich bin ſehr ſtrafbar, aber Eure Majeſtät wird für Fehltritte, an denen Liebe Schuld iſt, nicht unerbittlich ſein.“

„Und wer iſt denn der Gegenſtand einer Liebe, die Sie ſogar auf die Achtung vergeſſen läßt, die Sie Ihrem Könige ſchuldig ſind?“ fragte der König nun etwas milder.

„Fräulein von Olbreuſe, Sire,“ antwortete ich ſchnell.

Der König machte eine leichte Bewegung der Ueberraſchung.

„Gut,“ ſprach er. Der alte Chevalier von Olbreuſe ſpazierte zu meinem Unglück eben in der Galerie herum, der König ließ ihn rufen

„Chevalier,“ rief er dem Kommenden entgegen, „der Marquis von Saint Herem bittet mich um die Hand Ihrer Nichte; Sie mögen alſo den Eltern des Fräuleins ſchreiben, daß dieſe Vermälung meine Genehmigung erhalten, und daß ich ſelbſt die Ausſtattung der Braut übernehme.“

Der alte Chevalier erſchöpfte ſich in Dankſagungen. „Es war auch nichts natürlicher als dieſe, denn ich muß Ihnen jetzt meinen unglücklichen Irrthum geſtehen. Das Fräulein von Fombreuſe war es eigentlich, welches ich hatte nennen wollen: aber in der Verwirrung und Ueberraſchung war mir ein falſcher Name entſchlüpft, der König hatte indeſſen für mich geworben, es gab keine Möglichkeit zurückzutreten, und ſo kam es, daß ich für meinen Vorwitz und meine Eitelkeit in den Beſitz einer häßlichen, unvermögenden und boshaften Gemalin kam, welche die Geduld eines Heiligen zu erſchöpfen im Stande wäre. Zum Henker mit Eſther, mit St. Cyr und mit allen den kleinen Hexen! Mich hat die abſcheuliche Komödie viel gekoſtet!“

„Nur Muth gefaßt,“ rief Mortimer mit Kaltblütigkeit, „mein armer Unglücksgefährte, Sie ſehen, mit welchem lobenswerthen Beiſpiele ich Ihnen vorangehe.“

„Ueber den Heuchler!“ murmelte der Marquis, der keinen Tröſter finden konnte, ſtill für ſich, und ſie ſchieden.

Indeſſen fingen die Vorſtellungen von St. Cyr an, der Gegenſtand lebhafter Controverſen zu werden. Man warf der Frau von Maintenon vor, daß ſie im Angeſichte des ganzen Hofſtaates und ſo vieler Fremden junge Mädchen aus den beſten Familien die Bühne habe betreten laſſen, Mädchen, die ihr anvertraut worden waren, um eine ſtreng moraliſche und tadelloſe Erziehung zu erhalten. Eben Diejenigen, denen es ſonſt um Religion und Moral nicht ſo ſehr zu thun war, bildeten hier die lauteſten Eiferer und es gelang ihnen nur zu bald, die wahrhaft Frommen oder Orthodoxen, die ſich ſonſt gern abſonderten, in dieſem Strome mitfortzureißen, ſo daß ſich Frau von Maintenon genöthigt ſah, nachzugeben.

„Sie ſehen,“ ſagte ſie eines Tages ſeufzend zu ihrer Vertrauten, „die lockeren Herren ſind es, die uns zwingen, unſere Unterhaltungen aufzugeben; ſie wiſſen recht gut, was ſie damit erzwecken, wenn ſie den religiöſen Sinn zugleich in rauher, ſtrenger und abſtoßender Geſtalt einherſchreiten ſehen wollen: denn das Laſter fände zu wenig Anhänger, wenn Vergnügen und Tugend ſich auf anſtändige Weiſe vereinigen könnten. Meine Abſichten waren gut, ich hatte das Mittel gefunden, den König zu amüſiren nnd unſere jungen Cavaliere von gefährlichen Vergnügungen abzuleiten, indem ich ihnen den Reiz einer unſchuldigen Unterhaltung anbot. Ich gab jungen Mädchen, deren ohnedies die meiſten kein Vermögen hatten, Gelegenheit, was ſie an Anmuth oder Talenten beſitzen, geltend zu machen. Der Eindruck, den ſie auf dieſe Art erregt, konnte bei dem ſtrengen Verſchluſſe von St. Cyr uud der Obhut des Königs nur in gute und beglückende Ehebündniſſe ausgeben. Alles das ſchien mir ſo gut angelegt, als ausgefuhrt: aber nicht alle Pläne ſollen an das gehoffte Ziel führen. Laſſen Sie uns dieſe Gährung in Geduld abwarten, und wenn die Tage wieder klar geworden ſind, auf anderem Wege etwas Gutes unternehmen.“

So wurde die dramatiſche Saiſon von St. Cyr geſchloſſen; man vergaß der Angelegenheit bald bei Stadt und Hof, nur Mortimer und Saint Herem hatten Urſache ſich dieſer jüngſten Vergangenheit lebhaft zu erinnern: aber ob beide mit demſelben Gefühle? darüber laſſen wir der Divinationgabe des Leſers freien Spielraum.

Lionel.

Fliegende Blätter.

Aller Ertrag der Werkſtatt des Sein's iſt Nichts
Kräfte der Welt, ſie gehen vorbei, ſind Nichts.

Hafis.

1.

In den Zeiten des von allen Novellenſchreibern ſo ausgebeuteten Ritterthums lebte irgendwo ein alter würdiger Graf, blos mit der Sorge für ſeinen Sohn Lionel beſchäftigt. Das redliche Bemühen des Vaters, dem Sohne ſo früh als möglich allen Ernſt, alle Strebungen und Erforderniſſe ſeines Standes einzuprägen, veranlaßte ihn, dieſen einem Manne anzuvertrauen, der ſich ſein mit Liebe angenommen hatte und ihn nebenher zu erziehen verſprach. Dieſer ein Ritter, welcher früher am Hofe gelebt, und der mit einer männlich kräftigen Geſtalt Hoheit des Geiſtes und wahre Kenntniß des Lebens verband, was ſich ſchon in ſeinem Erſcheinen und Benehmen ausſprach, zog den geiſtvoll ausſehenden Knaben gerne in ſeine Geſellſchaft, ergötzte ſich an der munteren Laune ſeines Zöglings und ſah mit Vergnügen in ihm ein empfängliches und vielverſprechendes Gemüth aufblühen; ſtörte auch deshalb die Richtung des jugendlichen Geiſtes gar ſelten durch pädagogiſch-tyranniſirende Eingriffe, und Lionel lernte, zum Jüngling heranwachſend, gleichſam aus eigenem Antriebe alles Gute und Schöne kennen, wie es eben jene Zeit darbot. So war er unvermerkt in jene Periode des Lebens getreten, in welcher jeder geiſtig geſunde junge Menſch einer unbeſtimmten Sehnſucht nachhängt, und die, wie ſie ſich entſcheidet, die Geſtalt ſeiner Zukunft beſtimmt. Lionel fand unter den Büchern ſeines Erziehers eines, deſſen er früher nicht geachtet, worin die Kunſtgröße der Griechen und Römer und ihre erhaltenen Denkmäler, deren das blühende Italien noch ſo viele aufzuweiſen hat, nebſt den Werken der eben lebenden berühmten italieniſchen Meiſter mit anziehender und Neugier erregender Wärme geſchildert waren. Der Inhalt dieſes Buches entwickelte den lebhafteſten Wunſch in ihm, dies Alles durch eigene Anſchauung kennen zu lernen und perſönlich die Ueberzeugung von all dem Schönen zu gewinnen. Er machte daher ſein Anliegen den Seinigen bekannt, und da ſein Vater keine Einwendung dagegen vorzubringen hatte, begab er ſich nach kurzem Abſchied voll heiterer Laune mit wohlgefüllter Börſe und zahlloſen Erwartungen auf die Reiſe.

Da ſich das Material dieſer modernen Novelle bisher ſchon ſo gehäuft und zuſammengedrängt hat, ſo wird ſich der Leſer vielleicht ſehnen, einen Moment zum Aufathmen und zu Reflexionen für die Gegenwart zu gewinnen, welchen ihm der gewiſſenhafte Verfaſſer von Zeit zu Zeit auch gerne gönnen will. Die erzählenden Produktionen unſerer Tage ſind durch die Maſſe von Charakteren, drängenden und frappanten Situationen, durch ihre treffenden Schilderungen der moraliſchen und ſocialen Zuſtände, von denen unſer praktiſches Leben nichts weiß, endlich durch die tief eingreifenden Reſultate, welche jede Seite liefert, ſo anregend und ſpannend, daß man zwiſchendurch wirklich für eine Erholung des ſo ſehr in Geiſtesthätigkeit verſetzten Leſers bedacht ſein muß. Durch einen Rückblick in das innere Getriebe der Tendenzen, die ſich in einem ſolchen Werke wirkend zeigen, geſchieht das am beſten.

In dem vorliegenden erſten Capitel ſind es nun vorzugsweiſe zwei große Ideen, die zwar nur in Miniature angedeutet erſcheinen, welche aber, gehörig erörtert und beſprochen, das Schiboleth unſerer Tage bilden und daher zugleich den bedeutſamen Reflex anzeigen, den dieſe Novelle in das Streben und Wirken der Gegenwart hineinwerfen will. Wer könnte über dieſe Ideen noch im Zweifel bleiben, wenn der Verfaſſer ſie ſelbſt deutlich ausſpricht? Sie heißen zwangloſe Erziehung und Reiſeluſt. — Der Ritter, welcher ſich des Knaben annimmt und ſeine Erziehung beſorgt, ohne in die Richtungen des jugendlichen Gemüthes einzugreifen, iſt der Repräſentant der zwangloſen Erziehung, er hört auf eine Geſtalt zu ſein, er wird zur Idee ſelbſt. Dieſe hat viele Jahrhunderte ſpäter noch Segen getragen und iſt erſt jüngſt bei Einrichtung des Lycealweſens in Baiern ſo erfolgreich und nutzenbringend angewendet, und wie es unſer Zeitgeiſt erfordert, an verſchiedenen Ausäſtungen noch raffinirt worden.

Denn ich will es dem aufmerkſamen Leſer nicht verbergen, daß er ſich meinen erziehenden Ritter mit einem derben Schnurr-, Hals- und Zwickelbarte denken muß, welche Geſichtsverunſtaltungen laut den Ordonnanzen jüngſter Zeit eben ſo wenig als das Jagdvergnügen mit der Würde eines Lehrers mehr verträglich befunden worden ſind. Alſo zwangloſe Erziehung iſt unſer Hauptloſungwort; ſie iſt der Jungfernſtieg und die Brühl'ſche Teraſſe der civiliſirten Stände, das Betſeba der verkrüpelnden Kinderwelt; ſie ſchützt vor Bakel, blauen Flecken und Jeſuitismus; ſie greift lieber nach den Sagen vom alten Rom als nach Brentano's Gackelaya, lieber nach dem Volant als nach dem Miniſtrirglöcklein, escamotirt nicht vergeblich das Geld der lieben Eltern in die immer offene Taſche der Präceptoren, ſondern bringt es lieber ſelbſt durch und lernt dabei die Welt kennen. Und ſo ſind wir unverſehens an der zweiten Hauptidee — der Reiſeluſt. Hier aber muß ich mich unverholen als einen Anhänger der guten Ritterzeit zu erkennen geben, die in dieſem Punkte wohl etwas vor der unſeren voraus hatte. Da zog man aus auf gut Glück, ohne die Päſſe jede Meile weit viſiren zu laſſen, prügelte und raufte ſich mit Dem und Jenem herum, rettete die Unſchuld, war nie in Geldverlegenheiten, liebte lang und that endlich wohl auch eine Fahrt ins gelobte Land. Das iſt nun ganz anders, und ich glaube nicht beſſer geworden. Das Lieben iſt ſeit den jüngſten Emancipationen der Frauen und Juden ganz außer Mode; die Unſchuld zu retten wäre wohl eine allzuſchwierige Aufgabe, welche, je mehr Reiſende ſich daran wagten, deſto weniger auszuführen wäre; Geld und Wein iſt zur Hauptſache geworden, daher es auch ſo viele Reiſende gibt, die nichts auf der Welt als Geld machen und in Wein arbeiten; mit dem Herumprügeln iſt's auch eine mißliche Sache: wo anfangen und enden damit? und den letzten Punkt — das gelobte Land betreffend — ſo weiß man heutzutage nicht, welches unter dieſem Namen zu verſtehen wäre, obwohl mir jüngſt ein Aſſeſſor verſicherte, es wäre der ** Staat, weil der ſich jetzt in den Zeitungen ſo ſehr loben ließe. Zwar will ich nicht in Abrede ſtellen, daß die Reiſeluſt auch in unſerem Jahrhunderte herrliche Früchte getragen: wir haben außer Reichardt's Paſſagier, Nikolais Italien und Alexis Buch über Wien, Semilaſſo's forſchend beſchauliche Wanderungen und Heide's Nord und Süd als Ausbeuten gewonnen, — leider aber mehr als Reſultate des Buchhandels und des nothwendigen Reiſebedarfs als des praktiſchen Lebens. Da indeſſen all unſer praktiſches Vegetiren in Strebungen und Tendenzen, in Zeitfragen, Zerwürfniſſe, Reactionen und Zuſtände ſublimirt werden ſoll, ſo iſt hiermit immer ein tüchtiger Anfang zur Sache gemacht und die Folgen werden nicht ausbleiben. Knüpfen ſich doch an die Reiſeluſt unſerer Zeitgenoſſen ſo noch andere geheime und bedeutungvolle Intereſſen; der Eine meidet die ewig gleichen materiellen Phiſiognomien ſeiner Gläubiger; der Andere jagt nach Stoff zu Perſönlichkeiten und daran hängenden zukünftigen Honoraren; der Dritte reiſt um ſeine wichtige Perſon den zudringlichen Fragen der Polizei zu entziehen; der Vierte um Correſpondenzen über alles, was er nicht verſteht noch geſehen, liefern zu können, — und ſo hängt Gewicht ſich an Gewicht und die Schaale der Oeffentlichkeit füllt ſich und ſinkt und die Mitwelt blickt mit wahrem Enthuſiasmus und unauslöſchbarer Neugierde in den immer neu anſchwellenden Vorrath von Ergebniſſen, Erlebniſſen, Schilderungen, Fahrten und Weltgängen hinein. — Ich weiß es, lieber Leſer, die gewaltige Schöpferkraft der jetzigen literariſchen Zeit dringt ſo ganz in deine geheimſten Wünſche ein, und verſteht es dein Intereſſe ſo ganz an der rechten Seite zu faſſen, daß ich zagend an dich die Bitte wage, nur noch ein Fünkchen davon fur meine Novelle und ihre Zwiſchenſpiele bewahren zu wollen.

2.

Wir finden Lionel nach mehreren Jahren mitten im Gewühle des Lebens, ſeine Jugend genießend, ſeine Kräfte gebrauchend. Er war aus Italien zurückgekehrt und gedachte oft jener Reiſe, auf welcher ihm der blühende Reiz der Natur und befremdende Contraſt der Bewohner jenes Landes in ſo ſeltſamer Berührung erſchienen, daß ihn oft Entzücken und Schauer zugleich erfaßt hatte. Da er ſeine Reiſe als Ritter und als Sänger fortſetzte und des Geldes wenig ſchonte, ſo ſtand ihm Alles zu Gebote, und er wußte alles ſo zu nützen, daß er ſagen konnte, er habe Vieles verſucht. Er hatte viele intereſſante Verhältniſſe, allein noch kein innerlich würdiges erlebt, und war ſelbſt bei dem erweiterten Kreiſe von Erfahrungen über ſein Inneres nur wenig aufgeklärt worden. Noch hatte er kein wahres Beſchauen ſeines Lebens in dem Spiegel eines durch Neigung verwandten Gemüthes erlangt; ſo allein ſtehend, hätte er leicht auf Abwege gerathen und vielleicht das Ueble eben ſo energiſch wie das Gute üben können. Wir übergehen jedoch ſeine früheren Abenteuer aus dem Grunde, weil wir ſie nicht wiſſen und der Leſer daher ſie auch nicht zu erfahren braucht, und folgen ſeiner jüngſten Periode.

Einige Zeit an einem der kleineren Fürſtenhöfe lebend, hatte er unter den einflußreicheren Fremden einen Mann gefunden, deſſen Art zu ſein, Lionel's Aufmerkſamkeit ganz beſonders erregte. Bei einem ſchon etwas vorgerückten Alter beſaß dieſer eine heitere Gewandtheit des Benehmens und Umgangs. Das reiche lichtbraune Haar zeigte keine Spur der durchlebten vierzig Jahre. Es prägte ſich weder in ſeinem Aeußeren noch in ſeiner Lebensweiſe ein Hang für irgend Etwas beſtimmt aus; er ſchien nur heiterer Beſchaulichkeit und Behäbigkeit zu leben, und einige Jahrhunderte ſpäter hätte man ihn ein Original von Objectivität genannt. Dieſe Erſcheinung zog Lionel um ſo mehr an, als ſie mit einem übereinſtimmenden Betragen verbunden war; nie hatte man den Mann außer Faſſung geſehen, und er übernahm die Befehle ſeines Fürſten mit derſelben angenehmen Willfährigkeit, mit welcher er unter ſeinen Freunden den Becher leerte. Alles an ihm war harmoniſch und gewiſſermaßen bedeutend: und bald ſtanden die beiden Männer ſich nahe genug, um ſich die Geſchichte ihres Lebens mitzutheilen.

„Ich will Euch gerne,“ ſprach eines Abends der Fremde, „manches meiner Abenteuer zum Beſten geben, nur mag ich durch mein langes Erzählen weder Euch noch mir Langeweile verurſachen; ich werde alſo das Intereſſante aus verſchiedenen Zeiten dicht zuſammen drängen, als wäre es auf einander gefolgt, um nur bald zum Ende zu kommen, das Euch beſonders angeht.“

Bald nach dieſer Erzählung, die wir aber erſt im nächſten Capitel liefern, fand ſich Lionel bewogen, des Ritters Einladung an den Hof ſeines Fürſten zu folgen, und auf der Reiſe ſchilderte er ebenfalls ſein Jugendleben mit einer Ausführlichkeit und Genauigkeit, die ihm ſelbſt mehr Vortheil als dem Zuhörer Unterhaltung brachte; denn es war das erſte Mal, daß er ſich ſeiner ſelbſt wieder ganz erinnerte und ſein Leben im Gemuthe nochmals durchlebte.

Der Hof, den ſie kurz darauf betraten, zeichnete ſich vor andern durch eine geräuſchvolle Fröhlichkeit und heitere Ungezwungenheit aus. Der treffliche Furſt ſelbſt war Geber und Anordner der Feſte, er hatte ſich in die Freude gleichſam hineingewöhnt, und weil er mäßiger Natur war, wurde er ihrer nie überdrüſſig und genoß ſie mit vorſichtiger Anmuth. Er bewillkommte die beiden Gäſte, den Wohlbekannten freundlich, Lionel gütig, und zog ſie Beide in den Kreis ſeiner näheren Umgebung.

Den Gang einer Geſchichte intereſſant zu machen, eignet ſich nichts ſo ſehr als ein Sprung, ein Siebenmeilenſatz über alles Zwiſchenliegende, das etwa zu viel Erfindungsgabe in Anſpruch nehmen könnte. Der Leſer dichte und denke ſelbſt, wir überlaſſen ihm das große Feld der „Vielleicht“ um ihn zu ſelbſteigener Geiſtesthätigkeit anzuſpornen; die Zeit iſt vorüber, wo man den Vertrauenden in's Schlepptau nahm und durch Riffe und Brandung glücklich an's Land bugſirte. Sind wir ſchiffbrüchig, ſei er es auch mit: mag er treiben auf offener See ſeiner Gedanken, und kömmt er an kein Ziel, was ſchadet's? wir ſelbſt haben längſt darauf verzichtet; und ſcheitert er, iſt's vielleicht noch ein Glück für uns, weil wir von dem Strandrecht Gebrauch machen können. Alſo nur immerhin kühne Sprünge gemacht; wer nicht nachſpringen kann, ſteht wenigſtens mit offenem Munde da und blickt uns erſtaunt nach — und wir haben unſeren ſehnlichſten Wunſch, Aufſehen zu erregen, glücklich erreicht. Und dann nur möglichſt Fremdes, Exotiſches, Frappantes und Contraſtirendes herbeigeſchleppt! — Gibt nicht der angebetete Meſſias der neuen Schule, Heinrich Heine in Paris, auch in dieſer Art das genialſte Beiſpiel. Soll ich Euch an ſeine präſtigatoriſche Introduktion Platen's an ſeine köſtlichen ſodomitiſchen Späße über den blutarmen Grafen erinnern? Nein, das wäre zu alt: er hat ja eine neue Muſterſchrift geliefert: ich will Euch ſeinen „Schwabenſpiegel“ vorhalten. —

Doch ehe ich dazu komme, noch eine kurze Einleitung über die eigentliche Sachlage. Dieſer gute Heine, den ſie ſo gern an die Spitze der literariſchen Tendenzen von jetzt ſetzen, den ſie den großen Reformator der literariſchen Glaubensangelegenheiten nennen, gleicht dem geiſtigen Porträt, das ſie von ihm entwerfen, eben ſo wenig als dem materiellen, das jüngſt das hamburger Jahrbuch von ihm brachte. Die ganze Geſchichte wäre traurig, wenn ſie nicht lächerlich wäre. Sehe den blonden achtzehnjährigen Knaben, der als Schutzpatron vor dem Jahrbuche ſteht, wer den feiſten, gealterten kränklichen Heine kürzlich in Paris geſehen, und er wird lachen müſſen. Leſe man vollends was ſie mit behaglicher Lügenfertigkeit von ihm ſchreiben und ihm andichten, und weiß man wie es eigentlich um ihn ſteht, und man wird noch mehr lachen müſſen. Heine ſitzt in Paris und gibt ſich alle Mühe den Deutſchen abzulegen. Das iſt ihm nun in gewiſſer Rückſicht ſo gut gelungen, daß er Deutſchland jetzt wie im Jahre 1829 glaubt, daß er von der Literatur im tieferen Sinne und von unſeren geiſtigen Criſen eigentlich nichts weiß: als daß er ſelbſt früher ſchöne Gedichte und Reiſebilder geſchrieben, welche die deutſche Leſewelt lebhaft intereſſirten. Von daher und von ſeiner oft beweinten und als ſchmerzlich affektirten Exilirung, die eigentlich eine freiwillige iſt, datirt er ſeine, ihm ſelbſt unbegreifliche Wichtigkeit für die Literatur unſerer Tage. Dann weiß er, daß er im Telegraphen ſeines Verlegers von Zeit zu Zeit gelobt und darin ſogar erzählt wird, wenn er in's Bad reiſ't; daß die ſchwäbiſchen Dichter ſich gegen ſein Porträt im Muſenalmanach auflehnten, und daß Menzel in Stuttgart ihn denunzirt haben ſoll; wo und wie? iſt ihm auch unbewußt, aber er weiß nur daß er die Waffe, die den Grafen Platen einſt ſo ſiegreich bändigte, jetzt gegen Menzel richten muß. Dieſem intereſſanten und nicht oft genug zu wiederholendem Geſchäfte unterzieht er ſich neuerdings in ſeinem wahrhaftig großartigen „Schwabenſpiegel.“ Die neue Literatur hat ſich das Recht aller Perſönlichkeiten angemaßt: aber ihrem Meſſias genügt ſelbſt dieſes nicht. Er verbindet damit zugleich die Kunſt der Sprünge, das Ausſchweifen zu Frappantem, deſſen ich oben erwähnte; Menzel allein iſt ihm zu wenig: er greift ſogar nach — deſſen Frau. Er fingirt ein artiges Briefchen, das dieſe ihm geſchrieben haben ſoll, ihn bittend, er möge doch ihres Mannes ſchonen, ſie müßte dabei zu viel leiden, ſie wolle ſich an deſſen Stelle lieber mit ihm ſchlagen, u. ſ. w. Ich geſtehe, als ich dies las, trat der Schweiß der Schande auf mein Angeſicht. Mich kümmert nicht Menzel nicht Heine: aber in deutſcher Schrift und Sprache, gegen ein Weib ſo verfahren ſehen, das erinnerte mich lebhaft einer Stelle aus Victor Hugo's Ruy Blas, die ich Dem, der die deutſche Ehre ganz vergeſſen konnte, in ſeiner Adoptivſprache hieherſetze.

. . . . . . En ceci voila mon sentiment:
Celui qui, bassement et tortueusement
Se venge, ayant le droit de porter une lame,
Noble, par une intrigue, *homme, sur une femme,*
Et qui, né gentilhomme, agit en alguazil,
Celui-la, fut il . . . .
. . . Marquis, Vicomte, et fils des anciens preux —
N'est pour moi qu'un maraud sinistre et tenebreux,
Que je voudrais, pour prix de sa lâcheté vile,
Voir pendre à quatre clous au gibet de la ville!

Es iſt fatal, daß eben Victor Hugo, der vielleicht in irgend einem Pariſer Salon mit Monſieur Eene zuſammentrifft, dieſes Verdammungsurtheil über ein ſo ſchändliches Verfahren gegen das ſchwächere Geſchlecht geſchrieben hat, — ich nähme wirklich und in jeder Rückſicht das Gewicht dieſer Ausdrücke auf meine Rechnung. Deutſchland, die Wiege des Ritterthums und ritterlicher Geſinnung iſt ſo weit gekommen, daß ſeine Koryphäen öffentlich ein armes Weib läſtern und lächerlich machen, und wahrſcheinlich mit ihren Lumpenworten auch den höhnen, der ſich gegen ſolche Unverſchämtheit öffentlich erklärt.

Als ſie Heine zuerſt zu ihrem Vorkämpfer, dann zu ihrem erſten Märtyrer und Meſſias ausriefen, handelten ſie ſehr ſcharfſinnig und wohlberechnet; ſie berauſchten ihn, wie die delphiſchen Prieſter ihre Pythia, mit Weihrauchdampf, daß er dann alles zuſchwatzte, was ihm in den Sinn kam und in ihren Kram paßte, und ſo la dupe ihrer literariſchen Emeuten wurde.

Nach den unangenehmen Vorfällen von 1834 ein ſichtbares Oberhaupt für ihre unſichtbare Kirche zu ſuchen, wäre etwas ſehr Gewagtes geweſen: Jeder hätte wahrſcheinlich gegen die zugedachte Ehre in öffentlichen Verwahrungen proteſtirt; ſie mußten, um nicht hirtenlos zu ſein, zu dem unſichtbaren Oberhaupte ihre Zuflucht nehmen. Heine war durch ſeine pariſer Acclimatiſirung der rechte Mann; er hatte Credit von ehedem, ſtand außer dem Bezirke der Stürme, und brachte bei ſeiner Entfremdung von den eigentlichen deutſchen Angelegenheiten dem Egoismus der Anderen kein Herzklopfen bei. Stünde er wirklich mitwirkend und aus gleichen Tendenzen mitſchaffend unter ihnen, ſie hätten ihn längſt heruntergeriſſen und mit Koth beſudelt, wie ſie unter einander zu thun pflegen. Aber Der iſt nunmehr impotent, unſchädlich und hat einen Namen, ſo dachten ſie — und das Volk der Kalmucken hatte ſeinen Dalai Lama gefunden.

3.

„Ich verlebte meine Kindheit,“ ſo hatte der Fremde ſeine Lebensgeſchichte begonnen, „als Page an einem Hofe. In den höhern, bequemen Kreiſen erzogen, war mir der Takt für das geſellige Leben ſehr frühe eigen, den andere Leute oft mühſam erwerben müſſen, und Viele nie erlangen. Das Meiſte trug der Umgang mit Frauen dazu bei, und weil man am Hofe frei genug lebte, ſo lernte ich ſie frühzeitig kennen. Das erſte Verhältniß, welches ich anknüpfte, war mit einem Edelfräulein der Prinzeſſin. Wenn ich dieſes Mädchen ſchildern ſollte, ſo würde ich ſie ein vollkommenes Zöfchen nennen; unbeſonnen in eigenen Angelegenheiten, höchſt vorſichtig in denen ihrer Gebieterin, immer bereit zu Liebeshändeln, lebte ſie ein fröhliches Leben, weil ſie zu nehmen und zu geben wußte, ohne ſich je zu grämen. Leicht begreiflich iſt es, daß ein Verhältniß dieſer Art zwiſchen zwei jungen Perſonen von keiner langen Dauer ſein konnte. In dem Enthuſiasmus eines

Augenblicks begründet, und da beide Theile einander nur wenig zu bieten hatten, mußte die Begeiſterung bald aufhören und das Bündniß zu Ende gehen; wie denn überhaupt eine ſolche Verbindung am beſten zwiſchen zwei gereiften und vergnügt ſympathiſirenden Weſen ſtattfindet, oder da, wo ſich das Verhältniß von Meiſter und Lehrling in gewiſſer Art innerlich ausſpricht. Wir fühlten dies auch bald, ohne die Urſache davon zu wiſſen. Unſere Zuſammenkünfte wurden immer ſeltener und kälter, und wir brachten es ſo weit, neben einander ſitzend, gähnen zu können. Dies bemerkend, forderte mich meine Geliebte ganz offenherzig zur Trennung auf, und obgleich ich in dieſem Augenblicke gar wohl fühlte, wie ſehr ſie Recht habe, konnte ich doch einen innern Verdruß nicht bergen; und es war ein Gefühl der Unzufriedenheit mit mir ſelbſt, in welchem ich von ihr ſchied.

Wenn gleich im Anfang etwas verlegen, waren wir doch beim nächſten Zuſammentreffen und dann für immer gute Freunde. In dieſer Zeit war ich kühn genug geworden, eine Dame vom Hofe, deren außerordentliche Anmuth und Schönheit mich bezauberte, mit andern Augen als denen eines Pagen anzuſehen. Als ich meiner Freundin das Geheimniß vertraute und ſie um ihren Beiſtand anſprach, ſchlug ſie mir dieſen rund ab, und Alles was ich von ihr erbitten konnte, war, mich Niemand zu verrathen. Nicht mehr Herr meiner Leidenſchaft, hatte ich bald einen [illegible] Plan ausgeſonnen, der mich an mein erſehntes Ziel führen ſollte. In einem der großen fürſtlichen Gärten lagen in verſchiedenen Partien ſchöne Sommerwohnungen für einzelne Perſonen der fürſtlichen Familie und für die erſten Hofdiener. Jedes dieſer ſchönen Gebäude lag abgeſondert und war mit einem Bosquet umgeben. In dieſem Garten wollte ich mich zur Nachtzeit verbergen, vor dem Fenſter der Dame zur Laute ein Lied ſingen, und mittelſt meiner Gewandtheit und der die Teraſſe umgebenden Bäume mein Abenteuer ausführen. Plötzlich aber machte mir der Gedanke an dieſes gefahrvolle Beginnen ſo bange, daß ich mein Vorhaben wahrſcheinlich ganz aufgegeben hätte, wäre ich nicht am ſelben Tage bei einem ungewöhnlich prunkvollen Gelage geweſen. Erhitzt von trefflichen Weinen, dachte ich mit doppelter Begeiſterung an die Dame, es litt mich nicht mehr im Saale, ich entfernte mich vom Feſte und eilte in den nahe gelegenen Park. Die Nacht war heiter und ſternenhell und ich ſchlich mich unſicheren Schrittes, zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebend, mit meiner Laute die hohen Alleen durch. Lange ſuchte ich umher, bis ich mich vor dem beſtimmten Gebäude zu befinden glaubte, und griff glühend von Wein und Uebermuth in die Saiten, mein Lied ſingend.

Ich lauſchte eine Weile vergebens. Endlich ſah ich eine weiße Geſtalt langſam auf die Terraſſe ſteigen. Mein Herz pochte ungeſtüm; die Geſtalt ſtreckte ihre Hände zum Himmel und richtete das Haupt gegen die Sterne; jetzt ſchien ſie zu winken, ich hielt mich nicht länger, warf die Laute ins Gras, erkletterte einen Baum, ſchwang mich von da auf die Terraſſe, und der Geſtalt, die noch immer regungslos daſtand, zu Füßen ſtürzend, drückte ich ſie mit beiden Armen heftig an mich. Ihr könnt Euch, fuhr Alfred (ſo hieß der Fremde) lächelnd fort, das Erſtaunen und den Schreck des jungen Thoren vorſtellen, als er ſtatt des erſehnten Gegenſtandes den Aſtrologen des Fürſten im Arme hielt, zu deſſen Wohnung er ſich verirrt hatte, und welcher in der ſchönen Nacht dem wunderbaren Laufe der Geſtirne nachforſchte. — Wer die Macht des Lächerlichen kennt, wird die Qual begreifen, die ich litt. Es war mir unmöglich an einem Orte länger zu verweilen, wo ich ſo beſchämt worden war, und ich erhielt meine Faſſung erſt wieder, als ich fort und im Freien war. Auf der Reiſe in dieſe Reſidenz hatte ich das Glück, mir eine Dame zu verbinden, indem ich ihr im Walde ſcheu gewordenes Roß bändigte. Unſer Weg war derſelbe, und bald waren es auch unſere Gefühle. Dieſe Dame übte den größten Einfluß auf mein Leben, und ihre Zuneigung, verbunden mit meiner natürlichen Anlage zum wahren Genuſſe des Lebens, gaben mir jene Klarheit und Beſonnenheit, die jetzt mein ganzes Weſen ausmachen. Meine Freundin war älter als ich, aber von hoher Schönheit. So leben wir an dieſem Hofe, wo wir einen verehrungwürdigen Fürſten fanden, ein dauerndes glückliches Verhältniß.

Mehrere Jahre verfloſſen, als es uns in den Sinn kam, die Menſchen, die deſſen fähig wären, auf die Schönheit des Lebens aufmerkſam zu machen, und wie man ſich es durch unnütze Geſchäfte verkümmert. So haben wir an dieſem Hofe Männer und Frauen verſammelt, die ſich alle mit dem beſten Willen beſtreben, das Leben zu nützen und zu genießen, die unſchöne Mühſeligkeit Anderen überlaſſend, die das Talent dazu haben. Jedes Mitglied dieſes geſelligen Vereins iſt bemüht, durch paſſende Anwerbung dieſen angenehmen Kreis zu erweitern. Ich lade Euch mit der Verſicherung dazu ein, daß Ihr uns willkommen ſein werdet.“

Mit dem vorſtehenden Capitel iſt ein gewaltiger Schritt zu den Intereſſen unſerer Zeit geſchehen. Spiegelt ſich nicht die ganze erhabene Lehre von der moraliſchen und ſexuellen Emancipation der Frauen darin ab? Iſt es nicht gleichſam ein hiſtoriſches Vorwort zu allen den hochwichtigen Reactionen, welche aus den engliſchen Frauenclubbs, aus George Sand's Schriften aus Wally, Seraphine und ſo vielen anderen Büchern in die ſocialen Richtungen unſerer Tage hineinwirken und ſogar in den anmuthigſten Verſuchen über unſere Bühne ſchreiten.

Unſere Bühne — die deutſche Bühne! ich möchte weinen oder auflachen, wenn ich auf dieſe Angelegenheit zu ſprechen komme! —

Ich habe da einmal einige darauf bezügliche Bemerkungen für mich niedergeſchrieben: und da man in einer modernen Novelle nichts Beſſeres thun kann, als alles Manuſcript aufzuſammeln, was einſt für die verſchiedenartigſten Zwecke beſtimmt worden war, ſo mögen dieſe hier folgen.

Das Schau- und Luſtſpiel hat ſich bei der unverhofften Geſtaltung unſerer deutſchen Zuſtände nach und nach von der Gegenwart, von unſeren Lebens- und Tagesintereſſen ganz losgeſagt. In anderen Wiſſenſchaft- und Kunſtgebieten haben ſich freiſinnige helldenkende Männer an die Spitze geſtellt und das Intereſſe der Nation für ihre

Strebungen raſch gewonnen: aber wo in der deutſchen dramatiſchen Kunſt iſt, ſeit wir leben, ein Phänomen dieſer Art aufgeſtanden? Der Eine geſtaltet hiſtoriſche Popanze ohne Blut und Leben, hüllt ſie in nichtsſagende Prachttiraden, verfälſcht die heilige Chartamagna der Weltgeſchichte zu Gunſten der zahmen Jetzt-Verhältniſſe, ſchafft Rollen ſtatt Charakteren und Bombaſt ſtatt Thaten und Anregungen — und dieſer Bettel ſoll die Theilname der hellſehenden Gegenwart gewinnen? Oder ſollen es dieſe aalglatten Luſtſpielideechen, originale oder dem Franzöſiſchen abgeſtohlene, dieſes ewige juste-milieu zwiſchen Nichtsſagendem, Schlüpfrigem, Erlogenem oder Widrigem? Man nenne mir eine Komödie, die in unſerer Periode von der Bühne aus in's Volk geführt worden, und die uns unſere Nationalgeſchichte, unſer Leben und Streben, unſere ſocialen Einrichtungen, den Conflict der Tendenzen, die äußere und innere Geſtaltung unſerer Verhältniſſe, oder auch nur unſere Privat-Intereſſen wie ſie ſich in der Gegenwart geſtellt, unſer Leben, unſern Herd oder unſern Nachbar abſpiegeln? Oder ſollen wir uns dafür intereſſiren, was „nie war und nie geſchieht,“ wie es der tragiſche Advokat von Weiſſenfels im Prolog zu ſeinem „Yngurd“ geradezu verlangt. Sie wollen uns Plunder und Spielzeug zumuthen, und wiſſen doch wie mündig wir in allem geworden ſind. Man denke ſich einen Salon gebildeter Deutſchen, gereift durch die Geſchichte ihrer Nation und durch die Erlebniſſe eines Vierteljahrhunderts, — und dieſem gegenüber eine Bühne, welche die ſogenannten vorzüglichſten Produkte unſerer dramatiſchen Welt vor ihnen abſpielt. Jetzt z. B. eine leidenzermalmte Köhlerstochter, auf deren Treue ihr Gemal, ein ungefüger Ritter, Wetten mit ſtolzen Weibern eingeht; dann einen blonden Enzio der mit theatraliſcher Grandezza in Sarg und Grab ſteigt; jezt ein Müllerskind, das ſich vor unſeren Augen zu Tode lungenſüchtelt; dann einen Advokaten, der Schuldenhalber ſeine Kanzlei in Brand ſteckt; dann einen Vater, der ſeinen Sohn ſtatt auf Reiſen, zu einer Putzmacherin Bildung ſtudiren ſchickt; einen Vagabond, der die Goldmacherei erſindet, und als Praſſer weder die alten Schulden zahlt noch ſeinem Weibe zu eſſen gibt; Hans Sachs wie er dem Kaiſer den Weg aus dem Walde zeigt und ihn dann zu ſeinem Hochzeitbitter macht; Garrick der den Schatten des großen Johnſon äfft und ſich dafür alle möglichen Complimente ins Geſicht ſagt und ſagen läßt; und nun zum Reſt das ewige fade Einerlei von verliebten Witwen, geprellten Onkeln, untreuen Ehemännern, Fürſten, Feldherrn, Künſtlern incognito und handwerklichen Viehſtücken aus der wiener und berliner Schule! Und nun frage ich, wer aus dem Kreiſe gebildeter Deutſchen, die die Bedeutung und das Vorſchreiten ihrer Zeit verſtehen, oder wer auch nur aus dem Kreiſe gewöhnlicher praktiſcher Menſchen, die ihr Hoffen und Wirken an die gehenden und kommenden Tage geknüpft haben, wer von ihnen ſoll ſich intereſſiren für dieſe Fratzen, Karikaturen, Schatten und Lügengeiſter? Ich erinnere mich eines glücklichen Wurfes mit dem dramatiſchen Würfel, das war „die Macht der Verhältniſſe“ vom verſtorbenen Robert und erinnere mich zugleich mit patriotiſcher Seelenluſt der herzinnigen Theilname, die damals das deutſche Volk an dem wahren redlichen Gebilde kund gab, bis das Mißfallen — von oben kam. Seitdem wird faſt durchgehends mit falſchen Würfeln geſpielt. Wer das Blei in die Fallſeiten gegoſſen, damit nur immer kleine Zahlen zum Vorſchein kommen? wir ſind zwar ſchüchtern, aber wir wiſſen es. Nicht ganz liegt die Schuld in der Talentloſigkeit der deutſchen dramatiſchen Dichter: aber die muß ihnen gewiß beigemeſſen werden, daß von allen Kunſt- und Wiſſenſchaftbrüdern ſie ſich am willigſten zu Eunuchen hergegeben haben. Daher das Unmännliche, das Unwahre, das nie Ergreifende in allem was von ihnen kömmt. Oder gibt es einen Rotteck, einen Börne, einen A. Grün unter ihnen? Nennt ihn und ich beſcheide mich gern. Man ſpreche mir nicht von den ungeordneten Angelegenheiten des deutſchen dramatiſchen Eigenthums. Sie werden ſich ordnen, es wird Tantièmen geben, die Seckel werden ſich füllen und die Kunſt wird noch mehr ſinken: denn das Erbärmliche wird einen ſichern Erwerb abwerfen, Komödieſpielen wird man doch immer müſſen, das politiſche Bedürfniß nach Zerſtreuung wird dem

Eigennutz der Producenten dann noch beſſer zu ſtatten kommen; der ſchnellfingrigſte wird der beſte und beſtverſorgte ſein; es wird immer noch Leute geben, die nichts als neugierig ſind, und die den Werth eines Stückes nach der finanziellen Stellung des Verfaſſers taxiren werden. Ich möchte weinen über dieſe ſchöne Ausſicht, in welcher die dramatiſchen Dichter ſicher geſtellt werden. Viel lieber möcht' ich den completen pekuniären Bankerott auf ſie herbeiwünſchen, wie der geiſtige bereits über ſie hereingebrochen, damit ſie unter neuer Firma und mit neuen Strebungen vielleicht zu einem redlicheren und ehrbaren Treiben neu aufleben. — Man ſage mir nichts von den Beſſeren unter ihnen. Nicht die Eſel ſind es, die den Weinberg des Herrn verderben, ſondern die Füchſe, die Füchſe! Die Angely's, Holtey's, Kurländer's udgl. waren zu ohnmächtig einen Ruin herbeizuführen. Den haben die ſogenannten Beſſeren allein auf ihrem Gewiſſen. Sie, denen doch manchmal ein edlerer elektriſcher Funke durch die Fingerſpitzen aufs Papier fährt, die ihrer Zeit und dem großen Geiſte, der durch Welt und Gegenwart ſchreitet, ein Wort abzulauſchen wußten, und die dann ihren Trödel damit aufputzen; die oft mit zwei Perioden voll Wahrheit und ächter Kunſt ihre ganze Komödie vom Untergang retten; durch eine Figur, die der Nation an's Herz gewachſen, alle ihre übrigen Lumpenkerle mitleben machen; durch ein Wort, das ſie nicht fühlen aber wohl anzubringen wiſſen, die Pulsadern des ſchüchtern gewordenen Deutſchen ſchneller ſchlagen machen. Sie, die das Intereſſe, welches ein Publikum an einem tüchtigen darſtellenden Künſtler nimmt, ſchlau dahin zu benützen verſtehen, dem Gerngeſehenen eine Rolle zu ſchreiben. Der wird dann hinaufgehoben auf den Schild des Beifalls, weil man keinen Dichter findet, der dort zu ſtehen verdiente; das Intereſſe an der Perſon des Lieblings wird mißdeutet: der eitle Dichter wähnt ſein Werk geprieſen; und im Triumphe des Schauſpielers hat die Kunſt unvermerkt die kränkendſte Erniedrigung erlitten.

4.

In den Sälen war ziemlich zahlreiche Geſellſchaft, die ſich, in verſchiedene Gruppen getheilt, mit Freiheit bewegte; **Lionel** wurde auf's freundlichſte empfangen, und eine ſchöne braunlockige Dame kam ihm entgegen, ihm bemerkend, er müſſe dieſen Abend ihren abweſenden Ritter erſetzen. **Lionel** war bezaubert, noch nie hatte er ſolch ein Feſt geſehen. In ſeinem Alter hätte er wohl durch eine weit geringere Herrlichkeit begeiſtert werden können, und er trug auch ſelbſt viel durch ſeine Lieder zur Unterhaltung der Geſellſchaft bei.

„Vortrefflich," begann **Alfred** bei einer ſolchen Gelegenheit, behaglich ſeinen Becher hinſtellend. „Ueberhaupt iſt die Muſik eine ſchöne Sache; es könnte Einem manchmal vorkommen, als ſollte man die Muſik trinken und den Wein hören."

„Ich, lieber **Alfred**," ſprach der Fürſt „habe noch nie gehört, daß Ihr den Wein einmal nicht getrunken hättet; eine herrliche Gabe iſt die Muſik, indem ſie die Gefühle erhebt, und uns oft das als ſchön zeigt, was wir bei kaltem Verſtande nicht ſo gefunden hätten. Sie iſt eine vollkommene, unmittelbare innerliche Sprache; es iſt gewiß, daß man durch Muſik am meiſten auf die Menſchen wirken kann, und ich glaube“ endigte er, ſich an Alfred's Dame wendend, „daß ſchon viele Herzen dadurch gewonnen wurden.“

„Wohl, gnädiger Herr,“ antwortete die Dame, „je edler der Mann iſt und je mehr er die Macht der Frauen erkennt, deſto mehr wird er den Zauber der Muſik verſtehen, obgleich ſelbſt der Gewöhnliche dabei nicht ungerührt bleiben wird; ja es iſt auch ſicher, daß eben ſo viele Frauen durch Muſik gewonnen wurden, als durch Tapferkeit und feinen Anſtand, indem auch in dieſen eine Harmonie ſein muß, ohne welche man nicht gefallen kann, und die man ebenfalls Muſik nennen könnte.“

„Ihr habt Recht, ſchöne Dame,“ erwiederte ein Anderer, „das Schöne iſt überall eines. Warum ſollte man nicht, wie Alfred andeutete, durch treffliche Weine dieſelben Wirkungen hervorbringen können, wie durch mancherlei Muſik. Ja, wer weiß, welche Art wirkſamer ſein mag, und in allen Dingen iſt ja zuletzt doch nur die Begeiſterung das Erhabene.“

So ſetzte ſich das Geſpräch noch lange Zeit ſcherz- und ernſthaft fort, und Jeder trug nach Maßgabe ſeiner Bildung geſellig bei, ein junger Mann ausgenommen, der durch ſein Stillſchweigen und Beſtreben, in Lionel's Nähe zu ſein, die Aufmerkſamkeit des letztern auf ſich zog. Sein blaſſes Geſicht trug Spuren innerer Krankheit, und eine kaum bemerkbare Röthe überflog ſeine Wange, wenn ſein Blick dem Lionel's begegnete. Uebrigens ſchien die Geſellſchaft ſich wenig um ihn zu bekümmern; ſie und mit ihr Lionel wurden immer aufgeregter. Als dieſen kurz vor dem Auseinandergehen ſeine Dame, deren großes ſchönes Auge mit heiterer Ueberlegenheit umherblickte, fragte: was er bei Andern von dieſem Zirkel ſagen und ob er ihn loben würde? griff er mit Feuer in die Saiten des Inſtruments, das in ſeiner Nähe lag, und recitirte ein Lied, worin er die Geſellſchaft ſchön beſchrieb, und zum Schluſſe eine galante Wendung an die holde Fragende anbrachte.

Alfred lächelte bedeutungvoll; man bewunderte Lionel's Fertigkeit, ſeine Dame aber lohnte ihn mit einem Kuſſe, und Alles trennte ſich in fröhlichem Getümmel. —

Eigene und fremde Verirrungen hatten die Geſundheit des jungen Mannes, deſſen Betragen ſich in der Geſellſchaft von dem der Uebrigen ſo unterſchieden, zerſtört; dabei war er keines feſten, ſelbſtſtändigen Characters und bei ſeiner Kränklichkeit für alle Eindrücke ſo empfänglich, daß er oft, und wie es ſcheint, eben nicht mit großem Unrecht, für periodiſch ſinnverwirrt hätte gehalten werden können. Da nach langer Unthätigkeit jede, wenn auch angenehme Anregung, gewiſſermaßen eine quälende Unruhe verurſacht, ſo war dies in hohem Grade auch der Fall bei Otto, auf den die ſchöne, einnehmende Geſtalt Lionel's großen Eindruck gemacht hatte. Unruhig warf er ſich im Bette herum und dachte an längſt verfloſſene Zeiten und Freuden, Lionel's Bild ſtand bald verweiſend, bald aufmunternd vor ihm. In der Gemüthsſtimmung in der er war, ſprang er auf vom Lager und eilte in's Freie, ſeine trüben Gedanken zu verſcheuchen.

Auch Lionel floh die Ruhe. Das glänzende Feſt, die Freude, wohl auch Wein hatten ihn erhitzt, er trat an das Fenſter ſeines Schlafgemaches, die kühlende Nachtluft einzuathmen. Die ſchlummernde Natur lag ſo ſchweigend und geheimnißvoll vor ihm und die Stille der Nacht brachte ihn nach und nach wieder zu ſich ſelbſt. Auch er eilte hinab in's Freie und bald begegneten ſich beide.

„Ihr ſcheint heute wenig Antheil an der Unterhaltung genommen zu haben?“ warf Lionel im Laufe des Geſpräches hin.

„Ihr irrt, inſofern Ihr ſelbſt Euch zur Geſellſchaft mitrechnet“ erwiederte Otto „die Uebrigen waren mir in Wahrheit ziemlich gleichgiltig.“

„Ich glaube,“ fuhr Lionel fort, „was ich heute geſehen und gehört, ſei das Höchſte, was man von einer Geſellſchaft fordern kann; es iſt ſo ſchön, wenn die Menſchen einander leben helfen, ſich wechſelſeitig geben und nehmen, und ſo ſich und Andere feſſelnd, das bilden, was eigentlich die Bedeutung einer Geſellſchaft iſt.“

„Ob Ihr das hier in der Folge auch finden werdet,“ antwortete jener,“ kann ich nicht entſcheiden, übrigens bin ich ganz Eurer Meinung: Geſell und Geſellin ſind allerdings Worte von höchſter Bedeutung, erſinnen läßt ſich das Innere davon nicht, man muß es ſelbſt erleben.“

„Ihr ſcheint mit der Geſellſchaft nicht ſehr zufrieden,“ entgegnete Lionel.

„Meine Stimme, als die eines nicht Mitgenießenden, kann hier nicht entſcheiden,“ erwiederte Otto.

„Iſt Euch meine Geſellſchaft nicht unangenehm, ſo biete ich ſie Euch zu einem kleinen Spaziergang um jenes Wäldchen an. Die Nacht iſt wunderſchön und wir waren Beide nicht geſonnen zu ſchlafen.“

In verſchiedenen Geſprächen gingen ſie der Morgenſonne entgegen und verabredeten bei der Trennung ein baldiges Wiederſehen, Lionel mit Vergnügen ein bedeutendes Verhältniß ahnend, —

Otto mit Sehnſucht nach einem freundlichen Anhaltungspunkt.

Sie beſuchten ſich von nun an wechſelſeitig faſt an jedem Tage, und bald ſchloſſen ſich die beiden jungen Männer freundlich an einander an; beſonders hing Otto mit aller Kraft ſeines zerriſſenen Gemüthes an Lionel. Je öfter aber dieſer die Geſellſchaft beſuchte, deſto mehr ſchien er, wiewohl ziemlich langſam, Otto's Meinung zu werden. Unentſchieden möge es bleiben, was die Urſache hievon war: ob nur der äußere Schein das Streben der Geſellſchaft für geiſtreich halten ließ, indeß der innere Gehalt fehlte, oder ob es vielleicht Mangel einer begeiſternden Annäherung und Anziehungkraft war, wodurch Lionel's Enthuſiasmus ſo bald abnahm.

Schon lange hatte Otto den Entſchluß gefaßt, dieſe Gegend zu verlaſſen. Sein Geiſt dürſtete nach neuen kräftigen Anregungen. Als er Lionel ſeine Abſicht mittheilte und bemerkte, daß ihn nur deſſen Anweſenheit noch aufhielte, war auch in dieſem die Wanderluſt wieder rege geworden, und da ihn hier nichts mehr hielt, war er bald ent=

ſchloſſen, ihn zu begleiten. Die Geſellſchaft hatte an Beiden nicht viel zu verlieren; denn Otto geſtanden ſie gerne zu, daß ſie ihn nicht verſtünden, und Lionel war zuletzt wirklich einſilbig und theilnamlos geworden.

Sind wir in dieſem Capitel nicht unter anderem auch auf den glattgedielten Boden des Wortes Muſik getreten? Muſik? mir ſchauert, wenn ich daran denke, und das ganze Charivari unſeres Salon- und Theaterlebens und der monſtröſe Unſinn, den die moderne Welt über Muſik zuſammenfaſelt und urtheilt, klingt in buntem Gewirre an mein Ohr. Was macht, was treibt, was liebt nicht alles Muſik; was verſteht ſich nicht, was dilettirt nicht alles auf Muſik — und vollends wer ſpräche und ſchriebe nicht darüber! Muſik iſt der Genuß und zugleich die Nothzucht unſerer Tage; ſie iſt das Körnlein Samen, das in unzählbaren Geſtaltungen fortwuchert, der Strahl der in zahlloſen treuen und Vexir-Spiegeln aufgefangen und wiedergegeben wird; das Alpha und

Omega unſer geſelligen Unterhaltungen. In der literariſchen Welt ſind die muſikaliſchen Berichte und Beurtheilungen ſo gut wie privilegirter Gallimathias; in der converſationellen die Reden über Muſik — ein Sprachwirrniß von Babel. Aber das Eine Gute und Große iſt dabei doch immer gewonnen: Muſik iſt mehr als je ein dringendes Bedürfniß der Geſellſchaft geworden.

In Paris die große Oper und die unvergleichlichen Italiener, die man leihweiſe dem an Muſik ſo bettelarmen London überläßt; in Mailand die Scala; in Wien das Kärntnerthortheater, worauf deutſche und italieniſche Kunſt wetteifern, und mit ihr der ſchöne Verein der Muſikfreunde, nebenher wohl auch der geniale Strauß, der zehn Muſard's ſchlägt; in Berlin die Spontiniſchen Strebungen unter munificenten Auſpizien eines kunſtpflegenden Hofes; in Dresden eine Capelle, die faſt einzig und allein in Deutſchland die Ehre großartiger Kirchenmuſik ſichert; in Braunſchweig eine Oper, deren Enſemble die ſchönſten deutſchen Kräfte vereinigt: — hätte die Göttin Muſik keine anderen Tempel als dieſe, ſie wäre doch der ſchönſten

So aber hat faſt jede Stadt einen Verein oder eine bevorzugte Künſtlerindividualität, welche aneifert, intereſſirt und mit ſich reißt. Da dringt endlich Muſik durch alle Thürſpalten und Schlüſſellöcher — und wenn ſie auch an vielen Orten die Geſtalt der Parodie annimmt, ſie ergötzt, belebt und erhebt, und kömmt endlich nach dem Schlechten etwas Beſſeres, ſo wird es anerkannt.

Am lächerlichſten ſind in unſerer Zeit nur jene literariſchen Hervordränger, die in muſikaliſchen Angelegenheiten ewig barockes, lächerliches und veraltetes Zeug behaupten, die Phaſen der Zeit in dieſer Kunſt gar nicht begreifen und die Leſer oder Schüler gern auf ihre Seite bringen möchten. Ich meine Leute wie Rellſtab, Fr. Weber, Marſchner, R. Schumann, und muß leider den guten alten Caſtelli hier auch mit nennen. Der Eine ſchwört auf die alleinſeligmachende Kirche der Gluck'ſchen Compoſitionen, der Andere auf die Talentloſigkeit Mayerbeers, der Dritte auf die Nichtswürdigkeit aller italieniſchen Muſik und wer weis auf was noch alles: — und an die nothwendige Erſtgeburt der Melodie, an Nationalität und Bewegungepochen in der Kunſt, an prismatiſche Verſchiedenheit der Farben, an das Terrain, von welchem aus und wie dieſe oder jene Muſik gepredigt werden ſoll, daran denken ſie nicht, — denn ihr perſönlicher Vortheil, ihr Intereſſe beruht nur auf dem abſoluten Verdammen.

Bewegungepochen in der Muſik? — die Stumme von Portici! — Ach, es ließe ſich eine ganze Abhandlung darüber ſchreiben: aber für wen? — Das eben iſt der Jammer, daß Diejenigen die nichts verſtehen, nur über die Tournüre, die Augen, oder das ſogenannte Spiel einer Sängerin ſchwätzen; Jene aber, die die Technik der Kunſt inne haben, mit dem Nothenzählen und der contrapunktiſchen Reviſion eines Satzes alles gethan zu haben glauben. An die Zeit, in der er ſteht, denkt ein Muſiker ſo ſelten als an die Anforderungen des Gefühls. Im Idealen ſtudiren ſie und kneten ſie ſich eine Charakteriſtik zuſammen: und das Herz des Zuhörers fühlt dann eine Leere, deren Grund es zwar nicht anzugeben weiß, die aber doch nicht wegzuläugnen iſt.

5.

Das fortwährende Zuſammenſein mit Lionel hatte auf Otto den beſten Einfluß, wozu auch noch die Annehmlichkeit des Reiſelebens kam; ſeine kränkliche Reizbarkeit nahm immer mehr ab, und wenn er jetzt noch öfters die Einſamkeit ſuchte, ſo war es nicht mehr aus Ueberdruß oder Kälte. Als ſie unterwegs in einer Herberge, die an der Grenze des Landes lag, übernachteten, erhielt Lionel nach langer Zeit wieder Briefe von den Seinigen. Er las ſie mit Begierde, und fand in dem Schreiben ſeines Erziehers einen Einſchluß, mit der Bitte, denſelben einer Dame zu überreichen, die in einem nicht weit von da gelegenen, genau beſchriebenen Thale auf einem ihrer Landſitze lebe. Lionel und Otto, deſſen im Briefe als Mitreiſenden ebenfalls Erwähnung geſchah, machten ſich ſogleich auf den Weg dahin. Sie waren den ganzen Tag hindurch, ohne ſich großen Verzug zu erlauben, muthig fortgeritten, als ſie die Straße über einen hohen Berg führte.

Ermüdet ruhten ſie auf dem Gipfel von ihren Beſchwerden aus, und blickten in das romantiſch gelegene Thal hinab, wo in einem gartenähnlichen Wäldchen ein herrliches Haus ſich dem Auge darbot. Sie erkannten es, der Beſchreibung nach, als das erſehnte Ziel ihrer Wanderung und brachen ſchnell auf, um noch vor Abend dahin zu gelangen.

Als ſie an die wohlverſchloſſene Thüre klopften, öffnete man ohne ihre Rede abzuwarten, führte ſie in ein anſehnliches Gartengemach, brachte ihnen Erfriſchungen und erſuchte ſie der Ruhe zu pflegen, um Morgens die Gebieterin zu ſprechen.

Niemand ſtörte ſie, und ſie erwachten erſt, als die Sonne ſchon ziemlich hoch ſtand. Schnell angekleidet, eilten ſie an's Fenſter und bewunderten die herrlichen Anlagen. In einem der duftreichen ſtark beſchatteten Laubengänge gewahrten ſie ein weibliches Weſen. Aus der Ferne herüber ertönte der ſanfte Klang einer Harfe. Sie traten in den Salon und von da in den Garten. Die Dame war ſchwarz gekleidet, vierzig Jahre hatten ihre reichen ſchwarzen Haare nicht ſpärlicher und den Blick ihres dunklen herrlichen Auges nicht matter gemacht; von ihren Wangen war zwar alle Spur der Röthe verſchwunden, aber die Formen einer ungewöhnlichen Schönheit waren unvertilgt, und aus ihrem Benehmen ſtrahlte eine königliche Hoheit, die ihre Wirkung nie verfehlen konnte.

„Sehr willkommen,“ ſprach ſie mit einer ſanften Stimme, Lionel das Blatt abnehmend, und während dem dieſer mit ſeinem Freunde zurücktrat, las ſie Folgendes:

„Fürſtin!

Weil Roger altert und ſtets ſchwächer wird, biſt Du um Marcinen beſorgt? Erinnerſt Du Dich wohl unſerer öfteren Unterhaltungen über meinen Zögling Lionel? Damit Du ihn perſönlich kennen lerneſt, habe ich Dir dieſe Antwort auf Dein Schreiben durch ihn überſchickt; er bringt vielleicht auch ſeinen Freund mit, einen kranken jungen Mann, der in Lionel's lebensfriſchem Kreiſe und in Deinem Lichte geſunden wird. Wie ich Lionel von mir entlaſſen habe, weißt Du aus Früherem, wie er ſeitdem gelebt hat, wirſt Du aus ſeinen Zügen leſen. Auch Alfred hat mir von ihm geſchrieben; er war, was mir jetzt ſehr lieb iſt, dort nicht gefeſſelt worden, hat die Leute erſt angebetet und dann vernachläßigt. Sieh und ſtudire ihn, und laſſe ihn dann, wenn Du willſt, Deine Marcine kennen lernen. Glaube mir Fürſtin, wenn Roger auch nicht ſo alt wäre als er iſt, es ſtände doch nicht beſſer um ihn, denn ſein Beſitzthum wankt von den Erſchütterungen der benachbarten Reiche, die König Diwer verurſacht hat. Dieſer heftige, ſtarke Mann wird es ihm und Dir nie vergeben, daß Du ihn abgewieſen. Darum bedarf Roger einer kräftigen Stütze. Es wird ihm jede willkommen ſein, die Du dazu erwählſt, denn er iſt geiſtvoll und erkennt Deine Größe.

Lebe wohl.“

Nachdem der Brief geleſen und ſie nochmal bewillkommt worden waren, entfernte ſich die Dame und begab ſich zu ihrer Tochter, ſie von der Ankunft ihrer Gäſte zu benachrichtigen. Sie hieß ſie Männerkleider anziehen, hoffend daß auf dieſe Art das am beſten herbeigeführt oder verhindert werden könne, wovon im Briefe die Rede war. Lionel und Otto verweilten noch einige

Zeit im Garten, bis ſie zur Tafel gerufen wurden. Sie ſaßen zu Vieren; die Fürſtin, Marcine als Jüngling, Lionel und Otto. Da bei ſolcher Gelegenheit, beſonders in einem kleinen Kreiſe, bald die Gemüther ſich wechſelſeitig öffnen, ſo hatten ſich ſchnell die verſchiedenen Verhältniſſe der kleinen Geſellſchaft über Tiſche gebildet. Lionel war mit dem ſchönen Jüngling bald vertraut. Otto hatte ſich an die Fürſtin gewendet. Dieſe machte unter Beiden keinen Unterſchied und hatte bald mit Anmuth die Führung des Geſprächs übernommen. Marcine betrug ſich mit Ueberlegung und Beſcheidenheit.

An dieſem Orte fing für Lionel ein neues Leben an; es war das erſte Mal, ſeit er ſeinen Erzieher verlaſſen, daß er auf einen ſolchen kleinen Kreis beſchränkt war, wo er leichter zur Beſinnung kommen konnte. Der Umgang mit der Königin, aus dem ſich das Verhältniß von Meiſterin und Lernendem, das ſich ſchon beim erſten Begegnen andeutet, immer mehr entwickelte, bildete einen Wendepunkt zu ſeinem folgenden Leben. Er wurde ſich immer deutlicher und das Fortſchreiten ſeiner

Bildung und ſeine Beziehung zum Ganzen wurde fortwährend klarer, je mehr er ſein Verhältniß zu dem Einzelnen kennen lernte. Das Vergangene ward ihm wieder gegenwärtig und er beſah mit Vergnügen die bunten Bilder aus ſeinem Leben, und freute ſich über das Feuer, mit dem er Alles umfaßt hatte; zugleich aber ſah er ein, daß er wahre Liebe nie gekannt habe, und obwohl er gleich keine Minute ſeines Daſeins hätte als unnütz weggeben mögen, ſo dachte er doch mit Wehmuth, wie ſpät es ſchon ſei. An Alfred und ſeine Geſellſchaft konnte er nicht ohne Lächeln ſich erinnern; gegen Otto wurde er immer zarter und erkannte deſſen Liebe immer mehr: aber er war jetzt zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, um das Leben ſeines Freundes genauer zu beobachten. Dieſer war noch zu wenig erkräftigt, um bei ungewöhnlichen Einwirkungen auf normale Weiſe rückwirken zu können. Lange war er an der Seite Lionel's ruhig geweſen, und gab Hoffnung zur völligen Geneſung, als die Erſcheinung der Fürſtin ihn mächtig anregte, ja vernichtete; ſeine Bewunderung ging in Leidenſchaft über, und er liebte ſie mit all der traurigen Gewalt eines zerſtörten Gemüthes. Die umſichtvolle Dame bemerkte nur zu bald den Aufruhr in Otto, obgleich ſie die Urſache nicht ahnen konnte. Daß es nicht Marcinen galt, deſſen war ſie gewiß denn das Geheimniß ihres Geſchlechtes ahnte er nicht, und von ihr entfernte ſich Otto immer mehr.

Ich habe meinen Leſern, um allen modernen Strebungen zu genügen, auch einen „Zerriſſenen“ vorgeführt: denn ohne Zweifel iſt Otto ein ſolcher. Ohne ein ſolches Hauptindividuum oder mehrere dieſer Race kann bekanntlich jetzt nichts Bedeutendes, nichts Zeitgemäßes geſchöpft werden. Wir haben, finden und leſen ſo viel Zerriſſenes, daß man ſich gar nicht wundern darf, auf eine ſo große Anzahl von Lumpen zu ſtoßen. Alles Zeichen, die ſie der Zeit andichten, Folgen der halb alten, halb neuen, verknöcherten ſocialen Richtung, die geregelt werden ſoll; Ausmündungen eines verirrten Strebens, das einſt an dem zarteſten Gefaſer ſeiner Wurzel gedrückt oder verwundet worden ſein ſoll. Wenn ein Ladenjunge ſeinen Prinzipal beſtiehlt, wenn die Köchin eine Tantième des Marktgeldes für ihre eigenen ſtillen Vergnügungen benützt, — ſie ſind im Stande und ſtempeln Euch Beide zu einem Paar „Zerriſſenen“ um, und führen ſie Euch als Helden eines Romans vor. Um was ſich der Leſer aber nie bekümmern darf, das iſt der Grund dieſer ſtereotyp gewordenen Zerriſſenheit und ihre inneren drängenden Motive. Gründe? Wer hat nach Gründen zu fragen, wenn es einmal heißt „es iſt.“ — In dieſem Sinne war auch ich bemüht, den Grund von Otto's Zerriſſenheit in ein tiefes nichtsſagendes Dunkel zu hüllen; — wenn wir erſt mit der Novelle fertig ſind, dann wird ſich auch nichts darüber finden. Der freundliche Leſer präſumire im Schatten ſeiner kühlen Denkungsart Dies oder Jenes — alles iſt gut und gilt gleich. Nur das Eine vergeſſe er nie, daß er eine Figur vor ſich hat, welche ſich nach ihrer inneren Weſenheit den modernen Tendenzen auf das Innigſte anſchließt.

Eine andere dieſer modernen Tendenzen ſpricht ſich verblümt in der Geſtalt Marcinen's aus, welche in Männerkleidern erſcheint und ſich nur zu beſcheiden oder vielmehr zu wenig benimmt — ſonſt würde ſich in ihr die Emancipation der Frauen und ihres Geſchlechts auf das Deutlichſte repräſentiren. Man frage nur die Herren alle, die ſich die modernen nennen, welche bedeutende Lebensfrage unſerer Zeit und von welchem hochwichtigen Einfluſſe auf die Geſtaltung der ſocialen Verhältniſſe dieſe von ihnen in Vorſchlag gebrachte moraliſche und fleiſchliche Emancipation der Weiberwelt iſt? Man könnte verrückt werden, ich weiß nicht ob vor Lachen oder Nachdenken — würde man nicht durch die ſchöne Ausſicht entzückt, Etwas von der türkiſchen Polygamie bei uns gewonnen zu ſehen, für welche doch ſo mancher junge Mann natürliches Talent oder geheime Luſt in ſich fühlt. Auch den Gipfel dieſer Reſultate hat man ſchon hie und da erklommen — und das unvergleichliche Muckerthum kam zum Vorſchein. Sie hätten nur nicht ſo viel religiöſen Firniß dabei gebrauchen ſollen, und wer weiß welche überraſchenden Fortſchritte dieſes tolerante Spiel à quatre mains geliefert hätte, wenn es nicht vielleicht mit dem Gewerbrechte der Bordelle in Colliſion gerathen wäre.

Ich geſtehe meine Schande, ich habe viel darüber nachgedacht, wie in unſerer vorgeſchrittenen und durchgebildeten Zeit die Probleme eines ſolchen Wahnſinns vorgebracht, die Schauſtellungen der ſchmutzigſten ſelbſteigenen Begierde, dieſe niederträchtigen Forderungen an das unantaſtbare Eigenthum moraliſcher Würde und Beherrſchung im zarteren Geſchlechte gewagt werden durften. Ich ſagte, ich geſtehe meine Schande: denn eine Schande bleibt es immer, über Das nachzudenken, vor dem man blos ausſpucken ſollte. Als ich aus England und Frankreich wieder zurück in mein liebes geduldiges Deutſchland kam, wieder in dieſen kleinen Städten unter ewig ſkrupulöſen, zaghaften und des Scheines ſo emſig befliſſenen Menſchen lebte, da drängte ſich ein Grund für dieſe bejammernswerthen Emancipationverſuche vor mein Auge. Er iſt nicht ſo weit zu ſuchen, er liegt im Gegentheil. Dieſe guten Herrchen, die ſich mit der Feder an die Entpuppung und Entartung der Frauen und ihres Geſchlechts und an die gewünſchte Verallgemeinung dieſes für ſie wohl zu ſtreng gehüteten Artikels wagten, ſie lebten, wie ich jetzt, in kleinen Städten, mißverſtanden und vervollſtändigten auf unverzeihliche Weiſe Das, was England und Frankreich in dieſer Beziehung vorher gethan, und ſahen ſich durch die wirklich unleidliche Prüderie der deutſchen Kleinſtädterinnen zu den unſinnigſten Wünſchen und Vorſchlägen auf dem Papiere gleichſam veranlaßt.

O es iſt ein unerſchöpfliches und zugleich unausſtehliches Geheimniß, dieſe Prüderie der Frauen und Mädchen gewiſſer Stände in gewiſſen deutſchen Städten und Städtchen! Von der Marmorglätte und Kälte ihrer Wangen auf der Promenade bis zu dem Naſenrümpfen, mit welchem ſie im Schauſpielhauſe die Scene zwiſchen Don Carlos und der Eboli anſehen, und bis zu der abſichtlich nichts ſagen wollenden Grimaſſe, womit ſie dir die Hand zum Tanze bieten oder eine Taſſe Thee reichen, — welch ein endloſes Nichts, das dich mit ſeiner Langweile zur Verzweiflung bringen kann; welches Scheingewebe von Faſſung, Verbereitung und Ausweichung. Der bekannte engliſche Arzt Glendinning gibt an, daß das geringſte Gewicht eines Männerherzens neun, eines Weiberherzens nur acht Unzen ſei. Weit merkwürdiger aber noch iſt der Umſtand, daß das Männerherz je älter deſto ſchwerer wird, indeß jedes Frauenherz von dreißig Jahren aufwärts an Gewicht verliert. — Der Leſer nehme dieſes Exempel nicht für Ironie, ſondern für eine Art von Beleg, da man bei gewiſſen Verkehrtheiten die Urſachen ſelbſt in phyſiſchen Mißverhältniſſen nachſuchen möchte. Aber wer findet den Grund für jene Prüderie? Auch der Geiſt muß dabei verwahrt werden, denn tritt er offen auf, dann iſt er ein Funke, und der könnte zünden; zünden aber will man nicht, man will ſich blos — verſorgen. Biſt du geiſtreich, ſo biſt du gefährlich; einſilbig, ſo traut man dir nicht; erfahren, ſo fürchtet man dich: am beſten, du haſt ein gutes Einkommen oder Vermögen, dann erfährſt du wohl durch zweite oder dritte Hand was du ſelbſt kaum errathen oder gewünſcht hätteſt, daß du willkommen biſt.

Das ſind die Beziehungen unter welchen ſich die Jugend der Geſchlechter entgegentritt, um ſich nicht kennen zu lernen. Darin liegt wohl ein namenloſer Jammer, den aber die Prüden für deutſche Sitte, Zucht, Ehrbarkeit und Vorſicht erklären, — und dadurch wurden die ſchmählichen Contraſte der fleiſchlichen Emancipationverſuche aus dem Dintenfaße Jener geholt, die Aufſehen erregen und berüchtigt werden wollten. Aber von der wünſchenswerthen Umgeſtaltung und zeitgemäßen Conſtituirung dieſer dermaligen ſocialen Verhältniſſe, die auf ſo vielem fortzuſchaffenden Rumpelzeug beruhen, bis zu jener Anarchie, welche die modernen Caſanova's predigen, iſt ein Abſtand, den jeder Redliche nur zu genau kennt: und ehe wir aus den kleingeiſtigen Radien dieſer gegenwärtigen Sphäre in ihren geprieſenen Sansculottismus hinüberſprängen, — eher tragen wir ſelbſt noch Bauſteine für die Kloſterzellen der deutſchen Prüderie zuſammen.

6.

So wie die Fürſtin keinem von den beiden jungen Männern den Vorzug zu geben ſchien, ſo zärtlich bewies ſie ſich gegen Marcine, die als naher Verwandter Namens Marcin vorgeſtellt wurde, ſo daß Otto, der ſich dem Gegenſtande ſeiner Leidenſchaft nie annähern konnte, jenen zuletzt haßte. Er war jetzt düſterer als je, denn die Natur dieſes Verhältniſſes erfüllte ihn mit Trauer. Stets finſteren Sinnes umherſchweifend, belauſchte er einſt zufällig die Fürſtin eben in dem Augenblicke, wie ſie ihre Tochter mit mütterlicher Innigkeit umarmte. Eiferſucht und Verdruß blendeten ihn, er dürſtete nach Rache an ſeinem vermeinten Nebenbuhler und wartete ab, Marcin allein im Garten zu finden. Als die Fürſtin ſich entfernt und Marcin den Weg in eine der dunkleren Alleen eingeſchlagen hatte, ging Otto mit entblößtem Degen auf ihn los, ihn zum Zweikampf nöthigend. Marcine war vor Schrecken faſt außer ſich und die ſchwache Hand vertheidigte ſich kaum, während ihre Augen immer umher nach Hilfe blickten. Als Otto ſeinen Gegner verwundet zu Boden ſtürzen ſah, eilte er aus dem Garten, ſchrieb auf ſeinem Zimmer einige Zeilen nieder und entfloh raſch.

Das Geklirre der Degen hatte Lionel herbeigelockt, und er fand Marcin bleich und blutend. Seine Beſorgniß war ſo groß als ſein Erſtaunen, da er die Täuſchung des Geſchlechtes bemerkte. Marcine wurde zu Bette gebracht und Lionel entfernte ſich gedankenvoll auf ſein Zimmer. Hier fand er als Nachlaß Otto's jene Zeilen, worin der Unglückliche das Geſtändniß ſeiner Liebe ablegte.

So waren mit einem Schlage die Verhältniſſe dieſes Hauſes verändert, und es bildete ſich das von ſelbſt, freilich auf allzu heftige Art, was die Fürſtin gerne mit der Zeit herbeigeführt hätte. Marcin war Lionel ſchon längſt lieb geworden; was Marcine ihm werden ſollte, mußte ſich um ſo überraſchender geſtalten, da es ſo plötzlich herbeigeführt worden war; und obgleich der äußere Uebergang haſtig genug war, nahm der innere doch einen deſto ſtilleren und erſprießlicheren Gang, denn Marcine genas langſam, und mit ihr Lionel von ſeiner Verwirrung. Das bleiche Bild Otto's verſchwand bald vor den friſchen Geſtalten der Liebe, und Lionel fing jetzt ein neues niegeahntes Leben an, und freute ſich ſeiner ſichtbar zunehmenden inneren Zufriedenheit und Abgeſchloſſenheit. Jetzt erſt begann das ganze Leben der Liebe mit ſeiner unendlichen Seligkeit für den Beglückten aufzugehen, und nun auch ward er in die bisher verborgenen Familiengeheimniſſe ſeiner Geliebten eingeweiht. Er erfuhr, daß ſie eine Fürſtentochter und er beſtimmt ſei, ein Reich zu regieren, und Fürſt Roger, ein Mann, den die Geiſtesgröße ſeiner Frau auf dieſe Höhe erhoben hatte, von Allem unterrichtet ſei. Verhältniſſe erlaubten noch keine öffentliche Bekanntmachung und lange wechſelten Boten zwiſchen dem Hofe und dem einſamen Sitze der Fürſtin, bis dieſe einſt Lionel bedeutete, an den Hof zu reiſen, um ſich ihrem Gemale vorzuſtellen. In der Hoffnung eines baldigen Wiederſehens reiſte er ab.

Roger empfing ihn mit Auszeichnung und

Wohlwollen; aber auf das Freudigſte wurde Lionel überraſcht, als ihm in den fürſtlichen Gemächern Geliebte und Mutter entgegen kamen. Hier wurde er bald in den Wirbel der Staatsgeſchäfte hineingezogen, welche er in ihrem großartigen Zuſammenhange kennen lernte und ausübte. Schon lange fehlte nichts mehr zum Glücke Lionel's und Marcinens, als die Ankunft des mächtigen Nachbar-Königs Diwer, den man ſeit geraumer Zeit erwartete, und in deſſen Beiſein Roger die Verlobung öffentlich bekannt machen wollte. Endlich beſtimmte König Diwer den Tag ſeines Erſcheinens, und Roger's Hof verſammelte ſich, ihn zu empfangen. Roger war groß, ſchlank, von edler Geſichtsbildung, obgleich ſein Blick unbedeutend ſchien, ſo wie überhaupt ſein Aeußeres mehr weich genannt werden konnte; dabei war er höchſt koſtbar gekleidet. Diwer war klein, kräftig gebaut, ſeine von den Jahren ſehr ausgeprägten Züge, der ſtrenge Mund, der durchdringende Blick, ſeine heftigen und raſchen Geberden und die dunkle Kriegerrüſtung flößten faſt Schrecken ein. Gewohnt Alles, was er wollte durchzuführen, durch große Thaten und Ereigniſſe zu einem mächtigen Könige gemacht, alleinſtehend und verſchloſſen, war ſein Wille ihm das Höchſte; ſo hatte er Reiche erobert, ſo formte er ſich, auf was ſeine Neigung fiel, mit mächtiger Hand, und was ſich ihm widerſetzte, vernichtete er mit Strenge, ja mit Aufopferung. Mit Roger hatte er in ſeiner Jugend um die Fürſtin geworben, und die Zeit der Rache war jetzt erſt gekommen, darum wäre ſein Beſuch nichts weniger als freundſchaftlich geweſen, hätte nicht Marcine ſein Herz und ſeine Begierde gereizt. Lionel lernte bald den König näher kennen, und mußte den gewaltigen Geiſt dieſes Mannes verehren, obgleich dieſer ihn nur mit geringer Achtung behandelte, indem er ihm das ſchien, was Roger zu ſeiner Zeit war. Lionel hatte meiſt Gelegenheit, ihn bei öffentlichen Feſten zu beobachten, wo der Wein, den er ſehr liebte, ihn offener machte. Bei einer dieſer Zuſammenkünfte war es, wo König Diwer Marcinen's Hand von ihrem Vater begehrte. Ein Fall, der ſich keineswegs ſo unvorbereitet ereignet hätte, wäre Diwer nicht von Mareinen's Gegenwart und vom Weine entflammt worden.

„Ihr ſcherzt, König Diwer,“ erwiederte Roger erſchrocken und verlegen.

„Mir iſt ſehr wohl zu Muthe, und ich pflege in ſolchen Dingen nicht zu ſcherzen,“ warf dieſer unwillig hin, erhob ſich und endete ſo das Feſt, indem er ſich finſter entfernte und dem Vergnügen der Jagd widmete.

Dieſes unerwartete Begehren ſetzte Roger's Fürſtenhaus in die größte Verwirrung, und Niemand hatte bei dem wohlbekannten Starrſinne Diwers den ſchwachen Troſt, daß nur der Wein aus ihm geſprochen habe. Nun gab es keinen Ausweg für Marcine und Lionel, als eine ſchnelle Entfernung, ſo veranſtaltet, daß es den Anſchein trüge, als ſei die Tochter aus Weigerung ohne Wiſſen ihrer Eltern entflohen.

Während man dies mit der größten Behutſamkeit auszuführen glaubte, hatte Diwer von Allem geheime Kunde erhalten, und mit Ueberlegung und Kaltblütigkeit führte er ſeinen Gegenplan aus.

In der Stille der Nacht verließen die liebenden Flüchtlinge die Reſidenz, umgingen das Lager Diwer's und erreichten glücklich den Wald, wo ſie mit Haſt ihren Weg verfolgten. Sie gelangten auf einen freien Platz, wo Mondlicht, Baum- und Wolkenſchatten ein täuſchendes Wechſeln von Licht und Dunkel herbeiführten, als ſie plötzlich zu beiden Seiten Hufſchlag vernahmen. Bald waren ſie rings umzingelt. Entſchloſſen wehrten ſie ſich gegen ihre Feinde, doch das Gefecht währte nicht lange, da die Uebermacht zu groß war; Lionel's Leute waren theils gefallen, theils geflohen, nur er ſchlug ſich noch, aus vielen Wunden blutend und ganz ermattet, ſeine Marcine ſchützend; da dröhnte von Neuem Hufſchlag, Diwer ſprengte heran auf mächtigem Streitroſſe, und im Mondenſtrahle blitzte ſeine Rüſtung. Marcine ſank, den tödtenden Pfeil in der Bruſt, und zugleich mit ihr ſtürzte auch Lionel, von mehreren Streichen getroffen, vom Pferde. Er blieb für todt liegen. Im bleichen Lichte des Mondes blickte der König finſter und ſchweigend herab auf die Gefallenen.

Das Capitel iſt um; geiſtreiche Bemerkungen oder wenigſtens erträgliche Reflexionen ſollen folgen: — aber ſiehe da, das Manuſcript iſt zu Ende, der Vorrath ausgebeutet, — woher ſie nehmen?

Manuſcript? zu Ende? — Da fällt mir etwas ein, worüber ich ſchon oft nachgedacht: Wo mögen doch die Manuſcripte hingerathen und auf was für Art ihr Ende nehmen? Ich meine nämlich unter Manuſcripten die ausgezeichneteren Werke der Literatur, ausgezeichnet durch inneren Gehalt oder durch die zufällige Conſtellation der Zeit; Romane, Reiſen, Poeſieen und intereſſante Geſchichtswerke. — Man dächte vielleicht zum Spezereihändler oder Käſekrämer. Aber da muß ich um Verzeihung bitten; ich habe auch an dieſen Orten wie anderwärts die Literatur ſtudirt und in ihren letzten Phaſen verfolgt: aber ich habe da von beſchriebenen Blättern nichts als Schulexercitien, Penſa, Rechnungen, Mauthregiſter und franzöſiſche Aufgaben gefunden.

Auch im Tabakläden trifft man keine Spur von edleren Manuſcripten oder Autographen an.

In Wien wickelt man dir den Tabak in Nachdrücke der Sevigné'ſchen Briefe und des Wielandſchen Cicero, oder in Schauers Originaldichtungen ein; in München und Hamburg in Zeitungen; in Stuttgart in Wenzels Bau des Gehirn's; in Frankfurt in Lotterieliſten oder Carove's Cölibat — und ſo an anderen Orten in Anderes, meiſtens Bedrucktes. Merkwürdig aber bleibt es immer, daß Spezerei- und Tabakhändler fortgeſetzt dieſelben literariſchen Opfer hinrichten.

Wenn ein Buch, ein Schriftſteller einmal ihrem Handel und ihren Händen verfallen iſt, ſo rettet er kein Blatt mehr aus der Umarmung von Zucker und Rapé. Mit einem gewiſſen Octavformat wären in dieſer Hinſicht ſogar erfolgreiche Speculationen zu machen.

Die Schriftſteller aber ſelbſt behandeln ihre Manuſcripte, dieſe Embryone der Gedankenwelt und Unſterblichkeit, auf gar verſchiedene Weiſe. Die Einen begnügen ſich, ſie einfach zu verbrennen; — aber dieſe Methode hat ihre Gefahr: zumal da es heutzutage ſo zündende, ja ſo veſuviſche Stylgattungen gibt, die leicht den Schornſtein und ein Paar Nachbarhäuſer mit Flammen überziehen könnten. Stücke mit Knalleffekten ſind diesfalls die gefährlichſten, denn ſie platzen wie Bomben und trotzen den Wirkungen aller Löſchanſtalten. Anderſeits wäre es eben ſo gewagt als unangenehm, gewiſſe Romane in die Flammen zu werfen, denn ſie erſtickten, wie ein wohlgefüllter Waſſereimer, auf einmal alle Glut, und ſchlügen uns den Dampf, das Motiv welches ſie erzeugt hat, auf ſehr läſtige Weiſe in die Augen.

Man geräth wirklich in Verlegenheit, wenn man ſagen ſoll, wohin die Manuſcripte kommen? Verbrennen kann man ſie nicht, auf die Straße werfen auch nicht, denn die Lumpenſammler würden ſie liegen laſſen — und ins Waſſer werden ſie doch auch nicht geſenkt. Ich meine immer, es müſſe Schriftſteller geben, welche ſie einbalſamiren und in die Erde vergraben.

Als Geräthe betrachtet ſind ſie auch fatal. Man weiß nicht recht, wo man ſie hinlegen ſoll. Sie paſſen weder in den Salon, noch in die Küche, nicht in den Speiſeſaal, noch in den Garten, nicht in den Stall, noch in den Keller. Man erforſche, man ſage mir alſo einen Ort, wo ſie anſtändig ihre alten Tage zubringen mögen?

So viel ich davon weiß, ſo war bis jetzt ihr Schickſal, von Mäuſen aufgenagt zu werden, begraben unter Schmutz und Staub zu liegen, die Schränke der Druckerei, oder wohl noch elegantere, mit ihrer nutzloſen Maſſe auszufüllen und eine Unzahl von Motten und unſauberen Inſekten ins Haus zu ziehen.

Die Manuſcripte ſind eine wahre Landplage: (ich ſollte hier eigentlich Herrn Sauerländer einige Epiſoden aus ſeinem Leben erzählen laſſen) zumal in unſerem ſo überaus fruchtbaren Deutſchland über welches, wie einſt über Egypten, dieſe Heuſchreckenſchwärme jüngſt als Folge der Juden gekommen ſind.

Ich ſtimme dafür, da wir ohnedies in Monument- und Bauwuth leben: ein großes Hospital zur Unterbringung der Manuſcripte aus Beiträgen der deutſchen Buchhändler aufzubauen.

5.

Jahre waren ſeit dieſer Begebenheit verfloſſen, und Lionel's Haare waren grau geworden. Die ſchmerzlichen Täuſchungen ſeines Lebens, wie das ſtille Einſiedlerleben, das er ſeit Marcinen's Tode führte, hatten ſeine innere Kraft gebrochen. In ſeinem vergangenen Thun ſah er die Ironie des Menſchenlebens, denn er konnte ſich keiner Begebenheit erinnern, die ihm nicht erſt freundlich erſchienen, und dann kalt oder grauſam von ihm gewichen wäre. Ein ſchmerzlicher Strahl durchzuckte ſeinen Geiſt, wenn er oft an das halbvergeſſene Sehnen ſeiner Jugend dachte und an die ſchönen Träume von damals. Wie ein Schleier ſenkte es ſich auf ſein Auge; das ganze Zwiſchenleben bis jetzt ſchien ihm nichts als ein langer ſchmerzlicher Traum, von dem er nun erwacht; ein Vergeſſen und Verſchwinden kam über ihn, und er bereitete ſich endlich, die Reiſe in ſeine Heimat, in ſein Eigenthum anzutreten, welche er, ſeit er die Nachricht von ſeines Vaters Tode erhalten, abſichtlich zu vermeiden oder doch zu vertagen ſchien.

Kaum hatte er das Ziel ſeiner Wanderung erreicht, als ſein geſchwächter Körper und die Spannung ſeines Geiſtes ihm eine gefährliche Krankheit zuzogen, worin er lange zwiſchen Tod und Leben ſchwebte, bis eine heftige Kriſis den faſt Verlorenen neu zum Leben erweckte. Matt lag er da, ohne Kraft ſich zu bewegen, während an ſeinem Geiſte oft lichtere, doch undeutliche Bilder vorüber zogen, die ſich immer mehr und mehr zu klaren Gefühlen geſtalteten. Langſam geſundete er und geſtand ſich bald ſelbſt, wie er doch oft im Leben ſich glücklich gefühlt und wie ſchwach er bis jetzt geweſen, dies zu vergeſſen: wiewohl er zugleich einſah, daß es nur menſchlich war, von ſolchem Schlage ſo niedergeſchmettert zu werden. Sein Leben gemahnte ihn wie eine Wanderung durch eine Thallandſchaft, worin ſich ſtets höhere Hügel erheben, von deren letztem man immer den ganzen zurückgelegten Weg überblicken konnte, indeſſen die Ausſicht nach vorwärts dicht verſchloſſen war. Jetzt ſtand er auf dem Punkte eines ſicheren Ueberblicks über das Ganze; ſein Herz und Auge verweilte in ſeligem Rückleben nur bei Mareinen, — das was ihn vorwärts noch erwarten mochte, konnte nur wie ſeine Gegenwart — einſam, traurig und liebelos ſein.

Und ſo fand man ihn eines Tages todt in ſeiner Gartenlaube, und wußte nicht, ob hier der mildthätige Tod ein langes ſtilles Leiden plötzlich abgekürzt, oder ob in einem Anfalle von Melancholie der Unglückliche ſelbſt ſeinem Schickſal vorgegriffen habe.

Was hat der Leſer nun eigentlich erfahren? Nichts. Welche Motive, welche Reſultate laſſen ſich aus allen Dem herausfinden? Keine. Zufällige Handlung ohne Grund und Zweck, keine Knüpfung, keine Auflöſung, dazwiſchen reflectirende und polemiſirende Salbadereien: was ſoll das alles? Ich weiß es ſelbſt nicht; nur ſo viel fühle ich, und das möge die Nachſicht auch finden: daß ich Material zur Parodirung der modernen Novellen und Romane geliefert habe.

Inhalt.

Seite

Der Kamee 3
Poutveyre 17
Ein Abenteuer 101
Die Launen der Liebe 123
Eſther 183
Lionel 221

Vier und zwanzig Stunden.

Ein Feuilleton des Tages

von

C. Dräxler-Manfred.

Leipzig,
Friedrich Fleiſcher.
1842.

536
32

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Dem erlauchten Herrn

Auguſt Clemens

Grafen Leiningen - Neudenau

ein Denkmal der Verehrung

vom

Verfaſſer.

Inhalt.

Seite

1. Die Julitage 1
2. Ein Frauenherz 16
3. Die Nichte des Großſultans 33
4. Die Seifenblaſen 55
5. Ein verhängnißvoller Name 66
6. Dryden 83
7. Vier Parabaſen 92
8. Spätes Glück 113
9. Corſica's Banditen 141
10. Pugatſcheff 166
11. Der Kaiſer als Muſikfreund 181
12. Der fahrende Muſikant 199
13. Literariſche Fabeln 207
14. Der Kleinhändler 241
15. Die engliſchen Schiffsgefängniſſe 253

Seite

16. Die Narbe 268
17. Zwei Duelle 285
18. Neujahr auf Jamaica 299
19. Ein Kind in Longwood 309
20. Hundert Freiſchüſſe 323
21. Ein Lebensräthſel 363
22. Die Ehrenprobe 384
23. Unſichtbar 403
24. Die culinariſche Tragödie 417

Das Feuilleton.

> Ce monde élégant et futile où je n'avais rien pour réussir, et où, malgré moi, je suis lancé, me prend tous les instans que je devrai donner à l'étude; les plaisirs vous accablent d'affaires et de soins étrangers à vos travaux
>
> Scribe: Une Chaine I, 1.

1.

Die Julitage.

Auch ich hatte das Glück einmal den Juliſeſten in Paris beizuwohnen, und das Unglück ſpäter die langen Zeitungsartikel darüber zu leſen. Es war im Jahre 1838. Ich ſah, wenn man das ſehen nennen kann, ein neugieriges Gedränge, das ſich im Tuileriengarten an den Quais und in den eliſeiſchen Feldern herum trieb, mit einer windgeſtörten Illumination der Hauptallee in letzteren und mit einem mittelmäßigen Feuerwerk auf der Invalidenbrücke vorlieb nahm, und wir hatten, die guten Pariſer und wir Fremde, eigentlich nur den Spaß, den wir uns ſelbſt machten. Ich bekam damals ſonderbare Ideen von einem Volksfeſt und einer Todtenfeier in Paris und fing zu glauben an, daß die Juli-Dinaſtie gewiſſe fatale Erinnerungen fallen zu laſſen wünſche, welchen ſie im unbeſonnenen Enthuſiasmus des Augenblicks eine jährliche Wiedererweckung gelobt hatte. Die Schwüre bei den Gebeinen der Todten waren von jeher verdächtig, — die Wittwenſchwüre liegen zu nahe. Doch will ich auch geſtehen, daß einem Menſchen, der, wie damals ich, gerade von London gekommen und dort vier Wochen vorher die Krönung der Königin und engliſche Volksfeſte und Feierlichkeiten geſehen hatte, in Paris ſchwer zu genügen war, zumal wenn er, wie ich, bedeutende und nun gar unvermerkt geſteigerte Erwartungen zu den Julifeſten mitbrachte. Ich langweilte mich alſo gewiſſermaßen aus eigener Schuld.

Am peinlichſten war dieſe Langeweile am erſten der Julitage, wo ich mit einer Menge gleich Neugieriger von einem gelobten Orte zu andern eilte und nirgends etwas als nur Vertröſtungen auf die zwei nachfolgenden Tage fand. Ich beſchloß daher das ſchöne Wetter beſſer zu nützen, begab mich in die Straße Rohan und warf mich dort in einen der Wagen, die alle halbe Stunde nach St. Cloud hinausfahren. In das jetzt ſo ſtille und verödete — einſt von den Bourbonen ſo geliebte und belebte St. Cloud, wo ich bald darauf als ein einſamer Wanderer in dem friſchen Schatten des Parkes und der Gärten herumwandelte und an den berühmten Springwaſſern ſtand, die ihr carliſtiſches Geplätſcher in den Lärm der Julitage nicht mengen durften.

Hier gab es auch keinen Lärm: alles todtenſtille und gleichſam nachtrauernd einer verſunkenen Größe, — und als ich aus dem Parke kommend bei dem nahe gelegenen Reſtaurant Legruel ein beſcheidenes Diner beſtellte, gelang es mir kaum einen Garçon zu finden, der meine Wünſche empfing und mich mit ſeinem Dienſtfertigen „in einer halben Stunde, wenn's gefällig iſt“ ſtehen ließ.

In ſolchen Fällen heißt es die Wartezeit doppelt rechnen, und ich entſchied mich zu einem Rundgange durch das Städtchen. Ich war nicht weit gekommen, als ich vor einem niedlichen Häuschen, worin ich Schreinergeräthe ſah, ſtehen blieb. Durch das offene Gartenthor erblickte ich ein ſchönes überaus wohl gewachſenes Weib von etwa 26 Jahren, das unruhig und ängſtlich umher blickte. Der Garten war an einer Seite mit einer ziemlich hohen Mauer umgeben, an welche ſich ein reich befruchteter Birnbaum lehnte, und hier war es, wo ein kleiner ſechsjähriger Junge, auf Baum und Mauer ſtehend, den Lockungen des Obſtes nachhing. Kaum erblickte die beſorgte Mutter den kleinen vergeblich gerufenen Charles in dieſer gefährlichen Stellung, als ſie ſich mit der graziöſeſten Behändigkeit auf die Mauer ſchwang, auf dem Kamme leicht und ſicher wie eine Gazelle hinlief, den Knaben erfaßte und ſich eben ſo leicht und anſtändig mit ihm herabließ.

Hätte mich nicht ſchon die Schönheit der Frau angezogen, dieſe ſeltene graziöſe und muthvolle Gelenkigkeit hätte mich in Erſtaunen ſetzen müſſen. Ich trat näher, grüßte, und da nichts leichter iſt, als mit einer Franzöſin artig zu converſiren, ſo befanden wir uns bald in tiefem Geſpräche, und ich wurde freundlich eingeladen in der Gartenlaube Platz zu nehmen, während **Charles** vergnügt, durch die Anweſenheit eines Fremden ſeiner Strafe entgehen zu können, ſich munter im Garten herumtrieb.

Wie kömmt es denn aber, bemerkte ich, daß Sie ſich in dieſen Feſttagen nicht nach Paris begeben, wohin doch die ganze Umgegend ſtrömt? —

Mein Mann iſt hinein gegangen, antwortete ſie, und was mich betrifft, ſo habe ich nicht Urſache, mich dieſer Gedenktage freudig zu erinnern; auch will ich dort durch meine Anweſenheit ohne innern Antheil nicht als eine blos neugierige Perſon erſcheinen.

Ich bat ſie, mir meine Neugierde zu verzeihen und mir Ihre Worte näher zu erklären.

Recht gern, meinte ſie, da muß ich Ihnen aber eine ganze Geſchichte erzählen und Sie müſſen Nachſicht mit mir haben. —

Ich antwortete mit einem Complimente und meine anmuthige Wirthin begann: —

Am 23. Juli 1830 gegen ſechs Uhr des Abends kam ein hoher Mann von vorgerücktem Alter aus dem Walde von Compiegne und wandte ſich in die Allee, die nach dem Schloſſe führt. Er trug einen blauen Ueberrock bis an den Hals zugeknöpft, einen breiten weißen Hut, hirſchlederne Handſchuhe und ſchritt wie Einer, der ſich um nichts zu kümmern hat und nur des ſchönen Abends genießen will, vor ſich hin. Er wollte eben einen Fußpfad einſchlagen, den kürzern Weg nach Compiegne, als er hundert Schritte weiter in der Allee einen kleinen alten Mann erblickte, abenteuerlich angethan mit einem zeriſſenen Goldflittergewande und ſchmutzigen Tricots, welcher ein junges Mädchen ſchlug. Ein Seil über zwei Pfähle geſpannt, bezeichnete das Gewerbe des Alten. Das Mädchen aber ſchrie laut, und dieſes Geſchrei machte den Herrn im blauen Rocke raſch herankommen. —

Was hat denn das Kind gethan, daß ihr es ſo roh züchtigt? fragte er den Seiltänzer.

Dieſer hielt ein, nahm den Unbekannten für einen Gensdarmenoffizier in Civilkleidung und antwortete ehrerbietig: O es hat nicht viel auf ſich, Herr Offizier, ſie hat heute wieder ihre üble Laune und Kinder müſſen gehorchen.

Iſt ſie euer Kind? —

Ich bin ihr Großvater. —

Der Fremde griff in die Taſche und gab dem Mädchen ein Goldſtück. Die Empfängerin zählte ſiebzehn Jahre, war ſchlank und wohlgewachſen, und, wie man verſicherte, von ganz gefälligem Aeußeren; ſie verbeugte ſich dankend und lächelte wieder vergnügt. —

Jetzt bedanke dich, Eliſe, bei dem Herrn und laß ihn ſehen, was du kannſt. So rief der Alte, nach dem Seile deutend, und gab dem Mädchen den Stock, womit es geſtraft worden und der nichts anderes als eine kurze Balancirſtange war. Sie ſollen ſehen, fuhr er zu dem Fremden fort, daß ſie eine Schülerin von Petit Diable iſt. —

Von Petit Diable? fragte dieſer. —

Ja mein Herr, der bin ich ſelbſt. —

Wie Ihr wäret Petit Diable? —

Haben Sie mich vielleicht in Mailand bei der Krönung Napoleons zum König von Italien tanzen ſehen? Ja damals war ich noch rüſtig und ſah ſchön aus. —

So, ſo, Ihr ſeid alſo Petit Diable, meinte der Unbekannte nachdenklich. —

Ja, ſeufzte der Alte, ich hätte freilich nicht gedacht, daß mein Schickſal an den Straßenecken enden wird; ich war der erſte Seiltänzer Frankreichs, der erſte, welcher zeigte, was man mit und ohne Stange auf dem Seile leiſten kann, zu mir ſtrömte ganz Paris, . . . aber die Revolution hat mich ruinirt. — Doch voran Eliſe, mache deine Künſte! —

Laßt das Mädchen ausruhen, ſagte der Fremde, und erzählt mir euer Unglück. —

Ja, mein Herr, die Revolution hat mich ruinirt. —

Wie ſo viele Andere. —

Verzeihen Sie, auf ganz andere Art. Ich beſaß ein ſo großes Talent, daß ſogar ein Prinz bei mir Lectionen in meiner Kunſt nahm, um ſeine körperliche Bildung ganz zu vollenden. Der Graf von Artois, der jetzige König Karl der zehnte war mein Schüler. Bei der Rückkehr der Bourbons wollt' ich nun auf meine Ankündigungen ſetzen: Petit Diable, vormals Lehrer ſeiner königlichen Hoheit des Grafen von Artois, — aber die Polizei hat es verboten. —

Daran hat ſie auch wohlgethan, unterbrach lächelnd der Fremde. —

Möglich, aber das hätte mir Schüler zugeführt. Ei es war Ihnen ein junger hübſcher Mann der Graf von Artois, groß, wohlgewachſen, gelenk; er hatte kaum zwanzig Lectionen und zeigte ſchon die beſten Fortſchritte. Ich denke noch daran als wäre es geſtern geweſen; in einem Saale zu Trianon fanden unſere Uebungen ſtatt; der Boden war mit vierfachen Teppichen belegt; eines Tages überraſchte uns die Königin; diesmal übertra ſich mein Zögling ſelbſt. —

Das waren Jugendthorheiten, meinte der Unbekann die man dem damaligen Alter des Grafen verzeihe konnte. Wenn ſich aber die Sache ſo verhält, wie Ihr da ſagt, warum habt Ihr Euch denn bei Rückkehr der Bourbons dem Grafen Artois, nunmehrigem Monſieur, nicht ins Gedächtniß zurückgerufen? Er hätte ſich vielleicht ſeines alten Lehrers erinnert und Euch wahrſcheinlich aus einer ſo traurigen Lage, wie eure jetzige, gerettet. —

Ja, mein Herr Offizier, als die Reſtauration erfolgte, war ich mit einer Truppe im Elſaß und machte gute Geſchäfte; als ich bedürftig nach Paris kam, ließ man mich verſtehen, daß es Erinnerungen gebe, die auf beſten unerwähnt bleiben, und die meinigen waren unglücklicherweiſe von dieſer Sorte. Dann muß ich Ihnen ſagen, war ich nie Royaliſt . . .

Wie? rief lachend der Mann im blauen Rock, Ihr habt alſo auch eine politiſche Meinung? —

Wie ſollt' ich anders, bin ich nicht ein Pariſer Kind? —

Vielleicht hat Euch der Zufall, daß Ihr dem Grafen von Artois equilibriſtiſchen Unterricht gabt, zur Zeit der Revolution geſchadet? man hat Euch wohl als Anhänger der Bourbons verfolgt. —

O nein, berichtigte Petit Diable; im Jahre 1789 hielt man einen Seiltänzer ſo gut des Patriotismus fähig wie jeden andern; man ließ mich vor dem Volke ruhig tanzen, nur bekam ich im Comite des öffentlichen Wohls keine Zöglinge. Da verheirathete ich mich und erfreute mich bald darauf eines Sohnes, — der Vater dieſes Mädchens — ach, das hätte einen herrlichen Tänzer gegeben! Aber er wollte durchaus Soldat ſein. Er ſtarb im Jahre 1813 für das Vaterland. Er war Sergant, mein Herr Offizier, und wenn er noch lebte, ſo wäre er jetzt vielleicht Capitän und könnte ſeinen alten Vater ernähren. —

Euren Sohn hat Euch alſo Bonaparte geraubt? —

Ein braver Herr das! mein Herr Offizier, Sie müſſen es wiſſen, Sie haben gewiß unter ihm gedient; ein großer Kriegsheld! Als er von uns ſchied und die Kokarde geändert wurde, blutete mir das Herz. Ja, fuhr der Alte begeiſtert fort, und der Kaiſer war ein dankbarer Fürſt, hätte mir das Glück ihn zum Schüler gegeben . . . —

Nun dann? fragte in einem ſonderbaren Tone der Fremde. —

Er pflegte, fuhr Petit Diable fort, ſeiner al[illegible] Lehrer nicht zu vergeſſen, einen derſelben ernannte er [illegible] zum Obriſten, und doch war dies nur ein Lehrer [illegible] Mathematik.

Wiewohl dieſer Hochmuth des alten Seiltänzers nur komiſch war, ſo ſchien doch ſeinem Zuhörer das Lob Napoleons ſelbſt in dieſer lächerlichen Wendung nicht zu gefallen. Er wandte ſich ab und zu Eliſen, um von ihr zu erfahren, um was ſie geſtraft worden ſei? Dieſe Scene ſchien bis jetzt keinen vierten Zeugen gehabt zu haben, aber nun trat ein junger Mann, der an dem Mädchen ein Wohlgefallen und ſich hinter einer Baumgruppe verborgen hatte, entſchloſſen hervor. —

Mein Herr, ſprach er zu dem Unbekannten, das wiederholt ſich alle Abende und kommt daher, weil

Petit Diable ſtarrköpfig iſt und nicht einſehen will, daß das, was zu einer Zeit gut war, in der andern leicht zu nichts mehr taugen kann. Es giebt Dinge, davon man ablaſſen muß, weil ihre Zeit nun einmal für immer vorbei iſt. Der alte Tänzer Petit Diable will ein Gewerbe nicht aufgeben, welches ihn bereits längſt aufgegeben hat und ſchleppt ſein Alter und ſeine arme Enkelin auf allen Straßen herum, dem mitleidigen Publikum ein kärgliches Almoſen abzubetteln, während Eliſe etwas gelernt hat, womit ſie auf ehrliche Weiſe doppelt ſo viel Geld erwerben könnte. Dies der Grund des ewigen Streites: der Großvater will, ſie ſoll auf dem Seile tanzen, ſie aber will ſich von ihrer Hände Arbeit ernähren. Was Sie heute geſehen haben, fällt täglich vor. Das Mädchen weint, aber am Ende gehorcht es, weil es den Alten nicht verlaſſen will.

Als ob die Enkelin Petit Diable's, rief dieſer, etwas anderes als Seiltänzerin werden könnte! Er hat Ihnen nicht Alles geſagt, Herr Offizier; er iſt's der ihr den Kopf verdreht; er liebt ſie, wie er ſagt, will ſie heirathen, und wenn ſie ihren Großvater nicht mehr liebte als ihn, ſo hätte er ſie ihm ſchon längſt entführt.

Der Fremde ermunterte den jungen Mann mit einem Blicke, zu reden. —

Es iſt wahr, nahm dieſer das Wort, Liſette und ich, wir lieben einander und ein halbes Jahr bereits verlange ich ſie vergeblich von dem Alten. Eliſe iſt nun einmal nicht dafür gemacht auf Straßen und Märkten zu tanzen, dieſes Vagabundenleben ſagt ihr nicht zu; ihr Vater hat es vorgezogen Soldat zu werden: ſie würde es vorziehen, Hausfrau und Mutter zu ſein. Was mich anbelangt, mein Herr, ſo bin ich Schreiner und verdiene meinen Lebensbedarf. Der Alte gebe mir ſein Kind und ich verſpreche, ihn bei mir zu behalten; wenn er nemlich Seil und Stange ruhen läßt. —

In dieſem Augenblicke ſah man einen Piqueur, der ein Pferd an der Hand führte, aus dem Wald kommen, dann folgten Garden zu Pferd und zu Fuß und endlich, von allen Seiten zuſammenſtrömend, ein Bunterlei von Jägern, Piqueurs, Jagdequipagen, eine müde Meute von Hunden und ein reichbeladener Karren, worauf die Jagdbeute des Königs gefahren wurde. Es war das königliche Jagdgefolge, das nach dem Schloſſe von Compiegne zurückkehrte. Kaum hatte ſich die Staubwolke gelegt und eine Ausſicht geſtattet, als erſt zwei und drei und bald acht und zehn Herren den Jagdzug verließen, im Galopp heranſprengten, etwa zwanzig Schritt vor Petit Diable hielten, abſtiegen und ſich entblößten Hauptes und ehrfurchtsvoll dem Fremden näherten, welchem der alte Tänzer ſo freimüthig ſeine Geſchichte erzählt hatte.

Sire, ſprach einer von ihnen, „Eure Majeſtät, haben uns in große Angſt verſetzt, weil Sie, ohne ein Wort zu ſagen, die Jagd verlaſſen haben.“ —

Himmel, der König! rief Petit Diable und der junge Schreiner, jeder in anderem Tone und traten beſtürzt zurück. —

Meine Herren, ſprach der König ungemein leutſelig, es thut mir ſehr leid, Ihnen Unruhe verurſacht zu haben. Inzwiſchen ſtieß ich hier auf einen alten Bekannten, dem ich noch etwas zu ſagen habe. —

Die Gruppe der Hofherren zog ſich zurück und der König wandte ſich zu dem Seiltänzer: Du haſt alſo Dein'n Zögling nicht wieder erkannt, eben ſo wenig als er Dich, wenn Du nicht Deinen Namen genannt hätteſt. Es iſt auch eine lange Zeit ſeit den Dingen verfloſſen, an welche Du mich erinnert haſt. Doch ſo geringfügig auch das war, was Du mich gelehrt, ſo ſollſt Du doch nicht denken, daß der Dank des Herrn Bonaparte größer geweſen wäre als der eines Königs von Frankreich, verſtehſt Du mich! Laß dies Gewerbe, denk an Dein Alter, gieb Deine Enkelin dem jungen Manne, der um ſie wirbt, ich will für ſie ſorgen. Sprich von den jugendlichen Thorheiten des Grafen Artois nicht mehr und hole Dir vierteljährlich bei dem Schatzmeiſter des Königs tauſend Frankenthaler, die ich Dir aus meiner Schatulle anweiſe. — Er wandte ſich hierauf an einen ſeiner Hofherren, ließ ſich eine goldgefüllte Börſe reichen, die er dem jungen Schreiner gab, grüßte und entfernte ſich mit den Worten: Meine Herren, wir fahren nach St. Cloud.

Sie werden errathen mein Herr, fuhr nun die freundliche Wirthin an mich gerichtet fort, daß nur eine Augenzeugin ſo ausführlich erzählen kann, und da Sie vollends bei Ihrem Eintritt meinen Spaziergang auf jener Mauer geſehen, ſo wiſſen Sie wohl längſt, daß ich ſelbſt die Seiltänzerin von damals bin. Einen Tag nach jenem Vorfall erhielt ich vom Hofe die Schenkung dieſes Häuschens, worin wir jetzt wohnen. Mein Großvater erhob, wie Sie leicht denken können, nicht einmal das erſte Quartal ſeiner Penſion und ſtarb ſpäter ruhig bei uns. Hundert mal dachte ich ſchon daran, wie damals Karl X. aus dem Munde meines Mannes, eines armen Schreiners, die beſte Lehre bekommen hatte: „daß, was zu einer Zeit gut war, in der andern leicht nichts mehr taugen kann, und daß es Dinge gibt, davon man ablaſſen muß, weil ihre Zeit nun einmal für immer vorbei iſt.“ Aber der König eilte nach St. Cloud und unterzeichnete die Ordonanzen. —

Sie werden nun einſehen, ſchloß die hübſche Frau, daß ich eben keine beſondere Urſache habe, die Julitage in Paris zu feiern und daß es zu den angenehmen Vorrechten des Weibes gehört, perſönliches Dankgefühl an die Stelle politiſcher Meinungen treten zu laſſen.

Ich muß geſtehen, daß dieſe Epiſode von St. Cloud mir eine angenehmere Erinnerung iſt, als Alles, was ich in den Julitagen zu Paris geſehen habe.

2.

Ein Frauenherz.

Es mögen etwa zehn Jahre ſein, kurz nachdem ich ein kleines Handelsgeſchäft in Mannheim etablirt hatte, als eines Morgens der Lohnbediente aus dem Pfälzer-Hof einen Fremden in meinen Laden führte und ſich mit den Worten: „hier ſind Sie bei Herrn Joſeph Kühn“ empfahl. Die Stunde war ſo früh, daß ich, in der Nebenſtube noch mit meiner Toilette beſchäftigt, ein wenig durch die Fenſtervorhänge nach dem Comptoir ſchielte, um den zeitlichen Beſucher kennen zu lernen. Es war ein Mann, der gegen ſechszig Jahre zählen mochte, von elegantem Aeußeren und einer gefällig kräftigen Geſtalt, welche das Alter weder zur Fettleibigkeit noch zur Schlaffheit ausgedehnt hatte. Das Haar war zwar ziemlich grau, aber zugleich höchſt zierlich friſirt, das Auge hatte Feuer, an den Fingern blitzten koſtbare Ringe, und die ſchöne Figur dieſes Greiſes, der ſo manchen Jüngling von heutzutage in Schatten drängen konnte, wiegte ſich mit einer gewiſſen Gefälligkeit vor dem Spiegel, welche andeutete, daß der Beſchauer wohl auch noch höhere Anſprüche, als die der Toilette zu machen Willens ſei. Mit einem Worte, der Fremde war nur den Jahren nach ein alter Mann, der Feuer, Frohſinn, Kraft und Gefühle der Jugend gerettet hatte und auch im Punkte des Herzens noch Wünſche zu hegen ſchien. Es lag Etwas Freundliches und Gefälliges in ſeinem ganzen Weſen, das mir bekannt vorkam, ohne daß ich mich ſeiner näher entſinnen konnte. Ich trat in das Comptoir.

„Joſeph, ja Sie ſind es!" rief er mir freundlich und mit ausgebreiteten Armen entgegen, und freudig ſtürzte ich in dieſe, denn ich erkannte nun Herrn Reuling, den ich ſeit ſieben Jahren nicht geſehen. Er war der treueſte und wackerſte Freund meines Vaters, dem Verſtorbenen im entfernten Grade verwandt; früher Beſitzer eines blühenden Geſchäftes, das ihn reich gemacht, und welches er aufgegeben, um ganz unabhängig ſeinem Vergnügen und größtentheils auf Reiſen leben zu können. Mir hatte er von Kindheit auf viel Liebes und Freundliches erwieſen.

„Hab' ich Sie endlich!" begann er nun ganz zutraulich; „in Frankfurt ſagte man mir, Sie hätten ſich hier etablirt, und da ich eben nach Baden reiſe, ſo nahm ich mir vor, Sie zu beſuchen. Alſo Sie haben ſich auf Indigo, Schwefel, Oel und ſolches Zeug gelegt? Halb en gros und halb en Detail, wie ich ſehe? Gut, recht gut! und was machen Sie für Geſchäfte?"

„Ich bin Anfänger; ich bemühe mich Zutrauen einzuflößen und erſetze, was mir an Kapital fehlt, durch Rechtlichkeit und Fleiß, und denke dadurch an's Ziel zu gelangen.

„Recht ſo, meinte Herr Neuling, das weiß ich zu ſchätzen, denn ich weiß auch, daß Sie nicht reich ſind, weil Ihnen Ihr guter Vater nichts hinterlaſſen konnte. Doppelt ſchön alſo, wenn Sie Ihr Loos der Arbeit und Rechtlichkeit zu danken haben. Aber zählen Sie auf mich, ich bin reich, und gern will ich Alles für Sie thun. Brauchen Sie Fonds, ſo ſollen Sie ſie bei mir finden."

Ich danke herzlich Herr Neuling, aber derlei Verpflichtungen ziehen eine Laſt von Sorgen nach ſich. Wohl weiß ich, welche mächtige Hebel des Handels Vorſchüſſe und Credit ſind, doch verzichte ich gern darauf, um ruhig zu leben, nur ſichere Geſchäfte zu machen und nach langer Arbeit einem zufriedenen Alter entgegen zu gehen. Credit nehme ich wohl in Anſpruch, aber nie mehr als ich durch mein Haben decken kann.

„Muſterhaft, Freund Kühn; wenn Sie ſo zu Werke gehn, dann werden Sie auch nie mit dem Jammer zu kämpfen haben, der Ihre Collegen oft erreicht.“ Doch dies Geſpräch ſchien dem heiteren alten Herrn zu ernſt, und er fügte lächelnd hinzu: „Jetzt haben Sie nur eine Klippe zu vermeiden, woran Ihr ganzes Glück ſcheitern könnte — das Heirathen.“

Ich wurde verlegen; er bemerkte es.

„Wie, Sie erröthen?“ fuhr er fort, „Sie ſind verliebt! O Freund Joſeph, Sie ſind verloren, wenn Sie dieſe Leidenſchaft, die Ihrer Ruhe und Ihrem Geſchäft Gefahr droht, nicht erſticken. Die Weiber ſind der Stein des Anſtoßes für unſer Glück und unſer Lebensheil. Sehen Sie, ich bin reich, ich könnte nach Gefallen wählen, mir gilt es gleich, ob meine Frau ſo wohlhabend wie ich, oder arm wie die Tochter Job's wäre, ſeit dreißig Jahren ſuche ich eine, und als ich ſie endlich gefunden zu haben glaube, miſcht mein Schutzgeiſt zum Glück die Karten und hält mich ab, eine Thorheit zu begehen. Es iſt noch kein Jahr her, ſo glaubte ich ohne ſie nicht leben zu können. Denken Sie ſich das reizendſte Weſen, und wie es ſchien das ſolideſte und beſte zugleich, und dabei im Innern doch aus Falſchheit, Tücke und Coketterie zuſammengeſetzt. Sie wiſſen meine Geſchichte nicht; wohlan ſo hören Sie. Es iſt ein ganz eigenthümlicher Fall, den man erlebt haben muß, um ihn glaublich zu finden. Ich komme zwar jetzt von Italien zurück, wohin ich gereiſ't war, um mir die Sache aus dem Kopf zu ſchlagen, allein ich geſtehe, es iſt mir nur zur Hälfte gelungen.“

„Es iſt wie geſagt etwa ein Jahr, daß ich in Frankfurt die Bekanntſchaft einer Dame von einigen vierzig Jahren machte, welche eine zwanzigjährige Tochter hatte. Die Mutter war für ihr Alter ſehr gut conſervirt, aber die Geſellſchaft der Tochter war ſo nachtheilig für ſie, daß ſie ſelbſt unbemerkt bleiben mußte. Ich bin kein Jüngling mehr, ich habe manch ſchönes Mädchengeſicht geſehen, aber nie ein ſo anziehendes Weſen als dieſes, es war eine wahre Houri aus Mahom's Paradieſe, eine Schönheit, welche bezaubert. Beide Damen lebten in dürftigen Verhältniſſen, die ſich nur ſchwer verheimlichen ließen, von den letzten Reſten früherer Wohlhabenheit, und wie mich dünkte nicht ohne Kummer für die Zukunft. Ich weiß ſelbſt nicht, welches räthſelhafte

Gefühl mich anfänglich in dies Haus zog, genug, es währte nicht lange, und ich kam täglich.“

„Werden Sie es wohl glauben, daß die Mutter Abſichten auf mich hatte und hoffte, ich werde ſie heirathen? Dieſe lächerlichen Pläne öffneten mir die Augen, und ich fühlte, daß ich in die Tochter verliebt war. In der Lage, worin ſie ſich augenſcheinlich befanden, war dies wohl ein Glück für beide: ich durfte nur ein Wort ſagen, und mußte reuſſiren; aber ich hatte von jeher die Schwachheit, nicht um meines Geldes, ſondern auch um meiner ſelbſt willen geliebt werden zu wollen. Ich deutete alſo ziemlich verſtändlich an, nach welcher Seite hin meine Wünſche ſich neigten und zog mich dann ein wenig zurück; noch mehr, ich erdichtete einen Unfall, wodurch ich zwei Drittheile meines Beſitzthums eingebüßt zu haben vorgab; auch ſprach ich von einem jungen Neffen, dem ich das, was mir noch geblieben, zu hinterlaſſen mich verpflichtet fühlte. Aber alles dies bereitete mir keine kältere Aufnahme; im Gegentheil ich wurde geliebt. — Ihr jungen Herrn könnt es freilich nicht begreifen, wie ein aufblühendes Frauenweſen ſich zu einem Manne hingezogen fühlen mag, deſſen Haar faſt grau geworden und der die Schlacht von Jena als Jüngling mitgemacht.“

„Ich ſelbſt, wiewohl ich für meinen eigenen Werth nicht ganz blind bin, war von den Reizen dieſes jungen, herrlichen Mädchens ſo entzückt, daß ich immer noch an meinem Glücke zweifelte: ich wollte Gewißheit haben. Alles, was ſich ein braves Mädchen von Neigung und Gefühl ablauſchen laſſen darf, ſie ließ es mich zu meinen Gunſten wahrnehmen; obwohl ich den größten Theil meiner Habe verloren und ſchon einen beſtimmten Erben hatte, ſchien ſie doch glücklich, wenn ich kam, und verdrießlich, wenn ich ging. Ich ſchrieb Briefe voll Ehrfurcht und Liebe, man antwortete mir mit ſo ſittſamer Liebenswürdigkeit, daß ich es fühlen mußte, wie ſie, mit der Feder in der Hand, erſt erröthet ſei. Das verrückte mir vollends den Kopf, ich war wie Einer, deſſen Loos ſich durch den unverhoffteſten Glücksfall wendet, und ich fand, um dieſes Mädchen zu lieben, die ganze Glut meiner zwanziger Jahre wieder. Sie ſelbſt, durch die Lebhaftigkeit meiner Gefühle beunruhigt, erlaubte mir mit ihrer Mutter zu ſprechen und ich zögerte nicht, meine Werbung anzubringen.“

„— Ihr Wunſch ehrt uns, Herr Reuling, antwortete mir die Dame, und ich muß geſtehen, daß mich Ihre fortgeſetzten Beſuche denſelben erwarten ließen.

Aber Sie wiſſen, ich habe nur ein einziges Kleinod auf dieſer Welt, meine Tochter, und ich muß beſorgen, daß Sie ſie nicht glücklich machen können!" —

Ich antwortete, wie ich deſſen gewiß ſei, von ihrer Tochter geliebt zu werden, wie ſie ſelbſt es mich habe hoffen laſſen. Aber war es nun das beleidigte Selbſtgefühl der Frau oder irgend ein anderer Grund, genug, die Mutter blieb feſt bei ihrer Weigerung. Doch nun kam die Tochter ſelbſt mir zu Hülfe; ſie ſprach kein Wort, ſondern warf ſich weinend zu der Mutter Füßen und ihre Thränen ſagten mehr als alle Worte. Niemals ward ein Bräutigam herzlicher verlangt, Niemand konnte der Liebe ſeiner Braut ſo ſicher ſein als ich. Die Mutter gab endlich nach, und nun folgte Freude auf Thränen. Wir beſchäftigten uns ſogleich mit den Vorbereitungen zur Hochzeit. Ich verheimlichte meine ungetrübten Glücksumſtände nicht länger, mein präſumtiver Erbe, der ſie hätte ſchrecken ſollen, verſchwand: ich ging an den Contract: aber dieſer gefiel meiner Braut nicht ſonderlich. Sie fand, daß ich ſie zu verſchwenderiſch bedacht, daß dies Vermuthungen Raum geben könne, als ſei ſie mehr dem Intereſſe als ihrem Gefühle gefolgt; ſie wolle meine Großmuth nicht ablehnen, wenn ich einen Theil derſelben auf ihre Mutter übertrüge. Ich war glücklich, einem ſo edlen Wunſche zu gehorchen und that was ſie verlangte.

Schon war unſer Hochzeittag beſtimmt; nur noch kurze Zeit, und der Bund der Herzen war durch Kirche und Geſetz geſchloſſen, als die Mutter plötzlich krank wurde. Es war nichts weniger als gefährlich, ein Katarrh, den man nicht vernachläſſigen durfte; aber meine Braut verlangte Aufſchub der Ceremonie, weil ſie nicht ohne ihre Mutter zum Altar gehen wollte. Ich fand das natürlich, und benutzte dieſe Zeit ſo gut wie ein Verliebter ſie nur benutzen kann; ich durchlief alle Kaufmannsladen, wählte Stoffe, Schmuck, Shawls und Edelſteine aus, und legte, wie alles beiſammen war, es der Geliebten zu Füßen. Sie aber war in Verzweiflung; immer ſchön, aber bleich, mit ſtarren, trüben Augen und faſt ganz kraftlos, ſie hatte vier und zwanzig Stunden bei ihrer Mutter gewacht. Dieſe war übler geworden; der Katarrh ſenkte ſich als Fluß auf die Bruſt; die Sache ſchien bedenklich; die Aerzte ſchüttelten die Köpfe. Das Mädchen wollte meine Geſchenke nicht einmal beſehen, ſie verließ mich, um wieder zu ihrer Mutter zu gehen, und ſagte mir nicht eines jener freundlichen Worte, die ihr ſonſt ſo geläufig waren.

Ich ging nach Hauſe und hatte trübe Ahnungen.

Liebe ſchien mir immer eine ſo glühende Leidenſchaft, daß ſie auch durch heilige Kindespflicht ſich nicht ganz in den Hintergrund drängen läßt. Des andern Morgens befand ſich die Mutter beſſer; ſie hatte eine gute Nacht gehabt, und ich fand bei der Tochter jene Liebe wieder, die ich Tags vorher vermißt hatte."

„Sie wiſſen, lieber Kühn, fuhr Herr Reuling fort, wie leicht ſich unſere Aerzte irren, oder, wenn Sie wollen, wie gefährlich gewiſſe Krankheiten wiederkehren. Die Beſſerung meiner künftigen Schwiegermutter war nur eine ſcheinbare, und jene gute Nacht ihre letzte hienieden geweſen, denn im Laufe des nächſten Vormittags ſtarb ſie. Und ſeit jenem Augenblick ſah ich die Tochter nicht mehr.

Längere Zeit hindurch war mir ihre Thüre verſchloſſen, was ich gewiſſermaßen reſpectiren mußte; und als ich eines Tages mit dem feſten Entſchluſſe hinging, mich durch nichts mehr abweiſen zu laſſen und dieſer ſchmerzlichen Trennung ein Ziel zu ſetzen, erfuhr ich, daß meine Braut nicht nur ihre Wohnung, ſondern auch Frankfurt für immer verlaſſen habe. Als ich wieder nach Hauſe kam, fand ich alle meine Hochzeitgeſchenke unberührt und uneröffnet zurückgeſendet, und des Abends kam mir ein Brief zu, worin mir die

Flüchtige mit den artigſten Worten mein Verſprechen zurück gab und mich bat, ihrer nicht mehr zu gedenken.“

Verdammen Sie Jene, die Sie lieben, nicht vorſchnell, ſagte ich begütigend. Sie wird Ihnen wiederkehren; das Geheimniß dieſer Flucht liegt vielleicht in dem Schmerz um eine verlorene Mutter, welcher ſie fern und einſam nachweinen will. Sind dieſe Thränen erſt getrocknet, dann kehrt ſie Ihnen gewiß doppelt ſchön und zärtlich wieder.

„Den Henker auch! rief Herr Reuling ſehr verdrießlich. Wenn ich nicht andere Nachrichten hätte.“

Sie wiſſen alſo wo ſie iſt? fragte ich.

„Nein, aber ich habe aus verläßlicher Quelle vernommen, daß ſie ſich verheirathet hat. Ich weiß nicht, wie ſie jetzt heißt; ſie hat einen jungen Menſchen genommen, dem ſie wahrſcheinlich wie mir Liebe vorgelogen hat. Können Sie ſich wohl einen ähnlichen Betrug denken, Joſeph? Könnte Jemand anderes als nur ein Weib ſo mit einem redlichen Herzen ſpielen? ſo die Gefühle wechſeln? denn ſie liebte mich. Nun Freund, denken Sie ſich an meine Stelle, verrathen, verlaſſen, wie es mir geſchehen, und urtheilen Sie, ob ein ſolcher Schlag Sie nicht unfähig machen würde, an Ihr Geſchäft und Ihre Zukunft zu denken. So ſind die Weiber, Freund, falſch, treulos, und herzlos ſpielen ſie mit der Verzweiflung ihrer Opfer. Darum heirathen Sie nicht, denn noch ſchwerere und ſchmerzlichere Qualen harren der Ehemänner.“

Ach, Herr Reuling. Ihr Rath kommt bei mir zu ſpät; ich bin bereits verheirathet.

„Verheirathet? nicht möglich! und ſeit wie lange?“

Seit fünf Monaten; dieſe Heirath iſt mein Glück, und meine Geſchichte ſo zu ſagen das Gegentheil von der Ihren. Sie wiſſen ich bin faſt ganz ohne Vermögen und während ich in Frankfurt auf einem Comptoir arbeitete, was über ſechs Jahre dauerte, that Sparſamkeit noth, um mir ein kleines Capital zuſammenzubringen. Dort machte ich die Bekanntſchaft eines Mädchens, das ſo arm war als ich ſelbſt: aber wir liebten uns ſeit dem erſten Begegnen. Ohne heilige Schwüre gewechſelt zu haben, behielten wir einander feſt und treu im Herzen, bis ſich unſere Sterne günſtiger geſtellt haben würden. Troſtlos war ich, als ich von ihr, die ich über Alles liebte, ſcheiden mußte, weil ſich mir hier in Mannheim die Hoffnung auf ein entſprechendes Etabliſſement gezeigt hatte. Sie war keine täuſchende; es iſt noch kein Jahr her, ſo eröffnete ich mit meinem kleinen Capital, welches die Großmuth meines frankfurter Prinzipals vergrößerte, dieſes Geſchäft, und noch war kein halbes Jahr verfloſſen, ſo erſchien auf meinem Comptoir, wie Sie heute, Diejenige, die mein Lebensglück iſt. Mit offenen Armen kam ſie mir entgegen, noch immer arm, wie ſie ſagte, aber zugleich frei, um über ihre Armuth und Zukunft verfügen zu können. Sie ſei jetzt allein in der Welt, ſie habe Niemand mehr zu gehorchen als ſich und mir, wenn ich die Liebe ſo bewahrt hätte wie ſie ſelbſt. Sehen Sie, Herr Reuling, ſo handelte meine Frau, ich wurde in meiner Liebe nicht hintergangen.

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die innere Thüre des Comptoirs und eine ſchöne junge Frau trat herein.

„Was ſeh ich, Fräulein Auguſte Römer!“ rief Reuling erſtaunt aus und verließ ſeinen Sitz.

Ich habe die Ehre, Ihnen meine Frau vorzuſtellen, Herr Reuling, ſprach ich weiter.

„Was, Ihre Frau? nicht möglich! ſtotterte Reuling, das iſt ja ſie, welche, es iſt vielleicht ein halbes Jahr, mich ſo ſehr zu lieben vorgab!“

Sie irren ſich mein Herr! erwiederte meine Frau.

„Ich mich irren, und haben denn Sie, Madame, Ihr ganzes Gedächtniß verloren?“

Ich habe es treulich bewahrt, entgegnete meine Frau mit Würde, aber da Sie meinen Gemahl kennen und der Zufall uns hier wieder zuſammenführt, ſo will ich Ihnen das Loſungswort dieſes Räthſels ſagen, das Sie vergeblich geſucht und nur in meiner Verläumdung zu finden glaubten. — Ich bitte, unterbrechen Sie mich nicht Herr Reuling, ich habe Alles gehört. Ich ſah Sie, und es iſt wohl verzeihlich, daß eine Frau in meiner Lage ſich diesmal auf's Horchen legte. Wollen Sie mich alſo anhören.

Als der Zufall Sie meiner Mutter Bekanntſchaft und die meine machen ließ, da bemerkten Sie unſere elende Lage nicht ganz; ſie war drückender als Sie ahnen konnten, ſo ſehr trachteten wir dieſes Geheimniß zu verbergen. Als Sie mich zu lieben anfingen, waren unſere geringen Hilfsquellen ſo gänzlich erſchöpft, daß noch vor dem Ende des Jahres ein Zuſtand der peinlichſten Entblößung hätte eintreten müſſen; darum opferte ich mich auf.

„Wie, Sie opferten ſich auf, Madame?“ unterbrach Herr Reuling.

Ja mein Herr, meine Mutter war noch jung, und ich hoffte ſie werde ſo lange leben als ich ſelbſt, — aber welch ein Leben! Sie an Wohlſtand gewöhnt, ſollte jetzt mit Nahrungsſorgen kämpfen. Sie ſchienen mir ein Retter, denn Sie konnten die Zukunft und das Glück meiner guten Mutter ſicher ſtellen. Ich liebte meinen **Kühn** ſchon ſeit fünf Jahren, aber ich drängte dieſe Liebe in das innerſte Herz zurück, entſchloſſen meiner Mutter jedes Opfer zu bringen. Ich geſtattete, daß Sie ſich mir näherten, ich ließ Sie glauben, daß ich Sie liebe; wenn Sie hierin noch weiter gingen, ſo war dies eine Selbſttäuſchung, woran ich unſchuldig bin. Indeſſen ich geſtehe es, dachte ich, Sie ſo gut und ehrlich zu hintergehen, daß dieſer Irrthum, wenn ich Ihre Frau geworden wäre, Ihnen das ganze Leben hindurch geblieben ſein würde. Meine Mutter errieth dieſe Ergebung, und daher ihre Weigerung, welche Sie aus anderen Gründen ableiteten. Endlich beſiegte ich ihren Widerſtand, und Sie werden ſich erinnern, Herr Reuling, daß ich faſt Alles ablehnte, was Sie mir boten und Sie bat, es auf meine Mutter zu übertragen. Sie ſtarb . . . . . der Himmel iſt mein Zeuge, daß ich ihr Leben gern mit dem meinen erkauft und ihre Tage ſogar um den Preis der Liebe für meinen Gemahl erhalten hätte, wenn dies in meiner Wahl geſtanden wäre. Jetzt aber, wo ich für Niemand mehr eine glückliche Zukunft zu bereiten und die Armuth nur allein für mich zu befürchten hatte, jetzt erwachte meine Liebe wieder. Vielleicht, daß ich anders hätte handeln ſollen, als ich gethan! vielleicht, daß man mich undankbar nennen kann, — aber ich hatte nicht mehr die Kraft, ein Opfer zu bringen, deſſen eigentlicher Zweck verſchwunden war, und mein ganzes Leben in eine Lüge zu verwandeln, ohne einem Menſchen dadurch zu nützen. Ich bin keine Heldin, aber das darf ich mit Stolz von mir ſagen, daß ich einmal meine Mutter mir ſelbſt, und ein anderesmal meine Liebe dem Intereſſe vorgezogen habe. — Und nun, mein Herr, mögen Sie einſehen, wie Frauen oft in die traurige Lage kommen, daß man das für Liebe nimmt, was ihrerſeits nur Reſignation und Aufopferung iſt.

Auguſte verneigte ſich und wollte das Comptoir verlaſſen.

„Bleiben Sie, um's Himmelswillen bleiben Sie Madame, rief Herr Reuling, verzeihen Sie, ich habe Sie verläumdet, weil ich Ihre edle That nicht ahnen konnte. Wenn man reich iſt und das Unglück hat, mit grauen Haaren noch für jung gelten zu wollen, ſo hat man keine Ahnung von gewiſſen Tugenden, die uns nie begegnet ſind. Leben Sie wohl, Kühn, leben Sie wohl, Madame, vielleicht erfahren Sie eines

Tages, daß auch ich edler Geſinnungen fähig bin und mir dieſe Lehre zu Herzen genommen habe."

Er eilte fort und war in einer Stunde abgereiſt.

Herr Reuling hielt Wort; er wollte nichts mehr von Liebſchaften wiſſen und flüchtete wieder nach dem ſchönen Italien, woher uns in Jahresfriſt leider die betrübende Nachricht ſeines Todes zukam. Mit einem rührenden Zartgefühle hatte er nicht meine Frau, ſondern mich zum Univerſalerben ſeines anſehnlichen Vermögens, dem ich meine gegenwärtige Lage danke, eingeſetzt. Dem Teſtamente aber lag der zerknitterte Heirathscontrakt mit Auguſte Römer bei. —

3.

Die Nichte des Großſultans.

Die Inſeln von Painthiſos bilden eine Gruppe im Meere von Marmora und liegen nahe an der Enge des Bosporus. Die üppige Vegetation, der friſche Odem des klaren Gewäſſers und die reizende Rundſicht erheben dieſe Inſeln zu einem Garten der Luſt, zu einem irdiſchen Paradieſe. Jede derſelben wurde ehemals von drei türkiſchen Soldaten bewacht, welche angewieſen waren, keinem ihrer Glaubensgenoſſen dort Zutritt und Aufenthalt zu geſtatten, und ſo kam es, daß ſich vorzugsweiſe die Griechen in jener ſchattigen und lieblichen Einſamkeit verſammelten.

Im Anfang des Jahres 1831 wurde **Mahmud II.** über die Anzeichen der Empörung unruhig, welche bei den Sulioten und im Archipel ſichtbar geworden, und beſchloß ſich perſönlich zu überzeugen, inwiefern dieſe

Gährung bei den Griechen in Conſtantinopel Sympathien errege. Die entfernteſte der Painthiſos-Inſeln war ihm als der gewöhnliche Verſammlungsort vieler derſelben bezeichnet worden. Eines Abends verfügte er ſich, einzig begleitet vom Sirkiatib, beide als Kaufleute des Fanars verkleidet, den Bosporus entlang bis Kanderli, ließ ſich auf die bezeichnete Inſel überſetzen und trat ans Ufer. Jubelnde und ſingende Stimmen, Ausrufungen und Gelächter zogen bald die Aufmerkſamkeit des Großherrn auf ſich. Er näherte ſich und gewahrte bald auf einem runden, von Platanen eingeſchloſſenen Wieſenplatz eine Anzahl von Griechen, die an der Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen und an ihrem unaufhörlichen Geſchwätz und Geſchrei ſchon in der Ferne kenntlich waren und die einen Mann, der auf der ſteinernen Einrahmung einer Quelle ſaß, umgaben. Körper- und Fußbekleidung an dieſem Manne war die gewöhnliche aller Rajah's; man konnte ihn für einen ausruhenden Schiffer halten, oder für einen Medak, d. h. einen Erzähler von Gewerbe, der die Menge vor den türkiſchen Kaffeehäuſern oder in ihren Fremdenzimmern mit ſeinen Mährchen und Geſchichten unterhält. Jedenfalls aber war er ein Neuling ſeines Amtes und diente hier zur Zielſcheibe des Witzes, welchen alle Verſammelten an dem unerſchütterlichen Phlegma dieſes Mannes, den ſie Joakel nannten, in lauten Spottreden übten. Begünſtigt von dem blendenden Glanz der Abendſonne, die ſich zitternd und die Blicke hemmend auf die Blätter der Platanen ſenkte, war der Sultan hinter eine dichte Baumgruppe geſchlichen, winkte dem Sirkaitib zurückzubleiben, und konnte hier dem Geſpräche, das ſeine Begierde erregte, unbemerkt und aufmerkſam zuhören.

Nach einem allgemeinen Kreuzfeuer von Spöttereien, welches die Geſellſchaft wegen einer langweilig vorgetragenen Erzählung auf Joakel richtete, wandte ſich dieſer Unverwundbare ganz ruhig an einen der lauteſten Spötter und ſagte in einem ſehr naiven Tone:

Wenn meine Geſchichten dich ſo ſchlecht unterhalten, Spiridion Nerulos, warum wählſt du denn ſeit drei Wochen täglich mich und meine Barke, um dich von Pera hieher ſchiffen zu laſſen? Oder ſollteſt du vielleicht ahnen, daß ich eine andere Geſchichte weiß, die dich und deine Gefährten freilich noch mehr intereſſiren würde? Sie rührt noch aus jener Zeit, als ich bei dem jüdiſchen Arzte Beni Elniab Spezereien rieb und ſtieß; die klingt freilich ganz anders!

Wie, wurde Joakel unterbrochen, Du, ein Chriſt, haſt bei einem Juden, einem Chriſtenfeinde, einem Betrüger gedient?

Man muß leben.

Nun und wie lautet das Mährchen? fragte Nerulos.

Kein Mährchen; eine wirkliche Begebenheit, die ich ſelbſt mit erlebte. Ihr wißt doch alle, daß Beni-Elniab Leibarzt und erſter Arzt des Serails war?

Ja. Was Weiter?

Und daß nach dem Sturze Muſtapha's IV. alle Frauen dieſes Sultans der Wuth des Bairaktar geopfert wurden? —

Das wiſſen wir! rief es ungeduldig von allen Seiten. —

Nun wohlan, fuhr Joakel gelaſſen fort, wenn den Großherrn auch keine ſeiner Frauen überlebte, ſo war dies doch mit einem Kinde der Fall, das ihm während ſeiner Gefangenſchaft von einer Sclavinn geboren wurde. Am Tage als das Blutbad im Serail vor ſich ging, war Beni-Elniab früh Morgens ausgegangen und kehrte erſt ſehr ſpät in der Nacht zurück. Am folgenden Morgen erſchienen Bevollmächtigte des Bairaktars in ſeinem Hauſe, durchſuchten alle

Ecken, Geſperre und Behälter, wobei er ſelbſt ihnen behülflich war, und verließen ihn endlich ohne Spur des Verdachtes. Nun vergingen wieder drei Monate in ſcheinbarer Ruhe. Beni-Elniab ſpielte den Sicheren, aber er durchwachte qualvoll die Nächte. Endlich bemächtigte ſich Angſt und Unruhe ſeiner ſo ſichtbar, daß auch ich davon angeſteckt wurde. In einer Nacht, da ich nicht einzuſchlafen vermochte, vernahm ich ein vorſichtiges Pochen an der Hausthüre; ich fuhr aus dem Bette, verließ meine Kammer und ſchlüpfte im Dunkel tappend in den Hofraum. Mein Herr, der im Vordergebäude ſchlief, oder vielmehr wachte, war bereits an der Thüre und entriegelte ſie leiſe. Ein Mann, in einen weiten Mantel gehüllt, trat herein. Bei ſeinem Anblick ſtieß Beni-Elniab einen halbunterdrückten Schrei aus und zog den Fremden haſtig in ſein Laboratorium hinein. Kaum athmend ſchlich ich an die Thüre und lauſchte durch das Schlüſſelloch.

Gott von Sabaoth, was iſt geſchehen? fragte Beni-Elniab, was führt Dich in dieſer Stunde zu mir? was willſt Du?

Dir das Kind wiederbringen, das Du mir anvertraut haſt, antwortete der Mann, ſchlug ſeinen Mantel auseinander und legte einen Säugling in feinen Linnen und mit Goldſpangen geſchmückt auf den Tiſch.

Biſt Du denn mit der Bezahlung unzufrieden?

Im Gegentheil, ſehr zufrieden.

Verlangſt Du mehr? Du ſollſt es bekommen.

Nein es iſt genug; ich danke dafür.

So gehſt Du mit dem Gedanken um, mich zu verrathen?

Ich? Dein Geheimniß liegt hier begraben; der Fremde legte die Hand an's Herz; aber ich bin Vater, auch ich habe Kinder, Beni-Elniab. Dein Gold könnte mich nicht retten, wenn man erführe — — und ſie würden zu Waiſen; ihnen muß ich mich erhalten.

Der Arzt mochte reden, bitten, drohen, verſprechen, was er wollte, der Fremde blieb unbeugſam, endlich öffnete Beni-Elniab die Thüren, ließ ihn auf die Straße hinaus und ich ſchlüpfte wieder in meine Kammer.

Des andern Morgens hatte Beni-Elniab ſein Haus bereits verlaſſen; ſein Ausbleiben dauerte immer länger; er wurde nicht mehr in Stambul geſehen. Sein Eigenthum wurde gerichtlich in Beſchlag genommen und endlich verkauft. Wurde er vielleicht auf ſeiner Flucht ergriffen, beſtraft? Das weiß wohl keiner von Euch; ich vielleicht; gewiß aber dünkt es mir, daß jener Säugling ein Kind Muſtaphas IV. war.

Gewiß, gewiß, rief Nerulos in Bewegung, es bleibt kein Zweifel. Es war das Kind Muſtapha's. Aber weißt Du nicht zu ſagen, ob es ein Knabe oder ein Mädchen war?

Wie könnt ich das! die Nacht, meine kleine Ausſicht, das zarte Alter des Kindes, wer mochte da unterſcheiden?

O, wenn es ein Knabe wäre, fuhr Nerulos fort und heftete einen Blick des Verſtändniſſes auf ſeine Gefährten, das gäbe für uns ein herrliches Spiel!

Das iſt noch nicht Alles, ſprach Joakel weiter, hört mich noch. Geſtern Morgen als ich durch Haſſa-Kul, die Judenvorſtadt ging, begegnete mir ein weißhaariger Greis, ganz in Lumpen gehüllt. In dem Augenblicke, als er ſeinen Fuß auf die Schwelle eines ärmlichen Hauſes ſetzte und ſich wegen des Geräuſches meiner Tritte umwendete, erkannte ich in dem Greiſe Beni-Elniab.

Beni-Elniab! rief Nerulos mit freudig erſtauntem Tone. Sein Blick weilte wie ein Dolmetſch der Geheimniſſe auf ſeinen Kameraden. Dann legte er an dem Rand der Quelle eine Handvoll kleiner Kupfer- und Silbermünzen und ſprach: Da nimm Joakel, für Deine Mühe und für unſere Unterhaltung. Du kannſt jetzt heim rudern, uns iſt die Hitze noch zu groß und wir wollen des Nachts mit dem Bote, das die Soldaten ablöſt, zurückkehren.

Der Beſchenkte dankte, entfernte ſich und ging dem Ufer zu.

In dieſem Augenblick winkte der Sultan dem Sirkiatib, ertheilte ihm leiſe den Befehl, die Griechen verhaften und noch in dieſer Nacht in den Serailpallaſt bringen zu laſſen, und folgte dann Joakel auf dem Fuße. Dieſer band eben den Nachen los, als der Großherr herantrat; er eilte dem Unbekannten ſeine Dienſte anzubieten und ſie wurden angenommen. Bald ziſchte der Schaum der Flut unter dem Doppelruder und das Fahrzeug gelangte in den Bosporus.

Herr, wo beliebt Euch zu landen? fragte jetzt Joakel.

Was läſſeſt Du Dir für einen Tag bezahlen? fragte hinwieder Mahmud.

Hm, das iſt je nachdem — der Preis wechſelt zwiſchen zwölf und fünfzehn Piaſter: einmal mehr, einmal weniger.

Hier ſind hundert, entgegnete der Großherr, aber nun lande ſo nahe Du kannſt an Haſſa-Kui; dann führſt Du mich bis an die Schwelle jener Thüre, in welcher Du geſtern Morgens Beni-Elniab ſahſt.

Nach dieſem Befehle erfaßte den Schiffer, welchen die große Freigebigkeit bereits überraſcht hatte, nun vollends ein Beben; er wagte es die Augen auf dem Fremden verweilen zu laſſen, und er erkannte zitternd den Mächtigen, den er geführt; er ſenkte das Haupt und ſtammelte Bitten.

Schweig und mach' fort, befahl Mahmud; nur wenn Du pünktlich gehorchſt, ſoll Dir verziehen werden; ich habe Alles gehört.

Joakel gehorchte; der Nachen flog wie ein Pfeil durch die Wogen und hielt an dem bezeichneten Ufer. Der Sultan erhob ſich, befahl dem Führer voraus zu gehen und nach langen Umwegen kamen beide in den engen und ſchmutzigen Gaſſen von Haſſa-Kui an. Es war Nacht und der Mond ſchien hell. Hie und da ſah man einen verſpäteten Einwohner der Vorſtadt in ſein Haus huſchen; hie und da bei trübem Lampenſcheine eine Dienerin der ſpäten Rückkehr ihres Gebieters halbſchlafend warten.

Hier iſt es, ſprach Joakel, um eine Straßenecke biegend und ein unanſehnliches Judenhaus mit einer grau angeſtrichenen Façade bezeichnend.

Klopfe, befahl der Sultan.

Joakel klopfte; ein Lichtſchimmer zitterte über den Hausflur; langſame Tritte ließen ſich vernehmen und eine runzlichte Alte öffnete vorſichtig das Hausthor.

Führ uns zu Beni-Elniab, herrſchte Mahmud mit rauher Stimme, und faßte die Alte am Arme, während das Hausthor hinter Joakel zufiel.

Die Alte ſtieß einen Schrei aus, aber ſie gehorchte dieſer gebieteriſchen Stimme und Geberde, ohne ein Wort vorzubringen. Ueber den Flur hinſchreitend, öffnete ſie eine Seitenthür, die in ein freundliches Gemach führte, und ſprach zitternd: Hier iſt er.

Das Gemach worin ſich jetzt Mahmud befand, widerſprach dem erbärmlichen Aeußeren des Hauſes ganz. Geräumig, luftig, mit Marmor ausgelegt und mit Sophas und Teppichen eingerichtet, enthielt es in ſchönen Holzgeſchirren eine Reihe ſeltener Pflanzen. Beni-Elniab — denn er war es — lag auf einer Ottomanne und las bei dem Scheine einer Lampe ſo vertieft in einem Buche, daß er die leiſe Eintretenden nicht bemerkte. Seine Kleidung paßte auch keineswegs zu dem Bilde, das Joakel davon entworfen. Er war in ein Ueberkleid von Brokat gehüllt, trug eine Mütze aus gleichem Stoffe und Pantoffeln, deren Farbe und Eleganz einem, mit der türkiſchen Rangordnung vertrauten Auge hätten Anſtoß geben müſſen. Alles, was man hier ſah, trug das Gepräge der Wohlhabenheit und des Luxus. Mahmud blieb vor dem Tiſche des Juden ſtehen, faßte Alles wohl ins Auge und rief dann mit ernſtem, gebieteriſchem Tone: Beni-Elniab!

Der Jude war mit einem Sprunge in der Höhe, er erblickte den Sultan und das Wort erſtarb ihm auf den Lippen. Eine unausſprechliche Angſt bemächtigte ſich ſeiner und wie ein todter Körper ſank er dem Großherrn zu Füßen.

Aber dieſe Scene der plötzlichen Vernichtung entwaffnete Mahmud nicht.

Beni-Elniab fragte er, was haſt Du mit dem Kinde Muſtapha's angefangen?

Gnade, Gnade, ſtotterte der Jude in zerriſſenen Worten, ich bin ſchuldig, nimm mein Leben, aber ſchone des ſeinigen!

Dein Leben? was ſoll mir Dein Leben?, was hätt' ich von dir, dem Greiſe, zu fordern außer dem Schickſal jenes Kindes! Wo iſt es? ſprich!

Nein, Du kannſt ſein Leben nicht verlangen, rief Beni-Elniab mit Angſt und Schmerz, ein ſchuldloſes Geſchöpf, ein Mädchen! Du biſt zu mild und gerecht, Erhabener, ſei es auch gegen mich und verſchone Dein Blut und meines!

Dein Blut? fragte der Sultan erſtaunt.

Ach ja, ſeufzte der Jude, jenes Weib, das Muſtapha geliebt, es war meine Nichte, eine Waiſe, welche die Soldaten in Smyrna geraubt und dann im Bazar verkauft hatten. Auch ſie ſtarb in dem Blutbad des Harems, und nur ihr Kind konnte gerettet werden. Ich habe geſchworen, ihm allein zu leben, und ohne Reue verließ ich mein Vaterland, um dieſen Schwur zu halten. Ich kehrte nach Stambul zurück, weil ich mich nach vierzehn Jahren freiwilliger Verbannung vergeſſen glaubte, und weil ich meinen Geiſt dem Gott meiner Väter dort wiedergeben wollte, wo ich geboren worden.

Sprichſt Du die Wahrheit? fragte Mahmud noch immer gebieteriſch, aber in merklich milderem Tone.

So möge der Gott Abrahams und Jakobs niemals mein Gebein im Thale Joſaphat verſammeln, wenn ich Dich, Hoheit, nur in etwas belogen.

Aber dieſes Kind, dieſes Mädchen, fragte der Sultan wieder finſterer; Du haſt es gewiß in Deinem Glauben erzogen?

Das Kind folgt dem Glauben des Vaters, erwiederte mit einfacher Würde der Alte.

Aber haſt Du ihr auch geſagt, wer ihr Vater iſt? Fürchte nichts und ſprich offen.

Ja, ſie weiß es, und um ihretwillen hauptſächlich bin ich nach Stambul zurückgekehrt, weil ſie mir ſo oft den Wunſch ausſprach, eines Tages, unter der Menge verborgen, Dein glorreiches Antlitz ſchauen zu dürfen.

Ihr Name?

Lia, wie ihre Mutter.

Es iſt genug. Du thateſt Unrecht, Beni-Elniab, nicht auf meine Gnade zu vertrauen, und haſt jetzt den Beweis, daß die Rathſchlüſſe Allah's unausweichlich ſind, und daß ich, ſein niedriges Werkzeug, ſie früher oder ſpäter auszuführen beſtimmt bin. Du biſt nicht ohne Schuld, aber ich fühlte Mitleid mit Dir. Erhebe Dich! — Joakel, fuhr der Sultan gegen dieſen gewendet fort, indem er einen koſtbaren Demant vom Finger zog, eile nach dem Serail, verlange Said Ogla den Kapidſchi-Baſchi zu ſprechen, zeig' ihm dieſen Ring, und ſag ihm, er ſoll unverweilt den Kislar-Aga mit einem Palankin und zwei Eunuchen hieherſenden.

Der Bote beugte ſich bis zur Erde und ging.

Wo iſt Lia? Sie komme! befahl Mahmud.

Beni-Elniab beugte ſich zum Fenſter hinaus, das nach dem Garten ging und rief das Mädchen beim Namen.

Alſogleich erhob ſich eine leichte ätheriſche Geſtalt aus der Umbuſchung eines Bosquets und flog über den weißen Gartenſand wie mit den Flügeln eines Vogels dahin. Eine verſteckte Tapetenthüre öffnete ſich und herein trat lächelnd und unſchuldvoll ein reizend freundliches Mädchen. Bei dem Anblicke eines Fremden wollte es raſch zurücktreten und den Schleier überwerfen, aber Beni-Elniab führte es herbei und ſprach mit feierlichem Tone: Lia, der Großherr!

Bei dieſem Namen ergoß ſich ein Roſenpurpur über die ſchönen Wangen des Mädchens und wechſelte bald mit dem Weiß der Lilien ab. Sie heftete einen halb neugierigen, halb ängſtlichen Blick auf den Sultan und ſenkte dann die Augen. Ihre Kniee zitterten, ſie wankte, ſtieß einen leiſen Schrei aus, und ihre Blicke ſchloſſen ſich. Mahmud faßte ſie erſchreckt in ſeine

Arme, brachte ſie auf ein Sopha zunächſt dem Fenſter und ſetzte ſich neben ſie.

So ſaßen ſie eine Weile ſprach- und vielleicht gedankenlos, aber in tiefſter Bewegung. Nach und nach erholte ſich Lia, das Köpfchen war wohl noch geſenkt, aber die Augen offen und auf den Zügen blühte wieder die Farbe des Lebens. Mahmud war ganz in ihren Anblick verſunken und konnte ſich an ſo viel Reizen nicht ſatt ſehen. In ehrerbietiger Entfernung ſtand Beni-Elniab und forſchte in den Mienen des Großherrn.

Lia, ſprach endlich Mahmud, nachdem er wohl lange an den geliebten Selim und den finſtern Muſtapha gedacht, deine Geburt fällt in eine Zeit der Trauer, die meinem Herzen ewig ſchmerzlich bleibt; aber gegen Dich bin ich ohne Macht, fügte er mit weicher Stimme hinzu, und in das Auge des Großherrn trat der ſeltene Gaſt, die Thräne.

Das Mädchen wandte den Kopf, erblickte dieſe Thräne, warf ſich auf die Kniee und ſprach, die Wange zutraulich an Mahmuds Bruſt gelehnt: Ich verlange ja nur, Dich wie einen Vater lieben zu dürfen.

In dieſem Augenblicke rauſchte das Geknitter eines weiten Seidenkleides durch die leiſe geöffnete Thür in das Gemach herein. Der Kislar-Aga ſtand auf der Schwelle. Mahmud verhüllte Lia mit ihrem Schleier.

Komm, laß uns gehen, rief er, die Verſehung Allah's hat uns vereinigt, nur ſein Wille vermag uns hinfort zu trennen. Beni-Elniab komm auch Du; Dein Platz iſt von nun an wieder im Serail, Du ſollſt uns nicht verlaſſen.

Sie ſchritten aus dem Gemache; auf dem Hausflur harrten zwei Eunuchen mit der Sänfte; Joakel wachte vor dem Hausthor. Der Sultan ſelbſt hob Lia in den Palankin und der ganze Zug begab ſich nach dem großherrlichen Pallaſte.

Lia war kaum in einem der Kioske des Harems inſtallirt, als ſich Mahmud ſchnell nach der Kaſerne der Boſtandſchi's inmitten des Serails verfügte. In dem Empfangſaale dieſes Gebäudes, welches zugleich als Staatsgefängniß diente, lagen die Griechen von der Painthifos-Inſel gebunden und von Soldaten bewacht. Der Sultan ließ ihre Bande löſen, behielt nur den Boſtandſchi-Baſchi, den Sirkiatib und Joakel bei ſich und begann das Verhör der Verhafteten.

Die Fragen des Sultans waren ſehr bündig; er wiederholte ihnen jede Rede, jedes Wort das in ihrem Geſpräche mit Joakel vorgekommen war, ließ dieſen Zeugniß geben, verglich ihre Erklärungen mit ſeinen eigenen, und ſetzte ſie durch verfängliche Fragen in große Verlegenheit. Genug, aus dieſem Verhör ergab ſich nur zu bald: daß die Gährung in Morea und im Archipel ſich auch den Griechen von Stambul mitgetheilt habe; daß Spiridion Nerulos und ſeine Gefährten mit den Rädelsführern der Empörung geheime Verbindung unterhalten, — und daß es ihre Abſicht war, unter den Türken die Kunde zu verbreiten, ein männlicher Nachkomme Muſtapha IV. ſei am Leben, in deſſen Namen ſie die Janitſcharen aufwiegeln und dadurch innere Zerrüttungen herbeiführen wollten.

Wer ſind eure Mitſchuldigen? fragte Mahmud.

Ganz Griechenland, antwortete mit Stolz Nerulos.

Und in Stambul?

Nerulos ſchwieg; ſein kühnes Beginnen, die Kraft ſeines Willens und das heilige Gefühl des Patriotismus lagen auf ſeinen Zügen.

Die Tortur wird ſeine Zunge löſen, murrte der Boſtandſchi-Paſchi.

Aber auch dieſe Drohung ſchreckte den Gefangenen nicht, mit verächtlichem Lächeln glitt ſein Blick über den Boſtandſchi-Paſchi und über Joakel hin, dann wandte er ſich mit Zuverſicht an ſeine Genoſſen und rief: Freunde, keine Schwäche! der Tod iſt nichts und der Schmerz wenig; ſei unſer Blut der erſte Kitt helleniſcher Freiheit! Bald werden unſere Brüder in dieſen Hallen gepeinigt ſtöhnen; laßt uns den Schauplatz ihres Märtyrerthums einweihen!

Nein, nein, keine Schwäche! riefen begeiſtert durch dieſe Anrede die Gefangenen alle und wetteiferten an Zeichen des Muthes und der Standhaftigkeit.

Nerulos, ſtammelte jetzt Joakel, durch dieſen Enthuſiasmus tief erſchüttert, ich war es nicht, der euch verrathen oder verkauft, der Großherr behorchte uns, Dein Blut komme nicht über mich!

Dieſe Sprache des Gewiſſens und der Ehre aus einem Munde, wo ſie kaum erwartet werden konnte, von einem Manne, der dadurch ſein eigenes Heil verwirkte; machte die Verſchworenen, ja ſogar die Diener des Sultans erſtaunen. Mahmud ſchwieg, er war vielleicht gerührt, aber er zeigte es nicht; ſein flammendes Auge ruhte auf Joakel, der ſich, vernichtet von dieſem Blitze, zurückzog. Nach einer Pauſe wandte ſich der Sultan wieder an Nerulos.

Was würdeſt Du thun, ſprach er, wenn ich Dir Leben und Freiheit ſchenkte?

Ich würde nach Griechenland gehen, um gegen Dich zu kämpfen. Ich und alle, die ſo wie ich denken, wir wollen uns endlich ein Vaterland erobern, und werden mit Dir und Deinen Söhnen nie anders unterhandeln, als wenn ihr jenſeits des Bosporus.

Und ihr? fragte Mahmud die übrigen Gefangenen.

Wir werden zu leiden und zu ſterben wiſſen, wie unſer göttlicher Lehrer, ertönte es einſtimmig.

Ein Moment des Schweigens folgte. Dann öffnete auf einen Wink des Sultans der Boſtandſchi-Baſchi die Thüre; Wachen traten herein; Nerulos und ſeine neun Gefährten wurden unter ſtarker Bedeckung hinausgeführt. Mahmud blieb mit dem Sirkiatib und Joakel allein zurück.

Wiewohl die Caſerne der Boſtandſchi's im Mittelpunkt des Serails liegt, ſo kann man doch aus einem Fenſter des großen Saales bis an das öſtliche Ende des Pallaſtes ſehen und mit aufmerkſamen Ohre, zumal bei Nacht, das ferne Geräuſch der Stadt und das des nahen Meeres vernehmen. An dieſem Fenſter ſtand jetzt der Großherr ſtill, nachdenklich und horchend. Ein dumpfes Getöſe, wie das eines ſchweren fallenden Körpers, tönte vom Bosporus herüber, jetzt wiederholte es ſich, jetzt wieder, bis es zehnmal erſchollen. — Das Gericht war gehalten und die Verſchworenen in ledernen Säcken ins Meer geſtürzt.

Mahmud trat vom Fenſter, er war blaß und um Aug' und Lippe zuckte der Ausdruck des Schmerzes, ja vielleicht der Reue. Als er aus dem Saale ſchritt, kam er an Joakel dicht vorüber, ſeine Miene verfinſterte ſich, wie bei dem Anblick eines verhaßten Werkzeuges; ein Goldbeutel unwillig hingeſchleudert, fiel zu den Füßen des Zitternden; ein fürchterlicher Blick gebot ihm das großherrliche Antlitz zu meiden. Als Joakel wieder Faſſung gewann und ſein Blutgeld aufhob, war der Sultan längſt verſchwunden.

Nachdem ein halbes Jahr nach dieſem erſten Act der politiſchen Strenge vergangen war, dem bald noch fürchterlichere Scenen folgten, ſah man Lia, die von dem Sultan den Beinamen Pembe-Haza, d. h. Roſen-Atlas, erhalten hatte, in Begleitung der Sultanin Bezhau den Kiosk Achmed's III. an den ſüßen Wäſſern beziehen. Aber es war nicht mehr das blühende und heitere Mädchen, wie es in Haſſa-Kul gefunden worden; jetzt waren die ſchönen Wangen blaß, das leuchtende Auge ſtarr und durch die ſchlanken Glieder ſchlich ein unheimliches Fieber. Der Großherr und ſeine Tante hofften die Leidende in dem neuen reizenden Aufenthalt geneſen und neu aufblühen zu ſehen; aber ſie hatten keine Ahnung von dem Jammer, der dieſes unſchuldige Herz heimlich zernagte, von dem Gifthauch des Lebens, der vernichtend über dieſe Blume hingefahren war. Eines Tages wiegte der Großherr die ſchweigende Kranke auf ſeinen Armen und ſagte ihr viele liebe Worte, wie ein Vater ſeinem geliebten Kinde, wobei ihm wieder die Thräne ins Auge trat; — da vernahm er einen leiſen Seufzer, das Mädchen richtete den Kopf empor, berührte ſeine Wangen mit einem zitternden Kuſſe und ſank leblos zuſammen.

Wie dieſer unerwartete ſchmerzliche Fall auf Mahmud wirkte, läßt ſich nicht beſchreiben; die ganze Energie und Kraft dieſes unbeugſamen Charakters ſchien vernichtet; der Sultan verſchloß ſich in ſeine Gemächer und lebte lange Zeit hindurch nur ſeinem Schmerze, und niemals ſeit jenem Augenblick betrat er den Kioſk Achmed des III. wieder.

Aus den Mittheilungen der Sultanin Bezhau aber ging die Löſung dieſes ſchmerzlichen Räthſels hervor. Lia hatte im Harem erfahren, welches das Ende ihres Vaters, Muſtapha des IV., und wer ſein Mörder geweſen. Das war der Giſthauch des Lebens, der vernichtend über dieſe Blume fuhr und ſie zum Tode knickte. Die Tochter des unglücklichen Muſtapha liebte insgeheim denjenigen, den ſie haſſen mußte. — Den Mörder ihres Vaters.

4.

Die Seifenblaſen.

Nichts von Palläſten und hohen Perſonen diesmal! Machen Sie eine kleine Reiſe mit mir in die reizenden Umgebungen von St. Etienne en Forez. Sie ſehen ein üppiges Land vor ſich, blauen lachenden Himmel darüber hingebreitet, Sie wandeln mit mir einen rings umgrünten Pfad entlang und ſtehen nun vor einem Häuschen, das innen weiß und reinlich, außen ganz in das ſchwellende Grün des Weinlaubes gehüllt und von hellſingenden Vögeln umflattert iſt. Nun klopfen wir an die Thür eines Stübchens; wir treten ein und befinden uns in einem Gemache, das rings mit Zeichnungen, Ziffertabellen und geometriſchen Figuren decorirt iſt, und erblicken darin einen jungen Mann, der mit offenen Augen träumt, denkt, arbeitet, erfindet, der auf den Schwingen der Phantaſie die Erde durchſchreitet und mit arithmetiſchen Formeln und phyſiſchen Hypotheſen die Räume des Weltalls meſſen möchte. Der junge Mann, wie Sie ihn jetzt hier vor Sich ſehen, iſt noch nichts für die Welt; aber eines Tages ſoll er ihr viel werden; dann ſpricht man von ſeinem Genie, von ſeinen Forſchungen, Arbeiten und von ſeinem Ruhme, denn ſein Name iſt — Joſeph Montgolfier. —

In ſeinem dreizehnten Jahre war Joſeph Montgolfier aus dem Provinz-Collegium entflohen; Griechiſch und Latein, Rhetorik und Philoſophie ekelten ihn an; in ſeinem fünfzehnten erfaßte ihn ein glühender Eifer für die nützlichen praktiſchen Künſte und für concrete Wiſſenſchaften. Die väterliche Bibliothek lieferte die Elementarwerke, ſeinen Studien eine beſtimmte Richtung zu geben, und bald gelangte er durch ſelbſtſtändige Verſuche zu überraſchenden Löſungen der ſchwierigſten geometriſchen Probleme. So war er zwanzig Jahre alt geworden, als er nach dem dringenden Wunſche ſeines Vaters, eines reichen Papierfabrikanten zu Annonay, ſich dieſem Fabrikat und dem Handel damit zuwenden ſollte. Aber dieſes Geſchäft alltäglicher Manipulation und Routine war ſo ſehr gegen Joſeph's Wunſch und Geſchmack, daß er es vorzog, auf gut Glück und Abenteuer in die Welt hinaus zu gehen, und heimlich das väterliche Haus verließ.

Bald war Annonay in ſeinem Rücken, und nachdem er Frankreich mühevoll und entbehrend die Kreuz und Quer durchwandert hatte, kam er eines Abends müd und krank vor eben dieſer Hütte an, um hier auszuruhen und ſeine Geſundheit, ſeinen Muth und ſein Hoffen wiederzufinden. Es gelang ihm bald, ſeine geiſtigen und körperlichen Kräfte wieder zu ſammeln; in dieſer paradieſiſchen Umgebung erwachten Stolz und Ehrgeiz von ehemals und ſeine brennende Begierde nach Ruhm wieder; Ruhe und ein durch Thätigkeit geſicherter Lebensunterhalt gaben ihm den feſten Willen, etwas Großes zu leiſten, um in der Welt genannt zu werden, und in dieſer kleinen freundlichen Hütte fing er an, ſeine geiſtigen Siege durch Studien, unermüdliche Geduld und raſtloſes Arbeiten vorzubereiten. Faſt immer allein, in einem beſcheidenen freundlichen Stübchen dieſes Hauſes, das er gemiethet hatte, lebte Joſeph Montgolfier hier ziemlich lange ausſchließlich von dem Ertrage chemiſcher Producte, die er in den Nächten fertigte und die er dann des Sonntags den Aerzten, Apothekern und Krämern des nahen Städtchens zum Verkauf brachte. Ganz vertieft in mathematiſche Probleme und phyſicaliſche Verſuche, begann er hier die Reihe ſeiner Erfindungen mit einer höchſt zweckmäßigen Vereinfachung und Vervollkommnung der Papier-Fabrikation und mit der Erfindung des Velins, welche er ſeinem Vater in einem anonymen Briefe und Memoire zuſchickte; bald folgte eine neue Art von Luftpumpen; durch ſeine Vorarbeiten wurde die Erfindung der Stereotyp-Platten eingeleitet, und endlich kam ſein Geiſt auf die Entdeckung jener berühmten, ſo einfachen als nützlichen Waſſerſchraube.

Seine Reiſen und Abenteuer, alles, was er Großes und Schönes geſehen, oder erſt ſah, alles hatte geheimnißvolle Eindrücke in ihm hinterlaſſen, alle dieſe Bilder lebten wie Anregungen in ſeiner Seele, um ihr vielleicht demnächſt in einer neugewonnenen Geſtalt, in einer neugefundenen Anwendung zu entſteigen. — Kennen Sie die ſchöne Sage von der Nymphe Egeria? Dieſe Königin ohne Krone, dieſe holde, geheimnißvolle Rathgeberin, die ſich in einem blühenden Haine verbirgt und unſichtbar, räthſelhaft und liebevoll ihrem Numa zuflüſtert, was er zum Heile der Menſchheit thun ſolle, — iſt es nicht eine der reizendſten Mythen des Alterthums? Und ſehen Sie und ſuchen Sie genau, ſo finden Sie in dem tiefinnerſten Leben und in den Seelenzuſtänden faſt jedes bedeutenden Namens eine holde Egeria, ein göttergleiches Frauenweſen mit überzeugendem Zuflüſtern, mit begeiſterndem Worte. Manchmal erſcheint ſie vor den Augen eines ſolchen Mannes urplötzlich, ein Werk des Augenblicks und Zaubers, halb verſchleiert und doch kenntlich, leiſe nur andeutend und ihm doch verſtändlich.

Eines Abends, als Montgolfier nach einem langen und beſchaulichen Spaziergange, der ihn in Begeiſterung und Entzücken verſetzt hatte, des Heimwegs gedenken mußte und dieſen nach ſeiner Hütte einſchlug, erblickte er plötzlich in einer blumigen Wieſe ein überaus ſchönes, junges Bauernmädchen in zierlichem Sonntagsſtaate, das den Ankömmling gar nicht bemerkte, ſondern ſich ſingend vom Anger erhob und mit einem leichten Seidennetze in der Hand auf die bunten Inſecten und Schmetterlinge, die es umſchwärmten, Jagd zu machen ſchien. Auch Joſeph that, als ob er nichts geſehen, verbarg ſich hinter einem Hagebuchenſtrauch, und die kleine Schöne ſetzte ſich wieder; ſie griff jetzt nach einem Strohhalm, den ſie an die roſigen Lippen brachte, befeuchtete dann ſein zweites Ende in dem kleinen Holznapfe, der ihr zur Seite ſtand, blies nun in das Röhrchen hinein, und im ſelben Augenblicke entſtieg dieſem eine Reihe bunter Seifenblaſen, die das unſchuldige Mädchen rings um ſein Köpfchen herum tanzen ließ und mit ſeinem Athem in Bewegung ſetzte. — Jetzt nahte ſich Joſeph der jugendlichen Schönen, betrachtete ſie mit Aufmerkſamkeit und ſtillem Vergnügen und ſprach zu ihr:

Mein holdes Kind, folge meinem Rath, laß dieſe Seifenblaſen jetzt, und nimm dich vor dem Gewitter in Acht, das dort heraufſteigt. Sieh, wie der Wind ſchon über die Wieſe hinſtreicht, wie die Wolken heranziehen und wie der Donner ſchon in der Ferne zu hören iſt. Nochmals, mein Kind, ſieh, daß du ſchnell nach Hauſe kommſt, und der Himmel geleite dich! —

Statt ſeinem Rathe eiligſt zu folgen, dankte ihm die kleine Königin der Wieſe, das ſchöne Kind mit den Seifenblaſen, durch eine kurze Bewegung und lächelte ihn ruhig und heiter an; aber mit Einem Male trübte ſich ihre freundliche Miene, ſie wandte die Blicke gen Himmel, flüſterte unverſtändliche Worte und fing bitterlich zu weinen an.

Guter Gott! rief der junge Mann, indem er ſich zu ihr hinkniete, was ſollen dieſe Seufzer und Klagen, dieſe Thränen und dies tiefe Leidweſen? Auch ich leide und weine oft und möchte wohl darum deines Vertrauens, Deiner Freundſchaft werth ſein. Sprich alſo ohne Zagen und Erröthen: ich ſehe Dich an und höre Dir zu.

Sie ſind, begann die ſchöne Weinende mit einem ſeltſamen Blicke, wie mich dünkt, ein Gelehrter aus der Stadt, vielleicht gar aus Paris: wohlan, wenn Sie mir dienen, mich tröſten und meinem Jammer eine Gränze ſetzen wollen, ſo ſuchen, erdenken, erfinden Sie für mich ein kleines Schiff, worauf ich in der Luft ſchiffen, einen Wagen, mit dem ich durch die Wolken fahren kann, oder Flügel, wie ſie die Schmetterlinge, die Vögel, die Engel haben, auf denen ich täglich in den Himmel empor ſchweben kann, um dort meine geliebte Mutter wieder zu ſehen und ſie zu umarmen. Mit dem Wunſche und der Hoffnung, durch Gottes Gnade einmal zu ihr zu gelangen, ſitze ich erwartungsvoll täglich auf dieſer Wieſe: dann greif ich nach dem Strohhalm und hauche eine Menge glänzender Bläschen in die Luft: die tanzen um mich herum, ich blaſe ſie immer höher empor, ſie verſchwinden vor meinem Blick, ſchweben vielleicht in den Wolken hinauf und gelangen an die Schwellen des Himmels, wo die Mutter ſie als meinen Athem, meine Liebkoſungen und Küſſe empfängt.

Sonderbar! bei dieſen faſt irrſinnigen Reden des ſchönen Mädchens erbebte Joſeph im Innerſten, wie Einer, der aus ſüßem Schlummer plötzlich auffährt; der Strahl einer ſchnellen Eingebung zuckte über ſeine Stirne hin; ein unerhörtes kühnes Hoffen machte ſein Herz pochen und entflammte ſeinen Geiſt; er ſchloß die Augen und verſank in tiefes Nachdenken. Aber dieſes dauerte nicht lange, denn ſiehe, jetzt ſtieß das Mädchen einen ſchmerzlichen Schrei aus und deutete nach dem Wege, von welchem ein Greis hergeſchritten kam; augenblicklich wurde ſie ganz blaß und zitterte; dann raffte ſie ſchnell ihr Spielzeug zuſammen, drückte herzlich und heftig die Hand des jungen Mannes und verſchwand auf der entgegengeſetzten Seite in dem Gebüſche. Joſeph ging auf den alten Landmann, deſſen Anblick die Kleine ſo ſehr erſchreckt hatte, zu, begrüßte ihn und forſchte nach dem Namen der Entflohenen.

Sie heißt Seraphine, antwortete der Greis, und ich bin ihr Vater. Unruhig über ihr langes Ausbleiben, kam ich ſie zu ſuchen, weil ſie oft hier einzuſchlafen pflegt; gewiß hat ſie Angſt vor meinen Klagen und Vorwürfen, und nun läuft ſie gar davon. Sicher hat Sie Ihnen viel thörichtes Zeug und Träumereien erzählt; aber Sie müſſen ihr das verzeihen, denn die Arme iſt ſeit zwei Jahren irrſinnig. —

Wie, irrſinnig! —

Ja, ſeit dem Tage, wo es Gott gefallen hat, mein gutes Weib, ihre arme Mutter, zu ſich zu rufen. Seit jenem Augenblick entſagte Sie allen Freuden und Zerſtreuungen der Jugend und hatte für nichts mehr Sinn, als für den Namen und das Andenken der Mutter. Kaum daß ſie noch Nahrung zu ſich nahm und ſchlief, und ſo verlor ſie nach und nach ihre Farbe, ihre Geſundheit, ihr heiteres Weſen und, als ſie nichts Anders mehr zu verlieren hatte, ihren Verſtand. Jetzt iſt ſie von einer eigenthümlichen Idee befangen: ſie will durchaus die Lüfte durchwandern, in den Himmel dringen und dort ihre Mutter beſuchen; und wenn ich ſie frage, auf welchem Fahrzeug ſie durch die Lüfte reiſen will, ſo antwortet ſie leiſe und an mein Ohr flüſternd: Mein Luftwagen wird eine große Seifenblaſe ſein! —

Das Ende dieſer einfachen Geſchichte iſt nun leicht zu errathen. Joſeph arbeitete mit erfinderiſchem Scharfſinn den abenteuerlichen Gedanken des Mädchens zum Nutzen der Wiſſenſchaft aus; er trachtete, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, die Seifenblaſen der Kleinen in eine dauernde Form zu verwandeln, und am 5. Juni

1783 ließen die Brüder Montgolfier zu Annonay unter dem Jubel einer zahlloſen Menge den erſten Ballon, aus Papier und Leinen gefertigt, in die Lüfte ſteigen, den Aeroſtaten, den die Welt bald eine Montgolfiere hieß, während ihn Joſeph's Herz heimlich immer eine Seraphine nannte, zum Andenken an ein holdſeliges verklärtes Weſen, das den Weg zum Himmel durch die Lüfte geſucht und, ach! nur zu bald durch das Grab gefunden hatte.

Kurze Zeit nach den auch in Paris ſehr glücklich wiederholten Verſuchen fragte Jemand den berühmten Franklin: Was in aller Welt ſoll aus dieſer kindiſchen Erfindung der luſtigen Papiergloben werden? —

Weiß man denn, entgegnete der tiefe Denker, was aus dem Kinde wird, das ſo eben zur Welt gekommen iſt? —

Aber das Kind des genialen Montgolfier braucht lange Zeit, um ein Mann zu werden, trotz den ernſten und kühnen Bemühungen ſeines dermaligen Nährvaters Green, der am 12. Juli 1841 die 278te Luftfahrt zurück gelegt hat. Und wenn die arme kleine Seraphine noch lebte, ſie könnte noch immer flehen um ein kleines Schiff, worauf ſie in die Luft ſchiffen, es nen Wagen, worauf ſie durch die Wolken fahren, oder um Flügel wie ſie die Schmetterlinge, die Vögel und Engel haben, auf denen ſie in den Himmel empor ſchweben könnte, um dort ihre geliebte Mutter zu umarmen.

5.

Ein verhängnißvoller Name.

Gegen das Ende Novembers 1813 ſchritt in Paris ein Greis den Quai St. Michel hinab und ging wie es ſchien nach dem ſtark bevölkerten aber armen Quartier, welches die Hauptkirche Notre-Dame umgibt. Auf dem Antlitz des Alten, der wohl ein wenig gebückt und auf ein hohes Rohr geſtützt einherging, lag der Ausdruck ehrwürdiger Milde und ſtiller, faſt ſcheuer Reſignation wunderbar gepaart. Trotz ſeines hohen Alters, denn er zählte 75 Jahre, ging er aus einem Hauſe in das andere, ſtieg drei und vier Stockwerke hinan und bis in die Dachſtübchen, beſuchte mehrere Familien, in denen Kranke waren, tröſtete durch milden Zuſpruch die Armen, verordnete den Leidenden wirkſame Arzneimittel und verließ dieſe Wohnungen des Jammers oft erſt dann, nachdem er auf dem Tiſche oder Kamine die nöthigen Beträge für Apotheke und Lebensunterhalt heimlich hingelegt hatte.

So war er diesmal, als er den Rundgang der chriſtlichen Liebe und ärztlichen Hülfe vollendet, eben im Begriffe von Müdigkeit in einen Wagen zu ſteigen, als er eine verſchämte Stimme vernahm, die ihn leiſe um ein Almoſen anſprach. Er ſah ſich um und erblickte einen jungen Mann.

„Warum arbeiten Sie nicht?“ ſprach er, „ich bin nicht ſo reich, um auch Jenen beizuſtehen, die ſich ſelbſt helfen können.“ —

Der Bittende ſprach kein Wort mehr, wandte ſich raſch um und lief nach dem Ufer zu, wo er ſich nach kurzem Zögern in die Seine ſtürzen wollte, als ihn ein Arm von rückwärts aufhielt, es war der Greis, der den finſteren Entſchluß des Unglücklichen ahnend, nachgeeilt war und den Unglücklichen vor dem Selbſtmord gerettet hatte. —

„Verzeihen Sie mir einen Moment der Härte und des Unrechts“ ſprach er mild und wollte dem jungen Manne ein Fünffrankenſtück in die Hand drücken; aber dieſer wies die Gabe höflich zurück.

„Beſſer heut als morgen ſterben!“ erwiderte er, „dieſes Almoſen, das ich in einem Augenblick der Schwächerbettelte, würde meinen Todeskampf doch nur um ein Paar elende Tage verlängern.“

Er wollte ſich entfernen, ſank aber matt und faſt ohnmächtig zuſammen. Der Greis ergriff die Hand des Unglücklichen, fühlte ſeinen Puls und fand ein heftiges Fieber vorherrſchend, welches ſich auch bereits in den veränderten Zügen des Leidenden unter den gefährlichſten Symptomen ankündigte. Er faßte ihn daher raſch auf und führte den Willenloſen in ein nahgelegenes Haus drei Treppen hoch, wo er ihn in die Wohnung von ehrlichen und gutmüthigen Schreinersleuten brachte.

„Madame,“ ſprach der Arzt hier zu einer Frau von etwa vierzig Jahren, „Sie haben den Wunſch ausgeſprochen mir dankbar ſein zu wollen für die Sorge, womit ich Sie behandelt: hier iſt eine Gelegenheit dazu. Dieſer junge, mir befreundete Mann iſt krank; nehmen Sie ihn bei ſich auf und pflegen Sie ihn bis zu ſeiner Herſtellung. Dieſe Börſe verſehe Sie mit dem Nöthigen, um für Ihren Gaſt ſorgen zu können.“ —

Eher geben wir unſer eigenes Bett her, unterbrach ihn der Schreiner, als daß wir Jemanden, den Sie, Herr Doctor, uns zugeführt, an Etwas Mangel leiden ließen.

Und Mann und Frau beeilten ſich zur Wette dem

Kranken, der ſich nur mühſam aufrecht erhielt, ein Lager zu bereiten; er wurde entkleidet; der Arzt ſchrieb Recepte und traf Anordnungen und ſchied mit dem Verſprechen morgen bei Zeiten wiederzukommen.

Des andern Tages hatte ſich der Zuſtand des Kranken bedeutend verſchlimmert; das Fieber war mit furchtbarer Heftigkeit ausgebrochen, wozu ſich ein ſtarkes Delirium geſellte, worin der Arme viele ſonderbare Reden in einer fremden Sprache vorbrachte, die der Arzt als die Deutſche erkannte.

So gingen 8 Tage hin, während welcher die Eheleute das Bett des Anvertrauten nicht verließen und die Sorgfalt des Doctors alles zur Rettung aufbot. Dieſe Bemühungen ſollten gelohnt werden. Die Irreden hörten auf, das Fieber ließ nach und als nun der Zuſtand der Gefahrloſigkeit eintrat, gab es im Hauſe des Schreiners einen Feſttag, denn er und ſein Weib hatten ſich gewöhnt den jungen Mann wie einen Sohn zu betrachten.

Die erſten Worte, die der Geneſende wieder ſprach, waren ein Dank an ſeine milden Wirthe und die Frage nach dem Namen des edlen Mannes, dem er ſein Leben doppelt verdankte. Aber zu ſeinem großen Erſtaunen hörte er, daß die Leute den Namen des Greiſes nicht wußten. Er behandelte einen ihrer Nachbarn und als dieſer erfuhr, daß auch die Schreinersfrau krank darnieder liege, bat er den Doctor auch ſie zu behandeln; er that es, und mit dem glücklichſten Erfolge, und war nicht zu bewegen, von den Leuten, denen er Geſundheit und Glück wiedergegeben, einen Beweis der Erkenntlichkeit anzunehmen. Dieſe ſchlichte Erzählung der guten Leute, dieſes tiefgefühlte Lob des edelmüthigen Greiſes bewegte das Herz des jungen Mannes und ſteigerte noch den Dank gegen ſeinen Wohlthäter.

Als dieſer des Abends kam, ergriff der Reconvalescent ſeine Hand und drückte ſie mit Rührung an die Lippen.

„Ich danke Ihnen das Leben," ſprach er, „ja mehr noch, ich danke es Ihnen, ein Verbrechen nicht begangen zu haben!" —

„Ein Verbrechen, ja mein Sohn! denn es bleibt immer ein Verbrechen, ſich durch unverantwortlichen Selbſtmord den Prüfungen Gottes, ja ſelbſt den Unbilden der Menſchen zu entziehen, womit dieſe zuweilen unſere beſten Dienſte belohnen. Die erſtern werden uns jenſeits vergolten werden, an den letztern aber rächt man ſich am beſten durch Verachtung oder noch edler durch Verzeihung."

Der Greis ſeufzte bei dieſen Worten ſo tief, daß man leicht erkennen mochte, wie ſchmerzliche Rückerinnerungen in ihm dieſe Rede wach gerufen hatte. —

„Und wie“ fragte der junge Mann, „Sie ſo gelehrt, ſo edel, ſo großmüthig, hätten auch Sie Urſache, ſich über die Menſchen zu beklagen?“ —

„Laſſen wir dieſe Wunden,“ entgegnete der Alte, „die nicht einmal die Hand meines Freundes berühren darf. Laſſen Sie hören, ſprechen wir jetzt von Ihren Planen, da ſie auf dem Wege zur Geneſung ſind. Was wollen Sie anfangen und worin kann ich Ihnen dienlich ſein?“

„Ich bin Ihnen die Geſchichte meines Lebens ſchuldig, ſelbſt wenn dieſe in Geheimniſſe gehüllt wäre; doch iſt ſie ganz einfach und gewöhnlich.

Ich bin von Wien gebürtig, wo mein Vater die Heilkunde mit einem viel rühmlicheren als einträglichen Erfolge ausübte. Er ſtarb vor vier Jahren und hinterließ meiner Mutter und mir nichts als das geringe Einkommen von einem kleinen Häuschen und die zweifelhafte Hoffnung auf eine ſtreitige Erbſchaft in Paris. Ich ſelbſt hatte meine Studien theils unter väterlicher Anleitung, theils unter den geſchickteſten deutſchen Aerzten gemacht, und meine Wünſche waren erfüllt, wenn es mir gelungen wäre, eine kleine Praxis und mit ihr das Nöthige zu erwerben, um eine entfernte Anverwandte, meine geliebte Minna, heiraten zu können.

Nach einem Jahre fruchtloſer Verſuche, vergeblichen Harrens und getäuſchter Hoffnungen, gab mir meine Mutter den Rath, nach Paris zu reiſen, um hier wo möglich jene Erbſchaft zu gewinnen, welche nun die einzige Möglichkeit für meine Heirath geworden war. Ich gehorchte, verließ Wien, kam nach Paris und inſtruirte mich über die Angelegenheit.

Meine Anſprüche waren unbeſtreitbar; aber es mußte prozeſſirt werden und ich hatte nicht genug Mittel, um Sachwaltern und Advocaten Vorſchüſſe zu machen. Dazu war ich in einem fremden Lande, kannte Niemand in Paris und war an Niemand empfohlen. Zu dieſen Schwierigkeiten geſellten ſich noch andere. Der Krieg zwiſchen Deutſchland und Frankreich war neu ausgebrochen, wodurch es mir völlig unmöglich wurde nach meiner Heimath zurückzukehren; ich durfte mich glücklich ſchätzen, hier unbemerkt zu bleiben und nicht als Kriegsgefangener eingezogen zu werden. Einige Zeit hindurch lebte ich von Lectionen, welche ich mehren Studenten in der deutſchen Sprache gab: aber bald entzog mir eine Krankheit auch dieſe letzte Quelle. Leidend, erſchöpft, faſt wahnſinnig, — doch Sie wiſſen das Uebrige. Ich bettelte, und ohne Sie wäre ich todt, todt durch einen Selbſtmord, du großer Gott!“

„Der Name Ihres Vaters,“ bemerkte der Greis, „iſt mir wohl bekannt trotz der Unwiſſenheit, in welcher wir Franzoſen ſonſt über auswärtige wiſſenſchaftliche Beſtrebungen verharren. Ich weiß, daß die Heilkunde und Naturwiſſenſchaft ihm bedeutende Entdeckungen verdankt.“ —

„Mein Vater wandte ſeine Forſchungen insbeſondere dem Nervenſyſtem zu; er hat in dieſem Zweige ergänzt und erwieſen, was vor ihm im Auslande durch Mojon, Caſtel, Cabanis, Petit und Suer begonnen wurde.“ —

Der Greis erblaßte und ſeine Stimme zitterte merklich als er fragte: „Und zu welchem Reſultate gelangte er durch ſeine Arbeiten?“ —

„Daß von allen Todesarten, die auf der Welt vollzogen werden, keine ſchmerzlicher und grauſamer iſt als die Enthauptung,“ entgegnete der junge Deutſche.

Der Arzt, welcher aufgeſtanden war, um ſeine innere Bewegung zu verbergen, ſank bei dieſen Worten kraftlos auf ſeinen Stuhl zurück, er wollte ſprechen, aber ſeine Lippen brachten nur unverſtändliche Laute vor.

„Ja, mein Herr,“ fuhr der junge Mann fort, „mein

Vater beſaß den traurigen Muth, alle diesfälligen Experimente, welche die genannten Aerzte vor ihm gemacht, zu wiederholen und zu prüfen. Um ſich über die Geheimniſſe der Natur aufzuklären, begab er ſich unter die Schaffote, um die Häupter der Unglücklichen in Empfang zu nehmen, die ihm das Schwert des Henkers lieferte. Und hier gewann er die trübe Ueberzeugung, daß noch geraume Zeit nach der Enthauptung das Bewußtſein unzerſtört, in aller ſeiner Kraft und ohne ſeine Perceptionen zu verlieren, in dem Kopfe fortbeſteht. Er ſah, wie vor ihm Aldini, ein, daß die Thätigkeit der Muskeln noch drei Viertel Stunden nach dem Schwertſtreiche fortdauert. Er ſah Köpfe, die bereits 15 Minuten lang vom Rumpfe getrennt waren, ihre Augen ſchließen, wenn ihnen ein Licht vorgehalten wurde; er erprobte, daß ſie für Stimulation Gefühl haben und daß die Zunge, aus dem Munde herausgeſtreckt und mit einer Nadel berührt, ſich augenblicklich zurückziehe, wobei die Züge den Ausdruck des Schmerzes annehmen. Gleicherweiſe gewahrte er, daß auch der Sinn des Gehörs noch fungirt. Ich ſelbſt ſah mit Schaudern die Köpfe zweier gerichteten Giftmiſcher ihre Augen nach jener Seite hinbewegen, von welcher ſie beim Namen gerufen wurden.“ —

Der Greis bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen und weinte. —

„Meine Erzählung," ſchloß der Deutſche, „bewegt Sie. Auch meinen Vater erſchütterten jene gräßlichen Unterſuchungen, denen er ſich nur widmete, um einen franzöſiſchen Arzt, den Erfinder einer grauſamen Todesmaſchine, zu widerlegen: einer Maſchine, welcher als würdiger Lohn ſein Name ewig angekettet bleibt: Guillotin!"

Bei dieſen Worten erhob ſich der Greis majeſtätiſch.

„Junger Mann," ſprach er mit würdevoller Sanftmuth, „überlaſſen Sie dem Pöbel die Verläumdung und beſchuldigen Sie einen ehrlichen Mann nicht nach gemeinen und lügenhaften Gerüchten. Guillotin, den Sie verachten und deſſen Gegner Ihr Vater war, Guillotin, deſſen Namen nur mit Entſetzen genannt wird und, wie Sie ſagen, ewig an ein Blutgerüſt angeklebt bleibt, Guillotin verdient weder dieſe Verachtung, noch dieſe Schmach und Schande. Hören Sie mir aufmerkſam zu, denn die Worte, die ich zu Ihnen reden werde, müſſen doch dereinſt von redlichen und edlen Herzen verſtanden und geglaubt werden. —

Als der Nationalconvent ſich damit beſchäftigte, das alte Strafgeſetz umzuſchaffen, proclamirte er als Grundprincip des neuen Werkes Gleichheit der Strafen für alle Claſſen der Bürger, Perſönlichkeit des Verbrechens, deſſen Schmach nicht mehr auf die Familie des Schuldigen zurückfallen ſollte, und Aufhebung der Torturen und zweckloſen Martern. Guillotin, der bis in Ihr Deutſchland ein Name des Fluches geworden iſt, derſelbe Guillotin, der ſeit ſechs Jahren dieſelben Studien wie Ihr Vater gemacht hatte und, ſei es nun ein Irrthum oder dies die Wahrheit, gerade zu den entgegengeſetzten Reſultaten und Ueberzeugungen gelangt war, ſchlug vor, die Enthauptung an die Stelle der vielfältigen, bis dahin üblichen Todesſtrafen des Stranges, des Rades, des Scheiterhaufens treten zu laſſen. Wie der Kopf vom Rumpfe getrennt iſt, ſo ſtirbt der Gedanke und mit ihm jedes Gefühl des Leidens — dies war ſeine feſte Anſicht; die nervöſen Bewegungen, in welchen die Leiche noch fortzuckt, ſind nur mechaniſch und beruhen auf keiner Senſibilität. Ueberzeugt von dieſer Wahrheit machte er ſeinen Vorſchlag, welcher einſtimmig angenommen wurde.

Wenn nun einmal das Werk der ſanctionirten Blutrache von der civiliſirten Geſellſchaft an einem unglücklichen Mitgliede derſelben vollzogen werden ſollte, ſo handelte es ſich in philantropiſcher Hinſicht wenigſtens darum, die letzten Augenblicke Jener, die dem Geſetze verfallen, ſo kurz und ſchmerzlos als möglich zu machen. Auf dieſe Vervollkommnung bedacht, deutete **Guillotin** als ſicherſtes und wenigſt grauſames Mittel die Anwendung einer Maſchine an, welche ſeit Jahrhunderten in Italien erfunden und bekannt*) war, deren Beſchreibung Labat geliefert und deren Abbildung ſchon auf den alten Gemälden der bizantiſchen Schule vorkömmt. Das war **Guillotin**'s Verbrechen, das hat Fluch und Verfolgung über ihn gebracht!

Wenn man wenigſtens ſein ganzes Leben kannte, dies Leben, ich kann es mit gerechtem Stolze ſagen, ohne Makel und Vorwurf, rein vor Gott und den Menſchen! Aber ſie wiſſen nichts als zu verläumden und zu verdammen! —

Da Sie nun die Rechtfertigung ſeines Unglücks gehört und ihn hoffentlich nicht mehr verachten, ſo ſollten

---

*) Unter dem Namen Manaia; die Erfindung der Maſchine ſoll perſiſchen Urſprungs ſein; allein ſie wurde ſchon früh in Europa gebraucht, und Konradin von Schwaben wurde zu Neapel (1268) nicht durch das Schwert, ſondern alten Nachrichten zufolge, durch eine Art von Guillotine enthauptet, die man die „welſche Falle" nannte, und deren Gebrauch bald darauf auch in Deutſchland, Böhmen, England u. a. Ländern bekannt wurde.

Sie auch ſein übriges Leben kennen lernen, um ihn vertheidigen und achten zu können, damit ſich dereinſt doch Eine Stimme zu ſeinem Gunſten erhebe.

Zu Saintes geboren*), trat er zuerſt in das Collegium der Jeſuiten in Bordeaux, entſagte aber bald dem beſchaulichen Leben und ging nach Paris, um ſeinem innern Drange zu den medizinischen Wiſſenſchaften zu genügen; das Bedürfniß, etwas für die Leiden ſeiner Mitmenſchen thun zu können, wendete ihn der Heilkunde und vorzugsweiſe der Chirurgie zu. Bedeutende und gewiſſenhafte Forſchungen zogen ihm die allgemeine Aufmerkſamkeit zu und er übte ſeinen edlen Beruf nicht ohne Erfolg und Ruhm bis zu dem Augenblick aus, wo die Revolution ausbrach.

Der Arzt der Körper wollte nun auch ein Arzt der Geiſter werden und ſchloß ſich der großen Bewegung an, welche, wie er hoffte, ſein Volk emancipiren ſollte. In dieſem Sinne ſchrieb er jene bekannt gewordene Broſchüre „Petition der Bewohner von Paris und der ſechs Corps“ worin er verlangte, daß die Repräſentation des Bürger- und Bauernſtandes in der Nationalverſammlung wenigſtens eben ſo groß ſei, als die der beiden privilegirten Stände zuſammen. Dieſe Schrift erregte allgemeines Aufſehen; das Parlament fühlte ſich durch ſie beunruhigt und rief den kühnen Bürger, der ſie verfaßt hatte, vor ſeine Schranken. Dieſer aber wich von keinem ſeiner Grundſätze, die er klar durchzuführen wußte und trat endlich, freigeſprochen, ja faſt unter Gutheißung ſeiner Anſichten, ab.

---

*) Am 28. Mai 1738.

Und nun hätten Sie die Menſchenmenge ſehen ſollen, die ihn vor den Thoren des Tribunals erwartete, dieſe Menge, die ihm Beifall zujubelte und ihn im Triumphe nach Hauſe führte; dieſes Volk, das in dankbarer Begeiſterung den Namen ausrief, der jetzt fürchterlich klingt und den auszuſprechen ich ſelbſt nicht mehr wage. Der Verfaſſer jener parlamentariſchen Broſchüre erfreute ſich lange der Popularität und Beliebtheit bei ſeiner Nation. Er wurde von den Pariſer Bürgern zum Wahlmanne für Beſtimmung der Mitglieder zur Nationalverſammlung ernannt; die Darſtellung der Menſchenrechte beſchäftigte ihn bald darauf bei ihrer Redaktion; und ſpäter wurde ihm als Mitglied der Nationalverſammlung der ehrenvolle Auftrag, einen Vorſchlag zu den nothwendigen Sanitäts-Reformen in Paris und zur Errichtung mediziniſcher, chirurgiſcher und pharmazeutiſcher Schulen auszuarbeiten, und damals war es wo ihm der unglückliche Gedanke beikam, auch in der criminellen Juſtiz eine Reform zu beantragen. —

Zur Belohnung wurde er ins Gefängniß geworfen, worin ſich ſeine Unglücksgefährten mit Abſcheu von ihm wandten oder ihn mit Spottreden peinigten. Schon ſah er dem Tode mit Ergebung, ja mit Freuden entgegen, als der neunte Thermidor und die Umwälzung, die er herbeiführte, dem Gefangenen ſeine Freiheit wieder gaben. Jetzt wollte er Frankreich verlaſſen und in einem fernen Winkel America's ein Aſyl ſuchen, wo er unbekannt leben und dem Bannfluche entgehen konnte, welchen Vorurtheil und Dummheit auf ſein unſchuldiges Haupt geſchleudert; — aber ihm wurde im Namen der Nation befohlen, in Frankreich zu bleiben und ſeine Erfahrungen und Dienſte dem Vaterlande zu widmen. Er zögerte nicht zu gehorchen und bildete nun die Grundlagen jenes wiſſenſchaftlichen Vereins der als „Akademie der Medizin“ bekannt iſt und dereinſt wohl ſegensreiche Früchte tragen wird. Man bot ihm Aemter und Ehren an, aber er lehnte alles ab, was ihn augenfällig hinſtellen konnte, und er, der unglückliche Paria, der für ſeine guten Werke nur Schmach und Strafe dulden mußte, er begnügte ſich, im Verborgenen als unbekannter Bürger zu wirken. Seit damals verbreitete er die

Impfung, trug aus einem Dachſtübchen in das andere Troſt und Hülfe und wenn er ſich auch nicht glücklich fühlen kann, weil ein gräßlicher Gedanke ewig ſeinen Geiſt quält, ſo hat er doch das Bewußtſein oft Rettung gebracht und ſo manche Thräne getrocknet zu haben. Und nun, mein junger Freund, ſprechen Sie, verurtheilen Sie noch immer Guillotin?

„Er iſt ein Engel!" rief die Schreinerin. —

„Rede mir noch einer übel von ihm!" meinte ihr Mann und hob die geballte nervige Fauſt in die Höhe. —

„Ich will mein Leben ſeiner Vertheidigung und der Bekämpfung des ſchwächlichen Vorurtheils widmen" ſprach der junge Deutſche mit lebhaftem Ausdruck. —

„Es wird nichts nützen," unterbrach ihn traurig der Greis, „nichts wird dieſen Wahn zerſtören; die Ungerechtigkeit hat bis heute gedauert, ſie wird von Jahr zu Jahr und über Jahrhunderte hinaus reichen. Mein Name iſt unſterblich, aber du großer Gott, welch eine Unſterblichkeit iſt das! — doch was liegt daran!" fügte er nach einer Pauſe des Schweigens und Nachdenkens hinzu, „ich werde dort oben Vergeltung finden, und die Zeit derſelben iſt nahe. Ich habe nur noch wenige bittere Tropfen aus dem Becher zu ſchlürfen, zu welchem meine Lippen nun ſchon ſo viele Jahre hindurch verurtheilt ſind."

Seine Ahnungen hatten ihn nicht getäuſcht. Der junge Mann, welcher durch die Hülfe des edlen Greiſes ſeine Hoffnungen in Paris realiſirte und bald darauf glücklich nach Wien zurückkehrte, vernahm nun wenige Monate ſpäter, daß am 26. April 1814 in der Hauptſtadt Frankreichs einer der redlichſten und verdienſtvollſten Menſchen, Joſeph Ignaz Guillotin, im 76. Lebensjahre aus der Welt geſchieden ſey.

6.

Dryden.

John Dryden, der Vater der engliſchen Kritik, hatte ſich, arm und von ſeinen Zeitgenoſſen verkannt, im Jahre 1680 aus London auf ein altes armſeliges Landhaus zurück gezogen. Viel gerühmt um ſeiner Luſtſpiele und Dramen willen, wurde ſein Ruf durch die vortreffliche Ueberſetzung Virgil's größer und glänzender; die Werke gefielen, aber um den Verfaſſer und ſein Loos kümmerte ſich Niemand. Dryden war zu ſtolz, den Knecht der Großen zu ſpielen, und zog es vor, von dem zu leben, was er von Schauſpielern und Buchhändlern verdiente, und ſeinem eiſernen Fleiße gelang es, ſich und ſeine zahlreiche Familie davon ernähren zu können.

Eines Abends ſaß er auf ſeiner Studirſtube, die Verſe ſeines Lieblings Juvenal überſetzend, als ſein blondes ſchönes Töchterlein Nancy ſchüchtern die Thür öffnete und den Beſuch eines Cavaliers, Namens Carl Blount, meldete.

„Wie? Carl Blount!" rief Dryden, ſchnell aufſtehend und die Feder fortwerfend, „Carl Blount, der beſte, der treueſte, oder vielmehr der einzige meiner Freunde! Ich komme, ich komme!" und einen Augenblick ſpäter lagen die Freunde in herzlicher Umarmung.

„Du haſt mich alſo nicht vergeſſen, Carl? und welches glückliche Ungefähr führt Dich zu deinem alten Freunde und zeigt ihm, daß Du ſein noch gedenkſt?"

„Dich vergeſſen, Dryden! und weißt Du denn nicht, daß ich weit von London auf meinem Gute lebe, nur ſelten nach der Stadt komme, und die Einſamkeit ſo liebe, wie Du ſelbſt!"

„Und die Muſen, nicht wahr Carl? Du haſt doch nicht gefeiert oder deine Kräfte der Wiſſenſchaft abgewendet?"

Blount drückte ihm herzlich die Hand, bejahte die Frage und forſchte nun theilnehmend nach Dryden's Lage.

„Du ſiehſt hier meine Glücksumſtände und meine Welt," erwiederte der Poet und deutete auf ſeine beſcheidenen Wände.

Aber, begann nach einer Pauſe Blount, iſt nicht deine Strenge, dein Stolz die Urſache, daß Dir Freuden und Glücksgüter nicht ins Haus ziehen, weil Du ſelbſt ihnen aus dem Wege gehſt?

„Du haſt Recht, Freund," entgegnete Dryden, „ich könnte an Tafeln und Gelagen der Großen Theil nehmen, wenn ich die Livree eines Satrapen oder Schmarotzers tragen wollte. Hätt ich mein Talent für Orgien, Völlereien und für all den Modeſchmutz herabwürdigen wollen, ich würde bei ihnen ein großes Stück gelten, und ſäße vielleicht ſchon längſt im Parlament. Aber von literariſcher zu bürgerlicher Unwürdigkeit iſt nur ein Schritt: und ich denke, ein Herz wie das Deine, Carl, ſollte mich deſſen nicht fähig halten. Die Nachwelt ſoll ſagen können, daß ich arm, aber kein Mißünder meiner entarteten Zeit war. Fehlt es mir auch an Vielem, um die mediocritas aurea des lateiniſchen Dichters zu beſitzen, ſo leb' ich doch heitere, zufriedene Stunden. Arbeit' ich auch den Tag hindurch und bring' ich manche Nacht am Pulte wachend zu, ſo gewährt dieſe Mühe doch das ſchöne Bewußtſein, daß ich für mich und die Meinen redlich und was nothwendig erwerbe."

Die Freunde ſchwatzten fort, bis die kleine, aber keineswegs ſpärliche Abendmahlzeit ſorgſam und höchſt reinlich aufgetragen war. Geſunde und kräftige Speiſen, die Umgebung einer anmuthigen Familie, das heitere Geſicht des Wirthes ließen den Baronet Blount entnehmen, daß Dryden's ländliche Zurückgezogenheit nicht ohne Annehmlichkeit war.

John, begann der Baronet, nachdem die Frauen ſich wieder vom Tiſch entfernt, trotz deinem Widerwillen gegen alle großen Herren wage ich es doch, Deinen Schutz für einen Mann in Anſpruch zu nehmen, der gleicher Weiſe durch ſeine Geburt wie durch ſeine Eigenſchaften ausgezeichnet iſt.

„Meinen Schutz? Du ſcherzeſt wohl!“

Keineswegs, und ich ſpreche vom Grafen Lindſay, deſſen Du dich gewiß noch erinnerſt.

„Der Graf von Lindſay, George Aſthon? Er beſuchte ja mit mir die Univerſität Cambridge! Auf der Schulbank nannte er mich ſeinen Freund und Bruder. Aber er iſt Graf und Pair von England geworden und dachte nun niemals mehr an den Freund und Bruder, der freilich nicht aus dem Stoffe iſt, woraus man die Sherifs macht.“

Der Graf von Lindſay hat Deiner nicht vergeſſen, und nun ihn die plötzliche Ungnade des Hofes getroffen, denkt er wieder zuerſt an Dich. Dein Schulkamerad von Cambridge bittet Dich durch mich um ein ſchützendes und gaſtliches Obdach.

„Was ſagſt Du, Lindſay in Ungnade, vielleicht gar verfolgt? Er komme, ſag es ihm, Carl, gleich, gleich! Er hat wohl gethan, an mich zu denken; ich weiß es ihm Dank. Eile zu ihm und ſprich: ſein alter Camerad habe ein Dach, um ihn zu beherbergen und den Degen eines Rundkopfs, um ihn zu vertheidigen."

Blount umarmte den alten Freund und war entzückt, auf dies edle, treue Herz gebaut zu haben. Und nun erfuhr Dryden, daß der Graf von Lindſay ſich mit dem Herzog von Montmouth und vielen Edlen des Hofes verbunden, um den verderblichen Einfluß der ſchönen Herzogin von Portsmouth, auf den ſchwachen Carl II. zu vernichten. Der Anſchlag ward entdeckt, die Schöne triumphirte, und die Cavaliere wurden höchſt ungnädig vom Hofe verwieſen.

„Genug, genug!" rief Dryden, „was ſoll mir alles das? Haſt Du vergeſſen Carl, daß ich eben im Juvenal ſtecke, und mir's an Beſchreibungen verdorbener Höfe nicht fehlt? Baronet Blount," fuhr er dann ernſter fort, „ich habe Euch nur die Worte zu wiederholen: mein Herz und Haus ſtehen dem Grafen von Lindſay offen!"

Zwei Tage nach dieſem Geſpräche kam Georg Aſthon Graf von Lindſay zu den Penaten ſeines alten Freundes und Schulkameraden.

Aber der Graf hatte Diener, Wagen, Pferde und ein zahlreiches Gefolge mitgebracht; das Haus war klein und mußte daher erweitert werden. Mit Dryden's Genehmigung ließ der Lord Maurer, Schreiner und Handwerker aller Art aus London kommen, und in wenig Wochen war das kleine armſelige Landhaus in ein geräumiges elegantes Wohngebäude umgewandelt, worin es weder an Bädern noch an Gartenchlosken, weder an ſchönem Meublement, noch an einer koſtbaren Bibliothek fehlte.

Die vorgebliche Ungnade des Grafen bei Hofe endigte zugleich mit den letzten Verſchönerungen, die an dem Hauſe vorgenommen worden waren, und Baronet Blount erſchien im Auftrag des Königs ihn nach London einzuladen, wo die Herzogin zu herrſchen aufgehört habe.

„Ihr kehrt an den Hof zurück," warnte Dryden, „und thut ſehr Unrecht daran, Euch nochmals dem Verrath und den Gefahren auszuſetzen, denen Ihr kaum glücklich entgangen ſeid."

Der König ruft mich, entgegnete der Graf, er ſieht jetzt ſeinen Fehler ein, und ich darf nicht undankbar erſcheinen.

„Ihr ſeid aber hier ſo wohl gehalten,“ meinte der Dichter, „Studien und Freundſchaft bieten Alles auf, Euch über verlorene Fürſtengunſt zu tröſten. Was ſoll aus dieſem Hauſe werden, das Ihr verſchönert und ſo reichlich ausgeſchmückt habt?“

Es ſoll Euch fernerhin ein Heiligthum der Muſen und der Freundſchaft bleiben, verſicherte Lindſay, denn Ihr ſollt es bewohnen und mir erlauben, Euch oft heimzuſuchen.

„Ihr habt,“ fuhr Dryden fort, „ungeheure Summen für Ausbau und Verherrlichung verſchwendet, und mir ziemt es nicht, der Erbe ſo launiſcher Großmuth zu werden.“

Gut denn, wenn Ihr die puritaniſchen Ideen ſo weit treibt, Dryden, ſo laßt uns einen Vergleich ſchließen. Gebt mir die Hand Eurer Tochter Nancy und beehrt mich mit der Widmung Eures Juvenal, ſo ſind wir quitt: und Ihr gabt mir für ein paar armſelige Guineen häusliches Glück und Unſterblichkeit.

„Meinen Juvenal wollt Ihr und ein liebes gutes Mädchen? das iſt viel!“ meinte der Dichter.

Ihr könntet mir beide verweigern, erwiderte Lindſay, wenn ich nichts wäre als ein großer Herr; aber ich bin Euer Schulkamerad.

„Es ſei,“ ſchloß Dryden; „ſo geb ich denn die Hand meiner Nancy dem Grafen von Lindſay, und widme meine Ueberſetzung des Juvenal meinem Schulgenoſſen von Cambridge, dem lieben George Aſthon, und der Freund und Baronet Blount ſei Zeuge meines Verſprechens!“

Sein Leben hindurch erfuhr Dryden nie die edle Liſt, welche zur Verbeſſerung ſeiner Umſtände von der Freundſchaft ſo großmüthig angewendet worden. Lange Zeit noch lebte er in dem freundlichen Hauſe, wo ihn Lindſay mit ſeiner ſchönen jungen Gemahlin und Blount gar oft beſuchten. Aber trotz der delikaten Gaben, womit ſeine Freunde ihn bedachten, blieb er doch immer arm; denn er litt an dem Fehler edler Seelen: er war großmüthig und achtete den Werth des Geldes nie. In jenem Landhauſe entſtand auch ſein berühmter Dialog über die dramatiſche Poeſie und ſein durch Händel unſterblich gewordenes Alexander-Feſt.

Dryden's Gebeine umſchließt die Weſtminſter-Abtei; dort zeigt ein kalter Steinprunk von der Anerkennung einer Nation für ein eifriges und ehrenvolles Wirken. Aber bedeutungsvoller als das Monument des engliſchen Dichters ſei für unſere Zeit ſein wahrer und männlicher Wahlſpruch. „Von literariſcher zu bürgerlicher Unwürdigkeit iſt nur ein Schritt!“

7.

Vier Parabaſen.

I.

Ich kenn' es ſelbſt nicht mehr mein ganzes Treiben:
Iſt es ein Handeln, iſts ein Unterlaſſen?
Ich fühle nur ein ungeheures Sträuben,
Ein Abgeneigtſein, und noch mehr, ein Haſſen,
Und möchte gerne mich an jedem reiben,
Der ſich mit Literariſchem befaſſen
Und der an dieſe Muſe der Gemeinheit
Verhandeln kann des Geiſtes ſchöne Reinheit.

So iſt es mir, wie Moſe'n einſt, geſchehen,
Der mit Begeiſterung empor geſtiegen
Und Wunder ſchauend, ſtand auf Sinai's Höhen,
Wo ſich der Herr verklärte ſeinen Zügen:

Und als der Fromme, um ſein Volk zu ſehen,
Heimeilend ſah die Zelte vor ſich liegen,
Mitbringend für die Wunden heil'ge Salbe,
Da fand die Seinen er — vor einem Kalbe.

Auch ich, ob ärmlich gleich und klein im Schaffen
Ich hab' den Blick in's Heiligſte geſendet,
Ich ſah die Kunſt mit ihren heil'gen Waffen,
Die hohe Frau, dem Edlen zugewendet:
Und d'rum erboſt von all den ſeichten Affen,
Die unſre Zeit uns allenthalben ſpendet,
Wend' ich mich ab, als furchtbarem Exempel:
Wie ſchnöde man entweiht den ſchönſten Tempel.

Es hat der Aberwitz um ſich gegriffen
Und frech das Herrlichſte ſich angeeignet,
In Masken zieht er aus, um zu verblüffen,
Die da nicht wiſſen, was ſich hat ereignet;
Verſtand erniedrigt ſich zu ſchlimmen Kniffen,
Verdienſte werden ſchamlos abgeleugnet,
Es giebt nicht Ruhm mehr, nur ein eitles Brüſten,
Nicht ſtille Schöpfer, aber Egoiſten.

Der Eine hat die Kunſt als Magd gedungen,
Die ihm das Futter ſchleppe in die Krippe;
Der Andre hat für ſie nur Läſterungen
Und Dolche hagelt ſeine ſtolze Lippe;
Der Dritte hat ſich durch Begeiſterungen
Herabgebracht zum wandernden Gerippe:
So ſteht am Kunſtaltar die ſchöne Trias
Und ſchafft den köſtlichſten Gallimathias.

Dazu das böſe Spiel der Convenienzen:
Verhungre, wenn Du Edles edel ſinneſt!
Sieh zu, was du aus wohlverdienten Kränzen
Dir für ein Lager für dein Haupt gewinneſt!
Der Oberflächlichkeit Bombaſtſentenzen —
Wenn du dem bittern Spotte auch entrinneſt —
Sie werden wie ein kleines Brod der Gnade,
Dir mitgegeben auf die weitern Pfade.

Gemeinheit, Halbverſtand und leeres Trachten
Erringt ſich jetzt die allererſten Plätze;
Man weiß die ſchönſten Triebe abzuſchlachten,
Damit man ſie mit elenden erſetze;

Man weiß der Kunſt den Tempel abzupachten,
Ihr abzuhandeln ihre beſten Schätze,
Und den als Krämerbude zu vermiethen,
Um drin dem Volke Flitterſtaat zu bieten.

Gedicht und Spiel und Poeſie und Tiefe,
Sie werden jetzt zur Waare umgeſtaltet,
Die nach dem ſyſtematiſchen Tarife
Der Ungeſchmack als Zöllner ſtreng verwaltet;
Ihr fragt, wie er den Werth der Dinge prüfe?
Nach Gründen, die ihr alle würdig haltet:
Er blicket erſtlich nach den Surrogaten,
Dann nach dem Gleichgewichte in Ducaten.

Und wer zu Hauſe nicht den Vorrath findet,
Den er zum großen Markte bringen könnte,
Der hat ein Borgſyſtem bequem gegründet
Und zahlt mit ſeiner Dummheit die Procente;
Was Engelland und Frankreich je verkündet
Und dem geduldbeſchlag'nen Leſer gönnte,
Es wird geborgt, umſtaltet und verwandelt
Und dann mit Selbſtbehaglichkeit verhandelt.

Und nun bei ſolchem allgemeinen Elend,
Das, gleich der Peſt, die hohe Kunſt vergiftet,
Wer grollt, wenn ich, mich tief im Herzen quälend,
Den Buſen mir durch freies Wort gelüftet?
Nicht lügen kann ich, jene Pein verhehlend,
Die grober Mißgriff ſchmerzlich hat geſtiftet,
Und bin zu ſtolz, um jemals mich zu ſtellen
Zu ſolchen Fervels elenden Geſellen.

Wacht auf in eurer Einſamkeit, ihr Guten,
Wacht auf, um dieſe falſche Glut zu dämpfen!
Peitſcht dieſe Buben mit den ſchärfſten Ruthen
Und ſchämt euch nicht vor ſolchen Knabenkämpfen!
Vielleicht wenn ihre Leiber weidlich bluten
Und ſie ſich krümmen in des Schmerzes Krämpfen:
Vielleicht, daß ſie ſodann in Schaam verſtummen
Und ſchweigend ſich dem Licht des Tags vermummen.

Bis dahin ſoll in ungeheuerm Spotte
Mein Lied mit Geißelhieben dicht ſie treffen;
Verfolgen ſoll es dieſe böſe Rotte,
Die frech es wagt das Heiligſte zu äffen;

Und wenn ſie einſt in ihrer finſtern Grotte
In ſelbſterzeugter Sündfluth all' erſöffen:
Dann ſei mein Lied ein milder Regenbogen,
Gewölbet über dieſe dunklen Wogen.

II.

Gern will ich alle die Erbärmlichkeiten
Und alles das Unwürdige vergeſſen,
Den allgemeinen Sündenfall der Zeiten
Und die Pygmäen, die ſich frech vermeſſen,
Der Hippokrene Quell zu uns zu leiten,
Indeß mit leerem Waſſer ſie uns näſſen. —
Es ſoll mir die Erinn'rung ganz erſterben,
Und altes Hoffen meinen Himmel färben.

Ich will mit Willen ſelbſt mich hintergehen,
Ich lüge mir die alten Hoffnungsſterne;
Nicht will ich den Verfall der Zeiten ſehen,
Weil ihren Aufſchwung ich gewünſcht ſo gerne,
Und wie ein Lottoſpieler will ich ſtehen,
Mit eitler Sehnſucht nach der großen Terne;
Vergeſſen will ich gänzlich das Mißrathen
Und nur mit meinen Wünſchen mich berathen.

Denn dieſe Zeit, die ewig halb und ledern,
Sie iſt die Zeit des nöth'gen Selbſtbetruges;
Sucht euch mit leeren Hoffnungen zu ködern,
Dann thut ihr etwas Zeitgemäßes, Kluges;
Doch ſtrebt ihr wirklich gleich den hohen Zedern,
Zum Himmel auf, voll des Gedankenfluges,
Dann könnt ihr als vereinſamt euch betrauern
Und müßt der Mitwelt Streben nur bedauern.

Drum wer ſein Herz der himmliſchen Poeſie
In unſrer Zeit noch redlich widmen wollte,
Der ſtatuire eine Lügentheſis,
Und denk' es geh', wie es gehen ſollte;
Ihm däuch', es ſei nun ihre Katecheſis,
Zu dulden, ohne daß ſie Einem grollte,
Daß manchmal man den Altar ihr beſudle
Und ſich herum in ihrem Tempel pudle.

Wer alſo ſich um ſeine Ueberzeugung
Und um die Wahrheit künſtlich kann bekriegen,
Der wird in trüben Tagen ſelbſt noch Neigung
Sich für die tiefgefall'ne Kunſt erſiegen;

Es wird ſein Herz der allgemeinen Beugung,
Der großen Geiſtertrauer nicht erliegen;
Wie Einer, den man ſieht im Frohſinnsglanze,
Weil Todtenmarſch ihm ſcheint Muſik zum Tanze.

So will ich ſelbſt mit falſchen Würfeln ſpielen
Und ſelbſt um die Erfahrung mich beſtehlen:
Was ſoll ich mich mit ihren leichenkühlen,
Mit ihren böſen Bildern länger quälen?
Nun gilt es wieder glücklich ſich zu fühlen,
Drum muß man ſich die Gegenwart verhehlen:
Dann ſteigt die Dichtkunſt auf in voller Glorie,
Dann hebe fort dich, matte Tagshiſtorie!

Ich lebe ſpäter jetzt nun ein Jahrhundert,
Wozu mir die Gedanken bauten Brücken,
In einer Zeit, wo man nicht mehr bewundert,
Was man mit Abſcheu ſollte unterdrücken;
Wo man nicht ſchnöde mehr herum ſich plundert,
Und affectirt ein lügenhaft Entzücken,
In einer Zeit, wo Herz und Seele gelten
Und dem Gedichte kräftig ſich vermählten.

In Nichts verſank die hohle leere Phraſe,
Die einſt Gedankenſurrogat geweſen,
Jetzt iſt die Kunſt nicht mehr die alte Baſe,
Die einen faden Theekreis ſich erleſen;
Sie ſpricht jetzt eine ſtrenge Parabaſe,
Die in den Bann thut alle hohlen Weſen,
Und nur wem Keim der Schöpfung iſt gegeben,
Darf ſich in ihren reinen Himmel heben.

Verſchollen iſt das Aberwitzgeſchwätze,
Das früh're Zeiten deckte wie ein Nebel;
Es iſt die Muſe nimmer jene Metze,
Bei der Gewinnſucht nur der ſchnöde Hebel:
Ein Satz ſind ihre heiligen Geſetze,
Verletzt von keinem unmündigen Pöbel,
Erhalten werden ſie in ihrer Reinheit,
Erhaben über jede Zunftgemeinheit.

Es gilt vom wahren heil'gen Born zu ſchlürfen
Und nicht mit falſcher Weiſe frech zu prunken;
Es gilt ein Herz mit kräftigen Entwürfen,
Befeuert von der Kunſt geweihtem Funken;

Wir fragen nicht mehr, was wir können dürfen?
Dies minderjähr'ge Zagen iſt verſunken;
Die Kunſt hat ungemeßnen Raum erfochten,
Und nirgend ſeht ihr einen Unterjochten.

Nur Wenige aus alter Zeit verblieben,
Als des Verdienſtes würdige Geſtalten,
Die wir mit theilnahmvollem Herzen lieben,
Das ihre Mitwelt ihnen vorenthalten;
Und die was Großes kräftig auszuüben,
Da muß die Kunſt die Hände betend falten:
Es blickt das Volk auf ſie hin mit Vertrauen,
Und will auf ſie wie ſeine Prieſter bauen.

O ſchöne Zeit, o wundervolle Räume,
Wo alles ſich nach Wunſche eingerichtet,
Wo gutes Werk gedeiht aus edlem Keime
Und das Unwürdige ſich abſeit flüchtet!
O daß dies Alles nur ein Spiel der Träume,
Wohlwollend von der Phantaſie gedichtet,
Und daß mir auf ſo wunderliebem Platze
Die Wirklichkeit erſcheint mit ihrer Fratze!

III.

O wenn ſie Alle ſo beiſammen ſtünden
Sie, die den Tempel dir, o Kunſt, entweihen,
Zuſammen ſo getragen von den Winden,
Wie wollt' ich mich des grauſen Anblicks freuen!
Dann ſollten ſie erſt meine Kraft empfinden;
Ein Samſon wollt' ich ihren Rotten dräuen,
Und mit dem Feuerſchwerte der Vernichtung
Hinaus ſie bannen aus dem Reich der Dichtung.

„Ihr Frevler, blind geboren und verblendet,“ —
So klänge dann mein Wort, gleich einem Fluche —
„Die ihr zu Sünden eure Zeit verſchwendet
Und zu des Nichts erbärmlichem Verſuche,
Die Tage eures Truges ſind beendet
Und überhangen mit dem Trauertuche,
Gekommen iſt die Zeit gerechter Rache,
Und naht ſich euren Haufen als ein Drache.“

„So ſinkt zurück in euer Nichts denn wieder,
Dem wie ein Irwiſch ihr euch frech entrafftet,
Sinkt in die ſchmutzbedeckte Scholle nieder,
An der, als eurem Element, ihr haftet;
Fort aus dem alten Heiligthum der Lieder,
Das ihr mit blödem Sinn und Geiſt begafftet:
Nur Guten offen ſind die Paradieſe,
Die Hohlen labt genugſam jede Wieſe.“ —

O leerer Wahn! O fruchtlos ſchöne Worte!
Wo fänd' ich dieſe Elenden denn alle
Verſammelt ſo an einem Unglücksorte,
Sie zu vergiften mit dem Wort der Galle!
Sie kriechen einzeln hin von Ort zu Orte,
Wie böſe Schlangen auf dem Erdenballe,
Verpeſtend mit dem Gifthauch ihres Strebens
Die reine Luft der Herzen und des Lebens.

Sie ſchleichen hin mit ungeheurem Haſſe,
Den Guten feindlich, ſich nur ſelbſt gewogen,
Und denken nicht, daß ſie die Rache faſſe,
Der ſie als Opfer ſich ſo lang entzogen;

Sie bilden, einzeln jeder, eine Maſſe,
Denn jeder iſt ſo giftreich angeſogen,
Daß eine Welt er fordern könnt' zum Streite,
Weil Liſt und Bosheit rings ihm ſtehn zur Seite.

Doch, um des Gleichniſſes mich zu entled'gen:
Ihr Stümper, die ihr frech herangedrungen,
Soll länger noch die Kunſt euch ſtrafend pred'gen,
Daß ihr gedankenloſe, ſchaale Zungen?
Womit ſoll uns die arme Zeit entſchäd'gen
Für niedre Schmach von euren Läſterzungen?
Womit vergüten das unwürdig Schlechte,
Das eure Zunft gern geltend machen möchte?

Die Großen unſrer Zeit ſind heim gegangen,
Und die uns noch geblieben ſind, verſtummen,
Doch aus dem edlen Rieſenſtamm entſprangen
Nur Zwerge, die ein heiſ'res Spottlied ſummen;
Der Kranz, der ſonſt die edle Stirn' umfangen,
Ein Erbe iſt geworden er der dummen, —
Doch nur ein angemaßtes und geraubtes,
Drum wird's zur Dornenkrone ihres Hauptes.

Sie ſtolpern hin und her auf morſchen Beinen
Und wiſſen nicht auf feſtem Grund zu fußen,
Vor allen Götzen huld'gen ſie dem einen,
Der Mode widmen ſie den leeren Buſen:
Sie muß ſich ihnen leitend ſtets vereinen,
Als Faden in dem Labyrinth der Muſen,
Sie reiche ihnen die Begeiſtrungsflaſche,
Und fülle ihnen Mund und Herz und Taſche.

Und denen ſolch ein Abgott mit Vertrauen
Die Bruſt erfüllt, die blicken mit Verachten
Auf Jene, die als Sterne wir beſchauen
Und als des Ruhmes reine Prieſter achten;
Doch mehr als dies noch, die Betrüger bauen
Aus jenen Säulen, die ſie frech verlachten,
Als wären's Stücke ihres Eigenthumes,
Die Pforte ſich des nie verdienten Ruhmes.

O Muſe, die du über Sternen walteſt,
Und niederblickſt auf dieſe kalten Maſſen,
Daß du zur Furie dich nicht umgeſtalteſt,
Um dieſe Frevler dräuend anzufaſſen!

Den ſchönen Tempel, drin du Hohe ſchalteſt,
An ſolche niedre Schaar zu überlaſſen,
Zu horchen ſolch erbärmlicher Geſangwuth, —
Das iſt die höchſte Gnade deiner Langmuth!

Doch nein, warum die Muſe denn beſchuld'gen?
An uns, an uns iſt's dieſe Schmach zu enden!
Was ſpielen wir ſo lange die Geduld'gen,
Und feiern in dem Schooße mit den Händen?
Am Ende wähnet man noch gar, wir huld'gen
Den Stümperſtücken, die ſie reichlich ſpenden:
Drum auf, und mit des Zornes wildem Spotte
Vernichtet dieſe böſe Gauklerrotte!

Sucht ſie in ihren eigenen Verſtecken,
Um ihren böſen Willen ganz zu lähmen,
Sucht ſie durch eures Hohnes Blitz zu ſchrecken
Und ſie zum ew'gen Schweigen ſtreng zu zähmen:
Ihr würdet euch mit ew'ger Schmach bedecken,
Es müßten eurer ſich die Geiſter ſchämen,
An die ihr Liebe und Bewundrung ſchuldet,
Wenn ihr ſo freche Wichte bei ihr duldet.

IV.

Ihr ſchaltet jene Zeit, wo blöde Thoren
Hinauf ſich bettelten zu dem Parnaſſe
Ihr zürntet dem, der ſich dahin verloren,
Kunſt zu verhandeln an die rohe Maſſe,
Und lachtet deſſen, der dazu geboren,
Daß, ſtehend er auf einem hohlen Faſſe,
Sich wie auf Delphi's Dreifuß kühn gebehrde,
Ein Götterdolmetſch für die arme Erde.

O preiſen möcht ich dieſe Zeit der Narren,
Und ſeufzte gerne ſie zurück uns wieder!
Was mochte ſolchen leeren Strebens harren?
Der Zwerge Stelzen ſanken alsbald nieder,
Sie ſpannten rüſtig ſich vor einen Karren,
Wie Kleobis und Bito einſt, die Brüder:
Die Mutter doch, die ſie zum Tempel zogen,
Es war die Dummheit, frech zu Kunſt gelogen.

Jeṭzt aber ſind die Tage ſchlimmer worden,
Die Blöden geben wenig uns zu ſchaffen:
Es ſiecht die Zeit an einem böſerm Orden
Von keckerm Muth und ungleich ſchärfern Waffen;
Das ſind, im Süden überall und Norden,
Des Rechts, der Weisheit gleißneriſche Affen,
Die was an Wiſſen ſie und Kraft errungen,
Zum Untergang des Guten nur verdungen.

Und alles ſiecht im Peſthauch dieſer Schlangen,
Es ſiecht die Kunſt, die Kraft, der Muth, die Jugend;
Mit einer Kette halten alles ſie umfangen,
Die Glieder eiſern in einander fugend;
Und ihre Opfer, ſieh, erfaßt kein Bangen,
Denn Alles ſchimmert ja im Schein der Tugend,
Verdienſt und Recht will gern man anerkennen,
Um, eingeſchläfert, bald es todt zu nennen.

O daß ich klar zu ſagen es vermöchte,
O daß doch Alle mich verſtehen wollten,
Auch Jene, die beſtrickt vom Irrgeflechte
Vielleicht den Frevlern ihren Beifall zollten:

Ihr ſteht auf einem Berg der finſtern Mächte,
Seht wie ſchon einzle Steinchen niederrollten,
Und ſtürzt der ganze Krater erſt zuſammen,
Wer rettet euch aus des Veſuves Flammen?

Seht nur mit mir zum Tempel hin der Künſte,
Wie ihn die Rotte dieſer Böſen ſchändet;
Denn alles, was ſie treiben, zum Gewinnſte
Wird es dem Egoismus zugewendet,
Frech, unverſchämt und abhold dem Verdienſte,
Das durch der Wahrheit Götterſtreben blendet,
Verkaufen ſie, mit jenem ſich zu meſſen,
Ihr Streben an die Eintagsintereſſen.

Was ſich in Staat und Kirche nur ereignet
Und wohl auf noch viel fremderem Gebiete,
Dazu wird Grund und Anlaß abgeleugnet
Und dran geknüpft ein heuchelnd: Gott behüte!
Die Schaar hat ſich ein Machtwort angeeignet,
Als ob ſie Heil und Glück des Volks beriethe:
Doch nur ihr eigenes Beſtehn und Leben,
Das iſt's, um was ſie ſolch Geſchrei erheben.

Die Völker meinen einen Dom zu bauen,
Wie Salomonis einſt zu Gottes Ehren,
Sie wähnen würd'ge Prieſter ſchon zu ſchauen
Den heilgen Segen ſpendend an Altären,
Sie ſchleppen Steine bei und ziehn an Tauen,
Von ihren Stirnen tropfen Schweißeszähren:
Die Heuchler aber lachen unbekümmert,
Denn dieſe Freiſtatt wird für ſie gezimmert.

Indeß vertheilen ſie des Spieles Rollen:
Zur Schule werden dieſe hingeſendet,
Wo ſie die Jugend ſich gewinnen ſollen,
Der Wahrheit, Kraft und Kühnheit abgewendet;
Die Andern ſchleichen hin mit gleichem Wollen,
Von ihnen wird Beredtſamkeit verſchwendet,
Familien vom ſtillen Heerd der Laren
Zu locken in das Netz der Heuchlerſchaaren.

Die Dritten wandeln hin als Miſſionäre
Nach ihrer Art die Künſte zu betreiben,
Die ſie, geſchwängert von der Atmoſphäre
Der Heuchelei, zum Dienſte einverleiben;

Die Vierten drängen ſich an die Altäre;
Die Fünften in der Staatsgeſchäfte Treiben:
Allüberall von Kanzel bis zu Humpen
Umgarnen euch die Schlingen dieſer Lumpen.

Und was ſie wollen? Mögt ihr's doch erkennen!
Erniedern euch zu ihren blinden Mitteln,
Die heilige Familie der Freiheit trennen
Und heimlich überziehn mit Pfaffenkitteln,
Damit die Herzen, die für Großes brennen
Und mächtig an den Geiſtesſchranken rütteln,
Damit dieſelben ihnen jetzt gehören
Und ſich für ihre Exiſtenz bewehren.

O Zeit, wie biſt du finſter ſchon geworden,
Die wir erhellten einſt mit unſerm Blute,
So finſter, daß wie Sterne leuchten Orden
Und Aberglauben treibt zu ſtarrem Muthe!
O Zeit, verſcheuche dieſe ſchwarzen Horden,
Die da umwölken alles Große, Gute,
Und ſtrahle mit dem ſchwererkämpften Lichte
Verdammniß über dieſe Heuchlerwichte.

8.

Spätes Glück.

Im grauen Alterthume, kurz darauf als durch die Lehre des Gekreuzigten die rohen Sitten und der wilde Sinn der alten Deutſchen etwas gemildert waren, lebte Garibald, König der Bojoaren aus dem Stamme der Agilolfingen, weit berühmt durch die Tapferkeit ſeiner Mannen, die Gerechtigkeit ſeines Sinnes, berühmter noch durch die Anmuth ſeiner Gemahlin Malberada, und den Liebereiz der holden Töchter, ſo ſie ihm geboren.

Aber die Schweſtern weit überſtrahlend an Schönheit, und holdſeliger denn Alle, erblühete Theodolinda, der Mutter Lieblingstochter, und der Stolz des Vaters, und beide Ehegatten pflegten oft Raths mit einander, weſſen Hand ſie dereinſtens das Loos der Lieblichen vertrauen ſollten? wenn ſie im Stande ſein werde, die ernſten Pflichten der Hausmutter zu übernehmen.

Groß und mächtig ſollte der künftige Eidam ſein; denn Theodolindens Hand war ein Preis nach welchem vielen gelüſtete, und welcher wohl groß genug war, um durch ihn dem Lande bleibende Vortheile zu erreichen.

Aber Mutter Walderada fühlte ſelbſt daß die goldene Krone allein das Mirtenreis, ſo treue Liebe bietet, nicht aufwiegen könne, und hätte dem Mägdlein nicht nur den ſtolzen Schutzherrn ſondern zugleich den zärtlich liebenden Gefährten zugeſellen mögen. Sehnſucht und Erinnerung wandten ihren Sinn noch oftmals dem Lande ihrer Jugend zu. Chlotar der Held Auſtenſiens war ihr einſtens in reiner Liebe treu ergeben geweſen. Nur die Nähe der Blutsverwandſchaft trennte das vereinte Paar. — Chlotars Wille hatte ihr den Gatten gegeben, und nur widerſtrebend gehorchte das Herz, welches ſich lieber einer ewigen Trauer geweiht haben würde. Doch des Geliebten Wille iſt das Geſetz des liebenden Weibes, und auch Walderada glaubte dem Freunde ihr Gefühl nicht beſſer bewähren zu können, als durch Gehorſam, und durch die treue Erfüllung der neuen Pflichten, ſo er ſelber ihr auferlegt. Zufrieden mit ihrem Looſe, ſtolz darauf die Mutter eines herrlichblühenden Königsgeſchlechtes geworden zu ſein, gedachte ſie wohl erſt da wieder recht lebhaft an den Traum ihrer Jugend, als von den lieblichen Töchterchen Eine nach der Andern aus dem Kreiſe ſchied, um dem fremden Manne anzugehören, und nun auch für Theodolinden die ernſte Wahl getroffen werden ſollte, welche über das Weh oder Wohl ihres Lebens entſchied. Jetzt wandten ſich Walderadas Blicke wieder dem Lande ihrer Jugend zu. Längſt ſchon war Chlotar zu ſeinen Vätern verſammelt und ſein verwaiſter Thron war das Erbtheil ſeines Enkels geworden. Aber Childebert hatte mit ihm der Väter Tugend nicht ererbt, und man fürchtete allgemein den wilden Sinn des Knaben. Doch was auch das Gerücht von der boshaften Gemüthsart deſſelben erzählen mochte, Walderada achtete deſſen nicht, ſie ſah in ihm nur den Enkel des ſo hoch Verehrten, und zweifelte nicht: Zeit und Vernunft werde den brauſenden Moſt ſicher in den klaren Labetrank verwandeln, welcher lieblich zu koſten iſt, und die Schwachen kräftigt. Und ſo ſah ſie es denn als das letzte Liebesopfer an, welches ſie Chlotars Schatten zu bringen im Stande ſei, wenn ſie ihre Kinder mit einander in Liebe verbände, ſo wie ſie auch zuverſichtlich hoffte, Childebert werde der Tochter eben die Gefühle weihen, durch welche Chlotar die Mutter beſeligt haben würde, wenn des Himmels Wille ſie mit dem Manne ihrer Liebe verbunden hätte. Auch für Garibald war der Herrſcher Auſtraſiens ein willkommener Eidam, und ſo wehrte er der Gattin nicht, ins Geheim Unterhandlungen mit Childeberts Mutter, der Königin Brunhildis anzuknüpfen, und eben hatten die beiden Kinder erſt das vierzehnte Jahr erreicht, als ſie Verlobte hießen.

Theodolinde ließ alles ruhig über ſich beſchließen, noch völlig ahnungslos, daß es ſich um das Wohl und Weh ihres ganzen Lebens handele; die Ankündigung, daß ſie Braut ſei, ließ ſie gleichgültiger als der neueſte Anzug ihrer Puppe, und wenn ſie ſich ja einmal mit dem Gedanken an ihren Brautſtand beſchäftigte, ſo war es nur um der goldenen Spangen, und des Schmuckes zu gedenken, ſo wie der Gaſtmähler und Feierlichkeiten, welche ihr die Amme als unzertrennlich von ihrer dereinſtigen Vermählungsfeier geſchildert hatte. Die Mutter erfreute es herzlich, wenn Theodolinde mit leuchtenden Augen jene Erzählungen wiederholte, und glaubte in dieſer kindlichen Unbefangenheit eine innige Neigung zu dem fernen Verlobten zu erkennen, deſſen Bild ihr Walderada mit den lieblichſten Farben zu ſchildern pflegte, welche ſie aber mehr einer ſüßen Erinnerung als der Wahrheit entlehnt hatte. Während Walderada auf ſolche Weiſe ſchöne Träume für die Zukunft bauete, beeiferte ſich Garibald, die königliche Jungfrau, welche durch Liebreiz wie durch die Gaben des Glückes gleich überſchwenglich vom Himmel begabt war, auch mit den Vorzügen zu ſchmücken, welche uns nur der eigene Fleiß erringen muß und er ließ die gelehrteſten Männer zu ſich entbieten, um Theodelindens Geiſt mit all den Wiſſenſchaften zu bereichern, welche einer künftigen Königin zu beſitzen Noth thun, damit ſie nicht nur die zärtliche Gefährtin des Gatten, und die treue Mutter ſeiner Kinder, ſondern auch die verſtändige Rathgeberin des Fürſten werde und ihm beiſtehe, das Regiment zu führen mit weiſem und gerechtem Sinne, dem Volke aber ein Muſter ächt chriſtlicher Frömmigkeit. Denn wenn auch der Bojoar in ſeiner blinden Einfalt in aller der Zeit, wo er vor dem Kreuze betete, unter Wodans Bäumen auch die Feſte der Väter mit feierte, ſo war doch mit Walderada die geläuterte Erkenntniß des Chriſtenthums in das königliche Haus eingezogen und es war des Königs regſtes Bemühen, das Licht der Wahrheit unter den Seinen immer mehr und mehr zu entflammen.

Und es begab ſich, daß unter die Greiſe und Prieſter welche kamen, um das Lehramt zu übernehmen, ein Mann ſich miſchte, von hoher kräftiger Geſtalt — und beſonders adeligem Weſen, welchen man nicht wohl erblicken konnte, ohne ſich ihm zugethan zu fühlen. Und der König forſchte nach: von wannen der Fremdling komme? und erfuhr, er ſei der älteſte Sohn eines edlen Geſchlechtes. Ein jüngerer Bruder, welchen die zweite Gattin dem Vater geboren, habe ihm die Liebe deſſelben geſtohlen. Der Stiefmutter aber ſei er ſtets ein Dorn im Auge geweſen, und ſie habe immer darauf geſonnen, wie ſie ihn verderben möge. Indem aber ſein Vater, obwohl voll großer Vorliebe für ſeinen jüngſten Sohn, doch voll redlichen und reinen Gemüthes geweſen, ſo habe ſie ſich lange Zeit geſcheut, Gewalt gegen den gehaßten Agitulf, dies war des Fremdlings Name, zu gebrauchen, und habe ſich bald genügt, darnach zu ſtreben, allen Sinn für männlich tapfere Beſchäftigung in des Knaben Seele zu erſticken, und dahingegen in ſeinem frommen Herzen das heiße Sehnen zu befeuern recht viel von den Geſchichten der

Heiligen, beſonders aber des Heiligſten, der je auf Erden wandelte, zu erforſchen, um dadurch zu bezwecken, daß er ſich dereinſt dem Prieſterſtande weihe, oder doch mindeſtens das Volk nicht geneigt ſein möge, ihn nach des Vaters Tode zum Herrſcher zu wählen, und ſich lieber ihrem eigenen Sohne zuwende, welchen ſie in allem dem Krieger Nöthigem wohl unterrichten ließ.

Doch wie ſchon Joſeph zu den beſchämten Brüdern ſprach: ihr gedachtet es bös mit mir zu machen, Gott aber gedachte es gut mit mir zu machen, alſo konnte auch Agitulf zu der böſen Mutter ſprechen; denn ihr Beſtreben hatte ſeinen Geiſt mit vielerlei Wiſſen bereichert, und ſein Gemüth mit frommen, Gott wohlgefälligen Geſinnungen erfüllt, ohne doch den angeborenen männlichen Muth in ſeiner Bruſt vernichten zu können. Und es begab ſich einſtens, daß auf einer Jagd der jüngere Prinz vor einer wilden Bärin die Flucht ergriff, der man ihr Junges raubte, und ſein Weg führte ihn an einem klaren Brunnen vorbei, an deſſen Rande Agitulf im Schatten hingelagert lag, um die Schriften der Apoſtel zu deuten. Da nun Agitulf von dem Fliehenden erfuhr, was ihn ängſtigte, ergriff er gelaſſen den weggeworfenen Jagdſpieß deſſelben, und ſprach: rette Dich mein Bruder!

ich bin der Aeltere, und mir gebührt Dich zu ſchützen oder für Dich zu ſterben! Und ſiehe da, der Herr ſegnete die Kraft ſeines ungeübten Armes, und ihm allein war es gelungen, das wüthende Unthier zu beſiegen. Und ein andermal als räuberiſche Horden das Land verwüſteten, und der König ſelber ſchier verzagte, die Uebermüthigen zu züchtigen, hatte Agitulf in aller Stille ihr Verſteck auskundſchaftet, und erbat ſich von ſeinem Vater eine geringe Anzahl Krieger, um mit ihnen die böſen Geſellen zu fahen, oder zu vertreiben. Die Mutter aber, welche in dieſem Unternehmen den Untergang des Verhaßten vorausſah, unterſtützte ſelber ſeine Bitte, und ſo zog er denn aus, und brachte nach wenig Tagen die wilde Horde, die ſo lange des Landes Schrecken geweſen war, in Ketten geſchlagen vor ſeines Vaters fürſtlichen Richterſtuhl. Da frohlockte das Volk und bat Agitulfen, daß er künftig Theil nehmen möge an ſeinen Waffenſpielen und ſeinen Kriegszügen, und von Stund an geſellte er ſich gern und oft zu ihnen, obwohl die Einſamkeit und die Wiſſenſchaft ihm immer eine liebe Gefährtin blieb. Da ergrimmte die böſe Mutter in ihrem Herzen, und trachtete ernſtlich darnach, ihn zu verderben durch Mörder die ihn in ſtiller Dämmerung auf den einſamen Waldespfaden überfallen ſollten. Agitulfs ſtarke Fauſt züchtigte zwar die Buben, und noch ſterbend geſtanden ſie ihm, daß ſie das Geld der Herzogin gedungen habe; aber der ſtille Friede war ſeit dieſem Augenblick aus ſeiner Bruſt geſchieden. Sollte er die Mutter verklagen, und ſo die Zwietracht in das friedliche Haus ſeines Vaters bringen? — nimmermehr! — aber ſollte er ſchweigen, und die Bruſt mit jedem neuen Tage dem Stahl des Meuchelmörders bieten? Da erſchien ihm am beſten, hinweg zu wandern aus der Heimath und ſich im fremden Lande ein gaſtliches Dach zu ſuchen. Und ſo war er denn fortgepilgert, ohne eigentlichen Lebenszweck, als die Aufforderung des Königs Garibald ihn beſtimmte, ſich jenem als den Lehrer ſeiner Tochter anzubieten; und Garibald nahm ihn freudig in ſein Haus, denn der Fremdling gefiel ihm ſehr, und ſeiner Leitung ward der Unterricht der ſchönen Theodolinde überlaſſen.

Gleich wie nach langem Winterſchlafe des Frühlings warmer Sonnenſchein des Eiſes Decke bricht, und die entfeſſelten Flüſſe und Bäche ſich fröhlich rieſelnd durch das Thal ergießen, alſo fühlte auch Theodolinde nach Agitulfs erſten Lehrſtunden von einem neuen wunderbaren Leben ſich durchſtrömt. Bisher hatte dem Mägdlein oft gebangt vor der dumpfen Schulſtube, in welcher der falſch verſtandene Eifer der Heidenbekehrer der Jungfrau Bruſt mit abergläubiſchen Schrecken füllte, und mit dem Bilde ewiger Qualen ängſtigte, welche jeden, auch den leiſeſten Zweifel rächen würden. Agitulf aber führte die aufhorchende kindliche Jungfrau hinaus ins Freie: hier, mitten unter den Wundern ſeiner Schöpfung, erzählte er ihr von des ewigen Vaters Größe und Herrlichkeit, von des Sohnes namenloſer Liebe und Milde, ſeiner Sanftmuth und Demuth, und von des Geiſtes Kraft, welcher die Herzen der Frommen läuternd durchſtrömt und zum Guten kräftigt. Hier zeigte er ihr, durch die Erzählung von den Großthaten edler Männer und dem ſtillen Dulden heiliger Frauen, wie leicht es ſei, die Gebote des Weltheilandes zu erfüllen und erſchloß der aufmerkſamen Schülerin alle Quellen des eignen reichen Wiſſens.

Aber während Agitulf auf dieſe Weiſe die liebliche Königstochter von Wundern zu Wundern führte, hatte ſich ihm ſelber unbewußt das Wunderland der Liebe vor ihm aufgethan. Mit immer innigerm Entzücken hingen Auge und Herz an der Schülerin, welche mit kindlicher Traulichkeit dem Lehrer ſich anſchmiegte, und er gewahrte die Gefahr, die ſeiner Ruhe drohte erſt da, als er dieſe ſchon für immer verloren hatte, und eine ſtille Schwermuth den heitern Sinn des edlen Mannes umnachtete.

Die Freunde und Vertrauten, deren er ſich an Garibalds Hofe bald mehrere erworben, verſpotteten ihn oftmalen wegen ſeiner Trauer und Schüchternheit: ſie baten Agitulf, doch nicht muthwillig ſeine Augen gegen das Glück zu verſchließen, ſo ihm von Ferne winke. Sie baten ihn, er möge doch nur bemerken, wie dem allgemach zur Jungfrau erblühenden Kinde nirgend ſo wohl ſei, als in der Nähe des verehrten Lehrers, — ſie meinten von Freundſchaft und Achtung in des Weibes Bruſt ſei es nur ein kleiner Schritt bis zur Liebe, und trieben ihn an, ſich die Blume zu brechen, die ſich ihm ſo fröhlich entgegenneige. Agitulf aber zürnte ſolcher Reden, und verbot ernſtlich durch ſolche rohe Anſpielungen die Würde der Jungfrau zu ſchmähen, welche, mit eines Engels Unſchuld in der Bruſt, noch keine Ahnung der Gefühle habe, die ſie Andern einflöße. Aber wäre es auch, fügte er ſeufzend hinzu, wäre es auch eine Möglichkeit, einſt eine gleiche Flamme in Theodolindens Buſen zu entzünden, wie mich durchglüht, wie dürfte ich ſolches nur wünſchen? wie dürfte ich das Eigenthum eines Andern begehren? — Was hätte ich, der landesflüchtige Fremdling der Königstochter anzubieten? — Aber wäre auch das nicht! und hätte ich Krone und Scepter der Geliebten zu Füßen zu legen, wie könnte ich ihr durch ſolche den Frieden ihrer reinen Seele vergüten, wenn ich ſie abtrünnig machte von dem Wege der Pflicht? — Nein das ſei ferne von mir! und das ſei mein Ruhm und mein Stolz, daß ich mich ſelber beſiege und daß Garibalds Tochter ſo ruhig an meiner Seite wandeln mag, wie der Säugling im Mutterarme ruht.

So ſprach der edle Agitulf und fuhr männlich fort, ſich ſelber zu bekämpfen. Aber wie nun täglich neue Gerüchte von dem Unwerth und der rauhen Gemüthsart des Bräutigams in das Reich drangen, und ſelbſt die königliche Mutter zu beunruhigen begannen, da ward der Schmerz in ſeiner Bruſt oft faſt all zu nagend, und ſeine Sorge für der Geliebten Glück drohete oftmals, der Verräther ſeines Gefühls zu werden. Und als nun auch zu Agitulfs Ohren die Kunde drang, daß im Lande des Herzogs von Turin ein Aufſtand ausgebrochen, und der greiſe Herzog hart bedrängt ſei, durch die Macht des unruhigen Volkes, da verbarg ſich jener nicht länger, ſondern geſtand dem Könige Garibald, wie er der Erſtgeborne des bedrängten

Herzogs ſei, und bat um ſeine Entlaſſung, damit er hinziehen könne in das theure Vaterland, ſeines Vaters Leben zu ſchützen, und wo möglich durch ſeine Gegenwart die empörte Menge zur Ruhe zu verweiſen.

König Garibald gefiel das Begehren des guten Sohnes wohl, er gab ihm viel ſtreitbare Männer zum Gefolge, und entließ ihn voll Traurens.

Auch Theodolinde weinte ihm herzliche Thränen nach, aber ihr Stündlein hatte noch nicht geſchlagen, und ſie lebte noch in dem glücklichen Alter, wo wir zwar der geſchiedenen Freunde nicht ganz vergeſſen, aber den Schmerz um ihren Verluſt bald beſiegen; und, noch unter Thränen, lächelte ſie ſchon wieder neuen Freuden entgegen, durch welche Walderadas Mutterſorge ihren Kummer zu zerſtreuen ſuchte.

Anders war es mit Agitulf. Ihm war, als er der Königsburg den Rücken kehrte, als ſei die Seele ſeines Lebens von ihm geſchieden, und ſelbſt im Gewühle der Schlacht vergaß er Theodolinden und der ſchönen Stunden, die er mit ihr verlebt, niemalen! —

Als nun aber die Herzogin von Turin erfuhr, Agitulf nahe dem Reiche an der Spitze fremder Krieger, da zagte ſie ſehr, und ſie meinte, die Zeit ſei gekommen, wo ſie den Lohn ihrer heimlichen Miſſethat ernten ſolle. Als aber Agitulf, ſtatt, wie ſie gefürchtet, ſich den Empörern zuzugeſellen, ihnen kühn entgegen trat, ſie ermahnte, ihrem Eide und ihrem Herzoge treu zu ſein, und mit der Schaar, welche ſeine Worte ſich gewonnen hatten, die übrigen Aufwiegler angriff, ſie in mancher Schlacht beſiegte, und endlich als Vermittler zwiſchen die Beſiegten und den erzürnten Herzog trat, da fühlte die Herzogin ſich ſehr beſchämt in ihrem Herzen, und ſie berichtete ihrem Herren und Gemahl die böſen Anſchläge, ſo ſie früher gegen ſeinen Sohn genährt, und der Herzog weinte vor Freuden über Agitulfs Edelmuth, gewährte freudig deſſen Bitten, und eine herzliche Verſöhnung ward geſtiftet, ſo zwiſchen Eltern und Sohn, Bruder und Bruder, wie zwiſchen Volk und Fürſten. Dann ward ausgemacht, daß Agitulf nach des Vaters Tode dereinſt ſein Nachfolger werden ſolle, und Mutter und Bruder verpflichteten ſich freiwillig, ihm nimmer ſolches Recht ſtreitig zu machen.

So war denn Agitulf auf einmal wieder im Beſitze eines längſt verloren geglaubten Gutes, aber der Schmerz hoffnungsloſer Liebe trübte fort und fort ſein Glück, wie ſeine heitere Stirn.

Während dieſer Zeit hatte ſich auch auf Garibalds Königsburg manches verändert.

Childebert hatte kaum das Jünglingsalter erreicht, als ihn der Zwang verdroß, welchen man ſeiner Brautwahl auferlegt, und er beſchloß dem Eigenwillen, der ſo unumſchränkt über ſeine Hand verfügt, ſich kräftig zu entziehn, und ohne ſie je geſehen zu haben, ſandte er Theodolinden den goldenen Fingerreif wieder, durch welchen ſie ihm Treue und Gehorſam zugeſichert, und begehrte dagegen den ſeinigen zurück. Mutter Brunhildis mochte ihn wohl ſelbſt heimlicherweiſe zu ſolchem Thun gereizt haben, denn ſie war eine liſtige Frau, wußte die Schwächen und Leidenſchaften Anderer geſchickt, aber verſtohlen zur Erreichung ihrer Zwecke zu benutzen, und auf ſolche Weiſe die Trotzigen ſelbſt zu beherrſchen. Das Bündniß mit Garibalds Tochter ward niemalen ernſtlich von ihr gewünſcht, und ſie ging es nur ein, um ſich den Nachbarfürſten freundlich geſinnt zu erhalten, ſo lange Childebert noch Kind war, und ihm die Kraft mangelte, ſelbſt der Schutz ſeiner Landesgrenzen zu ſein.

König Garibald ergrimmte in ſeinem Herzen, als ihm durch Childeberts Diener ſo ſchmachvolle Botſchaft wurde, und nur Walderadas Vorliebe für das theure Jugendland und Theodolindens ſanfte Bitte: um ihretwillen kein Blut zu vergießen, konnten ihn hindern, daß er dem Uebermüthigen nicht mit den Waffen in der Hand die Antwort brachte, ſo ſein ſchnöder Wortbruch verdient hatte. Es dauerte lange, ehe der König die ihm angethane Schmach und Walderada die vereitelte Hoffnung verſchmerzen konnte! nur Theodolinde war ruhig geblieben, ja, ſie freute ſich ſogar der Ausſicht: nun noch längere Zeit in der Heimath weilen zu dürfen, wo es ihr durch Vaterliebe und Mutterſorge ſo wohl war.

Die Kunde aber von Childeberts Uebermuth, mit welchem er den Bund mit Theodolinden, der Schönen, aufgehoben, erſcholl weit umher, verbreitete ſich auch in Agitulfs Vaterlande, und erfüllte die Bruſt des edlen Mannes mit ſeligem Hoffen und kühnen Wünſchen. Und mit ungeduldiger Haſt unternahm er jetzt im Auftrage ſeines Vaters eine Reiſe durch das Herzogthum, um durch ſeine Gegenwart auch in deſſen fernſten Gauen das Volk zu beruhigen, und Fried' und Einigkeit zu befeſtigen, und gedachte alsdann, nach beendetem Geſchäft ſelbſt als Brautwerber der Geliebten zuzuziehn.

Während deſſen hatte auch Authar, König der Longobarden, vernommen, welche Beleidigung Garibalds Tochter vom Childebert widerfahren war, und da er faſt ähnliche Schmach zu rächen hatte, ſo ſchien ihm ein Bündniß mit dem König der Bojoaren ſehr erwünſcht. Denn als Authar einſtens, nach langen Kriegen mit Auſtraſiens Herrſcher, den Friedensſchluß durch einen Ehebund zu befeſtigen trachtete, und dieſerhalb um Childeberts Schweſter geworben hatte, war ſie ihm von jenem aus Haß geweigert worden. Das gleiche Schickſal beherzigend, ſandte er Boten an Garibald, um die Hand der Verſchmäheten für ſich zu begehren, und alſo ſich mit jenem gegen ihren gemeinſchaftlichen Beleidiger um ſo feſter zu verbinden. Garibald verweigerte ihm die Tochter nicht, und als nun die Boten heimkehrten, und nicht müde werden konnten, Theodolindens wundervolle Schönheit, wie ihre Anmuth und Holdſeligkeit zu preiſen, da erwachte in Authars Herzen eine wunderbare, früher noch nie gekannte, Sehnſucht — ließ ihn nirgend raſten, und veranlaßte ihn endlich auszuziehn, um die Erwählte ſelbſt von Angeſicht zu Angeſicht zu erſchaun. Er rüſtete eine zweite Geſandtſchaft aus, um der holden Braut koſtbare Geſchenke zu überſenden, und miſchte ſich unerkannt unter ſeine Vertrauten. Und als ſie nun vor dem Könige erſchienen waren, und der Aelteſte geredet hatte, trat Authar dem Stuhl deſſelben näher, und ſprach: Der König, mein Herr, hat mir geboten, Eure Tochter zu ſchaun, daß ich ihm ihre Schönheit preiſe. Und der König winkte gewährend, und ſeine Diener eilten hinaus, um die königliche Jungfrau herbei zu holen, damit ſie den Boten ihres Verlobten den Ehrentrunk reiche. Theodolinde erſchien — und Authar erkannte mit Entzücken, wie weit der Ruf noch hinter der Wirklichkeit zurückbleibe, und daß Theodolindens Schönheit nichts gleichzuſtellen ſei, als einzig nur Anſpruchloſigkeit und Demuth, welche das ganze Weſen der Hochbegabten beſeelte.

Alle begrüßten die Geliebte als Königin der Longobarden, auch Authar ſprach zu ihr, und ſeine Rede verrieth das Feuer ſo ihn durchſtrömte.

Als nun Theodolinde dem Aelteſten den Becher gereicht, und jetzt mit ſolchem ſich Authar'n nahete und zum erſtenmale die züchtig geſenkten Augen erhob, um den Mann zu erſchaun, der ſie vor allen ſo ehrfurchtsvoll begrüßt, als ihr Auge ſeinem Flammenblick begegnete, und mit innigem Wohlgefallen auf den edlen Zügen, dem goldgelockten Haupthaar und der kräftigen Geſtalt des fremden Kriegers verweilte, da verrieth die dunkle Röthe, welche das Geſicht der Holdſeligen übergoß, die Theilnahme, die ihr der Fremdling eingeflößt, und der beſeligte Authar wagte es, die Hand zu drücken, welche ihm den Ehrentrank darbot, und, unbemerkt von Andern, leiſe die erröthenden Wangen der Jungfrau zu berühren.

Theodolinden aber war es, als ob ein tödtlicher Schmerz bei dieſer ſanften Berührung ihre Bruſt durchzucke, und mit weinenden Augen kehrte ſie in ihr Gemach zurück, wo die treue Amme über den unverkennbaren Schmerz in den Zügen ihrer Lieblingin von Herzen erſchrack. Theodolinde klagte ihr, was ihr widerfahren, und wähnte, daß ſie die Kühnheit des fremden Kriegers verklage, und daß der Zorn darüber ihr Auge genäßt und ihr deshalb zu Muthe ſei, als könne ſie nimmer wieder ſeinen Anblick ertragen; die erfahrene Amme aber durchſchaute die Tiefe des Herzens beſſer, was ſie ſelbſt noch nicht verſtand, tröſtete die trauernde Jungfrau, und ſprach zu ihr: „Glaubt mir! alſo thuts keines Königs Brautwerber, iſt er nicht der Bräutigam ſelbſt. Und wahrlich dieſer iſt wohl ſeiner Krone und Eurer Liebe werth? —

Und als nun die Bojoariſchen Herren wiederkehrten, welche Authars Geſandſchaft das Geleit gegeben, und erzählten: wie an des Landes Grenze der männlich ſchöne Unbekannte ſich plötzlich auf dem Roſſe erhoben und dann, die Streitaxt ſchwingend, einen Baum, welcher am Wege ſtand, gefällt habe, rufend: Solche Streiche führt Authar! und als nun Theodolinde ſolches erfuhr, da gewahrte ſie an der ſeligen Freude, welche bei dieſer Kunde ihre Bruſt erfüllte, daß ſie dem herrlichen Fremdling ſeit dem erſten Blick mit heißer Liebe ergeben geweſen, und pries ihr Geſchick, welches den Geliebten ihr zum Gemahl beſtimme.

Childebert, ſolche Kunde vernehmend, gerieth in Sorge, zwei ſeiner Feinde ſo enge verbunden zu ſehen, und er brütete über ſchwarzen Plänen. Als ihm aber bald darauf ein Zufall die verſchmähete Braut entgegen führte, und er ob ihres Liebreizes ſtaunend daſtand, erwachte vollends Reue und Grimm in ſeinem tückiſchen Gemüthe. Denn es begab ſich einſtens, als er auf der Reiſe begriffen, bei einem Edlen eingekehrt war, welcher an Bojoariens Grenze wohnte, und in Wäldern deſſelben jagte, daß er in der Verfolgung eines Edelhirſches der Grenze nicht achtete und ſo durch das fliehende Thier einen See vorüber geführt wurde, wo Garibalds Tochter im Gefolge ihrer Herren und Frauen ſich mit Angeln vergnügte. Und als er ſie erſchaute, da wähnte er, noch nimmer ein ſo wunderholdes Frauenbild erblickt zu haben, und er würde ſie gern für eine Bewohnerin des Himmels gehalten haben, hätte er ſie nicht hier im irdiſchen Verkehr geſehen, und von den Seinen, welche ihm nachgeeilt waren, jetzt vernommen, daß es Theodolinde, die Tochter des Bojoariſchen Königs ſei. Da ward ihm ſeltſam weh zu Muthe, und ihm däuchte, als ob er fortan nirgend Ruhe finden werde, bis er ſich durch die Schärfe des Schwerdtes die Hand errungen habe, welche er einſt aus Trotz verſchmäht, und könne er dies nicht, alſo that er einen heiligen Schwur, ſo ſolle dennoch auch kein Anderer ſich ihres Beſitzes erfreun, und er wolle nicht raſten, bis er den Kühnen verdorben, der ein Gut verlange, ſo ihm ſelbſt einſt angehört. Alsbald führte er gewaltige Heeresmacht über den Rhein und gegen die Alpen, und überzog Garibalds friedliche Lande mit ſeinen Kriegsgeſchwadern, und Mord und Brand zog vor dem Schrecklichen her, und erfüllte Garibalds Herz mit Bangen, — denn er kannte ſeines Feindes Macht, wie ſeine Tücke.

Unbewußt der neueſten Ereigniſſe in des Bojoariſchen Königs Haus und Lande, zog während deſſen Agitulf mit frohem Hoffen zur Heimath ſeiner Vielgeliebten hin. Schon war er ihr nahe, als die Kunde, wie Theodolinde aus freier Herzenswahl die Braut des Lombardiſchen Königs geworden, und daß Auſtraſiens Herrſcher ausgezogen ſei, ſie zu fahen, und das Land zu verwüſten, gleich einem Donnerſchlage ſein Haupt traf. Lange kämpfte er, uneins mit ſich ſelber; denn, wenn die Ueberzeugung daß, ſeit Theodolinde ihre Liebe einem Andern zugewandt, alle ſeine Lebensfreuden verkümmert ſeien, wenn dieſe Ueberzeugung ihn antrieb, ihren Anblick zu meiden, um ſeinen Schmerz nicht zu mehren, ſo forderte auf der andern Seite wieder, die Gefahr, die ihr drohte, ihn zum Beiſtand auf. — Der wahrhaft Edle aber lernt ſich ſelbſt vergeſſen — und ſo folgte denn auch Agitulf bald der innern Stimme, die ihn zum Schutze der Bedrängten aufrief.

König Garibald empfing den Gaſtfreund mit Freuden, und entdeckte ihm, daß er geſonnen ſei, die Tochter unter den Schutz des Bräutigams zu flüchten, und daß er nur darum bisher dieſen Plan nicht ausgeführt, weil er nicht gewußt, weſſen Hand er die Leitung des Zuges vertrauen ſolle, um die geliebte Tochter ſicher durch Childeberts überall umherſchweifende Schaaren geführt zu wiſſen. Deshalb erſcheine ihm der Freund gerade zur rechten Stunde, wie vom Himmel geſandt, und er bat ihn die Tochter zu geleiten. Als nun Agitulf erfuhr, was Garibald von ihm begehrte, und daß er ſelbſt die Geliebte dem Manne entgegen führen ſollte, der ſie ihm geraubt, fühlte er den Schmerz im Buſen mit verdoppelter Schärfe, aber kein frevelnder Wunſch und kein Gedanke, wie es leicht ſei, in ſolcher Verwirrung die Braut für ſich ſelbſt zu gewinnen, befleckte ſeine reine Seele — und ohne Säumen ſchickte er ſich an, Theodolinden den Dienſt zu leiſten, den man von ihm begehrt — und wenn er ja etwas zu wünſchen wagte, ſo war es nur, daß es ihm vergönnt ſein möge, in dieſem Dienſte ſein Leben zu enden. Theodolinde aber hatte jetzt durch das eigene Gefühl, die Gefühle Anderer erkennen und verſtehen lernen, und konnte es ſich nicht verhehlen, was die Quelle von ihres Freundes Trübſinn ſei. Deshalb ſann ſie mit zarter Schonung darauf, wie ſie es ihm erſpare, der Zeuge von dem Glück ihrer Liebe zu ſein, welches ſein Herz noch mehr verwunden müſſe. Und als ihr nun nahe bei Verona auf dem Sardisfelde der Geliebte mit königlichem Gepränge entgegen zog, mehr aber noch als durch alle Feierlichkeiten, welche die Königstochter empfangen ſollten, durch Auge und Rede ihr ſein Entzücken kündete, und ihres Herzens Glück erhöhete, da bat Theodolinde, ſich an Agilulfen wendend, daß er heimkehren möge, um in eigener Perſon ihren beſorgten Eltern die Kunde ihrer Sicherheit zu bringen, und ſteckte einen funkelnden Diamantring an ſeinen Finger, zum Zeichen ihres Dankes, und daß er auch ferner dabei ihrer freundlich gedenken möge.

Agitulf nahm das koſtbare Pfand mit wehmüthiger Freude, und ſchied voll ſtillen Trauerns.

Die Vermählungsfeierlichkeiten wurden ſodann mit großer Pracht vollzogen, aber dem Schein der Hochzeitsfackeln und dem Schalle der frohen Geſänge folgte nur allzubald die rothe Glut brennender Dörfer und das Weheklagen ihrer armen hülfloſen Bewohner, und Theodolinde erfuhr im Genuſſe der höchſten Wonne die ernſte Wahrheit, daß keine Erdenfreuden ganz ungetrübt ſeien, und daß nicht Hoheit noch Krone den Sterblichen gegen die Macht des Schmerzes ſchützen könne.

Childebert zog verheerend einher an der Spitze ſeiner Schaaren. Die alte Tapferkeit ſchützte diesmal die Longobarden gegen die Wuth ihrer Feinde nicht, und bald ſah der ſonſt ſo kühne Authar ſich gezwungen; ſich und ſein theuerſtes Gut, ſeine Theodolinde hinter Pavias ſchützende Mauern zu flüchten, und bot hier umſonſt für den Frieden die ſchwerſten Opfer an.

Childebert wüthete fort, und ob er auch weiter nichts erreichen konnte, und Pavias Mauern in der That dem lombardiſchen Könige Schutz gegen des Feindes Schwert gewährten, ſo vermochten ſie Autharn dennoch gegen die Tücke deſſelben, und gegen des Verräthers Falſchheit nicht zu ſchützen. Denn als einſtens Authar, nach einem glücklich zurückgeſchlagenen Sturme, am Buſen der treuen Gattin auszuruhen kam, und von ihrem Arm umfangen und von ihrem zärtlichen Gekoſe erheitert, den Abendtrunk begehrte, brachte ihm der durch Childeberts Gold beſtochene Diener in dem Becher den Tod, und wenige Minuten, nachdem der König getrunken, verblich er plötzlich in der Geliebten Armen. Der Tod des Königs und Theodolindens namenloſer Jammer erfüllte das ganze Land mit Trauern, weckte aber auch zugleich den Geiſt der Rache. Um Authars Schatten zu verſöhnen, griff alles zu den Waffen, und Childebert erntete den Lohn ſeines frevelhaften Beginnens nimmer, und ſah ſich bald gezwungen ſeine Schaaren heimzuführen.

Die Longobarden aber rathſchlagten unter einander, wie ſie der trauernden Königin, welche allbeliebt war durch ihre Weisheit und Milde, Tröſtung zu bringen vermöchten, und ſie erwählten ſie Alle einſtimmig zur Herrſcherin der Longobarden, und verhießen ihr, den

Gatten, welchen ſie einſt nach abgelegtem Wittwenſchleier ſich erwählen würde, von ihrer Hand zum Könige anzunehmen.

Theodolinde erfreute ſich ob dieſes Zeichens von Vertrauen und Liebe, aber ſie trauerte auch um ſo tiefer; denn in ihrem großen Herzeleid ſchien es ihr tröſtlich und wünſchenswerth, ihrem Schmerze um den Geliebten immer und einzig angehören zu dürfen. Da aber gedachte ſie im Kampfe mit ihrem Herzen der Lehren, welche ſie ſo oft aus dem Munde des edlen Agilulfs vernommen, und wie derſelbe vielmalen geäußert habe: Treue und reine Liebe giebt der Erde höchſtes Glück, giebt uns ſchon hienieden den Vorſchmack des Himmels! — und ſie beſchloß, daß ſie fortan in dieſem Sinne handeln wolle. Und ſie ſandte Boten gen Turin und ließ Agilulf zu ſich entbieten, indem ſie in ihrer Verlaſſenheit mit dem edlen Freunde manches zu berathen habe.

Agilulf folgte dem Rufe mit Freuden, obwohl von Herzen betrübt über das harte Schickſal, welches der Geliebten in der Fülle der Jugend ſchon alle Freudenblüthen entblättert habe.

Und als er nun auf der Burg Laomellum, wohin die Königin ihm entgegen gereiſet war, der rührenden

Geſtalt gegenüber ſtand, die in der ſanften Trauer ihres Weſens und in dem dunklen Wittwenſchleier ihm reizender erſchien wie jemalen in früherer Zeit — da drängte herzinniges Mitgefühl eine Thräne in die klaren Augen, die nie um eigenen Schmerz geweint, und er neigte ſich haſtig auf die ihm dargebotene Hand, damit Theodolinde die Schwäche nicht gewahre, deren der Mann ſich ſchämte; ſie aber ſprach mit wehmüthigem Lächeln: „nicht die Hand, ſondern die Lippe, denn ihr ſeid künftig mein Herr und Gemahl!“

Den Ueberraſchten gemahnte es faſt, als ob ein ſüßer Traum ihn umfangen halte, und als Theodolinde ihm nun erklärte, wie ſie geſonnen ſei, den Thron der Longobarden mit ihm zu theilen, um, durch ihn berathen und belehrt, die Mutter ihres Volks zu werden, da pries Agitulf den Herrn, der ihn ſo wunderbar und ohne ſein Zuthun an ſeiner Wünſche höchſtes Ziel geführt und ſeiner Selbſtüberwindung einen Lohn bereitet habe, wie er ſolchen nimmer mehr gehofft.

Theodolinde aber herrſchte an Agitulfs Seite noch viele Jahre lang über das glückſelige Italien, gleich geliebt um ihrer Weisheit und Milde willen, als hochverehrt wegen ihrer Frömmigkeit, alſo daß auch der

Biſchof von Rom, Gregor, von Vielen der Große geheißen, ihr Haupt mit der eiſernen Krone ſchmückte, welche er aus dem Nagel von dem Kreuze Chriſti ſchneiden laſſen, und die auch bis zu unſern Zeiten der Hauptſchmuck aller ſpäteren italiſchen Könige geblieben iſt.

Gleich beglückt als Fürſtin, wie als Gattin mußte die Königin am Abend ihres Lebens oft bekennen, daß wenn die Liebe der Roſe gleiche, welche, von keiner andern Blume je erreicht an Duft und Schönheit, auf kurze Zeit unſers Lebens Frühling verſchöne, das Band, ſo hohe Achtung und wahre Freundſchaft gegründet habe, dagegen dem Epheu zu vergleichen ſei, welcher ungebleicht von der Sonne Strahlen, mit ewig friſchem Grün, ſelbſt unter Winterſtürmen die Giebel unſers Hauſes noch freundlich umranket.

9.

Corſica's Banditen.

Zur Zeit als ich in Corſica am Gerichtshof angeſtellt war, ſo erzählte ein franzöſiſcher Juſtizbeamte, beſtand unſere Gensdarmerie unter dem Commando des Obriſt Vigarn aus achthundert Mann für den Dienſt auf der ganzen Inſel; der flüchtig gewordenen Verbrecher und Banditen, welche die Wälder Corſica's bevölkerten, zählte man damals auch an achthundert, — und ſo kam ein Gensdarm auf einen Banditen.

Vorneweg muß ich aber erklären, daß der Name Bandit in der corſiſchen Sprache durchaus nicht den Nebenbegriff der Ehrloſigkeit oder Schande in ſich hat. Ein Bandit iſt ganz einfach ein Flüchtling, der ſich der Gerechtigkeit nicht überliefern will. Ein Unſchuldiger, der ſich aus dem Staube macht, ein Mann von Ehre, einer Blutrache, vendetta, ſchuldig, welche das Vorurtheilnicht nur billigt ſondern gebietet, — ſie ſind Banditen und halten ſich für ganz ehrliche Leute. Nicht allein, daß ſie ſich dafür halten, ſondern ſie beſitzen größtentheils auch wirklich ſo viel Moralität als die achtbarſten Bewohner der Inſel.

Ich habe Banditen gekannt, die in ihrem jahrelangen Exil in Wald und Schlucht lediglich von den Unterſtützungen lebten, die man ihnen in den Ortſchaften oder einſamen Pachtgütern freiwillig oder aus Mitleid zukommen ließ, ohne jemals auch nur durch eine Drohung einen Biſſen Brod für ſich zu erzwingen. Zu andern gingen Weiber und Töchter täglich ſtundenweit hinaus ins Gehölz, um ſie mit Nahrungsmitteln zu verſehen, die ihnen für ein gutes Wort auch der nächſte Bauer oder Hirt verabreicht hätte. Der Corſe iſt vielleicht unter allen Menſchen der Erde am ſchnellſten zu einem Mord aus Rache bereit, aber auch am wenigſten fähig, eines Diebſtahls oder einer Handlung, die mit dem Stolze ſeines Charakters unverträglich, ſchuldig zu werden.

Eines Morgens erſchien der Brigadier der Gensdarmerie bei mir und brachte mir ein Schreiben des Unterpräfecten, worin mir dieſer ein Verbrechen und die Urheber deſſelben anzeigte und über ſie die Strafe des 92. Artikels im Code penal ausſprach. Es beſagt aber dieſer Artikel, daß Jeder, der, ohne Autoriſation von der rechtmäßigen Regierung, Truppen anwirbt oder anwerben läßt, anlockt oder aushebt, und ſie mit Munition und Waffen verſieht, oder ſie darauf anweiſt, mit dem Tode beſtraft werden ſoll. —

Nach einigen Fragen erfuhr ich, daß in einem Gaſthofe der Stadt ſich zwei junge franzöſiſche Reiſende befänden, welche derlei Anwerbungen betrieben. Ich ließ ſie ins Parquet rufen, ſie erſchienen und wieſen ſich mit ihren Papieren dahin aus, daß ſie Reiſende für ein geachtetes Haus in Rouen ſeien; ihr ruhiges und anſtändiges Benehmen zeigte, daß ſie ſich rein von aller Schuld wußten.

Was thun Sie in Corſica? fragte ich ſie. —

Wir ſind in der Abſicht hier, um Freiwillige anzuwerben, die wir bewaffnen und nach Spanien expediren wollen. —

Sind Sie dazu beauftragt? —

Nein, es iſt dies unſere Privatſpeculation. —

Sie Unglückliche! wiſſen Sie denn wohin Sie dieſe Speculation bringt? —

Nun? —

Auf das Schaffot. —

Unmöglich, wir ſind ganz ehrliche Leute. —

Ja doch, Sie ſind ehrliche Leute, aber die Unkenntniß des Geſetzes führte Sie an einen Abgrund, an dem mir für Ihr Loos bange wird. Ich muß Sie arretiren und gegen Sie verfahren. —

Und wie lautet das Geſetz? —

Ich las ihnen den 92. Artikel vor; ſie erblaßten. —

Wir ſehen unſere Unvorſichtigkeit ein, aber wer zwingt Sie, uns zu verfolgen? —

Der Brief des Unterpräfecten, in Folge deſſen ich ſelbſt wegen Unterlaſſung des Rechtsverfahrens bei einem wirklich vorliegenden Verbrechen geſtraft werden könnte. —

Eine Jury kann uns ja nimmermehr verdammen! —

Wir haben aber keine Jury in Corſica, ſondern einen beſtändigen Criminalgerichtshof, welcher größtentheils aus Corſen beſteht, die täglich ihre eigenen Landsleute verurtheilen ſehen und die ſich kaum dazu verſtehen werden, Franzoſen, die auf der That des Verbrechens ergriffen worden, Gnade angedeihen zu laſſen. —

Wie, wegen einer ſolchen Unbeſonnenheit wäre unſer Leben verwirkt? Es iſt unmöglich! —

Ich fürchte, antwortete ich nicht ohne Beſtürzung. Hoffen Sie jedoch, daß der königliche Prokurator, der ſonſt immer der ſtrengſte Ankläger iſt, diesmal aus Ueberzeugung Ihr beredteſter Vertheidiger ſein wird. —

Sie drückten mir die Hand und begaben ſich ins Gefängniß.

Glücklicherweiſe ſtimmten die Unterſuchungsrichter diesmal meinem Vortrage bei, beſchloſſen dem Vorfall keine weitere Folge zu geben und ich eilte, daß die jungen Leute ſogleich eingeſchifft wurden. Gut, daß es geſchah, denn ich hatte hintennach noch einen harten Strauß mit einem unerbittlichen corſiſchen Richter und mit dem von ihm aufgehetzten Präſidenten zu beſtehen. Nach allen den Strafen, welche über die Corſen ſelbſt ausgeſprochen werden, konnte ich über den Erfolg nichts weniger als ſicher ſein, den dieſer Fall, einmal vor den Criminalgerichtshof von Baſtia gebracht, hätte nehmen können. Das Verbrechen beſtand nun einmal und die Nebenumſtände und Intentionen wären kaum hinreichend geweſen, die jungen Leute vor dieſen Richtern zu entſchuldigen, welche nicht erſt blindlings nach dem Buchſtaben, noch aus Haß gegen nicht Nichtinſulaner zu verurtheilen brauchten, ſondern nur von dem dort eingefleiſchten Grundſatze ausgehen durften: daß bei dem Corſen vor dem Geſetze Alle und unter allen Umſtänden gleich ſind. Nicht als ob die Richter die beiden jungen

Franzoſen als wirkliche Verbrecher betrachtet hätten; aber in einem Lande, wo Mord ſo häufig und große Verbrecher doch ſehr ſelten ſind, muß dem Geſetze die ſtrengſte, ja meiſt eine buchſtäbliche Folge gegeben werden. Der Corſe, der aus Blutrache (vendetta) mordet, hat dies ſeinem Opfer lange vorher zu Wiſſen gethan und weiht ſich ſelbſt durch dieſe Erklärung des Privatkrieges dem Untergang, wenn ſein Gegner ſtärker, gewandter oder glücklicher iſt als er. Man hat gut die Corſen für ſolche Blutrache mit dem Tode ſtrafen, aber verringert wird dadurch in dieſem Lande des ewigen Duells die Zahl der Morde nicht, zu welchen ein übertriebenes Ehrgefühl Menſchen treibt, die vor wie nach dem Morde ſich nicht zu dem kleinſten Diebſtahl, noch zu der geringſten Beleidigung eines Andern als ihres Feindes hergeben würden. Daher die Kaltblütigkeit, der ruhige unerſchütterliche Muth, den dieſe zum Tode Verurtheilten auf ihrem letzten Gange und bis zum letzten Augenblicke beweiſen. Der Eine declamirt mit Begeiſterung eine horaziſche Ode, deren zweite Strophe durch das verhängnißvolle Meſſer verloren geht; ein Anderer bittet um die Gunſt, nur an einer Hand gebunden zu werden, um gemächlich ſeine Pfeife fortrauchen zu können. Ein Dritter ſchreibt an den General-

Prokurator: „In einer Stunde werde ich guillotinirt. Ich bitte um etwas ſchwarzen Crepe, um meine Trauer anlegen zu können; um eine Flaſche Bordeaux und um ein weißes Hemde.“ Man ſchickt ihm was er verlangt; er ſchlägt den Crepe um ſeinen Arm; trinkt behaglich den Wein und wird in einem weißen Hemde gerichtet.

Dies Alles klingt nur originell; es gibt aber auch ſchauderhafte Vorfälle. Die beiden Brüder Colonna wurden eines Mordes angeklagt; der eine freigeſprochen, der andere verurtheilt. Am Tage der Hinrichtung erblickt der Verurtheilte in den erſten Reihen am Schaffote ſeinen Bruder, der mit mehreren Freunden gekommen war, den letzten Willen des Sterbenden zu vernehmen.

„Bruder,“ ſprach dieſer, „ich ſterbe ſchuldig, ich geſteh' es; aber nichts deſto weniger haben meine Ankläger doch ein falſches Zeugniß abgelegt. Sie konnten den Mord, den ich begangen, nicht geſehen haben, ihre Angaben ſind ein Lügengewebe, und doch wurde ich auf dieſe hin verurtheilt. Rache iſt hier ein Recht, denn ſchuldig oder nicht, ihre Ausſage hätte mich jedenfalls auf das Schaffot gebracht. Räche mich, mein Bruder, ich will bei Gott für Dich beten.“

Mit dieſen Worten legte er ſich auf das Todesbret.

Das Meſſer fiel und der Kopf rollte aufs Gerüſt, welches in Baſtia keinen Vorhang hat. Der Bruder, der bis jetzt am Gerüſte gelehnt, faßt das blutige Haupt an den Haaren auf, beſudelt ſich über und über mit dem Blute und ſchreit das fürchterliche Wort vendetta! welches ſeine mitgekommenen Freunde insgeſammt wiederholen. Die unruhige Bewegung auf dem Platze erregt die Beſorgniß der Obrigkeit. Alſo gleich werden nach dem Dorfe Olmetta, wo die bedrohten fünf Zeugen wohnen, einige Gensdarmen detachirt: aber ſie kommen zu ſpät; fünf Morde ſind bereits am hellen Tage vollbracht worden und Colonna hat ſich mit ſeinen Gefährten bereits in die Wälder geflüchtet.

Bei ſolchen Menſchen iſt das Schaffot ein ungenügender Zaum. Einer meiner Freunde, der Advocat Caſabianca, hatte einen ſehr treuen Diener, der aber ſehr rachſüchtig war und offenbar auf einen Mord ſann. Sein Herr beſchloß, um ein ſolches Unglück abzuwenden, ſein Gemüth durch den Anblick einer Hinrichtung zum Guten zurückzuführen. Er ſchickte ihn darum auf den Richtplatz. Pietro drängte ſich ganz nahe an die Blutbühne, ſah Alles ſehr aufmerkſam mit an und kam nach Hauſe. Als ihn nun ſein Gebieter fragte: „Pietro, haſt Du Dir jetzt die Execution angeſehen?“ antwortete er ganz ruhig: „Ja wohl, ich hatte einen ſehr guten Platz. Das iſt alſo Ihre Guillotine? Das alſo ſoll ein ſo fürchterliches Ding ſein? Nun freilich! Ich ſag' es Ihnen offen, das Zeug würde mich nicht abhalten, meinen Gelüſten zu folgen.“

Das Schaffot iſt auch wirklich nicht ſchreckend für ſie, denn es handelt ſich hier nur um das Leben. Der Pranger, die öffentliche Ausſtellung, Strafen, welche die Ehre beflecken, empören den Geiſt des Corſen bei weitem mehr. Weil alſo die Guillotine ohnmächtig erkannt wurde, um dem Morden zu ſteuern, verſuchte es der Criminalgerichtshof von Baſtia (denn eine Jury beſtand damals nicht) weit öfter zu den Galeeren als zum Tode zu verurtheilen. Man ging noch weiter, man befahl, daß der Verurtheilte in derſelben Gemeinde, wo er das Verbrechen begangen, auf dem Pranger ausgeſtellt werde.

Ich ſah in Baſtia die Menge das Gerüſt dicht umgeben, auf welches ein blutiges Haupt hinrollen ſollte; Verwandte und Freunde wohnten der Hinrichtung bei, um dem Sterbenden die letzte Ehre zu erweiſen, als ob ein ruhmvoller Märtyrer vom Felde der Ehre aus der Welt ginge; — hinwieder ſah ich auch, wie die Ausſtellung auf dem Pranger in einem Dorfe die ganze

Umgegend in tiefe Betrübniß versetzte. Auf dem Platze, wo der Verbrecher ausgestellt, waren alle Fenster geschlossen. Kein Mensch war hier zu sehen als der Verurtheilte, die Gensdarmerie und der Henkersknecht. Zufällig schritt ein einziger Mann aus einem Hause und über den Markt hin. Bei dem Anblick dieses schnell Forteilenden, dessen Erscheinen dem Ausgestellten eine Beschimpfung seines Unglücks zu sein schien, rief dieser im heftigsten Zorne: „So komm doch näher, Giacomo, und befriedige deine Neugierde. Du wirst hier eine saubere Sache zu sehen bekommen.“

Diese Art von Ehrgefühl, welche die Blutthaten der vendetta begleitet und sich leicht über die Guillotine hinwegsetzt, über die Schandbühne aber sich nicht hinwegzusetzen vermag, deutet sie nicht hinreichend an, daß unsere Gesetze in dieser Hinsicht für Corsica eine eigene Modification hätten erhalten sollen? Corsica, da es ein französisches Departement geworden, hätte jene Ausnahmen wohl ansprechen dürfen, die in seinem Charakter und seinen Sitten begründet sind. Vielleicht wäre der einzige Ausweg der gewesen, wenn alle das Duell betreffenden und verbietenden Artikel aus dem corsischen Codex weggelassen werden wären und man sonach ein vor Zeugen und in Ordnung stattfindendes Duell stillſchweigend geſtattet hätte, welchen Charakter nach und nach wahrſcheinlich alle Vendetten angenommen und ſich, bei den Erſchwerniſſen und Ausgleichungen durch intervenirende Oeffentlichkeit, mit der Zeit wohl auch verringert haben würden. Doch wer hätte einen ſolchen Vorſchlag zum Beſten eines ihnen faſt unbekannten Landes in den franzöſiſchen Kammern durchbringen wollen!

Man hat oft von der corſiſchen Gaſtfreundſchaft geſprochen und fürwahr, dieſe zeigt ſich in einer ſo eigenthümlichen und großmüthigen Weiſe, daß man ſich auswärts ſchwerlich einen richtigen Begriff von ihr machen kann. Nicht nur daß, ſobald ſeine Schwelle betreten iſt, der Eigenthümer jede Feindſeligkeit gegen den Schutzſuchenden augenblicklich einſtellt, ſondern er ſelbſt begleitet, wenn ihn ſein Feind des nächſten Tages verläßt, dieſen mit ſicherem Geleite bis in eine gewiſſe Entfernung; denn wenn ſein Gaſt am ſelben Tage, oder in der Nähe ſeiner Wohnung ermordet gefunden würde, ſo könnte man an eine Verletzung des Gaſtrechts denken, die in Corſica niemals, weder an Freund noch an Feind, begangen wurde.

Der Geiſt des Volkes iſt von Natur abergläubiſch. Man weiß, wie verbreitet zum Beiſpiel in Italien der Wahn iſt, der Stich der Tarantel ſei tödlich.

Kein Corſe zweifelte daran, und ſo muthvoll ſie ſonſt waren, legten ſie ſich doch ſogleich ins Bett und trafen ihre letzten Anordnungen, wenn ein ähnlicher Unfall ſie mit der Ueberzeugung des bevorſtehenden Todes erfüllte.

Doctor Antonini, ein geſchickter Arzt, der auf dem Continent tüchtige Studien gemacht hatte und kürzlich nach Corſica zurückgekehrt war, beſchloß dieſes böſe Vorurtheil zu zerſtören. Er berief eine große Anzahl Corſen zuſammen und ließ ſich vor ihren Augen zweimal von einer Tarantel ſtechen; darauf, ſtatt ſich ins Bett zu begeben, zeigte er ſich allenthalben öffentlich, machte ſeine gewöhnlichen Beſuche, und wandte blos eine einfache Behandlung an ſich an, die er Jedermann genau erklärte. Diesmal hatte die Lection einen guten Erfolg und von dieſer Zeit an ſtarb kein Corſe mehr am Tarantelſtich.

Andere Arten und Folgen des Aberglaubens kamen ſogar bei den Gerichtshöfen vor und darunter ſehr traurige. Eines Tages ſetzte mich der Friedensrichter von Calenzana in Kenntniß, daß in ſeiner Gemeinde zwei Frauenzimmer ohne vorhergegangene Krankheit plötzlich und blos aus Furcht geſtorben ſeien, weil ſie auf ihren Kleidungsſtücken Wachsflecke entdeckt hatten, was laut des allgemeinen Wahnes, nur an Perſonen vorkomme, welche der Tod als ſeine Opfer bezeichnet hat. Indem ich mich über den Urſprung dieſer Wachsflecke unterrichtete, kam mir die Sache verdächtig vor und ich nahm meine Maßregeln ſo gut, daß meine Gensdarmen eines Tages hinter der nahen Mühle ein altes Weib hervorzogen, welches mit einem Wachslicht in der Hand dieſe zauberhaften Beſpritzungen an den Vorübergehenden ausübte. Die Polizei überwies und ſtrafte die Alte: aber das Vorurtheil, in Wachsflecken Todesanzeichen zu erblicken, konnte doch nicht zerſtört werden.

Niemand mag darüber erſtaunen, wenn er bei den Corſen ſolchen kindiſchen Aberglauben mit dem ungezügeltſten Muthe, ja mit Wildheit verbunden findet. Gereizt, ſind dieſe Menſchen Tiger, ruhig, Kinder, denen die mildeſte Ermahnung Thränen entlockt.

Der Gerichtsbeamte, der durch dieſe langen Wälder und Thalſchluchten unter Bedeckung von Gensdarmen reiſen wollte, würde nur zeigen, daß er das Land nicht kennt; es giebt kein Gehölz und keinen Pfad, wo er nicht dem ſicher treffenden Büchſenſchuſſe eines Rachgierigen trotz allen Muthes und aller Begleiter ausgeſetzt wäre. Iſt ihm aber niemals von einem Corſen Feindſchaft oder Rache geſchworen, und laut erklärt worden, ſo kann er überall allein hingehen. Denn unter dieſen Banditen befindet ſich kein Einziger, der nicht lange vorher und öffentlich ſeine blutigen Pläne ausſpräche und ſein Opfer bezeichnete. So wurde einmal ein Rath des königlichen Gerichtshofes meuchlings getödtet. Aber ſein Mörder hatte ihm in früherer Zeit, noch ehe er ins Tribunal kam, Blutrache geſchworen, alſo nicht um ſeines Amtes willen. Er fiel als Corſe, nicht als Richter, und die Kugel, die von einer Felſenſpitze kam und ihm die Hirnſchale zerſchmetterte, ſuchte ihn mitten aus einer zahlreichen Geſellſchaft heraus, denn zu ſeinen beiden Seiten gingen der königliche Prokurator und der Greffier, und weder ſie noch die nachfolgenden Gensdarmen konnten etwas ſehen, noch verhindern.

„Sie nennen dies einen Act der Gerechtigkeit, ich nenne es Krieg; aber es muß ſein und ich lobe Ihre Thätigkeit und Strenge“ ſo ſprach einſt der k. Siegelbewahrer Serre nach einer Unterſuchung zu mir. Und dieſe Eigenſchaften ſind bei einem Juſtizbeamten in Corſica unerläßlich. Aber ich wiederhole zugleich, daß kein Richter, kein Mitglied des öffentlichen Miniſteriums, jemals wegen ſeiner Amtshandlungen bedroht oder verfolgt worden iſt, weil in dieſem Lande die Achtung vor dem Richterſpruche eben ſo feſt in den Gemüthern wurzelt als jenes übertriebene Ehrgefühl, welches ſie dem Tode Trotz bieten läßt.

„Ich mußte mich rächen," ſpricht der Corſe, „aber ich kenne das Geſetz. Richter, thun Sie Ihre Pflicht, ich habe die meine gethan." Und dabei überkommt ihn nie ein Gefühl des Haſſes gegen das Gericht, ſelbſt beim Anblick des durch den Richterſpruch erbauten Schaffotes nicht.

So oft ich in meiner Anſtellung als königlicher Prokurator die Inſel bereiſte, begegneten mir Banditen, die mir nicht ſelten ſogar läſtig wurden. „Rathen Sie mir wohl, daß ich mich dem Gerichte ſtellen ſoll?" haben ſie mich hundertmal gefragt, worauf ich jedoch nie eine Antwort gab.

Eines Tages ſtieg ich den Pfad aus der Ebene von Calogna zum Berge Niolo hinan, als ich an einer Grotte am Wege ausruhte. Der Huiſſier Colombani, der mich mit der Flinte auf dem Rücken allein begleitete, machte mich auf eine Quelle im Hintergrunde der Grotte aufmerkſam, aus welcher ich mich laben ſollte, weil ihr Waſſer für das beſte auf der ganzen Inſel gilt. Kaum war ich dahin geſchritten, als ein junger Mann, der an dem Waſſer geſeſſen, aufſtand und mich unruhig anſah. Er war groß, ſein Antlitz ſchön und ſo arm an Bart, daß man kaum auf zwanzig Jahre ſchließen konnte. Sein Gürtel enthielt vorn ein langes Stilet, hinten eine Patronenreihe und an ſeiner Seite hing ein großes Piſtol. So unverhofft überraſcht, ſchien er nur in ſeiner Lectüre geſtört worden zu ſein, denn er hielt ein Buch in der Hand. Dieſer junge Menſch war ein bereits berühmter Bandit. Der Huiſſier nannte mir ſeinen Namen. Ich näherte mich ihm.

Kennen Sie mich? fragte ich ihn. —

Ja, antwortete er, ich habe Sie mehrmals aus der Ferne geſehen. Sind Sie von Gensdarmen begleitet? —

Nein. —

Auf dieſes Wort hin entſchloß er ſich zu bleiben und wir ſprachen ruhig weiter. —

Was für ein Buch leſen Sie da? —

Eine franzöſiſche Sprachlehre. —

Und warum gerade die? —

Ich will franzöſiſch lernen, um irgend unter einem andern Namen, wenn es mir gelingt von Corſica fortzukommen, auf dem Continent Militairdienſte ſuchen zu können. —

Ich lobte dieſen Entſchluß und ſchied mit dem aufrichtigen Wunſche, daß ſeine Pläne gelingen möchten.

Einen Tag ſpäter trat ich auf dem Gipfel des Nielo an ein klares fließendes Waſſer, um mein ziemlich hart gewordenes Brod darin aufzuweichen. Colombani ging in einiger Entfernung auf und ab und hielt endlich bei einem plötzlich hervorgetretenen Fremden, der, wie es ſchien, mehrere Fragen an ihn richtete; endlich kamen beide auf mich zu. Indeſſen hatte ich aus meiner Reiſetaſche ein Stück Ziegenkäſe hervorgeholt und ſuchte nach einem Meſſer um ihn anzuſchneiden. —

Habt Ihr kein Meſſer Colombani? fragte ich. —

Nein, mein Herr, antwortete er, wandte ſich an den Fremden und fragte dieſen: Perodi, habt Ihr vielleicht ein Meſſer? —

Und Perodi zog aus ſeinem Gürtel ein prachtvolles Stilet, nahm ehrerbietig die Mütze ab und überreichte mir die funkelnde Waffe am Griff. Ich nahm das Stilet, ſchnitt meinen Käſe, gab es dann an Perodi zurück, der es in ſeinen Gürtel ſteckte, mich achtungsvoll grüßte und im Gehölz verſchwand. Perodi war ein Bandit aus der Gemeinde von Calenzana und lebenslänglich zur Galeere verurtheilt.

Antonini, der furchtbare Bandit von Arapeſſa ward eines Tages von unſern Gensdarmen verfolgt, welchen er nur durch einen wunderbaren Sprung von einer unglaublich hohen Mauer entging. Des andern Tages fand ich folgendes Billet auf meinem Platze im Rathsſaale:

„Herr Prokurator! Ich erſuche Sie höflichſt, zu meiner Schweſter im Dorf Avapeſſa den Sack hinſenden zu wollen, welchen Ihre Gensdarmen, als ſie mich verfolgten, aufgerafft haben, und welcher meine Barbiermeſſer, ein Fernglas und ein Liederbüchlein enthielt.

„Sie werden dadurch ſehr verbinden Ihren gehorſamen Diener

„Antonini, Bandit von Avapeſſa."

Man kann wohl denken, daß ich mich nicht ſehr beeilte, dieſem Verlangen zu entſprechen. Wenige Tage ſpäter wurde Antonini gefangen und ich ſchritt zu ſeinem Verhör. Er nahm mich ſehr ungehalten auf, nicht weil ich ihn wegen verübten Mordes verfolgte, nicht weil ihn der Gerichtshof bereits in Contumaz zum Tode verurtheilt hatte — das lag alles in meinem Amte und ein Corſe verlangt es nicht anders — ſondern blos weil ich ihm, wie er meinte, ſeine Barbiermeſſer, ſeine Lieder und ſein Fernglas hätte zurückſenden können und er mit Hülfe des Letztern ſich vor den Gensdarmen auf dem Gebirge hätte in Acht nehmen können. Er verzieh es mir, daß ich ihm den Kopf abſchlagen ließe, aber niemals, daß ich ſeinen Brief unbeantwortet gelaſſen. Das Merkwürdigſte an dieſem Briefe iſt gewiß die Signatur Bandit, welcher Antonini ſelbſt ſeinen Namen beigefügt hatte, und zwar in keiner andern Abſicht, als um ſich dadurch ganz genau zu bezeichnen.

Ich ſchließe dieſe Bemerkungen über die corſiſchen Banditen mit dem Wunſche, daß Sitten und Geſetzgebung dereinſt in beſſere Harmonie gebracht werden mögen. Aber auf welche Art ſollte das geſchehen? Schon die traditionellen Feindſeligkeiten der Familien in Corſica können den ruhigſten und redlichſten Bewohner der Inſel eines Tages zu einer vendetta treiben; er kann mit Beſtimmtheit ſagen: ich werde niemals ein Dieb werden; — aber der Rechtſchaffenſte vermag nicht von ſich zu ſagen: es iſt unmöglich, daß ich jemals ein Mörder werde. —

Man wird mir vorwerfen, daß ich eine allzu gute Meinung von dieſem Volke hege. Hier ein Beweis vom Gegentheil.

Zu meiner Zeit wurden alle adminiſtrativen und judiziellen Autoritäten darüber befragt, ob man das Inſtitut der Jury in Corſica ohne Gefahr einführen könne? Wir antworteten einſtimmig alle, auch ich — denn man ſoll ſich eines Irrthums nicht ſchämen — es ſei zu beſorgen, daß Rachegefühl oder Furcht auf die Ausſprüche der Geſchwornen Einfluß bekämen.

Demungeachtet wurde die Jury eingeführt und übt nun ihr Amt ſeit zehn Jahren auf die untadelhafteſte Weiſe. So reizbar das Gemüth des Corſen auch ſonſt iſt, ſeine Ehrfurcht vor dem Geſetze geht bei ihm über alle Leidenſchaften hinaus und nach keinem Urtheil wurden noch die Sprecher einer Parteilichkeit oder Härte geziehen.

Das Land iſt es wohl werth, daß man ſich mit ihm beſchäftigt, die Regierung kann daran nicht genug denken. Alles was ſie bisher von ihm verlangte, war daß es denſelben Weg mit den übrigen Theilen des Landes gehe, und Corſica, geſchmeichelt durch den Titel eines franzöſiſchen Departements, hat ſich mit einer Selbſtverläugnung darein ergeben, die ihm nur Ehre macht.

Will man aber das wahre Unglück Corſica's in der Zeit worin wir leben, wiſſen? Es koſtet jährlich eine Million und bringt nicht ganz vierhundert tauſend Franken ein.

An dieſe Bemerkungen reihen ſich die nachfolgenden eines Reiſenden, der ſich in jüngſter Zeit in Corſica aufhielt.

Das Verbrechen des Raubes und Raubmordes — ſo erzählt er — iſt in Corſica ziemlich ſelten. Wer in dieſem Lande die Bezeichnungen Bandit und Räuber nicht wohl unterſcheidet, würde die Corſen beleidigen. Der Bandit iſt ein Mann des Bannes, flüchtig vor dem Geſetz, weil er eine Blutrache begangen, oder flüchtig, weil er eine ihm geſchworene fürchtet und ſich ihr entziehen will. Nur das äußerſte Elend, aber nicht die Begierde, können ihn ſo weit bringen, Reiſende anzugreifen oder Beſitzer gewaltſam zu brandſchatzen. In ſolchem Falle wird er zum Räuber, es geſchieht aber ſelten. Arme Bauern und Hirten greifen wohl je zuweilen zum Räuberhandwerk, aber ohne früher Banditen geweſen zu ſein. Als Entſchuldigung führen ſie ſpäter gewöhnlich an, daß ſie von den Reiſenden ſelbſt auf eine ſo lockende Weiſe dazu verleitet worden wären, daß ſie nicht hätten widerſtehen können. Doch ſind auch dies nur einzelne Fälle. Im Ganzen zeigt der Corſe weit weniger Eigennutz als der Lombarde und der Calabrier. Ein beſcheidener einſamer Wanderer iſt überall ſicher; ich habe an den entlegenſten und einſamſten Orten ruhig meine Sieſta gehalten; wer durch Opulenz reizt und die Augen auf ſich zieht, trägt wohl ſelbſt einen Theil der Schuld, wenn ihm Unangenehmes widerfährt.

Im Jahre 1836, ſo erzählte man mir, hielten ſich zwei junge, reiche Schottländer mehrere Monate hindurch in Bonifacio auf. Sie hatten eine elegante kleine Jacht, worauf ſie längs der Küſte Ausflüge machten um ſich am Fiſchfang zu vergnügen, oder ſie landeten, um ſich mit der Jagd zu unterhalten. Eines Tages waren ſie ans Land gegangen, um an einer Quelle zu frühſtücken, als ſie von drei maskirten bewaffneten Männern angepackt wurden. Sie hatten nur wenig Geld bei ſich und gaben dieſes ſo wie ihre Uhren und Flinten her. Da ſprach einer der Räuber:

„Wir verlangen mehr. Einer von Euch verfüge ſich zu Schiff und bringe uns von Hauſe hundert Pfund Pulver und zehntauſend Franken. Der andere bleibt als Bürge bei uns.

Die beiden Schottländer verſicherten, ſie beſäßen nicht mehr als einige Pfund Pulver, und ihr ganzes Vermögen beſtände jetzt in fünfhundert Franken. Sie wurden gezwungen dies mit einem Eide zu bekräftigen, und nun ſtimmten die Räuber ihre Forderungen auf das

Verhandene herab. Sie ſagten aber dem jungen Manne, welcher fortging das Verlangte zu holen:

„Kehrſt Du nicht zurück, ſo tödten wir Deinen Kameraden; bringſt Du Diener oder Schiffsleute mit, ſo tödten wir ihn gleichfalls. Einer von uns beſteigt die Felsſpitze, um zu ſehen, ob Du allein wiederkehrſt.“

Der junge Gefangene blieb nun allein mit den Räubern, tröſtete ſich über das verlorene Geld, befürchtete nichts für ſein Leben und verzehrte ruhig ſein Frühſtück, was den beiden zurückgebliebenen Corſen nicht übel zu gefallen ſchien, doch wieſen ſie jeden ſeiner Verſuche, ſie zu einem Geſpräche zu vermögen, zurück. Ein großer Hund, der ſie begleitete, zeigte ſich minder ſtreng und ſpröde. Vom Frühſtück fielen gute Biſſen ab, er wurde gegen den Spender freundlich, ließ ſich von ihm liebkoſen und bei ſolcher Gelegenheit ſchnitt ihm dieſer, ohne daß es Jemand bemerkte, ein Büſchel Haare von der Bruſt ab und verſteckte es ſorgfältig in die Taſche. Der Gefährte kam bald zurück, brachte das Verſprochene und die Räuber, welche nun ihren Zweck erreicht, gaben beiden die Freiheit.

Die jungen Leute beſtiegen die Jacht und wenige Stunden ſpäter war der Vorfall dem königlichen Prokurator angezeigt, und zugleich der Haarbüſchel vom

Hunde an ihn übergeben. Es dauerte nicht lange, ſo war man des Hundes habhaft und der erkannte Hund führte zur Entdeckung von zweien jener Räuber, welche jedoch den dritten anzugeben hartnäckig verweigerten. Man fand bei ihnen zwei Drittheile der geraubten Gegenſtände, nach ihrer ſelbſt gemachten Theilung: eine Flinte, eine Uhr, zwei Drittel des Pulvers und drei Viertheile der erpreßten Geldſumme. Sie wurden zu fünf Jahren auf die Galeere verurtheilt. Man brachte ſie nach Toulon, wo ich ſie ſpäter beſuchte, um ihnen Nachrichten von ihren Angehörigen mitzutheilen. Sie ſchienen reuig und ſagten zu mir: „Wir waren Schurken, aber warum haben uns auch die verdammten Engländer mit ihrem Reichthum ſo gereizt?

Den beiden Schotten aber rieth man; ſo ſchnell als möglich Bonifacio zu verlaſſen, um der Rache von Seiten der Familien der Verurtheilten zu entgehen.

Der Capitän Hell, der eine ſchöne Karte von Corſica geliefert hat, wurde einſt auf eine ähnliche Weiſe von Räubern gepreßt. Er ſollte Geld und Pulver von ſeinem Schiffe, das unweit der Küſte lag, holen laſſen. Man verlangte hundert Louisdor und verglich ſich endlich auf zwei hundert fünfzig Franken. In Beziehung auf das Pulver wandte der Capitän eine beſondere Liſt an, er befahl in einem engliſch geſchriebenen Billet ſchnell Packete mit der Deviſe „Königliches Pulver“ und „Berner Pulver“ anzufertigen, deren Inhalt aber aus verdorbenem Material, vielem Kohlenſtaub und nur aus wenigen Körnern wirklichen Pulvers beſtehen ſollte; er hoffte auf dieſe Weiſe manch ein Leben zu retten, und die Morde der Blutrache zu vereiteln.

Hirten und Bauern verlangen zuweilen von dem Reiſenden, daß er ihnen Pulver verkaufe, und für ein kleines Päckchen Pulver erbieten ſie ſich ihm zu Dienſten, die ſie für Gold nicht erweiſen würden, zum Beiſpiel, ihn auf den Schultern durch einen Bach zu tragen.

* * *

10.

Pugatſcheff.

An einem frühen Aprilltage des Jahres 1774 ſaßen drei Perſonen auf einem jener maſſiven Felsblöcke, wie ſie zahlreich am Fuße des Ural und auf jenen Steppen an beiden Ufern des Irghis umhergeſäet ſind: ein junges Weib, ein Koſak und ein Mann, der eine Mönchskutte trug. Das Weib war nicht regelmäßig ſchön, aber die Züge athmeten Güte und Sanftmuth. Der Koſak war eine große kräftige Geſtalt; langes rothgelbes Haar reichte bis auf die Schultern und ſchloß ſich an den Wangen an den langen dichten Bart; des Stämmigen Name war Iwogoroff. Der Mann im erborgten Mönchsgewande war klein, ſchmächtig und faſt bartlos; aber aus ſeinen grauen Augen zuckte ein ſo wild blitzendes Feuer, daß ſein Ausſehen nicht minder furchtbar als das ſeines rieſigen Gefährten war; und dieſer Mann hieß Jemeljan Pugatſcheff. Der Sohn eines Koſaken aus dem Dorfe Simoweisk am Don, beſchäftigte er ſich ſchon jung mit Krieg und Raub als Anführer einer eigenen Bande, diente dann im ſiebenjährigen Kriege und im Jahre 1770 bei den Oeſtreichern gegen die Türken, deſertirte bei Bender und flüchtete nach Polen, wo ihn ein Paar Eremiten von griechiſchem Ritus aufnahmen. Hier ging ein neues Leben in ihm auf, und als er in die heimiſchen Wüſten am Ural zurückgekehrt war, fühlte er den unwiderſtehlichen Drang nach Erhebung in ſich gähren. Der Zufall ſollte ihn begünſtigen; Peter III. war erdroſſelt werden. Kühn vertrauend auf ſeine unläugbare Aehnlichkeit mit dieſem Fürſten, beſchloß Pugatſcheff, ſich für ihn auszugeben. In Moskau hätte er es nicht gewagt, dort war der Tod Peters notoriſch: die Leiche war Tage lang auf dem Paradebett ausgeſetzt geweſen; aber in den Wüſten am Irghis, unter Bauern und Halbwilden, denen jede Veranlaſſung zum Blutvergießen willkommen war, durfte Pugatſcheff mit ſeiner Lüge auf Leichtgläubige, mit ſeinem Verbrechen auf Spießgeſellen rechnen. Seine Anhänger verbreiteten das Gerücht, man habe ſtatt Peters einen ihm ähnlichen Soldaten auf dem Todtenbette ausgeſtellt, Peter aber ſei verkleidet entkommen und erſcheine nun nach langem Herumirren unter ſeinen treuen Koſaken, von deren Unterſtützung er die Wiedererlangung ſeiner Krone erwarte. Aber unter dieſen Koſaken war einer, dem Pugatſcheff ſeine eigentliche Herkunft nicht verläugnen konnte. Mit ihm in demſelben Dorfe geboren, unter demſelben Zelte erwachſen, war es gefährlich, den Haß dieſes Mannes zu erregen, der ihn jeden Augenblick des Betruges überführen konnte. Es war Twogoroff; Pugatſcheff hatte ſeine Tochter geehelicht, und wiewohl er mit dem Plane umging, ſie eines Tages zu verſtoßen, ſo heuchelte er doch beiden die innigſte Anhänglichkeit und Freundſchaft. —

„Twogoroff,“ ſprach er, dieſem fröhlich die Hand reichend, „bisher war uns das Glück noch immer günſtig. Vor ſechs Monaten waren wir nicht Herren über eine Kopeke, jetzt beſitzen wir eine Million Rubel; wir hatten nicht Einen Anhänger, und jetzt ſtehen wir an der Spitze einer Armee.“

„Ja,“ erwiederte der Koſak, du biſt auf dem beſten Wege, Kaiſer zu werden, aber wirſt du dich auch immer der Bedingungen erinnern, unter welchen ich dein Helfer geworden? Sieh hier meine Sophie, mein Kind, das ich dir zum Weibe gegeben um dich als Vater zu lieben, wie ich es ſonſt als Bruder gethan. Vergiß es nicht, daß ſie dereinſt deinen Glanz theilen ſoll, wie ſie deine Dunkelheit getheilt.“ —

„Ich werde daran denken,“ meinte Pugatſcheff. —

„Jemeljan,“ ſeufzte Sophie betrübt, „wir waren hier ſo glücklich, warum unſere Hütten verlaſſen? Was ſoll mir Glanz und Macht? ich lebe nur in der Liebe zu dir.“

Das Geſpräch war kaum zu Ende, ſo vernahm man in der Nähe das Hurrahgeſchrei der Inſurgenten, welche bald zu den Dreien herankamen. Koſaken in aſiatiſcher Kleidung, halbnackte Kalmucken, Buratten, Kirgiſen in ihrer alten Nationaltracht, Bauern, mit Senſen bewaffnet, und Bergleute bildeten den Kern der Aufrührer. Mit einem ſchnellen Blicke durchlief Pugatſcheff die langen Reihen dieſer plötzlich erſtandenen Soldaten, kniete demüthig vor dem Popen an der Spitze des Heeres nieder, um ſich ſegnen zu laſſen, und ſprach dann mit einem zufriedenen, vielſagenden Blicke zu Twogoroff: „Das Reich iſt unſer!“

Indeſſen ſaß Catharina II. ruhig und ſcherzend im Boudoir der Eremitage und bekämpfte die Erfolge des „Koſaken ohne Bart“ nur mit dem Schweigen tiefer Verachtung. Ein ungewöhnlicher Charakter dieſe

Catharina! Man hätte in ihr zwei Willen, ich möchte ſagen, zwei Weiber unterſcheiden können, die ſich ewig widerſprachen: das eine von tiefem politiſchem Blicke, kühn in Entwürfen, energiſch und unwiderſtehlich in der Ausführung; das andere kleinmüthig, ſeinen Leidenſchaften ſclaviſch unterthan, und heimlich jener leichtfertigen franzöſiſchen Philoſophie des Eremiten von Ferney ergeben, welche in den Salons verboten war. So kam es, daß, während der falſche Peter ſich ganzer Provinzen bemächtigte und bereits Geld mit ſeinem Bruſtbilde ſchlagen ließ, die Kaiſerin unbeſorgt ihre Correſpondenz mit Voltaire fortſetzte und ihre witzigen Bemerkungen über den abenteuerlichen Barbaren, begleitet von koſtbaren Geſchenken, durch Couriere nach Ferney ſchickte. Aber die Nachrichten lauteten täglich ſchlimmer. Die kaiſerlichen Truppen wurden fortwährend geſchlagen. Der Obriſt Buloff war ſammt ſeiner Garniſon niedergemacht worden; Städte und Dörfer lagen verwüſtet; die Feſtungen waren erobert, und Grauſamkeiten unerhörter Art geſchahen durch Pugatſcheff. Sein Anhang wuchs durch die Roskolniken, durch Ueberläufer und durch den Zulauf von Baſchkiren, Wotjäken und Tataren bis auf 16,000 Mann; der Obriſt Michelſon ward geſchlagen und abgeſchnitten, und Pugatſcheff bedrohte Moskau. Und noch immer hohnlachte **Catharina** der Barbarenhorden, der Wilden, die es nicht wagen würden, die Sclavenketten von ihren Ohren zu ſchütteln; ſie ſchmälte über die Ungeſchicklichkeit des Generals Bibikoff und meinte, am Ende ſei die ganze Geſchichte mit ein Paar tauſend Rubeln, unter die Habſüchtigen ausgeworfen, abgethan.

Die Nachrichten, welche man der Kaiſerin gebracht, waren nichts weniger als übertrieben. **Pugatſcheff** ſtand vor Moskau. Aber trotz ſeiner Siege war der Rebell jetzt weniger gefährlich als je; denn mit ſeinen einfachen Sitten hatte er auch die moraliſche Gewalt über ſeine Anhänger verloren; und wenn **Twogoroff** und **Sophie** treu bei ihm aushielten, ſo geſchah dies wohl nicht mehr aus Anhänglichkeit, wenigſtens nicht bei dem Koſaken, deſſen Tochter der Uebermüthige bereits verſtoßen hatte, um ſich mit einer Perſon zu verbinden, auf welcher die öffentliche Schande laſtete. **Pugatſcheff** ſelbſt, gleichſam verwirrt durch ſeine Erfolge, zog es vor, ſtatt die Früchte ſeines Betruges vollends mit dem glücklichen Schwerte einzuärnten, jetzt ſein Heil durch Verrath zu ſuchen. In Folge eines heimlichen, durch Beſtechung unterhaltenen Einverſtändniſſes mit einem Gardeoffizier der Kaiſerin, hoffte er zu **Catha-**

rinen zu gelangen und ſie zu ermorden; eine Fackel auf dem Giebel der Eremitage ſollte ſeinen Genoſſen die gelungene That verkündigen.

Am Abende, wo dieſer Plan ausgeführt werden ollte, ging Twogeroff unter den Zelten am Ufer der Moskwa mit finſteren Blicken auf und ab. Mühſam nur verbarg er die Wuth, die ſein Inneres erfüllte, und mit Angſt blickte Sophie auf ſeine zornleuchtenden Züge. Endlich wie von der furchtbaren Gewißheit eines Gedankens erfaßt, näherte ſie ſich ihm und rief: „Gnade, Vater! du willſt Jemeljan tödten!“ —

„Ihn tödten?“ erwiderte mit einem wilden Lachen der Koſak, „bin ich nicht ſein Freund, ſein Bruder, ſein Mitſchuldiger? Sei ruhig: ich tödte ihn nicht, weil ich nicht Luſt habe, ſelbſt zu ſterben.“ —

In dieſem Augenblick trat Pugatſcheff mit trunkerhitztem Geſichte und von ſeinem neuen Weibe begleitet aus einem Zelte.

„Jemeljan,“ ſprach der Koſak, mit geſenktem Blick auf ihn zutretend, „die Stunde ruft; hier deine Uniform als Gardeoffizier, unſere Genoſſen ſtecken in rogoskala'ſchen Uniformen; wage, ſei glücklich, und das Reich iſt dein!“ —

„Gieb!“ herrſchte Pugatſcheff. Dabei warf er einen zagenden Blick auf die hohen Gebäude Moskau's, die aus der Ferne und im Dunkel wie rieſige Geſpenſter herüberſchauten, und entfernte ſich, nachdem er ſeine ſchamloſe Gefährtin umarmt hatte. —

„Fluch dir!“ murmelte der Koſak. —

„Barmherziger Himmel nicht einen Blick für mich!“ ſeufzte Sophie.

In einem entlegenen Saale der Eremitage ſtand ein Offizier der kaiſerlichen Garde in ſpäter Stunde allein auf dem Wachpoſten. Todtenblaß und regungslos, ſchien er abzuwarten, bis Alles im Pallaſte ruhig geworden; dann noch einige Augenblicke zögernd, öffnete er raſch die Thür, an welcher er geharrt, zog ſie eben ſo raſch wieder hinter ſich zu und ſtand vor Catharina II. Die Kaiſerin erbebte: ein fremdes Gefühl von Angſt und Ueberraſchung bemächtigte ſich ihrer unwillführlich bei dem Anblicke dieſer Aehnlichkeit, die wirklich etwas Wunderbares hatte. Aber zugleich wußte ſie, daß nur Verrath ihr dieſen Beſuch zugeführt haben konnte, und ihre erſte Bewegung ſtrebte dahin, ſich dem Kamine zu nähern, um dort ein geladenes Piſtol zu ergreifen; doch Pugatſcheff vertrat ihr den Weg. —

„Erkennſt du mich, Catharina?“ fragte er mit dumpfer Stimme. —

„Wirf deine Maske ab, Gaukler!“ rief zornig die Kaiſerin, „ich erkenne dich für einen Betrüger!“ —

„Wie? du wollteſt dich deines Opfers nicht mehr entſinnen, meuchelmörderiſches Weib!“

Die Augen des Fragenden funkelten wild; Catharina zitterte. Sie dünkte ſich noch fern vom Ende ihrer Laufbahn und liebte das Leben; ſie war Herrſcherin und freute ſich der Macht; ſie war ſchön und lebte nur dem Vergnügen. Darum änderte die Kluge raſch den Ton; erſt gebieteriſch, wurde ſie jetzt geſchmeidig, und Bitten traten an die Stelle der Drohungen. —

„O, ſuche nicht länger mich zu täuſchen,“ ſprach ſie mild, und entſage dieſem leeren Namen. Bedarf dein Verſtand erſt einer Lüge? Nein, du biſt nicht Peter III., aber wahrlich, du biſt mehr als er: denn dein Geiſt und dein Muth ſtellen dich höher, als er jemals ſtehen konnte. Glücklich der Zufall, der uns heut einander gegenüber führt. Ich bin der Lebensweiſe überdrüſſig, der ich bisher gefolgt, wie du gewiß der traurigen Rolle ſatt biſt, die du geſpielt. Laß uns unſere Geſchicke vereinigen. Theile mein Herz und meinen Thron, und ſei überzeugt, daß Catharina es verſtehen wird, dich glücklich zu machen."

Während dieſer Rede hatte ſich die Kaiſerin dem Kamine immer mehr genähert. Bei dem Anblick der ſchönen, vielbewunderten Frau, der mächtigen Herrſcherin, die über fünfzig Millionen Menſchen gebot und die ihn ſo huldreich anſah, bei dem Tone dieſer ſüßen, bezaubernden Worte verwirrten ſich die Sinne Pugatſcheff's, der in Ausſchweifungen aller Art die frühere Kraft und Strenge ſeines Charakters längſt verloren hatte. —

„O, wie verſtehſt du zu blenden und zu bezaubern, Catharina!" begann er mit feuriger Stimme. Ja, du haſt Recht: ich bin nicht Peter III.; ich bin nur ein armſeliger Tatar aus den Steppen von Simoweisk. Aber du bieteſt mir deine Liebe an, du glaubſt, daß mein Geiſt mich zu deiner Höhe erheben ſoll, und ich greife beglückt nach dieſem Anerbieten. Ich entſage meinen ehrgeizigen Plänen, und verlange nach der Krone nur, um ſie mit dir zu theilen; wie ein Sclave will ich dir dienen und dich wie eine Göttin anbeten!" —

Während Pugatſcheff ſo ſprach, verzogen ſich Catharina's Mienen auf eigenthümliche Weiſe; jetzt hatte ſie den Kamin erreicht, faßte raſch nach dem Piſtol, ſchlug es auf den Getäuſchten an und rief ſtolz und drohend: „Nieder auf deine Kniee, rebelliſcher Sclave, auf die Kniee, elender Bauer, vor deiner Kaiſerin und Richterin!“ —

Ueber das Antlitz des Koſaken zuckte ein Blitz der Wuth. „Abſcheuliche!“ ſchrie er und wollte nach dem Säbel greifen, aber die Mündung des Piſtols, auf ſeine Bruſt gerichtet, verbot jede Bewegung. „Du biſt eine unvergleichliche Heuchlerin,“ ſtotterte er endlich mit verbiſſenem Ingrimm: „aber ſchieße nicht, ich rathe es dir, denn du könnteſt mich verfehlen oder nur verwunden, und dann wäre es aus mit deinem Laſterleben, denn meine Waffen verfehlen dich nicht!“ — Mit dieſen Worten zog er ſich an die Thür zurück, öffnete ſie und rief: Jemeljan Pugatſcheff verläßt dich, Catharina, aber hüte dich vor ihm, er kehrt als Peter III. wieder!“ —

Und die Kaiſerin blieb in ſtarrer Bewegungsloſigkeit ſtehen.

Am nächſten Morgen erſchien Catharina ſelbſt auf dem Waffenplatze, verſammelte die Generale und befahl ihnen, eine letzte entſcheidende Schlacht gegen die Anführer zu liefern. Sie wurde geſchlagen, die Rebellen wurden gänzlich beſiegt, und Pugatſcheff nach den Steppen von Jaik gejagt, wo die Empörung begonnen hatte. Verwundet und verfolgt, gelang es ihm mit einer Schaar Koſaken, worunter Twogoroff und Sophie, nach einer unnahbaren Felſenſchlucht zu entkommen. Hier auf einer Steinplatte ausgeſtreckt, blutend und zerriſſen, hatte er Muße, über ſeine Irrthümer und über die Wandelbarkeit des Glückes nachzuſinnen. Aber noch hatte die Hoffnung ihn nicht verlaſſen.

„Twogoroff," ſprach er zu ſeinem Gefährten, das Schickſal hat uns verrathen, aber noch bin ich für die Bergvölker des Ural Peter III., und dieſer Name wirbt uns bald wieder ein Heer." —

„Leere Hoffnung!" entgegnete dieſer mit eiſigem Lächeln, „Alles iſt vorüber, Widerſtand unmöglich, und es bleibt nichts übrig, als ſich zu ergeben." —

„Ergeben!" ſchrie wüthend Pugatſcheff, „und weißt du nicht, was dich erwartet, wenn du dich ergiebſt? Man wird dich auf die Tortur ſpannen und deinen Körper ſtückweiſe zerreißen." —

„Dafür iſt geſorgt, Pugatſcheff," entgegnete mit fürchterlicher Ruhe der Koſak, „ich habe nichts zu fürchten: ich bezahle mein Leben mit dem deinen; in einer Stunde überliefere ich dich an Armen und Beinen gebunden dem General Suwaroff.“ —

Bei dieſen Worten ſchleuderte er den Dolch Pugatſcheff's weit fort und ſprach, ein Knie auf die Bruſt ſeines Opfers ſetzend: „Gedenkſt du des Vergangenen, Jemeljan? Haſt du je einen treuern und unerſchrockeneren Genoſſen gehabt, als Twogoroff es war? Wer hat dich in den Wüſten des Ural als Kaiſer ausgerufen? Ich war es, ich, der Mitſchuldige deines Betruges und deiner Frevel. Aber ich that es für den Freund meiner Jugend, für den Sohn meines Hauſes. Dir aber wollten dieſe Namen nicht genügen, du höhnteſt meine Ergebenheit, du haſt mich als Vater beſchimpft und beleidigt! O, wie lange ſchon reift dieſe Rache in mir! Sieger oder beſiegt, du wäreſt ihr nie entgangen, und hätteſt du dir die Krone geſtohlen, ſo wäre ich der Erſte geweſen, der deinen Purpur in Blut getaucht hätte!“ —

Pugatſcheff war leichenblaß geworden, auf ſeiner Stirn ſtand Todesſchweiß. „Unmenſchlicher!“ röchelte er, „bin ich nicht unglücklich genug? Gönne mir wenigſtens Zeit zur Reue!“ —

„Fleh Catharinen darum an.“ —

„Gnade, Twogoroff, und ſtrafe meine Fehler nicht durch ein Verbrechen!“ —

„Du haſt mein Kind verſtoſſen.“ —

Jedes dieſer Worte erhöhte Pugatſcheffs Todesangſt. Er fühlte, daß ihm der unverſöhnlichſte Haß gegenüber ſtehe, und wandte ſich mitleidflehend an Sophien, welche mit dem Schweigen des ſtarren Schreckens dieſer Scene beiwohnte. —

„Engel, den ich gekränkt,“ bat er, „willſt du mich retten?“ —

„Sie flucht dir, Schändlicher!“ rief der Koſak und ſchnürte die bittenden Hände zuſammen. —

„Sie hat dir vergeben, Jemeljan!“ flüſterte das zitternde Weib unter Thränen.

Vierzehn Tage ſpäter ſtand auf dem Platze von Kaſan inmitten des ungeheuren Volkszudranges ein eiſerner Käfig, worin ein Menſch eingeſperrt war. Mit wilder Freude betrachtete die Menge das lebende Geſpenſt, das ſich hinter dieſen Eiſenſtäben bewegte. Auch Catharina II. kam herbei. —

„Die Poſſe iſt ausgeſpielt,“ ſagte ſie kalt ſcherzend, „morgen falle der Vorhang!“

Und am andern Tage, am 10ten Juni 1775 wurde Pugatſcheff geviertheilt. — Twogoroff und ſeine Tochter kehrten reich beſchenkt in ihre heimathlichen Steppen zurück, — aber mit welchen Gefühlen?!

11.

Der Kaiſer als Muſikfreund.

Napoleon beſaß in hohem Grade Geſchmack und Gefühl für die Schönheiten der Muſik. Nachdem er Kaiſer geworden war, ließ er ſich in den Tuilerien dort, wo früher der Conventions-Saal geſtanden hatte, eine Capelle und einen Schauſpiel-Saal durch die berühmten Architekten Percier und Fontaine erbauen. Die Capelle wurde am 2ten Februar 1806 mit einer ſolennen Miſſa eröffnet. Acht Sänger und ſieben und zwanzig Inſtrumentalkünſtler bildeten unter Paeſiello's Leitung das zur Capelle gehörige Corps.

Bald ſah der Kaiſer ein, daß dieſe geringe Anzahl weder dem Raume noch der Aufführung großer Compoſitionen genügte, und vergrößerte durch eine neue Organiſirung Geſang und Inſtrumente. Hierauf wurde

Leſueur zum Capellmeiſter ernannt, weil Paeſiello ſeinen Abſchied verlangte, um nach Italien zurückzukehren, indem das pariſer Klima auf die Geſundheit ſeiner Frau nachtheilig einwirkte. Damals zählte die kaiſerliche Capelle unter den Sängern Roland, Nourrit, Lays, Martin; die Damen: Branchu, Armand, Lelong; unter den Inſtrumentaliſten: Kreutzer, Baillot, Pradher, Graſſet, Boulanger, Vogt, Ch. Duvernoy, — mit einem Worte: die Auswahl der ſchönſten Talente jener Epoche; denn Napoleon zeigte in der Wahl ſeiner Kammerkünſtler eben ſoviel Tact und Scharfſinn, als in der Wahl ſeiner Generale.

In Dresden im Jahre 1806 faßte Napoleon den Gedanken, ſeine Capelle noch auf beſondere Art zu bereichern, und alſogleich, nachdem er die Künſtler des Königs von Sachſen gehört, ging er an die Ausführung dieſes Planes. —

Madame Paer, Sie ſingen zum Entzücken. Welchen Gehalt beziehen Sie? —

15,000 Franken, Sire. —

Sie ſollen 30,000 haben; Briuzé, Sie folgen mir unter gleichen Bedingungen. —

Aber, Sire, wir ſind engagirt. —

Zwiſchen uns iſt die Sache richtig; **Talleyrand** mag ſich um das Diplomatiſche kümmern, das geht ihn an. —

Napoleon wohnte in Dresden einer Vorſtellung der neuen Oper „Achilles“ von **Paer** bei. Handlung, Muſik und Sänger machten einen tiefen Eindruck auf ihn. Von dieſem Augenblick an wurde **Paer** ſein Lieblings-Componiſt, und er ging mit dem Gedanken um, ihn für Paris zu gewinnen. Doch hatte das ſeine Schwierigkeiten; denn **Paer** war lebenslänglich in Dresden angeſtellt und überdies durch perſönliches Dankgefühl an den König gebunden, deſſen Oper und Capelle er ſeit vier Jahren leitete.

Eines Tages ſpeiſte der Kaiſer mit dem Grafen Alexander Larochefoucault, als ihm **Paer** vorgeſtellt wurde. Der Kaiſer ſagte ihm viel Schönes über ſeinen „Achilles“ und erneuerte die glänzenden Anerbietungen, die dem Meiſter bereits im Namen des Kaiſers gemacht worden. **Paer** ſchützte ſeinen Contract vor. Da meinte der General Clarke, der ebenfalls zugegen war, er wüßte ein Mittel, wie ſich die Angelegenheit ordnen ließe und **Paer** keine Vorwürfe von dem Könige zu beſorgen hätte. Dieſes militäriſche Mittel beſtände darin, **Paer**, von Gens'darmen begleitet, von Brigade zu Brigade escortiren und zur Suite bringen zu laſſen.

Doch war es nicht nothwendig, erſt hierzu Zuflucht zu nehmen, denn einige Tage ſpäter ließ der König von Sachſen ſeinem Hofcapellmeiſter bedeuten, er möge Napoleon folgen oder Dresden augenblicklich verlaſſen, denn es gehe nicht an, daß ein Künſtler, welchen der franzöſiſche Kaiſer in ſeine Dienſte zu nehmen wünſche, an dem ſächſiſchen Hofe verbleibe. Es war dies eine jener Demüthigungen, wozu dem Kaiſer gegenüber ſich damals viele Fürſten bereitwillig hergaben. Paer wurde gleichſam im geheimen Tractat abgetreten. Napoleon ernannte ihn zum Direktor der Hofconcerte und der Hofoper mit einem Jahrgehalte von 28,000 Franken, welchem die kaiſerliche Munificenz noch eine jährliche Gratification von 12,000 Franken beifügte.

Nach dieſem Zuge, welcher für Napoleons Kenntniß und Geſchmack zeugt, mag hier noch ein anderer angeführt werden, der auf gleiche Weiſe darthut, wie eifrig und großmüthig er bedeutende Künſtler und wahre muſikaliſche Talente aufſuchte und behandelte.

Im Jahre 1807 war der berühmte italieniſche Sänger Crescentini in Wien engagirt. Damals, in den Jahren des ewigen Krieges, bezahlte Oeſtreich

Soldaten wie Sänger mit einem Papiergelde, das täglich im Werthe ſank, und Crescentini hatte eine beſondere Sympathie für klingende Münze. Als ihm daher Herr von Remuſat im Namen Napoleons einen Antrag machte, war er ſo verführt von der Ausſicht, ſchöne blanke Napoleons ſtatt der häßlichen Bankzettel einzuſtreichen, daß er höchſt beſcheiden nicht mehr als 6000 Franken Jahrgehalt forderte. Herr von Remuſat und der Herzog von Baſſano machten ihn auf das Unbedeutende dieſer Forderung aufmerkſam.

„Ich bewillige Ihnen die 6000 Franken," ſagte der Herzog „und bitte Sie im Namen Napoleon's, noch überdies 24,000 anzunehmen, zu Ehren Ihres Talentes, ſo wie des Kaiſers, der es zu ſchätzen weiß."

Es bedarf wohl keiner Erwähnung, daß ſich Crescentini dem Willen ſeines neuen Gebieters gern fügte.

Alle ausgezeichneten muſikaliſchen Künſtler, die nach Paris kamen, wurden ſofort eingeladen, ſich in den kaiſerlichen Concerten hören zu laſſen, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß ſie dafür eine ihren Verdienſten entſprechende Belohnung in Geld annehmen ſollten. Viele Virtuoſen und beſonders die Damen hatten nämlich oft die Honorare abgelehnt, in der Hoffnung, daß dieſe durch ein anderes Geſchenk erſetzt würden, welches, wenn es auch geringer als die Geldſumme ausfallen mochte, doch immer ein Geſchenk Napoleon's war, wonach ſich alle ſehnten. Doch ſelbſt der Mad. Catalani wurde dieſes Glück nicht zu Theil; aber ſie wurde hinreichend entſchädigt; ſie erhielt 5000 Franken baar, 1200 Franken Penſion, und den Saal der großen Oper koſtenfrei für zwei Concerte eingeräumt, deren Einnahme ſich an 50,000 Franken belief; mit dieſem Preiſe belohnte der Kaiſer die große Sängerin für ihr zweimaliges Singen zu St. Cloud am 4ten und 11ten Mai 1806. — Man ſieht, daß Napoleon die Muſikkünſtler kaiſerlich bedachte.

Als er zum erſten Male in ſeiner Capelle das Oratorium „Deborah“ von Leſueur hörte, ſprach er zu dieſem: „Ich habe ſchon viele Ihrer Compoſitionen mit Vergnügen gehört, aber dieſer neueſten gebe ich den Vorzug vor allen. Wie viel Meſſen und Oratorien haben Sie ſchon componirt?“ —

„Zwanzig, Sire.“

„Da müſſen Sie ja eine Maſſe Papier verſchrieben haben; das iſt auch eine Ausgabe, und ich will ſie beſtreiten. Leſueur, ich bewillige Ihnen 2400 Franken jährlich, um damit das Papier zu bezahlen, welches Sie ſo ſchön anzuwenden wiſſen. Nur für das Papier, verſtehen Sie mich wohl! denn bei einem Künſtler Ihres Verdienſtes darf man das Wort Gratification nicht brauchen.“

Zuweilen waren es ſogar eigenthümliche Kriegsliſten, mit welchen der Kaiſer ausgezeichnete Künſtler nach Frankreich verſetzte, die wegen ihrer politiſchen Anſichten wohl fern geblieben wären.

Im Jahre 1811 wurde in allen Kirchen des Kaiſerreichs ein großes Te Deum wegen der Geburt des kaiſerlichen Sohnes gehalten. Dieſer Befehl aus den Tuilerien erging auch nach Rom, damals der Hauptſtadt eines franzöſiſchen Departements, und berief die Gläubigen der heiligen Stadt. Die Peterskirche wurde eigens ausgeſchmückt, und die Römer ſtrömten herbei, das Te Deum zu hören; als es anfangen ſollte, bemerkte man, daß Sänger und Muſiker fehlten. Sie waren nicht erſchienen, und ebenſo wenig Zingarelli, der Domcapellmeiſter. Zingarelli erkannte den Sohn Napoleon's nicht für ſeinen Souverain und wollte von dem neuen König von Rom nichts wiſſen.

In Beziehung auf dieſes Te Deum verſtand Napoleon, keinen Spaß; die Sache wurde ihm angezeigt, und alſogleich erging an den Präfecten von Rom der gemeſſene Befehl, Zingarelli arretiren und von Brigade zu Brigade nach Paris escortiren zu laſſen. Aber der Präfect milderte die Strenge des kaiſerlichen Befehls, nahm dem Künſtler ſein Ehrenwort ab und ließ ihn mit Poſt reiſen, unter der Bedingung, ſich von der vorgezeichneten Route nicht zu entfernen.

In Paris angekommen, geht Zingarelli nach dem italieniſchen Boulevard und läßt dem Kaiſer melden, daß er ſeine Befehle erwarte. Acht Tage vergehen, ohne Antwort. Endlich läutet es an ſeiner Thür, und ein Beauftragter des Cardinals Feſch erſcheint bei ihm, der ihn überaus höflich und mit Lobſprüchen behandelt und damit ſchließt, daß er ihm im Namen Napoleon's tauſend Frankenthaler überreicht und ihn dieſe als eine Koſtenentſchädigung der auf ſeinen Befehl unternommenen Reiſe anzunehmen bittet. Nun vergingen wieder zwei Monate, ohne daß ein Beſuch kam, und Zingarelli glaubte ſich ſchon vergeſſen, als ihm eines Tages der Auftrag wurde, eine ſolenne Miſſa mit Chor und Orcheſter zu componiren.

Eine Meſſe, ſprach er, meinetwegen! Nur verlange er kein Te Deum für ſeinen angeblichen König von Rom: die Saite würde übel klingen!

Die Meſſe war in acht Tagen componirt, wurde des Meiſters würdig befunden und aufgeführt, und Zingarelli erhielt 5000 Franken.

Bald darauf wurde ihm aufgetragen einige ausgewählte Strophen des Stabatmater in Muſik zu ſetzen.

Ich habe es verſchworen, ein Te Deum zu componiren, meinte Zingarelli für ſich, aber nichts hindert mich, ein Stabat zu ſchreiben. Es ſoll fertig werden, mein Gewiſſen erlaubt es.

Das Stabat wurde im eliſeiſchen Pallaſte von Creſcentini, Lays, Nourrit, dem Vater, und den Damen Branchu und Armand geſungen, machte einen außerordentlichen Effect, und Napoleon war davon entzückt. Nach dieſer glänzenden Schöpfung wurde das Talent des Meiſters kaiſerlich belohnt, aber nicht weiter in Anſpruch genommen.

Dieſes Schweigen dauerte über einen Monat, als endlich Zingarelli dem Cardinal Feſch vorſtellen ließ, daß ſeine Verpflichtungen als Domcapellmeiſter von St. Peter ſeine Gegenwart in Rom erheiſchten und wann es ihm denn erlaubt wäre, zurückzureiſen.

Morgen, heute noch, antwortete man ihm: Herr Zingarelli iſt ganz frei; ſeine Anweſenheit in Paris iſt zwar ein Glück für uns, aber des Kaiſers Majeſtät wünſcht durchaus nicht, daß er deßhalb ſeine Geſchäfte verſäumen ſolle.

Zingarelli kehrte nach Rom zurück, und nicht ohne Selbſtgefälligkeit äußerte er noch oft: „Ich habe das Te Deum für den angeblichen König von Rom doch nicht ſingen laſſen!“ —

Unter allen Componiſten ſeiner Zeit war Paeſiello derjenige, welchen Napoleon beſonders ſchätzte. Doch war ſeine Bewunderung nicht blind, und er machte oft Bemerkungen, die ein tiefes muſikaliſches Verſtehen zeigten. Eines Tages hörte er eine Arie aus Paeſiello's Oper „Nina,“ welche in ſyncopirten Accorden begleitet wurde, ſo daß nur nach gewiſſen Tacttheilen eine muſikaliſche Bewegung eintrat.

Der Kaiſer wandte ſich an Kreutzer: „Paeſiello,“ ſagte er, „wollte die Unruhe eines Vaters ſchildern, welcher erfährt, ſeine Tochter ſei wahnſinnig geworden. Sein Bild iſt vollkommen, aber das Orcheſter iſt zu ruhig; mir ſchiene es beſſer, wenn die Bewegung auch da fort ginge, wo jetzt die Intervalle der Bindung angewendet ſind.

Das Accompagnement wurde nach des Kaiſers Anſicht geändert, und dieſe Verbeſſerung fand den Beifall der competenteſten Beurtheiler.

Für das Talent Mehul's hegte Napoleon eine beſondere Hochachtung. Nachdem er ihm eine Penſion von 2000 Franken ausgeſetzt, nahm ſich der Kaiſer vor, ihm noch ein beſonderes Zeichen der Gnade zu ſchenken und ihn nach Paeſiello's Abgang zum Dirigenten der kaiſerlichen Kapelle zu ernennen.

Aber dieſes Vorhaben ſollte unausgeführt bleiben; denn als Napoleon es kund gab, erklärte Mehul, daß er die Auszeichnung nur dann annehme, wenn er Würde und Einkommen mit Cherubini theilen dürfe. Gegen Cherubini aber war der Kaiſer ſo ſehr eingenommen, daß er das große Verdienſt dieſes Meiſters durchaus nicht würdigen wollte. An dieſer Bedingung ſcheiterte daher ſein Plan, was Mehul nicht ſowohl um ſeiner ſelbſt als um Cherubinis Willen ſehr kränkte. Dieſer wahrheitgemäße Zug macht dem Edelmuth und der Uneigennützigkeit Mehuls große Ehre und wurde deſſenungeachtet von den Biographen des letzteren oftmals auf das böswilligſte entſtellt. Für die Kunſt war es nichts weniger als zu bedauern, daß Mehul zu jener Stelle nicht gelangte; die Capelle büßte zwar dadurch manche treffliche Meſſe, manch ſchönes Requiem ein, aber die lyriſche Bühne hat dabei an Compoſitionen gewonnen, die den Stolz der franzöſiſchen Schule bilden.

Vorzugsweiſe begünſtigte Künſtler folgten dem Kaiſer ſogar auf ſeinen militairiſchen Zügen. Der Tenoriſt Brinzi und Madame Paer begleiteten ihn nach Warſchau. Dieſe beiden Geſangskünſtler führten allabendlich die gewählteſten Duette aus verſchiedenen Opern vor ihm aus. Des Morgens ſchlug man ſich in der Nähe und des Abends kehrte der Kaiſer in's Hauptquartier zurück, wo ein Souper und das kleine Concert ſeiner warteten; dieſe melodiſchen Klänge waren ihm die angenehmſte Zerſtreuung.

Paer folgte dem Kaiſer nach Holland und componirte dort in drei Tagen eine Meſſe, die in der königlichen Capelle zu Amſterdam aufgeführt wurde. Dann begleitete er die Kaiſerin Marie Louiſe nach Prag und Würzburg. In den Tuilerien und in St. Cloud mußte ſein muſikaliſch-improviſatoriſches Talent die härteſten Proben beſtehen. Die Kaiſerin hatte nämlich ein Spiel Karten, davon jede einzelne irgend ein melodiſches Motiv enthielt. Gleich einem Looſe wurde nun eine Karte gezogen, deren muſikaliſches Motto alsdann Paer phantaſirend ausarbeiten mußte. Bei dieſen Improviſationen accompagnirte ihn meiſt der Harfenvirtuoſe Bochſa.

Barilli, der ausgezeichnete Buffo, ein Sänger von beſonderer komiſcher Kraft war **Napoleon's** Liebling. Er hatte Urlaub erhalten, um ſeine Heimath, Italien zu beſuchen und befand ſich eben auf dem Rückwege. Es war kalt und Barilli zog eine rothe wollene Mütze, die er zufällig bei ſich hatte, bis über die Ohren herab. So kam er in Lyon an, logirte ſich im Hotel Europe ein, um von den Anſtrengungen der Reiſe auszuruhen und fragte nach der Stunde, um welche geſpeiſt werde.

Euer Gnaden, erwiederte die Hausfrau mit tiefer Verbeugung, wir kennen nur die Stunde, die Sie anordnen werden, befehlen Sie und man wird Sie auf Ihrem Zimmer bedienen.—

O ich bitte, ich bin nicht in der Lage ſo große Depenſen zu machen, und begnüge mich vollkommen mit der Table d' hote. —,

„Wir wiſſen auch, entgegnete die Frau ſehr artig, daß Jemand, der ſein Vaterland zu verlaſſen gezwungen wird, leicht in Verlegenheit ſein kann. Auch denken wir daran nicht und ſchätzen uns ſchon durch Euer Gnaden Beſuch glücklich. Der Himmel ſendet Sie uns. Machen Sie ſich keine Sorge wegen der Auslagen. Man führe Seiner Gnaden auf die Geſandtenzimmer.“—

Barilli fügte ſich; man ſervirte ihm ein köſtliches Souper, wobei die vaterländiſchen Macaroni und Raviolen nicht vergeſſen worden waren und die feinſten Weine prangten. Längſt mit den Verwickelungen aller komiſchen Stücke bekannt, mußte Barilli hier an einen ähnlichen Irrthum in der Perſon, an ein ähnliches Imbroglio glauben; aber er war viel zu ehrlich, um Etwas anzunehmen, was vielleicht einem Andern beſtimmt war. Er glaubte ſich alſo genau erklären zu müſſen. —

„Ich bin das nicht wofür Sie mich nehmen,“ ſprach er zu den Wirthsleuten, „ſondern ein armer, ehrlicher Sänger und der erſte Buffo der kaiſerlichen Oper.“

„Wir wiſſen Alles, antwortete man ihm; „wer landesverwieſen und proſcribirt iſt, muß zu ſolchen kleinen Liſten ſeine Zuflucht nehmen. Seien Euer Gnaden jedoch von unſerer Discretion überzeugt.“

Er mußte ſich darein ergeben und blieb noch einige Tage, an welchen immer vortrefflich getafelt wurde. Jetzt aber ging es an die Abreiſe und Barilli mußte von ſeinen gaſtfreundlichen Wirthen Abſchied nehmen. Seine Effecten waren bereits auf den Wagen gebracht; der Buffo ſtieg, die Börſe in der Hand, die Treppe hinab und trat in die Stube der Wirthsleute, welche er zu ſeinem größten Erſtaunen mit allen ihren Verwandten, Freunden und Bekannten auf den Knieen, und ihn um ſeinen heiligen Segen bittend, findet. Dieſe draſtiſche Scene hatte er nicht erwartet. —

„Sie weiſen mein Geld zurück," ſprach er, „und verlangen meinen Segen; es wäre Undank von mir, Ihnen denſelben vorzuenthalten. Alſo In nomine Patris et Filii et Spiritus sancti!"

— „Amen!" antwortete im Chore die ganze fromme Geſellſchaft und **Barilli** eilte in den Wagen zu kommen.

Der Papſt war damals zu Savonne;, viele Cardinäle, nach dem mittäglichen Frankreich verwieſen, waren durch Lyon gekommen. Die rothe Mütze, der italieniſche Accent und ſeine imponirende Figur hatten den Buffo zu einer Eminenz gemacht. — Der Kaiſer lachte über **Barillis** Abentheuer viel und ließ es ſich oft und mit allen Details von ihm erzählen.

Napoleon ließ die Muſik gern bei allen religiöſen und Civilfeierlichkeiten erſcheinen. Am 4ten November **1810** war der Kaiſer zu Fontainebleau Pathe von vier und zwanzig Knaben, die bereits acht bis zehn Jahre zählten und den erſten Familien des Hofes angehörten. In der Meſſe wurde **Leſueurs** Pſalm Laudate puer

Dominum aufgeführt. Des Abends wollte der Kaiſer ſeine jungen Pathen mit einer theatraliſchen Vorſtellung überraſchen und ließ ihnen eine Loge zur erſten Aufführung des Ballets „die Sabinerinnen“ im Schloßtheater frei halten.

Tänzer und Tänzerinnen der großen Oper waren bereits in der Nacht nach Fontainebleau gefahren und hatten hinten an den Wagen ihre Coſtümes und Requiſiten in Koffern und Kiſten aufgebunden. Aber gewandte Diebe machten ſich das Dunkel der Nacht zu Nutzen, zerſchnitten die Stricke und bemächtigten ſich der Togen, Tuniken und Schleier, welche Römer und Sabinerinnen ſchmücken ſollten. Im Schloſſe war dadurch die Verwirrung grenzenlos, aber der Kaiſer wußte bald Rath. Fontainebleaus Militair-Magazin für Tuch, Sarſche und Wollſtoff mußte die Stoffe liefern, welche der Theater-Coſtumier auf der Stelle zuſchnitt und an die Nätherinnen gab, die man eilig und zahlreich requirirt hatte, und Römer und Sabinerinnen erhielten ihre Anzüge noch vor der gewöhnlichen Anfangsſtunde.

Die Arie „Charmante Gabrielle“ liebte Napoleon ungemein. Bei dem Concerte, welches in Fontainebleau zum Empfange des Papſtes Pius VII. ſtattfand, wurde dieſe für drei Männerſtimmen eingerichtet und ohne Orcheſterbegleitung aufgeführt und erfreute ſich eines ſo außerordentlichen Beifalls, daß ſelbſt ſeine Heiligkeit ſie nochmals zu hören wünſchte.

Wenige Tage darauf wohnte der Papſt mit ſeinen Cardinälen einem Concerte in den Tuilerien bei. Die letzte Nummer des Programms war kaum zu Ende, als das Orcheſter in ein feuriges Allegro überging und plötzlich der muntere, üppige Reigen der Tänzerinnen von der großen Oper mit Entrechats und Pirouetten den Saal überſchwemmte. Dem heiligen Vater hatte Napoleon eine Paſſage zu beliebigem Rückzug offen gehalten; die Cardinäle aber waren ſo placirt, daß ſie zu ihrem Oberhaupt nicht anders gelangen konnten als indem ſie erſt einen ganzen Park von ſchönen Frauenbeinen durchwandelten. Was war da zu thun? ſie mußten auf ihren Plätzen verbleiben und an dem unvermutheten Schauſpiele Theil nehmen. Der Cardinal Caprara verſäumte auch, ſo lange er Geſandter in Frankreich war, niemals den Vorſtellungen bei Hofe beizuwohnen; während die franzöſiſchen Cardinäle nie dabei erſchienen.

Im Frühling ging Napoleon mit ſeinem Hofe nach Compiegne, im Herbſte nach Fontainebleau. An jedem Sonnabend mußten ſich die Muſiker der Hofcapelle dahin verfügen. Am Sonntag führten ſie eine Meſſe auf, des Abends war Concert. Fand des Morgens großer Empfang ſtatt, ſo wurde letzteres durch eine dramatiſche Vorſtellung erſetzt. Franzöſiſches Schauſpiel, italieniſche und komiſche Oper wechſelten dort alle Wochen ab. Die eine Hälfte der Inſtrumentalkünſtler der Capelle blieb im Dienſte, die andere reiſte des Montags ab. Jeder derſelben empfing zwölf Franken Reiſekoſten und eine Gratification von zwei bis dreihundert Franken nach jeder Reiſe.

12.

Der fahrende Muſikant.

Unſere Zeit, die ſo viele bedeutende und intereſſante Perſönlichkeiten entſchleiert und in ihrer wahren Geltung darſtellt, hat unter dem Namen des „fahrenden Muſikanten“ einen Charakter kennen gelernt, in welchem ſich glühende Begeiſterung für die Tonkunſt mit Erlebniſſen und Abentheuern ſo bunter Art und ſo mannigfaltig verbindet, daß wohl mancher Leſer leicht für einen Roman und für eine glückliche Fiction hinnahm, was in Wahrheit nichts als ein treu wiedergegebenes Künſtlerleben und die ehrliche Aufzählung wirklich durchlebter Ereigniſſe iſt.

Man wird ſich erinnern, daß der bekannte Dichter und Novelliſt Ludwig Bechſtein vor mehreren Jahren mit einem dreibändigen Buche (Schleuſingen, 1837, bei Glaſer) auftrat, als deſſen Herausgeber er ſich nannte, und das den Titel „Fahrten eines Muſikanten“ führte, und in der Leſewelt großen Beifall fand. Allein dieſes Produkt hat ſeinen Urſprung nichts weniger als der gewandten Feder Bechſteins zu verdanken, welcher lediglich die Mühe der Stylcorrecturen in demſelben übernommen, und rührt von dem in muſikaliſchen Kreiſen, in vielen Diſtricten Deutſchlands und in der Schweiz wohl bekannten Doctor und Profeſſor Elſter her, welcher darin die Memoiren ſeines reichbewegten Lebens und Kunſtſtrebens niedergelegt hat. In Thüringen, welchem Verfaſſer und Herausgeber durch Geburt und vieljährigen Aufenthalt angehören, iſt dieſes eine allgemein bekannte Thatſache, und zu der außerordentlichen Theilnahme, die das ſchöne Buch vorzugsweiſe in jenem Umkreiſe erregte, hat das Intereſſe an dem genialen und liebenswürdigen Menſchen nicht wenig beigetragen.

Iſt es doch auch ſelten vorgekommen, daß ſich ein Künſtlerleben, welches eigentlich nie dahin zielte, aus der Kunſt Profeſſion zu machen, in ſo hiſtoriſch anziehenden und eigenthümlich wechſelnden Polaritäten der Exiſtenz bewegte, und daß Guitarre und Violine ſo zu ſagen an die Ereigniſſe der Tagesgeſchichte geknüpft waren, wie dies allerdings in den denkwürdigen Fahrten Elſters vorgekommen, die er mit Wahrheit und einem überall durchblickenden Humor ſchildert. Erſt das Leben auf drei deutſchen Univerſitäten, Leipzig, Jena und Würzburg; man denke ſich um mehr als zwanzig Jahre zurück und in eine Zeit, wo es noch ein Univerſitätsleben gab, und mitunter ein ſolches deſſen männlicher Sinn die übelſten Deutungen erfahren mußte. Dann die zwecklos traurigen Reiſen in Holland, der Aufenthalt in Paris und der durch trübe Veranlaſſungen erzwungene Eintritt in franzöſiſche Kriegsdienſte, welche Elſter in einem depravirten Regimente, und bald mit dieſem nach Corſica exilirt, mitmachte; dort der erſte Sonnenblick der Hoffnung durch die tönende Kunſt und endliche Erlöſung. Bald darauf ſeine Begeiſterung für die Griechenſache, ſein Erſcheinen als Philhellene, ſeine Wanderungen und traurigen Erfahrungen als Arzt bei der heiligen Schaar durch die klaſſiſchen, aber damals blutgedrängten und verwüſteten Stätten Morea's; alle die Drangſale, denen dort der redliche Wille der Fremden, alle die Kümmerniſſe, denen man durch gierige Sucht der Abentheuer ausgeſetzt war. Endlich auch die Rettung von dort und ſein glücklicherer, durch die Muſik ſo freundlich begünſtigter Aufenthalt in der Levante, von wo er nach Marſeille zurückkehrt, Frankreich als ausübender Künſtler durchreiſt, und in die Schweiz kommt, um dort an der Seite Nägeli's und Th. Fröhlich's einem tüchtig begründeten Inſtitute für deutſchen Männergeſang ehrenvoll vorzuſtehen, welches er ſpäter nur darum verläßt, weil ihm das Glück der Heimath winkt, und weil diejenige, die er einſt als Mädchen geliebt und auf allen ſeinen Fahrten treu im Herzen behalten, ihn jetzt als Wittwe in ihre Arme und an den Altar ruft. Durch all' dies bunte Gewirre des Lebens leitet ihn der goldene Ariadnefaden ſeiner Kunſt, die ihm Muth und Hoffen, Luſt und Kraft einathmet, und die ganze Erſcheinung mit den Strahlen der Poeſie beleuchtet.

Das Buch hat ſeine Phaſe gemacht, was man eben in Deutſchland ſo zu nennen pflegt; das heißt: es wurden vielleicht ſechshundert Exemplare verkauft, die Recenſionen lauteten günſtig, und in den Leihbibliotheken geſchah viel Nachfrage. Es war eben ein unterhaltendes Buch und befriedigte als ſolches: daß man ein wirkliches Menſchen- und Künſtlerleben darin kennen und lieben lernen konnte, daran dachten wohl die Wenigſten der Leſer. Und doch möcht' ich es als ein würdiges und werthvolles Produkt in das flüchtige Gedächtniß der Gegenwart, und vorzugsweiſe in das

Andenken jener zurückrufen, welche, als ausübende Prieſter oder nur als redliche Verehrer der Tonkunſt, durch das begeiſterte Ringen und Streben eines ihnen befreundeten Gemüthes tiefinnerſt angeregt und erbaut werden müßten. Veranlaſſung zu dieſer Erinnerung bieten zunächſt die in jüngſter Zeit erſchienenen Seitenſtücke und Fortſetzungen dieſes Buches. Die Buchhändler-Speculation mit dem Hauptwerke war für Deutſchland zu glücklich, um nicht noch weiter ausgebeutet zu werden. Bechſtein, der Raſtloſe, gab ſich ſelbſt dazu her, und lieferte ohne eine Idee von muſikaliſcher Textur zu haben, unter dem Titel „Clarinette“ einen dreibändigen muſikaliſchen Roman, deſſen Inhalt, ganz aus der Luft gegriffen, ſich als „Seitenſtück“ zu jenen erlebten „Fahrten“ ankündigte. Auf welches unbekannte Feld hier die Vielſchreiberei einen ſonſt geachteten Literaten verlockt hat, möge man aus der kleinen Probe erſehen, daß er gleich Anfangs ſeinen Helden auf der Flöte Accorde ſpielen läßt. Das Buch iſt ein Seufzer in der deutſchen Literatur.

Aber unverhofft tritt nun der wirkliche fahrende Muſikant, ich meine Dr. Elſter, in einer wenig bekannten ſächſiſchen Verlagshandlung mit der wahren Fortſetzung ſeiner muſikaliſchen Memoiren ſelbſt hervor. Sie führt den Titel „Neue Fahrten eines alten Muſikanten" 2 Bde. Chemnitz, **1841**, bei R. Binder; der Verfaſſer hat ſich zwar wieder literariſch bevormunden, das heißt, von einem Dr. Elſner herausgeben laſſen; aber es iſt in Wahrheit der alte kräftige, kunſtbegeiſterte und humorreiche fahrende Muſikant, wie er vor vier Jahren bekannt geworden. Der Tod hat ihm die geliebte Gattin entriſſen: die Kunſt iſt jetzt ſein Troſt, ſein einziges Labſal. In unabhängiger, geſicherter Lage, voll glühenden Eifers, etwas Tüchtiges, und zwar im Gebiete dramatiſcher Muſik zu leiſten, entſchließt ſich Dr. Elſter, dieſe Kunſt auch von ihrer praktiſchen Seite gründlich kennen zu lernen, und nimmt die Stelle als Capellmeiſter des bamberger Theaters an. Seine Erfahrungen in dieſem Gebiete, ſeine Exiſtenz in demſelben Kreiſe, in demſelben Hauſe und an demſelben Directionspulte, wo etwa dreißig Jahre vor ihm Hoffmann-Kreisler gewirkt und gelitten und der künſtleriſchen Handwerksmiſere erlegen, wird in dieſen zwei neuen Bändchen mit friſchem Humor erzählt; — man kann dabei einen tiefen Blick in jenen Bettelſack der aufgeblaſenen Dummheit werfen, welche heut zu Tage unter der Benennung „Kunſtinſtitut" erſcheint. Welchen Erfolg für einen warm und redlich ſtrebenden Künſtler die Berührung mit ſolcher Erbärmlichkeit hatte, möge man aus den Worten errathen, welche der fahrende Muſikant von E. T. A. Hoffmann's Schatten an ſich gerichtet zu vernehmen glaubt: „Unglücklicher Muſikus! Du beklagſt Dich darüber, daß man Dich nicht verſtehen will, während doch in Deinem Innern die göttliche Muſik wie eine Oriflamme Dein ganzes geiſtiges Ich beleuchtet? Du beklagſt Dich, daß Mittelmäßigkeit, Unverſtand, Proſaismus dennoch den Sieg über Deine Hoffnungen davon getragen? Du kamſt mit glühendem, gläubigen Herzen, und glaubteſt nur ſo triumphirend in Dein Heiligthum einziehen zu können? — Armer Thor! Verunglückter Muſikdirector! — Fünf Jahre lag auch ich hier auf der Marterbank, hoffend und ſehnend, daß meine mich zur Gottheit erhebende Phantaſie als Wahrheit ſich geſtalten möchte — ich flog wie der junge Aar zur Sonne, und das niedere Erdengewürm langte nach mir und zog mich in ſeine löcherigen, ſchmuzigen Grüfte. Ich fand mich empfindlich getäuſcht, ohne jedoch den Glauben an das Hohe und göttliche Schöne zu verlieren. Drum ſei auch Du Mann und mache es wie ich.“

Es kann mir nicht darum zu thun ſein, ein Paar Bücher zu empfehlen, wie ſehr es dieſe auch verdienen, ſondern ich wollte auf einen Charakter aufmerkſam machen, auf einen ehrenhaften muſikaliſchen, deſſen energiſches Fortſtreben und ungebeugte Liebe für die Kunſt den Antheil deutſcher Gemüther verdient. Seine Schickſale ſind rührend, erhebend und humoriſtiſch zugleich, ſeine Geſinnung eine edle männliche, ohne blos der vergangenen Zeit anzugehören. Derſelbe geniale Elſter, Doctor der Medizin, Profeſſor der Geſanglehre, geſichert durch den Beſitz einer anſtändigen Rente und im Thüringerlande anſäßig, zählt jetzt etwa 43 Jahre, und war noch jüngſt aus Kunſtliebhaberei Muſikdirektor des neuen Actientheaters in Zürich; und eine nächſtkünftige Fortſetzung ſeiner „Fahrten“ zeigt uns vielleicht in humoriſtiſchen Bildern die dortigen muſikaliſchen Zuſtände und die Schweizer-Wirren unter dem Einwirken der Komödien von Madame Birch-Pfeiffer, welche bekanntlich Directrice des züricher Theaters iſt.

Indem dieſe Blätter zur Preſſe wandern ſollen, habe ich Elſtern am Rhein begrüßt und willkommen geheißen, wo er jetzt in dem kunſtreichen und kunſtſinnigen Düſſeldorf eine entſprechende Stellung gefunden, die bald erfreuliche künſtleriſche Ergebniſſe bieten ſoll.

Literariſche Fabeln.

Literariſche Freundſchaft.

Im Tümpel, da begegnete
Ein Enterich dem andern;
Die wollten, weil es regnete,
Mitſammen freundlich wandern.
Das ging ein Weilchen, doch als dann
Die Sonne ſich zeigte durch Wolkenritze,
Da fingen ſie zu raufen an,
Und tauchten einander in die Pfütze.

Falſche Deutung.

Zu einem Bauer, dem er verbunden,
Weil er dort jährlich ſein Neſt gefunden,
Kam der Storch und bracht' ihm dar
Als Geſchenk ein Nachtigallenpaar.
Der Bauer ſann nach, dann fiel ihm ein,
Gebraten müßten ſie am beſten ſein;
Er that es, ſpeiſte die Vögel ſodann
Und ſtaunte, wie man ſo was loben kann.

Er feyert.

Rothkehlchen flog herum nach Fliegen,
Im Winkel lag der Hund und ſchlief.
„Wirſt du denn ewig ſchlafend liegen,
Indeß ich längſt mein Werk begangen
Und emſig bin — „Im Mücken fangen,"
So knurrte der mit Groll und lief
Zum Herrn, der ihn zur Jagd berief.
Wie war er da im Felde friſch!
Er ſtöberte aus dem Gebüſch
Das Wild dem Jäger, ſo er wittert,
Wofür ihn der liebkoſ't und füttert. —
Talente feyern oft in Ruh,
Doch treten ſie zur Muſenhalle,
So überſtrahlen ſie im Nu
Des Tages Mückenfänger alle.

Leſetölpel.

Auf ihrem Buſch die Roſe ſtand
An eines Waldes grünem Rand.
Da kam ein Bär, mit roher Tatze
Faßt er die Blume, die zerfiel,
Ein Blatt um's andre, nur der Stiel
Blieb dornenfeſt in ſeiner Pratze.
Viel ſchimpft der Bär und geht vom Platze. —
O könnte Roſen man bewahren,
Daß ſie vor Bären ſicher wären,
Die ihren Duft doch nie erfahren
Und ſchimpfen, wo nicht gar zerſtören.

Der Verlagsort.

Zwei Lachſe gleicher Art, derſelbe
An Fleiſch und Größe der wie der,
Sie kamen, Einer in die Elbe,
Zum Rhein der Andre aus dem Meer.
Man fing ſie beide, und der Gaſt
Des Rheines ſtand in hohem Werthe,
Indeß man an der Elbe faſt
Die Hälfte nur dafür begehrte.
Nicht iſt es, glaube mir, o Freund,
Gleichgültig wo dein Werk erſcheint.

Literariſcher Reſpekt.

Der Biber hatte ſeinen Bau vollendet
Und Vorrath aufgeſammelt was er kann:
Da kam der Fuchs voll Hinterliſt und wendet —
Ich will nicht ſagen, welche? Mittel an,
Den Armen zu vertreiben. Wie's gelungen,
Wird nun ſein Wintervorrath auch verſchlungen:
Und Niemand nahm ein Aergerniß daran.
Der Fuchs iſt ſonſt ein ganz ämabler Mann,
Sagt man, trägt einen Pelz von Sammt und Seide,
Und weiß zu nehmen ſich in ſeinem Kleide.
Dann, wie bekannt, iſt ſcharf und ſpitz ſein Zahn;
Wer ſollte ſich mit ſcharfen Zähnen meſſen?
Mag er in Ruh des Bibers Vorrath freſſen.

Honorar lockt.

Ein Pferd, das ſcheute vor dem Stalle,
Worin ein Eſel war zu ſeh'n:
Freilich es war im übeln Falle,
Bei einem Eſel ſollt' es ſtehn,
Doch Heu und Hafer lagen drinnen,
Und ſo gelang's dem Hunger doch,
Das edle Saumthier zu gewinnen,
Daß es zu jenem Wichte kroch.
Doch bald ſchwatzt es mit dem gar munter,
Weil Sättigung den Stolz zerbricht:
Da rief der Eſel: Welche Wunder
Thut eine volle Krippe nicht?

Eigenſinn der Welt.

Der Widehopf, jetzt in gar üblem Geruche,
Hatt' auch ihn König Salomo gern,
Der Eſel, geächtet von menſchlichem Spruche,
Trug er auch einſt den himmliſchen Herrn.
Sie klagten die irdiſchen Fügungen an.
„Schweiget!" ſo ließ ein Ruf ſich vernehmen,
Ihn ſprach ein gelehrter, ein fleißiger Mann,
„Möget ihr mich zum Beiſpiel euch nehmen:
Was nützen mir Ringe, was Tabatieren,
Die mir erhab'ne Hände geſchickt;
Kein Menſch will an meine Werke ſich kehren,
Obenein nennen ſie mich noch verrückt!"

Rezenſentenbrauch.

Auf ihrem Wege traf einſt die Hyäne
Ein Paar Schakale an, ſie wurden Freunde,
Und ſtießen bald auf eine Schafgemeinde,
Da raubten Die mit gierer Luſt und Jene.
Vom jähen Fraße voll und müde dehnte
Sich die Hyäne in den Sand und ſchlief,
Indeſſen ſcheinbar ſich das Paar verlief.
Doch wie die Feindin es entſchlafen wähnte,
Da kehrten ſie zurück im vollen Lauf
Und fraßen nun auch die Hyäne auf.

Eigenes und Nachdruck.

Auf dem Baume, wo ſein Neſt,
Hielt ſich ſtets ein Zeiſig feſt,
Suchte Raupen da und Fliegen,
Seinen Jungen zu genügen.
Nah' daran die Sperlingsmutter
Holte für die Brut das Futter,
Wo's der Gutsherr aufbewahrt.
Jedes ſo nach ſeiner Art:
Einer holt's vom eig'nen Acker
Und der And're ſtiehlt recht wacker.

Dumme Mitarbeiter.

Zum Löwen kam ein Eſel her
Und bracht' einen Korb an Fleiſche ſchwer:
„Herr, ich bringe Dir fette Koſt!"
Das glaubt der Löwe ganz getroſt
Und hat den Fraß den Jungen gegeben;
Die kamen dadurch faſt ums Leben.
Des Löwen Ingrimm war ſehr groß,
Doch war auch Artigkeit von Nöthen,
Drum hat er ſich mit Nachdruck blos
Die Beſuche der Eſel verbeten.

Heißhungrige Leſer.

Es ſprang auf einen Baum hinauf
Ein Luchs, den Durſt und Hunger brennt.
Und was vorüber geht und rennt,
Drauf ſtürzt er ſich und zehrt es auf.
Nun kam auch ein Rhinozeros,
Das war ihm aber doch zu groß.
So, ſieht man, tritt der Fall auch ein,
Wo's gut iſt, ein Rhinozeros ſein.

Imitatorum pecus.

Durch Schwänke unterhalten und durch Witzeln
Wollt' einſt der Affe eine Aſſemblee,
Doch mochte die ſich auch zum Lachen kitzeln,
Bedauern konnte man, als lachen eh'.
Da trat ein alter Hund an ſeine Seite:
„Nicht übel Freund, ſind deine Witzelei'n
Doch daß die volle Wirkung ſie begleite,
Muß, der ſie uns erzählt, kein Affe ſein.“

Doppelredaktion.

Zwei Raupen auf einem Blatte
Thaten erſt ganz geſchmeidig,
Dann wurden einander ſie neidig,
Weil keine genug für ſich hatte.
Nun gab es der Kämpfe viel:
Das Blatt verdorrte indeſſen,
Von ihnen angefreſſen,
Bis es vom Stiele fiel;
Da ſind ſie beide im — Koth geſeſſen.

Mehr Abonnenten.

Guter Boden, wohl begoſſen,
Reiche Sonne, milder Wind,
Und dem Baume jährlich entſproſſen
Aeſte mehr und Triebe ſind.
Luſtig grünt es in den Zweigen,
Denn des Stammes reiches Mark
Bot der Kinder buntem Reigen
Eine Nahrung gut und ſtark.
Unten kam ein Mann daher,
Der dies jährliche Vermehren
Schien mit Sehnſucht zu begehren —
Er war Zeitungsredakteur.

Geladene Mitarbeiter.

Der Biber gab Souper mit Balle,
Und lud Geſellſchaft gut und fein:
Zu kommen faſt verſprachen Alle,
Doch hielten Wenige nur ein.
Nur Ungebet'ne nah'n dem Hauſe:
Was war zu thun? es iſt ſervirt,
Und das Geſindel ſchwelgt' im Schmauſe
Und tanzte bis es Morgen wird.
Des Bibers andern Tags man lachte,
Doch das bedachte Keiner gar:
Was er ſich nicht für Koſten machte,
Und wie ſein Wille redlich war.

Gemiſchte Koſt.

Auf dem Raine von zwei Feldern,
Zwiſchen Kohl und hohem Korn,
Wuchs in kleinen Diſtelwäldern
Rother Bart und grüner Dorn.
„Pfui des Unkrauts!“ rief Getreide
Und Gemüſe ſtimmte ein:
Wie viel nützen nicht wir beide,
Und was ſoll dein Zweck denn ſein?
Drauf die Diſtel: „Nur gemach!
Bald ſind eure Felder brach:
Menſchen werdet ihr Gewinn:
Dann kommt erſt der Eſel nach,
Dem ich wieder lieber bin“

Leſeregoismus.

Stieglitz und Ammer, weil ſie ſich zankten,
Flogen zum Gimpel und ſie verlangten,
Daß er nach Rechten möge entſcheiden,
Welcher denn ſchöner wäre von beiden?
„Hat rothe Federn Einer von Beiden?“
Fragte der Richter von ſeinem Strauch.
„„Ich!“ rief der Stieglitz hüpfend vor Freuden
„Nun ſo biſt Du es“ war das Entſcheiden,
Denn rothe Federn habe ich auch.“

Die Unbeachteten.

Spatz und Dohle auf dem Dach
Klagten ſich ihr Ungemach:
„Mich,“ ſprach er, „jagt man vom Felde,
Man zerſtört mir Brut und Neſt,
Schießt nach mir, wenn ich mich melde,
Ich der niemals ſie verläßt!“
Drauf die Dohle: „Zu ertragen
Iſt noch leicht was Dir geſchah,
Wollten ſie mich nur verjagen;
Doch daß nichts ſie von mir ſagen,
Thun, als wär' ich gar nicht da;
Mich nicht haſſen, mich nicht miſſen
Und von mir ſogar nichts wiſſen,
Bringt mich noch dem Grabe nah!“

Poeten-Greiſe.

Der Fink war alt; nach altem Brauche
Sang er noch jetzt, doch klang es ſchlecht;
Die Jungen, rings verſteckt im Strauche,
Sie lachten ſeiner, und mit Recht.
Da gab ein Hänfling weiſe Lehren:
„Das Alter ehrt!“ Ein Finklein ſpricht:
„Wir wollen gern das Alter ehren,
Doch juſt zu ſingen braucht es nicht!“

Selbſtgefälligkeit.

Die Henne ſchreit ob ihrem Ei,
Da kommt die Hausmagd raſch herbei,
Und rührt es bald in eine Speiſe;
Die Henne doch in ihrer Weiſe
Schreit immer fort; da nimmt die Magd den Beſen
Und jagt die Schreierin vom Flur.
Was machſt du um dein Buch für langes Weſen,
Indeß es längſt Makulatur!

Frauenſchriftſtellerei.

Die Elſter fand ein Publicum,
Und blieb, verſteht ſich, da nicht ſtumm,
Ich glaub' ſie ſchrieb ein Buch ſogar.
Da zog ein Geier her von Weiten,
Und die Zuhörer, ſie zerſtreuten
Sich ſchnell, als ſeiner ſie gewahr.
Er ließ herab ſich, ihr zu ſagen:
„Nichts wollt' ich ihnen thun, verjagen
Wollt ich ſie blos durch die Gefahr,.
Damit ſie Beſſeres beginnen,
Als Deiner Thorheit nachzuſinnen.“

Antikritik.

„Ich brüllte einmal, weil mir's grad gelegen,"
So ſprach der Löwe, „in den Wald hinein:
Da tönte mir ein Eſelsſchrei entgegen,
Als ſollt' er Antwort meinem Rufe ſein;
Mich faßte Zorn: was glaubt ihr, daß ich that?"
„Du brüllteſt ſtärker noch, um zu erſchrecken
Den Schreier, der Dich ſo geärgert hat."
„Ihr irrt; ein ſolches Echo aufzuwecken,
Schien eine Sünde mir an Allen Euch.
„Ich ſchwieg; denn Schweigen rieth mir das Gewiſſen,
Damit Ihr mit dem Löwen nicht zugleich
Den Eſel nochmals hättet hören müſſen."

Ueberſetzer und Original.

Ein junger Hirſch, der überſetzte
Ein Bächlein jüngſt im Wald, ein klares,
Was Niemand in Erſtaunen ſetzte:
Verdienſt der langen Beine war es.
Der Hund ſchwamm durch, und ſieh, von Golde
Ein Ringlein ſah er auf dem Grund,
Das er mit kluger Schnautze holte;
Dem Jäger bracht' er ſeinen Fund.
Der Jäger hat den Hirſch geſchoſſen,
Der Hund ein Bratenſtück genoſſen.

Sic vos non vobis!

Vom Hühnerſtall der Marder kam,
Er trug ein Küchlein fort von dorten,
Das liſtig ab der Fuchs ihm nahm
Mit ſchlechtem Geld und guten Worten.
Die Henne klagte, daß ein Wicht
Des Nachts ein Kindlein ihr entriſſen;
Man zog den Marder vor Gericht
Und ließ ihn ſeinen Frevel büßen.
Der Fuchs, der ſtrich ſich ſeinen Bauch
Und ſprach, recht nach Verlegerbrauch:
„Was kümmert mich des Marders Sünde,
Wenn ich nur meine Rechnung finde.“

Ohne Aufſchrift.

Einen Edelfalken fingen
Zwei Burſche in ihren Schlingen,
Die ſtutzten ihm Schnabel und Fang.
Als er wieder empor ſich ſchwang,
Lachten die Vögel, und ein Specht
Meinte: „Geſchieht ihm ſchon Recht,
Warum hat er ſich hin verirrt,
Wo man Meſſer und Scheeren führt!“

Die Anonymen.

Es zog der Tiger auf die Jagd,
Wobei ihn das Geſchrei des Straußen plagt;
Anſichtig wurd' er ſeiner bald,
Stürzt auf ihn los und jagt ihn in den Wald.
In einem Buſch den Kopf verſteckt,
Glaubt hier der Strauß ſich unentdeckt,
Indeß ſein Feind von rücklings ihn zerriſſen
So hat der Anonyme ſterben müſſen

Verſchiedene Anſicht.

Auf warf der Maulwurf ſeinen Hügel.
Da ſprach der Wurm: „O hätt' ich Flügel,
Daß über dieſen Berg ich flöge!"
Auch die Ameiſe ſeufzte ſchwer,
Als ſie dies Bollwerk fand am Wege.
Dem Maulwurf ſchmeichelte das ſehr,
Im Wahn, daß Großes er vermöge.
Da kam der Gärtner raſch daher
Und trat, die jener aufgegraben,
Die Erde eines Trittes ein:
Den Kleinen ſchien ſein Werk erhaben,
Dem Großen ach, wie klein!

Die Gunſt des Publikums.

Der Eber wühlte im Getreide,
Und hielt da ſeine fette Weide.
Er dachte ſo bei ſich: „Mein Troſt,
Wenn ſie mich jagen und mich hetzen,
Und ihre ſcharfen Meſſer wetzen,
Bleibt immer doch die fette Koſt!“ —
Er ging, und kam mit ſchnellen Schritten
In nächſter Nacht und war entſetzt:
All das Getreide war geſchnitten
Und er auf magre Koſt geſetzt.
Er tobte über alle Maßen,
Da ſang die Fledermaus ihn an:
„Ein Thor, der ſich auf das verlaſſen,
Was über Nacht verſchwinden kann!“

Weiberprotektion.

Zur Seite eines Silberſchwan's
Schwamm auch ſein Liebchen Jungfer Gans.
Da ſang im Buſch ein kleiner Sänger
Sein Lied ſo ſchön, daß eng' und enger
Um's Herz dem ſtillen Schwane ward.
Das Gänschen doch nach ſeiner Art,
Es ſchmälte über den Geſang,
Und ſchnatterte gar viel und lang:
Da ſprach denn endlich auch der Schwan:
„Was Rechtes iſt doch nicht daran!“ —
Wollt ihr dem ſtrengen Herrn gefallen,
Gefallt der lieben Gans vor allen!

Das Loos des Schönen.

Voll Farbenglanz ein Diamant,
Er lag im Hof' in Staub und Sand.
Nicht fand der Sperling d'ran Behagen,
Die Maus zu hart ihn zum Benagen;
Zu trocken ſchien er zum Genuße
Der Gans; der Hund mit leichtem Fuße
Lief gar darüber weg. Die Henne
Allein that, als ob ſie ihn kenne,
Beſah ihn und verſchlang ihn dann;
Er förderte ihr die Verdauung. —
Es diene dir dies zur Erbauung,
Wie's einem Buch' ergehen kann.

Post nubila Phoebus.

Die Sonnenfinſterniß trat Mittags ein,
Und dunkel ward's im Thal, im Feld und Forſte;
Aus flogen da Nachtvögel groß und klein,
Die Lerche blieb im Feld, der Aar im Horſte,
Uhu's und Eulen wurden luſtig ganz:
Doch wieder bald erſchien der Tagesglanz;
Und trieb in das Verſteck den dunklen Chor;
Doch Aar und Lerche ſchwangen ſich empor,
In Sonnenſtrahlen froh ſich zu verklären:
Wie lange kann ein ſolcher Irrthum währen?

Feiles Lob.

So oft ſich Rabe hören ließ,
So war man deſſen ganz gewiß
Von Spechten, Kräh'n und Widehöpfen,
Daß ſie ihn preiſend ſich erſchöpfen.
Doch war's hinwieder auch probat,
Daß er ſie dann zu Gaſte bat,
Und Jedem gab, was dem behagte,
Und gut befand, was Jeder ſagte.
Deß lachten freilich alle Leute, —
Glaubt ihr, das war des Bundes Grab?
Der lobt den Raben noch bis heute,
Und holt ſich dann ſein Futter ab.

Literariſche Soirée.

Acht Vögel ſaßen im Salon der Eiche.
Der Erſte ſprach: „Wer iſt's, der je mir gleiche?“
Der Zweite: „Herrlich tönet mein Geſang;“
Der Dritte: „Spitz mein Schnabel iſt und lang;“
Der Vierte: „Seht dies herrliche Gefieder;“
Der Fünfte: „Sing' ich nicht die ſchönſten Lieder?“
Der Sechſte: „Iſt mein Urtheil nicht gerecht?“
Der Nächſte: „Wir nur taugen was, ihr Brüder!“
Der Letzte: „Alle außer uns ſind ſchlecht.“
So lobten ſich die Acht nach ihrer Weiſe,
Da flog ein Papagei noch zu dem Kreiſe,
Nachplappernd emſig, was die Andern ſchrei'n:
Wer möchte da nicht gern Neuntödter ſein!

Scheererei.

Es ward ein Pudelhund geſchoren,
Der wandte fragend ſich an ſeinen Scheerer:
„Zu wiſſen," meint er, „nur begehr' er,
Warum die Woll' er nun verloren?"
„Zuerſt," ſprach dieſer weiſe Lehrer
Mit ernſter Miene der Cenſoren,
„Weil eigends ich dafür beſtallt
Und dich zu ſcheeren bin bezahlt;
Und dann weil dies ein Zeichen iſt,
Daß du ein freier deutſcher Pudel biſt."

Krebsſchaden.

„Du ſchwingſt Dich immer in die Höhen,“
So rief ein Krebs der Lerche zu,
„Und mußt doch ſtets zurück dann gehen:
Wie gleich ſind wir dann, ich und Du.
Nur ſollteſt Du die Mühe laſſen
Und ganz mit Rückſchritt dich befaſſen,
Sieh mich, und werde doch geſcheidt!“ —
Ich hört' es an mit tiefem Schämen,
Und eine Stimme unſrer Zeit
Meint' ich im Krebſe zu vernehmen.

14.

Der Kleinhändler.

Das Waarenlager und die Bücher waren richtig befunden worden; der Kaufcontract ſollte beiderſeitig unterzeichnet werden. —

„Bedenken Sie Sich noch, Herr Bernard, ich bitte!“ ſo ſprach Herr Leroi, der das Magazin käuflich zu übernehmen im Begriffe ſtand.

„Sie, ein Pariſer von Geburt, ein tüchtiger Kaufmann, Inhaber eines Geſchäftes, das im beſten Gange und in der lebhafteſten Straße iſt; Sie ſelbſt kaum dreißig Jahre alt, und wollen Sich ſchon zurückziehen, noch ehe Sie Ihr Glück gemacht, das Ihnen nicht ausbleiben kann! Sie dringen mir Ihr Waarenlager ſammt Ausſtänden um einen Spottpreis auf, wobei nur ich gewinnen kann: bloß damit der Handel noch heut geſchloſſen, und Ihre Abreiſe für morgen ungehindert ſei. Warten Sie noch ein paar Wochen, und Sie müſſen einen beſſeren Verkauf ſchließen!" —

„Ich kann nicht," erwiderte Bernard, „ich will Paris augenblicklich verlaſſen, und meine Frau will es auch." —

„Ihre Frau, ei, ei! und dabei blieben alle ökonomiſchen Nachtheile unberückſichtigt? Dahinter ſteckt etwas. Seien Sie offen, Bernard; ich zähle zwanzig Jahre mehr als Sie, ich war der Freund ihres Vaters, und auch Sie können keinen redlicheren und wohlmeinenderen finden."

Es giebt Augenblicke, wo das Herz nicht mehr an ſich halten kann und die tiefſten Geheimniſſe auf die Lippen drängt, weil ſie die Bruſt zu ſprengen drohen. So war es jetzt mit Bernard. Die Sympathie des Freundes, der ihm ſo herzlich entgegen kam, wirkte; er faßte **Lerol's** Hand, drückte ſie heftig und begann:

„Ja, Sie ſind mein Freund, Sie ſollen Alles wiſſen. Meine Frau iſt ſchön, und ich liebe ſie unendlich. Bevor ich ſie heirathete machte ich ihr lange den Hof, ſtudirte ſorgfältig ihren Charakter und ihre Eigenſchaften und dachte nicht eher an mein Glück, als bis ich überzeugt war, daß es auch das ihre ſein werde. Meine Frau liebte mich ebenfalls. Zwei Jahre hindurch war ich glücklich, und wäre es wohl immer geblieben, hätte ſich nicht ein böſer Umſtand eingeſchlichen. Meine Frau beſuchte häufig eine Familie, wo ſich auch ein Herr von Delcour einfand, einer jener müßigen jungen Herren, die ihr dreißigſtes Jahr abwarten, um eine Frau und endlich eine Stellung in der Welt zu ſuchen und die ſich indeſſen die Zeit mit Liebeshändeln vertreiben und nur die verbotenen für intereſſant und mühelohnend halten. Dieſer Menſch iſt ſchön, geiſtreich und anziehend. Er verfolgte meine Frau mit Aufmerkſamkeiten, Schmeichelworten und liebeglühenden Verſicherungen. Ich wußte um Alles und wie er ſich's zur höchſten Aufgabe gemacht, dieſes Weib zu beſitzen; nach allem, was er that, mußte meine Frau denken, dieſer Menſch liebe ſie mehr als ich.

Mit der peinlichſten Wehmuth bemerkte ich die Veränderung, die in ihrem Herzen zu meinem Nachtheil vorging; meine Liebe war zu groß, und ich ſah ein Meer des Jammers in der Zukunft; ich konnte nicht länger ſchweigen, frei und redlich trat ich vor meine Frau und ſprach zu ihr:

„Amelie, Du liebſt mich nicht mehr; Alles wechſelt, alles nützt ſich ab in der Welt, warum nicht auch die Gefühle? Du haſt mich bisher geliebt; aber jetzt denkſt

Du an einen Andern, ich weiß es. Als Du mich noch liebteſt, war ich in Deinen Augen ein ehrſamer Handelsmann: jetzt bin ich Dir nichts mehr, als der trockene Patron, der einen Kramladen von Leinenzeug, von Leibchen und Strümpfen hält. Wohl, ich will es begreifen, daß Dir das nicht mehr genügt, weil Du vielleicht von einer glänzendern Stellung träumſt. Gut denn! ich will Alles verlieren: mein Glück, mein Weib, das ich unausſprechlich liebe und für das ich unermüdet arbeitete, aber ich will nicht hintergangen ſein. Du ſelbſt, wie ich Dich kenne, wirſt das nicht wollen; Du wirſt unſer Haus nicht zur Hölle verwandeln wollen. Wir müſſen uns trennen!"

Und nun hätten Sie meine Frau ſehen müſſen, Leroi, wie ſie mir an den Hals flog und unter Thränen und Schwüren verſicherte, daß ſie mich liebe, daß ſie nie aufgehört habe, mich zu lieben, und daß ſie ſich nicht den kleinſten Vorwurf zu machen wiſſe; wie ſie über Verleumdung klagte, die ein Weiberſpiel der Eitelkeit ſo ernſtlich deutete, und daß ihr nie ein Gedanke in den Sinn gekommen, der mich nur entfernt hätte kränken können.

„Nein, Amelie," ſprach ich weiter zu ihr, „ich kann Dir nicht glauben; ich liebe dich zu ſehr, um nicht auch hellſehend zu ſein; nicht die Verleumdung iſt es, die Dich anklagt: ich, ich bin es ſelbſt, weil ich ſeit einiger Zeit mein Weib nicht wieder erkenne, weil ich es oft traurig und in tiefen Gedanken verſunken ſehe, die gewiß mit Deiner und mit meiner Ehre nicht verträglich ſind."

Ich ſagte vielleicht mehr, als ich ſollte und wußte; Amelie war in Thränen aufgelöſt, aus denen doch eine kleine Schuld ſchimmerte; aber das entnahm ich als beſtimmt aus ihren Worten, daß es noch zu keiner günſtigen Erklärung gegen ihren Anbeter gekommen war. Jetzt war der Augenblick, wo ich die Reuige erfaſſen, und ſelbſt wenn ſie ſchon einen Rückſchritt zu mir machen mußte, ſie zu dieſem bringen und ſie jedes verbotene Gefühl vergeſſen machen konnte. Aber das genügte mir nicht. Amelie wußte, wie grenzenlos ich ſie liebte, und welchen Schmerz mich eine Trennung von ihr koſten würde: jetzt mußte ſie aber auch einſehen lernen, daß Jener ſie weniger liebe, als ich. Ich dachte nicht mehr an einen möglichen Rückfall von ihrer Seite, ſondern nur an die Ruhe unſerer Zukunft, und knüpfte an die Verzeihung, um die meine Frau bat, eine Bedingung. Sie ſollte Delcour in einem freundlichen Billet zu ſich beſcheiden, und ich ſchrieb ihr Worte und

Benehmen für ſeinen Beſuch vor. Die Wunde war da, ſie mußte bis auf die Narbe verſchwinden; ich war ein Menſch, der ſich auf alle Gefahr hin von ſeiner Eiferſucht wie von einer unerträglichen Laſt befreien wollte.

Ich verbarg mich ſo, daß ich alles ſehen und hören konnte, was vorging, denn was ich von meiner Frau verlangt, war von der Art, daß, wenn ſie ſich nicht unter meinen Augen wußte, ſie leicht Kraft oder Willen zum Gehorſam verlieren konnte. —

Delcour erſchien; er ergriff die Hand meiner Frau und ergriff ſie mit leidenſchaftlichem Feuer. Er pries ſich glücklich über die unverhoffte Gunſt, ſie zu ſehen und zu ſprechen, wiewohl ſeine glühende Liebe dieſe verdient habe; er ſchwur ewige Treue und Anbetung und flehte nur um ein Wort von ihr, welches Glück oder Unglück ſeines Lebens beſtimmen ſolle. Meine Frau unterbrach ihn kurz und wie Jemand, der in einem entſcheidenden Augenblick mehr als leere Worte verlangt. —

„Sie lieben mich alſo?“ fragte ſie. —

„O, Sie müſſen es wohl wiſſen,“ betheuerte Delcour lebhaft: „Ihr Anblick hat mich bezaubert, und ſeit ich das Glück habe, mich Ihnen nähern zu dürfen, iſt meine Leidenſchaft durch Ihre himmliſchen Reize und durch die Anmuth Ihrer Worte und Blicke zu einem Veſuv geworden.“ —

„Die Liebe pflegt zwar nicht zu rechnen,“ erwiderte meine Frau, „auch bin ich weit entfernt, mein Intereſſe in Erwägung zu ziehen; aber an meine Stellung muß ich, und noch mehr, wenn ich Ihnen Glauben ſchenke, muß ich auch an die Ihrige denken. Sie lieben mich, wie Sie verſichern, mit einer Heftigkeit, die keine Theilung verträgt; und auch ich würde, wenn ich Sie erhörte, nie einwilligen meinen Gemahl zu betrügen und an zwei Herzen zu hangen. Es iſt eine ernſte Geſchichte, mein Herr, einer verheiratheten Frau den Kopf zu verrücken, und es handelt ſich dabei um ihr ganzes Lebensloos. Sie ſoll ihre Familie aufopfern, die öffentliche Meinung, die Sitte mit Füßen treten, allen Freunden den Rücken wenden, ja, ihren Ruf und Namen verlieren. Es iſt wohl natürlich, daß ſolche Opfer auch gegenſeitige verlangen machen. Ein Theil allein ſoll doch nicht alles tragen? — Wenn ich Sie lieben könnte, mein Herr, ſo würde ich von Ihnen vielleicht begehren, daß Sie mich meinem Manne entführen.“ —

„Wie, eine Entführung?“ —

„Beſſer eine Entführung, als ein Betrug! Wir würden jenes einſame Leben zu Zweien, deſſen Reize Sie mir ſo oft geſchildert, in einer fernen Ecke der Welt, in den Alpen, unter einem Strohdache der Schweiz beginnen; oder beſſer noch, wir ändern unſere Namen und ſuchen uns eine neue Heimath in Amerika. Wenn Sie mich liebten, mein Herr, ſo würden Sie Ihre Beſitzung in Loiret ſogleich verkaufen und Ihr Haus in der Straße d'Antin eben ſo ſchnell zu Geld machen.“ —

„O, ich begreife dieſe wechſelſeitige Aufopferung,“ begann jetzt Delcour mit merklicher Verlegenheit, „ſie iſt ganz natürlich, wenn ſie nur auch möglich iſt!“ —

„Alles iſt der Liebe möglich,“ erwiederte Amelie; „Leidenſchaft beſiegt alle Hinderniſſe und iſt vergnügt, Opfer bringen zu können.“ —

„Aber um allem Ehrgeiz, allen Hoffnungen Lebewohl zu ſagen,“ meinte Delcour, „müßte man doch erſt wiſſen, ob man auch wirklich geliebt wird.“ —

Und nun ließ meine Frau den Blick mit unbeſchreiblichem Wohlwollen auf ihm ruhen und ſprach: „Wenn ich bereit wäre! wenn ich Sie liebte! Wenn ich nur dieſes einzige Wort von Ihnen hören wollte, wie Sie eines von mir verlangten! Wenn ich zu Ihnen ſpräche: Seit zwei Jahren bewerben Sie ſich um eine

Stelle im Bureau des Miniſteriums; geſtern iſt Ihr Wunſch endlich erfüllt worden, die Ernennung iſt in Ihren Händen; wohlan, mein Herr, hier iſt Dinte, Feder und Papier; ſchreiben Sie Ihre Entlaſſung, ich will ſie abſenden; ſchreiben Sie, ſchreiben Sie!" —

„O, wie mir da mein Herz ſchlug," fuhr Bernard gegen Leroi fort, „als ich das Gefährliche der Probe fühlte, welcher ich mich unterzogen. Denn meine Frau iſt ſo ſchön und liebenswürdig, daß ein junger Mann um ihre Liebe gewiß Alles thun konnte; mit ihr in einem entfernten Winkel der Erde leben zu können, hätte ich die Straße d' Antin, die ganze Picardie, und das Portefeuille aller Miniſterien hingegeben! Ich war ganz außer mir und im Begriffe, die Thüre einzurennen, die mich verbarg. Damit wäre aber Alles verloren geweſen; auch war es nicht nothwendig.

Herr von Delcour zögerte, er griff nicht nach der Feder, die ihm gereicht wurde, er verſtand es nicht, dieſes Weib zu verdienen, das er zu lieben vorgab. Amelie, die nun alles getreulich erfüllt hatte, was ich ihr aufgetragen, erhob ſich mit Würde und ſprach: „Entfernen Sie ſich, mein Herr! ſogleich!" —

„Sie glauben nicht, welche Laſt von meiner Bruſt fiel," ſprach Bernard weiter; „wenn dieſer Menſch den

Vorſchlag einging, war ich verloren und namenlos elend!“ —

„Nun wohl!“, nahm Leroi das Wort, „aber jetzt ſind Sie glücklich; Sie haben ſich unklug der größten Gefahr ausgeſetzt; aber Sie haben dabei gewonnen. Ihre Frau gehört Ihnen feſter als jemals an, und kennt jetzt den Unterſchied zwiſchen wahrer und falſcher Liebe. Was wollen Sie mehr? Warum Ihr Geſchäft aufgeben, warum nicht auch Ihr Glück als Kaufmann machen?“ —

„Leroi,“ erwiderte Bernard treuherzig und wehmüthig, „das kann nicht ſein; denn er geht noch täglich an unſerem Laden vorüber.“ —

„Nicht möglich!“ —

„Ja! und ich kann nun einmal dieſes Geſicht nicht ſehen, es kränkt, es verwundet mich. Wenn ich dieſen Menſchen erblicke, der mein Glück in ſeinen Händen hatte, der, wenn er meine Frau ſo liebte, wie ich, ſie entführen konnte: dann zittere ich und fühle mich unwohl. Auch meiner Frau geht es ſo. Sie liebt mich jetzt, aber wir Beide leiden an einer Krankheit, die nur durch Entfernung von hier geheilt werden kann. Ich beſitze ein kleines Landgut, dort leben gute Leute, die ſich meiner Geburt erinnern, und ein Pfarrer, der mich getauft hat; dahin will ich mit meiner Liebe flüchten, der jetzt vor jedem Sturme bangt.“

Bernard hatte ſeine Mittheilung kaum beendet, als der Ladengehülfe mit ganz verſtörter Miene in's Comptoir hereintrat. —

„Herr Bernard, wiſſen Sie ſchon .... Herr von Delcour, Sie kennen ihn ja, der ſchöne junge Mann, der täglich an unſerem Laden vorbeiging ....“ —

„Nun, was iſt mit ihm?“ —

„Er iſt todt.“ —

„Warum nicht gar?“ —

„Er wurde heute Morgens im Duell erſchoſſen. Er ſchlug ſich um eine Tänzerin der Oper. Eben hat man ſeine Leiche vorübergefahren.“

Leroi langte ſchnell nach dem Kauf-Contracte und zerriß ihn in kleine Stücke. —

„Sie brauchen nun nicht mehr Paris zu verlaſſen,“ ſprach er mild zu Bernard, „er wird hier nicht mehr vorbeigehen.“ —

„Doch, doch!“ meinte dieſer in tiefer Bewegung, „wir müſſen fort!“

„Nun dann," ſprach **Leroi**, „laſſen Sie uns ſtatt des Kaufcontracts einen Geſellſchafts-Vertrag abſchließen; ich beſorge das Geſchäft und beurlaube Sie für ein Jahr." —

Und **Bernard** willigte ein.

15.

Die engliſchen Schiffsgefängniſſe.

Daß die Engländer mit den kriegsgefangenen Franzoſen der Republik und des Kaiſerreiches, welche nach den berüchtigten ſchwimmenden Gefängniſſen gebracht wurden, nicht eben auf die delicateſte Weiſe umgingen, iſt bekannt. Die Sache ſchien mit dem Kriegsungemach vergeſſen. Aber in jüngſtvergangener Zeit, wo die franzöſiſchen Organe Alles aufboten, den halbverſchwundenen Nationalhaß gegen England neu anzuregen, tauchten auch die Geſchichten aus jener Zeit wieder auf, deren eine, die Erzählung des Capitäns Maurice N**, welcher zwei Jahre als Kriegsgefangener auf den engliſchen Detentionsſchiffen verlebte, hier Platz finden möge.

Im Jahre 1812, ſo erzählt der alte Krieger, war ich Lieutenant im 35. Infanterie-Regimente, zählte achtzehn Jahre und beſaß guten Willen, Ehrgeiz und Muth. Zu dieſer Zeit erhielt mein Regiment, das ſich in Spanien herumſchlug, Befehl zu der Nordarmee zu ſtoßen, und mein Unglück wollte, daß ich, den Leiden und Mühſeligkeiten der ſtarken Märſche faſt erliegend, auf halbem Wege zurückbleiben mußte; mein Obriſt fühlte Mitleid mit meinem Zuſtande und ließ mich bei dem nächſten franzöſiſchen Poſten zurück, wo ich weinend von meinen Kameraden Abſchied nahm. Allein, verlaſſen, unnütz in ſo wichtiger Zeit, war ich nahe daran, aus Kummer meinem Leben ein Ende zu machen: als ich mich glücklicherweiſe meiner lieben Heimath, meiner guten Mutter und aller meiner Freunde erinnerte. In kleinen Tagereiſen erreichte ich endlich das irdiſche Paradies, wo ich geboren ward, und das man in der Alltagsſprache die hyeriſchen Inſeln nennt. Was ſoll ich Sie mit der Geſchichte meiner Geneſung lange ermüden? In jenem glücklichen Lande, auf jenem zauberhaften Boden, auf jenen Inſeln der Glücklichen giebt es einen wunderwirkenden Arzt, der die Sterbenden in's Leben zurückruft — die Sonne. Mit ſeiner Hülfe und dem freundlichen Hinzuthun meiner Lieben genaß ich gar bald: Kraft, Muth und Hoffen kehrten wieder, und ſchon dacht' ich daran, bald zum Heere abzureiſen und vielleicht an einem Siegestage unter dem Rufe: „Hoch lebe der Kaiſer!“ freudig zu ſterben. Da machten eines Morgens einige Fiſcher an der Küſte im Frühnebel die Entdeckung, daß unfern dem Lande eine engliſche Brigg ruhig See halte. Den armen Teufeln ſchien, es müſſe dies ein Kauffahrer mit reichen Gütern aus Indien ſein; provencaliſche Phantaſie malte Alles prachtvoll aus, und es dauerte nicht lange, ſo machten ſich die Muthigſten an die Arbeit. Eine große Fiſcherſchaluppe wurde ausgerüſtet; Waffen, Schießgewehre, Enterhaken und Beile hineingeſchafft; die Bewohner der ganzen Umgegend verſammelten ſich auf der Rhede um die Expedition auslaufen zu ſehen; die improviſirten Corſaren warfen ſich in die Barke, und mich — ſoll ich es läugnen? — mich entzündete dieſes Feuer und dieſer naive Enthuſiasmus; der Haß gegen die Feinde des Vaterlandes machte mein Herz ſchneller pochen; die Hoffnung eines glücklichen Erfolges verrückte mir den Kopf, — ich ſtürzte auf die Ruderbank und ſchrie aus einem Tone mit meinen Kameraden: Krieg, Krieg den Engländern! —

Mit raſchen Rudern und Segeln liefen wir aus; das Meer war ruhig, der Wind günſtig, unſer Fahrzeug ſchnell; nur noch kurze Friſt und wir erreichten unſere Beute: als der Himmel mit einem Male ſeinen grauen

Nebelmantel fallen ließ, und wir jetzt nur auf gutes Glück die Richtung nach dem Engländer beizubehalten ſuchen mußten. Plötzlich gewahrten wir ihn ganz in der Nähe, aber wer beſchreibt unſern Schrecken, der vermeinte Kauffahrer war — eine engliſche Corvette, welche uns ihre Batterie wies und uns mit einem Kanonenſchuß begrüßte. Flucht war hier ſo wenig möglich als Widerſtand; wir mußten die Segel ſtreichen und uns ergeben. Die engliſchen Matroſen hißten unſere Schaluppe an den Bord, und dieſer ſchöne Seeroman, der an den blühenden Küſten der hyeriſchen Inſeln begonnen hatte, ſollte bald in den Sümpfen und auf den Pontons von Chatam endigen.

Wahrlich, die ſchauerlichen Gefängniſſe Venedigs, die grabähnlichen Feſtungen Deutſchlands und die blutigen Steppen Sibiriens, ſie dünken mich alle ein Roſenlager, wenn ich jetzt, nach langen Jahren mich der Qualen, der ausgeſuchten Grauſamkeiten und der kalten Nachübungen erinnere, welche damals das Krämervolk gegen unſere armen Brüder handhabte. Die engliſchen Pontons, — du großer Gott! . . . denken Sie ſich einen Abgrund, einen ungeheurn Cloak von Blut und Koth; eine ewige Marter, die das Leben verhaßt und das Sterben unmöglich macht; Dante's ganze Hölle, aber eine, eine einzige Hoffnung darin: nemlich die, endlich erſäuft, erſchoſſen oder vergiftet zu werden.

Bei unſerer Ankunft in Chatam beſtanden die Pontons der Rhede aus zehn großen, durch Taue an einander gebundenen Schiffen, inmitten eines peſtverbreitenden Schlammes, deſſen ſcheusliche Ausdünſtung augenblicklich das Fieber hervorrief, bald darauf hitzige Phantaſieen und endlich die röchelnde Lungenſucht, dieſes unheilbare gräßliche Siechthum, welches damals die großen Herrn in London mit kaltem, unmenſchlichem Spotte „den Schnupfen der Franzoſen" nannten.

Die unglücklichen Fiſcher von den hyeriſchen Inſeln wurden zerſtreut in die unterſten Schiffsräume eingepfercht; ich habe Keinen von ihnen zu Geſicht bekommen. Was mich betrifft, ſo verſchafften mir mein beſſeres Aeußere und die Offiziersepauletten die ſchmähliche Ehre einer beſonderen Behandlung: ich wurde in eine untere Batterieecke der „Juſticia", des entſetzlichſten der engliſchen Pontons, lebendig begraben. Zum Lager hatte ich eine Hangematte, worauf meine zuſammengedrängten Glieder verknöcherten, zum Kiſſen einen feuchten Verſchlag, dicht mit Nägeln beſäet, zu Kleidern Lumpen, vor welchen ſich der elendeſte Bettler der Welt ekeln würde, zur Nahrung, ſchwarzes, ungeſundes Brot, verfaulte Hülſenfrüchte und ſchmuziges Waſſer; dazu ringsher, über, unter, neben mir und überall die ſchwebenden Damoclesſchwerter, womit die entmenſchten Wächter den Gefangenen drohten oder ſie auf das Grauſamſte neckten. —

Aber die empörendſte Schmach und Strafe, welche die unglücklichen Gefangenen der „Juſticia“ auszuſtehen hatten, kam ohne Zweifel von Demjenigen, der dieſes Schiff befehligte, von einem Lieutenant Namens Robert Malthus. Hart, grauſam, übermüthig und ſpöttiſch, Büttel und Stutzer zugleich, beſchimpfte uns dieſer Menſch täglich und ſchlug uns ſogar. Bei ſeiner täglichen Revue qualmte der Niederträchtige abſichtlich den Schwerhuſtenden ſeine Tabakswolken ins Geſicht und peitſchte uns ohne allen Grund. Nach ſeinem Plane ſollte ſein Ponton eine wahre Hölle der Gefangenen ſein, — ſo marterte er die armen Opfer ſeiner Willkühr. In dieſem Robert Malthus unſeligen Andenkens lag etwas von einem Soldaten, einem Matroſen, einen Stockknecht, einem Gentleman und einem Henker. Verſetzen Sie den Nichtswürdigen auf den Felſen von St. Helena, auf den oceaniſchen Ponton des großen Kaiſers, und ſein Name heißt dann vielleicht ganz einfach: Sir Hudſon Lowe.

Und dieſem Robert Malthus danke ich mein Leben, meine Freiheit, und was noch mehr, mein Glück. Hören Sie, wie das zuging. Eines Abends war ich eingeſchlafen, ein glücklicher Fall, der in den zwei Jahren meiner Gefangenſchaft nicht oft vorkam. Malthus trat an meine Hangematte und weckte mich. Ich erwachte und fuhr in die Höhe; ſehen konnt' ich ihn nicht, aber ich ahnte ſeine Nähe. Ruhig, ganz heiter und mit lächelndem Tone würdigte er mich einiger Fragen — ich weiß nicht welcher? — die mir keiner Antwort werth ſchienen, und ich ſchwieg. Dieſes Schweigen erbitterte ihn, er nahm die Cigarre aus dem Munde und drückte ſie glühend auf meine Stirn; ich ſtieß einen fürchterlichen Schrei aus, er aber rauchte ganz gelaſſen fort und ſprach zu mir: „So, Hund von einem Franzoſen, weil Du nicht reden willſt, ſo belle!" — „Hund von einem Engländer," ſchrie ich ihm in Schmerz und Wuth zu, und ſtieß mit den Füßen gegen ihn, „zu Raubthieren wie Du, ſpricht Niemand der Herz und Ehre in ſich fühlt." — Die ſtrafende Gerechtigkeit des Lieutenants ließ nicht lange auf ſich warten; man ſchleppte mich hinaus auf das Verdeck, und ich ward verurtheilt die Nacht bei Sturm und Regen, Wind und Blitz hier, auf naſſer Bohlung hinzubringen; — das aber rettete mich

In einem ſolchen Zuſtande zu ſchlafen war unmöglich, ich dachte und träumte wachend. Mitunter war es mir, als wehte der Wind den Ton verworrener Laute und Stimmen vom Lande her, und mit ihnen den fernen Ruf der Freiheit. Dieſe Träume der Schlafloſigkeit gaben mir einen Plan der Raſerei ein, den ich auch ſogleich ins Werk ſetzte. Die Verzweiflung gab mir Kühnheit, das Fieber Kräfte, und ich ſchwur im Herzen, durch die Flucht meine Freiheit oder den Tod zu finden. —

Es war gegen eilf Uhr und der Himmel ganz dunkel, Regen, Blitz und Donner dauerten fort. In ſeiner Cajüte trank und ſang der Lieutenant zum Ruhme der großen engliſchen Nation. Mich hatten die Knechte des Henkers auf dem abgetakelten Verdecke wahrſcheinlich vergeſſen und ſchliefen ruhig in ihren unteren Schildhäuſern, die wie Hundehütten ausſahen. Zu meinen Füßen lag eine Art von Mantel, den man mir hingeworfen, und in den ich mich ſorgfältig einhüllte. Nachdem ich mich in Gottes Schutz befohlen, kroch ich vom Bord des Schiffes herab, und ließ mich endlich mit Hülfe eines günſtig angebrachten Seiles leiſe in die See, oder vielmehr in den Schlamm ſinken. Die heranſchwellende Fluth kam mir zu Statten, und halb zu Fuße durch den

Moraſt, und halb ſchwimmend, zitternd vor Angſt und Hoffnung, erreichte ich endlich das Ufer und glaubte mich gerettet. Denken Sie ſich meine Freude und mein Glück: nach einer Stunde mühſamer Anſtrengung, vielfältigen Hin- und Herirrens und Spähens befand ich mich endlich in einer Stadt, bewohnt von freien Menſchen, wo man denken, ſprechen und gehen kann, in dem geräuſchvollen Gewirre von Chatam. Die große Glocke verkündete eben die zwölfte Stunde, als ich aus der Richtung der militäriſchen Rhede einen Kanonenſchuß herüber dröhnen hörte, der den Soldaten und Bürgern wahrſcheinlich das Entweichen eines Gefangenen anzeigen ſollte. Der Schreck gab mir alle Kräfte wieder, ich raffte meine Freiheit und meinen Muth zuſammen, wickelte mich in den Mantel, und lief auf gut Glück, ohne mir Zeit zum Ausruhen zu gönnen, immerfort durch die Straßen, Quergaſſen, Promenaden, Waſſer und Gaſſen der Stadt. Die Kanone ließ ſich immer wieder von Neuem hören, die militäriſche Muſik in der Stadt antwortete mit ihrem God save the King; ſchon glaubte ich ſprengende Roſſe und klirrende Waffen hinter mir her zu vernehmen; noch ein Augenblick vielleicht, und es war um mich, meine Hoffnungen und mein Leben geſchehen! — Da gewahrte ich, als ich von einem großen Platze in eine Seitengaſſe bog, zu meinem Glücke die Thüre eines freundlichen Hauſes ſich öffnen; eine alte Dienerin, die eine Laterne trug, ſchritt langſam auf die Straße hinaus, vermuthlich um die Nachbarn nach den Grund des plötzlichen Lärmens zu befragen; und ich, dieſe unzeitige Neugierde glücklich benutzend, ſchlüpfte in das Haus und tappte an den Wänden hin auf ungefähr, nur durch den Klang einer ſüßen Stimme geführt, die ein ſanftes Lied ſang; — ſo gelangte ich, ohne es zu wiſſen und zu wollen, plötzlich in ein hell erleuchtetes Gemach und ſtürzte vor einer Frau auf die Kniee mit bittend emporgehobenen Händen, wie ein Unglücklicher, der das Höchſte erduldet, der ſterben ſoll, und um Barmherzigkeit fleht.

Dieſes junge Weib, oder vielmehr dieſer Engel fühlte Mitleid mit mir; freundliche Sorgfalt, zarte Aufmerkſamkeit und milde Worte — alle dieſe Schätze großmüthiger Gaſtfreundſchaft — wandte ſie an mich und zwar auf die gefühlvollſte, theilnehmendſte Weiſe. Ohne mit einer Silbe nach meiner Herkunft, meinem Stande und dem Grunde meines Elends zu forſchen, dachte die holde Beſchützerin nur daran, meinen dringendſten Bedürfniſſen menſchenfreundlich abzuhelfen. Als ich des Morgens erwachte, befand ich mich in einer kleinen Stube, welche ſie ſelbſt ſchnell eingerichtet und mit Wäſche, Kleidern und mit Allem verſehen hatte, was mich wieder in einen anſtändigen Menſchen verwandeln könnte. Es war ein ſchöner Traum, und ich hing ihm den ganzen Tag über nach und zitterte, ſeine ſchönen Gebilde vor den alten Schreckniſſen verſchwinden zu ſehen. Als es Abend geworden war, führte dieſe Frau, dieſe Fremde, die ſo ſchön und gut war, deren Namen, Rang und Stand ich aber nicht im entfernteſten ahnte, mich hinab in ihr Empfangzimmer; ſie nöthigte mich, in einem Lehnſtuhl am Feuer des Kamins Platz zu nehmen und reichte mir mit unbeſchreiblich mildem Lächeln die Hand; dann ſah ſie mich mit freundlichem Staunen an, ſie ſchien mit ihrem Werke, mit der Umgeſtaltung meiner Perſon zufrieden, und ſprach zu mir: —

„Das läßt ſich ſehen; ich erkenne Sie kaum wieder und wünſche Ihnen Glück dazu. Dem Himmel ſei Dank, Sie werden ſich nun von Ihrem Schrecken erholt und ausgeruht haben und werden wohl im Stande ſein, mir Aufklärungen zu geben, nicht wahr? Reden Sie, ich will Ihnen aufmerkſam zuhören.“

Ich wollte eben einige Worte ſtottern, allein wie mein Blick ſo auf ihr haftete, erröthete ich und wurde verlegen wie ein Schüler, der ſelbſt etwas wiſſen möchte, um das er nicht zu fragen wagt. Ohne Zweifel errieth ſie meine leiſen Gedanken, denn ſie verſcheuchte meine Verlegenheit durch folgende Rede: —

„Was mich betrifft, ſo iſt mein Name Clariſſa: das ſei Ihnen genug. Vertrauen Sie mir wie einer Freundin, die Ihnen rathen und helfen will, und geſtehen Sie mir die Verhältniſſe, die Sie hieher geführt haben.“ —

Unter Thränen küßte ich die Hände dieſes anbetungswürdigen Geſchöpfes und erzählte ihr nun von mir, meinem Vaterlande, meiner Familie und von den Leiden, die ich erduldet; ſie erfuhr die Geſchichte meiner ſchrecklichen Gefangenſchaft und meiner wunderbaren Flucht; Zorn und Schmerz der Erinnerung ließen meine Stimme beben, als ich meinen Quäler Robert Malthus verfluchte, — und ſiehe, dieſer Name machte Clariſſen erbeben, ſie bat mich ſein zu ſchonen und ihn nicht wieder zu nennen. In demſelben Augenblicke pochte es heftig an das Hausthor; bald ließ ſich eine barſche, zänkiſche Stimme auf dem Corridor und auf der Treppe vernehmen; bebend erhob ſich Clariſſa und deutete mir bittend und befehlend nach dem nahen Gemache, das ſie mir eingerichtet.

Als ich ſie ſo beſtürzt, blaß und unruhig ſah, zögerte ich nicht, zu gehorchen; aber es fuhr mir durch den Sinn, daß etwas Ungewöhnliches in dieſem geheimnißvollen Hauſe vorgehe, und ich gelobte mir, über dieſes Weib zu wachen, es zu ſchützen und zu vertheidigen. —

Ein Mann, ein Dandy mit zuverſichtlichem Schritt und klirrenden Sporen trat in den Empfangſaal, auf Clariſſen zu und umarmte ſie. Das Echo dieſes Kuſſes — ich konnte Alles hören — ſchnitt mir in die Seele, ich wußte ſelbſt nicht warum? Der Beſuchende warf ſich in den Armſtuhl, ſchlug mit dem Fuße das Parquet, pfiff ein Lied und knallte mit ſeiner Reitgerte: der Ton dieſer Gerte machte mich zittern, ich wußte ſelbſt nicht warum? Endlich ſprach der Bengel auch, er zankte und beklagte ſich, und der Ton dieſer Stimme erfüllte mich mit Staunen und Entſetzen. Was ſoll ich Ihnen noch ſagen, das Sie nicht ſchon errathen hätten? Dieſer flegelhafte Stutzer, dieſer übermüthige Beſucher, es war der Lieutenant, der Büttel der „Juſticia," der mich hundertmal beſchimpft und geſchlagen hatte, es war Robert Malthus! —

„Robert," fragte Clariſſa, „was ſind das für Flecken an Deinen Händen und an den Spitzen Deines

Buſenſtreiſes?“ — „O nichts,“ erwiderte der Gräßliche, „oder ſo viel wie nichts: nur ein wenig Franzoſenblut. Ein ausgezeichneter Gefangener iſt in jüngſter Nacht von unſerem Schiffe entkommen, das hab' ich ſeine Kameraden, die Franzoſenhunde, büßen laſſen.“ —

„Großer Gott,“ betete ich auf meinen Knieen, „vergieb mir den Tod meiner Brüder!“ —

„Guten Abend Clariſſa,“ rief jetzt der Lieutenant kalt und aufſtehend, „oder vielmehr gute Nacht! Morgen Abends ſehe ich Dich wieder; jetzt geh' ich trinken und ſpielen.“ —

„Leb denn wohl bis morgen!“ flüſterte die junge Frau.

Sie begleitete ihn bis an die Hausthüre, ſchloß raſch ab, eilte hinauf auf mein Zimmer und ſprach mit tiefbewegter Stimme zu mir:

„Ich habe Sie gerettet, jetzt iſt es an Ihnen mich zu retten! Haben Sie Barmherzigkeit, mein Mann ſoll Sie und mich niemals wiederſehen. Mich ſchaudert vor dieſem Mörder, ich habe ihm heute für ewig Lebewohl geſagt. Laſſen Sie uns fliehen!“

Einen Monat nach dieſem merkwürdigen Abentheuer waren wir in Frankreich bei meiner Familie, unter dem reinen Himmel der hyeriſchen Inſeln; und nur wenig ſpäter heirathete ich die liebenswürdige Wittwe des Lieutenants Robert **Malthus**, den eine franzöſiſche Kugel bei Waterloo erreicht und ihm einen unverdienten ehrenvollen Tod gegeben hatte.

10.

Die Narbe.

Zu Cheshunt, einer kleinen engliſchen Stadt, am Lea gelegen und drei Meilen von Herford entfernt, wohnten unter der Regierung Karl II. zwei engliſche Familien, die man in der ganzen Gegend gleich liebte und verehrte, obwohl ſie den entgegengeſetzten politiſchen Grundſätzen anhingen.

An der Spitze der einen ſtand der Obriſt Frederick Davidſon. Aus Vorliebe und Ueberzeugung ein Anhänger deſſen, was man damals „die gute alte Sache" nannte, die er bei Dunbar und Worceſter mit ſeinem Degen vertheidigt hatte, reichte ſeine Ergebenheit für die Stuarts bis zu blindem und exaltirten Fanatismus. Der Obriſt war ein freier, gerader, ritterlicher Charakter, wiewohl von Natur etwas herrſchſüchtig. Der Tod hatte ihm eine geliebte Gattin entriſſen und nur eine Tochter gelaſſen, in welcher ſich nun alle ſeine Liebe und Sorgfalt vereinigte. Mit der größten Aufmerkſamkeit erzogen und herangebildet, war Clara jetzt ein würdiger Gegenſtand des väterlichen Glückes und Stolzes für den alten Degen. Natur und Schönheit hatten ſie mit den reizendſten Eigenſchaften geſchmückt; Geiſt und Bildung verliehen dieſen vollends etwas Unwiderſtehliches. Ihre lebhafte und reiche Phantaſie ſchimmerte anziehend aus jedem ihrer Geſpräche, denn das anmuthige Mädchen hatte aus den Schriften Chaucer's, Spencer's und des unſterblichen Shakspeare geiſtige Nahrung und Anregung geſogen. Ihr ruhig ſinniges Weſen hatte ihre Jugend bisher vor den Eindrücken gefährlicher Leidenſchaft bewahrt, und Clara durfte wohl meinen, daß ihr Vater und ihre Bücher ihr ganzes Glück ausmachten, als plötzlich die Liebe erſchien und dieſe unſchuldige Meinung zerſtörte.

M. Clark, deſſen Beſitzungen an die des Obriſten Davidſon grenzten, war ein gutmüthiger, gebildeter aber etwas leutſcheuer Mann. Seit dem Jahre 1680 hatte er ſich in der Grafſchaft Herford niedergelaſſen, aber kein Menſch wußte etwas Beſtimmtes von ſeinen Lebensverhältniſſen und von ſeiner Vergangenheit. Ein Gerücht ſprach ſich dahin aus, als habe er einſt eine bedeutende Rolle unter den Rundköpfen geſpielt. Doch war dies nur ein Gerede, welches überdies durch die höchſt einfachen und ruhigen Sitten des Landedelmanns allen Grund verlor. Ganz unbekümmert um das, was am Hofe von Windſor vorging, lebte er ſtill für ſich hin in ſeiner Einſamkeit mit Frau, Töchtern und Sohn, ausſchließend mit Jagd, Fiſchfang und Feldbau beſchäftigt. Niemals hatte er bei ſeinen nachbarlichen Zuſammenkünften mit Sir Davidſon das feurige Terrain der politiſchen Geſpräche berührt; höchſtens horchte er ſchweigſam und ernſt zu, ohne ſelbſt Antheil zu nehmen. Nicht die freundlichſten Bitten, nicht die wirkliche Gefahr des Widerſtandes in einer Periode der Reaction, in welcher man ſogar das Andenken ſtrafbar fand, vermochten ihn jemals die Geſundheit des regierenden Königs mitzutrinken, oder in die Verwünſchungen einzuſtimmen, welche der Obriſt Davidſon dem Gedächtniß Oliver Cromwell's angedeihen ließ. Drang man in dieſer Hinſicht allzuheftig in ihn, ſo erklärte er mit trübem Ernſte: er hege gegen Niemand in der Welt Haß, brauche deshalb aber noch keine Wünſche für das Heil der Stuarts auszuſprechen, und was den Protector angehe, ſo ſei er weit entfernt ſich deſſen fluchenden Feinden anzuſchließen, er bete vielmehr täglich zu Gott, daß er die Fehler des Geſchiedenen um ſeiner guten Eigenſchaften willen nicht allzuſtrenge beſtrafen wolle.

Sein Sohn Richard theilte für Oliver Cromwell die Gefühle des Vaters und nichts vermochte ihm jene räthſelhafte Vorliebe zu entreißen, die wirklich etwas Frommes und Begeiſtertes an ſich hatte. Richard zählte erſt zweiundzwanzig Jahre, aber die gewöhnliche Hitze dieſes Alters ſänftigte ſich in ihm durch eine edle Reife des Charakters. Lange Zeit hindurch trübte nicht einmal die Liebe für Clara, die ſein Leben neu anregte und verſchönte, dieſe ſchöne Ruhe ſeines Weſens; doch mußte auch er nur allzubald dem Schmerze jenen Tribut entrichten, womit dieſer Menſchenherzen ſelten verſchont. Eine merkliche Kälte trat mit einem Male zwiſchen dem Edelmann und dem Obriſten ein, und die beiden Liebenden konnten ſich von nun an nur heimlich oder zufällig ſehen, oder nur aus der Ferne ein Zeichen des Gedenkens, des Verſtändniſſes und der Liebe wechſeln. Dieſer Zwang, den ſie ſich auflegen mußten, wuchs noch durch die Ankunft eines Royaliſten, der ſich Sir Charles nannte, im Hauſe des Obriſten; der Fremde bereiſte die Grafſchaft Herford in geheimen Aufträgen des Grafen Shaftesbury.

Kühn, einſchmeichelnd und liſtig, wußte dieſer Mann bald das Vertrauen Davidſon's zu gewinnen; denn wie alle enthuſiaſtiſchen Seelen beſaß auch der Obriſt ein gutes Stück Leichtgläubigkeit, welche Aufrichtigkeit und Verſchlagenheit, Wahrheit und Lüge nicht zu unterſcheiden verſteht. Der neue Ankömmling trank mit ihm ſo oft und ſo gefällig auf die Geſundheit Karl II., auf das Glück ſeiner Regierung und die Fortdauer ſeiner Dynaſtie; er ſchmeichelte den Lieblingsideen und Vorurtheilen des alten Cavaliers ſo gewandt und unermüdet, daß er ſich in deſſen Sympathieen einſchlich und daß der Obriſt eines Abends nach zahlreichen Libationen demſelben mit Ehrenwort und Handſchlag Clara zum Weibe verſprach.

„Das wollen wir doch ſehen!“ murmelte Jem an mit halblauter Stimme dazu.

Bei dieſen kaum vernehmlichen Worten, die er aber verſtanden zu haben glaubte, wandte ſich der Obriſt erſtaunt um, ſah aber hinter ſeinem Stuhle Niemand als die ruhig gleichgültige Geſtalt ſeines alten Dieners John, deſſen treue und langjährige Dienſte zwar ſo anerkannt wurden, daß er ſich Manches erlauben durfte, der aber die halbverſtandenen kühnen Worte unmöglich gewagt haben konnte, — ſo dachte Davidſon und bald darauf ging man zur Ruhe.

Des andern Morgens als der Obriſt mit kälterem Blute ſeines übereilten Verſprechens gedachte, fiel ihm dieſes ſchwer auf die Seele. Denn wiewohl er ſeine Tochter in Gehorſam aufgewachſen wußte, ſo hatte er doch auch ſeit längerer Zeit die Neigung bemerkt, welche Richard und Clara aneinander zog. Aber er dachte nicht entfernt daran, daß dieſe Neigung zur glühenden Leidenſchaft geworden; übrigens hatte er ſein Wort gegeben, und für einen Mann ſeines Schlages war dies eine Verpflichtung, deren Erfüllung durch nichts in der Welt verhindert werden ſollte.

Er ſuchte daher Clara auf und fand ſie in einem entlegenen Theile des Gartens, der die Grenze beider Beſitzungen bildete. Aber wer beſchreibt ihren Schrekken und ihre Verzweiflung, als der Obriſt ihr ſeine Plane mittheilte. Clara war einige Momente ſtumm und vernichtet, dann ergriff ſie des Greiſen Hände und ſprach:

„O laßt mich glauben, daß dies nur eine harte Probe iſt, auf welche Ihr meine kindliche Ergebenheit ſtellen wollt; denn nimmer würdet Ihr wohl das Schickſal Eurer Tochter an einen Menſchen knüpfen, der ihre

Liebe nicht beſitzt — und Ihr wißt, die beſitzt Sir Charles nicht: ſie gehört Richard Clark und ſoll ihm immer angehören. Und endlich, wer und was iſt denn dieſer Mann, den Ihr zu meinem Gemahl beſtimmt zu haben vorgebt? Ihr wißt es kaum ſelbſt. Vor einigen Wochen kam er hieher, ohne Euch zu kennen. Die kurze Zeit reichte hin, daß Ihr ihm Euer Zutrauen, Eure Freundſchaft ſchenktet, ja daß Ihr ihm ſogar Euer Kind an den Hals werfen wollt, ohne Beſinnen oder Angſt, ob Ihr nicht vielleicht ein makelloſes Weſen an ein laſterbeflecktes bindet."

„Schweige, ſchweige Clara! denke daran, daß Du meine Tochter biſt, und daß der väterliche Wille Dich jederzeit gehorſam finde."

„Gütiger Himmel, ſeid Ihr es denn nicht ſelbſt, der vergißt, daß er mein Vater iſt. O zwingt mich nicht zu dieſer Heirath: ich beſchwöre Euch auf meinen Knieen!"

Der Obriſt betrachtete die ſchöne Bittende mit einem Blicke, worin ſich nur zu deutlich ſein Mitgefühl ausſprach; dann ſchien er ſich zu bekämpfen und zwang ſich zu den kurzen Worten: „Clara, Du wirſt zu gehorchen wiſſen!"

Da verhüllte das arme Mädchen ihr Haupt mit beiden Händen, denn ſie fühlte, daß es jetzt um ihr Lebensglück geſchehen ſei.

„Großer Gott," rief ſie weinend aus, „ſo habe denn Du Mitleid mit mir, da mein Vater mich verläßt!"

Der Greis wurde blaß und verſtummte; es war dies das erſte Mal, daß ein hartes und drohendes Wort die ſchöne Harmonie mit ſeinem Kinde ſtörte. Achtzehn Jahre waren über dieſen frommen, ja faſt heiligen Einklang der Herzen hingegangen, der nun vielleicht für immer aufhören ſollte. Frederick Davidſon fühlte das; er entfernte ſich raſch, um der innern milden Stimme zu widerſtehen, die ihn vielleicht in Clara's Arme geführt und geſprochen hätte: Gut denn, ich will lieber meineidig, aber Du ſollſt nicht unglücklich werden!

Der Alte war kaum fortgegangen, als ein junger Mann hinter einem Gebüſche hervortrat, das ihn während dieſer Unterredung verborgen hatte.

„Weine nicht Clara," rief er, „nie ſoll Sir Charles Dich ſeine Gattin nennen; es bleibt noch ein Mittel; ich will es anwenden."

Clara erhob die thränenfeuchten Augen zu ihrem Geliebten und betrachtete ihn ängſtlich.

„Du willſt Dich mit ihm ſchlagen, Richard! ihn tödten oder ſelbſt ſterben. Aber fühlſt Du denn nicht, daß ſelbſt, wenn Du als Sieger aus dem blutigen Zweikampf zurückkehrſt, ſein Tod ein neues unüberwindliches Hinderniß zwiſchen uns ſtellt!"

„Was ſollen wir alſo thun?" rief Richard im Tone der Verzweiflung.

„Warten!" entgegnete eine Stimme dicht hinter ihnen.

Die beiden jungen Leute erbebten. Schnell wandten ſie ſich um und erblickten ganz in ihrer Nähe den alten Diener des Obriſten, John, der unbemerkt herangekommen und Zeuge ihres Geſpräches geweſen war.

Es giebt Worte, denen die Ueberzeugung ſchnell und willig folgt. In gleicher Weiſe wirkte das mit feſtem und ſicherem Tone ausgeſprochene „Warten!" auf Richard und Clara. Sie forſchten nicht erſt, ob und wie es möglich ſei, daß ein geringer unbedeutender Diener dem Willen des Obriſten entgegentreten und ihr Schickſal wenden könne; genug ſie faßten dieſen räthſelhaften Hoffnungsſchimmer mit aller Gluth der Jugend, mit aller Leichtgläubigkeit der Liebe auf.

Der alte Diener aber, der die Fragen, womit er jetzt beſtürmt wurde, nicht befriedigen konnte oder wollte, entfernte ſich raſch, und als er den Treppenbalcon des

Schloſſes erreichte, kam er an Sir Charles vorbei, der auf das Geländer geſtützt, nachzudenken ſchien.

Die harten, finſtern Züge dieſes Mannes, ſeine dunkeln tiefliegenden Augen, die braune Geſichtsfarbe, der dichte Bart, das lange Haar, mehr künſtlich als ſchön auf die Schultern fallend, Alles das gab ſeiner ganzen Erſcheinung etwas Widriges und Abſtoßendes.

John blieb unwillkührlich ſtehen und beobachtete den Fremden ſo forſchend und faſt zudringlich, daß dieſer ſich aus der Faſſung gebracht fühlte; doch wurde er bald Meiſter ſeiner Bewegung, griff kaltblütig in die Taſche, holte ein Paar Guineen hervor und reichte ſie dem Alten mit den Worten: „Da nimm, es iſt dies nur auf Abſchlag deſſen, was Dir beſtimmt iſt, wenn Miß Davidſon meine Gemahlin wird.“

Bewegungslos wie eine Bildſäule ſchien John nichts gehört zu haben; ſeine Blicke ruhten mit unerſättlicher Neugierde auf dieſer Hand, die ihm Sir Charles entgegenſtreckte; er ergriff ſie convulſiviſch und brachte ſie ganz nahe vor ſeine Augen; dann ſtieß er ſie mit Entſetzen von ſich und murmelte: „Behaltet Euer Geld! ich verkaufe weder meine Freundſchaft, noch meine Ergebenheit.“

An den Ufern des Lea, am Ende der großen Gartenanlagen, die das Beſitzthum Sir Clark's bildeten, erhob ſich ein maleriſcher Hügel, der die reizendſte Ausſicht auf die üppigen Fluren jenſeits des Fluſſes gewährte. Dieſen hatte Clark zu ſeinem Lieblingsaufenthalt erwählt, wohin er an jedem ſchönen Abend kam, um die Reize der Natur und die Größe des Schöpfers zu bewundern. In der Phyſionomie des alten Gentleman lag eine ruhige Würde, welche die Ueberzeugung einflößte, daß dieſer Mann für das ſtille zurückgezogene Leben, daß er erwählt, geboren ſei, und daß, wenn er früher ein anderes Loos gekannt, dieſes in ſeiner Seele wenigſtens keine Reue zurückgelaſſen habe.

Richard Clark befand ſich mit ſeinem Vater auf jenem Hügel, als der Obriſt mit Clara und Sir Charles und gefolgt von John am Fuße deſſelben erſchienen. Wie man ſich gegenſeitig erblickte, ſchien der alte Davidſon umkehren zu wollen, um einem Begegnen auszuweichen, das für beide Theile nur unangenehm ſein konnte. Indeſſen ſchien ein kurzes Bedenken, ihm das Unſchickliche ſeines Vorhabens zu beleuchten, er ſchritt alſo vorwärts, begrüßte ſeine Nachbarn und nahm in ihrer Nähe Platz. Gern folgte Clara ſeinem Beiſpiele.

John allein blieb ſtehen. Seine Miene ſchien erſt eine Unentſchloſſenheit auszudrücken, die er aber bald beſiegte. Er heftete einen durchbohrenden Blick auf Sir Charles und wandte ſich dann an den alten Obriſten:

„Gnädiger Herr,“ ſprach er, „unter den Ereigniſſen, die ich in meinem langen Leben mit angeſehen, iſt auch eine Erinnerung, die ich gewiſſenhaft in mir aufbewahrt habe, in der Hoffnung, daß einſt die Stunde der Entdeckung und Vergeltung kommen könne. Sie iſt erſchienen. Ich beſchwöre Sie, mir ein Paar Minuten der Aufmerkſamkeit zu ſchenken: es iſt keine Perſon zu viel hier, die ſie nicht mit anhören könnte.“

Obwohl der Obriſt durch dieſe Bitte, die Art wie, und den Ort wo ſie an ihn gerichtet worden, etwas betreten wurde, ſo willigte er doch, theils aus Neugierde, theils aus Wohlwollen für ſeinen alten Diener, ein. Nur Sir Charles ſchien dadurch verſtimmt, und gab ſich Mühe mit gleichgültiger Miene ein Modeliedchen zu pfeifen.

Nach einigen Augenblicken des Ueberlegens erzählte John wie folgt:

„Im Jahre **1649**, zur Zeit der Hinrichtung **Karl I.**, gab es in der Straße, die an den Palaſt von Whitehall ſtößt, eine kleine Taverne, die von den Rundköpfen häufig beſucht wurde und worin mich das Elend eine Stelle als Diener anzunehmen zwang. An einem Tage furchtbaren Andenkens, am 30. Jänner, ſchritten zwei Männer durch die dichte Menge, die das Schaffot unter den Fenſtern des Palaſtes umgab, und traten in unſere Taverne. Sie waren Beide maskirt und trugen auf ihren Gewändern noch die feuchten Spuren des geheiligten Blutes, das ſie ſelbſt ſo eben vergoſſen hatten. Der Eine, ein großer kräftiger Mann, blieb ſtill und nachdenklich; endlich ergriff er den Becher, den ich vor ihn hingeſtellt hatte, und ſchleuderte ihn gegen die Wand mit einem Ausdruck des Abſcheu's, vielleicht der Reue. Dieſer Mann war, wenigſtens glaubte ich ſo, kein Anderer als Oliver Cromwell."

„Das iſt eine nichtswürdige Verläumdung!" ſchrie M. Clark mit empörter Miene und ſeine Augen funkelten.

„Möglich, daß ich mich irre, Sir, es iſt dies auch nur eine Vermuthung: ich habe den Mann nie wieder geſehen und ſeine Züge blieben mir, wie geſagt, verborgen. Das war aber bei ſeinem Gefährten nicht der Fall. Minder vorſichtig legte er ſeine Maske ab, um freier athmen zu können, und ich konnte ſeine Züge ſehen, die ich in meinem ganzen Leben nicht vergeſſe. Ein beſonderer Umſtand zog überdies meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Unerfahren, ohne Zweifel, in dem neu übernommenen Henkersamte, hatte er ſich dabei ſchwer verwundet; das Beil, das auf das Haupt des Königs ſank, traf auch ihn ſelbſt an der linken Hand und dieſe zeigte eine tiefe Wunde. Was ſoll ich noch weiter ſagen? Die Vorſehung wollte es, daß ich ihm noch einmal begegnete, daß mein Auge durch die neue Maske blickte, womit er nicht mehr ſein Antlitz, aber ſeine Lebensgeſchichte verdeckt; daß ich unter dem Anſcheine eines eifrigen Royaliſten, eines Günſtlings von Lord Schaftesbury, den Mörder von Whitehall, den Henker eines Königs von England wieder erkannte.

Ihr erbleicht, meine Herrſchaften, und Ihr habt Recht — und ſich gegen Sir Charles wendend fuhr er fort: — denn dieſer Menſch, der vor einer ungeheueren Miſſethat nicht zurückſchauderte, der ein Höfling des Sohnes geworden, deſſen Vater er hingemordet, dieſer Menſch, den Gott mit einem unvertilgbaren Schandmaal gezeichnet, damit er der Vergeltung nicht entgehe, ſeid Ihr und der Beweis —

Mit dieſen Worten ſtürzte ſich John auf den vernichteten Sir Charles, ergriff ſeine linke Hand, zeigte dem Obriſten die tiefe Narbe, die ſie einfurchte und rief: „Hier iſt er!“

So unverhofft und von der Wahrheit zu Boden geſchmettert, verlor Sir Charles ſeine Faſſung und Frechheit. Er ſah ein, daß ſich hier nichts mehr läugnen laſſe, daß man, ſein früheres Leben aufwühlend, noch manch' andere blutige Spuren aus dem Jahre 1649 finden könne, und ſo benutzte dieſer Menſch — deſſen wahrer Name Stoup war, und der ſpäter als Capitain in einem franzöſiſchen Schweizerregimente ſtand — den Augenblick des allgemeinen entrüſteten Staunens zur Flucht, und war ſchon weit vom Schloſſe entfernt, ehe es dem erbitterten Obriſten einfiel, ihn verfolgen zu laſſen.

Als Sir Frederick Davidſon von ſeiner Bewegung ſich erholt hatte, ſchloß er ſeinen alten Diener, der ihn vor ewiger Reue gerettet, freudig in die Arme und wandte ſich an M. Clark:

„Mein Wort iſt mir zurückgegeben und eine tüchtige Lehre dazu. Es hängt jetzt nur von Euch ab, unſere beiden Kinder glücklich zu machen. Trinkt mit mir auf die Geſundheit unſeres Königs, und meine Tochter wird auch die Eure.“

„O williget doch ein!" bat Clara mit bebender Stimme.

Der Landedelmann wandte ſich zu ſeinem Sohne: „Richard, ſprich Du — was ſoll ich thun?"

Der Jüngling heftete einen liebeglühenden Blick auf das reizende Mädchen; dann ſenkte er den Kopf und ſprach: „Nein, mein Vater, thut es nicht!"

Der Obriſt ſtampfte zornig mit dem Fuße. „Was ſoll," rief er, „dieſer grundloſe Eigenſinn, dieſe knabenhafte Hartnäckigkeit?"

„Sir," erwiderte M. Clark mit Würde, „ſie rühren aus einem verehrungswürdigen, heiligen Grunde her: denn ein Sohn darf ohne Verbrecher zu werden, nicht die Geſinnungen der Feinde ſeines Vaters theilen."

Davidſon hatte dieſe Worte mit unausſprechlichem Staunen angehört. „Wie," rief er, „Ihr wäret alſo —?"

„Jetzt nennt man mich Gentleman Clark: aber vor Jahren nannte man mich Richard Cromwell."

„Nun verſtehe ich Alles!" ſprach mild der alte Cavalier, den der Anblick dieſer beſcheidenen Größe und des edlen Mannes tief rührte, der ein einfaches Leben der Macht, die Ruhe dem Glanze, die Thäler von

Cheshunt dem Pompe von Windſor vorgezogen hatte, — „ich ehre das heilige Gefühl Eurer Weigerung; und ich, der treueſte Diener Karl II. umarme den Enkel Oliver Cromwell's ohne Bedenken und von ganzem Herzen als meinen Schwiegerſohn.“

17.

Zwei Duelle.

Wir leben in Deutſchland unter Verhältniſſen, in welchen uns der Zweikampf mehr oder weniger, immer als etwas Abnormes, als ein Vorrecht gewiſſer privilegirter Stände oder als eine beſorgliche That unerlaubter Selbſthülfe erſcheint. Die republikaniſchen Inſtitutionen der heiteren academiſchen Freiheit, wo freilich oft kindiſche Empfindlichkeit oder ein allzu fein zugeſpitztes Ehrgefühl zum Duell führen, werden in den ſpätern Tagen des Ernſtes, der philiſtröſen Abgeſtumpftheit und des vorſichtigen Broderwerbes vergeſſen und verurtheilt. Man denkt nicht daran, das Duell als etwas Vorhandenes ins Auge zu faſſen und zu berückſichtigen, was ſich für Diejenigen ſagen läßt, welche nun einmal durch Zufall, Provocation, Standesverhältniſſe einerſeits und durch Mangelhaftigkeit der Staatseinrichtungen andererſeits ſich jener Art der Selbſthülfe zu bedienen gezwungen ſind, und wie es ſchwer, ja oft unmöglich iſt, gewiſſe Ehrenſachen vor Gericht auf eine befriedigende Weiſe zu erledigen. Zur Populariſung dieſer Anſichten hat bei uns noch keine freie Preſſe beigetragen, welche freilich zu Abwehr oder Erörterung ſelbſt das Schwert neben die Feder legen müßte, um ehrenhaft dazuſtehen und als ehrenhaft reſpectirt zu werden, da doch einmal die herrſchende Sitte das Duell ſtillſchweigend als ein Herſtellungsmittel für die Ehre und die Verweigerung eines ſolchen Kampfes als eine wirkliche Selbſtentehrung betrachtet, und, was noch mehr, da die Scheidewände der Standesvorurtheile eingeſtürzt ſind.

Stimmen, wie die des würdigen, ritterlichen Jakob Friedrich Fries ſcheinen in unſerer poſitiven Zeit als unpraktiſch betrachtet oder vom Nihilismus verworfen zu werden. Er ſtatuirt in ſeinem Handbuch der praktiſchen Philoſophie eine Art ganz perſönlicher Beleidigungen, bei denen es auf die Größe eines zugefügten Schadens gar nicht ankommt, ſondern nur auf die Kränkung der Ehre — und bei welchen natürlich die poſitive Geſetzgebung nie eine wahre Tilgung der Beleidigung ſchaffen kann, indem hier die Rechtsverletzung durchaus nicht durch fremde Gewalt, ſondern nur durch freie Verſtändigung zwiſchen den Partheien ſelbſt wieder ausgeglichen werden kann. — Zwar läßt ſich die Möglichkeit einer ſolchen Beleidigung überhaupt abſtreiten; aber gerade derlei Beſtreitungen, Entſchuldigungen und Auslegungen ſind nichts als eine erkünſtelte Deutung der Sachlage. Die Sprache und die geſellige Sitte ſind nicht mein Machwerk, ſondern ſie gehören dem Leben meines Volkes, ich ſtehe unter ihrem Recht als Einzelner im Leben des Volkes, und das geſunde Urtheil wird meine Lebensverhältniſſe in der Geſellſchaft dieſem Recht der Sprache und Sitte gemäß beurtheilen. Nun hat aber, was freilich bei höherer geſelliger Ausbildung wegfallen würde, bei uns noch jede Sprache Schimpfworte und jede geſellige Sitte viele Kleinigkeiten, durch die mir ein Anderer mit perſönlicher Anmaaßung beleidigend in den Weg treten kann und durch dieſes wird Beſchimpfung erfolgen. Wo ſie aber erfolgt, findet ein Privatfriedensbruch Statt, der nur zwiſchen den Einzelnen ausgeglichen werden kann. — Da fragt es ſich freilich noch, ob, wenn mein Gegner nicht friedlich ſeine Beleidigung wieder zurücknehmen will, dieſer Bruch dann überhaupt wieder ausgeglichen werden ſolle? Und allerdings wird es bei einem mir fremden, muthwilligen

Beleidiger das Vernünftigſte ſein, ihm den Rücken zu kehren und mich im Leben gar nicht wieder mit ihm einzulaſſen. Allein das hängt nicht immer von mir ab. Ich ſtehe auch hier unter der öffentlichen Meinung meines Volkes; ich kann nicht Jedem ausweichen; ich habe vielleicht nicht nur meine Sache, ſondern auch die meiner Freunde zu vertreten; ich will vielleicht auch nicht auf immer mit dem Kameraden brechen, mit dem mich nur ein unglücklicher Zufall entzweite.

In allen dieſen Fällen bedarf die gebildetere Geſellſchaft eine Sitte der Ehrenausgleichung, welche in unſeren Völkern ſich zu den verſchiedenen Formen des Zweikampfs ausgebildet hat. Dieſe Sitte iſt nicht ſo bedeutungslos, wie ſie unſere meiſten poſitiven Geſetzſammlungen anſehen. Der Zweikampf iſt freilich kein Gottesurtheil, welches das Recht entſcheidet; er ſoll auch kein Mordkampf ſein, in dem nothwendig Einer bleiben muß: denn dieſer enthält nur eine widerſinnige, rohe Befriedigung der Rachſucht. Der Zweikampf kann vielmehr nur da gebilligt werden, wo er zur Ausſöhnung zwiſchen Zweien durch Verſehen Entzweiten führt, die ſich friedlicher nicht zu verſtändigen wußten. Denn hier iſt er mit ſeiner Kampfordnung, welche Jedem das Recht der gleichen Vortheile im Kampf zugeſteht, ein wahres

Mittelding zwiſchen Krieg, in welchem alle Gewalt und Liſt gilt, und Frieden in welchem nur das Recht waltet.

Werfen wir einen Blick über unſere Grenzen hinaus, wo das freie Wort zur Popularität dieſer Ideen längſt gewirkt hat, ſo ſehen wir Jedermann vertraut mit dem Gedanken an den Zweikampf, und die Nothwendigkeit deſſelben ſo anerkannt und angewohnt zur Zügelung jeder Art von Anmaßung, daß die Idee ſeiner Anwendung alle Stadien vom tragiſchen Ernſte bis zum Scherze, ja bis zur Gaunerſpeculation herab durchwandelt. Ein Paar Fälle der letztgenannten Arten aus Paris, davon ich den zweiten ſelbſt mit erlebt, möge der Leſer, der das heitere Gewand dem blutigen vorzieht, hier aufgezeichnet finden.

Einer der ausgezeichnetſten Maler von Paris, Herr D., beſitzt eine ſehr ſchöne Frau, zugleich aber auch einen unmäßigen Hang zur Eiferſucht. Der Vetter ſeiner Gemahlin iſt ein junger Capitain, erſt kürzlich nach Paris zurückgekehrt, deſſen häufige freundſchaftliche

Beſuche im Hauſe den Ehemann ohne allen Grund unruhig machen. An einem Sonntage ſchlägt der Künſtler ſeiner Gemahlin eine Promenade auf den Boulevards vor, um im engliſchen Café zu ſpeiſen und ſpäter das Vaudeville zu beſuchen. Aber Madame ſchützt ein Unwohlſein vor und erſucht ihren Mann, allein auszugehen und ſich zu unterhalten, ſie ſelbſt wolle ſich früher als gewöhnlich zu Bette begeben.

Mehr bedurfte es nicht, um bei dem Eiferſüchtigen allen Verdacht rege zu machen. Er ging aus, nahm ſich jedoch vor, unverhofft heimzukehren. Dies geſchah denn auch um die ſiebente Stunde des Abends. Von jener peinigenden fixen Idee getrieben, ſchlich er leiſe an der Loge des Portiers vorüber, eilte die Treppe hinan, und zog bereits den Schlüſſel der Vorthür heraus, welchen er ſorglich zu ſich geſteckt hatte, als er bei dem ungewiſſen Schimmer der Treppenlampe an ſeiner Thür einen Mann in Uniform erblickte, welcher ſo eben verſuchen wollte, das Schloß mit einem Schlüſſel zu öffnen.

„Kein Zweifel mehr,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „es iſt ihr Vetter!“ Und mit furchtbarer Stimme rief er nun: „Ich bin es gewiß nicht, den Sie ſuchen, aber ich ſuche Sie!“ —

Kaum waren dieſe Worte geſprochen, als die Geſtalt, an welche ſie gerichtet worden, ſich raſch umdrehte und nach den höheren Stockwerken entfloh.

„Feige Memme!“ ſchrie D., „Du ſollſt mir nicht entkommen!“ Und wie der Blitz ſchoß er in ſein Gemach, ergriff ſeinen Degen als Offizier der Nationalgarde und folgte dem Fliehenden in die Höhe hinauf. Dieſer iſt bereits auf dem Speicher angelangt und ſchlüpft, da er ſich noch immer verfolgt ſieht, durch ein Dachfenſter hinaus. Allein D. folgt ihm auch auf dieſem gefährlichen Wege, und bald ſtehen ſich Beide in einer Traufe, von zwei zuſammenlaufenden Dächern gebildet, gegenüber. —

„Vertheidige Dich, Elender!“ rief D. —

„Mein Herr, Sie ſind im Irrthum!“ der Andere. — Aber D's. Degen war ihm bereits ſo nahe auf die Bruſt gerückt, daß er gleichfalls ziehen mußte, und die Waffen kreuzten ſich. In dieſem Augenblicke nahm eine Katze, durch das Degengeklirr aufgeſchreckt, die Flucht und ihren Weg gerade zwiſchen D's. Beinen durch, ſo daß dieſer auf dem ſchwierigen Terrain das Gleichgewicht verlor und in die Dachrinne fiel. Sein Gegner benutzte dieſen Augenblick, ihn zu entwaffnen und eine Erklärung zu verlangen. —

„Aber mein Gott!“ begann nun D. nach einigem Erſtaunen, „ich glaube, Sie ſind nicht einmal der Capitain S.?“ —

„Was Capitain!“ erwiderte der Andere, „ich bin Unteroffizier....“

„Was wollten Sie denn in meiner Wohnung?“ —

„Ich wollte Marie, das Kammermädchen der Madame, abholen, die ich heute auf den Ball führen durfte. Sie hatte mir den Schlüſſel gegeben, damit ich leiſe eintrete, wenn ſie etwa noch bei ihrer Herrſchaft beſchäftigt wäre.“ —

„Dem Himmel ſei Dank, daß ich Sie nicht getödtet habe!“ meinte nun ganz beſchämt D. „Vor Allem aber laſſen Sie uns jetzt den Rückweg ſuchen.“

Das war vernünftig, aber leider faſt unmöglich; denn ein morſches Bret, welches vom Dachfenſter aus hieher geführt hatte, war unmittelbar nach D's. raſchem Uebergang und ſo zu ſagen unter ſeinen Füßen zuſammengebrochen; die Beiden befanden ſich abgeſchnitten auf dem nächſten Dache, und jenes fehlende Bret bildete eine große Lücke, die man im Dunkel zu überſpringen nicht wagen konnte. Was war zu thun? Nach langem Berathen wurde beſchloſſen, daß der junge ſchmiegſame Unteroffizier den nächſten Schornſtein gewinnen und ſich durch dieſen auf gut Glück hinunterlaſſen ſollte, um dann von unten irgendwie dem Maler zu Hülfe zu kommen. Das geſchah denn; der junge Soldat ſtieg in die Eſſe und gelangte endlich abwärts in ein dunkles Gemach, worin er vergeblich nach einem Ausgang herumtappte. Bei dieſen fruchtloſen Unterſuchungen im Finſtern kam er endlich an einen Lehnſtuhl, auf welchen er ſich, theils aus Müdigkeit, theils um einen Rath zu erſinnen, niederließ, aber unglücklicher Weiſe alsbald einſchlief.

Indeſſen war Herr D. in der Dachtraufe geblieben und verbrachte dort eine traurige Nacht; denn erſt mit anbrechendem Tage gelang es ihm, einen Rettungsweg zu finden; um ſieben Uhr Morgens ſchlich er naß und zitternd vor Froſt in ſeine Wohnung.

Seine Frau empfing ihn ſehr verdrießlich. „Siehſt Du,“ ſprach ſie, „welchen Unannehmlichkeiten mich Dein Betragen ausſetzt! Heute Morgens fand man einen Mann in meiner Arbeitsſtube!“ —

„Einen Mann?“ —

„Ja, einen Soldaten, der jämmerlich ausſah, ein Trunkenbold wahrſcheinlich, der ſich auf unbegreifliche Art in dies Gemach geſchlichen und den meine Leute dem nächſten Poſten übergaben.“ —

„Armer Teufel!" rief Herr D., „ich will ſeine Discretion belohnen," und eilte, dem Schuldloſen die Freiheit zu verſchaffen. Später kam es zu Geſtändniſſen — und die Lection ſoll gewirkt haben.

Der junge Maurice von T. war eben als Lieutenant aus der Militairſchule ausgetreten und brachte vor ſeiner Abreiſe nach Algier einige Tage bei ſeiner Tante, Frau von R., zu. An einem der letzten Abende begleitete er dieſe in das Theater Français, wo der Zudrang zu den Abſchiedsrollen der Mars ſehr bedeutend war. Als ſie durch die Vorhalle des Schauſpielhauſes paſſirten, ſtießen zwei Männer, ſehr fein gekleidet und das rothe Band im Knopfloche, ſo ſtark und, wie es ſchien, nicht ohne Abſicht gegen Frau von R., daß dieſe ſich eines leichten Schreies nicht enthalten konnte. —

„Meine Herren," ſprach der junge Offizier mit zornrother Miene, „Sie glauben wohl, Sich in der Fiſchhalle zu befinden?" —

„Unverſchämter!" entgegnete Einer der Beiden; der Lieutenant erhob die Hand. —

„Genug, mein Herr,“ erwiderte jener, gegen den er ſie erhoben, und faßte ihn am Arme, „wir wollen dies Benehmen auf feinere Weiſe ausgleichen, hier iſt meine Adreſſe.“ —

„Ich kann Ihnen die meine nicht geben,“ antwortete der junge Mann, „denn ich wohne nicht in Paris; aber acht Tage lang bin ich noch in der Straße Laffitte im Hotel der Frau von R. zu finden.“

Für jetzt war der Streit abgethan; aber Frau von R. konnte ſich nicht ſo leicht darüber beruhigen, indem ſie wohl wußte, daß es dabei nicht bleiben könne, und ihr auch kein Ausweg beifiel, die nothwendig unangenehmen Folgen zu verhindern. Sie mußte ſich jammernd darein ergeben.

Am nächſten Tage war der Lieutenant mit dem früheſten Morgen auf den Beinen; er warf einen Blick auf die Karte ſeines Gegners und las: „M. von Gary, 48. Straße Saint-Louis.“ Er ging aus, warf ſich in das nächſte Cabriolet und rief dem Kutſcher die Adreſſe zu. Der Wagen rollt dahin, man kommt in die Straße Saint-Louis am Marais, hält vor der bezeichneten Nummer, aber einen Herrn von Gary kennt Niemand im Hauſe. — „Giebt es in Paris vielleicht noch eine Straße dieſes Namens?“ fragt der Lieutenant. —

„Ja, ſagte der Kutſcher, „in der Nähe des Palais royal.“ —

„Gut, ſo fahren wir dahin!“ —

Nach drei Viertelſtunden iſt der Wagen in der zweiten Straße Saint-Louis, aber hier giebt es gar keine Nummer 48. —

„Ich weiß ſchon, wo das ſein wird, wo Sie zu thun haben,“ meinte jetzt der Kutſcher. „Gewiß iſt es die Straße Saint-Louis auf der Inſel.“ —

Sie kommen endlich auch dahin, aber eben ſo wenig weiß man hier von einem Herrn von Gary. —

„Das iſt ein feiger Schurke,“ murmelte der Lieutenant,“ der Himmel bewahr' ihn nur, daß er mir nicht begegne!“ Und nun ließ er ſich zu einem Freunde hinfahren, dem er die ganze Geſchichte erzählen wollte.

Mittlerweile wurde bei Frau von N. ein dringender Beſuch gemeldet. Die gute Dame hatte eine qualvolle Nacht verbracht und ſah zitternd dem Ausgang der unglücklichen Affaire entgegen, als der Gemeldete, ein Mann in Capitains Uniform, vor ihr erſchien.

„Gnädige Frau,“ begann der Fremde mit einem Tone der Theilnahme, „Ihr Neffe . . . .“ —

„Großer Gott! er iſt todt, und ich Unglückliche bin die Urſache!“

„Ich bitte, beruhigen Sie Sich, es iſt nicht ſo; Herr v. T. lebt, unglücklicher Weiſe aber iſt ſein Gegner gefallen; das iſt eine ſehr ernſte Sache, welcher die Gerichte ſchnell auf der Spur ſind und Herr von T. muß ſich augenblicklich, wenigſtens für einige Zeit, aus dem Lande flüchten. Es iſt ihm nicht einmal mehr möglich, ſelbſt zu Ihnen zu kommen, weil er Gefahr läuft arretirt zu werden, denn die Polizei iſt bereits unterrichtet. Er ſendet mich daher, Sie zu bitten, ihn mit dem Nöthigen zu verſorgen, damit er ſchnell nach London abreiſen könne.“ —

„Armer Maurice! ſo ſoll ich ihn nicht einmal mehr ſehen?“ —

„Es wäre zu gefährlich, gnädige Frau, denn gewiß werden auch Ihre Schritte jetzt von der Polizei beobachtet.“

Frau von R. fühlte ſich am Ende ſehr glücklich, daß ſie der ganze Vorfall nur Geld koſte; ſie ging an ihr Pult und beeilte ſich, dem angeblichen Secundanten ihres Neffen die Summe von zweitauſend Franken in Billets zu übergeben. Der Mann ſchied mit der Verſicherung, in einer halben Stunde befinde ſich Herr v. T. außer Paris und in Sicherheit. —

Zwei Stunden ſpäter erſchien der junge Offizier heiter und aufgeräumt bei ſeiner Tante. —

„Unbeſonnener!“ rief ihm dieſe entgegen, „Du rennſt alſo ſelbſt ins Gefängniß?“ —

„Was wollen Sie damit ſagen, liebe Tante?“ fragte Maurice, „weſſen beſchuldigt man mich denn bei Ihnen?“ —

Das Reſultat der weiteren Erklärungen erräth ſich leicht. Frau von R. und ihr Neffe ſahen zu ſpät ein, daß ſie das Opfer einer raffinirten Gaunerei geworden, und alle Nachforſchungen blieben erfolglos.

18.

Neujahr auf Jamaica.

Die Sitte, den Neujahrstag zu feiern, die ſich in verſchiedenartigen Nuancirungen faſt über die ganze Erde verbreitet, erſcheint, und zwar in ſehr eigenthümlicher Weiſe, auch auf den Antillen. Ein Freund aus England, der die Reiſe nach Weſtindien zweimal mitgemacht, und mit dem ich zu wiederholten Malen auf rheiniſchen Dampfſchiffen zuſammengetroffen, verkürzte unſerer Geſellſchaft die Langeweile einer Bergfahrt auf dem Oberrhein durch nachfolgende authentiſche Mittheilung, deren erheblichſte Daten ſich meinem Gedächtniſſe eingeprägt haben.

Es war am 30. December, als wir Jamaica anſichtig wurden; freilich mehr mit dem Auge der Einbildung, denn der Tag war ſo finſter angebrochen, daß es ſchwer war, das Land, welches wir vor uns hatten, zu erkennen. Endlich, um zwei Uhr des Nachmittags, umfuhren wir das Cap Pedro und kamen vor der Bucht Black River an. Aber hier waren wir gezwungen, Anker zu werfen. Das Fahrwaſſer war ſehr gefährlich, eng und voll Brandungen, und Schiffe mit ſtarker Tonnenzahl wie das unſere können nur bei einem gewiſſen Wind hineinfahren. Der Norden der Inſel iſt äußerſt maleriſch, der ſüdliche Theil jedoch, wo wir uns befanden, iſt niedrig, unfruchtbar und ohne alle Annehmlichkeiten.

Wir brachten den ganzen Tag des 31. mit vergeblichen Verſuchen zu, in die Bucht zu gelangen. Um drei Uhr ließen ſich einige Paſſagiere ans Land ſetzen, um ſich an ihre Beſtimmung zu begeben; doch da wir uns noch dreißig Meilen von der Domäne entfernt befanden, wo ich erwartet wurde, ſo zog ich vor, an Bord zu bleiben, bis der Capitain, wenn er ſein Schiff ſicher hatte vor Anker legen können, mich in ſeiner Pinaſſe nach Savannah-la-Mar führen würde, von wo ich nur drei Meilen zu machen hatte, um mich bei meinen Freunden zu befinden.

Inmitten dieſer Vorbereitungen kam ein ſchwarzer Pilot an Bord und brachte uns eine Waſſermelone.

Es war zum erſten Male, daß ich eine Melone dieſer Gattung ſah, und ich habe nach meinem Geſchmack wohl nie etwas Schlechteres gegeſſen. Das Fleiſch iſt blaßgelb und hier und da roth gefleckt, als wenn man ſich beim Zerſchneiden der Frucht in den Finger geſchnitten und die Wunde darüber hätte hinbluten laſſen. Der Same, von ſchwarzem Purpur, bietet ebenfalls die glücklichſte Nachbildung von Blutklumpen dar. Eingenommen, wie ich nun einmal gegen das Aeußere war, hatte ich kaum ein Stück in den Mund gebracht, ſo fand ich auch den Geſchmack von rohem Fleiſche darin wieder, und da ich ſehr wenig vom Temperament Shylock's beſitze, ſo ſchickte ich meinen Teller zurück, ſchwörend, daß mich Niemand mit den Waſſermelonen Jamaica's in Verſuchung bringen ſolle.

Am 1. Januar fuhr endlich unſer Schiff in die Bucht ein. Die Klarheit der Atmoſphäre, die Purpurfarbe der Gebirge, das Ufer, bis an den Rand des Waſſers mit Bäumen vom hellſten Grün bedeckt, und die Häuſer der Stadt mit ihren eleganten Teraſſen, rings eingefaßt mit Grün: alles dies gewährte einen maleriſchen Anblick. Den Reiz zu vollenden, weckten auf einmal die Töne des Tambourins und der Bangie unſere Aufmerkſamkeit auf den Zug des Jean Canot, welcher ſich in die Stadt Black River begab, um dort die Eröffnung des neuen Jahres zu feiern.

Jean Canot iſt ein Bajazo, mit einem geſtreiften Wamms angethan, welcher auf dem Kopfe eine Art Boot von Pappe trägt, mit Puppen angefüllt, wovon die einen Matroſen, die andern Soldaten, noch andere Sclaven u. ſ. w. vorſtellen. Man bewilligt den Negern drei Erholungstage zur Weihnachtzeit und drei Tage zu Neujahr; das letztere Feſt wird als das wichtigſte angeſehen. Für dieſen Tag heben ſie ihre ſchönſten Kleider auf und bemühen ſich, ihre ganze Pracht auszukramen. Jean Canot wird alsdann nicht nur eine wirkliche, ſondern zugleich auch die Perſon, deren Gegenwart ſchlechterdings unerläßlich iſt. Nichts Luſtigeres als die Proceſſion, die wir mit allen Negern des Gefolges, in Weiß gekleidet, vorüber ziehen ſahen. Sie gingen paarweiſe, und die Reihe wurde nur von je einem Reiter unterbrochen, welcher in gewiſſen Zwiſchenräumen die Truppe in Abſätze theilte. An der Spitze des Zuges ging ein Orcheſter von ſchwarzen Muſikern mit rother Fahne, welche maleriſch nach den Krümmungen der Straße, vom Strande bis zur Stadt Black River, bald ſichtbar wehte und bald hinter Baumgruppen verſchwand.

Man erzählte mir, daß vor vielen Jahren ein Admiral gekommen ſei, um einen andern auf der Station Jamaica abzulöſen. Da dieſe Offiziere in offene Rivalität gegen einander traten, ſo gaben ſie den braunen Mädchen von Kingston Bälle; denn das ſchwarze Geſchlecht, welches man anderswo die Blonden nennt, heißt auf Jamaica die Braunen. Dieſe Bälle theilten die Bevölkerung von Kingston in zwei Parteien, die blaue und die rothe, eine Theilung, welche auch in den anderen Kantonen wiederholt wurde. Seit dieſer Zeit theilt ſich die ganze Inſel zu Weihnacht in zwei eiferſüchtige Factionen, die einander an Geſchmack und Pracht ihrer Aufzüge zu übertreffen wetteifern. Die Streiter im Kriege der Roſen in England, die Guelfen und Gibellinen in Italien zeigten ſicher keine ſolche Erbitterung, als dieſe beiden Parteien. Man mußte in Black River die Blauen von den Rothen und die Rothen von den Blauen reden hören; aber die Blauen waren diesmal im Vortheil, und dies nach dem eigenen Geſtändniſſe eines rothen Mädchens. „Es thut aber nichts," beeilte ſie ſich hinzuzuſetzen, „und wenn die Rothen noch mehr untergeordnet wären, ſo möchte ich doch um Alles in der Welt kein blaues Mädchen ſein!"

Hinwieder war Miß Edwards, die Eigenthümerin des Hotels, welches ich bewohnte, blau bis zu den Nägelſpitzen. Sie hatte eine ihrer Sclavinnen hergegeben, um eine wichtige Rolle in der Feierlichkeit zu ſpielen; aber in dem Augenblicke, wo das Gefolge der Blauen ſich in Bewegung ſetzen wollte, entſtand darin eine Regung der Unruhe, als ob etwas fehlte, und zwar etwas ſehr Unerläßliches; es war die Sclavin der Miß Edwards, welche ſich weigerte, an ihren Ehrenpoſten zu gehen. Sogleich ſahen wir ein großes Weib in Trauer, Miß Edwards ſelbſt, aus unſerm Hotel herauskommen; ſie zog an der Hand eine ſonderbare, ganz mit Flittergold, Federn und gemalten Karten beladene Geſtalt nach ſich, welche nur ungern mitzugehen ſchien: es war Britannia in Perſon, mit einem Schilde, worauf das Wappen Großbritanniens prangte, einem Dreizack in der Hand und einem Helme, den ein blauer Federbuſch zierte. Das arme Mädchen ſchien ganz verſchämt darüber, in dieſem glänzenden Aufzuge vor einer ſo großen Anzahl Zuſchauer erſcheinen zu müſſen. Sie wurde mit Beifall empfangen. Die Muſik gab das Zeichen; Miß Edwards ſtieß die Göttin bei den Schultern fort, um ihr den letzten Impuls zu geben; die Schlägel der Tambours und die Ellbogen der Sackpfeifer nahmen ſie in die Enge; Britannia mußte ſich wohl zu ihrem Ruhme entſchließen.

Die Deviſe der Blauen war patriotiſch, die der Rothen galant. An der Spitze der Erſteren ſchritt Britannia, dann die Muſik, dann die Fahne, dann der König und die Königin der Blauen. Die Königin erſchien prächtig geziert mit einem weißen und ſilbergeſtickten Kleide; und zum Zeichen der Verachtung gegen die rivale Partei wurde die Schleppe ihres Kleides von einem roth gekleideten Pagen getragen. Seine Majeſtät der König trug die große Uniform des engliſchen Admirals, mit einer Schärpe von weißer Seide und einem enormen dreieckigen Hute, überragt von einer Krone aus Goldpapier. Hierauf kam der Wagen Nelſon's, eine Art Canot mit einer blauen, ſilbergeſtickten Draperie decorirt; das Wort Trafalgar ſtand auf dem Vordertheil groß geſchrieben. Der Zug endigte mit einem langen Gefolge blauer Würdenträger, Alle Prinzen und Prinzeſſinnen, Herzoge und Herzoginnen, und mit einer Unzahl von Kindern, die alle ein blaues Kleid mit einem weißen Leibchen trugen.

Die rothen Mädchen waren auch ſehr hübſch geziert, aber es war nichts in ihrem Gefolge, das es mit dem Nelſonswagen und der Britannia hätte aufnehmen können. Selbſt als der rothe Thron beim Defilé erſchien, kann nichts die Verachtung ausdrücken, womit unſere

Wirthin ihn anſah. — Ich hörte ſehr viel von Jean Canot und von ſeinem Nebenbuhler Jean l' Ecreviſſe, den Symbolträgern beider Parteien, ſprechen, doch weder der Eine noch der Andere zeigte ſich im Zuge. Sie hatten, wie es ſcheint, perſönliche Intereſſen, und gingen von Haus zu Haus, um vor den Thoren ihre Sprünge zu machen, um dafür einige Gratificationen zu erhalten.

Jetzt ſchlug man uns eine dramatiſche Vorſtellung vor, die Partie wurde natürlich angenommen. Drei Männer und ein junges Mädchen erſchienen auf den Bretern; die Männer gekleidet wie die Grotesken von Aſtley, die Dame mit etwas mehr Geſchmack; alle vier hatten Masken von blauer Seide. Sie ſpielten den Streit zwiſchen Douglas und Glenarvon, aus dem Trauerſpiele von Home, und den vierten Act der „ſchönen Büßenden,“ und brauchten den Souffleur nicht. Sobald Lotharis wirklich todt war, kamen alle Schauſpieler und Figuranten zuſammen auf die Bühne zurück, um ſo außerordentliche Tänze auszuführen, daß man hätte glauben ſollen, ſie ſeien vom Wahnſinne ergriffen; dann machten ſie dem Aufzuge Britannia's Platz, der eine Sammlung für das Feſt des künftigen Jahres machte. Ein blaues Mädchen ſang und ein zweites tanzte, indem ſie ihre Sparbüchſe den Zuſehern vorhielt: die andern bildeten bei Tanz und Muſik einen Chor. Bei allen Märſchen und Tänzen dieſes Tages erſtaunte ich über die Schönheit der Bewegungen, die Leichtigkeit der Geberden und den eleganten Stolz, womit alle Neger und Negerinnen erſchienen, die arme Britannia ausgenommen, welche ihr Haupt ſenkte, wie es eine Göttin nie geſenkt. Ich erkannte in der erſten Arie, die uns vorgeſungen wurde, eine alte ſchottiſche Ballade; die zweite war zum Lobe des Lord Wellington und ſchien ganz modern. Ich kann nicht vorgeben, die Worte verſtanden zu haben, aber es kam mir vor, als wäre von Waterloo und grünen oder weißen Blumen, von einer Herzogin und von einem kleinen Schwein an Bord eines Kriegsſchiffes die Rede; aus Neugierde wollte ich ſchon eine Erklärung verlangen, als auf einmal die Hälfte der Sänger ſich unterbrach und den andern Schweigen auflegte, indem ſie ein fürchterliches Geſchrei ausſtießen. Hierauf ſah man Tänzer, Sänger und Alles in Unordnung entfliehen. Was war die Urſache dieſer Revolution? Die plötzliche Beleuchtung der Stadt. Ich lief wie die Andern, um dieſes fiat lux zu bewundern. Die Wirkung war in der That ſchön; aber die Freude der ſchwarzen Menge überwog das Schauſpiel ſelbſt bei Weitem.

Ich hatte nie in der Mitte ſo vieler verſammelten Menſchen ein ſo zufriedenes und heiteres Benehmen geſehen. In England bei Meſſen und Pferderennen ſcheint wenigſtens ein Theil der Fremden nur durch Handelsluſt herbeigelockt und damit zu ſtark beſchäftigt zu ſein, um ſich unterhalten zu können; aber hier dachte man an nichts, als an Vergnügen, und dieſes beſtand in Singen, Tanzen, Lachen, Sehen, Geſehenwerden, ſeine ſchönen Kleider bewundern zu laſſen oder die der Andern zu bewundern. Hier gab es weder Verkäufer noch Käufer, weder Diener noch Herren, die mit geſchäftiger Miene kamen und gingen. Als wir um acht Uhr Abends über den Marktplatz gingen, wo die Beleuchtung am glänzendſten und die Menge gedrängter als anderswo war, ſah ich keinen einzigen betrunkenen Menſchen. Eben ſo wenig hatte ich den ganzen Tag hindurch irgend einen Streit bemerkt; denn als ſolcher gälte wohl nicht das vorübergehende Schmollen eines Unbeſonnenen, welcher ſich mitten in den blauen Zug ſtürzte, um durch die Reihen durchzudringen, und von der Königin mit einer derben, höchſteigenhändigen Ohrfeige zurückgewieſen wurde.

19.

Ein Kind in Longwood.

Die napoleoniſche Literatur, die Memoiren von Las Caſas und O'Meara bis auf das jüngſt erſchienene Tagebuch des Abbe Coquereau haben einen intereſſanten Zuwuchs erhalten. Arthur, der Sohn des Generals Bertrand, derſelbe, der im Jahre 1816 das Licht der Welt auf St. Helena erblickte, wohin ſeine Eltern dem Kaiſer freiwillig ins Exil gefolgt waren, derſelbe Arthur Bertrand, der im Jahre 1840 die Fahrt auf der „Belle Poule" nach dem heiligen Grabe des franzöſiſchen Kaiſerreichs mitmachte, hat nun „Briefe über die Expedition nach St. Helena im Jahre 1840" herausgegeben. Es lohnt wohl der Mühe, Einiges aus der Reihe dieſer intereſſanten Erinnerungen auszuleſen, welche der begabte und gemüthreiche Verfaſſer in ſehr anziehender Weiſe erzählt. —

Nachdem wir Hutsgate verlaſſen, gewahrten wir jene kleinen Gummibäume, die auf dem dortigen Plateau kümmerlich gedeihen, gebeugt und verkrüppelt durch den ewigen Anhauch eines ſcharfen, widrigen Windes, der auf dieſem Theile der Inſel ununterbrochen herrſcht. Bald erblickten wir das traurige, verlaſſene Longwood; die Nebelluft rings herum vermehrte nur noch die Melancholie dieſes Anblicks. Die Gärten waren verwüſtet, das Haus, das einſt der Kaiſer bewohnt, in einem erbärmlichen Zuſtande, der Saal, worin er verſchieden, zu einer Gerſtenmühle, ſein Schlafgemach zu einem Stalle herabgewürdigt. Welche Entweihung! Hatte uns am Grabe die tiefſte Erſchütterung ergriffen, ſo überkam uns hier ein ſtaunendes Zürnen! — Wie wir dieſe hiſtoriſchen Ruinen durchirrten, konnten wir noch die Allee des kaiſerlichen Gartens, die Plätze, wo ſein Spaten das Erdreich aufgelockert, die Beete, worin er Blumen gepflanzt, erkennen. Als wir aus einer Allee herausbogen, ſahen wir den Prinzen (Joinville) gewiſſe Blumen des Gartens pflücken und ſorglich aufleſen; wir wußten, daß er hier einen Wunſch erfülle, welchen ſeine Schweſter, Prinzeſſin Clementine, ausgeſprochen. Alſogleich erkannte ich den kleinen Balcon mit grünem Geländer, worauf der Kaiſer gar oft zu ſitzen pflegte, und in gleicher Weiſe den Raſenplatz, der ſich von dem Hauſe des Kaiſers bis zum Pavillon meines Vaters hindehnte. Ich ſah die Stube, worin ich geboren wurde. Hier war es, wo meine Mutter mich am Tage, an dem ich das Licht der Welt erblickt, auf den Armen hielt und mich mit den unvergeßlichen Worten dem Kaiſer wies: „Sire, ich habe die Ehre, Ihnen hier den erſten Franzoſen zu zeigen, der ohne Erlaubniß des Gouverneurs nach Longwood kam.“*) Als ich in dieſes Haus trat, zog ſich mein Herz, das früher nur gebebt hatte, krampfhaft zuſammen bei dem Andenken an die heißgeliebte, frühverlorene Mutter, die im Himmel über die Schritte ihres Sohnes wachen möge.

In der Nähe von Longwood trifft man auf ein hübſches Gebäude, welches die Cicerone der Inſel als eine der Wohnungen Napoleons zu bezeichnen pflegen. Es verhält ſich aber damit folgendermaßen: Einige Zeit nachdem der Kaiſer nach Longwood gezogen war, ſchien das engliſche Gouvernement ſich des elenden Zuſtandes zu ſchämen, in welchem ſich das Wohnhaus des

---

*) Dieſe wirklich geſchichtlichen Worte der Gräfin **Bertrand** ſind zugleich als denkwürdiges Motto auf dem Titelblatte dieſer Briefe ihres Sohnes abgedruckt.

hohen Gefangenen befand, und ſetzte dieſen in Kenntniß, daß man ihm ein entſprechenderes Gebäude herſtellen wolle, doch erfordere die Arbeit zwei Jahre Zeit. Der Kaiſer antwortete damals dem Boten Hudſon Lowe's: „In zwei Jahren werd' ich kein Haus mehr brauchen, aber wohl ein Grab.“ Indeſſen wurde der Bau des Hauſes doch begonnen, aber Napoleon hat es nie betreten, denn es wurde als fertig während jener Krankheit, die ihn endlich hinraffte, zu ſeiner Dispoſition geſtellt. Wir gingen an dem Gebäude vorüber, ohne einzutreten; die Erinnerungen, die ſich daran knüpften, waren zu ſchmerzlich. — In den letzten Jahren unſers gemeinſchaftlichen Aufenthalts auf St. Helena war Herr Darling mit der Verporrathung von Longwood beauftragt. Als ſpäterhin ſämmtliches Mobiliar veräußert wurde, brachte derſelbe verſchiedene Objekte aus des Kaiſers Gebrauche käuflich an ſich, womit er jetzt Mehreren von uns Geſchenke machte. Mein Vater erhielt von ihm einen großen Vogelbauer von feiner chineſiſcher Arbeit, welcher in dem kleinen Gärtchen unmittelbar unter Napoleons Fenſter geſtanden hatte. Dieſes Gärtchen hatte der Kaiſer ſelbſt geſchaffen, er überwachte alle Arbeiten darin und legte auch wohl ſelbſt mit Hand an.

Der große Garten, worin der Kaiſer häufig ſpazieren ging und ſeinen trüben Gedanken nachhing, wurde oft durch die Ochſen der Compagnie verwüſtet, die ſich von ihren Weideplätzen losriſſen und hier über Pflanzen und Blumen herfielen. Er hatte ſich oftmals darüber beklagt, aber vergeblich. Eines Tages ſpielte ich eben in ſeiner Nähe, als er wieder einen dieſer Ochſen im Garten bemerkte. Er ſchickte mich hinein mit dem Auftrage, man ſolle ihm ſeine Büchſe bringen. Ich lief, man brachte ſie, ein Knall — und der Ochs ſtürzte todt zu Boden. Der Sturz dieſes ungeheuren Thieres erregte mir Schrecken; ich ſchmiegte mich an die Kniee des Kaiſers und blickte ängſtlich und ſtaunend zu ihm hinauf. Er ſchien mir ein Weſen von außerordentlichen Kräften; ſeinerſeits ſchien Napoleon verwundert über den Eindruck, den dieſer Fall auf ein Kind machte, und wie meine Mutter mir erzählte, ſprach er zu ihr oft davon. In Folge dieſes Vorfalls, der unauslöſchlich in meiner Erinnerung lebt, wurden nun die Ochſen ſorgfältiger bewacht; die Lection war kurz, aber ſie wirkte.

Man pflegte meinen Vater gewöhnlich den großen Marſchall zu nennen, was meinen Bruder Henri eines Tages zu der naiven Frage veranlaßte: ob ein Marſchall denn mehr als ein Kaiſer ſei? Die Frage fiel natürlich auf. Der Kaiſer aber ſagte damals: „Es bedurfte einer Revolution, bis daß ein Kind eine ſolche Frage ſtellen konnte.“

Das Alarm-Houſe hatte ſeinen Namen von einer Kanone, die auf dieſem Centralpunkt der Inſel aufgeſtellt und durch deren Abfeuerung täglich die Mittagsſtunde ſignaliſirt wurde; für beſtimmte Fälle ſollte dieſe zugleich als Alarmzeichen gelten. Ich erinnere mich hierauf bezüglich einer kleinen Anekdote. Ein Bewohner von Jamestown brachte eines Abends ein kleines, aber ſehr ſchönes javaneſiſches Pferd nach Longwood. Er forderte fünfzig Napoleons dafür, das kümmerte mich nicht; aber das Thier war ganz nach meinem Geſchmack, und ſo lief ich zum Kaiſer hin und ſagte ihm, daß ich ein Pferd haben wolle. Er wußte recht gut, aus welcher Veranlaſſung ich dieſes Begehren ſtellte, und ſagte mir, des nächſten Tages um Mittag ſolle mein Wunſch erfüllt werden. Am andern Tage bei dem Kanonenſchuſſe eilte ich zum Kaiſer; er ſchlief. Herr Marchand wollte mich nicht hineinlaſſen; da er jedoch beſorgte, mein Geſchrei könnte den Schlafenden wecken, ſo ließ er mich auf ein Tabouret zu Füßen des Bettes niederſitzen. Als Napoleon erwachte, ſtaunte er, mich da zu ſehen. Ich ſagte ihm, der Kanonenſchuß ſei vorüber, und ich erwarte mein Pferd. Der Kaiſer hieß ſofort Marchand, eine Rolle aus der Schatulle nehmen und den kleinen Javaneſer auszahlen. Von nun an ritt ich ihn täglich; ein Chineſe führte ihn am Zaume, und Betſi hielt mich auf meinem Pferdchen feſt. Für Alle war Napoleon ein großer Mann; für mich war er nur gütig; und das war eben ſehr viel, ich liebte ihn. — So ſtolz ich nun auf meinen Gaul war, ſo ſchienen mir doch ein Paar Sporen zu meinem Reiter-Coſtume unentbehrlich. Ich lief alſo wieder zum Kaiſer und verlangte ein Paar goldene Sporen. „Begehre ſie auf Franzöſiſch,“ ſprach er zu mir, „und Du ſollſt ſie haben.“ So oft ich auch meine Bitte wiederholte, die Antwort blieb dieſelbe — und ich ohne Sporen; ich ſprach nämlich damals nur Engliſch.

Für Kinder giebt es nun einmal nichts Köſtlicheres als Bonbons, und Neujahr iſt daher ihr ſchönſter Tag. So war es auch bei uns. Pierron, der Haushofmeiſter des Kaiſers, war ein ausgezeichneter Künſtler dieſes Faches und fertigte die niedlichſten Schächtelchen, worin in verſchiedenen zierlichen Abtheilungen alle Sorten der trefflichſten Bonbons aus Caffee, Orangen, Zukkerkand und Früchten aufgeſchichtet lagen. Dem Kaiſer machte es Freude, ſie uns zu ſchicken, und uns noch größere, ſie zu eſſen. — An jedem Neujahrstage ſchickte der Kaiſer meiner Mutter und der Frau von Montholon eine Taſſe oder einen Teller von dem ſchönen Porcellan-Service, welches ihm die Stadt Paris zum Geſchenke verehrt hatte. Eine ſolche Taſſe ſchenkte Napoleon auch einer fremden Dame, wie mir meine Mutter erzählte. Die engliſche Regierung hatte zugleich mit Sir Hudſon Lowe auch den Admiral Malcolm als Commandanten der Seeſtation St. Helena geſendet. Der Admiral war ein Mann von hoher Bildung und von Eigenſchaften, die einnehmend wirken. Seine Gemahlin hatte ihn begleitet. Sie beſaß Geiſt und, was in Longwood mehr als Alles galt, eine große Bewunderung für den Kaiſer. Sie war aus der Familie der Elphinſtone's. Der Kaiſer hatte ſich einem Gliede dieſer Familie, einem verwundeten engliſchen Officier, auf dem Schlachtfelde von Waterloo hülfreich und mild bewieſen. Der hohe Gefangene hatte Lady und ihren Gemahl zu Tiſche geladen und machte darauf mit ihr eine Spazierfahrt durch das ſogenannte Gehölz von Longwood. Die Kaleſche kam ſo dicht an einem Abgrunde vorbei, daß ſich ein Unglück befürchten ließ. Als ſie vorüber waren, ſagte Napoleon: „Wenig fehlte, und wir lagen im Abgrund; ſehen Sie, Madame, welch ein

Unglück ich über Sie hätte bringen können." — „Im Gegentheil, mein General," antwortete die Lady," Sie hätten mich unſterblich gemacht." — Und dieſe Dame war es, die, als ſie bei ihrer Abreiſe von St. Helena einen Abſchiedsbeſuch in Longwood machte, vom Kaiſer eine ſeiner ſchönen Porcellantaſſen zum Geſchenk erhielt. Einige Zeit nach der Abreiſe des Admirals erhielt Napoleon durch ein aus China kommendes Schiff mehrere ausgezeichnet ſchöne Arbeiten in Elfenbein; wunderſchöne Vaſen, an drei Fuß hoch, ein Schachſpiel und Bret von außerordentlichem Kunſtwerthe; die Thürme, deſſen entſinn' ich mich noch genau, wurden von Elephanten getragen. Es war dies ein Geſchenk von der Familie Elphinſtone, welches der Kaiſer ſpäter ſeiner Mutter ſandte.

Um uns Kinder von Longwood zum Arbeiten zu ermuntern, verſprach der Kaiſer demjenigen von uns, der die pythagoräiſche Tafel am beſten wiſſen würde, eine goldene Uhr. Als der große Tag der Prüfung erſchien, trug mein Bruder Napoleon, der Aelteſte von allen Kindern, den Preis davon und erhielt eine ſchöne Uhr. Der Kaiſer liebte es, uns ſchwatzen zu machen und mit uns zu ſpielen; ſo waren wir denn auch bereit, ihm bei dem leiſeſten Winke zuzulaufen, um hierbei geſchickt, wie Kinder in ſolchen Dingen ſind, Gelegenheiten herbeizuführen, daß dieſer oder jener unſerer Wünſche erfüllt würde. — Der Abbe Vignali gab meinen Brüdern und meiner Schweſter Unterricht in der italieniſchen Sprache. Wenn ſie zu dem Abbe gingen, mußten ſie zweimal des Tages an den Fenſtern des Kaiſers vorbeikommen. Waren dieſe nun offen oder promenirte Napoleon in ſeinem Garten, ſo verſäumte man es nie, ein wenig Geräuſch zu machen, um ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen. Der Kaiſer rief ſie dann meiſt heran, ſchwatzte, lachte und ſpielte mit ihnen ſtundenlang und ließ oft Kuchen, Bonbons und Orangen bringen. Dieſe gewonnenen Bonbons und die verlorene Lehrſtunde waren zu lockend. Zuweilen kam der Vater und zürnte. Aber der Kaiſer kümmerte ſich wenig darum und beſchützte uns.

Mein Bruder Napoleon ritt oft, und wenn ſich die Gelegenheit bot, meiſt zur Seite des Wagens, worin der Kaiſer fuhr. Das wollte nun meine Schweſter auch, aber ſie wagte nicht, es der Mutter zu ſagen, und wandte ſich mit ihrer Bitte an den Kaiſer, der ihr ſofort durch Madame Noverre ein Reitkleid anmeſſen ließ. Wenige Tage darauf ließ er Hortenſen als Amazone kleiden, ſetzte ſie auf ſeinen Fringant, und Archamband mußte das Pferd an der Leine an den Fenſtern der Gräfin Bertrand vorüberführen. Wie ſehr erſtaunte dieſe, ihre Tochter ſo zu erblicken! Sie mußte nun einmal nachgeben, und von da an ritt Hortenſe wie ihr Bruder neben dem Wagen des Kaiſers her.

Für Napoleon war es ein Bedürfniß, Allen Gutes zu erweiſen, die ſich ihm näherten. Dieſes Bedürfniß war ihm auch hier geblieben; ihm machte das Geben Freude, und er ergriff jede Gelegenheit, die ſich ihm dazu zeigte. Nach dem Rathe unſerer Großmutter waren meiner Schweſter bis jetzt die Ohrläppchen noch nicht geſtochen worden. Das war dem Kaiſer aus eigenen Gründen nicht recht. Eines Morgens rief er meine Schweſter, ließ den Doctor Automarchi kommen und hieß ihn ſofort der Kleinen die Ohren ſtechen. Der Doctor entſchuldigte ſich, weil die Nadel in ſeinem chirurgiſchen Beſteck zu dünn ſei, und er kein anderes geeignetes Inſtrument zur Hand habe. Da ließ der Kaiſer die Spicknadeln aus der Küche holen, der Doctor mußte eine davon wählen; er ſelbſt nahm Hortenſen auf den Schooß und kniff ihr die Läppchen feſt, damit der Stich ihr nicht zu ſehr ſchmerze. Indeſſen ging es doch nicht ab, ohne daß ſie weinte; da fing ich an zu ſchreien, und weil ich meine Schweſter nicht leiden ſehen wollte, verdeckte ich mir die Augen mit den Armen auf die komiſchſte Weiſe, wie ſpäter Hortenſe ſelbſt ſagte. Der Kaiſer aber fügte ihr eigenhändig ein Paar goldene Ohrringe mit Corallen ein, führte ſie zu meiner Mutter und ſandte ihr wenige Tage darauf noch ein Paar. Ich brauche wohl nicht zu ſagen, daß beide Paare wie Kleinodien aufbewahrt werden. — Unter den verſchiedenen Geſchenken, die meine Schweſter ſonſt noch von ihm erhielt, iſt eines, deſſen ich eben erwähnen will, beſonders intereſſant. Lyon, die Stadt, welche nirgendwo eine Nebenbuhlerin findet, und welche die alte und neue Welt mit den herrlichſten Stoffen verſieht, Lyon hatte zur Zeit des Conſulates an Napoleon einen Conſulmantel aus rothem Sammet mit Gold- und Seidenſtickerei geſchenkt. Dieſes Kleid hatte er immer wohl aufbewahrt, er hatte es nach Elba und auch nach St. Helena mitgenommen, gleichwie das prächtige Porcellan-Service, das ihm die Stadt Paris gegeben. „O, welch ein ſchönes Kleid!" rief entzückt eines Tages meine Schweſter, als ſie es erblickte. „Ich ſchenk' es Dir," war Napoleon's Antwort, und alſogleich leitete er ſelbſt ihre kleinen Händchen durch die weiten Aermel, und Hortenſe lief zu ihrer Mutter in dem neuen Staat, mit deſſen nachſchleppenden Schooße ſie den Raſen aufkehrte. — Lyon und Paris waren und blieben immer die Lieblingsſtädte des Kaiſers. Noch auf ſeinem Sterbebette, ſo erzählt mein Vater, waren beide der Gegenſtand ſeiner beſondern Erinnerungen. Beide ſollten, das war immer ſein Wunſch, weil ſie die Schlüſſel Frankreichs ſeien, befeſtigt werden. Der Wunſch des Kaiſers iſt nun zum Theil in Erfüllung gegangen.

Lady Holland war es, die wir alle ſehr liebten, ohne ſie zu kennen. So oft ſie dem Kaiſer eine Kiſte neuer Bücher ſchickte, vergaß ſie nie, auch Spielzeug für uns beizufügen. Da gab es immer Holzpferde, eine ganze Naturgeſchichte von Thieren, Flitterzeug und Spielereien aller Art. Vieles davon haben wir noch nach Frankreich gebracht und darunter vorzugsweiſe ein niedliches Billard. Es galt immer für ein Ereigniß in Longwood, und zwar für ein ſehr erfreuliches, wenn eine Sendung von Lady Holland ankam. Ihre Kiſten enthielten immer einige Hundert neuer und wohlgewählter Bücher. Mit welcher Begierde, ſo erzählte man mir, eröffnete der Kaiſer dieſe Kiſten, mit welcher Begierde durchmuſterte er die Titel der Werke, und nun vollends jene, welche von der Geſchichte der neueren Zeit oder von ihm handelten! Das war nun die ausſchließende Beſchäftigung ſeiner nächſten Tage, ja, ſogar der Nächte. Er wählte zwanzig bis dreißig Bände, die er nun auf ſeinen Tiſch legte und worin er nach Luſt und Muße las. Lady Holland hatte das richtig herausgefunden, was ihm das Angenehmſte ſein und ſeine Gefangenſchaft gewiſſermaßen erleichtern konnte. Sie verſchaffte ihm Stunden, ja, Tage der Erholung und des glücklichen Vergeſſens.

In der letzten Zeit ſeines Lebens vermochte der Kaiſer ſein trauriges Wohnhaus nicht zu verlaſſen. Doch war ihm Bewegung nöthig, und ſo ließ er nach ſeiner eigenen Angabe im Salon eine Art von Schaukelbret errichten, welches an einem hohen runden Zapfen inmitten des Gemaches befeſtigt und an drei Fuß über den Fußboden erhöht war; er ſtellte ſich nun auf das eine Ende des Bretes, einer ſeiner Officiere auf das andere, und ſo machte er ſich eine Bewegung. Zuweilen ließ er wohl auch mich und meine Geſchwiſter auf die andere Seite treten, und es machte ihm Spaß, uns in ſtarke Schwingung zu verſetzen, wobei oft Eines über das Andere herunterfiel. Das war ihm eine Art von körperlicher Uebung und zugleich eine Zerſtreuung in ſeinen Leiden.

Hundert Freiſchüſſe.

Literariſches.

1.

Allen wackern, braven Leuten
Unſern beſten Gruß zuvor!
Gegen Irrthum nur zu ſtreiten
Iſt gerüſtet dieſes Corps;
Giebt es Püffe von den Seiten,
Möge flüchten ſich der Thor:
Leider doch in Ewigkeiten
Bleibt er immer wie zuvor!

2.

Zu dem großen literariſchen Feſte
Drängt ſich allenthalben Mann und Maus:
Würfe man die ungebetnen Gäſte
Endlich einmal doch zur Thür hinaus!

3.

Aber kommt der Troß daher geſchwommen,
Herz und Kopf und Magen leer,
Werden ſie noch lobend aufgenommen, —
Wie man etwa ihren Willen
Kindern pflieget zu erfüllen,
Daß ſie ja nicht ſchreien mehr.

4.

Aber ward ein ſolches Kind
Nun ein toller, arroganter Junge,
Beißen hintennach ſich in die Zunge
Schamvoll, die da ſeine Pathen ſind.

5.

Statt eim Steckenpferdchen zu erfaſſen,
Greifen ſie ſchon nach der Feder;
Haben kaum die Kinderſchuh' verlaſſen,
Doch geblieben iſt das Leder.

6.

Aus dem Leder angefertigt
Werden nun Bijoukritiken,
Und der Poſttag wird gewärtigt,
Sie in ein Journal zu ſchicken.

7.

Kommt nun die gedruckte Wäſche,
Leſen's Brüder, Muhmen, Vettern,
Und erbau'n die Ruhmkaleſche,
Ihren Schmierer zu vergöttern.

8.

Größer wird der leere Bube,
Fern von tücht'ger Wiſſenſchaft,
Dint' und Feder in der Stube,
In dem Kopfe leere Phraſe:
Rümpfen kann er wohl die Naſe,
Doch zum Handeln fehlt die Kraft.

9.

Täglich kommt es nun noch beſſer;
Was er erſt gethan nur aus Gelüſt,
Jetzt thut es der magre Freſſer,
Weil er drum zu Tiſch gebeten iſt.

10.

Brotliteratoren
Und privatgelehrte Thoren,
Solcher Titel iſt probat:
Doch zu dieſer Zeit
Iſt auch die Gelehrſamkeit
Wirklich ſehr privat,
Und ihr Brot macht ſelten ſatt.

11.

Weiter wird es dann getrieben,
Reicht die Kritik nicht mehr aus.
Bücher werden nun geſchrieben
Und Geſchichten voll von Graus.

Die Verleger ſind verlegen,
Der Verfaſſer aber ſagt:
Loben will ich's allerwegen,
Drucken Sie's nur unverzagt.

12.

Wie wir Käſewürmer haben,
Gibt es Leſewürmer auch:
Leihbuchladen, Ladenknaben,
Denen Leſen iſt im Brauch.
Seliger Autor, den ein Junge
Im Gewürzkram raſch verſchlingt,
Und dein Lob mit voller Lunge
Einem Schneiderbuben bringt!

13.

Sein Talent nun zu erörtern
Und die Eßluſt zu befördern
Kommt ein zweites, drittes Buch;
Modevorbild wird erkoren,
Loben werden es die Thoren,
Spricht die Kunſt auch ihren Fluch.

14.

Will man Stoffe recht verflachen,
Kann man funfzig Bände machen,
Alle Meſſen ſind verſorgt, —
Und zufriedne Sonntagsleſer
Sehen's nicht durch ihre Gläſer,
Ob's geſtohlen, ob geborgt!

15.

Half nun erſt die Gouvernant',
Oder iſt ein Lexikon zur Hand,
Ei da muß man wohl floriren!
Wenn Frankreich und Engelland
Selbſt den Lorber hergeſandt,
Dieſen Kalbskopf zu friſiren.

16.

Der beliebteſten Materien
Gibt es nur ein kleines Rund;
Sociales mit Kriterien,
Dann der Liebesluſt Myſterien

Oder irgend ſolch ein Fund.
Eines doch darf niemals fehlen,
Soll das Buch als geiſtreich zählen:
Zeittendenz und Lebensgrund.

17.

Seit er nun berühmt geworden,
Hat ſein Streben eine neue Richtung:
Allen andern Schreibehorden
Hat geſchworen er Vernichtung;
Denn er ſteht jetzt auch im Orden
Unpartheiſcher Wiſſensſichtung —
Wie ſie jetzt im Süden und im Norden.

18.

Der geduldet kaum geweſen,
Jetzt wird er ſchon ungeduldig,
Glaubt Bewunderung ſich ſchuldig;
Wandellos doch iſt ſein Weſen,
Was er war, iſt er noch täglich:
Ignorant und unerträglich.

19.

Die Polemik wird ſein Acker;
Weil er ſelber mark- und ſaftlos,
Ruft er überall recht wacker:
Daß die Andern alle kraftlos,
Und daß er nur leidenſchaftlos.

20.

Gute Namen zu beſudeln,
Großes Tagwerk unſrer Zeiten!
Sich und Thoren zu lobhudeln
Rieſenthat für Ewigkeiten!

21.

Eine Schule wird geſtiftet,
Neid und Dummheit ſind vereint,
Und ein Jeder wird vergiftet,
Der nicht iſt der Dummen Freund.

22.

Eine ſchöne gräßliche Komödie,
Denn in jeder Scene der Tragödie

Hingemordet wird die Kunſt!
Staunt ihr, wenn die oft Getödtete
Für Jahrzehende erröthete
Auszuſpenden ihre Gunſt?

23.

Braucht es weiter noch Erklärung?
Endlich kommt die Selbſtzerſtörung:
Klimmend auf der Wahrheit Sonnenberge,
Stürzen über Kopf die Geiſteszwerge.

24.

Selbſt nach manchem beſſern Haupte,
Das ſie einſt zu lieben glaubte,
Schleudert jetzt die Kunſt den Fluch:
Dem Verfallenen in Sünde
Reißt ſie ab die Ruhmesbinde
Und benützt ſie als ein Thränentuch.

25.

Doch die Guten, ſtille Siedler,
Die entflohen ſind der Brandung,

Hören wohl die tollen Fiedler,
Sehen ſchweigend Straf' und Ahndung;
Schaffen ſtill und rüſtig weiter,
Und ſie denken in Beſchwerden:
Endlich wird der Himmel heiter,
Und dann muß es beſſer werden!

Dramatiſches.

26.

Mit dem Dramatiſchen
Geht es bunt und bunter,
Und die problematiſchen
Kunſthelden und Kunſtwerke
Stürzen aus angeborner Stärke
Kopfüber und kopfunter.

27.

Klaſſiſch war man in der Vorderzeit,
Klaſſiſch iſt und denkt man heut,
So wird alles umgetauft;

Wer hat ſich noch drum gekümmert,
Ob die Muſe weint und wimmert,
Sind nur die Billets verkauft!

28.

Kräftig zimmert mir den Boden,
Rufet jetzt der Bühnenvater,
Denn es kommen als Epiſoden
Heute Roſſe auf's Theater.
Männer ſtrömen uns mit Weibern
Sicherlich in's Schauſpiel her,
Denn es ſpielt heut in den Räubern
Die Familie Tourniaire.

29.

Aus dem Stoß von Manuſcripten
Suchen ſie die vielgeliebten
Vaudeville raſch heraus.
Ja, das ſind die heut'gen Normen,
Schlüpfen nur die Chorlucinden
In die ſchmalen Uniformen,
Dann iſt Beifall leicht zu finden
Und voll Jubel iſt das Haus.

30.

Seht jetzt edleren Genuß!
Seht die arme Köhlerdirne,
Die ſich martern laſſen muß,
Weil in eines Ritters Stirne
Roher Stolz und Laune ſpuckt;
Ihre Foltern, ihre Wehen,
Ihr hinſterbendes Vergehen,
Ja, ihr könnt das Herz faſt ſehen,
Wie es unterm Meſſer zuckt

31.

Ja wir ſind auch ſtrengvernünftig,
Unſer Trauerſpiel wird künftig,
Unſer Luſtſpiel kreuzfidel;
Unſre Dramen werden thierlich,
Und wir ſehen recht poſſierlich
Nächſtens tanzen ein Kameel.

32.

Wußte Goethe'n zu verbannen
Einſt der Pudel des Aubry,

Zieht auch Schillers Geiſt von dannen
Vor dem Helgolander Vieh.

33.

Die Tragödie ſei myſtiſch
Und ihr Styl ſophiſtiſch,
Dann iſt Beifall dein;
Denn es iſt ſo lieblich
Und im Publikum ſchon üblich
Recht myſtificirt zu ſein.

34.

Doch was brauchen wir auch Schiller,
Da ein einz'ger falſcher Triller,
Mehr als alles uns gefällt!
Junge ſchöne Sängerinnen,
Die uns auch am Tag gewinnen,
Erndten Abends unſer Geld,

35.

Welſche Sängerphilomelen,
Labſal aller Seelen,

Nie vergißt euch unſer Sack!
Eure liederreichen Kehlen
Wiſſen ſo gewandt zu ſtehlen
Geld und Zeit und Kunſtgeſchmack!

36.

Unſre neuen Bühnenſchreiber
Sind moderne Leichenräuber,
Plündern Todte aus;
Andre wiederum, die hetzen
Sich vor lauter Ueberſetzen
Noch die Lungen aus, —
Und die originellen Herren,
Füglich könnte die man ſperren
In ein Narrenhaus.

37.

Wie Roland zu Bremen
Solcher Kinderſchaar zu ſchämen,
Scheint ſich Ariſtoteles:
Doch in Lüften ſteht der Rieſe
Und im Kothe liegen dieſe, —
Und die Mitwelt iſt nicht bös'.

38.

Mit herkuliſcher Geduld
Trägt ſie jede Dichterſchuld,
Iſt ſie ſcherzhaft oder rührig;
Haſt du Gräßliches geboten,
Oder ſüßverblümte Zoten,
Lauſchen werden ſie begierig,
Und die Herren und die Frauen
Kommen's nochmal anzuſchauen.

39.

Zu den Mimen komm' ich jetzt.
Was der Dichter gut geſetzt,
Wird der Spieler ſchon verderben;
Hat er doch ſo lang ſtudirt,
Wie man trefflich manirirt,
Wie man die Natur läßt ſterben.

40.

Die Momente ſucht er auf,
Alles Andre läßt er fallen,

Endlich in des Spiel's Verlauf
Muß die Stimme brüllend ſchallen;
Die Couliſſen zittern all',
Bravo! hört man rings erſchallen;
Doch im nahen Ochſenſtall
Brüllt ein zarter Krippenſtier
Antwort ſeinem Bruder hier.

41.

Staunt ihr, daß man ſolches Spiel mit Ruhm
Und mit Lob einbalſamire?
Jeder hat ſein Publikum,
Auch die Diſtel hat das ihre.

42.

Dieſen Recenſenten hält
Die Naive ſüß gefangen;
Jenem hat der erſte Held
Ein Lorgnettchen umgehangen;
Der Chargirte iſt ein Mann,
Der wohl ſelber ſchreiben kann,
Und dann gibts noch Einen mehr,
Den Theaterſekretair.

43.

Täglich wird es fad' und fader,
Sieh, da kommt noch ein Saalbader
Und umkränzet die Miſere.
Welche reiche Ruhmverbreitung,
Wenn die vielgeleſ'ne Zeitung
Ausposaunt die Künſtlerehre!

44.

Nun erſt dieſe Wichtigkeit!
Die Theaternichtigkeit
Macht ſich allenthalben breit;
Nach Theaterkritiſchem
Mehr als nach Politiſchem
Fragen Leſer unſrer Zeit.

45.

„Schicken Sie Notizen
Voll Couliſſenblitzen
Und Theaterwitzen!“
Schreibt der Redakteur,
Und in ſchnellen Zügen
Ziehn die neuen Lügen
In das Lügenmeer.

46.

Was noch etwa halb erträglich,
Miſerabel wird's und kläglich,
Wenn man's lobet überlaut;
Die geehrt durch ſolche Phraſen,
Sieht alsdann man auf ſich blaſen,
Eſel in der Löwenhaut.

47.

Von der Künſtler ſtillem Leben
Und was hinter'm Vorhang eben,
Billig ſchweig ich über das!
Nicht Natur und Bildung wähnen
Möget ihr bei Jenen,
Aber Eitelkeit und Haß.

48.

Wenige gibt's, die wacker
Pflügen ihren Acker,
Und die werden kaum geſchätzt:
Selbſt die Lorbeerkränze kaufen
Und um Beifall bitten laufen
Muß der Künſtler jetzt.

49.

Ach, ſo manche Thräne
Weinet Melpomene
Und Thalia klagt,
Weil, uns zu ergetzen,
Sie in bunten Fetzen
Dienen jetzt als Magd.

50.

Immer weiter, immer weiter
Auf der morſchen Leiter
Gehn ſie, bis ſie bricht mit Braus.
Die Genüſſe ſind nicht labend,
Die Gebilde mißgeſtaltet,
Leere Arroganz nur waltet,
Feſtes Wiſſen bleibt vom Haus.
Ach, mit jedem Bühnenabend
Stirbt der Kunſt ein Dichter,
Dem Geſchmack ein Richter
Und dem Spiel ein Mime aus!

Politiſche Zeitungen.

51.

Zwar iſt eine deutſche Zeitung
Nicht Geſinnung und nicht Leitung
Für das Volk und ſeinen Sinn;
Doch ſie bietet meiſt zu leben,
Wohl auch manch Geſchenk daneben
Und wir ſtreben nach Gewinn.

52.

Kümmert uns das Heil des Landes,
Und die Ehre unſres Standes?
Ja, doch höchſtens im Proſpekt!
Nur das Gold iſt nicht Chimäre,
Alſo heißt die große Lehre,
Die im Zeitungsſchreiber ſteckt.

53.

Der zu nichts mehr gut und nütze,
Meint, daß er die Kraft beſitze,
Dazuſtehn als Redakteur:
Weiß er doch ſich ſchlau zu ſchmiegen
Und den Rücken krumm zu biegen,
Weht der Wind von oben her.

54.

Vollgepfropft wird nun die Nummer;
Wie? womit? geringer Kummer!
Gibt's doch hundert andre Blätter;
Große Herren reiſen immer,
Da und dort gehts manchmal ſchlimmer,
Und am End' gibt's Sturm und Wetter.

55.

Laßt nun vollends Etwas kommen,
Das beſondern Stoff gewährt,
Wird der Mund recht voll genommen
Und quartallang dran gezehrt.
Denkt an's deutſche Rheingequäckel

Und wie's drauf an Holland geht,
Und ihr denkt gewiß mit Ekel
Unſerer Publicität.

56.

Unſere Publicität,
Die Auswärtiges ermittelt
Und mit ſtrengem Wort bekrittelt,
Denn ſie wird dafür beſoldet;
Unſere Publicität
Die das Innere verdreht,
Oder ſchweigend übergeht,
Denn auch Schweigen wird vergoldet.

57.

Nicht das rechte Wort verhehlend,
Nenn' ich Diebin ſie und Metze,
Fremdes Eigen täglich ſtehlend,
Frecher Stirn vor dem Geſetze;
Schamlos Jedem hingegeben,
Der bezahlt den Sündenkuß,
Oder dem, vor dem ſie beben
Und gehorſamſt kriechen muß.

58.

Oeffentlich nur mit Verachten
Selbſt von Denen angeſehn,
Die zur Buhlerei ſie pachten,
Soll dem Volk ſie höher ſtehn?
Männer weiß ein Volk zu achten,
Aber Wichte läßt es gehn.

59.

„Ja wir wollten, doch das Dürfen" —
Weg mit ſolchen falſchen Würfen,
Weg mit dem Gewiſſenszwang!
Wer dazu ſich hergegeben
Was ihm iſt verboten eben,
Bleibt ein Lump ſein Lebenlang.

60.

„Weiß nicht, was die Leute ſuchen?
Wenn ſie Neues nur erfahren,
Müſſen ſie den Fleiß gewahren,

Für ſie ſchaffend ohne Ruh!“ —
Und ihr taubſtumme Eunuchen
Schämt euch nicht, zu überreichen
Fremde Liebesbrief' und Zeichen,
Sprecht kein Wort ihr ſelbſt dazu?

61.

Seht, mein Leben wollt ich wetten,
Schlüge heut die goldne Zeit,
Daß die Preſſe ihrer Ketten
Durch ein Zauberwort befreit, —
Müßten, die auf Tageszetteln
Jetzt mit ſchaalem Zeug euch quälen,
Schmachvoll ſich nach Hauſe betteln
Oder auf den Straßen ſtehlen.

62.

Eulen, die zu Nacht nur leben
Und im Dunkel ſich erheben
Würden dann an hellen Tagen
Bald mit Knütteln todtgeſchlagen.

63

Ja, die innerſte Empörung
Faßt mein Herz oft in Momenten,
Daß ſie, die für Volksaufklärung,
Die für Wahrheit und Belehrung
So viel Gutes wirken könnten,
Nur für Schmach und Lüge leben
Und dem Vortheil ſind ergeben!

64.

Für das Volk nennt ihr die Blätter?
Und euch ſelbſt des Volks Vertreter?
Freche Lügner und Verräther!
Gegen Volk und gegen Land, —
Schreibt dies Motto an den Rand!

65.

Alle die Rubriken,
Wenn wir ſie erblicken,
Dreht der Kopf ſich um und um:

Kürzer wär' es wohl, ich meine,
Von der Themſe, — von der Seine, —
Deutſchland und Baſchkirenthum.

66.

Dort etwa die Korngeſetze,
Hier neue Miniſterplätze,
Da der Preis von Lompenzucker,
Oder Etwas über Mucker.
Dort die neue Kur in Polen —
Und all Andres Gott befohlen!

67.

Eure Farbe: Grauer Ton,
Die Tendenz: Geldreſultate,
Stiller Zweck: Subvention,
Offner: Fette Inſerate.

68.

„Doch zehntauſend Exemplare,
Die wir von der Preſſe zieh'n,

Sind fürwahr der beſt' und wahre
Lobſpruch, der uns angedieh'n!“

69.

Traun! ich läugn' es nicht, zur Schande
Meinem Volk tönt dieſes Wort,
Daß es ſolchem Lügentande
Geld und Zeit noch widmet fort,
Daß verachtend dieſe Bande
Es nicht längſt warf über Bord!

70.

Aber in den dunklen Nächten
Sieht man manch ein Licht ſchon ſchimmern;
Nicht gelingt es finſtern Mächten
Deutſche Geiſter zu verdümmern,
Und der Ruf von ihren Knechten
Wird die Guten wenig kümmern.

71.

Betet nur, ihr Heuchlerwichte,
Ihr Verſchnittenen am Geiſte,

Daß der Tag mit vollem Lichte
Nicht zu bald uns Beiſtand leiſte
Und euch nicht die dumme Fratze
Mit dem Adlerfang zerkratze.

72.

Fleht um Fortbeſtand des Knebels,
Der die Hände euch gebunden,
Die zum Schwung des geiſtigen Säbels
Niemals fähig doch erfunden.

73.

Fleht zu Gott um Julitage,
Oder orientaliſche Frage:
Daß die Neugier euren Bettel,
Euren faden Sortenzettel
Um die Neuigkeit ertrage.

74.

Endlich wird doch nichts mehr nützen,
Vor des Lichtes Feuerblitzen

Werdet ihr euch abſeit flüchten
Und auf euer Spiel verzichten.

75.

Der Locomotive „Zeit“
Auf den freien Eiſenbahnen
Werdet ihr im dichten Troſſe,
Mund und Augen offen weit,
Staunend nach dann blicken, —
Und mit euren krummen Rücken
Werdet ihr uns dann gemahnen
Wie jetzt Hauderer und Roſſe,
Die man ſchiebt beiſeit.

Gemiſchtes.

76.

Wer da wandelt in der Menge,
Hört ihr Ziſchen und ihr Flüſtern:
Soll die Bosheit im Gedränge
Ihm die Laune drum verdüſtern?

77.

Viel iſt Uebung, Ueberlegen
Aber weit noch mehr,
Darum kommt der rechte Segen
Nur vom Denken her.

78.

Fürchte wo zu fürchten iſt,
Liebe wo geliebt du biſt,
Böſen feind' und Guten hold, —
Und du thät'ſt wie du geſollt.

79.

Aloen harren hundert Jahr'
Bis zum Blüthenaugenblicke:
Drum verzweifeln mag ein Narr,
Endlich kommt doch was vom Glücke.

80.

Schön nach einem Wettertag
Dünkt mir ſtets der Sommerabend,
Weil ich mir ſo mild und labend
Auch das Alter denken mag.

81.

Einſam hat kein Glück die Welt!
Sag', für was haſt du gelebt,

Wenn ſogar ein Herz dir fehlt,
Das in Thränen dich begräbt?

82.

Drum heißt mein ewiges Finale:
Ein Weib iſt doch das höchſte Gut!
Der Mann iſt eine feſte Schaale
Worin das Weib als Perle ruht.

83.

Was dem Haus das Fundament,
Was der Sprache der Accent,
Das iſt für die rechte Dichtung
Die enſchiedne feſte Richtung.

84.

Recht, daß man Moral erkennt
Und nach ihrer Würde ehrt,
Doch ein gutes Stück Talent
Iſt wohl etwas mehr noch werth.

85.

Ohne das Talent Moral
Iſt ſo wie ein häßlich Weib,

Dem, an Reizen arm und kahl,
Kein Verſucher kommt an Leib.

86.

Poeſie gab euch die Fabel
Jeglichem zu eigner Wahl,
Und mit ihrem langen Schnabel
Schreibt Erfahrung die Moral.

87.

Alles preiſt die Mittelſtraße,
Darum macht ihr euch's bequem,
Pflegt den Bauch an eurem Aaſe
Kopf und Geiſt iſt zu extrem.

88.

„Liberal“ iſt keine Fahne,
Die auf jedem Thurme ſteht,
Und gleich einem Wetterhahne
Sich nach Oſt und Weſten dreht.

89.

„Liberal“ das iſt ein Orden,
Freilich unbeliebt geworden,
Weil du ihn nicht auf der Bruſt,
Sondern in ihr tragen mußt.

90.

Die Cenſur iſt eine Scheere:
Scheeren müſſen immer ſchneiden,
Denn wenn nichts zu ſchneiden wäre,
Würden Sie vom Roſte leiden.

91.

Wie man Klöſter nach der Regel,
Stifteten ein Blatt ſie jetzt,
Drinnen als Patron der Flegel
Sie St. Hegel eingeſetzt.

92.

„Und Gott ſprach: es werde Licht!“
Alſo ſteht es in der Bibel, —

Und daß Gott ſo vorlaut ſpricht,
Nehmen ihm ſo Manche übel.

93.

Gibt's doch immer neue Sachen
Des politiſchen Verkehr's!
So ſeit jüngſt — man muß faſt lachen —
Deputirte mit Revers.

94.

Hat ſolch ein Repräſentant
Den geforderten Revers,
Zeigt auch folgerecht das Land
Gegenſeitig den Avers.

95.

Ein Jägersmann dreſſirt den Hund
Der früher Ordre nicht verſtund.
Wie that er's? Wohl mit Fleiſch und Beine?
Da irrt ihr ſehr! Seht — an der Leine.

96.

Nein, was Alles noch bemeiſtert
Deutſche Herzen und entzückt!
Geſtern noch ganz Rhein- begeiſtert,
Heut Antigone- beglückt.

97.

Nun will man gar auf Einem Platze
Zum zweiten Male uns beſtehlen, —
Die Herren mit der kahlen Glatze
Und wachſame Bedientenſeelen!

98.

Alle Dinge kommen beſtens
Wiederum zum Vorſchein nun:
Einen Heinrich ſeh'n wir eh'ſtens
Vor Canoſſa Buße thun.

99.

Und die alten Wappenſchilder
Werden wieder blank geputzt,

Waren die erhabnen Bilder
Doch ſchon allzuſtark beſchmutzt!

100.

Ein hiſtoriſch Weiterſchreiten:
Seit vorbei der Kaiſerthron,
Kommen nun für uns die Zeiten
Deutſcher Reſtauration.

21.

Ein Lebensräthſel.

Es war eine tiefſinſtere Nacht, dichte Nebel umlagerten in rieſigen Maſſen die Wege, ein dunkelſchwarzer Schatten ſtarrten die Wälder in das ſchimmernde Nachtgebilde nur von Zeit zu Zeit zuckte der Strahl eines ſchwachen Ampellichtes aus fernen Hütten in das Dunkel; im Todesſchlummer lag die öde Natur, der Winter hatte ſein Trauergewand über die entſchlummerte geworfen. In meinem Reiſewagen ſaß ich, — ſo erzählte mein Freund Steiner vor einigen Jahren — einen weiten Mantel über mich geſchlagen und blickte ängſtlich in die Finſterniß hinaus. Es war ein grauſer Anblick; aus dem Föhrenwalde, der zu beiden Seiten den Weg umgab, krächzten Eulen ihr Todtenlied; von den Nüſtern meiner ſchweißenden Roſſe dampfte ein unabläſſiger Athemſtrom, unter ihren Hufen ziſchten lichte

Feuerfunken auf und beleuchteten die ſchwarzen muthigen Gäule mit einem kurzen abentheuerlichen Lichte, indeß die entfernteren Bäume, Landhütten und Straßenſäulen ſich in den wunderbarſten Geſtalten vor meine Augen drängten. Mir war ſonderbar zu Muthe; ich fühlte eine Beklemmung deren Grund ich mir nicht zu erklären vermochte. Ich überdachte ſtill bei mir die Vorfälle des heutigen Tages und die ſchaurigen Gefühle meines Buſens erhielten noch mehr Gewalt über mich. Welch ein furchtbarer Traum über das Schickſal meines Freundes Wilhelm R*** hatte mich die vorige Nacht erfüllt! Lag ich nicht faſt in Thränen Morgens auf meinem Bette, als ich auf dem Tiſche einen verſiegelten Brief von R***s Hand fand, worin er mich dringend erſuchte, ihn des nächſten Tages heim zu ſuchen. Wilhelm lebte in D**g; Umſtände nöthigten mich, den diesjährigen Winter auf dem Lande zuzubringen; ein Zwiſchenraum von 18 ſtarken Meilen trennte uns, daher ich meine Abreiſe erſt auf den dritten Tag zu beſtellen vermochte, wo ich, allen Schwierigkeiten zum Trotz, meinen treuen einzigen Freund und, warum ſoll ich es läugnen? die heißgeliebte Emilie zu ſehen hoffte.

Emilie war Wilhelms Schweſter; ich hatte ſie in M**r kennen gelernt, dort war es, wo ſich mir zuerſt der Liebe goldener Himmel aufthat, und ſeine beſeligenden Strahlen ganz in mein Herz hineintauchte. Im glücklichſten Taumel der Wonne flohen mir dort Monde um Monde, wie leichte Sonnenblicke, — da rief das verhängnißvolle Schickſal ſein donnerndes Machtwort gegen unſern Liebesbund, und mit blutendem Herzen, ohne Liebe und ohne Freund, zog ich in die Fremde. Zwei Jahre weilte ich in dem lärmvollen geräuſchigen Eldorado der Seine, und nicht vermocht' ich den tiefſchmerzenden Gram in meinem Buſen zu tödten, der, ein ewig lebendiger Wurm, mein Herz durchnagte.

Nun vermochte mich nichts mehr in jenem Gebiete zu halten; lebensmüde ſtürzte ich in mein deutſches Vaterland zurück; meine Mutter war geſtorben, — die erſte Nachricht, die man dem Rückkehrenden entgegenbrachte, ein neuer Grund, in Verzweiflung zurückzuſinken; aber die Macht des Unglücks hatte an mir nun genug ihre Stürme verſucht, jetzt war die Wuth ausgetobt und ein roſiger Schimmer glänzte über das Nachtbild meines Seyns. Die nächſte Nachricht, die mir Troſt und Balſam bieten ſollte, war Wilhelms Ankunft in der Heimath, auch Emilie war mitgekommen, und neue Hoffnung ſollte mich beleben. Wilhelms innige, treue Freundſchaft hatte durch unſere Trennung nicht gelitten, mit ausgebreiteten Armen empfing er den Neuauflebenden, — nur ein ſchwermüthiger, unerklärlicher Zug lag über ſein Wollen und Betragen, gleich einer Nebelwolke, ausgebreitet, deren Hintergrund kein menſchliches Auge zu errathen vermochte. Emilie war immer die liebenswürdige Freundin geblieben; ein hoher überirdiſcher Glanz ſchien ſie zu umgeben; oft wollte ich es wagen, zu ihren Füßen hinzuſtürzen und jetzt die Entſcheidung meines Schickſals von ihr zu erflehen. Ich war es mir innig bewußt, daß ſie mich liebe, bei dem erſten Geſtändniſſe, das ihr vor Jahren meine glühende Liebe offenbarte, ſank ſie nicht ſüßgewährend in meine Arme? Wurde dieſe Reſignation ihr nicht zum Lebenskampfe, in dem die Holde unterzugehen drohte? Ja, ich durfte es mit Gewißheit hoffen, daß ſie mich liebe — aber ein unnennbares Gefühl hielt mich zurück; — mondenlang lebte ich nun in ihrer Nähe — heute ſollt' ich ſie wiederſehen, heute ſollte mein Schickſal entſchieden werden.

Unter ſolchen Gedanken war ich eingeſchlafen, ein tröſtender Schlummer ſank auf den Ruhelechzenden, daß ſelbſt das Rollen des Wagens meine Ruhe nicht ſtören konnte. Ich mochte ein Paar Stunden geſchlummert haben, als mich ein Geräuſch aufſchreckte; ich blickte aus dem Wagen. —

Aus der Ferne ſahen mir die Mauern D**gs dunkel und düſter entgegen, ein ſchimmernder Nebel lag über das weite Gebiet wie ein Schleier gebreitet und ein unwillkürlicher Schauer ergriff mich, ob ich gleich einem ſüßen Ziele entgegenſtrebte.

Schon krächzte das Thurmgevögel ſein höheres Willkommen in meine Ohren, die Nacht der dunkeln Thoreshallen geleitete mich noch am frühen Morgen in die Stadt, welche noch ziemlich öde ſchien; Straßen ab und auf rollte meine Kutſche, endlich hielt ſie in der L....gaſſe — ich ſtand vor Wilhelms Hauſe; ich blickte nach den Fenſtern ſeiner Wohnzimmer, dicht verhängt ſtarrten mir alle entgegen. Schnell eilte ich die Treppe hinan, ich fand bereits Alles auf, freundliche Grüße flogen mir allenthalben zu, ich ſchritt durch den Vorſaal, öffnete Wilhelms erſtes Zimmer und ſtand — vor Emilien, die im reizenden Morgenanzug, eine Hebe, auf dem Divan hingegoſſen ſaß, und an einer Tapiſſerie ſtickte. Eine anmuthige Bläſſe lag auf ihren Wangen, entzückend ſchlang ſich das reiche dunkle Haar um den Lilienſammt des Nackens, kalte Perlen wanden ſich wonnig um den zarten Hals, aber glühendere glänzten in dem ſüßen Auge, das mit inniger Sanftmuth auf dem Gebilde ihrer kunſtfertigen Hände ruhte. Ich war eingetreten, ſie ſchlug ihren wundermilden Blick auf, eine ſüße Röthe flog über ihr Antlitz, ſie kam mir einige Schritte entgegen und ſprach freudig, aber leiſe: „Sie haben uns warten laſſen, lieber Karl, aber um deſto erwünſchter treffen Sie jetzt ein!“ In dem Anſchauen der herrlichen Geſtalt verſunken, vermochte ich mich nicht ſo ſchnell zu faſſen; ſie war ſo freundlich, ſo gut, und ich hatte Mühe, meine gegründeten Entſchuldigungen hervorzuſtottern. Auch ſie ſchien bemerkt zu haben, wie mein Auge feuerglänzend an ihren reizenden Formen hing, wie der Arm, der ſie einſt innig umſchlingen durfte, krampfhaft zuckte, um ſich das Kleinod wieder zuzueignen, das ihm des Unglücks wilde Hand faſt für ewig entriſſen hatte.

„Staunen Sie nicht,“ fuhr ſie mit zu Boden geſenktem Blicke erröthend fort, „ſtaunen Sie nicht, daß wir Sie ſo dringend baten, uns ſchnell heim zu ſuchen,“ — „aber,“ ſprach ſie nach einer Pauſe mit einem ſchmelzenden Tone, der das ſchmerzliche Mitgefühl andeutet, „Wilhelm iſt krank, und es war jüngſt ſein einziges Begehren, Sie ſehen und ſprechen zu können.“

„Gott, welche nur allzu wahre Ahnung,“ rief ich beſtürzt aus — und erzählte dem holden Weſen meinen wüſten Traum, der nun durch Wilhelms Siechthum ſeine Deutung erhielt. Indeſſen hatte ſich Emilie auf das Sopha geſetzt; ich ſaß an ihrer Seite, ihr Odem wehte mich an, ſie ſprach ſo ſanft und leiſe, als ob ein Engel in den Lüften ſein Hochgebet flüſterte.

„Seit unſerm letzten Beſuche in der St. Marien-Kirche hat er das Krankenlager nicht verlaſſen, ſeit jenem Augenblicke kenne ich Wilhelm nicht mehr. Dumpf in ſich ſelbſt verſunken, ſtößt er einzelne unerklärbare Worte aus, rennt gegen die Wände des Zimmers und tobt gegen ſich ſelbſt und ſein Leben mit wilder Hand. Bald finde ich ihn in hellen Thränen auf dem Bette und Ihr Name iſt es dann, der von ſeinen Lippen kommt, ſobald er mich nur anſpricht. Dann ſtarrt er wieder, gleich einem Verzweifelnden, gedankenlos vor ſich hin, bis ihn ein tröſtender Schlummer in die Arme faßt.“

O Anmuth, dein Name iſt Weib! Wie ſie vor mir ſaß, die Himmliſche, in namenloſem Reiz, die Zähre des Mitleids in ihr ſanftes Auge trat, das ſie ſüßverſchämt, wie eine Dulderin, zu Boden heftete, war es um alle meine Faſſung geſchehen.

„Emilie,“ rief ich, ihre weiche Hand ergreifend, — „gute Emilie, hoffen Sie; vielleicht vermag ich es, Wilhelm wieder neu in's Leben zurückzurufen, auch ich kann es mir nicht erklären, wie dieſe Veränderung plötzlich ſein Inneres ergriffen und er ſich ganz dem unglückſeligen Hange zum Trübſinn, den ich leider ſchon lange an ſeinem Herzen nagen ſah, hingegeben hat. Er hat meinen Namen genannt, er hat nach mir begehrt, vielleicht — o, es ſagt mir ein namenloſes Gefühl in meinem Buſen, mein Schmerz werde zugleich mit dem ſeinigen enden.“

Ich durfte ihre Hand mit heißen Küſſen bedecken, ein inniger Beweis, daß ſie mich verſtanden und gern vernommen hatte. Ihr großes feuriges Auge lichtete ſich, ſie ſah mich mit dem unendlichen Ausdruck der Liebe an, daß mir alle Sinne zu ſchwinden begannen und ein weiter Himmel von Seligkeiten mich umwogte; ich vermochte nicht weiter zu reden, die Stimme verſagte, nur ein tiefer Seufzer entfloh meinen Lippen.

„Sie ſeufzen?“ fragte die Herrliche mit theilnehmendem Tone.

Was ſollte ich antworten? Mir war zu Muthe, wie einem Gefangenen, der ſeit unendlicher Zeit wieder die freie Natur, die Sonne in all' ihrem Goldgeſchmeide, die weiten lachenden Fluren und den blauen Himmel mit den Blicken einſchlürfen darf, und deſſen Bruſt ſich von all der reichen Schönheit beklommen fühlt. Meinen hätte ich mögen, wie ein Kind; mein Leben, meinen Schmerz und meine Wonne an ihrem Buſen ausweinen, aber eine geheime Ehrfurcht vor dem heiligen Bilde hielt mich zurück. Plötzlich erinnerte ich mich an die Pflichten der Freundſchaft, ich wollte aufſtehen, und in Wilhelms Zimmer treten, aber Emilie ſprach:

„Nicht doch, lieber Karl, der Arme ſchläft noch und die Momente der Ruhe ſind für ihn koſtbar; laſſen Sie uns lieber noch fortſchwatzen, — oder unterhalten Sie ſich mit einem Buche.“ Mit dieſen Worten wies ſie auf mehrere Bände hin, die auf dem Tiſche vor uns lagen.

„Emilie,“ rief ich beſtürzt und beſchämt, „Sie haben mich übel verſtanden; ſelbſt der innigſten Freundſchaft gilt es ein Opfer, einen Augenblick in ihrer Nähe zu verſäumen. O, daß ich ſo unglücklich bin, dieſes Glück ſo ſelten genießen zu dürfen, und dann doch noch im unrechten Lichte zu erſcheinen! Sie verweiſen mich auf das todte Buch, wo das herrlichſte Himmelsleben ſeinen zauberhaften Tempel aufgeſchlagen, und verwunden mich tief.“

„Ich habe es nicht ſo böſe gemeint,“ flüſterte ſie mit reizendem Erröthen, „ich verweiſe Sie an kein

Buch: ich will keinen Raub an mir ſelbſt begehen," fügte ſie leiſe und mit holdſeligem Zagen hinzu.

„Himmliſches Mädchen," rief ich ſelig zu ihren Füßen ſtürzend, „darf ich mir dieſe Worte deuten, darf ich dem offenen Himmel der höchſten Wonne trauen? Ach, Geliebte, wozu noch Geheimniſſe unter uns, da es eine Zeit gab, wo ich, der Seligſte der Sterblichen, Dir meine reine Liebe offen geſtehen, wo Du ſüßgewährend an meinen Buſen ſinken durfteſt. Zeit und Verhältniſſe hatten uns getrennt, — aber der Heilige mag entſcheiden, ob ich je meiner Schwüre uneingedenk, — ob ich Deiner Liebe je unwürdig geworden."

Ach, ſie beugte ſich ſo ſüß und hingebend über mich, ſie hieß mich aufſtehen und in meinen Armen hielt ich den lieblichſten Engel der Welt, an deſſen Lippen ich mit ſeligem Entzücken ſchwelgte, in deſſen Flammenaugen ich den ſüßeſten Lohn für all' die lange, ſchmerzlich hingezweifelte Zeit las.

Da erſcholl, — und ſo lange ich lebe und denke, weicht mir jener furchtbare Ton nicht aus der Seele, — aus dem Nebenzimmer, wo Wilhelm lag, der wilde Ruf eines Dumpfverzweifelnden: „Nein, nimmermehr darfſt Du Unwürdiger hoffen, ſie zu erhalten!"

Das Blut ſtockte mir in den Adern wie Eis; ich ſtand in dem Wahne, der Ausruf gelte mir; Emilie, zur bleichen Bildſäule erſtarrt, rang ſich aus meinen Armen; ſie ſah mich wehmüthig flehend an, dann ergriff ſie meine Hand und lispelte leiſe: „Ach, ſchon wieder ein Ausbruch ſeiner Geiſtesabweſenheit. Unglücklicher Bruder, welch furchtbares Geheimniß muß in Deinem Herzen ruhen!“

Ich ſah ſie mit wortloſem Staunen an, da faßte ſie meine Hand feſter, zog mich nach dem Gemache des armen Leidenden, öffnete die Thür, — Herr des Himmels, welch fürchterlicher Anblick bot ſich meinen Augen dar!

Stumm, keiner Regung mächtig, ſaß er halb aufgerichtet in ſeinem Bette, die Hände krampfhaft gegen die Decke des Gemachs geſtreckt, die geſpenſtiſch ſtieren Augen nach der linken Seitenwand gewendet, und ein geſtaltloſes Etwas mit dem Blicke verfolgend. Bleich und faſt zum Gerippe abgemagert, in dieſer krampfhaften Stellung, die Geſichtszüge gleichſam durch eine ſchreckenvolle Anſchauung verzerrt, beleuchtet von einem matten Schimmer, der ein grauenvolles Licht auf den Kranken warf, da die Fenſter dem Tageslicht verſchloſſen blieben, — war er mir faſt unkenntlich geworden; da fiel ſein ſtarrer Blick auf uns Beide, die wir, Hand in Hand, in der geöffneten Thür ſtanden, — ein furchtbarer neuer Krampf ſchien ihn zu erfaſſen, und mit dem Ausrufe: „Nein, der Himmel hat keine Verzeihung für mich!“ ſank er ohnmächtig in die Kiſſen.

Schnell eilten wir dem Unglücklichen zu Hülfe; allein bleich und regungslos lag er da, gleich einer Leiche, kein Erwachen verſprechend. Der Arzt wurde gerufen, aber er ſchüttelte mitleidig den Kopf. Zwar ſchlug der Kranke nochmals ſein Auge auf, allein ein Schlagfluß hatte ihn der Stimme beraubt, und er war blos der Umarmung des Todes entkommen, um bald ſeine ſichere Beute zu werden. Emilie, die holde mitleidsvolle Seele, badete in hellen Thränen, ſie wich keinen Augenblick von dem Lager des Bewußtloſen, und nach einer langen, angſt- und qualvollen Stunde war Wilhelm nicht mehr.

An einem herrlichen Juniustage des Jahres 1840, ſaß ich, der Schreiber dieſes, bei meinem herzlichen Freunde Karl von Steiner, in einer blühenden Jasminlaube ſeines romantiſchen Thalgartens. Neben mir die reizende Emilie, Karls geliebte Gattin, den jüngſten Sprößling ihrer Liebe auf dem ſchwellenden Lilienarm ſchaukelnd, und mit Blicken inniger Seligkeit und Wonne an dem Auge ihres Gemahls hangend.

Es war der Siebenzehnte des Brachmonats, und ſomit wieder ein Jahrestag des Vermählungsfeſtes beider Glücklichen.

Manches Wort über die ſelig verfloſſene Zeit, manche ſüße Erinnerung früherer Tage, ſtrömte da von den Lippen der Seligen; auch ich ſtimmte in dieſen Ton ein, und Karls Glück galt mir, wie das eigene. Nur eine düſtere Stelle dieſes glücklichen Lebensſpiegels war mir ewig dunkel und unbegreiflich geblieben: es waren die letzten Momente Wilhelms, ſein ſchauervolles Hinübergehen in eine andere Welt, deren Weſenheit undurchdringliche Schleier vor den Augen der Menſchen bergen.

Oft ſchon wollte ich an Karl die bittende Frage richten, mir jenes Geheimniß aufzuhellen, immer hatte ich es noch nicht gewagt; denn die leiſeſte Erinnerung an jene Momente erfüllte Emilien mit unſäglichen Schmerzen und unerklärlichem Schauer. Jetzt war ich mit Karl allein, Emilie wurde für einige Zeit abgerufen, und ich entdeckte dem Freunde meinen Wunſch.

„Ach, Du begehrſt Entſetzliches, — ſey darauf gefaßt!“ Mit dieſen Worten eilte er haſtig fort, kehrte bald, aber merklich bläſſer und wehmüthiger zurück, reichte mir mit zitternder Hand einige zerſtückte Blätter und entfernte ſich eben ſo ſchnell wieder.

Als ich die Blätter in ſchmerzlicher Erinnerung entfaltete, erkannte ich in den Zügen Wilhelms eigene Schrift, und las zu meinem Entſetzen, wie folgt:

„Friede mit euch, die ihr dieſes leſet, — und Ruhe der Seele des Unglücklichen, der es ſchrieb, und der, wenn dieſe Blätter in eure Hände kommen, vielleicht ſchon vor dem Richterſtuhl der Ewigkeit ſteht, das Urtheil ſeiner Sünden erwartend; der euch dieſe Blätter hinterläßt als ein furchtbares Denkmal menſchlicher Verirrung, die ſich mit dem eigenen Unglücke nicht begnügt, ſondern auch Andere zum Opfer ihrer ſchändlichen Pläne auserkieſt.

Nun ich aus der Welt verſchollen und mich die Qualen der Ewigkeit in einer andern Welt erwarten, mögt ihr immer das reuige Bekenntniß meiner Vergehen leſen, und dieſe Blätter als ein ewiges Denkzeichen bewahren, zur Warnung für euch und eure Kinder. —

Es war an einem trüben Septembermorgen, da ſtand ich in tiefes, ſchmerzliches Nachdenken verloren auf der rieſigen Koppe allein, wie ein verlorener Baum auf einem unwirthlichen Felſen, hinabblickend in die jähe, unermeßliche Tiefe unter mir, und mit ängſtlichen Blicken den Himmel meidend, als ob ich es ahnete, daß der heutige Tag der Anfang einer Unglückskette werden würde, die mich von der Barmherzigkeit des Ewigen losreißen ſollte. Da mit einem Male klopfte eine Hand auf meine Schulter, und vor mir ſtand eine kleine, lederfarbene Geſtalt in einen weiten Mantel gehüllt, die mir höhniſch zurief: „Nicht wahr, die Scontavelli! die verdammte Scontavelli! wie tiefſinnig ſo ein hübſches Weibsgeſchichen den klügſten Mann machen kann!“

Wie aus einem tiefen Traum fuhr ich auf, — wie konnte die fremde, unbekannte Geſtalt mein geheimſtes Sinnen errathen? Jetzt betrachtete ich ſie näher. Die Figur war mir ſchon irgendwo vorgekommen: ich beſann mich, und erkannte in ihr den Spanier, den ich vor Jahren am Crater des Veſuvs fand, der ſich kurzweg Pedro nannte, und nun ſo unvermuthet mir wieder unter die Augen trat.

„Wie in aller Welt kommſt Du hieher?“ rief ich erſtaunt.

„Wie?“ dehnte er langſam ſeine Worte, „gut Freund iſt immer nah. Nun, lieber Junge, kannſt Du ohne Sorgen leben, kannſt Dich Deiner Angelika Scontavelli ganz hingeben; Dein alter Herr iſt ja heimgegangen zu ſeinen Vätern.“ —

„Was? mein Vater wäre todt! Menſch, Du lügſt!“

„Nun, Dein Alter iſt heimgegangen, ſage ich, der ſtört Deine Liebe nicht mehr, — das kleine Schweſterchen iſt bald aus dem Wege geräumt, und ſo biſt Du alleiniger Herr, und ungehindert Angelika's“ —

Ich hörte ſeine Worte nicht mehr; ich faßte ihn krampfhaft an der Bruſt, ſchüttelte ihn und drohte, ihn den Felshang hinabzuſchleudern, wenn er mir nicht Wahrheit berichte.

„Nur ruhig, ruhig,“ ſprach er ganz gelaſſen, „den Sturz da hinab, den fürchte ich nicht; aber um Dich zu überzeugen, bringe ich hier ein Schreiben mit, das unten eben für Dich angekommen, und das Dir vermuthlich mehr Licht über die Sache geben wird.“

Mit Zittern entfaltete ich den Brief, er war von dem Verwalter unſerer Güter, und der Inhalt die Nachricht von dem Tode meines Vaters. Betend ſank ich auf meine Knie, im Herzen Abſchied nehmend von dem geliebten Vater, und als ich wieder aufſtand und mich umſah, da war Pedro verſchwunden und nirgends zu gewahren.“ Nun hatte meine Reiſe von ſelbſt ihr Ziel erreicht, ich nahm Poſt, um mein väterliches Erbe wiederzuſehen, und befand mich nach einer langen, trüben Reiſe an dem Orte meiner Beſtimmung.

Wie ſehr aber mußte ich erſtaunen, als mir, dem Ankommenden, der Verwalter eröffnete, bereits ſeit mehreren Tagen ſey eine Dame im Schloſſe angekommen, die mich ſehnſuchtsvoll erwarte, und der er das obere Stockwerk eingeräumt habe. Ich eilte hinauf, und fand die Scontavelli, die mir liebend die Arme entgegenbreitete. Tage der Vergeſſenheit lebte ich nun in ihrer Nähe; der Tod meines Vaters, mein eigenes Wohl, meine Ehre, das Glück meiner Untergebenen, Alles war aus meinem Gedächtniſſe entſchwunden. Sie war es, die Schändliche, welche mich endlich, nach langem Widerſtreben, dahin zu bringen vermochte, daß ich meikleine Schweſter, die zarte Emilie, aus dem väterlichen Hauſe verbannte und dem Tode weihte. Schon war Pedro, als furchtbar bereitwilliger Ausführer der Höllenthat erſchienen, als ein Zufall meinen alten treuen Bernard zum Mitwiſſer der That machte und das unſchuldige Mädchen in ſeine Hände lieferte. Er mußte mir ſchwören, des unſchuldigen Blutes nicht zu ſchonen, — und ſo ward Emilie aus dem Wege geſchafft. In den nächſten Jahren kam mancher Moment, der mir die Augen hätte öffnen können. Allein ich war ſchon zu tief im Böſen geſunken und dem Argen verfallen, — als daß ich mich nun noch hätte emporrichten können.

Die Scontavelli verließ mich, nachdem ſie Jahre lang an meinem Herzblute geſaugt, und nahm bedeutende Summen mit, deren Verluſt ich aber bald verſchmerzen lernte, weil Pedro wohl wußte, meine Launen und Stimmung zu benutzen, und mich nach und nach an Dingen Vergnügen finden lehrte, die jeder gottesfürchtige, jeder redliche Menſch und Chriſt verabſcheut, und die auch ich jetzt eben ſo ſehr beweine, als ich damals nicht Kraft genug hatte mich davon loszureißen.

Da kam es, daß eines Tages meinen alten Bernard die Reihe des Sterbens traf, und daß ich aus ſeinem Munde erfuhr, meine unglückliche Schweſter ſey noch am Leben; ihr Blut ſey zwar gefloſſen, — denn das mußte er beſchwören, — aber nicht ihr Herzblut, und ſie lebe unter den Kindern des Mayers im nächſten Landhofe. Ein Theil meines Bewußtſeyns erwachte; ſchnell ſandte ich hin zu Emilien, und ſie im Herzen um all der Unbill willen um Vergebung bittend, ſuchte ich von nun an ihr alles zu vergelten und zu erſetzen, was ich ſo ſchändlich an ihr verbrochen hatte! Möge ſie mir, wenn ſie dieſes lieſt, nicht fluchen, meine Bahn iſt ja abgeſchloſſen, und die Waage der Gerechtigkeit nicht ferne mehr!

Auch an Dir, geliebter Karl, habe ich viel geſündigt; ich habe ſie Dir vorenthalten, Deine Emilie, die Du, die Dich ſo rein, innig und treu geliebt. Aber es waren die letzten teufliſchen Einflüſterungen Pedros, der mich dazu nöthigte, vermöge der unbekannten ſchauderhaften Obermacht, die er über mich ausübte. Welche zermalmende Reue fühlte ich nicht erſt über meine Unthaten, welche drückenden Gewiſſensbiſſe vor dem wunderbar räthſelhaften Altarbilde unſerer Domkirche! Dort, wo inmitten das große ſchauderhafte Weltgericht gehalten wird, wo der ritterliche reine Erzengel Michael die ungeheure Waage der Gerechtigkeit im Arme hält, darin der betende Fromme mit ſeiner Schale tief hinabſinkt, indeß links der verruchte Böſewicht hoch aufſchnellt in die Lüfte und von dem Kreuzſchwerte Michaels kopfüber herabgeſchleudert wird in die Arme der ewigen Qual. Rechts die geöffnete Herrlichkeit des Paradieſes, wo all' die Heiligen und Frommen einziehen unter tauſendſtimmigem Engelchor zur ewigen, glorreichen Anſchauung und Anbetung; links der Abgrund der Verdammniß mit allen Stufenleitern des Jammers und durchbohrenden Schmerzes, woraus mir Pedro mit ſeinem teufliſchen Hohne entgegenſieht, wie einem, den man ſchon als gewiſſe Beute betrachtet; und inmitten zwiſchen beiden unendlichen Extremen, dieſer ernſte ritterliche Erzengel, über dem der Sohn Gottes in ſeiner Glorie ſchwebt, — — Gott, Gott! wo find' ich vor dieſem Bilde Ruhe! *)

Ich war innig gerührt, als ich dieſen Nachlaß

---

*) Bekanntlich iſt das hier beſchriebene Gemälde der grandiöſe Inhalt des Danziger Altarbildes von den Gebrüdern Eyck, eines der großartigſten und herrlichſten Bilder der deutſchen Schule und der Welt; wie denn der Leſer überhaupt in dieſem Fragmente mehr Wahrheit, als Dichtung ſuchen darf.

Wilhelms durchleſen, all ſein Unglück erfahren hatte. Es waren ſeine eigenen Schriftzüge, ſo bezeugten Karl und Emilie, — nur gegen das Ende viel **zitternder** und mit **ungewiſſer** Hand niedergeſchrieben.

22.

Die Ehrenprobe.

Die ſchöne Frau vom Hauſe und Baron Neuberg, der für ihren erklärten Geliebten galt, ſaßen nebeneinander im Sopha.

„Sidonie,“ ſprach der Baron, „ich begreiſe Sie nicht! und Sie ſagen doch, daß Sie mich lieben.“

„So iſt es auch.“

„Und von meiner Liebe müſſen Sie doch überzeugt ſein!“

„Das iſt nun einmal der ſüße Wahn aller Frauen, die ſelbſt verliebt ſind; ich dächte mein eigenes Geſtändniß beweiſt, daß ich daran glaube.“

„Hören Sie mich Sidonie,“ fuhr der Baron dringend weiter fort; „Sie ſind Wittwe und ganz unabhängig; unſer Alter iſt harmoniſch, Sie zählen vierundzwanzig, ich dreißig Jahre; Sie ſind reich, es iſt wahr, aber auch ich beſitze mehr als genug für meine Bedürfniſſe: und doch, ſo oft ich Ihnen von unſerer Heirath ſpreche, ſo oft ich Sie beſchwöre, mir dieſes Glück zu Theil werden zu laſſen, nach welchem ich nun ſchon ſechs Monate lang ſchmachte — weichen Sie mir aus und halten mich hin! Schmeichle ich mir denn mit einer leeren Hoffnung? Soll ich denn nicht Ihren eigenen Verſicherungen glauben? Könnte Ihr ſchöner Mund anders ſprechen, als Ihr ſchönes Herz fühlt? O wenn Sie mich nicht liebten!"

„Ruhig, ruhig Auguſt," begütigte Frau von Pußwald, „ich liebe Sie gewiß."

„Dann begreife ich Sie nicht!"

„Hören Sie, Neuberg: eine Andere würde Ihnen jetzt vielleicht von der ſchönen Unabhängigkeit des Wittwenthums ſprechen, von ihren Reizen und Gefahren —

„Von ihren Gefahren?" meinte kopfſchüttelnd Auguſt.

„Aber für mich würde es ſich nicht ſchicken, eine ſolche Sprache gegen Sie zu führen; ich muß offener und redlicher mit Ihnen zu Werke gehen — und darum muß ich Ihnen ein Geſtändniß thun, das mir wochenlang ſchon auf den Lippen liegt, ohne daß ich es bis jetzt auszuſprechen vermochte."

„Ein Geſtändniß? haben Sie denn noch ein anderes als das Ihrer Liebe für mich?“

„Sie ſollen es hören, mein Freund, wenn Sie mir einige Augenblicke der Aufmerkſamkeit ſchenken wollen.“

„Reden Sie! reden Sie!“ rief August in ſichtbarer Unruhe. Er zog ſich in die Ecke des Sopha's zurück, wie Einer, der an dem Horizont ſeines Glückes plötzlich eine beſorgliche Wolke aufſteigen ſieht — und Sidonie begann:

„Sie wiſſen, lieber August, daß meine Ehe mit Herrn von Pußwald durch Convenienz zu Stande kam und daß die Liebe keinen Theil daran hatte. Ich kam eben aus dem Fräuleinſtift, zählte ſechszehn Jahre und mein Vater ordnete die Verbindung. Pußwald war ein Vierziger von angenehmen Aeußeren, hatte ein ſehr feines Benehmen und zeigte ſich ſo, daß ein junges Mädchen meines Alters ſich ohne Widerrede den Pflichten, die ſie noch nicht ahnte und dem Joche, deſſen Laſt man ihr verbarg, unterziehen konnte. Bis dahin war, ohne daß ich es erfuhr, das Leben meines Gemahls ein wildes und zügelloſes geweſen, welches er auch jetzt, nachdem er ſeinen unabhängigen Stand verändert hatte, keineswegs einſtellte. Ich fühlte keine Liebe für ihn, daher ging mir ſein unordentlicher Lebenswandel auch nicht ſonderlich zu Herzen, doch ſo jung ich auch war, fühlte ich, daß meinem Leben das Glück, meiner Stellung die Würde fehlte, die ich anſprechen durfte, — und dies beſonders, als ſich mein Gemahl weiterhin vielerlei zu Schulden kommen ließ, was ihm meine ganze Verachtung zuziehen mußte. Jetzt erſt war ich unglücklich. Ueber dieſe trüben Tage meines Lebens erlauben Sie mir wohl zu ſchweigen. Pußwald ſtarb; ich wurde mit neunzehn Jahren Wittwe. Jetzt lebte ich neu auf; ich war reich und frei; ich warf meine Ketten ab und trat ungehindert in die Welt, denn ſchon im erſten Jahre meiner Ehe war auch mein Vater geſtorben. Die Trauerzeit war noch nicht um, und ſchon gaben ſich alle Freundinnen Mühe, an meine Wiederverheirathung zu denken. Ich ſelbſt aber hatte einen ſolchen Abſcheu vor der Ehe, ich ſah darin nur ewigen Anlaß zu Kummer und Kränkung, ein ſo läſtiges Joch und eine Reihe ſo ſchmählicher Nachgiebigkeiten, daß ich offen erklärte, mich meines Wittwenſtandes erfreuen und ihn ſo lang als möglich bewahren zu wollen. Das hielt nun weder Hoffende noch Liebende ab; man fand mich immer und doppelt reizend, weil man wußte, daß ich den Verluſt meines Gemahls nicht beklagte. — Unter Jenen, die Alles aufboten, mir zu gefallen, befand ſich ein junger Mann, der jetzt in Ihrem Alter ſtehen muß, und der mir leider, im Beſitz aller jener Vorzüge zu ſein ſchien, welche ein junges Frauenzimmer dem Ideal ihrer ſchwärmeriſchen Liebe verleiht und daher nur ſelten im Leben findet; an ihm glaubt' ich ſie zu erblicken. Bald folgte er mir wie mein Schatten, erwies mir alle Aufmerkſamkeiten der Liebe, und richtete endlich dieſelbe Bitte an mich, wie Sie: er verlangte meine Hand. Ich ſagte Ihnen bereits von dem Abſchen gegen die Ehe, den ich empfand; ich ſchlug daher ſeinen Antrag aus; aber ich that Unrecht daran, einem Manne, der mir nicht gleichgiltig war, nicht auch zugleich die Thüre meines Hauſes zu verſchließen. Genug er kam, wenn es ihm gefiel; er war ſo einnehmend, ſo zart und liebevoll gegen mich und" —

„Und?" rief **Neuberg** erblaſſend, da **Sidonie** ſtockte.

„Und," fuhr dieſe mit niedergeſchlagenem Blicke fort, „ich beging einen Fehltritt."

„Sie, gnädige Frau! Sie, einen Fehltritt —?"

„Ja, mein Freund, hören Sie weiter. Ich will nicht zu meiner Entſchuldigung anführen, wie jung ich damals war — es ſind ſeitdem fünf Jahre vergangen; ich will nicht ſagen, daß ich allein, mir ſelbſt überlaſſen, ohne Rath ohne Schutz in der Welt ſtand: das kann mein Vergehen wohl vor mir ſelbſt entſchuldigen, aber nichtsdeſtoweniger bleibt es doch eines. Mein Irrthum währte nicht lange; ich hatte geglaubt, wahre Liebe zu fühlen und ſah mich plötzlich in meinem eigenen Wahn getäuſcht. Ich liebte den Mann nicht, dem ich den Vorzug gegeben. Zwar beſaß er noch immer die Eigenſchaften, die meine Unerfahrenheit an ihm erblickt hatte; aber wie ich ihn nun näher kannte, verlor das Ideal ſeinen Schimmer und mit jedem Tage büßte er an ſeinen Vorzügen ein. Doch liebte er mich immer glühender und ich muß geſtehen, daß er Alles aufbot, mich zu einer Heirath zu bewegen, wozu ich mich jedoch unmöglich entſchließen konnte. Endlich müde ſeines ewigen Dringens und der Bewerbungen eines Mannes, den ich nicht lieben konnte, brach ich das Verhältniß ab, und Sie werden begreifen Neuberg, daß ich mir dadurch einen Feind gemacht habe. — Jetzt bin ich, und zwar allein durch Sie — von meinem Abſcheu gegen die Ehe zurückgekommen; doch bevor ich Ihnen meine Hand reiche, hielt ich es für Pflicht, Sie über Dinge zu verſtändigen, die Sie mir, wenn

Sie ſie ſpäter erführen, mit allem Recht vorwerfen könnten.“

„Und ſein Name?“ fragte haſtig Neuberg, ſich vom Sopha erhebend, „der Name dieſes Menſchen, gnädige Frau, ich muß ihn durchaus wiſſen!“

„Halt, mein Freund,“ entgegnete die Wittwe, „ich räume Ihnen keineswegs das Recht ein, ſolche Fragen zu thun. Meine Geheimniſſe gehören mir an. Was mich ſelbſt anging, konnte ich Ihnen mittheilen, aber eine zweite Perſon zu compromittiren, dazu werden Sie mich niemals nöthigen.“

„Sidonie, ich bitte, ſagen Sie mir den Namen.“

„Niemals!“

„Und Sie müſſen mir ihn nennen! ich muß den Mann kennen!“

„Noch einmal, Herr von Neuberg, nein! Es ſteht Ihnen ganz frei, Ihre Maßregeln hienach zu nehmen.“

Bei dieſen Worten erhob ſich Frau von Pußwald; Neuberg trat ernſt vor ſie hin.

„Aber, gnädige Frau,“ fragte er, „Sie ſehen dieſen Menſchen doch nicht mehr?“

„Nein; ſeit jenem Bruch blieb ihm mein Haus für immer verſchloſſen, auch habe ich mich übrigens ſo geſtellt, daß ich niemals in Geſellſchaft mit ihm zuſammentreffe."

„Was hilft das Alles! er lebt! wohnt vielleicht in Wien wie Sie und ich!"

„Wahrſcheinlich."

„Darum alſo, ich beſchwöre Sie, nennen Sie mir ſeinen Namen!"

„Zum letzten Male, mein Herr, nein!" — Frau von Pußwald ſchellte ihrem Kammermädchen, begab ſich mit dieſem in ein inneres Gemach und ließ Auguſt mit ſeinem Zorn und ſeiner Verzweiflung allein.

„O ich werd' ihn zu finden wiſſen! genug für mich, daß er in Wien lebt; er ſtehe mir Rede über das, was ſeine Prahlerei jetzt vielleicht einen Triumph nennt!"

Er ging unruhig, bewegt und an Liebe und Zartgefühl gekränkt von dannen, erfüllt von jener Eiferſucht auf die Vergangenheit, welche das Herz eines delicaten Mannes peinigt und Gift in ſeine ſüßeſten Glücksträume gießt. Er konnte es dieſem einſt Beglückten nicht verzeihen, daß er exiſtire, daß er lebe, daß er ihm vielleicht in jedem Augenblick auf der Straße begegnen könne. Dann zürnte er wieder über das fatale Geſtändniß. Warum hatte Sidonie es ihm gemacht? Er war ſo glücklich in ſeiner Unwiſſenheit. Dann dachte er ſich in die Lage, wenn er nach der Heirath davon in Kenntniß gekommen wäre. Es gibt nun einmal gewiſſe Vorgeſchichten, für die Amor wohl ein Auge zudrückt, die aber Hymen durchaus nicht ertragen kann. Es gibt Männer, denen es nicht genügt, daß ihre Weiber in der Ehe rein und makellos daſtehen, ſondern die da verlangen, daß ſie es auch früher waren. Neuberg war nun von ſolcher Art. Daher entſchied er ſich, nichts unverſucht zu laſſen, um jenen Rival der Vorzeit aufzufinden, und nicht eher als dieſes gelungen, Frau von Pußwald wieder zu beſuchen. Das war nun eine ſchwere und zugleich höchſt delicate Aufgabe: aber auf einer Seite kam die Liſt und der Scharfblick der Leidenſchaft zu Hilfe, und auf der anderen war die Umgebung der Frau von Pußwald nicht ſo discret und verſchwiegen, als dieſe hoffen mochte, — genug, in wenigen Tagen wußte Auguſt beſtimmt, daß ſein Nebenbuhler von ehedem Herr von Delberg heiße, und erhielt über deſſen Umſtände und Wohnung ausführlichen Beſcheid. Herr von Delberg war von ſehr guter Familie, beſaß Vermögen, diente als Hauptmann in der Armee, galt für einen ausgezeichneten Offizier und hatte erſt jüngſt die Expedition in Syrien ehrenvoll mitgemacht. Früher trieb er ſich viel und gern geſehen in der Welt herum; in jüngſter Zeit aber, wo er nach Wien verſetzt worden, habe er ſich ganz zurückgezogen und den Studien gewidmet; er pflege täglich auszureiten und das ſei noch die einzige Gelegenheit, wo man ihn zu ſehen bekomme.

Neuberg entſchloß ſich kurz, er promenirte vor dem Hauſe des Verhaßten, er wollte ihn zur bewußten Stunde ausreiten ſehen, ihm folgen und ihn durch einen Affront zu einer Ehrenausgleichung zwingen. Fiel er ſelbſt, gut, ſo war Alles vorbei; fiel aber der Gegner, ſo verſchwand der Zeuge von Sidonien's Schwäche und er durfte die, welche er liebte, beſitzen. Denn mit ihr auf dem Fuße, wie einſt Delberg zu leben, darein, das wußte er, würde ſie niemals willigen. Vergebens hatte jener ſeine Hand angeboten; ihr Stolz würde noch weniger ein Herz ohne Hand annehmen. — Aber Hauptmann Delberg, dieſer angeblich tägliche Reiter, ritt jetzt niemals aus und ging auch nicht aus. Zwei Tage waren ſo unter vergeblichem Harren verſtrichen, als der ungeduldige Neuberg den Entſchluß faßte, dieſen Gegner, der ſich zu verbergen ſchien, in der eigenen Wohnung aufzuſuchen.

Er erſchien und fragte nach Herrn von Delberg. Ein Bedienter geleitete ihn durch mehre Piecen, ließ ihn einen Augenblick warten und führte ihn dann in ein kleines Zimmer, wo Herr von Delberg auf einer Ottomanne, das Haupt tief in ein Kiſſen gedrückt, lag. Er ſchien an heftigen Fieberanfällen zu leiden und auf ſeinen Wangen lag jene gefährliche brennende Röthe, die das untrügliche Zeichen eines Bruſtleidens iſt. Auch ſchien er ſich nicht einmal erheben zu können, ſondern gab nur mit der Hand ein Zeichen, der Gaſt wolle in dem nahegerückten Fauteuil Platz nehmen.

„Darf ich fragen, was mir die Ehre Ihres Beſuches verſchafft?“

Neuberg, der nicht darauf gefaßt war, einen Kranken zu finden, und der die Unmöglichkeit fühlte, einen Mann in Fieberqualen zu beleidigen oder zu provociren, blieb ſtumm und wollte, ſelbſt auf die Gefahr hin, für verrückt gehalten zu werden, ſich erheben und forteilen, als Herr von Delberg ſich von Neuem an ihn wandte:

„Nicht wahr, ich habe doch das Vergnügen, Herrn Baron Neuberg bei mir zu ſehen?“

„Der bin ich.“

„Dann begreife ich Ihre Verlegenheit und kann wohl auch die Abſicht Ihres Beſuches errathen.“

„Wie, mein Herr Hauptmann, Sie wüßten —?“

„Ja, Herr Baron, dieſelbe Perſon die Ihnen meinen Namen verrieth, glaubte mich von Ihren Forſchungen in Kenntniß ſetzen zu müſſen."

„Dann wiſſen Sie alſo" —

„Daß Sie Frau von Pußwald heirathen wollen und daß dieſe Ihnen ein Geſtändniß gethan hat."

„Daraus folgt mein Herr" —

„Was folgt daraus, mein Herr? Wenn ich nun dieſes Geſtändniß nicht beſtätige, wenn ich Alles in Abrede ſtelle? Was dann? — Aber geſetzt den Fall, ich gebe die Wahrheit zu — was ich aber niemals thun will, wenn Ihnen dies gefällt — was wollen Sie dann von mir? Einen Ehrenhandel?

„Offen geſagt," erwiderte Neuberg, „nur um dieſen zu ſuchen, kam ich hieher."

„Ja, aber unter welchem Vorwand? Wir leben in einer Zeit, wo der Zweikampf zwar durch das Geſetz geächtet, aber doch ſeine Wurzeln in der Sitte und in den Verhältniſſen behält. Doch giebt es wohl niemals einen Zweikampf ohne allen Grund!"

„Ohne allen Grund!" rief Neuberg aus.

„Ich begreife wohl, Herr Baron, daß Si ſehr feinfühlend ſind, aber das verpflichtet doch mich zu nichts. Angenommen, Frau von Pußwald habe wahr geſprechen: ſind denn Sie ihr Vater oder ihr Bruder? Worüber auch könnten Sie mich zur Rede ſtellen? Ich habe die Dame weder verführt noch betrogen. Die einzige mögliche Art der Genugthuung, ich habe ſie ihr immer angeboten und biete ſie noch an: ich bin bereit ſie zu heirathen. Unter welchem Vorwande wollten Sie mich jetzt dafür zur Rechenſchaft ziehen oder beſtrafen, daß ich vor fünf Jahren glücklich war; zu einer Zeit, wo Sie weder an Liebe zu dieſer Dame dachten, noch irgend Anſprüche hatten; zu einer Zeit wo, wenn ich damals die Ehre Ihrer Freundſchaft genoſſen und Sie zu meinem Vertrauten gemacht hätte, Sie mich gewiß nicht herausgefordert, ſondern mir zu meiner Eroberung gratulirt haben würden. Sie ſehen, Herr Baron, daß ich, ſelbſt abgeſehen von dem Zuſtande, worin ich mich befinde, keine Herausforderung von Ihnen annehmen kann."

Nach dieſen Worten befiel den Kranken ein heftiger Huſten, die Stimme ſchien zu erſticken, er ſank faſt ohnmächtig in das Kiſſen zurück und hatte kaum Kraft genug den Glockenzug zu faſſen; der Bediente und ein Krankenwärter erſchienen und beſchäftigten ſich mit dem Ohnmächtigen. August mußte ſeine Pläne der Genugthuung aufgeben und entfernte ſich mit dem Gedanken, daß der Tod ihn ohnedies bald von dieſem unwillkommenen Theilhaber des Geheimniſſes befreien müſſe. Auf der Treppe begegnete er ſeinem Arzte.

„Sie beſuchen den Hauptmann, Doktor?“

„Ja, Freundchen!“

„Der lebt wohl nicht lange mehr? nicht wahr?“

„Den Teufel auch! was kommt Ihnen in den Sinn? Ich hole ihn ja eben zu einem Diner ab, wobei wir uns trotz ein Paar Naturforſchern gütlich thun wollen.“

„Wie, alſo iſt ſein Bruſtübel noch nicht ins letzte Stadium vorgerückt?“

„Delberg ein Bruſtübel? ſind Sie bei Troſte? Der hat geſundere Lungen als Sie und ich und lebt noch länger als wir Beide. Der hat den ganzen Feldzug in Syrien mitgemacht, ohne auch nur den Schnupfen zu bekommen. Das iſt ein Körper wie Eiſen und Stahl.“

Neuberg eilte zu Frau von Pußwald; er war blaß und außer ſich. Auf ſeinem Geſichte drückte ſich der ſchmerzliche Kampf aus, den er nun ſchon tagelang kämpfte, der Kampf zwiſchen den zwei ſtärkſten männlichen Gefühlen: Liebe und Ehre. Die freundliche, anmuthige Wittwe empfing ihn mit einem Lächeln.

„Drei Tage lang hat man Sie nicht geſehen, Auguſt!“

„Und jetzt komme ich, um Ihnen Lebewohl zu ſagen, gnädige Frau,“ antwortete Neuberg mit zitternder Stimme.

„Was ſagen Sie, Auguſt, wäre das Ihr Ernſt?“

„Der Himmel iſt mein Zeuge, Sidonie, wie ich Sie liebe und welche Hochachtung ich immer für Sie gehegt, — dieſe Hochachtung, verzeihen Sie, gnädige Frau, ich werde ſie auch künftig für Sie bewahren, wie meine Liebe — aber jener Menſch, jener unglückſelige Menſch —!“

„Nun wohlan, was iſt's mit ihm?“

„Ich komme von ihm; die eine Hälfte Ihres Geheimniſſes beſitzend, mußt' ich mich der anderen bemächtigen. O! ich bin außer mir, ich bin wahnſinnig! Ich bin hingegangen, ihn zu fordern, aber er iſt krank wie er ſagt, und während er zu ſterben ſcheint, verſichert mir ſein Arzt, daß er noch hundert Jahre leben könne. Herr von Delberg ſcheint ſich nun einmal nicht ſchlagen zu wollen, und ich müßte nun künftig, wenn ich Sie am Arme führte, auf den Promenaden, in der Kirche, in der Geſellſchaft dem Manne begegnen, der ſich — verzeihen Sie! — Ihres Fehltritts rühmen, der da ſagen könnte: Seht ihr ſie dort, die dort, Neuberg's Frau, früher einmal, es ſind nun fünf Jahre — oder es ſind ſechs, ſieben Jahre her, da — nein nimmermehr, gnädige Frau!"

„Sie ſchlagen alſo meine Hand aus?"

„Nein — das nicht, ich habe nicht die Kraft dazu. Aber verkaufen wir unſer hieſiges Beſitzthum, verlaſſen wir Wien und Oeſtreich und ziehen in ein fernes Land, das keine Erinnerungen für uns hat — willigen Sie ein und ich bin bereit, Ihr Gemahl zu werden."

Sidonie öffnete gerührt ihre Arme und flog an ſeinen Hals.

„Ja, mein Freund," rief ſie freudig, „Sie werden mein Gemahl, aber wir verkaufen nichts und ziehen nicht fort; denn es hat niemals einen Fehltritt oder eine Schwäche gegeben, um deren Willen ich oder Sie Urſache hätten, die Augen niederzuſchlagen."

„Wie? gnädige Frau!"

„Hören Sie mich, Auguſt, ich habe Ihnen von den Fehlern meines verſtorbenen Mannes erzählt, aber ich habe Ihnen nicht Alles geſagt: er war antheillos, untreu, liederlich: das betrübte mich wenig; was mich aber hundertmal darüber erröthen machte, ſeine Frau zu ſein, das war ſeine Gleichgiltigkeit gegen meine Ehre. Ich glaube, wenn ich es gewollt, er wäre der Helfer meiner Schande geworden; einmal ſogar ließ er mich verſtehen, daß er Etwas dergleichen zur Realiſirung eines bedeutenden Vortheils wünſche. Es giebt Frauen, die ſich vergeſſen können, aber ſelbſt ſolche verlangen gewiß von ihren Männern, daß dieſe ſtrenge Wächter ihrer Ehre ſind, welche dann noch immer unbewachte Augenblicke zu nutzen weiß. Empört durch Pußwald's gemeine Geſinnung, ſchwur ich mir's zu, meine Hand nur einem Manne zu reichen, der meine Ehre ſo ſtreng wie ſeine eigene wahrt. Für die Zukunft ſeiner Frau kann ein Mann nicht einſtehen, aber jedenfalls übernimmt er mit ihr ihre Vergangenheit. Wenn Sie mir nicht entſagten, Auguſt, hätten Sie mich verloren.“

„Alſo dieſe frühere Liebe — ?“

„Iſt nichts als ein erſonnenes Mährchen.“

„Dieſer Name, den Sie mir verheimlichten — ?“

„Sollte Ihnen von meinem Kammermädchen verrathen werden, die den Auftrag hatte, ſich von Ihnen gewinnen zu laſſen und damit ganz vortrefflich zu Stande gekommen iſt.“

„Und Hauptmann von Delberg?“

„Mein leiblicher Vetter in allen Ehren, lange in auswärtigen Garniſonen abweſend und endlich nach der Affaire von Saida ſeines Lieblingswunſches, in Wien zu bleiben, theilhaftig.“

„Aber ſeine Krankheit — ?“

„Nichts als Verſtellung; er bedurfte doch eines Vorwandes, um ſich mit Ihnen nicht ſchlagen zu müſſen; war er nicht krank, ſo beleidigten Sie ihn vielleicht ſo, daß der Degen gezogen werden mußte. Er iſt ſo wohl wie Sie ſelbſt, Sie können ſich davon überzeugen.“

Bei dieſen Worten ging eben die Thüre auf, und herein trat Couſin Delberg geſund, kräftig und heiter, von den Wangen war das gefährlich ausſehende Carminroth verſchwunden; mit dem Hauptmann erſchien zugleich der Arzt.

Man begrüßte und lernte ſich nun anders kennen.

„Der Teufelsdoctor da,“ meinte der Hauptmann, „hätte bald eine Kriegsliſt vereitelt, um deren Willen ich mich drei Tage lang wie ein Karthäuſer daheim einſchließen mußte.“

„Aber, Sidonie, wie haben Sie mich genarrt!“ ſprach mit zärtlichem Vorwurf Auguſt.

„Beklagen Sie ſich nicht,“ entgegnete die Schöne „ich habe Ihnen Gelegenheit gegeben, einer ehrbaren

Frau zu beweiſen, daß Sie ſo recht ein Mann von Ehre ſind.“

Und man ging zu dem bewußten Diner, wobei ſich der Hauptmann, der Doctor und mehre andere Gäſte als würdige Naturforſcher erwieſen und bei welchem die liebreizende Wirthin Herrn von **Neuberg** als ihren Bräutigam vorſtellte.

23.

Unſichtbar.

Arme Juana! welche Angſt in Deinen Blicken! Was neigſt Du Dich ſo forſchend zum Fenſter hinaus, während die Mutter in dem Gebetbuche des alten Großvaters lieſt?

Zwei Stunden ſind der übrigen Welt dahingeflogen, nur Dir ſchleppten ſie ſich wie eine Ewigkeit hin, — denn Du warſt immer am Fenſter und blickteſt ängſtlich hinaus.

Kein Menſch auf der Straße, Alles leer und ſtill, denn ſie ſind jetzt Alle draußen im Prado; dort ſind Plätze und Wege voll hübſcher Damen und ſchmucker Cavaliere, die im Sternenglanz der Abendfriſche die Hitze des ſchwülen Sommertages vergeſſen wollen.

Auch für die ärmeren Mädchen hat jetzt die Stunde langerſehnter Freuden geſchlagen — die Stunde der

Stelldichein und ſüßer Blicke; der Bolero nimmt ſie auf ſeine Sehnſuchtſchwingen, der Fandango reißt die Entzückten und Vergeſſenden mit ſich fort zum ſchönen Abweg, und leiſe und geſchwätzig lispelt das Echo der Lüfte die Refrains der ſchmachtenden Seguidillas nach.

„Die duftenden Blumen, — ſo dachte Juana — die ich mir ſorglich ins Haar geflochten mit ſo vieler ſüßheimlicher Hoffnung, ach, ſie verwelken ſchon! Wieder ein Tag in Einſamkeit verloren! Werden ſolche Tage auch für Leben gezählt werden!“ — Zwei heiße Thränen rollten über ihr blaſſes Angeſicht, und mit krampfhafter Hand drückte ſie ihr Herz.

Da belebt ſich mit einem Male ihr Blick, ein leiſes Lächeln zittert um ihre Lippen, und tauſend ſchnelle Freudengedanken ſchweben in leiſen Spuren über ihre Stirne hin. Ein Geräuſch traf ihr Ohr, es klang wie Schritte.

„Er kömmt!“ ruft ſie entzückt. „Wie kindiſch war ich, daß ich zweifeln konnte: es hat ja noch nicht einmal Neun im Marienkloſter geſchlagen!“ Aber dieſe letzten Worte gingen in ein Schluchzen über . . ſie hatte ſich getäuſcht — er war es nicht.

„Ach ich habe es ihm gewiß noch nicht recht geſagt, wie ſehr ich ihn liebe, — ſonſt könnte er mich nicht ſo namenlos quälen, mir das Leben nicht ſo tief verleiden! . . . Nein, Nein! meine ſchweigende Gluth ließ ihn noch nicht Alles errathen; — o er komme, komme noch heute, und ich will ihm ein Lied ſingen, woraus er meine ganze Seele kennen lernen ſoll; — wenn er mir die Hand drückt, will ich erröthend und verwirrt ſie nicht mehr zurückziehen, . . . ich will es ja gern geſchehen laſſen; aber ich zittere immer ſo, wenn er da iſt . . .“

Und die bange Beſorgniß wuchs in dem Herzen des jungen Mädchens immer mehr, denn ein Leiden, brennender als alle früheren, die Eiferſucht verzehrte ſie. Eine Tochter des glühenden Caſtiliens, glaubte ſie ihren Gomez in der Mitte eines glänzenden Feſtes zu ſehen. Die ſchönen Damen der großen Welt umſchwärmten ihn und gaben ihm ſüße Worte, und der junge Mann antwortete Einer von ihnen mit ſo ſanften Blicken und Reden, daß die Fragende hold erröthete . . . Sie, die arme Juana, war vergeſſen! . . .

Jetzt hatten ſich die erträumten Bilder wieder aufgelöſt, alles war verſchwunden, und Juana verſank in die Nacht des Trübſinnes, die finſterſte von allen.

Der böſe Geiſt des Zweifels hatte ſich nun einmal ihres Herzens bemächtigt und ließ von ſeiner Beute nicht ſo leicht ab; tauſend Phantaſiebilder zeigten ihr den Geliebten glücklich im Vergnügen, ohne ihres gemeinſamen Glückes zu gedenken.

„Himmel! — ſo flehte jetzt das Mädchen — wenn ich nur ſeinem Schritte folgen könnte, unſichtbar für alle Augen, unſichtbar für ihn ſelbſt!“ Und verloren in dieſen Wunſch der Unmöglichkeit, ſenkte ſie das ſchöne Köpfchen und flehte um den Tod, weil ſie die Zweifel alle nicht mehr zu ertragen vermochte.

In dieſem Augenblicke ſchritt ein Engel durch die Sterne, er las die Gedanken der Menſchen wie ſtille Blumen auf, und hörte den geheimen Wunſch des Mädchens. Ein Stern leuchtete jetzt vor allen hellglänzend, auf ihn heftete Juana den naſſen Blick, und es war ihr, als ob auf ſeinen Strahlen eine leiſe Stimme niederglitte, die ihr zuliſpelte: „Dein Wunſch ſei erfüllt, mein Schweſterchen! .. auf baldiges Wiederſehen — hier oben!“

Die Stimme verklang, — der Stern war verſchwunden.

In der Seele des Mädchens war jetzt Glaube und Vertrauen. Die Mutter war indeſſen eingeſchlummert; ſie hauchte einen leiſen Kuß auf die Stirne der Schläferin und eilte, heiter und entſchloſſen durch ihr Vertrauen fort. Bald hatte ſie den großen Marktplatz hinter ſich.

An der verliehenen Eigenſchaft der Unſichtbarkeit konnte ſie nicht lange zweifeln. Mehr als eine Freundin war ihr begegnet, ſie hatte ihre Kleider berührt, aber kein Kopf drehte ſich nach ihr um; mitten durch einen Kreis von jungen Männern war ſie erröthend gegangen und Keiner hatte geſagt: „Sieh doch das hübſche Mädchen!“ wie ſie ſonſt wohl thaten. Juana wußte alſo, daß ſie unſichtbar war.

„Aber wo ihn finden?“ ſo ſprach ſie jetzt zu ſich ſelbſt und hielt ihre Schritte an.

In dieſem Augenblicke kam eine reiche große Sänfte vorüber, langſam von vier Thieren getragen. Juana konnte leicht ſehen, wer darin ſaß.

Eine Dame von blendender Schönheit prangte im Hintergrunde; nach ihrem koſtbaren Anzug, nach ihren gebieteriſchen Bewegungen hätte man ſie für eine Fürſtin halten können. Ihr launiſches und herrſchendes Auge ſchien den glänzenden Cavalieren, die ſie umgaben, Trauer und Entzücken nach Belieben zuzutheilen.

Juana's Unentſchloſſenheit hatte ſich gar bald entſchieden, denn neben der ſchönen, prachtvoll geſchmückten Dame hatte ſie ihren Gomez erblickt. Schon wollte ſich ihrer Bruſt ein Schrei entwinden, aber eingedenk ihrer geheimen Macht, folgte ſie ihnen, den Blick feſt auf Beide hingerichtet.

Arme Juana! wie bald fand ſie Grund die Leiden ihrer Einſamkeit zu bedauern. Jede Bewegung des jungen Mannes war ein Zeichen ſeiner neuen Leidenſchaft, ihr ein Dolchſtich; jedes ſeiner feurigen Worte, wie fiel es ihr aufs Herz! O wie ſchienen ihr jetzt alle ſeine Worte, die er einſt an ſie gerichtet und die damals ihr Glück ausgemacht, ſo ſeelenlos und kalt gegen die, welche er jetzt zu der ſchönen Norſina ſprach.

Denn ſie war es. Es war die Italienerin, deren hinreißende Stimme Alles bezauberte; die nach ihrer ſchönen Laune alle Köpfe von zwanzig und mehr Jahren, die Hoffnung und die Blüthe Spaniens in unruhige Bewegung ſetzte, ſie, die durch eine hingeworfene Blume ihres Buſenſtraußes die heiligſten Bande zerriß. O, ſie war eine gefährliche Syrene dieſe Norſina!

Und an dieſem Abend hatte Gomez bei ſeinem Degen geſchworen, daß ihm von ihr ein entſcheidender Beweis der Auszeichnung vor ſeinen Mitbewerbern zu Theil werden ſolle und koſte es ſein Blut. Nicht die Gunſt der ſchönen Römerin allein war es, es war vielmehr der Ruhm des glücklichen Erfolges, den er ſeinen bürigen Vorzügen beifügen wollte; ihre Liebe ſollte ihm gleichſam zur Stufe dienen, welche ihn an Schönheit, Glück und Reichthum über ſeine Genoſſen erhöbe. Aber die Italienerin ſchien ſeinen Plan errathen zu haben, und der Jüngling mit dem Herzen voll Leidenſchaft und dem brennenden Kopfe, ward von ihr um ſo mehr beherrſcht, je tollkühner er ſich mit ihr in einen Kampf einlaſſen wollte, die mit dem Verſtande der Menſchen umzugehen pflegte, wie ein Eroberer mit dem Leben der Beſiegten.

Der fröhliche Zug war indeſſen vor einem herrlichen Gebäude angekommen. Norſina ſchwebte, leicht auf Gomez Arm gelehnt, die Treppe hinan und lud die Herren mit einem Winke ein, ihr zu folgen. Juana zögerte einen Augenblick, aber von ihrem Schickſal fortgeriſſen, betrat ſie die Schwelle mit wankendem Schritt.

Unter hellem Fackelglanze kamen ſie in einem Saale an, den der Luxus der Zeit verherrlichte. Eine koſtbare Abendtafel war hier bereitet. Man ſetzte ſich; Jeder ſo nahe als es anging zu Norſina. Die Unterhaltung wurde bald lebhaft, — aber das arme ſpaniſche Mädchen, ſeitwärts ſitzend, erſtaunte, jetzt zum erſten Male die Sprache ihres Landes nicht verſtehen zu können; ſo weit waren dieſe Reden, in denen man abſichtlich den Sinn verbarg, dieſe ironiſchen Worte und dieſe anzüglichen Witze von der einfachen Sprache des natürlichen Mädchens, von den ernſten Worten der Mutter und von Gomez liebevollem Geplauder verſchieden. Jetzt erkannte ſie ihn nicht wieder . . o, wenn er ſich ihr jemals ſo gezeigt hätte! . . Juana würde ihn zurückgeſtoßen und niemals wieder geſehen haben.

Aber wie ganz anders benahm er ſich im Hauſe der alten Wittwe! — Dort liebte er das ſtille, reizende Kind aus vollem Herzen; die Römerin aber hatte ihm den Kopf verrückt! — —

Bald drangen alle Gäſte in Norſina, daß ſie ihnen ein italieniſches Lied ſinge. Das hieß ihren eigenen Wunſch ausſprechen; denn die Lyra war in ihrer Hand eine Waffe, mit der ſie tödtliche Wunden beizubringen verſtand.

Volle und ſchöne Accorde gingen bald in eine ſchwermüthig ernſte Melodie über. Sie ſang ein zartes, elegiſches Lied, geſchaffen, die Thränen aus dem Herzen in die Augen zu locken. Den letzten Schwingungen ihrer Saiten folgte ein allgemeines tiefes Stillſchweigen, denn Niemand wagte es, für ſo himmliſche Töne ein gewöhnliches Lob oder nichtsſagende Schmeichelreden zu zollen.

„Wie? meine Herren,“ — begann nun die Zauberin — „wär' es möglich? dieſes Liedchen hätte plötzlich das heitere Lächeln von Ihrem Munde gebannt? Schnell einen munteren Bolero des freundlichen Spaniens!“ Und die Saiten erklangen von Neuem herrlich und hinreißend und die ſüßeſten Worte tönten zu den lieblichſten Weiſen.

Nach tiefer Rührung hatte die Unwiderſtehliche jetzt im reichſten Maaße Bewunderung erregt, — doch war ihr dies noch nicht genug; ſie wollte die Gemüther nochmals zur Wehmuth ſtimmen, als gehöre dieſer Abend melancholiſcher Schwärmerei.

Das ſanfte Vorſpiel ertönte und Juana ſah Gomez blaß werden und zittern; denn ſie Beide erkannten das Ritornell einer Romanze, die Beide oft zu Thränen gerührt, wenn Juana ſie des Abends dem Geliebten vorſang. Dieſe einfachen, ſeelenvollen Töne ließen in Gomez die ſüßen Erinnerungen der jüngſten Vergangenheit plötzlich erwachen, ſein Herz that ſich auf, und Thränen zitterten in ſeinem Auge, — . . Thränen, die nicht Norſina hervorrief.

Die Nacht war indeſſen vorgerückt, und die Geſellſchaft, noch vor Kurzem ſo muthwillig heiter, ſchied jetzt ziemlich ernſt und ſchwermüthig durch dieſen letzten Geſang.

Die Italienerin entließ alle übrigen mit freundlichem Gruße . . nicht ſo Juana's Geliebten.

„Die Nacht iſt ſo ſchön, Don Gomez Lara! wollen Sie ſie nicht in meinem Garten genießen? Ach ich fühle mich ſo gedrungen, mit einem Freunde zu plaudern, bevor ich meine Augen, ermattet durch den Glanz dieſer Lichter, ſchließe. Kommen Sie! das Licht des Mondes fällt ſo zauberiſch auf meine Orangenbäume; ich will Ihnen meinen Kummer mittheilen, und meine Leiden fern von der Heimath und den Meinen! . . Und Sie Glücklicher! . . Sie mögen mir von Ihren Liebſchaften erzählen!“

Gomez hatte, geſchmeichelt durch dieſe Auszeichnung, ſchnell ſein früheres Gefühl vergeſſen, nahm von ſeinen Freunden mit einem vielſagenden Blicke Abſchied und begleitete die Römerin in die duftenden Laubengänge des Gartens. Juana folgte ihnen zitternd und mit aufgelößtem Haar. Ihre Füße berührten kaum den Boden, und ihre Schritte klangen wie das Echo der vor ihr her Wandelnden.

Es währte nicht lange, und das Geſpräch der Beiden wurde inniger. Sie ſaßen vertraulich auf einer Raſenbank und Norſina ſchilderte dem Jünglinge ein Paar Scenen ihres früheren Lebens, in denen ſie ſeelenrein und in naiver Liebe erſchien. Und dann folgte die Erzählung, wi[illegible] hintergangen und endlich das geworden, was ſie jetzt ſei, ein Weib, das nur ſpielt und täuſcht, weil ſie ehemals ſelbſt ſo viel betrogen worden. Ihre Worte hatten jene überzeugende Wahrheit der Thränen, welche allen Gemüthern eigen iſt, die viel von der Welt gelitten haben. Sie zeigte ſich Gomez von einer ganz neuen Seite, und an die vielen Lockungen des Abends reihte ſie jetzt unwillführlich die mächtigſte von allen, die Wahrheit.

Hingeriſſen von der Unwiderſtehlichen, dachte der junge Spanier jetzt an nichts weiter als an ſie, auf die Knie geſunken, verſprach er ihr ſein ganzes Leben zu widmen, und bot ihr ſeine Liebe von zwanzig Jahren, um die Leere ihrer Tage damit auszufüllen.

Eine Thräne entſank Nerſina's Augen. — Gomez hätte die Perle mit einer Welt bezahlen mögen. Den ſchönen Kopf auf eine Hand geſtützt, überließ ſie ihm die andere.

„O halt ein!“ ſo lispelte ſie jetzt, „Deine Worte thun mir zu wohl! bald ſprächeſt Du vielleicht andere, die den ſchönen Traum vernichten könnten. — O, laß mich lange, lange ſo ſchön träumen!“ — Und Beide ſchwiegen ſtill.

Regungslos und zerriſſen vom Schmerze hatte

Juana gelauſcht. Den matten, kalten Blick zum Himmel gewendet, ſah ſie jetzt wieder den Stern hellglänzend vor allen, und ermuthigt durch dieſen Anblick näherte ſie ſich dem treuloſen Caſtilianer, beugte ſich an ſein Ohr und flüſterte ſo, daß nur er es vernehmen konnte: —

„War ich nicht auch ſchön, als Du in mein Leben trateſt? Konnte Dich ein weibliches Weſen jemals mehr lieben als ich? Welches Opfer wäre mir für Dich zu ſchwer geworden? … und nicht einmal verlangt haſt Du Eines von mir!“

„Ach, ich war wie die Blume, die nur lebt, wenn der Sonnenſtrahl ihr leuchtet; von Dir entfernt, waren nur Thränen mein Loos. Du haſt mich zur ungehorſamen Tochter, zur gleichgiltigen Freundin gemacht; ich war nur für Dich auf der Welt; aber für Dich wollte ich alles ſeyn…“

„O warum haſt Du mir nicht geſagt, daß ich ſo ſein mußte wie dieſes Weib? Die Liebe hätte meine Stimme ſo verführeriſch, meine Worte ſo leidenſchaftlich gemacht. Alles, alles hätte ich für Dich gethan .. nur das Böſe nicht!“

Und Gomez wie von einer überirdiſchen Gewalt ergriffen, fühlte ſich von Reue und Gewiſſensbiſſen zeriſſen. Schnell ließ er die Hand der Fremden, preßte eide Hände gegen die Bruſt und ſchien heimlich etwas abzubitten. Aber das arme Mädchen ſetzte ihre Abſchiedsworte fort, — ſie fühlte, es ſeien ihre letzten:

„Haſt Du mich jemals geliebt? Nur einen Tag lang geliebt? O ſag es, ſag es mir, ob ich nur wenige Stunden Dein Herz, Dein Leben ſo beherrſchte, wie Du meines in allen Augenblicken, in allen Gedanken, die ich je gedacht? Denn ich, ich liebte Dich ehe ich Dich kannte, von Kindheit an warſt Du der Verlobte meiner Seele, ich erkannte Dich, als Du mir zum erſten Male erſchienſt, und ſagte ſtill und entzückt zu mir: Er iſt's!“

In dieſem Augenblicke wollte ſich Norſina erheben, ſie reichte Gomez die Hand, um ihr Geſpräch von früher anzuknüpfen. Dieſer fuhr ſich über die glühende Stirn, wie Einer, der die Erinnerung eines böſen Traumes verwiſchen wollte. „Lebhaft — wie eine Viſion!“ ſo ſprach er für ſich.

Er war aufgeſtanden. Bei dem erſten Schritte, den er that, ſtieß ſein Fuß an einen Körper. Die Strahlen des Mondes fielen auf die Stelle, blaß und düſter wie das Licht einer Todtenlampe, ſie zeigten dem Caſtilianer und der Sängerin die zarten, hinfälligen Formen eines jungen Mädchens, das ausgeſtreckt im Sande lag.

Bebend vor Entſetzen neigte ſich Gomez nieder zur Erde und außer ſich vor Verzweiflung faßte er in ſeine Arme — den lebloſen Körper Juana's! …

Der hellglänzende Stern leuchtete nicht mehr, und der Engel, der die Gedanken der Menſchen wie ſtille Blumen auflieſt, geleitete die Seele einer ſchönen Schweſter hinauf, wo die Thränen der Unſchuld vergolten und an ihren Urhebern geſtraft werden.

— Zwölf Monden ſpäter ſtarb ein Mann auf dem Grabe eines Mädchens.

24.

Die culinariſche Tragödie.

Es war ein Sonntag und zwar der 26. April 1671; in dem berühmten Hotel von Carnavalet verſammelte ſich die ganze ſchöne Welt; aber die Marquiſe von Sevigne, die nichts ſo leicht von dem liebevollen Gedanken an ihre holdſelige Tochter abwendig machen konnte, hatte ſich in eine Ecke des Salons zurückgezogen, um dort aus freiem Geiſt und vollem Herzen an ihre geliebte Provencalin, Frau von Grignan, zu ſchreiben.

„Madame", ſo wandte ſich jetzt der Marquis von Villars an die geiſtreichſte Schwätzerin aus der Zeit des vierzehnten Ludwig, „ſchreiben Sie Ihrer liebenswürdigen Tochter, daß ich eben von Ihrer mütterlichen Güte mir das Recht erbitte, von dieſem bewunderungswürdigen Porträt der Abweſenden eine Copie nehmen zu laſſen."

„Von mir,“ rief die junge Gräfin von Guiche, „ſagen Sie der lieben Grignan, daß ich ſofort nach ihrem Wunſche eine Modellpuppe coiffüren laſſe, von welcher ſie den neuen Kopfputz der Herzogin von Nevers abnehmen kann.“

„Und Sie, Herr von Larochefoucauld?“

„Ich umarme ſie im Geiſte.“

„Und Sie, Herr von Montauſier?“

„Theilen Sie ihr mit, Madame, daß ich mich Ihnen ſo eben nähere, um Ihnen einen Kuß für ſie zu geben.“

„Sehr verbunden — an ihrer Statt. Und Sie, Abbe Tetu?“

„Schreiben Sie ihr, die Sie mit Recht die ſchönſte Tochter nennen dürfen, daß ich noch immer an Gott glaube und in dieſem Gedanken geduldig abwarte, ob die Majeſtät geruhen wird, eines Tages einen Biſchof aus mir zu machen.“

„Und Sie, Herr von Hacqueville, was ſoll dieſer Brief von Ihnen melden?“

„Bemerken Sie ihr gütigſt, daß ſie binnen acht Tagen von mir einen ausführlichen Bericht über das, was ſich jüngſt in Chantilly zugetragen, erhalten ſoll.“

„Vortrefflich! Ich ſelbſt erzähle ihr gerade von dem traurigen Ende des unglücklichen Vatel, wie es mir Moreuil mitgetheilt hat. Hören Sie die Geſchichte, wie ich ſie meiner Tochter berichte, und urtheilen Sie ganz frei darüber.“

„Donnerſtag Abends kam der König an; die Promenade, die Collation an einem rings mit Jonquillen ausgeſchmückten Orte, alles war nach Wunſch. Man ging zum Souper; an einigen Tiſchen war der Braten nur ſpärlich, weil mehr Gäſte gekommen waren als man erwartet hatte. Das nahm ſich Vatel zu Herzen, zu öfteren Malen äußerte er: „Meine Ehre iſt verloren, das iſt eine Schmach, die ich nicht ertrage!“ Zu Gourville ſagte er: „Mein Kopf ſchwindelt, es iſt die zwölfte Nacht, daß ich nicht ſchlafe.“ Gourville ſagte das dem Prinzen und der Prinz verfügte ſich darauf ſelbſt auf Vatels Zimmer und ſprach zu ihm: „Vatel, Alles ging vortrefflich; das Souper des Königs war wahrhaft ausgezeichnet.“ Dieſer antwortete: „Gnädigſter Herr, Ihre Güte erdrückt mich, ich weiß nur zu gut, daß es an zwei Tafeln an Braten gemangelt hat.“ „Warum nicht gar,“ begütigte der Prinz, „ſetzen Sie ſich nichts in den Kopf, Alles ging gut.“ — Um vier Uhr des Morgens machte Vatel bereits wieder die

Runde; Alles ſchlief noch; er begegnete einem der ausgeſandten Boten, welcher nur zwei kleine Körbe voll Seefiſche brachte. „Iſt das Alles?“ fragte er ängſtlich. „Ja,“ antwortete dieſer, der nicht wußte, daß andere Leute nach allen Hafenſeiten geſchickt worden waren. Vatel wartet noch eine kurze Zeit; keiner der anderen Boten erſcheint; das ſteigt dem Ehrgeizigen zu Kopf, er glaubt keine Seefiſche mehr zu bekommen; er ſieht Gourville und ſagt zu ihm: „Dieſe neue Schande überleb' ich nicht.“ Gourville ſcherzt darüber, Vatel aber eilt auf ſeine Stube, ſtemmt den Degen gegen die Thüre, rennt ſich ihn durchs Herz und ſtürzt todt zu Boden. Indeſſen kommen von allen Seiten her Seefiſche an, man ſucht Vatel, daß er darüber verfüge; man begibt ſich auf ſein Gemach, pocht, bricht endlich die Thüre ein und findet ihn ſchwimmend in ſeinem Blute. Man eilte zu dem Prinzen, der in Verzweiflung gerieth und Thränen vergoß. Man meinte, es ſei aus überreiztem Ehrgefühl geſchehen; man lobte ihn allgemein; man bewunderte und bedauerte dieſe ſeltene Entſchloſſenheit. Gourville bot Alles auf Vatel's Verluſt unmerklich zu machen; man dinirte vortrefflich, man ſoupirte, promenirte, jagte und ſpielte; man amüſirte ſich köſtlich. Das iſt's, was mir Moreuil mitgetheilt hat, um Dir davon zu ſchreiben. Ich ſelbſt weiß nichts Näheres.“ —

„Wohlan, meine gnädige Frau,“ nahm jetzt Herr von Hacqueville das Wort, „iſt es Ihnen gefällig das, was Sie von dieſer Geſchichte nicht wiſſen, und den eigentlichen Grund, der Vatel's Tod veranlaßte, an dieſem Abend aus meinem Munde zu vernehmen? Meine Erzählung wird Ihrem Briefe nicht ſehr ähnlich ſehen. Sie haben eine chevalereske Phantaſie zu Papier gebracht, ich werde Ihnen eine einfache, wahrhafte Geſchichte geben, worin es ſich weder um Tafeln und Braten noch um Seefiſche handelt. Die Hetzungen haben Vatel zu einem fanatiſchen Diener ſeiner Kunſt und ſeines Herrn gemacht; ich will Ihnen denſelben zeigen wie er war, als Mann von Herz und Gefühl, als Unglücklichen, der unſer Mitleid verdient und der die traurigſten Urſachen von der Welt hatte, ſich in den Tod zu ſtürzen.“

Nach dieſen Worten drang die Marquiſe und der ganze feine Cirkel des Hotels in Herrn von Hacqueville; Frau von Sevigne ſchob für einige Zeit den Brief an ihre Tochter bei Seite, und der unparteiiſche Biograph Vatel's begann folgendermaßen:

Der unglückliche Haushofmeiſter des Prinzen war keiner der gewöhnlichen Diener; er beſaß, was in den

Antichambern und Hausämtern gar ſelten iſt, Geiſt, gefällige Manieren, eine gewandte Art ſich mitzutheilen, feines Benehmen und angenehmes Aeußere. Früher ſtand er in Dienſten bei Fouquet, dem Oberintendanten, der ihn mit jener freundlichen Vertraulichkeit behandelte, wodurch man einen ſtets treuen und wohlberathenen Diener gern auszeichnet. Peliſſon ſchätzte den Charakter Vatel's ungemein und unſer trefflicher La Fontaine ergoß ſich in Lobreden über die gründliche Bildung und die beſcheidene Klugheit deſſelben. Seine Hoheit der Prinz ſelbſt geruhten oft ſich mit ihm in wichtigen und geheimen Angelegenheiten zu berathen, und ſelbſt die feine Welt hatte ihre Anſicht ſo feſtgeſtellt, daß Vatel's Offiziantendegen ſo viel wie der Degen irgend eines Edelmannes galt.

Vatel hatte die lobenswerthe Gewohnheit, alles der gewiſſenhaften Erfüllung ſeines Dienſtes aufzuopfern; war dieſes aber geſchehen, ſo wußte der junge, geiſtreiche und gefällige Mann die Stunden ſeiner kurzen Muße zwiſchen den Studien zu theilen, die ihn leben lehrten und zwiſchen der Liebe, die ihn das Leben ſchätzen lehrte. Er vergötterte alle neuen Bücher, die Geiſt athmeten, und alle Frauen, die Schönheit ſchmückte; er bewunderte unſere großen Poeten und ſchwärmte für unſere großen

Damen; und da es ihm nicht erlaubt war, ſich mit ſeiner Gluth an die Koketten des Hofes zu wenden, ſo ſchüttete er ſein Herz vor hübſchen Bürgerstöchtern und Griſetten aus, und ſchmückte dieſe nach Luſt und Laune mit ſeiner Phantaſie und ſeinen ausgiebigen Mitteln mit aller Eleganz und allem Luxus aus, den er in den Boudoirs von Verſailles geſehen und ſeine Einbildungskraft erſetzte das Uebrige.

Eines Abends, es iſt nicht lange her, als er wieder in Gott weiß welcher Vorſtadt von Paris auf gutes Glück und Liebesabentheuer ausging, begegnete Vatel einem jungen Frauenzimmer, welches einfach gekleidet und von anziehendem Aeußeren in kleinen Schritten auf dem Trottoir hintrippelte. Augenblicklich fühlte er ſich eingenommen, und, unter uns geſagt, das Mädchen war auch reizend: ſie war ſo fein und friſch, ſo graziös und leicht, daß ſie ſelbſt dem Klügſten den Kopf verrücken konnte: kein Wunder, daß Vatel ſein bischen Klugheit durch ſie verlor, dies bischen Verſtand, welches bei ihm ohnedies nur wie ein Blitz aufleuchtete und leicht wieder erloſch.

An dieſem Abend hatte Vatel mit beſonderer Sorgfalt alle Kennzeichen ſeines Dienſtamtes abgelegt; er hatte ſich verkleidet wie ein räthſelhafter Liebhaber und ſah eben aus wie ein Ladendiener im Sonntagsſtaate. In dieſen geborgten Putz gehüllt, maßte ſich denn Vatel auch das Recht an, die ſchönen Nätherinnen oder Handwerkerstöchter, die der Zufall ihm in den Weg führte, mit jener plebejiſchen Galanterie und Kühnheit und mit jener Vertraulichkeit vom Ladentiſch zu behandeln, mit welcher man in dieſen Claſſen am glücklichſten reuſſirt. So fing er denn auch eiligſt ſeine Manövers mit dem ſchönen Kinde an; erſt verfolgte er ſie mit aufmerkſamen und ſchmachtenden Blicken und das Mädchen, das vermuthlich von einem unbekannten Fremden nichts annehmen wollte, gab dieſe Blicke auf das gewiſſenhafteſte zurück. Bald ging ſie in einen Kaufladen der Straße Saint-Denis hinein und Vatel wollte ihre Rückkehr an der Thürſchwelle erwarten, als das Mädchen, im Auswählen begriffen, plötzlich mit einem Seufzer bemerkte, daß ſie ihre Börſe ſammt den Wochenerſparniſſen vergeſſen und nun für heute auf allen Einkauf verzichten müſſe. Da trat Vatel ſo natürlich als ohne alle Verlegenheit auf den Käufmann zu und fragte: „Wie viel hat meine Couſine zu bezahlen?“ Ohne Zögern bezahlte er den verlangten Preis, dann bot er ſeiner improviſirten Muhme den Arm, führte ſie auf die Straße hinaus und fragte mit lauter Stimme: „Wohin gehen wir nun, Bäschen?“ — Lachend entgegnete das Mädchen: „Nach Hauſe zu mir, in die Vorſtadt Saint-Antoine.“ — „Mög' uns die Liebe geleiten!“ murmelte Vatel. Und die Liebe geleitete ſie ſo wohl, daß ſie auf Umwegen und Spaziergängen erſt nach dreiſtündigem Geplauder und Gekoſe an der beſcheidenen Wohnung der unvorſichtigen Griſette anlangten. Hier ſprach das Mädchen, als Vatel Miene machte, ihr in das Haus zu folgen:

„Großen Dank, mein Herr! weiter dürfen Sie nicht. Die böſen Zungen der Nachbarſchaft hätten ſonſt Grund ſich an mir zu üben, und das Einzige, was ich beſitze, iſt mein bischen Klugheit und Arbeit und das Vertrauen meiner Kundleute.. Alſo auf Wiederſehn!“

„Auf Wiederſehn — aber wo?“

„In dem Kaufladen in der Straße Saint-Denis.“

„Wann?“

„Sobald als möglich, morgen. Muß ich denn nicht das Geld zurückerſtatten, das ich ſchulde, ohne es geborgt zu haben?“

„Natürlich — alſo morgen.“

Vatel beugte ſich über das ſchöne Kind und raubte ihm wenigſtens drei Küſſe.

„Aber was thun Sie denn?“ ſchmälte die Kleine.

„Ich nehme die Intereſſen von meinem Capital.“

„Abſcheulich, ſchämen Sie ſich denn nicht Wuchergeſchäfte zu treiben!“

„Leben Sie wohl, ſchöne Deniſe!“

Des andern Tages zur ſelben Stunde Wiederſehen in dem Kaufladen, dieſelbe Promenade mit Umwegen und zum Schluſſe wieder dieſelben Wucherzinſen an den unerbittlichen Darleiher. Deniſe mochte bitten und ſagen was ſie wollte, Vatel weigerte ſich das Capital in Empfang zu nehmen und gewann von der Schwäche des Mädchens bald das Recht, allabendlich denſelben ſüßen Zoll von ihren Lippen erheben zu dürfen.

Was ſoll ich Ihnen noch ſagen? Küſſe dauern zu kurz; in wenigen Tagen wurde Vatel's Leidenſchaft zur Flamme, und wiewohl die Pariſer Griſetten faſt alle ihr Herz auf der Zunge tragen, ſo verfolgte doch unſeren Abentheurer ein eigener Unſtern. Einestheils war es ihm nicht möglich, ſeinen Dienſt zu vernachläßigen, um, wenn es ihm eben beifiel, ſeinem Liebesphantom nachzujagen; andererſeits mußte Deniſe vorſichtig ſein und die Schicklichkeit beobachten. Ihren Geliebten freundlich zu empfangen, konnte ſie nur einmal in der Woche die Abweſenheit ihrer alten Pathe, wie ſie ſie nannte, benützen und die Liebenden hatten nur Sonntags Gelegenheit ein paar Stunden beiſammen zu ſein.

Eines Abends bemerkte Vatel, als er mit Deniſen koſte, er, der für ſie nur ein gewöhnlicher Handwerker aus Verſailles war, an ihrem Finger einen koſtbaren, mit einer reichen Perle gezierten Ring. Alſobald erhob er ſich wie ein Eiferſüchtiger und Wüthender, und machte ihr bittere Vorwürfe über Untreue und Betrug; aber mit der unſchuldigſten Miene von der Welt hörte das Mädchen dieſe harten Worte an, reichte ihm die ſchöne Hand und ſprach ſanft:

„Mein Freund, dieſes reiche Kleinod iſt ein Andenken von meinem Vater, das einzige was ihm von ſeinem früheren Reichthum geblieben. Ich durchmuſterte heute zufällig meinen kleinen Kram und fand den Ring, den ich anſteckte; verzeihe, wenn ich Dir dadurch irgend Weh gethan, ſo wie ich Deine Beleidigungen verzeihe. Haſt Du aber noch Luſt ungerecht zu ſein und die Treue Deiner Deniſe zu verdächtigen, ſo nimm dieſen unglückſeligen Ring, der mich nun gar nicht mehr erfreut, öffne das Fenſter und wirf dieſes Andenken, dieſe Reliquie, auf die Straße hinaus.“

Kaum geſagt, ſo geſchehen. Vatel's Eiferſucht ließ ſich durch die ſüßen Worte nicht beruhigen; er öffnete das Fenſter, nahm den Ring und warf ihn ohne Barmherzigkeit auf das Straßenpflaſter hinab.

Deſſen ungeachtet war und blieb Deniſe an dieſem Abend hinreißend. Sie bemühte ſich ſichtbar dem Wahnſinnigen zu gefallen, der ſie ſo gekränkt hatte, — und nun frage ich Sie, ob eine unſerer Damen vom Hofe gleich Deniſen vor lauter Zärtlichkeit das Opfer eines ſo koſtbaren Geſchmeides, eines werthen Andenkens, eines wahren Familienſchatzes, der ihr einziger war, hätte verſchmerzen und vergeſſen können?

Eben am Tage nach dieſer Scene, deren bitteres Unrecht er jetzt bereute, promenirte Vatel mit ſeinem innigſten Freunde Gourville Arm in Arm durch die Gärten von Verſailles, von dem Frühlingsfeſte, das zu Chantilly vorbereitet wurde, ſprechend; ſie bogen aus einer Allee heraus, ich glaube es war die der Philoſophen, als Vatel plötzlich einen halbunterdrückten Schrei der Ueberraſchung ausſtieß, ſich zitternd auf eine Steinbank niederließ und ſeine Blicke glühend auf eine reizende Dame heftete, die eben aus dem jungen Gebüſche der Hagebuchen an der Seite eines jungen ſchönen Hofherrn hervortrat.

„Großer Gott,“ rief Vatel, „ſei barmherzig! Dieſe Aehnlichkeit! Nein, nein ſie iſt es ſelbſt! Welche Ehre, welch ein Unglück für einen armen Teufel meiner Art! Ich fühle mich krank, meine Pulſe fliegen, ich erſticke!“

„Aber lieber Vatel,“ fragte Gourville, „verlierſt Du den Verſtand?“

„Nein, noch nicht — aber ich fühle, daß ich ihn bald verlieren muß.“

„Warum aber?“

„Weil ich jenes Weib ſehen muß.“

„Kennſt Du ſie denn?“

„Ob ich ſie kenne! Es iſt ja meine Deniſe, meine ſchöne Deniſe.“

„Biſt Du wahnſinnig? das iſt ja die Herzogin von Ventadour, die ſich erſt ſeit heute Morgen in Verſailles befindet.“

„Seit heute Morgen erſt?“

„Gewiß; ſie kommt von ihren fernen Beſitzungen von Lamotte, wo ſie einſam wie eine Nonne leben mußte, weil es ihr unwürdiger Gemahl ſo haben wollte; jetzt gehört ſie zu den Hofdamen von Madame.“

„Ich athme wieder auf! und dieſer junge Herr, der ſie begleitet und ihr Schmeicheleien vorſagt — ?“

„Iſt der Chevalier von Tilladet, ihr Vetter, ein edler Verwandter, der ihr Rache nehmen hilft für die Beleidigungen des Herzogs von Ventadour, und man verſichert, daß dieſe Rache vollſtändig ſei.“

„Es iſt doch wunderbar! Dieſe Aehnlichkeit erſchreckt mich noch immer, und faſt bin ich auf den Chevalier eiferſüchtig. Doch genug davon! Und doch nein, ich denke immer daran, bis zum Sonntagabend, dann ſehe ich meine Deniſe wieder und vergeſſe der Herzogin!“

„Aber wer iſt denn dieſe Deniſe, deren Bild Dich ſo verfolgt und die Du nun vollends in einer hohen Dame wiederfinden willſt?“

„Dieſe Reizende und Wunderbare, lieber Gourville, iſt nichts als eine kleine Nätherin, aber eine Arbeiterin von Auszeichnung, eine Griſette von Erziehung und feinem Benehmen, von zierlichem Ausdruck, adeligem Weſen und mit Händchen ſo weiß und weich und zart wie die einer Prinzeſſin. Ich liebe ſie und liebe ſie täglich mehr; früher oder ſpäter wird Deniſe meine Gattin, und wenn ſie nun erſt mit Gottes und meines Geldes Hilfe Seide, Sammt, Federn und Spitzen trägt, ſo wird ſie wohl in vielen Augen mehr gelten als die ſtolzeſte Herzogin von Frankreich.“

Am nächſten Sonntag war Vatel beim Stelldichein auf dem Dachſtübchen noch pünktlicher als ſonſt; der ehrliche Liebhaber hatte ſich ſtill vorgenommen, Deniſen ſeinen wahren Stand und Namen, ſeine Plane und Hoffnungen zu geſtehen; er überlegte bereits die zärtliche Rede, worin er ſie um ihre Hand bitten wollte. Aber entſetzliche Täuſchung, diesmal erſchien Niemand, ihm die Hausthüre zu öffnen, Niemand wartete ſein, Niemand lächelte ſüß und Niemand umarmte ihn. Der Abend, die Woche, die nächſte, ja ein Monat vergingen ſo; keine Deniſe war mehr zu ſehen, weder in dem Dachſtübchen der Vorſtadt, noch in den glänzenden Sälen des Pallaſtes, — und daß ſein Kummer und ſeine Reue den höchſten Gipfel erreiche, erhielt Vatel am Tage, als er eben zu dem Feſte von Chantilly abreiſen mußte, folgende Zeilen von Deniſens ſchöner Hand:

„Sie haben mich hintergangen; Sie ſind kein ſchlichter Handwerker aus Verſailles und heißen nicht Julian; Sie ſind Herr Vatel und in Dienſten des Prinzen. Ich habe mein Stübchen in der Vorſtadt verlaſſen und verlaſſe demnächſt auch Paris, um Sie niemals wieder zu ſehen. Leben Sie wohl, es war recht ſchlecht von Ihnen, ein armes Mädchen ſo zu umgarnen, welches zu niedrig iſt, um Ihre Gattin zu werden und zu ſtolz, um Ihre Maitreſſe zu bleiben."

„Deniſe."

Dieſes Billet war ein Gnadenſtoß für Kopf und Herz des Unglücklichen; ſpät erſt folgte er dem Hofſtaate ſeines Herrn, weinend wie ein Wahnſinniger und unfähig zu ſorgen und anzuordnen, wie es die außerordentliche Gelegenheit verlangte. Erſtaunen Sie nach allem dieſem nicht, daß Vatel zwölf Nächte ſchlaflos geblieben, und daß es nicht nur an zwei, ſondern an fünf und zwanzig Tiſchen des Souper's, welches der Prinz dem Könige gegeben, an Braten gefehlt hat.

Zu Chantilly nahm das Andenken an Deniſen in Vatel's Augen noch einmal Geſtalt, Miene, Erſcheinung und Leben eines weiblichen Weſens an, und dieſes weibliche Weſen war wieder die Herzogin von Ventadour, die der unglücklich Liebende ſchon einmal in den Gärten von Verſailles geſehen. Die ganz natürliche Gegenwart dieſer hohen Dame bei dem großartigen Hoffeſte, erfüllte den Armen und Troſtloſen mit fremdartigen Ideen, kindiſchen Vermuthungen und unſchuldigen Thorheiten, die ſeine letzte Täuſchung, der letzte glückliche Wahn ſeiner unglücklichen Liebe waren. Abermals ſchien es ihm, daß die ſchöne Hofdame von Madame, Niemand anderes als Deniſe unter zweierlei Geſtalten ſei, davon die eine ihn auf dem Dachſtübchen beglückte, während ihn die andere im Pallaſte verachtete. Von nah und fern, aus Blicken, Bewegungen und Worten der Herzogin ſuchte er ſich herauszudeuten, was nur ihm allein verſtändlich ſein oder was da heißen könnte: es iſt Deniſe. Endlich bildete er ſich ein, daß die Herzogin ihm ein mildes Lächeln der Theilnahme, einen Blick mitleidiger Liebe geſchenkt habe — und erſchüttert rief er für ſich aus: O barmherziger Himmel, laß die Herzogin verſchwinden und Deniſen wieder zurückkehren!

Und der Himmel ſchien Vatels heimliches Gebet zu erhören, und wenn die Herzogin auch nicht ganz verſchwand, ſo erlaubte ſie doch Deniſen ſich zu zeigen. Donnerstags Abends zog der König in Chantilly ein; ungefähr gegen eilf Uhr, nachdem die letzten Anordnungen für das Serviren getroffen, bat Vatel ſeinen Freund Gourville ihn zu vertreten und begab ſich, um zu träumen, hinab in den Park, der wie durch Zauberei in dem Glanze eines endloſen Lichtmeeres ſchwamm. Der glückliche Zufall nahm ſich mitleidig des traurigen Träumers an, der ſeufzend und leidend auf ein Wunder zu warten ſchien; mitten in einem Bosquet blühender Lindenbäume bei dem Lichte der Girandolen ſah Vatel eine junge Dame einherſchreiten, mit leiſem Fuß wohl die Erde berührend, aber mit Augen und Gedanken über den Wolken weilend; ſie näherte ſich ihm, ohne ihn zu ſehen und zu hören; ſchon berührte ihn der Saum ihres Kleides, da kniete Vatel, von einer räthſelhaften und unwiderſtehlichen Eingebung getrieben, nieder und flüſterte den Namen: Deniſe.

Und wer ſollte es glauben, bei dieſem Namen, der doch nicht der ihre war, kehrte die Herzogin von Ventadour aus den Wolken zur Erde zurück, ſie blieb ſtehen und fragte mit bewegter Stimme:

„Sie nannten meinen Namen, da bin ich — und wer ſind Sie?“

„O Sie wiſſen es wohl, gnädige Frau — Du weißt es, Deniſe! Ich bin Vatel für alle andern Menſchen, und bin Julian für Dich allein.“

„Woher kommen Sie?“

„Aus einer Welt, wo man leidet, ſeufzt und in jedem Augenblicke ſtirbt.“

„Und was iſt das für eine Welt?“

„Die Welt der Liebe, die ſich erinnert und trauert.“

„Sie erinnern ſich?“

„An Deniſe.“

„Sie trauern?“

„Um Deniſe, ewig um Deniſe und Sie, gnädige Frau?“

„Ich bin die Herzogin von Ventadour.“

„O Deniſe, meine ſchöne Deniſe ſeh' ich Dich denn, erkenn' ich Dich denn nicht trotz dieſes Goldes und dieſer Diamanten! O ich Unglücklicher, daß ich, noch weiß ich ſelbſt nicht wie, die verderbliche Laune einer Dame von Stand angeregt, die ſich damit beluſtigte, mich zu bezaubern und zu Grunde zu richten. Und ich Leichtgläubiger, ich liebte Sie ſo von ganzer Seele, gnädige Herzogin, ich betete Dich an, Deniſe, — und welche von Ihnen Beiden wird nun ſo barmherzig ſein, mir zu antworten, mich zu tröſten, mich zu beweinen?“

„Herr Vatel, Ihre ſonderbaren Reden beleidigen die Herzogin von Ventadour, — aber Du mein armer guter Julian, komm her zu Deiner Deniſe, komm, folge ihr auf ihr Dachſtübchen!“ —

— Mitternacht war längſt vorbei, die aufſteigenden Raketen eröffneten das Feuerwerk, das auf dem großen Wieſenplatz abgebrannt wurde, da reichte die Herzogin Vatel die Hand und ſprach leiſe:

„Leben Sie wohl, Julian! Ich habe zum letzten Male mit Ihnen geſprochen und Ihre geliebte Deniſe verſchwindet mit heute; künftig werden Sie nur noch die Herzogin von Ventadour zu Verſailles ſehen. Der König, ungehalten über das, was er an mir unverzeihlichen Leichtſinn nennt, hat mir nur zwiſchen der Langenweile meines Haushaltes und der Einſamkeit bei den Carmeliterinnen die Wahl gelaſſen; ich habe verſprochen mich anſtändig zu langweilen und will mit Gottes Hilfe und nach dem Rathe von Madame mein Wort halten. Mein Herz bleibt Dir, Julian, möge Dich künftighin die Aehnlichkeit der hinfälligen Geſtalt Deniſens nicht beirren!"

„Gott ſegne Dich, Deniſe," erwiderte traurig Vatel, „und mache der Herzogin wieder Platz, ich habe ein unfehlbares Mittel gefunden, ewig mit meiner Deniſe zu ſein."

Die Herzogin verſchwand in den Laubgängen des Parkes; das Kunſtfeuerwerk warf ſeine leuchtenden Blumen gegen den Himmel, der Horizont ſchien aufflammen zu wollen in Licht und Farben; erſt Geräuſch und blendender Glanz, dann Schweigen, Nacht, und Nichts! — Noch um vier Uhr des Morgens wandelte Vatel in den Gärten von Chantilly, tief betrübt durch ſeinen Verluſt, glühend aufgeregt durch den Gedanken an ein Wiederſehen der — Herzogin. Er ging auf ſein Zimmer und um ſich von ſeiner Deniſe, die er wiedergefunden hatte und die er noch immer zu ſehen glaubte, nicht trennen zu müſſen, vertiefte er ſich ſo ganz in den Wahn und Schmerz ſeiner Liebe, daß er ſich mit ſeinem Degen durchbohrte. — Sie ſehen wohl, Frau Marquiſe, wandte ſich ſchließend Herr von Hacqueville an Frau von Sevigne, daß meine Erzählung jener Mereuil's wenig gleicht, und ich verſichere, daß die Seefiſche von Chantilly mit dem Tode Vatels in keiner Verbindung ſtehen.

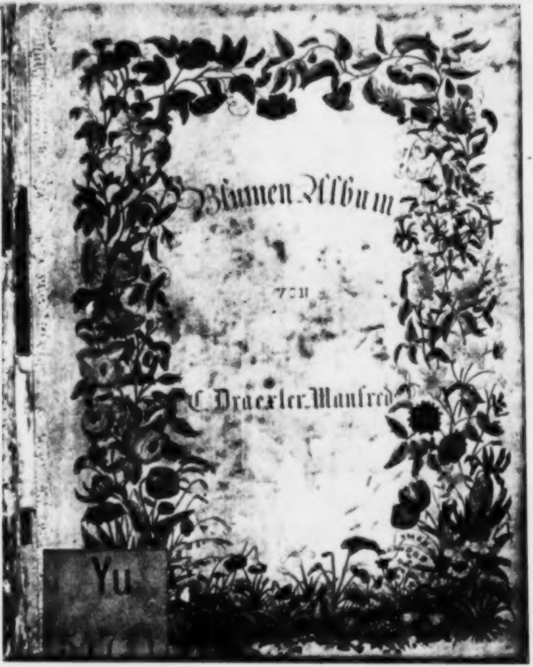
„Sie haben Recht," erwiderte die geiſtreiche Marquiſe, „aber meine Erzählung iſt nun einmal geſchrieben und ich ändere keine Sylbe daran; nur will ich meiner Tochter eine zweite, vermehrte und verbeſſerte Auflage dieſer traurigen Geſchichte ankündigen."

Und Frau von Sevigne ſchloß ihren Brief an Frau von Grignan folgendermaßen:

„Herr von Hacqueville, der dabei gegenwärtig war, wird Dir ohne Zweifel näheren und ausführlicheren Bericht erſtatten; ich weiß nichts mehr davon und glaube Du wirſt auch genug daran haben. Die Verwirrung dadurch muß groß geweſen ſein; jedenfalls ein ſehr unangenehmer Vorfall bei einem Feſte das fünfzigtauſend Thaler gekoſtet hat." —

Ein unangenehmer Vorfall! Armer Vatel, ſei Dir die Erde und dieſe Trauerrede der Sevigne leicht!

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

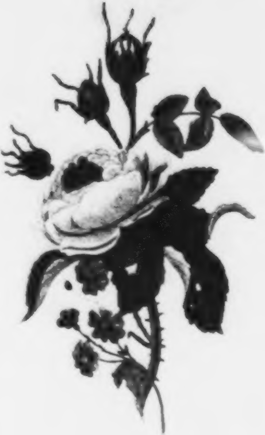


Blumen Album

von

C. Draexler-Manfred

Yu



ROSE _ PRIMEL _

Das

Blumen-Album.

Der

Pflanzen Symbolik und Sprache

in

Abendland und Morgenland.

Von

Dräxler-Manfred.

A. S.

H .1914. [illegible]

Siegen & Wiesbaden,
Verlag von Friedrich und Scholz

Der

Hochwohlgebornen Frau

Marie von Bethmann

gebornen

Freiin von Boſe

in

hochachtender Verehrung.

Prolog.

Das Räthſel holder Lenze,
Die Blumen ſiehe ſtehn,
Wie ſie die Elfentänze
Im Abendwind begehn.

Viel duftige Kronen ſtehen
In Zeilen ſchön gereiht,
Viel grüne Büſche wehen
Darüber weit und breit.

Und in den zarten Narben,
Im ſeidnen Blätterdach,
Da iſt von Tönen und Farben
Ein ganzer Himmel wach.

Und willſt Du Dich entzücken,
Verſtehen dieſen Chor,
Sieh mit der Liebe Blicken,
Horch mit der Freundſchaft Ohr.

Gar Vieles was ſie flüſtern,
Verhallt im Lärm der Welt,
Indeß es liebelüſtern
Ein Herz gar leicht behält.

Das Herz, der Zauberdrache,
Der alle Schätze wahrt,
Hat auch die Blumenſprache
Den Dichtern offenbart.

◆

Blumen neigen ſich vor Frauen,
Frauengunſt iſt ihnen Glück,
Wie ſie auf zum Himmel ſchauen
In der Sonne milden Blick.

Lebend dienen ſie den Frauen,
Spenden Duft und Farbenluſt;
Sterbend fühlen ſie kein Grauen,
Welken ſie an ſchöner Bruſt.

h.

Blumen gleichen faſt den Frauen,
Schön und ſinnreich ſind auch ſie,
Liebesſchmuck der Erdenauen,
Reichſter Kelch der Poeſie.

Blumen ſprechen gern zu Frauen,
(Dichtern auch iſt eigen dieß!)
Weil Gefühl ſie und Vertrauen
Dort zu finden ſind gewiß.

Und die lieblichſte der Frauen
Sieht vielleicht in holder Flucht,
Was ein Dichter aufzubauen
Hier aus Reim und Blumen ſucht.

Das

Blumen-Album.

Schön geſchmückt mit ſanftem weißen Bande,
Reden ſie das Wort vom Abendlande, —
Und vom heißen rothen ſüß umſchlungen,
Sprechen ſie des Morgenlandes Zungen.

Sprich, welche Blume wäre nicht
Ein ſüßer Einfall holder Liebe!
Calderon.

(Das **A.** bezeichnet die abendländiſche, das **M.** die morgenländiſche Bedeutung.)

Adonis vernalis. L.

Adonis.

(Frühlings-Adonis, böhmiſche Chriſtwurz, Teufelsauge, Blutauge.)

A.

1. Vor den goldgeſchmückten Blüthen
Magſt Du Dich, o Holde, hüten:
Schönheit iſt nur äußre Schrift
Und im Innern ſchleicht das Gift.

M.

2. Sieh den ſchlanken Adonis,
Er meldet der Perſerin dies:
O Feindin, ſtolz und ſüß,
Du biſt Deines Sieges gewiß!

* * *

Spica secalis cerealis.

Aehre.

A.

3. Du biſt ſo klug und biſt ſo weiſe,
Es iſt Dein Geiſt ſo reif und reich,
Du ſtehſt ſo feſt in Deinem Gleiſe
Und biſt mir Schutz und Glück zugleich.

M.

4. Wie ſich wiegend neigt die Aehre,
Neige Du auch Dich mir zu,
Und gewähre,
Was ich glühendheiß begehre!

◆

Agave americana. L.

Agave.

A.

5. Soll ich Dir vertrauen,
Gieb mir erſt Beſcheid,
Ob bei Dir zu bauen
Auf Standhaftigkeit?

M.

6. Empfange geneigt
Die demuthige Agave,
Die Blume bezeugt,
Daß ich Dir diene als Sclave.

◆

Aquilegia vulgaris. L.

Aglei.

(Akelei, Frauenhandſchuh.)

A.

7. Zierlich ſchön emporgeſchoſſen
Und das Köpfchen doch geſenkt,
Bin beſcheiden und verſchloſſen,
Doch in Muthwill auch verſenkt.

M.

8. Reizende Schenkin, ſagt Beſcheid
Dir nicht der nickende Aglei?
Trotz all Deiner Schalkhaftigkeit
Bleibt Dir mein Herz doch treu.

* * *

Acer pseudo platanus. L.

Ahorn.

(Orle, Lenne.)

A.

9. Rein iſt und edel mein Gefühl,
O treibe nicht mit mir ein Spiel;
Bald iſt Dein Leben auch verſüßt,
Wenn es von mir durchgeiſtet iſt.

M.

10. Unähnlich Dir, ganz ohne Dorn,
Verkünde dieſer Zweig Ahorn:
Wie ſchön im Zwiſt, wie reizend biſt
Du ſelbſt in Deinem Zorn.

* * *

Robinia Pseudacacia. L.

Akazie.

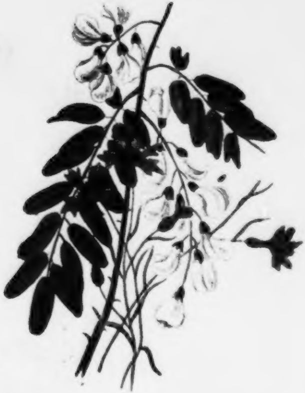
(Robinie.)

A.

11. Für Dich iſt jedes Bemühen
Und jede Arbeit leicht:
Nicht kann die Kraft entfliehen
Eh' ſie ſolch Ziel erreicht.

M.

12. Zu fragen Dich, wähl' ich
Die Blüthe der Akazie:
Wann wieder ſeh ich Dich
In Deiner vollen Grazie?



AKAZIE _ KORNBLUME _

Stich u Druck d. lithograph. [illegible]

Kgl.Univ.Bibl.
Berlin

Inula Helenium. L.

Alant.

(Olant.)

A.

13. Liebteſt Du mich allein,
Wär' ich gewiß ganz Dein:
Doch nicht theil' ich gern mit Andern,
Und will lieber weiter wandern.

M.

14. Dir geſteh' es der Alant,
Daß mein Herz von Dir gewandt,
Weil Du jetzt als falſch
Und als treulos biſt erkannt.

◆

Aloë carinata. L.

Aloe.

A.

15. Aloen harren hundert Jahr
Bis zum Blüthenaugenblick,
Drum auch hoff' ich immerdar,
Endlich lächelt doch mein Glück.

M.

16. Beſprengt mit Tröpfchen Schnee,
Seufzt für mich die Aloe:
O gieb, eh' ich in Schmerz vergeh',
Ein Mittel für mein Weh.

Atropa Mandragora. L.

Alraun.

(Wolfskirſche, Tollkraut.)

A.

17. Ob auch der Schönheits Zier
Ich an Dir ſehe,
Wird doch unheimlich mir
In Deiner Nähe.

M.

18. Mich warnt der Alraun,
Ich ſoll Dir nicht trau'n,
Du haſt wohl betrogen
Schon Mädchen und Frau'n.

Amaranthus tristis. L.

Amarant.

(Sammtblume. Tauſendſchön.)

A.

19. Vorbei der Freudenlenz
Die holden Stern' erbleichen,
Und Deine Stirne kränz'
Ich nun als Trauerzeichen.

M.

20. Verſtehſt Du die Amarante?
Ich ſah Dich und entbrannte,
Weil ich die Pracht und Macht
Der Lieb' in Dir erkannte.

* * *

Amaryllis formosissima. L.

Amarillis.

(Sarensblume.)

A.

21. Wirſt Du liebend mich auch achten,
Meiner Tugend-Engel ſein?
Dann nur kann ich Deinem Trachten
Freundliches Gehör verleih'n.

M.

22. Dir ſagt die Amarille:
Dem Liebenden ſtets
Wird zum Geſetz
Der Vielgeliebten Wille.

Anemone coronaria. L.

Anemone.

(Windröschen, Ruggei.)

A.

23. Hoffnung auf Deine Verzeihung,
Betrübniß und Bereuung
Siehſt Du in ernſten Zügen
Auf meinen Blättern liegen.

M.

24. Nimm hier die Anemone,
Sie fleht zu Dir: Belohne
Des Herzens treue Liebe
Doch nicht mit bittrem Hohne!

* * *

Pimpinella Anisum. L.

Anis.

A.

25. Artigkeit und ſeine Sitte
Schmücken Dich ſo ſchön,
Laß mich doch in ihrer Mitte
Zärtlichkeit auch ſehn.

M.

26. Lies, Bruder, lies
Auf Blättern des Anis:
Der lauft Gefahr gewiß,
Der Freundes Rath verſtieß.

* * *

Pirus malus. L.

Apfel.

(Heerling.)

A.

27. Eva Du, an Unſchuld und an Güte,
Ehe noch der erſte Apfel blühte,
Und an Schönheit Aphrodite,
Der ich ihn als Paris biete.

M.

28. Rothwangig ſpricht
Der Apfel voll Beſtrebens:
Entferne Dich nicht,
O ſüßer Frühling meines Lebens!

* * *

Prunus armeniaca. L.

Aprikoſe.

(Mölle, armeniſche Pflaume.)

A.

29. Zu der Freundſchaft ſpricht ſie leiſe:
Wie durch Wohlthun Du beglückſt!
Und zur Lieb' in lauter Weiſe:
Zarte Seele, Du entzückſt!

M.

30. Es winkt die Aprikoſe:
Mein iſt das ſchönſte der Looſe,
Wenn Du erhörſt, wenn Du gewährſt
Mein Liebesflehn, o Loſe!

Aster grandiflorus. L.

Aſter.

(Sternblume, Sterling.)

A.

31. O Wonne im Wiederſeh'n,
Die Trennung ſie endet,
Das Herz will in Luſt vergeh'n,
Weil ſich ſein Loos gewendet.

M.

32. Die ſternblumige Aſter
Sie ſäuſelt ſo lind:
Beflecke mit Laſter
Dich niemals, o Kind!

* * *

Primula auricula. L.

Aurikel.

(Bärenöhrlein, Ohrringel, Alpenhimmelsſchlüſſel.)

A.

33. Bunt und doch vom ſelben Stamme,
Vielfarb und doch ſtets die eine,
Gleicht ſie wohl der Tugend Flamme,
Die auch vielfach ſtets die reine.

M.

34. Der Freund, er ſendet hie
Symboliſche Aurikeln:
Die Freundſchaft endet nie,
Sie gleicht den Sonnencykeln.

* * *

Valeriana rubra. L.

Baldrian.

(Narde.)

A.

35. Flatterhaftes Ding!
Laß Dir doch die Flügel binden,
Loſer Schmetterling,
Der allüberall zu finden.

M.

36. Es fleht Dich an der Baldrian:
Ich hab' Dir weh' gethan;
Darf Deiner Huld in meiner Schuld
Ich wohl mich wieder nah'n?

Impatiens Balsamina. L.

Balſamine.

(Springſaame, Roſe.)

A.

37. Ja, Deine feurige Liebe
Brach meinen ſpröden Sinn,
Zweifel und Stolz zerſtiebe,
Glück ſei Dein Gewinn!

M.

38. Zur Schönen ſpricht die Balſamine:
Ich leſe Schmerz auf Deiner Miene;
O reiche huldvoll Deine Hand
Dem Bittenden zur Sühne!

* * *

Phalaris canarienſis. L.

Bandgras.

(Kanariſches Glanzgras.)

A.

39. Mädchen, das ich lieben muß,
Gib, o gib mir einen Kuß;
Süßer Kuß und holder Blick
Sind der Liebe höchſtes Glück.

M.

40. Sieh hier das gebänderte Gras:
Liebchen, o weiß Du was?
Setz Dich zu mir und horch,
Ich erzähle Dir dies und das.

◆

Ocimum Basilicum. L.

Baſilie.

(Erätge, Hirnkraut.)

A.

41. Mild biſt Du wie ein Kind,
Mild wie die Engel ſind,
Mild, wie ein ſüßes Weib, —
O bleib es immer, bleib!

M.

42. Im Mondenſchein
Da flüſtern Dir die Baſilien:
Wir laden Dich ein
Zu theilen ſeine Vigilien.

Artemisia fragrans. Willd.

Beifuß.

(Johannisgürtel.)

A.

43. Geſundheit, Erdentroſt,
Geſchenk der Göttergnade,
Sie träufle ihren Moſt
Auf alle Deine Pfade.

M.

44. Dich warnet der Beifuß
Vor Tücken und Verdruß:
Es achte, wer nicht muß,
Auf keines Falſchen Gruß.

Betula alba. L.

Birke.

(Hängebirke.)

A.

45. Laß das Trauern, laß das Weinen
Und entſage dieſem Jammer,
Goldne Sonnenſtralen ſcheinen
In die ſtille Trauerkammer.

M.

46. Nimm das Birkenblatt:
Heut bin ich des Neckens ſatt!
Soll es Morgen wieder ſein
Find' ich mich gerüſtet ein.

* * *

Pirus communis. L.

Birne.

A.

17. Wie Du ſchön und reizend biſt,
Wie ſo üppig Deine Glieder;
Wünſche, die mein Herz verſchließt,
Zucken durch die Augenlieder.

M.

18. Sieh die ſchwellende Birne:
Meiner Bitte nicht zürne;
Gib, o gib, o gib mir —
Hoffnung, reizende Dirne!

* * *

Phaseolus vulgaris. L.

Bohne.

A.

49. Tieſes Beileid Deiner Trauer
Zu bezeigen, kam ich her:
Sei des Schmerzes Laſt und Dauer
Deinem Herzen nicht zu ſchwer!

M.

50. Mahne Dich die Blüthe der Bohne,
Daß ich großmüthig Deiner ſchone,
Und Deinem falſchen Sinn und Hohne
Mit edler Münze lohne.

* * *

Eringyum campestre. L.

Brachdiſtel.

(Mannstreue, Hundertkopf, Ellaub.)

A.

51. Von Sechs bis Sieben
Währt euer Lieben,
Gar bald verwelkt zu Heu
Iſt ewige Männertreu.

M.

52. Es fragt die Männertreu:
Geſtehe mir's frei,
Liebſt Du mich allein,
Oder noch Zwei und Drei?

Nigella damascena. L.

Braut im Grünen.

(Jungfer im Buſch, Schwarzkümmel, damaſcener Gleiſe.)

A.

53. Bald naht die ſchöne Stunde,
Die Dich mir eigen gibt,
Wie ſehn' ich nach dem Bunde —
Nur glücklich iſt, wer liebt!

M.

54. Meldet nicht die Braut im Grünen,
Daß ich lebe, Dir zu dienen,
Daß ich Honig, wie die Bienen,
Hole nur aus Deinen Mienen.

◆

Urtica urens. L.

Brenneſſel.

A.

55. Gefahren umgeben Dich,
O flieh' ſie — und höre:
Sie treffen am Leben Dich,
Wo nicht, an der Ehre!

M.

56. Unſcheinbar und verächtlich wohl
Dünkt Dich die brennende Neſſel,
Und doch bedeutet ihr Symbol:
Der Tod nur bricht meine Feſſel.

* * *

Rubus fructicosus. L.

Brombeere.

(Haſelblättrige Himbeere.)

A.

57. Sei mein, und verſchwunden
Sei jetzt Deine Kälte,
Die Leiden und Wunden
Durch Liebe vergelte!

M.

58. Wie ruft Dir ſo heiter
Aus grünem Laube die Brombeere:
Nun zürne nicht weiter,
Der Schaden diene Dir zur Lehre.

Fagus sylvatica. L.

Buche.

(Rothbuche.)

A.

59. Seelenruhe, Herzensfrieden
Sind mit Dir und Dein,
Mögen ſie Dir auch beſchieden
Bis an's Ende ſein.

M.

60. Es wendet das Laub der Buche
Zu Dir ſich mit dieſem Spruche:
Wer fangen will, der eile,
Wer finden will, der ſuche.

* * *

Buxus. L.

Buchsbaum.

A.

61. Dem Du Thränen haſt geweinet,
Hab ich meine auch geweiht;
Süßer Troſt, daß wir vereinet
Werden durch Unſterblichkeit!

M.

62. Was ſagt der niedre Buchsbaum?
Leben und Lieben iſt Traum,
Und ſich an beiden zu weiden,
Verlohnt der Mühe kaum.

◆

Cactus grandiflorus. L.

Cactus.

A.

63. Spärlich tönet Deine Rede,
Die um Eitelkeit nicht haſcht,
Aber dann ſind wir durch jede
Wendung überraſcht.

M.

64. In der ſeltnen Cactusblüthe
Seh ich Deine ſeltne Güte,
Die aus jedem Deiner Züge,
Wenn Du ſchwiegeſt, ſich verriethe.

* * *

Acorus calamus. L.

Calmus.

(Zittwer.)

A.

65. Nicht ſchneid' ich ſchmeichelnd Dir die Cour,
Mein Wort iſt oftmals bitter,
Doch mein' ich's Dir zum Beſten nur
Und bin Dein treuſter Ritter.

M.

66. Lies aus ſchlichtem Calmusſchilfe:
Daß Du leicht wie eine Silfe,
Und das Höchſte zu erreichen,
Nicht bedürfeſt fremder Hilfe.

* * *

Camellia japonica. L.

Camellia.

A.

67. Dein Prunken trifft der Tadel,
Dein vornehmes Begehr;
Im Geiſte ſteckt der Adel,
Und nicht im Stammbaum mehr.

M.

68. Magſt Du meine Abſicht ermeſſen
Aus dieſer Camellie:
Die Thorheit der Welt zu vergeſſen
Greif ich zur Bouteille.

* * *

Anthemis valentina. L.

Camille.

K.

69. Deine Eiferſucht
Kränket mein Gemüthe,
Welche bittre Frucht
Aus ſo ſchöner Blüthe!

M.

70. So bitter die Camille,
So ſtreng iſt auch Dein Wille;
Beweis für meine Liebe,
Daß ich ihn doch erfülle.

* * *

Cassia elegans. Kunth.

Caſſia.

A.

71. Erweiſe Dich höflich Allen,
Vertraulich nur mir allein,
Du wirſt dann Allen gefallen
Und doch kokett nicht ſein.

M.

72. El Hemad ſchickt ſeinem Mädchen
Der blühenden Caſſien drei,
Zu ſagen ihr, daß ſie die Schönſte
In ganz Circaſſien ſei.

Cichorium intybus. L.

Cichorie.

(Wegwarte, Hindlei.)

A.

73. Du biſt nicht was Du ſcheinſt
Und thuſt wie Diplomaten,
Du ſagſt nicht was Du meinſt
Und läßt es nur errathen.

M.

74. Was heißt wohl die Cichorie?
Sie deutet etwas herbe
Auf die fatale Hiſtorie
Vom zierlichſten — der Körbe.

* * *

Cistus Helianthemum. L.

Ciſtröschen.

(Sonnengürtel, Sonnen- auch Goldröschen, Erdeypen)

A.

75. Beglückt wer unbeneidet iſt,
Weil er, wie Du, beſcheiden iſt,
Und weil ein ſtiller Zauber ſein,
Dem alle Menſchen Liebe weih'n.

M.

76. Entnimm aus den Ciſten,
Was ich erdacht und hab' Acht:
Dich zu überliſten,
Will ich mich rüſten.

* * *

Citrus Limonium. L.

Citrone.

(Limonie.)

A.

77. So lebe denn wohl!
Ich bliebe ſo gerne,
Doch zieht mein Idol
Mit mir in die Ferne.

M.

78. Ernſt bedeutet die Citrone:
Füg' Dich meinem Wunſche,
Vor der Lacher kaltem Hohne
Mich Dein zarter Sinn verſchone.

* * *

Cucumis Colocynthis. L.

Coloquinte.

A.

79. Du biſt ſo tief erſchüttert,
Du wurdeſt hintergangen,
Und meine Seele zittert
Um Dich mit ſtillem Bangen.

M.

80. Beſſer die herben Coloquinten
Vom Freunde ohne Finten,
Als die ſchönſten der Roſen
Von Falſchen und Uebelgeſinnten.

Erythrina Corallodendron. L.

Corallenbaum.

A.

81. Folge doch dem Schicklichen,
Schweige, wenn Dich was erfreut;
Göttin für die Glücklichen
Iſt Verſchwiegenheit.

M.

82. Dir künd' es der Zweig von Corallen,
Wie meine Gedanken
Dich immer umwallen,
Um Dir zu gefallen.

* * *

Coriandrum sativum. L.

Coriander.

A.

83. Flieh das Getöſe
Der lärmenden Menge,
Es wandelt das Böſe
In ihrem Gedränge.

M.

84. Es ſpricht der Coriander:
Behüte daß ich wander'!
Viel beſſer iſt's
Wir bleiben bei einander.

Centaurea cyanus. L.

Cyane.

(Kornblume.)

A.

85. Der Blumenſtrand im Abendland
Verleiht dies Deuten der Cyane.
Beſcheidenheit und Kindlichkeit,
Sie ſeien es, woran ſie mahne.

M.

86. Am Blumenſtrand im Morgenland,
Da ſpricht die ſinnige Cyane:
O ſchaffe Rath, wie ich den Pfad
Mir ſchnell zu Deinem Herzen bahne!

* * *

Cupressus pendula. L.

Cypreſſe.

A.

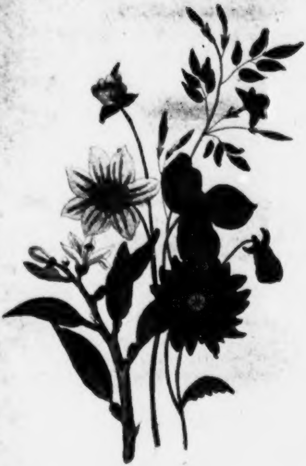
87. Willſt Du edel, groß und ſchön
Vor der Menſchen Augen ſtehn,
Suche die erhabne Dreiheit
Nur im hohen Geiſt der Freiheit.

M.

88. Säuſelnd flehet die Cypreſſe:
Daß Sie meiner nicht vergeſſe!
Und dereinſtens meinen Hügel
Noch mit ihren Thränen näſſe!

◆

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin



LEBERKRAUT. – ORANGENBLÜTHE. – ROTHER JASMIN. –
DAHLIA. –

Stich u. Druck der lithographischen Anstalt von [illegible] Friedrich's Buchhandlung [illegible]

DAHLIA. —

[illegible]

Georgina variabilis. Willd.

Dahlia.

A.

89. Wer wäre nicht entzückt,
Wenn er Dich erblickt?
Nur daß es ſo Viele ſind,
Macht mich bedenklich, Kind!

M.

90. Auf prunkenden Dahlien
Stehen die Marginalien:
Die Mädchen von heute
Denken nur an Sponſalien.

* * *

Phoenix dactylifera. L.

Dattel.

K.

91. Du biſt ſo reif und erfahren,
Daß Du verzeihen mußt,
Wenn ich mich zu bewahren
Vor Irrthum nicht gewußt.

M.

92. Uebermüthig, doch mit Beben
Fragt die Dattelfrucht:
Kennt ich Den, der mich zu heben
Aus dem Sattel ſucht!

* * *

Diſonröschen.

A.

93. Ich wag' es kühn und frage,
Glück mag die Antwort ſein:
Wann ſehe ich, o ſage,
Dich wieder doch allein?

M.

94. Es ſagt dies kleine Röschen:
Du ſteckſt in Alles Dein Näschen,
Und Deine ſchlaue Neugier
Treibt nur mit uns ihr Späßchen.

◆

Anethum graveolens. L.

Dill.

(Idle.)

A.

95. Ich ſchätze Dich in Deiner Kraft,
In Deiner edlen Stärke,
Weil muthig Du und ſeelenhaft
In jedem Deiner Werke.

M.

96. Schweig nur ſtill,
Ruft der Dill,
Weil ich Dich nicht
Hören will.

◆

Carduus argenteus. L.

Diſtel.

A.

97. Gegen Läſterung und Witze
Will ich männlich mich vertheidigen,
Daß kein Menſch den Muth brütze,
Ungeſtraft mich zu beleidigen.

M.

98. Es deutet Dir der Diſtelbart:
Sieh Dein Betragen war nicht zart,
Viel beſſer ziemte Schweigen Dir
Als Kränken auf muthwill'ge Art.

* * *

Rhamnus paliurus. L.

Dorn.

(Kreuzdorn.)

A.

99. Gefährlich kenn ich Dich,
Ich weiß, ich weiß,
Und dennoch zieht es mich
In Deinen Kreis.

M.

100. Erkenn' es im Dorn:
Ich glühe vor Zorn,
Dein unentſchiedner Sinn
Wird mir noch zum Sporn.

* * *

Caltha. L.

Dotterblume.

A.

101. Gold und Ehren ſind Dein Streben,
Glänzen willſt Du nur vor Allen,
Drum wird mein beſcheidnes Leben
Deinen Blicken nicht gefallen.

M.

102. Mein Tadel treff' Dich heut
Mit dieſer Dotterblume,
Denn Deine Heftigkeit
Gereicht Dir nicht zum Ruhme.

* * *

Dryas octopetala. L.

Driade.

(Waldgöttin, Hirſchwurz, Silberkraut, Drutte.)

A.

103. Was ſollen Spiel und Feſte,
Gar wechſelnd iſt die Zeit;
Nur Eines iſt das Beſte
Und heißt — Zufriedenheit.

M.

104. Erbaulich gerade
Spricht nicht die Driade,
Sie ſagt Dir es offen:
Um Dich iſt es Schade!

* * *

Veronica praecox. L.

Ehrenpreis.

A.

105. Weiſes Nützen Deiner Kraft,
Klugheit in der Zeit Verwendung
Iſt was Ruhm und Ehre ſchafft
Und des Mannes ernſte Sendung.

M.

106. Dir verkündet Ehrenpreis:
Ich erſchein' auf Dein Geheiß,
Fühl' ich mich doch glücklich ſtets,
Wenn ich Dir zu dienen weiß.

◆

Althea officinalis. L.

Eibiſch.

A.

107. Du haſt in die Welt hinein getollt,
Mit Leben und Genuß geeilt,
Gedacht nur was Dich freuen ſollt';
Nun denke, was Dich heilt.

M.

108. Empfange dieſen Eibiſch:
Wie biſt Du abergläubiſch,
Ein leichtbewegtes Rohr,
In allen Dingen weibiſch.

* * *

Quercus robur. L.

Eiche.

A.

109. Deutſcher Kraft gedenk' und Stärke,
Deines deutſchen Vaterlands,
Und es dränge Dich zum Werke
Die Geſinnung, nicht der Kranz.

M.

110. Es heißt das Blatt der Eiche:
Ich wanke nicht und weiche,
Als bis ich meiner Wünſche
Erſehntes Ziel erreiche.

* * *

Solanum Melongena. L.

Eierpflanze.

A.

111. Nimm dies kleine Angedenken,
Das der Freundſchaft Hand Dir ſchickt,
Um Dein Aug' dahin zu lenken,
Wo durch Deines man entzückt.

M.

112. Wenn die Gabe zarter Liebe
Dem Empfänger wär' zur Laſt,
Die Erkenntlichkeit, ſie bliebe
Dann hienieden nie zu Gaſt.

Paris quadrifolia. L.

Einbeere.

(Sternkraut, Wolfsbeere.)

A.

113. Du ſpöttiſches Genie,
Du gleichſt den loſen Dichtern,
Die Thorheit ſtrafen ſie
Mit lachenden Geſichtern.

M.

114. Nimm die Einbeere und höre:
Ich ſchwöre Dir auf Ehre,
Daß Du die Einzige biſt,
Der ich in Liebe angehöre.

* * *

Aconitum camarum. L.

Eiſenhut.

(Sturmhut, Haubenſporn.)

A.

115. Gering nur iſt mein Gut
Und meine Hütte klein,
Doch zöge froher Muth
Mit Dir und Segen ein.

M.

116. Dir ſagt der Eiſenhut,
Wie weh die Kränkung thut,
Doch gibſt Du einen Kuß,
Wird Alles wieder gut.

* * *

Verbena officinalis. L.

Eiſenkraut.

(Heiliges Kraut, Verbena, Eiſerich.)

A.

117. Zwiſt und Streit zu Ende,
Alle Waffen ruhn;
Reiche mir die Hände
Zur Verſöhnung nun!

M.

118. Rothblühendes Eiſenkraut:
Es gewinnt, wer vertraut,
Nur Muth, und alles wird gut,
Der Muth hat am beſten gebaut.

* * *

Gentiana acaulis. L.

Enzian.

(Genziane, Bitterwurzel, Kardannglocke.)

A.

119. Du biſt Dir Deines Werth's bewußt,
Und fühlſt es in der edlen Bruſt,
Doch weiß auch ich um dieſen Schmuck
Und ſage Dirs im Händedruck.

M.

120. O folg' dem Enzian,
Und denke nicht daran:
Was Dir ſo leid gethan,
War nur ein leerer Wahn.

Hedera Helix. L.

Epheu.

(Waldteppich, Mauerſau, Baumwinde.)

A.

121. Ewige Jugend und Kraft
Scheinen Dich friſch zu umſchweben,
Wer wie Du wirket und ſchafft
Adelt das irdiſche Leben.

M.

122. Horch der grünen Epheuranke:
Du allein biſt mein Gedanke,
Von Dir trennen ſoll mich können
Nicht der Zeit, des Raumes Schranke.

◆

Apium graveolens. L.

Eppich.

(Sellerie.)

A.

123. Wer ſich der Lebenden erfreut,
Denk' auch der Heimgegangenen,
Und wer der Freiheit Lieder weiht,
Gedenk' auch der Gefangenen.

M.

124. Ich ſende Dir von fern
Den häuslich ſtillen Eppich,
Er ſagt: Dir macht' ich gern
Die Welt zum Blumenteppich.

* * *

Pisum sativum. L.

Erbſe.

A.

125. Selbſt dem Unglück eingegraben
Sind Erinnerungsbuchſtaben,
Die, wenn ſich die Zeiten ändern,
Sich mit mildem Schein umrändern.

M.

126. Ich leſe in den Erbſenblüthen:
Wenn ſchöne Augen mich verriethen,
So iſt mein leichter Glaube Schuld:
Wer kann vor Weiberliſt ſich hüten?

Fragraria vesca. L.

Erdbeere.

A.

127. Genieße der Freuden,
Die heute Dir blühen,
Schon morgen kann Leiden
Und Gram Dich umziehen.

M.

128. Der Spruch der Erdbeeren
Iſt lieblich zu hören:
Einen Kuß in Ehren,
Den kann Niemand wehren.

* * *

Alnus glutinosa. L.

Erle.

A.

129. Der weiblichen Schönheit Bild,
Ich hab' es gefunden in Dir,
Du biſt ſo von Reizen umhüllt,
Das Auge verblendeſt Du mir.

M.

130. Es flüſtert ſtill das Erlenlaub:
Was biſt Du meinen Bitten taub?
O werde milder, ſonſt erzwingt,
Was Flehen nicht vermocht, der Raub.

Fraxinus excelsior. L.

Eſche.

A.

131. Dir füllt Erhabenes den Sinn,
Weil Du, erhaben ſelbſt,
Das Hüttendach zum Baldachin
Ob Deinem Scheitel wölbſt.

M.

132. Hüte Dich der Zweig der Eſche,
Daß Dich böſe Zunge dreſche,
Oder böſe Hände Deinen
Wandel nehmen in die Wäſche!

* * *

Hedysarum Onobrychis. L.

Esparſette.

(Gemeiner Esper, Klever.)

A.

133. Wenn die Liebe immer blöde,
Iſt die Gegenliebe ſpröde,
Denn wer kühn iſt und verwegen,
Läßt nicht Zeit zum Ueberlegen.

M.

134. O wenn ich Dich, ſpricht Esparſette,
Doch ſchon an meinem Herde hätte!
Gefahr iſt im Verzug, denn leicht
Zerreißet Amors Roſenkette.

Populus tremula. L.

Eſpe.

(Zitterpappel.)

A.

135. Ich zittre und ich bebe,
Mich faſſet Herzensangſt,
Ich kann, ſo wahr ich lebe,
Nicht thun was Du verlangſt.

M.

136. Es ruft das Eſpenblatt:
Sei heiter, Stirne glatt!
O ſag, wo lebt ein Menſch,
Der keinen Kummer hat?

Cactus opuntia. L.

Fackeldiſtel.

(Indianiſche Feige, gemeine Opunzie.)

A.

137. Grüble nicht und nicht erſtaune
Ueber mein ſo leichtes Blut,
Heiterkeit und frohe Laune,
Gott ſei Dank, ſind immer gut.

M.

138. O ſieh die Fackelblume:
Daß Du zum Eigenthume
Nicht willſt, was ich Dir biete,
Macht, daß ich ſchier verſtumme.

◆

Asplenium coronarium. L.

Farrenkraut.

(Streiffarrn, Hirſchzunge.)

A.

139. Herrn und Damen laßt Euch ſagen,
Liebelei und Minneſpiel,
Schöne Blätter mag es tragen,
Frucht und Blüthen niemals viel.

M.

140. Mahnend ruft das Farrenkraut:
Nicht ſo lärmend nicht ſo laut!
Folge leiſe meiner Weiſe,
Daß Dich Niemand hört und ſchaut.

Dianthus plumarius. L.

Federnelke.

(Grasblume.)

A.

141. In Witz kleid' ich die Rede,
Dich zu ergetzen, ein,
O möchte doch nicht jede
Von Dir vergeſſen ſein.

M.

142. Gleiche doch der Federnelke
Dein Entſchluß nicht und verwelke,
Kaum bedacht, über Nacht
Oder vor des Tags Gewölke.

Ficus bengalensis. L.

Feigenbaum.

A.

143. Ich weiß nun wie Du ſpielſt
Ich ſeh in Deine Karten,
Doch das, wonach Du zielſt, —
Da kannſt Du lange warten.

M.

144. Viel gilt das glatte Feigenblatt
Dem, der gelernt zu ſchweigen hat,
Daß man vertrauend auch den Muth,
Die Liebe ihm zu zeigen, hat.

Foeniculum vulgare. L.

Fenchel.

K.

145. Komme zur bewußten Stunde,
Komme zum bewußten Ort,
Aug' in Aug' und Mund an Munde
Findet ſich all Andres dort.

M.

146. Sei klug, ſpricht Fenchelkraut,
Und thu nicht ſo vertraut,
Sind wir allein, dann ſpielen
Wir Bräutigam und Braut.

Lilium bulbiferum. L.

Feuerlilie.

(Knollige oder Brand-Lilie.)

A.

147. Geheime Leidenſchaft und Glut
Verzehren ſtill die Seele,
O wüßteſt Du, mein ſüßes Gut,
Wie ich mich um Dich quäle!

M.

148. Die Lilie mit dem Feuermunde,
Die helle Farben ſprüht,
Sie ſagt, daß in des Herzens Grunde
Für Dich die Flamme glüht.

Pinus sylvestris. L.

Fichte.

(Edelfichte, Weißtanne.)

A.

149. Schlank wie Lilien und Fichten
Schön und rein wie beide ſie,
Gibſt Du Leben mir im Dichten
Und im Leben Poeſie.

M.

150. Lies aus dem Grün der Fichte:
Nie wird mein Wort zu nichte,
Wie ein Geſetz, ſo halt ich ſtets,
Wozu ich mich verpflichte.

* * *

Digitalis purpurea. L.

Fingerhut.

A.

151. Frauengunſt und ſchönes Wetter,
Die erwartet man ganz ſtill,
Und am End', ihr guten Götter,
Iſt's die Sonne vom April.

M

152. Ich frag' im Fingerhut:
Biſt Du mir Liebchen, gut?
Weiß man das Ja voraus,
Wie wohl das Fragen thut!

Linum usitatissimum. L.

Flachs.

(Gemeiner Lein.)

A.

153. Schön ſchmückt Dich Einfachheit
Mit ihrem ſchlichten Kleid,
Und ſchlichter Sinn dabei;
Bewahre beide treu!

M.

154. Die kleine Blüthe vom Flachs
Beſagt, daß mein Herz wie Wachs,
Und daß es am liebſten zerflöſſe
Im Feuer Deines Dach's.

* * *

Syringa vulgaris. L.

Flieder.

(Spaniſcher Hollunder.)

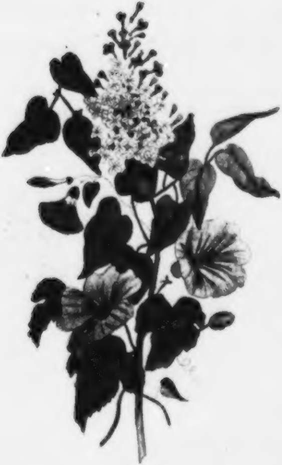
A.

155. O blühe und gedeihe,
Mit Dir des Himmels Segen
Und bunter Freuden Reihe,
Sie ſteh auf Deinen Wegen.

M.

156. Es nickt der Flieder:
O komm bald wieder,
Und zaubr' auf mich
Den Himmel nieder!

[illegible] u. Druck der Lithographischen Anstalt [illegible]



FLIEDER _ EIBISCH _WINDE _

[illegible] u. Druck der [illegible]

Kgl. Univ.-Bibl.
Berlin.

Centaurea calcitrapa. L.

Flockenblume.

(Sterndiſtel.)

A.

157. Ein kleines Wort, wonach mich ſehnt,
Bringt alle Freuden nah,
Es klingt ſo ſüß, wenn es ertönt,
Und iſt ſo bündig — Ja!

M.

158. Du ſollſt mich vergeblich locken,
Bedeutet die Blume der Flocken,
Denn Deine Geheimniſſe läutet
Man bald mit allen Glocken.

Adianthum capillus Veneris. L.

Frauenhaar.

(Krullfarrn.)

A.

159. Schmeichelei iſt Deine Kunſt,
Und erſchleichen willſt Du gern,
Wird drum nicht um Liebesgunſt,
Doch um einen Ordenſtern.

M.

160. Horch auf das Frauenhaar:
Warum nicht gar!
Traurig, wäre alles, was
Man hört, gleich wahr!

* * *

Alopecurus. L.

Fuchsſchwanz.

(Fuchswedel, Kälbleingras.)

A.

161. Gib Acht! wohin wir rücken
Und nach Alleinſein ſtreben,
Sind wir von Lauſcherblicken
Und Horchenden umgeben.

M.

162. Sie ſendet den Fuchswedel:
Das war von Dir nicht edel,
So großes Weſen machen
Um einen ſolchen Trödel.

Potentilla fruticosa. L.

Fünffingerkraut.

(Strauch.)

A.

163. Du warteſt ſtets auf Glück,
Und ſiehſt es doch nicht reifen:
Oft iſt ein Wort, ein Blick
Genug, um zu begreifen.

M.

164. Dem Kraut horch der Fünffinger:
Nicht liebe mich geringer,
Weil's Dir noch nicht gelungen
Zu werden mein Bezwinger.

◆

Bellis perennis. L.

Gänſeblume.

(Maaßlieb, Marien-, Margarethen-, Oſterblümchen.)

A.

165. Hinter Einfachheit verborgen,
Bewahrt ein kluger Sinn
In der Welt vor vielen Sorgen
Und bringt Gewinn.

M.

166. Unſcheinbar dünkt die Gänſeblume,
Doch weiß ſie ſtolz zu melden:
Die Schönheit trotzet ſelbſt dem Ruhme,
Und ſucht ſich eig'ne Helden.

Geisblatt.

(Lonizere, Ahle.)

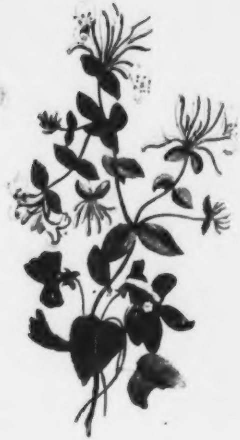
A.

167. Gib Hoffnung mir, und in ihrem Stral
Gib ſo viel Glück Einem Mann,
In deſſen göttlichem Pokal
Sich eine Welt berauſchen kann.

M.

168. Gehorche dem Geisblatt:
Gib nicht dem Unmuth Statt;
Nicht weicht ſo leicht
Wer Muth im Herzen hat.

◆



GEISBLATT _ VEILCHEN

[illegible]

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Georgia variabilis. L.

Georgine.

A.

169. Stolz im Blick und Stolz im Weſen,
Schreckſt Du ab, wer Dir entflammt;
Laß mich doch im Herzen leſen,
Ob Dein Stolz aus Kälte ſtammt?

M.

170. Mich tröſte nun die Georgine:
Weil ich dies Unglück nicht verdiene,
Was iſt zu thun? ich mache nun
Zum böſen Spiele gute Miene.

* * *

Geranium odoratissimum. L.

Geranium.

(Wohlriechender Kranich-, auch Storchſchnabel.)

A.

171. Wie dieſes Blatt an Wohlgerüchen
Vor mancher Blume uns vergnügt,
So ſind gar Viele ſchon gewichen,
Die Dein beſcheidner Sinn beſiegt.

M.

172. Es fragt Geranium:
So ſchweigſam und warum?
Was hat Dich denn gekränkt,
Daß immer Du ſo ſtumm?

* * *

Genista florida. L.

Ginſter.

(Genſter, Retema, Gitſter, Pfriemkraut.)

A.

173. Der Kohle gleich, die röthlich glimmt,
Dem Sterne gleich, der leuchtend flimmt,
Scheint meine Glut beſtimmt,
Daß ſie kein Ende nimmt.

M.

174. Verſtehſt Du den Ginſter:
Dann blick nicht ſo finſter,
Augen, die freundlich ſeh'n,
Sind immer doppelt ſchön.

Campanula pyramidalis. L.

Glockenblume.

(Glocke, Venusſpiegel.)

A.

175. O zähle die Glöckchen
Am blühenden Stöckchen,
So weißt Du die Stunde
Zum Stelldicheinbunde.

M.

176. Glockenblumen, Blumenglocken:
Nein, ich laß mich nicht verlocken,
Kurze Luſt gleicht Sommerblüthen,
Lange Reue Winterflocken.

* * *

Cheiranthus Cheiri. L.

Goldlack.

(Lack, Lackviole, Lackleykoye, gelbe Viole, gelbe Mauerblume.)

A.

177. So wie des Lackes Pyramide
Geruch und Farbe beut,
So bietet Segen, Luſt und Friede
Des Weibes Häuslichkeit.

M.

178. Geſtehen will ich Dir im Lack:
Ich find' am Lieben viel Geſchmack,
Wenn dies im Leben gleich
Mir ſpielte manchen Schabernack.

Punicum granatum. L.

Granate.

A.

179. Gerath' um jene Kleinigkeit
Doch nicht mit mir in Zwiſt,
Und denke, daß uns Einigkeit
Der ſtärkſte Beiſtand iſt.

M.

180. Wie ſpricht doch die Granate?
Du prunkſt in Deinem Staate:
O laß von dieſer Eitelkeit,
Und mit dem Herzen Dich berathe!

Celosia cristata. L.

Hahnenkamm.

A.

181. Wahrheit ehrt und lehrt,
Wahrheit iſt viel werth;
Wahrheit rede klar und echt,
Und Du thuſt in allem recht.

M.

182. Freundlich ſagt der Hahnenkamm:
Taugen wir nicht gut zuſamm'?
Hitzig Du in einem Nu,
Ich geduldig wie ein Lamm.

◆

Corylus avellana. L.

Haſelnuß.

(Haſſel.)

A.

183. Der ſchönen Braut zum Hochzeitgruß
Das Wünſchelreis von Haſelnuß,
Damit nicht lange der Verein
Beſtehen möge nur aus Zwei'n.

M.

184. Was taugt zur Haſelnuß?
Ein Gruß und dann ein Kuß;
Du ſiehſt, daß ſolch ein Reim
Erfüllt auch werden muß.

* * *

Erysimum barbarea. L.

Hederich.

(Barbenkraut.)

A.

185. Nicht fühl ich Leid und Gram
Doch fühl ich tiefe Schaam,
Wer die auf meine Wangen trieb,
Fürwahr, der hat mich wenig lieb.

M.

186. Es vermittelt Hederich:
Sieh, ich ſuche Dich,
Und Du flieheſt mich:
Wie iſt da zu helfen, ſprich?

* * *

Erica vulgaris. L.

Heideblümchen.

(Heide, Brüſche.)

A.

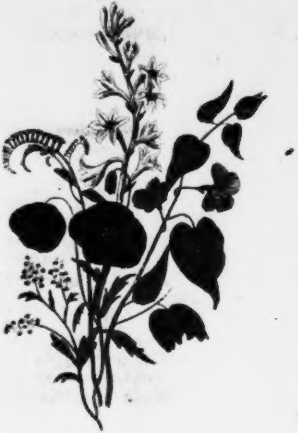
187. Viel gilt Natürlichkeit
In ſo geſchraubter Zeit,
Dir iſt ſie Schmuck und Zier
Und Seelenwonne mir.

M.

188. Das Blümchen von der Heide:
Dein Glück gewährt mir Freude,
Daß Allen Du gefällſt,
Iſt meine Augenweide.

* * *

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin



TUBEROSE.— MOHN.— SINNGRÜN.—
SONNENWENDE.— RESEDA.—

Verl. u. Druck des lithographischen Institutes v. W. Friedrich [illegible]

Stich u. Druck des lithographischen Instituts v. W. [illegible]

Heliotropium peruvianum. L.

Heliotrope.

(Sonnenwende, peruvianiſches Scorpionskraut.)

A.

189. Dich ſucht mein Herz allüberall
Und jubelt wenn es Dich erblickt,
Du biſt mir Bild und Duft und Schall,
Und Du das Glück, das mich entzückt.

M.

190. Dem Perſer iſt die Sonnenwende
Begleiterin der Liebesſpende,
Und liegt als duft'ge Mitgift bei,
Was er auch der Geliebten ſende.

Capraria biflora. L.

Herzblume.

A.

191. Das Herz wie dieſe Blüthe
Begehret Wärm' und Licht;
Ermuthigung und Güte,
Mehr will die Liebe nicht.

M.

192. Herzblume läßt ſich vernehmen:
Verliebte müſſen ſich grämen.
Ohne Gram die Liebe würde
Bald ein Ende nehmen.

◆

Rubus idaeus. L.

Himbeere.

A.

193. Birg der Schönheit ſüße Frucht,
Statt damit zu überraſchen,
Knaben haben ſtets verſucht
Halbgereift ſie wegzunaſchen.

M.

194. Blühende Himbeere:
Dir gebührt die Ehre,
Die Dir zu beweiſen
Ich gar ſehr begehre.

* * *

Humulus lupulus. L.

Hopfen.

A.

195. Wohl mag oft bitter däuchen,
Was man muß:
Doch handeln und nicht weichen
Bringt Genuß.

M.

196. Der Türke denkt beim Hopfen:
Ich will den Mund Dir ſtopfen,
Und willſt Du ſtarr verbleiben,
So will ich weich Dich klopfen.

◆

Hydrangea hortensis. Willd.

Hortenſia.

(Japaniſche Roſe, ſchönblühende Hydrangee.)

A.

197. Es ſchien die Roſe zu beſchämen
Hortenſia — doch war's nur Schein,
O wolle Dir's zum Beiſpiel nehmen,
Verdienſt iſt inn'rer Werth allein.

M.

198. Vernimm Hortenſia:
Ich juble weil Du da,
Du biſt die Schönſte doch,
Die je mein Auge ſah.

Hyacinthus orientalis. L.

Hyazinthe.

(Jazinte.)

A.

199. Erblüht in trüben Wintertagen,
Gepflegt von treuer Gärtnershand,
Soll ſie der Freundſchaft Namen tragen
Und künden ihr geweihtes Band.

M.

200. Es klagt die Hyazinthe:
In dieſem Labyrinthe
Wie ſehnt um Herzen ſich
Mein Herz, um gleichgeſinnte.

◆

Jasminum Sambac. Willd.

Jasmin.

A.

201. So wie in Düften der Jasmin,
Die Nelk' im Spitzenkleid,
So prangeſt Du, o Zauberin,
In Liebenswürdigkeit.

M.

202. Feurig ſteht es im Jasmin:
Nimm mich hin, o nimm mich hin!
Kenn ich doch kein ſüßer Loos,
Als wenn ich Dein eigen bin.

* * *

Lonicera caprifolium. L.

Je länger je lieber.

(Waldlilie, Georgenroſe, Alfranken, italieniſches Geißblatt, Lonizere.)

A.

203. Du haſt die Leidenſchaft erregt,
Und ſollſt die Flamme nun erhalten;
In Frauenhand iſt es gelegt,
Ob gluhen wir, oder erkalten.

M.

204. Beglücke mich
Je länger je lieber,
Und ſähe ich Dich
Mir ſtets gegenuber!

Aizoon glinoides. L.

Immergrün.

A.

205. Reiches Glück ward Dem beſchieden
In dem wirren Drang der Welt,
Den wie ſüßer Himmelsfrieden
Freundesarm umſchlungen hält.

M.

206. Hier Immergrün:
Es iſt mein Bemüh'n,
Daß Freuden Dich immer
Und immer umblüh'n.

* * *

Ribes rubrum. L.

Johannisbeere.

(Gemeine Rechbeere, Jbeere.)

A.

207. Süß und ſauer, voll von Launen,
Jetzt gleichgültig, dann Erſtaunen,
Friedlich erſt und bald in Zwiſt —
Ob das auszuhalten iſt?

M.

208. Johannisbeerentraube ſpricht:
Es hält auf Dich mein Glaube nicht;
Was ſoll mir Band und Schmuck und Tand,
Gedenkſt Du an die Haube nicht.

* * *

Iris persica. L.

Iris.

(Schwertlilie, prächtige Schwertel, fürſtliche Wittwe, Trauerflor.)

A.

209. O was es drückt und quält
Verſchmäht, verkannt zu ſein,
Und doch ſo glutbeſeelt
Und liebentbrannt zu ſein!

M.

210. Die Lilie mit dem Schwert:
Sie hat mein Glück zerſtört
Und hat den Balſam doch,
Der Heilung mir gewährt.

◆

Fritillaria imperialis. L.

Kaiſerkrone.

(Buſchlige Schachblume, große Kronenblume.)

A.

211. So wie dem Fürſten, der die Tugend
Des Vaters und des Herrſchers eint,
Gebührt die Krone Dir, o Freund
Von reifem Geiſt bei holder Jugend.

M.

212. Kündet nicht die Kaiſerkrone:
Dich erblick' ich auf dem Throne
Als die Königin der Liebe,
Nun begnadige und belohne!

Inocarpus edulis. L.

Kaſtanie.

A.

213. Mehr als der Gürtel wahrt die Sitte,
Der Blick mehr als ein Wort,
Und weist die ungezieme Bitte
Geſenkten Auges fort.

M.

214. Es bedeutet für die Liebe
Blüthe vom Kaſtanienbaum:
Deine Augen ſind wie Diebe,
Ihnen traue ich wohl kaum.

Prunus cerasus. L.

Kirſche.

(Emmerlin.)

A.

215. Laß uns einen Augenblick
Plaudern ſüß von unſerm Glück,
Thut das Sprechen doch ſo wohl,
Wenn die Herzen übervoll.

M.

216. Getäuſcht in ſeiner Glut
Schickt Blüthen er von Kirſchen:
Er möchte wohl vor Wuth
Laut mit den Zähnen knirſchen.

◆

Papaver orientale. L.

Klatſchroſe.

(Wilder Mohn, rother Feldmohn, Klapper- oder Kornroſe.)

A.

217. Gilt Dir Geſchwätzigkeit ſo viel,
Und hält Dich nichts davon zurück,
Dann treibe fort das Zungenſpiel,
Und ſuche auf dem Markt Dein Glück.

M.

218. Als Zeichen dient Klatſchroſe:
Ich merk' an Deinem Gekoſe,
Du willſt mir was verbergen,
Und haſt mich belogen, Du Loſe!

* * *

Trifolium striatum. L.

Klee.

A.

219. Glück mit Dir und mir!
Und dann iſt's ein Kleines,
Daß aus Dreien werden Vier
Und aus Zweien Eines.

M.

220. Drei Blätter nimm vom Klee:
Hier hilft kein O und Weh;
Haſt Du mal A geſagt,
So ſag nun B und C.

* * *

Königskerze.

(Rothe Kerze, Kerze ohne Licht, glattes Mottenkraut.)

A.

221. Thränen ſind das Unterpfand
Von unnennbarem Entzücken,
Denn es prüft die heil'ge Hand
Nur, um höher zu beglücken.

M.

222. Als Symbol die Königskerze:
Zürne nicht, that ich Dir weh',
Wie nur ahnen mocht ich je,
Daß mein Blick und Wort Dich ſchmerze?

◆

Lepidium sativum. L.

Kreſſe.

(Karſe.)

A.

223. Schwer zu helfen iſt, wo Muth
Und Verſtand fehlt zum Beginnen:
Immer geht's doch nicht ſo gut,
Daß die Dummen blos gewinnen.

M.

224. Was willſt Du? zürnt die Kreſſe:
Ich trinke gut und eſſe,
Damit ich andrer Qual
Ganz angenehm vergeſſe.

◆

Kümmel.

A.

225. Gemeinheit läßt ſich nicht verläugnen,
Und ſäße ſie auf goldnem Stuhl;
Mag ſich das Beſte auch ereignen,
Der Froſch ſpringt doch in ſeinem Pfuhl.

M.

226. Gar herbe klingt der Kümmel:
Wen vor der Rohheit Schimmel
Nicht zarter Sinn bewahrt,
Bleibt lebelang ein Lümmel.

◆

Lavandula spica. L.

Lavendel.

A.

227. In Arbeit und Betriebſamkeit
Entfliehen Deine Stunden,
Und ſegnend hat die Parze Zeit
Den Faden Dir gewunden.

M.

228. Es wälzt eine Laſt mir
Vom Herzen der Lavendel:
Er ſagt, wie verhaßt mir
Nichtsſagendes Liebesgetändel.

Cheiranthus annuus. L.

Levkoye.

(Sommerlevkoye.)

A.

229. Lenzblumen verwelken und ſterben,
Doch kommen auch andere nach,
Die heiter den Sommer Dir färben,
Den Winter ſogar im Gemach.

M.

230. Wie Dir Levkoyenſammt
Am Herzen prangt und flammt,
So liegt im Herzen mir
Der Hoffnungswunſch nach Dir.

* * *

Lilium candidum. L.

Lilie.

A.

231. In der großen Duftfamilie
Steht ein milder Prieſtergreis,
In dem Feſtgewand die Lilie
Mit dem Haupte ſilberweiß.

M.

232. Dir bedeute Lilie:
Daß Du rein wie Schnee,
Und daß ich als Engel Dich
Mir erſcheinen ſeh'.

Tilia europea.. L.

Linde.

A.

233. Unter dichtem Lindenſchatten
Sollt ihr ſitzen Blick in Blick,
Und das ſchönſte Loos der Gatten
Fühlen und der Liebe Glück.

M.

234. Nicht alles frommt, was lieblich iſt,
So ſpricht die Lindenbluthe,
Mein Kind, vor der Verſuhrung Liſt
Dein reines Herz behute!

Ervum lens. L.

Linſe.

A.

235. Was ſoll Dir die Blüthe des Todes,
Was ſoll Dir die Bluthe der Ruh?
Da Du Dich des Lebens-Kleinodes
Erfreuſt und des Strebens dazu.

M.

236. Pflanze Dir im Topf die Linſe
Als ein Zeichen von dem Zinſe,
Den Du nimmſt von allen Dingen,
Wenn Du etwas ſollſt vollbringen.

* * *

Laurus nobilis. L.

Lorbeer.

A.

237. Dieſe Stirne voll Gedanken,
Voll von Kraft und freiem Muth,
Möge Lorbeer ſie umranken
Als ein würdiger Tribut.

M.

238. Lorbeerblatt macht nicht ſatt,
Strebe nach Geld und nach Nüſſen,
Wer die hat, weiß bald Rath
Lorbeer entbehren zu müſſen.

* * *

Nelumbium speciosum. W.

Lotos.

(Seerose.)

A.

239. Süß Vergeſſen ſchlürfe Deſſen,
Was mit Schmerz Dich je berührt,
Und es wuchre hoch indeſſen,
Was Dein Herz zur Freude führt.

M.

240. So wie die Lotos ſich von Brama's Brande
Berührt, verwelkend bald zur Erde biegt,
So ging es mir am Herzen und Verſtande,
Weil ſie zu lang Dein Bild in ſich gewiegt.

* * *

Antirrhinum orontium. L.

Löwenmaul.

(Dorant, Todtenköpfchen.)

A.

241. Um ſchlechten Preis auch ſchlechte Sache
Und um Beleidigung die Rache:
Ließt Du ſo Böſes mich erfahren,
Magſt Du Dich vor den Folgen wahren.

M.

242. Nicht weiß ich andern Rath zur Zeit,
Nimm hier den Löwenrachen,
Das heißt: es kann Zudringlichkeit
Mich ſehr empfindlich machen.

◆

Convallaria majalis. L.

Maiblümchen.

(Maireiſchen, Maiglöckchen, Maiengauken, Thalskraut, Zanke.)

A.

243. Die ſilbernen Glocken
Der Blume des Mai's,
Sie läuten und locken
Zum fröhlichen Kreis.

M.

244. Dir weihte ſich mein Sinn,
Doch ſagt mir die Maiblume:
Du dienſt als Prieſterin
In Veſta's Heiligthume.

◆

Origanum majorana. L.

Majoran.

(Mairan-Doſte.)

A.

245. Das Nützlichſte nur iſt zu rathen,
Und wird von klugem Sinn begehrt,
Mehr als das Lieben iſt Heirathen,
Mehr als ein Hut die Haube werth.

M.

246. Bräutlich iſt und häuslich ſchmückend
Der beſcheid'ne Majoran,
Fragt: Wann wirſt Du Dich beglückend
Meinem Herd' und Herzen nah'n?

* * *

Malva rotundifolia. L.

Malve.

(Gänſe-, Käſe-, auch kleine Pappel, Zelrik.)

A.

247. Farbenglanz kann leicht betrügen
Und als eitler Schimmer lügen,
Edler Seelenſchmuck allein
Gründet Freuden und Gedeih'n.

M.

248. Scheinet auch die Malve
Eine Freudenſalve,
Iſt ſie doch ein Seufzer nur
Und von Deiner Kälte Spur.

◆

Mandelbaum.

A.

249. Wie Du ſchützeſt dieſe Blüthen
Vor Nachtfroſt und böſer Zeit,
Mögeſt Du Dich ſelbſt behüten
Vor der Unbeſonnenheit.

M.

250. Seltſam! mit der Mandelblüthe
Sagſt Du: Gott behüte!
Mit dem Mandelkern
Winkſt Du dann: Sehr gern!

◆

Morus alba. L.

Maulbeer.

A.

251. Klugheit und Nutzen nicht vergeſſen,
Iſt was wir heutzutage ſinnen:
Wir wollen erſt die Früchte eſſen
Und aus den Blättern Seide ſpinnen.

M.

252. Es heißt das Blatt von der Maulbeere:
Wenn ich getrennt auch von Dir wäre,
Sei überzeugt, daß nichts ſo leicht
Mein tief Gefühl für Dich zerſtöre.

◆

Melissa officinalis. L.

Meliſſe.

(Citronen-, Garten-Meliſſe, Citronenkraut, Bienenkraut.)

A.

253. Du biſt mein Taggedanke,
Biſt meiner Nächte Traum,
Ich ſchmiege mich und ranke
An Deines Bildes Saum.

M.

254. Enträthſle Dir's aus der Meliſſe:
Der Ort, an dem ich Dich vermiſſe,
Iſt Wüſte mir, — und Paradies
Der Ort, an dem ich heiß Dich küſſe.

Cucumis melo. L.

Melone.

A.

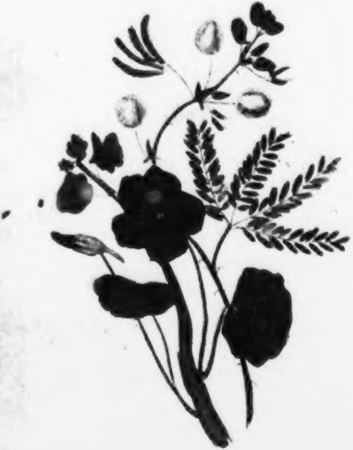
255. Sieh dieſe Frucht, die Dich vergnügt,
Wie ſie vor Dir im Netze liegt,
Und wenn davon die Lippen eſſen,
Laß ſie das Küſſen nicht vergeſſen.

M.

256. Dich belohne die Melone:
Du erglühteſt ja ſo viel;
Dem Verdienſte ſeine Krone,
Iß an ihr Dich wieder kühl.

* * *

Kgl Univ. Bibl.
Berlin



MIMOSE. _ KAPUZINERBLUME _

[illegible] von W. Friedrichs Buchhandlung i. Siegen

[illegible] W. Friedrichs Buchhandlung [illegible]

Mimosa pudica. L.

Mimoſe.

(Sinnpflanze, Senſitive, Demuthspflanze.)

A.

257. Naht die Welt mit rohen Tatzen
Deinem zarten Leben ſich,
Statt mit Dornen ſie zu kratzen,
Ziehe Dich zurück in Dich.

M.

258. Du biſt wie die Mimoſe,
Entweichſt jedem Gekoſe,
Entfliehſt jedem Berühren:
Was ſoll das prüde Zieren?

* * *

Mentha piperita. L.

Minze.

(Gartenminze, Krauſeminze.)

A.

259. Vergib den Scherz
Den Leichtſinn übte,
Denk an das Herz,
Das ſtets Dich liebte.

M.

260. Es deutet die Minze:
O laß das Geblinze,
Das Drehen und Blähen,
Die Eitelkeit gehen!

Papaver somniferum. L.

Mohn.

(Kollblume.)

A.

261. Einem Traume gleicht die Liebe,
Drin gar holde Bilder lachen;
Glücklich, die im Weltgetriebe
Nicht zu ſchnell daraus erwachen.

M.

262. Was ſagt die Blüthe vom Mohn?
Laß Deinen ſchläfrigen Ton!
Das Leben iſt's endlich doch werth,
Daß man ſich lebendig bewährt.

Rosa semperflorens. L.

Monatroſe.

A.

263. Immer wechſelt Dein Gefühl,
Liebe iſt Dir nur ein Spiel,
Wie der Mond ſich wendet,
Hat auch ſie geendet.

M.

264. Wie die raſche Monatroſe,
Immer friſch und blüthenfertig
Schenkſt Du Allen Dein Gekoſe,
Neuer Triebe ſtets gewärtig.

◆

Muscus vulgaris. L.

Moos.

A.

265. Vom Lenz mit Blüthen nie geſchmückt,
Beſcheiden an's Geſtein gedruckt,
Doch immer grün und heilend mild,
Das iſt des ſtillen Weiſen Bild.

M.

266. Wehklagend ruft das Moos:
Verzweiflung iſt mein Loos!
Sie denkt nicht meiner und
Tritt mich mit Füßen blos.

◆

Rosa muscosa. Ait.

Moosroſe.

A.

267. Beſcheiden ſtill und klein
Und herrlich doch und fein,
Beneidet Den die Welt,
Der Dir, o Weib, gefällt.

M.

268. Moosroſe iſt ein Funken,
Der in das Grün geſunken,
Damit die Engel wüßten,
Wo Liebende ſich kußten.

* * *

Myrtus communis. L.

Myrte.

A.

269. Wünſch' ich's, daß was Dir ſo theuer,
Ewig bald Dein eigen ſei?
Ach, mit Myrte und mit Schleier
Reißt manch ſchöner Wahn entzwei.

M.

270. Liebtrunken ſpricht der Zweig der Myrten:
O Seligkeit Dich zu entgürten!
Beſuche mich und Amor ſoll
Dich auf das köſtlichſte bewirthen.

◆

Solanum nigrum. L.

Nachtſchatten.

(Saukraut, Hühnertod, Berſtebeere, Morche.)

A.

271. Horch, in ſchmelzenden Accorden
Spricht die Liebe, kühn geworden:
Heute iſt die ſchöne Nacht,
Zur Vertraulichkeit gemacht.

M.

272. Verſiehſt Du den Nachtſchatten:
O ehre meine Pflicht!
Ich habe einen Gatten,
Und wollt' ich, darf ich nicht.

* * *

Hesperis tristis. L.

Nachtviole.

A.

273. Gleich dieſer Blume, die am Abend
All ubrige an Duft beſchämt,
So ſpendeſt Lehren Du gar labend,
Wenn Andrer Kraft ſchon längſt gelähmt.

M.

274. Nachtviolen, Nachtviolen:
Ach mein Herz iſt mir geſtohlen,
Doch da ich die Diebin kenne,
Will ich nicht zurück es holen.

* * *

Narziſſe.

(Weißer Lenzbecher, Engelaar.)

A.

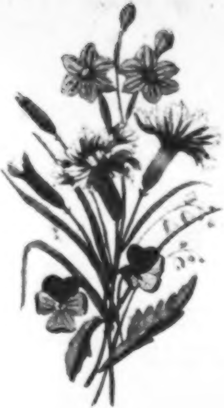
275. Wende die zufriednen Blicke
Immer nur ins Spiegelglas,
Daß Dich Eitelkeit beglücke,
Da die Liebe Dein vergaß.

M.

276. Höre doch auf die Narziſſe:
Zauberten ſind Deine Worte,
Deine Blicke Stralengüſſe,
Pfeile ſind mir Deine Küſſe.

* * *

[illegible]
Berlin



NELKE – STIEFMUTTERCHEN – MAIBLUMCHEN –

JONQUILLE –

Dianthus caryophyllus. L.

Nelke.

A.

277. Wie die Nelk' im Spitzenkleide,
Fein geſchnürt in grünen Sammt,
Prangeſt Du als Augenweide,
Reich von Reizen überflammt.

M.

278. Schön iſt, doch traurig mahnt die Nelke:
Daß auch den reinſten Himmel
Hienieden überzieht Gewölke,
Das Schönſte endlich auch verwelke.

* * *

Juglans regia. L.

Nußbaum.

(Wallnuß.)

A.

279. Wozu Sperren noch und Bangen?
Siegreich zeigt ſich das Verlangen;
Weg mit dem erlognen Nein,
Liebe will gewähret ſein.

M.

280. Was iſt die Nuß?
Sie iſt Entſchluß,
Bald froh, bald mit Verdruß,
Und heißt: ich muß, ich muß!

Oleander.

N.

281. Schwer iſt Mißtraun auszumerzen,
Das ſich auf Beweiſe gründet,
Schwerer, Argwohn aus dem Herzen,
Wo er ſtille Nahrung findet.

M.

282. Klag' und Wunſch iſt Oleander:
Nie ſein ein von Dir Verbannter!
Knüpf' uns doch das Schickſal
Immer aneinander!

* * *

Citrus aurantium. L.

Orange.

(Pomeranze, Apfelſine.)

A.

283. Falle, ſüßeſte der Früchte,
Falle reif in meinem Schoos,
Und ich Glücklicher, verzichte
Auf all andres Wonneloos.

M

284. Sagt nicht die Pomeranze:
Ich ſtaun' ob Deinem Glanze;
Und wollte mehr als ſtaunen,
Erlaubten's Deine Launen.

Calceolaria pinnata. L.

Pantoffelblume.

A.

285. Wären wir doch nur ſo weit,
Daß um Dich geneckt ich würde,
Trug' in meiner Seligkeit
Gern ich fremden Spottes Bürde.

M.

286. Dein Loos, ich kenn' es wohl,
Nimm die Pantoffelblume:
Dem Ehmann dies Symbol
Aus Flora's Heiligthume.

Paeonia tenuifolia. L.

Päonie.

(Gichtroſe, Pfingſtroſe, Pute.)

A.

287. Der Widerſtand iſt aus,
Wo ſolche Reize ſiegen,
Gar ſüß in ſolchem Strauß
Iſt es zu unterliegen.

M.

288. Dir ſagt Päonie:
O ſchweig von Deinem Weh,
Es blutet mir das Herz,
Wenn ich Dich weinen ſeh.

* * *

Populus alba. L.

Pappel.

(Saare, Bolle.)

A.

289. Abends rauſchen ſanfte Töne
In den Pappeln mild und ſüß,
Deines Treuen, holde Schöne,
Leiſer Liebesgruß iſt dies.

M.

290. Dies das Wort vom Pappelzweige:
Alles hört' ich, aber ſchweige,
Weil ich nicht verrathen will,
Daß ich an Dein Fenſter ſteige.

* * *

Passiflora rubra. L.

Paſſionsblume.

A.

291. Seltne Perle dieſes Lebens,
Frömmigkeit, Dir beug' ich mich:
Und als Sinnbild Deines Strebens
Freue dieſe Blume Dich.

M.

292. Blume der Paſſion:
Dir winket ſchon
Das Glück von ſeinem Thron:
Dem Duldenden wird Lohn!

◆

Pelargonie.

A.

293. Du miſſeſt Liebe nach Gold,
Nur Reiche dünken Dir hold;
Mir däucht ein goldener Sack
Wär ganz nach Deinem Geſchmack.

M.

294. Hör' die Pelargonien:
Mag was immer auch geſcheh'n,
Kräftig bin ich und bereit,
Dir zu dienen jederzeit.

* * *

Piper nigrum. L.

Pfeffer.

A.

295. Was Deine Zunge ſpricht,
Das brennt und ſticht,
Und Deines Herzens Sitz
Nimmt ein der Witz.

M.

296. Erfahren hat es mein Gefühl,
(Geſtehe Dir's der Pfeffer)
Im Liebesſpiel gibt's Nieten viel
Und ach, nur ſelten Treffer.

◆

Amygdalus persica. L.

Pfirſich.

A.

297. Der Pfirſich deutet allezeit
Verläßliche Verſchwiegenheit:
In ſolcher Form darf ich wohl wagen,
Sie einer Schönen anzutragen?

M.

298. Dir ſend' ich als Symbol
Den Zweig der Pfirſichblüthe:
Du biſt mir ein Idol
Der Schönheit und der Güte.

* * *

Prunus domestica. L.

Pflaume.

(Zwetſchke, Quetſche.)

A.

299. Wie biſt Du ſo luſtverſunken,
Weil Du Liebesthau getrunken
Und im Leibe froh und gern
Trägſt des neuen Sprößlings Kern.

M.

300. Dir verräth die ſüße Pflaume:
Du entzückſt mich ſelbſt im Traume,
Hielteſt Du nur wachend nicht
Meinen Wunſch ſo ſtreng im Zaume.

* * *

Platanus occidentalis. L.

Platane.

A.

301. Daß ſo recht ſich Deine Seele
Freuen kann, ſo leg' und ſchäle
Ab des Schmerzes alte Rinden,
Gib Dich Preis den Frühlingswinden.

M.

302. Fünflappig Blatt von der Platane,
Untheilbar gleich dem Talismane,
Untheilbar wie ein liebend Herz,
Du wehſt als meine Liebesfahne.

Mentha pulegium. L.

Polei.

(Pollich.)

A.

303. Was Du auch magſt vollbringen,
Sei doch vor allen Dingen
Auf Mäßigkeit bedacht,
Die immer glücklich macht.

M.

304. Zeigſt Du nicht, ſo der Polei,
Um Dein Handeln Reu',
Werd' ich auch alsbald
Deiner Feſſeln frei.

Thymus serpyllum. L.

Quendel.

(Feld-Thymian.)

A.

305. Dich von Phantaſien zu heilen
Und von Wunſchen ohne Maß,
Will ich Dir den Rath ertheilen:
Reinigung und Aderlaß.

M.

306. Verſtehſt Du den Quendel:
Erſt treibſt Du Getändel,
Und willſt dann erboſen:
Was ſind das für Händel?

Pirus cydonia. L.

Quitte.

A.

307. Venus und der Gott der Ehen
Mögen auf Dich niederſehen,
Und der Ehe Früchteſegen
Auf den holden Leib Dir legen.

M.

308. Empfängſt Du dieſe Quitte,
So denk an meine Bitte,
Und daß ich harrend hoffe
Zu hören Deine Schritte.

◆

Ranunculus asiaticus. L.

Ranunkel.

(Hahnenfuß, aſiatiſche Queiße.)

A.

309. Von allen Stoffen nimmſt Du Probe,
Du ſinneſt nur auf Dein Gewand,
Dein Herz ſteckt in der Garderobe
Und in der Mode Dein Verſtand.

M.

310. Leiſe ſeufzet die Ranunkel:
Ach, erſchiene doch das Dunkel,
Denn es iſt mir ja verſprochen,
Dich zu ſehn bei'm Sterngefunkel.

◆

Ruta graveolens. L.

Raute.

(Garten-, Weinraute.)

A.

311. Verzeihe den Verdacht!
Wie gern bin ich beſchämt,
Da das nun abgemacht,
Um was ich mich gegrämt.

M.

312. Böſes Wort entfährt der Raute:
Wehe dem, der Dir vertraute,
Und unglücklich Jeder,
Der auf Deine Schwüre baute!

* * *

Reseda odorata. L.

Reſeda.

(Duftender Wau.)

A.

313. Ohne Farbenpracht, doch duftig mild,
Ambra athmend aus der Blüthe:
So iſt auch des edlen Weibes Bild,
Schimmerlos, doch voll von Güte.

M.

314. O nimm doch die Reſede,
Sie flehet: Steh' mir Rede,
Damit der ſtete Zweifel
Mein armes Herz nicht tödte.

Calendula officinalis. L.

Ringelblume.

(Gemeine Gilke.)

A.

315. Maßlos iſt mein Kummer,
Wenn Du ihn nicht wendeſt,
Frieden mir und Schlummer
Nicht durch Deine Liebe ſpendeſt.

M.

316. Gelbringelnde Blume, o deute,
Daß ich der Verzweiflung zur Beute,
Und daß ſie allein mich zu retten
Vermöchte mit roſigen Ketten.

* * *

Delphinium Ajacis. L.

Ritterſporn.

(Gemeiner Rimer.)

A.

317. Treue Liebe willſt Du finden,
Toggenburg's und Romeo's:
Solche Ritter, die verſchwinden
Und ſind längſt ſchon Rococo's.

M.

318. Der Ritterſporn:
Du machſt mir nur Zorn,
Und warſt mir immer
Im Auge ein Dorn.

Phragmites communis. L.

Rohr.

(Schilf.)

A.

319. O dieſes ſchmiegſame Schwanken,
Das ſich in Alles findet,
Und ſtatt zu ſtehn ohne Wanken,
Sich krummet oder windet!

M.

320. Mitleidig ſeufzt das Rohr:
Du biſt ein armer Thor,
Und wirſt, was auch geſchieht,
Nie kluger als zuvor.

Rosa centifolia. L.

Roſe, rothe.

A.

321. Wie die Roſe reichumblättert
Biſt Du Schönheitskönigin,
Wer Dich ſieht und nicht vergöttert,
Hat fur Herrliches nicht Sinn.

M.

322. Es ſeufzt die rothe Roſe:
O lächle mir, Du Loſe,
Du weißt, ich lebe nur,
Erfreut mich Dein Gekoſe.

* * *

Rosa ternata. Poir.

Roſe, weiße.

A.

323. Die Du auf Deine Hoffnungstrümmer
So blaß und reizend niederſiehſt,
Beglückt, wer neuen Purpurſchimmer
Auf Deine ſchöne Wange gießt.

M.

324. Die Roſe ſpricht, die weiße:
Sieh, wie ich mich befleiße
Und Dich umſchwebe, daß
Ich Dir willkommen heiße.

◆

Rosa sulfurea. Ait.

Roſe, gelbe.

A.

325. Was Du zuvor gethan,
Verlang' ich nicht zu wiſſen;
Doch denke jezt daran,
Mich nur allein zu küſſen.

M.

326. Roſe deute Dir, die gelbe:
Warum grübelſt Du ſo ſehr?
Ich bin immer noch dieſelbe,
Doch mein Herz iſt es nicht mehr.

* * *

Rosa gallica. R.

Blaue Cordon-Roſe.

A.

327. Die Liebe iſt der Abendſtern
Und Frömmigkeit der Mondenſchein,
Sie ſind ſich nah zugleich und fern:
Die Liebe kann auch frömmig ſein.

M.

328. Roſen rufen Dir, die blauen:
Glücklich bin ich, Dich zu ſchauen,
Glücklicher, wenn Deiner Augen
Stralen auf mich niederthauen.

* * *

Roſe, aſchgraue.

A.

329. Mit Gold den Gürtel Dir zu ſchmücken,
Das Haar mit Perl' und Edelſtein,
Dem Geber mußt' es doch Entzücken,
Doch ſie zu löſen — himmliſch ſein.

M.

330. Die Roſe grau wie Aſche:
Mit Dir zu ſein ich haſche,
Verzeih' es meiner Liebe,
Wenn ich Dich überraſche.

* * *

Rosa cent. le grand évêque. R.

Roſe, braune.

A.

331. Ein Glück, daß Niemand Deinen Lippen
Es anſieht, wen beglückt ihr Kuß,
Ein Glück, daß Seligkeit zu nippen,
Nicht erſt die Welt erlauben muß.

M.

332. Die Roſe ſend' ich Dir, die braune,
Mein Wunſch iſt Dir bekannt,
Und find' ich Dich bei guter Laune,
So gibt's ein Götterband.

* * *

Rosa nigra. R.

Schwarze Purpur-Roſe.

A.

333. Schwarz iſt Dein Auge, ſchwarz Dein Haar,
Und Flammen ſind die Blicke,
Dein Frauenherz iſt ein Altar,
Den ich mit Opfern ſchmücke.

M.

334. Die Roſe ſagt, die ſchwarze Dir:
O Weib, Du biſt die Parze mir,
Die meinen Liebesfaden ſpinnt
Und auch zerſchneidet das Gewind.

* * *

Roſenknospe.

A.

335. Beneidenswerth, wen Du erwählen
Einſt wirſt, eröffnet ſich Dein Flor:
Jetzt ſtehen wir wie arme Seelen
Noch vor verſchloßnem Himmelsthor.

M.

336. Grüne Knospe: „Du magſt hoffen;"
„Aber ſchweige," die halb offen;
„Ja" das rothe Roſenblatt;
„Nein" der Stiel rauh oder glatt.

Rosmarinus officinalis. L.

Rosmarin.

A.

337. Daß ich die jungfräulichen Locken
Dir ſchmücke demnächſt und alsdann
Heimfuhre bei'm Schalle der Glocken,
Mein Liebchen, o denke daran!

M.

338. Nach dem Rosmarin
Steht ſo mancher Sinn,
Schade, daß ſo Viele ihn
Nicht verſtehen zu erziehn.

Carthamus tinctorius. L.

Saflor.

A.

339. Folge doch der Freunde Winken,
Zeige Dich, wie man's begehrt;
Viel iſt heutzutag das Schminken
Und das Uebertünchen werth.

M.

340. Als Freund ſpricht der Saflor:
Ich neige Dir mein Ohr,
Vertrau es mir getroſt,
Wen ſich Dein Herz erkor.

Crocus sativus. L.

Safran.

A.

341. Gute Nacht, und denke mein
Mindeſtens in holden Träumen,
Möchteſt ſo im Tagesſchein
Meiner zu gedenken ſäumen.

M.

342. Empfange den Safran:
Es kommt ein Freund heran,
Und wünſcht Dir herzlich Glück
Auf Deiner Lebensbahn.

Salvia argentea. L.

Salbei.

A.

343. Ein wahres Wort gen Lug und Trug,
Es iſt der Zeit vonnöthen,
Doch gibt es Heidenvolk genug,
Das ſteinigt die Propheten.

M.

344. Freimuthig ruft Salbei:
Sie reden mancherlei,
Doch ſpricht von jeder Sünde
Mich mein Bewußtſein frei.

◆

Scabiosa atropurpurea. L.

Scabioſe.

(Wittwenblume, Teufelsabbiß.)

A.

345. Jetzt iſts das Glück der Welt,
Das Dich im Arme hält:
Wie aber flehte um Dich,
Wenn es von dannen ſchlich?

M.

346. Treu beichtet Scabioſe:
Was kann ich Dir denn bieten?
Noch liegen meine Looſe
Im dunklen Zukunftſchooße.

* * *

Conium maculatum. L.

Schierling.

A.

347. Daß Dir die Böſen übel wollen,
Weil ſchwer Dein Wort ſie trifft,
Das hätte Dich nur freuen ſollen:
Auch Socrates trank Gift.

M.

348. Durch das Wort vom Schierling
Wirſt Du nicht gewinnen:
Außenher ein Zierling,
Und noch ärger innen.

* * *

Primula veris. L.

Schlüſſelblume.

(Primel, Himmels-, St. Peters-Schlüſſel.)

A.

349. Willſt Du verſcheuchen die Klage,
Willſt Du erſchaffen ein Glück,
Denke der ſeligen Tage,
Da wir noch Kinder, zurück.

M.

350. Dir künde Primel:
Dein Herz iſt ein Himmel,
O ſtünde ein Peter davor
Und öffnete Riegel und Thor!

◆

Viburnum opulus. L.

Schneeball.

(Schwitke.)

A.

351. Meide mich und trage ſtill,
Was Du ſelbſt verſchuldet,
Denn gerecht nur duldet,
Wer ſich niemals fügen will.

M.

352. Dir empfehle der Schneeball
Schnellen Entſchluß überall;
Denn wer lange ſchwankt,
Kommt gar leicht zu Fall.

* * *

Galanthus nivalis. L.

Schneeglöckchen.

(Schneetropfen.)

A.

353. Wenn böſe Stürme ſchwinden
Und Glöckchen bluht im Hain,
Muß Heiterkeit ſich finden
Und bald es Fruhling ſein.

M.

354. Zu Deinem Lob bereit
Ertönet das Schneeglöckchen:
Vergebens ſucht der Neid
An Dir das kleinſte Fleckchen.

* * *

Vinca minor. L.

Sinngrün.

(Bergwinkel, Jungfernkranz, kleiner Epheu, Todtenkranz,
Todtenſchmuck, Magdepalme.)

A.

355. Willſt Du ſo Glück als Gunſt
Im Weltgewühl erreichen,
So lern' vorerſt die Kunſt,
Es heimlich zu erſchleichen.

M.

356. Ich wünſche im Sinngrün:
Mag aus ſo vielen Müh'n
Ein dauernd Glück für Dich
Und für Dein Herz erblühn.

◆

Helianthus annuus. L.

Sonnenblume.

A.

357. Sie iſt des Verrathes Zeichen,
Man kann ſie mit Fug und Recht
Dem zweideutigen Geſchlecht
Der Verläumder überreichen.

M.

358. Nimm die Sonnenwende
Hin als Liebesfreude,
Die Dir ſagt, daß ich den Blick
Immer zu Dir wende.

Datura fastuosa. L.

Stechapfel.

(Dornenapfel, Igelskraut.)

A.

359. Schaudre vor dem Sinnenkelche,
Nicht betäube Dich und ſchwelge
Nachts Dich in den Reizen blind,
Die ein Gift für Tage ſind.

M.

360. Stechapfelkraut:
Mir graut vor Dir, mir graut!
Und wie Syrenenwort
Iſt mir Dein Schmeichellaut.

* * *

Viola tricolor. L.

Stiefmütterchen.

(Dreifaltigkeitsblümchen, Tag- und Nachtblume, Sinnviole, Gedenkblümchen, dreifarbiges Veil.)

A.

361. Kärglich nur bedenkſt Du mich,
Statt Dich freundlich zu erzeigen,
Aermlich nur beſchenkſt Du mich,
Und ich bin doch ganz Dein eigen!

M.

362. Dreifarbiges Stiefmütterlein:
Wie kann meine Qual Dich erfreu'n?
Viel edler wär es doch
Beglückerin zu ſein.

* * *

Hibiscus trionum. L.

Stundenblume.

(Brange, Wetterroſe.)

A.

363. Beſſer kurz geliebt
Als ſich lang betrübt, —
Empfind' ich Seligkeit,
Was kümmert mich die Zeit!

M.

364. Dieſe Blume nur für Stunden
Sagt: Wir haben uns gefunden,
Waren glücklich und vergaßen's,
Ohne drum zu fühlen Wunden.

* * *

Nicotiana tabacum. Lin.

Taback.

A.

365. Pfeifen, Karten und Gelage
Sind was Deine Zeit vertreibt;
Was da einer Frau, o ſage,
Was der Liebe übrig bleibt?

N.

366. Vom Taback die Blüthe ſäuſelt:
Jede Wolke, die er kräuſelt,
Scheinet ihm Dein Bild zu wiegen,
Darum raucht er mit Vergnügen.

* * *

Tamarix gallica. L.

Tamariske.

(Birze.)

A.

367. Wenn ſie Dich mit Bosheit kränken,
Mit Verläumdung Dich begeifern,
Möge dies nur an Dich eiſern,
Vorwärts Deinen Schritt zu lenken.

M.

368. Dieſes Blatt der Tamariske
Ruft: O laß die Baſiliske
Dich umlagern giftgeſchwollen,
Jeder weiß warum ſie grollen.

* * *

Thea bohea. L.

Thee.

A.

369. Gönn' dem Freunde die Bemerkung:
Ruhe braucheſt Du und Stärkung;
Wer wie Du ſo ruſtig ſchafft,
Sorg' auch, daß er nicht erſchlafft.

M.

370. Dir geſteh ich es im Thee,
Daß ich immer gern Dich ſeh,
Sei's wo immer, Morgens, Abends,
Sei's im Putz, im Negligé.

Thymus alpinus. L.

Thymian.

A.

371. Wenn ich Dich nun fragte:
Wie gefall' ich Dir?
Süßes Kind, was ſagte
Wohl Dein Herzchen mir?

M.

372. Willkommen iſt der Thymian,
Bringt ihn ein ſchmucker Freiersmann;
Doch kommt der ohne jenen an,
Nimmſt Du wohl den, der lieben kann.

◆

Polianthes tuberosa. L.

Tuberoſe.

(Indianiſche Hyazinthe.)

A.

373. Gerne mag ich Dich erblicken,
Weil die Augen ſich entzücken:
Sinne magſt Du wohl berücken,
Doch mit Herzen wird's nicht glücken.

M.

374. Es zürnt die Tuber[illegible]:
Laß mich Du Liebeloſe,
Dir angehören, wäre
Das traurigſte der Looſe.

◆

Tulipa Gesneriana. L.

Tulpe.

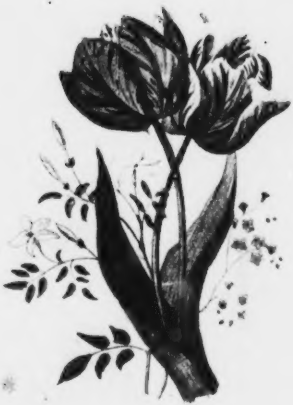
A.

375. O reizendſte von allen Schönen,
Ja Dir gebührt der Preis allein,
Und Dich gewiß damit zu krönen,
O laß mich Deinen Paris ſein!

M.

376. Es gemahne Tulipane:
Gib Dich hin dem holden Wahne!
Nichts iſt lieblicher als ſpielen
Süßlebendige Romane.

* * *



WEISSER JASMIN _ TULPE _ VERGISSMEINNICHT _

Kgl Univ Bibl
Berlin

Vanilla aromatica. Sw.

Vanille.

A.

377. Zauberhaft biſt Du erſchienen,
Und entziehſt Dich jetzt den Mienen:
Leichter war's, nicht von Dir wiſſen,
Als Dich kennen — und vermiſſen.

M.

378. Schönres nicht als die Vanillje
Kannſt Du mir entbieten,
Sie bedeutet: Ich bewill'ge; —
Herrlichſte der Blüthen!

◆

Viola adorata. L.

Veilchen.

(Feigel, wohlriechendes Veil.)

A.

379. Du biſt der Demuth Ebenbild,
Die in der Stille wohnt,
Und Den, der ihr Verdienſt enthüllt,
Mit holdem Dank belohnt.

M.

380. Verſtehe doch das Veilchen,
Und warte noch ein Weilchen,
Nur Ungeduld verdirbt,
Was Klugheit ſtill erwirbt.

* * *

Myosotis palustris. L.

Vergißmeinnicht.

(Mäuſeohr, Scorpionsgras.)

A.

381. Ewig denk' ich Deines Blicks,
Deiner Worte voll von Feuer
Und des holden Liebesglücks,
Das mir ſo unendlich theuer.

M.

382. Süßes Wort: Vergißmeinnicht,
Wenn es Lieb' zur Liebe ſpricht;
Süßer noch, wenn ſelbſt ſie thut,
Was in ſeinen Silben ruht.

* * *

Juniperus communis. L.

Wachholder.

(Kramtsbeere.)

A.

383. Laſſe Du den Muth nicht ſinken,
Was auch Böſes Dir geſchah;
Siehſt Du's in der Ferne winken,
Rettung iſt und Hulfe da.

M.

384. Wachholderſtrauch
Nach altem Brauch
Fragt ſtillverſchämt:
Liebſt Du mich auch?

◆

Asperula odorata. L.

Waldmeiſter.

(Meiſerich.)

A.

385. Wie ſich der Moschus ſchwer verſteckt,
Weil Jeder den Geruch entdeckt,
So es der Liebe auch ergeht,
Die durch ihr Feuer ſich verräth.

M.

386. Der duftige Waldmeiſter
Aus Frauenhänden heißt er:
Ich zürne Dir,
Denn täglich wirſt Du dreiſter.

* * *

Salix riparia. L.

Weide.

(Uferweide, Aller.)

A.

387. Du biſt in Deiner Schüchternheit
Wie das Rothkehlchen ſcheu und bang,
Entfliehend vor den Spähern weit,
Und doch voll lieblichem Geſang.

M.

388. Zagend fragt das Grün der Weiden:
Soll ich lieben, ſoll ich meiden?
Der Du Freund mir biſt,
Gib mir Rath in ſolchen Leiden!

Vitis vini vera. L.

Weinſtock.

A.

389. Iſt die Rebe am Geranke,
Das um Stäbe dicht ſich flicht,
Nicht ein fröhlicher Gedanke,
Uns bedeutend: Menſchen trinkt!

M.

390. Weinrebe meldet dies:
Verbotne Frucht iſt ſüß,
Und heimlich auch betreten,
Entzückt ein Paradies.

◆

Crataegus oxyacantha. T.

Weißdorn.

(Hagedorn.)

A.

391. Beneidenswerthes Eheglück,
Wenn es, dem Deinen gleich,
Ein ſelig Inſelreich
Erſcheint dem ſturmgewohnten Blick.

M.

392. Ich ſende Dir den weißen Dorn,
Zu ſänftigen den heißen Zorn,
Beſiegle Du den Friedensſchluß
Mit einem Roſenlippenkuß.

◆

Triticum vulgare. L.

Weizen.

A.

393. Das iſt die Zeit der ſchweren Noth,
Die ganze Welt jagt nur nach Brot,
Als Salz wird Liebe drauf geſtreut,
Und Butter hofft man von der Zeit.

M.

394. Glaub ich dem Weizen?
Du willſt mich reizen?
Ach, gar leicht iſt's Die beſiegen,
Die mit Freuden unterliegen.

◆

Artemisia absinthium. L.

Wermuth.

(Alüng, bitterer Beifuß.)

A.

395. Ach, was träumt' ich Seligkeiten
Und durch Dich ein Paradies!
Wandle Du in Wirklichkeiten,
Was der Traumgott mir verhieß.

M.

396. Deine Strenge, ſeufzt der Wermuth,
Und Dein ewig ſprödes Nein,
Sie erfüllen mich mit Schwermuth;
Kann denn Liebe grauſam ſein?

* * *

Convolvolus sepium. L.

Winde.

(Zaun-, Hecken-, Bärwinde.)

A.

397. O ſieh die Winde, wie ſo bleich,
Wie ſo verwelklich, weiß und weich
Nickt ſie in der Ergebung Ruh,
So züchtig, ſo verſchämt wie Du.

M.

398. Es ſäuſeln die Winden:
Eh' Stunden verſchwinden,
Sollſt Du mich zur Stelle
Als Harrende finden.

* * *

Pyrola minor. L.

Wintergrün.

A.

399. Vergnügt zu ſein und heiter,
Kann Dich dies Blümchen lehren:
Nie ſollſt Du etwas weiter
Als Du bedarfſt begehren.

M.

400. Ein Symbol iſt Wintergrün
Der Gefühle, die nicht fliehn,
Und es ſchwört mit treuem Wort:
Meine Lieb' wird ewig blüh'n.

* * *

Hyssopus lophanthus. L.

Yſop.

(Wohlgemuth, Doſte.)

A.

401. Nicht Heuchelwort, das ſich vertheidigt,
Es iſt gefühlte Reue
Um das, womit ich Dich beleidigt:
Drum holdes Weib, verzeihe!

M.

402. O flieh, die mit Yſopen
Dir nah'n, die Philanthropen,
O flieh die kahlen Glatzen,
Die frommbetrügend ſchwatzen!

Colchicum autumnale. L.

Zeitloſe.

(Herbſt-, Wieſen-Zeitloſe, Wieſenſafran, Herbſtblume, nackte Jungfer, Achtblume.)

A.

403. Benütze Deinen Mai,
Des Herbſtes trübe Stunden,
Sie ſchleichen bald herbei,
Dich ſchmerzlich zu verwunden.

M.

404. Nachtüber ſchießt hervor,
Ein böſer Wink, die Herbſtzeitloſe:
Heut ſtehſt Du noch im Flor,
Und morgen liegſt Du unterm Mooſe.

* * *

Laurus cinnamomum. L.

Zimmt.

A.

405. Wie nur im heißen Tropenſtral
Sich dieſe Bluthen ganz erſchließen,
So hat die höchſte Angſt und Qual
Mir mein Geſtändniß nur entriſſen.

M.

406. Dir klagt es der Zimmt:
Ich bin ſo verſtimmt,
Weil Niemand mein Leiden
Verſteht und vernimmt.

* * *

Epilog.

Sieh die Blumen nickend wanken
Rings im Garten und im Land,
Oder wie Gedanken ranken
In der Lieb' und Freundſchaft Hand;

Bis ſie endlich ſüß verſchwanken,
Daß ſelbſt ungewiß der Wind:
Ob es blumige Gedanken,
Ob Gedankenblumen ſind.

Blumen-Symbolik der Franzoſen.

(Mit gelbem Bande.)

407. **Adonis** — Schmerzliche Erinnerung.
408. **Aehre** — Reichthum.
409. **Affodill**, gelber — Reue.
410. **Agave** — Sicherheit.
411. **Agrimone** — Heile mich!
412. **Ahorn** — Behutſamkeit.
413. **Akazie**, rothe — Eleganz.
414. **Akazie**, weiße — Platoniſche Liebe.
415. **Aloe**, ſcheckige — Geplauder.
416. **Aloe**, ſuccotriniſche — Betrübniß.
417. **Alraun** — Selten, Zauberei.
418. **Amaranthe** — Unſterblichkeit.
419. **Amarillis**, gelbe — Stolz.
420. **Amfer** — Geduld.
421. **Ananas** — Vollkommenheit.
422. **Anemone** — Verlaſſenheit.
423. **Aron** — Glut, Eifer.

Emblèmes des Fleurs.

424. Aron, kleinſter — Hitze.
425. Aſphodill-Lilie — Koketterie.
426. Aſter, großblumige — Rückhalt.
427. Bärenklau — Künſte.
428. Baldrian, rother — Leichtigkeit.
429. Balſamapfel — Zum Beſten haben.
430. Balſamine — Ungeduld.
431. Balſamſtrauch — Geneſung, Heilung.
432. Baſilicum — Haß.
433. Bauernſenf — Gleichgültigkeit.
434. Beifuß — Glück.
435. Benedictenkraut — Erwachen.
436. Betonie — Begeiſterung.
437. Bilſenkraut — Fehler.
438. Binſe — Gelehrigkeit.
439. Biſamroſe — Launiſche Schöne.
440. Biſam-Waldrauch — Schwäche.
441. Bitterklee — Friede, Ruhe.
442. Blumenrohr — Stelldichein.
443. Bohnenbaum — Schwärze.
444. Borretſch — Trotziges Begegnen.
445. Brombeere — Neid.
446. Buche, rothe — Wohlergehen.

Emblèmes des Fleurs.

447. Cactus — Mutterliebe.
448. Camellia — Dankbarkeit.
449. Cichorie — Mäßigkeit.
450. Citronenkraut — Schmerz.
451. Cobea, ringelnde — Gebunden.
452. Coriander — Verborgenes Verdienſt.
453. Cypreſſe — Trauer.
454. Dahlia — Falſcher Prunk.
455. Dattelpflaume — Widerſtand.
456. Diptam — Geburt.
457. Diſtel — Strenge.
458. Dorant — Eigendünkel.
459. Dotterblume — Gnade.
460. Drachenkopf — Ich bin Dein Freund.
461. Dryas — Lieb in meinem Herzen.
462. Ehrenpreis — Treue.
463. Eibenbaum — Traurigkeit.
464. Eibiſch — Wohlthätigkeit.
465. Eiche — Gaſtfreiheit.
466. Eiergewächs — Klugheit.
467. Eisblume — Kaltes Herz.
468. Eiſenkraut — Bezauberung.
469. Elſebeere — Einklang.

470. Engelwurz — Begeiſterung.
471. Epheu — Freundſchaft.
472. Erdbeere — Güte.
473. Erdrauch — Galle.
474. Erdepheu — Ich ſeh' nur Dich!
475. Eſche — Größe.
476. Eſchwurz — Feuer.
477. Eſpe — Seufzer.
478. Farrnkraut — Aufrichtigkeit.
479. Federnelke — Kinderei.
480. Feigendiſtel — Ich brenne!
481. Feldwinde — Demuth.
482. Fenchel — Kraft.
483. Feuerlilie — Flamme.
484. Fichte — Wagniß.
485. Filzkraut — Gemeinheit.
486. Fingerhut — Beſchäftigung.
487. Flachs — Wohlthäter.
488. Flieder, ſpaniſcher — Erſte Liebe.
489. Flieder, weißer — Jugend.
490. Flockenblume — Glückſeligkeit.
491. Frauenhaar — Diſcretion.
492. Fünffingerkraut — Geliebtes Mädchen!

493. Gänſeblume — Beleidigung.
494. Garbe — Streit.
495. Gauchheil — Stelldichein!
496. Geisblatt — Liebesbande.
497. Geisraute — Vernunft.
498. Geranium, aſchfarbes — Melancholie.
499. Geranium, blutrothes — Thorheit.
500. Ginſter — Menſchenfeindlich.
501. Glockenblume, blaue — Standhaftigkeit.
502. Glocke, natterkopfblättrige — Unbeſcheidenheit.
503. Gloxinie — Humanität.
504. Goldlack — Treu im Unglück.
505. Götterblume — Gott.
506. Granatenbaum — Geckerei.
507. Grapp — Verläumdung.
508. Gypskraut — Meine Göttin!
509. Hagebuche — Zierde.
510. Hahnenkamm — Ewigkeit.
511. Haken — Klagen.
512. Hanfneſſel — Ueberzeugung.
513. Hartriegel — Vertheidigung.
514. Hauslaub — Wohlthätigkeit.
515. Heidekraut — Einſamkeit.

Emblèmes des Fleurs.

516. Heidelbeere — Verrath.
517. Hollunder, japaniſcher — Bruderliebe.
518. Hopfen — Ungerechtigkeit.
519. Hortenſia — Sorgenlos.
520. Huflattich — Gerechtigkeit.
521. Hundszahn — Galanterie.
522. Hyazinthe, amethyſtiſche — Wohlwollen.
523. Hyazinthe, orientaliſche — Blumenſprache.
524. Hyazinthe, wilde — Spiel.
525. Jalappe — Aengſtlichkeit.
526. Jasmin, ſpaniſcher — Sinnlichkeit.
527. Jasmin, virginiſcher — Trennung.
528. Jasmin, weißer — Liebenswürdigkeit.
529. Johannisbeere — Erkenntlichkeit.
530. Johannisbeere, gelbe — Du gefällſt mir!
531. Johanniskraut — Vergeſſen des Vergangenen.
532. Jonquille — Verlangen.
533. Kaiſerkrone — Macht.
534. Kapuzinerblume — Liebesfeuer.
535. Kaſtanie — Billigkeit.
536. Keuſchbaum — Kälte.
537. Kirſche — Erziehung.
538. Klatſchroſe — Eintagsſchönheit.

Emblèmes des Fleurs.

539. Klebekraut — Rohheit.
540. Klee, luzerner — Leben.
541. Klee, ſpaniſcher — Anregung.
542. Klettenkraut — Ungelegen.
543. Kornblume — Zartgefühl.
544. Kornelkirſche — Dauer.
545. Kreſſe — Staat, Pomp.
546. Kreuzblume — Abſonderung.
547. Kreuzdorn — Schnelligkeit.
548. Lackmuß — Leben und lieben.
549. Lavendel — Argwohn.
550. Leberkraut — Zutrauen.
551. Leinkraut — Angenehmes Gefühl.
552. Lerchenbaum — Kühnheit.
553. Levkoye, braune — Eile.
554. Levkoye, Sommer- — Dauernde Schönheit.
555. Lichtröschen — Erprobte Treue.
556. Lilie — Herrlichkeit.
557. Liliennarziſſe — Liebende Schwäche.
558. Linde — Gattenliebe.
559. Löwenzahn — Orakel, Ausſpruch.
560. Lorbeer — Ruhm.
561. Lorbeer, wilder — Sorgfalt.

Emblèmes des Fleurs.

562. Lorbeerkirſche — Falſchheit.
563. Lorbeerkraut — Wunſch zu gefallen.
564. Maiblumchen — Gluckes Wiederkehr.
565. Manchenille — Falſchheit.
566. Mandel — Leichtſinn, Unbeſonnenheit.
567. Marone — Luxus.
568. Maslieb, einfache — Unſchuld.
569. Maslieb, gefüllte — Vorliebe.
570. Maslieb, große — Veränderung.
571. Maulbeer, rother — Klugheit.
572. Maulbeer, ſchwarzer — Ergebenheit.
573. Meergras — Sympathie.
574. Meliſſe — Scherz.
575. Minze, Pfeffer- — Warmes Gefühl.
576. Minze, wilde — Tugend.
577. Mirabellpflaume — Entbehren.
578. Miſtel — Schmarotzer.
579. Mondraute — Vergeſſen.
580. Mohn, weißer — Schlafendes Herz.
581. Monatroſe — Immer neue Schönheit.
582. Moosroſe — Sinnliche Liebe.
583. Nabelkraut — Freimuthigkeit.
584. Nachtkerze — Unbeſtand.

Emblèmes des Fleurs.

585. Nachtſchatten — Wahrheit.
586. Narziſſe, Garten- — Selbſtſucht.
587. Narziſſe, wilde — Trügeriſches Hoffen.
588. Nelke, einfache — Aufrichtige Liebe.
589. Nelke, gefüllte — Schlauheit.
590. Nelke, gelbe — Anſprüche.
591. Nelumbo — Weisheit.
592 Neſſel — Grauſamkeit.
593. Nieſewurz — Schöngeiſt.
594. Ochſenbrech — Hinderniß.
595. Ochſenzunge — Lüge, Trug.
596. Oelbaum — Friede.
597. Oleander — Mißtrauen.
598. Orange — Großmuth.
599. Orangenblüthe — Keuſchheit.
600. Oſterblume — Anſpruchslos.
601. Oſterluzei — Holde Freundſchaft.
602. Päonie — Schande.
603. Pappel — Zeit.
604. Paſſionsblume — Glaube.
605. Peterſilie — Feſt.
606. Pflanzenauge — Immer!
607. Pflaume — Verſprechen.

Emblèmes des Fleurs.

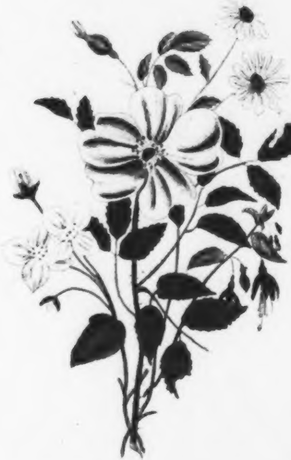
608. Platane — Ehren.
609. Primel — Frühe Jugend.
610. Ragwurz, dreifarbige — Irrthum.
611. Ragwurz, weichhaarige — Gewandtheit.
612. Rainblume — Unvergeßlich!
613. Ranunkel, aſiatiſche — Putz.
614. Ranunkel, Eis- — Undank.
615. Ranunkel, goldgelbe — Untreue.
616. Raſen — Nutzen.
617. Raute — Sitten.
618. Redutee — Du glänzeſt überall!
619. Reiherſchnabel — Leichtfertigkeit.
620. Reſeda — Beſcheidenes Verdienſt.
621. Ringelblume — Ahnung.
622. Ritterſporn — Unveränderliches Gefühl.
623. Roſe — Schönheit.
624. Roſe, damascener — Artigkeit.
625. Roſe, einfache — Einfachheit.
626. Roſe, gelbe — Treuloſigkeit.
627. Roſe, geſtreifte — Empfindſames Herz.
628. Roſe, Kapuziner- — Aufſehen.
629. Roſenknoſpe — Junges Mädchen.
630. Roſen, Kranz von — Tugendlohn.

Emblêmes des Fleurs.

631. Roſen-Malve — Fruchtbarkeit.
632. Roſe, hundertblättrige — Anmuth.
633. Roſe, weiße — Schweigen.
634. Roſe, wilde — Poeſie.
635. Rosmarin — Tröſtender Balſam.
636. Ruhrkraut — Ewiges Gedenken.
637. Safran — Misbrauch.
638. Salbei — Achtung.
639. Saronsblume — Ganz ſchön!
640. Sauerklee — Freude.
641. Saurach — Du fliehſt mich!
642. Schachblume — Gewalt.
643. Schaflinſenbaum — Leere Unterhaltung.
644. Scheidenlilie — Beherzt.
645. Schellkraut — Mutterſorgen.
646. Schilf — Muſik.
647. Schlangenkraut — Abſichten.
648. Schlehe — Unabhängigkeit.
649. Schmeerwurz — Stütze.
650. Schneeball — Langweile.
651. Schneeglöckchen — Troſt.
652. Schuppenwurz — Verborgene Liebe.
653. Schwalbenwurz — Bande.

Emblêmes des Fleurs.

654. Schwarzdorn — Schwierigkeit.
655. Schwertlilie — Botſchaft.
656. Seeroſe — Beredſamkeit.
657. Seeroſe, gelbe — Erkaltung.
658. Seidelbaſt — Umarme mich!
659. Silberkraut — Naivetät.
660. Silberpappel — Muth, Streben.
661. Silene — Nacht.
662. Sinnpflanze — Schaam.
663. Sommerwurz — Vereinigung.
664. Sonnenblume — Falſcher Reichthum.
665. Sonnenbraut — Thränen.
666. Sonnenthau — Ueberraſchung.
667. Sonnenwende — Liebesrauſch.
668. Sperrkraut — Bruch.
669. Spierſtaude — Nutzloſigkeit.
670. Spindelbaum — Portrait.
671. Spinnenkraut — Verwahrungsmittel.
672. Stechapfel — Verſtellung.
673. Stechapfel, baumartiger — Trügender Reiz.
674. Stechapfel, ſchöner — Verdacht.
675. Stechpalme — Vorausſehen.
676. Steinkraut — Friedſamkeit.



PFEIFENSTRAUCH,(JAPAN. HOLLUNDER, WILDER JASMIN). —
WILDE ROSE. — GÄNSEBLUMCHEN. —
TAPETENBLUME,(FUCHSIE). —

[illegible] W. Friedrich's Buchhandlung in Siegen

Emblèmes des Fleurs.

677. Stiefmütterchen — Gedanke.
678. Storchſchnabel, wohlriechender — Vorzug.
679. Sträußchen, kleines — Galanterie.
680. Strohblume — Ich bin in Deiner Gewalt.
681. Tanne — Erhebung.
682. Tapetenblume — Gebrechlichkeit.
683. Tauſendſchön — Liebſt Du mich?
684. Thymian — Thätigkeit.
685. Tigerblume — Grauſamkeit.
686. Traubenfarrn — Träumerei.
687. Trauerweide — Melancholie.
688. Trespe — Laſter.
689. Trichterwinde — Gepreßt!
690. Tuberoſe — Wolluſt.
691. Tulpe — Liebeserklärung.
692. Tulpe, baſeler — Gaſtfreundſchaft.
693. Tulpe, gebogene — Erſter Verſuch.
694. Veilchen, weißes — Herzensreinheit.
695. Veilchen, wohlriechendes — Sittſamkeit.
696. Venusſpiegel — Schmeichelei.
697. Vogelmilch, doldenblüthige — Trägheit.
698. Vogelmilch, kegelförmige — Reinheit.
699. Wachholder — Rettung.

Emblèmes des Fleurs.

700. Waldrebe — Geſchicklichkeit, Argliſt.
701. Waſſerdoſt — Vaterliebe.
702. Weiderich — Schöpfungskraft.
703. Weiderich, gelber — Treue Gegenwart.
704. Weinling — Bitterkeit.
705. Weinrebe — Trunkenheit.
706. Weißdorn — Hoffnung.
707. Wermuth — Abweſenheit.
708. Wiederthon — Geheimniß.
709. Windenblume, rothe — Erbauung.
710. Windenblume, Wald- — Krankheit.
711. Wintergrün — Angenehme Erinnerung.
712. Wolfsmilch — Meine Ruh' iſt hin!
713. Wurznägleinbaum — Würde.
714. Wunderblume — Tod.
715. Ximeneſie — Unwiſſenheit.
716. Zehrwurz — Feſſeln.
717. Zeitloſe — Herbſt.
718. Zephirante — Liebkoſung.
719. Zizikraut — Außerordentlich!
720. Zweizahn — Fleiß.

Flora's Kalender und Uhr.

Monate.

Januar: ſchwarze Nieſewurz Helleborus niger.
Februar: Schneeglöckchen Galanthus nivalis.
März: Veilchen Viola odorata.
April: wohlriechende Tulpe Tulipa suaveol.
Mai: knollige Spierſtaude Spiraea filipend.
Juni: Klatſchroſe Papaver rhoeas.
Juli: Sommerlevkoye Cheiranthus incanus.
Auguſt: Scabioſe Scabiosa grandiflora.
September: Erdſcheibe Cyclamen europ.
Oktober: chin. Johanniskraut Hypericum chin.
November: geöhrte Ximeneſie Ximenesia enc.
Dezember: ſtrauchartige Lopezie Lopezia frut.

* * *

Wochen.

1. Woche: eichenblättrige Hydrangee Hydr. querc.
2. Woche: Hauswurz Sempervivum tect.
3. Woche: genießbarer Eibiſch Hibiscus esculent.
4. Woche: Alpen-Löwenmaul Linaria alp.

* * *

Tage.

Montag: Benedictenkraut Cnicus bened.
Dienſtag: Kreuzkraut Senecio aureus.
Mittwoch: rankende Zehnerblume Decum. sarm.
Donnerſtag: Leberbalſam Erinus alpinus.
Freitag: Paſſionsblume Passiflora rubra.
Sonnabend: gelber Enzian Gentiana lutea.
Sonntag: genießbare Judenkirſche Physalis Alkek.

* * *

Stunden.

a. Nach Mitternacht.

Mitternacht: Cactus Cactus grand.
1. St. Gänſediſtel Sonchus agrestis.
2. St. Bocksbart Tragopogon luteum.
3. St. Ackerringelblume Calendula arv.
4. St. gemeiner Pippau Crepis tect.
5. St. gelbe Tagblume Hemerocallis flava.
6. St. weiße Seeroſe Nymphaea alba.
7. St. Regenringelblume Calendula pluv.
8. St. Gauchheil Anagallis monelli.
9. St. nacktſtieliger Mohn Papaver nudic.
10. St. Mittagblume Mesembrianth. aurant.
11. St. Vogelmilch Ornithogalum uniflor.

⁂

b. Nach Mittag.

Mittag: Eiskraut Mesembrianth. cristal.
1. St. roſenrothe Nelke Dianthus prolif.
2. St. einblumiges Habichtkraut Hieracium pilos.
3. St. Löwenzahn Leontodon taraxacum.
4. St. Steinkraut Alyssum saxatile.
5. St. Nachtſchatten Solanum nigrum.
6. St. Storchſchnabel Geranium canesc.
7. St. gefüllter Mohn Papaver somnif.
8. St. hellblaue Winde Convolvolus nil.
9. St. liniengeſtreifte Winde Convolvolus lainct.
10. St. Trichterwinde Ipomaea tuberosa.
11. St. Nachtſilene Silena noctiflora.

* * *

Bezeichnung der Stunden

bei den

Griechen und Römern.

1. Ein Sträußchen aufgeblühter Roſen.
2. Ein Sträußchen Vanille.
3. Ein Sträußchen weißer Roſen.
4. Ein Sträußchen Hyazinthen.
5. Einige Citronen.
6. Ein Sträußchen Lotos.
7. Ein Sträußchen Wolfsbohnen.
8. Einige Orangen.
9. Blätter vom Oelbaum.
10. Blätter von der Pappel.
11. Ein Sträußchen Ringelblumen.
12. Ein Sträußchen Stiefmütterchen und Veilchen.

Farben-Symbolik.

a. Deutſche.

Weiß: Reinheit, Vertrauen, Unſchuld.
Gelb: Ruhm, Eiferſucht, Untreue.
Roth: Schaam, Liebe, Glut.
Roſenroth: Jugend, Zärtlichkeit, Schwärmerei.
Purpur: Macht, Wille.
Blau: Geſinnung, Erhebung des Geiſtes, Weisheit, Beſtändigkeit, Frömmigkeit.
Grün: Hoffnung, Muth.
Schwarz: Trauer, Bosheit.

* * *

b. Orientaliſche.

Weiß: Ich bitte!
Gelb: Ich ſchmachte!
Gold: Sieh her!
Roſenroth: Meine Herzensnachtigall!
Blau: Ich vergöttere Dich!
Grau: Wie geht's den Freunden?
Grün: Werde ich ſiegen?
Schwarz: Alles für Dich!

e. Der Alten.

Jahrs- und Tageszeiten.

Grün: Frühling.
Roth: Sommer.
Blau: Herbſt.
Schwarz: Winter.
Weiß: Tag.
Grau: Nacht.

Elemente:

Blau: Luft.
Roth: Feuer.
Weiß: Waſſer.
Schwarz: Erde.

Ueberſicht

der

ſinnbildlichen Deutungen.

(Die Zahlen beziehen ſich auf die Nummern der Verſe und Blumen; bezeichnen bis zu Nr. 406. die poetiſch dargeſtellten Sinnbilder, und zwar die ungeraden Zahlen die deutſchen, die geraden die orientaliſchen Bedeutungen, — und von Nr. 407. hinauf die Formeln der franzöſiſch. Blumenſprache.)

Aberglaube 108.
Abkühlung der Wünſche 305.
Abſcheu 647.
Abſicht, unlautere 143.
Abſonderung 83. 516.
Abweſenheit 707.
Achtung 638.
Achtung der Liebe 21.
Aengſtlichkeit 135. 525.
Ahnung 621.
Alleinſehen 93.
Allgefällig 264.
Allgegenwart 82.
Andacht 231.
Aneiferung durch Beiſp. 367.
Angedenken, ein 111.
Anmuth 632.
Anregung 541.
Anſprüche 590.
Anſpruchlos 690.
April der Frauengunſt 151.
Arbeitſamkeit, geſegnete 227.
Argliſt 700.
Argwohn 549.
Artigkeit 25. 624.
Aufrichtigkeit 478.
Aufſehen 628.
Augen, ſchelmiſche 214.

Augenweide, blos 373.
Ausſöhnung 117.
Außerordentlich 719.
Ausſprechen 215.
Ausſpruch 559.

Balſam der Zeit 125.
Balſam, tröſtlicher 635.
Bande 653.
Begegnen, trotziges 444.
Begeiſterung 136. 170.
Beherzt 611.
Behutſamkeit 412.
Beigabe zu Spenden 190.
Beileid 49.
Beiſammenbleiben 84.
Beiſammen, ſtets 282.
Beklagen 104.
Belauſcht 161.
Belehrend 273.
Beleidigung 493.
Beredſamkeit 656.
Beſchäftigung 486.
Beſcheidenheit 85.
Betrübniß 416.
Betrübniß, wozu? 235.
Beweglichkeit, geiſtige 66.
Bewilligung 378.
Bewußtſein, reines 344.
Bezauberung 168.
Billigkeit 535.
Bitte um Verzeihung 38.
Bitterkeit 704.
Bläſſe, reizende 323.
Blick, finſterer 174.
Blödigkeit der Liebe 133.
Blumenſprache 523.
Blut, leichtes 137.
Botſchaft 655.
Bräutigamshoffen 219.
Brautſtand 53.
Bruch 668.
Brünette, ſchöne 333.

Dankbarkeit 448.
Dauer 544.
Dauer der Freundſchaft 34.
Demuth 379. 481.
Dienſtbereit 294.
Discretion 491.
Dreiſtigkeit 386.
Du fliehſt mich! 641.

Du gefällſt mir! 530.
Du glänzeſt überall! 618.

Eheglück, beſonderes 391.
Eheſegen 183.
Ehren 608.
Ehrengebühr 194.
Ehrſucht 101.
Eifer 423.
Eiferſucht 69.
Eigendünkel 458.
Eigenſinn 70.
Eile 553.
Einfachheit 153. 625.
Einigkeit 179.
Einklang 469.
Einladung zu Nacht 42.
Einſamkeit 515.
Eintagsſchönheit 538.
Eitelkeit 180.
Eleganz 413.
Entbehren 577.
Entbrennen 20.
Entſchluß, gezwungner 280.
Entſchluß, ſchneller 352.
Entſchluß, wankender 142.
Entzucken, bedenkliches 89.
Entzücken der Liebe 29.
Erbauung 709.
Erfahrung 91.
Erfolg des Muthes 118.
Ergebenheit 572.
Ergebung 397.
Ergib Dich! 283.
Erhaltung der Liebe 203.
Erhebung 681.
Erholung 369.
Erinnerung, angenehme 711.
Erinnerung des Todten 88.
Erinnerung, ſchmerzl. 407.
Erkaltung 657.
Erkenntlichkeit 529.
Ermuthigung 191.
Ernſt bei Freude 123.
Erſcheinen, augenblickl. 106.
Erſchleichen 35[illegible]
Erſchütterung 79.
Erwachen 435.
Erwartung 308.
Erwartung, geduldige 15.
Erziehung 537.
Ewigkeit 510.

Falſchheit 562. 565.
Faſſe Muth! 168.
Fehler 437.
Feilheit 236.
Fern und treu 252.
Feſſeln 716.
Feſſeln, gebrochene 301.
Feſt 605.
Feuer 476.
Flamme 183.
Flatterſinn 35.
Fleiß 720.
Freiheit 87.
Freimüthigkeit 583.
Friedensſchluß 392.
Folge, nothwendige 220.
Folge der Sprödigkeit 130.
Frage der Liebe 152.
Frage um Gegenliebe 384.
Fremd vor der Welt 146.
Freude 640.
Freude an fremdem Glück 188.
Freuden, dauernde 229.
Freudenwunſch 206.
Freund, redlicher 65.
Freundesgaben 80.
Freundesrath 26.
Freundſchaft 199. 471.
Freundſchaft, holde 29. 601.
Freundſchaftsglück 205.
Friede 441. 596.
Friedſamkeit 676.
Frömmigkeit 291.
Frucht, verbotene 390.
Fruchtbarkeit 631.
Frühlingsluſt 243.
Fügſamkeit 78.
Furcht vor Flatterſinn 13.
Furcht vor Reue [illegible]76.

Galanterie 521. 679.
Galle 473.
Ganz ſchön! 630.
Gaſtfreiheit 465.
Gaſtfreundſchaft 692.
Gattenglück 233.
Gattenliebe 558.
Gebrechlichkeit 682.
Gebunden! 451.
Geburt 456.
Geckerei 406.
Gedanke 677.

Gedeihen 155.
Gedenken, ewiges 636.
Geduld 420.
Gefährlichkeit 99.
Gefahr 55.
Gefahr im Verzug 134.
Gefühl, angenehmes 551.
Gefühl, reines 9.
Gefühl, unwandelbar 622.
Gefühl, warmes 575.
Gegenwart, treue 325. 703.
Geheimniß 708.
Gehorſam der Liebe 22.
Geiſtreich 3.
Geldliebe 293.
Gelehrigkeit 438.
Geliebtes Mädchen 492.
Gemeinheit 225. 485.
Genuß der Zeit 127.
Geneſung 431.
Geplauder 415.
Gepreßt 689
Gerechtigkeit 520.
Gerne ſehen 370.
Geſchicklichkeit 700.
Geſchwätzigkeit 217.
Geſegneter Umſtände 209.
Geſinnung 109.
Geſtändniß, erpreßtes 405.
Geſundheit 43.
Getändel, verhaßtes 228.
Getändel, zweckloſes 208.
Getrennt und vereint 254.
Gewährung 4.
Gewalt 612.
Gewandtheit 611.
Gift, heimliches 1.
Glaube 604.
Gleichgeſinnt 200.
Gleichgültigkeit 433.
Glück 434.
Glück aus Mühen 356.
Glück, beneidetes 267.
Glück der Gewährung 30.
Glück des Lebens 328.
Glück, heimliches 331.
Glückes Wiederkehr 564.
Glückſeligkeit 193.
Glückwunſch 342.
Glut, endloſe 173.
Glut, geheime 147. 423.
Gnade 459.

Goldes Werth 238.
Göttin, meine 508.
Gott 505
Gott behüte! 250.
Gram als Liebeswurzel 192.
Grauſamkeit 592. 685.
Groll der Böſen 347.
Größe 475.
Großmuth 598.
Gurkelleſung 329.
Gute 472.
Gute, ſeltene 64.
Gute Miene z. böſ. Spiel 170.
Gute Nacht 341.
Gutmachen 110.

Häuslichkeit 177.
Handeln, unerſchütterl. 195.
Haß 432.
Heftigkeit, getadelte 102.
Heile mich! 411.
Heilung 431.
Heilmittel f. Uebergenuß 107.
Heiratsluſt, verungl. 338.
Heiratsſucht 90.
Heiterkeit, nahe 353.
Herbſt 717.
Herrlichkeit 556.
Herz, empfindſames 627.
Herz, kaltes 467.
Herz, ſchlafendes 589.
Herz, verwandeltes 326.
Herz, weiches 134.
Herzensdiebſtahl 274.
Herzensreinheit 694.
Herzmittel 16.
Heuchler, fromme 402.
Heute roth morgen todt 404.
Hilfe, nahe 383.
Hinblick, ſteter 358.
Hinderniß 591.
Hitze 424.
Hochſtrebend 131.
Hoffe! 336.
Hoffnung, gegebne 48. 706.
Hoffnung, trügende 587.
Hoffnungsflehen 167.
Hoffnungswunſch 230.
Hohnabwendung 24.
Humanität 503.

Ja! 336.

Ja, erbetenes 157.
Ich bin Dein Freund! 460.
Ich bin in Deiner Gew.! 680.
Ich brenne! 480.
Ich gedenke Dein! 381.
Ich komme! 398.
Ich ſehe nur Dich! 474.
Je länger je lieber! 204.
Immer! 606.
Immer neue Schönheit 581.
Inbegriff der Liebe 253.
Ironie 256.
Irrthum 610.
Irrthum des Leichtſinns 259.
Jugend 489.
Jugend, frühe 609.
Jugend, immerwährende 121.
Jugenderinnerung 349.

Kälte 536.
Kälte, verwandelte 57.
Keuſchheit 590.
Kinderei 479.
Kinderſegen 307.
Kindlichkeit 85.
Klagen 511.
Kleidereitelkeit 309.
Klug und einfach 165.
Klugheit 3. 466. 571.
Koketterie 425.
Koketterie, vermiedene 71.
Königin der Liebe 212.
Korb 74.
Kraft 95. 182.
Kraftanwendung 105.
Krankheit 710.
Kühnheit 552.
Kühnheit der Liebe 133.
Künſte 427.
Kummer 45.
Kuß 39.
Kuß in Ehren 128.
Kuß und Gruß 184.
Kußverklärung 268.

Lärm um Nichts 162.
Läſterung 97.
Lage, beſchränkte 115.
Langeweile 650.
Laſter 688.
Laune, heitere 137.
Launenvoll 306.

Launenwechſel 207.
Launiſche Schöne 139.
Lauſcher, liebender 290.
Leben 540.
Lebensverſchönerung 124.
Lebewohl 77.
Leichtfertigkeit 619.
Leichtigkeit 428.
Leichtſinn 566.
Leidvergeſſen 239
Liebe, aufrichtige 588.
Liebe, brüderliche 517.
Liebe, dauernde 53.
Liebe, erſte 488.
Liebe, ewige 409.
Liebe, fromme 327.
Liebe im Schmerze 222.
Liebe, karge 361.
Liebe, offenbare 385.
Liebe, platoniſche 414.
Liebe, ſinnliche 270. 582.
Liebe, väterliche 701.
Liebe, verborgene 652.
Liebe zu Vielen 52.
Liebelei, gefährliche 139.
Lieben und Heiraten 372.
Liebenswürdigkeit 201. 528.
Liebesärger 100.
Liebesbande 496.
Liebesbeſitz 134.
Liebesfaden 334.
Liebesfahne 302.
Liebesfeuer 534.
Liebesflehen 322.
Liebesgaben 112.
Liebesgeplauder 40.
Liebesgeſtändniß 148. 691.
Liebesgruß Abends 289.
Liebeskummer 315.
Liebesmühe 11.
Liebesnieten 296.
Liebesrauſch 667.
Liebesſchabernack 178.
Liebesſchwur 114.
Liebesſpiel, ſüßes 376.
Liebestrotz 166.
Liebestrug 18.
Liebeswahn, endender 269.
Liebkoſung 718.
Liebloſigkeit 374.
Liebſt Du mich? 683.
Lies in meinem Herzen! 431.

Lippenbeſchäftigung 255.
Lob, unbedingtes 354.
Lockung 394.
Lohn des Duldens 292.
Lohn des Schweigens 141.
Loos der Wahrheit 343.
Loos, unſicheres 346.
Lüge 505.
Luxus 567.

Macht 533.
Macht der Sittſamkeit 213.
Mädchen, junges 629.
Männertreiben 365.
Männertreu 51.
Mäßigkeit 303. 419.
Magentroſt 224.
Mahnung vor Eitelkeit 260.
Meine Braut! 337.
Meine Ruh iſt hin! 712.
Melancholie 498. 687.
Menſchenfeindlich 500.
Milde 41.
Minnedienſt 54.
Misbrauch 637.
Mistrauen 281. 597.
Muſik 616.
Muſſen 195.
Muth 660.
Muth- und verſtandlos 223.
Muthwille, verſteckter 7.
Mutterliebe 417.
Mutterſorgen 645.

Nachgeben der Liebe 37.
Nacht 661.
Nachtbitte 271.
Nähe, unheimliche 17.
Nahrungsſtreben 393.
Naturlichkeit 187.
Nebenbuhlerangſt 92.
Neckerei, willkommene 285.
Neckerei, ſatt der 46.
Neid 415.
Nein! 336.
Neugier 91.
Nimm mich hin! 202.
Nutze Deine Zeit! 103.
Nutzen 616.
Nutzloſigkeit 669.

Orakel 559.

Pantoffelheld 286.
Paſſende Contraſte 182.
Plauderhaftigkeit 158.
Poeſie 634.
Porträt 670.
Preiswürdigkeit 27.
Prüderie 258.
Prunk, falſcher 454.
Prunkſucht 67. 189.
Putz 613.

Quälerei der Liebe 362.

Rache 241.
Rede, geiſtreiche 63.
Reichthum 108.
Reichthum, falſcher 664.
Reifer Jugendgeiſt 211.
Reinheit 232. 698.
Reiz der Beſcheidenheit 267.
Reiz, trügender 673.
Reize, reiche 277.
Rettung 699.
Reue 23. 409.
Reue, herzliche 401.
Rococo 317.
Rohheit 226. 539.
Rückhalt 426.
Ruhe 141.
Ruhm 237. 560.

Satiriſcher Hang 113.
Schaden, belehrender 58.
Schalkhaftigkeit, holde 8.
Scham 662.
Schamgefühl, verletztes 185.
Schande 602.
Schein 197.
Scheinweſen 73.
Scherz 574.
Schimmerlos 313.
Schläfrigkeit 262.
Schlank und ſchön 149.
Schlauheit 589.
Schmarotzer 578.
Schmaucherglück 366.
Schmeichelei 696.
Schmeichlerkunſt 150.
Schmerz 450.
Schmerz der Theilnahme 288.
Schmerzbeſeitigung 301.
Schnelligkeit 547.

Schöngeiſt 593.
Schönheit 623.
Schönheit, aufblühende 335.
Schönheit, dauernde 554.
Schönheit im Zorn 10.
Schönheit und Güte 298.
Schönheitspreis 72. 198. 375.
Schöpfungskraft 702.
Schonung, großmüthige 50.
Schüchternheit 387.
Schuld 351.
Schuldvermeidung 32.
Schwäche 440.
Schwäche, liebende 557.
Schwärze 143.
Schwanken 319.
Schweige! 336.
Schweigen 81. 633.
Schweigen, befohlenes 96.
Schweigſamkeit, befremd. 172
Schwermuth u. Sprödig. 396.
Schwierigkeit 654.
Sclavendienſt der Liebe 6.
Seelenruhe 50.
Seelenſchmuck 247.
Sehen und Lieben 548.
Sehnſucht nach d. Nacht! 310.
Sehnſucht n. Wiederſehen 12.
Sehnſucht, ſuchende 189.
Sehr gern! 250.
Selbſtgefälligkeit 275.
Selbſtſucht 586.
Seligkeit, kurze 363.
Selten! 417.
Seufzer 477.
Seufzer wegen Kälte 248.
Sicherheit 440.
Sieghaftigkeit 2.
Sinnlichkeit 350. 526.
Sitten 617.
Sittſamkeit 695.
Sorgenbrecher Wein 68.
Sorgenlos 519.
Sorgfalt 561.
Spiel 524.
Staat 545.
Standhaftigkeit 501.
Staunen und Glühen 284.
Steh Rede! 314.
Stelldichein 145. 442. 495.
Stolz 160. 419.
Streben 660.

Streit 194.
Strenge 157.
Stutze 649.
Stunde des Stelldichein 175.
Suchen 60.
Suchen und Fliehen 186.
Sympathie 573.
Spreuenwerk 300.

Thätigkeit 684.
Theilnahme 188.
Thorheit 320. 199.
Thränen 665.
Thränentroſt 221.
Thu' auf Dein Herz! 350
Tod 714.
Trägheit 697.
Träumerei 685.
Trauer 453.
Traueranfang 19.
Traumbilder der Liebe 253.
Traumerfüllung 395.
Traumglück 261.
Traumidol 300.
Traumleben 62.
Traurigkeit 163.
Trennen, leichtes 361.
Trennung 527.
Treue 462.
Treue, erprobte 555.
Treue im Unglück 504.
Treuloſigkeit 14. 626.
Trink! 389.
Troſt 15. 651.
Trug 595.
Trunkenheit 705.
Tugend 33. 576.
Tugendlohn 630.

Ueberliſtung 76.
Ueberraſchung 330. 666.
Ueberzeugung 512.
Ueppigkeit des Leibes 47.
Umarme mich! 658.
Umſchweben, ſtetes 321.
Unabhängigkeit 648.
Unbeneidet 75.
Unbeſcheidenheit 502.
Unbeſonnenheit 249. 566.
Unbeſtändig 263.
Unbeſtand 51. 584.
Unbezwungen 164.

Undank 614.
Unentſchloſſen 388.
Ungeduld 430.
Ungelegen 542.
Ungerechtigkeit 518.
Unglück, unverdientes 170.
Unſchuld 568.
Unſterblichkeit 61. 418.
Unterhaltung, leere 643.
Untheilbar 302.
Untreue 615.
Unvergeßlich 612.
Unvertraulich 312.
Unwahr 160.
Unwiſſenheit 715.
Unzartheit 98.
Unzertrennlich 122.

Vaterland, deutſches 110.
Veränderung 570.
Verbannung d. Kummers 136
Verbleibe! 28.
Verdacht 674.
Verdacht, beſchämter 311.
Verdienſt, beſcheidenes 620.
Verdienſt, verborgenes 452.
Verdienſt, wahres 197.
Vereinigung 663.
Verführung 234.
Vergeſſen 579.
Verg. d. Vergang. 325. 531.
Vergißmeinnicht! 382.
Vergötterung d. Schönh. 321
Verhaßt 318.
Verheimlichung 218.
Verheiratet! 272.
Verläumdung 357. 507.
Verlangen 532.
Verlangen, ſiegreiches 279.
Verlaſſenheit 422.
Vermiſſen, ſchweres 377.
Vernunft 497.
Verrath 357. 546.
Verſchmäht u. liebend 209.
Verſchwiegenheit 207.
Verſprechen 697.
Verſtändniß d. Augenbl. 163.
Verſtellung 672.
Verſtellung, nothwend. 330.
Verſtimmung 406.
Verſuch, erſter 643.
Vertheidigung 513.

Vertrauen 340.
Vertraulichkeit, geheime 146.
Verwahrungsmittel 671.
Verzehrung in Liebe 240.
Verzeihungsflehen 36.
Verzweiflung 266. 316.
Veſtaliſch! 244.
Vielbeliebtheit 89.
Vollkommenheit 421.
Vorausſehen 675.
Vorliebe 569.
Vorſicht 140.
Vorſicht der Schönheit 193.
Vortheilſucht 251.
Vorzug 678.
Vorzug d. Beſcheidenheit 171.

Wärme und Güte 191.
Wagniß 481.
Wahn 120.
Wahrheit 181. 585.
Wann biſt Du mein? 246.
Warnung vor Falſchen 44.
Warte noch! 380.
Weg zum Herzen 86.
Weib, edles 313.
Weiberliſt 126.
Weibiſch 108.
Weibesſchönheit 129.
Weigerung 138.
Weisheit 591.
Weisheit, ſtille 265.
Weltglück 345.
Weltlärm 83.
Weltlügen 169.
Werth, innerer 119.
Werth der Haube 215.
Widerſpruch 250.
Widerſtand 455.
Widerſtand, unmöglicher 287.
Wiederkommen, baldiges 156.
Wie gefall' ich Dir? 371.
Willfährigkeit 70.
Wirkung der Liebe 37.
Witz 141.
Wohlergehen 446.
Wohlthäter 487.
Wohlthätigkeit 164. 514.
Wohlwollen 522.
Wolken des Glücks 278.
Wolluſt 690.
Wonne des Wiederſehens 31.

Worte, ſpitze 295.
Worterfüllung 150.
Würde 713.
Wunden und Salbe 210.
Wunſch, bekannter 332.
Wunſch zu gefallen 563.
Wuth, ſtille 216.

Zartgefühl 513.
Zauber 276. 417.
Zeit 603.
Zierbengel 348.
Zierde 509.
Zorn des Neides 368.
Züchtigung 196.
Zudringlichkeit 212.
Zufriedenheit 103. 399.
Zum Beſten haben 429.
Zungen, böſe 132.
Zurückziehen 257.
Zuſammenraffen 182.
Zutrauen 550.
Zweifel an Standhaftigkeit 5.

Druck und Papier
von
A. Schotz in Wiesbaden.

Verlagsbuchhandlung von Friedrich Sr. Scholz
in Siegen und Wiesbaden.

[illegible] Druck u. Papier [illegible] Siegen.

1894. 10370.

Die
Alte von Livadoſtro.

Roman
aus helleniſchen Memoiren
des
fahrenden Muſikanten.

Erſtes Bändchen.

Die Alte von Livadoſtro.

Roman
aus helleniſchen Memoiren
des
fahrenden Muſikanten.

Erſtes Bändchen.

Frankfurt am Main.
Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.
1844.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Ein Vorwort.

Es war im Anfang des Jahres 1841, als ich, aus Thüringen an den Rhein überſiedelt, im Feuilleton der „Kölniſchen Zeitung" beiläufig Folgendes drucken ließ, — was ich den geneigten Leſer nun, gleichſam als eine biographiſch-literariſche Einleitung zu dem vorliegenden Buche, durchzuſehen bitte:

Der fahrende Muſikant.

Unſere Zeit, die ſo viele bedeutende und intereſſante Perſönlichkeiten entſchleiert und in ihrer wahren Geltung darſtellt, hat unter dem Namen des „fahrenden Muſikanten" einen Charakter kennen gelernt, in welchem ſich glühende Begeiſterung für die Tonkunſt mit Erlebniſſen und Abenteuern ſo bunter Art und ſo mannigfaltig verbindet, daß wohl mancher Leſer leicht für einen Roman und für eine glückliche Fiktion hinnahm, was in Wahrheit nichts als ein treu wiedergegebenes Künſtlerleben und die ehrliche Aufzählung wirklich durchlebter Ereigniſſe iſt.

Man wird ſich erinnern, daß der bekannte Dichter und Novelliſt Ludwig Bechſtein vor mehreren Jahren mit einem dreibändigen Buche (Schleuſingen, 1837, bei Glaſer) auftrat, als deſſen Herausgeber er ſich nannte, und das den Titel „Fahrten eines Muſikanten“ führte, und in der Leſewelt großen Beifall fand. Dieſes Produkt, das heißt ſein eigentlicher Inhalt, das Material der Handlung, die Scenerie und das Erlebniß des darin Mitgetheilten, rührt von dem in muſikaliſchen Kreiſen in vielen Diſtrikten Deutſchlands und in der Schweiz wohlbekannten Doktor und Profeſſor Elſter her, welcher darin die Memoiren ſeines reichbewegten Lebens und Kunſtſtrebens niedergelegt hat. Die anziehende Darſtellung und elegante Styliſirung, Ordnung, Zuſammenreihung und Sichtung des bunt Vorhandenen, daß daraus ein feſtzuſammenhängendes Ganzes, ein vielfach intereſſantes Buch wurde — iſt das ausgezeichnete Verdienſt Bechſteins, deſſen bedeutendes Erzählertalent längſt anerkannt wurde, und der im erwähnten Falle doppelten Dank verdient. Einmal weil ſeine einflußreiche Freundſchaft Elſter'n veranlaßte, an die Aufzeichnung des mannigfach Erlebten zu gehen, und dann weil er ſelbſt mit raſtloſem und eindringenden Fleiße der werthvollen Ausbeute jenen Schliff und jene gefällige Form verlieh, in welcher ſie der Leſewelt werth und zugleich ein neues Zeugniß für ſeine Befähigung wurde. In Thüringen, welchem Verfaſſer und Herausgeber (ich möchte faſt lieber ſagen: der Held und der Bearbeiter der „Fahrten“) durch Geburt und vieljährigen Aufenthalt angehören, iſt dieſes eine allgemein bekannte Thatſache, und zu der außerordentlichen Theilnahme, die das ſchöne Buch vorzugsweiſe in jenem Umkreiſe erregte, hat das Intereſſe an den beiden genialen und liebenswürdigen Menſchen nicht wenig beigetragen.

Iſt es doch auch ſelten vorgekommen, daß ſich ein Künſtlerleben, welches eigentlich nie dahin zielte, aus der Kunſt Profeſſion zu machen, in ſo hiſtoriſch anziehenden und eigenthümlich wechſelnden Polaritäten der Exiſtenz bewegte, und daß Guitarre und Violine ſo zu ſagen an die Ereigniſſe der Tagesgeſchichte geknüpft waren, wie dies allerdings in den denkwürdigen Fahrten Elſter's vorgekommen, die wir mit Wahrheit und einem überall durchblickenden Humor geſchildert finden. Erſt das Leben auf drei deutſchen Univerſitäten, Leipzig, Jena und Würzburg; man denke ſich um mehr als zwanzig Jahre zurück und in eine Zeit, wo es noch ein Univerſitätsleben gab, und mitunter ein ſolches, deſſen männlicher Sinn die übelſten Deutungen erfahren mußte. Dann die zwecklos traurigen Reiſen in Holland, der Aufenthalt in Paris und der durch trübe Veranlaſſungen erzwungene

Eintritt in franzöſiſche Kriegsdienſte, welche Elſter in einem depravirten Regimente, und bald mit dieſem nach Corſica exilirt, mitmachte; dort der erſte Sonnenblick der Hoffnung durch die tönende Kunſt und endliche Erlöſung. Bald darauf ſeine Begeiſterung für die Griechenſache, ſein Erſcheinen als Philhellene, ſeine Wanderungen und traurigen Erfahrungen als Arzt bei der heiligen Schaar durch die klaſſiſchen, aber damals blutgedüngten und verwüſteten Stätten Morea's; alle die Drangſale, denen dort der redliche Wille der Fremden, alle die Kümmerniſſe, denen man durch gierige Sucht der Abenteuer ausgeſetzt war. Endlich auch die Rettung von dort und ſein glücklicherer, durch die Muſik ſo freundlich begünſtigter Aufenthalt in der Levante, von wo er nach Marſeille zurückkehrt, Frankreich als ausübender Künſtler durchreiſt, und in die Schweiz kommt, um dort an der Seite Nägeli's und Th. Fröhlich's einem tüchtig begründeten Inſtitute für deutſchen Männergeſang ehrenvoll vorzuſtehen, welches er ſpäter nur darum verläßt, weil ihm das Glück der Heimath winkt, und weil diejenige, die er einſt als Mädchen geliebt und auf allen ſeinen Fahrten treu im Herzen behalten, ihn jetzt als Wittwe in ihre Arme und an den Altar ruft. Durch all' dies bunte Gewirre des Lebens leitet ihn der goldene Ariadnefaden ſeiner Kunſt, die ihm Muth und Hoffen, Luſt und Kraft einathmet, und die ganze Erſcheinung mit den Strahlen der Poeſie beleuchtet.

Das Buch hat ſeine Phaſe gemacht, was man eben in Deutſchland ſo zu nennen pflegt; das heißt: es wurden mehrere hundert Exemplare verkauft, die Recenſionen lauteten günſtig, und in den Leihbibliotheken geſchah viel Nachfrage. Es war eben ein unterhaltendes Buch und befriedigte als ſolches: daß man ein wirkliches Menſchen- und Künſtlerleben darin kennen und lieben lernen konnte, daran dachten wohl die wenigſten der Leſer. Und doch möcht' ich es als ein würdiges und werthvolles Produkt in das flüchtige Gedächtniß der Gegenwart, und vorzugsweiſe in das Andenken jener zurückrufen, welche, als ausübende Prieſter oder nur als redliche Verehrer der Tonkunſt, durch das begeiſterte Ringen und Streben eines ihnen befreundeten Gemüthes tiefinnerſt angeregt und erbaut werden müßten. Veranlaſſung zu dieſer Erinnerung bieten zunächſt die in ſpäterer Zeit bald erſchienenen Seitenſtücke und Fortſetzungen dieſes Buches. Die Buchhändler-Speculation mit dem Hauptwerke war für Deutſchland zu glücklich, um nicht noch weiter ausgebeutet zu werden; ein Verfahren, das uns mit ſeinem Nachäffungs- und Anklammerungsſtreben auf dem literariſchen Gebiete ſo oft begegnet, daß ſeine hieher bezüglichen Reſultate füglich mit Stillſchweigen übergangen werden können.

Vielleicht verletzt durch dieſes ſpekulative und anmaßende Vorgreifen, trat bald darauf der wirkliche fahrende Muſikant, ich meine Elſter, in einer wenig bekannten ſächſiſchen Verlagshandlung mit der wahren Fortſetzung ſeiner muſikaliſchen Memoiren ſelbſt hervor. Sie führt den Titel: „Neue Fahrten eines alten Muſikanten“ (2 Bde. Chemnitz, 1841, bei R. Binder); der Verfaſſer hat ſich zwar wieder literariſch bevormunden, das heißt, von Herrn Dr. Elſner herausgeben laſſen; aber es iſt in Wahrheit der alte kräftige, kunſtbegeiſterte und humorreiche fahrende Muſikant, wie er vier Jahre früher bekannt geworden. Der Tod hat ihm die geliebte Gattin entriſſen: die Kunſt iſt jetzt ſein Troſt, ſein einziges Labſal. In unabhängiger, geſicherter Lage, voll glühenden Eifers, etwas Tüchtiges, und zwar im Gebiete dramatiſcher Muſik zu leiſten, entſchließt ſich Elſter, dieſe Kunſt auch von ihrer praktiſchen Seite gründlich kennen zu lernen, und nimmt die Stelle als Kapellmeiſter des Bamberger Theaters an. Seine Erfahrungen in dieſem Gebiete, ſeine Exiſtenz in demſelben Kreiſe, in demſelben Hauſe und an demſelben Direktionspulte, wo etwa dreißig Jahre vor ihm Hoffmann-Kreisler gewirkt und gelitten und der künſtleriſchen Handwerksmiſere erlegen, wird in dieſen zwei neuen Bändchen mit friſchem Humor erzählt; — man kann dabei einen tiefen Blick in jenen Bettelſack der aufgeblaſenen Dummheit werfen, welche heut zu Tage unter der Benennung „Kunſtinſtitut" erſcheint. Welchen Erfolg für einen warm und redlich ſtrebenden Künſtler die Berührung mit ſolcher Erbärmlichkeit hatte, möge man aus den Worten errathen, welche der fahrende Muſikant von E. T. A. Hoffmann's Schatten an ſich gerichtet zu vernehmen glaubt: „Unglücklicher Muſikus! Du beklagſt Dich darüber, daß man Dich nicht verſtehen will, während doch in Deinem Innern die göttliche Muſik wie eine Oriflamme Dein ganzes geiſtiges Ich beleuchtet? Du beklagſt Dich, daß Mittelmäßigkeit, Unverſtand, Proſaismus dennoch den Sieg über Deine Hoffnungen davon getragen? Du kamſt mit glühendem, gläubigen Herzen, und glaubteſt nur ſo triumphirend in Dein Heiligthum einziehen zu können? — Armer Thor! Verunglückter Muſikdirector! — Fünf Jahre lag auch ich hier auf der Marterbank, hoffend und ſehnend, daß meine mich zur Gottheit erhebende Phantaſie als Wahrheit ſich geſtalten möchte — ich flog wie der junge Aar zur Sonne, und das niedere Erdengewürm langte nach mir und zog mich in ſeine löcherigen, ſchmutzigen Grüfte. Ich fand mich empfindlich getäuſcht, ohne jedoch den Glauben an das Hohe und göttlich-Schöne zu verlieren. Drum ſei auch Du Mann und mache es wie ich.“ —

Es kann mir nicht darum zu thun ſein, ein Paar Bücher zu empfehlen, wie ſehr es dieſe auch verdienen, ſondern ich wollte auf einen Charakter aufmerkſam machen, auf einen ehrenhaften muſikaliſchen, deſſen energiſches Fortſtreben und ungebeugte Liebe für die Kunſt den Antheil deutſcher Gemüther verdient. Seine Schickſale ſind rührend, erhebend und humoriſtiſch zugleich, ſeine Geſinnung eine edle männliche, ohne blos der vergangenen Zeit anzugehören. Derſelbe geniale Elſter, Doctor der Medizin, Profeſſor der Geſanglehre, geſichert durch den Beſitz einer anſtändigen Rente und im Thüringerlande anſäßig, zählt jetzt etwa 43 Jahre, und war noch jüngſt aus Kunſtliebhaberei Muſidirektor des neuen Actientheaters in Zürich; und eine nächſtkünftige Fortſetzung ſeiner „Fahrten“ zeigt uns vielleicht in humoriſtiſchen Bildern die dortigen muſikaliſchen Zuſtände und die Schweizer-Wirren unter dem Einwirken der Komödien von Madame Birch-Pfeiffer, welche bekanntlich Directrice des Züricher Theaters iſt.

So weit vor dritthalb Jahren. Die Scene hat inzwiſchen mehrmals gewechſelt; was Elſter in Zürich vermißte, fand er ſpäter ebenſowenig in Düſſeldorf und in Freiburg im Breisgau. Die gerade rechtliche Geſinnung des ehrenhaft in ſeiner Kunſt Strebenden konnte ſich mit dem hinfälligen Krüppelgewächſe der deutſchen Theaterzuſtände nicht vereinbaren, und es klang mir daher wie die Rettungsſtimme von Oben im Fauſt, als ich ſeine Berufung auf einen muſikaliſchen Lehrſtuhl in der Schweiz vernahm, wo er mit voller Hingebung dem Dienſte der Göttin Muſik leben kann, ohne mehr durch ſceniſchen Myrmidonenlärm beirrt, enttäuſcht und verletzt zu werden.

Ein ſchöner Sommer, den wir mittlerweile in dem freundlichen Wiesbaden zuſammen verlebt, brachte unſer Geſpräch gar oft auf die Denkwürdigkeiten ſeines Lebens in Griechenland zur Zeit des Befreiungskampfes, — einer Zeit, welcher ich meinen jugendlichen Enthuſiasmus nur je nach den Conceſſionen des „öſterreichiſchen Beobachters“ widmen durfte, und deren Reminiscenzen aus dem Munde eines Mitthätigen ich, trotz zwiſchenliegender Enttäuſchung und mißliebiger Wendung der Dinge, mit geſpannter Aufmerkſamkeit anhörte. Immer kam Neues, theils perſönlich, theils hiſtoriſch Anziehendes, das in ſeinem erſten biographiſchen Roman entweder als überwüchſig unterdrückt, oder als von der muſikaliſchen Tendenz zu ſehr abſchweifend, beſeitigt worden war. Kurz, Erinnerungen und Erlebniſſe aus den Philhellenen-Zügen und dort aus der Urquelle empfangene Ueberlieferungen fanden ſich, wie ich faſt täglich wahrnahm, bei Elſter ſo reich angeſammelt vor und bildeten einen ſo bedeutenden Ueberſchuß zu Dem, was in den „Fahrten eines Muſikanten,“ bezüglich auf ſeinen Aufenthalt in Griechenland mitgetheilt worden, — daß ich nicht umhin konnte, ihn wiederholt aufzumuntern: die bunte Menge von Abenteuern und Begebenheiten, eigenen und fremden, die in jenem Buche übergangen werden mußten, jetzt an dem Faden ihrer Zeit und der damals herrſchenden Begeiſterung neu aufzufaſſen und zu einem romantiſch-hiſtoriſchen Ganzen zu ordnen. Dieſes mußte, nach meiner Anſicht, eine Art zeitgenöſſiſchen Romans geben, aus Porträts, Genrebildern und Scenen beſtehend, worin Das, was dem Einzelnen begegnet oder zur Kunde gekommen, zugleich einen Blick in das hiſtoriſche Geſammtbild der damaligen helleniſchen Zuſtände gewährete und worin die Biographie zum Leitdraht der Spezialgeſchichte würde.

Zu ſolcher Anregung durch mich, kam die freundliche und ehrenvolle Anerkennung von Seiten der griechiſchen Regierung, welche in einem Zeitraume von faſt zwanzig Jahren die Verdienſte des alten Philhellenen nicht vergeſſen hatte, deſſen Bruſt ſie jetzt mit einem Ehrenbande ſchmückte. Die alten Bilder und jugendlichen Träume tauchten wieder auf; Freunde ſprachen ihre innige Theilnahme daran lebhaft aus; die milde Sonne am Rhein und Taunus lockte die Knospen der Phantaſie und die Blumenkelche der Erinnerung ſich frei zu erſchließen — und ſo entſtand dieſes Buch.

Es iſt nicht mehr ausſchließend der fahrende „Muſikant,“ der diesmal vor uns hintritt, es iſt der begeiſterte Mitkämpfer der heiligen Schaar, der im heranbrechenden Morgenroth der jungen Freiheit auf Hellas Boden ſteht und uns von dort Selbſterlebtes erzählt und Bilder jener Zeit und der Perſonen entrollt, die der großen vaterländiſchen Sache nahe waren und unermüdet die rettende Hand boten. Hat man anderen Berichten von dort Aufmerkſamkeit geſchenkt, ſo möge man ſie auch dieſer *romantiſchen Darſtellung aus Memoiren* nicht verſagen, in welcher man Seiten finden wird, welche, etwa wie eine ſorgfältige Familienchronik, nach den noch friſchbeſchriebenen Blättern der Geſchichte nebenher geleſen zu werden verdienen. —

Jene beſcheidene Scheu, welche der Verfaſſer vor einer unmittelbaren Berührung mit der literariſchen Oeffentlichkeit noch immer nicht überwinden kann, hat das Manuſcript der „Alten von Livadoſtro“ zu Redaktion und Durchſicht mit freundlichem Vertrauen in meine Hände gelegt. Doch habe ich, wie es nun aus der Preſſe hervorgeht, kein anderes Verdienſt darum, als ſeine Entſtehung mitangeregt zu haben. Darſtellung und äußere Form iſt dem Verfaſſer, theils durch wiederholtes Auftreten, theils durch die frühere muſterhafte Beihilfe ausgezeichneter literariſcher Freunde, und namentlich Bechſtein's, ſo geläufig geworden und hat etwas ſo einfach Eigenthümliches, daß ich es für meine Pflicht hielt, nur für ein unverkümmertes Wiedergeben dieſer hinreichend ausgeprägten Individualität zu ſorgen. Und ſomit lernt das Publikum einen Mann hier wieder näher kennen, deſſen Hand, nachdem ſie erſt das Wundenverbandzeug, den Degen und den Taktirſtock geführt, nach der Feder griff, lediglich um ein Stück Leben und Erfahrung aufzuzeichnen, und der noch immer zu beſcheiden iſt, um dadurch auf den Namen eines Schriftſtellers Anſpruch machen zu wollen.

Den Leſer mit dieſen Umſtänden und gleichſam mit dem Genetiſchen der nachfolgenden Blätter in voraus bekannt zu machen, war die Abſicht dieſes Vorwortes.

C. Dräxler-Manfred.

Die Alte von Livadoſtro.

Erſtes Bändchen.

'Ελευϑερία!

In der Zeit, als Griechenland's Nothruf ſeine Gauen durchdröhnte, das Volk in Maſſe ſich bewaffnete und ſeine grauſamen Unterdrücker in Stambul vor dieſem Schrei erzitterten, erließ Mauromichalis, als erſter Feldherr der Hellenen, ein Manifeſt an alle civiliſirten europäiſchen Brudervölker. „So unerträglich," ſchrieb er, „war das Joch der ottomaniſchen Tyrannei geworden, daß den unglücklichen Griechen im Peloponnes mehr nicht übrig geblieben als der Hauch des Lebens — und auch der nur, um Seufzer über ihr jämmerliches Loos hervorzuſtoßen. Aller unſerer Rechte beraubt, haben wir einmüthig den Entſchluß gefaßt, zu den Waffen zu greifen und aufzuſtehen gegen unſere Unterdrücker. Abgeſchüttelt hat unſer Haupt das Joch, das es beugte, nur auf gänzliche Befreiung ſinnt es jetzt. Unſere Zunge, die nur unnütze Klagen und vergebliches Flehen um Erbarmen der Unterdrücker lallen konnte, läßt jetzt lauten Ruf erſchallen und ſtrebt die Luft von dem ſüßen Namen der Freiheit ertönen zu laſſen. Mit einem Wort, entſchloſſen ſind wir, frei zu leben, oder zu ſterben. —

Darum ergeht an alle geſitteten europäiſchen Völker unſer Ruf um Beiſtand, auf daß wir ſchneller und gewiſſer das heilige und gerechte Ziel erreichen, unſer Recht wieder gewinnen und wieder aufrichten unſere von der Laſt des Unglücks niedergedrückte helleniſche Nation. Mit gerechtem Begehr wendet ſich unſere Mutter Hellas, von der auch ihr ſeid erleuchtet werden, an euch, um ſchleunige menſchenfreundliche Hülfe an Geld, an Waffen, an Rath.“

Auf dieſen Ruf bildeten ſich zuerſt die bekannten Griechenhülfsvereine in Deutſchland, in der Schweiz und in Frankreich. Eine Menge Jünglinge aus allen Ländern, aus allen Klaſſen ſtrömten herbei, um auf dem Altare der jungen Freiheit Griechenland's Blut und Leben zu opfern. In Korinth ſammelte ſich daher ſchon mit Ende 1821 eine bedeutende Schaar Philhellenen unter Maurokordato und General Norrmann, um der griechiſchen Sache zu dienen. Mangel an Geld und an Einigkeit unter den Befehlshabern verzögerte die Organiſation derſelben; unthätig mußten die Philhellenen längere Zeit in Korinth liegen bleiben, und jener Periode gehören Anläſſe und Daten der nachfolgenden Erzählung an.

I.

Im Anfange des Frühlings von 1822 befand ich mich mit mehreren Philhellenen-Offizieren auf der Jagd nach Eidechſen, Wölfen und Seevögeln in den korinthiſchen Feldern. Beim Beginne dieſer Jagd beſtand unſere Geſellſchaft aus vier deutſchen Offizieren: Armann aus Preußen, Schöller und Wolf aus Würtemberg, und aus meiner Perſon. Wir hatten die früheſte Morgenſtunde zum Ausgang gewählt, doch bald wurde unſere Geſellſchaft durch einen Franzoſen, Hanné, und einen jungen auf deutſchen Univerſitäten gebildeten Griechen, Namens Komnenos, vermehrt, welche mit uns gemeinſchaftliche Sache machten. Als wir die Ufer des Golfs berührten, fanden wir noch einen Corſen, Griffoni, und einen äußerſt faſhionablen Italiener, der uns unter dem Namen Antonio bekannt war, auf einer kleinen Barke, von welcher aus ſie nach Seevögeln ſchoſſen. Auch dieſe riefen uns aus der Ferne zu und ſetzten dicht in unſerer Nähe ihre Jagd zur See fort. Im Vorbeigehen ſei hier bemerkt, daß Antonio aus einem alten, vornehmen piemonteſiſchen Hauſe ſtammte und daheim in die Carbonarihändel verwickelt war; durch die Flucht nach Griechenland entging er der Unterſuchung und Verurtheilung.

Sein wahrer Name blieb für die damalige Zeit unbekannt oder wenigſtens dicht verſchleiert.

Wir hatten die Küſten des Golfs nach Korinth zu bereits abgetrieben; Jene zu Waſſer und wir zu Land. Heftig hatte uns die Sonne in der baumloſen Ebene zugeſetzt, die mit kleinem Geſtrüpp und ſtinkenden Sümpfen bedeckt, letztere wieder mit ſchwarzen, widrigen Schildkröten und einer Art von großen Eidechſen von ſchillerndem Farbenſpiel erfüllt waren; wir fühlten uns ſehr ermüdet. Die Vorräthe an Getränk waren erſchöpft und dennoch konnten wir uns nicht ſobald entſchließen, uns von dem großartigen Hinblick auf den Iſthmus zu trennen, den ſeitwärts der Helikon und Parnaſſus noch bei weitem überragten, welche hie und da noch Schneeflecken zeigten. Die Jagd wurde fortgeſetzt — Griffoni und Antonio kamen zu uns an's Land, übergaben ihr Fahrzeug einem Griechen und ſo befanden wir uns endlich an der Landenge von Korinth, und erreichten einen anmuthigen grünen Platz, welcher mit Granatbäumen beſetzt, uns einen ſchattigen Ruheplatz gewährte.

Es war Nachmittag. Die Gebirge im Weſten umlagerten dicke, weiße Wolken, die, gigantiſch gethürmt, uns in den verſchiedenartigſten Geſtalten entgegen ſtarrten. Der übrige Himmel war rein und ſein Azurblau bog ſich freundlich begütigend über dieſe Nebelgeſtalten und küßte im Abſchiede die feurig zuckenden Meteore. Hin und wieder kräuſelte ein leiſer Hauch von Wind, der im ſchnellen Zickzack über die ſpiegelglatten Waſſer im Golf dahin fuhr, die ſanft hinſchleichenden Wellen und nahm dann ſeinen raſchen Weg durch die Haine des Iſthmus. Die kleinen bewimpelten Fiſcherkähne, die in der Weite des Golfs ihre Netze warfen, ſuchten die Ufer von Theobia zu gewinnen. Eine trockene Hitze deckte bleiſchwer und beängſtigend die Atmoſphäre — wir waren dem Verſchmachten nahe und ringsum keine Quelle zu entdecken. Da flog, luſtig von ſtarken Ruderſchlägen zweier griechiſchen Schiffer und einem kleinen Segel getrieben, ein Kahn über die Bucht von Livadoſtro auf uns zu und legte bald darauf in einem kleinen Meereseinſchnitt nahe bei unſerm Ruheplatz an.

Nachdem ſie den Kahn an das Land gezogen, näherten ſich die beiden, von der Sonne am Geſichte, nackten Armen und Beinen braun gebrannten Griechen, der ältere bewaffnet mit einer langen Piſtole und Heandſchear, der jüngere nur mit einem Yatagan (langem Dolche), unſerm Ruheplatze. Wie ſie uns erblickten, wollten ſie alſobald wieder entfliehen. Komnenos rief ſie aber ſogleich auf neugriechiſch an, worauf ſie ſtehen blieben und ſich erklären ließen, daß wir Franken und Freunde der Griechen ſeien; wir hätten hier vor der drückenden Hitze Schutz geſucht, und nun bat er ſie im Namen Aller, indem er ihnen ein Zweipiaſterſtück zuwarf, um Wein, wenn ſie ſolchen bei ſich führten. Der Jüngere betrachtete uns mit Wohlgefallen, der Aeltere mißtrauiſch, doch bald enteilte jener nach dem Kahn, brachte einen kleinen Weinſchlauch herbei nebſt etwas Maisbrod, und kredenzte uns in einer Art Ocka, einem irdenen Gefäß, einen Terpentin-Wein, der uns trotz ſeiner widrigen Ingredienzien weidlich erquickte.

Mit Mühe vermochten wir die Beiden, ſich zu uns zu lagern, indem wir es nicht an Freundſchaftsverſicherungen von Seiten unſrer Aller fehlen ließen. Endlich nahmen ſie einen Platz zu unſern Füßen ein, und ſprachen lebhaft mit unſerm griechiſchen Jagdgenoſſen, der uns hinwieder verdolmetſchte, daß ſie Fiſcher aus einem kleinen Dorfe an der Küſte von Livadien ſeien; ihr kleiner Ort ſei von den Türken zerſtört und die Einwohner, die ſich nicht durch die Flucht hätten retten können, von den Barbaren hingemordet worden; ſie ſelbſt bewohnten ſeit jener Zeit bald dieſe bald jene Ufer, um nicht jenem Haufen Türken in die Hände zu fallen, der ſich noch in den

Gebirgen an der livadiſchen Küſte aufhalte und öfters an die Ufer des Golfs niederſteige, um neue Metzeleien unter den etwa zurückgekehrten Einwohnern zu begehen. Mutter und Schweſter fielen durch die Barbarei unſrer Feinde, meinte jammernd der Jüngere der beiden. So lebten ſie ſchon ſeit vielen Monden, theils auf jenem Fiſcherkahne, der ihr einziges Gut geblieben, und theils an der Küſte des Peloponnes, an welcher wir uns gegenwärtig befanden. Die Bewohner am Fuße des Iſthmus verſorgten ſie mit Lebensmitteln und Wein, wofür ſie ihnen Seefiſche und Oliven aus Livadien brachten. — Es war etwas ſo Einfaches, Zutrauliches in den braun geſengten Geſichtern, wiewohl ihre kleinen ſchwarzen, in den Backenknochen tiefliegenden Augen zugleich Schelmerei verriethen, daß wir, die wir damals die Griechen nur aus vortheilhaften Schilderungen kannten, dieſe beiden Naturſöhne höchſt intereſſant fanden.

Doch jetzt ſprangen Beide in einem Nu empor und bedeuteten uns, daß ſie nach der Bucht von Livadoſtro zurückkehren wollten, indem ein Gewitter im Anzuge ſei, welches ſich in kurzer Zeit entladen werde, während welcher ſie die Bucht zum Schutz erreicht haben müßten, um vor dem Sturme ſicher zu ſein. Und wirklich hatten ſich die ſturmdrohenden Wolken im Weſten tiefer nach dem Golf hingezogen, und einzelne Blitze entſprühten denſelben unter leiſem Gemurmel des Donners.

Die Glätte des geſpiegelten Sees bog ſich jetzt zwar noch immer in ſanften Wellenformen, doch küßten dieſe die felſigen Ufer der Bucht von Livadoſtro bereits etwas ſtürmiſcher als vorher. Ihr Plätſchern erzählte den Felſenriffen von fernen Landen, und wie ſie, jetzt tändelnde Kinder der Unſchuld, bald zu vernichtenden Waſſergiganten anwachſen würden, um ihre Anvertrauten aus dem Geheule des Sturmes der Oberwelt in die kryſtallnen Wohnungen der oceaniſchen Urwelt und in die weichen Arme ihrer Nixen und Meerfräulein raſch und leicht hinunter zu ſchaukeln.

Da ſprang Griffoni, der athletiſche Corſe, in die Höhe: „Wer begleitet mit mir die Fiſcher an's jenſeitige Ufer von Livadien?“ fragte er. „Schon mondenlang liegen wir in träger Ungewißheit in Korinth und ſeufzen nach Thaten, und noch immer will ſich für unſere jugendlich feurigen Soldatenherzen keine Beſchäftigung zeigen, die unſern Muth wieder etwas aufzuleben vermöchte. Seht dort drüben die einladenden Waldungen auf den anmuthigſten Hügeln; ſeht auch die ſteilen Felſenwände und die Wildniſſe darauf: ſollen wir ſie nicht näher unterſuchen? Vielleicht finden wir dort anderes Wild, andere Vögel — andere Thiere und rühmlichere Abenteuer. Auch bin ich neugierig, endlich einmal ein griechiſches Mädchen zu ſehen in ihren vollendeten, geprieſenen Formen, wie ſie uns die Alten vorführen, und Gelegenheit zu finden, die Schönen dieſes Landes zu beſingen. Korinth iſt ausgeſtorben an allen ſchönen weiblichen Weſen, außer unſern gefangenen Türkinnen, die zwar auch nicht zu verachten ſind, und alten Weibern; allein eine Griechin will ich kennen lernen, — und mir ſagt es eine innere Ahnung, dort drüben finden wir, was wir ſuchen. — Iſt das Gewitter vorüber, ſo bringen uns die Beiden da wieder zurück: wo nicht, ſo kampiren wir auf jenen waldigen Höhen und ſingen Kriegeslieder, daß es durch Thäler und Schluchten erſchalle, und die noch Träumenden zum Werke der Freiheit erwecke."

„Bravo! Bravo!" riefen Alle zugleich: „wir ſind dabei!" und alſobald ließen wir unſer Vorhaben den beiden griechiſchen Fiſchern bekannt machen, und eilten an's Ufer, um den Nachen flott zu machen. Die beiden Griechen bedeuteten uns zwar, daß unſerer zu viele für das kleine Fahrzeug ſeien, allein ſie ſelbſt ſchienen einiges Wohlgefallen an dem Unternehmen zu finden und machten uns nur aufmerkſam, uns während der Ueberfahrt ruhig zu verhalten. Die vorhandenen Brettſtücke in dem Nachen wurden zu Sitzen verwendet und eingerichtet, während die weichen Arme der See unſer Fahrzeug bereits in ihre Umſchließung aufnahmen. Am vordern und hintern Theile des Kahns ſaßen die beiden rudernden Griechen, und der Nachen durchſchnitt in rüſtiger Haſt die gefurchte Waſſerſtraße. Bald traten die Ufer der Landenge mit ihren Hainen und weißen Häuſerchen, ſo wie die ſandigen Stellen des Golfs in die Ferne zurück, und nur Akrokorinth ſah gleich einem geharniſchten Helden trotzig auf uns herüber. — Das Meer wurde unruhiger, je tiefer wir in die See ſtachen. Da fuhr mit einem Male ein heißer Sirocco über das reine Waſſer, und aus dem hellen, tiefen Grunde des Meeres ſtieg unheilvoll eine trübe Maſſe mit ſalzigem, übelriechendem Seegras herauf, —. wählte mit uns dieſelbe Straße und begleitete uns gleich grünen Seegeſpenſtern, die verhöhnend bald das Weite ſuchten, bald wieder die Seiten, den vordern und hintern Theil unſers Fahrzeuges mit langgedehnten dünnen Armen umgaben, und bald in fadenartigen Geſtaltungen in die Tiefe hinablangten.

Unſere beiden Führer ruderten emſig darauf los, doch auf ihren Geſichtern war die Aengſtlichkeit deutlich zu erkennen. Der ſchöne, griechiſch-blaue Himmel war verſchwunden, eine lauwarme trübe Luft verwandelte ihn vor unſeren Augen in glitzernde Umriſſe, und verdunkelte den Tag, aus welchem wir dennoch ein größeres Fahrzeug, nach der Gegend von Boſtitza lenkend, gewahrten, welches mit vollen Segeln, gleich einem Pfeil, das Waſſer durchſauſ'te und ängſtlich an einer ſicheren Stelle des Golfs Anker zu werfen ſuchte. Vergebens, es wurde immer wieder in die See zurückgetrieben und dadurch weiter vom Lande entfernt und uns näher gebracht. Mit ſeinem Erſcheinen ſtiegen die Wellen höher und höher; das ganze Firmament über uns verfinſterte ſich; ängſtlich krächzend ſammelten ſich wilde Vögel um unſer Fahrzeug, und ſchwebten in langen kreisförmigen Wendungen der ſteilen Felſenküſte zu, gleichſam als wollten ſie uns den Weg zum Untergang oder zur Rettung zeigen. Ja, wer ihre Flüge auch immer verſtehen könnte! Doch bald kamen andere, deren Vaterland nur die Meerwüſte iſt, aus weiter Ferne in die ſichern Orte von Golfen flüchtend, an uns vorbei, und wirbelten in Blitzesſchnelle um unſern ſchwankenden Nachen herum, folgten, gleichſam flüchtig badend, dem aufſteigenden Hügel einer Welle, und hoben ſich dann wieder empor über den dicht über uns lagernden Dunſtkreis in den himmelblauen Aether hinein, der hoch über den Menſchen und ihrer nächtlichen Sphäre, ewig vom himmliſchen Urlichte erleuchtet bleibt; ihr ängſtlicher ſchwacher Ruf ließ uns die hohe Ferne ahnen, die ſie jetzt von uns trennte — ach! unſre Wünſche waren neidiſche Sehnſucht nach ihrem Fluge. Wäret ihr Pythagoräer, ſagt irgendwo ein Schriftſteller, ſo müßtet ihr glauben, daß die Seelen unruhiger Köpfe in dieſen ewig auf der Waſſerwüſte herumirrenden Weſen eingeſchloſſen ſind.

Bis jetzt hatte Griſſoni uns allerhand drollige Anekdoten aus den franzöſiſchen Feldzügen erzählt, die er theilweiſe unter dem Befehl ſeines großen Landsmannes, als deſſen Stern bereits im Erlöſchen war, gemacht hatte; allein da ihm Niemand Antwort gab, ſo wurde auch er ſtill, wozu der wäſſerige Duft der hoch kräuſelnden Wellen, den uns der Paſſatwind gehörig auf und in den Mund, ſowie in's Geſicht warf, nicht wenig beitragen mochte. Deſto lauter ſprach jetzt die See, ſo hohl und verhängnißvoll, daß wir kaum wagten, nur hin und wieder mit einem zweifelhaften Blick auf dieſen fürchterlichen Ruf zu antworten, wobei mancher Seufzer unterdrückt wurde. Die Wolken ſenkten ſich indeſſen tiefer und tiefer, lagerten ſich auf die Oberfläche der Waſſer und bildeten eine faſt undurchdringliche Wand, in die wir hineingeführt, nichts mehr gewahr wurden, als was dicht an uns ſtand. Die Küſten waren verſchwunden. Feurige Streifen, von Donnerſchlägen begleitet, fuhren durch die neblige Maſſe. Ein naſſer Thau, ſchwefelartig riechend, fiel auf unſre Häupter und durchnäßte uns heiß und glühend. Es war ein unerträglicher, faſt dem Erſticken ähnlicher Zuſtand.

Wir ſahen uns an, und wenn auch die blaſſen Geſichter eine gewiſſe Gleichgültigkeit zu affectiren ſuchten, ſo waren doch die Züge der Unbehaglichkeit und Aengſtlichkeit ſcharf darauf gezeichnet. Strömend floß der Schweiß von unſern beiden Ruderern, bis endlich Griffoni, auch auf der See erfahren, den ältern Griechen von ſeiner Arbeit ablöste. Nun eine friſche Kraft die Wellen theilte, durchſchnitt unſer ſchwimmendes Boot auch ſchneller den nebligen Duft und die ſalzigen Wogen, die ihre ganze widerſtrebende Kraft daran zu ſetzen ſchienen, uns zur Rückkehr zu zwingen; denn höher und höher wälzten ſie ſich uns entgegen und überfluteten von Zeit zu Zeit die gebuckte Geſellſchaft. Da tauchten an unſerer Seite ſchwarze Erdpunkte und Streifen auf mit Bäumen und Felſen. Durch eine Wolkenluke drückten wir den mit uns tanzenden Kahn aus der Nebelwand heraus, — mit einmal erwachte die anſcheinend ſtumpfſinnig gewordene Geſellſchaft und ſchrie, wie von einſtimmigem Drange beſeelt: „Wir ſind am Land! laßt uns das Land gewinnen, oder wir ſind verloren!“ Man wollte ſich erheben; da ſchwankte der Kahn und ſtreifte mit ſeinem Rande eine vorbeieilende Welle, die ſich ſogleich als zudringlicher Gaſt in ſeinen kleinen Raum vertheilte.

„Schöpft das Waſſer aus,“ rief Griffoni von dem hintern Theile des Kahns; „wir ſinken!“ — „Mit nichten,“ ſchrie ein Anderer, „wir ſitzen!“ — „Das Fahrzeug wird flott!“ ſchrie ein Dritter; — „rette, wer ſich retten kann!“ ein Vierter. Doch ſchnell hatte der ältere Grieche ein hölzernes Schöpfzeug erfaßt und brachte das eingetretene Waſſer bald wieder über Bord bei ſtetem Schwanken des Kahns; denn Alles ſtand gepreßt darin. Wir befanden uns Alle in einer Lage, wo auch den Muthigſten die Angſt befällt, und der beſondere Zuſtand, der uns hier betraf, uns junge, lebensluſtige Leute, die die griechiſche Revolution aufgeſucht, um mehr oder weniger Generale und Feldmarſchälle zu werden, hatte uns bei dieſer drohenden Gefahr das Blut aus den Adern nach dem Herzen gejagt, — wir fühlten ſchon die kalten, naſſen Arme des Todes und hatten keine geringe Sorge um unſer ſchönes Leben.

Während wir noch verſuchten, über unſere ſichtbare Angſt zu ſcherzen, waren wir wirklich auf ſeichtes Waſſer gekommen und ſaßen feſt. Die geſchäftig herbeidringenden Wellen, die ſich wie ungezogene Knaben in den Flegeljahren um uns herumwälzten, drohten den Kahn bald auf dieſe, bald auf jene Seite umzuſchlagen, und die beiden Fiſcher hatten vollauf zu thun, das Boot dem Lande zuzuhalten. Der jüngere Grieche ſprang endlich aus dem Kahn und in das Waſſer, watete durch, von den Wellen faſt gejagt, und band das Boot an ein Felſenſtück oder einen Riff mit einem mitgezogenen Stricke feſt. Bald folgte der ältere, den Vortheil wahrnehmend, wenn die Flut in den Keſſel zurücktrat, und erreichte ebenfalls die Küſte. Jetzt war es möglich, den Kahn näher an das Ufer zu bringen, ſo daß wir Einer nach dem Andern an's Land ſpringen konnten. Bald war es geſchehen, und ſo wie der Letzte den feſten Boden erreicht hatte, kehrte auch balt der fröhliche Humor zu uns zurück.

Obgleich ſchon ganz durchnäßt, ſtrömte zu unſerm Vergnügen noch ein ſo recht eindringlicher warmer Landregen herunter und vollendete dadurch eine für den Maler höchſt dankbare Scene von gebadeten Mäuſen oder vielmehr Landratten. Von einem Obdach war nichts zu ſehen; wir befanden uns, dem Anſcheine nach, an einem Theil der Küſte, der von Menſchen noch wenig beſucht worden war. Auch waren die Ufer um uns herum ſteil, und wir und ſie in ſolch' undurchdringlichen Nebel gehüllt, daß wir, wo wir waren, Poſto faſſen mußten.

Wir zogen daher den Kahn, unſre letzt gebliebene Hoffnung für den Fall wir keinen ſicherern Zufluchtsort als dieſen auswittern würden, ganz an's Land, legten ihn mit einigen Steinen feſt und ſetzten uns, wie die Sumpfſchildkröten in den korinthiſchen Feldern, auf ein ſchwimmendes Holz, in Reih' und Glied wieder auf die hergeſtellten Bänke des Nachens, ergaben uns mit wahrhaft chriſtlicher Geduld in unſer Schickſal und warteten das Aufhören des Unwetters ab.

Wir ſaßen noch nicht Alle, unſre Gewehre im Arm, als Griffeni, der immer redefertige, ſogleich den Faden des Geſprächs wieder aufnahm und uns aus ſeiner Jugend eine rührende Geſchichte, die er wirklich in Corſica erlebt haben wollte, und die wir glauben ſollten und doch nicht glauben wollten, zu erzählen anfing. Dabei ſetzte er ſeine Mütze verkehrt und tief in die Augen gedrückt auf den Kopf. Das Schild derſelben paradirte als Regenableiter nach hinten zu, um das lange Gebäude ſeines Halſes und ſchmalen

Nackens vor Näſſe zu decken; denn er leide, wie er bemerkte, ſehr ſtark und häufig an Schnupfen; auch habe ſein Geſicht eine ſolche Form, daß die vorn herunterrollenden Waſſertropfen keine tiefen Schluchten mehr reißen würden, da er die Blattern in ſeiner frühern Jugend gehabt habe, und alſo ſchon für Waſſerbetten und ſteile Ufer geſorgt ſei. Er ſei indeſſen wirklich erfreut, daß die Impfung in die Geſetze ſo vieler Staaten mit aufgenommen ſei und ſo conſequent durchgeführt werde, wodurch er ſelbſt mit ſeinem Geſichte bald eine Seltenheit unter den civiliſirten Völkern Europa's zu werden hoffe, und wenn ſeine Carriere in Griechenland nicht nach ſeinen Wünſchen ausfiele, er ſich ſpäter für Geld ſehen zu laſſen denke. Die Polizeibehörden würden ihn darin gewiß ernſtlich unterſtützen, da es ſich um die Ueberzeugung der Impf-Ungläubigen handle, und weil das Beiſpiel in allen neuen Staats-Einrichtungen, die es mit bornirtem Volke zu thun haben, am beſten wirke. Sollte er auch hierdurch nicht zum reichen Manne reuſſiren, ſo werde er ſich dann als ein abſonderliches, noch nie geſehenes pathologiſches Präparat an eine Univerſität verkaufen und ſomit in Spiritus, wie jetzt in Waſſer, geſetzt, für die Nachwelt unſterblich werden; denn die Monumente zerſtöre die Zeit, doch an den Spiritus, wenn er verraucht ſei, gieße man friſchen und erneuere ſomit zugleich ſeinen verflüchtigten Ruhm.

„Ihr müßt wiſſen,“ fuhr Griffoni fort, „daß ich ein Corſicaner bin und in meiner Jugend eigentlich nicht zum Soldaten beſtimmt war, indem mein Vater in meinen natürlichen Anlagen viel Schlauheit und Verſchlagenheit erblickte. Meine Hände und Finger hatten damals eine abnorm lange Geſtalt; mein Kopf an den beiden Schläfen, wie ihr noch bemerken könnt, einige bedeutende Erhöhungen, die nach Gall's Syſtem viel Scharfſinn andeuten ſollen, und ſomit ward ich zum Speculanten beſtimmt, der einmal auf den großen Märkten der Welt, in London, Paris oder Baſtia, das europäiſche Gleichgewicht halten ſollte.“

„Das europäiſche Gleichgewicht?“ wiederholten Einige gedehnt und ſchüttelten das in den Falten der Röcke reichlich angeſammelte Waſſer ab.

„Ich meine und will damit ſagen, daß mein Vater vielleicht einen zweiten Rothſchild oder — einen Taugenichts in mir ahnte.“

Ein ſchallendes Gelächter brach aus und Hanné meinte, dieſes Schickſal ſei bereits erfüllt.

In dieſem Augenblick aber wälzte ſich eine ungeheure Welle auf unſern Landungsplatz zu, brachte im ſchnellen Laufe rechts und links ihre Gefährtinnen mit, und noch ehe das Lachen geendigt, hatte dieſelbe unſer Fahrzeug erfaßt und ſchleuderte es in die Wogenweite hinaus, zerrann dann mit giſchendem Schaum und bot ſo ein Bild der Vergänglichkeit und zugleich der Satyre dar.

Unſere augenblickliche Laune verwandelte ſich in einen Schrei des Entſetzens, denn der Untergang umfaßte uns jetzt drohender als vorher. Allein der jüngere Fiſcher, der auf dem Lande geblieben, hatte das losgewordene Seil erfaßt, zog es mit Mühe wieder herbei und ſchlang es zum zweiten Male um den Felſen. — Ein ängſtlicher Hülferuf drang jetzt an unſer Ohr — Griffoni war verſchwunden, noch einmal gab die Brandung den fürchterlichen Schrei zurück, und endlich ward an dem hochgetragenen Nachen, der unter ängſtlichem Gekrache herumtanzte und ſich kaum halten konnte, der Kopf und der lange Hals des Hinausgeſchleuderten ſichtbar. Jetzt erfaßte er den hintern Theil des Kahns, der ihm zunächſt Sitzende ergriff ihn am Kragen, eine zweite Welle warf das faſt geborſtene Fahrzeug wieder dem Lande zu, und wir wurden noch einmal wohl gebadet an dem weichen, ſandigen, naſſen Ufer ausgeleert. In dieſem Augenblick erfaßte der ältere Schiffer nochmals den Strick und band ihn feſter um den Felſen.

Dieſer Schiffbruch en miniature hatte uns bedeutend ernſt geſtimmt. Wir beſahen uns von oben bis unten, und würden jedenfalls einem zufällig Hinzukommenden, den die Geſchichte nicht mit betroffen, Stoff zu einigem Nachdenken und manchen Späßen gegeben haben: denn in der That, wir ſahen Alle wie geglättete ſchmutzige Wäſche aus. Aber Freund Griffoni — „ach Griffoni!“ wiederholten Alle, „welche Geſtalt voll Jammer und Elend“ — lag gänzlich ermattet und faſt leblos auf der Erde. Er mußte einen tiefen Blick in die Ewigkeit gethan haben, denn ſein Speculationsgeiſt, den er zu beſitzen vorgab, ſchien ſich noch in den grauſigen Tiefen zu ergehen, wo weder Börſe noch Obligationen, weder Staatspapiere noch baares Geld, weder Sonne, Mond, noch ſonſt ein Licht hindringt; ich glaube, er hatte in dieſem Augenblicke ſogar vergeſſen, daß er ein Corſicaner iſt. Der Weinſchlauch der Griechen wurde wie eine Citrone ausgepreßt und dem Erſchöpften die wenigen Tropfen verabreicht, die ſich noch herausdrücken ließen. Er erholte ſich bald wieder, und mit einem: „Teufel, das konnte eine ſchlechte Speculation werden!“ erhob er ſich, reckte die Glieder und war nun wieder

der gewandte franzöſiſche Offizier, dem ſein Muth, ſeine Ehre über Alles geht. „L'honneur a de grands attraits pour les belles ames," ſprach er mit Begeiſterung und goß das Waſſer aus ſeinen dichten Rocktaſchen. „Ich bin ein Bild des naſſen Jammers," meinte er dann lakoniſch und betrachtete uns Alle mit einer Art Ironie, „aber wir ſind doch Alle Brüder, wenn auch naß, ſehr naß, und bleiben doch Brüder, mag auch, Gott weiß, was für ein Geſchick uns noch in dieſem Lande heimſuchen" — und damit reichte er uns die Hände dar.

„Jetzt wäre es Zeit, lieber Griffoni," äußerte Hanné, „wenn du die Geſchichte deiner Jugend uns bis zu der glorreichen Epoche deiner Militaircarriere mittheilteſt — wir ſind jetzt Alle dazu aufgelegt, denn es fängt uns nach und nach zu frieren an, obgleich die Luft noch ſehr ſchwül iſt."

„Hol dich der T—l, laßt uns jetzt lieber ſehen, ob wir nicht ein Obdach auffinden können, und tiefer in das Land eindringen; denn auf dieſer Sandbank hier können wir ja doch nicht bleiben, und naſſes Wetter macht Hunger."

Wir erkletterten nun eine der zugänglichſten Felſenwände und erreichten eine Art Platte auf einem breiteren Felſen, die ſich nach dem innern Lande zu abſenkte. Auf dieſer Platte, die aus Schiefer beſtand, welchem hier und da magere Sträuche entſproßten, gingen wir abwärts, gelangten in reichere Vegetation, und in dieſer zu einer hohen weitäſtigen Platane. Die ſie umgebenden läſtigen Geſträuche wurden mit den Waidmeſſern abgehauen, und wir nahmen nun vor der Hand Schutz unter dem grünen Laubdache des deckenden Baumes. Noch war die Atmoſphäre heiß und ſchwül, dennoch fühlten wir einige Kühlung unter unſerm grünen Baldachin. Zuweilen ſtrich ein heißer Windhauch durch den gewaltigen Baum und an uns vorüber, worauf wir die Wellen ſtärker zu uns herüberrauſchen hörten. Der Regen hörte endlich auf, die dicke Luft um uns herum erweiterte ſich und durch einzelne Wolken brach hin und wieder ein helleres Licht, welches bald wieder verloſch; unter dem Schatten der Platane aber umgab uns ein gleichförmiges magiſches Dunkel.

Da nun Freund Griffoni, neuerdings durch Hanné veranlaßt, ſeine Jugendgeſchichte zu beendigen, oder doch fortzuſetzen, ſich nicht bewogen fühlte, wofür er uns die Gründe verſchwieg, ſo kamen wir auf den glücklichen Gedanken, unſere Röcke auszuziehen und die reich benäßten, gründlich gewaſchenen Stoffe dem Kunſtausringen der Wäſcherinnen zu unterwerfen. Es gehören dazu zwei widerſtrebende Ringſyſteme, die, wenn ſie gut vollführt werden, niemals die Wirkung verfehlen. Der Nutzen bleibt auch nicht aus; die Wäſche, dieſen Zwangsoperationen übergeben, ſeufzt und ſtöhnt zwar und erweitert ſich darnach oft unanſtändig, allein ſie trocknet dann leichter und gewinnt ein angenehmeres Aeußeres. Hanné ſchlug Griſſoni vor, da ſeine durchnäßte, edle Geſtalt ſich ganz zu dieſer Operation eigne, den Rock nicht auszuziehen, ſondern vielmehr würden wir Alle unſere Kräfte vereinigen, das Ringſyſtem an ſeinem ſchlanken Körper auszuüben. Gut getrocknet und aufgehängt, würden ſich alsdann wohl auch die Falten ſeines Geſichtes dadurch ausgleichen.

Unter dieſer wiederkehrenden heiteren Stimmung ließ der Regen endlich ganz nach, obgleich noch ferne Donner grollten und das Meer uns hohle Grüße über das Plateau herüberſauſ'te. Allein jetzt waren die Aeſte und Blätter der Platane, unter der wir irrende Ritter ſtanden, ſo waſſerſchwer geworden, daß wir einem dritten, und zwar dieſes Mal, einem unverſchämten Tropf-Reinigungsproceß unterworfen werden ſollten. Der zu Nacht gewordene Tag erhellte ſich für einen Augenblick, um alsbald wieder zu Nacht zu werden; denn bereits küßte die Sonne die Gipfel der jetzt hell erleuchteten, im friſchen Glanze prangenden weſtlichen Gebirge noch mit einzelnen verſinkenden Strahlen, und der flammende Feuerball eilte, in Dunſt gehüllt, einem aus transparentem Golde gewobenen Schleier zu. Aus ihm blitzten einzelne Sterne auf, die aber bald von den eilenden Wolken wieder verdeckt wurden. Jetzt war es Zeit, an unſre Lage und an das zu denken, was geſchehen ſolle, um ein Obdach zu finden. Die Gegend war deutlich zu erkennen, und ſomit befragten wir unſre Schiffer, ob ihnen das Land und unſer jetziger Aufenthalt bekannt ſei? Sie bedeuteten uns darauf, daß hier unmöglich durch die Gebirge längs der Küſte zu kommen ſei, und wir nothwendigerweiſe gezwungen ſeien, den Felſenvorſprung zu umrudern, wenn es nämlich das hochgehende Meer und die Brandung an den Felſen zulaſſe und uns nicht in neue Lebensgefahr ſtürze. Dann befänden ſich in einer ſchmalen Bucht, an der Küſte, mehrere von ihren Bewohnern verlaſſene Fiſcherhütten, die noch in dem Stande ſeien, uns Dach und Fach die Nacht über bieten zu können. Morgen ſei das Meer ruhiger, und dann würden ſie uns wieder nach Korinth überſetzen.

So ſtiegen wir denn über das Plateau wieder nach der Küſte zurück; allein wer beſchreibt unſere

Verlegenheit! Der Kahn, vom Seile abgeriſſen, trieb in der Weite des Golfs auf hochgetragenen Wogen leer umher. Bald haushoch, bald in den Hohlwellen verſchwunden, ſchien er ſich über unſer Unglück und unſere Verlegenheit weidlich in ſeinem Elemente zu amüſiren. In ſeiner Geſellſchaft befanden ſich noch einige Balken und Bretter, die uns die Ueberzeugung boten, daß jenes Fahrzeug, welches wir beim Beginn des Wetters in der Nähe von Voſtiza erblickt, geſcheitert ſein müſſe. Unſre beiden griechiſchen Führer waren troſtlos; denn ihre letzte Habe hatte das unerbittliche Schickſal ihnen genommen, und wir waren die Urſache davon. In der That, unſre Stimmung in dieſem Augenblick war nicht die beſte; denn wir ſahen Alle nicht ein, wie wir des Fahrzeugs wieder habhaft werden ſollten.

„Verſuchen wir, zu Lande durch die Gebirge zu kommen,“ rief endlich Griffoni und trat neu ermuthigt vor. „Die Nacht iſt hell und wir erreichen gewiß ohne Gefahr die bezeichneten Fiſcherhütten in der dortigen Bucht. Dort finden wir wahrſcheinlich auch Schiffer und Kähne und können mit dieſen leicht den Deſerteur da drüben erreichen und wieder einholen.“

Der Vorſchlag fand Beifall und wurde allgemein angenommen; nur die beiden Führer warfen fragende

Blicke auf unſern griechiſchen Cameraden Komnenos, welcher ihnen unſer Vorhaben erklärte. Sie traten ſcheu zurück, wehrten mit beiden Händen ab und bemerkten, daß es höchſt gefährlich ſei, jene Gegend zu paſſiren. Nur ein ſchmaler Fußweg führe an die Bucht in der entfernteren Landgegend und dieſer durch einen größeren Platanenwald, wo die aus der Umgegend verjagten, noch übrig gebliebenen Türken ihr Verſteck hätten. Auch halte ſich die Alte von Livadoſtro nicht ſelten dort auf und verkehre mit über- oder unterirdiſchen Weſen.

Der Aberglaube iſt in jedem Lande und in jeder Menſchengeſellſchaft zu Hauſe. Uns aber regten dieſe Nachrichten nur an, und wir beſchloſſen als Soldaten, für freiſinnige Aufklärung kämpfend, jetzt unter jeder Bedingung den bezeichneten Weg zu Lande und zu Fuß nach der Bucht einzuſchlagen. Abenteuer ſind in dem muthigen Soldatenleben das Band, welches ſich anmuthig um den verdienten Lorbeer ſchlingt; er gehört nicht dem Mars, ſondern der Pallas.

Unſere Doppelgewehre wurden nun vor allen Dingen in den Stand geſetzt, mit Kugeln geladen und darauf ſogleich der Weg angetreten. Die beiden Führer waren faſt nicht zu bewegen, mit uns zu gehen; doch wollten ſie auch nicht allein zurückbleiben, und die Ueberzeugungsgründe Komnenos vermochten ſie endlich, ſich an uns anzuſchließen. Doch blieben ſie immer zehn bis zwölf Schritte zurück, um bei einem etwaigen Ueberfall ſich jedenfalls ſchleunigſt auf die Flucht begeben zu können.

Die Luft hatte ſich ganz aufgeheitert, zahlloſe Geſtirne funkelten und erleuchteten die verjüngte Natur in der Abenddämmerung. Der Sternenhimmel war mit einem Wolkenſaum von blaßrother Farbe eingerahmt, und das ſchöne Land mit ſeinen ſchwarzen Bergen, die es ringsum begrenzten, und die rieſenartig in das Helldunkel hineinragten, ſpiegelte in abendlicher Pracht vor unſern trunkenen Blicken. Eine friſchende Kühle war eingetreten, die Lüfte und Winde ſchienen auf den erhitzten Tanz, den ſie gemacht, auszuruhen und ermüdet zu ſein: ſie wehten jetzt unſerm Marſche ſehr angenehm. Durch hohes, üppiges Waldgras ging derſelbe, durch Geſtrüppe, über Steine, Hügel und Felſen, worüber die üppigſte Vegetation ausgebreitet war. Unſere noch immer näßliche Kleidung beſchleunigte die Füße, ſie wirkte unangenehm auf unſere Haut, welche dampfend ſich durch die Kleider Luft verſchaffte, uns aber eine Sehnſucht nach einem andern Rauch erweckte, denn die gehabten Anſtrengungen rieſen nach und nach menſchliche Bedürfniſſe für Erhaltung des Lebens hervor, für die ſich indeſſen noch keine Ausſicht zeigte. Jetzt zog der Mond hinter dem Helikon herauf, deſſen geheiligte Haine und hohe Bäume rieſige Schatten weit über uns hinwarfen. Doch der von unſern Führern bezeichnete Fußweg war noch nicht erreicht. Der etwas zarte Antonio klagte über ſtarke Ermüdung, und wir mußten deßhalb unſern ſtürmiſchen Marſch etwas langſamer einſchlagen; ſo erreichten wir den Platanenwald, aus welchem uns eine eiſige Kälte anwehte. Wir ſchüttelten uns einigemal ſchaudernd, und ſogleich ergriffen unſere Führer die Gelegenheit, uns auf das verrufene Gehölz aufmerkſam zu machen. Die Bäume ſtanden vielleicht Jahrhunderte und waren zu rieſiger Höhe und Stärke angewachſen. Um ihre Stämme ſchmiegten ſich Schlingkräuter aller Art, und der Boden, worin ſie Wurzel gefaßt hatten, war mit einem von Thau glänzenden Mooſe überzogen, auf dem ſich lange Schatten der Zweige und Stämme hinzogen, welche Erſcheinungen uns allerdings etwas ſonderbar ſtimmten; denn unſere Sinne waren durch die Erzählungen der Griechen zu einer heiligen Scheu angeregt. Wir glaubten uns in die geheiligten Haine Alt-Griechenlands verſetzt. Ein leiſes Rauſchen in den Zweigen der Bäume murmelte um uns, und unwillkührlich blieb der vorausſchreitende

Armann ſtehen, ſich umſehend, ob wir auch Alle noch bei einander wären. Wir ſahen uns, wie von einem Commandowort erſchreckt, ſtumm um und an. Noch immer waren die Griechen in einiger Entfernung hinter uns. — Ein Seufzer des Ruhebedürfniſſes fuhr wie mit einem elektriſchen Schlage aus unſerer Bruſt. Wir hielten einen Augenblick, auf unſere Gewehre geſtützt, um uns zu ſammeln. Unſer angefangenes Geſpräch wurde, ſo leiſe es auch geführt, von vielfältigem Echo des Waldes wiedergegeben, worauf abermals die beiden Griechen aufmerkſam machten.

Wir wollten, indem wir uns wieder marſchfertig machten, tiefer in den Wald eindringen, als uns der ältere Fiſcher bemerkte, daß wir uns links halten müßten, um den Fußſteig betreten zu können. Nach der Bucht bei Angiani ſei es ungefähr noch eine Stunde hin, und wir könnten alſobald dort ſein, wenn uns nicht beſondere Hinderniſſe noch aufſtoßen würden.

„Nun denn,“ riefen wir, „muthig zum letzten Gang, damit wir unſere müden Leiber unter ein Obdach bringen,“ und ſomit brachen wir auf und ſetzten uns wortkarg wieder in Bewegung unter den hohen Laubdächern der Bäume hinſchreitend.

Ganz eigenthümlich iſt das Gefühl für den Mann, geſpannt auf etwas, was ihm vielleicht begegnen ſoll, ſich auf dem Wege zu dieſem Ereigniß zu befinden. Es iſt dies der nämliche Seelenzuſtand wie der des Soldaten vor der Schlacht, ehe er in den Kampf verwickelt iſt, wo ſich ſeine Seele erſt dann wieder frei erhebt, wenn ſein Muth in gewaltiger Anwendung ſeiner Kraft dieſen Zuſtand mit dem Reſultat der Ueberwindung und des folgereichen Sieges vertauſcht. Da reift der Unbärtige ſchnell zum Mann, und er hat das Recht erlangt, ein Wort mitzureden. — Eine ängſtliche, verzweifelnde Lage iſt das Harren auf eine noch in tiefes, ungewiſſes Dunkel eingehüllte Gegenwart. So erging es uns jetzt. Wir fühlten, unſer Inneres ſagte es uns deutlich, daß wir etwas erleben würden, und doch hatten wir keine Vorſtellung von dem, was da kommen ſollte. Und ſo wie ſich der Menſch in allen Lebensereigniſſen ſtets einen feſten Anker ſchafft, an den er ſich zu halten ſucht, ſo betrachteten auch wir von Zeit zu Zeit unſre Gewehre — ſahen noch einmal nach, ob alles daran in Richtigkeit; vor allem, ob die Percuſſion noch in gutem Stand, um die Vertheidigung unfehlbar zu machen. Wir hatten nämlich von Marſeille aus eine Anzahl Percuſſionsgewehre, die damals noch theuer und nicht ſo allgemein waren, mit nach Griechenland genommen. Dieſe Doppelflinten, zur Jagd anwendbar, waren franzöſiſche Gewehre, aus denen man Schrot und Kugeln ſchießen konnte, doch langten ſie, um tödtlich zu werden, nicht weiter als 120 bis 130 Schritte. — In ſolchen Augenblicken iſt die Waffe der größte Schatz, den man eigen hat, und ſelbſt der Aermſte, der, aus allen andern Lebensverhältniſſen herausgeworfen, ſie noch zum Schutze beſitzt, vertauſcht ſie nicht gegen die größten Schätze der Welt. Man ſpricht mit ſich ſelbſt und pocht auf die eiſerne Kraft. Auge und Ohr befinden ſich in dem exaltirteſten Zuſtande, und jeder leiſe Hauch, jedes ſich erhebende Lüftchen ſchlägt mahnend an dieſelben und führt die Hand zu der Vertheidigungswaffe.

Solche Betrachtungen kamen mir in dem fortgeſetzten Marſche vor die Seele, und wahrſcheinlich auch meinen Gefährten, deren Geſichtszüge, als wir, um auszuruhen, uns abermals in ein Rund zuſammengeſtellt, einen beſondern Ernſt ausdrückten. Selbſt Griſſoni ließ etwas die Lippen hängen und Hanné konnte nicht umhin, ihm einige ſchöne Bemerkungen darüber zu ſagen.

Noch ſtanden wir ruhig und in uns ſelbſt verſunken, als die öde Stille plötzlich durch heiſere Laute unterbrochen wurde. Faſt alle blickten wir erſchrocken auf, die Griechen lagen bereits knieend auf der Erde, die gekreuzten Arme über der Bruſt, und kaum trauten wir unſern Augen. In der Tiefe des Waldes, auf einem wahrſcheinlich von heftigen Orkanen abgebrochenen Baumſtamme, der in ſeinem Falle die Nachbarſtämme mit in's Verderben geſtürzt, ſaß eine Frau mit runzligem Geſichte, den vordern Theil ihres Körpers auf einen Stab geſtützt, den ſie der Wildniß des Waldes entnommen zu haben ſchien. Ihre Kleidung glich der gewöhnlichen Tracht der griechiſchen Weiber, und nur ihr Kopf war von einem langen weißen Tuche umflattert, welches ſich indeſſen durch den Gebrauch noch verſchiedene, in der Dämmerung eben noch erkennbare Schmutzfarben angeeignet zu haben ſchien.

„Die Alte von Livadoſtro!“ murmelten bebend die beiden Griechen; jene ließ ſich indeſſen aus dem krächzenden, geſangähnlichen Geſchrei nicht herausbringen, und dieſe ſahen mit ehrfurchtsvoller Scheu von Zeit zu Zeit nach ihr hin. Wir hatten unſre Gewehre in Arm genommen, ſtaunten das faſt unglaubliche lebende Weſen an und Komnenos rief endlich: „Wer da?“ — Doch die Alte fuhr fort, ihre krächzenden Töne abzuſingen, und zeigte von Zeit zu Zeit nach der Gegend hin, die wir aufzuſuchen im Sinne hatten. Komnenos erklärte uns, daß ſie eine Hymne von dem griechiſchen Dichter Rhigas, welcher für die helleniſche Freiheit den Märtyrertod geſtorben, ſinge.

„Dann iſt ſie unſre Freundin!“ meinte Griffoni, „und ich werde ihr, trotz ihrer Falten, einen Kuß geben: wenn mir nämlich die auserleſene Schönheit eine Annäherung geſtattet.“

Noch einmal wies ſie nach der Gegend, wo wir hin wollten, und ſchien uns zu bedeuten, daß wir unſern Marſch fortſetzen ſollten. — „Die Alte kann keine Falſchheit beſitzen,“ meinte Armann, „laßt uns unſern Marſch fortſetzen, denn näher ſie zu betrachten, ich muß es offen geſtehen, hält mich eine heilige Scheu ab. Und ſteht ſie in dem Geruche des Ueberirdiſchen, ſo laßt uns unſern griechiſchen Führern kein böſes Beiſpiel geben.“

„Ah, was da, ich muß mit der alten Sybille bekannt und vertraut werden,“ meinte Griffoni und wollte ſo eben ſeine Schritte nach ihr hinlenken. Da erhob die Alte abermals den Stock, und zeigte nach derſelben Richtung, wie früher. Er ſtand. Dann erhob ſie ſich und verſchwand in den Gebüſchen. — Noch hörten wir ſie in der Ferne das damals bekannte griechiſche Freiheitslied ſingen, welches, ſo wie einſt Körner's und Schenkendorf's Lieder die heilige deutſche Schaar begeiſterten, die Nation mit blutdürſtigem

Enthuſiasmus erfüllte. — Ein deutſcher Dichter hatte den Anfang deſſelben folgendermaßen überſetzt:

„Hervor Palikaren! nicht länger geträumt,
  Wie die Leuen, in Klüften und Engen;
Nicht länger in öden Verſtecken geſäumt,
  Die Sclavenketten zu ſprengen.
Ein Tag der Freiheit viel mehr iſt werth,
Als hundert von Jahren, mit Ketten beſchwert.“

Der krächzende Geſang wurde ſchwächer und ſchwächer, und verſchwand endlich ganz; noch ſtanden wir horchend und konnten uns nicht vom Erſtaunen erholen.

„Ich war ſchon froh, irgend ein anderes Weſen aufgefunden zu haben, mit dem ich ein wenig in detaillirtere Erzählungen hätte eingehen können, und wenn es gleich eine alte häßliche Frau war, denn es iſt eine wahre Noth mit wortkargen Perſonen — und im Felde muß man ſich die Zeit mit unnützem Geſchwätz vertreiben,“ ſprach Griſſoni etwas ärgerlich vor ſich hin, und ſetzte, gleich uns, den Marſch wieder fort.

„Die Alte,“ meinte Hanné, „mag wohl dieſe Unterhaltung mit dir gefürchtet haben, denn mir ſchien es, als ſei ſie ſchon mit deiner Jugendgeſchichte, die wir noch nicht ganz kennen, bekannt geweſen, da ſie bei deinem Annähern den Stock erhob; ſchade, daß es kein Knüppel war."

„Mon chère! Da hätteſt du ihr mit deinen Beinen aushelfen können, die dein Urheber jedenfalls auf einer ausgebrannten Moorheide abgeſchnitten und dir an den Körper gepaßt hat."

„Hier iſt der Weg!" ertönte es, und machte dem ſpitzfindigen Geſpräche unſerer beiden Freunde ein Ende, und die Griechen ſchienen mit einem Male neuen Athem zu ſchöpfen. Ein ziemlich betretener Fußſteig ſchlang ſich aus der Seite des Waldes heraus, den wir ſogleich betraten. Jetzt nahmen die Fiſcher auf einmal in der Mitte unſeres Zuges Platz, doch ſahen ſie ſich von Zeit zu Zeit immer forſchend und furchtſam um. — Die Unterhaltung war abermals verſtummt, und nur der Wiederhall unſerer dumpfen Tritte war zu hören. Mann hinter Mann bewegte ſich die kleine Colonne in abgemeſſenem Schnellſchritt, doch in kurzer Entfernung von einander, vorwärts. Bis jetzt hatte das Licht des Mondes unſern Pfad hell beſchienen, doch mit dem weitern Fortſchreiten veränderte ſich der Hochwald zu Buſch- und Laubholz, welches gleichſam zu Laubgängen über unſern Scheiteln ſich wölbte. Dieſer Wald war dicht und faſt undurchdringlich. Nur hie und da ragte eine Platane noch aus dem friſchgrünen Gebüſche heraus und ſchien wie eine liebevolle Mutter unter ihren frohen, muntern Kindern dazuſtehen. Ihre Zweige liebkoſten mit den Spitzen der trübſeligen Sprößlinge, welche zu ihr hinaufſtrebten, und die ſie bald ſcherzend berührten, bald muthwillig wieder weit von ihr wegſchnellten. Wir traten jetzt aus dem Walde auf einen freien grünen Platz, auf dem wir bei hellem Mondſchein deutlich friſche Spuren von Pferdehufen erkennen konnten. Auch war das üppige Gras an manchen Stellen abgeweidet. Die Stelle war dicht von Gehölz eingeſchloſſen und durch ihre Mitte führte der Weg nach den Ufern des Meeres, abermals durch hohes Buſchwerk, welches ſich nach einer Anhöhe hinzog. In der Mitte des Platzes fanden wir eine Feuerſtelle, die noch ganz friſch war, wir machten Halt und lagerten uns einen Augenblick. Da ertönten in der waldigen Stille von neuem die krächzenden Töne, die wir ſchon gehört, und die von Niemand anderem als von der Alten von Livadoſtro kamen:

„Ein Tag der Freiheit viel mehr iſt werth,
Als hundert von Jahren, mit Ketten beſchwert.“

„Daß dich das Wetter!“ rief Griffoni, „es war ein dummer Streich von uns, daß wir die Alte nicht mit uns nahmen. Es reiſ't ſich angenehmer mit Damen als mit zuſammengelaufenen Nationen, die überdieß noch an Hexen und andere gabelreitende Geiſter glauben.“

Hanné meinte, er werde ſich mit ſolch demagogiſchen Anſichten im Geiſterreich noch um den Hals reden. — Da hörten wir deutlich Tritte in weichem Boden aus der Ferne, und unwillkührlich wurden wir Alle lautlos, erhoben uns ſtill und lauſchten mit geſpannten Ohren nach der Gegend hin. Es war kein Zweifel, die Tritte dröhnten näher. Unſere Griechen warfen ſich alſobald auf den Boden und legten die Ohren an die Erde hin. Aengſtlich machten ſie Gebehrden nach der Gegend der Tritte hin und beſchrieben figürlich türkiſche bewaffnete Geſtalten zu Pferde.

Wir vertheilten uns leiſe und einzeln in die nächſten Gebüſche und machten uns zum Schuſſe bereit. Die beiden Fiſcher krochen in den dunkelſten Hain. Kein Laut, ja, kaum das eigene Athmen ward gehört, und nur das Herz hämmerte fleißig in ſeiner Werkſtätte und machte die äußeren Glieder etwas unruhig und tremulirend, bis man ſich erſt ordentlich gefaßt hatte. Noch lagen die Griechen mit den Ohren auf der Erde, als ſie auf einmal freudig aufſprangen und Zeichen machten, daß die Tritte ſich nach einer anderen Gegend hinziehen.

Die Flintenhähne wurden in die Ruhe herabgelaſſen und wir verhehlten uns nicht, daß die Alte von Livadoſtro uns durch ihren Geſang auf Gefahren hatte aufmerkſam machen wollen, und die wohlwollendſte Stimmung erfüllte uns. Nun ſetzten wir unſern Marſch abermals nach dem Meere zu fort und wandelten durch die Gebüſche, die nach und nach weiter auseinander rückten. Hin und wieder ſchlängelten ſich ſilberne Streifen durch die Nachtung der Büſche, bald enger und bald breiter, und mit einem Mal hatten wir die ſanftanſtrebende Anhöhe erreicht, auf welcher die Waldung endigte, und in majeſtätiſcher Pracht dehnte ſich der korinthiſche Golf vom Mondſcheine beleuchtet vor unſeren Blicken aus und bot ein entzückendes Bild dar. Noch wogten die Wellen unruhig und ſchmückten hin und wieder die Gewäſſer mit Lichtſtreifen, die ſich ſchnell in die unendliche Tiefe verloren. An dem jenſeitigen Ufer ſpiegelte ſich die Mondſcheibe in tauſend ſchillernden Farben. Friedlich zogen die einzelnen Wolkengebilde leicht am Horizonte dahin. Gepanzert hatten ſie den Krieg mit den gerüſteten Mächten der Luft, des Himmels und der Erde geführt, und ihnen jetzt den Frieden erkämpft, der ſich wie ein weißgeſtirntes Tuch über die ganze Landſchaft weit ausbreitete. Sie wandelten jetzt einem fernen Lande zu — wer aber kennt ihre Heimath? — um neuerdings wieder als Kriegesgötter auf feuriger Wolkenbahn daher zu fahren und die vulkaniſchen Erdmächte zum Kampfe auf Leben oder Tod herauszufordern.

Wer hätte jetzt an Krieg gedacht, an Mord unk Ueberfall? Wir ſtanden wie bezaubert auf der Anhöhe und ein jeder war ſich ſelbſt wieder gegeben. Worte hatten wir nicht, aber unſer Herz flog dankbar zu den Sternen hinauf. Wir waren ſtumm in ſo großer Betrachtung geworden, und nur Griſſoni konnte ſich nicht enthalten, ein gleichgültiges c'est charmant! in unſre glühende Verehrung zu werfen und einen Ruheſitz auf einem nahe gelegenen Felſenſtein zu ſuchen. Waren an unſern Geſichtern bei'm Betreten des Waldes manche trübe Geſtalten vorübergezogen, und hatten dieſe uns an irdiſche Zufälle und Hinfälle erinnert, wovon Griſſoni ein lebendes Bild in Waſſerfarben geliefert, ſo waren wir jetzt in die himmliſchen Räume verſetzt. Eine lauwarme Luft wehte von dem Meere herüber und ſtieg in das kühle Brautbett der Waldesnacht, um die froſtige zu erwärmen. Die Nacht war entzückend, eine jener wunderbaren Nächte, die unwillkührlich das, was wir lieben, was uns theuer iſt und in der Ferne weilt, vor unſere innere Anſchauung führen; eine jener lauwarmen, thränenfeuchten Nächte, die uns zu träumeriſchem Sinnen und Sehnen einladen. Der Tag war ein muthwilliger Knabe geweſen, der ſpielend und tändelnd ſchnell zum Jünglinge und zum ernſten Manne heranreiſte. Bald ſpielte er, auf Helios' Triumphwagen prangend, mit den prächtigen Sonnenpferden, bald kokettirte er gleichſam mit Nebelſchleiern, zürnte in Regenſchauern, um durch Regenbogen zu lächeln. Als unſchuldiges Kind tändelte er, als ungeſtümer Jüngling brach er in muthwilliger Luſt hervor. Seine ſonnigen Wimpern umzogen Wolken, aus denen Tod und Verderben ſprühte, bis er, des leichtfertigen Spieles ſatt, am Abend ſinnend und weich, mit Sehnſucht im ſchwimmenden Auge, ſein Ruhekämmerchen ſucht, und langſam und ermattet dahin ſchleicht.

Da ſchlug, abermals mahnend aus weiter Ferne, in die Nacht hinein die Hymne Rhigas', von der Alten geſungen, an unſer Ohr.

„Nein, die Alte bringt mich noch um mit ihrem Geſange!“ fuhr Griſſoni von ſeinem harten Thron auf. „Vorwärts, daß wir endlich unſere Bucht erreichen!“ und ſogleich ſetzten wir uns in Bewegung, noch einen ſcheidenden Blick auf die Gegend werfend, und kletterten den Hügel herab durch felſiges Geſtein und Gebüſch. Jetzt verließen wir die Waldung, und vor uns lagen drei Baracken; wir befanden uns in der kleinen Bucht von Angiani. Wenn ich die Benennung Baracke brauche, ſo verſtehe ich darunter ein von oben mit Raſen und Steinen bedecktes Quadrat von vier Mauern, aus natürlichen, unbehauenen Steinen zuſammengeſetzt, aus denen einige Löcher gehen, woran Laden, die geſchloſſen und geöffnet werden können, und eine Thüre mit einem hölzernen Riegel von innen.

Der Anblick der Häuſer und das nun wirklich eingetretene Ende unſeres Marſches belebte uns von neuem, und friſch ſchritten wir nun auf dieſes Ziel zu, als unſere griechiſchen Führer uns plötzlich anhielten und Zeichen gaben, daß ſie die Häuſer erſt recognosciren wollten. Sie ſchienen hier ſehr bekannt zu ſein. Dieſe Vorſicht ſchien uns am Platze, und wir ſetzten uns daher einſtweilen auf zerſtreut herumliegende Felsſtücke nahe an der Küſte. Kaum hörbar und gebuckt ſchlichen die Griechen näher, und gelangten ſtill an die hinteren Seiten der Häuſer, wo ſie durch Löcher die inneren Räume der Baracken zu überſehen ſchienen. Verlegen kam der Jüngere ſogleich auf uns zugelaufen und bedeutete uns, daß in der erſten Baracke ein Weib anweſend ſei. Wir ſchlichen nun ſelbſt näher und ſahen durch die Spalten der Thüre in dem ſchwarzen Raume die Alte von Livadoſtro bei einer Art altgriechiſcher Lampe kauern, die ſie von Zeit zu Zeit mit einem ſpitzigen Hölzchen betupfte, um ſie beſſer brennen zu machen. Ihr Sitz war die eine niedere Ecke eines faſt verfallenen Heerdes. Auf dem Stock hatte ſie, gleichſam wie zum Gebete, die dürren, abgemagerten Hände und Finger in einander geſchlungen und ſchien wirklich unartikulirte Laute von ſich zu geben. Eine heilige Scheu ergriff uns mehr oder minder, die beiden Griechen ſtanden weit von uns und ſahen uns verlegen an, — und wir zögerten, ob wir eintreten ſollten oder nicht. In dem übrigen Raume gewahrten wir, ſo gut es die Düſterheit in demſelben erlaubte, ein erhöhtes Lager von Brettern, wie ſie faſt überall in Griechenland ſo zu finden; ſonſt ſchien Alles wie ausgeſtorben. Wir machten jetzt einiges Geräuſch von außen, um die Alte aufmerkſam zu machen. Sie lenkte ihre Blicke nach den Spalten der Thüre und begann, gleichſam als wolle ſie ſich uns als ſchon bekannte Freundin bezeichnen, abermals die Freiheits-Hymne, indem ſie ihre Hände feſter zuſammendrückte und ihr Geſicht nach der Höhe erhob.

„Jetzt hält mich Niemand mehr ab," donnerte Griffoni, „die Bekanntſchaft der Alten zu machen," und klopfte etwas ſtark und herzhaft an die Thüre. Doch ſie ließ ſich in ihrem krächzenden Geſange nicht ſtören und fuhr fort. Das verdroß uns, und wir klopften nun vereint und ſchrieen: „Aufgemacht!“ — Die Alte ſchlürfte mit gebücktem Rücken auf die Thüre zu, ſchob jetzt den hölzernen Riegel weg und empfing uns mit einem gemurmelten: „Gelobt ſei Jeſu Chriſt!“ indem ſie uns Alle der Reihe nach an ſich vorbeipaſſiren ließ; nur die beiden Griechen wollten nicht in den Raum. Sie winkte indeſſen, und mit einer faſt lächerlichen Scheu drückten ſie ſich herein und an den Wänden hin zu uns Uebrigen. Wir waren magiſch beherrſcht durch dieſe ſeltſame Erſcheinung, dennoch nahm Hanné ſogleich das Wort und machte Griffoni aufmerkſam, daß es jetzt Zeit ſei, in nähere Bekanntſchaft zu kommen; doch Griffoni beſann ſich noch, ehe er den Muth faßte, zu der Alten hinzugehen. Jetzt trat ſie aus der Thüre, watſchelte faſt lahm, ihre mürben Knochen auf den Stock ſtützend, nach der Gegend, wo wir hergekommen waren, doch ſahen wir ſie bald auf einem ſpitzigen Felſen ihren Geſang nach dem Meere zu rufen und fortſetzen.

„Es iſt kein Zweifel,“ meinte Hanné, „das Weib iſt verrückt und neckt uns zum Spaß.“ Doch wir Deutſche ſahen in ihr eine Seherin, deren Verſtandeskräfte ganz in Ordnung, für ihr Vaterland thätig waren. Die nächſten Stunden ſollten Gewißheit darüber geben.

Die Lampe der Alten war ſtehen geblieben und ſchien mit ihrem Abgang verlöſchen zu wollen. Mühſam unterhielten wir das Licht und ſuchten nun die Winkel des Hauſes durch. Nichts zu ſehen, nichts zu finden.

„Vor allen Dingen Feuer auf dem Heerde!“ ſchrieen die meiſten, „ſonſt verliſcht uns die Lampe.“ Die Griechen ſprangen ſogleich fort und brachten dürres Holz. Wir ſuchten auf dem Heerde, ob noch einige Feuerfunken vorhanden, allein die ſtaubige Aſche auf dem Hausaltare ſchien einer längſt vergangnen Zeit anzugehören, und die fröhlich flackernde Flamme, die ehemals dieſen Heerd erwärmt und erleuchtet hatte, war mit Denjenigen, die ihren Schein bewacht, vielleicht ſchon längſt in Staub und Aſche verſunken.

Jetzt flackerte das Feuer. Die Röcke wurden ausgezogen, grüne Stämme abgeſchnitten und zu Ricken an dem Feuer verwendet, eine Art Galgen gebildet, und nun packte jeder endlich ſeine Jagdtaſche mit den vorräthigen Wildvögeln aus. Es war fröhlicher Muth und lebhafte Unterhaltung an die Stelle des einſilbigen Zuſammenſeins getreten. Man rupfte gleich ausländiſchen Becaſſinen die in dem Golfe geſchoſſenen Vögel, und der immer geſchäftige, lebhafte Griffoni übernahm die Stelle des Küchenmeiſters.

Die Vögel wurden nach griechiſcher Soldatenmanier, die wir bereits inne hatten, an Stöcke geſteckt und ſo über dem Feuer geröſtet. Das Amt des Drehens ging in der Geſellſchaft reihum. Wohlig umgab uns der brenzelnde, nahrhafte Geruch und wirkte auf unſere Gaſtromanie.

Von Zeit zu Zeit guckten die Griechen aus der Thüre, um ſich nach der Gegend und ihrer Sicherheit umzuſehen. Sie war ruhig und in Frieden, auch die Wogen des Golfs zogen ſich breiter und breiter und wurden ſtiller, doch in unſerer Mitte ging es jetzt deſto geräuſchvoller und lebhafter zu, denn der Küchenmeiſter zerriß eben eine geröſtete Wildente mit ſataniſcher Wuth und präſentirte Armann und mir die getrennten Theile, indem er dabei ſeine Lippen als Küchenhandtuch gebrauchte.

Jetzt vertheilte er auch an die Uebrigen den mit Seewaſſer ſtatt des Salzes beſprengten Braten, behielt für ſich ein nicht unanſehnliches Stück und nun begann erſt die eigentliche Table d'hòte. Die Griechen ſchleppten in unſern ledernen Trinkgeſchirren, die wir von Marſeille mitgenommen, Waſſer herbei, und mancher derbe Soldatenſcherz würzte jetzt Mahl und Unterhaltung, ohne daß wir durch den Genuß fremder Weine dazu aufgeregt worden.

Das Feuer wurde mit ausreichendem Brennſtoff verſehen, und dann ſuchten wir, theils auf dem Boden, theils auf dem hölzernen Verſchlag, die Plätze zu unſerer nächtlichen Ruhe. Jeder legte Jagdſack und Gewehr neben ſich und bald ſteckte die Unterhaltung mehr und mehr. Die lautloſe Stille wurde in dem ſchwarzen Raume nur hin und wieder von dem Schnarchen der Schläfer unterbrochen. Griſſoni meinte, um einen conſequenten Schlußſatz ſeiner Reden zu haben: „Ich werde wohl von der Alten träumen.“

Die beiden Griechen hatten, nachdem ſie die Thüre wohl verriegelt und noch ein Holz zwiſchen den Riegel geklemmt, ſich mit gekreuzten Beinen an die beiden Thürpfoſten geſetzt und waren ebenfalls eingeſchlafen. Da meinte Antonio ſanft und flüſterte es Hanné zu: „Wenn ich unſere aufgehängten Röcke da betrachte, kann ich mir ordentlich vorſtellen, wie wir morgen vielleicht in eben ſo trauter Geſellſchaft an einem Schnappgalgen hängen können.“

„Ei was!“ murmelte Hanné darauf, „wer wird ſich ſolche garſtige Bilder im Schlafe vor die Seele führen. Mich bekommt einmal der Nachrichter in dieſem Lande gewiß nicht, eher bringe ich ihn ſelbſt an ſein Todesgerüſt.“

Griſſoni ſchien übrigens keinen Schlaf zu haben, er hatte ſich erhoben, ſetzte ſich auf die eine Ecke des Heerdes und rückte von Zeit zu Zeit die abgebrannten Holzſtückchen näher in's Feuer. So hatte ihn endlich die Müdigkeit übermannt und er nickte ſitzend gleich einer Pagode.

Die erſte Morgendämmerung ſtahl ſich durch die Ritzen der Thüre, unſer Feuer war ziemlich niedergebrannt und warf ſchwach glühende Scheine in den Raum, da klopfte es leiſe an die Thüre. Die Griechen ſprangen erſchreckt auf und wir mit ihnen. Mit heiliger Scheu, nachdem ſie durch die Ritzen geſehen, zogen die Griechen die Riegel zurück und herein trat auf die Schwelle die Alte von Livadoſtro und begann abermals ihren Geſang:

„Hervor Palikaren! nicht länger geträumt ꝛc.“

Wir ſprangen Alle auf, da verſtummte ihr Geſang; ſie zeigte mit ihrem Stabe nach der linken Seite hin und entſchwand aus der Thüre. Noch ſahen wir uns an, als wir deutlich Tritte zu vernehmen glaubten. Eilig warfen wir uns in die Röcke, ergriffen unſere Gewehre und ſtellten uns lauſchend an der Thüre auf. Da wurden ferne Stimmen laut, Jeder gab dem Andern leiſe Winke. Deutlich vernahmen wir Hufſchläge, die Ritzen der Thüre waren von uns belagert, allein Alles ſchien noch in weiter Entfernung zu ſein. Bald aber konnten wir uns über die Gegend, woher das Geräuſch der Tritte klang, orientiren; ſie kamen von der Seite her, die uns die Alte mit ihrem Stocke bezeichnet hatte. Wir poſtirten uns an einer der Luken, die halb verſchloſſen war und den Kommenden entgegenſtand, und nun gewahrten wir auf dem, unſerm Aufenthalt gegenüberliegenden Felſenvorſprung, daß ſich einige bewaffnete Leute in albaneſiſcher Tracht in dem duftigen Morgennebel, der von Zeit zu Zeit den Felſen und ſeine Umgebung bedeckte, bewegten; bald vorkamen, als wollten ſie die Gegend belauſchen, bald wieder verſchwanden, um vielleicht Nachricht zu ertheilen, oder einen ſichern Weg von den Felſen herab zu ſuchen. Es wurde endlich lauter und auf dem Plateau des Felſens erſchien ein Reiter in türkiſcher Tracht, mit einem weißen Mantel, gleich den Arabern, umgeben. An ſeinen Sattelknopf war ein junger Grieche in reich geſtickten Kleidern mit einem Stricke angebunden; die Hände des Unglücklichen waren auf den Rücken zuſammengeſchnürt und ſeinen Hals umfing der Strick, mit welchem er an das Pferd gekettet war. Sein Anſehen war das eines Märtyrers — er ſchien bittend zum Himmel zu flehen.

Hierauf erſchienen mehrere Bewaffnete an der

Seite des Jünglings, der jetzt leichenblaß, todtenähnlich, mit geſenkten Augen ſein Schickſal hier zu erwarten ſchien. Die Barbaren ſtießen mit ihren ſpitzigen Flintenkolben auf ihn ein und ſchlugen ihn mit Fäuſten; einer der Unmenſchen fuhr ihm ſogar mit dem Meſſer nach dem Geſicht und verwundete ihn an den Backen.

Unſere beiden Griechen waren außer ſich, als ſie ſolches ſahen — allein die Angſt machte ſie ſtumm und lautlos, und furchtſam drängten ſie ſich immer wieder hinter unſere Rücken; unſere Herzen aber empörten ſich über ſolche Grauſamkeit. Es war kein Zweifel, daß dies eine herumſtreifende Bande von Türken ſei, welche, verſteckt in den Wäldern, dieſe Gegend hin und wieder aufſuchten, um ſich durch Mord und Plünderung an den Griechen zu rächen, und wir beſchloſſen ſogleich einmüthig, dieſelben anzugreifen, und ſo unſere erſte Waffenthat für Griechenland auszuüben. Am allermeiſten aber rührte uns das Schickſal des jungen Griechen, der, wahrſcheinlich aufgefangen, dem mörderiſchen Stahle der Türken hier preisgegeben werden ſollte, und den zu befreien jetzt unſer Muth belebt wurde und unſere erſte Sorge ſein mußte.

Auf der Stelle hervorzubrechen, ſchien uns nicht rathſam, da wir die Anzahl unſerer Feinde nicht kannten; demnach entſchieden wir uns vorläufig in dem

Häuschen abzuwarten, ob ſie vielleicht den Weg nach der Bucht einſchlagen oder ſich nach einer andern Gegend entfernen würden.

Alſobald brachen wir einige Steine aus der dünnen hinteren Seite der Mauer des Hauſes und bildeten ſo einige Schießſcharten, vor welche wir nun die beiden Griechen als Beobachtungscorps vertheilten. Komnenos, Antonio und Griffoni ſtellten ſich der Thüre gegenüber auf. Armann, Wolf und Schöller beſetzten eine Luke und zwei Schießſcharten an der linken Vorderſeite. Hanné und ich kletterten auf den Heerd, brachen das niedrige Dach durch und konnten von hier aus den ganzen Platz überſehen, nach allen Seiten hinfeuern und ſchnell wieder verſchwinden. — Alles war ſo in Ordnung gebracht und wir kampfgerüſtet. Erwartend ſtanden wir auf unſern angewieſenen Plätzen und unſer jugendlicher Muth lechzte nach Thaten.

Mehr und mehr klärte ſich der Tag auf. Die grauen Frühnebel ſenkten ſich nieder und benetzten mit ihrem Thau Blätter und Gras. Wir konnten jetzt die unſere Aufmerkſamkeit feſſelnden Gegenſtände, den Vorſprung des Felſens und die ganze Umgebung genau muſtern und beobachten. Doch von Türken war nichts zu ſehen und die Gegend war langweilig-ruhig

Schon verſtimmt, den erſten Strauß nicht beſtehen zu können, war Hanné wieder ſchnell fertig mit dem Wort und läſterte auf die Alte, die uns jedenfalls hier ſchon halb zu Narren gemacht und ihr Werk bald vollendet haben werde.

„Nur nicht deſpectirlich,“ warnte Griffoni, indem er ſich auf ſeinem Poſten mit halbem Geſichte nach Hanné umwendete. Doch im Augenblick rief Armann ängſtlich: „Ruhe!“ und eine geſpanntere Stille als vorher trat ein.

Aus den Gebüſchen ſeitwärts erſchien der Reiter, den blutenden Jüngling ſchon halb todt nachſchleppend, ritt in die Bucht und kam uns ſo gerade ſchußgerecht. Mit ihm und hinter ihm drein noch vier Türken, welche den jungen Gefangenen zum Gehen antrieben. Schon wollten die feurigen Franzoſen, Griffoni und Hanné, Feuer geben, als Armann Ruhe gebot und winkte, erſt abzuwarten, was ferner geſchehen würde. Die vier Türken öffneten das dritte Haus und ſchleppten eine Art Balken, die wie ein Kreuz zuſammengefügt und mit Blut ſchon reichlich gefärbt waren, herbei.

„Fertig!“ rief leiſe Armann und erbat ſich, als ehemaliger Oberförſter und Freiwilliger in den Befreiungskriegen, den erſten Schuß auf den Türken.

Mittlerweile hatten die Türken mit ſataniſcher Wuth den Jüngling, den der Reiter von ſeinem Sattelknopfe loszumachen ſich eben bemühte, ſchon gepackt, da knallte der Schuß von Armann durch das Mauerloch und mit ihm ſtürzte der ſtolze Türke rückwärts vom Pferde, welches, krampfhaft von ihm am Zügel gehalten, ſich bäumend mit dem Gefallenen überſchlug und ihn ſammt dem gefangenen Griechen unter ſich begrub. Da ſtürzte Griſſoni aus der Thüre mit gezogenem Degen, ſchnitt das Seil, woran der Jüngling befeſtigt war, durch, und riß ihn ſo mit ſich fort. Die vier Türken ergriffen auf den Schuß die Flucht, wie von einem paniſchen Schrecken gejagt; einer ſtürzte, von der Kugel Hanné's getroffen; doch in dieſem Augenblick eilten mehrere Türken aus den nah' gelegenen Gebüſchen herbei, und mit dem geretteten Griechen als Beute erreichte Griſſoni unter einem Kugelregen, am Arm leicht bleſſirt, die Hütte. Hier ſank der Jüngling hin; der plötzliche Uebergang vom Todeskampf zur Rettung hatte ihn der Sprache beraubt.

Doch nun ſammelten ſich immer mehr Türken, ihre Zahl mochte wohl gegen vierzig betragen; die Gebüſche verdeckten noch ihre Geſtalten. Jetzt brachen ſie aus dem Dickicht hervor, unſere Kugeln aber trafen gegen alles Erwarten ſo meiſterhaft, daß mit jedem

Schuß einer der Feinde ſtürzte. Die Vertheilung unſerer kleinen Macht war vortheilhaft. Mit einem Male erhoben ſie ein furchtbares Allahgeſchrei: wir glaubten uns ſchon mit Sturm genommen und von der Mehrzahl beſiegt; doch die räuberiſchen Helden retirirten jetzt hinter das dritte Haus und ſchienen den Angriff von unſrer Seite abwarten zu wollen.

Unſre Stellung war zu vortheilhaft, als daß wir ſie hätten verlaſſen, auch war unſer erſter Angriff zu entſcheidend geweſen, als daß wir nicht bei der Defenſive hätten verbleiben ſollen.

Die beiden Fiſcher waren ebenfalls ermuthigt und hatten ihre Meſſer gezogen, doch noch immer lag der Jüngling bewußtlos auf der Erde. Endlich ward er durch ſeine Landsleute auf den Bretterverſchlag gebracht, da ſchlug er die Blicke auf und dankte uns mit rührender Augenſprache für ſeine Rettung. Wir aber brannten jetzt vor Ungeduld, den Kampf fortzuſetzen.

Das Pferd des gefallenen Reiters hatte ſich endlich wieder aufgemacht und ſtürzte in entgegengeſetzter Richtung den Felſen zu. Ein Türke rannte frech herbei, es zu fangen, allein ein Schuß aus der vordern Seite unſerer Scharten ſtreckte ihn alsbald zu Boden. Jetzt ſetzte das Pferd mit unglaublicher Schnelligkeit die ſteile Felſenwand hinan und verſchwand an dem Abhange derſelben. Und abermals erſcholl ein heulendes Geſchrei, welches die Morgenluft und uns faſt erbeben machte, doch blieben die Urheber deſſelben verſteckt.

Die Sonne erhob ſich jetzt höher und höher, ſtrahlend beleuchtete ſie unſern erſten Sieg und ermuthigte uns zu größeren Thaten. Faſt geblendet wurden unſre Augen durch den ſchneeweißen ausgelauchten Sand, der weit und breit die Küſte bedeckte und worauf ſie in ununterbrochener Aufmerkſamkeit gerichtet waren. Da endlich brachen die Türken in zwei Abtheilungen hinter den beiden Ecken ihres Verſteckes ſchnell hervor und umringten das Haus, in welchem wir uns befanden. Schuß auf Schuß, wohl gezielt, erfolgte von unſerer Seite, und Mann um Mann ſtürzte. Jetzt ſtürmen ſie gegen die ſchwache Thüre, und wir vertheilen uns dahin. Ein Schlag von außen, ſie fliegt auf und unſer mörderiſches Kreuzfeuer empfängt die Eindringenden. Sie ſchießen mit ihren Piſtolen nach uns, doch von dem weißen Sand geblendet und in's Dunkel blickend verfehlen ſie das Ziel; da knallt ein einzelner Schuß und Antonio ſtürzt getroffen nieder. Der Verluſt des Mannes bringt uns zum Angriff und wir ſchlagen mit Kolben auf ſie ein. Die Hirſchfänger und Degen werden gezogen, und während das Gefecht von Einzelnen auf der Thürſchwelle mit kurzen Waffen fortgeſetzt wird, hatten Andere von uns wieder geladen, drangen vor und ſuchten ſich jeder ſeinen Mann aus. Da fangen auch ſie wieder an zu feuern, und Griffoni erhält abermals einen Schuß in den ſchon leicht bleſſirten Arm, doch waren die Eindringlinge bereits aus der Schwelle gewichen.

Die Thüre wird zugeworfen, allein der Riegel war abgebrochen. Von neuem wird und emſig geladen. Bald aber dringen durch die ſchwache Bretterthüre Kugeln auch herein und unſere Feinde greifen wieder an. Da ſtürzt der junge Grieche, der ſich mittlerweile erholt und Antonio's Waffen ergriffen hatte, heldenmüthig auf die vorderſten Eindringenden mit gezücktem Degen los und ſchlägt den erſten Angriff zurück, doch verwundet am Kopfe ſinkt er betäubt zuſammen. Ihm folgt Hanné, aber noch ehe er einen Streich auf die Feinde thun konnte, zerreißt ihm ein Heandſchear die Muskeln des Oberſchenkels und auch er ſtürzt. Jetzt begann abermals das Gewehrfeuer aus den hinteren Theilen unſrer kleinen Feſtung und bald wurde der Eingang frei. Wir drangen durch die Thüre und ſie ergriffen, auf wenige zuſammengeſchmolzen, die Flucht.

Wir verfolgten ſie, und wen unſer Schuß noch erreichen konnte, der war der Unterwelt geweiht. Endlich verſchwanden ſie in großer Eile in die Gebirge, ihre Anzahl war beträchtlich klein geworden. Und nun kehrten wir zurück zu unſern Verwundeten, die in der Hütte mit den beiden Griechen zurückgeblieben waren.

Die Thüre war mit Todten bedeckt, ſie wurden hinaus auf den glühenden Sand geworfen. An der innern Schwelle fanden wir den griechiſchen Heldenjüngling noch betäubt liegen. Der Schlag von einem Gewehre hatte ihn getroffen. Vorſichtig brachten wir ihn nach dem Bretterverſchlag; dann hoben wir Hanné auf, der einen bedeutenden Blutverluſt gehabt, die Bekleidung ſeiner Beine aufgeriſſen und damit den Schnitt einſtweilen verbunden hatte. — Antonio war bereits verſchieden, die türkiſche Kugel hatte nur zu gut getroffen und wir betrauerten den ſo früh Gefallenen.

Ich trug mein Verbindzeug als nachheriger practiſcher Arzt und Docteur-major ſtets bei mir, und es kam jetzt trefflich zu ſtatten. Unſre ſo ruhmvoll vertheidigte Feſtung war in einem Augenblick zum Hospital eingerichtet. Die Griechen ſchleppten in ihren rothen Mützen, die durch den längern Gebrauch inwendig waſſerdicht geworden waren, hinlänglich Waſſer zum Verband herbei. Die Wunden wurden gereinigt, doch zum Verbinden fehlte es an Leinenzeug.

„Jetzt könnten wir,“ meinte Griſſoni, „den Kopfüberwurf meiner Alten gebrauchen, und wenn er eben auch nicht ſehr weißgewaſchen und neu ausſah, ſo ſchien er doch von der feinſten holländiſchen Leinwand zu ſein, und zum Verband eignet ſich ja nur getragene Wäſche.“

Dann erhob er ſich, ging zur Thüre hinaus, riß einigen gefallenen Türken ihre albaneſiſchen Hemden oder Schürzen herunter und brachte ſie mir.

„Haben die Kerle uns bleſſirt, ſo ſollen ſie auch zu unſrer Heilung beitragen. Freue dich, Hanné, du bekommſt jetzt eine türkiſche Hoſe und kannſt dich nachher als Renegaten unter die Türken aufnehmen laſſen.“

„Wenn du Eunuch bei mir werden willſt, ja!“

„Einſtweilen danke ich für dieſe Ehrenſtelle; ſpäter, wenn du dich türkiſch eingerichtet haben wirſt, beſuche ich dich und werde dein Hausfreund.“

„Auch wir,“ riefen Alle zugleich.

Glücklicher Leichtſinn, der bei Tod und Wunden noch ſcherzhaft und ſatyriſch ſein kann, er zeugt von dem wahren Muthe, hat Länder erobert und mancher Bedrückung die Freiheit gebracht.

Der Verband war geendigt, und auch ich that mir nicht wenig darauf zu gut, in der Verlegenheit ein Wohlthäter meiner Kriegscameraden geworden zu ſein.

Die gefallenen Türken waren ihrer Kopfſhawls, Binden und Albaneſer-Hemden losgeworden, welche, zerſetzt und zerſchnitten, ein Schmuck unſerer Verwundeten wurden; ſchade, daß einige wohl angebrachte künſtliche Nähte nur das Fleiſch berührten und vor dem Aufputz nicht wahrgenommen werden konnten. Dieſe Nähte ſind ein Vermächtniß der Tapferkeit und leider oft das einzige Vermögen alter, ausgedienter Soldaten, in denen ſich die untergegangene Sonne ihrer thatenreichen Jugend noch ſpiegelt. Die Natur ſträubt ſich gegen den Stachel, der ſie zuſammenheftet, der Tapferſte greift zum Hoffmann'ſchen Liquor, — aber die Erinnerung daran iſt ein herzſtärkender Balſam.

Unſer aller Blicke fielen jetzt wieder auf den getödteten Freund Antonio, deſſen feine Kleidung das noch immer aus der Bruſtwunde hervorquellende Blut ſtark geröthet hatte. Wem von uns durfte nicht eine Thräne über das Loos des gefallenen Jünglings in das Auge treten? Die Luſt vereinigte, der Scherz begleitete uns, und ſchon in wenig Stunden war Alles dieſes in wehklagende Trauer verwandelt! Der dämmernde Morgen, der Alles wieder zum neuen Leben erweckte, hatte dieſe kaum entſproſſene Blüthe allein mit ſeinem verderblichen Hauche geküßt und ſie aus unſerm friſchgewundenen Strauße der Freundſchaft gewaltſam herausgeriſſen und der Vernichtung geweiht.

Wir weinten aufrichtige Thränen dem Freunde; Griffoni ergriff die lebloſe Hand und preßte ſie ſchmerzlich an ſeine Lippen. Der junge Grieche kniete an dem entſeelten Leichnam und konnte kaum Faſſung über ſich gewinnen. Dann erhob er ſich und ſtand unbewaffnet in unſerer Mitte. Da holte Armann das Doppelgewehr und die Waidtaſche Antonio's herbei, löſ'te das Kuppelgehäng des Waidmeſſers von dem entſeelten Körper, rief den jungen Griechen herbei und hielt eine ergreifende Soldatenrede an ihn indem er ihn mit den Waffen Antonio's bekleidete.

„Wie heißeſt du, junger Mann?" fragte Armann

„Cyrill, von der Inſel Negroponte."

„Cyrill! trage würdig die Waffen deines für dein Befreiung gefallenen Cameraden, der du ihn mit ſeinen ſchönſten Schätzen, die den tapfern Jüngling zum Manne reifen, jetzt beerbeſt, und denke an den Wahlſpruch deiner Altvordern: mit ihnen oder auf ihnen nur aus der Schlacht zurückzukehren. Schließe dich an die Sache deines Vaterlandes an; du haſt dann

Gelegenheit genug, den gefallenen Freund zu rächen und unſern Dank dir zu erwerben.“

Worte und Handlung waren feierlich. Mit über der Bruſt gekreuzten Armen empfing der Jüngling, dem kaum die Flaumen am Kinne ſproßten, die Waffen, küßte ſie einzeln und hob ſie gegen die geöffnete Thüre, durch welche der ſchöne blaue Himmel ſeines Vaterlandes als Zeuge herein- und zuſah, und dankte uns ſtillſchweigend, indem er uns einzeln umarmte.

Die Scene mochte Griffoni wohl ergriffen haben; denn er hatte ſich entfernt und den vor uns liegenden Felſenvorſprung erklettert, auf welchem wir zuerſt die Türken erblickt hatten. Wir eilten theilweiſe nach, um vielleicht eine Gelegenheit zu erſpähen, mit welcher wir zu Waſſer nach Korinth zurückkommen könnten; allein Griffoni ſuchte für unſern gefallenen Waffengefährten ein Plätzchen, wo er von uns zur Erde beſtattet werden könnte. — Nicht weit von dem Felſenvorſprunge, landeinwärts, erhob ſich eine Gruppe junger Platanenbäume, umgeben von abgeriſſenen Felſenmaſſen in vielgeſtaltigen Formen, welche eine Art Schlucht bildeten, in der ſich ein länglicher ebener, von farbigen Mooſen bewachſener Platz befand, worauf die Natur den vom Helikon durch die Lüfte herübergetragenen Samen der dortigen ſtattlichen Bäume hatte fallen und nun hier zu einer neuen Vegetation hervorwachſen laſſen. An ſeine Seite ſchmiegte ſich ein kleines rieſelndes Bächlein, das aus Waldungen und Geſels ſich murmelnd und fröhlich hervordrängte. Sein Waſſer war eiskalt und ſchien von der Höhe des Segara erzählen zu wollen.

Aus den beweglichen Felſenſteinen bildeten wir in dem jungen Haine, da uns das Werkzeug ein Grab zu graben fehlte, eine Art Truhe, umgaben ſie mit Moos, füllten die Seitenöffnungen mit dieſem und kleinerem Geſtein aus, flochten dann eine Bahre aus jungen Stämmen und Reiſern und trugen den Leichnam, auf dieſelbe gelegt, unter Begleitung derjenigen, die zu folgen im Stande waren, nach dieſem Ruheplatz. Das Geleit war ſtill und ernſt und kein Laut hörbar, und nur das Säuſeln der Blätter in der friſchen, grünen Waldung ließ ſich vernehmen. Die Bahre wurde niedergeſetzt; wir falteten die Hände und wünſchten dem Gefallenen eine ſelige Urſtätte. Jetzt wollten wir die Leiche erheben — als ſich unſre Augen unwillkührlich nach der Höhe der Schlucht richteten. Oben ſtand, wie eine ſchon Verklärte, die Alte von Livadoſtro. Noch hatten wir keinen Laut außer ihrem Geſang gehört; jetzt aber erhob ſie ſich wie im prophetiſchen Geiſte, beide Hände gegen Himmel erhebend, und ſprach faſt ſchreiend:

„Sieg oder Tod! — Aus dem Tode ringt ſich „das Leben! Ein neues, blühendes Geſchlecht wird „auf Hellas entſtehen, das ſeine Freiheitsaltäre auf „den Gräbern ihrer für das Vaterland und die heilige „Sache gefallenen Jünglinge errichten wird.“

So ſtand ſie in einer Art Verzückung, und verſchwand dann geräuſchlos vor unſern Augen; wir aber ſtanden in Verwunderung gleich lebloſen Säulen und ſahen noch längere Zeit nach dem Orte hin, wo dies räthſelhafte Weſen uns abermals erſchienen war. Tief im Staube gebückt aber lagen Cyrill und die beiden Griechen auf der Erde, als ſchienen ſie Worte einer andern Welt zu hören. Cyrill heftete noch ſtarr und ſtumm ſeine Augen nach der Gegend hin, wo die Alte geſtanden und nun ſchon längſt verſchwunden war. Wir hoben ihn auf, und er fiel ermattet in unſre Arme. Theilnehmend fragten wir, was ihn ſo bewege?

„Ich habe jene Frau in unſern Bergen auf Negroponte geſehen; ſie iſt die Mutter, jetzt der letzte Zweig einer alten Fürſtenfamilie, die bei uns in großer Verehrung ſtand. Erlaßt mir das Uebrige; ſpäter erzähle ich es euch. Sie ſteht mir nahe, ſehr nahe.“

Abermals wendete der Jüngling ſein Antlitz dahin und trocknete eine Thräne vom feuchten Auge. Wir umringten ihn und boten ihm freundſchaftlich die Hände. Da ermannte er ſich und bat, die Beſtattung der Leiche vor ſich gehen zu laſſen.

Griffoni flocht einen Kranz von Immergrün, welches ſich an dem Felſen emporrankte, und ſetzte ihn dem Todten auf's Haupt; dann legten wir die Leiche in die ſteinerne, enge Kammer und bedeckten ſie mit grünen Reiſern und mit Moos. Ein junges Eichenſtämmchen wurde aus der Erde geriſſen und zu Häupten des Entſeelten in die Erde gepflanzt. Ob es gedeihen, und wann dereinſt der Friede dieſes zerſtörte Land beglückt, dem ſpäten Wanderer die Grabſtätte eines für Hellas gefallenen Jünglings bezeichnen würde, wiſſen wir nicht, denn Keiner von uns hat dieſe Gegend ſeither wieder berührt. Ein Jahr, und die wir jetzt ſo rüſtig zuſammenſtanden, waren bis auf Zwei der Sache Griechenland's geopfert.

Nun ging es zurück, wir hatten dem Freunde das letzte Lebewohl geſagt und überlegten jetzt, wie wir nach Korinth zurückkommen ſollten. Der Weg mußte zu Fuß eingeſchlagen werden, da ſich leider kein Segel ſo weit der Küſte näherte, daß es uns und unſre Winke bemerken konnte, und doch war Hanné wegen der erhaltenen Beinwunde nicht im Stande zu marſchiren. Trennen wollten und durften wir uns nicht, indem wir ja leicht wieder überfallen werden konnten. — Der Morgen war bereits vorgerückt. Die Ueberreſte unſeres geſtrigen Abendmahls wurden herbeigeholt und verzehrt. Die Griechen machten ſich alsdann auf den Weg und erkletterten die Vorſprünge der Felſen, um irgend ein Fahrzeug zu entdecken. Vergebens, ſie ſtiegen ohne Erfolg wieder herab; da blieb nun nichts anderes übrig, als aus jungen Baumſtämmen eine Bahre zu flechten, worauf Hanné von uns abwechſelnd getragen werden konnte, um auf dem Weg zurückzugelangen, auf welchem wir geſtern hieher gekommen waren.

Die Leichname der Türken mußten uns ihre Waffen und was ſich ſonſt Werthvolles an ihnen vorfand, überlaſſen; was aber, mit Ausnahme der Waffen, ſehr unbedeutend war. Die türkiſchen Soldaten tragen nämlich ihr Geldvermögen faſt immer in einer Art ledernen Beutels auf dem eingebogenen Rückgrat, nahe an dem Geſäß, wo es die Leibbinde verdeckt. Wir kannten damals dieſen Gebrauch nicht, doch lernten wir in dem nachherigen Feldzug jenen Ort bald durch die Griechen kennen, und nahmen dann gleichfalls unſere Maßregeln darnach. Die Waffen beſtanden meiſtentheils aus Piſtolen, Handſchearen, Meſſern und türkiſchen Flinten. Hanné wurde nun vorſichtig auf die Bahre gepackt, ſeine Seiten mit den erbeuteten Waffen als Trophäen umgeben; die Leichname der Türken überließen wir dem Zufall und den gefräßigen Adlern, die auf den dortigen Bergen in großer Anzahl niſten und bereits in den hohen Lüften über ihren Beuten herumkreiſ'ten. Nun ſetzte ſich der Zug in Bewegung, voran die beiden Griechen mit dem Jüngling von Negroponte und hinter ihnen Armann mit geladenem Gewehr. Dann folgte die Bahre, von Welf, Schöller, den jungen Kriegern und mir getragen. Den Zug beſchloß Griſſoni, der ſich mit einem türkiſchen Turban geſchmückt hatte und uns hin und wieder Stoff zum Lachen gab, indem er ſich von Zeit zu Zeit dehnte und Hanné mit ſeiner Kopfbedeckung in's Geſicht ſah.

Wir ſchlugen den Weg nach der Platanenwaldung wieder ein, gingen durch das niedere Gebüſch, die geſtern niedergetretenen Zweige dienten uns als Wegweiſer, und erreichten einen zweiten Hügel, wo uns aus der Ferne die Akropolis Korinth mit ihrer Felſenkrone, hell in Sonnenſtrahlen erglänzend, freundlich zuwinkte und als ihre Freunde begrüßte.

Auf einem dieſer anmuthigen Hügel, unter ſchattigen Kaſtanienbäumen gelagert, ruhten wir aus und gönnten unſern Armmuskeln Erholung von dem Tragkrampfe. Die Griechen wußten uns auch hier einen friſchen Quellentrunk zu verſchaffen, der unſre Glieder und Leiber erquickte. Wir waren in der Gegend, wo ehemals die heiligen Quellen von Aganippe und Hippokrene gefloſſen, deren Gewäſſer die Gegend zu der fruchtreichſten machte. Selbſt giftige Schlangen ſollen damals in dieſem Bereiche das Gift verloren haben und unſchädlich geworden ſein. Auch wir genoſſen den kühlenden Trank mit einer gewiſſen Verehrung, obgleich die jetzige Wirkung auf uns weder unſre poetiſchen Adern öffnete, noch Griffoni zu einem Witze begeiſtern wollte, wovon Hanné's faſt gänzliche Erſchöpfung die Schuld tragen mochte.

Der beſchwerliche Marſch wurde fortgeſetzt und wir erreichten in glühender Sonnenhitze die Küſte, die ſich nach der großen Bucht von Livadoſtro hindehnt, während wir immer die jenſeitigen Ufer von Korinth im Auge behielten. Die Bleſſirten fühlten ſich zum Tode ermattet, und klagten über empfindliches Brennen ihrer Wunden; Griffoni aber war ſehr ſtill geworden. Wir wählten den ſchattigſten Ruheplatz an der felſigen Küſte, und wie das Glück die Muthbeſeelten immer begünſtigt, ſo gewahrten wir auch bald ein einmaſtiges

Segel, welches aus dem Hafen von Livadoſtro längs der Küſte hinſegelte und ſich uns zu nähern ſchien. Hoffnung gab uns neue Kräfte und brachte wieder Leben in die abſterbende Geſellſchaft. Ein weißes Tuch wurde an einem jungen abgebrochenen Stamm angebracht, und die Fiſcher gaben bei Annäherung des Fahrzeuges von Zeit zu Zeit Zeichen mit dem wehenden Signal.

Man gewahrte uns und unſer Nothzeichen; das Schiff näherte ſich mehr und mehr dem Ufer.

Bald hörten wir durch ein Sprachrohr:

„Was wollt ihr? — wer ſeid ihr?“

Die Griechen antworteten und das Schiff lenkte alſobald auf uns zu, indem es eine engliſche Flagge aufzog, was uns bemerkbar machte, daß es ein joniſches Fahrzeug war. Doch konnte es des ſeichten Waſſers wegen nicht näher an's Land, und ſomit wurde ein Boot vom hintern Theile in's Waſſer gelaſſen, und dieſes kam an das Ufer heran.

Die Griechen theilten in kurzen Worten unſere Schickſale mit, darauf ging das Boot wieder in See und rapportirte; dann kam es zurück und brachte uns ſämmtlich an Bord des Schiffes. Seid Ihr, verehrte Leſer, durch Zufall jemals aus vergnüglicher Unterhaltung augenblicklich in Seeſturm, dann in unwirthbare Wildniß und in mörderiſches Gefecht geführt worden, und die faſt unerklärliche Erſcheinung einer alten Sybille prophezeit euch dabei Verderben und Tod, um ein neues Geſchlecht erwachſen zu laſſen, dann werdet Ihr die Freude ermeſſen, die uns beſeelte, als unſere Schritte dieſen Bord der Rettung betraten.

Das Schiff wollte durch die kleinen Dardanellen nach den joniſchen Inſeln; allein das Vorgefallene beſtimmte den Führer, uns vorerſt nach dem Hafen von Korinth und dort an's Land zu bringen.

Neugierig und mit einiger reſpectvollen Scheu betrachteten uns die Matroſen, deren das Schiff nur drei zählte, und verdoppelten die Gefälligkeiten gegen unſre Verwundeten. Ruhig durchſchnitt das Fahrzeug das Waſſer, dem der alte Spiegel wieder gegeben war.

Majeſtätiſch, wie eine Weltkrone, leuchteten die Felſen der Feſtung in das weite Land und in den Golf hinein. Die hellglänzenden Kanonen auf ihrer Höhe glichen den Diademen, die dem hohen Beherrſcher des Landes in ſeinen Hauptſchmuck geflochten waren. Die hohen korinthiſchen Säulen, die Ueberbleibſel der großen, altgriechiſchen Epoche, ragten wie erſtarrte Fühlhörner aus dem niedrigen Gehäuſe der Stadt hervor. Die ſumpfigſtehenden Gewäſſer in den umgebenden Feldern leuchteten in ſchillernden Farben wie Salamander, und lagen wie ein mit tauſendfachem Bunt getünchter, durchſichtiger Schleier über die Ebene hingebreitet.

Das Gouvernementshaus, eine Art Schloß in neuerem türkiſchem Geſchmack erbaut, ſtach auf ſeinem anmuthigen Hügel und in dieſem ſeinem modernen Zuſtande nicht unangenehm gegen die altgriechiſchen Ueberreſte ab.

In einer Zeit von zwei Stunden hatten wir die Küſte erreicht und betraten den korinthiſchen Boden mit Jubel, gleichſam jetzt als unſer zweites Heimatland. Das Boot hatte uns ſammt den Bleſſirten an die ſeichten Ufer gebracht, dann wendete ſchnell die Rettungsbarke und ſteuerte nach der Meerenge von Lepanto zu, von unſern dankbaren Grüßen begleitet.

Kaum ſammelten wir uns am Strande, als unſere beiden Fiſcher den Weg nach der Landzunge einzuſchlagen Miene machten und uns zum Abſchied ziemlich kalt begrüßten. Wir redeten ihnen zu, doch mit uns nach der Stadt zu gehen und ſich an die allgemeine Bewaffnung des Vaterlandes anzuſchließen. Umſonſt! — Leichtfüßig eilten ſie auf dem trockenen Meeresſande von dannen und entſchwanden bald unſern Blicken. Sie waren uns trotz ihres furchtſamen und ſcheuen Benehmens lieb geworden. O! daß wir nur arme Krieger waren, auf deren Taſchen das Motto ſtand: „All' mein Eigen trage ich bei mir,“ und dieſes „Eigen“ ſo viel als gar nichts ſagen wollte, wir hätten den beiden, ihres letzten Vermögens beraubten Griechen für den verlornen Kahn ein ſtattliches Fahrzeug ausgerüſtet und ſie reich und glücklich gemacht. Allein unſere mit ihrer Hülfe gepflückten Lorbeeren ſtanden nur durch Anerkennung, nicht durch Bezahlung und Geld im Preiſe: andere Lorbeeren werden mit Geld bezahlt und nicht anerkannt.

Unſere künſtlich aus grünen, jungen Eichenſtämmen und Ruthen in den geheiligten Hainen des Helikon geflochtene Bahre hatten wir mitgenommen. Hanné wurde darauf gelegt, und die nach und nach neugierig herbeigekommenen griechiſchen Soldaten trugen dieſelbe bereitwillig, nachdem die türkiſchen Waffen wieder daran befeſtigt und geordnet worden waren. Sie erhoben ſich auf den beiden Seiten der Bahre als Siegestrophäen aufgepflanzt, und Hanné lag mitten unter ihnen.

Griffoni prangte noch immer als Halbtürke. Zu dem Turban hatte er ſich noch in beſondern Verſchlingungen eine lange türkiſche Binde um Hals und Leib gewickelt, in welcher er ſeinen bleſſirten Arm trug; überdieß hatte er noch den Saracenen-Säbel des türkiſchen Reiters um den Hals gehängt, deſſen Griff ſein Kinn berührte.

Hatte unſere Ausſchiffung am Golf ſchon die Aufmerkſamkeit einiger Einwohner der, eine Stunde weit entfernten Stadt erregt, um ſo mehr füllten ſich jetzt die Mauertrümmer des zerſtörten Serails, als unſer Zug ſich der Feſtung näherte, mit Weibern, Kindern und Soldaten, die den Zug neugierig beſahen. So waren wir bis zu den Abhängen der Stadt gekommen, als mehrere Philhellenen herbeieilten, die ihren bleſſirten Cameraden Hanné mitfortſchaffen halfen und nicht wenig erſtaunt waren, unſere Jagdſchickſale zu vernehmen.

Wir betraten die ſogenannte Mordgaſſe von Korinth, die von dem Serail nach der Stadt führt, ſonſt öde und menſchenleer, jetzt mit Neugierigen angefüllt, denn die ganze Bevölkerung ſtrömte herbei und begleitete mit Kerata⸗*) Geſchrei unſern Zug. Dieſe Gaſſe war eine der beſſeren und breiteren Straßen in Korinth, welche aus der Stadt nach dem unſern den korinthiſchen Feldern gelegenen Serail des Kamill-Beg führte. In dieſer Straße waren bei dem Ueberfall des Serails die meiſten Türken durch die Griechen umgebracht worden, und die Freude darüber hatte der Stätte den Namen gegeben. Sämmtliche ſchöne türkiſche Häuſer darin waren zerſtört, und die Straße führte nur durch Trümmer.

---

*) Κερατα, ſoviel als Hahnrei; die Griechen ſtießen dieſen Ruf bei Angriffen, bei Jubel über gewonnene Siege aus, und wollten damit andeuten, daß die türkiſchen Weiber in ihre Hände gefallen ſeien und ſie nun die Türken zu Hahnrei'n — bei dieſen galt letzteres für die größte Schande — gemacht haben.

Vor dem Quartier Hanné's angelangt, in welches wir den Verwundeten ſchafften, fielen die griechiſchen Soldaten über die erbeuteten türkiſchen Waffen her, ſchwangen ſie drohend in der Luft und ſtießen dabei ein lautes Geſchrei aus.

Aufmerkſamer aber als alles Andere betrachteten die Umſtehenden den am Kopfe verbundenen griechiſchen Jüngling, welcher jetzt ſeine Landsleute begrüßte und ſich mit ihnen unterhielt. Seine Niedergeſchlagenheit und ſein blaſſes Ausſehen, welches ihm unter der braun gebrannten Farbe der Wangen eine Art Mulattenteint verlieh, erregte das höchſte Intereſſe. Die Griechen ſprachen ihm zu, mit ihnen zu gehen, allein er ſchlug es aus und blieb bei uns, indem er ſich faſt ſchüchtern in unſern Kreis hineindrückte.

Nachdem ich Hanné ein ſchickliches Lager bereitet und ſeine Bahre in ſeine Wohnung geſtellt worden, zogen wir Uebrigen in das Frankenquartier, das Lied von Lützow's wilder Jagd anſtimmend, eine Regimentsmuſik, welche wohl mehr begeiſtert, als dreißig Trompeten, die den Deſſauer blaſen. Dort wohnte der größere Theil der zur Rettung herbeigeeilten Philhellenen, und es war dieſes ein Theil der Stadt, welcher auf einer kleinen Anhöhe dicht unter der Feſtung lag.

Das ganze Frankenquartier war in Aufregung. Cyrill ging mit Armann.

In einem Hofe, von vier hohen Mauern gebildet, welche den Platz umgaben, in deſſen einer Ecke eine Art Häuschen ſtand, welches früher einem türkiſchen Sonderling gehört haben ſollte, wurden die Waffen nach Kriegsgebrauch vertheilt; vor Allen aber bekam Cyrill den Säbel des türkiſchen Reiters, den Griffoni ihm überreichte, als Andenken an ſeine Befreiung an der Küſte von Livadoſtro. Wir aber gedachten noch oft und viel der alten Sybille, die uns ſo wunderbar und gleichſam als ein überirdiſches Weſen in den tiefen Wäldern an der livadiſchen Küſte erſchienen war. Die Alte von Livadoſtro ſpannte hinfort unſere Neugierde, von Cyrill bei ſchicklicher Gelegenheit den näheren Zuſammenhang zwiſchen ihr und ſeinem eigenen Geſchicke zu erfahren.

II.

An dem unteren Theile der Stadt Korinth, nach den korinthiſchen Feldern zu, erheben ſich auf einem kleinen Felſenhügel, der mit der Stadt eben ausläuft, die Trümmer des Serails des Kamill-Begs, welcher dort lange regiert hatte. Als Gregorias mit ſeinen Arnauten dieſen Theil mit Krieg überzog, wurde der Pallaſt, der einer der ſchönſten und reichſten an innerer Einrichtung war, faſt von Grund aus zerſtört, indem man in den unterirdiſchen Gewölben die Schätze des Kamill-Begs vermuthete. Doch vergebens war die Zerſtörung, denn dieſe Reichthümer waren einem andern Ort anvertraut worden, wo ihn die gierige Habſucht nicht vermuthete, und wodurch ſie einem ganz anderen Manne zu Theil wurden, der an ihre Auffindung nie gedacht hatte.

Der vordere Theil, nach dem Golf von Korinth zu, war noch ſtückweiſe erhalten, und von hier aus führten durch mehrere vom Rauch und der Flamme geſchwärzte Zimmer, an deren Wänden ſich noch Ueberreſte von Freskomalereien befanden, einige Thüren auf eine Art Altan, von dem aus man eine weite Ausſicht nach Voſtiza und an die Küſten von Livadoſtro hatte. Die Natur mit aller Farbenpracht, welche der wiederkehrende Frühling dem trunkenen Auge in jener Gegend darbietet, entfaltet hier in felſigen, dann wieder hügligten und flachen Thälern am korinthiſchen Golf die reichſte, üppigſte Vegetation, die man nur ſehen kann. Man verliert ſich in dieſer Herrlichkeit der Schöpfung und ſie bietet reichlichen Erſatz für die krummen, ſchmutzigen Straßen von Korinth mit ſeinen kleinen Barracken. Doch wird das Auge müd und wendet man die Blicke nach ſeiner nächſten Umgebung — ſo ſehen aus den ſchwarzen Fenſterpfoſten, an der Seite des Serails hin, wo wir uns befinden, aus den tiefen Höhlungen und Wänden Tod und Verzweiflung heraus, und die Freude, mit der die lachende Natur das Innere berührte, wird zur Trauer. In jenen Trümmern an der öſtlichen Seite des Serails befand ſich noch ein Badegarten für die ehemaligen weiblichen Bewohnerinnen. Obgleich die Wuth der Zerſtörung auch die dort gepflanzten Citronen- und Orangenbäume, ſowie die hohen Cypreſſen, die einen ſchwarzen, melancholiſchen Schatten auf die dunkelgrünen Baumgruppen warfen, nicht geſchont und die Stämme verletzt hatte, ſo grünten und blühten ſie dennoch wieder fort und verbreiteten einen würzigen Geruch über die ganze Gegend. In einzelnen Boskets verſteckt ſtanden die marmornen Badewannen von ovaler Form, in deren ſteinerne Becken das Waſſer von oben herab, mittelſt Waſſerleitungen herabfiel und ſich dort noch mehr abkühlte. Betrat man dieſes geheime Paradies, ſo miſchte ſich in den ſtarken Duft der Orangenblüthen ein durchdringender Geſtank der Fäulniß — und bald ſchreckte man nach dem Eingange zurück, denn unter den blühenden Bäumen ſah man Menſchenkörper, die hier der Verweſung offen Preis gegeben lagen; es waren die letztermordeten türkiſchen Frauen, die ſich vergebens hieher geflüchtet, denn der Mordſtahl erreichte ſie auch hier, wo ſie früher die angenehmſten und üppigſten Stunden verlebt hatten.

Als nun das Serail zerſtört worden und eine Ruine darbot, da entdeckten die Raubvögel vom Parnaß und Helikon und von den hochfelſigen Klippen der Küſte von Livadoſtro den für ſie neugeſchaffenen Aufenthaltsort und kamen in Schaaren herüber aus Klüften und Bergen, durchkrächzten die verwaiſ'ten Räume und nährten ſich von den ehemals ſo blühenden Leibern, die einſt ihre Umgebung zur Bewunderung und glühenden Liebe hingeriſſen hatten. Mehrere Philhellenen mit mir verwahrten ſpäter die durch die Luft und Sonne weißgebleichten Knochen in einer der Badewannen, bedeckten dieſe mit der fetten Gartenerde und beſtatteten ſie endlich ſo zur Ruhe. Nach kurzer Zeit belebte eine neue Vegetation den friſchaufgeworfenen Hügel, denn die ſchönſten Blumen, in den verſchiedenſten Farben üppig und bunt durcheinander glänzend, waren demſelben entſproſſen und nickten uns dankbar zu, vom milden Weſthauch bewegt. Nun erſt wurde jener herrliche Gartenraum zugänglich, und betrat man ſpäter die Anlage, ſo flüſterten in den verdeckten Lauben Verliebte, welche hier abgeſchieden von dem übrigen kriegeriſchen Treiben in Korinth, ſich ſtill zuſammenfanden und vereinigten.

Hier auch war es, wo wir in nächtlicher Dämmerung öfters mit Cyrill zuſammentrafen — und wo wir die würzige Luft eintranken, mit der dieſe ganze Gegend erfüllt war. Wir dachten dann der Vergangenheit und ſuchten gern ein Plätzchen auf dem Altan, von wo aus wir die Ufer von Livadoſtro überblicken konnten. Dort ſprach ich einſt zu Cyrill, als ohngefähr vierzehn Tage nach unſerem früher erzählten Abenteuer verfloſſen waren:

„Du haſt uns verſprochen, deine Lebensgeſchichte und den Zuſammenhang mit der Alten, die uns dort in jenen Gebirgen begegnete, und in wiefern ſie dir nahe ſteht, zu erzählen. Der Abend iſt lau, wir haben die reizendſte Gelegenheit dazu und wollen aufmerkſame Zuhörer deiner Mittheilungen ſein. Magſt du ſie uns nicht länger vorenthalten."

„Meine Lebensgeſchichte," entgegnete er, „iſt nicht ſo kurz als ihr meint und meine Jugend vermuthen läßt, und es iſt nöthig, daß ich euch Alles mittheile, damit ihr ſeht, welch' wunderbare Schickſale mein Jünglingsalter ſchon betroffen haben. Ich erzähle, ſoweit ich komme, und komme ich bis Mitternacht nicht an's Ende, ſo ſehen wir uns morgen wieder hier und ihr hört dann die Fortſetzung."

Wir ſuchten in den inneren Räumen Steine und Trümmerwerk, bildeten Sitze daraus und Cyrill begann wie folgt.

Erſter Abend.

In den unwirthbaren Bergwäldern des Ocha, auf der Inſel Negropont bin ich geboren. Meine Voreltern, früher eine der edelſten Familien Griechenlands, welche bedeutende Beſitzungen an dem Cap Cherroneſi beſaßen und in Valona anſäßig waren, wo noch die Trümmer unſeres Stammhauſes zu finden ſind, flohen, als die Türken unter Mohammed II. den Venetianern die Inſel nebſt 300 Schiffen entriſſen und unſere friedlichen Fluren mit Feuer und Schwert überzogen, in die Gebirge des Ocha oder St. Eliasberges, um den wüthenden Barbaren, die gleich Räubern alles mordeten, plünderten und als Sclaven mit ſich fortführten, zu entgehen. Mit ihnen flohen die ſämmtlichen Edlen des Landes ſammt Familien und Angehörigen — und führten nun auf den Bergen ein Hirtenleben. Bald waren die Ebenen und fruchtreichen Hügel des flachen Landes verheert, unterjocht und entvölkert — doch auf den Bergen, von Schluchten, Wäldern und gefahrvollen Engpäſſen, die leicht zu vertheidigen waren, geſchützt, bildeten ſich nach und nach wieder Gemeinden und Dörfer, die nur von ſelbſtgeſchaffenem Erwerbe lebten. Ziegen-, Schaf- und Viehheerden durchzogen in großer Menge die grasreichen Triften und verbreiteten eine Art Wohlſtand unter den Bergbewohnern, wiewohl dieſe kein Geld unter ſich hatten. Das reizte die raubſüchtigen Unterdrücker und ſie machten mehrmals Anſtalten, dieſe Bergbewohner zu unterjochen; doch vergeblich! Die geflohenen Familien, die durch Flüchtlinge von Tag zu Tag vermehrt worden und deren Zahl zu Ortſchaften angewachſen war — hatten die Engpäſſe und Wälder beſetzt und vertrieben ihre Feinde ſo, daß dieſe für immer der Neigung zu ferneren Angriffen entſagten. Sie zogen ſich an die Küſte und in die Ebene zurück, und ſo blieb in den Theilen dieſes Hochlandes ein freies, unabhängiges Volk, ſich nur von dem ſpärlichen Ertrag des Landbaues und ſeinen Heerden ernährend. Sie errichteten unter ſich ein Armatolen-Capitonat, welches die Vaterlandsliebe der Einwohner und den Keim der Unabhängigkeit bewahrte. —

In einer grünenden Trift des Ocha, umgeben von einer Art wilden Zaunes, lag das ſelbſtgeſchaffene Häuschen meiner Voreltern, welches die Nachfolger erweitert und mit noch andern Nebengebäuden verſehen hatten. Weiter abwärts, an der Seite hinlaufend, zogen ſich Mandel-, Oliven-, Maulbeer- und Feigenbäume hin, eine luſtige, idylliſche Waldung bildend, und dieſes Ganze ſchloſſen rieſige Eichen, Platanen und harzige Kiefern ein, Bäume von vielleicht tauſend Jahren, umwunden mit den ſchönſten Schlingpflanzen, und bildeten ſo gleichſam in erweitertem Kreiſe eine natürliche Mauer, welche vor Ueberfall ſchützen konnte. Um das Häuschen herum lagen die Gartenanlagen und Felder. Alles, was ſich von edleren Bäumen um die Wohnung meines Vaters herumbefand, war von meinen Voreltern und von meinem Vater gepflanzt. Auf dem öſtlichen Vorſprung eines breiten, berasten Felſens, der wie eine Kanzel über die kecken Gipfel der Hochwaldung hervorragte und ſie zu beherrſchen ſtrebte, befanden ſich die Heerden meiner Eltern. Zu dieſer Felſenkrone führten viele von der weidenden Heerde ſelbſtgetretene enge Fußſteige, die ſich durch die niedrigen, ſtruppigen Dorngebüſche wanden, welche den Tribut für die Paſſage ſich reichlich an der Wolle der Schaafe und Ziegen holten, und die wieder von unſern Knechten geſammelt wurde, um ſpäter mit der geſchorenen verarbeitet zu werden. Die Heerde kannte ihre Ruheplätze und die Knechte ſuchten ſie dort auf, um unſre Nahrung zu holen. An der Seite der Felſenkrone befand ſich ein anderer abgedachter Felſen, der eine weite Höhle bildete, zu welcher ein felſiger, enger Weg führte, ebenfalls mit Geſträuch bewachſen — und aus der ſich ein ſchmaler Ausgang herauswand, auf welchem man durch gefahrvolle Felſenſchluchten nach den niedern Gegenden kommen konnte. Dieſer Ausgang konnte mit Felsgeſtein verlegt werden und ſchwerlich hätte Jemand, der durch die Höhle nach den oberen Theilen des Ocha zu gelangen hätte verſuchen wollen, dieſen Schacht gefunden; auch war er nur meinem Vater und einigen Knechten bekannt.

Auf dem Bergrücken hin, nach dem Dirphis und dem Telethios (Plakoruno) bald breit, bald ſo ſchmal, daß man nur mit Lebensgefahr paſſiren konnte, — indem von beiden Seiten die tiefſten Schluchten heraufgähnten, bald ſolche, die ſich durch den Bergrücken quer durchzogen und über welche kleine ſchmale Brücken aus einzelnen Baumſtämmen führten, zog ſich ein ziemlich breiter, bald ſchattiger, bald von der Sonne durchhitzter, bald felſiger und bald raſiger Weg, auf welchem man nach den übrigen Gehöften, Wohnungen und Dörfern gelangen konnte. Der tiefſte Frieden herrſchte in dieſer Gegend. Die Wälder ertönten von einzelnen Geſängen der Hirten und Hirtinnen, und aus dem Buſchwerk hoher blühender Oleander, Myrthen und Lorbeeren tönte die lydiſche Flöte weit hin in die friedliche Landſchaft; euer deutſcher Dichter — hier wendete ſich Cyrill an Armann und mich — deſſen Verſe uns Rhigas überſetzt und zugänglich gemacht, hat Recht wenn er ſagt: „die Freiheit wohnt auf den Bergen, — wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual!“

Abermals war Zeit und Jahr verſtrichen, als der Paſcha von Negropont, der in Chalcis oder vielmehr in der Feſtung Kara-Baba hinter Mauern wohnte, einen Zug von wilden Aſiaten nach den Bergen ſchickte, vielleicht um die Bergvölker in die Ebene herabzulocken, und ſie da zu erſchlagen. Allein ſeine Anſtrengungen waren auch diesmal umſonſt. Die Raubherden ſtiegen an den Niederungen des Polikarno nach den Gebirgen. In einer Schlucht wurden ſie überfallen und faſt alle dem Styx geweiht. Die Völker der Berge von Negropont blieben ein freies, ſelbſtſtändiges Volk, bis ſie der Ruf der Freiheit weckte, der durch ganz Griechenland ertönte, und bis ein ſpäteres Geſchlecht Rache an den Tyrannen nehmen konnte, die ihre Väter erſchlagen.

Um nicht verweichlicht zu werden und ſtets zum Kriege gerüſtet zu ſein, errichteten ſie eine Art Armada, welche ſich in den Waffen übte und zu welcher ſich die Knaben und Jünglinge der Bewohnerſchaft drängten. Dadurch wurde der kriegeriſche Geiſt bei ihnen erhalten und der Gedanke einer Unterjochung unerträglich.

Auf den Bergen und höheren Felſen waren Zeichen aufgerichtet, welche die drohenden Gefahren, die ſie durch Kundſchafter erfuhren, anzeigten, oder die Gemeinden zuſammen beriefen. Dieſe Gemeindeverſammlungen fanden ſtatt auf einer dicht unter dem mittleren Gebirgsſtocke des Dirphis gelegenen Matte, welche mehrere weitäſtige uralte Platanen umgaben, die allen Stürmen, welche über den Haupt-Gipfel des Dirphis gefahren waren, Jahrhunderte hindurch Trotz geboten hatten. Sie bildeten gleichſam einen Hain, der die ſengende Sonne von dem grünen Platze abhielt, und hüteten unter ihren Laubkronen eine heilige Stille, wie die einſt war in den Hainen der Götter. Die Quellen rauſchten wie unterirdiſche Gewäſſer aus dem Felſen auf allen Seiten hervor und verbreiteten oben eine wohlthätige Kühle; dann verſickerten ſie wieder in dem Geſtein und nahmen weiterhin andere verborgene Waſſer auf und ſtürzten ſich neuangeſchwollen, gleich einem reißenden Waldſtrom in die Marmorbrüche von Stara und von hier in den Euripas. An dem Ende gegen Oſten hin ſtand in dieſem Hain ein Altar, hinter dieſem ein Kreuz aus grüngeſtreiftem Marmor, aus den Brüchen von Karyſtos, welches nahe bei dem alterthümlichen Tempel, der ſich auf der Spitze des St. Eliasberges befindet und für eines der älteſten Denkmäler der glorreichen Zeit Griechenlands gehalten wird — gefunden und wahrſcheinlich von ſpäteren Nachkommen hieher gebracht worden war, den Tempel in eine chriſtliche Capelle umzuwandeln. Dieſes Kreuz mit ſtets friſchen Waldblumen zu ſchmücken, ward als eine Pflicht der weiblichen Jugend unſrer Bevölkerung angeſehen; niemals fehlte dieſe Bekränzung — und es ſchien als erhielte dieſe Gewohnheit den chriſtlichen Sinn in den engern Familienverhältniſſen. Auch die Religionsübungen wurden dort lange gehalten, bis mehrere kleine Kirchen in dieſer und jener Gemeinde entſtanden; doch die, für die Kolonie nöthigen allgemeinen Berathungen, fanden bis auf die jüngſten Tage dort ſtatt.

Selten betrat außer der Zeit ein Einwohner dieſe Stätte, und es ging die Sage, daß, als unſere Vorfahren gleich dem gehetzten Wilde, vor der Wuth ihrer Unterdrücker ſich zu ſchützen hier angekommen waren, ihnen eine Seherin erſchienen ſei, die ihnen dieſe Gegend zum Wohnſitz angewieſen und von hier aus dem ſchlechte von Negropont und durch dieſes ſo die Freiheit für ganz Hellas verſprochen habe.

Säuſelte der Wind durch die hohen, breiten Silberpappeln, die aus dem Knauſe des Felſens keck emporgewachſen waren, — dann lauſchten wir, die Jugend, die wilden Spiele verſtummten und wurden zu frommen Gebeten, ſtill und furchtſam ſchlichen wir davon und glaubten die milde Stimme der Prophetin zu vernehmen. Doch ſtürmte der wilde Föhn im raſenden Sturme vom Meere herauf als eine Windsbraut durch die Wälder und Schluchten und riß an den hohen Cypreſſen und ſchüttelte in den Palmbaumblättern und bog die ſchlanken Stämme und ihre Gipfel zur Erde herunter und drohte den Hain zu entwurzeln, dann flohen wir, wie ſcheues Rehwild aus dem Bereiche und ſuchten Schutz in den Hütten, um der Erzürnten nicht zu begegnen. Doch wie in einer ehernen Mauer ſtand der Altar und das Kreuz, welches ihn beſchützte, und Ruhe und Friede kehrte bald in die geheiligte Gegend zurück.

Noch öfters erzählten uns Greiſe und Mütter, daß von Zeit zu Zeit, wenn etwas Wichtiges an den Küſten vorgehe, oder überhaupt dem Vaterland irgend eine neue Gefahr drohe, ſich eine hohe, hehre Frau in dem heiligen Hain ſehen laſſe, — ſich andachtsvoll vor dem Altar und vor dem Bilde des Welterlöſers niederwerfe und inbrünſtig bete, dann aber, gleich einem ätheriſchen Weſen nach Oſten hin verſchwinde. — Viele wollten in dem über den Hain hinkräuſelnden Winde, der jedesmal nach ihrem Verſchwinden eintrat, die Worte gehört haben: Erwache! erwache o Hellas! — bald iſt dein Schickſal erfüllt! — Nicht ſobald verbreitete ſich in den Gemeinden die Nachricht von ihrem Erſcheinen, als die Kunde von Mund zu Munde ging. Die Aelteſten und Vorſteher der Armatola wurden durch die bekannten Zeichen zuſammenberufen und verſtändigten ſich in langer Berathung, ſuchten dann die äußerſten und höchſten Klippen der Felſen in der Gegend auf, von wo aus das ganze egäiſche Meer zu überſehen war und lenkten ihre Augen nach den bekannten Signalen.

So verfloß meine erſte Jugend. Ich war zwölf Jahre alt geworden. Mein Vater ertheilte mir Unterricht, meine Mutterſprache, die ſich rein wie die der Urväter unter unſern Bewohnern erhalten hatte, ſchreiben zu lernen. Auch machte er mich mit der geographiſchen Lage meines Vaterlandes bekannt. Er zeigte mir in weiter Ferne hin Attica, Livadien, den Peloponnes, Theſſalien und Epirus, und wußte mir von jedem kleinen Lande Heldenthaten der Vorfahren zu erzählen. Die Inſeln des Archipels lagen wie Zauberländer vor meinen Blicken — und ich ergetzte mich an den Nebelgeſtalten, die ſie am frühen Morgen umkreiſten und die meine Kindheit mit reizenden Phantaſiegemälden erfüllten. Ich dachte mir dieſe Inſeln, die mir mein Vater auch als zu meinem großen Vaterland gehörend ſchilderte, als außerirdiſche Räume für andere Geſchöpfe als wir ſelbſt waren, beſtimmt. Stieg nun endlich der mit ſtrahlender Pracht aufſchwebende Feuerkörper aus dem Horizonte des Oceans auf und jagte die Nebelgeſtalten auf der glatten Fläche des Meeres hin; dann ergriff mich unendliche Sehnſucht nach jenen ſchwarz aus der Waſſerfläche hervorragenden Bezirken und nach ihren dunkelgrünen Hainen. Würzig-duftende Lüftchen umſpielten meine Stirne und ſie kamen von den dunkelgrünen Eilanden, die mir wie ein Feenland ſchienen, worin ich mir die alten Göttinnen Griechenlands dachte, wie ſie aus dem Olymp auf die Erde herabgeſtiegen und dort in ſchwellenden Orangenhainen die himmliſchen Reigen führten. — Eine fromm-kindliche Wonne umgab mich, und ich ſtand mit verklärtem Auge, nach jener Gegend gerichtet und feierte unbewußt, doch ahnungsvoll die Herrlichkeit der Schöpfung, welche ſich über dieſes Eden ausgegoſſen — es war die erſte harmoniſche Saite, welche meinen Glauben an das Daſein eines mächtigen Geiſtes aus bewegtem Herzen in Lobgeſänge austönen ließ. Dieſe Saite tönte mächtig in mir und hob mich hoch empor in dem Gedanken, daß ich dem Weſen einſt ähnlich zu werden ſtreben ſollte. Ja, es war dies eine der Ahnungen, die uns die Erde lieb machen und durch ſie hier ſchon den Himmel durchblicken laſſen.

Doch warum unterhalte ich Euch von meinen kindiſchen Träumen, griff doch das Schickſal ſo gewaltig in mein junges Leben ein, daß jene Glanzbilder auf den Bergeshöhen meines Vaterlandes bald durch die Grauſamkeit der Menſchen, die ich erfahren ſollte, in ein troſtloſes Nichts zerrannen und mir nichts übrig ließen, als über das ſtille Heimathglück eine Thräne im Auge zu zerdrücken, die aus meinem wunden Herzen heraufgeſtiegen. —

Ich bemerkte, daß ſeit einiger Zeit öfters zu meinen Eltern Männer, die ich noch nie geſehen, kamen und mit ihnen verkehrten; Briefe brachten oder mündliche Aufträge beſorgten, die dann gewöhnlich in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt blieben. Ich kannte ſo ziemlich alle Leute auf unſeren Bergen und hatte als munterer Knabe öfters viele Stunden in den tiefen Waldungen, durch Felſen und Klippen dringend, zurückgelegt; hatte andere Leute angetroffen und erzählte bei meiner Rückkehr meinem Vater, wen und was ich geſehen. Mein Vater umarmte mich dann zärtlich, doch ſprach er und wiederholte mir immer wieder nach ſolchen Excurſionen, mich nicht verſuchen zu laſſen, weiterabwärts in die Thäler zu ſteigen, denn nimmer würde ich dann zurückkehren können, indem dort ein Geſchlecht hauſe, welches den Bergbewohnern den Tod geſchworen habe. Er ſah mich dabei mit ernſten und feſten Blicken an und ſchärfte mir dieſen Befehl mehrmals ſtrenge ein.

Ich hatte eine Schweſter Anaſtaſia, vier Jahre jünger als ich, ein kleines wildes Mädchen, die mich troß des Unterſchiedes, der zwiſchen ihrem und meinem Alter lag, faſt beherrſchte. Ihre Befehle, wenn ſie etwas von mir erlangen wollte, waren ſo beſtimmt, daß ich faſt nie widerſprechen durfte und konnte. .Sie war in der elterlichen Hütte meine einzige Geſellſchaft, und wir durchſtrichen die Gehölze, kletterten auf Felſenvorſprünge und ergetzten uns dann an den in der Ferne ſegelnden Fahrzeugen, die aus unſrer Nähe groß und ſtattlich wie rieſige Raubvögel dahin flogen und in der Ferne als kleine Punkte verſchwanden. Dann begegneten ſich unſre beiderſeitigen Wünſche, doch einmal auf dem Waſſer mit jenen Schiffen zu fahren, jene Küſten zu betreten, jene dunkle Haine zu ſehen und in ihnen zu ruhen. — Es war an einem Morgen, die Sonne ſenkte ihre glühenden Strahlen ſchon heiß auf unſere Scheitel, als wir von einem der Felſenvorſprünge uns in den dichteren Wald zogen, um Schatten zu ſuchen. Obgleich wir der Gegend genau kundig waren, mußten wir uns wundern, als wir an einer uns wohlbekannten Trift, wo unſere Heerde weidete, einen dunklen Laubgang und einen friſch betretenen Weg entdeckten, den wir noch nie bemerkt hatten. Dieſer Weg ſenkte ſich abwärts und obwohl der Mahnung meines Vaters gedenkend, nicht tiefer in die unter uns liegenden Thäler zu klettern, vermochte mich dennoch Anaſtaſia, auf dem ſchattigen hochbelaubten Wege fortzuwandern. Immer tieferes Dunkel umgab uns, und als ich meiner Schweſter Vorſtellungen machte und das Gebot meines Vaters abermals in Erinnerung brachte, indem der Weg ſich immer noch abſenkte, lachte ſie mich aus und lief gleichſam beherzter und als leitender Bote mir voraus und den Berg hinunter. Ich folgte in langſamern Schritten. Da hörte ich einen ſchreienden Ruf: Cyrill! Cyrill! und tödtlicher Schreck machte das Blut mir in den Adern erſtarren. — Die Angſt ergriff mich — ich lief nach dem Orte des Rufs — und ſah meine Schweſter auf der hohen Spitze eines alten verfallenen Thurmes, welcher ſich gleich einer Säule auf einer Felſenwand erhob. Ihn umgaben alte Gemäuer, welche mit einer üppigen Vegetation von Schlingkräutern, Oleandern, Myrthen und prachtvollen Heideroſen umgeben waren. Jauchzend rief mir meine Schweſter entgegen: Hieher! Hieher Cyrill! ach, wie ſchön! — dabei klatſchte ſie in die Händchen und rief wiederholt meinen Namen. Ich wand mich durch die Geſträuche, erreichte den Thurm und eine faſt zerfallene Treppe, die indeſſen hin und wieder mit unterlegten Steinen ausgebeſſert war, und ſtand bald an der Seite meiner Schweſter, die mich vor Freude umarmte.

Ein anderes Land that ſich jetzt vor unſern Blicken auf. Eine Menge Inſeln mit vielen ſchönen Häuſern, Schlöſſern und grünenden Gärten, mit Laubgewinden von Weinſtöcken — mit Caſtellen auf den höchſten Gipfeln der Berge ſtellte ſich in unendlicher Pracht unſern Augen dar. Das, was mir mein Vater über die vielen andern Theile meines Vaterlandes erzählt hatte und welche meine jugendlichen Träume als Länder ausgebildet hatten, ſie lagen jetzt in Wirklichkeit vor mir und mein Auge konnte nicht genug ſehen und bewundern. Wir ſetzten uns nieder und verſanken in den Anblick dieſer Herrlichkeit. Nachdem unſre trunknen Blicke in die unendlichſte Weite hinausgeſchweift hatten und immer wieder einzelne Punkte von Inſeln aufgetaucht waren, fielen ſie zuletzt auch auf die nächſte Umgebung. Unter uns breitete ſich eine weite, grüne Ebene mit Saatfeldern und Weingärten aus. Heerden weideten an den wonnigen Höhen und an den ſteilen Abhängen rechts und links. Große Häuſer und Dörfer lagen in einzelnen Parthien zerſtreut, und ein kleines dicht unter uns. Menſchen in zierlicher, reicher Pracht mit glänzenden Waffen — ritten und gingen durch die Straßen; — die Abhänge der niederen Berge waren mit Oelbäumen bedeckt. Aus den Dörfern ſelbſt ragte der ernſte, bedeutungsvolle, zum Himmel aufſtrebende, ſchwarze Cypreſſenbaum. Mandelbäume mit rothen Blüthen ſchmückten die Gärten und die niedlichen Häuſer, und der groteske Palmenbaum mit ſeinen rothen glänzenden Früchten, mit ſeinen ſchwertähnlichen Blättern, beherrſchte in majeſtätiſcher Pracht die einſamern Gegenden dieſes herrlichen Landſtrichs. An der Spitze des Meeres, an einem Cap lag eine große Maſſe Häuſer, welche ſich an einem Hügel terraſſenartig hinanzogen, und auf dieſem ein großes Caſtell, von welchem uns die metallenen Mordgeſchütze entgegenleuchteten, deren Glanz in der Sonne ſpielte. Die Erinnerung aus des Vaters Unterrichte führte mir Karyſto vor. Dieſe Stadt war es und ich konnte jetzt ordentlich böſe werden, daß mein Vater mir dieſe Herrlichkeiten nicht ſchon früher gezeigt hatte.

Stunden hatten wir auf dieſer Höhe verweilt und noch immer konnten wir uns nicht trennen, als meine Schweſter ſelbſt zur Rückkehr mahnte. Wir erreichten die Gemäuer und wollten eben aus dem letzten Geſtrüpp uns losmachen, als mit einemmale wie mit einem Zauberſchlage eine bejahrte, hohe Frau — in der Tracht einer alten Griechin, vor uns ſtand und uns freundlich winkte, ihr zu folgen.

Meine Schweſter verkroch ſich zitternd hinter mich, allein das gutmüthige, freundliche Geſicht der Alten — der nämlichen, welche wir an der Küſte unter dem Namen der Alten von Livadoſtro kennen gelernt, — gab mir Muth und ich zog meine Schweſter mit nach. Sie ſchlug den Weg, den wir gekommen, ein, allein bald bog ſie einige Zweige auseinander, und nachdem wir ein Paar wilde Gebüſche durchkrochen, fanden wir einen faſt nicht betretenen Weg, den wir der Alten folgend einſchlugen. Meine Schweſter hinderte mich am Vorwärtsgehen, indem ſie mich von Zeit zu Zeit am Kleide hielt und mir durch Mienen bedeutete, den Weg zurückzumachen. Doch mich zog eine wunderbare Macht der Alten nach. Immer höher ſtiegen wir, bald hörte die Waldung weiterhin auf und durch enge Felſenſchluchten ging es, in welchen die Alte mit Wohlwollen ſich umſah und uns im Klettern und Steigen unterſtützte. Jetzt erreichten wir einen freien Platz, weit erhaben über dem Punkte, von welchem wir herkamen. In der Mitte dieſes Platzes ſtand ein hohes Kreuz, dem ähnlich, welches wir in unſerm Haine hatten. Die Ausſicht war faſt die nämliche, die wir ſchon vom Thurme herab genoſſen, nur war ein Theil der Ebene unter uns und Karyſto durch die vorſpringenden waldbedeckten Felſen unſern Augen verborgen. Auf der hinteren Seite dieſes Plateau's erhob ſich eine ſenkrechte Felſenwand, gleichſam als wäre ſie aufgemauert, an deren unterem Theile ein von niedrigem Buſchwerk verdeckter Eingang ſichtbar war.

Nachdem wir das Plateau erreicht hatten, ſtand die Alte ſtill und machte uns mit weicher Stimme auf das vor uns liegende Land aufmerkſam: „Das ſchöne Land, welches in bunten Gruppen ſich euern Blicken zeigt,“ ſprach ſie, „iſt euer Vaterland — jetzt durch eine, uns feindliche Macht unterjocht und in Schande begraben.“ Dabei ſah ſie mich beſonders liebevoll an und deutete nach der Gegend von Attika hin, wo die Tempelruinen alter Vorzeit aus dem Cap de Colonnes majeſtätiſch ſich erhoben. „Wirſt du, mein Cyrill, einſtens, wenn dich dein bedrängtes Vaterland ruft, gleichgültig gegen ſeine geſchlagenen Wunden bleiben? — Erhebe deine Augen und präge dir es tief in dein Gemüth: daß ein griechiſches Herz nur für die Befreiung ſeines Vaterlandes ſchlagen darf — daß es ihm alles ſchuldig iſt, bis die Sclavenketten abgeſchüttelt und die freie Nation von Hellas wieder in die Rechte ihrer Vorfahren und anderer freien Völker Europas eintreten kann. Unſere Tempel ſind entheiligt, die Barbaren ſetzen ihre Füße auf den Nacken des verblutenden Volkes — um es unter ſeiner Schmach aushauchen zu laſſen. Stähle dich ſchon als Knabe, und bleibe als Jüngling und Mann dem inneren Rufe, dein Vaterland dem Verderben zu entreißen, getreu; ich werde dir ſtets treu zur Seite ſtehen, um dich vor Gefahren zu ſchützen.“

Ich verſtand von allem Dem ſehr wenig, doch die große hehre Frau — ihre Würde und ihr prophetiſches Anſehen hatten tiefen Ernſt bei mir erzeugt und ich fühlte mich zu ihr hingezogen. Mittlerweile hatte ſie ſich auf einen, an der hinteren Felſenwand anlehnenden Stein geſetzt und ſah wie verklärt in die weite Gegend hinaus und murmelte in ſich hinein, gleichſam als betete ſie im Stillen. Wir aber ſtanden und beſahen abermals die weiten Gegenden, die ſich vor uns ausbreiteten, als meine Schweſter ſich ängſtlich an mich anſchmiegte und mich an das Zurückgehen nach unſerer Elternhütte erinnerte.

Jetzt erhob ſich die Alte, faßte uns an der Hand und zog uns nach jenem Eingang im Felſen. Ein ſchmaler, niedriger Weg wand ſich durch das Geklüft; nur hie und da fiel von Zeit zu Zeit ein ſpärlicher Lichtſtrahl in den Höhlengang und dieſer ließ mich bemerken, daß der Weg ſehr betreten war und abwärts führte. Dann aber erweiterte ſich mit einemmale das Geſtein und eine bedeutend geräumige Höhle zeigte ſich unſeren Blicken, welche von der uns entgegengeſetzten Seite her ihr Licht erhielt und hell erleuchtet war. Nach vorne hin war dieſelbe nämlich geöffnet und der heitere Tag ſchien durch grün belaubte Bäume aller Arten, welche theilweiſe die große Oeffnung mit ihren

Zweigen verheimlichten und ſmaragdgrünen Abglanz auf die inneren Wände dieſes Aufenthaltes warfen. Es flimmerte mir ordentlich vor den Augen. An den Wänden hin waren Fahnen aller Arten aufgeſteckt — alte und neue. Nach vorne hin, auf der rechten Seite, bemerkte ich eine dreifarbige mit einem großen blauen Kreuz darinnen, auf welcher in altgriechiſcher Sprache die Worte zu leſen waren: „Mit dieſer werden wir ſiegen! Es lebe die Freiheit.“ Ihr gegenüber aber war eine einfarbig blaue Fahne zu ſehen, wieder mit einem Kreuz in der einen Ecke, auf welchem ſtand: „Freiheit oder Tod!“ — Faſt der ganze Raum war mit Waffen aller Gattungen angefüllt. Ich konnte nicht genug ſchauen und mich umſehen — ein heiliger Schauer durchbebte mein Knabenherz, meine Schweſter aber jauchzte auf und griff nach dieſer und jener Waffe, ſie näher zu betrachten.

„Siehſt du, mein Sohn!“ begann die Frau — nachdem ſie mich am Arme zu dem vorderen Ausgange geführt, durch welchen ich eine andere, mir bereits bekannte Seite der Inſel und das Meer mit einigen Inſeln in demſelben bemerkte, „von hier aus wird die Sonne der Freiheit für dein armes, unglückliches Vaterland aufgehen.“ —

Unter uns ſah ich dichte, undurchdringliche Waldungen, welche ſich bis an's Meer erſtreckten. Die Gegend war furchtbar wild und kein Sonnenſtrahl vermochte das ſchwarzgrüne Dunkel dieſer Wälder zu durchdringen. Ich konnte mich nicht ſatt ſehen und eine ängſtliche Ahnung, die bald mit Muth und Begeiſterung wechſelte, durchzitterte mein ganzes Seyn. — Eine große Zukunft ſchien ſich meinen Ahnungen aufthun zu wollen: ich wünſchte etwas zu ſein und doch konnte und wollte es mir nicht recht klar werden in der geängſtigten Seele.

Jetzt führte uns die hehre Frau aus dem Raum, und nachdem wir den nämlichen Weg zurückgegangen, ſchlug ſie mit einemmale einen von uns nicht bemerkten Seitenweg ein, der noch dunkler als der erſte war. Doch es dauerte nicht lange, ſo zog er ſich aufwärts, erhellte ſich nach und nach und wir befanden uns bald auf einem erhöhten anmuthigen Platze, auf dem eine kleine Hütte ſichtbar war, die ſich wieder an eine Felſenwand lehnte, die ſie vor Sturm ſicherte. Von hier aus war faſt die ganze Inſel zu überſehen und jetzt bemerkte ich erſt, wie groß das Land war, welches wir bewohnten. Einzelne Felſenmaſſen ſahen aus den hohen Waldungen heraus; dann dachte ſich die bergige Gegend ab und es ſchien, als ſchlöſſe ſich das gerundete Ende an ein fernes Land mit ſchwarzen Bergen an. Nur ein glänzender Waſſerſtreifen, der da und dort das feſte Land theilte, blitzte ſtellenweiſe aus den Erdſtrichen auf. An dem Häuschen aber war über der Thür ein altes, verwittertes Wappen ſichtbar, welches Zeit und Stürme unkenntlich gemacht hatten.

Die Frau ging in die Hütte, kam bald zurück und brachte uns Feigen und Datteln und beſchenkte uns mit kleinen Kreuzchen; dann ermahnte ſie: „Ihr müßt nun zu euern Eltern zurück, die in Angſt und Sorge um euch ſein werden.“ Hier fing meine Schweſter zu weinen an und verlangte ungeſtüm nach der Mutter. „So kommt denn!“ rief ſie, und nun führte ſie uns auf unbekannten Wegen den Berg abwärts; bald hatten wir einen betretenen Pfad erreicht: „Hier geht ihr fort, und dieſer Weg wird euch an die Hütte eurer Eltern führen.“ Dann umarmte ſie uns beide und wir liefen nun den bergabführenden Weg, der uns bald auf einen ebener fortlaufenden brachte, fort, als wenn wir verfolgt würden und erreichten bald unſre Beſitzung, auf welcher Alles in Bewegung war, um uns aufzuſuchen.

Mit Vorwürfen empfing uns der Vater, die Mutter hob haſtig meine Schweſter auf und ſchloß ſie in die Arme — froh, ſie wieder zu beſitzen. Aufmerkſam hörte der Vater unſere kleinen Reiſeabenteuer mit an, ſchien indeſſen nicht verwundert über das Geſchehene und fügte an unſere Erzählung die an mich gerichteten Worte: „Denke immer, wenn einſt das Vaterland dein begehrt, an die Reden der hohen Frau, die wie ein Schutzgeiſt über unſer unglückliches Vaterland wacht und die du einſt noch beſſer kennen lernen wirſt!“

Alles dieſes waren mir Räthſel; doch machen ſolche Reden Eindruck auf einen Knaben, der etwas in ſich fühlt und von Einbildungen aller Art heimgeſucht iſt. Ich ſelbſt fühlte mich jetzt wichtiger, als ich war und mir erklären konnte.

Seit meinem Abenteuer mit der Frau in dem höheren Gebirge bemerkte ich öfters einen fremden Mann bei meinem Vater, der von einem entfernteren Ort hieher zu kommen ſchien und mit dem mein Vater die entlegenſten Plätzchen aufſuchte und ſich mit ihm lebhaft unterhielt. Der Mann trug in ſeiner Leibbinde eine Art langen Dolch und ſeine Kleidung war von der meines Vaters etwas verſchieden. Sein Ausſehen war kriegeriſch, ſeine Figur lang und ſeine Gliedmaßen beträchtlich ſtärker als die der Bewohner auf unſerem Gebirge.

Nach langer Unterhaltung mit meinem Vater, von der auch meine Mutter ausgeſchloſſen war, trat der Mann immer in das Haus; es wurden Milch und Früchte aufgetragen und wenn dann die Sonne am Horizonte ſich neigte, brach er auf und nahm den Weg, auf dem wir von unſerer Fahrt hergekommen waren.

Des Gaſtes wurde dann nicht mehr in unſerer Familie erwähnt, — bis er nach längerer Zeit abermals erſchien und die nämlichen heimlichen Plätze aufgeſucht wurden. Es war dies im Jahre 1817 — ich war ſechszehn Jahre alt geworden und noch hatte ich weiter nichts getrieben als Schreiben und Geographie, welche letztere für mich immer ein Räthſel blieb. Dabei hatte ich meinem Vater in den kleinen Pflanzungen geholfen und war in der freien Bergluft rüſtig und ſtark geworden. Da erſchien abermals der lange Mann mit einer langen Flinte über die Schultern, mehreren Piſtolen im Gürtel und anders gekleidet als vorher. Sein Anſehen mußte das eines Kriegers ſein, welches ich mir ſchon längſt in meinen Knabenphantaſien ausgebildet hatte. Seine Haltung war ernſter denn je, und meine Neugierde verfolgte ihn überall. Nachdem er mit meinem Vater geſprochen, rief mich dieſer herbei und ſagte:

„Lieber Cyrill! Du haſt nun das ſechszehnte Jahr erreicht, — Zeit iſt es, daß du andere Menſchen, andere Länder kennen lernſt. Auf dieſen Bergen wirſt und ſollſt du nicht als Nomade ſterben, deßhalb iſt es nöthig, daß du den ſtillen Wohnſitz verlaſſeſt und dieſem Manne, meinem treuſten Freunde, folgeſt. Er wird Sorge tragen, daß du in die Hauptſtadt des türkiſchen Reichs gelangſt, dort nimmt dich ein alter Bekannter von uns auf. Er iſt Handelsmann und wird Alles thun, dich für die Welt und für ein Geſchäft auszubilden. Benutze die Zeit dort, dir Kenntniſſe aller Art zu erwerben: doch verliere nie dein Vaterland, für das du einſtens Blut und Leben zu opfern bereit ſein mußt, aus den Augen."

Die Nachricht, daß ich die Berge verlaſſen, Länder, die ich ſeit meiner Kindheit in der Ferne geſehen und als unerreichbar mit inniger Sehnſucht betrachtet hatte, jetzt bereiſen ſollte, erregte lebhafte Freude in mir; ich umarmte meinen Vater auf das zärtlichſte und fragte ungeſtüm, wann ich reiſen könne.

„Noch in dieſer Nacht. Dein Führer hier wird dich auf ein ſicheres Schiff bringen, welches dich nach Conſtantinopel überführt." Dann ging er ſogleich in das Haus und ſchrieb einige Briefe, während der mir vorgeſtellte Führer ſich mit mir unterhielt. Allein ich konnte ſeine Sprache kaum verſtehen, indem dieſelbe von unſerer bedeutend abwich.

In erwartungsvoller Unruhe verging der Tag. Meine Mutter ſchloß mich von Zeit zu Zeit in ihre Arme und weinte heiße Thränen. Ein kleines Bündelchen mit Wäſche lag auf dem Tiſche, und mein Vater war beſchäftigt noch Papiere zu ordnen. Ich aber fühlte den Trennungsſchmerz meiner armen Mutter, die ich ſeit jener Zeit niemals wieder ſah, nicht; mich beſchäftigte die Zukunft mit ihren angenehmſten Geſtalten. Mein Geiſt war ſchon da, wohin zu gelangen meine jugendliche Phantaſie lange geträumt hatte.

Die von mir erſehnte Nacht brach endlich herein. „Jetzt iſt es Zeit," ſprach mein Führer, indem er den weißen Mantel, die Flinte umwarf und ſeine Piſtolen in den Gürtel ſteckte, und nun erſt fühlte ich, wie ſchwer mir die Trennung von Vater und Mutter und der geliebten Schweſter war.

Mit den Worten: „Behalte dein Vaterland ſtets im Auge!" — nahm mein Vater nochmals Abſchied von mir; meine Mutter hatte nur Thränen und keine Worte. Wir verließen die Hütte und betraten den Weg, der nach der Wohnung der hohen Frau führte. Kreuz und quer führte mich mein Begleiter, endlich hielten wir an dem Platze, wo die Hütte der Alten ſtand. Sie ſelbſt ſaß auf dem bekannten Stein und ſchien Gebete zum Himmel zu ſchicken, als ſie, durch unſere Tritte aufmerkſam gemacht, ſich erhob und uns entgegen kam.

„Sei gegrüßt, mein Sohn!“ ſprach ſie feierlich zu mir. „Bei dieſen Sternen, welche den Pfad jetzt beleuchten, auf dem du nun deiner Beſtimmung entgegen gehſt, ſchwöre mir, ſtets deiner Religion und den geheiligten Sitten des Vaterlandes treu zu bleiben. Schwöre, den letzten Blutstropfen, wenn einſt dein Vaterland ruft, für die Vertheidigung deines Glaubens und deiner Heimat zu vergießen. Schwöre, mit deinen Brüdern für die Freiheit Griechenlands zu ſterben, ſelbſt wenn ein martervoller Tod dein Leben enden ſollte. Schwöre, wenn einſtens dein Vaterland dich ruft, nicht hinter dich zu blicken, ehe du die Feinde Hellas' und des Chriſtenthums in die Flucht geſchlagen und vertilgt haſt.“

Ich gelobte Alles, ohne noch zu ahnen, was in dem Schooße der Zukunft verborgen lag; doch hatte mich die feierliche Stimmung und die Rede der Alten tief ergriffen, ich ſchlug in ihre Hand ein und benetzte dieſe mit Thränen. Dann ging ſie in das Haus, holte eine Art Pergament heraus und übergab es meinem Führer.

Auf den ſteilſten Wegen, durch lange, enge

Schluchten, in die kein Licht des Mondes noch der Sterne drang, kamen oder vielmehr krochen wir vorwärts und abwärts. Auf Felſenkämmen, über welche mich mein Führer mit einer unglaublichen Sicherheit führte, betraten wir wieder die dunkelſten Waldungen, in denen große Raubvögel ihren nächtlichen Umzug hielten und mit ſtarken Flügeln an das Gezweige hoher Bäume ſchlagend, die öden Räume mit ihren krächzend-klagenden Tönen erfüllten. Mir wurde zuweilen ſchauerlich zu Muthe, doch folgte ich ſtill den Schritten meines Führers und machte knabenhafte Pläne.

Die Luft wurde friſcher und ſchon zuckten einzelne Lichtſtrahlen im Oſten hin und wieder über den Horizont, als wir die Hochwaldung verließen und uns nun auf einer breiten felſigen Höhe befanden. Ein großes, weißes Gebäude, welches mit einer ſtarken Mauer umgeben war, leuchtete uns in der Morgendämmerung entgegen. Auf dieſes hin lenkte mein Führer unſern Marſch. Ich war, obgleich an Strapazen und unzugängliche Wege gewöhnt, dennoch ſehr ermüdet. Wir gelangten an die Mauer. Mein Führer lockerte einige Steine aus derſelben heraus und bald zeigte ſich ein Loch, durch welches wir krochen und nun uns in einem mit Feigenbäumen beſetzten

Hofraume befanden. Vorſichtig fügte mein Führer die Steine wieder ineinander und verſchloß ſo die Oeffnung hinter uns. Der Tag dämmerte langſam herauf; ich gewahrte jetzt das in den Mauern eingeſchloſſene Haus, an welches ſich eine Kapelle lehnte, und als ich meinen Führer über alles dieſes befragte, antwortete er mir, daß wir in dem Kloſter St. Medardus uns befänden, wo wir bis Abend zu warten genöthigt ſeien, ehe wir unſere Reiſe weiter fortſetzen können.

Das Haus und die Kapelle war von allen Seiten zugeſchloſſen und wir wählten daher eine Bank unter einem der größten Feigenbäume im Hofe, auf welcher wir uns ausruhten und den anbrechenden Tag erwarteten.

Ich war entſchlafen und wurde durch das Geräuſch mehrerer knarrenden Stimmen geweckt. Erſchrocken fuhr ich in die Höhe; vor mir ſtanden drei griechiſche Prieſter in ihren tiefherabreichenden und weiten ſchwarzen Röcken und langen Bärten mit meinem Führer; ſie reichten mir wohlwollend ihre Hände und hießen mich willkommen. Einen derſelben kannte ich, es war der nämliche, der öfters die gottesdienſtlichen Uebungen in dem heiligen Hain auf dem Berge und in unſeren Gemeinden hielt, und der unter dem

Namen Gregorias bekannt war. Ich freute mich ſehr, ihn zu ſehen, er ſelbſt ſchloß mich in ſeine Arme. Dann ertönte ein kleines Glöckchen an der Seite der Kapelle und andächtig wendeten ſich die drei Mönche nach dieſer, die ſich jetzt öffnete und in welche ſie hineinſchritten. Auch meiner bemächtigte ſich ein andächtiges Gefühl und unwillkührlich folgte ich mit meinem Führer, der ſeine Waffen in der Vorhalle ablegte, in die Kapelle.

Einen Kirchengeſang von Mönchen hatte ich nie gehört und er ſtörte mich in meiner Andacht — denn das Geſchrei betäubte mir die Ohren, und ich konnte nicht zu der Einſicht gelangen, ob dieſer Geſang unſeren religiöſen Gebräuchen zuſtehe und Gott angenehm ſei; — ſchön fand ich ihn nicht, und meine Begriffe von dem Welterſchaffer überſtiegen die Grenzen aller Schönheit und Herrlichkeit. Dennoch warf ich mich an der Seite meines Führers auf die Kniee und betete inbrünſtig für meine Eltern.

Der Morgengottesdienſt war geendigt. Wir folgten den Mönchen in das Refectorium, einen alterthümlichen Saal mit griechiſchen Heiligenbildern ausgemalt. Hier wurden Feigen, Datteln und Mandeln mit Maisbrod zum Imbiß gebracht. Man ſetzte ſich auf Bänke, welche einen niedrigen Tiſch umgaben, und frühſtückte. Dann brachte ein älterer Mönch, der weniger gut gekleidet war, ein irdenes Gefäß mit Wein gefüllt, welches von einem zum andern ging und aus welchem jeder ſparſam genoß und dabei ein Kreuz über ſich ſchlug, wenn er das Gefäß abſetzte. — Jetzt ſtand Alles auf und verneigte ſich tief gegen den Tiſch. Gregorias ſetzte ſich in Bewegung, ihm folgte jeder einzeln mit gekreuzten Armen über der Bruſt nach, und ſo entfernten ſie ſich ſtill durch die Thüre. Nur mein Führer und ich blieben zurück in dem kleinen Saal. Nachdem die Mönche ſich in ihre Zellen verſchloſſen, holte er ſeinen Mantel hervor, warf ihn nebſt Gewehr auf die Schultern und bedeutete mir, daß er mich bis zum Abend verlaſſen müſſe; mit der Dämmerung werde er zurückkommen und mich weiter befördern, indem er an der Küſte ſich überzeugen müſſe, ob das Fahrzeug, mit welchem ich nach Conſtantinopel abreiſen werde, wirklich angelangt ſei. Er empfahl mir, mich irgendwie in dem Kloſter zu unterhalten und die Zeit hinzubringen, aber nicht hinauszugehen. Der Pope Gregorias werde nach ſeiner Morgenandacht mich ſchon aufſuchen.

Ich war allein — und betrachtete die Heiligenbilder in der Stube, ging auf und ab, beſchaute ſie wieder; eine Stunde war faſt vorüber und Gregorias erſchien noch immer nicht. Die inneren Räume des Kloſters waren wie ausgeſtorben. Noch nie iſt mir eine Zeit länger geworden als jener Tag, welchen ich in ſolcher Einſamkeit verleben mußte. Die Sehnſucht nach Eltern und Schweſter wurde heftig in mir rege, und ich ſuchte den Hof und ſeine Bäume, um meine liebenden Wünſche mit den ſchiffenden Wolken nach den Bergen zu ſchicken, die ihnen ſagen ſollten, wie, kaum getrennt, ich ſchon ihren Verluſt fühle. — Mein Herz war überwältigt, ein Thränenſtrom entquoll meinen Augen und beſänftigte die ſtürmenden Gefühle meiner Bruſt. Ermattet legte ich mich auf die Bank unter dem Feigenbaum und ſchlief feſt ein. Der nächtliche Gang machte, daß ich lange geſchlafen haben mochte, denn die Sonne ſtand hoch am Himmel als mich Gregorias weckte und zum Mittagstiſch einlud. Dieſer beſtand abermals aus Früchten unſeres Landes, nur war noch ein Reispilaw beigegeben, welcher gleichſam als Deſert verſpeiſt wurde. Kein Wort, kein Laut ward während der Tafel gehört und mit den nämlichen Ceremonien ſchloß auch dieſe intereſſante Unterhaltung. Alles ging jetzt in den Vorhof und ein jeder der Mönche ſuchte ſein eigenes Plätzchen, getrennt von den andern, und ſie ſchwiegen abermals. Ich blieb in der Thüre ſtehen, in heiliger Scheu vor den ernſten Brüdern, und da keiner von ihnen mich ermuthigte, in den Hof zu treten, ſo entſchloß ich mich noch einmal in den Speiſeſaal zurückzugehen und die Heiligenbilder anzuſehen. Eine unerträgliche Langeweile überkam mich, doch fand ich dort den alten Laienbruder, welcher beſchäftigt war, den Tiſch abzuräumen. Er mochte mir es wohl auf dem Geſichte ableſen, wie angenehm ich mich bei ſeinen Herren unterhalte, und begrüßte mich mit ſeltener Höflichkeit und den Worten: „Ja, ja, mein junger Herr! ſo lebhaft geht es Jahr ein, Jahr aus in unſerm Kloſter zu. Wir beten, wir eſſen, wir faſten, und beten wieder, und gönnen uns faſt des Nachts nicht die Ruhe nach dieſen ſchweren Pflichten. Dieſes Alles und noch mehr thun wir für den katholiſch-apoſtoliſchen Glauben; dafür werden wir aber auch einmal geſegnet zum Herrn kommen und als treue Statthalter Chriſti mit der ewigen Märtyrerkrone belohnt werden.“

Wenn Alles dieſes mich wenig anzog, ſo waren es doch geſprochene Worte und eine kleine Tröſtung für meine Langeweile. — Die Prieſter machten ihr Mittagsſchläfchen im Hof unter den Bäumen, — wahrſcheinlich auch eine Religionsübung. Dann läutete der Laienbruder das Glöckchen. Man erhob ſich, ſtreckte ſich, gähnte und mit gemeſſenen Schritten ging es der kleinen Kirche zu. Die großen Bücher der Kirchenväter wurden aufgeſchlagen, der Vorſänger begann und die andern ſchrien nach. Ich wurde abermals nicht erbaut, doch hörte ich dem vorgeleſenen Kapitel aus der heiligen Schrift aufmerkſam zu. Dann, als er geendet, erhob er abermals ſeine Stimme und ſprach mit kräftigem Ton und Worte ein Gebet für das in Sclavenketten ſeufzende Vaterland. —

„Laß, o Herr! bald die Morgenröthe unſerer Freiheit anbrechen! Schlage die Widerſacher Deines Glaubens mit Blindheit, damit ſie nicht die glimmende Aſche ſehen, die ſie verderben ſoll und wird. Gib dann unſern Waffen Sieg, damit ſie Deinen Ruhm, Deine Ehre verherrlichen, und die Völker erzählen, wie durch Deine Gnade nur die Wahrheit auf dem Erdballe, den wir Sterbliche bewohnen, ſiegt. Sei ein Helfer in der Noth uns Allen, die wir in vielen tauſend Herzen Dir einen Tempel der Verehrung gebaut haben, und laß es uns nie vergeſſen, daß für uns in der Zukunft: Religion, Freiheit, Vaterland — der einzige Anker feſter Zuverſicht, liegt. Du wirſt es wohl machen. Amen!“

Dieſe Rede hatte mich wunderbar ergriffen; ich lehnte an einer Säule des Eingangs und ſchweigend gingen die Prieſter, die ich nun ſchon mit mehr Aufmerkſamkeit betrachtete, an mir vorbei. Noch lange blickte ich nach dem Altar, wo der graue Mann das Gebet für das Vaterland verrichtet hatte und wiederholte es mir; denn nichts ergreift die Seele der Jugend mehr und entzündet ſie brünſtiger, als der heilige Glaube an Vaterland und Religion. Für ihre Erhaltung kennt und ſcheut man keine Gefahren, und die Begeiſterung reißt wie ein von hohen Bergen herabſtürzender Strom Alles mit ſich fort. Gleichviel, ob ſterbend oder ſiegend, gibt es kein ſchöneres Ende, als ſich für ſie zu opfern, und der niewelkende Lorbeer der Unſterblichkeit umwindet die Stirne deſſen, der für ſie zum Helden oder zum Märtyrer geworden.

Der Abend war hereingebrochen und dämmerte ſtill über das einſame Kloſter und unter den Mönchen wurde es lebhafter. Hie und da entfernte ſich einer, verſchwand in der Kirche oder verweilte längere Zeit, und kam dann wieder zum Vorſchein. Dann ſah ich, daß Fackeln von dem Laienbruder in die Kirche getragen wurden; ich konnte zwar aus dem Allen nicht klug werden, doch ſagte mir eine innere Ahnung, daß man in dieſem Kloſter mehr zu ſchaffen habe, als Geſänge herzuleiern und Breviere abzubeten. Um mich ſchien man ſich gar nicht zu bekümmern und ſo ſchlich ich unbemerkt in die Kirche, wo es ziemlich dunkel war, drückte mich in einen Beichtſtuhl und horchte nach allen Seiten hin.

Bald hörte ich entferntes Geräuſch; meine Augen konnten die Räume der Kirche gänzlich überſehen, allein paniſcher Schrecken ergriff mich, als in dem hinteren Theile des Schiffes eine männliche, bewaffnete Figur aus dem Boden auftauchte, durch den Kirchengang ſchritt und ſich in dem Kloſtergang verlor. Ein entſetzliches Grauen durchbebte meine Glieder, ich zitterte gleich dem Espenlaub, und hätte ich auch in dieſem Augenblicke den Willen gehabt, mein Verſteck zu verlaſſen und mich ins Kloſter zurückzuſchleichen, meine Füße waren wie gelähmt.

Jetzt vernahm ich abermals Geräuſch, und an der nämlichen Stelle tauchte der Laienbruder auf, ſchritt durch die Halle und nahm die Fackeln, die er zuvor hineingetragen und an einem Pfeiler befeſtigt hatte, auf, brachte ſie nach dem Schiff und verſchwand an demſelben Orte, wo er herauf gekommen war. Bald darauf langten die Mönche in gereihter Ordnung durch den Kloſtergang in der Kirche an; ſie hatten Bücher unter den Armen, knieten andächtig vor dem Altare nieder, und nach einem kurzen Gebet erhoben ſie ſich ſtill: ihnen folgte der bewaffnete Mann mit feſten Schritten. Pater Gregorias führte den Zug. Als ſie nun nach dem hinteren Theil der Kirche gekommen, drang mit einemmale ein Lichtſtrahl aus irgend einer Oeffnung vor dem Altar aus der Tiefe, welcher einen ſchwarzröthlichen Schein über die ſchwarzen Männer und ihre Kutten verbreitete. Jetzt bemerkte ich, daß ſie einzeln eine Treppe hinabſtiegen und ſo nach und nach verſchwanden. Mit dem letzten, dem Krieger, verſchwand auch der Lichtſchein.

Nun faßte ich Muth und ſchlich näher an die Oeffnung; ein fernes Geräuſch in den unterirdiſchen Räumen der Kirche ließ ſich vernehmen; ich hörte Stimmen und konnte deutlich die meines Führers darunter erkennen, und da die hinunterführende Treppe dunkel war und ich unbemerkt ſie paſſiren konnte, betrat ich ſie und befand mich bald in einer Todtenhalle, welche durch Lichtſtrahlen, aus einem kleinen Mauerriſſe hereinbringend, ſpärlich erhellt war. Leiſe wagte ich mich in die Nähe dieſer Oeffnung und meinem lauſchenden Ohre und Auge ſtellte ſich eine weite Felſenhöhle dar, die von Fackeln, an den Tropfſteinwänden angebracht, hell erleuchtet war. Eine Anzahl Krieger, bewaffnet mit langen Dolchen, Meſſern und Piſtolen trieb ſich, leiſe flüſternd, in dem Raume herum. Mir gegenüber ſtand ein Felſenaltar, hinter ihm ein Kreuz mit dem Weltheiland, deſſen Scheitel mit einer Märtyrerkrone geziert war; über ihm die Fahnen, welche die mir gegenüberſtehende Wand ſchmückten und halb verdeckten. An beiden Seiten waren Palmzweige angebracht, die ihre Spitzen nach oben hinkehrten. Auf des Altars Mitte lag ein alterthümliches Schwert, auf der einen Ecke ein türkiſcher Turban und auf der andern ein Todtenſchädel.

Jetzt ertönten drei Schläge, die Gregorias auf einen vor ihm auf einem hohen Steine liegenden Schild that, welcher noch aus den Zeiten der alten Griechen herzuſtammen ſchien. Auf dieſem Schilde, wie ihn unſre Vorfahren trugen, befand ſich ein goldner Ring mit dem Bilde einer Nachteule und des Chiron, der als Heldenerzieher einen Knaben auf dem Rücken trägt. (Es war dieſes das gemeinſchaftliche Symbol der Hetäriſten.) Der Schlag war in einen Dreiklang eingetheilt, und mit ihm ging die Verſammlung auseinander und ſtellte ſich in einer Rundung an beiden Seiten der Höhle auf. Die Mönche zuvörderſt an die Seite des Altars, indem ſie eine Hand an das Kreuz legten. Dieſer Anblick war für mich ein ergreifender. Tiefe Stille trat jetzt ein. Inmitten dieſes erwartungsvollen Kreiſes war in der Erde wieder ein liegendes Kreuz abgebildet zu ſehen, auf welchem eine Dornenkrone und ein Palmzweig an beiden Enden der Querlage, oben aber ein ſchmückender Lorbeerzweig zu ſehen war.

Jetzt ſchlug Pater Gregorias ein Buch auf, die ganze Verſammlung kreuzte die Arme über die Bruſt, neigte ſich und Gregorias begann:

„Im Namen des dreieinigen Gottes!“

„Wie lange, o Herr! willſt Du noch ſäumen, Deine Gläubigen zum Lichte und zur Freiheit zu führen, ſie aus den Mörderhänden der Ungläubigen zu befreien! Jahrhunderte vergingen und immer erloſch das kleine Licht der Hoffnung wieder, und Deine Völker wurden abermals den härteſten Prüfungen Preis gegeben. Deine Tempel ſind geſchändet, Deine Altäre umgeſtoßen, und in dem ſchmählichſten Sclavenjoch ſeufzt Dein Volk, welches Dir zu Ehren eine heilige Flamme im Innern nährt und Dich in Deiner Größe, in Deiner Allmacht anbetet.

„Unſer von den ungläubigen Tyrannen geächtetes Volk iſt mit dem gänzlichen Verfall bedroht; unſere Gewalthaber ſchwingen unerbittlich den Mordſtahl über unſern Häuptern und drohen uns zu vernichten und in ihrer Anmaßung zu verſchlingen.

„Rette Du Herr uns aus der Noth, begeiſtere Dein Volk, daß es wieder zu altem Glanze auflebe und Dir Loblieder ſinge. Die innere Stimme ſagt uns, der laute Ruf aller Stammgenoſſen drängt unwiderſtehlich zum muthigen Kampfe für die Freiheit und unſer Recht, gib uns ein Gnadenzeichen, daß wir die unwürdigen Feſſeln brechen und wieder in die Reihen civiliſirter Völker treten.

„Du ſiehſt uns verſammelt, nächtlich in verſteckten Höhlen, um die Gluth für die Freiheit unſeres unglücklichen Volkes zu nähren und vor unſeren Verräthern zu verbergen — o laß dieſe Gluth endlich zur Flamme emporſchlagen, damit ſie wie ein herrlich heraufziehendes Morgenroth die blutgedüngten Felder unſerer Brüder endlich als ein ſchönes Eden der chriſtlichen Einigkeit und Liebe beſcheine.

„Ihr geweihten Helden des Vaterlandes, kniet mit mir nieder und ſchwöret vor dem Herrn, der überall gegenwärtig: —

„Als rechtgläubige Chriſten und Söhne der katholiſch-apoſtoliſchen Kirche, ſchwören wir bei dem Namen unſeres allerhöchſten Gottes, bei dem Namen unſeres Herrn Jeſus Chriſtus und bei dem Namen der heiligen Dreieinigkeit, treu zu bleiben unſerer Religion und unſerem Vaterlande; wir ſchwören, eins zu ſein mit allen unſeren chriſtlichen Brüdern; für die Freiheit unſeres Vaterlandes; wir ſchwören, den letzten Tropfen Blutes für die Vertheidigung unſeres Glaubens und unſeres Vaterlandes zu vergießen; wir ſchwören, mit unſern Brüdern für die Freiheit des Vaterlandes zu ſterben; wir ſchwören, ſelbſt Vater, Mutter, Bruder und Schweſter zu tödten, wenn ſie Verräther an dem Vaterlande werden ſollten; wir ſchwören, unſeren Vorgeſetzten zu gehorchen in dem Kampfe für unſer Vaterland; wir ſchwören, jederzeit die Waffen zu ergreifen, ſobald Religion und Vaterland in Gefahr ſind; wir ſchwören, unſere Feinde, die Türken, mit Haß und Verachtung anzuſehen und nicht eher die Waffen niederzulegen, bis das Vaterland frei iſt und ſie ausgerottet ſind; wir ſchwören, unſer Blut zu vergießen und die Feinde unſerer Religion zu beſiegen oder als Märtyrer für Jeſus Chriſtus zu ſterben; wir ſchwören endlich bei dem Geheimniſſe der Euchariſtie und wollen verdammt ſein, in unſerer Sterbeſtunde uns nicht den Sakramenten zu nahen, ſo wir nicht Alles erfüllen, was wir vor dem Bilde unſeres Heilandes gelobt haben, und ſo wir nicht gegen die mörderiſche, auf Raub, Dolch, Strick und Schändung geſtützte, den Welterlöſer täglich verläſternde Gewaltherrſchaft ankämpfen.“ —

Nach dieſem fürchterlichen Schwur zogen alle mit einemmale ihre langen Dolche aus den Gürteln, gingen einzeln an den Altar hin, ſtießen dieſelben mit Wuth in den Turban, umſchritten dann die geweihte

Stelle, faßten den Todtenſchädel auf der andern Seite, hoben ihn gen Himmel und küſſend ſetzte ihn jeder wieder auf den Platz. Während dies geſchah, betete Gregorias leiſe fort und nicht ein Laut wurde gehört, als der dumpfe Tritt der Krieger, bis jeder einzelne die Ceremonie geübt hatte. Jeder war jetzt an ſeinen Platz zurückgekehrt, da begann abermals Gregorias:

„Täuſchet euch nicht in eurer Unternehmung, ihr helleniſchen Brüder! Wenn einſt der Tag der Rache gekommen ſein wird, der nicht mehr fern iſt, werden euch die ſchrecklichſten Gefahren umgeben; man wird euch als Rebellen bezeichnen; ja chriſtliche Brüder werden den Stein aufheben und nach euch werfen, weil ſie unſer Streben kalt und gefühllos anſehen und unſere Sache als Empörung auslegen werden. Man wird darüber zürnen, daß Sclaven ſich unterfangen, von Rechten, die den Völkern, die jedem einzelnen Menſchen, die den Chriſten zukommen, zu ſprechen. Doch bedenkt, daß den Standhaften die Bürgerkronen des Vaterlandes und die unverwelklichen Palmen des Märtyrerthums erwarten und daß ſein Vaterland ihn ſegnen, die Kirche ihn aber in ihr Gebet einſchließen wird. Unſer Manifeſt vor Gott und der Welt ſei:

„Siegen, oder Sterben!“

Dumpf und hohl wiederholte die ganze Verſammlung:

„Siegen, oder Sterben!“ —

„Hier, wo Gott gegenwärtig iſt, rufe ich euch zu: Unſere Vergangenheit und Zukunft ſei in drei Worten einbegriffen:

„Religion, Freiheit und Vaterland!“ —

In dieſem Augenblicke rauſchte eine weiße Geſtalt an mir vorbei und hereintrat in die Verſammlung jene Frau von unſeren Bergen, erhob die Hände und ſprach im lauten, langſam verhallenden Ton:

„Amen!“

Alles neigte ſich tief vor der hohen Erſcheinung, ſelbſt die Mönche ſtanden in unterwürfiger Stellung ihr gegenüber. Eine Minute hatte ſo die Stille gedauert, dann riß die Frau mit Haſt einen Dolch aus ihrem weitfaltigen Gewande, ging nach der Seite des Altars, ſtieß ihn mit Erbitterung in den Turban, ging dann um den Altar herum und legte drei Finger wie zum Schwur auf den Todtenkopf. Nachdem ſie die Mitte der Höhle erreicht hatte, kniete ſie auf dem im Boden angebrachten Kreuze nieder, neigte ſich zur Erde und küßte die Dornenkrone. Dann erhob ſie ſich würdevoll und verſchwand in der Oeffnung, durch welche ſie gekommen war, rauſchte wieder an mir vorbei und verlor ſich in der Weite des Grabgewölbes.

„So laßt uns denn,“ fuhr Gregorias fort, „nachdem wir abermals den Bund erneuert und beſchworen, treu und ohne Wanken dem großen Ziele entgegen gehen. Nikolaus Skupa, erfülle deine Pflicht als Krieger.“

Darauf trat mein Führer hervor aus der Reihe des Kreiſes, zog ſein Schwert und legte es auf den Schild. Ihm folgten Mann für Mann die andern und thaten daſſelbe. Nachdem nun alle Schwerter auf dem Schilde lagen, trat Gregorias mit den übrigen Mönchen dazu und ſchloſſen mit gekreuzten Händen eine Kette, ſo daß jeder des andern Hand faſſen konnte, dann begann Skupa und ſprach im feierlichen Tone:

Brich hervor, du Morgenröthe der Freiheit!
Erſcheine, du Tag der Rache!
Wir ſind bereit zu ſiegen oder zu ſterben!
Amen! —

Darauf ergriff jeder wieder ſein Schwert und ging an ſeinen Ort. — Gregorias ſagte jetzt ein kurzes Gebet her und theilte das Abendmahl aus. Dann ſprach er den Segen über Alle. Jeder umarmte ſeinen Nebenmann und die geheimnißvolle

Handlung ſchien geendet, als mein Führer ein wenig hervortrat und folgende Worte, die mir im Augenblicke das Leben aus den Adern jagten, ſprach:

„Ich komme von unſern Brüdern, den Bergbewohnern des Ocha. Der würdige Nachkomme und Letzte des Stammes aus dem edlen Geſchlechte von Negropont hat mir ſeinen einzigen Sohn anvertraut, welchen ich nach Conſtantinopel, behufs weiterer Ausbildung zu dem Kaufmanne und unſerm bewährten Freunde Seppa bringen ſoll. Beim Abſchiede befahl er mir, den Jüngling in eure Mitte zu führen und ihn dem Dienſte des Vaterlandes zu weihen. Noch weiß er nicht, niemals aus ſeinen Bergen gekommen, was das Vaterland iſt, allein er wird es ſchätzen lernen, wenn ihn die Schergen der Tyrannei in der türkiſchen Hauptſtadt umgeben und er den Namen Grieche erſt verſtanden hat. Seine kindiſche Neugierde hat ihn in unſer Verſteck geführt," — hier fuhren Alle unruhig auf — „doch bürge ich für ſeine Verſchwiegenheit; ſeine Treue wird er ſpäterhin bewähren; laßt ihn, ſo bitte ich, eintreten." — Ohne daß ich noch einen zweiten Wink zum Eintritt erhalten hatte, kroch ich beſchämt vor und trat in die Höhle.

„Junger Menſch," begann Gregorias, „du warſt Zeuge unſeres Schwures; fühlſt du dich wohl gegen dein unglückliches Vaterland ſchon ſo weit verpflichtet, ihm deinen Beiſtand, deine Anhänglichkeit und Treue zu ſichern?“

Ich habe die Gefahr meines Vaterlandes, die mir mein Vater nur hin und wieder andeutete, durch eure ernſten Maßregeln erſt kennen gelernt und liebe es jetzt mehr denn früher, da ich es mitbefreien helfen werde: — ich bin euer und leiſte den Schwur!

Dieſe Antwort, die mir eine innere Begeiſterung, die über mich gekommen war, eingab, ergriff alle Anweſenden und ein leiſes Gemurmel ließ ſich unter ihnen vernehmen.

„So nahe dich, mein Sohn!“ ſprach Gregorias, „dem Altar, auf dem die Inſignien unſerer zu erkämpfenden Freiheit ruhen; ſchwöre aus kindlichem Herzen: treu dem Vaterlande und der Pflicht als ſein Bürger zu ſein.“ — Ich nahte mich und kniete nieder, er ſenkte ſeine Hände auf mein Haupt und ſprach weiter:

„So weihe und reihe ich dich denn der großen Verbrüderung von Griechenland ein; gehe hin, mein Sohn, und handle recht!“

Es zog eine Frömmigkeit in mein Inneres ein und mein ahnungsvolles Herz ſchwang ſich muthig und voll kühner Hoffnungen gegen Himmel. Der Schwur war nicht vor Menſchen, die gegenwärtig ſondern vor dem unſichtbaren allwiſſenden Gotte gethan.

Jetzt ergriff Gregorias das Schwert auf dem Altar und ſchlug in drei ungleichen Schlägen wie das erſte Mal auf den Schild und ſprach: „Die Verſammlung iſt geendet; Gott gebe ſeinen Segen Euch und unſerm ganzen Volke!“ — Still und ruhig begrüßten Alle noch einmal die zurückbleibenden Mönche, dann aber verſchwanden ſie einzeln hinter dem Altar. Mein Führer nahm mich bei der Hand und blieb mit mir zurück. Nachdem die Mönche ihren Weg nach der Gräberhalle angetreten, blieb der Laienbruder zurück, kroch hinter den Altar und legte die Oeffnung, durch welche die Verſchwornen verſchwunden waren, mit Mauerſteinen zu. Die Fackeln wurden verlöſcht und wir kamen in Begleitung der Mönche nach der Kirche zurück. Es war Mitternacht vorbei. In dem Refectorium ſetzten wir uns alle noch einmal zu Tiſch, genoſſen Früchte und Wein, doch währte dies nur Augenblicke, denn mein Führer drängte, mit mir die Reiſe fortzuſetzen. Ich war bereit aufzubrechen, da warf mein Führer Waffen und Mantel ab, entkleidete ſich des Albaneſer Hemdes und ſtand nun da als ein griechiſcher Kaufmann, wie ich ſolche auf einem Bildniſſe bei meinem Vater geſehen hatte.

Auf dem nämlichen Weg, den wir gekommen, ging die Reiſe durch den Hof und durch die Mauer, die vorſichtig wieder zugelegt wurde. Die Nacht war hell und kein einziges Wölkchen am Himmel. Der friſche Morgenwind wehte uns vom Meere herauf an, welches noch ziemlich tief unter uns glänzte. Dichte Waldungen, enge Fußſteige nahmen uns abermals auf; bald war die Gegend felſigt, ſteil und der Durchgang gefährlich; bald lachte uns die üppigſte Vegetation entgegen und wir wandelten auf weichen Wieſenteppichen. Wir waren wohl eine Stunde gegangen, da betraten wir Wege, welche ſich durch Weinberge hinzogen, die Gegend wurde geregelter und ebener. Ein kleines Dörfchen ſchimmerte uns in der ſternenhellen Nacht entgegen. Auf dieſes gingen wir zu und erreichten es, nachdem wir eine Menge Gärten, Felder und Olivenhaine durchwandelt hatten. Alles lag ruhig und ſtille, kein Laut ließ ſich vernehmen außer dem Schnarchen der Schläfer, die in der warmen Jahreszeit die Lauben ihrer Häuſer zu Schlafſtellen gewählt hatten. Durch ſchmale, krumme Straßen krochen wir, über anmuthige Plätze liefen wir; alles das hätte ich ſo gerne länger betrachtet und mir näher angeſehen, allein lautlos eilte mein Führer, indem er ſeine langen theſſaliſchen Beine noch raſcher in Bewegung ſetzte, von dannen, und ich konnte kaum nachkommen. An einem Brunnen, der vor dem Dorfe ſeine Waſſerwellen in übermäßiger Menge aus einer eingefaßten ſteinernen Rinne ergoß, ſetzten wir uns unter einen Palmbaum, erquickten uns an dem Waſſer und ruhten ein wenig. Ein Stückchen Brod aus den Vorräthen des Kloſters theilte mir mein Führer mit, dann ging es weiter abwärts auf vielbetretenen Wegen.

Unſere Nerven durchbebte ein würziger Geruch, welchen die Blüten der Orangenhaine, an denen wir dicht vorbeieilten, aushauchten und betäubte uns faſt. Mein Blick flog rechts und links. Welche Herrlichkeit! — In der Nähe ſah ich nun die Gegend, die ich von der Höhe des Thurmes betrachtet, wohin ich mit meiner Anaſtaſia mich verirrt hatte.

Ich war ſo glücklich und hätte um das nun bereits Erlebte gerne die ganze Welt und mein Vaterland umarmen mögen. Bereits brach der Morgen an und die Gegenſtände und die üppige Vegetation glänzten bethaut und erfriſcht in wechſelnden Farben uns entgegen. Dann durchbrachen wir noch eine Waldung und wir befanden uns mit einemmale auf einem breiten Felſenvorſprung, mit dichtem Gebüſch bewachſen, der kühn und verwegen ins Meer hinauslangte.

Es war Cap Cherroniſi, — auf beiden Seiten mit Buchten verſehen, in denen eine Menge Fahrzeuge und Fiſcherkähne ruhten. Einen höchſt gefährlichen Weg ſchlug jetzt mein Führer von dem Cap herunter nach dem Meere ein. Durch die engſten Schluchten wanden wir uns durch und öfters mußten wir uns an Geſträuchen herablaſſen. Mit ſeltener Gewandtheit kletterte er und unterſtützte mich oft mit ſeiner Hand. Ein ſteiler Abhang war zurückgelegt und wir befanden uns abermals auf einer Platte, durch die ein reißender Bergſtrom, der aus einer Höhle mit Geräuſch gedrängt hervorbrauſ'te, ſeinen Weg nahm und ſich ein Felſenbett gebahnt hatte und nun mit raſender Gewalt ſich über das Geſtein donnernd und ſchäumend ins Meer ſtürzte. Wir mußten durch den Waldſtrom waten. Mein Führer nahm mich an die Hand und dennoch hätte mich die Gewalt des Waſſers faſt mitfortgeriſſen. In ſchlängelnden Pfaden ging es wieder abwärts durch Gebüſche, und nun aus dem grünenden Walde getreten, waren wir in einer Bucht, worin ein ſegelfertiges, zweimaſtiges Schiff lag, deſſen Mannſchaft am Ufer um eine ſprudelnde Quelle lag. Alle erhoben ſich, als ſie uns gewahr wurden. Ich erkannte an ihrer Tracht, die faſt die unſrige auf den Bergen war, Landsleute, und nun ſchon mehr beherzt, grüßte ich zuerſt. Sie trugen hohe, rothe wollene Mützen, die Tracht der griechiſchen Seeleute. Bald kam auf einem Brete, welches von dem Schiffe aus das Land berührte, ein hochſtämmiger Mann, reichte mir die Hand und begrüßte mich: „Sei mir willkommen, Sohn meines Freundes vom Berge Ocha! — du ſiehſt in mir einen zweiten Vater.“ Ich faßte ſogleich Zutrauen und drückte ihm warm die Rechte. „Jetzt auf!“ rief er, „der Oſtwind erhebt ſich, die Briſe iſt günſtig und friſch, auf in See!“

Herzlich umarmte mich mein Führer und ſprach: „Denke deines Schwures und vergiß nie, was die unterirdiſchen, beſchützenden Geiſter der Kloſterhöhle von dir gehört haben. Sei glücklich, mein Sohn!“ mit dieſen Worten war er ſchon wieder verſchwunden, und wir eilten auf das Schiff, welches bereits ſeine Leinwand entfaltete.

Zweiter Abend.

Ein friſcher Morgenwind blähte jetzt die Segel, welche die Matroſen mit ſtöhnenden Lauten aufzogen und an den Maſten befeſtigten. Der Steuermann gab bald dieſem, bald jenem Zeichen; das Schiff ſchwamm dem tiefern Gewäſſer zu und begann unter

Dröhnen und Krachen ſeiner Eingeweide den Wellenlauf. Noch war es früh am Morgen, Nebel bedeckten in einzelnen Gruppen die rauchende Fläche des Meeres — doch jetzt ſtieg die Königin des Tages, die Sonne herauf und ſchoß glühende Pfeile durch die Nebel hindurch. Doch dieſe, wie auf die Gewäſſer gebannt, wollen nicht weichen, bis es mit einemmale unruhiger und unruhiger in ihrer Dickung wird, dann theilen ſie ſich, der Wind erhebt ſich und jagt die luftigen Geſtalten in einzelnen Theilen nach allen Gegenden hin; das Meer erglänzt in Licht und Feuer und der heiterſte Tag bricht an.

Der Seegeiſt iſt ein gar eigener Dämon, welcher gemeinen Seelen Ernſt, pathetiſchen hinwieder Gemeinheit, hoffenden Verzweiflung, verzweifelnden Hoffnung zuſpricht. — Trübſinn und Ausgelaſſenheit, Seelengröße und entſchwundener Kleinmuth, froher und leichter Sinn wechſeln wie die Wolkengebilde, die über unſern Häuptern hinziehen; eine gewiſſe Stea legt ſich wie ein Gewand um euer ganzes Weſen. Es iſt alles ſo ruhig, gelaſſen, ſo ernſt und würdevoll; kaum ein ironiſches Lächeln zu ſehen. Mit dem Anfang der Fahrt herrſcht Leben, Frohſinn in den Geſichtern. Matroſen ſpringen hin und her auf dem Verdeck, da und dort etwas befeſtigend. Mit Schnelle erklettern ſie die Segelſtangen, wie der Blitz ſind ſie wieder auf dem Verdeck — ein Laut, ein Pfiff des Capitains, und alles kommt in Bewegung und rennt durcheinander; dann wird es nach und nach ruhig, das Fahrzeug iſt im Lauf, die Briſe gut und nun ertönt Geſang und Fröhlichkeit unter der Mannſchaft. — Bald werden die Gegenſtände des Landes kleiner und kleiner und erſchienen endlich nur noch wie Säume, die rechts und links herüberdämmern: eure Leidenſchaften ſind dort zurückgeblieben, die ſalzige, wäſſerige Luft hat ſie abgekühlt, eure Haſſe, eure Lieben und Freundſchaften mit einem blaulichten Dunſtkreis überzogen. Ihr tretet jetzt gleichſam in eine neue Zwiſchenepiſode: noch wißt ihr nicht, ob, um ſie anzufangen oder für immer abzuſchließen. Die halbe Ewigkeit liegt zwiſchen euch, auf euch, erfüllt euch mit einer Verſöhnlichkeit, verleiht euern Gedanken Großartigkeit, euerm Ideenfluge Schwung, ja, eine Poeſie, die ihr nie zuvor gefühlt, die nie in euer Bewußtſein übergegangen war. Wie nun euer Blick hinausreicht in die wechſelnden Licht- und Schattenbilder der unermeßlichen Waſſerwelt, in die Millionen Wogen, die wie belebte Ungeheuer auf euch heranſtürmen, in die Wolken- und Luftgebilde, die in jeder Sekunde nächtliches Dunkel mit Tageshelle zuſammenſchmelzen, — da hat ſich auch alsbald der träge Geiſt auf die Schwungflügel der Phantaſie geſetzt und fliegt hinaus in die unbekannten, weiten, neuen Welten, in denen es heult und tobt und brauſet, dann wieder lächelt im heitern Sonnenſchein, wo Licht- und Schattenbilder phantaſtiſch und doch wahr wechſeln und drohend ſich begegnen und bekämpfen. Und wie ihr ſo am Rande ſteht und das Schiff unter euch krachend und dröhnend vor und über die Wellen hinſpringt, erſcheint euch das Leben mit ſeinen Rieſenkämpfen bald ſo düſter grau, bald ſo tröſtend helle; mit jedem Wellenſchwunge, jedem Wolkenzuge, jedem Lichtſtrahl wechſelt auch eure Zukunft, aber ſie wechſelt ſo ſeltſam! Die Vergangenheit iſt verſöhnt, die Gegenwart gleichmüthig, die Zukunft voll roſigen Schimmers. Jetzt erkennt ihr den Rieſengeiſt, der die Höhen und Tiefen des menſchlichen Lebens erfaßt und mit gewaltigem Griffel auf das Papier wirft. Ihr ſeid in die Räthſel des wunderbaren Schöpfers eingedrungen und er iſt euch klar vor das innere Seelenauge getreten.

Mit der höher ſteigenden Sonne legte ſich mehr und mehr der Luftſtrom, wir bekamen mit dem Nahen des Mittags gänzliche Windſtille und matt ſchwankte und ſchwamm das Schiff auf den geglätteten Gewäſſern. Unthätig lag Alles auf dem Schiffsraum umher, ſchlief oder träumte vor ſich hin. Ich aber konnte nicht genug ſehen. Die großen und kleinen Inſeln des Archipels tauchten von Zeit zu Zeit auf, wurden durch den Glanz der Sonne, die an ihren Felſenbergen glitzernde Lichtbilder erzeugte, dem Auge, das den Schein nicht ertragen konnte, entzogen, und an jede dieſer Inſeln knüpfte meine rege Phantaſie eine Mythe aus der Heldenzeit des Vaterlandes. Stumm ſaß ich auf einem Tau des Mittelmaſtes und ſchwärmte in der Vergangenheit: die Zukunft lag unklar und trübe vor mir. Einzelne Segel, größere Schiffe tauchten am Horizont auf, doch bald ſanken ſie wieder in die Ahnungskluft der Meerwelt hinunter und verſchwanden. Dann kehrte meine Phantaſie in die Schreckenshöhle des Kloſters Medardus zurück, mit mahnender Stimme ſtand Gregorias vor mir und wiederholte mir den gethanen Schwur. „Wozu dieſes Alles?“ rief ich unwillkürlich aus. „Unſre Fluren lachen im Ueberfluß, Gott hat ſie geſegnet, das Land iſt ruhig und eine Gewaltthat habe ich niemals erfahren; warum dieſe geheimen, großartigen Anſtalten, das Vaterland zu befreien von einem Joche, welches ich nie gekannt, nie gefühlt habe?“

Derlei Betrachtungen rief Einbildungskraft und träumeriſches Nachſinnen vor meine Seele.

„Ein Kriegsſchiff!“ ſchrie auf einmal der Steuermann. — Alles fuhr auf und nun erblickte ich den Koloß, der, wiewohl in weiter Ferne, ſich doch ſchon größer als unſer Kauffahrer bemerklich machte und mit Staunen heftete ſich mein Blick auf den Meer-Rieſen, der mit vollen, geblähten Segeln uns entgegen ſchwamm und immer größer und größer wurde. — Bald kam er in unſere Nähe und der Capitain gab ſogleich Befehl, die türkiſche Flagge aufzuziehen. — Sobald ſich die Schiffe genähert hatten, rief es von dem hohen Bord herüber: „Wer ſeid ihr? — woher kommt ihr? — wohin wollt ihr?“

„Hydrioten! — von Hydra! — nach Conſtantinopel!“ lautete die Antwort. Darauf ſetzte das Schiff ſeine Fahrt weiter fort und ich verfolgte es mit neugierigen Blicken und dachte mir im Geiſte den Mann glücklich, der ein ſolches Schiff befehligte.

Jetzt drehte ſich der Wind und blies aus Weſten, es war der günſtigſte, den man von Weſt wünſchen konnte. Nachdem wir die Inſel Naros im Rücken hatten, verfolgten wir den Lauf nordöſtlich und fuhren mit vollem Segel nach der Gegend unſerer Beſtimmung hin.

Was ſoll ich euch erzählen, wie tiefe Eindrücke alle Gegenſtände machten, die mir neu waren und an mir vorüber ſchwanden. Wir legten an der Inſel Mitilene an; ich ſah unſer griechiſches Volk in ſeiner Betriebſamkeit; ich ſah Pracht, Palläſte, den Reichthum der Welt, von dem ich nie eine Ahnung gehabt, und wonnetrunken hätte ich jeden umarmen mögen aus Freude über dieſes Alles. Nachdem wir drei Tage in dem Hafen von Mitilene gehalten, ich die Kaffehäuſer am Lande geſehen, die ſtolze Haltung der Türken und ihren Uebermuth gegen meine Landsleute grollend betrachtet, ſuchte ich mein Schiff und fand mich dort heimiſcher als in dem bunten Treiben. Das Schiff ging wieder unter Segel; wir fuhren längs der aſiatiſchen Küſte hin. Immer mehr Städte und Dörfer zeigten ſich auf dem feſten Lande meinen Blicken. Durch den Hellespont, mit hohen Veſten und Schlöſſern an den bald bergigen bald ebenen Ufern des Einganges in das Marmorameer — von welchen uns weite, ſchwarze Mündungen von Kanonen kalt entgegenſtarrten, und die mir einiges Grauſen erregten, ſegelten wir in das Marmorameer. Der Wind ſchlug auf einmal um und unſer Capitain lavirte das breite Waſſer entlang. Ich hatte Zeit, Gegend und Ufer zu betrachten. Welch' eine neue Welt ſtellte ſich meinen Augen dar! Die Weltbeherrſcherin, das ehemalige Byzanz, die Größe der griechiſchen Kaiſer, leuchtete mit ſeiner

Menge Kuppeln und Minarets mir entgegen und veranlaßte mich zu Träumereien aller Art. Die herrliche Lage der großen Stadt bot ſich mir, der ich ſie zum erſtenmal erblickte, in einer bezaubernden Fülle von Reizen dar, und erregte meine Seele zur Bewunderung. Drei Meeres-Arme beſpülten, ſoweit mein Blick nur reichen konnte, Landſchaften, welche ſich majeſtätiſch über die ſchöne Fläche des See-Spiegels erheben und auf welchen zahlloſe Hügel mit großen und kleinen Städten, mit Schlöſſern, Gärten, Kiosken, Hainen und Thürmen bedeckt, meinen Augen entgegen leuchteten. Jemehr dieſe Kanäle der Stadt ſich nähern, deſto mehr vergrößert ſich die faſt unendliche, aber in jedem Betrachte unüberſehbare Zahl von Gebäuden und Anlagen. Ueber all dieſe zahlloſen Werke der Kunſt und der Natur ragen in unglaublicher Menge meiſt vergoldete Dome, Kuppeln, Thürme, Minarets, hohe Galerien, Tempel und Palläſte empor, welche ihre ſeltſam geſchmückten Häupter von unendlichen Formen und namenloſen Geſtalten königlich in die Luft ſtrecken, und unzählige bunt gemalte morgenländiſche Häuſer und mit Cypreſſen und andern Bäumen bepflanzte Gärten beſchatten, die ſich unter ihnen in unüberſehbaren Labyrinthen hindehnen. Die Menge von Fahrzeugen und Schiffen, welche rund um den prächtigen, hellſchimmernden Hafen einen in der Mitte offenen Kranz bilden, und eine außerordentliche Anzahl von Tſchaiken, Gondeln, Barken und kleinen Schiffen, durchkreuzen ſich von allen Seiten und nach allen Richtungen, theils mit Segeln, theils mit Rudern, und gewähren den Anblick eines glänzenden Seetreffens.

Ich ſtand auf dem Verdecke unſeres Schiffes, welches lavirend ſich bald rechts bald links drehte, in freudiger Ueberraſchung. Bei jedesmaliger Wendung des Schiffes wurden neue Schönheiten ſichtbar. Jetzt hatten wir die Spitze oder das Dreieck, auf welchem der Serail mit ſeinen Thürmen, Palläſten und Gärten ſich ausdehnt, erreicht. Hier wälzten ſich die Fluthen des weißen Meeres in die Gewäſſer des Bosporus, um nach dem ſchwarzen Meere durch felſige Geſtade ſich zu drängen. Rechts die Küſte von Galata und Pera, mit ſchmutzigen Straßen und Gebäuden, traten wir in den Hafen ein, der ſich nach und nach erweitert, und kamen, nachdem wir an dem Serail, an Moſcheen und Grabmälern vorbei geſegelt waren, nach Fanar, der eigentlichen Griechenſtadt und warfen nahe an dem Lande Anker. — Hier wohnte der Freund meines Vaters, Seppa, wenn auch nicht in einem großartigen Pallaſte, ſo doch in einem ſehr ſchönen Hauſe nahe an dem Hafen.

Sobald wir Anker geworfen, waren auch ſchon türkiſche Douaniers auf unſerem Schiffe, welche es durchſuchten. Der Capitain ſtellte mich als ſeinen Sohn vor und nicht wenig Verlegenheit mochte auf meinem Geſichte geſchrieben ſtehen, als die kleinäugigen, mißtrauiſchen Türken mich von oben bis unten betrachteten.

Kaum hatten ſie indeß den Rücken gewendet und das Land wieder betreten, als auch ſchon ein ältlicher Mann aus einem der Häuſer an der Küſte trat und zu uns auf das Schiff kam. Noch ſtand ich auf dem Verdeck, da winkte. mir der Capitain mit dem eingetretenen Fremden in die Cajüte zu kommen. Ich folgte ungeſäumt, und als wir in der Cajüte waren, faßte mich der Neuangekommene ungeſtüm und herzlich in ſeine Arme. „Sohn meines einzigen Freundes von den Bergen von Negropont, meines Vaterlandes, ſei willkommen bei mir und betrachte dich als meinen eigenen Sohn, der ich kinderlos in dem Lande der Feinde dahin ſterben werde, ohne vielleicht den großen Tag unſeres Vaterlandes erlebt zu haben!“ Die Güte, die aus des Greiſes wohlwollendem Antlitze ſprach, nahm mich mit Rührung ein. War ich doch in dieſem Augenblicke auch ein Verlaſſener und herzlich erwiederte ich ſeine Umarmung.

Nun nahm ich Abſchied von meinem Führer, und nachdem er noch einmal meine erlebten Ereigniſſe auf Negropont mir ins Gedächtniß zurückgerufen hatte, verließ ich das Schiff und betrat das Haus meines jetzigen Vaters und Führers Seppa.

Mit eben ſo viel Liebe kam mir Mutter Krotea, die Frau meines väterlichen Freundes entgegen. Das Haus war im Innern orientaliſch prachtvoll eingerichtet und überall ſah ich weiſe Anordnung mit Glanz gepaart. Bald war ich heimiſch. Das neue Leben unter einer Anzahl Commis, lauter griechiſche Jünglinge vom Feſtlande, welche auf dem Comptoir meines zweiten Vaters arbeiteten, ließ bald die Einſamkeit des Vaterhauſes auf dem Ocha in den Hintergrund treten, wenn auch nicht gänzlich aus dem Gedächtniß verſchwinden.

Ich war dem Kaufmannsſtande gewidmet und mußte, da mein Unterricht bei weitem der nicht geweſen war, den man verlangt, viel nachholen, doch wurde ich bald wegen Fleißes und Ausdauer geachtet und geliebt. Zwei Tage in der Woche waren dazu beſtimmt, daß alle unſere Mitarbeiter in einem hinteren Saal des Hauſes ſich verſammeln mußten, in welchem mein Erzieher griechiſche Geſchichte vortrug und Prüfungen mit ſeinen Commis abhielt. An einem gewiſſen Tage des Monats, und zwar die Nacht durch, waren alle meine Collegen mit meinem Erzieher außerhalb des Hauſes und ich blieb allein bei Mutter Krotea, die ſich dann mit mir über meine Familie unterhielt und das faſt eingeſchläferte Andenken an dieſelbe wieder neu und friſch erweckte. So waren mir in dieſen Verhältniſſen bereits ſchon anderthalb Jahre vergangen, ohne daß ein beſonderes Ereigniß mir zugeſtoßen wäre, ja ich hatte eigentlich wenig von der Stadt und ihren Umgebungen kennen gelernt.

Eines Tages, an dem gerade ein Feſt eintrat, machte mir Seppa den Vorſchlag, uns mit Einigen aus unſerem Comptoir nach Bujukdereh zu verfügen und dort ein Paar vornehme griechiſche Familien, die mit ihm befreundet, zu beſuchen. Mir war ſo viel von dieſem angenehmen Orte, dem Aufenthalte der europäiſchen Diplomatie erzählt worden, daß ich mich ſehr freute, denſelben endlich beſuchen zu können. An dem bezeichneten Tage nahmen wir ein Schiff, verſahen uns mit einigem Proviant und entſegelten dem Hafen. Wir umſchifften die Felſengebirge, um bald in Bujukdereh zu ſein. Jetzt erblickten wir Therapia in einer maleriſchen Gegend, wo einſt die berüchtigte Medea ihre Zauberkräuter pflückte. Der heftige Meeresſtrom erſchwert das Landen gar ſehr im Golf der Griechenſtadt; man nennt ſie ſo, denn hier haben in den Dörfern, von Stenia aus, viele Griechen, welche aus der griechiſchen Vorſtadt Fanal kommen, ihre Wohnſitze, und hier wohnen gleicherweiſe die reichen Familien, welche die Pforte mit Dragomans verſehen und die Pflanzſchule der Fürſten von der Moldau und Wallachei bilden. Vom Meeresufer führt ein Weg die Spazierenden nach Bujukdereh. Der Kanal iſt ſehr ungleich breit, windet und krümmt ſich beſtändig, während die Ufer mit zerſtreuten Häuſern beſetzt ſind, und bald mit Hügeln, bald mit Thälern abwechſeln, welche beſonders an dieſer Stelle durch die Bergketten im Hintergrunde ſehr unſcheinbar gemacht werden.

An einem Kaffehauſe, welches den Schluß einer der ſchlechteſten Hauptſtraßen macht und von dem man die Bucht überſehen kann, ſtiegen wir aus und kamen in einen von acht Platanenbäumen umſchloſſenen Kreis, auf dem ſich bereits eine Menge Volk in verſchiedenen Trachten bunt durcheinander trieb; hier ließ Seppa uns zurück, um vor allen Dingen ſeinen Freund aufzuſuchen und unſern Beſuch anzumelden. Wir durchzogen die Gegend und kamen auf den anmuthigen Kai an der Meeresküſte. Eine große Menge Franken, Griechen und Armenier luſtwandelten hier. Meine Begleiter gingen in mehrere Kaffehäuſer, kamen zurück, ich ſelbſt ſchritt nachdenkend und träumeriſch am Ufer auf und ab und gelangte bald in eine ſchöne Gartenanlage, welche ſich etwas weiter landeinwärts nach einem im ſchönſten Style eines europäiſchen Gartenhauſes errichteten Gebäude erſtreckte. Die duftigſten Blumen umgaben mich in wohlgeſäuberten, am Boden hingeſchlängelten Rabatten. Orangen- und Citronenhaine, in üppiger Fülle prangend und blühend, umnebelten meine Sinne, ich glaubte mich in dem Paradieſe zu befinden. Langſam ſchlenderte ich einen der ſchönſten Wege hin, unbewußt, ob ich wohl hier gerne geſehen werde oder nicht, als ein dunkler Rebengang mich anlockte, der ſich faſt durch die übrige Länge des Gartens hindurch erſtreckte. Alles war ruhig und ſtill, der Tag wollte ſich eben neigen — noch gieng ich langſam fort. Da hörte ich Geſang und Guitarreſpiel in naher Ferne. Neugierig bog ich die Zweige auseinander und entdeckte das früher geſehene Haus auf einer anmuthigen Höhe des Gartens. Dieſe Höhe bildete einen Blumenberg, auf welchem die ſeltenſten Gewächſe ſich harmoniſch ineinander verſchlangen. Vor dem kleinen Pallaſte ragten zwei Cypreſſenbäume von gewaltiger Höhe in den blauen Äther hinein. Die mir zugewendete Thüre des Pavillons war geöffnet und aus ihr ſchallte ein Lied zu Akkorden der Guitarre. Ich konnte unmöglich beobachtet ſein und daher ließ ich meiner Neugierde freien Lauf und lauſchte auf den Geſang. Er galt der längſtvergangenen Zeit griechiſcher Größe und lautete etwa folgendermaßen:

Griechenberge, ew'ge Ruhmsreviere,
Unentweihter Tapferkeit Beſchirmer,
Unentkräftigter Natur Umthürmer,
Rauher Freiheit fürſtliche Quartiere.

Durch die der Titanen Heer gebüßet,
Pelion, Oſſa, du Agrafenkette,
Du Pieria's geprieſ'ne Stätte,
Sei Olymp, Tyrannenfeind, gegrüßet!

Und ich ſeh' euch und mein Geiſt verſinket
Staunend — Zornesgluth hat ihn durchfloſſen:
„Bringet Schwert und Büchſe, ihr Genoſſen,
„Ares ſpür' ich, die Begeiſt'rung winket!"

Ὄρη ἀείμνηστα τῆς Γραικίας,
ἄσυλ' ἀνδρείας ἀταπεινώτου,
τόποι λιτότητος ἀδουλώτου,
αὐχμηρᾶς θρόνοι ἐλευθερίας.

Χαίρετε ὄρη φθορεῖς Τιτάνων,
κρημνοὶ Ἀγράφων, Πήλιον, Ὄσσα,
ὦ Πιερίας μνημεῖα τόσα,
Ὄλυμπε χαῖρε, ἐχθρὲ Τυράννων.

Σᾶς βλέπω ἤδη, καὶ σᾶς θαυμάζω,
Ὀργᾷ τὸ σῶμά μου ἤδη ὅλον.
Φέρετε ξίφος καὶ πυροβόλον,
νῦν Ἄρην πνέω, ἐνθουσιάζω.

Wie durch einen Zauberſchlag ſtand mit einemmale mein Vaterland Negrepont mir vor Augen und alles, was ich vor nicht zu langer Zeit erlebt, drang mächtig in meine Erinnerung. Es erfüllte mein Herz mit einer gewiſſen Beklemmung, daß ich bis jetzt noch nichts von dem gethan, was ich damals in dem Kloſter St. Medardus verſprochen, ja, daß die Gegenwart mir jene Ereigniſſe nur gar zu ſelten ins Gedächtniß zurückgerufen hatte.

Der Geſang begann abermals und wer ſchildert mein Erſtaunen, die Worte bezogen ſich auf meine eigene Heimath. Ich mußte mich an dem Rebgeländer halten, denn alle meine Sehnſucht, meine Liebe drängte und jagte in ſchnelleren Schlägen mir das Blut nach dem Herzen. Jetzt war der Geſang verſtummt; ich lauſchte noch in ſeliger Erinnerung und hatte mein Auge ſtarr auf den Eingang gerichtet. Da trat ein Mädchen im reichſten orientaliſchen Schmucke aus der Thüre, der Schleier hing nachläſſig über den Rücken und war in dem üppigen Haare des Hinterkopfes leicht angeſteckt. Meine Sinne vergingen mir, ein unendliches Entzücken durchſtrömte mich, ich wollte vor dieſer Engelsgeſtalt niederknieen, denn gleich einer heiligen Erſcheinung berührte und weckte ſie alle meine Lebensgeiſter. In mildem Glanze der Abenddämmerung ſtrahlte ihr Geſicht, ihre Augen erhoben ſich wie die einer Seherin gegen Himmel und ließen in ihr eine Gottgeſandte ahnen.

Nie werde ich jenen Augenblick vergeſſen — es war der erſte Wendepunkt in meinem bis jetzt unintereſſanten Daſein, welcher mich mit feſteren Banden an das Vaterland anſchloß, es war das eigentliche Beginnen meines würdigeren gehaltvollen Lebens. Und wenn der ſtille Gram, in Verbindung mit der heiligen Andachtsglorie um die hochgewölbte Stirn, dem wunderſchönen Antlitze einen himmliſchen Abglanz gab, ſo war die ganze Erſcheinung wohl geeignet, in reiner Bruſt ein reines, heiliges Verlangen zu entzünden. Denn mit einem faltenreichen, orientaliſchen Gewand angethan, das kohlſchwarze Haar in dichten Locken über den blendendweißen Hals gelegt, deſſen Reiz durch den Glanz eines reichen Schmuckes noch mehr gehoben wurde; das dunkle Auge zum Himmel aufgehoben, war ihr Geſicht ſo andächtig, fromm und rein, als ob ſie eben erſt aus ihres Schöpfers Hand gekommen wäre und mußte ſo mein Herz zur Bewunderung hinreißen.

Bewegungslos hatte ſie und ich geſtanden, als ſie nun rief und um die Ecke des Gartenhauſes ihre Dienerinnen ſich zeigten und mit Geſchäftigkeit nach ihren Befehlen fragten. Nach wenigen Worten wurde das Haus geſchloſſen und die ganze Geſellſchaft verſchwand hinter demſelben, mir aber war es unmöglich, zu bemerken, wohin ſie gekommen war.

Ich mußte nun an meinen Rückweg denken, den ich denn auch bald fand; als ich aber den Eingang erreicht hatte, kam mir ein ſchwarzer Sclave entgegen, der einen gewaltigen Lärm in türkiſcher Sprache darüber machte, mich aus dem Inneren des Gartens kommen zu ſehen.

„Wer biſt du? — was willſt du hier?“ waren ſeine barſchen Fragen.

„Ich bin Grieche und fremd in dieſer Gegend, der ſchöne Garten hat mich zur näheren Beſichtigung angelockt, und da ich nun meine Neugierde befriediget, bitte ich dich, mich hinauszulaſſen.“

Mit boshaftem Geſichte und verzogenem Munde öffnete er mir das Thor und ich fragte ihn, wem dieſer Garten angehört.

„Dem Fürſten Stephanos, dem jedenfalls dein Kopf verfällt, wenn du es noch einmal dir gelüſten ließeſt, dieſen ſeinen Sommeraufenthalt zu betreten.“

Dem Fürſten Stephanos? wiederholte ich ſtill für mich; und ſollte dieſes der Fürſt ſein, von dem mir mein Vater ſo viel erzählte und den er unter ſeine Freunde und Verwandten rechnete? — Herrn Seppa darüber zu befragen, hatte ich bald den Kai wieder erreicht. Meine Freunde unterhielten ſich noch in den Kaffehäuſern, und wir waren eben im Begriffe, das übrige Bujukdereh zu beſehen, als uns Seppa entgegentrat und uns einlud in dem Hauſe ſeines Freundes den Abend zu verleben.

Wir gingen den Kai entlang, betraten eine enge Straße, aus der wir auf einem geräumigen Platze anlangten und auf dem uns ein Pallaſtgebäude, von innen reichlich erleuchtet, entgegen ſah. Auf dieſes gingen wir zu. Eine Wache von Janitſcharen ließ uns ungeſtört ein. Wir durchſchritten mehrere hell erleuchtete Gänge, durch welche uns Bedienten in orientaliſchen Prachtlivreen geleiteten, und wurden in einen entfernteren Saal geführt, worin wir eine ziemlich bedeutende Geſellſchaft trafen, aus lauter Griechen beſtehend. Sobald wir in die Mitte des Saals gekommen waren, trat ſich die Geſellſchaft entgegen, boten ſich einzeln die Hand, und gaben ſich ein Zeichen mit der Rechten an der Bruſt und an dem Halſe.

Seppa führte mich vor und ſtellte mich einem reich geſchmückten Griechen von beſtem Mannesalter vor, welcher auf einem erhöhten Sitz im Saale ſaß.

„Hier Cyrill, mein Pflegeſohn, welchen ich dir und deiner Liebe empfehle! Bereits anderthalb Jahre in meinem Hauſe und in meinem Dienſte, kann ich für den Jüngling und ſeine beſten Grundſätze bürgen. Ich übergebe den noch wenig in der Welt bekannten deiner Obhut und deiner Führung von heute an; befiehl über ihn und über mich.“

„Nähere dich, mein Sohn! Du biſt mir doppelt angenehm in meinem Hauſe. Ich kenne deine Eltern und achte ſie, und das ehemals berühmte Haus Stephanos war mit deinen Vorfahren ſtets in freundlichem Vernehmen.“

Stephanos? wiederholte ich mir; dieſes Wort fiel zentnerſchwer auf mich und drückte mir faſt die Kehle zu.

„Ja! mein Sohn,“ fuhr Stephanos fort, „ich ſelbſt war die Veranlaſſung, dich hieher zu ziehen, damit du die Gebräuche anderer Völker und Länder kennen lernen ſollteſt; damit du den wahren Werth eines Menſchen vom Uebermuth unterſcheiden, damit du die Nation kennen lerneſt, die uns haßt, und auf daß du daraus Muth und Stärke ſchöpfeſt, deinem Vaterlande nützlich zu werden. Du wirſt in kurzer Zeit noch Vieles erfahren, was dich erſtaunen machen wird. Doch ſei getroſt und halte dich an deine Landsleute; denn ſo treu und wahr wir hier um dich ver-

Einem Zweck geweiht und werden Gut und Leben laſſen, Griechenlands Freiheit zu erwirken.“ Darauf reichte mir der ſtattliche Mann ſeine Rechte, und ich benetzte ſie mit inniger Ehrfurcht.

Jetzt gab ſich Alles der Freude hin. Spielleute traten durch eine andere Thüre in den Saal, und es wurde nun ein griechiſcher Nationaltanz aufgeführt, bei welchem indeſſen keine Weiber gegenwärtig waren. Dann trugen ſchwarze Sclaven Tiſche herbei, mit erquickenden Früchten, Zuckermelonen, getrockneten Weinbeeren und Orangen geſchmückt. Alles eilte an die Tafel hin, nahm dort und zog ſich auf die Polſter längs der Wände zurück. Während dieſer Zeit trat eine kleine niedliche Figur, als armeniſche Tänzerin gekleidet, eine kleine italieniſche Laute im Arm, in den Saal. Aus einem anderen Zimmer ertönten Guitarrenklänge, die mir das Herz erbeben machten, denn ich kannte bereits dieſe Töne. Die kleine Armenierin ſang jetzt eine leichte Barkerole, indem ſie den Geſang mit den ſchönſten Bewegungen der Füße und des übrigen Körpers begleitete, wozu einzelne, harpeggirende Akkorde der Guitarre aus dem Nebenzimmer im Takte erklangen. Dann gingen die Bewegungen der Tänzerin nur in kleine Tranzſchritte über und wurden ruhiger. Sie ſchwebte nach hinten und verſchwand bald in der geöffneten Thüre des Zimmers, aus welchem die Guitarrentöne erklungen waren.

Darauf erſchienen abermals Sclaven mit den zierlichſten Trinkgefäßen und beſtellten die Tafel damit. Der Fürſt Stephanos trat hinzu, nahm eines der Trinkgeſchirre und ſprach, nachdem ſich die Sclaven entfernt: „Zuerſt das Wohl des Vaterlandes!“

Alle wiederholten dieſe Worte und tranken. „Treue bis über die Sterne hinaus!“ ſprach dann ein Greis in Silberhaaren. „Treue bis über die Sterne hinaus!“ wiederholten wiederum ernſt und feierlich die Anweſenden; dann ſprachen Alle, wie aus Einem Munde, aber leiſe, zu einander: „Tod den Tyrannen!“

Sie drückten ſich nochmals die Rechte und gaben ſich Zeichen mit der Linken, die nämlichen, mit welchen ſie ſich bei meinem Eintritt begrüßt hatten, und nun überließ ſich Jeder nach Gefallen der Unterhaltung. Reichlicher wurde die Tafel beſtellt; die feinſten Weine des Archipels glänzten in den zierlichſten Vaſen und farbigen Gläſern; Speiſen, mit aller jener franzöſiſch-europäiſchen Feinheit zubereitet, nach welcher Feinſchmecker oft Reiſen anſtellen, dufteten auf dem Tiſche und erinnerten in moderner Weiſe an die Gaſtmähler der Götter Griechenlands. Man ſetzte ſich; der Fürſt ging faſt Jeden einzeln nöthigend herum, und nachdem Alles Platz gefaßt hatte, wollte ich den meinen an Seppa's Seite am untern Theil der Tafel nehmen. Stephanos ſelbſt ſaß in unſerer Nähe. Die oberen Plätze der Tafel blieben leer. Da öffnete ſich jene Thüre, aus welcher die Guitarrenklänge an mein gieriges Ohr gedrungen waren, und heraus trat jene herrliche Erſcheinung, welche ich bereits in dem Garten geſehen. Mein Blut ſtockte, die Farbe des Lebens verſchwand aus meinem Geſichte, trockene Hitze lähmte meine Zunge, ich war kaum meiner Sinne mächtig und ſah wie verſteinert auf die hehre, jugendliche Geſtalt; doch bald fühlte ich neues Leben, und mein Herz pochte in ſchnelleren Schlägen. Alle hatten ſich ſchon geſetzt, und Vater Seppa mußte mich daran erinnern, denn noch immer blickte ich regungslos auf das Mädchen. Mit ihr kamen Geſellſchafterinnen in griechiſcher Tracht, die meine Aufmerkſamkeit wohl ebenfalls verdient hätten; doch meine Blicke verfolgten nur Sie.

„Wer iſt jenes himmliſche Weſen?" fragte ich ungeſtüm, doch leiſe, Seppa.

„Die Tochter des Hauſes mit ihren Dienerinnen."

„Und heißt?"

„Madon Maurogenia."

Freundlich und mit anſtändiger Würde erhob ſich jetzt Madon von ihrem mit rothem Seidenſammt belegten Sitze, auf dem die kunſtreichſten Goldſtickereien angebracht waren, ergriff ein zierlich geſchliffenes Glas, eine Sclavin hinter ihr füllte es mit Wein, und ſie ſprach mit feſter, aber doch zugleich mit einer Stimme, die mir wie Sphärenmuſik erklang: „Ich bringe dieſes Glas und ſeinen Inhalt den Helden des Vaterlandes!“ Alles erhob ſich, man legte die Hände über die Bruſt und dankte ſtillſchweigend. Als ſie das Glas mit ihren Lippen berührt und wieder niedergeſtellt hatte, ſetzte man ſich wieder und unterhielt ſich.

Vergebens ſuchte Seppa, mich geſprächig zu machen; ich war ſtumm, und mein Auge ruhte mit inniger Luſt und Wohlgefallen auf Madon. Da fiel ein Blick von ihr auf mich ſo mild und wohlwollend, und wie ein elektriſcher Schlag durchfuhr es meine Glieder. In dem nämlichen Augenblick mochte Stephanos mein träumeriſches Schweigen bemerkt haben; er ergriff meinen Arm, ich ſchrack zuſammen, und noch ehe ich zur Beſinnung gekommen war, führte er mich an der Hand den Saal entlang und ſtellte mich ſeiner Tochter vor: „Aus Negropont, der Sohn unſeres Verwandten, meines treu gebliebenen Freundes daſelbſt!“

Huldvoll und mit reizender Anmuth ſprach Madon jetzt zu mir; mein Geiſt ſchwebte in höheren Räumen, mein Auge aber ruhte in Verehrung und Seligkeit auf den Schönheiten ihrer Geſtalt. Gierig ſog ich ihren Athem ein; doch war ich unfähig, nur ein Wort hervorzubringen. Sehr linkiſch mochte ich der ſchönen Jungfrau vorkommen; kannte ich doch noch nicht die Gewalt der Liebe und ihre Wirkungen, eingerahmt in dieſe übertriebene Pracht, die ich noch nie erblickt, — und außer meiner Schweſter und einigen ſchlichten Mädchen unſerer Berge, hatte ich noch keine ſo königliche Jungfrau geſehen, die einen ſo tiefen Eindruck auf mich gemacht hatte, wie Madon, die Tochter Stephanos'.

Ich ſchämte mich vor mir ſelbſt; immer noch wollte ich wagen zu ſprechen, allein vergebens; ich küßte den Saum ihres Kleides; mein Auge ſuchte das ihrige, und fand es; ich fühlte mich durch ihren holden Blick, der auf mich fiel, überglücklich, ſah ſie lange ſtarr an und ging, einem Träumenden gleich, wieder zu meinem Sitze.

Ich hatte in meiner ſchwärmeriſchen Verſunkenheit nicht bemerkt, wie mich die übrige Geſellſchaft mit Blicken verfolgt hatte, und als ich bereits meinen Sitz wieder eingenommen und mein Auge ſich den übrigen Anweſenden zukehrte, gewahrte ich erſt, daß alle mich theils lächelnd theils höhniſch anſahen. Dadurch verſchwand meine Verlegenheit, mein innerer Muth erwachte auf der Stelle, und ich begegnete mit Entſchloſſenheit den Augen Derjenigen, die mir durch mitleidige Blicke läſtig wurden.

Maben wendete abermals ihre Rede zu mir, indem ſie ſprach: „Du ſcheinſt noch nicht lange hier zu ſein — oder doch nicht in einer größeren Umgebung.“

Seppa ergriff das Wort für mich, was mich ein wenig ärgerte, denn jetzt hätte ich gerne ſelbſt geantwortet, und berichtigte den Gegenſtand.

„Cyrill ſcheint übrigens etwas wortkarg zu ſein?“

„O nein!“ war meine ſchnelle Antwort, um mir nicht abermals den Faden abſchneiden zu laſſen; „doch wenn den, der erſt in die Welt getreten, ſolcher Glanz umgiebt, den er nie geſehen, wenn Geſtalten aus jener Sphäre auf die Erde niederſteigen und dem unbekannten Sohn der Berge freundlich einen Himmel erſchließen, in den er ſich trunken ſtürzen würde, wenn er ſich nicht zu ſchwach und zu unwürdig fühlte, da iſt es wohl möglich, die Sprache zu verlieren; doch im Stillſchweigen zeigt der innere Blick eine nie geahnte Welt voll Seligkeit.“

Alles ſah mich erſtaunt an. Stephanos betrachtete mich mit ungewöhnlich ſcharfen Blicken. Seppa nahm mich bei der Hand und ſchien mir Zeichen des

Stillſchweigens geben zu wollen; doch ich lauſchte der Antwort von Madon, welche dahin ausfiel, daß ſie in der That ſtolz auf meine erſte Erklärung ſein würde, fühlte ſie nicht, wie ſie noch ſo weit vom Göttlichen entfernt ſei.

Meine Zunge war nunmehr gelöſt, und ich hätte ihr noch tauſend Dinge zu ſagen gehabt; doch mußte ich ſchweigen, um mein Inneres nicht zu verrathen; denn darin ſah es chaotiſch aus, und noch vermochte ich mir nicht klar zu machen, welche ſeltſame Veränderung in mir vorgegangen war. Nur wenig hatten mich die in Bezug auf mein Vaterland erlebten Ereigniſſe berührt; allein jetzt fachte eine innere Gluth den Durſt nach Thaten bei mir an, eine Gluth, die mich zu Kampf und Tod anfeuerte. Meine jugendliche Kraft erſtarkte, und in der Ausführung großer Thaten ſah ich mich bekränzt mit Lorbeeren, und bekränzt von Madon, denn nur ſie hatte alle dieſe Bilder in mir erweckt und verlieh denſelben Farbe. Meine Pulſe ſchlugen raſcher, meine Muskeln zitterten; es ballte ſich die Fauſt, einen Kampf zu beginnen, einen Kampf auf Tod und Leben, doch nur um ihren Beſitz, zu ihrer Ehre. In dieſem Augenblick dünkte ich mir mehr zu ſein als Alle, die mich umgaben, und meine Schüchternheit wurde plötzlich zum Gefühl der Selbſtſtändigkeit.

Der Morgen war bereits angebrochen, es war Nachmitternacht. Maden erhob ſich, nahm freundlichen Abſchied von Allen, und ich glaubte zu bemerken, daß ſie mir einen bedeutſameren Blick als allen Uebrigen zuwarf; dann verſchwand ſie mit ihrer Dienerſchaft, und mit ihr für mich der Glanz, der während ihrer Anweſenheit die Geſellſchaft umgeben hatte. Ich trat zurück in mein Inneres und ſchwelgte in den letztverfloſſenen Augenblicken.

Stephanos hatte ſich nach dem Weggehen ſeiner Tochter mit den Uebrigen ebenfalls bald erhoben; von Einzelnen wurden noch Sprüche vorgebracht, dann wiederholten ſie die Zeichen, wie früher, und die Geſellſchaft ging auseinander.

Wie ein Träumender folgte ich Seppa, und ich wäre jedenfalls in meiner Verſunkenheit in das Meer gelaufen, wenn mich Seppa nicht am Arm genommen und aufmerkſam gemacht hätte, daß es jetzt an der Zeit ſei, in die Barke zu ſteigen und den Rückweg anzutreten.

Wir nahmen Abſchied von den übrigen, die ſich in die Straßen und am Kai von Bujukdereh verloren. Unſere Schiffer ruderten fleißig und waren bald aus der Bucht in dem Strom des Bosporus, wo ein kalter Windſtrich unſer aufgeſtecktes Segel blähte und uns gleichſam in den Hafen von Conſtantinopel hineinjagte.

Krotea ſaß wartend in einem der oberen Zimmer und kam uns, als unſer Fahrzeug anlegte, freundlich entgegen. Alsbald verfügte ſich Jeder nach ſeiner Schlafſtelle, und im Momente ſchien das Haus wie ausgeſtorben und der Schlaf löſchte die Feſtkerzen einer denkwürdig durchlebten Nacht aus.

Dritter Abend.

Korinth und ſeine grauſtaubigen, krummen Straßen wimmelten heute von griechiſchen Soldaten, welche mit ihrem Feldherrn Theodor Kolokotroni von Patras hergezogen und der neuen Regierung einen Beſuch zugedacht hatten. Das Benehmen des Anführers beſtimmt auch gemeiniglich das ſeiner Untergebenen, und es war daher wahrhaft lächerlich anzuſehen, wie die im höchſten Uebermaaße bewaffneten Griechen mit Stolz und mit vernichtenden Blicken einherſchritten und uns, die wir theilweiſe allerdings etwas ärmlich ausſahen und gewaltig gegen die roth ſchillernden Jacken abſtachen, von der Seite betrachteten. Alle Kaffehäuſer oder ſogenannte Chan's waren voll, und die hochmüthige kolokotroniſche Soldateska hatte alle Plätze eingenommen und verhinderte uns, mit Cyrill die Ruinen des Serails zu ſuchen, um ſeine Erzählung weiter zu vernehmen. Deßhalb betraten wir die Straße nach dem Iſthmus und erlangten auf einer ſanft anſteigenden Anhöhe das ehemalige Amphitheater, wo die Kraniche den Tod des Ibikus dem anweſenden Volke verriethen, ſetzten uns auf die Höhe der noch ganz erhaltenen Rotunde und ihre in Fels gehauenen Sitze, und Cyrill fuhr fort zu erzählen.

In den unruhigſten Träumen verfolgte mich Madons Bild. Ich ſtand in den Morgenſtunden matt und verſtört auf und konnte unmöglich in dem verſchloſſenen Zimmer bleiben. Hinaus trieb es mich über Stadt und Meer nun an ein einziges Oertchen hin: es war dieſes der Laubengang, dem Hauſe gegenüber, wo ich ſie zum erſtenmale geſehen, da wo noch kein Zeuge der inneren verſteckten Gluth mein ſorgfältig zurückgehaltenes Geheimniß verrathen hatte.

Ich eilte die Treppe hinab; das Haus war noch verſchloſſen; der Schlüſſel ſteckte; ich öffnete und trat an den Hafen, wo ſchon alles bunt durcheinander ging und Menſchen vieler Nationen ſich herumtrieben. Verſtört durchlief und durchrannte ich die Menge, ich bemerkte nicht, wie man mich an- und mir nachſah, und legte ſo einen großen Theil des Hafens zurück. Ich war in eine häuſerleere Gegend gekommen, hohe Cypreſſen ragten auf einem ſehr ſchön mit Bäumen und Geſträuchen bepflanzten Platze empor, es war ein türkiſcher Begräbnißplatz. Ich trat in den ſchattigen Wald, der ſein heiliges Dunkel herniederſenkte. Mir wurde wohl in dieſer Umgebung. Auf einen Raſenſitz ſank ich hin, nahe an demſelben war ein Grab, und ein prachtvoller Stein, mit vielen türkiſchen Inſchriften verſehen, zierte die Stelle. Ich las die auf dem Steine in türkiſcher Sprache eingegrabenen Worte, ſie hießen:

Du fragſt: warum die Bäum' an meinem Grabe ſtehn?
Weil ehe noch, daß von Cypreßgeſtalten,
Mit Augen wie die Mandeln zart geſpalten,
Ein Pfirſichkuß mir ward, ich mußt' von hinnen gehn.

Wunderſam klangen dieſe Worte in meinem Innern wieder: ich ſehnte mich hinüber in die jenſeitige Welt, wo alle die ſchönen Träume, die uns das Leben nur in trügeriſchen Geſtalten neckend vorhält, verwirklicht werden ſollen, und dennoch trat mit all ihren Reizen die Erde, wo *ſie* ja lebte und ſich dieſes Lebens freute, vor meine Seele und hielt mich an die Gegenwart gefeſſelt.

Weſſen glühendes Herz mag unter dieſem kalten Steine ausgeſchlagen haben? Meine Neugierde wurde rege. Ich erhob mich, um den Namen auf der andern Seite zu leſen, doch vergeblich, er war nicht zu finden; nur Worte, die auf einen früh Verblichenen Bezug zu haben ſchienen, las ich.

„Zur Welt kam eine ſüße Nachtigall.
Sie flog auf Haine, Flur und Waſſerfall,
Durchſtrich mit Luſt den weiten Weltpallaſt,
Entfloh als Schmetterling dann ohne Laſt.“ *)

Wehmüthig fiel ich zurück auf den Raſenſitz, der vom nächtlichen Gräberthau feucht war und eine wunderſame Empfindung in meinem Körper verurſachte. Ermattet ſchlief ich ein.

---

*) Eine Inſchrift auf dem Gottesacker zu Skutari, wo man viele und große Cypreſſenhaine antrifft. An den Denkſteinen auf den großen Begräbnißplätzen kommt häufig vor: **Ena Lillahi we ileihi rad schiu ne**, d. h. „Wir ſind Gottes und zu Gott kehren wir.“ Ein arabiſcher Philolog erläutert, nach Herrn von Hammer, dieſen Koranſpruch alſo:

Wir beginnen mit Gott, und vollenden in Gott;
Wir leben in Gott, und ſtreben nach Gott;
Wir wandeln vor Gott, und handeln für Gott;
Wir ſprechen aus Gott, und ſchwören bei Gott;
Wir trauen auf Gott, und bauen nächſt Gott;
Wir kommen von Gott, und gehen zu Gott.

Wie lange ich wohl geſchlafen, weiß ich nicht, ich fühlte mich erweckt und vor mir ſtand jener Greis, der geſtern bei Stephanos geweſen war, mit ſeinem weißen Barte, mich ernſthaft betrachtend: „Du ſcheinſt unruhige Träume gehabt zu haben, Cyrill! ich beobachte dich ſchon lange Zeit und wollte dich nicht ſtören, da deine Seele Bilder zu umſchweben ſchienen, die dir wachend durch Verhältniſſe und Umſtände verborgen oder dir nicht ſichtbar ſind; doch die Gefahr, die dir hier in dieſen Räumen als Grieche droht, ließ mich erwarten, daß die Störung deines Schlafes mich bei dir entſchuldigt.“

„Gefahr? wo wäre Gefahr auf Plätzen, wo Todte ruhen und der Weltfriede herrſcht?“

„Doch mein Sohn! ermanne dich und komme zurück zu Seppa, der Vieles und Wichtiges mit dir zu ſprechen hat und den du durch deine Abweſenheit in nicht geringe Sorgen geſetzt haſt.“

Er nahm mich am Arme und zog mich aus dem ſchönen Garten hinaus in das alltägliche Leben, wo das Treiben und Drängen der gelderwerbenden Menge mich unangenehm berührte und meine Träume zerſtörte.

Schweigend betraten wir Seppa's Haus. Alles war in Geſchäften; Krotea kam mir entgegen mit leiſen Vorwürfen, und bald trat Seppa aus der Thüre eines

Gemaches und reichte mir die Hand mit den Worten: „Ich weiß mein Sohn, der geſtrige Abend hat große Eindrücke bei dir zurück gelaſſen. Ich erkannte alſobald, was deine Seele ſo tief erſchüttert hat und ich will von ganzer Seele wünſchen, daß der Zauber, der dich berührt, gelöſt werde. Und er wird gelöſt werden, wenn du die Bahn, die dir bezeichnet iſt, mit männlicher Ausdauer betrittſt, ſie fortwandelſt und die Wünſche ſo vieler deiner armen, gedrückten Landsleute ans Ziel bringen mithilfſt. Dann zähle auf eine Bürgerkrone, und die erſte der Jungfrauen deines Vaterlandes wird alle deine gehegten, jetzt noch unreifen Hoffnungen zu den ſchönſten Blüthen emportreiben. In allen Verhältniſſen deines noch jungen Lebens ſieh' mich als deinen zweiten Vater an; meine Liebe wird dich immer auf der rechten Bahn zu erhalten und zu ſchützen wiſſen."

In übermäßigem Ausbruche meiner Empfindungen umarmte ich meinen Vater Seppa und fragte ihn: „Was ſoll ich thun? — ſprich, wie kann ich ein Mann werden, der Achtung genug errungen, um etwas zu fordern, was mir jetzt noch ſo fern zu liegen ſcheint?"

„Bald ſollſt du erfahren, warum dein Vater dich zu mir geſandt. Die Zeit wird bald erſcheinen, wo du Klarheit über alle dich jetzt noch dunkel umgebenden Verhältniſſe erhalten wirſt. Du biſt nun achtzehn Jahre alt und reif als thatkräftiger Jüngling, auch als Mann zu handeln, und ſo werde ich dich mit meinem alten Freunde Korameuos, der dich heute aufſuchte und zurückbrachte, bald näher bekannt machen; durch ihn wirſt du in einen geheimen Bund für des Vaterlandes Errettung aus dem Sclavenjoche eingeweiht werden. Dort ſollſt du Nahrung für deine geiſtigen und phyſiſchen Kräfte erhalten, und wenn du dann dich als ein dem Vaterlande Geweihter treu und wahr erwieſen haſt, ſo werden deine geheimen Wünſche mit dem ſchönſten Erfolge gekrönt werden.“

Wie bald iſt die Hoffnung in ein liebendes Herz eingezogen, und wie viele dieſer Hoffnungen werden wahr? Selten eine! Muth und Hoffnung beſeelten mich und erweckten Vorſätze, die mein ganzes geiſtiges Seyn mit Plänen aller Art ausfüllten. Mein Vaterland und ſeine Lage trat nunmehr klar vor meinen Blick; ich ſollte in den Rettungsplan eingeweiht werden, der Preis aller Anſtrengung war Sie, die in allen Gedanken immer wieder zu mir und in meine Seele zurückkehrte. Doch, ich Thor, ſprach und dachte mir ihre Erwerbung durch Großthaten zu erkämpfen! war ich denn gewiß, ob ſie mich liebe, ob ſie je den armen Sohn der Berge eines Blickes der Zuneigung würdigen würde? Ihr Auge hatte auf mir geruht und eine unausſprechliche Sympathie in meiner Seele erweckt: — ja ich glaubte feſt, ſie müſſe mich lieben!

Sehen und ſprechen mußt du ſie, tönte es auf einmal beſtimmt und unabänderlich in meinem Innern wieder, und ſollteſt du das Leben daran wagen — du mußt ſie ſprechen und aus ihrem Mund vernehmen, welches dein Schickſal für das Leben ſein wird!

In dem Hauſe meines Pflegevaters Seppa befand ſich ein armer Jüngling von der Inſel Mykoni, welcher gleichſam Dienerſtelle vertrat, übrigens aber faſt wie das eigene Kind des Hauſes angeſehen wurde. Dieſer junge Mann, Namens Jany, hatte mich ſehr lieb und war aufmerkſamer für meine Wünſche, als für die der Andern im Hauſe. Von Jugend auf an der Küſte lebend, war er geſchickt im Rudern und Segelſtellen kleinerer Schiffe, daher ihn auch Seppa gewöhnlich zu ſeinen Geſchäftsfahrten mitnahm oder verwendete. Mit dieſem ſprach ich, vertraute ihm mein ganzes Geheimniß und bat ihn, mich nicht zu verrathen, wohl aber mir behülflich zu ſein, während der Nachtzeit mich nach Bujukdereh überzuſetzen, um auf irgend einem Wege dem Gegenſtande meiner innigſten Verehrung näher zu kommen und dadurch Gelegenheit zu erſpähen, ſie zu ſehen und zu ſprechen.

In allem ſagte mir Jany Unterſtützung zu, nur glaubte er, daß es ſich nicht ſo leicht machen würde, während der Nachtzeit aus dem Hauſe zu kommen und nach Bujukdereh hin und zurück zu ſegeln, ohne bemerkt zu werden; dennoch verſprach er für mich zu überlegen und zu handeln, und wenn die Zeit gekommen, mich in Kenntniß zu ſetzen. Vierzehn Tage waren in der peinlichſten Lage für mich verfloſſen, noch immer ſchwieg Jany's Mund und vertraute mir nichts — mein Inneres wurde von Fieberqualen gefoltert. Da pochte es, ich hatte mich kaum auf die Polſter in meiner Stube geſtreckt, leiſe an die Thüre. Ich öffnete, Jany trat ein und ſagte: „Herr! jetzt iſt es Zeit, dein Vorhaben auszuführen. Vater Seppa iſt in Skutari, ich hole ihn morgen erſt wieder ab, der Kahn liegt bereit, auf! ich führe dich nach Bujukdereh!“

Zu den beſuchteſten Plätzen in Bujuckdereh gehört der anmuthige Kai an der Meeresküſte. Gewöhnlich luſtwandeln hier die Franken, ehe die Nacht einbricht. Im milden Mondeslicht genießen beide Geſchlechter Arm in Arm des Abends ſchöne Stunden. Da ſpielt ein Liebender auf der Guitarre, dort ertönt eine Flöte und hier begleitet ein göttlicher Geſang die ſanften Melodien der Harfe. Von hier aus überſieht man auch eine große Strecke nach Süden den Kanal hinab und blickt gerade hinüber auf die aſiatiſche Küſte. Weiter hinab ſchloß ſich der Garten Stephanos mit noch einigen kleinen Gartenhäuſern, welche unmittelbar an der Küſte gelegen, an. Dort hoffte ich Madon zu ſehen, indem Jany ausgekundſchaftet hatte, daß ſie bis ſpät in der Nacht in jenen Räumen luſtwandele und dem Treiben der Menge am Kai zuſehe.

Mit günſtigem Winde flog unſer Fahrzeug in den Bosporus hinein und bald waren wir in der Gegend von Bujuckdereh angelangt. Jetzt zogen wir die Segel ein und ließen langſam ſchaukelnd unſern Kahn über die ruhigen Waſſer dahingleiten. Der Kai war bereits faſt menſchenleer geworden und ſomit lenkten wir an der Gartenmauer hin, an der die kleinen Häuschen lagen. Wir hatten ſchon zwei Mal den Weg hin und her zurückgelegt, doch der Garten ſchien wie ausgeſtorben. Da ließ ich unter einem der Häuschen die Barkerole ertönen, welche das griechiſche Mädchen bei jenem Gaſtmahl geſungen. Die Guitarrenakkorde hallten weit durch die Luft, doch noch wollte ſich kein Gegenſtand weder in dem Garten noch in den Häuschen zeigen.

Abermals begann ich mein Lied, trauriger, doch melodienreicher als zuvor, und beobachtete unverwandt die Gänge und die vergitterten Fenſter der Häuschen.

Nicht lange, ſo ſchwebten zwei Geſtalten durch die dicht umbuſchte, grüne Laubenallee nach dem Häuschen, bald ſich hinter Sträuchen verſteckend, bald Gänge ſuchend, wo ſie am wenigſten geſehen werden konnten. Jetzt hatten ſie das eine Häuschen erreicht, und ich gewahrte ſie an der umflochtenen Fenſteröffnung. Jany bemerkte ſie ebenfalls dort. Nun Liebe, dacht' ich, ſteh' mir bei! Wir trieben den Kahn ſo nahe ans Ufer, als es möglich war, und ich begann meinen Geſang abermals.

Nachdem ich mein Lied geendigt, öffnete ſich das Fenſter und die eine Geſtalt rief: „Cyrill!“ — Ja, ich bin es! — und im Nu war ich aus dem Kahne und eben ſo ſchnell hatte ich die Mauer erklettert. Hin ſtürzte ich zu ihren Füßen, nicht achtend wie ihre Geſellſchafterin ſich ängſtlich nach allen Seiten umſah, Verrath befürchtend. Doch mir war dieſe Gefahr in ſolchem Augenblicke hohe Wonne; ich benetzte ihre zarten Händen mit Thränen der Freude, und Götterluſt durchſtrömte mich.

„Mein Gott! was haſt du gewagt, Cyrill,“ begann ſie endlich; „wenn man uns hier überraſchte, — fliehe, jetzt iſt es noch Zeit!“

Laß ſie kommen, oder rufe deine Sclaven, daß ſie meinen Kopf, der ſo verwegen zu dir hinaufzuſchauen wagte, zu deinen Füßen legen; noch ſterbend wird mein Mund deinen Namen lallen und dich anbetend verehren. Ja! wer du auch ſeiſt, wie auch dein Stand dich über den meinen erhebe, ich verlange nichts weiter von dir, als daß du den armen Cyrill bedauerſt und ihm mit einem Blick der Gnade und Vergebung lohnſt: dann will ich ſterben, ſterben für dich, die du mein Seyn erſt werthvoll gemacht haſt.

„Ungeſtümer! ſtehe nur auf!“ und ſanft zog ſie mich von der Erde auf und öffnete mir ihre Arme. — Nie wird jener Augenblick mir in dem Buche meine Lebensſchickſale erlöſchen.

„Du mußt ſogleich fort; denn noch in dieſem Augenblicke kannſt du dem Verrath anheimfallen. Jener Schwarze, der dich vor kurzem aus dem Garten wies, lauert mißgünſtig in den Gängen des Gartens. Du ſollſt ein Zeichen von mir erhalten, verhalte dich ruhig, wo und wann wir uns ungeſtört ſprechen können. Dann, mein Cyrill, eile in die Arme deiner Madon, die dich, als ſie dich ſah, liebte; und geſtalten ſich Verhältniſſe, wird es wahr, was wir Griechen alle ſo feurig im Herzen tragen, wird einſt dein Vaterland dich mit Achtung nennen, ſo ſchwinde die Wand, die jetzt zwiſchen uns gezogen iſt, und wir werden vereinigt.“

Stimmen im Garten und Geräuſch wurden laut.

„Fort! fort!“ drängte ſie, „wenn dir meine Ruhe, mein Leben lieb iſt, fliehe ſchnell!“

Ich hatte noch ſo viel zu fragen, zu ſagen, allein vergebens; ſie trieb mich ängſtlich und mit unbeſchreiblicher Unruhe fort. Mit Blitzesſchnelle war ich über die Mauer, und Jany nahm mich in den Kahn auf. Alſobald waren wir wieder in den Strömungen des Bosporus und ſchon verſchwand das Häuschen unſern Blicken, aus deſſen Gitterfenſter hin und wieder ein weißes Tuch uns Zeichen nachwinkte. Ein milder, warmer Regen hatte ſich eingeſtellt und netzte uns; doch ich ſchwamm in einem Wonnemeer; hatte ich doch das Geſtändniß ihrer Liebe, und ich dünkte mich reicher als der Beſitzer des Serails, an dem jetzt unſere Barke vorbeifuhr.

Schon war der Morgen angebrochen, als wir an dem Hauſe Seppa's landeten und unbemerkt in daſſelbe zurückkamen. Ich warf mich auf die Polſter, um noch einmal die Seligkeit der ſo ſchnell verfloſſenen und doch ſo wonnigen Augenblicke träumend zu durchleben. Die Welt, meine Umgebung hatten ſeitdem eine andere Geſtalt angenommen; ich fühlte, daß ich ein anderer Menſch geworden, mit eigenem Willen, mit eigener Kraft. Ich würde die größten Opfer, die menſchlicher Kraft nur möglich, gebracht haben, wenn ich die Hinderniſſe aus dem Weg hätte räumen können, um mich ganz mit ihr zu vereinigen. Allein Alles lag noch tief in ein Chaos zuſammengeſchüttelt und bedeckte meine Hoffnungen und Wünſche mit einem undurchdringlichen Schleier, der mich in Betrübniß ſetzte. Auch von Seppa waren mir Hoffnungen gegeben, die auf eine ſchöne Zukunft bauen ließen; allein ich fühlte mich noch zu wenig in alle die Verhältniſſe, welche die nächſte Zukunft umſchloſſen, eingeweiht. Alles ſtürmte auf mich ein, und von Gedanken zu Gedanken kommend, von Gegenwart und Zukunft beunruhigt, ſchlief ich endlich ermattet ein.

Mutter Krotea weckte mich und rief mich an das Geſchäft; allein dazu war ich im Augenblicke nicht aufgelegt. Ich entſchuldigte mich mit Unwohlſein, ſetzte mich in meine Stube hin und ſchrieb an Maden, um ihr meine Gedanken, die ich, ſo viel ich ihr auch ſagen wollte, nicht hatte ausſprechen können.

Der Liebende iſt nie arm an Ideen, denn die ganze Welt liegt wie ein bunter Blumengarten vor ihm, in dem die ſeltenſten und anziehendſten Blüthen in üppiger Fülle prangen. Aus ihnen windet er einen Kranz für die Heißgeliebte und Entfernte. So hatte ich bereits Bogen beſchrieben, aber noch war ich nicht mit dem kleinſten Theile fertig, immer drängten ſich wieder neue Gedanken herbei, die mir wichtiger als die erſten dünkten. Dann ſchien mir das Ganze wieder zu lächerlich, zu kindiſch; dann aber kam mir vor, als wenn ſie dieſes Alles doch wiſſen müßte. Da trat Jany in die Stube, er war mein Vertrauter, ihn ſchloß ich in die Arme und durchlebte in dieſem Augenblick das nächtliche Abenteuer meines Glückes noch einmal.

Das Jahr 1818 war angebrochen, und ich bemerkte in dem Hauſe meines Pflegevaters faſt täglich andere und neuere Geſichter, die mir als Landsleute vorgeſtellt wurden, welche theils von Odeſſa, theils von Petersburg zu uns herüberkamen. Gerade nach Ankunft ſolcher Fremden ſchloß man ſich ein und verkehrte nur in den geheimſten Zimmern des Hauſes. Auch jener Greis Koramenos kam jedesmal zu eben derſelben Zeit, ſuchte mich auf und unterhielt ſich mit mir über meine Liebe, die mir ſo viel Sorgen verurſacht habe; dabei ſprach er mir mehr als je Muth ein. Indeſſen konnte ich zu dieſem gar liebevoll gegen mich geſinnten Greiſe kein ſo recht inniges Vertrauen gewinnen und ſchloß mein Herz, ſeit ich Madon geſehen und geſprochen hatte, gegen ihn ab, um nicht vielleicht zugleich mein Wagſtück in dem Garten des

Fürſten zu verrathen. Doch wie bitter hatte ich mich in dem Alten getäuſcht!

Die Zeit der Faſten war bei uns vorüber; mein Pflegevater hatte einen Theil jener Geſellſchaft, die ich bei Stephanos getroffen, zuſammengebeten und feierte ein kleines Familienfeſt unter dieſen Freunden. Die nämlichen Gebräuche oder Erkennungsſcenen kamen dabei vor, die ich ſchon bemerkt hatte. Man ſetzte ſich zu Tiſche in einem der hinteren Säle des Hauſes; Freundſchaft und Liebe walteten im Kreiſe, die Geſpräche betrafen das Vaterland und ſeine Befreiung. Vater Seppa holte Briefe herbei, von geheimen Boten empfangen, und theilte ſie den Einzelnen mit. Man rieth, man machte Pläne, doch konnte man nie zu einem eigenen feſten Entſchluſſe gelangen; die Anſichten waren zu verſchieden, theils aus Rückſichten, theils aus Furcht, die Sache könne nicht glücklich auslaufen, und theils aus Mangel an Einſicht in die Sache ſelbſt. Doch beredt zerſtreute Seppa alle Bedenklichkeiten, indem er immer wieder darauf hinwies, daß ein Vaterlandsvertheidiger weder vor- noch rückwärts ſchauen dürfe, ſondern nur ein Ziel, Vernichtung der Tyrannen, im Auge haben müſſe. — Die Geſellſchaft wurde lauter; da klopfte es heftig an die Thüre des Vorderhauſes. Mitternacht war ſchon vorbei, man ſtand im Begriffe, ſich zu trennen. Vorſichtig ging Seppa mit einem Lichte hinunter, die Bedienten ſtanden ſchon lauſchend an der Thüre.

„Wer iſt hier?“ fragte er; da ließ ſich ein Zeichen vernehmen und Seppa öffnete.

Herein trat Koramenos, bleich und verſtört, und folgte Seppa in den Saal. „Meine Brüder, wir ſind verrathen! Galatis hat die Verſchwörung in Petersburg entdeckt; ein Courier des türkiſchen Geſandten fliegt von dort hierher, um den Großherrn in Kenntniß zu ſetzen.“

„Tod dem Verräther,“ riefen Alle mit einemmale!

„Ja, Tod dem Verräther,“ rief auch Koramenos und ſank erſchöpft auf einen Stuhl.

Alles gerieth in die lebhafteſte Unruhe und ich hatte Gelegenheit auf den Geſichtern der Anweſenden die Beſtürzung wahr zu nehmen; nur Seppa blieb ruhig und auch Koramenos erholte ſich bald wieder und beſprach ſich mit demſelben. Als nun der erſte Schreck vorüber war, ſo wurde einmüthig beſchloſſen, dem Präſidenten noch in dieſer Nacht es anzuzeigen, um die Verbündeten zuſammen zu berufen und fernere Maßregeln zu nehmen. Alles trennte ſich alſobald und Koramenos übernahm es, den Präſidenten mit dem Ereigniß bekannt zu machen. Er ſchickte ſich ſogleich zum Weggehen nach Bujukdereh an, als er gegen Seppa bemerkte, daß er mich zu ſeiner Begleitung ausbitte, im Falle er einen ſchleunigen Boten haben müßte.

Nichts konnte mir erwünſchter kommen, als gerade dieſes, und wir beſtiegen deßhalb ſogleich den Kahn, den dieſesmal ebenfalls Jany führte. Bald waren wir im Bosporus und an der Bucht von Bujukdereh. Die Morgendämmerung war bereits zu Tag geworden, als wir den Kahn verließen und ans Land ſtiegen. Wir eilten durch die Straßen nach dem Pallaſte des Stephanos, klopften leiſe an den unteren Gemächern in dem Vorhauſe an. Der Schwarze guckte heraus und nachdem er Koramenos erkannt, ließ er ihn ein: mir aber verweigerte er für jetzt den Eintritt, da ſein Herr ihm ſtrenge Ordre gegeben, auf mich Achtung zu haben. Koramenos war erſtaunt, begütigte den Schwarzen und verlangte im Namen des Stephanos, mich einzulaſſen. Ich muß geſtehen, meine Lage war nicht die beſte und ich wurde von Zweifeln gefoltert, was wohl die Urſache dieſer Befehle gegen mich ſei. Hatte Stephanos mein nächtliches Abenteuer erfahren und wollte mich deßhalb und aus Rückſichten für ſeinen Stand von ſeiner Tochter entfernt halten? genug, Zweifel auf Zweifel ſtiegen in mir auf und ich betrat mit Verlegenheit die inneren Räume des Hauſes. Ein griechiſcher Bedienter, der ſogleich Koramenos begrüßte und mit ihm leiſe ſprach, ging nach den Gemächern des Fürſten.

„Beſieh dir,“ ſprach Koramenos, als er den Gemächern zuging, „das Haus und den Garten, ich kehre bald wieder und finde dich dort.“

Ich hatte den Wink verſtanden, ging durch die Halle des Hauſes und betrat den Garten. Der Morgenthau glänzte auf allen Gräſern — und die Sonne beſchien ſeitwärts den hinteren Theil des Pallaſtes, deſſen ganze Fronte in die Anlagen hinausging. Vorſichtig ſah ich mich um, keine Seele war zu entdecken; nur hie und da flog ein Vogel aus den blühenden Hecken auf, um auf den nächſten ſeinen Geſang zu beginnen. Ich ging langſam durch die Alleen und Laubgewinde, ſtets den Blick nach dem Hauſe zurückwendend; denn mir ſagte eine Ahnung, von dorther würde ich irgend etwas erſchauen, woran mein innerer Glaube mit glühender Seele hing. Jetzt hatte ich den Garten-Pavillon erreicht, er war offen und Niemand darinnen. Ich trat ein und fand denſelben gerade ſo, als hätte die Bewohnerin ihn erſt verlaſſen. Auf dem Diwan lagen Stickereien umher, nebenan die Guitarre, auf einem eleganten europäiſchen Nähtiſchchen Bücher.

Was lieſt ſie wohl? war ſogleich die neugierige Frage an mich. Ich ſchlug ein Buch auf: Griechenland und ſeine Staaten — mit Specialkarten — von Rhigas. Ein zweites enthielt Heldengedichte und Freiheitslieder von Rhigas; ein drittes war franzöſiſch und handelte ebenfalls von Griechenland.

Mir ward ſo wohl in dieſen Räumen und eine unendliche Sehnſucht ergriff mich nach der Bewohnerin, welche vielleicht noch im ſüßen Schlafe glücklichen Träumen ſich überließ, während hier, nicht ahnend, der Geliebte ſich tauſend folternden Gedanken hingab.

Das Nähkäſtchen mit ſammt ſeinen kleinen Geräthſchaften an Zwirn, Perlen, Seide, Nadelbüchſen, den feinſten Scheeren, den eleganteſten Meſſern, war halb geöffnet und ich wagte nicht, es ganz herauszuziehen; allein meine Neugierde ließ mir keine Ruhe und ich wollte mir ſogar weiß machen, daß ich gewiſſermaßen ein Recht dazu habe. Ich zog es endlich heraus; nichts als Stickmuſter in dem hinteren Theile des Behälters, die ich einzeln zur Anſicht herausnahm. Jetzt ſah ich ein zugemachtes Briefchen zwiſchen dieſen Stickmuſtern, das Siegel nach oben, die Adreſſe nach unten liegend. — Schon griff meine Hand haſtig darnach, doch zog ich ſie zurück und ſchämte mich und trat auch ſogleich aus der Thüre, um mich zu entfernen; doch

Unruhe und Beklemmung ließen mich nicht fort, ich ſtand wie eingewurzelt. Schnell kehrte ich um, ergriff den Brief, drehte ihn und las: „An Cyrill!“

Ein freudiger Schreck fuhr durch meine Glieder. Der Brief war geſiegelt, und wie der Leibende ſich bald Herren-Rechte einräumt, ſo folgerte auch ich, daß, da der Brief nun einmal jedenfalls für mich beſtimmt geweſen, ich auch das Recht habe, ihn zu erbrechen. Noch zitterte er in meiner Hand und ich ſchwankte zwiſchen Recht und Unrecht, als ich den ſchwarzen Sclaven den Gang heraufſchleichen ſah. Huſch war der Brief in meiner Taſche und ich ging nun nach der Seite des Gartens hin, wo auch das Gartenhäuschen an der Mauer lag, in welchem ich Madon zum letztenmale geſprochen. Von Zeit zu Zeit ſah ich mich nach meinem läſtigen ſchwarzen Verfolger um und bemerkte mit großem Verdruß, daß derſelbe mich mißtrauiſch beobachtete und mit ſeinen tückiſchen Augen verfolgte. Ich war jetzt an dieſem Häuschen angelangt und es ſtand ebenfalls offen. Ein friſcher Oſtwind wehte mich an, indem ich durch die geflochtenen Gitter nach der Gegend hinſah, wo ich mit Jany gelaubet. Ich verſank in die Erinnerung jenes glücklichen Momentes, als der Schwarze hinter mir erſchien, mich unſanft auf die Achſel klopfte und ſprach:

„Nicht wahr, dieſe Mauern ſind leicht zu überſteigen?“

Ja, für den, der klettern kann; doch dir plumpen Burſchen wird es nie gelingen, ich wette darauf.

„Doch, wenn es gilt, einen Ueberläſtigen im Garn zu fangen.“

So thue das, wenn du Auftrag und Geſchick dazu haſt. — Damit entfernte ich mich aus dem Häuschen und ſchlug den nächſten Weg nach dem Pallaſte ein. Der Schwarze blieb zurück, doch als ich in einer Seitenallee angekommen war, welche ebenfalls nach dem Pavillon führte, ſah ich Koramenos am Eingange deſſelben. Ich richtete meinen Schritt dahin und fand den Greis beſchäftigt, die Stickmuſter wieder ſauber in das Nähtiſchchen zu legen.

„Du warſt über dieſem Tiſchchen?“ fragte mich Koramenos als ich eintrat.

Ja!

„Haſt du einen Brief an Cyrill gefunden?“

Ich habe —

„Und haſt ihn geleſen?“

Nein! allein ich trage ihn bei mir.

„Er war für dich beſtimmt und mir ward der Auftrag, dir ihn einzuhändigen; doch erbrich denſelben nicht eher, als bis wir dieſe Gegend verlaſſen haben.

Verräther, mein Freund, umgeben dich und nur mir vertraue.“

Iſt deine Sendung vollendet? fragte ich.

„Alſobald! ich erwarte nur einen ſchriftlichen Beſcheid.“

Während der Zeit war der überläſtige Schwarze ſchon wieder an unſerer Seite und ſchien ein Geſpräch mit Koramenos beginnen zu wollen, doch dieſer wendete ſich von ihm und wir verfolgten einen dem Häuschen entgegen geſetzten Laubengang, welcher uns an eine hohe Mauer nach der Landſeite zu führte. An ihr hin waren hohe Cypreſſenbäume gepflanzt, um welche ſich kleines Buſchwerk ſchlängelte und ſo die Mauer faſt bedeckte. Sie führte auf eine Anhöhe hin und nach einem buſchigen Hain, welcher die Ecke derſelben dicht beſchattete. Dort angelangt, betrat Koramenos den Hain, winkte mir und machte mich auf eine Art Felſenhöhle aufmerkſam, welche vom Geſträuch ſo ganz überhangen war, daß ſie nur bei näherer Unterſuchung entdeckt werden konnte.

„Merke dir dieſe Höhle, mein Sohn, und ſuche ſie bei etwaiger Gefahr zu erreichen; betritt ſie dann ohne Furcht, ſie führt dich in's Freie und deine Spur iſt bald verloren. Doch jetzt ſchnell zurück, damit der ſchwarze Teufel uns nicht ausſpürt.“

Bald gelangten wir an den Pallaſt. Der Schwarze hielt einen vierfach geſiegelten Brief in Händen und übergab ihn Koramenos. Ich konnte nicht anders: ich ſendete noch einen Blick voll Sehnſucht nach den im oberen Stockwerk geſchloſſenen Fenſterverhängen, während Koramenos und der Schwarze bereits in die Halle getreten waren. Da regte ſich die Gardine an einer Stelle und zog ſich zurück, und Madon mit aufgelöſtem Haare ſandte mir einen Blick voll Liebe herab. — Jetzt ſprang ich den Vorangegangenen nach und bald hatten wir unſern Kahn erreicht.

Vierter Abend.

Sobald das Schiff vom Lande abgeſtoßen war und wir uns im Canal befanden, holte ich haſtig mein Heiligthum aus der Taſche hervor, erbrach den Brief und las:

„Mein theurer Cyrill!“

„Meine Gefühle floſſen in Dein warmes, redliches Herz über als ich Dich zum erſten Male ſah. Umgeben von Glanz und von dem Stolz meines Hauſes, mußte ich mein Inneres verbergen. Als ich Dich zum zweiten Male ſah, liebte ich Dich noch mehr, denn Du hatteſt, vielleicht ohne daß Du es wußteſt, Dein Leben auf das

Spiel geſetzt, mich zu ſehen und ſo meine Liebe zu erringen. Du haſt ſie; aber meine Hand wird nur Demjenigen, der zur Befreiung ſeines Vaterlandes mit Hintanſetzung alles deſſen, was ihm werth und eigen iſt, heldenmüthig mitwirkt. Bald wird Dich Dein Vaterland rufen: denke an meine Liebe und den Preis, um den Du kämpfſt.“

„Madon.“

Tauſendmal küßte ich den Brief und unwillkührlich griff ich nach dem Dolch in meinem Gürtel. Wie ſehnte ich mich jetzt nach Kampf und Schlacht, um Sie zu erringen.

„Die Zeit wird kommen und bald kommen, mein Cyrill!“ ſprach ernſt Koramenos und ergriff krampfhaft meine Hand. „Heute noch ſollſt du in unſern Bund eingeweiht werden und dann beginnt eine thatenreiche Zukunft für dich.“

Still war ich geworden und eine große Periode der Hoffnung ging in dieſem Augenblick an meinen inneren Blicken vorüber.

In dem Hauſe meines Pflegevaters war es indeſſen wieder ganz ruhig geworden. Koramenos theilte ihm das mit, was er zu wiſſen nöthig hatte, dann entfernte er ſich ſchnell. Mein Vater nahm mich an der Hand, zog mich in ein anderes Zimmer und ſprach:

„Halte dich fertig, Cyrill, dieſe Nacht noch wirſt du an einen Platz geführt werden, der dir alle die Räthſel enthüllen wird, die dich bis jetzt umgaben."

In Kaſi Köi, jetzt ein kleines Dörfchen auf der aſiatiſchen Küſte, befinden ſich noch die Trümmer der ehemals ſo berühmten Stadt Chalcedon. In geringer Entfernung, nahe an einer Landſpitze, zu welcher ſich in weſtlicher Richtung die Reſte erſtrecken, liegt die Ruine eines großartigen Pallaſtes mit Thürmen und Mauern, Mollaburun, d. h. Vorgebirge von Molla genannt, und ſchließt mit dem gegenüberliegenden Fanarburun, d. h. Leuchtthurmsvorgebirge, auf welchem ein Pharus in den Propontis hinausleuchtet, einen großen geräumigen Hafen ein.

In den Trümmern von Chalcedon befinden ſich noch unterirdiſche Säle, die faſt ganz erhalten, der Zerſtörung der Zeit Trotz geboten. Im achtzehnten Jahrhundert waren dort die Schlupfwinkel der Piraten, welche im Archipel und bis in das Meer von Marmora kreuzten. Später wurde die Gegend geſäubert und die Ruinen waren wie ausgeſtorben.

Als nun die Hetärie in Conſtantinopel immer mehr um ſich griff, und die reichſten und angeſehenſten griechiſchen Kaufleute ſich ihr anſchloſſen, allein ihre Verſammlungsorte in der Stadt aus Furcht vor Verrath nicht ſicher hielten, ſchlug ein Grieche von Kaſi Köi und ehemaliger Pirat, der mit den Ruinen von Chalcedon vertraut war, dieſe Ruinen den Verſchworenen vor — indem er ihnen die geheimen Gänge in denſelben entdeckte und ſie in eine bedeutende und weite unterirdiſche Wölbung brachte, aus welcher ein Ausgang nach der Landſeite und ein anderer nach den felſigen Ufern, nahe an der Küſte, führte, welcher letztere von dem Meere nicht allein beſpült, ſondern ſogar halb unter Waſſer geſetzt war, ſo daß in ſeinem Raum ein großer Kahn bequem Platz hatte und jedem Späherauge verborgen lag. Die Verſchworenen hielten dort jahrelang, ohne daß ſich eine Spur der Entdeckung gezeigt hätte, noch zu beſorgen war, ihre Verſammlungen, und in dieſen Räumen wurde das Abſchütteln des Türkenjochs beſchworen und zur Ausführung gebracht.

Es war am 24. Juni 1818, als in unſerem Hauſe viele Fremde eingekehrt waren, die ſich nach kurzem Aufenthalte bald wieder empfahlen und theils nach der Stadt verſchwanden, theils durch Kähne nach dem Bosporus zu ſegeln vorgaben. Der Abend war hereingebrochen, der Himmel mit ſchwarzen Wolken bedeckt und die Nacht ſchien ein Gewitter mitzubringen. Nichts deſto weniger ſagte mir Seppa, daß wir mit der völlig hereinbrechenden Dunkelheit eine Tour zu Meere an's jenſeitige Ufer machen würden. Schon ließen ſich einige ferne Donner hören, die indeſſen bald wieder verhallten, und mit dem Schlag Neun unſerer Hausuhr ſtiegen wir in einen Kahn, in welchem Jany bereits wartete und mit uns, wie durch Zufall, noch vier andere in eine Art Mantille gehüllte Männer. Alſobald ſtieß Jany ab und einer der mit uns Eingeſtiegenen ſetzte ſich an das Ruder.

Das Meer ging hoch und ſchien in Aufruhr zu ſein, und unſicher wurde unſere Fahrt, als wir den Hafen von Conſtantinopel verlaſſen und nun in die Strömungen des Bosporus und Propontis geriethen. Ein Segel wurde aufgezogen und die rabenſchwarze Nacht, die unheilvoll auf die kräuſelnden Wellen niederdrückte, bedeckte uns, ſo daß wir uns kaum in dem Fahrzeug ſehen konnten. Immer höher und höher ſtiegen die Wogen und ſchleuderten unſer Fahrzeug oft ganze Strecken fort, dennoch war alles ſtill und ruhig im Kahne und es wurde die Richtung nach Skutari genau eingehalten. Wir erreichten endlich die Küſte, und ſegelten längſt dieſer hinab nach dem Dorfe

Kaſi Köi. Giſchend ſchlug hier die Brandung an die Felſen und gefährdete unſer Fahrzeug, ſo daß wir glaubten, es würde daſſelbe an den Klippen zerſchellen. Allein jetzt lenkte es plötzlich in eine Felſenſchlucht ein, und nun arbeitete Jany und unſer Steuermann, ſich an den Felſen hin haltend, den Kahn in eine dunkle Oeffnung, und ſo verſchwanden wir aus dem Meere. Bald wurden Lichter ſichtbar und einige verlarvte Männer kamen mit Fackeln aus der Höhle und bewillkommten uns Ankommende.

Nachdem wir ausgeſtiegen, der Kahn in die Höhle gezogen und trocken gelegt war, traten die Verlarvten näher und einer rief:

„Wer ſeid ihr?“

Seppa antwortete: „Sclaven!“

„Was wollt ihr?“

„Die Freiheit!“ antwortete ein zweiter:

„Woher kommt ihr?“

„Aus dem Weſten!“ ein dritter.

„Wohin wollt ihr?“

„Nach Oſten, zu unſeren unglücklichen Brüdern!“

Darauf zogen die Männer die Masken ab und reichten einzeln einander die Hände. Man ſchritt vorwärts, bald verengte, bald erweiterte ſich die Höhle, bis wir nach einem fünf Minuten langen Marſch auf ſteinigtem Pfad an eine Art Mauer kamen, in welcher ſich ein Loch befand, das mit Geſträuch bedeckt war und durch das wir in eine hell erleuchtete Halle traten. Sie war mit den Fahnen des Kreuzes geſchmückt, auf denen die Worte ſtanden: Mit dieſen werden wir ſiegen! wie ich ſie bereits in der Höhle der Alten auf Negropont geſehen hatte. In der Mitte der Halle, die einſtmals die größte Pracht entfaltet haben mochte, ſtand ein Altar und vor demſelben auf einem zweiten ein Harniſch mit Waffen, Dolchen und Säbeln. Auf dem Hauptaltare ſelbſt aber lag ein großes Buch.

In dem ungeheuren Raume trieben ſich in einzelnen Gruppen theils Männer mit abgelegten Larven in Mänteln und bewaffnet herum, theils andere, die noch Larven vor dem Geſicht trugen und ſich in die Ecken zurückzogen. Noch immer vermehrten ſich die Verſchworenen, die aus anderen Gegenden zu kommen ſchienen und auf anderen Wegen in den Saal gelangten.

Da ertönte in dem Dorfe weit von uns und auf der Oberfläche der Erde in einzelnen langſam dumpfen Schlägen die Glocke zwölf Mal.

Aus einer Niſche trat ein griechiſcher Prieſter und hinter ihm mehrere Geiſtliche im feierlichen Ornate, darunter die meiſten in griechiſcher Tracht und mit langen Dolchen bewaffnet. Der erſte Prieſter trat vor den Altar, ſchlug mit einem Schwert, das er ergriffen, jene dreigetheilten Schläge auf den vorliegenden Schild und rief: „In Ordnung meine Brüder!“

Mit dieſem Ruf zertheilten und erweiterten ſich die Gruppen zu einem dreigliederigen Kreiſe in der ganzen Weite der unterirdiſchen Halle. Ein jeder zog den Dolch, den er im Mantel verſteckt getragen, und ſetzte ſich denſelben auf die eigene Bruſt.

„Ihr Beamten!“ begann der Prieſter! „wie hoch iſt es an der Zeit, daß wir uns hier zum außerordentlichen Thun verſammeln?“

„Es iſt Mitternacht!“ antwortete eine Stimme aus dem Kreiſe.

„Sind wir ſicher in der Berathung und die Eingänge den Neugierigen und dem Feinde verſchloſſen?“

„Sie ſind es,“ riefen die, ſo die Eingänge bewachten.

„Hier ſtehe ich denn,“ begann der Geiſtliche, „im Namen eines bedrängten chriſtlichen Volkes und im Namen unſeres Herrn, des dreieinigen Gottes, und ſeines Sohnes Jeſu Chriſti, welcher für uns und unſern Glauben den Märtyrertod ſtarb, die heilige Schaar einzuſegnen, die ſich verbunden, die Sclavenketten, die ſie Jahrhunderte lang mit Schmach und Laſt erdrückten, jetzt, wenn es ſein muß, zugleich mit Gut und Leben abzuſchütteln, ſie einzuſegnen zu dem großen Werk, welches ſie beginnen wollen.“

„Cyrill aus Negropont, nahe dich dem Altare und lege den Eid, den dein Vaterland von dir verlangt auf die Bücher deines Glaubens, auf das Evangelium, ab.“

Ich trat mit raſchem Entſchluſſe vor.

„Ziehe deinen Dolch und gelobe dich eher ſelbſt dem Tode zu weihen, als daß du Verräther an deinem Vaterlande, an deiner Treue an dem Bunde würdeſt und ſprich vernehmlich den Eidſchwur mir nach:

„Ich gelobe für den Glauben und für mein Vaterland zu ſtreiten, und niemals rückwärts zu ſchauen, bis meine Feinde durch mein Schwert gefallen; — meinen Nächſten als mich ſelbſt zu lieben, die Feinde meines Glaubens, Vaterlandes und Volkes zu haſſen, zu verfolgen und zu vernichten, ſo lange noch ein Blutstropfen in meinen Adern ſtrömt; — jedes andere Band, jede andere Verpflichtung dem Bunde zum Opfer zu bringen. Ich verbinde mich durch meinen feierlichen Eid, das Schwert nicht eher aus den Händen zu legen, bis Griechenland frei und der heilige Boden der Heimath von den Barbaren, die ihn beſudeln, gereinigt iſt.“

Nach dieſem abgelegten Eide umarmte mich der Prieſter als Bruder; ich mußte niederknieen, die Bewaffneten an ſeiner Seite zogen die Schwerter, legten ſie auf mein Haupt, und ſo war ich denn wirkliches Glied des Bundes der Freunde, — der Hetärie.

Darauf ging ich auf meinen Platz zurück und der Prieſter begann abermals:

„Rächer unſerer Schmach! Ihr Prieſter der geheiligten Schaar! Hirten, Erzhirten, ihr Geweihten und Führer der Geweihten von Epirus, Macedonien, dem Peloponnes, den Inſeln des Aegäiſchen Meeres und den Küſten Kleinaſiens — meine Brüder!

„Es gibt kein griechiſches Herz, das nicht vor Verlangen und Hoffnung ſchlüge, das nicht Begeiſterung und Drang, zur Befreiung des Vaterlandes mitzuwirken, belebte. Die Selbſtändigkeit unſeres Volkes ſoll hergeſtellt werden unter den gebildeten Völkern Europa's. Dieſe Nation, nach zwanzig Jahrhunderten, reich an Ruhm und Unſterblichkeit, ſeufzt jetzt unter dem fürchterlichſten Joche, das je auf Menſchen gelaſtet hat. Wir haben es ertragen dieſes Joch, es drückt uns ſeit Jahrhunderten zuſammen; es hat unſere politiſche Exiſtenz zerſtört, es hat allmählig unſere perſönliche Würde herabgedrückt, es hat, wir geſtehen es mit Schmerz, unſeren Charakter verringert und entwerthet: traurige aber unausbleiblich nothwendige Folgen für Jeden, der in solcher Sclaverei und Verachtung leben muß, in der wir geseufzt haben. Aber ein göttlicher Funke des Geiſtes unſerer Ahnen hat in uns fortgelebt, und dieſes heilige Feuer ſoll ſich jetzt und bald verbreiten, ſoll unſere Herzen erheben, ſoll das Gefühl unſerer Würde erwecken. Seit fünf Jahrhunderten ſtarben wir dahin in Schmerz und Schmach, doch jetzt leuchtet die Oriflamme der Freiheit in uns auf, ihr Licht hat uns ergriffen, und wir ſchwören, als Menſchen mit menſchlichen Rechten zu leben oder zu ſterben.

„Unſere Unterdrücker, das wilde, barbariſche Türkenvolk, inſtinctmäßige Feinde eines jeden andern Volkes und ſeiner politiſchen und religiöſen Einrichtungen, erdrücken uns durch ihre Grauſamkeit. Der Koran ſpricht in dem Kapitel vom Schwert zu den Muhamedanern: „Befindeſt du dich bei den Ungläubigen, ſo tödte ſie, ſchneide ihnen den Kopf ab, binde ſie, wirf ſie ins Feuer, oder mache ſie zu Sclaven, oder behalte ſie als Gefangene, oder laſſe ſie ein Löſegeld bezahlen, wie es dir beliebt. Kurz, gönne ihnen keine Ruhe, höre mit deiner Verfolgung nicht auf, bis du dir ſie unterworfen haſt.“ Das ſind Gebote für Heiden, und darum waren unſere Leiber und Güter ihr

Eigenthum. Kein Geſetz alſo, keine Zuflucht ſchützt uns vor ihrer Wuth; für uns iſt keine Gerechtigkeit; unſere Köpfe fallen auf den erſten Wink der Despoten; unſere Weiber, unſere Kinder werden uns entriſſen, um die thieriſchen Leidenſchaften unſerer Tyrannen zu befriedigen; unſer Gut, um ihre wilde Habſucht zu ſtillen. Unſere Felder, benetzt mit unſeren Thränen, dürfen uns nur Früchte tragen, wenn es der Paſcha genehmigt, unſere Ernten dürfen nur die Zeitigung erlangen, nur eingebracht werden, wenn er es erlaubt; eine ſeiner Launen zerſtört ſie ſo gewiß, als es das Feuer vom Himmel thun würde.

„Darum müſſen wir zu den Waffen greifen, um dieſe unerhörte Schmach zu rächen; — unſer Kopf liegt unter dem Beil, wir wollen den Arm ſtrafen, der es wagt ihn abzuhauen. Unſere Verſchwörung iſt eine Nothwehr, ſie iſt heilig für jeden Menſchen, der fühlt, was die Natur jedem einflößt, der lebt, und das Recht zu leben verlangt.

„Der Himmel wird ſegnend auf unſer Thun herunterblicken, wenn wir treu, einig und verſchwiegen das große Werk vorbereiten, beginnen und kraft unſeres geleiſteten Schwures mit Ausdauer durchführen. Ein jeder gebe ſich das Verſprechen, das Schwert für das allgemeine Heil zu ziehen und es nicht eher in die

Scheide zu ſtecken, bis die gerechte Sache zwiſchen Griechenland und ſeinen Unterdrückern vollkommen entſchieden iſt.“

„Wir ſchwören es mit Gut und Blut,“ wiederholten mit gedämpfter Stimme die Verſchworenen. Darauf trat ein Anführer, Skuphas, hervor und meldete: wie ein Grieche, Galatis, aus Ithaka, ſich in Petersburg der Untreue und des Verrathes am Bunde ſchuldig gemacht und die Häupter des Vereines einem ruſſiſchen Staatsſekretair entdeckt und ſo den Bund gefährdet habe; denn bereits ſeien Couriere des türkiſchen Geſandten in Conſtantinopel eingetroffen, welche dem Großherrn die Nachricht von der Verſchwörung überbringen. Er ſelbſt habe in Gemeinſchaft mit Tzakalof, Panag und Anagnoſtopulos den Verräther eingefangen und dem Bunde zur Strafe überbracht. „Er iſt des Todes ſchuldig!“ rief Skuphas, „meine Brüder, ſtimmt ab!“

„Tod dem Verräther!“ rief Alles mit ruhiger Faſſung und feſter Stimme.

Der Unglückliche wurde vorgeführt, kein Laut entſtrömte ſeinen Lippen. Zwei ſchwarz verhüllte Männer traten heraus, ergriffen Galatis und in der nächſten Sekunde war er nicht mehr. Nun wurden die einzelnen Nachrichten über den Fortgang der Verſchwörung in allen griechiſchen Landestheilen vorgebracht und weitere Befehle an die auswärtigen Führer des Bundes ertheilt. Eine bedeutende Summe Geldes legte einer der entfernteren Verbündeten auf den Altar und ſtellte es für die allgemeine Bewaffnung zur Verfügung des Bundes. Ein anderer zeigte an, daß aus Frankreich nach der Inſel Hydra mehrere Tauſend Stück Gewehre auf Verwendung der einflußreicheren Brüder abgegangen ſeien. Ein ſchlank-gebauter Seefahrer von der Inſel Mykoni zeigte an, daß alle Schiffe ſeiner Inſel auf den erſten Ruf bemannt und bewaffnet werden könnten.

Hierauf ging es an die neuen Wahlen. Galatis war Anführer des einen Bundes in Conſtantinopel geweſen, an ſeiner Stelle wurde Sekeris — ein reicher Kaufmann in Conſtantinopel — gewählt; für Petersburg Alexander Ypſilanti; Pharmacis für Theſſalien und Macedonien; Perrhukas und andere für Morea; der Erzbiſchof von Nauplia als Vorſteher in Korinth und Arkadien; Germanos, Nataros, Zaimis, Odyſſeus in Albanien; Anagnoſtopulos in der Moldau; Theodor Negris in der Wallachei. — Die Verſammlung beſtand auch noch aus Schiffscapitainen von Hydra, Specia, Ypſara u. ſ. w.

„Sobald nun die Vorſteher und Führer unſeres geheiligten Bundes,“ begann der Prieſter abermals,

„Euch ein Zeichen geben — und die Zeit erſchienen iſt, wo unſer Joch fallen und die Morgenröthe unſerer jungen Freiheit anbrechen ſoll, ſo haltet Euch bereit und bleibt Eurem Eide treu. Der Allmächtige wird unſre Waffen ſegnen, da unſre Sache gerecht iſt. — Zur Ordnung meine Brüder.“

Jeder ergriff ſeinen Dolch, ſetzte ſich denſelben abermals auf die Bruſt und nun ſprachen Alle knieend noch einmal den Schwur nach, welchen ich geleiſtet.

„Welche Zeit iſt es jetzt, meine Brüder?“ fragte der Prieſter!

„Die Sonne harrt ſchon im Oſten!“ antwortete Einer aus der Menge.

„Dann iſt es Zeit, daß ihr eure Tyrannen in Miene und Wort täuſchet und ſie blind für unſer Vorhaben macht. Gehet denn in Frieden und gedenkt der Schmach des Vaterlandes.“

Ein dreimaliger Schlag auf den Schild endigte die Verſammlung. Die Fackeln verlöſchten, die Führer verſchwanden, der Altar wurde geräumt und Nacht umgab uns.

Seppa und Koramenos nahmen mich bei der Hand; an dem leiſen Geräuſch merkte ich, wie durch die verſchiedenen Ausgänge ſich Jeder ſtill entfernte. Da erſchien eine Fackel, die einen Theil der Höhle nach dem Meere zu, woher wir gekommen waren, erleuchtete. Nur Mann für Mann konnte vorwärts, und wir waren die letzten, die den anderen folgten. Ein Kahn nach dem anderen drängte ſich aus der Bucht in das ſchwarze Gewäſſer. Das Gewitter war vorüber, doch das Meer noch unruhig, ſo daß der folgende Kahn jedesmal warten mußte, bis der vorher abgegangene aus der Brandung, die mit aller Gewalt an das felſigte Geſtade ſchlug, auf offene See hinaus gelangt war. Jetzt traten auch wir unſern Rückweg an, und mit dem Abſtoßen unſeres Fahrzeuges verlöſchte die Fackel in der Höhle. Jany und unſer Fährmann hatten anhaltend und ſtark zu arbeiten, ehe es ihnen glückte, das Fahrwaſſer zu erreichen.

Noch ehe die aufgehende Sonne Licht über die Erde verbreitete, waren wir an dem Hauſe Seppa's angelangt. Jeder trennte ſich ſtillſchweigend und verfolgte ſeine Straße. Doch ängſtlich und weinend kam uns Krotea entgegen, die uns erzählte, daß, kaum als wir abgereiſt waren, einige Türken in das Haus gekommen wären und Seppa dringend zu ſprechen verlangt hätten. Mit der Antwort, daß derſelbe nach Skutari in Geſchäften ſei, hätten ſie ſich zwar beſchwichtigen laſſen, doch hätten ſie ſich überall und ſcharf umgeſehen. Ich muß hier bemerken, daß Seppa ein beſonderer Freund und gleichſam Zahlmeiſter eines der Polizei-Paſchas war, der ihm große Summen ſchuldete, und daß jedenfalls der Verdacht dadurch bei dem Anführer gemildert worden war.

Wir verfügten uns ſogleich auf unſere beſonderen Gemächer; allein kaum war der Tag angebrochen, als die Wache bereits vor der Hausthüre Seppa's ſtand, und ihn zu ſprechen verlangte. Er war ſogleich bereit, mit der Wache abzugehen, als der Baſch-Aga in eigener Perſon und unter ſtarker Begleitung das Haus betrat. Alle Winkel des Hauſes wurden durchſucht und jede Art von Waffen mitgenommen, dann aber Seppa verhört, ob er zu der geheimen Geſellſchaft gehöre, welche in Petersburg und Conſtantinopel ſtarken Verkehr hätte, und ob er nicht Perſonen angeben könne, die zu dieſer Secte gehörten.

„Herr! Ihr wißt, ich treibe ruhig mein Geſchäft und bekümmere mich nicht um dieſe Umtriebe, — kenne auch Keinen derſelben, und bezweifle überhaupt, daß ſolch eine Verbindung exiſtirt."

„Was haſt du für Leute in deinem Hauſe?"

„Sechs Commis, theils fränkiſche, theils griechiſche Jünglinge."

„Rufe ſie hieher!"

Alſobald ſprang Seppa fort und brachte ſeine

Arbeiter, — alle in der Hetärie eingeweiht. Das Examen war kurz und bald abgethan, und der Hauſe zog fort. Scheu flohen die Einwohner der Umgegend und verkrochen ſich in ihre Häuſer, befürchtend, daß die Wache ſie erreichen könnte.

Mehrere Unterſuchungen wurden angeſtellt; allein der türkiſchen Schläfrigkeit gelang es nicht, irgend etwas von der Verbrüderung zu entdecken, da die meiſten Verſchworenen ſich nur zeitweilig in Conſtantinopel aufhielten. Doch war eine gewiſſe Spannung in den Verhältniſſen der Stadt überhaupt eingetreten, und man wußte aus ſicherer Hand, daß ein Janitſcharen-Aga mit der geheimen Polizei beauftragt ſei.

Briefe auf Briefe wurden gewechſelt, kamen und gingen, und Koramenos war thätig, alle dieſe Angelegenheiten mit der Umſicht und Schlauheit zu führen, daß die Verſchwörung der Entdeckung der Polizei entging. Ich ſelbſt wurde von ihm nach den nah und fern gelegenen Vorſtädten St. Demetri, Pera und Galata geſchickt, um den Verſchworenen von alle dem Geſchehenen Nachricht zu geben, von woaus dieſes wieder weiter beſorgt wurde. Ebenſo gingen Andere nach Skutari, Kaſi Köi und auf die aſiatiſche Küſte, nach Thrazien, Moldau, Wallachei und Morea ab.

Mit dem Anfang des Jahres 1819 aber ereigneten ſich einige Veränderungen in dem Pallaſte von Stephanos, welche den Beweis lieferten, daß die Pforte auf alle Dragomans, welche griechiſcher Abſtammung waren, mehr als je ihr Augenmerk warf. Dem Stephanos waren zwei hämiſche Janitſcharen als Ehrenwache geſtellt, die auf Alles, was in ſeinem Hauſe vorging, Achtung gaben; daher denn er ſelbſt keinen ſeiner Landsleute empfing, ſondern faſt von allen Nachrichten abgeſchnitten wurde. Eines Tags vertraute mir Seppa, daß es unumgänglich nothwendig ſei, Stephanos eine Nachricht mitzutheilen, die Bezug auf ſein Vermögen, ja auf ſein Leben habe, und daß derſelbe gewarnt werden müſſe, daß aber Koramenos, der dieſes Alles früher beſorgt habe, nicht gegenwärtig ſei und die höchſte Gefahr aus dieſer Zögerung erwachſen könne.

Sogleich bot ich mich zu dieſer Sendung an; war es ja doch der Vater der Geliebten, der mir zwar nicht hold war; allein die Gefahr auch für ſie beſtimmte mich, Alles, ja mein Leben daran zu wagen, Beide zu ſprechen. Seppa bangte für mich und meine Unerfahrenheit; allein da ich ihm entdeckte, daß mir Koramenos einen Gang aus dem Garten entdeckt habe, der nur ihm bekannt ſei, ſo belebte ihn wie mich eine freudige Hoffnung, daß mein Wagſtück gelingen werde.

Seppa händigte mir nun einen offenen Brief ein, der mit Zahlen und Hieroglyphen geſchrieben war; dieſen verbarg ich ſorgfältig unter der Brandſohle meiner Sandalen. Dann gab er mir ein Bündel kurzer Waaren mit, um als Krämer zu reiſen, und ſo ſchlug ich durch die Vorſtädte und durch die Hügel von Therapia den Weg zu Lande und zu Fuß nach Bujukdereh ein. Dort angelangt, hauſirte ich und umging gegen Abend den Pallaſt des Stephanos und begab mich nach der Gegend hin, wo mir Koramenos die Oeffnung gezeigt hatte. Der Weg war gefahrvoll; denn die Mauer, an der ich hinkroch, war auf ſteile Felſen gebaut, die nur mit Lebensgefahr erklimmt werden konnten; doch mich trieb die Liebe, alle Gefahren zu verachten, und ſo langte ich denn an der Spitze der Mauer auf dem höchſten Punkte des Felſens an. Ich war ermüdet und ermattet und mußte einen Augenblick ruhen. Da hörte ich Stimmen im Garten türkiſch ſprechen; es war eine Wache, welche die Gänge durchſtreifte, und da ich ihr Geſpräch deutlich vernehmen konnte, ſo entging mir nicht ein Wort.

„Ja, Muſtapha! der Tod Stephanos', des Verräthers, iſt heute beſchloſſen worden, und wir erwarten nur die Ordre des Großweſſiers, der mir heute auftrug, alle Ausgänge des Pallaſtes zu beſetzen, damit er ſeinen Lohn um deſto gewiſſer empfange. Denn dem, der den Kopf überbringt, iſt die Tochter zugeſagt; und ich muß dir geſtehen, dieſer Preis reizt mich, denn ſie iſt eine blühende Schönheit.“

„Ich beneide dich, Ismael,“ ſprach der Andere darauf, „um dieſen Lohn; doch ſcheint mir dies Verfahren zu hart, da ſich nach Durchſuchung ſeiner Papiere nicht das Geringſte vorfand, was ſeine Schuld bezeugte.“

„Pah! das iſt dummes Zeug; der Großherr will ſeinen Tod, und da haben wir nicht zu fragen, wie weit er ſchuldig oder nicht ſchuldig iſt; uns geziemt nur, zu gehorchen.“

Damit gingen ſie an meiner Ecke vorbei und tiefer in den Garten. Mir erſtarrte das Blut; doch alſobald ſuchte ich die Fortſetzung des Weges, um an die Oeffnung zu gelangen. Der Felſen ging faſt ſenkrecht und nur mit wenigen Sträuchern bewachſen abwärts; ich mußte daher einen größeren Umweg nehmen, um an den Fuß des Felſens zu kommen. Dort angelangt, befand ich mich in einem dichten Walde von Seepinien und Geſträuchen, welche ſich in einzelnen Gruppen nach der Küſte des Bosporus zogen. Jetzt begann ich meine Unterſuchung; doch der Felſen war verſchloſſen, und keine Oeffnung zeigte ſich, wie ich auch jeden Strauch auseinander ziehen, jedes Fleckchen betaſten mochte. Nun nahm ich den Weg nach der Küſte zu und gelangte an eine kleine Quelle, welche unter Geſträuchen murmelnd aus einer Oeffnung des Felſens brach. Ich rückte die Zweige auseinander und gewahrte eine andere Oeffnung, doch ſo niedrig, daß ich gebückt kaum hineinkriechen konnte. Dennoch wagte ich es. Der Quell kam ſeitswärts aus einer zweiten kleinen Oeffnung, und der Weg wurde trocken. Nach und nach erweiterte ſich die Höhle, was ich durch Herumtappen an den Seitenwänden gewahr wurde, denn tiefe Nacht umgab mich; doch konnte ich deutlich bemerken, daß die Kluft ſich mehr und mehr aufwärts zog. So kroch ich denn vorſichtig fort und gewahrte mit einemmale einen Strahl von Mondlicht durch eine höhere Oeffnung auf meinen unterirdiſchen Pfad herniederfallen. Nachdem ich noch einige Schritte gegangen war, ſah ich den Ausgang, mit Geſtrüpp verwachſen und ſorgſam bedeckt, über mir. Die Oeffnung war nicht hoch; ich hatte ſie bald erſtiegen und befand mich in dem kleinen Wäldchen, das die Ecke der inneren Mauer bedeckte und welches mir Koramenos gezeigt hatte.

Vorſichtig, nachdem ich alle Gänge, die mein Auge erreichen konnte, überſehen und menſchenleer gefunden hatte, trat ich aus meinem Verſteck heraus, bückte mich tief und erreichte den Gartenpavillon, der ſo wie damals geöffnet war. Ich kletterte an einem Fenſter in die Höhe, um das Innere zu überſehen, und gewahrte auf dem Diwan einen Mann, den die weichen Polſter in einen tiefen Schlaf verſenkt zu haben ſchienen; ſonſt ſtand alles, wie ich es damals gefunden hatte, als ich den Pavillon zum erſtenmale betrat. Im Herabſteigen vom Fenſter mochte ich wohl ein Geräuſch in den Sträuchern gemacht haben, und ſogleich bemerkte ich, daß der Schlafende auffuhr und nach der Thüre ging. Ich erreichte ſo eben die Ecke des Pavillons und gewahrte jetzt den Schläfer, der mir dicht gegenüber ſtand in türkiſcher Tracht und bewaffnet. Es war kein Zweifel, daß es einer der wachthabenden Garden war, welche in dem Hauſe Stephanos ſich befanden. Er ſah ſich überall ſcharf um, und wollte eben wieder in den Pavillon zurückgehen, als ein Streif des Mondlichtes auf das Geſicht des Türken fiel und ich im Augenblicke Keramenos erkannte. Ich gab das Zeichen des Bundes an die hintere Wand des Hauſes, er drehte ſich ſchnell um und ſah abermals unverwandt nach der Gegend wo ich ſtand, aber von dem Buſchwerk gedeckt war. Ich gab ein zweites Zeichen, und nun ſtürzte er mit gezogenem Heandſchear auf mich zu. Ich ergriff meinen bei mir führenden Dolch, um in jedem Fall gerüſtet zu ſein, wenn ich vielleicht geirrt hätte, doch fielen wir einander in die Arme, als wir uns näher gekommen. Es war Koramenos, der die Kleidung eines türkiſchen Soldaten übergeworfen, um Stephanos bei der Hand zu ſein.

„Ruhig und ſtill,“ warnte er mich: „Stephanos weiß alles durch mich, was ihm droht; doch war bis heute keine Möglichkeit, ihn zu retten, indeſſen wird er gerettet, wenn es in menſchlichen Kräften liegt, darauf könnt ihr euch verlaſſen.“

„Und ſeine Tochter?“ fragte ich raſch einfallend.

„Wird auch gerettet werden, und ihre Rettung übertrage ich — dir.“

Ich lieferte an Koramenos jetzt die Papiere, die mir Seppa eingehändigt, und er verſprach ſie jedenfalls dem Stephanos zu übergeben, oder doch Gebrauch davon zu machen. „Wir haben,“ ſprach er dann weiter, „keine Zeit zu verlieren, vor allen erſt Madon wegzubringen, welche zwar ſehr ſtreng bewacht iſt, allein doch nicht ſo, wie ihr Vater. Deßhalb Cyrill, rathe ich dir, daß du den morgenden Tag in der dir bezeichneten Höhle zubringſt; in ihr befindet ſich ein Theil von Stephanos’ Schätzen, welche ſchon früher weggebracht wurden und in Koſtbarkeiten und Gold beſtehen. Dieſe liegen, ſobald du in die Höhle hinabgeſtiegen, unter deinen Füßen, wo ſie zuerſt die Erde berühren. Ein hoher Stein bedeckt ſie. Nun gehe jetzt fort und packe dieſelben dort zuſammen. Ehe noch der Tag anbricht, haſt du dieſe Gegend im Rücken und kommſt zu gelegener Zeit in das Haus deines Pflegevaters zurück. Dort wird ſie Seppa dir abnehmen und an ſicherem Orte verwahren. Nur ſchnell, und nicht gezögert, du wirſt Madon morgen ſehen, das ſei dir jetzt genug!“

Mit traurigem Herzen, indeſſen doch froh, Koramenos an der Seite der Theuern zu wiſſen, ſchlug ich den Rückweg ein, fand den bewußten Stein und ein Käſtchen, welches ich in mein Kaufmannspäckchen wickelte und unter meinen Waaren verſteckte, und eilte von dannen.

Ohne Hinderniß gelangte ich gegen Mittag an Seppa’s Haus. Auf allen Geſichtern ſchien eine Verlegenheit eingegraben, denn ſeit ich vom Hauſe fort geweſen, war Seppa’s Eigenthum von neuem unterſucht und mehrere Commis aus demſelben weggeſchleppt worden. Die Beſtürzung war allgemein, und alles war geſchäftig, zuſammen zu packen und zu entfliehen.

Unter ſolchen Umſtänden, und um die Verlegenheit Seppa’s nicht zu vermehren, hielt ich es nicht für rathſam, die mir anvertrauten Schätze zu übergeben. Ich beſprach mich deßhalb mit Jany, der mir dieſelben verbarg und mich inſtändigſt bat, ihn, in dem Falle ich mit den Uebrigen fliehen würde, nicht den Meſſern der Türken Preis zu geben. Herzlich umarmte ich den armen Jungen und ſchwur ihm meine Brudertreue zu.

Der Tag verging unter Sorgen und Bekümmerniſſen aller Art, ohne daß ſich jedoch etwas Weiteres und Beſonderes ereignete. Als der Tag zu ſcheiden begann, nahm ich Jany bei Seite und beſchwur ihn, mit einem Kahn nach Bujukdereh zu fahren und meiner mit demſelben zu warten. Ich bezeichnete ihm genau den Platz, wo er ſich verſteckt halten könne und ihn Niemand gewahren werde. Er verſprach mir Alles zu thun, nur habe er die nämliche Verpflichtung ſchon gegen Seppa eingegangen, welcher, im Falle die Lage für ihn und ſeine Frau gefährlicher würde, ebenfalls die Flucht zu ergreifen die Abſicht habe. Deßhalb habe er auch geſtern ſchon einen Theil von Seppa's Geld nach St. Demetri zu einem Verwandten gebracht.

Ohne alſo Gewißheit zu haben, nahm ich Abſchied von Seppa, welcher mir ſeinen Segen gab, und ich ſchlug nun in der nämlichen Verkleidung, wie früher, den Weg nach Bujukdereh ein. In den Vorſtädten war alles aufgeregt, Wachen durchzogen die Straßen, die Häuſer der Griechen waren verſchloſſen und ich hatte Mühe, mich durch die Gaſſen durchzuſtehlen. Ich erreichte indeſſen bald eine enge Straße, durch welche ich dem Anruf einer ſolchen Wache entging, und gelangte ins Freie, ſetzte meine Füße in Lauf und kam mit Einbruch der Nacht an die Häuſer von Bujukdereh, welche oberhalb des Dorfes liegen. Aus Verlegenheit und Angſt, vielleicht den Türken in die Hände zu fallen, wählte ich mir einen einſamen Ort in dem Hain, welcher nahe an Bujukdereh liegt, um einige Minuten zu ruhn. Dann verfolgte ich meinen Weg und kam gegen Mitternacht wieder an die bezeichnete Höhle und durch dieſelbe in den Garten, der heute wie ausgeſtorben war; doch in dem Pallaſte war alles feſtlich erleuchtet. Ich konnte mir im Augenblicke dieſes nicht zuſammen reimen: doch als ich eben aus dem verſteckten Gehölz treten wollte, ſah ich Koramenos mit einem jungen Türken den Gang ängſtlich und ſchnell heraufkommen. Noch hielt ich mich ruhig, da kamen ſie mir näher; ich erkannte Maden in der fremden Tracht, mein Herz ſchlug hörbarer, und im Nu lagen wir uns in den Armen, und ein langer Kuß ließ alle Gefahren und die angſtvolle Gegenwart vergeſſen.

„Jetzt ſchnell,“ rief Koramenos! „Stephanos iſt entflohen und bereits auf offener See, er hat den Weg durch die untere Pforte gewählt, wir treffen ihn am Kai.“ Wir ſtiegen alle drei in die Höhle und erreichten bald und glücklich den Ausgang.

„Den Kahn habe ich am Ufer,“ rief Koramenos, „ſchnell dorthin.“

Im Fluge ging es nach dem Strande. Aus den Gebüſchen zog der Alte jetzt einen Nachen, der ſogleich ins Meer gelaſſen wurde; wir ſetzten uns ein und unſer Ruderſchlag zertheilte die Wogen. Allein kaum wurden wir des Kai anſichtig, als wir dort eine Menge von Türken herumſuchen und großen Lärm verführen ſahen. Wir ſtellten unſer Rudern ein und horchten, und vernahmen mit Schrecken, daß die Wache nach dem entflohenen Fürſten forſchte. Weinend fiel mir Madon in die Arme, dann aber ermannte ſie ſich bald wieder und ſprach:

„Laßt uns zurückkehren und den Tod mit meinem Vater theilen!“ Allein Koramenos war ſeiner Sache ſo gewiß, daß er nicht einwilligte, indem er behauptete, Stephanos ſei bereits und gewiß in Sicherheit. Dieſe Zuverſichtlichkeit des Greiſes beſchwichtigte endlich Madon, und nachdem die Türken ſich etwas vom Kai verzogen hatten, ſetzten wir unſere Fahrt fort und erreichten Kaſi Köi und die bekannte Höhle. Dorthin brachten wir Madon. Ein Grieche hatte uns ſchon erwartet und empfing uns am Eingange derſelben.

Gepeinigt von der Ungewißheit über das Schickſal ihres Vaters, war Madon erſchöpft zuſammengeſunken, doch tröſtete ſie Keramenos und übergab ſie dem griechiſchen Kaufmann aus Kaſi Köi, demſelben, der uns in der Höhle empfangen hatte.

„Nun,“ ſprach er, „müſſen wir nach dem Hafen und der Griechenſtadt, um Seppa und die Schätze von Madon zu retten.“

Mit einem Blick der Wehmuth und der Liebe nahm Madon Abſchied von uns, nachdem wir ihr das mehrmalige Verſprechen gegeben, in ſchnellſter Zeit zurückzukehren. Sie hingegen wurde aufmerkſam gemacht, unter keiner Bedingung die Halle und Höhle zu verlaſſen.

Wir ſtießen den Kahn ins Waſſer und ruderten über den Canal; mit Tagesanbruch legten wir an dem Kai der Griechenſtadt an. Das Getümmel und der Auflauf der Türken in den Vorſtädten hatte ſich auch bis hieher erſtreckt, und griechiſche Weiber und Mädchen liefen mit aufgelöſten Haaren durch die Gaſſen, verfolgt von der türkiſchen Soldateska. Ruhige griechiſche Arbeitsleute wurden durch die Straßen mit Säbelhieben getrieben. Das Blut erſtarrte in meinen Adern; der türkiſch-gekleidete Koramenos indeſſen rief mir von Zeit zu Zeit zu: „Ruhig! verrathe dich nicht! ſpiele meinen Gefangenen.“ So legte unſere Barke an, — eine Menge müßiger Türken ſtrömten herzu, und ich würde jedenfalls ein Opfer ihrer Wuth geworden ſein, hätte mich nicht Koramenos gleichſam aus dem Fahrzeug geſchleppt und in die nächſte Gaſſe gebracht. Das Haus Seppa's war verſchloſſen, und ich hatte Niemand darinnen noch an den Fenſtern bemerkt.

Nachdem wir die Gaſſe erreicht und Koramenos hinter mir hergegangen, ſchlüpfte er mit mir in ein kleines, ſchmutziges Haus, das von einer Judenfamilie bewohnt war, welche zu jener ſchwarzen Secte gehörten, die von dem übrigen Geſchlecht verachtet werden. Eine faſt unerträgliche Luft trat uns aus dem geöffneten Zimmer entgegen.

„Friſch, Noel,“ ſprach Koramenos, „öffne uns deine Hinterthüre, damit ich dieſen jungen Griechen, meinen Gefangenen, in Sicherheit bringe; denn man ſtellt uns nach und will ihn mir entreißen.“

Geſchmeidig und höflich öffnete Noel die Hinterthüre, die in eine Art grasbewachſenen Hofes führte, an den ſich zu vier Seiten die Hintertheile anderer Häuſer lehnten. Ich erkannte denſelben jedoch ſogleich für den Platz, welcher mit an die hintere Wand von Seppa's Haus ſtieß. Koramenos brach augenblicklich einige befeſtigte Stöcke von dem der Thüre, durch die wir gekommen, gegenüberliegenden Hauſe ab und öffnete daran eine Thüre, die nur angelehnt war. Wir kamen in einen dunkeln Gang, der nach vornen einen Ausgang hatte, welcher verſchloſſen ſchien.

„Hier weilſt du, Cyrill, einen Augenblick. Seppa iſt jedenfalls noch in ſeinem Hauſe, und da ich ſchon oft die Maske des Türken getragen, ſo wird es mir ſicher gelingen, von hinten in das Haus zu kommen, ohne Verdacht zu erregen. Du läſſeſt dich nicht ſehen, bis ich dich zur weiteren Beförderung abhole.“

Koramenos ſtand bald in dem hinteren Hofe; Alles war verſchloſſen; doch gab er ein Zeichen in die Hand, und alſogleich ſah Seppa zu einem kleinen Waarengewölbfenſter heraus. Sie ſprachen mit einander und bald darauf ſchloß Koramenos die hintere Thüre des Hauſes auf und trat in daſſelbe. Nach kurzem Aufenthalte kam er zurück, meldete, daß Alles ſicher ſei und wir nun ungeſtört in dem Hauſe verkehren könnten. Sobald wir daſſelbe betraten, ſchloß Koramenos die Gänge wieder ab, ſetzte Alles in den früheren Stand und eilte mir nach.

Wer beſchreibt unſere augenblickliche Freude, uns wiederzuſehen! Seppa war in einem der unterſten Waarengewölbe mit den drei letzten ſeiner Commis verſteckt, wohin ſie ſich mit Lebensmitteln geflüchtet hatten, um nicht dem Hungertode preisgegeben zu ſein; und dort wollten ſie eine glücklichere, ruhigere Zeit abwarten, um zu entfliehen. Krotea war ſchon längſt in St. Demetri, wohin die Unterſuchung ſich noch nicht erſtreckt hatte. Die Thüre, durch die wir gekommen, wurde feſt verſchloſſen und mit Riegeln verſehen, der Haupteingang aber mit Fäſſern, Ballen u. dergl. verſtellt. Koramenos und ich erzählten nun in kurzen Umriſſen, was uns begegnet, und fragten Seppa, ob er zuvörderſt keine Nachricht von Stephanos erhalten.

„Mein Gott!“ ſprach Seppa, „er und Sekeris ſind eingezogen und nach dem Serail gebracht worden.“

„Dann iſt Beider Tod gewiß und unvermeidlich; denn umſonſt haben wir Stephanos an dem Kai von Bujukdereh in geſtriger Nacht erwartet. Deßhalb zögerte ich mit der Flucht der Tochter, damit er ſich ſchneller als wir einſchiffen könnte; doch um nicht unnütze Zeit zu verlieren und Mabon zu retten, glaubte ich ihn dann ſpäter in Kaſi Köi, wo unſer Landungsplatz beſtimmt war, zu treffen. Er kam nicht, und um vor allen dich und die Koſtbarkeiten von Mabon bei Seite zu bringen, wagten wir uns abermals hieher und finden euch in dieſen Zuſtänden."

Wo iſt Jany? fragte ich.

„Er iſt entflohen, um ſich vor Gewaltthätigkeiten zu ſchützen, und irrt in Konſtantinopel oder in der Umgegend umher; doch hoffe ich von ſeiner Schlauheit, daß er ſich wieder hier einfinden wird."

Es wurde nun alles bewegliche Vermögen eingepackt, und Koramenos wollte in ſeiner Verkleidung daſſelbe nach Kaſi Köi überſetzen; aber nirgends war das Kiſtchen mit den Schätzen Madons zu finden. Ich war beſtürzt und außer mir, als ich mich entſann, daß mir Jany beim Scheiden nachgerufen: „an der Thüre meines Zimmers!" Sogleich verfügten wir uns dahin und glaubten zu bemerken, daß die gelegten Backſteine nicht in der beſten und feſten Ordnung lagen. Wir brachen einige aus, und ſiehe da, das Käſtchen zeigte ſich. Alles wurde wieder hergeſtellt, und ſo vollbrachten wir ruhig und ſtille den Tag. In der Nacht, die nun folgte, wollten wir ſämmtlich mit allem Werthvollen entfliehen; allein ein anderes Schickſal ſchien uns zu bedrohen und vereitelte unſere Hoffnungen.

Schon war die Nacht eingebrochen und der Landungsplatz vor dem Hauſe ziemlich menſchenleer; wir ſchickten uns ſämmtlich an, eben durch die Thüre zu entfliehen und den Hafen zu gewinnen, als ein Haufe bewaffneter Türken auf dem Platze erſchien, Jany in ihrer Mitte, und auf das Haus zukam. An der Spitze derſelben war Noel, welcher auf das Haus deutete.

„Hier hilft nur ſchleunige Flucht,“ ängſtigte Koramenos. „Laßt uns durch die Hinterthüre und durch den bewußten Gang entfliehen. Wir kommen dort weiter nach dem Serail, und Einer muß die erſte, beſte Fiſcherbarke abbinden, damit wir ſogleich in See ſtechen können. Dort haben wir auch vom Tumulte nichts zu fürchten.“

Geſagt, gethan, wir erreichten den Gang; allein als wir durch denſelben fliehen wollten, fanden wir ihn ſchon von Türken beſetzt und wir mußten zurück.

„Jetzt iſt noch ein Mittel und dann das letzte; ich habe einen Firman,“ begann Koramenos, als Wächter von Stephanos, „der mir ertheilt ward unter der Maſke eines türkiſchen Soldaten, den ich ſchon ſo oft in Gefahr geſpielt und manchem meiner Landsleute dadurch geholfen habe; ihn werde ich bei Erbrechung der Thüre vorzeigen und dabei bemerken, daß ich im Namen des Großweſſirs dieſes Haus zu bewachen habe. Ihr begebt euch in das unterſte Gewölbe; beſchwichtigt dieſer Firman die Tobenden nicht und ſie dringen ins Haus, dann bleibt nur das letzte Mittel übrig: das Haus zu ſchließen, die Türken zu ermorden und dann durch die vordere Thüre zu entfliehen.“

In der Stille wurden die Fäſſer und Ballen von der Thüre weggewälzt, und wir begaben uns nach dem unteren Waarengewölbe. Mit Ungeſtüm wurde an das Haus geklopft, dabei, als keine Antwort erfolgte, Jany mißhandelt und gezwungen, zu öffnen, oder er verliere ſeinen Kopf; dabei ſetzten die Barbaren ihm ihre Meſſer an die Kehle. Endlich erſchien Koramenos und fragte in türkiſcher Sprache, was man verlange.

„Das Haus öffne, welches wegen der Verrätherei des Beſitzers der Plünderung preisgegeben iſt.“

„Das iſt eine Lüge; dieſes Haus gehört dem Großweſſier als Geſchenk von dem Großherrn. Ich bin Muſtapha, der Verwalter deſſelben, und ich rathe euch in Güte, keine Gewalt zu brauchen, die euch um eine halbe Elle kürzer machen würde.“

Im Augenblicke ſchienen ſie betroffen, doch wurden ſie ungeſtümer, als Koramenos entſchieden den Eingang verweigerte. Nachdem nun alle Vorſtellungen von Seiten Koramenos nichts halfen, mußte er öffnen, und es drangen ohngefähr zehn Türken ein.

„Ei ſieh doch, du haſt hier eine ſehr einſame Zeit, wir wollen dir Geſellſchaft leiſten —“

„Auf eure Verantwortung,“ antworte Koramenos dreiſt, indem er eine Laterne anzündete; allein in dieſem Augenblicke ſtürzte der ſchwarze Jude in die Stube, machte Zeichen nach unten und verrieth die in dem Waarengewölbe Verſteckten. Alſobald rafften ſich die Türken auf und eilten hinab. Koramenos hinterdrein, und als ſie die Thüre erbrachen und eindrangen, empfingen ſie von allen Seiten Dolche und Säbel. Der ſchwarze Jude ſchwamm im Blute, von Koramenos durchbohrt. Jany kam jetzt ebenfalls herbei und leuchtete mit der Laterne, und nachdem bereits ſechs getödtet in dem Gewölbe lagen, überfiel man die andern und ſchlug ihnen die Köpfe ab. Jetzt wurde das Gewölb geſchloſſen und Alles begab ſich ſogleich auf die Flucht. Koramenos trat aus der Thür, ſchloß das Haus, und bald hatten wir auf dem menſchenleeren Landungsplatze die Barke von Seppa erreicht, und mit gleicher Schnelle flüchteten wir jetzt zu Waſſer fort. Unſre Kleider und Hände trieften vom Blute, welches wir in den Meereswellen abwuſchen.

Wir hielten mit unſerer Barke in der Mitte des Fahrwaſſers, als wir aber der Batterie des neuen Serails gegenüber kamen, wurden wir durch ein Sprachrohr zum Halt angerufen. Indeſſen verdoppelten wir die Kräfte und unſer Kahn ſchoß wie ein Pfeil auf dem Gewäſſer fort. Da krachte ein Kanonenſchuß, und dicht über unſern Häuptern hin flog ein Sechspfünder und begrub ſich mit dampfendem Geziſch in das Meer. Alſobald wurde ein Kahn vom Ufer losgebunden und zwölf Mann Wache ſtiegen ein, uns zu verfolgen. Doch wir waren ihnen weit voraus, und da ſich in dieſem Augenblicke ein günſtiger Wind erhob, hißten wir unſer Segel auf und verloren die Verfolger bald aus den Augen.

„Das wäre geglückt!“ rief Koramenos zufrieden. „Auf der aſiatiſchen Küſte, denke ich, wollen wir einen ſicheren Zeitpunkt abwarten, bis ſich die Gemüther in Conſtantinopel wieder beruhigt, und dann könnt ihr in die Wallachei oder nach Morea entfliehen, wo ihr immer freundliche Aufnahme bei unſeren Brüdern finden werdet.“

Aber Stephanos und Sekeris, rief ich aus, was ſoll aus ihnen werden?

„Möge ſie Gott beſchützen; wir können ſie unter dieſen Verhältniſſen nicht retten. Doch werde ich morgen früh in meiner Kleidung nach St. Demetri gehen, um Krotea wo möglich noch aus den Händen der Tiger zu reißen, und da will ich mich erkundigen, was für Stephanos und Sekeris zu thun iſt. Finde ich genug Brüder in Conſtantinopel, ſo machen wir einen öffentlichen Aufſtand und können dann leicht die Beiden in dem Gedränge retten. Doch iſt dieſes nicht der Fall, ſo müſſen wir ihr Schickſal dem Allmächtigen anheim ſtellen.“

Mit dieſen Worten waren wir an die Höhle gekommen und lenkten unſern Kahn in dieſelbe. Bald erſchien die Fackel, und der Grieche kam mit Madon und mit noch mehreren griechiſchen Weibern und Kindern, welche die Flucht nach Skutari ergriffen, uns entgegen.

Umſonſt ſuchte Madon in unſerem Kreiſe herum nach ihrem Vater und brach in jammernde Worte aus.

„Noch iſt nicht Alles verloren,“ tröſtete Koramenos; „noch heute kehre ich nach Conſtantinopel zurück, um zu ſehen, was für ſeine Rettung geſchehen kann. Nur den Muth und die Standhaftigkeit nicht verloren! Wer ſich unſerer Sache anſchließt, muß bereit ſein, das Aeußerſte zu wagen und zu ertragen, — wir ſpielen um Leben und Tod.“

Somit drangen wir in die unterirdiſche Halle, wo der Grieche bereits Schlafſtätten von Meergras hergerichtet und Lebensmittel zur Verpflegung der Leute herbeigeſchafft hatte.

Ermattet von der übermäßigen Anſtrengung und den Schickſalen der letztverfloſſenen Nacht warfen wir uns ſämmtlich auf das Lager. — Ich ſeufzte tief auf, als Madon mit Thränen in den Augen meine Hand erfaßte und mich ſtillſchweigend anſah. Doch ein Druck meiner Rechten und ein Blick nach oben, erfüllte uns mit Hoffnung auf eine nahe beſſere Zukunft und gab uns Beiden Ruhe, Muth und Stärke wieder.

Fünfter Abend.

Mittlerweile hatte man mehrere angeſehene und reiche Griechen in Conſtantinopel eingezogen, nach dem Serail gebracht und ſie vor ein Verhör geſtellt, welches indeſſen nur eine Form war, denn ihre Hinrichtung war ſchon ſo gut als vollzogen; indeſſen hoffte man dadurch noch mehrere Mitverſchworene zu entdecken. Doch vergeblich, die Gefangenen ertrugen muthig und ohne Zagen ihr Schickſal und überlieferten ihre Häupter den Tyrannen.

Als nun Koramenos, nachdem der Morgen angebrochen, nach Conſtantinopel hinüberſegelte mit Jany, der ihn bis an die Küſte begleiten ſollte, erdröhnten ſechs Kanonenſchüſſe von den Wällen des Serails, die wie Pfeile durch die Seelen der beiden Schiffer fuhren. Es war das Signal, daß in dem Serail ſechs Hinrichtungen geſchehen waren.

„Sie ſind verloren!“ rief Koramenos, „mein

Herz ſagt es mir, ſie ſind nicht mehr!“ — und traurig in ſich verſunken ſtrömten heiße Thränen dem Greiſe über die Wangen.

Das Fahrzeug landete in St. Demetri. Jany ging ſogleich zurück. Die höchſte Aufregung herrſchte hier; man erzählte ſich, daß man in dem Hauſe Seppa's in der Griechenſtadt viele Türken ermordet gefunden habe und daß auf dieſe Nachricht die gefangenen Griechen ſogleich enthauptet worden ſeien.

Koramenos konnte nun nicht mehr wagen, als Türke verkleidet, in Conſtantinopel ſich blicken zu laſſen. Mit allen Verſtecken vertraut und mit allen Schlupfwinkeln bekannt, hatte er in einem engen Gäßchen und in einem elenden Häuschen, wie deren die ganze Vorſtadt St. Demetri aufweiſt, bald einen ſicheren Ort herausgefunden, wo er ſich als türkiſcher Matroſe verkleiden und ſo umgewandelt in das Innere der Stadt eindringen konnte, ohne befürchten zu müſſen, daß er erkannt werde.

Vor allem ſuchte er Krotea auf, die in einer fränkiſchen Familie untergebracht war, welche dicht an der Küſte ein kleines Materialgeſchäft führte. Koramenos kommt dort an, allein wer beſchreibt ſeinen Schreck, als er den Laden verſchloſſen und das Haus wie ausgeſtorben findet. Alle ſein Nachfragen, ſein Erkundigen vermag Niemand zu beantworten, und nur ein zerlumptes Weib berichtet ihm, daß das Haus von türkiſchen Wachen erſt durchgeplündert und dann geſchloſſen worden iſt. Es unterlag keinem Zweifel, Krotea's Aufenthalt war verrathen worden.

Jetzt miſchte ſich Koramenos unter das ſchlechteſte Geſindel, welches mit Lärmen und Geſchrei die Straßen von St. Demetri durchzieht. In den abſcheulichſten Tavernen trieb er ſich herum, wo der Auswurf von Gauklern und Tänzerinnen dem Blicke die Bewegungen der joniſchen Hetären und der phrygiſchen Knaben in einer Ausgelaſſenheit zeigt, vor der man erröthen muß. Dieſe Schamloſen jubelten in voraus über die Exceſſe, welche ihnen unter den bevorſtehenden Metzeleien in der Hauptſtadt freiſtehen würden: aber der ſorgſam Forſchende entdeckte nirgend etwas, das ihm den Aufenthalt Krotea's angedeutet hätte. So war er bereits alle Tavernen durchwandert, als er in den letzten Häuſern auf der Straße nach Topchana einen Derwiſch vor einer Thüre erblickte, der ruhig ſeine Pfeife rauchte. Das Geſicht ſchien ihm bekannt und als er nun näher kam und ihn genauer betrachtete, erkannte er Skuphas, welcher dieſe Verkleidung gewählt, ſein Haus in der Stadt verlaſſen und ſich hieher geflüchtet hatte.

„Welchen Weg gehſt du, Matroſe?“ rief dieſer ihm zu.

„Den Weg zur Freiheit,“ antwortete leiſe Koramenos.

„Willſt du nicht eintreten.“ Und alſobald befanden ſie ſich in einem Stübchen, welches nach einer minder bekannten Gegend verſteckt hinausſah.

Wieviel ſich die Beiden zu erzählen hatten, läßt ſich errathen. — Sämmtliche Verſchworene hatten ſich aus Conſtantinopel geflüchtet, Stephanos' Pallaſt war beſetzt, ſein Vermögen eingezogen, er ſelbſt mit Sekeris und anderen war in die Hände der Türken gefallen und dieſen Morgen hingerichtet worden. Im Augenblicke ſei nichts zu thun, als ſich ruhig zu halten, bis die Wuth und Aufregung in der Stadt ſich geſtillt habe; dann aber ſei es an der Zeit, die beſprochenen Pläne, worunter die Ermordung des Großherrn, ſogleich in Ausführung zu bringen. Die hydriotiſchen Schiffscapitaine ſeien bereits alle nach den Inſeln des Archipels abgegangen, um dort ihre Kauffahrer zu bemannen und zu bewaffnen. Ein Theil der Verſchworenen betreibe den Aufſtand in der Moldau und Wallachei. Der Fürſt Suzzo ſei für die Sache gewonnen und alles ſo vorbereitet, daß mit einem

Schlage die Empörung in allen griechiſchen Landestheilen ausbrechen werde.

Jetzt erzählte Koramenos das in Seppa's Hauſe Vorgefallene; Skuphas wußte es ſchon; der Alte fragte nun nach Krotea.

„Dieſe iſt," ſprach Skuphas, „in Sicherheit. Ich habe ſie aus jener fränkiſchen Familie in St. Demetri, welche von Franken gewarnt, ihren Laden ſchloß und ſich in das franzöſiſche Conſulat zurückzog, an einen ſicheren Ort gebracht und verſteckt. Sobald du wiederkommſt und nicht mehr beſorgt ſein darfſt, kannſt du ſie nach Kaſi Köi flüchten. Die Frau wird aber die Angſt und der Schmerz um ihren Mann und die Angehörigen ihres Hauſes noch vor der Zeit ins Grab bringen. Sie gleicht einer Wahnſinnigen. Komm mit mir und ſieh ſelbſt."

Darauf ſtiegen ſie eine Treppe höher, und als ſie oben angelangt waren, hörten ſie ein ſchreckliches Stöhnen und Weinen. Koramenos öffnete die Thüre und ſah die Arme auf dem Boden liegen und ſich die Haare ausraufen. Vergeblich ſuchte er ſich ihr kenntlich zu machen, umſonſt! ſie beweinte den Tod ihres Mannes, deſſen Haupt abgeſchlagen ſei, der Kanonendonner von heute früh, habe es ihr verkündet. — In ſolchem Zuſtande wäre es Verrath an der Sache geweſen, wenn Koramenos Krotea mitgenommen und dadurch die Entdeckung ſeiner ſelbſt und des Bundes herbeigeführt hätte. Man beſchloß nun, einige Tage zu verweilen und die Geſtaltung der Dinge in dieſem abgelegenen Häuschen abzuwarten. Koramenos durchſtrich die Vorſtädte und horchte überall. Eine Begebenheit hatte die andere verdrängt, und ſchon am dritten Tage hörte man die jüngſten Vorfälle wie eine längſt vergangene Sache erzählen.

Krotea ſtarb indeſſen ſchon am zweiten Tag und Skuphas und Koramenos begruben die Leiche auf dem hinter dem Häuschen gelegenen freien Plätzchen. Nun nahmen die beiden Freunde Abſchied und Koramenos verfügte ſich nach dem Hafen von St. Demetri. Dort angelangt, verfolgten türkiſche Matroſen ein griechiſches Mädchen, welches jammernd um Hülfe ſchrie und ſich nirgends zu retten wußte. Koramenos kam eben an, als dieſelbe aus Verzweiflung in einen an's Ufer heranſchwimmenden Kahn ſprang und dieſen mit Gewalt ins Meer hinausſtieß. Die Türken feuerten die Piſtolen auf ſie ab und die Arme ſtürzte von mehreren Kugeln durchbohrt aus dem Nachen hinaus in das Meer. Ein hölliſches Gelächter erſcholl, ſie holten Stangen herbei, um den Leichnam ans Land zu bringen, allein die Wellen fühlten Mitleid und verſchlangen die

Unglückliche, deren junges Blut ihre Oberfläche geröthet. Noch einmal ertönte Freudengeſchrei, dann zog die Rotte in die nächſte Taverne und bald wurde die Küſte menſchenleer. Koramenos kam nun vor; der Kahn, in dem die Jungfrau geſtorben, wurde von den Wellen nach und nach dem Lande näher gebracht; der Greis nahm eine der zurückgelaſſenen Stangen und zog ihn ans Land heran. In dieſem Augenblicke aber ſtürzte die Schaar abermals aus dem Hauſe, weil ſie ihn wahrſcheinlich geſehen hatten; doch ehe ſie noch an das Waſſer kamen, ſaß Koramenos ſchon in dem Fahrzeug und war mit einigen Stößen weit im Meere. Abermals ſchoſſen einige hinaus, doch vergeblich; der alte, erfahrene Schiffer war ihrer Kugelweite ſchon enteilt.

In banger Erwartung, von Angſt, Verlegenheit und Sorgen gequält, hatten wir die Tage in den Ruinen von Chalcedon hingebracht. Eine innere Ahnung und die Kanonenſchüſſe von den Wällen des Serails, die wie dumpfe Donner in unſeren unterirdiſchen Gewölben widerhallten, hatten Madon geſagt, daß ihr Vater unter den Lebenden ſich nicht mehr befindet, und der Schmerz darüber hatte ſie ſprachlos gemacht. Koramenos kehrte nicht zurück, und mir bangte auch um ſeine Freiheit und vielleicht um ſein

Leben. Von Zeit zu Zeit verließen wir die unterirdiſche Halle, uns nach der Einfahrt der Höhle zu begeben, um zu ſehen, ob er nicht ankomme, allein vergeblich. Der Grieche aus Kaſi Koi tröſtete und wiederholte uns, daß es eine zu gefahrvolle Zeit ſei, allein er kenne Koramenos, und ſei überzeugt, daß dieſer gewiß ſich nicht fangen laſſe. So waren vier Tage verſtrichen. Der Nachmittag fand mich und Seppa abermals am Eingange der Höhle, als wir einen Kahn, worin ein türkiſcher Matroſe, der mit ſtarkem Arm und Ruderſchlag die Wellen theilte, nach der Höhle zuſteuern ſehen. Immer näher kam der Nachen, da indeſſen der Ruderer uns mit dem Rücken zugekehrt war, ſo konnten wir ihn nicht erkennen und traten tiefer in die Oeffnung, um zu erwarten, ob er in der Höhle anlegen würde. Jetzt wendete ſich der Kahn und trotz der Verkleidung erkannten wir augenblicklich Koramenos.

Bald lagen wir einander in den Armen, er aber war ſo ermattet, daß er faſt an unſerer Seite umſank.

Madon ſtürzte ihm entgegen und fragte dringend.

„Fürſtin!“ erwiederte der Alte, „Du biſt eine Griechin, waffne Dich mit Muth, vergehe nicht in eitlen Klagen, Dir ziemt es zu handeln und das Aeußerſte zu ertragen. Glaubſt Du, daß ich umſonſt auf Deine

Kraft und Entſchloſſenheit gerechnet habe, als ich Dich mit Gefahr meines eigenen Lebens aus den Händen derer rettete, deren Lüſten Du verfallen wäreſt. Du biſt eine Edle unſeres Volkes, Dir ziemt es voran zu gehen und Dein Volk aus dieſer Schmach mit retten zu helfen. Du haſt jetzt Grund zur Rache genug, denn Dein Vater ſtarb unter dem Henkersbeil; höre es, und laß es als fürchterliche Mahnung ſtets Deine Handlungen beſtimmen. Sie haben Blut geſäet, laß daher auch Du Blut aufgehen, bald wird Dir Gelegenheit dazu geboten. Ein Großes an Schätzen ſteht Dir zur Verfügung, Du kannſt einen gefeierten Namen unter Deinen Glaubensgenoſſen, Deinen Landsleuten, Deinen unglücklichen Brüdern erwerben. Nicht eitle Klage, hehre Jungfrau, ſondern Standhaftigkeit und Rache laß Dein Gemüth durchdringen, damit Du Genugthuung für die an Deinem Vater verübte Frevelthat gewinneſt.“

Krampfhaft in ſich gekehrt und wortlos gleich einer Säule ſtand die Jungfrau unter dem Fackelſchein der düſter erleuchteten Halle; eine große Veränderung ging in ihr vor; dann ermannte ſie ſich. Nicht mehr war das ſchmachtend liebevolle Auge zu ſehen; ſtarr blickte ſie vor ſich hin, wie eine lauernde Hyäne, dann auf einmal brach ſie in dieſe Worte aus:

„Wohlan denn, ſo ſei das Schwert auf den Hals der Barbaren gezückt! ich lege es niemals bei Seite, bis ich den unſchuldigen Tod meines Vaters gerächt. Der Mann nur ſoll meine Glieder berühren, der an Rache und Blutvergießen mich übertroffen hat. Von nun bin ich nicht Madon mehr, ſondern nur Griechin und ein Opfer, dem Altar der Freiheit meines Vaterlandes verfallen. Mein Herz, Cyrin, hatte ſich dir in Liebe zugewendet, du hatteſt Anſpruch darauf, wenn du einſtens zurückkehren, mir deine blutige Waffe zu Füße legen und mir ſagen würdeſt, daß die Barbaren vertilgt und das Vaterland frei ſei: doch dein Herz iſt nicht von ſolchem blutdürſtigen Verlangen; ich ſterbe als Jungfrau und weihe mich für mein Vaterland dem Verderben!“

Schweigend nahte ich mich ihr und wollte meinen feierlichen Eid nochmals in ihre Hand legen, allein furiengleich ſtieß ſie mich zurück und rief: „Berühre mich nicht mehr!“ darauf entfernte ſie ſich und auf einem geborſtenen Steine in der Halle ſich niederſetzend, gerieth ſie bald in dumpfes Nachdenken.

Auch Seppa erfuhr jetzt den Tod ſeiner geliebten Frau. Er faßte ſich jedoch bald, und nun traten wir zuſammen um zu berathen, was jetzt vor allen Dingen zu thun, da wir nicht für immer in der Höhle bleiben konnten. Koramenos erklärte zuvörderſt, daß er vermöge ſeiner Verpflichtungen gegen den Bund nicht von Conſtantinopel fortkönne, daß er aber rathe, wir Anderen ſollen uns bei der erſten Gelegenheit nach dem Archipel und wo möglich nach Negropont einſchiffen; dort könnten wir leicht die Gebirge erlangen und unter jenen Einwohnern bei meinem Vater und anderen Familien ſicher ſein. Zudem wäre es Bundesabſicht, ſobald die Inſurrection ausgebrochen, auch die Inſeln zu gleicher Zeit mit in die Bewegung zu ziehen. Er ſelbſt gehe nach der Stadt zurück, und werde ſogleich erſcheinen, wenn eine ſichere oder dringende Gelegenheit ſich zeige.

Dieſer Entſchluß wurde gefaßt und den folgenden Tag ging Koramenos wieder nach Conſtantinopel ab.

Nachdem die Türken ihre Rachſucht geübt und mehrere Griechen dem Stricke und dem Schwerte geopfert hatten, wurde es wieder ruhiger in der Hauptſtadt, und unſere geflüchteten Brüder kehrten nach und nach dahin zurück.

Schon bereits acht volle Tage hatten wir in den Ruinen von Chalcedon hingebracht, ohne daß Koramenos ſich ſehen laſſen und ein Zeichen des Lebens von ſich gegeben hatte, dennoch wagte Niemand von den geflüchteten Familien, welche bei uns verſteckt waren, an das Tageslicht zu gehen, und der Aufenthalt in den dumpfen Mauern wurde unerträglich. Da erſchien in der Nacht des neunten Tages Koramenos mit mehreren anderen Griechen und mit einer großen Barke in der Höhle, welche die Familien nach den Vorſtädten von Conſtantinopel überſetzen ſollte, doch uns Uebrigen ſpäter nach einer der Prinzeſſininſeln, wo wir in einem der griechiſchen Klöſter untergebracht werden und von dort aus mit einem der hydriotiſchen Schiffe nach dem Archipel abſegeln ſollten. Die Familien ſtürzten mit größter Freude hervor und bald war die Barke überfüllt, welche jetzt ſogleich nach der Stadt hinüberſegelte.

Tags darauf kehrte Koramenos abermals zurück und berichtete uns, das Alexander Ypſilanti in Petersburg die Leitung des Bundes übernommen habe und der ruſſiſche Kaiſer bereits für die Sache gewonnen ſei. Daß auch eine große Menge Waffen und Munition angekauft und er ſelbſt, ſobald als alles vorbereitet, nach der Wallachei gehen werde. Dort würden ſich dann die Brüder ſammeln und losſchlagen, unterſtützt von den Ruſſen, welche ſich an der Donau ſammeln. Wie von einer höheren Begeiſterung ergriffen, hörte Madon dieſe Nachrichten an und verſank dann wieder in ein Hinbrüten und Nachdenken, in welchem ſie, entfernt von uns, lautlos auf einem Steine ſaß und gleich einer Wahnſinnigen mit den Bändern und Frangen ihres Kleides ſpielte, dann ballte ſie die Fauſt gegen Himmel empor und murmelte unverſtändliche Worte vor ſich hin. Ihr Leiden rührte uns und mich vor allen, und dennoch durfte ich mit einem Herzen voll Liebe und Anhänglichkeit mich ihr nicht nähern, welcher Zuſtand mich faſt wahnſinnig machte; denn alle meine Entwürfe für das Vaterland, alle Gluth für daſſelbe ſchien mit einemmale ausgeſtorben und die Erinnerung daran ſchien ſich nur in dem Andenken an Madon zu erneuern, ſo waren beide für mich unzertrennliche Gedanken geworden. Auch Seppa gelang es nicht, ſie zum Sprechen zu bringen; ſie antwortete nicht, und nur in ſich verſunken, ſchien ſie die Zeit in den unterirdiſchen Gewölben hinbrüten zu wollen.

Koramenos erſchien endlich wieder und nahm uns Uebrigen in ein kleines einmaſtiges Fahrzeug ein — trennte ſich dann mit Thränen im Auge von uns, und ſein Abſchied verſetzte uns Alle in Trauer, denn er war uns jetzt mehr als Freund geworden, er war der Retter unſer Aller. Er ſprach die Hoffnung aus, daß wir uns baldigſt wiederſehen würden und wünſchte uns mit Herzlichkeit glückliches Eintreffen auf der Inſel Prinkipo, wo bereits unſere Ankunft in dem Kloſter St. Georg angemeldet und bekannt ſei, und von wo aus die Flucht nach dem Archipel ſehr leicht durch die hydriotiſchen Capitains, die im ſteten Verkehre mit dem Kloſter ſtünden, bewirkt werden könne.

Nachdem wir nun Alles eingepackt und von den vorräthigen Waffen in der Ruine die nöthigen mitgenommen hatten, gingen wir unter Segel. In der uns gegenüber liegenden Hauptſtadt leuchteten und flackerten noch hin und wieder Lichter, deren Schein das Waſſer wieder gab, und nach und nach trat das gewaltige Stambul von Nebel umhüllt in die Ferne zurück. Jetzt zeigten ſich uns nur noch die ſieben Thürme von Zeit zu Zeit; dann aber lenkte ſich unſer Blick der Inſel Prinkipo zu, die ſich dem Auge dunkel und in nächtlich dämmernder Ferne bereits darſtellte, und deren rothe Gebirge uns wie todte Körper anſtarrten. (Die Türken heißen dieſe Inſel Kiſil ada, d. h. rothe Inſel, wegen der rothen Farbe, die ihre Gebirge haben. Der Boden iſt kalkig und trägt überall Spuren von Eiſen, was oft in reinem Zuſtande, öfters ſchwarz oxidirt erſcheint, und das unter gleichen Merkmalen in Chalki vorkommend beweißt, daß beide Inſeln gemeinſamer Bildung und nur durch die Meeresfluth zerriſſen worden ſind. Sie liegt Chalki gegenüber und iſt davon nur durch eine kleine Meerenge getrennt, welche nördlich und ſüdlich in eine Bucht ausläuft und am nördlichen Theil Metallgruben zeigt.)

Die Nacht war ſchön, kühl und labend, und obgleich unſer Führer, der Schiffsmann, von Zeit zu Zeit warnte, uns nicht immer auf dem Verdeck zu zeigen, ſo war es uns doch unmöglich, in den unteren übelriechenden Räumen unſeres Einmaſters zu bleiben, wo wir kaum ſtehen konnten. Auch zeigte ſich hin und wieder nur ein Fiſcherboot, welches ſeine Netze auswarf, und die Natur feierte eine ſabbathliche Ruhe auf den Gewäſſern, welche wir befuhren. Uns zur Seite ſchwebte der Mond auf ruhiger Bahn dahin und kein Wölkchen war am Himmel zu ſehen.

Auf einem niedrigen Schemel, nahe an dem Steuermann, ſaß Madon, und ihre Blicke waren bald nach oben, bald nach der, unſeren Blicken immer mehr verſchwindenden Stadt gerichtet. Ihr Haar hatte ſich gelöſt und wallte in reichen Locken um den nachläſſig zugehaltenen Buſen. Ihre Hände ſpielten mit den Haarflechten, indem ſie dieſelben öffnete und dann wieder knüpfte. Ein tiefer Seufzer entſtieg von Zeit zu Zeit ihrer gepreßten Bruſt; dann ſprach ſie für ſich und machte uns allen bang durch die verzerrten Züge, welche ſich auf dem jugendlich ſchönen Antlitz ausprägten.

Theilnehmend trat ich zu ihr, ſtreckte mich auf das Verdeck und ergriff ihre Hand, die ſie nicht zurückzog.

So ſoll denn das kaum erblühte Glück unſerer Vereinigung, welches dich und mich ſo hoch ſtellte und uns beide für das Vaterland begeiſterte, ſo bald wieder zerſtört und erloſchen ſein? Sieh Madon! wie mich der Gram über deine Kälte faſt tödtet. Ich ſchwur, als ich dich zum erſtenmale ſah, dich nie zu verlaſſen, mein Leben, mein Blut für dich und deinen Schutz, für unſer aller Vaterland einzuſetzen, und du ſtößeſt mich zurück. Ich vergehe in Jammer und Elend, und du ſchweigſt. Kein einziger Blick iſt mir ſeit vielen Tagen geworden: du raubſt mir durch dieſe Härte all meinen Muth. An dir wollte ich erwarmen, um das große Werk mit beginnen und vollführen zu können: doch dein Mund ſchweigt; ich bin, ſo ſcheint es, nicht mehr für dich da.

„Kämpfe und räche meinen unglücklichen Vater! Tauche dein Schwert in das Blut unſerer Feinde und dann kehre zurück, und wenn noch ein Leben in dieſem zerriſſenen Herzen pulſt, ſo ſoll es nur für dich, mein Cyrill, der du die Blume meiner Jugend und meiner Liebe zur Blüthe erwecteſt, ſchlagen. Muthe mir aber nicht zu, in zärtlichen Liebesſeufzern zu ſchwärmen, während meine Seele nur Racheplâne ſchmiedet und keinen anderen Gefühlen Raum geben kann.“

Mit dieſen Worten ſank ſie an meine Bruſt und weinte heftig. Ich hielt ſie feſt umklammert und drückte einen heißen Kuß auf ihre Stirne.

Laß mich mit dir ſterben, nur ſtoße mich nicht von dir! ſprach ich nochmals.

Du kennſt meinen Entſchluß! Nur der Rächer meines Vaters erhält meine Liebe und wäre er ein Barbar! Liebſt du mich, wie du ſagſt, ſo bewähre deinen Muth und zeige mir den Erfolg deſſelben, damit ich ſehe, daß du mich wirklich liebſt, und mein dankbares Herz ſoll dir gehören.“

Unſer Schiff hatte ſich mittlerweile den Prinzeſſininſeln genähert. Es ſteuerte nach Norden, und als Lichtſchimmer im Oſten auftauchten, waren wir dem Hafen von Prinkipo ſchon nahe. Anmuthige Oliven- und Granatpflanzungen, Weingärten und Cypreſſenwälder entwickelten ſich in dem Dämmerſcheine an Hügeln und Bergen der Inſel, welche eine Thalſchlucht bildeten. Eine reiche Vegetation zeigte ſich und ein Paradies von Naturſchönheiten ſchien uns von dieſem Eilande zuzuwinken und dort aufnehmen zu wollen. Das Dorf, an dem der Hafen ſich hindehnte, lag friedlich und ſtill vor uns. Wir bemerkten einzelne Leute und griechiſche Mönche, welche in der frühen Dämmerung an der Küſte herumwandelten. Jetzt lenkten wir das Schiffchen nach der Küſte und warfen nahe am Lande Anker. Sogleich ſammelten ſich die ſchon früher bemerkten Geſtalten, und als wir aus dem Kahne an's Land geſtiegen, nahte ſich einer der Mönche und empfing uns mit ſeinem Segen.

„Willkommen in dem Lande des Friedens, wo ihr von dem bereits Erlebten ausruhen und euch zu neuer Ausdauer ſtählen ſollet. — Auch du, o Fürſtin!“ wendete er ſich dann an Madon, „faſſe Muth und laß deine Seele nicht dem Unglücke, das dich betroffen, erliegen. Dir blühen noch ſchönere Kränze in deinem unglücklichen Vaterlande, als die waren, die dir die Unterdrücker Deiner Heimath gewunden hätten.“

Hierauf nahmen einige Kloſterknechte unſere Habe, und nun ſchlugen wir einen romantiſch-ſchönen Weg durch Oliven- und Weingärten ein, welcher ſich bald erhebend, bald ſenkend an den Hügeln der engen Thalſchlucht dahinſchlängelte. Nach kurzer Strecke erreichten wir eine Quelle, an welcher wir abermals einige Knechte mit geſattelten Eſeln fanden; Seppa und Madon beſtiegen die Thiere, welche von den Leuten geführt wurden. Ich ging neben Madon zu Fuße, ihr von Zeit zu Zeit in's Auge ſchauend. Jetzt erhob ſich die Sonne in ſtrahlender Majeſtät und leuchtete über die Berge, und aus reizender Ferne winkten die weißen Kloſtermauern herüber, die in der Hälfte des Berges auf einem hervorſpringenden Hügel lagen, reich umgeben von Weinreben und Granathainen, welche mit ihren rothen Blüthen weit in die Gegend hinleuchteten. Bäche und Brunnen murmelten um uns her. Die eiskalten Gewäſſer ſprudelten, von dem Morgenlichte getroffen, dampfend und glitzernd aus den bunten Gebüſchen hervor und um unſere Füße, welche die Wege betraten, durch die ſie ſich ihren Lauf gebildet.

Wir erreichten das Kloſter, die Gegend war entzückend und nur das Zwitſchern der Vögel belebte die feierliche Stille, die es umgab. Da ertönte ein kleines Glöckchen, die Hora verkündigend, welche die Brüder zur Andacht in die Kapelle rief. Unwillkührlich fielen wir alle auf die Knie und beteten den aus der Kapelle zu uns herüberſchallenden Geſang im Stillen mit. Dann klopfte der Mönch an die Pforte und herein traten wir in die friedliche Behauſung. Sechs Mönche kamen uns entgegen und begrüßten uns. Darauf trat der Metropolit Kallinikus, Vorſteher des Kloſters, zu uns, ertheilte uns abermals ſeinen Segen und führten uns in das obere Stockwerk, wo ſchon die Zimmer für uns bereit ſtanden.

„Ihr werdet nur kurze Zeit hier abwarten, bis ihr nach dem Archipel abgehen könnt,“ begann Kallinikus; „denn obgleich unſer Kloſter von Stambul entfernt liegt, ſo ſchreibt man mir doch von dort her, und zwar von unſeren vertrauten Freunden, daß man in jetziger Zeit beſonders mißtrauiſch gegen die Klöſter geworden iſt, weil man behauptet, von ihnen gehe die Hauptverſchwörung der Griechen gegen die Türken aus. Wie dem auch ſei, ſo müſſen wir allen Schein und Verdacht vermeiden, wenn wir der Sache und der allgemeinen Erhebung nützen wollen. Unſere Boten, die von Petersburg und Conſtantinopel, durchkreuzen Griechenland nach allen Theilen, um von allem unterrichtet zu ſein, was uns Nutzen oder Schaden bringen könnte. Darum werden wir dafür ſorgen, daß ihr ſobald als möglich dieſes Kloſter verlaßt um einen ſichereren Aufenthaltsort, als hier, zu finden. — Fürſtin Madon, Deiner Perſon habhaft zu werden, ſind in der ganzen Türkei Befehle ertheilt und kein geringer Preis iſt auf Dich geſetzt worden. Es iſt daher nöthig, daß für den Fall man auf Deine Spur käme, Du die weiblichen Kleider ablegſt und Dich in männliche werfeſt. Du wirſt darinnen leichter handeln können und länger unerkannt bleiben. Ich habe für alles dieſes geſorgt. Hier Cyrill,“ ſprach er zu mir gewendet, „ein

Brief aus den Gebirgen des Ocha von deinem Vater.“

Mit Haſt ergriff ich den Brief und erbrach ihn. Mein Vater ſchrieb mir, daß ſeit einiger Zeit die Wohnungen auf dem Ocha nicht mehr ſicher ſeien, indem es mehreren türkiſchen Rotten gelungen, von der nördlichen Seite plötzlich in die Dörfer einzufallen, wobei ſie geraubt, geplündert und die Einwohner gemordet hätten. Daß aber jetzt alles unter die Waffen getreten ſei und einen zweiten Einfall zurückgeſchlagen habe, bei welchem viele Türken ihr Leben gelaſſen hätten. Durch Vermittelung des Kloſtergeiſtlichen, den ich auf Negropont getroffen, erhalte ich gegenwärtigen Brief. Er werde mir erzählen, wie meine Mutter mit mehreren bei dem erſten Angriffe geflüchteten Weibern durch die Meſſer der Türken fiel. „Ich bin alt,“ ſchrieb der Vater weiter, „doch in dir blüht noch Jugend und Kraft: auf deine Rache hoffe ich. Deine Schweſter Anaſtaſia übt ſich täglich in Waffen, im Schießen und mit dem Schwert, und will mit in den Kampf ziehen. In jetziger gefahrvoller Zeit muß auch das Weib aus ſeinen Schranken treten, um die Menſchenrechte zu vertheidigen.“

Krampfhaft zerknitterte ich den Brief in meiner Hand und reichte ihn Madon hin, welche denſelben aufmerkſam durchlas. Als dies geſchehen war, ſah ſie mich feurig, doch ſchweigend an, ergriff meine Hand und drückte ſie leidenſchaftlich.

„Nun pflegt der Ruhe,“ erhob der Metropolit ſeine Stimme, „meine Kloſtergeſchäfte rufen mich ab; Mittags ſehen wir uns.“ —

Tage waren ſchon in dem einſamen Kloſter hingegangen, und doch hatten wir ſie ohne Langeweile verbracht, denn wir ſahen nie aus den Fenſtern, ohne neue Naturſchönheiten dieſes Eilandes zu entdecken. Man muß dort die Frühlingsmorgen und Abende mit der aufgehenden oder ſinkenden Sonne genoſſen haben! Von unſerem Kloſter aus konnten wir die grünenden Plätze der kleinen Dörfer überſehen, auf welchen die Mädchen ihre munteren grichiſchen Tänze ausführten. Ein wahrhaft idylliſch ſchönes Leben, welches Sehnſucht und Liebe zu wecken vermag! Wir ſahen mit dem Frühroth des erſten Mai's ſchön geputzte Mädchen aus allen Dörfern zuſammenſtrömen, die an dieſem, faſt allen Völkern gemeinſamen Feſttage, lange vor Sonnenaufgang, die thaubeperlten Blumen ſammeln und ſich dann zum Tanze vereinigen. Auf der mondbeſchienenen Blumentrift vergnügten ſie ſich in Reihen der Romaika, wobei ſie wie die Grazien des Horaz das unter ihren Füßen ſchwellende Gras ſchlagen. Und hörtet ihr nie die Töne der lydiſchen Flöte, mit denen der joniſchen Zither vermählt, als Begleitung des herzſchmelzenden und tief ergreifenden griechiſchen Liedes? — Doch was ſind alle Beſchreibungen, die nicht einmal den Schatten der wirklichen Schönheit darbieten! Man muß dies Alles ſelbſt geſehen, gehört, gefühlt haben, um in die Schilderung die Farbe heimathlicher Luſt und vaterländiſcher Entzückung zu übertragen. Wer ſich auch Alles das, aber ſo ſchön und ſchöner noch, als Worte es malen können, vorzubilden im Stande wäre, könnte ſich doch nie von der Milde und Reinheit der hier wehenden Lüfte einen Begriff machen, von dieſer warmen, wonnigen Fluth der Lebensluft, von dieſem ſüßduftenden Balſamäther, in welchem ſich Terebinthen und würzige Kräuter gebadet haben!

Vom Kloſter aus konnten wir einen Theil des Hafens von Prinkipo ſehen und bemerkten ſchon ſeit einigen Tagen ein Fahrzeug, welches bald da, bald dort anzulegen ſchien, aber eben ſo ſchnell wieder in See ging. Ich ſtand eines Tages neben Madon, welche jetzt als junger Türke gekleidet, ein neues gefälliges Aeußeres zeigte, und wir beide verfolgten den Lauf und das Kreuzen des Schiffes.

„Es iſt ein hydriotiſches Schiff,“ begann endlich

Madon, „es iſt kein Zweifel mehr, und vielleicht iſt es beſtimmt, uns aufzunehmen, und aus dieſer trägen Ruhe zu bringen. Ja, Cyrill! die Minuten werden mir hier zu Tagen, und ich ſehne mich dahin, wo ich ungeſtört meinen Plänen Leben verleihen kann. Koramenos verſprach uns ein hydriotiſches Schiff zu ſchicken, er hat mir es beſonders zugeſagt und ich habe ihn deßhalb mit den nöthigen Mitteln verſehen; ich bin gewiß, daß dieſes Schiff für uns beſtimmt iſt: allein es wagt nicht in den Hafen einzulaufen, um nicht vielleicht unter die mißtrauiſchen, türkiſchen Douanen zu fallen.“

Sogleich reifte der Entſchluß in mir, eine Bucht auf der Inſel, dem Hafen ferne, aufzuſuchen und dem Schiff ein Zeichen zur Unterredung zu geben. Ich theilte meine Abſicht Madon mit, welche mich zur Ausführung anfeuerte.

Ich verließ das Kloſter, kam nach Prinkipo und erkletterte einen Felſen, auf welchem ich mit Gefahr meines Lebens endlich zu einem dichten Walde kam, der ſich bis zur Küſte herunterſtreckte, und durch dieſen dringend mich endlich dem Schiffe gegenüber befand, welchem ich mit meinem Taſchentuche, das ich an einen dürren Zweig gebunden, ein Zeichen gab. Lange ſchien man es dort nicht bemerkt zu haben oder es nicht bemerken zu wollen, indeſſen wurde endlich doch ein Kahn ausgeſetzt, welcher nach dem Ufer zuſteuerte. In einiger Entfernung hielt er, es waren Matroſen in türkiſcher Kleidung, welche in demſelben ſaßen. Schon glaubte ich mich verrathen, als ein Matroſe mich mit dem Loſungsworte Ἐλευθερία (Freiheit) anrief; ich antwortete eben ſo, und nun war ich in wenig Minuten auf dem Schiffe.

Wer beſchreibt aber meine Freude, als ich hier den nämlichen Capitain fand, der mich vor drei Jahren nach Conſtantinopel gebracht hatte. Wir hielten uns wie lange getrennte Freunde umfaßt und mein Herz war voll von den Begebenheiten, welche ich ihm zu erzählen hatte.

„Ich kenne, mein Freund, alle deine Schickſale; Keramenos hat ſie mir mitgetheilt, durch ihn ſind wir hieher beordert, und kreuzen ſchon ſeit einigen Tagen hier, um euch, die ihr aus den Ruinen von Chalcedon geflüchtet, nach Morea überzuführen. Doch iſt es zu gefährlich in den Hafen einzulaufen, um bei der Aufmerkſamkeit der Türken nicht etwa gefangen genommen und dem Verderben geweiht zu werden. Jetzt kennt ihr unſere Sendung, und nun ich dich getroffen und du ſichere Nachricht überbringen kannſt, ſo eilet und ſuchet, daß ihr noch in heutiger Nacht an dieſen Theil der Küſte kommt, damit uns der Morgen ſchon im Archipel begrüßt.“

Bereits wollte ich das Schiff verlaſſen, als aus demſelben Pharmacis, Perrhukas, Yatrakos ſtiegen, die ich in den Ruinen von Chalcedon als Anführer der Verſchworenen geſehen und kennen gelernt hatte. Perrhukas kam mir freundlich entgegen und umarmte mich herzlich. „Nun, junger Landsmann,“ ſprach er, „die Saat reift, bald werden wir auf dem Kampfplatze ſtehen. Sieh hier hinein!“ und hierbei deutete er auf die offene Luke des Verdeckes. Das Schiff war angefüllt mit Waffen aller Art, Munition u. ſ. w., und wenn auch ein gewiſſer Schreck meine Glieder im Augenblicke durchfuhr, ſo war es doch nur ein freudiger Schreck, mich bald auf die Felder des Kampfes geführt zu ſehen, wo ich mein unglückliches Geſchlecht retten helfen und Rache für Madon und meine Mutter finden konnte.

„Eile nun zurück,“ ſprach Perrhukas weiter, „mir iſt von Koramenos aufgetragen, Madon nach Mytelene zu einem reichen griechiſchen Kaufmanne zu bringen, wo ihr Vater den größeren Theil ſeiner Schätze niedergelegt, ehe er noch Verdacht bei der Pforte erregt hatte. Ueber dieſe Schätze hat er bei Lebzeiten verfügt, er beſtimmte ſie für die Befreiung des Vaterlandes und opfert ſie als heilige Gabe für uns.“

„Wo Madon iſt, da bin auch ich,“ entgegnete ich mit Nachdruck. „Ich habe bei meiner Seele geſchworen, ſie nie zu verlaſſen, und wenn es ſein muß, für ſie und mit ihr zu ſterben.“

„Oho! junger Mann,“ rief Perrhukas, „das ſieht ja einer Liebesgeſchichte ähnlich, die dich ins Verderben ſtürzen wird; denn wiſſe, Madon iſt Fürſtin und iſt nicht für dich geſchaffen. Sie wird, wenn unſere angefangene Sache zum Ziele gebracht iſt, als ehemalige Fürſtin wieder in ihre väterlichen Beſitzungen eingeſetzt, und wird dann herrſchen, wie ihre Vorfahren geherrſcht haben, auf Negropont, wo die Ruinen ihres Stammſchloſſes noch aufzufinden ſind.“

Ich fühlte es an allen Folterqualen der Liebe, daß der Mann recht habe, daß ſich eine weite Kluft zwiſchen mir und Madon dehne, und dennoch konnte ich das, was alle meine Lebenspulſe in Bewegung ſetzte, nicht ſo ſchnell aufgeben.

„Ich werde mich auszeichnen,“ ſprach ich entrüſtet, „mich für mein Vaterland auszeichnen, dann iſt Madon mein, dann bin ich ihrer würdig, und Den will ich ſehen, der ſie mir nach vollbrachter That ſtreitig macht!“

„Ich ſelbſt,“ ſagte Perrhukas mit fürchterlich rollenden Augen, ſo daß ich einen Schritt zurücktrat.

„Mir hat ſie der Vater verlobt, ſobald Griechenland frei, iſt ſie mein. Mir hat ſie auf Befehl ihres Vaters ihr Verſprechen gegeben.“

„Was Verſprechen:“ fiel ich ein, „in Griechenland gibt es keine Convenienzen und Rückſichten, die über die Liebe und Zuneigung der Kinder verfügen.“

„Nun dann, junger Landsmann, ſo bleibt nur ein Mittel, wer von uns beiden ſie beſitzen ſoll, ich oder du: das Schwert entſcheide zwiſchen uns.“

Hier traten mißbilligend Pharmacis, Jatrakos und der Capitain dazwiſchen, und hielten uns ab, die Schwerter auf dem Verdeck zu ziehen.

„Eile,“ ſprach jetzt der Capitain, „nach dem Kloſter, bringe dieſen Brief dem Metropolit Kallinikus und macht euch für dieſe Nacht zur Flucht fertig. Kallinikus wird euch die Wege zeigen, die ihr zu gehen habt, um unangefochten hieher zu kommen.“

Faſt konnte ich mich von meinem Gegner nicht trennen und zaudernd ſtieg ich in den Kahn, der mich bald am Ufer ausſetzte. Ich ſuchte den Weg nach dem Kloſter, den ich ſchon gegangen, wieder auf, und befand mich bald an dem Hügel, worauf daſſelbe ſtand, als ich bei meiner Annäherung vor demſelben mehrere geſattelte Pferde erblickte, welche ein türkiſcher Soldat hielt. Ich ſtand ſtille und überlegte, was dieſes zu bedeuten habe; in demſelben Augenblicke gewahrte ich Madon am Fenſter, welche mir abwinkte, näher zu kommen. Raſch war mein Entſchluß gefaßt, ich verbarg mich in das Terebinthen-Gehölz, um dort den Verlauf der Sache abzuwarten.

Nicht lange lag ich verſteckt, als die türkiſchen Reiter den Berg herab kamen und Seppa und Jany gebunden mit ſich fortführten. Das Herz erkaltete mir in dem Buſen. Was war hier zu thun? wie ſie befreien, ohne nicht ſelbſt in die Gefangenſchaft zu gerathen? Gerade in dem Augenblicke, wo wir hätten ſicher entfliehen können? Aber noch mehr, der Metropolit Kallinikus war ebenfalls, wiewohl nicht gefeſſelt, unter den Gefangenen. Nachdem die Reiter das Thal erreicht hatten, ſchlich ich mich durch die Weingärten mit fort und verfolgte dieſelben. In Prinkipo angelangt blieb ich in dem nächſten Garten verſteckt und bemerkte, daß die Gefangenen in eine Art Wachhaus eingeführt wurden, welches mit zwei Soldaten beſetzt ward. Nun eilte ich nach dem Kloſter zurück und fand Madon in der größten Aufregung unter den Mönchen, welche ſie zu tröſten ſuchten, doch vergeblich. Mein Erſcheinen gab ihr einige Ruhe; ich erzählte ihr den Erfolg meiner Sendung, und daß ich ſogleich wieder dahin zurückeilen würde, um von dem Schiffe aus die Befreiung Seppa's, Jany's und Kallinikus' zu bewirken.

„Ich begleite dich," ſprach ſie ſogleich ermuthigt, „wir können ohne unſere Unglücksgefährten nicht von hier gehen."

Während der kleinen Erfriſchung, die ich mir geſtattete, erzählte mir einer der Mönche, daß kurz nachdem ich mich entfernt, einige türkiſche Reiter auf Befehl des Baſch-Aga gekommen ſeien, welche das Kloſter unterſucht hätten, weil man in den vergangenen Nächten einen Einmaſter auf die Inſel habe zuſteuern ſehen, der fremde Leute ausgeſetzt habe, welche in Begleitung der Mönche den Weg nach dem Kloſter genommen. Es befänden ſich noch einige griechiſche Flüchtlinge in der Nähe von Conſtantinopel, an deren Habhaftwerdung dem Sultan ſehr viel läge. Das Kloſter ſei in dem beſten Rufe, deßhalb habe man auch nur den Metropoliten mitgenommen, allein würde man Seppa erkennen, ſo ſei es um das Leben Aller geſchehen. Madon, als Türke verkleidet, habe ſich gerade in der Kapelle befunden, ſei dann durch einen geheimen Gang nach dem Erker des Kloſters geführt worden und ſo unentdeckt geblieben.

Hier galt es ſchleunige Rettung. — In Mönchskleider gehüllt, begaben wir, Madon und ich, uns ſogleich auf den Weg. Ein Bruder zeigte uns einen näheren Pfad durch das Thal und über das Gebirge. Madon war in Strapatzen ausdauernd, und bald kamen wir an die ſpärlich bewohnte Küſte nieder. Das Schiff war weiter in See gegangen, dennoch verſuchten wir einige Signale, die lange nicht bemerkt wurden. Endlich ſtach der Kahn in See und ruderte herüber, allein wer beſchreibt unſere Verlegenheit, als ich lauter fremde Menſchen erblickte, die ich auf dem Schiffe nicht geſehen. Bald näherte ſich der Kahn auf Schußweite, und ich rieth Madon in die Waldung zurückzugehen, um abzuwarten, wer die Schiffer ſeien. Ich ſelbſt blieb an der Küſte. Der Kahn legte an, ein Türke ſtieg aus und fragte nach meinem Begehr. Ich konnte ihm nichts weiter ſagen, als daß ich ein Mönch des Kloſters St. Georg ſei, in ein anderes Kloſter nach der Moldau zu gehen beabſichtige, und daß ich hiezu keine Gelegenheit in Prinkipo gefunden, und nun den Verſuch hier gemacht habe.

Man lachte über meine ſichtbare Aengſtlichkeit, der Türke gab mir einen Stoß vor die Bruſt, ſo daß ich taumelte, allein ich mußte mich um Madons willen verſtellen; doch als der Türke ſein Meſſer zog und damit auf mich losging, da trat ſchleunigſt Madon aus dem Gebüſche und feuerte eine Piſtole auf ihn ab.

Ich erholte mich und packte ihn, allein in dem nämlichen Augenblick kamen die Anderen an das Land und wir würden ihrer Rache geopfert worden ſein, wenn nicht zu gleicher Zeit einige griechiſche Fiſcher an der Küſte, die auf den Schuß herbeigeeilt waren, uns aus den Händen der Blutgierigen befreit hätten. Die Türken ſchifften ſich plötzlich ein, doch feuerten noch einige ihre Piſtolen nach uns ab.

Kurze Erklärungen waren hinreichend, uns mit den einfachen Leuten zu verſtändigen; allein unſere Lage wurde troſtlos, denn von einem zweiten Schiffe, durch welches nur die Rettung Seppa's hätte bewirkt werden können, war nichts zu ſehen. Es blieb uns daher nichts übrig, als die Nacht abzuwarten, denn der Capitain hatte verſprochen, wenn es dunkel geworden, ſich nahe an das Land der Inſel zu halten. Wir gingen daher um einen Felſenvorſprung, unter welchem eine kleine arme Fiſcherhütte lag, in die wir eintraten.

Wir ſtreckten uns auf die Binſenlager nieder; die Fiſcher waren beſchäftigt, Früchte zu unſerer Erquickung herbei zu holen; die Sorge um die unglücklichen Gefangenen ermattete uns zum Tode. Noch hatte keiner der Fiſcher nach unſerem Kummer gefragt, endlich aber bedeutete uns der ältere, daß ſie uns vielleicht nützlich ſein könnten, wenn wir ihnen vertrauten.

Ich ſah Madon prüfend an, allein ihr Mund war geſchloſſen und mir ſchien, daß ſie abermals von traurigen Bildern umſchwebt ſei.

„Wißt nur ſo viel!“ ſprach ich, „daß wir keine Mönche ſind und daß das Schickſal uns nach Prinkipo warf, um uns aus den Klauen der rachgierigen Türken zu retten; daß wir dort jenſeits des Berges in das Kloſter St. Georg geflüchtet waren und daß an dieſem Morgen unſere Freunde von den Türken in Prinkipo weggeführt und eingekerkert wurden.“

„Ich war gegenwärtig,“ ſprach ein jüngerer Fiſcher, „als die Unglücklichen ankamen, und ſie ſind verloren, wenn ſie nicht ſchnell gerettet werden. Morgen geht eine türkiſche Galeere hier vorbei und jedenfalls werden ſie mit dieſer nach Conſtantinopel zurückgeſchafft, wo ſie ihrem Verhängniſſe nicht entgehen.“

„Darum, könnt ihr uns helfen, ſo thut es; ihr ſeid Griechen und auch ihr werdet fühlen, wie die Ketten, die uns drücken, ſchmachvoll und unerträglich ſind.“

„Ohne einen förmlichen Aufſtand herbeizuführen, würde die Rettung der Gefangenen faſt unmöglich ſein,“ bemerkte ein älterer Fiſcher; „denn Prinkipo wird ſcharf beaufſichtet, und es befinden ſich gegenwärtig 150 Mann Küſtenwächter dort, deren wir ſchwerlich

Herr werden können. Und würde es uns glücken, ſie zu befreien, wohin können wir entfliehen, ohne bald eingeholt zu werden? Denn hier ſind wir nicht ſicher, und die Klöſter müſſen ihre Pforten öffnen, ſobald die Türken es verlangen.“

Ich bemerkte ihnen, daß ein Schiff hier in der Nähe kreuze, um uns alle aufzunehmen, in dem Falle wir die Befreiung der Unſeren mit Gewalt bewerkſtelligen müßten. Daſſelbe werde in dieſer Nacht an den Theil der Küſte kommen, wo ſie uns gefunden haben, und die Rettung ſei daher ſicher, wenn ſie nur etwas dazu beitragen wollten.

Es wurde hierauf beſchloſſen, daß ich als Wache an dem Ufer harren und die bekannten Zeichen geben ſolle, damit die Barke, die ans Land ſtoßen würde, von der Lage der Sache unterrichtet werde und ihre Maßregeln ergreifen könne. Das Schiff ſolle in Prinkipo einlaufen und ſich fertig halten, während einige von der Bemannung mit uns ſich vereinigten. Wir überfallen dann die Wache, machen ſie lautlos, ohne einen Mord zu begehen, wenn es nicht die Nothwendigkeit erheiſcht, und bringen die Gefangenen auf das Schiff. — Madon blieb in der Fiſcherhütte zurück, und da der Abend gerade ſich herniederſenkte, ging ich über das Vorgebirge an den Platz meiner Beſtimmung.

Lautlos war die eingetretene Stille und nur die Thurmuhr von dem Dorfe Prinkipo ſchreckte mich aus meinem Nachdenken auf, um mich zu erinnern, daß abermals eine Stunde verfloſſen ſei und ſich noch keine Hoffnung der Rettung zeige. Der Mond war endlich über die Gebirge herübergeſchlichen und badete ſich in den ruhigen Fluthen des Meeres. Die Vögel gaben in dem nebenliegenden Walde einzelne Laute oder veränderten ihr Nachtlager; ich war mit meinem Herzen voll Sorgen allein und von Zeit zu Zeit preßte mir die Ungeduld einen tiefen Seufzer aus der Bruſt. Da hörte ich leiſe Tritte, die durch Laub und Reiſer kniſterten. Ich legte das Ohr auf die Erde, es war kein Zweifel, daß ſich Jemand näherte. Ein Felſenſtück verbarg mich demjenigen, der aus der Waldung zu mir herankam. Jetzt vermochte ich eine menſchliche Figur in der Kleidung eines Mönches zu erkennen, welche gerade auf den Platz zuſchritt, wo ich dicht hinter dem Felſenſtücke verſteckt ſtand. Der Mann trocknete ſich den Schweiß von der Stirne und ſeufzte in einzelnen Lauten, indem er ſpähend das Meer und die freie Ausſicht beſah. Dann ſprach er: „auch hier nicht!“ und ſchickte ſich an, mein Verſteck zu umgehen und nach der Seite der Fiſcherhütte einzubiegen.

Raſch trat ich jetzt hervor und fragte: „Wer biſt du, der du dieſe menſchenleere Gegend zur Nachtzeit beſuchſt?“ Sogleich fuhr ein Piſtol aus ſeiner Kutte; ich hielt ihm das meinige gleichfalls vor die Stirne. Doch in demſelben Augenblicke entfiel uns beiden die Waffe und wir lagen einander in den Armen. Es war Koramenos, den ich mit ſchmerzlicher Freude umſchlungen hielt. Tauſend Fragen und Mittheilungen ſchwebten auf meinen Lippen, allein der Freund hielt mich zurück.

„Jetzt keine Erzählung, Cyrill! ich weiß Alles. Das Schiff, welches ich zu euerer Rettung geſchickt — liegt an der hinteren Seite von Chalcis verſteckt, weil eine türkiſche Galeere in den Gewäſſern kreuzt. Ich bin von Conſtantinopel geflüchtet, um nach Prinkipo zu kommen und euch von der Gefahr, die euch bedroht, zu unterrichten. Ich kam zu ſpät. Jetzt iſt keine Zeit zu verlieren. Es ſind Fiſcher hier an der Küſte, die ſich mit uns vereinigen werden, um Seppa und die anderen noch in dieſer Nacht zu befreien. Man hat keine Ahnung auf der Wache in Prinkipo von irgend einer beabſichtigten Rettung der Gefangenen; ich ſelbſt habe die beiden wachehaltenden Soldaten bereits für mich gewonnen und hoffe, die Befreiung geſchieht leicht und glücklich. Die Schiffer müſſen ihre Nachen bereit halten, und noch ehe der Morgen graut, haben wir die Meerenge zwiſchen Prinkipo und Chalci durchrudert und können durch die Gebirge, welche ich genau kenne, an die Küſte und in den Schlupfhafen, wo uns das Schiff erwartet, gelangen.“

Alſobald traten wir den Weg an und fanden die Fiſcher in der Hütte noch alle wach. Koramenos trat ein und rief: „Ἐλευθερία!“ Sogleich ſprangen die Leute auf und begrüßten ihn herzlich, ſo daß ich ſogleich bemerken konnte, wie auch ſie in den Bund der Brüder eingereiht waren.

„Bindet ſogleich eure Kähne los! Zwei von euch führen die Kähne an der Küſte verſteckt nach Prinkipo. An dem Landhauſe von Merill erwartet ihr uns bis wir mit den Gefangenen kommen, um ſogleich nach Chalcis überzuſetzen. Die Bucht von Chalcis kennt ihr? — Ihr, Fürſtin, bleibt mit den Fiſchern und wir Männer übernehmen den Zug!“

„Nimmermehr!“ rief Madon, „ich theile jede Gefahr und trenne mich nicht von euch!“

„Nun denn, erwiederte Koramenos, „wie Ihr wollt!“ und ſomit brachen wir auf.

Die Fiſcher führten uns einen angenehmen Weg durch einen Cypreſſenhain und bald ſahen wir Prinkipo vom Lichte des Mondes beleuchtet ruhig vor uns liegen. Nachdem wir das Dorf beinahe erreicht hatten, nahm mich Koramenos mit, und die übrigen Fiſcher mit Madon folgten in der Ferne nach.

Nicht weit von dem Wachhauſe erblickten wir beide Wachen ſchlafend auf der Treppe, ihre Gewehre in den Armen haltend. Koramenos ſchlich ſich näher, doch in dem Augenblicke erwachte einer der Wächter und rief ihn an, worauf dieſer ſogleich in türkiſcher Sprache antwortete. Er unterhandelte nun mit ihm, und nachdem der zweite Wächter auch dazu gekommen war, langte Koramenos in den Buſen und winkte mir näher zu kommen; die Fiſcher folgten mir ſogleich nach, und Koramenos zahlte jetzt den Wächtern einige Goldſtücke aus, während die Fiſcher und Madon ſich in die Wachſtube begaben und ſtill die Gefangenen herausführten.

Mit Blitzesſchnelle begab ſich nun Alles auf die Flucht nach dem bezeichneten Landhauſe. Koramenos deckte dieſelbe, wir warfen uns in die Kähne und nun ſchoſſen gleich dahinfliegenden Adlern die kleinen Fiſcherbarken durch die Meerenge. Von Prinkipo her aber hörten wir ein ſtarkes Rufen, welches ſich nach der entgegengeſetzten Seite verlief. Bald hatten wir jenſeits die Bucht erreicht und befanden uns ſchon auf dem Wege nach dem Schlupfhafen, als wir von hier aus in der Mondesdämmerung bemerken konnten, daß in Prinkipo alles in Bewegung war. Die Fiſcherkähne dagegen gleiteten ſanft und ruhig auf dem Meere dahin und lenkten nach ihren Hütten, gleichſam als pflegten ſie des Fiſchfangs.

Jetzt hatten wir ein von Bäumen mild beſchattetes Plateau erreicht, von wo wir Prinkipo ganz überſehen und bemerken konnten, daß mehrere Abtheilungen von Türken nach allen Richtungen in das Innere der Inſel abzogen.

„Wie ſüß iſt es doch, ſich in Sicherheit zu wiſſen," bemerkte Kallinikus. „Doch meine armen Brüder in St. Georg, wie wird es ihnen ergehen?"

„Sei darüber ganz ruhig," entgegnete Koramenos, „ich habe ſie benachrichtigt, daß ſie das Kloſter verlaſſen und ſich nach St. Medardus begeben ſollen. Die Mönche von dort ſtehen in dem Geruche einer großen Heiligkeit und beſonderen Ergebenheit an die Pforte. Noch ehe die Wachen das Kloſter betreten, ſind ſie ſchon über den Berg und am jenſeitigen Hügel und in St. Medardus."

„Das gebe Gott!" ſeufzte Kallinikus.

„Laßt uns nun hier ein wenig ruhen und dann den Marſch fortſetzen," ſprach Koramenos.

Seppa, Madon, Jany und ich hatten uns zuſammengeſetzt und bildeten ſo eine Familie. Die

Erinnerung der jüngſten Zeit ging in grellen Bildern [illegible] allen vorüber. Wir hatten keine Worte, doch [illegible] Blicke beantworteten ſich gegenſeitig das, was [illegible] den Seelen zu leſen war. Ich ſaß neben Madon und ergriff ihre Hand; länger durfte ich nicht zögern, ſie von dem Begehren des Perrhukas und von meiner Fehde mit dieſem bekannt zu machen. Sie erſchrack, als ich ihr ſagte, daß ich denſelben auf dem Schiffe getroffen, faßte ſich indeſſen bald wieder und antwortete: „Du kennſt meinen Entſchluß, nichts wird ihn ändern. Verfolge du deine dir vorgezeichnete Bahn, ich werde die meinige gehen, und will es das Schickſal, ſo haben [illegible] beide hier noch ein zeitliches Glück zu hoffen!“

Kaum hatte ſie ausgeſprochen, als wir Tritte in der unwirthbaren Gegend vernahmen. Es kam näher, wir ſprangen alle auf, nur Koramenos blieb ſitzen, der immer die Zukunft ſo zu ſagen voraus wußte und der aus dem fernen Tritte den Freund und den Feind herauserkannte. Jetzt erſchien auf dem Plateau eine Geſtalt, welche aus der nächtlichen Umſchattung heraustrat, dann noch zwei und drei, die uns aus einer gewiſſen Entfernung beobachteten. Koramenos erhob ſich jetzt und fragte: Wie heißt ihr? — Hetäria! war die Antwort.

Alſobald kamen ſie näher und ich erkannte nun die Anführer Verrhukas und Jatrakos, welche ich bereits auf dem Schiffe geſehen. Mein Herz klopfte mir und aus Eiferſucht wünſchte ich in dieſem Augenblicke hundert Meilen weit zu ſein. Denn ohne ſich im geringſten um mich zu kümmern, trat der erſtere mit frecher Miene auf Madon zu, die neben mir ſtand, reichte ihr die Hand und ſprach:

„Fürſtin! Ihr ſteht, wie Ihr wißt, mir näher als alle andern. Eures Vaters Wunſch war es, daß Ihr mir als Frau angetraut würdet. Sein ſchleuniger und ſchrecklicher Tod hat die Ceremonie aufgeſchoben, doch nicht aufgehoben; ich halte mein Wort und betrachte Euch von heute an als meine mir angetraute Frau.“ Hierbei wollte er ſie umarmen.

„Zurück, du Zudringlicher!“ rief entrüſtet Madon. „Hat dir mein Vater ſein Wort gegeben, ſo gab ich nicht das meine. Der Vater iſt todt und ich bin jetzt eine freie Griechin, die über ihre Hand, aber auch über ihr Leben verfügen kann, wenn du von deinem Scheinrechte Gebrauch zu machen geſonnen wäreſt. Wiſſe, daß ich dich haſſe, und mir das Blut vor Zorn in die Wangen ſteigt, über die Heuchelei, mit welcher du meines Vaters Zutrauen erſchlichſt. Noch einmal! berühre mich nicht und höre meinen Schwur: daß ich keinem meine Hand als Gattin reiche, der nicht durch

Großthaten für ſein Vaterland ſich ausgezeichnet hat. Thue dies alſo vorerſt und dann frage wieder an. Allein du biſt geſchickt, Ränke zu ſchmieden, aber nicht tüchtig, dem Feinde im offenen Felde zu begegnen.“

„Halt ein! Fürſtin!“ rief Kallinikus, „wollen wir in der Nacht hier, kaum dem Tode entronnen und noch auf der Flucht, ſchon jetzt den Saamen der Feindſchaft in unſere Herzen ſtreuen, die nur für einen großen Zweck ſchlagen ſollen. Willſt du, Perrhukas, mit Hochzeitſchmäuſen dich erluſtigen, während das Vaterland deines Armes und deiner Kenntniſſe bedarf? Und darfſt du mit dieſer Keckheit die fürſtliche Jungfrau zu deiner Frau begehren, wenn ſie dir erklärt, daß ſie nicht die Deine werden will?“

„Laßt ihn,“ ſprach Koramenos, „nur erſt zu Verſtand kommen! er iſt heftig, doch auch vernünftig und weiß wohl, daß bei Madon nur die Thaten für das Vaterland ſprechen. Du, Perrhukas, gehſt, hier iſt der ſchriftliche Befehl, nicht nach Mytelene, ſondern nach Macedonien;“ — ärgerlich riß Perrhukas das Papier aus den Händen Koramenos und las es. — „Brechen wir aber auf und ſuchen das Schiff zu erreichen, denn die Zeit entflieht und wir haben noch vor Sonnenaufgang die Anker zu lichten, um heute durch die Dardanellen zu kommen.“

Maden legte ihren Arm in den meinigen und bat mich, ſie zu führen, während Perrhulas uns mit wüthenden Blicken verfolgte. — Nun ging es einen engen Fußſteig herab über große Strecken von Schiefer, die mir die angenehme Pflicht auflegten, Maden, die ſehr erſchöpft ſchien, zu unterſtützen; dann langten wir in einer Ebene an, welche durch einige Felſenmaſſen nach der Meerſeite begränzt, ſich bald in ein hügelichtes Land mit der üppigſten Vegetation verwandelte und an dem Schlupfhafen endete, den hier ein kleiner Einſchnitt des Meeres in das Land bildete. Hier lag das Schiff vor Anker, und kaum war man unſer anſichtig geworden, als der Capitain auch ſogleich die Anker heben hieß, während wir uns an Bord überſetzen ließen.

Es war eine allgemein freudige Begrüßung auf dem Schiffe eingetreten, und noch ehe wir uns reihum erkannt hatten, wurde das Schiff aus der Bucht bugſirt.

Eine unnennbare Müdigkeit hatte ſich unſer aller bemächtiget; die Flucht war großentheils in der Nacht bewerkſtelligt worden, und daher trafen wir bald Anſtalten, der Natur jetzt ihren Tribut zu entrichten. In der Kajüte des Capitains, die mir ſchon bekannt war, nahmen Maden, Serpa, Jany und ich Platz, und bald ſenkte ſich, als bereits die Sonne die kleinen Fenſter der Kajüte beſchien und einen hellen Schein darin verbreitete, der Schlaf auf unſre Augenlieder. Waren wie doch jetzt unter Landsleuten und Freunden und konnten uns ſicher der Ruhe hingeben. Perrhukas und Pharmacis kamen ebenfalls hinunter, doch entfernten ſie ſich bald wieder, nachdem Perrhukas die verkleidete Madon, deren Augen geſchloſſen ſchienen, mit glühendem Verlangen betrachtet hatte.

Frankfurt am Main.
Verlag [illegible]

1844. 10370.

Die
Alte von Livadoſtro.

Roman

aus helleniſchen Memoiren

des

fahrenden Muſikanten.

Zweites Bändchen.

of Prof. L. Elster.

Die Alte von Livadoſtro.

Roman
aus helleniſchen Memoiren
des
fahrenden Muſikanten.

Zweites Bändchen.

Frankfurt am Main.
Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.
1844.

Ex
Biblioth.Regia
Berolinenſi.

Die Alte von Livadoſtro.

Zweites Bändchen.

'Ελευθερία!

Sechster Abend.

Ehe ich weiter in meinen Begebenheiten fortfahre — ſprach Cyrill, als wir uns wieder verſammelt hatten — iſt es nöthig der Fortſchritte zu erwähnen, welche inzwiſchen unſer Bund machte und wie der Befreiungskrieg auch in der Moldau und Wallachei begann.

Die Hauptſtadt war nach und nach wieder ruhig geworden; die Türken hielten es bei der Ohnmacht der Griechen für lächerlich, daß dieſe gedrückte Nation ſich gegen den Koloß ihrer Oberherrſchaft erheben würde, indem nur Verderben und Ausrottung des ganzen Geſchlechtes dadurch herbeigeführt würde. Umſonſt warnten Rußland und England vor der weitverzweigten Verbrüderung und ihren Folgen. Man lachte darüber, und ſo war denn auch nach den Kataſtrophen mit Stephanos und Sekeris die Sache vor der Hand abgethan und die Türken fragten nicht weiter nach der Begebenheit. Kaum bemerkten die Brüder dieſe Gleichgültigkeit, als ſich ſchon von Rußland aus die Mitglieder des Bundes in Conſtantinopel neuerdings ſammelten und einen zweiten Plan entwarfen, wie der Aufſtand zu begünſtigen ſei. Es blieb dabei, daß Conſtantinopel zuerſt mit Hülfe der griechiſchen Einwohner angegriffen werden ſollte. Zu gleicher Zeit ſollte Morea losſchlagen, und ſo die dortigen Türken beſchäftigt bleiben und aufgerieben werden; nur war man mit der Zeit des Ausbruchs noch nicht im Reinen. Vor allen Dingen wurde daher Anagnoſtaras nach Hydra geſchickt, um die Capitains der Marine für dieſen Augenblick vorzubereiten, ſo Perrhukas nach Theſſalien und Macedonien und Pharmacis an die Erzbiſchöfe von Nauplia und Korinth; gleicherweiſe zogen noch andere Emiſſäre nach allen Richtungen aus, und Trikkala-Germanos, der ſchon früher den Bund im Peloponnes und auf den Inſeln vorbereitet hatte, wurde neuerdings in die Verbrüderung gezogen. Xanthos wurde nach Petersburg abgeordnet, dem Grafen Kapodriſtias die oberſte Leitung anzutragen, Tzakalof an die Vorſteher der Moina, von wo er, durch die türkiſchen Behörden wegen Galatis' Ermordung verfolgt, nach Piſa flüchten mußte; Anagnoſtopulos endlich erhielt Aufträge nach der Moldau und Wallachei an Theodor Negris, den Leiter des dortigen Bundes.

Die eigentliche Veranlaſſung des Aufſtandes gab nun Ali Paſcha von Janina, welcher als Feind der

Pforte behandelt, die Sulioten mit in ſeine Intereſſen zog und den Krieg gegen die Ottomanen begann. Ich brauche euch das nicht zu erzählen, ihr kennt es, und daher kehre ich zu unſerer Reiſe zurück.

Wir mochten lange geruht haben, als einer der Schiffsjungen leiſe in die Kajüte hinunterſtieg und den Tiſch zum Frühſtück bereitete. Ich erwachte zuerſt und ſtieg auf das Verdeck, wo ich alle Uebrigen verſammelt fand, um über die Angelegenheiten des Bundes zu berathen. Yatrakos zog mich ſogleich mit in den Verein und da hörte ich denn, daß Madon zuerſt auf der Inſel Mytilene ausgeſetzt werden und dort den Aufſtand vorbereiten ſolle. Ich ſelbſt wurde für Negropont, mein Vaterland, beſtimmt, ebenſo die anderen großentheils für Morea. Perrhukas ſolle an der Küſte von Macedonien ausgeſchifft werden. Yatrakos erbot ſich ſogleich mit mir nach Negropont zu gehen. Ich antwortete auf alle dieſe Pläne nichts, da ich es dem Zufall anheim ſtellte, wie und auf welche Art ich für mein Vaterland beſchäftigt werden würde. Nur Madon zu begleiten und in ihrer Nähe zu bleiben war ein Hauptwunſch von meiner Seite.

Man ſetzte ſich zum Frühſtück, Perrhukas nahm ſogleich den Platz neben Madon ein und verſchwendete Worte voller Süßigkeit, um ſie milder für ſich zu ſtimmen. Madon ſah ein, daß ſie hier auf dem Schiffe und am Ende in der Gewalt des Perrhukas, denſelben nicht reizen dürfe, widrigenfalls dieſer rachſüchtige Theſſalier am Ende ſie verrathen und dem ſchrecklichſten Schickſale Preis geben könnte. Pharmacis ſchwärmte bereits von Kämpfen für die Freiheit ſowie der Capitain des Schiffes — und Kallinikus entwarf Pläne, wie die angefangene Sache durch Gottes Beiſtand zu einem guten Ziel zu führen ſei. Ich aber war in den Gedanken an die nächſte Zukunft verloren, in der denn wieder Madon eine bedeutungsvolle Rolle ſpielte.

Noch waren wir in eifrigen Geſprächen, als der Schiffsjunge eilig in die Kajüte ſtürzte und dem Capitain die Anzeige brachte, daß eine türkiſche Galeere ſichtbar werde und auf das Schiff zuſteuere.

Wir fuhren alle empor, allein der Hydriote beſänftigte und mahnte uns, ruhig zu bleiben und ſich durch die Thüre der Kajüte in den mittleren Raum des Schiffes zu begeben.

Das Fahrzeug hatte übrigens innere Vorkehrungen, welche für verbotene Transporte eingerichtet waren, ſo daß viele Menſchen auch bei einer Unterſuchung des Schiffes ſich verſteckt halten konnten, und es iſt bekannt, daß, als die Schreckensſcenen in Conſtantinopel und in der Umgegend ſich ereigneten, ſolche Schiffe von den hydriotiſchen Capitainen nach dem Marmorameer und an die aſiatiſche Küſte geſchickt wurden, um chriſtliche Flüchtlinge aufzunehmen und den blutdürſtigen Türken zu entreißen. Es iſt nicht unintereſſant, eine kleine Beſchreibung davon zu liefern.

In der Kajüte des Capitains befanden ſich in den Wänden ſchmale Betten, welche durch Schiebläden verſchloſſen werden konnten. In der länglichten Seite dieſer Lagerſtellen waren wieder ſehr gut paſſende Schiebläden angebracht, durch die man auf kleine Treppen gelangte, auf welchen man dann in einen größeren Raum in der Mitte des Schiffes kam, wo die Vorräthe von Tauen, Holz und trinkbarem Waſſer lagerten. Obgleich nun dieſe Höhle ſich unmittelbar über dem Ballaſt befand und wenig Luft hatte, ſo konnte man doch durch dieſelbe, wenn irgend Unterſuchung in der Haupt-Kajüte vorgenommen wurde, in die Matroſenkajüte gelangen und durch dieſe zurück wieder in jene des Capitains. Der Raum war nach oben noch mit doppeltem Boden verſehen, auf welchen Waaren gelegt wurden, um die Unterſucher gänzlich zu täuſchen. Auch wir wählten dieſen Weg und mußten auf des Capitains Befehl ſogleich in die bewußte Bettwand flüchten.

Die Galeere näherte ſich auf Schußweite, fragte den Capitain aus, welcher vorgab, daß er Getreide nach Saloniki für die Armee des Churſchid Paſcha bringe, welcher damals vor Janina ein Lager aufgeſchlagen hatte. Er ſetzte darauf ein Boot aus, welches ſeine Papiere überbringen mußte.

Es muß Erſtaunen erregen, wie weit die Zweige der Verſchwörung reichten, daß ſich die hydriotiſchen Schiffscapitaine auch richtige Paſſagepapiere zu verſchaffen wußten, um ungehindert mit der Hauptſtadt verkehren zu können. Sobald die Papiere unterſucht waren, ließ man das Schiff ungehindert ziehen. Leider war gänzliche Windſtille eingetreten, ſo daß wir erſt gegen Abend an den Helleſpont kamen, den wir zur Nachtzeit nicht paſſiren durften. Wir legten daher in einem der kleinen Schlupfhafen an der aſiatiſchen Küſte an. Unſer Schiff umgab eine Menge von Fiſcherbooten, welche ſich dort mit der außerordentlich ergiebigen Fiſcherei beſchäftigten. So ſtanden wir auf dem Verdeck und ſahen ihrem Fang zu, als wir bemerkten, daß ein Nachen, in welchem ein Schwarzer ſaß — ſich von Zeit zu Zeit unſerem Schiffe näherte und uns aufmerkſam ins Auge faßte. Der Capitain bemerkte dieſes ebenfalls und gab uns ein Zeichen, in die Kajüte hinabzugehen. Doch Koramenos blieb oben, und als der Schwarze wieder noch näher gekommen war, rief er ihn in türkiſcher Sprache an. Alſobald kam derſelbe mit dem Boote ganz nahe herbei.

„Wir wünſchen dir deine Fiſche abzukaufen,“ — bedeutete ihm Koramenos, „wenn du ſie an unſern Bord bringen willſt.“

„Wenn ihr meine Fiſche wollt,“ antwortete der Schwarze, „ſo ſchickt einen Matroſen mit Geld hieher, und ihr könnt ſie erhalten. Uebrigens glaube ich, braucht ihr keine Fiſche, ſondern vielmehr guten oder beſſeren Wind als jetzt, um unentdeckt durch den Helleſpont zu kommen.“

„Alle Teufel, wer iſt die Canaille!“ rief der Capitain, und auf ſeinen Wink flog vom hinteren Theil des Schiffes die Barke mit vier Matroſen in die See — die mit emſigem Ruderſchlag auf den Fiſchernachen zuſteuerten. Es war zu ſpät zu entfliehen; alſobald enterten ſie den Kahn, allein mit unglaublicher Schnelle ſtürzte ſich der Schwarze in das Meer und ſchwamm dem Ufer zu — doch das Boot erreichte ihn auch dort und die Matroſen brachten ihn auf unſer Schiff.

War man früher erſtaunt, den Kerl zu ſehen und ſeine Drohrede zu vernehmen, ſo brachen wir Alle vollends in Verwunderung aus, als wir jetzt den Gartenhüter von Stephanos in ihm erkannten. Mit Bosheit ſah er Madon, Koramenos und mich an und auf alle Fragen, die an ihn geſtellt wurden, gab er keine Antwort. Endlich zog Koramenos den Dolch und drohte ihn zu durchbohren, wenn er die Wahrheit nicht bekenne.

„Wie kamſt du hieher?" rief der Alte und packte ihn dabei am Kragen und ſetzte ihm das Meſſer auf die Bruſt. Er fiel auf die Kie nieder und bekannte, daß er bereits ſeit längerer Zeit die Spur von Madon aufſuche: daß er ſie ſchon auf der Flucht von Chalcedon bemerkt habe und ihr nach Prinkipo nachgereiſt ſei. Er war es, der dem Baſch-Aga in Prinkipo Nachricht von unſerem Aufenthalte im Kloſter St. Georg gegeben habe, worauf Seppa, Jany und Kallinikus aufgehoben, und nachdem Madon dort nicht gefunden worden, hätte man ihm die verſprochene Belohnung verweigert. Er habe daher alles ausgekundſchaftet, und ſie in der Fiſcherhütte wohl bemerkt; dann habe er aber Koramenos landen geſehen und ſei aus Furcht, um nicht von demſelben erkannt zu werden, verhindert geweſen, Nachricht hievon der türkiſchen Wache überbringen zu können, da Koramenos ſich bereits im Geſpräche mit dem Offizier der Wache befunden habe. Seine ſpäteren Winke, die er den Soldaten gegeben, ſeien nicht berückſichtigt worden und er habe den verſprochenen Lohn nicht erhalten. Ja, er habe mit eigenen Augen ſehen müſſen, daß Alle glücklich ſich durch die Flucht gerettet. Ganz Prinkipo ſei gleich darauf durch ſeinen Lärm in Bewegung gerathen, doch vergeblich; der türkiſche Offizier habe alles aufgeboten, die Sache zu unterdrücken. Nun habe er ſich eines Schifferkahnes bemächtigt, und ſei in dieſe Gegend gekommen, wo er im Voraus gewußt habe, daß das hydriotiſche Schiff anlegen müſſe, um die Dardanellen zu paſſiren. Hier hielt er plötzlich inne.

„Und weiter?“ — er ſchwieg. — „Rede, oder du biſt verloren!“

„Hier, ihr Chriſtenhunde,“ rief er mit Entſetzen erregender Wuth, „hätte euch meine Rache erreicht, denn noch in dieſer Nacht wäre der Commandant von mir benachrichtigt worden, daß er euch in Grund und Boden bohre, damit ich endlich einen Tag erlebe, der meinen Haß gegen euch befriedigt hätte!“

„Für dein Stillſchweigen wollen wir jetzt ſorgen,“ ſprach Koramenos, „erbärmlicher, rachſüchtiger Sclave.“ Hier blickte der Schwarze nach Koramenos' Hand und glaubte den Todesſtoß zu empfangen. Doch Koramenos ſteckte ſein Meſſer ein und ließ ihn an den Maſtbaum anbinden, ſo daß ſein Rücken frei war und er ſich nicht rühren konnte. „Ihr Matroſen, herbei mit Stricken und kitzelt ihm den ſchwarzen Buckel ein wenig, damit dem menſchenfreundlichen Muhamedaner mehr Chriſtenliebe eingebläut werde.“

Ruhig und ſtandhaft und ohne einen Laut des Schmerzes von ſich zu geben, hielt der Schwarze die Streiche aus, dann wurde er mit Spirituoſen eingerieben, wobei er gleichfalls keine Miene verzog und dann gebunden nach dem unterſten Raum abgeführt.

Um zwei Uhr des Morgens ging das Schiff unter Segel, und da ſich ein friſcher Oſtwind erhob, ſo flog es durch den Canal und erlangte bald den Archipel, ohne den wachthabenden Offizieren Rede geſtanden zu haben.

Freier klopften unſere Herzen, als wir auch dieſer Gefahr entronnen. Der Capitain ſchlug, ſobald wir die letzten Schlöſſer der Dardanellen paſſirt waren, den Weg nach dem Meerbuſen von Saros ein, um Perrhukas und Pharmacis dort auszuſetzen. Auch Koramenos mußte nach Conſtantinopel zurück, um mit ſeiner umſichtigen Kenntniß der Lokalitäten, dem Unternehmen fernerhin nützlich zu ſein.

Unſere Reiſe ging langſam vorwärts, und meiſtens nur am Abend und am Morgen, um welche Zeit der Wind ſich in etwas erhob, legte unſer Schiff einige

Meilen zurück. Das Leben an Bord ſelbſt war jetzt äußerſt langweilig und für mich peinigend, denn Perrhukas verfolgte Madon unaufhörlich mit ſeinen Liebesanträgen und verſuchte alle Ueberzeugungskünſte, doch vergeblich, denn ſie antwortete ihm immer nur mit den härteſten Worten. Endlich aber brach eines Tages an der Mittagstafel der offene Streit zwiſchen Perrhukas und mir aus. Auch hier legte ſich Yatrakos und Kallinikus ins Mittel, allein die Fehde war nun zwiſchen uns beiden erklärt und Koramenos, entrüſtet über uns zwei, erklärte, daß er eher Conſtantinopel verlaſſen und Madon bei ſo bewandten Umſtänden in Schutz nehmen werde.

„Das iſt nicht nöthig," erwiederte ruhig Madon, „ich werde mir ſchon ſelbſt zu helfen wiſſen. Die Beiden kennen meinen Entſchluß und nichts wird mich beſtimmen, ihren Wünſchen nachzugeben, und Wahnſinn wäre es, wenn ſie beide ihr Leben gefährden würden, das ſie für unſere Zwecke erhalten ſollten."

Koramenos nahm mich jetzt auf die Seite und ſprach: „Rechne in Allem auf meinen Beiſtand und auf Das, was ich dir verſprochen. Verfolge das Ziel, welches dir vorgezeichnet und die Zeit wird deinen Wünſchen förderlich ſein."

Abermals wurde der Zwiſt beigelegt und nach mehreren Tagen fuhren wir in den Hafen von Karaskoi ein, wo wir ſeitwärts anlegten. Hier erwarteten Perrhukas und Pharmacis mehrere Verſchworene, die in einem Chan oder Kaffene unweit des Hafens an der Meeresküſte verſteckt lagen. Wir ſtiegen aus, Madon blieb zurück, und ich begleitete Koramenos mit Perrhukas in die Taverne.

Nicht ferne von Karaskoi liegen einige einſame Häuſer unter Feigen- und Nußbäumen verborgen, von Griechen bewohnt, die ſich mit Küſtenhandel beſchäftigen. Nicht weit von denſelben bildet das Meer einen ſchmalen Einſchnitt in das Land, welcher ſich faſt eine Stunde einwärts zieht. An dem Ausgange dieſes Einſchnittes ſteht ein feſter Thurm, noch aus den Zeiten der Venetianer herrührend und faſt ganz erhalten, der den Contrebandiers und kleinen Seeräubern von den macedoniſchen Küſten einen Schlupfwinkel gewährt. Die Gegend iſt von hohen Eichen, Cypreſſen und Seepinien bewachſen und ſehr wild. In den neueren Zeiten hatten die Griechen, die an dem Eingange dieſes ſchmalen Canals wohnten, ihre Vorräthe dort heimlich aufgehäuft, welche ſie nach Macedonien, Saros, Saloniki und an die Küſte von Griechenland einſchmuggelten. Auch bis hieher hatte ſich das Bündniß und die Verbrüderung der Verſchworenen erſtreckt, und ſo wurde denn dieſer Thurm ein Verſteck für die dort in jener Gegend wohnenden Hetäriſten, in welchem ſie ihre geheimen Zuſammenkünfte hielten und Waffen und Munition aufbewahrten.

Wir gingen, nachdem wir die Schaluppe verlaſſen, längs der Küſte hin und traten in eines jener von Feigenbäumen beſchatteten Häuſer. Ein Pope, einer jener griechiſchen Weltgeiſtlichen, kam uns in der Thüre ſchon entgegen und drückte jedem die Hand; dann erſchien auch ſeine Frau, die uns in den kleinen Raum des Hauſes einführte, in welchem alles, Küche, Schlafzimmer und Wohnſtube, vereinigt war.

„Die Sendung von Conſtantinopel iſt richtig angekommen,“ bemerkte der Pope gegen Koramenos und Perrhukas, „und ich habe geſtern Nacht in dem Thurme alles wohl verwahrt. Zaloga iſt heute nach der Wallachei abgegangen, um die überſendete Ordre an die Brüder zu bringen. Mit zwei Laſtträgern, die morgen oder übermorgen eintreffen, gehen die Waffen mit einem Begleitſchein des Großweſſirs *) nach Mace-

---

*) Es iſt hier zu bemerken, daß einige vornehme Griechen von der Hetärie ſich das Siegel des Sultans und des Großweſſirs hatten nachmachen laſſen, und mit Hilfe dieſes oft ſolche Waffenſendungen durch die türkiſchen Diſtrikte ſchmuggelten.

donien an den Hauptverein und werden dort einzeln an ihre Beſtimmung abgeliefert.“

„Mein Gott!“ rief Perrhukas, „das ſind ja verkehrte Befehle; die Waffen ſollten von Conſtantinopel nach der Wallachei; in Macedonien werden wir durch den Paſcha von Janina leicht mit Waffen und Munition verſorgt; wozu alſo dorthin?“

„Füge dich der Einſicht des Präſidenten,“ bemerkte Koramenos, er wird wohl am beſten wiſſen, wie die Sachen ſtehen.“

„Die Waffen bleiben hier,“ herrſchte Perrhukas, „bis ich die Ordre gebe, wohin ſie ſollen!“

Koramenos machte Vorſtellungen, aber vergeblich, Perrhukas wurde beleidigend gegen Alle. Die Ruhe wurde zwar wieder hergeſtellt, indeſſen beharrte Perrhukas feſt darauf, daß die Waffen vor der Hand in dem Thurme eingeſchloſſen blieben, bis er aus Macedonien zurückgekehrt ſei.

Als nun endlich die Hausfrau einigen Wein und Feigen aufgeſtellt hatte, nahmen wir Platz an der Tafel. Koramenos ſprach wichtige Worte über die Einigkeit des Bundes und wie ſie zu erhalten ſei. Vor allem aber ſei nöthig, daß ſich die Anführer vertrügen und verſtändigten und nicht jeder ſeiner eigenen Meinung huldige und ſie zur Ausführung bringe. Ein

Geiſt müſſe uns beſeelen, ein Geiſt der Eintracht und der Liebe, ſonſt werde unſer Werk nie gedeihen.

Perrhukas ſah mit finſteren Blicken darein und antwortete auf alles dieſes nichts; Pharmacis nahm das Wort und bemerkte dagegen, daß Perrhukas bis jetzt der einzige geweſen ſei, der mit der größten Umſicht die Brüder in Rußland, in der Moldau und Wallachei zuſammen gehalten habe und daß ihm jedenfalls eine Stimme mit in dem Rathe vergönnt ſein müſſe.

„Wer nimmt ihm die Stimme?“ erwiederte Koramenos, „wir alle erkennen ſeine Verdienſte an, nur der Willkühr wird entgegen geſtritten, ſie iſt dem Bunde gefährlich.“

In dieſem Augenblicke traten mehrere Männer mit langen Bärten in die Stube und machten die Zeichen des Bundes. Alſobald brach man auf und bewillkommte ſich. Sie kamen aus Bulgarien, hatten ſchon mehrere Tage auf Nachrichten aus Conſtantinopel gewartet und eben erlauſcht, daß wir in das Haus des Popen eingetreten und waren uns auf dem Fuße nachgefolgt.

Eine neue Berathung fand ſtatt. Die angekommenen Männer waren ſuliotiſche Häuptlinge, die für den Bund reiſten, mit ihnen Pallaska, welcher in die

Dienſte Ali Paſcha's getreten war, der jetzt den Zorn des Sultans erregt, und deſſen Untergang der Großherr beſchloſſen hatte. Die Sulioten wollten ſich mit ihm vereinigen, und während die türkiſche Armee vor Janina beſchäftigt, ſollte Kolokotroni mit den im Peloponnes ſtationirten Hetäriſten den Aufſtand auf dem Feſtland beginnen.

Bereits hatte der Sultan Pallaska für einen Rebellen erklärt, ihn in den Bann gethan und bei Todesſtrafe jeden Schritt für ſeine Begnadigung verboten. Alle Agenten und Anhänger Ali's zu Conſtantinopel wurden eingekerkert, Paſchobey zum Paſcha von Janina ernannt und mit dem Feldzug gegen den Rebellen beauftragt, während die anderen Paſchas Befehl erhielten, Truppen gegen den Aufrührer in's Feld rücken zu laſſen.

Nicht am unrechten Platze iſt es hier kurz zu erwähnen, wie Alexis Nutzo, ein Grieche, und einer der wichtigſten Männer unter den Armatolenführern, der Vertraute des Ali Paſcha war. Er ſtammte von einer adeligen Familie aus Janina und war auf dem Dorfe Katzanochore nahe bei dieſer Stadt geboren. Mit Talenten, Erfahrung und Kenntniſſen ausgeſtattet, erlangte er ein ſolches Uebergewicht über Ali, und wußte deſſen Zutrauen in ſo hohem Grade zu erwerben, daß er in alle Geheimniſſe eingeweiht wurde, und ſogar erfuhr, wo Ali Paſcha ſeine Schätze verborgen hatte. Er hatte durch ſeinen Rath den Paſcha aus mehreren gefährlichen Lagen gerettet; ebenſo hatte er ſchon vor zwei Jahren mehrere Armatolenanführer mit ihm ausgeſöhnt und beſonders Markos Botzaris, der ſogar in Ali's Dienſt getreten war, um, wenn die offene Empörung ausbrechen würde, ſeine Macht zu vermehren. Dieſesmal benützte Rutzo ſeinen Einfluß auf eine wirkſame Weiſe zu Gunſten des griechiſchen Aufſtandes.

Deßhalb war es nöthig geworden, daß Rutzo geheime Boten auch nach den übrigen Theilen von Macedonien, Bulgarien, der Wallachei und Moldau ſchickte, um den Brüdern ſtets von allem, was vorgefallen, Nachricht zu geben, damit keine günſtige Zeit verſtrich, ohne für die gemeinſchaftliche Sache benützt zu werden.

Der Krieg hatte bereits mit Ali Paſcha begonnen und Pallaska war beordert, nach Rußland zu gehen um Alexander Ypſilanti, der, wie geſagt, die oberſte Leitung des Bundes übernommen hatte, anzufeuern, alſobald in der Wallachei die Hetäriſten zu vereinigen und loszuſchlagen, während die Armee des Sultans in Albanien von den Sulioten und Ali Paſcha angegriffen und vernichtet werden ſollte. Die Seeleute im ägeiſchen Meere waren ebenfalls im Einverſtändniſſe mit den Anführern der Hetärie. Die angeſehenſten Griechen waren gewonnen und unterſtützten das große Werk der Wiederherſtellung des Vaterlandes aus allen Kräften. Eine Menge Emiſſäre, durch keinerlei Gefahr oder Anſtrengung abgeſchreckt, durcheilten jetzt die europäiſche Türkei und die Länder, wo ſich Griechen aufhielten, in allen Richtungen und weihten die Patrioten in die Geheimniſſe der Hetärie ein, deren Kreis ſich täglich erweiterte.

Alle neueren Bücher der Griechen, alle ihre Zeitſchriften, alle ihre Privatbriefe enthielten irgend eine Anſpielung auf das bevorſtehende große Schauſpiel. Solche Andeutungen waren nur den Eingeweihten verſtändlich, und auch den meiſten von dieſen war es unbekannt, von wo der Anſtoß ausging; ſie wußten nur, daß eine unſichtbare Macht bereit ſei, ihn zu geben.

Seit der Zeit, wo ich in Conſtantinopel bei Seppa gelebt und beſonders in dem Jahre 1818 hatten ſich heimliche Ephorien und Agentſchaften des Bundes in der Moldau und Wallachei, in den großen ruſſiſchen Städten, wo Griechen wohnten und ebenſo in der Mitte der europäiſchen Türkei gebildet. Alle hatten zum Zweck, die Hetärie auszubreiten, die Schritte de türkiſchen Regierung und der Lokalbehörden zu überwachen, Gelder für die Verſchwörung zu ſammeln un geheime, in tiefes Dunkel gehüllte Correſpondenze zu führen.

In dem erwähnten alt-venezianiſchen Thurm waren nun nicht allein Waffen ſondern auch Gelde verſteckt, welche dem Fürſten Ypſilanti zugeführ werden ſollten, je nach Perrhukas' Ermeſſen, de dann ſpäter, nachdem er Einſicht von den Verhältniſſen des Bundes in Albanien und Macedonien genommen haben würde, ſich nach der Wallachei z begeben dachte, um ſich mit Ypſilanti zu vereinigen Pharmacis ſollte nach Morea und Yatrakos nach de Inſeln des Archipels. Koramenos ſelbſt ging nac Conſtantinopel zurück. Nachdem nun Alles dieſes gehörig beſprochen worden, verlangte Perrhukas, da das hydriotiſche Schiff ihn mit Pharmacis, Yatrako und Kallinikus nach Saros überſetze, daß aber ich mi den ſuliotiſchen Häuptlingen noch hier verweile, bi die Waffen und Gelder ſicheren Händen übergeben un nach der Wallachei abgegangen ſeien. Dann ſollte wir den Weg zu Lande nach Saros einſchlagen un dort zu den Uebrigen treffen, um nach dem Peloponnes überzuſchiffen.

Der Antrag war mir nicht willkommen, denn ich ahnete eine Verrätherei des Perrhukas darinnen, der mich gerne los ſein wollte; indeſſen da Koramenos mir zuredete und mir zur Pflicht machte, zu gehorchen und dadurch zu zeigen, daß ich es redlich mit dem Bunde meine, ſo zwang ich mich und blieb. Bald darauf ſah ich das Schiff unter Segel und ich vermochte kaum eine Thräne zu unterdrücken, als ich ſo Das, was mir auf der Welt das theuerſte geworden war, mir nach und nach aus den Augen entſchwinden ſah.

Meine Unruhe ſtieg aber von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag, als Koramenos ſich bereits auf den Weg nach Conſtantinopel begeben und wir noch immer unthätig bei dem Popen lagen und die erwünſchte und verſprochene Gelegenheit ſich nicht zeigte, die zum Transport der Waffen eintreffen ſollte. Der Pope ſelbſt wurde nach und nach ängſtlich und verhehlte uns nicht, daß wahrſcheinlich irgend etwas in Conſtantinopel vorgefallen ſei, was die Abreiſe der Fuhrleute verzögert. Und noch am nämlichen Tag erhielten wir die Nachricht, daß die Hauptſtadt von Aſiaten wimmele, die nach Albanien beſtimmt ſeien, um Ali Paſcha zu bezwingen. Unter ſolchen Umſtänden meinten die ſuliotiſchen Häuptlinge, ſei es nicht möglich die

Waffen der Gefahr Preis zu geben, da alle Landſtraßen in Bulgarien mit Soldaten bedeckt ſeien. Dennoch warteten wir noch einige Tage, als am zehnten endlich Koramenos mit einigen Griechen wieder bei uns eintraf und bald nach ihm auch das Fuhrwerk kam, welches Juden führten, die für die gefährliche Fracht mit vielem Gelde gewonnen waren. Koramenos übernahm nun den Transport und beorderte uns unverzüglich nach Saros, wo das hydriotiſche Schiff in dem Hafen von Conteſſa noch kreuze und mich erwarte. Die beiden Sulioten haben ſich aber unverzüglich nach Suli zu begeben, deßhalb ſolle das Schiff ſie in der Bucht von Conteſſa ausſetzen und dieſelben durch die Gebirge von Macedonien ſich weiter durchſchlagen.

Die Jahreszeit war vorgerückt und kalte Regen ſtellten ſich ein. In einer ſolchen regneriſchen Nacht war es, als wir den Thurm aufſuchten und die Waffen mit unſäglicher Mühe durch den Wald ſchafften und ſie den Fuhrleuten übergaben. Auch Koramenos und ſeine beiden Begleiter hatten ſich in die Tracht von armeniſchen Juden geworfen und einen türkiſchen Gewerbsſchein ſich zu verſchaffen gewußt. Nachdem nun Alles in Ordnung war, umarmte mich Koramenos herzlich und wir ſuchten das Haus des Popen wieder auf. Der Pope ſelbſt rieth uns übrigens nicht, den Weg zu Lande nach Saros einzuſchlagen, ſondern mahnte uns vielmehr, wo möglich ein Fahrzeug abzuwarten, um mit günſtigem Winde längs der Küſte hinzufahren und das Schiff zu erreichen. Er kenne hier alle Schiffer und ſelbſt welche, die in den Bund eingeweiht. Meine Ungeduld war gränzenlos und mit großen Schritten durchmaß ich die Küſte, doch vermochte ich keine Gelegenheit auszuſpähen, die mich aus dieſer Unthätigkeit geriſſen hätte. Selbſt die beiden Sulioten drängten fort; da ſchlug unſer Wirth uns vor, das nächſte Dorf aufzuſuchen, um dort vielleicht einen der Freunde zu treffen. Mit Freuden nahmen wir dieſen Vorſchlag an und machten uns ſogleich auf den Weg.

Wir ſchlugen uns alsbald in die an den Ufern zahlreich ſtehenden Wälder und erreichten ein kleines Dorf, in felſiger Gegend an der Küſte verſteckt. Der Pope ging voraus, bekannt mit der Oertlichkeit und den Leuten; doch unverrichteter Sache kehrte er zurück, uns bedeutend, Alles ſei auf dem Meere. Noch weiter vorwärts ging nun der Weg, wir liefen und konnten kaum den ſuliotiſchen rüſtigen Gebirgsgängern nachkommen. Die Sonne war ſchon heiß im Mittag und noch hatten wir nirgends ein Dorf oder eine Rhede geſehen, als der Pope jetzt in eine felſige Gegend gelangt, den Vorſchlag machte, durch eine Schlucht, die unſern Weg hemmen wollte, in dieſelbe hinunter zu klettern und durch dieſe an das Meer zu gelangen. An ſie ſchließe ſich, meinte er, eine enge Bucht an und er hoffe, dort bald Jemand anzutreffen, der uns überführen könne. Mit Gefahr des Lebens ward dieſes Wagſtück vollbracht, und als wir den feſten Boden erlangt hatten, über welchen ein kleiner Bergquell rieſelte, befanden wir uns am Eingang der Bucht. Kaum aus dem Gebüſche getreten, erblickten wir einen Kahn, der, gegen den erhobenen Weſtwind kämpfend, eben in die Bucht einfuhr und auf welchem ſich mehrere Türken mit einem Schwarzen befanden. Der Pope winkte ſogleich zurück und wir verſteckten uns in die Gebüſche. Bald legte auf dem felſigen Grund des Landes das Fahrzeug an und als ich nun die Männer genauer betrachtete, erkannte ich den Schwarzen für unſern Gefangenen an der Küſte von Aſien und als den Sclaven von Stephanos, welchen der Hydriote mit Seppa und Mador, Perrhukas, Pharmacis und Yatrakos mitgenommen hatte. Ich winkte meinen Gefährten das größte Stillſchweigen zu und als nun die Türken ſich gelagert, erzählte der Schwarze, daß das hydriotiſche Schiff mit Waffen geladen geweſen, und jenes Mädchen die Tochter Stephanos', ſeines ehemaligen Herrn, auf deren Kopf ein Preis von ſechstauſend Piaſter geſetzt ſei, die er jedenfalls zu verdienen hoffe, wenn ſie nicht Perrhukas erhöre, der ihm die Freiheit verſchafft habe. Vor allen Dingen, fuhr er fort, iſt es nöthig, daß, ſo lange das Schiff noch in der Bucht von Conteſſa kreuzt — ein in dem Helleſpont ſtationirtes Kriegsſchiff dasſelbe aufſuche und wegnehme. „Iſt dieſe Nachricht nun nicht Geldes werth?“ fragte der Schwarze mit einer Schadenfreude die beiden Türken — „und lohnte es nicht der Mühe, daß ihr mich an der Küſte von Enos aufnahmt, ſtatt mich zu tödten? Ich verlange nun meinen Lohn, den ihr mir gewiß nicht verweigern werdet.“

„Sobald wir das Mädchen haben, bekommſt du deinen Lohn, jetzt begleiteſt du uns nach Saros; wir machen den Gouverneur von Gallipoli ſogleich aufmerkſam und ich denke, das Glück wird nicht mit den Ungläubigen ſein.“

Mit ſtarren Augen ſahen mich und den Popen die beiden Sulioten an, gleichſam wie Adler, die im Begriffe ſind auf ihre Beute herabzuſchießen. Wir verſtanden uns alsbald, und wie der Tiger auf das Opfer ſeiner Rache ſpringt, um es zu erwürgen, ſo ſprangen wir drei, ohne den Popen, hervor und ein jeder packte ſeinen Mann. Hier war keine Vertheidigung möglich, obgleich ich von dem Heandſchear des einen Türken an der Wade leicht verwundet wurde. Wir entwaffneten ſie, indeſſen der eine Suliote einen Strick aus ſeinem Gürtel losmachte und den Schwarzen knebelte.

„Hier gilt's raſchen Entſchluß,“ ſprach einer der Sulioten, „laßt die beiden Türken gefeſſelt liegen, den Schwarzen nehmen wir mit, und verſuchen wir mit dem Kahn das Meer zu gewinnen.“ Noch lag der Pope verſteckt, ſobald er aber unſern Entſchluß vernahm, ergriff er durch die Schlucht die Flucht.

Knirſchend vor Wuth lagen die Türken am Boden, und einem Todten faſt ähnlich der Schwarze im Kahn, als wir vom Lande ſtießen.

Der Wind war uns nicht günſtig und unſere Arme erlahmten faſt unter der Arbeit des Ruderns. Ein heißer Wind ſtrich von Zeit zu Zeit über die Meeresfläche und kräuſelte die aufgeregten Wellen, dennoch lag das Land ſchon ziemlich weit hinter uns, und ſo, daß wir kaum noch von dorther erkannt werden konnten. — Kein Schiff war weit und breit zu ſehen, auf welches wir unſere Hoffnung gebaut hatten, und unſere Lage wurde verzweifelt, als bereits der Abend hereinbrach und unſre Kräfte nicht mehr ausdauern wollten, da wir den ganzen Tag nichts zu uns genommen. Endlich ſchlug der Wind mit dem völligen Einbrechen der Nacht ganz um und wurde günſtig. Wir verſuchten das Segel aufzuziehen, was uns etwas ſchneller vorwärts trieb. Einer von uns blieb nun wach und ſaß am kleinen Steuerruder — und die beiden anderen ſchliefen, um neue Kräfte zu ſammeln.

Die Nacht war finſter, doch ließen ſich Gegenſtände erkennen, und ſo ſchrie denn einer der Sulioten: „ein Fahrzeug! — ein Kriegsſchiff!“ Alsbald lenkten wir unſre Fahrt nach demſelben hin, doch konnten wir nicht erkennen, welcher Nation es angehörte. „Laßt uns weiter ab von dem Schiffe halten, denn iſt es ein türkiſches, ſo ſind wir verloren, wenn ſie uns erkennen!“ — Bald hatten wir uns indeſſen auf Schußweite genähert und ſogleich erkannte der eine der Sulioten, daß es ein engliſches Kriegsſchiff ſei. Nun fuhren wir näher an, und alsbald wurde durch das Sprachrohr gefragt, was unſer Begehren ſei.

Wohin der Lauf des Schiffes gehe, war unſere Frage.

„Nach Conſtantinopel!“

Wir bäten, da unſere Reiſe gerade entgegengeſetzt, nur um einige Krüge Waſſer und um etwas Zwieback, indem wir wegen widrigen Windes die Küſte nicht hätten erreichen können.

Beides wurde uns gewährt. Wir ſteuerten auf das Schiff zu und nahmen das Verlangte in Empfang. In dieſem Augenblick aber richtete ſich der Schwarze auf und ſchrie um Hülfe. Alsbald ſtachen wir in das Meer, doch wurde ſogleich gefragt, was der Hülferuf bedeute? Indeſſen war der Schwarze ſchon ſtumm, denn der Suliote hatte ihn am Kopf gefaßt und drohte ihm die Gurgel abzuſchneiden. Während der Zeit ruderten wir emſig fort und entſchwanden dem Engländer bald aus dem Geſichte.

Der anbrechende Morgen zeigte uns in einiger Entfernung die Inſel Samothraki mit ihren ſchönen Waldungen und lachenden Thälern, die in der vorgerückten Jahreszeit dennoch in üppigem Grün daſtanden. Triften voll weidender Ziegen und blöckender Heerden winkten uns entgegen; doch blieben wir weit weg, um nicht von türkiſchen Fahrzeugen entdeckt zu werden und ſetzten unſeren Weg nach der Bucht von Conteſſa fort. Mit dem Eintritt der Sonne wurde der Wind für uns ganz günſtig und wir erreichten bis Mittag die Küſte von Thaſo. An der ſüdlichen Spitze, da wo ſich gleich Urwäldern die ungeheuerſte Hochwaldung von den Höhen der Inſeln bis in das Meer herab erſtreckt, liefen wir in eine kleine Bucht ein, in die ſich ein Bergwaſſer rauſchend ſtürzte. Hier auf dieſer faſt menſchenleeren Inſel gedachten wir uns vor der brennenden Sonnenhitze einige Stunden zu ſchützen und uns nach Lebensmitteln umzuſehen. Als wir nun unſeren Kahn angebunden, übernahmen zwei von uns die Bewachung des Schwarzen und der dritte, einer der Sulioten, begab ſich tiefer in den Wald, um wo möglich ein Dorf zu entdecken.

In einem faſt undurchdringlichen Dickicht, wo wir uns hingelagert hatten, ſaßen wir beide erſchöpft auf der Erde, des Schwarzen nicht achtend, als ich bemerkte, daß der Sclave die Stricke, mit denen er gebunden war, beinahe mit ſeinen Zähnen durchnagt hatte. Ich ſprang hinzu, allein zu ſpät — er war frei und mit zwei gewaltigen Sätzen in dem Wald verſchwunden. Der Suliote ſetzte ihm ſogleich nach, allein trotz der Flüchtigkeit, die er entwickelte, war es nicht möglich, denſelben zu erreichen. Unverrichteter Sache kehrte er zurück, faſt außer Athem, und berichtete, daß der Entfliehende ſeinen Weg nach dem Caſtell Panagra, welches wir von der Höhe her ſehen konnten, genommen habe.

Nun war für uns keine Zeit mehr zu verlieren. Der Suliote lief ſeinem Landsmann entgegen, um ihn wo möglich herbei zu holen und brachte denſelben in einer größeren Geſellſchaft von griechiſchen Einwohnern zurück, die dürftig an der Küſte lebten und ſich von Ackerbau ernährten. Nur einige Oliven hatte er zu unſerer Speiſung erhalten können und ein kleines Stück Brod, das die Einwohner kaum entbehren konnten. Dagegen aber lenkte zu gleicher Zeit ein größeres Fahrzeug in die Bucht ein, auf welchem wir ſogleich Platz nahmen. Vier Ruderer von den Griechen ſetzten ſich an den Kahn und bald durchſchnitt dieſer das Meer. Sobald wir die hohe See erreicht hatten, machten wir Gebrauch von dem günſtigen Winde und zogen ein doppeltes Segel auf, welches ſich ſtraff füllte und uns ſchnell nach der Bucht von Conteſſa brachte. Eine Menge Schiffe vom Handel und der Kriegsmarine kreuzten dort, nur das Schiff, welches wir ſuchten, konnten wir nicht entdecken. Wir paſſirten nun das Vorgebirge Roſane und traten in die engere Bucht von Conteſſa ein; allein auch hier konnten wir das Schiff nicht gewahren und es war faſt kein Zweifel mehr, daß Perrhukas Madon entführt und mit den übrigen, Pharmacis und Yatrakos, verſchwunden war. Meine Wuth ſteigerte ſich von Stunde zu Stunde und ich gab meinen Aerger gegen die Sulioten kund, welche indeſſen noch immer den Anführer in Schutz nahmen.

In einem kleinen Oertchen, deſſen Häuſer terraſſenähnlich auf einander gebaut und wo unſere Führer bekannt waren, legten wir an der Küſte an; es war von Griechen bewohnt und wir fanden in einer der armen Wohnungen freundliche Aufnahme.

Die Sorge und die letzten Ereigniſſe hatten mich erſchöpft, ich fühlte mich gänzlich unwohl und ſank ermattet und dabei ſeelenkrank auf die ärmliche, zerriſſene Decke, die auf der Erde ausgebreitet war. Man war von allen Seiten bemüht, mir zu dienen, doch ich gerieth in eine Art Fieber, das mich für den Augenblick unfähig machte, meine Reiſe fortſetzen zu können. Die beiden Sulioten indeſſen traten den Weg nach Orſan, wo ſie mehrere Griechen und Brüder kannten, an, um ſich nach Perrhukas und nach dem Schiffe zu erkundigen; ich unterdeß blieb bei der griechiſchen Familie zurück.

Nachdem mir ein ärmliches Lager von Seegras bereitet worden war, ließen mich die Bewohner des Hauſes allein. Mein Blut glühte in fiebriſcher Aufregung und Haß erfüllte meine Seele gegen Perrhukas. Selbſt Koramenos ſchien mir wiederum Verdacht einzuflößen, weil er mich dazu beſtimmt hatte, zurück zu bleiben, und nun verlaſſen und mit Eiferſucht im Herzen, hier zu verweilen. Die Ermattung übte über meinen Körper ihr Recht; ich entſchlief, um in träumeriſchen Phantaſien noch einmal die Tage des Glücks und der erſten Liebe zu durchleben.

Der Abend dämmerte bereits durch die geöffneten Fenſterlöcher des Hauſes, ein Strahl der Sonne, der letzte vielleicht mit dem ſie die Erde küßte, als ſie von ihr ſchied, fiel auf mich und erleuchtete meine ärmliche äußere Umgebung. Ich war erwacht und erblickte in dem Gemache Niemand in meiner Nähe. Da wurde ich, als mein Kopf zurückſank, einen Schatten gewahr, der ſich längs der Wand in der halberleuchteten Stube hindehnte. Erſchrocken fuhr ich auf und hinter mir auf einem niedrigen Seſſel ſaß die Alte von Livadoſtro in altgriechiſcher Tracht, wie wir ſie in den Wäldern an der livadiſchen Küſte getroffen und ich ſie ſchon in meinen Knabenjahren auf dem Ocha kennen gelernt hatte.

„Cyrill!“ ſprach ſie ſanft und milde, — „ich begreife deinen Schmerz und theile ihn mit dir. Doch werde nicht muthlos; dein Verhängniß wollte es ſo. Madon wird nie die deinige werden, dein und ihr Schickſal will es nicht. Deßhalb gib dich nicht unmännlichem Schmerze hin. Du wirſt ſie wiederſehen, allein nur als Opfer für dein unglückliches Vaterland, dem du dich jetzt ausſchließlich zu weihen haſt. Perrhukas iſt dein Feind, vermeide ihn oder bekämpfe ihn und wiſſe, daß wichtigere Gründe ihn zu deinem Verderben ſtimmen, als der Beſitz Mabon's. Einſt wird dir Alles klar werden; ich, die letzte eines blühenden Stammes auf Negropont ſchütze dich, denn du biſt — —“ hier erhob ſie ſich, als wenn ein tiefer Schmerz ihre Seele durchzuckte, und verſchwand in einem Nebengemache.

Ich fuhr auf, um ihr nachzueilen, allein ſie war fort und ich fiel wie betäubt auf mein Lager zurück.

„Sie verlieren!“ — jammerte ich, „ich kann, ich will es nicht glauben, und dennoch war entſchiedene Wahrheit in der Alten Mund und Sprache, — hat ſie mir nicht ſchon in den Tempelruinen des Ocha meine Zukunft vorausgeſagt?“ — Nur zu tief fühlte ich die Wahrheit und mein Muth konnte kaum Faſſung erlangen. Da traten theilnehmend die armen Leute an mein Bett und fragten nach meinem Befinden. Ich vermochte im Augenblicke nicht zu antworten.

„Wer war, und wie kommt die Frau, die eben bei mir war, hieher?“ — fragte ich endlich.

„Sie läßt ſich von Zeit zu Zeit hier ſehen,“ bemerkte der Grieche, „und ſammelt für wohlthätige Zwecke Gaben ein. Mein Gott! wir können wenig geben, dennoch ſpricht ſie immer darauf: Jedes Scherflein für das Wohl des Vaterlandes gegeben, wird euch im Himmel hundertfach angerechnet, — und dann iſt ſie auf lange Zeit verſchwunden. Niemand kennt ſie und Niemand weiß, woher ſie kommt; doch ehrt und liebt unſer ganzes Dorf ſie und betrachtet ſie als ein überirdiſches Weſen. Heute früh als du mit den beiden Sulioten hier landeteſt, war ſie gegenwärtig und ſtand unter jenem Feigenbaum, deſſen Aeſte weit in das Meer hinausragen, und betrachtete dich mit Wohlgefallen. Und als ihr nun in unſer Haus getreten waret, ging ſie freundlich vorüber und fragte nach deinem Befinden. Und als du ſpäter entſchlafen warſt, übernahm ſie die Pflege für dich und bat, daß wir alle an unſere Arbeit gehen möchten.“

„Unerklärliches Weſen,“ dachte ich, „ich werde dich näher kennen lernen, denn eine geheime Sympathie zieht mich zu dir hin!“

Ich mußte hier die Ankunft der beiden Sulioten abwarten, die mir vor allen Dingen Nachricht mitbringen ſollten, ob Perrhukas mit den Hydrioten da geweſen und nach welcher Gegend ſie ſich hingewendet. Und wenn mich auch ein gewiſſer Widerwillen abhielt, dieſem Falſchen wieder zu begegnen, ſo bekümmerte mich dennoch das Schickſal Seppa's, der ebenfalls und gewiß in Sorgen um mich war.

In einer Unthätigkeit, die mich auf die Folter der Ungeduld ſpannte, verweilte ich ſchon einige Tage in der Wohnung des Griechen, als am dritten Tage ein türkiſches Kriegsſchiff in die Bucht einfuhr und nach Orſan ging. Es war dieſes eines jener Kriegsſchiffe, welche gewöhnlich den Tribut der dort reſidirenden Paſcha's holen und die etwa eingefangenen Sclaven oder politiſchen Verbrecher nach Conſtantinopel bringen. Gemeiniglich verweilte es acht Tage. Der Polizei-Aga kam dann mit einer Horde von türkiſchen Soldaten und Janitſcharen in die anliegenden Dörfer und forderte mit übermäßiger Strenge die Steuern ein. Dabei wurden die Wohnungen unterſucht und was den Machthabern recht war, Weiber, Mädchen und Kinder fortgeführt. Gewöhnlich flüchteten zu dieſer Zeit alle weiblichen Glieder der Familien in die nächſtgelegenen Wälder und kehrten erſt dann zurück, wenn ſich die Unterdrücker wieder entfernt hatten. Meinen Hauswirth überfiel daher, als er das Schiff anſichtig wurde, ein großer Schrecken und in Weinen brachen ſeine Kinder aus, worunter ſich ein wohlgewachſenes, ſchön gebildetes Mädchen von zwölf Jahren befand. Alsbald wurde aber alles zur ſchleunigen Abreiſe gerüſtet und ſchon in den nächſten Stunden waren die meiſten dieſer elenden Häuſer entvölkert. Auch mich ermahnte der Wirth, ſeiner Familie in die nahegelegenen Gebirge zu folgen, allein ich zog vor, dazubleiben, um wo möglich mit den Sulioten meine Reiſe fortzuſetzen.

Der Tag verging unter bänglichen Sorgen, die Nacht blieben wir allein in der Wohnung. Im ganzen Dorf war Alles ſtill, wie in einem Grabe, da klopfte es leiſe an unſere Thüre. Ich ſprang auf, ſah durch die Oeffnung der Wohnung und erkannte die beiden Sulioten mit einem dritten, der bei ihnen war. Nun öffnete ich. Wie gehetztes Wild ſtürzten ſie in das Gemach und erzählten, daß ſie nur die ſchleunigſte Flucht aus Orfan gerettet habe, indem ein Polizeimeiſter von Conſtantinopel ſich auf dem eingelaufenen Kriegsſchiff befinde, welcher alle Häuſer ausſuche um die hieher entflohene Fürſtin Madon Maurogenia ausfindig zu machen. Mit ihr ſeien Griechen entflohen, die Türken in der Hauptſtadt ermordet hätten, von denen man bis jetzt keines habhaft werden konnte, die aber über Chalcedon nach den Prinzeſſeninſeln und hieher ſich geflüchtet haben. „Wir müſſen,“ ſchloß er, „ſogleich aufbrechen und über die Bucht zu entkommen ſuchen, denn alle Straßen ſind, vielleicht ehe ich dieſe Erzählung geendet, ſchon beſetzt.“

Bis jetzt war der dritte Mann ruhig bei uns geſtanden, die Dunkelheit hatte verhindert, ihn näher zu betrachten, doch jetzt trat er vor und reichte mir die Hand; es war Yatrakos.

„Du hier!“ erwiederte ich ſtürmiſch ſeine Begrüßung, „wo iſt Perrhukas? wo Madon?“

„Er iſt mit Madon auf dem hydriotiſchen Kriegsſchiffe nach Mytilene entflohen. Mit ihm iſt Pharmacis — allein ich weiß gewiß, daß Seppa und Kallinikus an der theſſaliſchen Küſte ausgeſetzt wurden, damit der Verräther ſich ungeſtört ſeinem Plane hingeben konnte, in den Beſitz Madons zu gelangen.“

Nun aber durfte keine Zeit verloren werden, denn wir alle ſchwebten in der größten Gefahr. Der Grieche war ſogleich bereit, uns überzuſetzen. Das Haus wurde geſchloſſen und bald darauf waren wir auf dem Waſſer.

Der Mond erhob ſich jetzt in majeſtätiſcher Pracht nordweſtlich über die Gebirge, Thäler und Wälder und ließ uns den üppigen Anbau der beiden Ufer erkennen. Orſan ſchimmerte gleich einer ſtarren Leiche mit ſeinen weißen Thürmen zu uns herüber und vollendete dieſes Bild des Todes, indem ſeine Rieſenſchatten ſich in ungeheurer Größe die Fluthen des Golfs entlang abzeichneten. Auf der höheren Seite von Orſan, nach dem Vorgebirge Roſane zu, zog ſich die Straße, von Maulbeerbäumen beſetzt, bald ſteigend bald fallend durch Gebüſche, Wälder und einzelne Gruppen von Häuſern. Auf ihr ſahen wir einige Detaſchements türkiſcher Reiter, welche nach dem Vorgebirge zogen. Doch lautlos, wie im tiefen Schlafe, lagen in ruhiger Majeſtät die Schiffe groß und klein in dem Hafen. Die Bucht iſt breit und ſchon dämmerte der Morgen, als wir uns der jenſeitigen Küſte näherten.

Es iſt nicht nöthig zu erwähnen, wie die Griechen in damaliger Zeit alle Schlupfwinkel, welche ſich an den Küſten des Feſtlandes befanden, genau kannten. Auch unſer Führer unterließ nicht, uns die Orte zu bezeichnen, welche uns Gefahr bringen könnten — und wiederum andere, wo wir befreundete Landsleute treffen würden. Jetzt rückte die Sonne aus den Gebirgen herauf, verſchwand dann bald unſeren Blicken, bald tauchte ſie ſich ſchaukelnd in die Fluth. Vor uns lag die weſtliche Küſte der Bucht Conteſſa mit allen ihren Klippen, hohen Felſen und anmuthigen Dörfern. Baumdickigt, das gleich einem Urwalde mit hochaufſtrebenden Stämmen von dem vorſpringenden Felſen aus die Gegend beherrſchte — es glich dem verwegenen Helden hoch oben auf unzugänglicher Veſte, der dort allem Andrange der Zeit und des Sturmes Trotz geboten hatte. Dann aber wechſelte der groteske Wald, indem er ſich herabzog in die Ebene und gleichſam als Urgroßvater mit den Schlingkräutern aller Art, ſeinen Kindern, tändelte; denn einzelne Bäume von himmelanragender Höhe erhoben ſich gigantiſch aus den Hainen von Oleander, Myrthen und Lorbeer. Dann unterbrach ein niedliches Haus den Hain, der hier mit Gartenbeeten wechſelte; dann aber traten wieder Cypreſſenbäume in die waldige Gegend, und ein alter verfallener Thurm, mahnend an die Vergänglichkeit des Irdiſchen, erweckte in uns Erinnerungen an die jüngſt verfloſſene Zeit.

Nun, nachdem es völlig Tag geworden und wir an der Küſte hinfuhren, konnten wir die Straße von Orfan und auch unſern früheren Landungsplatz, ſo wie das Dörfchen unſeres Führers überſehen. Es war bereits von türkiſchen Soldaten beſetzt und Jammer erregte es, an dem oberen Theil die flüchtigen Frauen und Mädchen zu bemerken. Unſer Führer wollte uns in eine verſteckte Schlucht bringen, die vom Wald gedeckt war, durch welchen ſich ein Weg nach dem nur zwei Tagereiſen entfernten Salonichi zog. Er gab vor, daß wir hier Freunde finden, die uns gewiß zu unſerer weiteren Reiſe behilflich ſein würden.

Eine Thalſchlucht öffnete ſich jetzt ſeitwärts unſeren Blicken, welche, je weiter ſie in das Land trat, immer enger und enger wurde. „Hier legen wir an," ſprach unſer Führer. „Ihr geht ohngefähr eine halbe Stunde aufwärts und trefft dort eine in der Waldung verſteckte Mühle, die ſchon manchen Verfolgten Schutz und Hülfe gewährt hat."

Wir nahmen Abſchied, vertrauend auf das Wort des Führers und betraten das Thal, aus welchem ein ziemlich ſtarkes Waſſer hervorrauſchte. Der Weg, der ſich ſeitwärts auf felſigen Pfaden fortſchlängelte, ſchien ziemlich betreten. Hohe, ſteile Felſenmaſſen thürmten ſich zu beiden Seiten empor. Auf ihnen ragten Cypreſſen, Platanen und Eichengeſträuch verwegen über die Schlucht hin und verbreiteten in dieſem Engpaß ein magiſches Dunkel. Das Thal wurde jetzt immer ſchmäler und führte uns zwiſchen den zuſammenrückenden Felſen, die öfters ſich über unſeren Häuptern ſchloſſen, etwas aufwärts. Eine zauberiſche Stille lag auf dieſem Weg und kein Laut ließ ſich hören, nur etwa der des dürren Laubes, welches hier zu großen Haufen in die Ecken der Felſenwände vom Meerſturme gejagt wurde, und das jetzt unheimlich kniſterte, wenn eine Eidechſe ſich hindurch Bahn zur Flucht brach. Jetzt, nachdem wir eine ſteile, hohe Felſenwand umbogen hatten, hörten wir einen donnernden Waſſerfall, welcher aus der Ferne herüberrauſchte. Bald gewahrten wir ein Häuschen, welches tief in der Schlucht verſteckt die Mühle ſein mußte, die unſer Führer uns beſchrieben. Es war in der That der Ort für uns ein ſonderbarer, denn er ſchien ausgeſtorben und kam uns daher ſehr unheimlich vor. An der Seite wurde das Mühlrad mittelſt einer langen dünnen Röhre, durch welche ſich das Waſſer mit ſtarkem Geräuſch auf daſſelbe herabſtürzte, getrieben. Alles war wild und ſchien von keiner menſchlichen Seele bewohnt. Wir ſtanden jetzt an den Felſen, worauf die Mühle ſich befand, allein kein Weg ſchien zu ihr hinab zu führen und vor unſeren Füßen bildete das herabſtürzende Waſſer einen kleinen Teich, in welchem luſtig und vergnügt eine Art von Waldforellen in großer Anzahl ſpielte. Nahe an dem Felſen hing in einem Strauch ein Netz, welches die Bewohner des hellen klaren Waſſers ihrer luſtigen Freiheit beraubte und ſie dem Untergang und Nahrungszwecke beſtimmte.

Einige Zeit ſtanden wir und blickten, die Gegenwart vergeſſend, in dieſes ſchöne Schauſpiel, als wir plötzlich auf dem Felſen an der Mühle einen baumſtarken großen Mann gewahrten, der uns ſcharf und durchdringend betrachtete. An ſeiner Seite ſtand ein ungeheuerer Hund, der uns eben ſo mißtrauiſch anſah. Sobald wir ſeiner anſichtig geworden waren, grüßten wir ihn in griechiſcher Sprache. Er dankte finſter und fragte, wie wir in dieſes Thal gekommen. Nachdem wir ihm unſere Schickſale kurz mitgetheilt und uns auf den Griechen vom jenſeitigen Ufer berufen, verſchwand er und kam durch die Gebüſche, die weiter abwärts an der Mühle ſtanden, zu uns herab.

„Seid ihr Griechen,“ ſprach er freundlicher, „und ihr ſeid verfolgt, ſo könnt ihr meiner Hülfe gewiß ſein. Seid ihr Verräther, ſo entkommt ihr aus dieſer Thalesſchlucht nicht mehr, denn wo ihr euch auch hinwenden würdet, mein und vieler Arm würde euch erreichen.“

Auf dieſes hin machte ich ihm ein Zeichen des Bundes, er ſah mich darauf groß an, wiederholte dann das Zeichen und wir erkannten uns. Ich führte ihm darauf die beiden Sulioten vor und bezeichnete ſie als Emiſſäre aus Suli. Jetzt erſt bewillkommte er uns mit der herzlichſten Freundſchaft und führte uns durch den verſteckten Weg nach der Mühle. Das Innere derſelben war bauernmäßig und ſo wie im übrigen Griechenland alles in einem Zimmer vereinigt.

„Ich bewohne dieſe einſame Gegend nicht allein,“ ſprach er, „und ihr ſollt bald noch mehrere Vaterlandsfreunde ſehen, welche hieher kommen und das Wohl und die Wiedergeburt Griechenlands berathen. Für jetzt ruhet aus; hier ſeid ihr ſicher und kein Verräthersauge wird euch erſpähen. Sobald die Mittagsſtunde vorbei, ſehen wir uns wieder. Meine Pflicht ruft mich jetzt ab. Hier neben an iſt die Mühlenkammer, in welcher ihr einen Stummen findet, der euch aber auf eure Zeichen mit allem bedienen kann, was ihr verlangt."

Die edle Haltung und der tiefe auf ſeinem Geſichte ausgeprägte Ernſt unſers Wirthes ließ uns in ihm einen anderen Mann ahnen, als den, wofür er ſich geben wollte. Jetzt ſteckte er eine Piſtole und einen langen Dolch in den Gürtel, warf einen weiten albaneſiſchen Mantel über die Schulter und nahm freundlich Abſchied von uns. Wir ſtreckten uns ausruhend auf die niedrigen mit Seegras ausgefüllten Ottomanen, als die Thüre nach der Mühlenkammer ſich leiſe öffnete und ein wirklich häßliches Geſicht mit den verzogenen Mienen eines Stummen zu uns hereinſchielte. Es ſchien, er wolle ſich nur umſehen, was wir begönnen, denn alsbald, als wir ihn bemerkten, zog er ſeinen Kopf zurück und ſchloß die Thüre.

Ein milder Schlaf hatte ſich über uns Drei geſenkt; beim Erwachen ſtand der Stumme, eine mißliche Geſtalt, vor uns und betrachtete uns mit Aufmerkſamkeit.

„Du Armer," ſprach ich zu ihm, „welch hartes Schickſal hat dich betroffen!"

Da erheiterte ſich ſein Geſicht und er wollte mir durch Geſtikulationen erzählen, wie er ſeine Sprache verloren. Jetzt öffnete er ſeine Lippen weit, und, ein Schauder ergriff mich, die Zunge war ihm aus dem Munde geſchnitten.

„Du biſt ein Grieche?“ fragte ich.

Er antwortete mit unartikulirtem Laute Ja! und ſtieß jammervolle Töne aus. — Dann machte er uns begreiflich und wir glaubten zu verſtehen, daß ein vornehmer Türke, bei dem er Sclave geweſen, ihm aus Luſt an Mord die Zunge aus dem Halſe geſchnitten habe. Hier fiel er mit lautem Jammern auf die Erde und weinte heftig. Dann erhob er ſich aber, wie im freudigen Schreck triumphirend, bezeichnete den Mann, der uns empfangen und der Beſitzer der Mühle ſei, und daß dieſer ihn gerächt und ſeinen Tyrannen getödtet habe.

„Wie heißt dein Herr?“ fragte ich.

Er machte darauf ein Zeichen, daß er den Namen deſſelben nie nennen dürfe und daß er auch ſeinen Wohlthäter niemals verrathe und lieber ſein Leben für ihn opfere.

Jetzt holte er Feigen und Mandeln aus einer Art Lade, welche ſich in dem Raume befand, und nöthigte uns freundlich, davon zu genießen und entfernte ſich wieder, um ſeine Arbeit in der Mühle fortzuſetzen.

„Welch beklagenswerthes Loos!“ ſprach ich zu den beiden Sulioten.

„Mir iſt es,“ ſprach der Eine, „als hätte ich den Menſchen ſchon geſehen und zwar in Janina, wo Ali Paſcha zu einer Zeit die grauſamſten Verfolgungen gegen meine Landsleute beging. Jedenfalls iſt er einer jener Unglücklichen, denn ſein Geſicht iſt mir bekannt.“

Kaum hatte er ausgeſprochen, als unſer Wirth mit mehreren Bewaffneten eintrat. Es waren dieſe Männer ebenfalls von außerordentlicher Größe, edler Haltung und Stolz in Gang und Mienen. Sie begrüßten uns freundlich und reichten uns drückend ihre Rechte.

„Dieſe Männer werden euch ſicher nach Salonichi geleiten und dafür Sorge tragen, daß ihr euch ohne Gefahr nach Theſſalien oder wohin ihr gedenkt, einſchiffen könnt. Jetzt aber weilet noch einen Tag bei uns, ihr ſollt hier Brüder kennen lernen, die den Tag, wo die Freiheit Griechenlands anbrechen wird, mit Sehnſucht erwarten, damit unſere Tyrannen erfahren, daß das alte Geſchlecht noch nicht in uns erſtorben. Bluten ſollen ſie unter unſeren Meſſern, wie unſere Brüder Jahrhunderte unter den ihrigen geblutet haben.“ Bei dieſen Worten malte ſich auf dem Geſicht unſeres Wirthes Rachegluth und verbiſſener Ingrimm.

In freundlichen Geſprächen verging der Tag; gegen Abend ſtreiften wir in der wilden, felſigen Gegend umher. Mein Wirth war ein ausgezeichneter Schütze und ſicherer Läufer durch alle die Klippen und Abhänge und zeigte uns eine kriegeriſche Gewandtheit, die mich auf mein Land und ihre Bewohner ſtolz machte. Spät Abends kehrten wir nach Hauſe und genoſſen ein frugales Mahl. Immer ſchwebte mir die Frage auf der Zunge, wer er ſei, der mich ſo zu ſich hinzog, bis er endlich ſelbſt uns zuvorkam und uns Folgendes erzählte:

„Kurz ſei meine Mittheilung über mich; — allein nehmt daraus, daß mein Daſein nur der heißen Rache an unſeren Tyrannen aufgeſpart iſt und daß ich nicht eher mein Haupt niederlege, bis ich dieſe Gluth in dem Blute meiner Feinde gekühlt habe.

„Als Muhamed der **II.** die Eroberung von Griechenland zu Stand brachte, war es ihm, der mehr auf Ausdehnung als Begründung des Beſitzes dachte, genug, das flache Land, die Feſtungen und Seeplätze in ſeiner Hand zu haben. Der natürlichen Feſtungen der griechiſchen Gebirge achtete weder er, noch ſeine gegen Ungarn und Polen anſtürmenden Nachfolger. Darum blieb Anfangs das ganze griechiſche Gebirg unbezwungen. Dahin flüchtete ſich der unabhängige Theil der Bewohner, um unter kühnen Häuptlingen, Kapitany's genannt, den Krieg im Kleinen fortzuſetzen, und blieb zum Theil unbezwungen bis auf unſere Zeit, da die Türken zum Krieg in den Gebirgen wenig Neigung und Geſchick haben. Der Kapitany ſammelt in der Regel eine Schaar von 50 bis 200 rüſtigen Jünglingen und Männern, die ihm auf Leben und Tod verpflichtet ſind, und überfällt, um dem Feinde zu ſchaden und Beute zu machen, ihn auf Straßen und in Städten.

„Hier finden wir noch, obgleich die Türken uns Räuber (Κλεπταὶ) nennen, den unbezwungenen Kern der Nation, und im endloſen Kampf mit unſeren Unterjochern verwickelt, fallen wir ohne Unterſchied in das Gebiet des Feindes ein, rauben und plündern, morden die Tyrannen nach Luſt — allein beſchirmen dadurch mit den Waffen die Reſte der Selbſtändigkeit unſeres armen gedrückten Volkes. Weniger ſtreng gehaltene Schaaren arten allerdings in Raubgeſindel aus, doch hält die Ueberzahl der Kapitany's auf ſtrenge Unterſcheidung des Chriſten und des Muſelmanns, mit dem der Krieg iſt, und beſtraft den Raub an jenem nach alter Satzung ſelbſt mit dem Tode. Unvermögend waren und ſind die Paſcha's gegen die kühne Unabhängigkeit und Verſchlagenheit unſerer Vorfahren und waren oft genöthigt, uns kurzen Frieden abzukaufen. Gegen Zuſagen friedlichen Betragens und einer ſcheinbaren Unterwürfigkeit blieben ſie Soldaten, empfingen Lebensmittel und beſchirmen ſo die Diſtricte und heißen daher Armatolien (Waffengebiet). Mit ſolchen Armatolien ſind beſonders die Gebirge von Macedonien, wo wir uns gerade befinden, der Epirus und Theſſalien bedeckt, und die den Ottomanen furchtbare Freiheit der Mainotten, Agraphen, Sulioten, Montenegriner und Meriditen iſt auf dieſem Grund gebaut und befeſtigt. Und nur dieſem Umſtande iſt es zu verdanken," ſprach unſer Wirth feurig und hochaufglühend, „daß dieſe Armatolien die letzte Freiſtätte altgriechiſcher Kraft und Selbſtändigkeit, der unbezwungene Mittelpunkt der griechiſchen Nation, und in der Gegenwart die Hoffnung und das Unterpfand beſſerer Zeiten für Hellas ſind.

„Werdet ihr, die ihr in der Ebene vielleicht erzogen und geboren und am meiſten die Willkührherrſchaft unſerer Tyrannen erfahren, euch wundern, wenn ich, der Sohn der freien griechiſchen Berge, euch mit

Stolz erzähle, daß meine Voreltern bis auf mich ſich nie unter türkiſcher Herrſchaft gebeugt haben."

„Auch wir nicht!" riefen die Sulioten und ich feurig aus.

„Dann ſeid mir doppelt willkommen," fuhr der Krieger fort.

„Macedonien und dieſe Gebirge ſind mein Heimathland. Schon früh begleitete ich meinen Vater auf allen Zügen. Er war einer der erſten und gefürchteſten Anführer der Klephten, Diamanty ſein Name. Kühne und verwegene Züge hatten den Paſcha von Salonichi vermocht, einen Preis auf ſeinen Kopf zu ſetzen. Vergebens. Er überfiel mit 200 Mann mehrmals die Gegend von Salonichi und tödtete viele Türken. Die Bedrängniſſe der Sulioten zogen ihn von hier in die Gebirge von Suli. Bei einem Sturme, den Ali Paſcha mit einer Uebermacht auf ein feſtes Schloß der Sulioten wagte, machte mein Vater einen Ausfall und trieb die Stürmenden zurück. Allein er wurde mit mehreren ſeiner Getreuen abgeſchnitten und tödtlich verwundet nach Janina gebracht. Der blutgierige Ali nahm die fürchterlichſte Rache an ſeinen gefangenen Opfern. Indeſſen hatten die Sulioten, als ſie die Gefangennehmung erfuhren, ſogleich beſchloſſen, den Feind, der ſich mittlerweile nach der Straße von Janina hingezogen, anzugreifen.

„Ich war damals noch ſehr jung, allein das Schickſal meines Vaters gab mir übernatürliche Kräfte. In der Mitte einer Abtheilung von 200 Sulioten griffen wir die Reiterei des Ali an — warfen ſie und, da Diakos von entgegengeſetzter Seite den Angriff unterſtützte, zerſprengten wir den größeren Theil der feindlichen Truppen in die Gebirge und erſchienen vor Janina. Die Wuth Ali's über dieſes Kriegsglück erreichte den höchſten Gipfel und er ließ ſogleich die unglücklichen Schlachtopfer lebendig ſpießen und ſengen und ſchickte uns die verſtümmelten Leichname zu.

„Mein Schmerz kannte keine Grenzen und damals gelobte ich mir es ernſt, heilig und theuer, daß kein Muſelmann, in meine Macht gegeben, dem Tod entrinnen ſolle.

„Bald hatte ſich Ali's Heer wieder geſammelt und griff uns bei Janina an. Wir zogen nach unſeren Bergen zurück. Von jener Zeit an trennte ich mich von den Sulioten. Ich ſammelte die übrig gebliebenen Getreuen meines Vaters und führte Krieg auf eigne Fauſt, überfiel Dörfer und Städte in dem Bereiche von Janina, mordete und ließ morden und fügte ſo dem Satrapen Ali den größten Schaden zu. Eine Abtheilung Reiter ward gegen mich ausgeſendet unter Befehl des Paſcha Omar, welcher mich lebendig oder todt bringen ſollte. So meldeten es mir griechiſche Landleute, die mir dienten. Alſobald zog ich mich in unwegſame Thalſchluchten nach dem Gebirge von Suli, beſetzte die Höhen und erwartete den Angriff. Schon den andern Tag paſſirten die Reiter durch das Thal. Wir empfingen ſie mit einem Steinregen, der faſt das halbe Corps begrub. Dann aber ſtürzte ich mit meinen Leuten von den Bergen herab und faßte den Ueberreſt vor der Schlucht im offenen Kampfe. Omar erkannte mich alſobald und lenkte ſein Pferd auf mich zu. Mir war es nicht genug, ihn durch eine Flintenkugel zu tödten, nein! zerfleiſchen wollte ich den frechen Türken, der mich lebendig oder todt bringen ſollte. Seine nach mir geſchickte Piſtolenkugel fehlte, alſobald ſprang ich von einem Felſenſtück herab und noch ehe er ſeinen Säbel gezogen, hatte ich ihn vom Pferde geriſſen. Er verwundete mich mit ſeinem Dolche, mein Blut ſtrömte auf ſein bleiches Geſicht, doch bald hatte ich ſeinen Kopf vom Rumpfe getrennt und warf ihn den auf mich andringenden Reitern entgegen. Ein harter Kampf entſpann ſich, allein wir blieben Sieger und nicht zehn Mann konnten die Flucht ergreifen; ſie waren unter unſeren Meſſern gefallen; eine bedeutende Beute nebſt 20,000 Piaſtern kam uns in die Hände. Seht ihr Freunde, dort jenen Kaſten, dort bewahre ich das Haupt desjenigen, der mich lebendig oder todt bringen ſollte.

„Nun zog ich abermals in die Gegend von Janina, als ich noch bei Zeiten erfuhr, daß Suli mit Ali Frieden gemacht habe. Da war alſo für mich nichts mehr zu thun, ich ging nach Macedonien und hieher in meine Gebirge, die ich beherrſche, zurück. Doch nicht lange ſollte meine Ruhe dauern. Ali Paſcha, der bei der Pforte ſchon etwas in Mißcredit gekommen war, mußte vor allen Dingen darauf bedacht ſein, die ihm ſo gefährlichen Anführer von Suli und Albanien bei Seite zu ſchaffen, um eine feſtere Herrſchaft über Aetolien und den Epirus zu gewinnen. Zu dem Ende zog er die Kapitany's ſeines Gebietes mit ihren Schaaren durch große Geſchenke und durch noch größere Verheißungen in ſeinen Dienſt und als Hauptleute in ſein Heer. Dann fing er an, ſie einzeln zu ermorden, nicht öffentlich, ſondern insgeheim durch Meuchler, die er dann mit dem Tode beſtrafte, um nicht als Anſtifter verdächtig zu werden. Auf dieſe Weiſe kam auch der Vater des jetzt ſo tapfern Odyſſeus um, welcher letzterer bereits mit einer ſchlagfertigen Kapitanerie von beinahe tauſend Mann auf dem Olymp harrt, um über die Muſelmannen herzufallen. Die übrigen Hauptleute, noch bei Zeiten den geheimen

Verrath entdeckend, verließen den Meuchelmörder und zogen ſich in die Unabhängigkeit ihrer Armatolien zurück.

„Als nun vor Kurzem die Pforte den Sturz Ali's beſchloß und Ismail Paſchobey mit 5000 Türken gegen die vielfach ſtärkere Macht des wohlgerüſteten Rebellen durch Theſſalien heranzog, rief er die über Ali entrüſteten Kapitany's zum Beitritt und Kampf gegen den gemeinſamen Feind auf. Ich zog denn ebenfalls mit, mich an dem alten grauen Mörder zu rächen und ſo hatten wir denn bald 10,000 ſtreitbare Männer Ismail zugeführt, und mit einem Heere von 15,000 Mann eröffnete er den Feldzug. Ali hielt die Gebirgspäſſe beſetzt, welche über Kalarites und nördlicher über Mezzovo aus Theſſalien nach Epirus führen. Wir umgingen die Stellungen auf nur uns bekannten Wegen und Krümmungen. Ueberall, von den Seiten, im Rücken und von vorn angegriffen und beunruhigt, bald auch ohne Zufuhr, zog Ali ohne Schlacht ſich nach Janina zurück. Sein Heer zerſtreute ſich und mit den ausgewählten Banden alter Freunde und Bundesgenoſſen, meiſt treu gebliebener Kapitany's, warf er ſich in die mit allen Vorräthen reich verſehene Burg ſeiner Hauptſtadt. Von hier aus ſetzte er durch ſein Geſchütz die Stadt in Brand und nöthigte den zur Belagerung nicht gerüſteten Paſchobey ſich außerhalb des Schutthaufens vor Janina beobachtend und unthätig aufzuſtellen.

„Da ward auch dieſer der Pforte verdächtig. Weil er die Chriſten zu den Waffen gerufen und unthätig vor Janina ſtand, glaubte der Diwan, Ismail denke darauf, eine ſelbſtändige Herrſchaft in Epirus zu gründen, und ſandte den mächtigen Kavanas-Oglu, den Rumli Baſilis, ihm zum Nachfolger. Als Paſcho-bey uns, die griechiſchen Kapitany's, ihm als die Männer vorſtellte, welche das türkiſche Heer vor Janina geführt, entließ uns dieſer mit harten Worten und ſogar mit Drohungen. Doch in dem Augenblicke, als wir abgehen wollten, ſtürzte der Bruder von Omar, den ich mit eigener Hand getödtet, auf mich zu und ſchrie mir entgegen: „Ich kenne dich, du biſt Diamanty, der meinen Bruder erſchlagen und ihm 20,000 Piaſter abgenommen.“

„Wohl bin ich Diamanty,“ antwortete ich kalt. „Ich habe deinen Bruder erſchlagen und ihm das Geld abgenommen. Aber er war mein Feind, und wir lagen im ehrlichen Kampfe gegen einander. Er ſollte mich euerem und unſerem gemeinſchaftlichen Feinde Ali lebendig oder todt bringen; das Glück zu dieſer Ausführung war nicht auf ſeiner Seite und er fiel durch mich. Jetzt ſind wir Brüder und Freunde und von der Vergangenheit darf nicht mehr die Rede ſein.“

„Du irrſt, Giaur,“ war die Antwort. „Wir machen keine Hunde zu unſeren Freunden. Du leiſteſt mir doppelten Erſatz, und als Mörder meines Bruders bleibſt du in meiner Haft.“

„Alſobald fielen ſie über mich her und banden mich mit Stricken. Doch alle Kapitany's erhoben ſich und wollten mich befreien. Da trat Tzonko, einer der erſten, der uns in den geheimen Bund der Hetärie einweihte, unter ſie und ermahnte ſie zum Frieden, verkündigend, daß bald der Tag anbrechen werde, wo man für alle Unbill Rache nehmen und einen edleren Kampf für die Freiheit Griechenlands beginnen werde. Jetzt ſei alle Gegenwehr unnütz. — Die Kapitany's kauften mich darauf los und wir verließen das türkiſche Herr und zogen nicht ohne Kampf nach den Gebirgen zurück.

„Kaum dort angelangt, trat Ali abermals in Unterhandlungen mit den Kapitany's, allein ich haßte den Alten und wollte mich nach Macedonien zurückziehen. Doch die Ueberredung und der Wunſch von dem Schauplatze nicht entfernt zu ſein, bewogen mich, mit den übrigen Kapitany's von Albanien und den Sulioten nach Janina zu gehen und den Verhandlungen beizuwohnen. Wir langten in der zerſtörten Stadt an und wurden von dem greiſen Mörder meines Vaters mit aller Pracht, faſt demüthig und freundlichſt empfangen. Darauf wurden wir in die reich geſchmückten Gemächer, die alles, was Glanz heißt, überboten, geführt und Nußo, ſein geheimer Sekretair, flüſterte uns in das Ohr: „Benutzt die Gelegenheit des Augenblicks und vergeßt euer Vaterland dabei nicht. Ali iſt für die Befreiung Griechenlands.“

„Als nun alle Anführer verſammelt, berief Ali seine drei Söhne, Muhtar, Weli und Mahmud, nebſt den anderen Offizieren zu einem Kriegsrath, zu welchem er ſogar diejenigen einlud, die er als ſeine geheimen Gegner kannte, und hielt folgende Rede an die Verſammlung.

„Der Sultan, gereizt durch den Neid der mich anfeindenden Moslim und durch den Haß der ungläubigen Fremdlinge, hat ein Verdammungsurtheil über mich ergehen laſſen. Für meine Entſchuldigung, für meine Rechtfertigung iſt er taub. Er wird es bereuen, aber zu ſpät. Ihr ſeht, ich bin verloren, wenn eure Tapferkeit, euer Eifer mir nicht beiſteht, wenn wir nicht ſeine Heere ſchlagen. Doch auch ihr ſeid dann verloren mit mir oder nach mir; ihr werdet nicht mehr die gefürchteten und geachteten Albaneſer ſein, die ihr jetzt waret; von weichlichen Aſiaten werdet ihr beherrſcht und unterdrückt werden. Ich will es nicht leugnen, daß ſich mehrere unter euch über mich zu beſchweren haben; daß mehrere mit Recht beleidigt ſind durch Unbilden, die ich ihnen oder ihren Verwandten zugefügt habe; aber jetzt ruft die Ehre des albaneſiſchen Namens, das Wohl des Vaterlandes; mögen euch dieſe mehr gelten als Privatfeindſchaften. Bei gemeinſchaftlicher Gefahr iſt es edler Männer unwürdig, vergangener Beleidigungen zu gedenken. An dem heutigen Tage ſeid ihr alle meine Kinder, ſo gut als Muhtar, Weli und Mahmud; meine Schätze ſtehen euch offen; nur entehret den Namen nicht, den ihr führet.“

„Alle albaneſiſchen Anführer, ſelbſt die nicht ausgenommen, die ſeinen Untergang wünſchten, erwiederten ſeine Rede durch ein einſtimmiges Verſprechen, den letzten Blutstropfen an ſeine Vertheidigung zu ſetzen; theils Furcht vor ſeiner Rache, theils die Hoffnung reichen Soldes hatte ſie dazu vermocht. Sie erhielten beträchtliche Summen und reiſ'ten ſogleich nach ihrer Heimath ab, um friſche Truppen zu ſammeln.

Hierauf wurden wir, die griechiſchen Anführer vorgelaſſen und er ſprach in Gegenwart ſeiner Söhne zu uns: „Ihr, die ich ſo oft verfolgt habe! Der Augenblick iſt gekommen, in welchem ich bei euch Rettung meiner Ehre und meiner Freiheit ſuche. Ich kenne nur zu ſehr euren Heldenſinn; darum überlaſſe ich mich eurer Großmuth.“ Dann fuhr er fort, an Nutzo ſich wendend: „Du wirſt jetzt meine Burg ſeyn gegen Gefahren, die mich umgeben; dir ſchenke ich höheres Zutrauen als meinen Söhnen, die hier ſtehen; von dir darf ich ausgezeichnete Proben deines Eifers erwarten.“ Hierauf wandte er ſich an Markos Botzaris: „Und du, warum ſtehſt du nachdenklich und ſtumm da? jetzt iſt es Zeit zum Handeln und nicht zum Grübeln. Viel erwarte ich von dir und deinen Waffengefährten. Schreibe ihnen, daß ſie von Corfu und den anderen Plätzen, wohin ſie ſich zerſtreut haben, hierher zurückkommen. Ich habe euch mehr Böſes gethan, als irgend ein Anderer; dennoch zweifle ich nicht, wenn ihr mir euer Männerwort gebet, daß ihr mehr für mich thun werdet, als meine treueſten Freunde.“

„Weſſir,“ entgegnete Markos, „mein Schweigen iſt die Folge der Umſicht, nicht der Furcht oder der Niederträchtigkeit. Umgeben von ſo vielen weiſen Männern und beſonders von deinen Söhnen, darfſt du des Sultans Zorn nicht fürchten. Beſchließe mit Nutzo, was wir thun ſollen, und wir werden gehorchen.“

„Dieſe Antwort war dem Plane gemäß, den wir kurz vorher, ehe wir zu Ali gerufen, verabredet hatten.

Es waren nämlich, drei Tage vor dieſem Vorfall, dreißig griechiſche Anführer bei Nuzo zuſammengekommen; ſein Schwager Conſtantin hatte den Geiſtlichen der Sanct-Marina-Kirche dahin gebracht, der zuerſt ſelbſt Verſchwiegenheit angelobt und dann den Anführern einen Eid abgenommen hatte, Griechenland zu befreien. Daher ſprach Markos Bozaris, einer dieſer Verſchwornen, die obigen Worte, um den Paſcha durch Furcht oder Zutrauen zu bewegen, daß er ſich ganz von Nuzo leiten ließe.

„Alle Anführer der Griechen ſind nun vertheilt, und ich warte nur auf einen Wink, und wir laſſen die Trommete der Freiheit durch ganz Griechenland erſchallen. Der alte Tyrann Ali glaubt, wir fechten für ſeine Intereſſen, allein mit nichten. Er iſt getäuſcht; für unſer Vaterland treten wir ein, dieſes wollen wir befreien und die Türken vernichten, während ſie mit Ali zu thun haben.“

Kaum hatte Diamanty geendet — es war ſpät — als ſich die Mühle immer mehr mit Bewaffneten füllte. Diamanty fragte darauf, „nun, mein junger Freund und Bruder — wie nennſt du dich und wo iſt dein Vaterhaus?“

„Auf dem Ocha auf Negropont bin ich geboren und komme von Conſtantinopel.“

„Ich kenne dich, du warſt bei Seppa und ihr entfloht, nachdem die Türken eure Meſſer gefühlt? Sei mir doppelt willkommen! Euch beide Andern ſah ich ſchon öfters in den Gebirgspäſſen von Suli, und wer ſollte ſeine Kameraden und ihre Geſichter vergeſſen, wenn man Tod und Wunden getheilt hat. Du ſiehſt hier,“ fuhr Diamanty fort, „einen Theil meiner Mannſchaft, welche brennt, den Kampf zu beginnen, und ich ſage dir wohl noch Erfreulicheres, Cyrill, wenn ich dir mittheile, daß dieſe Mannſchaft für Negropont beſtimmt iſt, um dort die Fahne des Kreuzes aufzupflanzen. Kennſt du den Metropoliten Kallinikus? — ihn findeſt du in dem Kloſter des heiligen Erlöſers auf dem Cap von Kume mit dem Pater Gregorias. Von dort aus wird ſich der Aufſtand über die Inſel verbreiten, während Markos in Suli und Albanien denſelben beginnt, und Kolokotroni im Peloponnes. In Theſſalien wird Odyſſeus von dem Berge Olymp auf die Ebenen ſtürzen und unſere Feinde mit Feuer und Schwert vernichten. — So laßt uns denn auf den uns bekannten Wegen nach dem Aufenthalt der Eulen und Raben aufbrechen, um dort das Morgenroth der Freiheit vom Himmel zu erbitten.“

Der Stumme erſchien jetzt und bat, daß man ihn mitnehmen ſolle.

Diamanty ſagte darauf: „Der Arme will ſeine Rache durch Schwüre kühlen. Ali Paſcha hat ihm die Zunge herausreißen laſſen, weil er als Sclave einen Apfel geſtohlen und verzehrt hatte. Bleibe du nur, du wirſt gerächt werden, und bewache die Mühle.“

Siebenter Abend.

Sobald wir aus der Mühle traten, erſchollen Kriegsgeſänge der wilden Naturſöhne in der noch wilderen Gegend und durch die grünen Hallen des Waldes, und die nächtlichen Vögel flogen mit Geſchrei auf, um ruhigere Sitze zu ſuchen. Diamanty ſchritt auf dem engen, rauhen, felſigen Fußpfad wie ein geflügelter Gott und in weiten Schritten voran. Mann für Mann folgte, da nur ein einzelner auf dem ſchmalen Stege Platz hatte, und ſo bildeten wir einen langen Zug. Oefters ging es durch das dunkelſte Dickigt, dann aber lenkte der Weg auf hohe Felſen und kahle Berge, und wir genoſſen eine maleriſche Ausſicht auf die Umgegend, auf das Meer und die Inſeln des Archipels. Hatten wir nun eine Felſenkrone erreicht, ſo ſammelte ſich der ganze vereinzelte Zug und ſtimmte abermals ſeine Geſänge an, daß es in der nächtlichen Stille weit hinausſchallte und wie mahnender Donner ſich an den Felſengeſtaden brach.

Der Weg wurde jetzt immer beſchwerlicher; öfters hatten wir glatte Schieferwände zu erklettern, über welche kaum hinzukommen war; doch mit einer bewunderungswürdigen Leichtigkeit legten die Gebirgsſöhne in ihren Sandalen die Wege zurück. Immer höher waren wir gekommen und erreichten bald darauf eine kahle Stelle dieſes felſigen Ufers, — denn links unter uns ſchimmerten friedlich die ſtillen Gewäſſer herauf, — auf welchem nur einige hohe Platanen vereinſamt ſtanden. Von hier aus lagen uns die drei rieſigen Arme gegenüber, welche Macedonien ins Meer hinausſtreckt. Die Inſeln des Archipels kamen unſerem Blicke wie kleine ſchwarze Erdflecke vor. Hier ruhten wir, doch nicht lange, denn eine kalte Regenluft ſtrich unangenehm über unſere Häupter und ſetzte uns einzelnen Regenſtrichen aus, die, wie von Furien gepeitſcht, ſauſend über uns dahin fuhren. Wir ſtanden an der höchſten Stelle, von wo aus wir den Monte Santo oder den Berg Athos mit ſeiner Menge von Klöſtern überſehen konnten.

Doch jetzt gab Diamanty das Zeichen, und nun ſenkten wir uns zur Seite durch hohe Waldungen abwärts. Die Wege waren und wurden bequemer; man konnte nebeneinander gehen, auch ſchritten wir ziemlich eben fort. Sobald wir eine Strecke zurückgelegt hatten, hörte der Wald faſt auf, und nur hie und da ſtanden einzelne Platanen und Pinien, die ihre rieſigen Schatten über die vom Monde beleuchtete Landſchaft warfen. Wir ſahen jetzt Getreidefelder, hin und wieder Rebgelände, und bald traten Zelte und Häuſer aus dem Dickigt der Zwerggeſträuche hervor. Einzelne Wege in verſchiedenen Krümmungen führten nach den kleinen Baracken; da ertönte auf einmal ein durchdringender Pfiff. Wir hielten, und nachdem Diamanty mit ſeiner großartigen Stimme geantwortet, ging der Zug vorwärts. Allein jetzt hemmte eine aus Lehm, mit Felſenſteinen vermiſcht, erbaute Mauer, in welcher Schießſcharten ſich befanden, unſern Weg. Der Zug bog nun rechts durch ein kleines Pförtchen ein, das uns auf einen weiten ebenen Platz brachte, auf welchem ſich Zelte und Häuſer mit einem Stockwerk befanden. Alles wimmelte von Albaneſen, die mit ihren Waffen Geräuſch machten und uns jubelnd bewillkommten. Es war dieſes die Armatolie des Diamanty, welche, in einzelne kleine Haufen zerſtreut, die Küſte von Conteſſa bewohnte. Bald war der Platz mit rüſtigen Kriegern bedeckt, die alle ſehr hoch gebaut waren und in dem nächtlichen Lichte ein rieſenhaftes Anſehen gewannen.

Diamanty führte mich jetzt auf ein größeres Zelt zu. „Wir wollen,“ ſagte er, „ein wenig ruhen und uns an einer Ocka Wein erquicken, dann brechen wir nach dem Platze der Gemeinde auf.“

Kaum waren wir indeſſen in daſſelbe eingetreten, welches beſſer und bequemer als die übrigen eingerichtet ſchien, als ich in der Dämmerung gewahr wurde, daß zwei Männer, deren Gang mir ſehr bekannt war, aus dem Zelte traten.

Wir ſtreckten uns auf die trockenen Hirſchfelle, welche auf der Erde ausgebreitet lagen, und bald ſchlief Diamanty. Doch ich fand den Schlaf nicht, ſondern erhob mich, trat aus dem Zelt und ſah in der anbrechenden Morgendämmerung, an einen Baum gelehnt, dem Treiben der Waffenmänner zu.

In Gedanken verſunken, nahte ſich Jemand, den ich nicht gewahr geworden war, meinem Platze. Er war in ſeinen albaneſiſchen Mantel gehüllt, welcher, vorne herumgezogen, ſeine übrige Kleidung und Waffen verhüllte. Seine rothe albaneſiſche Mütze war mit einem breiten ſchwarzen ſeidenen Tuche umbunden, welches faſt zur Hälfte ſein Geſicht bedeckte. Bei mir angekommen, blieb er mich beobachtend ſtehen, ſchritt dann auf mich zu und reichte mir die Hand mit den milden Worten:

„Warum ſo in Gedanken, Cyrill? Denkſt du deiner fernen Freunde und weißt ſie nicht zu finden? Nun ſieh', ich kann dir Nachricht über ſie geben."

Faſt ohne Aufmerkſamkeit hatte ich ſeine Rede gehört; doch als ich ihn jetzt näher betrachtete, erkannte ich Yatrakos, welcher mir nochmals freundlich die Hand bot.

„Wo iſt Madon?" war meine erſte Frage.

„Hat dir die Alte vom Berge Ocha nicht ſchon Nachricht gebracht von ihr, als du krank bei Orſan lagſt?"

„Ja, ich beſinne mich. Dennoch will und muß ich erfahren, wohin ſie Perrhukas geſchleppt."

„Perrhukas, ſagſt du? — Perrhukas wird mit Pharmacis und Kallinikus noch in dieſer Stunde hier in dem Gebirge eintreffen. Sie iſt verſchwunden; mit einemmal verſchwunden, mit all' ihren Schätzen, und wir wiſſen nicht, wohin ſie gekommen."

„So erzähle denn, wie es kam, und wie ihr ſie verloren."

„Perrhukas wurde durch die Zurückſetzung, die er von Madon erfuhr, ſo wild und aufgebracht, daß er ſchwur, ſie mit Gewalt zu ſeiner Gattin zu machen, nachdem wir Karaskoi verlaſſen, beſonders als er die durch euch geretteten Schätze gewahr wurde. Die fürchterlichſten Scenen ereigneten ſich auf dem Schiffe, denn Perrhukas geberdete ſich gleich einem türkiſchen Paſcha. Unſer Lauf ſollte direct, wie du weißt, nach Conteſſa gehen; allein Perrhukas wollte den Schiffscapitain zwingen, in der Bucht von Kaſſandra anzulegen, wo er ein Kloſter und ſeine Mönche genau kannte, und wo er Maden abſetzen und verwahren laſſen wollte. Der Capitain aber widerſetzte ſich Perrhukas und drohte, ihn durch ſeine Matroſen feſſeln zu laſſen, wenn er ſich nicht in ſeine Ordre füge, und ſo wurde denn Perrhukas ſtille und wartete auf Gelegenheit, um ſeinen Plan dennoch auszuführen. Wir konnten dabei nichts thun, als Zeit und Gelegenheit abwarten, Perrhukas zur Ordnung zurückzubringen. In dem Hafen von Orſan angelangt, verlangte Maden dringend, ans Land zu gehen, und bat ſich Kallinikus zur Begleitung aus. Dem widerſetzte ſich Perrhukas, und als derſelbe Gewalt gegen ſie gebrauchen wollte, zog die Jungfrau ein Terzerol aus ihrem Buſen, ſpannte es und ſchoß nach Perrhukas, welchen die Kugel an der Seite des Kopfes ſtreifte. Darauf erhob ſich Maden und ſprach:

„Du falſcher Grieche, der du von türkiſchen Sclaven abſtammen magſt, aber nicht von einer edlen Familie, du willſt es wagen, an die freie Tochter eines

Fürſten Hand zu legen? Stirb, Verräther, der du meinen Vater und dein Vaterland hintergingſt!“ Dabei zog ſie einen Dolch, warf das Terzerol weg und ſtürzte auf Perrhukas zu. Mit Entſetzen ſahen wir dieſem Schauſpiele zu und ergriffen Perrhukas, um ihn aus ihren Augen zu entfernen; denn gleich einer Furie ſtand ſie vor uns, nach dem Blute ihres Gegners dürſtend.

„Ihr nehmt dieſen Verräther in Schutz?“ ſprach ſie, „wohlan, ſo will ich euch verkünden, daß er doch durch meine Hand oder durch meine Macht fällt.“

„Jetzt gab ſie ſtolz und herrſchend Befehl, das Boot ins Meer zu laſſen; keiner wagte zu widerſprechen. Es geſchah, wie ſie befohlen, dann winkte ſie Kallinikus, ſie zu begleiten, und ſie ſtieg vor unſeren Augen, ohne daß wir es hätten hindern können, in den Nachen. Da ſprang ich noch einmal vor und bat: „fürſtliche Jungfrau, du biſt verloren, wenn ſie dich in Orſan entdecken.“ Sie antwortete nicht; der Kahn ſetzte ſie in dem Hafen aus, und ſie verſchwand unter den erſten Bäumen des Feſtlandes.

Nun ſtürzten wir mit Vorwürfen über Perrhukas her; allein er war in dieſem Augenblicke wie vernichtet und erregte allgemeines Bedauern. Wir blieben den Tag auf der Rhede von Orſan, der Capitain ſchickte ſein Boot mehrmals ans Land, doch vergebens; ſie war verſchwunden. Als nun die Nacht einbrach und das Boot eben nach dem Schiffe zurückkehren wollte, erſchien ein griechiſcher Knabe und brachte einen mit Bleiſtift geſchriebenen Zettel, auf welchem ſtand, daß der Capitain abfahren könne und ſie nicht zu erwarten brauche. Da unternahm nun Pharmacis, noch einmal an das Land zu ſteigen, und ſuchte Madon auf, welche er in der Nähe von Orſan in einer geringen Hütte bei armen griechiſchen Leuten fand. Keine Gründe, keine Ueberredung vermochte ſie zu bewegen, wieder an das Schiff zu gehen, wenn nicht Perrhukas davon entfernt werde. Das ging nun nicht. Und ſiehe da, was mußte uns noch geſchehen! Als Pharmacis eben zurückrudern ließ, und ich mit Seppa und Jany an dem Bord ſtand und denſelben ankommen ſah, da entſprang auf einmal der gefangene Schwarze, indem er ſich ins Meer ſtürzte und ans jenſeitige Ufer ſchwamm. Perrhukas hatte ihn indeſſen befreit und ihm Gelegenheit gegeben zu entfliehen. Gleich darauf lichteten wir die Segel und entfernten uns aus der Bucht von Centeſſa.

„Schwere Vorwürfe machte der Hydriote Perrhukas; doch dieſer ertrug alles mit ziemlicher Gelaſſenheit, und als wir nun an dem Cap von Monte Santo vorüberfuhren, erhielten wir durch ein Boot von St.

Laura Nachricht, daß Diamanty in den Gebirgen der macedoniſchen Küſten mit ſeinen Klephten lagere und ſogleich beſchloß Perrhukas, dorthin ſich zu begeben.

„Der Capitain ſetzte ihn in dem Hafen von Monte Santo aus, und er enteilte auf ſicheren Wegen hierher. Doch als Perrhukas uns ſchon aus dem Geſichte gekommen, traten Pharmacis und ich, die wir die Wege in den Gebirgen beſſer kennen, als er, den Marſch hierher ins Lager an und weilen nun bereits zwei Tage hier, und noch hat ſich Perrhukas nicht ſehen laſſen.“

„Er iſt ein Mädchenſchänder,“ rief ich, „ein Verräther, und kann daher kein Gefühl für das Vaterland haben. Ich klage ihn an, von ihm fordere ich Madon, die ſich in meinen und Seppa's Schutz begeben hatte. Und hat ſich mit Madon irgend ein Unglück ereignet, ſo büße er mir mit dem Leben dafür.“

Der Morgen brach in neblichter Dämmerung herauf. Rauhe Lüfte entblätterten die Bäume um uns her, und jeder der anweſenden Krieger zog den Mantel dichter an ſeinen Leib. Auf dem Meere jagte der Nordſturm die Fahrzeuge wie luſtige Federn umher. Alles verkündete die Natur im Abſterben, auch meine Seele war wie erſtorben in all' den Begebenheiten.

Noch ſtand Yatrakos bei mir, als ich nach Seppa und Jany fragte.

„Sie ſind auf dem hydriotiſchen Schiffe geblieben und ſind nach deinem Vaterland Negropont geſegelt.“

„O wäre ich mit ihnen, und trüge mich ein leichter Wind über all' die Berge und Meere hinüber auf den ſtillen Ocha, der jetzt mein letztes Glück umſchließt! Bald werde ich euch wiederſehen, ihr ſchönen Triften und geſegneten Haine, und nur der Tod ſoll mich dann von euch trennen!“

„Und wißt Ihr nicht, was aus Madon geworden,“ fragte ich weiter Yatrakos.

„Ihr Verſtand und das Anſehen Kallinikus' wird ihr hoffentlich beigeſtanden haben. Kallinikus wird alles thun, um ſie zu retten und uns zu erhalten.“

Jetzt ertönte eine Art Hiſthorn, welches mit fürchterlichem Klange durch die Gebirge hallte und ein hundertſtimmiges Echo verbreitete. Diamanty ſtürzte aus dem Zelte, fragte mich, warum ich nicht geſchlafen, und enteilte nach einem größeren Platz, wo ſich jetzt die ganze Mannſchaft zu ſammeln ſchien.

Auch wir folgten langſam den Uebrigen. Da ertönte in einiger Entfernung ein choralartiger Geſang von Männern und Weibern zu uns herauf und bald darauf kam ein griechiſcher Geiſtlicher, eine blaue

Fahne mit weißem Kreuz dem Zuge vorantragend, mit den übrigen nach dem Platze zu, wo ſich alles vereinigte und jetzt mit einſtimmte. Es waren die Weiber, Greiſe und Mädchen der Montenegriner, welche ihre Männer aufſuchten und an der großen Berathung für das Vaterland Theil nahmen.

Ein freudiger Anblick war es für mich, die von der Sonne braun gebrannten Krieger zu ſehen, wie ſie auf ihre Angehörigen hinſtürzten und ſie begrüßten. Hier waren ſie ganz Natur und überließen ſich den zärtlichen Umarmungen ihrer Weiber und Kinder. Während dieſer Familienſcenen war unterdeſſen der Prieſter mit ſeiner Fahne in die Mitte des Platzes gekommen und befeſtigte dieſelbe an einer weitäſtigen Platane. Dann trat er vor und gab ein Zeichen mit der Hand, und alles ſtellte ſich im Kreiſe rund um ihn her. Noch nie machte eine Verſammlung meiner Landsleute, nicht die in dem Kloſter Medardus auf Euböa, nicht die in den Ruinen von Chalcedon auf mich einen ſolchen ergreifenden Eindruck, wie dieſe. Der Tag war angebrochen, die Sonne verſteckte ſich von Zeit zu Zeit hinter düſteren Nebelgebilden, brach dann mit matt blaßroth glühenden Strahlen an dem reinen Himmel durch und überleuchtete die Verſammlung. Ruhig lehnten die Krieger auf ihre langen albaneſiſchen Gewehre geſtützt, Weiber und Kinder an der Seite, als der Prieſter ein kurzes Dankgebet ſprach, ohngefähr daſſelbe, welches ich ſchon in Chalcedon gehört hatte. Da trat ein junger kräftiger Mann aus der Schaar, ein Wallache ſeiner Kleidung nach, und berichtete, wie Alexander Ypſilanti unter ruſſiſchem Schutze die Glaubensbrüder an die Grenze geführt und mit größerer Macht mit dem Beginne des neuen Jahres in die Wallachei eindringen und das Land von den Tyrannen befreien werde. Alles jauchzte hoch auf und die Stimmen verhallten in vermiſchten Tönen durch die Gebirge.

Darauf trat ein Suliote ernſt und feierlich auf, berichtete, daß Ali Paſcha gelobt habe, Chriſt zu werden, wenn die Bergvölker ihn gegen den Sultan unterſtützen würden.

Doch alſobald ſtürzte Diamanty vor und ſchrie: „Traut dem blutgierigen Ali nicht, er betrügt euch und ihr geht mit ihm unter. Wir haben für unſer Vaterland zu ſtreiten, was geht uns der Türke Ali an! Sein Fall gilt gleich, wenn wir nur ſiegen!“ Wiederum ein Freudengeſchrei der Krieger Diamanty's.

„Kehre zurück,“ ſprach Diamanty, „zu den Brüdern von Suli und ſage, daß wir bereit zum Kampfe ſtehen, doch nur für Hellas und nicht für Ali.“

Darauf trat gebückt ein Greis in die Runde und ſprach mit zitternder Stimme: „Ihr freien Söhne von Hellas, ihr, die ihr jetzt gerüſtet zum Kampfe ſeid und euch niemals unter das Joch der Ottomanen gebeugt, euch lege ich ein zweites Vaterland, wo ein Hirtenvolk von euerer Abſtammung lebt und ſich ebenſowenig als ihr unter türkiſcher Herrſchaft gebeugt hat, ans Herz. Jahrhunderte vergingen und die Bewohner vom Ocha von St. Elias bis Plakaruno und dem Cap Lithada bewahrten ihre Unabhängigkeit. Doch gedrängt ſehen wir unſere Mitbürger in den flachen Ländern und Ebenen, die jetzt in reicher Zahl wegen der immermehr überhand nehmenden Bedrückung zu uns fliehen und uns um Schutz flehen. Von euch hoffen wir Unterſtützung, ihr Völker der Berge Macedoniens, die ihr unſerm Stamm am nächſten verwandt, wenn der Aufruf zum Angriff durch alle Länder Griechenlands ertönt.“

Die Stimme des Alten war mir bekannt, und dennoch konnte ich mich nicht ſeines Namens erinnern.

„Rechne auf mich, Vater!“ rief Diamanty, „und auf meine tapferen Krieger. Schon längſt war es beſtimmt, dorthin mit meiner Capitanerie zu ziehen, da dieſe unwegſamen Gebirge hinlänglich unſere Familien ſchützen. Kehre zurück und bringe deinem Stamme dieſe Nachricht.“ Darauf aber drängte eine andere Geſtalt ſich durch die Reihen und hervor trat Perrhukas mit Trotz und Anmaßung:

„Du, Diamanty, und ihr Krieger, ſeid von dem Bunde nicht nach Negropont beſtimmt. Die Präſidentſchaft läßt euch durch mich ſagen, daß ihr vor allen in die albaniſchen Gebirge zurückkehren ſollt, um Suli zu unterſtützen.“

Ein unzufriedenes Murmeln unter der Schaar trat ein, dennoch fuhr Perrhukas fort:

„So wie ihr Anführer Treue gelobt habt dem Bunde, und ſo wie, wenn ſich nicht alle unter einen Befehl fügen, das große Werk nicht gedeihen kann, ſo fordere ich euch hiermit zum Gehorſam auf: ihr geht nicht nach Negropont!“

Abermals Murmeln und Aeußerungen der Unzufriedenheit.

Da brach meine Geduld, ein heftiges Feuer durchſtrömte meine Adern, ich ſprang hervor und ſprach: „Zuerſt klage ich Perrhukas der Treuloſigkeit gegen den Bund an und trage darauf an, ihn ſogleich gefangen zu nehmen. Er hat der edelſten griechiſchen Jungfrau Gewalt anthun wollen, er hat ihren erlauchten Namen beſchimpft und ſie durch ſein gebieteriſches Weſen in die Verbannung gejagt und ſie dadurch wahrſcheinlich dem Elend der Gefangenſchaft, wo nicht dem Tode, Preis gegeben. Daß ich wahr geſprochen, rufe ich Pharmacis und Yatrakos auf, tretet vor und zeugt. Er ſelbſt hat ſich aber nicht der oberſten Leitung des Bundes gefügt, ſondern willkührlich hat er einen Transport Waffen nach der Moldau gehen laſſen, welche der Bund nach Macedonien beſtimmt. Ebenſo die Gelder. Ihr Sulioten tretet vor und bezeugt meine Anklage.“

Kniſchend zückte Perrhukas ſeinen Dolch, doch alſobald hatte ich eine meiner Piſtolen in der Hand und in dem weiten Kreiſe ſtanden wir einander gegenüber.

Da ertönte des Prieſters Stimme: „Ruhig ihr Söhne Griechenlands, haltet Frieden und bekriegt euch nicht ſelbſt, ehe ihr für's Vaterland das Blut verſpritzt.“

Doch ohne auf die Worte zu hören, ſtürzte Perrhukas auf mich zu und ſtieß ſeinen Dolch nach mir, ſprechend: „Du unmündiger, verliebter Junge, ſtirb denn in deinem träumeriſchen, wahnſinnigen Glück, geliebt zu ſein! Dich hatte ich längſt meiner Rache aufgeſpart!“ Mit dieſen Worten drang er heftiger auf mich ein, ich parirte ſeinen Stoß, warf die Piſtole bei Seite, packte ihn mit all' meiner Leibeskraft und warf ihn unſanft auf die Erde. Ein ſchallendes Halloh erhob ſich, doch ich fühlte mich verwundet — das Blut floß aus meiner Bruſt, er hatte einen zweiten, kleineren Dolch gezückt und mich äußerlich verletzt. Nun kannte meine Wuth keine Grenzen; eben wollte ich ihn erwürgen, als wie durch geheime Zaubermacht herbeigeführt, die Alte von Livadoſtro in dem Kreiſe erſchien.

„Laß ab, Cyrill!“ ſprach ſie mit aufgehobener Hand, und die ganze Verſammlung verneigte ſich tief zur Erde und murmelte Gebete. „Du haſt deinen Gegner bezwungen, Rache darfſt du nicht üben, vergib deinem Feind, er entgeht ſeinem Schickſal nicht, ſeine Treuloſigkeit führt ihn ins Verderben! — Seid einig und ſtark, ihr Söhne der Altvordern, und laßt nie Rachſucht gegen euere eigenen Brüder einreißen — nur ſo könnt ihr den eurem Vaterlande feindlichen Koloß bezwingen!“

Noch hatte Perrhukas auf der Erde gelegen, als er jetzt wie ein Raſender auffuhr und ſich gegen die Alte wendete.

„Du Hexe, die du mir ſchon in meiner Jugend ein herbes Schickſal voraus prophezeiteſt, und mich bis hieher verfolgt haſt, auch dich weihe ich den Rachegöttern!“ und mit entſetzlicher Wuth ſtürzte er auf die Alte zu, welche aber jetzt gleich einer prophetiſchen

Göttin ſich erhob und ihre Hände ihm entgegenſtreckte — „Baſtard! von einem Türken und einer chriſtlichen Sclavin, — berühre nicht das reine Gewand einer unglücklichen Mutter, die dein Name ſchändet! — Ihr Krieger," rief ſie jetzt im edlen Zorn, „wißt, während ihr hier berathet, hat euch dieſer Elende an die Türken in Salonichi verrathen; — richtet jetzt über den Verbrecher an euerem Vaterlande, denn er iſt kein Grieche." Mit dieſen Worten wendete ſich die edle Frau um und verſchwand.

Gebückt im Staube lag noch Perrhukas, als Diamanty vortrat und denſelben nach einer Wache abführte.

„Wir gehen nach Negropont," rief er jetzt, „unſerem früheren Plane getreu, und befreien dieſe Inſel von ihren Unterdrückern!" Alles jubelte ihm die Einſtimmung entgegen.

Nun traten Emiſſäre aus Theſſalien vor und berichteten, daß Odyſſeus ſchlagfertig auf den Gebirgen hauſe, und ſobald der Ruf aus der Wallachei ertöne, von den Bergen mit ſeiner Mannſchaft ſich auf die Feinde ſtürzen werde.

Nachdem nun Alle ihre Sendungen angebracht, erhob der Prieſter ſeine Hand und ſegnete die Niedergeknieten.

Und nun ging Alles auseinander und überließ ſich der Unterhaltung mit den Seinigen, und es war in der That ein gemüthlicher Anblick, die Waldſöhne mit ihren Frauen und Kindern ſcherzen zu ſehen.

Ich aber ſuchte Yatrakos auf und beſtimmte ihn, alſobald die Straße nach dem Iſthmus anzutreten, über welchen der Weg nach den Klöſtern des Berges Athos führt, um in einem dieſer Klöſter zu verweilen, bis wir Gelegenheit fänden, nach der Inſel Negropont überzuſetzen.

Wir begaben uns zu Diamanty und theilten ihm unſern Entſchluß mit. — Er ſuchte uns zu halten und meinte wir ſollten abwarten, bis ein Theil ſeiner Armatolie ſich zu gleichem Zweck nach der Küſte begeben würde. Indeſſen mich drängte eine innere Sehnſucht die heimathlichen Berge wieder zu begrüßen, und als denn Diamanty ſah, daß es uns Ernſt ſei, gab er uns zwei ſeiner Soldaten mit, welche uns auf Schleichwegen, die nur ihnen bekannt waren, nach dem Iſthmus der Küſte bringen ſollten.

Durch die unwegſamſten Felſengegenden ging abermals der Weg, auf welchem wir tagelang kein Haus und kein lebendes Weſen, außer Wild, antrafen. Mit einem Säckchen Oliven verſehen, welche uns nothdürftig das Leben friſteten, legten wir den Weg in drei

Tagen zurück. Endlich gelangten wir gegen Abend des dritten Tages in eine verfallene Bergruine, noch aus den Zeiten Alexanders her, in welcher einige Wohnungen von Hirten eingerichtet waren. Hier blieben wir die Nacht bei armen Leuten, die uns eine Art Mooslager bereiteten. Doch wurden wir am anderen Tage durch das naßkalte Wetter von der Verfolgung unſerer Reiſe abgehalten. Eiſig wehte der Wind über die Trümmer der alten Burg und Schneegeſtöber mit Regen ließ uns aus den elenden Baracken nicht heraus. Die Heerden flüchteten ſich in das Dunkel der Wälder, denn ein ungeheuerer Sturm, in dem ſich die Rieſenmacht des unter uns brauſenden Meeres kund gab, war im Anziehen. Aengſtlich horchten die Hirten nach der Gegend der See hin. Eine tiefe Nacht bedeckte ſie, und ein Nordwind heulte in hohlen Tönen aus der Tiefe vom Athos herüber. Einzelne Schiffe, die noch auf dem Meere herumirrten, hatten die Segel eingezogen und nur das am Fockmaſte trieb ſie vorwärts, die ängſtlich nach einem Zufluchtsorte ſuchten. Die Fahrzeuge in dem Hafen von Monteſanto wurden mit fürchterlichem Gekrache aneinander getrieben und mußten mehrere Anker auswerfen, um nicht losgeriſſen und dem Elemente Preis gegeben zu werden.

Mehrere Stunden tobte der Sturm, endlich machte er ſich durch einen heftigen Platzregen, untermiſcht mit großen Kieſeln, Luft, und nun ſtürzten nach wenig Minuten angeſchwollene Bäche, die bald zu den reißendſten Strömen anwuchſen, von den felſigen Bergen herab, nahmen Bäume und Stämme, die ſie unterwühlt und entwurzelt hatten, in ihrem reißenden Sturze mit fort und hinab in die Tiefe. Es war ein ſeltenes Schauſpiel — und mir graute, in die Ebene zu ſchauen, denn in ihr flutheten jetzt die vereinigten Bergſtröme und boten den haushoch anbringenden Wellen des Meeres Trotz, welche mit toſender Gewalt aus ihrem Schooße nach dem Lande zutobten, und ein Kampf auf Leben und Tod um den ſchmalen Beſitz des Erdreiches, auf welchem ſie ihren verheerenden Waſſerkrieg eröffnet, wurde mit wechſelndem Glück von den Mächten der reißenden Gebirgswäſſer gegen die Meereskoloſſe geführt. Doch umſonſt war ihr Kampf, der Rieſe verſchlang und begrub ſie in ſeinen Schooß, und herrſchte in kurzer Zeit darauf als unbezwingbarer Tyrann in dem tiefen Waſſerreiche fort, indem er mit ſeiner wogenden Sprache noch lange nachher dem Lande verkündete, daß nur er allein der Beherrſcher aller Gewäſſer und jedes einzelne ihm zinsbar und verpflichtet ſei.

Es war unmöglich, nachdem alle Fußſteige verſpült und ſich zu tiefen Waſſerbetten gebildet hatten, ſogleich, nachdem das Wetter ſich gelegt, abzureiſen. Eine empfindliche Kälte trat ein und wir erwarteten den nächſten Tag. Er war heiter und eine milde Luft umwehte die Gegend. Wir traten daher den gefahrvollen Weg abwärts nach dem Iſthmus an, der den Berg Athos mit dem Feſtlande verbindet. Hier ward uns eine freudigere Ueberraſchung, die Natur ſchien hier einen ewigen Frühling zu feiern. Kühe weideten auf den Triften, auf dem Felde arbeiteten ſingend die albaneſiſchen Weiber in ihren kleinen ſcharlachrothen Tuchmützen, die mit einer Menge winziger, ſchuppenartig aneinander gereihter Medaillen behangen ſind, übrigens barfuß und den Säugling in einer Art Sack auf den Rücken gebunden. Die Medaillen ſind meiſtens antik und ſehr koſtbar, und heirathet ein Mädchen, ſo beeilt ſich jeder Nachbar, ſeinen Theil zu dieſem Kopfputz beizutragen, und mit je mehr Stücken das Käppchen beladen iſt, um ſo mehr thut ſich die junge Frau darauf zu Gute. Auch die Bergbewohnerinnen von dem Feſtlande tragen dieſen Schmuck, doch fällt er dort ärmer als hier aus. — Wir betraten, obgleich die Witterung rauh und regneriſch war, dennoch den Athos, um nach dem Kloſter Vatopaidia zu gelangen, in welchem Yatrakos einen Verwandten hatte, der zu den dortigen Mönchen gehörte.

Je weiter wir auf den Iſthmus hinaufkamen, deſto rauher wurde das Klima und zeigte hie und da Schneeflocken. Endlich gelangten wir zu dem faſt verfallenen Kloſter St. Baſil, welches mehr einer alten Ruine gleicht, denn einem Wohnſitz von Mönchen. Erfroren und ermüdet nahmen uns ſechs Kaluger auf, in deren Blicken die höchſte Dürftigkeit zu leſen war, und ſie ſahen uns groß an, als wir etwas zu unſerer Erquickung forderten. Dennoch brachten ſie einige Feigen und Oliven in Oel herbei und bedauerten, nicht mehr geben zu können, da ſie nur von der Mildthätigkeit der Einwohner vom Iſthmus leben müßten. Da es noch hoch am Tage war, ſo ſchlugen wir den Weg durch Weingärten, Orangen- und Citronenhaine ein, deren gelblichte Blätter die Erde bedeckten, und kamen bei der großen Stiftung Chiliantari vorbei, die gar ſeltſam gegen das ärmliche Kloſter St. Baſil abſtach, denn hier zeigte ſich überall Acker- und Weinbau, und Reichthum war allenthalben ſichtbar. Nachdem wir mehrere Stunden durch gartengleiche aber faſt blätterloſe Anlagen fortgegangen, neigte ſich die Sonne, und wir erſtiegen nun in einem dichten Haine von Orangen und Oliven einen ziemlich hohen Berg, von wo aus uns das Kloſter Vatopaidia mit ſeinen Thürmen, gleich einem alten Ritterſchloſſe, entgegenſah. Ein eiſenbeſchlagenes Thor ſtarrte uns an und ſperrte den finſtern Zugang, den noch obendrein einige Stücke Geſchütz vertheidigen. — In dieſer Veſte wohnen wohl einige hundert Mönche und Laienbrüder, welche letztere das Land bebauen. Sie leben von Wallfahrern und von Einſammlungen, die für ihr Stift in der Moldau, Wallachei und in Rußland ſtattfinden. — Nachdem wir das Kloſter betreten und dort verlangt hatten, daß wir dem Prior vorgeſtellt würden, trat uns in dem äußeren Gang Kallinikus entgegen, und wir wurden hiedurch gar freudig überraſcht.

„Datrakos hat Recht gethan,“ ſagte er, „dich hieher zu bringen; hier biſt du ſicher und kannſt die Zeit abwarten, dich nach deinem Vaterlande einzuſchiffen.“

„Und Madon?“ fragte ich.

„Sie iſt in Sicherheit, und der Gefahr, die über unſeren Häuptern in Orfan ſchwebte, ſind wir beide glücklich entronnen. Tretet ein und pflegt der Ruhe.“

Ein rieſiger Saal empfing uns, in welchem eine Menge Mönche hin und her ſpazierten, theils Gebete murmelnd, theils im Buche leſend, theils ſich ſtill unterhaltend. Nachdem wir uns durch die Geiſtlichen hindurchgedrängt hatten, die uns neugierig betrachteten, führte uns Kallinikus über mehrere dunkle Treppen in die höheren Zimmer oder Zellen und über einen langen Gang weg in eine Art von großem Erkerzimmer, welches mit ſchwarzem Holz ausgetäfelt und mit allerhand Schnitzereien aus der bibliſchen Geſchichte rings an den Wänden ausgeſchmückt war, welche Bildnereien demſelben ein eigenthümlich ernſthaftes Ausſehen verliehen. Dort ſtellte uns Kallinikus einem alten Geiſtlichen mit langem weißem Barte vor, welcher uns freundlich willkommen hieß. Es war dieſer Greis ein aus Saros von den Türken verwieſener Biſchof, welcher durch freimüthige Reden den Zorn der Barbaren gereizt hatte.

„Seid mir, ihr Söhne unſerer unglücklichen Hellas, willkommen in der Freiſtatt der Bedrängten!“ ſprach er freundlich zu uns. „Ihr habt manches erfahren, was euch reif gemacht hat für die blutige Ernte, die ihr nun bald beginnen werdet. Das Volk ſeufzt unter der unerträglichen Laſt und Verfolgung unſerer Unterdrücker. Täglich kommen Flüchtlinge aus dem Peloponnes und aus der Gegend von Albanien, wo die türkiſche Armee, gegen Ali geſendet, unſere Brüder mordet und ihre Dörfer und Wohnungen in Aſche legt. Bald wird ſie die Rache des Himmels treffen.“

Ein Laienbruder brachte Fiſche, Eier und Oel und lud uns zum Abendeſſen ein. Wir ſetzten uns mit dem Biſchof und Kallinikus zu Tiſche.

„Ihr müßt vorlieb nehmen,“ begann darauf der Biſchof wieder, „der Orden iſt ſtreng und erlaubt uns nur dreimal in der Woche von dieſer Speiſe zu eſſen; die übrigen Tage leben wir von Vegetabilien. Doch ſollt ihr von morgen an beſſer bewirthet werden.“

Wir genoſſen; doch da unſere Mahlzeit bald geendet, traten wir an das Fenſter des Erkers, von wo aus wir die Bucht, wo gelandet wird, überſehen konnten. Das Kloſter ſelbſt war unregelmäßig gebaut und lag auf einer ſteilen Höhe. Weiter unten ſah aus Myrthen- und Orangenhainen das Kloſter Pantokrator heraus, welches auf einem aus der tiefen Bucht ſich erhebenden Felſen liegt. Seine Umgebung hatte noch einiges Grün erhalten und ſchien mehr einer Gegend Italiens anzugehören, als des Orients. „Denn wenn nun,“ ſo bedeutete der Biſchof, „das junge Grün im wiederkehrenden Frühlinge ſich zeigt, da durchtönen Nachtigallenlieder und allerlei Vögelgeſänge melodiſch den Hain, und man glaubt ſich in ein wahres Zauberland verſetzt. Dort auch liegt der Kaiſer Alexius Komnenos, der Stifter jenes Kloſters, begraben, und heilig bewahren die Mönche die von der Hand ihres Wohlthäters geſchriebenen vier Evangelien auf.“

Ein Laienbruder trat jetzt ein und wies uns eine Zelle an; Kallinikus begleitete uns, nachdem wir Abſchied von dem greiſen Biſchof genommen. Umſonſt war meine abermalige Frage an denſelben, mir doch Auskunft über Madon zu geben. „Du wirſt ſie wiederſehen; habe Geduld!“

Eine enge Klauſe mit einem kleinen Fenſter empfing uns, durch welches wir kaum den Kopf hindurchzwängen konnten, um noch einmal nach der Höhe umzuſehen. Allein der Verſuch war vergebens; wir ſahen in einen düſtern Hof, welcher mit ein Paar Bäumen beſetzt war. In der Mitte derſelben ſtand eine Büſte des heiligen Stephans. Sie erinnerte mich an den ſchmählich hingemordeten Vater von Madon, und meine Sehnſucht löſte ſich in Thränen auf, die meinen Augen entquollen. Dann aber gedachte ich der Worte der Alten von dem Berge Ocha, faßte Muth und Standhaftigkeit und gab mir ſelbſt das Verſprechen, eine Gluth aus dem Herzen zu ſchlagen, die mein junges Lebensglück zu untergraben drohte. Yatrakos mahnte zur Ruhe. Ein Binſenlager empfing uns; doch die empfindliche Kälte, die in dieſen dicken Mauern herrſchte, ließ mich kaum ſchlafen.

Aus zerriſſenen Wolken leuchtete der Mond durch das kleine Fenſter und fand mich noch lange wach.

Ich konnte nicht mehr aushalten auf dem harten Lager; weg von der Seite Yatrakos ſtahl ich mich, öffnete die Thüre, um noch einmal über den Gang nach dem Erkerſaal zu gelangen, und von dort aus in den Hafen, wo ſoviel Anziehendes für meine ſehnſüchtigen Wünſche lag, zu blicken. Leiſe ſchlich ich durch den Corridor und glaubte der Thüre des Saales nahe zu ſein, als mir aus einer näheren Ferne jene Barkerole, welche ich zuerſt bei Stephanos und bei ſeinem Gaſtmahl von dem griechiſchen Mädchen gehört und welche auch Madon geſungen hatte, in die Ohren tönte. Ein freudiger Schreck lähmte meine Glieder. Ich horchte und horchte wieder und konnte nicht genug hören. Da verſtummte das Lied, und wie durch einen ehernen Riegel von dem Geſang getrennt, vermochte ich nicht den Ort zu unterſcheiden, von welchem her die Töne mich ſo ſchmerzlich berührt hatten. Wie angefeſſelt horchte ich weiter, doch vergeblich, und ich ſtand eben im Begriff, jetzt traurig und im langſamen Schritte nach meiner Zelle zu gehen, als ſich mir in der Tiefe des langen Corridors zwei entfernte weiße Punkte zeigten, welche nach und nach ſich höher geſtalteten und näher auf mich zukamen. Leiſe, gleich ätheriſchen Weſen, ſchwebten ſie daher und flüſterten wie das Rauſchen in dem Laube. Ich drückte mich in eine

Ecke, ſie kamen an mir vorbei und verſchwanden in dem Erkerſaal. Mein Herz pochte in feurigen Schlägen, denn ich hatte Madon erkannt, obgleich ihre Begleiterin mir fremd war. Nicht lange lauſchte ich nach dem Saale, als abermals ein griechiſches Lied in klagenden, doch leiſen Tönen erklang und nach der Gegend der Bucht hin ertönte. Es war Madon, es war ihre Stimme! Kein Gott hätte mich jetzt abgehalten, in den Saal zu dringen, und noch ehe ihr vor Erſtaunen Stimme und Geſang ſtockte, lag ich zu ihren Füßen.

Ein Schrei des Entſetzens entfuhr der Jungfrau; ſie wollte fliehen, allein zu ſpät, ich klammerte mich feſt an ihr Kleid.

„Sprich jetzt mein Urtheil, Madon, laß mich ſterben; aber laß mich nur den ſüßen Tod erleiden, vor dir im Staube und zu deinen Füßen ausathmen zu dürfen!“

„Gott! Cyrill! mein Cyrill,“ rief ſie mit liebehauchender Stimme, und ein Meer von Wonne durchfluthete mein gepreßtes Herz; die Nacht wurde mir zum Tage, gleich einem Verzückten ſog ich aus ihrem Augenſtern, der glänzend im Licht des Mondes auf mir ruhte, einen ſüßen Troſt für die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Sanft hob ſie mich auf, und wir lagen einander in den Armen, uns glühend umfaſſend und alles vergeſſend, was wir erduldet.

„Was ſind Grundſätze, was ſind Pläne, wenn die Liebe ſpricht?“ ſeufzte endlich Madon, „ich bin überwunden, doch nenne ich mich darum nicht ſchwach, weil ich mein Gelübde brach; noch ſtehen die Entwürfe mit glühenden Ziffern in meine Zukunft geſchrieben, doch das Weib vermochte ich nicht abzulegen. Noch einmal, Cyrill, du biſt mir eine zweite Seele! aber frage nicht eher nach mir, als bis unſer Vaterland frei und unſer beider Sendung erfüllt iſt.“

„Laß mich doch Muth zu ſolchen Entſchlüſſen aus deinen blauen Augen ſaugen; wo nähme ich Begeiſterung her, mein Blut und Leben dem Vaterlande zu opfern, wenn du mir deinen Blick entziehſt! Weißt du denn nicht, daß nur aus der Liebe der wahre Enthuſiasmus für alles Große und Schöne, ja für das Höchſte emporſteigt, und du, Grauſame, willſt mich verſtoßen und fern von dir wiſſen?“

„Ja, Cyrill! noch einmal, frage nicht, ſondern füge dich meinem Willen; wir müſſen getrennt leben, bis uns ein verändertes Schickſal vereint. Laſſe dir genügen, daß ich dich liebe und ewig lieben werde. Nichts aber wird meinen Entſchluß ändern.“

„Und ſo iſt es Pflicht der griechiſchen Jungfrau!“ tönte eine männliche Stimme dicht in der Nähe, und Kallinikus ſtand neben uns. „Daß du dein Herz nicht beherrſchen kannſt, Cyrill, ſei dir verziehen,“ fuhr er fort; „doch nur der Sieger über die Feinde erhält dieſe Hand, oder der Tod vermählt ihn mit ihr auf dem Schlachtfelde. Auf beides mache dich gefaßt!“

„Ich bin bereit zu ſterben, noch in dieſer Stunde, doch an ihrer Seite für ſie, für mein Vaterland; nur trennt mich nicht mehr von ihr. Sclave, ja ihr Sclave will ich ſein, nur gönnt mir ihre Nähe und ihren Blick.“

„Es darf nicht ſein. Mäßige deine Leidenſchaft; oder hätteſt du die Warnung der Alten vom Ocha ſchon vergeſſen?“

Zentnerſchwer fiel dieſe Mahnung auf mein Gewiſſen; ich reichte traurig Madon die Hand und ſagte ihr Lebewohl! Doch konnte ich nicht von dem Ort kommen, in meine Füße ſenkte ſich Blei, und ein Thränenſtrom floß aus meinen Augen.

Noch einmal ſtürzte Madon auf mich zu, unſere Thränen vermiſchten ſich, und ein glühend heißer Kuß beſiegelte noch einmal den Bund, der über den Sternen geſchloſſen ſchien, und beſeligte mich.

Kallinikus führte die beiden Jungfrauen fort, und ich blieb, einem Träumenden gleich, ſtehen. Dann raffte ich mich auf, ſuchte meine Zelle, mein rauhes Lager empfing mich, mildere Gefühle traten nach den vergoſſenen Zähren ein, und eine himmliſche Ruhe, gleichſam die der unvermeidlichen Entſagung, ſenkte ſich auf mich nieder. Meine Augen ſchloſſen ſich und ich entſchlief. Der Tag war bereits hoch, als ich wieder erwachte, und Jatrakos nicht mehr bei mir. Ich erhob mich, ſuchte den Erkerſaal; er war leer, wie ausgeſtorben, Niemand ließ ſich ſehen, nicht einmal ein Mönch; doch tönte aus der Ferne der Kloſtergeſang der Brüder wie das Gekrächze der Raben auf dem Hochgerichte; — wie verſchieden von dem, der mich dieſe Nacht zum Leben erweckt hatte! dieſer ſchien mein Grabgeſang und mich zur ewigen Ruhe einſingen zu wollen. Da ſtand ich nun auf derſelben Stelle, wie dieſe Nacht, doch traurig allein, und ich verſank in Träumereien. Endlich öffnete ſich die Thüre; der Biſchof trat in ſeinem Kirchenornat ein, kam auf mich zu, legte die Hände auf mich und ſprach: „Standhaft, mein Sohn! dort oben blüht die Märtyrerkrone!"

Dieſer Troſt ſchien mir im Augenblick ſehr untröſtlich; doch fragte ich ſogleich nach Kallinikus.

„Sie ſind heute früh alle mit Jatrakos abgereiſt und trugen mir Grüße für dich auf."

„Fort? und auch Yatrakos?“

„Und auch Yatrakos!“

Ein neuer Schmerz ſuchte mich heim; doch faßte ich mich und überlegte nun ſelbſt, was jetzt zu beginnen ſei. Wohin ſie gegangen, fragte ich nun nicht weiter; denn ich kannte jetzt nur ein Ziel, es war das der Heimath, und ſogleich wandte ich mich an den Biſchof, ob ich wohl in dem Hafen ein Schiff nach Negropont treffen könne.

„Bleibe du nur ruhig noch hier: die Gelegenheit nach Negropont wird dir verſchafft, ſobald die Zeit da iſt, wo du ſicher dorthin gelangen kannſt,“ ſprach der Prieſter entſchieden zu mir.

Doch alle dieſe geheimnißvollen Wendungen leuchteten mir nicht ein und gefielen mir nicht. Ich wollte ſelbſtändig handeln, und blieb nun zwar den übrigen Tag noch in dem Kloſter, doch als der nächſte Morgen graute, trat ich mit der erſten Dämmerung aus den düſteren Hallen, ſchlug den Weg nach Pantakrator ein, trat auch hier in die Hallen der Mönche und ſetzte meinen Weg durch dieſe äußerſt romantiſche Gegend nach dem Kloſter Sta. Laura fort. Die Nacht übereilte mich und ich mußte in einer der vielen Einſiedeleien bleiben, welche an dem Berge zerſtreut liegen.

Mit dem Frühroth führte mich der Eremit einen waldigen Fußſteig abwärts und bezeichnete mir eine andere Einſiedelei, wo ich, im Falle ich Schutz brauche, einkehren und verbleiben könne, bis ich Gelegenheit fände, über das Meer nach Negropont zu kommen.

Zwiſchen hohen Felſen, welche ein kleines reizendes Thal bildeten, ſah ich die bezeichnete Einſiedelei des nächſten Waldbruders liegen. Ein rauſchendes Bergwaſſer bewäſſerte und befruchtete dieſe kleine abgeſchiedene Welt. Vor der aus Felsſteinen und Raſen erbauten Klauſe lag ein friedliches Gärtchen, in welchem noch einige Herbſtblumen blühten. Eine mildere Luft als höher auf den Bergen wehte hier und der Frieden Gottes ſchwebte über dem kleinen Paradieſe. Noch ſtand ich auf dem Felſen, von dem ich die Einſiedelei und ihre Anlagen überſehen konnte; an meiner Seite führte der enge, ſteinigte Fußſteig zwiſchen zwei ſteilen Felſenwänden hindurch nach der Ebene. Das Ganze war durch Steingruppen, auf denen große Myrthen und Alkermeseichen ſtanden, theilweiſe beſchattet und in der Tiefe ſtanden einzelne Orangenbäume und Portulackgebüſche, deren Früchte an ſchlanken Stengeln und umbuſcht von glänzenden Blättern, dem Ganzen ein wahrhaft prachtvolles Anſehen gaben. Den Boden durchſchlängelte ein Gießbach, an deſſen Rande das

Weidenröslein und ein Paar hohe Fichten, zwiſchen herabgerollten Marmorblöcken hervorgewachſen, ſichtbar waren.

Lange hatte ich auf dem Felſen geſtanden, als der Einſiedler aus der Hütte an der Hand eines Mannes trat, der mir ſogleich in der Entfernung bekannt vorkam; doch wer beſchreibt meine Ueberraſchung, als ich in beiden Männern Pater Gregorias und Seppa erkannte. Jetzt traf auch ihr Blick mich, der ich noch auf der Höhe ſtand und hinunter ſchaute, und ihr freudiger Ausruf: Cyrill! tönte mir vom vielſtimmigen Echo der Berge wiederholt entgegen. Raſch ſtürzte ich durch den engen Weg hinunter und lag beiden in den Armen.

Was hatte ich zu erzählen, was hatten beide mir mitzutheilen!

Seppa war mit dem hydriotiſchen Schiffe nach dem Hafen von Monte ſanto gekommen, in welchem daſſelbe wegen widriger Winde noch verweilte. Pater Gregorias, der das Kloſter wegen Unruhen, die auf Negropont ſchon bereits hie und da ausgebrochen, verlaſſen und ſich hieher flüchten müſſen, hatte ſich als Einſiedler auf den Berg Athos zurückgezogen und vor kurzer Zeit Seppa an der Küſte gefunden. Nur dem von den Brüdern in Conſtantinopel fälſchlich ausgefertigten Firman verdankte das Schiff ſeine Sicherheit und daß es nicht unterſucht worden war.

Tage der höchſten Wonne vergingen uns jetzt in dem einſamen Aufenthaltsorte, denn wir mußten die Zeit abwarten, wo wir von Monte ſanto auslaufen konnten. Doch als nun endlich die Nordſtürme nachließen, da ſtiegen wir an einem Januartag des Jahres 1820 nach dem Hafen herab, ich traf den Capitain und Janny noch, die mich mit herzlicher Freude umarmten, und bald lag der Berg Athos mit all' ſeinen Klöſtern, mit all' ſeinen Einſiedeleien hinter uns.

Unſer Schiff durchſchnitt mit emſigem Fleiße die Wogen und ſchon am dritten Tage unſerer Reiſe tauchte die Küſte von Negropont am Horizonte auf.

Still umarmte ich Seppa als wir die Küſte der Heimath erblickten, er wußte wohl was meine Seele berührte, und die heimathliche Luft, wiewohl mit Schmerzensgefühlen aller Arten vermengt, hob freudig meine Bruſt.

Eine kleine Stunde von dem Cap Kili liegt das Städtchen Kumi auf einer maleriſchen Anhöhe erbaut, welches mit ſeinen ſchönen niedlichen Häuſern dem Reiſenden, der nach jener Gegend zuſteuert, ſchon von weitem entgegen leuchtet. Es war dies der erſte Ort meines Vaterlandes, welcher mich aus weiter Ferne begrüßte.

„Dort Cyrill," ſprach der Schiffscapitain, „iſt das Ziel unſerer Reiſe. An der nordöſtlichen Seite des Caps Kili befindet ſich eine Rhede, auf welcher wir Anker werfen und von unſeren Freunden erwartet werden, die wohl ſchon lange auf uns gehofft haben. Auch iſt während des Winters die Rhede nicht von den mißtrauiſchen Türken bewacht, da ſelten ein Schiff hier anlangt, und wir werden daher um deſto leichter unſere Ladung ausſchiffen können."

Von Stunde zu Stunde traten nun die Gegenſtände an der öſtlichen Küſte der Inſel uns entgegen, und noch einmal durchlebte ich meine Jugendzeit. Aller Kummer, alle Sorgen waren vergeſſen, und nur in der Gegenwart ſchwelgte ich. — Der Mittag war gekommen, und wir kreuzten längs der Inſel hin und her, den Abend erwartend, wo wir bei dem Cap Kili vorbei in die Bucht eintreten könnten.

Die Berge mit ihren fruchtbaren Ebenen und anmuthigen Hügeln woren gebleicht; auf vielen Kuppen des Dirphis von Metochi und von Miſtos hinauf lag Schnee und ſendete ſeinen Glanz auf die bereits vergelbten und verſchrumpften Blätter der Bäume und Geſträuche, welche der herüber pfeifende Nordwind über die Ebenen und Wellungen nach uns her jagte. Dennoch war es ein ſchönes Bild und verminderte die erwachte Liebe zu dem theuren Vaterlande keineswegs, denn die Hoffnung des wiederkehrenden Frühlings ſprach aus der abgeſtorbenen Gegend.

Nun waren wir in der Bucht, und da unſer Schiff die türkiſche Flagge aufgezogen, ſo bekümmerte ſich Niemand um uns, nur einige Geſtalten waren auf der Höhe von Kumi zu ſehen. Die Anker fielen jetzt in den faſt ſeichten Grund und wir lagen auf der Rhede. Doch bald bemerkten wir aus der Gegend mehrere Einwohner kommen, welche ſich vorſichtig nach uns umſahen und in den an der Küſte zerſtreut liegenden Fiſcherhütten wieder verſchwanden. Der Capitain ſetzte endlich an das Land und kam nach kurzer Zeit mit einigen Griechen zu uns auf das Schiff. Doch als die Nacht eingetreten, ſammelten ſich immer mehr und mehr Geſtalten an dem Ufer und man fing an, das Schiff zu entladen, wozu wir alle behülflich waren. Ich ſelbſt ging jetzt an das Land um die mitgebrachten Gewehre in die Fiſcherhütten zu bringen, und war nicht wenig erſtaunt, dort mehrere Bewohner unſerer Berge und ehemalige Vorſteher zu finden, welche mich mit warmer Herzlichkeit empfingen. Nachdem faſt bis zum anbrechenden Morgen die Ausladung erfolgt war, ging das Schiff abermals unter Segel und mit der aufgehenden Sonne war es auf der Höhe des Meeres und ſegelte unter engliſcher Flagge. Eine nicht geringe Anzahl Griechen blieben in den Fiſcherhütten den Tag über verſteckt und bewachten die ausgeſchifften Waffen. Ich ſelbſt aber ſtieg mit einigen griechiſchen Fiſchern nach Kumi hinauf, um vielleicht Bekannte zu treffen; Seppa und Jany waren auf dem Schiffe geblieben. Dort angelangt brachten mich die Schiffer zu einem reichen Kaufmann, Ariſtolos, welcher mehrere Schiffe auf dem aegäiſchen Meere hatte und der mir von dem Capitain als augenblicklicher Stützpunkt, bis ich die Reiſe in die Gebirge zu meinem Vater antreten könne, empfohlen war. Der Mann empfing mich mit vieler Freundlichkeit; allein es lag etwas in ſeiner Miene, was mich zurückſtieß und die Freude, den heimiſchen Boden wiedergefunden zu haben, herabſtimmte. Dennoch erwiederte ich ſeine Artigkeit und gab Red' und Antwort auf ſeine Fragen. Als er mich aber fragte, ob das Schiff, mit dem ich gekommen ſei, Gewehre und Munition geladen hatte, da rieſelte ein leiſer Schauer durch mein Inneres und ich gab zur Antwort, daß ich mich um die Ladung des Capitains nicht gekümmert habe.

„Wirklich nicht?“ fragte er lakoniſch und ſeine kleinen Augen ſchienen mich durchbohren zu wollen. Mir wurde bei dem vornehmen Manne unheimlich und ich beſchloß wieder nach der Rhede zurückzukehren, um ſobald das Schiff abermals gelandet ſei, dem Capitain Nachricht zu geben, daß ich den Kaufmann für einen Verräther halte.

Noch mehr wurde aber mein Verdacht vermehrt, als kurz darauf ein vornehmer Türke aus Rumi eintraf und den Hausherrn vornehm begrüßte, worauf dieſer ſich unterthänig verneigte und überaus ſclaviſch benahm. Er ſtellte mich demſelben als einen Negroponter vor, der eben aus Conſtantinopel zurückkehre, wo er als Kaufmann ſeine Lehrjahre vollbracht.

G[illegible]nſend betrachtete mich der Türke, nickte mit dem Kopfe und wandte ſich verſchiedene Male nach mir um. Mein Blut kochte über die Anmaßung, doch ſtahl ich mich, nachdem ſich Ariſtolos in ein zweites Zimmer begeben, aus dem Hauſe fort und ſchlug den Weg nach der Rhede ein. Unterwegs begegneten mir die Schiffer, die ſich über meine ſchnelle Zurückkunft wunderten.

„Freunde, wir ſind unter Verräthern,“ redete ich ſie an, „laßt uns ſchnell an das Ufer eilen und dem Capitain Nachricht davon ertheilen.“

„Das iſt nicht nöthig,“ ſprach ein älterer Fiſcher, „jener Grieche iſt der Aufſeher auf unſrer Rhede. Um ihn abzuhalten, nach der Küſte zu kommen, haben wir dich dorthin gebracht, jetzt ſind die Waffen ſchon in Sicherheit und er wird nichts finden. Er hält es mit den Türken, die jetzt ihre Wachſamkeit gegen unſer Volk verdoppeln; dafür wird er zuerſt den Tod erleiden. Deine Sicherheit ſelbſt iſt jetzt gefährdet, darum trauten wir dir ſoviel Einſicht zu, dich ſobald als möglich zu entfernen und auf deine Rettung bedacht zu ſein. Das Uebrige werden wir beſorgen. Schlage den Weg durch dieſe Ebene hier ein; ſie führt eine Stunde nordöſtlich von Kumi nach einem dem Erlöſer geweihten Kloſter am Fuß eines ſteilen Berges, auf welchem die Trümmer einer alten Burg ſtehen. Dort triffſt du deine Freunde, die dich auf dem Schiffe begleitet, und Landsleute, die du treuer finden wirſt als Ariſtolos."

Ich konnte mich kaum trennen von den biedern Leuten; dennoch war mir meine Sicherheit, nachdem ich den Heimathsboden wieder betreten, vor allem wichtig, und ich ſchlug den bezeichneten Weg ein. Durch eine wildromantiſche, menſchenleere Gegend führte er mich aufwärts und je näher ich den Bergen kam, deſto freier ſchlug mein Herz. Jetzt hatte ich einen ebenen Pfad erreicht, und bald ſahen unter Kaſtanienbäumen, Platanen und Fichten verſteckt, die alten Trümmer der Burg hervor. Ich betrat ſie mit einiger

Scheu, doch als ich mich jetzt durch die alten Mauern, welche ein betretener Weg durchſchnitt, und durch Geſträuche gewunden hatte, da lag das Kloſter auf einem hohen Felſenvorſprung unter mir. Ich kletterte abwärts und befand mich in den Kloſteranlagen. Zu meiner Linken ſtrebte der Felſen in die Höhe, auf dem die alte Burg ſtand, die ſich rückwärts an hohe Fichtenwaldung lehnte. An ſeiner Seite hin waren breite, betretene Wege, die ich in Augenſchein zu nehmen nicht widerſtehen konnte. Bald führte mich einer derſelben an ein verfallenes Geſtein, das Strauchwerk bedeckte. Dort angelangt hörte ich Stimmen aus dem Inneren des Felſens heraus ertönen. Ich horchte, konnte aber wegen der Tiefe nichts verſtehen. Endlich wollte ich die Sträuche zurückbiegen, als ich mich auf die Achſel geklopft fühlte. Erſchrocken ſah ich um, und ein Kloſterbruder ſtand vor mir.

„Wer biſt du?“ fragte er mit ernſtem Tone, „der du dich hieher verirrt?“

„Ich bin Grieche und denke, daß wir uns kennen,“ war meine Antwort.

„So biſt du Cyrill, der mit dem Hydrioten gekommen?“

„Ja!“

Alsbald faßte mich der Mönch freundlich am

Arme und führte mich durch die labyrinthiſchen Gänge nach dem Vorhofe des Kloſters. Die Pforte ſchloß ſich hinter uns. Durch die weiten Hallen ertönten einſam wie in einer Grabeshalle unſre Tritte. Jetzt bei einer großen, mit Eiſen beſchlagenen Thüre angelangt, klopfte derſelbe und ſie öffnete ſich nach einem langen Saal, in welchem ſich Mönche und Krieger in bunter Menge herumtrieben. Seppa und Jany kamen mir entgegen und bewillkommten mich. Jetzt drängte ſich Alles um mich, und ich erkannte die Bergbewohner vom Ocha und Dirphis wieder, deren Anführer ich hier verſammelt fand. Sogleich theilte ich meine gegründeten Vermuthungen und die Nachrichten der Schiffer über Ariſtolos mit und es wurde zu dem Ende ein ſicherer, verſchmitzter Bergbewohner nach der Rhede von Kumi ſofort abgeſendet, der alles überwachen ſollte. Seppa ſagte mir alsdann, daß in der Ruine hinter dem Kloſter die Waffen verſteckt lägen und daß der Capitain heute Nacht oberhalb des Kloſters, in einer ſichern Bucht, in welcher er ſelbſt und Jany ausgeſtiegen ſeien, die übrigen Vorräthe ausſchiffen werde.

Mehrere Tage mußte ich ungeduldig in dem Kloſter hinbringen, welches der Sammelplatz aller Verſchwornen der Inſel war; doch am dritten Tage endlich traten wir unter rauher Witterung den beſchwerlichen Marſch nach den Höhen in Geſellſchaft von mehr als zwanzig Bergbewohnern an. Wir hatten faſt den ganzen Tag hindurch zu ſteigen und dunkle Wälder zu durchwandern, in deren hohen, weiten Aeſten der Nordſturm heulte. Der Schnee und das aus ihm gefloſſene kalte Waſſer durchnäßte uns tüchtig. Ich war in dem milden Klima von Conſtantinopel verweichlicht worden und verſpürte dieſes Unwetter bald empfindlich, während die ſtarken Söhne der Berge und Wälder munter einherſchritten und jedem Elemente trotzten.

Der anſtrengende Marſch über Felſen, zwiſchen und neben Abgründen, durch unwegſame Wälder und gefährliche Steinklippen war zurückgelegt; wir traten aus waldiger Gegend auf ein breites Plateau, worauf ein kleines Dörfchen von etwa zwanzig Häuſern gleich einem Adlerneſte lag. Rings um den Felſen war dichtes Gehölz, das ſich nach den Höhen hin erſtreckte, von welchen waſſerreiche Quellen in die Tiefe niederſtrömten. In einer dunklen Felſenwand war eine Kapelle angebracht, an der wir vorbei mußten. Meine Gefährten traten mit mir ein und ich verrichtete nach langer Zeit wieder zum erſtenmale mein Gebet auf den freien Bergen meines Vaterlandes. Noch nie war ich ſo andächtig geweſen. Dann traten wir, faſt in Nebel gehüllt, in das Dörfchen ein. Unſere Führer ſchienen bekannte Freunde, überall bewillkommt und freundlich empfangen. Einer der Krieger verfügte ſich in ein etwas größeres Haus. Ein Greis mit ſchneeweißem Barte erhob ſich darin und kam ihm zitternd vor Altersſchwäche entgegen. Es war der nämliche, den ich in dem Heerlager des Diamanty geſehen. Der Krieger brachte ihm Kunde von dem Kloſter, betend faltete er nun die Hände und murmelte leiſe Worte vor ſich hin. „Der Tag der Rache kommt näher und näher,“ ſprach er dann mit erhobener Stimme, „ihr Söhne des Vaterlandes rächt unſere Schande, die wir ſo lange ertrugen. Seid mir willkommen und tretet Alle ein.“

Obgleich das Zimmer nicht ſehr groß war, ſo ſuchten wir dennoch in dem Raume Platz zu gewinnen und drängten uns um das flammende Feuer, welches in der Ecke auf einem Heerde brannte. Zwei farbige Knaben brachten Früchte und rothen Wein, welcher dort häufig an den unteren Lehnen des Geſtades wächſt. Dann aber befahl der Greis den beiden eine Ziege zu ſchlachten und ſie für uns zu bereiten. Alles war ſo patriarchaliſch eingerichtet, daß es an die alten Zeiten des Morgenlandes mahnte. Mehrere Einwohner verſammelten ſich um das Haus und betrachteten uns mit Antheil und geheimer Freude.

In Wechſelgeſprächen, aus welchen die Zukunft in den roſigen Farben der wiedererworbenen Freiheit Griechenlands hervorleuchtete, verging der Abend. Kein Späher, kein überläſtiger Lauſcher ſtörte den friedlichen Kreis vereinter Patrioten, bis wir, um den Heerd herumgelagert, einſchliefen, ohne von Gefahren umlauert oder Verräthern Preis gegeben zu ſein.

Mit dem Anbrechen des Tages rückten wir aus. Die Wege wurden beſchwerlicher, je näher wir der Bergebene kamen, auf welcher hin die Dörfer und die freien Gemeinden lagen, in deren einer ich geboren war. Da traten die erſten kleinen Gehöfte aus den Waldungen hervor und als die Einwohner ihre bekannten Freunde erblickten — da erſcholl Siegesgeſchrei und alſobald ſtimmte unſere kleine Schaar den dort vielbekannten Freiheitsgeſang von Rhigas an:

Kommt zum Bunde, Hellas' Männer,
Der Gefahr vertraute Kenner!
Auf! euch ruft das Vaterland.
Bei'm Trompetenſchall der Freiheit
Hat ſich jedes Herz gewandt!

Die Schwerter zücken wir,
Zum Streit ausrücken wir;
In Strömen, ha! zu unſern Füßen
Ström' hin der Feinde Blut! —

Männer, Greiſe, Weiber und Kinder umgaben uns, aber vor allen erblickte mich jener Krieger, welcher mich aus der Heimath nach der Küſte gebracht und dem ich von meinem Vater übergeben worden war. Er umarmte mich herzlich und ſagte, wie er ſchon lange Nachricht habe, daß ich mit meinem Lehrherrn verſchwunden ſei und mich auf dem Wege hieher befinde. „Ich habe dich damals deinem Vaterlande entführt,“ fuhr er fort, „nun will ich dich demſelben in einer andern Geſtalt, zum Jüngling und Manne gereift, wiedergeben.“ Hierauf rief er die Umſtehenden herbei und ſtellte mich ihnen als den freigeborenen Sohn von Hellas vor, als den Sohn des Primaten Chriſtophoros, eines der letzten Edlen dieſes Landes. Nun war ich bekannt und alles reichte mir die Hand.

Aber wie kriegeriſch ſah es in den ſonſt friedlichen Hütten aus. Waffen, Munitionen aller Art waren in den Häuſern angehäuft, das ganze Dorf glich einem Feldlager. Mehrere Krieger blieben hier bei ihren Familien zurück. Ich aber trat in Geſellſchaft Seppa's, Jany's und des Capitains den Weg nach der Höhe des Bergrückens weiter an. Mit jeder Stunde, die wir zurückgelegt, pochte mein Herz freudiger, allein der Tag ſchied und wir mußten der kalten Stürme wegen, die über dieſe Höhen fuhren und uns eiſig anwehten, nochmals in einer einſamen Hütte mit unſerem Führer bleiben. Der folgende Tag brachte Schnee in Menge, die Wege wurden zugeſchneit, doch ſicher führte uns der Negroponter durch die Wälder und Schluchten. Faſt zum Tode ermattet, mußte ich nochmals in einem wohlgeordneten, von Waldung eingeſchloſſenen Gütchen einkehren. Der Mann und Beſitzer ſaß unter ſeiner Familie und war im eifrigen Geſpräch, als wir in die warme Wohnung traten. Mein Führer redete ihn als alten Bekannten an, da blickte der Mann auf und rief mir zu:

„Cyrill! erkennſt du mich nicht mehr, hat der Glanz von Conſtantinopel dein Auge getrübt? und biſt du es wirklich?“

Jetzt erſt konnte ich mich entſinnen, daß es ein vieljähriger Nachbar und Freund meines Vaters war, den ich oft bei uns geſehen hatte. Aber meine Freundſchaftsgefühle konnten in keine Gluth verſetzt werden, denn ein anderes, das der Sehnſucht nach dem väterlichen Heerde, erfüllte mich ſo ganz, daß der Freund unſeres Hauſes ob meiner Kälte faſt zürnte. Doch ich fiel ihm im Uebermaaß meiner Empfindungen um den Hals — und bat ihn nur, uns mit Thieren zu verſehen, da uns das Wetter ganz ermattet habe, damit wir die nur zwei Stunden entfernte Heimath erreichen können.

Doch der Krieger, mein Führer, deſſen Haare ſich ſchon bleichten, lehnte es ab. „Ich brauche kein Pferd und kein Maulthier. Alle Jahreszeiten und ihre Stürme kenne ich in dieſem Lande und ſie kennen mich und meine Füße haben ſtets ausgedauert. Auch du, Cyrill, mußt dich daran gewöhnen. So komm denn, damit dir die Ruhe in dem väterlichen Hauſe deſto beſſer behage.“ Wir nahmen nur wenig zur Stärkung mit auf den Weg und Seppa erhielt ein Thier zum Reiten, welches Jany führte. Jetzt zog ſich durch bekannte Olivenhaine der Weg noch einmal ſteil aufwärts. Die Ebene lag vor uns. Aus der übrigen Waldung ſah majeſtätiſch die Eiche auf dem Gemeindeplatz über alle anderen Bäume, und heiliger Schauer wehte mich von ihr an. Das Ziel meiner Wünſche war erreicht. Wir ſchritten die erſte Häuſerreihe vorüber, aus denen verſtohlen und neugierig die Einwohner uns betrachteten. Ich bog nach der einſamen Wohnung meines Vaters. Eine hohe Jungfrau mit den blitzenden Augen einer Griechin öffnete die Thüre und ich lag meinem, von Jahren gebleichten Vater in den Armen. Meine Schweſter Anaſtaſia ſenkte die Augen, als ich ihr den Bruderkuß auf die Lippen drückte.

Achter Abend.

Mildere Lüfte zogen durch das Land, und über die Gebirge vom Ocha, Dirphos und Polikurno ſtrahlte wärmer die Sonne und regte zu einem neuen Leben an. Die Natur wollte ſich aus ihrer Unthätigkeit erheben und eine neue, ſchönere ſchaffen. Hervor drang das junge Grün und kleidete abermals unſere Wälder und unſere verwaiſten Gärten, aber in dieſem Frühlinge ſchöner als je. Und dennoch ſah man auf unſeren Höhen den gekommenen Frühling jetzt gleichgültiger an, als alle anderen der verfloſſenen Jahre; denn in unſerer Mitte regten ſich die eiſernen Elemente der Waffen zu einem grauſamen Frühlinge, der ſeine Blumen auf blutgedüngten Feldern erſprießen läßt. Die Felder lagen verödet, und die ſonſt ſo züchtigen ſtillen Hausfrauen ſah man bewaffnet durch die Haine gehen, nicht mehr ihrer Säuglinge mit zärtlich mütterlicher Liebe pflegend wie früher. Gieriger Mord ſprühte aus den Augen. Die zarten Jungfrauen glichen den Furien, welche durch die Lüfte ihr Wehe! rufen, und die Männer übten ſich im Morden und ſannen auf empfindliche Martern für die Feinde des Vaterlandes, die jetzt ihrem Geſchick verfallen waren. Durch dieſe allgemeine düſtere Stimmung ſchlichen die Hymnen von Rhigas gleich den Eumeniden und beleuchteten das grauſe Bild der nächſten Zukunft.

Als nun der Frühling mit vollendeter Pracht bei uns eingezogen war auf den Plätzen, wo ſonſt das fröhliche Volk ſeine nationalen Tänze feierte, da ſtürzten ſie jetzt zuſammen mit aufgeriſſenen, ſtieren Augen und horchten der mitgebrachten Kunde eines Boten, der aus den Thälern zu uns herauf geſchickt war, um den Völkern der Berge die neu aufgegangene Morgenröthe der helleniſchen Freiheit zu verkündigen und ſie für ihre eigene wach und bereit zu erhalten.

Fürſt Alexander Ypſilanti, ſo hieß es, der erſte Vorfechter der griechiſchen Freiheit, hat Jaſſy erobert, die Feinde fielen unter der Schärfe ſeines Schwerdtes, und verbrüdert und ſegnend jauchzt ihm die griechiſche Nation entgegen. Höret ſelbſt, was der Fürſt, euch im Glauben und Sinn verwandt, zu euch ſpricht:

„„Auf! auf! Für den Glauben und für's Vaterland! Die Stunde iſt gekommen, wackere Griechen! Seit langer Zeit kämpfen Europa's Völker um ihre Rechte und Freiheit und muntern euch zur Nachahmung an. Sobald ſie frei ſind, trachten ſie mit angeſtrengter Kraft, die Freiheit, und durch dieſelbe ihr Glück zu befeſtigen. Unſere Freunde und Brüder, die Servier und Sulioten, ſind überall bereit; Epirus erwartet euch bewaffnet und gleichfalls für unſere Freiheit begeiſtert! Das Vaterland ruft uns auf! Ganz Griechenland iſt erwacht, es ertönt die Kriegstrompete und das Geräuſch der Waffen. Das Vaterland verlangt Vereinigung der Gefühle! Wer aber wird dieſe große Macht hindern? Nur der Schwache, Ohnmächtige, Weibiſche iſt unſer Feind. Stoßt zuſammen, tapfere und muthige Krieger! rüſtet euch in euren eigenthümlichen Phalangen, zeiget euch als patriotiſche Legionen; werfet dieſen alten Koloß des Despotismus um; vor euch ſind die triumphirenden Fahnen! Auf den Ruf der Trompete ſtürzt euch auf den Feind. Welches griechiſche Herz kann bei dem Ruf des Vaterlandes gleichgültig und unthätig bleiben? Erhebt eure Augen, Gefährten, und betrachtet den bejammernswerthen Zuſtand! Seht eure Tempel entheiligt, eure Töchter euch entriſſen, zur ſchändlichen Befriedigung der Lüſte der Barbaren, der Tyrannen; die Häuſer der Thalgegend leer, die Felder wüſt und ihr ſelbſt unglückliche Sclaven. Zeit iſt es, das unwürdige Joch abzuwerfen; wir müſſen das Vaterland befreien! Wir werden Krieg führen über den Gräbern unſerer Voreltern, welche für ihre Freiheit ſtritten und dort blieben. Das Blut der Tyrannen wird zur Sühne dienen den Schatten des Thebaners Epaminondas, des Athenienſers Thraſibulus, welche dreißig ihrer Tyrannen vertrieben, dem Schatten des Harmodias und Ariſtogiton, welche das Joch des Piſiſtratus abſchüttelten, dem Schatten des Timoleon, welcher in Korinth und Syrakus die Freiheit herſtellte, hauptſächlich aber dem Schatten des Miltiades und Themiſtokles, Leonidas und der Dreihundert, welche unzählige Heere der Perſer ſchlugen. Freunde des Vaterlandes, tretet unter die Waffen!““

Wie eine hochlodernde Flamme über die ergriffenen Gebäude einer Stadt zuſammenſchlägt, ſo entglühte jetzt die Begeiſterung die ſonſt ſo friedlichen Völker unſerer Berge. „Wir wählen Anführer, ſie ſollen uns in die Ebenen führen, damit unſere Waffen Freiheit dem Lande erkämpfen,“ ſchrie es von allen Seiten, und tumultuariſch zog es mit Geheul und Geſchrei durch die Wälder, dem geſandten Boten nach. — Alle Fahnen und noch neue dazu wurden in den Ortſchaften aufgepflanzt; man tanzte um dieſelben und ſchrie: „Rache und Tod den Tyrannen!“

So war denn der Frühling unter kriegeriſchen Bewegungen hingegangen; man ſtand gerüſtet, als endlich aus den Ebenen der Ruf zu uns herauf erſcholl: „die Stunde iſt gekommen, haltet euch fertig.“ Mein Vater führte einen Theil der Bergbewohner und war beſtimmt, in die Ebenen von Karyſtos vorzubringen. An ihn hatte ich mich angeſchloſſen. Die Bewohner von dem Gebirge Dirphis ſollten nach Kumi hinunter und mit dem Kloſter des heiligen Erlöſers, wo jener Vorrath von Waffen angehäuft lag, gemeinſchaftliche Sache machen. Die Gebirgsvölker vom Polikurno hinwieder ſollten in die Ebenen von Chalcis vorrücken und dort die Dörfer und Städte überfallen. Die Krieger von Telethios aber hatten ſich bereits mit den griechiſchen Einwohnern von dem Cap Lithada vereinigt.

Oeffentliche Gebete in unſeren heiligen Hainen erſchallten, als der Monat Juni gekommen, und in einzelnen Truppen zogen die mit Eichenlaub und Lorbeeren geſchmückten Krieger auf den Plätzen herum. Da erſchien in einer mondhellen Nacht, als ſich bereits die Krieger zum Abmarſch in die Ebene anſchickten, die Alte von Livadoſtro an dem Altare unſeres Haines. Alles neigte ſich zur Erde. Sie ergriff die aufgeſteckte Fahne, die noch ruhig an ihrem Platze hing und noch niemand zugetheilt war, und ſang im prophetiſchen Geiſte:

Hervor Palikaren! nicht länger geträumt
Wie die Leuen, in Klüften und Engen;
Nicht länger in öden Verſtecken geſäumt,
Die Sclavenketten zu ſprengen.
Ein Tag der Freiheit viel mehr iſt werth
Als hundert von Jahren, mit Ketten beſchwert.

„Sieg oder Tod!“ rief es jetzt wie Ein gewaltiger Ton durch die Reihen.

Da öffnete noch einmal die Alte ihren Mund und ſprach:

„Die Fahne der Freiheit weht auf dem Gipfel des Olympos, auf jenem des Pindus! Herrliche Monumente, die Ehrenſäulen, die Gräber unſerer Helden ſind untergegangen; nur die heimathlichen Berge, die ewigen Trophäen unſerer Glorie, trotzen noch der Zeit. Ergreift denn die Waffen! Sieg oder Tod! ſei euer ſteter Wahlſpruch. Schande jenen, die es länger dulden, von einem armſeligen Haufen von Barbaren beherrſcht zu werden. Berge und Thäler, ſie werden in den nächſten Stunden frei und die heilige Erde des Vaterlandes wird mit dem Blute der Würger getränkt ſein. Ein neu Geſchlecht wird erſtehen, das Geſchlecht der freien Griechen, und die vierhundertjährige Schande meines Volks gerächt ſein!“

Hiermit ſchwang ſie die Fahne, trat in den Kreis und überreichte mir dieſelbe. „Du, der letzte Sprößling eines ehemaligen Heldengeſchlechtes von unſerem Eiland, empfange von mir dieſe Fahne und bedenke, daß du ſie nur im Tode verlaſſen darfſt.“

Ich ergriff dieſelbe in hoher Begeiſterung, und augenblicklich ſetzte ſich der Zug in Bewegung. Schon waren die übrigen Orte des Ocha entvölkert und wie ausgeſtorben.

In denſelben Tagen, als dies auf unſeren Bergen vorging, war Diamanty mit ſeinen Kriegern in Xerochori gelandet, hatte den dortigen Bey gefangen genommen und ſetzte ſich von dort nach Chalcis in Bewegung. Zu gleicher Zeit war Ariſtolos durch die Fiſcher an der Rhede von Kumi gefallen, und die Türken, die ſich dort zur Wehre geſetzt, waren durch die Meſſer der Griechen ſämmtlich hingemordet worden; die übrigen flohen nach feſten Plätzen.

Wir erreichten noch vor dem Morgen das Kloſter Medardus, in welchem ich zuerſt meine Weihe als Grieche erhalten. Dort trafen wir die griechiſchen Bewohner des Hügellandes, und Pater Gregorias, der vom Athos zurückgekehrt, trug dem Zuge die Kreuzesfahne voran. Hernieder ſtürzten wir unter brauſendem Geſang; Alles floh aus der Gegend oder vereinigte ſich mit uns. In der Ebene von Karyſtos angelangt, ſtanden uns die türkiſchen Einwohner mit der türkiſchen Beſatzung von Karyſtos entgegen und ſchienen uns zum Kampf aufzufordern. Der Geſang erſchallte jetzt von allen Seiten, wir warfen uns auf den Feind, ein furchtbares Gemetzel erfolgte, und ſchon nach einigen Stunden hatten wir den Sieg erfochten. Alles was lebend in die Hände der Griechen gefallen war, kam durch ihre Meſſer um. Wir rückten ſogleich an die Veſte vor; allein hier empfing uns ein Kugelregen aus Kanonen, der viele unſerer Brüder hinraffte. Wir ſchloſſen jetzt die Feſtung ein; doch vergeblich erprobte ſich unſere Tapferkeit an den Mauern, unſer Sturm wurde jedesmal zurückgeſchlagen. Noch belebte friſcher Muth die Belagerer; allein eines Morgens ſtürzten die Türken auf uns Unvorbereitete aus dem Kaſtell, und wir ſahen uns von allen Seiten angegriffen. Bald kam Verwirrung in unſere Reihen; ein Haufen Türken verfolgte uns, die wir, etwa fünfzig Mann, bereits auf der Flucht waren. Wir ſtellten uns jetzt wieder auf und vertheidigten uns mit erbitterter Wuth. Schon ſchmolz unſere Schaar, als eine Kugel meinen Vater traf und er erblaſſend an meiner Seite ſank. Jetzt ſtürzte ich mich mit Seppa und Jany auf die an Zahl immer zunehmenden Feinde, aber vergeblich, ſie wuchſen wie Ameiſen aus der Erde hervor und drangen mit Uebermacht auf uns ein. Unſer Häuflein war bis auf die Hälfte vermindert und an keine Rettung zu denken. Wir zogen uns unter dieſen Umſtänden augenblicklich zurück, um einen dichten Hain auf der Ebene zu erreichen, der in einem Felſenvorſprung endete. Hier angelangt und ermattet von der Anſtrengung des

Kampfes ruhten wir einen Augenblick, als bereits wieder Schaaren von Türken gegen den Hain anſtürmten. Da rief Jemand meinen Namen, und als ich nach der Höhe des Felſens blickte, ſtand verklärt die Alte von Livadoſtro oben auf der Spitze.

„Hieher, Cyrill, mit deinen Getreuen!“ rief ſie, „die Stunde des Sieges naht.“

Alſobald erkletterten wir mit Todesgefahr den Felſen und befanden uns auf einer kleinen Anhöhe, von wo aus wir das Schlachtfeld überſehen konnten.

Gott, welch ein Anblick! In Schaaren wurden die Griechen auf der Ebene hingeſchlachtet — unter gräßlichen Martern den noch Lebenden Ohren und Naſen abgeſchnitten. „Siehe die Barbaren!“ ſchrie die Alte, „über ſie alle mein Fluch!“

Doch plötzlich änderte ſich das Schauſpiel. Von dem Felſen herab und von der Alten geführt, ſtürzten wir mit Einigen, die ſich wieder geſammelt, auf das Schlachtfeld. Alſogleich ſammelten ſich die Mörder wieder, immer aber war die Alte neben uns und feuerte uns an, indem ſie rief: „Die Rettung iſt nahe!“

Noch ſtanden wir kämpfend, faſt eingeſchloſſen von den türkiſchen Haufen, als ein Kanonenſchuß hinter uns ertönte und wir uns auch ſchon von dieſer Seite mit Geſchütz angegriffen glaubten; allein ein ſeltenes

Schauſpiel, welches den Kampf augenblicklich unterbrach, ereignete ſich jetzt.

Die Alte ſtand wieder wie früher auf dem Felſenſtück am Meere, woher jetzt eine Schaar bewaffneter Griechen im Sturmſchritt und faſt laufend auf uns eindrang. An der Spitze eine gewappnete Jungfrau, gleich einer Kriegsgöttin auf einem arabiſchen Pferde, ſie führte die Schaar, welche mit dem Ruf: „Sieg oder Tod!“ in die Reihen der Türken drang. Einen Moment ſchwieg das Feuer dieſer, von der Erſcheinung gefeſſelt, dann ſtürzten ſie ſich wie Verzweifelte auf die neu eindringenden Griechen. Auch wir waren, der letzte Reſt der noch übrigen kämpfenden Griechen, erſtaunt über dieſes Ereigniß, dem allein wir unſere Rettung dankten, und als wir ſahen, daß uns Hülfe ward, belebte unſer Muth ſich aufs neue. In den vorderen Reihen kämpfte die Jungfrau, wir aber umgingen durch gedeckte Gärten den Feind und fielen ihn in der Seite an. Da war an kein Entrinnen mehr zu denken. Alles fraß die Schärfe unſerer Schwerter und Meſſer. In dicht gedrängten Haufen wurden ſie hingeopfert. In dem Waffengetümmel hörten wir den immer gleichen heulenden Ruf: „Sieg oder Tod! ihr Söhne Hellas'!“ er kam von der Alten, welche ungeſtört den Felſen beſetzt hielt.

Schon war die Munition verſchoſſen und kein Schuß, als nur einzelner Kanonendonner aus der Feſtung, ließ ſich hören, als ein neuer Haufen von Türken auf die Schaar der Jungfrau losſtürmte. Ein albaneſiſcher Führer, mir bekannt, ſtürmte an der Fronte daher. Ein Schuß fiel und die Kriegerin ſank vom Pferde. Jetzt aber belebte neue Kraft den Kampf; wir ſtürzten wie Tiger in die Reihen, alles zuſammenhauend, niederſtechend, mit Nägeln und Zähnen zerreißend und zerfleiſchend. Ich ſelbſt von innerer Ahnung getrieben, werfe mich auf den Führer in albaneſiſcher Tracht und erreiche ihn; allein wer beſchreibt mein Entſetzen, meine Wuth — Perrhukas kämpft in den Reihen der Feinde und mordet ſeine eigenen Landsleute.

„So find' ich dich," ruft er mir zu, „bereite dich, ſo wie ſie zum Sterben."

In dieſem Augenblicke ergriff es mich mit Allgewalt; denn jene Jungfrau, deren Geſicht ich noch nicht hatte deutlich ſehen können, ſagte mir meine Ahnung, war Madon. Wie ein reißendes Thier auf ſeine Beute fährt er auf mich los, doch ich weiche dem Streiche glücklich aus und ſtoße ihm meinen Heandſchear in die Seite; noch einmal haut er nach mir, mein zweiter Stoß aber trifft ſeinen Hals und der

Vaterlandsverräther ſtrömt ſein ſchwarzes Blut auf den ſchon reich mit Griechenblut gedüngten Boden. Ein gräßliches Hohngelächter erſchallte bei Perrhukas' Falle von dem Felſen herüber, dann ſtimmte die Alte die Rhigas'ſche Kriegshymne an.

Das Glück hatte ſich mit einem Male auf unſere Seite gewendet; an ein Gefangennehmen war nicht zu denken. Die Türken wurden dem Schwerdte der Rache geopfert und die Ebene von Karyſto war wieder unſer und mit Feindesleichen bedeckt. Hinter Mauern mußten ſie ſich verſchließen, die feigen entflohenen Aſiaten, damit ſie unſere Wuth nicht alle erreichte.

Das Schlachtfeld hatte das Blut vieler Tapferen aus unſeren Reihen getrunken; ſie alle waren mit zuverſichtlicher Hoffnung vom Ocha heruntergezogen und ſchon nach wenig Tagen lebten ſie dem Vaterland entzogen, in den jenſeitigen Gefilden. Nur wenige waren mit mir übrig, die den Leichnam meines Vaters und Seppa's aus den Gefallenen herausfinden konnten, die wir alſobald in einen Orangenhain trugen, um ſie dort zu beſtatten. Eine Thräne weihte ich jetzt dem Andenken meiner beiden gefallenen Wohlthäter und Väter; doch dann hob freudige Hoffnung mich empor: das Vaterland war frei, meine erſte Waffenthat geglückt, und als wir nun den Hain durchſchritten, ſahen wir die Schaar der Jungfrau oben auf dem Felſen und in ihrer Mitte die Alte. Auch wir ſchloſſen uns bald an ſie an. Man hatte die Bruſt der verwundeten Jungfrau entblößt und ſie quoll in üppigen Formen aus dem Kleide hervor. Die Wunde war nicht gefährlich, indem ein ſchuppiger Panzer den Schuß aufgehalten, doch hatte die Schiene ſelbſt den Körper unter der Bruſt verletzt. Ich kniete zu ihr auf die Erde, faßte ihre Hand und drückte ſie heftig an mein Herz. Sie ſchlug die Augen endlich auf, erblickte mich und ihr erſtes Wort war: „Cyrill!“ Jetzt brachten wir ſie weiter herab in den erfriſchenden Hain, man ſchaffte Waſſer herbei und kühlte die brennende Wunde. Die Alte aber war verſchwunden.

Bald hatte ſich Madon wieder erholt und einſtimmiges Hurrah ertönte von ihren Kriegern, die ihr von Mykone in zwei Schiffen, die ſie für Griechenland, ihr Vaterland, ausgerüſtet hatte, als eine heilige Schaar gefolgt waren. Unweit von dem Cap Doro, das wegen der widrigen Winde, die dort herrſchen, berüchtigt iſt, hatten die beiden armirten Schiffe, deren Befehl ſie übernommen, mit der Mannſchaft in einer kleineren Bucht gelandet und die Truppen, gerade zu unſerer Rettung, ans Land geſetzt.

Auch Diamanty war mit ſeiner Schaar glücklich geweſen. Er hatte das Land von den Türken geſäubert, deren eine Anzahl ſich in die Feſtung Chalcis und Karababa geworfen. Die öſtliche Küſte war durch den Pater Gregorias im Verein mit den Gebirgsbewohnern vom Dirphis und den Thalbewohnern aus dem Diſtrikte von Kumi ebenfalls vom türkiſchen Joche frei, und Freiheitshymnen und Lobgeſänge erſchallten durch alle Theile Negroponts, wiederhallten durch Berg und Klüfte, durch Hain und Flur. Alle Kirchen waren gedrängt voll von den Dankenden, unterm freien Himmel lagen ſie inbrünſtig im Gebete vor dem Herrn, und dennoch war nur der Morgen erſt angebrochen, an dem man noch nicht wußte, wie ſich der Tag geſtalten würde. —

Auf der Höhe des Ocha ſteht ein altgriechiſcher Tempel von bedeutender Größe, welcher weit vom Meere aus geſehen werden kann und welcher der ganzen Seite nach dem St. Eliasberge, der die Ebene von Karyſtos nach dem Ocha zu begrenzt, eine eigenthümlich ſchöne Anſicht verleiht, die uns unwillkührlich in die große Vorzeit Griechenlands zurückverſetzt. In dieſem Tempel beſchloſſen die Anführer der Einwohner von Negropont ſich zu verſammeln, um gemeinſchaftlich zu berathen, wie man den Krieg weiter fortführen und was für Einrichtungen man für die Zukunft feſtſtellen ſolle. Dennoch war die Inſel nicht frei zu nennen, da ſich die Türken in bedeutender Anzahl in die feſten Plätze zurückgezogen und dort eingeſchloſſen hatten, von wo aus ſie den Landbewohnern durch Ausfälle beträchtlichen Schaden zufügen konnten. Während der Ereigniſſe auf Negropont ging Kallinikus, der unermüdete Verbreiter der Hetärie, nach Megaris, wiegelte die Ortſchaften jenſeit der Landenge von Korinth auf und nöthigte die Türken in die Citadelle Acrokorinth zu fliehen. Die Bewohner von Attika bewaffneten ſich, ſchlugen auf der Ebene von Marathon die Türken, durch welche ſie entwaffnet werden ſollten, drangen vermiſcht mit den Fliehenden in Athen ein, bemächtigten ſich der Stadt und trieben die Barbaren ebenfalls in die Veſte. Gleicherweiſe war die Inſel Kaſſandra in vollem Aufſtand. Diakos hatte Siege bei den Thermopylen über Omer Vryone erfochten, ebenſo Odyſſeus, und die Begeiſterung ſtieg aufs höchſte. Der Vice-Paſcha von Negropont, der ſich mit einer Abtheilung Türken nach Livadien gezogen hatte, wurde von dem Anführer Diakos getödtet, Odyſſeus rieb deſſen Macht vollends auf. So ſtanden die Verhältniſſe, als die Anführer des negropontiſchen Aufſtandes auf dem Berge St. Elias in dem altgriechiſchen Tempel eine Zuſammenkunft und Berathung hielten, um das Land von den Türken gänzlich zu ſäubern.

Man kam zuerſt dahin überein, die Feſtungen eng eingeſchloſſen zu halten und ſie auszuhungern. Doch Diamanty wollte offenen Krieg und Angriff der feſten Plätze; jetzt ſei der Augenblick gekommen, wo die allgemeine Bewaffnung das Land befreien könne und dieſe Begeiſterung müſſe benützt werden. Er ſei gegen den Belagerungskrieg; im offenen Felde oder in Ueberfällen, glaube er, werde der Feind am beſten und am leichteſten vertilgt.

Seine Rede machte großen Eindruck, und hatten die Anführer früher für das Gegentheil geſtimmt, ſo traten ſie jetzt auf die Seite Diamanty's. Es wurde daher der Beſchluß gefaßt, alle ſtreitbaren Mittel zuerſt auf die Hauptſtadt, in welcher ſich der Paſcha von Negropont mit ungefähr 4000 Türken eingeſchloſſen, zu verwenden, die Feſtung zu berennen und ſie wegzunehmen. Darauf ſollte Karyſtos fallen und zuletzt Karababa auf dem Ufer von Böotien. Alle Anführer begaben ſich nach ihren Lagern, ich ſelbſt ſetzte mich mit Madon und ihrem Freiwilligen-Corps über Stura und Diſto nach Chalcis in Bewegung. Madon's beide Schiffe legten an den Inſeln Petali an, da ſie nicht weiter in den Euripus vordringen konnten. Vor

Karyſto blieben die Landbewohner der Ebenen. Unſer Marſch zog ſich durch die beſchwerlichen Wege der Marmorbrüche von Karyſto und wir ſchlugen unſer erſtes Nachtlager an dem See von Diſto auf. Hier ſtießen noch einige Abtheilungen von Gebirgsbewohnern zu uns. Mit dem dritten Tage kamen wir über Aliveri in der Ebene von Chalcis an, wo bereits Diamanty mit ſeinen albaneſiſchen Soldaten ſtand. Es war ein ſchöner Anblick, die Menge von Kriegern zu ſehen, die, von dem beſten Muthe beſeelt, ſich hier verſammelt hatten. Unter Oelbäumen, Pinien und Eichen lagerten ſich die Freiwilligen Madon's, ihr ſelbſt ward ein Zelt errichtet.

Nachdem nun alles zum Schlachtſturm gerüſtet, griffen wir Chalcis auf drei Seiten an. Doch der Feind machte, ehe wir noch an die Vorſtädte gekommen waren, einen Ausfall und ſchlug die Unſrigen zurück. Diamanty und Madon feuerten zu erneuertem Kampfe an; es gelang uns endlich in die Vorſtädte einzubringen und hier entſpann ſich der wüthendſte Kampf. Die Türken hatten ſich in die Häuſer verſchanzt, vertheidigten ſich auf das hartnäckigſte und abermals wurden wir aus unſerer Stellung verdrängt. Da erſchien Madon und führte ihre Freiwilligen nochmals zum Kampfe. Endlich war es einer Abtheilung von Diamanty's Corps gelungen, die Vorſtadt in Brand zu ſtecken. Eiligſt flohen jetzt die Türken nach dem Caſtell, doch als wir uns dieſem näherten, wurden wir mit einem Kugelregen aus grobem Geſchütz empfangen und auch dieſes Mal waren unſere Anſtrengungen zur Eroberung des Platzes vergeblich. Bis in die ſinkende Nacht hatte der Kampf ununterbrochen fortgedauert und doch hatten wir nur die Brandſtätte der Vorſtadt inne. Diamanty ſchäumte vor Wuth und konnte kaum den Tag erwarten, den Kampf zu erneuern. In den Hainen vor der Stadt lagerte das Heer, zum Tode ermattet, als in der Nacht plötzlich eine neue Kanonade von der Feſtung her begann, und bald darauf ſahen wir uns mit einem Mal auf allen Seiten von den Türken angegriffen. Madon ſtürzte endlich, von ihren Freiwilligen umgeben, in die dichtherangedrungenen Reihen der Feinde und ſchlug ſich durch; ich ſelbſt folgte ihr mit meinen Kriegern auf dem Fuße nach. Die Verwirrung im griechiſchen Lager aber wurde allgemein. Wir flohen nach der Küſte des Euripus; doch dort angelangt, empfing uns ein neu herbeigeeiltes türkiſches Corps. Raſch griffen wir daſſelbe an und warfen es in die Feſtung. Doch immer wieder kehrte neue Verſtärkung zurück. Mit dem Muthe der Verzweiflung ſtürzten wir uns auf die

Anbringenden und nun ward an dem Walle das Handgemenge allgemein. Noch kämpfte ich und die Meinen ohne zu weichen, als bereits der Tag angebrochen, und ich mich von Mabon abgeſchnitten ſah. Wir zogen uns nun in ein Olivenholz zurück; der Donner des Geſchützes ſchwieg einen Augenblick; dann aber füllten ſich die Wälle mit Türken, die ein Jubelgeſchrei erhoben über den erfochtenen Sieg. Mit ungefähr Hundert und fünfzig, die mir übrig geblieben waren, hielt ich noch in dem Verſteck des Waldes, dann aber trat ich den Rückweg nach den Gebirgen an, welche ich jetzt mit flüchtigen Griechen bedeckt fand. Trauernd und im Herzen blutend ſahen wir unſere Anſtrengungen mißlungen. Von Mabon aber war keine Spur zu finden und Diamanty hatte ſich wahrſcheinlich nach dem Cap Lithaba gezogen. Wir erreichten Aliveri und nahmen davon Beſitz, um hier abzuwarten, ob Diamanty vielleicht den Kampf und Angriff auf die Veſte erneuern würde.

Nachdem nun die Griechen ſich auf den Bergen wieder geſammelt, kam ein Bote von Mabon geſendet, der mir bedeutete, noch in dieſer Nacht mit meiner übrig gebliebenen Mannſchaft nach der Ebene von Chalcis vorzurücken. Ein abermaliger Sturm ſei beſchloſſen und es gelte jetzt unter jeder Bedingung

Chalcis wegzunehmen. Die Mitternachtsſtunde war zum Angriff beſtimmt. Alſogleich ſetzte ich mich mit den Meinen in Bewegung, und wie die Lavine fortrollend anwächſt, ſo ſtrömten mir neue Mannſchaften, ja bewaffnete Weiber und Kinder von den Bergen zu. Madon führte das Centrum und den Hauptangriff, ich den linken Flügel und Diamanty's Schaar den rechten von Kretria her.

Doch die Türken hatten bereits Kunde von unſerem Vorhaben, und als wir eben die Veſtung neu zu berennen im Begriff waren, öffnete ſich das Thor und hervorquoll die Maſſe der Feinde. Wir ſtürzten auf ſie und unſer Schwerdt wüthete gierig in ihren Reihen, die Ausfallenden wurden ſchlimm empfangen. Jetzt hatte Diamanty mit ſeinen Leuten die Verſchanzung auf der rechten Seite überſtiegen; wir ſahen im Morgenwinde die hellblaue Fahne auf dem Walle wehen und begannen den Sturmlauf. Doch in demſelben Augenblick öffnete ſich abermals das Thor, an welchem Madon ſtand, und türkiſche Reiterei warf die Freiwilligen, Madon ſtürzte und über ſie hin der ganze Troß. Bald darauf ſah ich mich von rückwärts angegriffen; wir mußten den Sturm aufgeben und wurden mit erbitterter Wuth verfolgt. Ein ungeheueres Geſchrei, mit fürchterlichem Kanonendonner untermengt,“ ertönte durch die Gegend. Die blaue Fahne war von dem Walle verſchwunden und Diamanty abermals zurückgeſchlagen. Wir wurden von den türkiſchen Reitern in eine Hohlung gedrängt, die ſich nach den Ufern des Euripus erſtreckt, und wo noch viele der unſeren ihr Leben einbüßten. Doch ſchwand unſer Muth noch immer nicht.

„Mir nach!“ ſchrie ich, als wir an eine flachere Stelle der ſteilen Seitenwände des Hohlwegs gekommen waren und alsbald kletterten wir in die Höhe. Ein fürchterlicher Steinregen erfolgte von oben auf die Reiter. Wir ſchleuderten Felſenſtücke in den Knäul der Verwirrung, die jetzt in dem Hohlwege entſtand, und aus welcher nur wenige der Feinde ihr Leben retteten. Dann aber ſchlugen wir den Weg nach dem Ufer ein. Hier hatten die beiden Schiffe Madon's Kähne aufgeſtellt, und jeden derſelben mit einer Schiffskanone armirt. Als ſie uns erblickten, fuhren ſie an's Land heran, um uns aufzunehmen. Doch wollten wir das Ende des Kampfes erſt abwarten und ſtellten uns daher von neuem auf.

Allein bald ſollten wir die mißliche Lage, in der wir ſchwebten, gewahr werden. Wir ſtanden von beiden Seiten eingeſchloſſen und eben bog eine Abtheilung Türken um die Gebirge, uns anzugreifen. Sobald ſie uns auf Schußweite nahe gekommen waren, erneuerten wir das Feuer, und die Matroſen von den Kähnen ſchoſſen Kanonenkugeln unter ſie, die bald ihre Flucht bewirkten. Doch eben ſo ſchnell kehrten ſie verſtärkt zurück, wir mußten uns auf die Kähne flüchten und ſie beſetzten die Anhöhen und Ufer. Vergeblich war auch diesesmal unſere Anſtrengung geweſen; der Sturm war abermals abgeſchlagen und ich genöthigt, mit dem Reſte meiner Getreuen an die Küſte von Böotien überzuſetzen, indem die Türken wie ein unaufhaltſamer Lavaſtrom die Ufer der heimathlichen Inſel überſchwemmten. Nochmals flohen die Uebriggebliebenen den Bergen zu. An der Küſte, wo wir gelandet, erreichten wir ein kleines Dorf, von Fiſchern bewohnt. Wir waren bis auf Sechzig zuſammengeſchmolzen und viele darunter bedeutend verwundet. Ich ſelbſt hatte eine Wunde am Arm. Die Einwohner nahmen uns zitternd vor Furcht auf, doch verabreichten ſie uns Lebensmittel und behandelten uns freundlich, und waren uns auch bei dem Verband unſerer Wunden behülflich.

Die Böotier ſtehen von Alters her in keinem guten Rufe, obgleich aus ihnen Epaminondas und Pelopidas und auch Plutarch hervorgegangen war, und Heſiod, Pindar und Korinna ihnen alle Ehre machen. In der That unterſcheidet ſich dieſer Stamm durch einen unſteten Blick von den übrigen Griechen. Wir hielten uns hier verſteckt, um alsbald wieder nach Negropont überzuſetzen, wenn Diamanty ſich abermals geſammelt haben würde; doch erhielten wir leider die Nachricht, daß die Türken auch aus Karyſto Ausfälle gemacht und die Belagerer zurückgeſchlagen hatten, was uns wenig Hoffnung gab.

Wenige Tage waren wir hier, als ein griechiſcher Schiffer in Eile zu uns kam und uns meldete, daß aus der Feſtung Karababa, wo man Kunde von unſerem Hierſein erhalten, eine Abtheilung türkiſcher Reiterei aufgebrochen ſei, um uns aufzuheben.

Mit ſechzig Mann konnten wir uns unmöglich gegen ein weit ſtärkeres Corps vertheidigen, wir ſuchten daher die Gebirge unweit des hyliartiſchen See's, wo, nach den Mittheilungen des Fiſchers, eine Abtheilung Böotier unter dem Anführer Diakos' verweilen ſollte. Als Sammelplatz dieſer Krieger bezeichnete er das Kloſter Palagia, welches an der ſchroffen Felſenwand gleiches Namens erbaut iſt. Wir kamen ohne Gefahr in das Hochthal, wo das Kloſter lag, und wurden von den dortigen Geiſtlichen ſehr gut verpflegt, doch konnte man uns keine Nachricht über Diakos geben, da derſelbe ſich mit Odyſſeus an den Thermopylen vereiniget habe, um Omer Vryone den Eintritt in den Peloponnes zu verwehren. Wir traten ſogleich den Marſch über Perdikrovvſi nach dem Dorfe Kardiza an. Doch ehe wir noch das Dorf erlangt hatten, bemerkten wir in den Gebüſchen, welche die eine Seite deſſelben deckten, ein türkiſches Cavalleriepiquet, welches in das Dorf einzudringen ſuchte. Die weiblichen Bewohner flohen in Haufen nach der entgegengeſetzten Seite; bald aber, als die türkiſchen Reiter ſich dem Dorfe näherten, ſtürzten die wenigen männlichen Einwohner ihnen bewaffnet entgegen und richteten ein furchtbares Blutbad unter denſelben an. Kaum waren dieſe handgemein geworden, als auch wir ſchon im Sturmlauf herbeieilten und den Einwohnern zu Hülfe kamen. Bald waren die Türken zerſtreut und wir beſetzten jetzt das Dorf. Doch hatten wir daſſelbe kaum einige Stunden inne, als eine bedeutendere Abtheilung, welche Verſtärkung aus Karababa und Chalcis erhalten hatte, uns angriff. Der Kampf war blutig, doch vertheidigten wir uns heldenmüthig aus den Häuſern des Dorfes. Da entzündeten ſich dieſe hölzernen Baracken eines Theils des Ortes und nun wurde die Verwirrung allgemein. Ein entſetzliches Geſchrei erfüllte die Luft. Wir ſammelten uns noch einmal und warfen die Türken aus den ſchon allgemein brennenden Straßen, und trieben ſie in ein von Häuſern gebildetes Viereck, wo ſie faſt alle ermordet wurden, denn an eine Gefangennehmung war nicht zu denken. Der Sieg war theuer erkauft. Das Dorf lag bereits in Aſche und aus den rauchenden Trümmern blickte Elend und Untergang faſt ſämmtlicher Einwohner heraus. Die Mönche von Palagia brachten den Verwundeten Hülfe und hielten Dankgebete für den Sieg.

Mein Corps war bis auf Fünfzig zuſammengeſchmolzen, mit denen ich in Begleitung von mehreren der übrig gebliebenen Einwohner nun die Straße nach den Thermopylen einſchlug. Auf dem Wege dahin kamen uns ſtreitbare Männer von Kokino entgegen, welche Kunde von der Feuersbrunſt und dem Angriffe der Türken erhalten hatten. Wir ruhten in Kokino aus und ſetzten unſeren Marſch durch die Ebene, wo der Kapaisſee endet, fort und lagerten an dem großen Katavothron des See's. Durch die wilden Thalſchluchten ging es jetzt nach einer kreisförmigen Fläche hinab, welche uns wieder auf eine Anhöhe nach dem Dorfe Martini führte. Von hier aus konnten wir den opuntiſchen Meerbuſen nebſt den Felſengebirgen von Negropont ſehen. Welch' ein ſchmerzlicher Anblick für uns! Erſtorben ſahen die grünenden Wälder des

Vaterlands und trauernd winkte der Dirphis zu uns herüber, als wollte er unſere Entfernung beklagen.

Die wenigen noch übrig gebliebenen aus jenen Bergen ſammelten ſich jetzt um mich und wohl glänzten Thränen tiefen Schmerzes aus ihren Augen. — Wir ſetzten, nachdem wir einige Zeit geruht und die Einwohner von Martini uns verpflegt hatten, den Marſch durch ein breites von einem Gießbache bewäſſertes Thal nach Kaſtri fort. Bald hatten wir das Dorf Proskyna, nahe unter altem Gemäuer, erreicht und lenkten unſeren Weg nach einer fruchtbaren Ebene hin, aus dieſer nach einem Kiefernwalde und endlich in ein Kloſter, welches ſich auf einem maleriſchen Hügel vor uns ausbreitete. Wir wurden auch hier gut empfangen und raſteten mit der Mannſchaft in der Nähe des Gebäudes.

Am nächſten Tage ſtießen wir auf die Vorpoſten Diakos', welche ſich bis nach Talanti ausdehnten. In dem Dorfe Libanates befand ſich eine kleine Abtheilung Griechen, die uns mit Enthuſiasmus empfingen. Dann aber lenkten wir unſeren Marſch nach Andrea und durch die Ebene bis Molo. Hier trafen wir das Hauptcorps mit Diakos ſelbſt, der uns mit Freuden aufnahm und uns mittheilte, daß Omer Vryone bereits an den Thermopylen angekommen und vielleicht ſchon morgen den Angriff wagen werde. Der höchſte Muth beſeelte uns; wir lechzten nach Schlacht und Sieg, und Leonidas ſollte unſer Vorbild ſein.

Wir ſtanden im Lager an den Ufern des Sperchius, als die Vorpoſten, die Diakos ausgeſtellt hatte, eiligſt ins Lager zurück kehrten und den Anmarſch der Türken verkündeten. Alſogleich waren wir in Schlachtordnung längs des linken Flußufers aufgeſtellt. Bald kam es zum Handgemenge. Die Türken wollten über den Fluß ſetzen, aber vergebens, ſie wurden zurückgeworfen und ſo hielten wir die Feinde, die ſich von Stunde zu Stunde vermehrten, ab, als wir uns plötzlich von der Seite angegriffen fühlten. Jetzt ergriffen die Griechen, noch Neulinge in der Kriegskunſt, die Flucht. Ich ſelbſt wurde unaufhaltſam mit fortgeriſſen, ohne daß es mir möglich geweſen wäre, Diakos beizuſpringen, der mit ohngefähr dreißig Palikaren ein mörderiſches Gefecht gegen den wohl zwanzigmal überlegenen Schlachthaufen der Türken kämpfte. Das Schießen hatte aufgehört und mit dem Schwerdte in der Hand ſtürzten ſich ſeine Krieger auf die türkiſchen Schaaren. Diakos ſelbſt, ein furchtbarer, rieſenſtarker Mann, hieb die Albaneſen in Menge nieder als die Klinge ſeines Schwerdtes ſprang und er ergriffen wurde. Alle ſeine Getreuen lagen todt um ihn herum. Omer ſchrie ihm zu: „Schwöre deinen Glauben ab, oder ich laſſe dich am Spieße braten.“ „„Laß den Bratſpieß bringen,““ entgegnete Diakos von albaneſiſchem Blute triefend, und hielt bald darauf die Marter mit ſchauderhaftem Muthe aus.

Wir Uebrigen ſuchten indeſſen, ohne das Vorgefallene zu ahnen, das Gebirge und ſchlugen den Weg nach dem Parnaſſus ein, um zu Odyſſeus zu ſtoßen, der ſich dort mit den Böotiern vereinigt hatte.

Omer Vryone überſchwemmte jetzt ganz Phokis und Böotien mit ſeinen Schaaren und die Gegend war täglich und weithin mit Rauch und Flammen bedeckt. Die Gebirge füllten ſich mit Flüchtlingen, die, aller Habe beraubt und faſt nackt, das Bild des bitterſten Elends darſtellten. Die Wuth der Griechen hatte den höchſten Gipfel erreicht; man verlangte einen neuen Angriff, und alles drängte nach dem Corps von Odyſſeus fort. Odyſſeus aber war, um Diakos' Tod zu rächen, ſchon vom Parnaſſus auf das Plateau von Böotien herabgeſtiegen und griff Omer Vryone an, der mittlerweile bei Gravia über den Cephyſſus gegangen war. Der Sieg blieb diesmal zweifelhaft, und keiner der beiden Theile hatte einen Vortheil errungen. Während deſſen ſtießen wir aber mit einem großen Theile der geflüchteten Einwohner, die ſich, ſo gut es gehen wollte, bewaffnet hatten, zu Odyſſeus und griffen vereinigt alsbald wieder die Türken an. Ein mörderiſches Gefecht entſtand. In das Centrum des Feindes drang Odyſſeus mit ſeinen Schaaren vor, nahm die Leibgarde des Omer gefangen und ließ ſie ſämmtlich über die Klinge ſpringen. Dann aber ſprengte er die ganze Armee nach allen Theilen des Landes hin. Die Albaneſen zogen ſich theilweiſe nach dem Schloſſe Bodonitza in Lavadien zurück. Er erſtürmte darauf mit den Anführern Panurgia, wie das feſte Bergſchloß Arachova, und alles erlag der Wuth der Griechen.

Ich kämpfte mit dem Ueberreſte meiner Landsleute auf dem linken Flügel hart an einer Felſenwand; allein die Uebermacht war hier zu groß, wir erlagen faſt ſämmtlich. Mittlerweile kam uns ein Capitain von Odyſſeus zu Hülfe. Das Gefecht entſpann ſich von neuem in dem über den Felſen liegenden Tannenwalde. Da wurden wir von einem Trupp zerſprengter Türken abermals angegriffen, und nachdem faſt alle, die an meiner Seite gefochten, gefallen oder geflohen, ich ſelbſt aber zum Tode ermattet war, fühlte ich mich am Kopfe verwundet und ſtürzte leblos nieder. — Noch ſah ich die gräßlichen Türkenſäbel über meinem Haupte mordgezückt blinken, und dahin ſchwanden meine Sinne.

Mein Erwachen war einer der ſchrecklichſten Momente meines Lebens. Ich befand mich in einer ziemlich tiefen Felſenhöhle, welche glühend roth von einem großen Feuer erleuchtet war, deſſen dicker Qualm und Rauch ſich in die oberen Regionen derſelben und durch ein Loch hinauszog. Ein ſchrecklicher Geruch drang auf mich ein, der mich zur Verzweiflung brachte, denn auf dem Feuer lag einer meiner Brüder und wurde lebendig gebraten. Des Unglücklichen Winſeln und Geſchrei hätte die ſtarren Felſenwände bewegen können. Um mich herum lagen theils todte, theils noch halb lebende Griechen und ich an Händen und Füßen gefeſſelt unter ihnen. An dem Eingang der Höhle aber die blutdürſtigen Tiger, die bei jedem Schrei des unglücklichen Schlachtopfers ein gräßliches Gelächter aufſchlugen. Ich ſah ein, daß es um mich geſchehen war — und abermals vergingen mir, da ich noch immer aus der Kopfwunde blutete, die Sinne. Noch lag ich in einer Betäubung, als mich ein wildes Geſchrei, das in die Höhle hereindrang, wieder zum Leben brachte. Die Türken ſtutzten, griffen zu den Waffen und eilten hinaus. Jetzt ſuchte ich meine Bande zu löſen, was mir bald gelang. Sogleich half ich auch den anderen noch Lebenden; wir traten aus der Höhle und ſahen griechiſche Einwohner, die im Handgemenge mit den

Türken waren. — Wir waren ohne Waffen, doch ſtürzten wir gleich Raſenden auf die Wütheriche und packten ſie mit Händen und Fäuſten. Mehrere wurden niedergeworfen, der Waffen beraubt und ſogleich röthete ſich ihr eigener Stahl mit ihrem Blute. Die übrigen entflohen in die Gebirge. Doch unſer Sieg war leider erfolglos, denn eine neue Abtheilung von der zerſprengten Armee Omer's drang aus einer anderen Gegend der Gebirge auf uns ein; viele der Unſrigen nahmen die Flucht, und ich wurde mit einigen Anderen abermals als Gefangener weggeführt.

Dieſe Abtheilung ſuchte ſchleunigſt die Wälder und Berge zu gewinnen, und bald langten wir an einer Quelle nahe an dem Parnaſſus an, an deren Seite eine tiefe Höhle, die nur einen engen Eingang zeigte, ſich dem Blicke kund gab. Nicht umſonſt ſahen wir Gefangene uns wehmüthig an, denn noch ſtand das gräßliche Schauſpiel in der anderen Höhle vor uns, und wir glaubten uns ſchon verloren, als der Anführer der kleinen Abtheilung von Türken zu uns trat und bemerkte, daß ſie uns das Leben ſchenken würden, in dem Falle wir uns dazu verſtänden, der Abtheilung einen ſicheren Weg nach der Straße von Athen zu zeigen, wohin die Hauptmacht des Omer Vryone aufgebrochen war. Wir verſprachen alles, und da unter den Gefangenen Einwohner von dem Berge Parnaſſus waren, die dort alle Wege kannten, ſo erboten ſich dieſe, wenn uns das Leben geſchenkt würde, zu ſicheren Führern. Nun betraten die Türken die Höhle und wir mit ihnen.

Der Abend brach bald herein, und der Weg nach der Straße von Athen wurde angetreten. Wir wurden alle an Stricke befeſtigt und mußten die vordere Reihe bilden. Nur einmal ruhten wir an einer Quelle aus, dann ging es abermals vorwärts, und gegen Morgen erlangten wir eine kleine Ebene unweit Theben, welche von einer alten Ruine mit dicken Mauern beherrſcht war. In dieſen Mauern wurde gehalten, um abermals die Nacht zu erwarten. Unweit auf dem entgegengeſetzten Hügel lag ein kleines Dörfchen, welches im herbſtlichen Abendlichte freundlich zu uns herüber ſah. Die Türken theilten ihre Vorräthe redlich mit uns und überließen ſich ſorglos dem Schlafe. Doch als die Nacht dunkler eingetreten war, erhoben ſich einige von den gefangenen Griechen und ſahen verſtohlen über die Mauer. Bald bemerkte ich an den äußeren Quadern, daß hie und da der ſchwarze Schatten einer Kopfbedeckung ſichtbar wurde, welcher bald darauf wieder verſchwand. Ich ahnete einen Ueberfall durch Griechen. Doch auch die Türken hatten gewacht, und als nun ein einzelner Grieche über die Mauer ſtieg und mehrere folgen wollten, da ſchoß ſitzend ein Türke den anklimmenden Griechen von der Mauer herunter, und nun fielen ſie über die Gefangenen, die ſich bereits frei gemacht hatten, her und tödteten ſie ſchonungslos. Jetzt ſtürzten an zwanzig bewaffnete Einwohner der Umgegend auf die Türken herein, allein ſie mußten vor den Kugeln derſelben weichen.

Ich lag, während dieſes alles vorging, noch auf dem Boden. Man riß mich auf, und nun ging der Marſch nach der Gegend wieder zu, woher wir gekommen. Nochmals glaubte ich mich verloren; indeſſen der Anführer machte mich zu ſeinem Sclaven, und als nun keine Möglichkeit ſichtbar wurde, ſich der Armee von Omer Vryone anzuſchließen, indem Odyſſeus alle Zugänge und Engpäſſe beſetzt hatte, zog ſich dieſe Abtheilung von Türken, nachdem ſie ſich noch durch andere Zerſprengte vermehrt, in die Berge am Helikon zurück, überfiel Dörfer und Städte und mordete und vertilgte alles durch Feuer und Schwerdt. Die ganze Gegend, von Einwohnern entblößt, wagte keinen Angriff, und ſo wurde die kühngewordene Schaar der Schrecken dieſes Landes.

Nachdem ſie die Gegend am Helikon hart heimgeſucht, zogen ſie ſich an die Küſte von Livadoſtro, und die Höhen und unwegſamen Schluchten des Zegara-Gebirges gaben den Barbaren Schutz. Auf allen dieſen Zügen mußte ich ſie begleiten und mit blutendem Herzen dem Morde meiner Brüder zuſehen. Vergebens hoffte ich auf eine Gelegenheit zu entkommen, niemals wollte das Glück mir wohl. Eines Tags überfielen ſie mit dem anbrechenden Morgen abermals ein Dorf. Die männlichen Bewohner des Orts wehrten ſich verzweifelt, ich ſuchte mich loszumachen, doch in dieſem Augenblicke packte mich einer der Barbaren und brachte mich zurück. Dennoch entkam ich, allein bald hatte mich jener Reiter, den ihr kennen gelernt habt, wieder eingeholt, und ich wurde, da ich habe entrinnen wollen, zum Kreuzestode verdammt. Am nächſten Tage ſollte das Urtheil vollzogen werden. Wir lagen in einer Höhle, ungefähr eine Stunde landeinwärts von der Bucht von Livadoſtro. Mich hatte man gefeſſelt an die Oeffnung geworfen, ſchon war ich dem Tode näher als dem Leben. Vergangenheit und Gegenwart lag zentnerſchwer auf meinem Gemüthe; heiße Thränen ſtrömten über meine Wangen, und Verzweiflung über mein Schickſal erfaßte mich. Da lenkte ich meine Augen gegen Himmel, und ich betete inbrünſtig — eine lange Figur ſchien ſich wie ein Schatten an meinem Geſichte vorüber zu ziehen, und als mein Auge auf den ſteilen Felſen fiel, der über mir emporragte, da ſah ich die Alte von Livadoſtro auf dem Rande deſſelben, ihr Haupt tief verhüllt und einzelne wehklagende Töne ausſtoßend. Ich hörte ſie die Worte niederflüſtern: „Sieg oder Tod! Standhaft, Cyrill, und du wirſt gerettet werden!“ Wie Balſam drangen dieſe Töne in mein Herz; ich faßte, ohne ſelbſt zu wiſſen warum, Vertrauen und fühlte Troſt; und ſiehe da, wie der Himmel die ſchuldlos Leidenden nie verläßt, ſo geſchah auch mir: denn der Morgen, der meinen Tod beſcheinen ſollte, führte den Tag meiner Errettung aus der Sclaverei herbei; ihr, Freunde, kamt in der höchſten Noth und ſchütztet und erhieltet dieſes Leben, wofür ich euch ewig dankbar ſein werde.

III.

Werfen wir nun einen Rückblick auf die Ereigniſſe dieſer Zeit, und vorzugsweiſe inſoweit ſie Negropont berührten, ſo ſehen wir auf der Inſel ſchon in den erſten Monaten des da und dort ausbrechenden Aufſtandes die Fahne des Kreuzes aufgepflanzt. Die Einwohner waren unter dem türkiſchen Joche ſchwer darnieder gedrückt geweſen; dennoch hatte ein Armatolen-Capitanat, unterſtützt von der Tapferkeit und Vaterlandsliebe einiger Bürger, den Keim der Unabhängigkeit bewahrt. Während die zur Zeit der erſten Invaſion geflüchteten Familien in den Bergen ein Hirtenleben führten und einen edleren Ausdruck der Züge, eine reinere Sprache und ein forterbendes Andenken ihrer Abkunft und Freiheit bewahrten, lebten die Bewohner der Ebenen ohne Gewerbfleiß, ohne Handel — blos mit Landbau ſich beſchäftigend und dem Andrange ihrer Unterdrücker preisgegeben. Aber ſtolz und kriegeriſch waren die dortigen Griechen doch alle geblieben trotz des Druckes der eingeniſteten Barbaren, und trotz der Raubſucht der Paſchas, welche in der Feſtung Karababa, dem alten Chalcis, reſidirten. Bei dem Aufrufe, den Cyrill's Vater, der

Prieſter Kallinikus und der Anführer Diamanty ergehen ließen, pflanzte man auf der Inſel die Fahne der Freiheit auf, begann den Aufſtand, der ſchon mehrere Jahre vorher vorbereitet war, und nöthigte die Türken, ſich in die feſten Plätze Karyſtos und Chalcis zu verſchließen. Diamanty und die übrigen Anführer berannten dieſe Plätze, wozu nicht wenig die griechiſche Jungfrau Madon Maurogenia, die Tochter des Fürſten Stephanos, beitrug. Sie rüſtete mehrere Schiffe aus, warb ein ſogenanntes heiliges Bataillon, ähnlich demjenigen, welches in der Moldau unter Ypſilanti und Georgaky umgekommen war, und landete auf der Inſel. Doch umſonſt war das Bemühen, dieſe feſten Plätze wegzunehmen. Man verſtand es nicht, Feſtungen zu erobern, und glaubte übrigens die ganze Arbeit ſei gethan und die Feinde ſchon beſiegt, wenn man ſie nicht mehr auf dem Lande und in den Ebenen ſah. Deßhalb war man nachläſſig und weit weniger wachſam als nothwendig geweſen wäre. Die Türken benutzten dieſes, machten Ausfälle und fügten den Einwohnern vielen Schaden zu. Madon hatte ſich mit den Freiwilligen auf ihre Schiffe wieder eingeſchifft, Cyrill war in Böotien gefangen und wurde als Sclave mit herumgeführt, und Diamanty, der einzige Anführer, wurde jetzt durch Kara Taſſo vermocht, die Inſurgenten auf Kaſſandra zu unterſtützen. Das Heer der Negroponter war daher faſt ohne Führer und in großer Verlegenheit. In dieſer Rathloſigkeit als bereits Tripolitza gefallen war, wendeten ſie ſich an den Senat im Peloponnes, und dieſer ſchickte einige hundert Mainotten, unter dem Commando des Helias, nach Negropont, um Karyſtos wegzunehmen. Dieſer junge Krieger feuerte die Bauern auf der Inſel wieder an, ſchlug, unterſtützt von der rückgekehrten Schaar Mavons, die Türken vor Karyſtos und trieb ſie in die Stadt zurück. Doch die Freude über den erfochtenen Sieg machte die Griechen zu ſicher; die zerſtreuten Mainotten wurden von einem Ausfall überraſcht und gänzlich geſchlagen. Mavon flüchtete wieder auf ihre Schiffe, die an der Inſel Petali lagen, und ging ſogleich unter Segel. Helias ſuchte vergebens die Seinigen wieder zu ſammeln; mit zehn Tapfern, die den Tod ebenfalls der Schande vorzogen, vertheidigte er ſich in einer Mühle, bis ſie alles Pulver verſchoſſen hatten; hierauf als alle ſeine Gefährten um ihn gefallen waren, gab er ſich ſelbſt den Tod, indem er ſich das Schwerdt durch die Bruſt ſtieß, um nicht lebend dem Feinde in die Hände zu fallen. — So war das Jahr 1821 unter den ungünſtigſten Verhältniſſen für die Inſel Negropont abgelaufen. Sie hatten ihren

Vortheil nicht wahrzunehmen gewußt und ſtanden jetzt auf dem nämlichen Punkte, wo ſie bei Beginn der Inſurrection geweſen. Auf Mabon und Cyrill hatte man jetzt die letzte Hoffnung geſetzt; allein Cyrill war verſchwunden und Niemand konnte ſich erklären, wohin er gekommen. Man wußte, daß er und die letzten ſeiner Schaar ſich mit Diakos an den Thermopylen vereinigt hatten; allein ſeit jener Zeit war alle Kunde von ihm verloren, bis er durch unſere Hülfe in Korinth wieder auftauchte, wo er uns ſeine Geſchichte und die Berichte des Vorgefallenen mittheilte.

Eine neue Epoche, die der Nationalverſammlungen, ging für Griechenland auf, durch das Erſcheinen von Demetrius Ypſilanti herbeigeführt, welcher ſich darin gefiel, dem Lande Conſtitutionen, verwickelte Geſetze zu geben und endloſe Titel beizulegen; durch Congreſſe und Debatten wurden dem Volke neue unverſtändliche Dinge vorgeführt, die es anſtaunte und nicht verſtand; die unſchätzbare Zeit wurde ſo vergeudet, und dem Zwieſpalt und der Intriguenſucht, zwei Nationalleidenſchaften des glühenden, griechiſchen Charakters, ein freies Feld eröffnet. Das griechiſche Volk hielt ihn höher als alle anderen Griechen, und die Großen und die Officiere waren nicht eiferſüchtig auf ihn, oder wagten es wenigſtens nicht, Eiferſucht blicken zu laſſen.

Hätte Ypſilanti es verſtanden dieſe Vortheile zu benutzen, ſo wäre die Rolle des Befreiers die ſeinige geworden; nur zwei Jahre ſeines Uebergewichtes wären zur Rettung Griechenlands hinreichend geweſen. Er hätte Jedem ſeine Stelle belaſſen, die legitime Gewalt der Anführer über die Provinzen beſtätigen, das Volk und die Großen ſich auf gleiche Weiſe zu Freunden machen und ſich in die Mitte aller Triebfedern ſtellen ſollen, welche die einzelnen Bewegungen hervorbrachten; — dann wären alle feſten Plätze des Peloponnes, die ſich damals in gar ſchlechtem Zuſtande befanden, erobert worden; Negropont, das natürliche Außenwerk von Oſtgriechenland, wäre den Griechen in die Hände gefallen, der Kriegsſchauplatz wäre einerſeits bis über den ambrakiſchen Meerbuſen, andererſeits bis über die Thermopylen hinaus verlegt worden, der Aufſtand hätte ſich in die Provinzen von Macedonien diesſeit des Axius verbreitet, und ſchon der zweite Feldzug hätte über Griechenlands Schickſal entſchieden. Anſtatt deſſen löſte er den meſſeniſchen Senat auf, berief Congreſſe zuſammen und wollte Alles umorganiſiren. Theodor Negri kam ihm zuvor, indem er, um das allgemeinere

Intereſſe zu wecken, Gleichheit predigte und überhaupt als Verkündiger liberaler Ideen aufſtand. Dennoch kam abermals eine Nationalverſammlung in Argos zuſammen, aus welcher die Verfaſſung vom neunten Januar 1822 hervorging, die in allen Provinzen bekannt gemacht wurde. Die neue Regierung begab ſich nach Korinth und zögerte dort noch ſo lange die Verfaſſung bekannt zu machen, bis die Veſte Acrokorinth gefallen ſei.

Cyrill hatte nicht verfehlt die Kunde von ſeiner erhaltenen Freiheit durch ſichere Boten nach Negropont zu verbreiten, und bald kamen Vertraute der Hetärie und ſuchten ihn zu beſtimmen, dorthin zurückzukehren und ſich ſeines jetzt verlaſſenen Vaterlandes anzunehmen. Nun reifte eine großartige Idee in ihm, die durch ſeinen Umgang mit uns ihren Urſprung erhalten und die er uns denn auch ſogleich mittheilte.

Durch ſeine Verwendung ſollten die beiden Schiffe von Madon Maurogenia nach dem ſaroniſchen Meerbuſen ſegeln; wir wollten noch ſoviel Philhellenen, als Luſt hätten den Zug mitzumachen, anwerben, dann auf Negropont landen, die Gebirgseinwohner noch einmal zum Kampfe aufrufen und ſo die Feſtungen

Chalcis und Karyſtos wegnehmen. Bei den Kenntniſſen der europäiſchen Offiziere, einen Sturm und die Einnahme einer Feſtung zu leiten, unterliege es keinem Zweifel, daß die Expedition einen glücklichen Erfolg haben werde. Der Vorſchlag wurde von uns allen ſogleich mit Begeiſterung aufgenommen, nur meinte Armann, da wir jetzt ohnedies alle ohne Beſchäftigung und träge in Korinth lägen, ſollten wir der Regierung von unſerer Abſicht Mittheilung geben, um die Expedition allgemeiner zu machen. Um unſer Vorhaben glücklich auszuführen, würde ein Corps von Philhellenen, die ſich anſchließen wollen, über den Iſthmus nach Megara gehen, ſich dort, um nicht den Türken Omer Vryone's in die Hände zu fallen, einſchiffen und ſich dann an dem Port Mandri ausſetzen laſſen. Auf der Ebene von Marathon und Kalamos ſammele ſich das Ganze, ſetze in Kanonierſchaluppen über den Euripus und griffe zuvörderſt Karyſtos an. Obgleich dieſer Plan gut war, ſo wurden doch ſeine Prämiſſen von der Mehrzahl getadelt, die aus eigenem Antriebe und nicht auf Befehl der Regierung dieſe Expedition mitzumachen wünſchte. Indeſſen überließen ſie es der Einleitung und Anordnung Cyrill's, der ſich an die Spitze des Ganzen ſtellen ſolle. „Nun, ſo denke ich," ſprach er, „wir machen der Regierung unſeren Plan bekannt und dazu iſt morgen, wo die neue Conſtitution für Griechenland dem Volke verleſen wird, die beſte Zeit. Das Volk wird in Begeiſterung kommen und unſer Vorhaben nach allen Theilen hin unterſtützen. Wir alle gaben nun Cyrill nochmals Handſchlag und Wort, ihm nach ſeinem Vaterlande zu folgen und alles daran zu ſetzen, das Land von den Türken zu ſäubern.

Oeſtlich gegen den saroniſchen Meerbuſen hin, erhebt ſich in der Gegend, wo ehemals Altkorinth ſich ausdehnte und jetzt noch die Trümmer verfallener Größe zeigt, ein anmuthiger Hügel, auf dem ein im neueren türkiſchen Geſchmack erbautes Haus ſtand. Es war, wie alle die Gebäude der vornehmen Türken, von der vorderen und den zwei Nebenſeiten mit einer Mauer umgeben, die hintere Seite war mit dieſer in eins verbunden. Der innere Hof bildete einen weiten Raum und war an der Mauer hin mit einer Art Kugelakazien beſetzt, die dem Hauſe unten und dem inneren Platze einigen Schatten gewährten. Dieſes Haus hatte ehemals einem türkiſchen Beamten angehört und war, als die Griechen unter den Mönchen Gregorias und Kallinikus den Serail des Kamill-Beg in ihrer fürchterlichen Rache und nach Schätzen ſuchend, zerſtörten und ſeine Familie gefangen nahmen, ihrer

Wuth entgangen. Dieſem Gebäude gegenüber, dicht unter der Veſte Acrokorinth, lag ein zweites, welches indeſſen nach europäiſcher Art gebaut, einem Schloſſe ziemlich ähnlich ſah, und ebenfalls erhalten war. Dieſes Schloß bewohnte jetzt Maurokordato als Präſident des vollziehenden Rathes der neuen Regierung. Segelt man nun im Golfe nach Korinth, ſo gewähren dieſe beiden Häuſer dem Reiſenden einen angenehmen Anblick bei der Oede der Stadt, welche damals aus lauter Baracken beſtand, aus denen einige rieſengroße korinthiſche Säulen, Ueberbleibſel einer alten Waſſerleitung, als Denkmäler des längſt vergangenen Ruhmes hervorſahen.

Als ſich, um die Zügelloſigkeiten der Griechen zu zähmen, eine Art Regierung auf Veranlaſſung von Ypſilanti und Maurokordato gebildet hatte, nahm dieſe die beiden bezeichneten Häuſer in Korinth ein, und die Büreau's derſelben wurden in den weiten, luftigen Räumen eingetheilt. Die Gemächer zu ebener Erde, in welchen früher die Sclaven des vornehmen Türken ſich aufgehalten, und welche zugleich auch Küche und Keller vorgeſtellt hatten, da dieſelben ziemlich tief in die Erde gingen und von oben herab ihr Licht erhielten, wurden jetzt als Staatsgefängniſſe eingerichtet; denn ſobald ſich eine oberſte Behörde conſtituirt, kann es ohne Blutgericht nicht abgehen. Ueber dieſen halb unterirdiſchen Gefängniſſen war das übrige Haus erbaut, in dem zunächſt ein großer Saal, mit türkiſchen Polſtern rings an den Wänden ausgelegt, zu erwähnen iſt, in welchem das Miniſterium ſeine Sitzungen und nach denſelben ſeine Schmäuße hielt. Volksverſammlungen fanden in dem weiten Hofraume ſtatt. Eine Art Galerie, die, nach dieſem Hof zu, ſich um die drei Seiten des Hauſes hinzog, war geeignet, die Miniſter und Behörden dem Volk von oben herab zu zeigen, und von hier aus wurden auch die Reden gehalten.

Unter dem Andrange der Bewohner von Korinth und der Umgegend, meiſtens bewaffnet, war die neue Verfaſſungsurkunde von 1822 dem Volke verkündigt worden. Der Hofraum und die Lüfte hallten von dem ausgelaſſenen Schreien und Toben der Anweſenden wieder. Man ſchwang die Waffen, ſchoß die Gewehre ab und brachte den Geſetzgebern Griechenlands mit Zetergeſchrei ein vielfaches Hoch! — Da theilte ſich mit einmal die Menge an der Pforte und herein trat Cyrill in Albaneſertracht, bleich und verſtört. Die tobende Menge, den Jüngling betrachtend, wurde nach und nach ruhiger und Alles lenkte die Blicke auf ihn, der ruhig und würdevoll der Galerie des Hauſes gegenüber vorſchritt. Da winkte er mit der Hand und ſprach:

„Hellenen! Brüder!“

„Ich wiederhole den Wahlſpruch von Platon aus der euch eben verkündigten Verfaſſungsurkunde Griechenlands:

„Das ordnende Geſetz iſt der König der Menſchen, nicht aber iſt der Menſch der Tyrann der Geſetze.“

„Hellas hat die Waffen ergriffen, um für den Preis ſeines Blutes ſeine koſtbare Unabhängigkeit zu erkämpfen; unwiderſprechlich der gerechteſte Krieg! Viel iſt bereits geſchehen für dieſe Unabhängigkeit, die Nation hat Opfer gebracht und ſie ſind durch den Erfolg belohnt worden. Doch, indem man hier über Verfaſſung, welche die helleniſchen Völker erſt ſpäter beglücken kann, berathet und dadurch den Glauben der Nation einprägt, als wäre unſere Unabhängigkeit bereits auf feſte Stützen gegründet — ſchreitet der Türke mit Feuer und Schwerdt durch die Kantone von Oſt- und Weſtgriechenland, und martert und ſchlachtet unſere Brüder in wildem Frevel dahin. Wir in Korinth hier leben in einer unerklärlichen Trägheit, ſtatt daß die hier vereinten Kräfte, die Kenntniſſe der herbeigeeilten Philhellenen zu unſerem Vortheil und um das Land von dem Joche zu befreien, benutzt werden.

Durch einen Beſchluß des peloponneſiſchen Senats iſt der Anführer, der Vertheidiger von Negropont, nach Kaſſandra beordert worden, und er verließ die Inſel und gab das ſo wichtige, beinahe ſchon befreite Land abermals der Rache der in den Feſtungen eingeſchloſſenen Feinde Preis. Durch den Tod des tapferen Helias iſt den Barbaren das Land und ſeine Ebenen wieder zur Verwüſtung geöffnet, und der mit ſo vielem und edlem Blute unſerer Landsleute getränkte vaterländiſche Boden wird von dem eiſernen Fußtritt unſerer Tyrannen wieder betreten und als Eigenthum betrachtet. Der Paſcha von Negropont überſchwemmt ihn von neuem mit ſeinen Kriegern; werdet ihr hier euch noch länger ſtille halten, die Zeit mit Proklamationen, Einrichtungen und Ernennungen neuer Behörden hinbringen, während unſere Schwerter gezückt ſein ſollten, vor allen Dingen erſt den Feind zu erwürgen, der eueren Unternehmungen Hohn ſpricht?“

Ein dumpfes Gemurmel durchlief die Verſammlung. Die Miniſter auf der Galerie wenden ſich ſeitwärts.

„Die Heldin Madon, die ihr ganzes väterliches Vermögen dem Dienſte des Vaterlandes weihte, liegt mit ihren bemannten Schiffen unthätig auf der Inſel Petali und erwartet Hülfe von euch. Hier ſtehe ich, der letzte Edle von Negropont, geſandt von dem Nothſchrei meiner Landsleute, um euch nochmals zur Hülfe aufzufordern. Von euch, die ihr mit uns für Eine Sache fechtet und nach Einer Morgenröthe der Freiheit ſchmachtet, fordern und erwarten wir, daß ihr die Hülfe nicht verſaget, die wir bedürfen; Freiwillige fordere ich auf, ſich an mich anzuſchließen und mit mir nach der Inſel aufzubrechen. Ich werde ſie führen, und der Sieg wird unſere Waffen krönen."

Der Jüngling hatte kaum geendet, als die ganze Verſammlung in kriegeriſches Geſchrei ausbrach und „zu den Waffen!" ſchrie. Der Ruf hätte die Donner Gottes übertönen können, mit ſolcher Kraft drang er an die Felſen von Acrokorinth, und hallte in tauſendſtimmigem Echo wieder. Alles kam in Bewegung, man trug Cyrill mehr, als er ging, nach der Stadt zurück. Doch die Regierung hatte kein Geld und keine Mittel eine Expedition auszurüſten, und ſo blieb es denn Cyrill allein überlaſſen, ein kleines Corps zu ſammeln, mit dem er nach Negropont abgehen konnte.

Wir, die wir Cyrill aus den Händen der Türken befreit, vereinigten uns mit ihm, warben noch einige Philhellenen an; die Mehrzahl dieſer aber wollte Korinth nicht verlaſſen, um die Chargen nicht zu verlieren, die ihnen von der neu organiſirten Regierung in Ausſicht geſtellt worden waren.

Eine kleine Abtheilung tapferer, unternehmender Griechen, größtentheils Inſulaner, ging nach dem ſaroniſchen Meerbuſen ab, um dort mit einem Schiffe von Madon nach dem Hafen Raphti übergeſetzt zu werden; von da aus ſollten ſie über die Ebene von Marathon ziehen und nach der Inſel Petali gebracht werden, wo wir uns alle treffen wollten. Unſer Zug mit Cyrill zählte nur 21 Philhellenen, denen das Unternehmen neuen Muth und Entſchloſſenheit verliehen, und die mit Freuden die Gelegenheit ergriffen hatten, die träge Ruhe gegen Thaten zu vertauſchen.

Munter und ſingend traf uns ein herrlicher Aprilmorgen ſchon in den korinthiſchen Feldern auf der Straße nach dem Iſthmus. Griffoni war voll Humor und legte einſtweilen die im Geiſte eroberten Priſen an; auch wir andern erzählten uns ſchon von Heldenthaten, die noch im Schooße der Zukunft ruhten und die uns, wenn wir den Ausgang hätten vorherſehen können, wohl in einem weniger glänzenden Lichte und mit manchem Schrecklichen vermiſcht erſchienen wären. Wir hatten den Iſthmus erreicht und marſchirten über Cramili, ein in das obere und niedere getheiltes Dorf, von Griechen und Arnauten bewohnt und faſt in Pinien verſteckt, weßhalb man annimmt, daß an dieſem Orte früher die Iſthmiſchen Spiele gefeiert wurden.

Dieſe Bäume würden dann Sproſſen jener ſein, aus deren Zweigen bei den Spielen die Kränze der Sieger gewunden wurden. Wir hielten uns hier nicht auf, ſondern traten den Weg über die Oinöiſchen Gebirge nach Megara an; die Strecke dahin iſt nicht ohne traurige Erinnerung, doch war ſie nicht geeignet, unſeren Humor irgend herabzuſtimmen. Wir paſſirten den ſogenannten Todtenbach, woran im Jahre 1779 ein Corps Arnauten niedergemetzelt worden. Damals waren friedliche Zeiten; wir aber lebten in der Revolution und konnten es nur natürlich finden, wenn uns ein ähnliches Schickſal traf. Und in der That, wir betrachteten dieſen Bach, der aus einer von Oleander=, Pinien= und Ahornbäumen überſchatteten Schlucht hervortritt, mit einer gewiſſen Beklemmung. Dennoch ſchritten wir über den ſogenannten böſen Steg (kaki skala) und gelangten zur Marterſpitze und in den Engpaß, den einſt die Arnauten bewachten. Jetzt war er leer; die Arnauten hatten ihre Lehnsherren erſchlagen und ſpielten ſelbſt die Herren. Wir ſollten ſie bald kennen lernen.

Von den höchſten Punkten dieſer Gebirgskette genießt man die herrlichſte Ausſicht über Griechenland und ſeine Meere. In den Föhrenwäldern, welche theilweiſe die Abhänge decken, hauſen Wildſchweine, Hirſche, Rehe und Wölfe, während auf dem nackten Felſen die größten Raubvögel horſten. Der Nachmittag war erſchienen, und da wir uns weder an Stunde noch an Zeit gebunden hatten, ſo beſchloſſen wir, die Nacht in dieſen Wäldern hinzubringen, um eine Jagd auf das Hochwild zu halten, welches aus dem ſchattigen Forſte neugierig und frech vortrat. Nicht weit von dem Engpaß ſuchten wir ein Dickicht, in das wir uns lagerten, um den Abend und den Wechſel der Thiere abzuwarten. Das Wetter war angenehm, obgleich die Paſſatwinde den Schiffen auf dem Meere bereits gefährlich wurden. Die Gegend und der Wald war wie ausgeſtorben, und nur hie und da wurde die Stille durch das Zerknicken der dichten Zweige von durchbrechendem Wilde geſtört. Bis der Mond aufgegangen, mußte Griffoni wie gewöhnlich erzählen, und wir lachten und ſcherzten über alles, was er zum Beſten gab und was wir ſonſt Närriſches in dem Lande der Griechen bereits erlebt und erfahren hatten. Jetzt war Mitternacht herangekommen, und alle, die ſich Jäger nannten, gingen auf die vom Wilde betretenen Wege, um ſich anzuſtellen. Man brauchte nicht lange zu warten, als ein Rudel Hirſche im majeſtätiſchen Tritte an unſerer Fronte hinging. Jetzt eröffneten wir das Feuer, und der Wald dröhnte von der Flucht der Thiere, davon einzelne zurückblieben und verendeten. Doch mit dem Knall der Büchſe ſchien auf einmal ſich die Waldesſtille zu einem Sturm erhoben zu haben. Denn krächzend flogen die Raubvögel auf, grunzend durchſauſten die Eber den Forſt, und alles Wild floh ſcheu nach den Felſenklüften. Es war, als ob die weiland wilde Jagd ſich abermals auf den Weg gemacht hätte. Noch befanden wir uns auf dem Stand, als einer der Unſeren ausrief: „Seht dorthin — ein Geiſt!“ Hinter dem Walde, wo wir auf dem Anſtand waren, erhob ſich ein Felſenſtück, worauf eine lebende Figur ſichtbar wurde. Der Wald war in ſeine frühere Stille zurückgekehrt — aber auf dem Felſen, vom Mondlicht beglänzt, ſtand die Alte von Livadoſtro und krächzte ihr Lied, das wir ſchon kannten. Doch jetzt war es eine ernſte Mahnung an uns, die wir hier unſere Munition auf das ſchuldloſe Wild verſchoſſen, während Cyrill's Vaterland unſerer Hülfe bedurfte.

Wir gingen zurück zu den Kameraden, die wir alle im tiefen Schlafe fanden — nur Cyrill wachte und ſprach: „Ich habe eine ernſte Mahnung erhalten, ſobald der Morgen graut, unſeren Marſch fortzuſetzen.“

„Nun ja!“ meinte Griffoni, „die Alte von Livadoſtro mit ihren Liebenswürdigkeiten hat ſich wieder ſehen laſſen und uns mit einem Beſuche beehrt.“

Mit anbrechendem Tage paſſirten wir die Skironiſchen Felſen an der Küſte von Megara und trafen dort zeitlich ein. Megara iſt ein auf zwei Hügeln erbauter Flecken, von Arnauten bewohnt, die ſich nach der Vertreibung der Türken hier angeſiedelt haben. Ueberall erblickten wir Denkmäler und Säulen. Wir wurden von dem dortigen Primaten freundlich aufgenommen und uns ein Haus und Lebensmittel zur Verfügung geſtellt. Unweit Megara befindet ſich der Hafen Niſäa, wo einſt das Grab des Lelex zu finden war — er wird durch die Inſel Minoe gebildet und durch einen Thurm vertheidigt. Zwiſchen dem Hafen und der Stadt ſieht man noch Säulen eines Tempels. Wir erſtiegen den alten venetianiſchen Thurm, der jetzt den verſandeten Hafen von Niſäa überragt, und blickten links auf Eleuſis, gerade vor uns auf Salamis und rechts auf den Iſthmus und die Gebirge von Morea hinaus. Cyrill war glücklich durch den Antheil, den wir der verfallenen Größe Griechenlands zollten, und machte uns auf ſein Vaterland Negropont aufmerkſam, welches eben ſo merkwürdige Alterthümer, beſonders an der Südküſte der Inſel, aufzuweiſen habe, an welcher wir zu landen gedachten. Da ſich in dem Hafen von Ambelaki, welcher zwiſchen der Küſte von Attika und der Inſel Salamis in der Nähe des Dorfes Ambelaki liegt, das erwartete Schiff noch nicht zeigte, ſo unternahmen wir einen Streifzug nach Eleuſis (jetzt Levſina), welches von den Horden des Omer Vryone, welche die Gegend von Athen noch beſetzt hielten, mehrmals angegriffen und geplündert worden war. Unſer Weg ging an dem hügeligen Ufer von Megara aufwärts, und ſo gelangten wir auf die Höhe von Magula, von wo aus die Gegend ſich dem Auge mehr und mehr erweiterte. Bald darauf erreichten wir die Höhle, welche man die des Prokruſtes zu nennen pflegt, der die Reiſenden nach der Länge ſeines eiſernen Bettes zuſchnitt oder ausdehnte. Von dem Bette ſelbſt war nichts mehr zu ſehen, obgleich Hanné gegen Griffoni bemerkte, wie dieſer Umſtand und das Glück, daß wir nicht mehr in jenen Zeiten lebten, dieſem nun ſehr zu Statten komme. Jetzt zogen wir an dem Berge Kerata vorbei, durch die heiligen Felder zwiſchen Eleuſis und Thria, wo Ceres das erſte Getreide ſäete. Fruchtbare Ebenen dehnten ſich hier aus und zeigten, daß der Boden noch eben ſo ergiebig als früher war. Hier war auch die reichumblümte Quelle Anthios, jetzt in einen kleinen Sumpf umgeſtaltet. Nachdem wir auf felſigen Wegen und an Weingeländen hingegangen waren, näherten wir uns der Stadt Eleuſis. Was ſich von Einwohnern außerhalb derſelben befand, floh ängſtlich bei unſerem Anblicke nach der Stadt zu. Die

Gegend iſt voll von Alterthümern, bei denen wir uns hin und wieder aufhielten, und ſo waren wir an die großartigen Ueberreſte des ehemaligen eleuſiniſchen Haupttempels gekommen, den Perikles aus penteliſchem Marmor erbauen ließ, — als wir auf dem Wege, welcher aus der Stadt nach Megara zuführte, einen Armatolen-Capitain mit ſeinen Leuten auf uns zukommen ſahen. Wie der Capitain ſich uns auf ungefähr tauſend Schritte genähert hatte, machte er Halt und betrachtete uns aufmerkſam.

„Was gilt es,“ meinte Arwann, „die ſehen uns für irgend eine feindliche Nation an und machen Jagd auf uns. Jedenfalls iſt es rathſam, uns nicht überrumpeln zu laſſen. Ich ſchlage vor, wir greifen an.“

Sogleich machten wir uns fertig, marſchirten aus den Ruinen heraus und vertheilten uns, theils in die Rebgelände, theils auf die Straße und an die Küſte und avancirten ſo auf ſie zu. Wir hatten aber kaum zwanzig Schritte vorwärts gethan, als die Griechen ſchon ihre Gewehre auf uns abfeuerten und dann die Flucht ergriffen. Bald nach dieſem Abenteuer hatten wir Levſina erreicht, und als wir die Straße betraten, ſchoß ein Grieche aus einer der Luken, wie ſie in den kleinen Häuſern angebracht ſind, auf uns und bleſſirte einen der Unſeren. Cyrill ſtürzte auf das Haus zu, wir beſetzten die äußeren Seiten, er öffnete die Thüre und bald hörten wir Degenklingen — alſobald drangen wir in das Haus und nahmen einen Griechen gefangen, der, als ihm Cyrill begreiflich gemacht hatte, daß wir Griechenfreunde ſeien, zerknirſcht auf die Kniee fiel und um ſein Leben bat.

Dieſes alles ging auf offener Straße vor ſich. Nach und nach ſammelten ſich die ſcheuen Einwohner, im Ganzen aber mehr Weiber und Kinder als Männer, welche, wie wir erfuhren, unweit Eleuſis ſtanden, um die herumſchwärmenden Türken, die vor Kurzem erſt Eleuſis überfallen und dasſelbe geplündert hatten, aus der Ebene von Athen abzuhalten. Nachdem wir einen offenen Platz erreicht hatten, ſahen wir den Armatolen-Capitain aufgeſtellt und uns darauf entgegen kommen. Er betheuerte uns, daß er uns für irgend eine Garde des Omer gehalten habe und uns, wenn wir Eleuſis feindlich angegriffen haben würden, jedenfalls zurückgeſchlagen hätte; er freue ſich jetzt, Freunde in uns zu finden. Mehrere griechiſche Einwohner erboten ſich bei Cyrill uns aufzunehmen und zu beherbergen, was uns ſehr erwünſcht kam, da alle Levſianerinnen von ſehr feinem Teint und ſehr ſchön gebaut waren. Griffoni war über dieſe Schönheiten außer ſich und lief bald hier hin und bald da hin, ſagte der Einen etwas Angenehmes auf franzöſiſch, was ſie nicht verſtand, dann der Anderen etwas auf italieniſch, worauf die Schönen ihn etwas kalt und befremdend anſahen und ihn faſt außer Faſſung brachten. Wir nahmen drei Häuſer an, die uns angeboten wurden. Die Weiber und Mädchen, die in Griechenland ſich ſonſt vor jedem Fremden verſtecken, machten hier gerade eine Ausnahme, indem ſie ſich uns nicht nur entſchleiert zeigten, ſondern ſogar bemüht waren, uns mit allem zu bewirthen, was ſie beſaßen. Wir koſteten von dem ſüßen Honig, welcher aus den nahe gelegenen Bergen gewonnen wird, und der eine Berühmtheit erlangt hat. Unſer Abendmahl unter der griechiſchen Familie war in der That intereſſant, und ich glaubte mich wieder in die heimathlichen, thüringiſchen Berge verſetzt, wo die Einwohner am Heerde zutraulich uns ihre Märchen erzählen und dadurch die Zeit kürzen. Wir beſuchten noch am nämlichen Abend die Umgegend, die voll von zerſtörten Denkmälern alter Zeit iſt und den Wanderer unwillkührlich wieder in die Zeit der eleuſiniſchen Geheimniſſe verſetzt. Myſterien ziehen den Menſchen an und wir alle bedauerten, daß hier nicht, wie in dem übrigen civiliſirten Europa, Cicerone vorhanden waren, die uns noch einmal in die Zeit der eleuſiniſchen Feſte und der großen Myſterien zurückführen könnten. Eine ländliche Stille umgab bald den kleinen Ort Levſina — und, was ich noch nie in dem kriegeriſchen Tumulte von Korinth gehört hatte, eine lydiſche Flöte ertönte aus einer der Gartenanlagen, welche wir außerhalb des Fleckens bemerkt hatten. Die Töne machten einen eigenen Eindruck auf mich und ich horchte der Melodie, in deren Einfachheit ſich die idylliſche Gegend von Eleuſis abſpiegelte. Schon längſt waren meine Kameraden in den Ort wieder eingerückt, als ich noch auf einem Steine dem Häuschen gegenüber ſaß und dem Liede lauſchte. Dann aber ſchweifte meine Seele über die Meereswüſte hin, durch Frankreich nach Deutſchland und in die Heimath, und ich ſang ein deutſches Lied im Geiſte, um die Wahlverwandtſchaft unſeres Volkes mit dem der Griechen aufzufinden. Mein Lied war vielleicht ſchöner, aber lange nicht ſo ſeelenweich als das griechiſche; ich hätte dieſes immer ſingen hören und doch das meinige darüber nicht vergeſſen mögen.

Noch war der Morgen nicht angebrochen, als die Philhellenen ſchon munter die Straßen belebten und einander aus den Häuſern hervorholten. Wir glaubten, daß das Schiff, das uns überführen ſollte, ſchon da ſei; allein vergebliches Hoffen, es war nicht angekommen. Cyrill ſchlug nun vor, uns nach Salamis überſetzen zu laſſen, um in dem Hafen von Ambelaki die Ankunft des erſehnten Fahrzeugs abzuwarten, wozu wir ſogleich bereit waren. Zwei Kähne führten uns nach Salamis, der berühmten Inſel, an welcher einſt die atheniſche Flotte über die perſiſche ſiegte. Einen Felſen, der ſich nach dem Piräus zu erhebt, zeigte man uns als die Stelle, von welcher der König von Perſien auf ſilbernem Throne dem Kampfe zugeſehen haben ſoll. — Es war dieſes Eiland einſt das Königreich des Ajax, und die Schlacht von Salamis, in welcher die Blüthe und der Truppenkern der griechiſchen Republiken vereinigt war, und in welcher Eurybiades, Themiſtokles und Ariſtides den vollſtändigſten Sieg über die Perſer unter Xerxes, Mardonius und Artemiſus davontrugen, ſicherte den Griechen ihre Freiheit und demüthigte die Perſer. Jetzt heißt dieſes Eiland Koluri, und von der Rolle, welche es in der Geſchichte Griechenlands geſpielt hat, iſt ihm kein Denkmal geblieben. Es befinden ſich nur zwei Dörfer auf der Inſel, von armen Arnauten bewohnt, die Wein und Oliven bauen, ſie wurde aber ſpäter in dem Befreiungskriege dadurch wichtig, daß viele Schätze von griechiſchen Kaufleuten dahin geflüchtet wurden, weil die Türken ſich nicht auf die Inſel wagten, um nicht in Gefahr zu kommen, abgeſchnitten zu werden. Die Einwohner ſind ſehr furchtſam, und ſobald ſie Fremde auf der Inſel erblicken, entfliehen ſie und verſtecken ſich in die Höhlen, deren es dort eine Menge gibt, und von denen eine vielleicht jene Höhle iſt, in welcher Euripides ſeine Trauerſpiele dichtete. Cyrill und ſein Landsmann mußten ihre ganze griechiſche Beredſamkeit anwenden, um den Bewohnern von der Küſte des Dorfes Ambelaki begreiflich zu machen, daß wir, die wir freilich ſtark bewaffnet, keine Seeräuber wären.

Nachdem wir in einer an der Küſte gelegenen Reſtauration, in welcher nur ein ſchlechter, harziger Wein nebſt einigem verdorbenem Ziegenfleiſch vorhanden, eingekehrt waren, trat ein Mönch aus dem Kloſter Phaneromeni auf uns zu; gleich darauf lag Cyrill in ſeinen Armen. Es war Kallinikus, welcher ſich nach vielen Drangſalen hieher geflüchtet; er hatte uns auf dem Meere bei der Ueberfahrt erblickt und war ſogleich zu uns geeilt. Als die Beiden ihre Unterredung geſchloſſen, ſagte uns Cyrill, daß Kallinikus den Zug nach Negropont mitmachen werde und uns, bis daß das Schiff angekommen ſein würde, in das Kloſter einlade. Wir nahmen dieſes Anerbieten mit dem gebührenden Danke auf und traten ſogleich den Weg nach Phaneromeni an.

Das Kloſter iſt gleich einem Schloß im Mittelalter befeſtigt, und liegt der Küſte von Megaris gegenüber, wo es ſeine Olivenwälder beſitzt. Kallinikus erzählte, daß die fünfzig Mönche, welche das Convent bewohnten, hauptſächlich von Oliven leben.

„Sehr ſchmale Koſt,“ ſprach Hanné, „da werde ich mich keinesfalls in den Orden aufnehmen laſſen.“

„Iſt auch nicht nöthig,“ fuhr Kallinikus fort; „der Krieg, der ſich über Hellas gebreitet, wird manchem Ausländer ſeine heimathliche Küche vergeſſen und mit unſerer ſchmalen griechiſchen Koſt vorlieb nehmen lehren.“ Und bei Gott! der Mann hatte Recht; denn ſchon der nächſte Sommer führte uns hin und wieder in den blühenden, reichen Gefilden des Epirus faſt dem Hungertode entgegen.

Die Mönche zogen, als wir das Kloſter betraten und Kallinikus uns als Philhellenen vorſtellte, ſehr ſaure Geſichter und ſchienen eben keinen großen Gefallen an unſerer Tapferkeit zu haben, mit der wir Griechenland beizuſtehen gedachten. Indeſſen was machen ſich Soldaten aus Mönchsgeſichtern; wir ſtrichen unſere Schnurrbärte und traten in die kahlen, aber mit Heiligkeit reichlich ausgeſtatteten Hallen. Denn in der That die Ausſchmückung des Inneren dieſes Kloſters übertraf unſere Erwartungen, und es konnte von uns durchaus nicht in Uebereinſtimmung gebracht werden, daß die Bewohner dieſer prächtigen Säle und Kirche nur von Oliven leben ſollten. Sogar Armann, der ſtets ruhige und unverdroſſene, der allen Menſchen zu Liebe redete, handelte und jedenfalls auch der Menſchheit zu Liebe geſtorben iſt, ſchüttelte bedenklich mit dem Kopfe, als wir durch die reiche Kirche ſchritten, deren Säulen von Marmor und Granit und deren Altäre und Niſchen mit einer Menge von Heiligenbildern und ſeltſamen allegoriſchen Gemälden geſchmückt waren. Wir traten in das Refectorium; ein jeder der Mönche hatte dort einen ſehr bequemen Seſſel ſtehen, die unſeren wohlbekannten Großvaterſtühlen nicht unähnlich ſahen, und uns alle einladend zu fragen ſchienen, ob wir nicht auch die Sieſta in Griechenland verſuchen wollten? Hier legten wir unſere Waffen ab, denn der friedliche Ort forderte uns dazu auf, und ohne Complimente warfen wir uns in die Stühle und ſtreckten die Glieder.

Ein Laienbruder, etwas ſchwach auf den Beinen, denn er ging, oder watſchelte vielmehr, ſehr langſam und ſchnitt dazu immer Geſichter, als leide er an dem Zipperlein, brachte uns in einem alterthümlichen, irdenen Gefäße einen Trunk Wein. Ein deutſcher Philhellene, ehemals Wachtmeiſter unter den königlich würtembergiſchen Küraſſieren, der Name thut nichts zur Sache, befreite den Laienbruder von ſeiner Bürde, und trank das antike Gefäß bis auf den Grund aus. Faſt wäre der alte Burſche, der andächtig und mit offenem Munde ihm gegenüber ſtehen geblieben war, vor Schrecken umgefallen, und da der tapfere Wachtmeiſter ihm jetzt das Gefäß zurückgab, blickte er wehmüthig nach dem Prior, ob er den ſchönen Vorrath noch einmal ſchmälern ſolle? Der Wink zur abermaligen Füllung des Kruges war eben nicht zuvorkommend, wurde aber doch gegeben. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir nicht alle würtembergiſche Wachtmeiſter waren und dem geſammten Mönchscollegium einen beſſeren Begriff von unſerer Lebensart gaben, aber gelöſcht mußte unſer Durſt werden, der durch das Klima ſich bedeutend geſteigert hatte. Unſer Mittagsmahl war mager und frugal im eigentlichſten Sinne des Wortes, denn wir aßen nur Damengerichte, bei welchen ſich manches verzärtelte Fräulein ſehr gut befunden haben würde, nämlich die ſchönſten und friſcheſten Feigen und Mandeln, aber für uns war dieſe Speiſe im Augenblicke nicht conſiſtent genug. Den Beſchluß der Tafel machte ein ungeheurer Pilaw, der einige noch ſehr luſtig gebliebene Stellen unſeres Magens verſtopfte, und dem wir, obgleich er nur ſehr mager zubereitet war, tüchtig zuſprachen. Im Uebrigen würzten humoriſtiſche Tiſchreden das beſcheidene Mahl, und troß Magerkeit und knappem Maaß ſchmeckte es uns herrlich, und wir ſtanden befriedigt auf. Nicht ſo die Mönche, welche ſchon in den erſten Momenten unſerer Bekanntſchaft überdrüſſig zu ſein ſchienen, denn ſie entfernten ſich alle bis auf Kallinikus, der mit Cyrill in eine Fenſterniſche getreten war und ſich eifrig unterhielt, während wir andern uns ſelbſt überlaſſen blieben und unſere Unterhaltung eine ſehr laute ward.

Beſonders der würtembergiſche Wachtmeiſter geberdete ſich wie ein General, der im Geiſte oder Traume eine Schlacht gewonnen hat, von der die Exiſtenz einer Länderkette abhing; wahrſcheinlich ſtand das alte irdene Gefäß, das er ſo hart mitgenommen, als Feſtung vor ſeinen etwas trüb gewordenen Blicken, und hatte im Augenblicke ſeine Operationsplane in beſonderen Aufſchwung gebracht. Er explicirte ſie einem jungen Manne in phantaſtiſcher Uniform nach franzöſiſchem Schnitte, der in Leipzig Philoſophie und Philologie ſtudirt hatte, durch welche er auf den Gedanken gekommen war, Griechenland dieſe ſeine Kenntniſſe praktiſch anzubieten, — und entwarf ihm vorläufig ein Projekt, wie Karyſtos, das er nie geſehen, wegzunehmen ſei. Die Auseinanderſetzung dieſes Entwurfes ſchien etwas verwickelt, und wollte dem jungen Zuhörer nach philologiſchen Grundſätzen nicht einleuchten; auch war der Vortrag des Cavallerie-Wachtmeiſters etwas derber Art und nicht geeignet, die Aufmerkſamkeit des Erſtudenten, der die feinen Leipziger Cirkel beſucht und dort eine gewiſſe äußere Tournüre gewonnen hatte, zu feſſeln, denn dieſer wendete ſich mit einem Male von ihm ab, und ſuchte eine andere nahebei zuſammengetretene Geſellſchaft auf. Der Wachtmeiſter wollte ſich indeſſen in dem Fluſſe ſeiner Rede, die wie ein brauſender Bergſtrom über lockeres Geſtein aus ſeinem Munde herausſprudelte, nicht ſtören laſſen, und faßte den Studenten wieder am Arme, um ſeinen einmal gefaßten Operationsplan an den Mann zu bringen. Dieſer wieß ihn jedoch ab, und nun ſchwankte der erzürnte Held auf den jungen Philoſophen zu, um Händel mit ihm anzufangen. „Herr! das iſt eine Beleidigung,“ ſchrie er, „daß Sie mich nicht anhören wollen; ich fordere Satisfaction!“ und alsbald flog ſeine Klinge aus der Scheide. Eben ſo ſchnell hatte der Student gezogen, und ſchon lagen die beiden im Kampfe in den Mauern des Friedens, als wir übrigen beiſprangen und ſie aus einander brachten. Auf das Geklirr der Waffen eilten die Mönche erſchrocken herbei, und der Wachtmeiſter, bei dem nun der ganze

Vorrath des alten thönernen Gefäßes zu wirken ſchien, ſchwang ſeine Klinge auf die eintretende Cleriſei, die ſogleich die Flucht ergriff.

„Friede!“ rief Kallinikus und trat entſchloſſen auf den Wachtmeiſter zu; doch der befand ſich nunmehr in der Attaque und hieb rechts und links im Saale umher. Nun ſtürzten wir alle auf ihn ein, entwaffneten den ungeſtümen Raufbold und brachten ihn nach einer engen verlaſſenen Klauſe, wo er Zeit hatte, über ſeinen Unſinn nachzudenken. Unſer erſtes philhelleniſches Zuſammenleben an dieſem Orte mußte den Griechen einen äußerſt freundlichen Begriff von unſerer geſellſchaftlichen Exiſtenz in der Heimath beibringen, denn die Mönche kamen an dieſem Tage nicht mehr zum Vorſchein.

Die übrige Tageszeit wurde damit hingebracht, daß wir die Höhen hinter dem Kloſter beſtiegen, auf welchen ſich noch viele Ueberreſte von Mauern vorfinden und von wo aus wir die Inſeln des ſaroniſchen Meerbuſens, Acrokorinth und den Iſthmus, die weißen arkadiſchen Berge, nebſt dem Berg Gerania, die ſkironiſchen Felſen, die Stadt und die Ebene von Megara, nebſt den Berg Kythäron, die Ebenen von Rharia und Thria, die Trümmer von Eleuſis und einen Zweig vom, Parnaß überſahen. Die Ausſicht nach Athen wird durch einen Theil des Berges Aigaleos verhindert. Kallinikus erzählte uns auf dem Wege die Geſchichte eines heiligen Bildes, welches das Kloſter beſitze und welches jetzt das Palladium deſſelben geworden ſei. Es iſt dieſes ein Bild der heiligen Jungfrau, das vor einigen Jahrhunderten auf eine wunderhafte Weiſe entdeckt worden. Es lag mit Erde überſchüttet; da hörte man ſeine Stimme aus dem Boden, welche rief, daß man es aus dieſem dunkeln Aufenthalte befreien möchte. Sofort grub man bis zu einer bedeutenden Tiefe hinab und fand ein vollkommen erhaltenes Gnadenbild. Das Kloſter erhielt davon ſeinen Namen, verſicherte Kallinikus, — was ich jedoch bei der bekannten Etymologie des anmahnenden Wortes φαίνομηρις (d. i. mit bloßen Hüften; auch von Mädchen gebräuchlich, die ihre Kleider an den Seiten offen trugen) in ſehr abweichenden ketzeriſchen Zweifel zog.

Bis zum Eintritte der Nacht verweilten wir auf der Höhe von Salamis und genoſſen hier das herrliche Schauſpiel der untergehenden Sonne, die ein wunderſames Farbenſpiel über die üppige Natur zauberte. Die Nachtigallen ſchlugen, die Pflanzen dufteten; — es war einer von den unausſprechlich ſchönen griechiſchen Abenden, deren Reize man niemals vollſtändig in ſich aufzunehmen, vielweniger noch beſchreibend auszudrücken im Stande iſt, und von denen man ſich nicht trennen kann.

Bei unſerer Wiederkehr ins Kloſter waren die Mönche in der Kirche und hielten ihre Religionsübungen; wir traten in das Refectorium, in welchem auf einem Tiſche Oliven in Oel, gedörrte Weintrauben und Brode unſer warteten. Auch ſtanden einige Ockas Wein dabei; doch keiner der Mönche geſellte ſich zu uns, und die Demonſtration des Wachtmeiſters ſchien ſie für immer abgeſchreckt zu haben. Dieſer aber wurde jetzt befreit; er überhäufte uns mit Vorwürfen aller Art und begab ſich ſogleich nach Ambelaki, um ſich nach Attika überſetzen zu laſſen und Korinth wieder aufzuſuchen. Wir wünſchten ihm alle die glücklichſte Reiſe und wo möglich Beſſerung.

Ein Lager wurde für uns nicht bereitet, ſondern Kallinikus begab ſich mit Cyrill nach einer Zelle und bat uns, da es an dem Material zu Schlafſtätten fehle, uns in den Stühlen, die uns ſo behaglich geſchienen, zu placiren. Unglücklicherweiſe hatten wir mehrere Franzoſen unter uns, die keine Ruhe halten konnten und noch allerlei Teufelsſpuk trieben. Doch endlich trat die gewünſchte Stille ein, und der Schlaf übermannte die Stuhlſitzer. Der Mond erleuchtete durch die großen Bogenfeſter nur theilweiſe den Saal, in welchem wir, gleich den zwölf ſchlafenden Jungfrauen, in kleiner Entfernung von einander ſitzend ſchliefen. Da ertönte ein ſummendes Geräuſche, gleich als ob der Sturmwind an dem äußeren Mauerwerke vorbeiſtriche. Der eine meinte im Traume, es gebe Sturm auf dem Meere, der andere, es regne. Ich konnte trotz aller Müdigkeit nicht ſchlafen, und hörte neben mir zwei Franzoſen leiſe mit einander flüſtern und von Zeit zu Zeit lachen. Nächſt der Thüre ſchlief unſer Leipziger Student und, wie es ſchien, ebenfalls ſehr unruhig. Da öffnete ſich die Thüre und herein trat eine hohe, lange Figur, angethan mit einem großen weißen Tuche, welches über dieſelbe in reichen Falten herabhing, den Kopf gleichfalls mit einem weißen Tuche überdeckt, und ſtellte ſich dem ſchlafenden Kreiſe gegenüber. „Erwachet, ihr Schläfer,“ rief ſie, „und hört meinen Geſang!“ Alles fuhr erſchrocken auf, und alſobald ſchrie Komnenos: „Die Alte von Livadoſtro!“

„Ja, ich bin es!“ Darauf hob die Figur mit verſtellter weiblicher Stimme in den jämmerlichſten Tönen an zu ſingen: „Hervor Palikaren! nicht länger geträumt u. ſ. w.“

Doch kaum hatte der Geſang begonnen — als der Student wüthend auffuhr und ſchrie: „Für mich gibt es keine Geiſter, das iſt Trug und Gaukelſpiel!“ und ſomit ſtürzte er auf die Geſtalt zu. Dieſe wich aus, alles erhob ſich und ein fürchterlicher Lärm entſtand, da man der Figur habhaft werden wollte, die indeſſen Allen geſchickt auszuweichen wußte. Auf den Lärm erſchienen abermals einige Mönche mit Lampen, allein nachdem ſie die Thüre geöffnet und die weiße Geſtalt erblickt hatten, ergriffen ſie ſogleich die Flucht. Endlich packte der Student dieſelbe an ihrem Ueberwurf, er behielt ihn in den Händen und hervorſchlüpfte ein langer hagerer Mann, der ſogleich von uns in Verwahrung und in die Fenſtervertiefung gebracht wurde. Jetzt zogen wir ihm den Kopfputz ab und aus der Alten von Livadoſtro trat Griffoni hervor. Ein ſchallendes Gelächter durchtönte in tiefer Nacht die todten ſtillen Räume des Kloſters. Jedenfalls mußten die Mönche glauben, des Teufels Heerſchaaren ſeien bei ihnen eingezogen. Der Spaß wurde belacht; allein der Student gab ſich damit nicht zufrieden, denn er meinte, daß man ihn damit hätte aufziehen wollen. Doch er bekam für ſeine kindiſchen Bemerkungen kein Gehör und ſchwieg ſpäter von ſelbſt.

Der Tag brach endlich an und unſere Ungeduld führte uns mit dem erſten Morgen noch einmal auf die Höhen der Felſen. Der Morgen war ſehr kühl und ein friſcher Oſtwind wehte durch den ſtillen Tannenwald. Als wir nun auf die höher gelegenen Mauerruinen kamen, da gewahrten wir einen Zweimaſter, welcher eben an der Inſel Aegina vorbeiſegelte und nach dem Hafen von Ambelaki hinſteuerte. Ein Jubelgeſchrei brach aus, wir winkten mit Schnupftüchern und ſtiegen alſobald nach dem Kloſter herab, um die freudige Kunde den Uebrigen zu bringen. Alles kam jetzt in Bewegung, wir bewaffneten uns und traten ſogleich den Weg abwärts nach Ambelaki an. Auch Kallinikus ſteckte zwei Piſtolen und einen Heandſchear in den Gürtel und hing einen türkiſchen Säbel über die Schulter.

Noch war bei unſerem Eintreffen das Schiff nicht gelandet, und wartend ſahen wir demſelben bei ſeinem Laviren nach dem Hafen zu, als Cyrill einen Mann mit weißen Haaren und Bart auf dem Verdeck entdeckte und vor Freude emporſprang. Beide winkten ſich aus der Ferne zu und ſchienen alte Freunde zu ſein. Auch Kallinikus winkte mit der Hand. Jetzt warf das Schiff Anker, das Boot wurde herabgelaſſen, mehrere griechiſche Seeleute ſtiegen aus und kamen ans Land. Als ſie Kallinikus und Cyrill ſahen, übergaben ſie ihre Briefſchaften und fuhren alſobald wieder zurück. Doch nicht lange blieben ſie aus, als der

Alte mit weißem Bart- und Haupthaare nach der Küſte überſetzte. Man ſtürzte ſich in die Arme und umarmte ſich von neuem; bald trat der Greis zu uns, und Cyrill ſtellte uns denſelben als ſeinen erſten, beſten Freund vor, der durch wunderbare Schickungen den fürchterlichen Schickſalen, die die Griechen in Conſtantinopel erduldet hätten, entgangen ſei. Er ſei der Mitſtifter der Hetärie geweſen und als erſter Befreier von Griechenland anzuerkennen.

„Aber ſein Name?“ fragte ungeduldig Komnenos.

„Koramenos heißt er,“ rief jubelnd Cyrill.

Nun bewillkommten wir ihn alle, und als er jetzt reihum die Hand gereicht hatte, da trat aus der Baracke am Ufer auch wieder der verſchwundene Wachtmeiſter hervor und ſtreckte dem freundlichen Greiſe die Rechte hin.

„Ich habe mein Wort gegeben, die Expedition nach Negropont mitzumachen, und will es nicht brechen; nach derſelben werden wir über die Ereigniſſe im Kloſter Phaneromeni ſprechen.“

„Wenn wir noch leben,“ meinte Schöller; „jetzt ſei aller Streit geſchlichtet.“

Noch am nämlichen Morgen ſchifften wir uns auf dem Schiffe Bella Gärea ein, welches von Madon Maurogenia ausgerüſtet worden. Acht Kanonen zierten das Verdeck, und die Räume waren wie die aller anderen Kriegsſchiffe eingerichtet, wiewohl dieſes nur zweimaſtig war. Nicht wenig thaten wir uns darauf zu gut, auf dieſem erſt neuerbauten Fahrzeuge die Expedition nach Negropont und unſere erſten Heldenthaten auf demſelben und durch daſſelbe auszuüben. Sobald alle eingeſchifft waren, gingen wir unter Segel und liefen aus der Bucht von Aegina aus, blieben aber wegen widriger Winde den Tag über immer an der Seite dieſes Eilandes. Noch waren unſere Krieger voll freudiger Hoffnungen und das Durcheinandergreifen im Schiffsleben höchſt intereſſant. Gegen Abend wechſelte der Wind etwas, und wir erreichten die See. Abermals neue Freude! Doch die Mitternacht beruhigte die Luft, und eine gänzliche Windſtille trat ein, die uns veranlaßte, die Hängematten zu ſuchen, um dieſe Langeweile zu verſchlafen.

Ein unerträgliches Leben iſt das Leben auf dem Schiffe, wenn dieſes auf einer Stelle in offener See liegt und kein Lüftchen ſich bewegen will, daſſelbe fortzutreiben. Wie Panzer legt es ſich da um eure Bruſt, und ein verbiſſener Grimm bemächtigt ſich eures Gemüthes. Anders iſt es, wenn die Fahrt günſtig. Wie die Wolkengebilde über euch, wechſeln dann eure Gemüthsbewegungen, wenn ihr erſt einmal dem Schwunge des Elementes preisgegeben ſeid. Es ergreift euch eine Stoa, die ſich um euer ganzes Seyn legt, und beobachtet ihr die Geſichter, wenn einmal das Schiff auf dem hohen Meere ſich ſelbſt überlaſſen iſt, ſo bemerkt ihr ganz andere Züge auf denſelben, als ihr bemerktet, da ihr euch noch auf dem feſten Lande befandet. Es iſt daher eine eigene Gemüthsſtimmung, die euch beim Eintritt in das Seeleben ergreift. Selbſt die Freude iſt hier eine eigene. Jetzt herrſcht noch Frohſinn, die Scenen, die ſich dem Auge darbieten, ſind alle ſo neu, die Briſe iſt ſo friſch, weht euch kühlend ins Geſicht und den Segeln in den Rücken. Das Schiff gleitet ſanft und raſch in die unermeßlich grüne See hinaus. Grün iſt ſie noch, lichtgrün, wie die Hoffnung, wird aber bald zum düſteren Blau, zum ſchweren, ſchwarzen Grau, auf dem nur die ſilbernen Wellenſpitzen wie Gedankenblitze der Ewigkeit aufzucken. Es iſt eine hochpoetiſche Welt, dieſe Seewelt, in die ihr getreten.

Wenn ihr ſo hinausſtarrt über die Schiffswand in den wirren Ocean und euch ein Schauder in der Waſſerwüſte zuweilen ergreift und euer Blick wieder zurückkehrt zu den aus vielen Ländern zuſammengekommenen Gefährten, welchen eigenthümlichen Eindruck wird dieſes bunte Gemiſch auf euch machen! Denn die heterogenſten Gemüther vereinigen ſich hier zu einem Ganzen. Wir ſahen den Leipziger Studenten und den grimmigen Wachtmeiſter im freundlichen Geſpräche auf dem Verdeck.

Der Egoismus, ſei er auch noch ſo fauſtdick, wird zur See nachgiebiger, mittheilſamer. Euer Hochmuth, euer Haß, und wäre er noch ſo ſtarr, ſo glühend werden zum Gleichmuth, zur Sanftmuth. Es hält euch dasſelbe Brett mit dem Bettler, dem Verachteten, dem Todfeinde. Und ſo weckt die See Sympathien die man auf dem feſten Lande nie gekannt hatte.

Waren die Elemente unter dem kleinen Philhellenencorps von 21 Mann ſo verſchieden, daß wohl keiner den andern recht verſtand, ſo hatte ſchon der zweite Tag der Waſſerfahrt ſie alle zu innigen Freunden umgeſchaffen. Der Deutſche bezwang ſeinen eingewurzelten Haß gegen den Franzoſen, der Franzoſe wurde ein theilnehmender, exaltirter Freund der Deutſchen, und unter den letzteren ſelbſt war, was auch viel ſagen will, der Würtemberger, der Sachſe, der Preuße u. ſ. w. verſchwunden. Die Vergangenheit iſt verſöhnt, die Gegenwart tolerant, wo nicht gar freundlich, die Zukunft voll roſigen Schimmers. Die halbe Ewigkeit liegt zwiſchen euch — auf euch, erfüllt euch mit einer Verſöhnlichkeit, verleiht eueren Gedanken Großartigkeit, eurem Ideenfluge Kraft, Schwung und

Poeſie, deren ihr nie zuvor gedacht habt, niemals bewußt wart. Und wie nun euer Blick die wechſelnden Licht- und Schattenbilder in der ungeheuern Waſſerwelt und die Millionen Wogen wahrnimmt, die wie Rieſenungeheuer in abenteuerlichen Geſtalten auf euch heranſtürmen, dann die Wolken- und Luftgebilde, die in ewigem Wechſel von nächtlichem Dunkel und Tageshelle vor eueren Augen zuſammenfließen oder zerfahren, — hat ſich euer träger Geiſt auf die Schwungflügel der Phantaſie geſetzt und fliegt hinaus in die weite räthſelhafte Meerwelt, worin der Sturm heult und brauſt, die dann wieder im heitern Sonnenſchein lächelt, und auf und über welcher Licht- und Schattenbilder phantaſtiſch und doch wahr wechſeln und drohend ſich begegnen, bekämpfen und zum Frieden einigen. —

Gegen Morgen erhob ſich die Luft und brachte uns in das ſtarkbewegte Fahrwaſſer von Aegina und der kleinen Inſel St. Georg. Wir ſegelten längs der öden attiſchen Küſte gegen Abend in die dem Cap Colonna zunächſt gelegene Bucht ein und warfen Anker, indem der Capitain günſtigen Wind, um in den Euripus einzulenken, abwarten wollte. Er ließ nicht lange auf ſich warten und ſchon um Mitternacht lichteten wir die Anker und umfuhren das Cap Colonna in emſiger Haſt. Stattlich ſegelte unſer neues

Schiff, mit der Nationalflagge geſchmückt, durch die Meerenge, welche von der Inſel Makraniſi und Attika gebildet wird. Das Land war von Türken beſetzt, die wir vom Schiffe aus verhöhnten, ſobald ſie ſich an den Ufern zeigten. Der Wind war faſt immer günſtig und ſchon lag der Ort unſrer Beſtimmung, die Inſel Petali, vor uns. Als wir aber in den Euripus einfahren wollten, bekamen wir ſeichtes Waſſer und ganz conträren Wind, die Folge der dort ſtatthabenden Ebbe und Fluth, und wir mußten an dem Cap Karyſtos und der Inſel Andros kreuzen.

Schon durch unſer Erſcheinen war die Feſtung Caſtel roſo, welche ſich über die Stadt erhebt, aufmerkſam geworden und gab Zeichen an die unteren am Meere gelegenen Werke, uns mit Kanonen anzugreifen, worauf dann einige Schüſſe erfolgten, jedoch ohne uns zu gefährden. Gegen Abend legte ſich der Wind und wir lavirten nach der Inſel Petali, wo wir auf der Südſeite in einer verborgenen Schlucht, in welcher bereits Madon's zweites Schiff lag, Anker warfen.

Die früher in Korinth abgeſchickte Expedition von Inſulanern war auch ſchon wohlbehalten eingetroffen und hatte ein Lager auf der ſteilen Inſel bezogen. — Als wir nun feſt und beide Schiffe näher aneinander lagen, da trat Madon Maurogenia von ihrem Schiffe zu uns herüber und begrüßte uns mit aller griechiſchen Anmuth, welche jenen Damen, wenn ſie nämlich anderswo als in der Heimath erzogen worden, eigen iſt. Eine hohe Würde lag in ihrem ganzen Weſen und ſie ſchien uns eine Geſtalt, welche aus den Heldenzeiten Griechenlands zu uns herübergeſchwebt war. Nachdem dieſe Begrüßung vorbei, traten Kallinikus, Koramenos und Cyrill auf ſie zu; die beiden erſteren küßten den Saum ihres Gewandes. Sie kehrte ſich dann mit einem Ausdruck von Güte und Milde nach Cyrill um, welchem ſie erlaubte, ſie auf die Stirne zu küſſen. Sie war in die feinſte orientaliſche Tracht gekleidet, welche in aſiatiſche Bekleidung hinüberſpielte. Ihr Haupt bedeckte eine rothe griechiſche Mütze, um die ſich die ſchön geflochtenen Zöpfe des reichen Haares ſchlangen. Die Bruſt bedeckte ein goldener Schuppenharniſch und herabhing an einer ſilbergewebten Schnur ein türkiſcher, kurzgebogner Säbel, deſſen Griff überreich von Diamanten glänzte. In dem Gürtel von rothem Leder, nach griechiſchem Geſchmack mit Goldſtickerei überſäet, ſtaken zwei franzöſiſche Doppelterzerole. Ihr Gewand war kurz, darunter trug ſie weite Hoſen aus farbigem Seidenzeug, und die Füße bedeckten Sandalen, mit welchen ſchlechte Wege leicht zu paſſiren ſind und die alle Gebirgsbewohner Griechenlands trugen. Die ganze Mannſchaft gerieth in freudige Bewegung, als ſie Madon's anſichtig wurde und brachte derſelben ein donnerndes Hoch. Wir Europäer ſtanden in einer Gruppe und konnten uns an der griechiſchen Schönheit nicht ſatt ſehen. Die Franzoſen hatten ihre intereſſanten Franzöſinnen vergeſſen; auch wir Deutſche ſtellten Vergleichungen an, und die Italiener, beſonders aber Griffoni, dichteten bereits Hymnen an die bezaubernde Orientalin.

Bald aber entfernte ſich Madon mit Cyrill, Kallinikus und Koramenos, und ſie gingen auf das zweite Schiff, Irene, über. Die Nacht brach ein und nur das einſame Licht aus dem Hafen von Chalcis, welches die Buchten und Klippen des Euripus erkenntlich machen ſollte, glitzerte zu uns herüber. Der Schlaf floh uns alle und wir verſammelten uns in der Kajüte des Capitains. der uns auf Befehl der Jungfrau mit dem feurigſten Samier bewirthete. Unſere Unterhaltung lenkte ſich bald auf dieſen, bald auf jenen Gegenſtand; vor allem pries Griffoni ſein Vaterland Korſika und die Schönheiten daſelbſt, und wußte viele Heldenzüge von dorther zu erzählen. Auch ich ſtimmte mit ein, obgleich ich auf dieſer Inſel der Trübſale genug erfahren, als ich auf meiner Demagegenfahrt mit mehreren meiner Gefährten vom Jahre 1818 in Paris aufgegriffen und mit vieler Wichtigkeit als gemeiner Soldat dahin verſetzt worden war. Das Schickſal wollte es damals noch gut mit mir und ließ mich die Bekanntſchaft von ein Paar Familien machen, die auf Cap Rogliano wohnten und die mir unvergeßlich bleiben werden; die ich aber noch ſtets betrauere, weil ſie in einer Blutrache lagen, welche nach und nach die gänzliche Vertilgung ihrer Geſchlechter nach ſich zog.

Alles drang jetzt in mich, dieſe Begebenheit aus jüngſter Zeit zu erzählen, davon ich einen Theil ſelbſt miterlebt, und Griffoni's Neugierde war im höchſten Grade rege geworden. Und ich begann.

IV.

Ich ſaß mit meinem Freunde Lughetti in Rogliano zuſammen, vertrauliche Geſpräche wechſelnd und Ideen austauſchend über die entgegengeſetzten Sitten unſerer Länder. Ich pries die meines Vaterlandes, dagegen der Korſe die des ſeinen. Da wandte ich ihm ein, daß die Sitte der Blutrache in ſeinem Vaterlande nur bei Vertheidigern der Barbarei Schutz finden könne, und er mußte mir Recht geben; denn die Gegenwart zeigte noch immer ſolche Verbrechen. Er erzählte mir darauf folgende Geſchichte aus der jüngſten Periode.

„Auf unſerer Inſel lebten zwei Brüder Negri, die einſt unter dem großen Paoli fochten, als Korſika um ſeine Unabhängigkeit kämpfte, und ſich als die Tapferſten ſeines Heeres auszeichneten. Ihre Voreltern, Genueſen von Geburt, vertauſchten ihr Vaterland und ihre Intereſſen mit den unſrigen, und die Enkel wohnten nun, als dritter Grad der Familie, ſchon ſeit vielen Jahren hier, der eine in Ajaccio auf einer Villa, nahe an Bonaparte's Haus, der andere auf jenem Felſenſchloſſe. Geiſterhafte Nebel umziehen dies hohe Gebäude, wenn vom Meere herauf der Sturm über unſere Scheitel fährt, und wenn wir ängſtlich unſere kleinen Fenſter mit Läden verſchließen, den ungeſtümen abzuhalten, klirren dort oben die vielen alten, aber ſtattlichen Fenſter in den Sturm hinein, als wollten ſie den Sarg, in dem des Großen, Erhabenen und Schönen ſo viel ruht, und um den die Orkane raſen, in jammernden Tönen mit begraben helfen.

„Der Wanderer, tritt er näher, glaubt das Schloß verlaſſen, ſo öde und einſam erſcheint ihm alles. Dem war aber nicht immer ſo; denn ein engelgleiches Mädchen, die einzige Tochter der hieſigen Negri, bewohnte mit einem Zwillingsbruder unter dem Schutze ihres alten Vaters dies Schloß. Sein älteſter Sohn fiel, getroffen von dem Stahle ſeines Neffen, in Ajaccio.

„Wohl zwanzig Jahre hatten beide Brüder, ich meine die Väter, unter den Fahnen Paoli's mit Ruhm gekämpft, und die enge Freundſchaft, in der beide mit dem Feldherrn, damals Gouverneur und König von Korſika, lebten, ſchien jeden Familienhaß ausgeglichen zu haben; allein Haß und Rache glühten als unbemerkbare Kohlen unter der Aſche fort, bis ein rechtzeitiger Sturm ſie zu neuer verheerender Flamme anblies.

„Im Jahre 1794 rief Paoli engliſche Truppen herbei, um Korſika behaupten zu können, ein Schritt, der von ſeinen Landsleuten, die ſich bisher ſo tapfer für ihre Unabhängigkeit geſchlagen hatten, ſehr übel gedeutet wurde. Paoli fiel in der Achtung des Volkes, ja er war endlich genöthigt, ſich nach England zurückzuziehen, und ſeine damals vertrauten Freunde, worunter die Negri gehörten, ſämmtlich zu entlaſſen.

„Die Inſel blieb unter dem Befehle des Statthalters Elliot, und die Negri begaben ſich auf ihre Landſchlöſſer.

„Der älteſte Sohn des Negri von Rogliano war Stefano geheißen, ein junger Menſch von ſiebzehn Jahren, der einige der letzten Schlachten ſchon als Soldat mitgekämpft. Ein Sohn des Negri von Ajaccio war etwas älter und hatte die Bewachung dieſes Platzes durch Vermittlung ſeines Vaters erhalten, obgleich er nicht eigentlich Soldat war, vielmehr früher die Univerſität Corté beſucht hatte.

„Nachdem Paoli die Inſel geräumt, überkam Stefano das Verlangen, eine Reiſe nach Ajaccio zu unternehmen, um alte Freunde und Kriegskameraden zu begrüßen. Der Vater verſucht auf alle Weiſe ihn davon abzuhalten, indem er ihm alle Gefahren, wie den gegenſeitigen, wenn auch bisher nicht kundgegebenen Haß der Familien vor Augen ſtellt; jedoch vergebens, der jugendliche, rüſtige Soldat fürchtet nichts. Er macht ſich auf den Weg, durchſchreitet keck die gefahrvolle, waldige Felsgegend und erreicht heiter und glücklich das an drei Seiten vom Meere umſpülte Ajaccio.

„Er wird freundlich empfangen, und angenehm vergehen ihm in jubelnden Vergnügungen mit ſeinen Freunden vier Wochen.

„Eines Tages will es das Verhängniß, daß Stefano mit ſeinen Kameraden in einem dicht am Hafen gelegenen Kaffehauſe zecht. Es geſellt ſich in der Abenddämmerung ein in korſiſche Bauerntracht gehüllter Mann zu den trinkenden und jubelnden Freunden; der Fremde miſcht ſich in ihre Freuden und weiß durch ſeine Geſellſchaft ſie noch mehr zu ſteigern, als auf einmal der Schreckenslaut Stefano's Munde entfährt: „Rächet meinen Tod an meinem Vetter!" indem er ſelbſt, von einem Dolche durchbohrt, todt vom Stuhle ſinkt.

„Man eilt herbei zu helfen; allein vergebens! Der Fremde iſt aus dem Getümmel entkommen.

„Stefano's Leichnam wurde nach Rogliano gebracht. Die Mutter des Unglücklichen war während ſeiner Abweſenheit vom väterlichen Hauſe von Zwillingen, einem Knaben und einer Tochter, entbunden worden; was Wunder, daß der Anblick ihres gemordeten Sohnes ihr das Leben koſtete, das ſie mit den Worten verließ: „Ich danke dir, Gott, daß du mir in dieſem,“ hier drückte ſie den neugeborenen Knaben krampfhaft an ihre Bruſt, „einen Rächer ſandteſt!“

„Siehſt du,“ fuhr Lughetti, ſich zu mir wendend, fort, „jene hohe, mit Staketten umgebene Cypreſſe links, gegen den Abhang des Schloßgartens zu? Sie beſchattet den einfachen Stein, unter welchen der unglückliche, troſtloſe Vater Gattin und Sohn gelegt. Hier trauerte derſelbe viele Jahre, und raſte mit den Meerwinden, wenn ſie über die Scheitel der Inſel fuhren und die rieſigen Cypreſſen- und Kaſtaniengipfel unter der gewaltigen Fauſt des Sturmes ſich beugten, in donnernden Flüchen und Rachebeſchwörungen.

„Die nächſten Bewohner jener Gegend haben oft die geiſterhaften Racheaufforderungen belauſcht, wenn der greiſe Vater den Knaben Antonio, ſeinen zweiten Sohn, an der Hand zum Grabſteine führte, ihn niederknieen ließ zu beten und zu ſchwören, Mutter und Bruder einſtens zu rächen.

„Als dieſer aber ein Jüngling von achtzehn Jahren geworden, führte er ihn in den großen Familienſaal, riß den an einer Säule hangenden Dolch, die geheiligte Familenwaffe, *) herunter, ſetzte ihn dem

---

*) Die Korſen laſſen ihre Waffe, mit der ſie die Blutrache vollziehen wollen, mit Weihwaſſer beſprengen, bringen dieſelbe verſteckt nahe an den Altar einer beſuch-

Sohne auf die Bruſt und ſprach feierlich: „So wahr ich mit dieſem Dolche einſt deine Bruſt, Antonio, durchbohren werde, wenn du deine Mutter und deinen Bruder nicht rächen wirſt; ſo wahr, ſchwöre mir jetzt, auf dein Leben zu verzichten, wenn du jemals dem Vorſatze der heftigſten, glühendſten Rache gegen deine Verwandten in Ajaccio untreu werden ſollteſt. Rufe deinen Schutzheiligen, Antonio, in dieſer Stunde an!“

„Der Jüngling ſchauderte, ſchwor aber, die Rache des eigenen Vaters fürchtend, die Manen der Gemordeten zu rächen und zu ſühnen.“

„Der Mond leuchtete melancholiſch, als Vater und Sohn hierauf durch den Garten dem Grabmale der Hingeſchiedenen zuſchritten. Hier angekommen, wurde das Familienſtilet auf denſelben niedergelegt, und nochmals mußte Antonio den fürchterlichen Schwur erneuern. Dann ward die hintere Thüre des Gartens geöffnet, und heraus traten beide und ſchlugen den ſteilen, hinten am Gebirge in dem dichteſten Oliven- und Kaſtanienwalde hinführenden Weg nach der Capelle St. Antonio ein, welche nahe an der Meeresküſte auf dem Vorſprung eines Felſens gelegen iſt.

---

ten Capelle oder Kirche, und laſſen die Meſſe darüber leſen, wodurch die Waffe dann dem Himmel geweiht iſt und als Werkzeug deſſelben betrachtet wird.

„Matt brannte ihnen die Lampe aus der Vorhalle durch die beiden Oeffnungen an der Thüre entgegen. Der Vater öffnete lautlos, ſchritt ebenſo und feierlich vor bis zum Altare, hob das Stilet hoch empor, beſprengte es mit Weihwaſſer, und beide knieten am Altare nieder, um Kraft und Ausdauer zu dem Unternehmen vom Schutzheiligen zu erflehen. Jetzt erhob ſich der Sturm vom Meere, drang durch die geöffnete Thüre und die beiden kleinen Fenſter herein und ſchlug die Thüre knarrend auf und zu; aber nichts ſtörte die in Gebeten und Rachebrüten Verſunkenen. Ein heftiger Windſtoß und die Lampe erloſch: „Wir ſind erhört,“ ſagte der Vater, „nun empfange auch meinen Segen.“

„Er legte die Hand auf das Haupt des Jünglings, betete ſtill über ihm und ſprach dann: „Nun erhebe dich, mein Sohn, und verfolge getroſt, was die Ehre unſeres Hauſes und die Ruhe deines alten Vaters erheiſcht.“

„Bis jetzt hatte der ſonſt ſanfte Antonio nur maſchinenmäßig alles gethan, was ſein Vater verlangt hatte; allein, als ſei er plötzlich von einem böſen Geiſte getrieben, fuhr er auf, wiederholte die Racheſchwüre des Alten in wo möglich noch gräßlicheren Worten, ſtürzte an deſſen Bruſt und forderte ihn auf, ihn mit der eigenen Waffe zu durchbohren, wenn er rachelos zu ihm zurückkehren würde.

„Wiederum kein Laut entfuhr den beiden auf dem Rückwege. Sie verschwanden in dem Garten am Schloſſe.

„Der kommende Tag ſah Antonio nicht mehr in Rogliano.

„Der alte Negri in Ajaccio war unterdeſſen mit Tode abgegangen. Vor ſeinem Ende vermachte er dem heiligen Orden der Kapuziner ein bedeutendes Legat; einem der Brüder beichtete er aber, daß er durch einen Mord, den er habe vollführen laſſen, ſich an ſeinem Bruder, für einen von demſelben in der Familie begangenen früheren Mord, gerächt habe. Der Kapuziner abſolvirte ihn, und er ſtarb beruhigt.

„Sein Sohn, der Mörder Stefano's, erbte ſeine Güter, wodurch deſſen ohnedies beträchtliches Vermögen von Seiten ſeiner Gattin, die aus einer der erſten korſikaniſchen Familien ſtammte, noch um ein Bedeutendes vermehrt wurde. Eine Tochter, zu der Zeit als der Vater ſtarb, fünfzehn Jahre alt, war die einzige Frucht dieſer Ehe.

„Als einem der erſten Einwohner, und mit echt korſiſchem Stolze und Ehrgeiz begabt, konnte es dieſem Negri von Ajaccio nicht fehlen, ſich bald bis zu der Würde eines Maire's emporzuſchwingen.

„Leidenſchaftlichkeit, Herrſchſucht und eine innere Zerfallenheit mit ſich ſelbſt verleiteten ihn zu manchem Gewaltſtreich, wodurch er ſich zwar in ſeiner nächſten Umgebung verhaßt genug machte, dafür aber in der Gunſt der franzöſiſchen Regierung deſto höher ſtieg, und als Präfekt bald Gelegenheit hatte und ſich nicht ſcheute, manchem Bluträcher das Todesurtheil zu ſprechen.

„Bald ausgebrochene Unruhen unter der Bevölkerung des Departements Ajaccio aber nöthigten ihn, ſeine Familie nach Baſtia zu ſchicken, um ſie dort bei einer anderen Familie, die ihm freundſchaftlich ergeben, unterzubringen.

(Es war dies eine Familie aus England, deren Namen verſchwiegen bleiben mag, in welche ich, während meines Aufenthaltes in Baſtia, ſelbſt eingeführt war.)

„Balbina, die Tochter des Präfekten, war eine vollendete ſüdliche Schönheit, deren äußere Reize durch Herz und Gemüth nur noch um ſo glänzender ſtrahlten. Sie war, wie dies alle Südländerinnen voraus haben, ſchon mit dem fünfzehnten Jahre völlig entwickelt. Bei aller ihrer Liebenswürdigkeit war jedoch ein gewiſſer ſchwermüthiger Zug in ihrem ganzen Weſen nicht zu verkennen, der aber in ihrem Erſcheinen und Thun nur als ein verſchönender erſchien. Sie entbrannte dabei ſchnell in heftigem Zorn, um dieſen bald darauf wieder bereuen zu können. Sie war mit einem Worte eine ächte Korſin, und wie dieſe alle, bei einer großen Anlage zur Gutmüthigkeit, begeiſtert für die Freiheit und die Sitten ihres Landes.

„Bald beſuchten die Damen beider Familien die Meeresufer um Baſtia, die durch die herrlichſten Rebenpflanzungen ungemein verſchönert wurden, und ſendeten ihre Blicke nach den fern gelegenen Eilanden von Elba, Capraja und Monte Chriſt, welche, in dünnen Duft gehüllt, über die Meeresfläche herüberſpiegelten; bald die einſamen Spaziergänge zum Kloſter St. Lorenzo, welches auf der Hälfte des hinter der Stadt emporſtrebenden Berges, der mit Weingärten aller Art überdeckt war, ſich unter grünen Rebenhügeln angeſiedelt hatte und wie ein einſamer Pilger auf die weite Gegend hinabſchaute.

„Dort reichten die bärtigen, düſteren Kapuziner den heiteren Damen, und beſonders der blühenden Jungfrau Balbina, Früchte aller Art zur Erfriſchung, und Worte des Dankes und Scherzes von Seiten der Frauen ließen die ehrwürdigen Väter ſich gern gefallen.

„Unter dieſen Mönchen aber zog die Aufmerkſamkeit Balbina's ein ganz junger Laienbruder auf ſich, der die Damen beim Hinanſteigen des Berges jedesmal empfing, und deſſen Aeußeres deutlich verrieth, daß er erſt kurze Zeit ſich dem Orden angeſchloſſen und die Kapuze entweder aus Noth oder zum Schein gewählt haben müſſe.

„Dieſes zu erfahren, verſuchte Balbina alle Mittel; aber vergebens. Einſt hatte ſie ſich mit dem jungen Mönche in eifriges Geſpräch verwickelt, das ſie von der Damengeſellſchaft auf kurze Zeit trennte. Beide führte ihr Weg, ohne daß ſie es anfänglich bemerkten, zu dem höher gelegenen Kloſterweingarten hinauf, wo ſie Baſtia mit dem Hafen und einen großen Theil des Meeres überſehen konnten. Gefeſſelt von dem grandioſen Anblick bleiben ſie ſtehen. Beider Herz ſchlug höher, und Balbina wagte es den jungen Kloſterbruder mit eindringlichern Bitten zu beſtürmen, ſich ihr zu entdecken, wobei eine glühende Röthe ihr Geſicht überflog. Dem Mönche entging dieſe ſo ſchnell ſich ſteigernde Theilnahme nicht, und er wußte ſie im Stillen als das, was ſie verrieth und war, als Liebe, zu deuten. Mit innerer Gluth betrachtete der Jüngling die reizende Jungfrau; er verlor ſich, an eine ſchöne ſüße Zukunft denkend, in ihrem glühenden ſchwarzen Auge; Balbina's Bitten wurden noch ſtürmiſcher, — da vermochte er nicht länger zu widerſtehen, er ſtürzte zu ihren Füßen und geſtand, was er ſchon lange für ſie gefühlt habe. Eben ſollte das Geſtändniß ſeines Standes ſeinen Lippen entſchweben, als ſie durch das Kommen mehrerer Kloſterbrüder und Damen unterbrochen wurden. Sie gingen den Kommenden in großer Zerſtreuung entgegen. Sich wiederzuſehen, und bald wiederzuſehen, verſprachen ihre Augen beim Abſchiede.

„Hin ſank Antonio, denn es war kein anderer als unſer Negri, der ſich auf der Reiſe nach Ajaccio befand, um den ſeinem Vater gegebenen fürchterlichen Schwur zu erfüllen, — an den Stufen des Altars der Kirche von St. Lorenzo, Gott anzuflehen, entweder den Vater zu lenken, daß er ihm das grauſame Beginnen erlaſſe, oder ihn ſelbſt, wenn es unabwendbar ſei, zur That zu ſtärken.

„Die Liebe hatte den Jüngling noch weicher geſtimmt, als er ohnedies ſchon war, und es bedurfte des Aufwendens aller ſeiner Kräfte, den inneren unruhigen Mahner, der ihm die Ausführung der Rache und Erfüllung ſeines Schwures fort und fort ins Gedächtniß rief, nicht zurück zu weiſen.

„Eine fürchterliche Nacht durchkämpfte er unter den ſich ſtets widerſtreitenden Gefühlen der Liebe und Rache; doch behielt letztere die Oberhand, denn es ergriff ihn ein unnennbarer Schmerz beim Andenken an ſeinen geliebten Vater, und er beſchloß ohne Verzug die That zu vollbringen. Doch trieb ihn eine ſüße Pflicht, Balbina noch einmal zu begrüßen und ihr ſeinen Vorſatz unumwunden mitzutheilen.

„Die Gelegenheit dazu fand ſich noch am Morgen. Er entdeckte ihr eilig, daß er kein Mönch ſei, ohne ihr jedoch ſeinen Namen zu nennen, und fragte ſie darauf in kurzen Worten, ob ſie ihn wohl haſſen würde, wenn er eine blutige That vollbrächte, die ſeine Familie und der Tod ſeiner Mutter ſowohl, wie der ſeines Bruders, als Sühnopfer verlange?

„Balbina entgegnete ohne langes Beſinnen: „Bleibe deiner korſiſchen Ehre getreu, und gebietet dein Familienhaß das Opfer, ſo vollziehe es: du ſteigſt nur dadurch in meiner Liebe!“

„Das unglückliche Mädchen wußte nicht, für wen Antonio's Stahl geſchliffen war, ja ſie feuerte ihn noch mehr an, ſeine Rache zu beſchleunigen und nur ſie nie zu vergeſſen. Er nahm ſchmerzlichen, doch ſchnellen Abſchied von ihr, ließ ſich in der Kloſterkirche noch einmal einſegnen, und ſchlug, als Kapuziner verkleidet, den Weg durch die Gebirge über Corté nach Ajaccio ein.

„Der Präfekt ſaß in vergnüglicher Geſellſchaft; er hatte ſoeben das Kreuz der Ehrenlegion von ſeinem großen Landsmanne, der ſein Exil, die Inſel Elba, verlaſſen und nach Frankreich zurückgekehrt war, bekommen. Stadt und Hafen jubelten über die durch einen gelandeten Schiffer ſoeben eingetroffene Nachricht; auch der Präfekt machte ſich in ſeiner Geſellſchaft nach dem Hafen auf, die Freude zu theilen.

„Auf dem mit Platten belegten Ufer des Hafens wandelte derſelbe noch immer auf und ab, als die fröhlichen Schiffsleute ſich bei einbrechender Dämmerung allmählig in die Kaffehäuſer am Strande zurückgezogen. Ein ihm unbekannter Kapuziner trat zu ihm, ihn um ein Almoſen anſprechend. Der Präfekt greift in die Taſche, allein in dem Augenblicke ſchreit ihm der Mönch ins Ohr: „Rache für meinen Bruder Stefano und für meine Mutter!“ und ſtößt ihm das Stilet bis an's Heft in die Bruſt.

„Der Leichnam ſtürzt in's Meer, Matroſen ſpringen herbei, der Mörder entflieht, während ſich jene umſonſt bemühen, den aus dem Waſſer gezogenen Präfekten wieder ins Leben zurückzurufen.

„Unaufhaltſam und vom nagenden Gewiſſen getrieben eilt Antonio in ängſtlich beflügelten Schritten durch die dunkeln Kaſtanienwälder der Gebirge, auf Wegen, wohin nicht ſo leicht ein Späher gelangen konnte, Tag und Nacht fort, als verfolge ihn der blutige Schatten. Kaum daß er bei einzelnen Hütten in den Hochgebirgen anhält, um ſich dürftig das Leben zu friſten.

„Die Lichter im Schloſſe zu Rogliano wollten eben verlöſchen, denn Mitternacht war vorbei, als er ungeſtüm an die Pforte klopft. Zu den Füßen ſeines Vaters, der ſelbſt die Thüre geöffnet, ſtürzt Antonio, den mit Blut befleckten Dolch ihm entgegenhaltend: „Hier, grauſamer Vater,“ ſchreit er ihm entgegen, „bringe ich dir die Bürgſchaft, daß deine Gattin und dein Sohn gerächt ſind!“ und gleich einem Wahnſinnigen windet er ſich auf der Erde.

„Er wird in den Familienſaal gebracht, der alte Korſe hängt ſtillſchweigend den verhängnißvollen Dolch wieder an den vorigen Platz der Säule und verſucht es, Troſtworte ſeinem Sohne zuzuſprechen und ihm zu bedeuten, daß das Verhängniß es nicht anders gewollt habe.

„Nur einige Stunden Ruhe,“ ſprach er, „vergönne dir, mein Sohn, dann magſt du für längere Zeit nach Frankreich entfliehen, wohin ich dir, dich für einen Anderen ausgebend, empfehlende Briefe ausfertigen werde; dort wirſt du ſicher und geborgen ſein.“

„Doch das Schickſal wollte es anders; der Verrath lauerte auf ihn. Antonio wurde an der Küſte, als er im Begriff war ein Schiff zu beſteigen, ergriffen und in das Gefängniß nach Baſtia abgeführt. An dem Cap der Inſel kannte man Antonio, der der Liebling der Küſtenfiſcher war. Man konnte ſich ſeine Gefangennehmung durchaus nicht erklären, und beſchloß im Geheimen ſeine Befreiung zu bewerkſtelligen, wozu natürlich der alte Negri weder Gold ſcheute, noch es an allen Künſten der Ueberredung fehlen ließ.

„Dicht am Meere auf einem felſigten Vorſprung lag damals das Gefängniß für Verbrecher in Baſtia, und die meiſten Oeffnungen der Zellen gingen auf das weite Meer hinaus. Kaum hatten die Cap-Inſulaner und Fiſcher den Aufenthaltsort Antonio's erſpäht, als ſie bald über den Befreiungsplan mit ſich im Reinen waren. Sie legten auf der entgegengeſetzten Seite Feuer in einem der Stadt nahe gelegenen Gartenhauſe an; Feuerlärm durchwogte Baſtia, Alles zog dem Brande zu, mittlerweile wurde von den Befreiern die Mauer erklettert, das eiſerne Gitter durchſägt und Antonio glitt über eine Strickleiter in einen Kahn, der ſogleich in die weite See ſtach, wo ihn ein größeres Fahrzeug aufnahm, das ihn an der Rhede von Toulon an's Land ſetzte.

„Freier ſchlug Antonio das Herz, als er die

Küſte betrat, und gerührt dankte er ſeinen treuen Landsleuten für die glückliche Befreiung. Ohne Aufſchub ſuchte er in das Innere Frankreichs zu gelangen, Napoleon's Zuge zu folgen und ſich unter die Waffen ſeines genialen Landsmanns zu ſtellen. Bald hatte er die neuzuſammengeraffte Armee erreicht, ließ ſich vor Napoleon führen, ward von demſelben als Lieutenant in einem Infanterieregiment angeſtellt, und kam auf dieſe Weiſe mit nach Paris.

„Kaum hatten Balbina und ihre Mutter die Ermordung ihres Vaters und Gatten erfahren, als ſie Baſtia ſogleich verließen und nach Ajaccio zurückkehrten. Man hatte den Leichnam des gemordeten Negri bereits in der Familiengruft beigeſetzt. Von einem alten Diener begleitet, ließen ſich Beide dahin führen, den Sarg öffnen, warfen ſich mit ungeſtümem Schmerze auf den Entſeelten, und ſchworen ihn blutig zu rächen, koſte es auch ihr eigenes Leben.

„Alles wurde alsbald zu Gelde gemacht und einem alten treuen Diener, der ſchon viele Jahre im Hauſe war, vertrauten ſie ſich an. Dieſer ſollte vor allen Dingen mit Gewißheit zu erforſchen ſuchen, ob der begangene Mord auch wirklich durch ein Glied des Hauſes Negri verübt worden ſei.

„Ach, Gebieterinnen!“ ſprach dieſer, „laſſen Sie ab von einem neuen Verbrechen, und bedenken Sie, daß eine neue Blutrache offenbar wiederum eine neue erzeugt, die unfehlbar auf ihr eigenes Leben gerichtet ſein würde. Wohl iſt es keinem Zweifel unterworfen, wer der Mörder geweſen; denn, erfahren Sie, daß ich Mitwiſſer des an dem jungen Negri von Rogliano begangenen Mordes geweſen, und Niemand anders der Mörder war, als der Präfekt, mein gnädiger Herr ſelbſt!“

„Die ſo zur Gewißheit gewordene Vermuthung ſteigerte ihre Rachegefühle noch mehr, und es war nur noch zu überlegen, auf welche Weiſe die That auszuführen ſei.

Balbina entdeckte ihrer Mutter jetzt zum erſten Male, daß jener junge Laienbruder im St. Lorenzo-Kloſter keineswegs ein Mönch, ſondern ein Edler von Korſika ſei, der ebenfalls ſeinen Stahl für ſeine Familie gezogen habe, daß ſie ihn liebe, wie er ſie, und es das Beſte und Sicherſte ſein würde, ihn, wo möglich, aufzuſuchen und in ihren Plan einzuweihen, um gemeinſchaftlich mit ihm zu handeln.

„Nachdem die Mutter damit einverſtanden, verließen ſie Ajaccio, erreichten Baſtia und das Kloſter St. Lorenzo, wo ſie aber natürlich den Laienbruder vergeblich ſuchten, und auch nicht erfahren konnten, wohin er ſich gewendet. Doch wurde ihnen erzählt, daß man den Mörder Negri's bereits in Gefangenſchaft gehalten, er aber entſprungen, zuverläſſig jedoch ein Negri aus Rogliano geweſen ſei.

„In männliche Schifferkleidung verſteckt, fuhren Mutter und Tochter mit einem gut beſoldeten Fiſcher nach Rogliano ab.

„Eine Stunde über dem Hafen liegt ein abgeriſſenes Felſenſtück, auf dem ein Wachtthurm ſich befindet, von Seevögeln aller Art ſtets umſchwärmt. Niemand betritt den Felſen, geſchweige den Thurm, da man ihn ſeit langer Zeit für den Aufenthalt böſer Meergeiſter hält; denn in ihm laſſen ſich, der Sage nach, beim Herannahen eines Sturmes wunderliche Töne vernehmen, und es klingt von ihm herüber an die Küſte, als haderten die Geiſter mit einander. Im Sturme ſelbſt iſt der Thurm in dampfenden Meergiſcht eingehüllt, und es brüllen aus ſeiner Tiefe dumpfe Donner herauf.

„Dorthin flüchteten ſich beide Frauen, um von da aus ihre Mordanſchläge ſicher und unerkannt zu verfolgen. Dem Fiſcher, der ſie hieher geführt, wurde eine bedeutende Summe geboten, um Nachrichten einzuholen, ob und wann der alte Negri ſein Schloß zu verlaſſen pflege.

„Der Späher kam bald mit der Kunde zurück, daß derſelbe nur dann ſeine Beſitzung verlaſſe, wenn er nach der Capelle St. Antonio ginge, dort ſein Gebet zu verrichten, was täglich zu einer beſtimmten Stunde geſchehe, wo Niemand außer ihm die Capelle beſuche.

„Die Frauen machten ſich ſogleich auf den Weg, die nächſtkommende Stunde nicht zu verſäumen, und erreichten ſchnell die ſehr nahe gelegene Capelle.

„Da lag der Greis auf den unteren Stufen des Altars, mit dem Geſichte auf dem Boden, im inbrünſtigſten Gebete verſenkt. Mutter und Tochter knieten leiſe neben ihm nieder, die Hände zum Gebete faltend, ohne von Negri bemerkt zu werden. Er wollte ſich eben erheben, als Balbina den Moment wahrnahm und ihm von der Seite den Dolch mit den Worten ins Herz ſtieß: „Für meinen gemordeten Vater!“ Dem tödtlich getroffenen Greiſe entfuhr kein Schmerzenslaut.

„Fort ging es in eiliger Flucht; die beiden Frauen beſtiegen ein bereits gedungenes, für ſie daſtehendes Fahrzeug und ſegelten Frankreichs Ufern zu. Glücklich gerettet, betraten auch ſie den Boden, den früher Antonio betreten hatte, ohne Ahnung der Geſchicke, die ſie und ihn erwarteten. Ihr Bedienter wurde in die

Kleidung eines Haushofmeiſters geſteckt, und ungehindert erreichten ſie Paris.

„Eliſabeth Negri, die Zwillingsſchweſter Antonio's, hatte den greiſen Vater zur Erde beſtattet. Sie war nun mit einer franzöſiſchen Gouvernante die einzige Bewohnerin des großen Schloſſes der Negri auf Rogliano.

„Unter ihres Vaters Augen von dieſer Gouvernante in ſtillſter Einſamkeit erzogen, wußte ſie wenig von den äußeren Verhältniſſen der Welt. Nur ſtille Ahnungen hatte ſie daher damals von der Blutrache, die ihre Familie ſo grauſam zerſtörte, die durch den neu verübten Mord und durch die Aufklärungen der Erzieherin in ihr nun zwar klarer wurden, aber ihr unſchuldiges, kindliches Herz um ſo ſchmerzlicher zerriſſen.

„Sie jammert ihre jungen Tage an ihres Vaters Grabe, das auch jene Cypreſſe des Hausgartens umſchattet, unter heißen Thränen dahin, und wenn manchmal nächtlicher Weile die Bewohner Rogliano's eine ſchwarzverhüllte Geſtalt, mit einem Kreuze in der Hand den Hausgarten entlang zu den Gräbern dahinſchweben ſehen, ſo gilt das ihnen als Zeichen, daß Eliſabeth es ſei, um deren Leben ſie jeden Tag bangen."

Hier endete Lughetti ſeine Erzählung.

Ich war tief ergriffen von dem Gehörten. Theilnahme, wie Neugierde, den Verfolg der Geſchichte zu ergründen, hatten mich ſo in Anſpruch genommen, daß ich Lughetti vorſchlug, auf der Stelle einen Spaziergang nach der Höhe zu machen, vielleicht gelänge es uns die Trauernde zu ſehen, vielleicht gar ſie zu ſprechen.

„Mein Freund," ſagte Lughetti, „das wird uns ſchwerlich gelingen! Auch iſt es Nacht, bereits zehn Uhr vorüber, — doch bin ich ſelbſt ſo aufgeregt, daß ich den abenteuerlichen Gang, wäre er auch vergeblich, in dieſer herrlichen Nacht verſuchen möchte."

Bald hatten wir das Häuschen verlaſſen und befanden uns bereits in der hohen Kaſtanienallee, auf dem Wege nach dem Schloſſe. Sparſames Licht flimmerte uns aus einem Erkerfenſter entgegen, das dem Verlöſchen nahe ſchien. Alles war ruhig um uns her; der Himmel verhüllte ſich mit dunkeln Wolken, die von dem Meere herüberkamen und ſich um die höheren Gebirge von Calvy lagerten. Wir langten an dem Garten an, aus welchem mir geiſterhaft die hohe ſchwarze Cypreſſe entgegennickte, unter der ſich ein großer, weißer Leichenſtein befand. Eine ganz eigne Stimmung hatte uns ergriffen, die in Worten kund zu geben, keiner vermögend war. Mein Herz zitterte im Buſen, da meine Phantaſie ſchon wandelnde, nächtliche Schatten in den Gängen gewahr wurde.

„Komm, mein Freund,“ unterbrach endlich Lughetti die Stille, „laß uns zurückgehen, es iſt hier zu ſchauerlich, und ich ſchäme mich nicht, dir meine beängſtigenden Gefühle zu geſtehen.“

„Nimmermehr,“ war meine Antwort, „ich ſteige vielmehr in den Garten, um den Geiſtern näher zu ſein.“ Eben im Begriff meinen Vorſatz auszuführen, ertönten Guitarren-Akkorde in C moll klagend, zu denen ſich bald eine weiche, zarte Stimme in der nämlichen Tonart hören ließ. Wir ſchlichen uns leiſe näher, die Stimme ſchwoll in einzelnen Ritornels an, und verhauchte wieder, dann aber begann ſie mit höchſter Leidenſchaft und in klangreicher und ſeelenvoller Melodie folgende Worte, von denen mir nicht ein einziges entging, zu ſingen:

„Pauvre Arondel!
Qu'elle est ma destinée!
J'aime Aloise et ne sais que gémir,
Nai d'autre espoir, que l'aimer et mourir.
Dans un palais sous la pourpre elle est née,
Et je ne suis qu'un simple Ménestrel!
Pauvre Arondel!“ etc.

Schon lange waren die Töne verklungen, das Licht verſchwunden; noch lehnte ich an der Mauer und hörte in der Ferne Akkorde und Stimme forttönen. O, es lag ein tiefer Schmerz in dieſer ganzen Muſik, und ſie erweckte in mir die ſeltſamſten Erinnerung an Vaterland und Geliebte. Stürmiſch fiel ich Lughetti an die Bruſt und ſagte ihm, daß ich um jeden Preis dieſes Mädchen kennen lernen müſſe, da ſie nach dem Geſange zu urtheilen, Schickſale berühre, die den meinigen ähnlich ſind. Wir gingen. In der Kaſerne der Soldaten, wo ich wohnte, angelangt, beſchäftigte mich Eliſabeth und ihr Geſang die übrige Nacht hindurch. —

Es war im Jahre 1820, als ich als Soldat mit einer Compagnie nach Rogliano geſchickt war, und mich durch meine muſikaliſchen Kenntniſſe zum Organiſten des Städtchens emporſchwang, wie dies in den „Fahrten eines Muſikanten“ weitläufiger erzählt wurde.

Oefters ſah ich die ſchöne Eliſabeth, wenn ſie, dicht verſchleiert, zur Kirche kam, und ich konnte mich nie der Wehmuth erwehren, wenn durch ihren weißen Schleier die ſchwarzen Haare und dieſe Augen hindurchleuchteten, in denen eine unbeſchreibliche Andacht und Sehnſucht lag. Die erſtere blickte beſonders hervor, wenn ein junger Abbé Faluzzi die Meſſe las. Dann war ſie immer die letzte, die ſich vom Knieen erhob, und beim Weggehen noch einen glühenden, zwiſchen Andacht und Liebe getheilten Blick nach dem Altare ſendete.

Es konnte mir nicht entgehen, daß Eliſabeth dieſen Geiſtlichen liebte und wieder geliebt ward; aber wie dies zuſammenhing, da ſie doch wohl keine Hoffnungen hegen durfte, ihn je zu beſitzen, blieb mir ein Räthſel, dem auf die Spur zu kommen ich mich eifrig bemühte.

Schwer war es, in dem Hauſe ſelbſt Zutritt zu erhalten, und nur wenige Einwohner Rogliano's konnten ſich deſſen rühmen. Obwohl nur gemeiner Soldat, ſtand ich doch im Orte ſo in Anſehen, daß ich die Hoffnung vor Vielen nähren durfte, Einlaß zu gewinnen, beſonders wenn meine Lebensgefährtin, Muſik, mich dabei unterſtützte, wie das ſchon ſo oft geſchehen. Ein Zufall führte aber das Reſultat früher herbei, als ich es erwartet hatte.

Das Erntefeſt war vor der Thüre; man hielt große Prozeſſionen, die Felder mit Geſang und ſonſtigen religiöſen Feierlichkeiten durchziehend. Auch Eliſabeth hatte ſich in Begleitung ihrer Erzieherin eingefunden. Nahe an der Capelle St. Antonio blieb ſie zurück, um den Weg unterhalb Rogliano durch den Olivenwald einzuſchlagen. Ohne Zaudern folgte ich ihr, eilte durch den Wald voraus und grüßte ſie verbindlich, als ſie eben den Weg nach dem Schloſſe betreten wollte. Freundlich beantwortete ſie mir alle gethanen Fragen und erlaubte mir, ſie begleiten zu dürfen. Wir hatten unter abwechſelnden Geſprächen die Thüre ihrer Wohnung erreicht; ich blieb abſichtlich ſtehen und führte das Geſpräch noch eine Zeit lang fort in der Hoffnung, zu einer Einladung in ihr Haus zu gelangen. Allein plötzlich ſchnitt ſie die Unterredung ab, grüßte freundlich und verſchwand.

Aergerlich über den fehlgeſchlagenen Plan ging ich fort, ohne jedoch die Hoffnung für die Zukunft aufzugeben. Schon anderen Tages, als eben die Sonne ſich am Horizonte ins Meer ſenkte, ſtieg ich wieder den Berg hinan, und gelangte an die hintere Seite des Gartens, worin eben Eliſabeth eingetreten war, um ſich nach den Gräbern zu verfügen. Dort ſetzte ſie ſich auf eine neben anſtehende Gartenbank gedankenvoll nieder. Ihr Zeit zu laſſen, ſich erſt in die ſchmerzlichen Erinnerungen an ihre Familie zu verſenken, war nicht rathſam; ich trat daher ſchnell vor und wünſchte ihr guten Abend; ſie dankte freundlich, und nachdem wir einige Worte mit einander gewechſelt, ließ ſie mich auf mein Erſuchen, ihren Garten zu beſehen, zu der hinteren Pforte ein.

Nichts läßt ſchneller die Herzen ſich zuſammen finden, als verwandtes Unglück, gleiche Schmerze und ſo war es auch hier. Ich ging theilnehmend ihre Klagen ein, und die holde Jungfrau hatte ba Vertrauen zu mir gefaßt. Auf den Spaziergänge durch den Garten an den verhängnißvollen Gräbe angelangt, blieb ich plötzlich ſtehen und betrachte dieſe Unglücksſtätten mit Aufmerkſamkeit und innig Theilnahme. Die Gräber waren mit friſchen Kränz geſchmückt, ein Zeichen, daß Eliſabeth ſie erſt kürzli gepflegt hatte. Lange ſtanden wir beide ſtumm Betrachtung verſunken, als ich das Schweigen m den Worten unterbrach:

„Ach, wieviel Schmerzen mögen Ihnen di theuern Todten verurſacht, wieviel Thränen mögen S über ſie vergoſſen haben!"

„Ja, es iſt viel und hart," erwiederte ſie, „all das in der Welt zu miſſen, was dem menſchlich Herzen ſo nahe ſteht, ja ſein Lebensglück auszumach beſtimmt war! — Sind Sie mit meinem Familie unglück näher vertraut?"

„Ich bin es. Ein Freund, der den lebhafteſt Antheil an Ihrem Geſchicke bisher nahm und n nimmt, erzählte mir Vieles. Auch ich habe bere viel in der Welt verloren und weiß, wie bitter Tre nungsſchmerzen bis zur Ewigkeit ſind! Ich habe freilich nicht in dem ungeheuern Maaße verloren, wie Sie, allein doch genug, um darüber verzweifeln zu können! Ich verlor nicht nur mein Vaterland, ſondern mit ihm zugleich die Geliebte, die als leitender Stern meinen Lebenshorizont lange beleuchtete und — bedenken Sie! ich verlor ſie nicht durch den irdiſchen Tod, nein! Ehrgeiz, Egoismus raubten ſie mir! Meine Geliebte wurde gezwungen eines Andern Gattin zu werden, den ſie nie geliebt, nie lieben kann!“

Eliſabeth, die mir aufmerkſam zuhörte, bat mich um weitere Auseinanderſetzung dieſer Geſchichte, um Erzählung meiner Herkunft und ſonſtigen Lebensſchickſale. Wie gern erfüllte ich ihren Wunſch, indem wir den Garten und daranſtoßenden Hain dabei durchwanderten.

Schon hatten wir, verloren in wechſelnden Geſprächen, den einſamen Weg nach der St. Antoniokapelle auf dem Felſen am Meere eingeſchlagen, als ſie, dies bemerkend, erſchrocken ausrief: „O, ich bitte Sie, laſſen Sie uns von dieſem verhängnißvollen Orte hinwegeilen, denn hier lauert auch auf mich der Tod, wie er auf meinen Vater lauerte!“

„Mögen Sie außer Sorgen ſein,“ ſagte ich, „ich bin bewaffnet, Sie befinden ſich in meinem

Schutze, und eher würde ich mein Leben für Sie hingeben, als Ihnen das geringſte Unangenehme zufügen laſſen.“

In dem Augenblicke öffnete ſich die Thüre der Capelle und heraus trat ein Kapuziner.

„Mein Gott, mein Gott, retten Sie mich!“ rief Eliſabeth, „das iſt der Pater Martin, der meinem unglücklichen Vater ſeinen Tod prophezeite!“

Mittlerweile war der Prieſter an uns herangekommen. Eliſabeth ſchmiegte ſich furchtſam an mich an. „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“ war ſein Gruß, indem er den Weg hinanſchritt, den wir gekommen waren.

Auf dringendes Bitten Eliſabeth's traten wir nun den Rückweg an, und gelangten eben an das Schloß, als die Gouvernante aus der Thüre trat, Eliſabeth aufzuſuchen. „Jetzt darf ich wohl,“ ſagte dieſe, indem ſie die Erzieherin dabei fragend anblickte, „da ich Sie näher kennen gelernt, Vertrauen zu Ihnen faſſen, und Sie einladen, mit einzutreten? Sie ſind muſikaliſch, ſchon längſt hätte ich gern etwas von Ihrer Kunſt gehört; aber nicht das iſt's allein, was mich dazu bewegt, ſondern weil Sie meinen Schmerz ehrten und theilten, wie ich den Ihrigen aufrichtig ehre und theile.“

Die Gouvernante lächelte gütig dazu; wir traten ein. Den unteren Corridor beleuchtete eine ſpärlich brennende Oelflamme, eine feuchtkalte Luft wehte mir entgegen. Wir ſtiegen eine mit altem Täfelwerk ausgezierte breite Treppe hinauf und gelangten in ein Vorzimmer, mit Familienbildern von oben bis unten geſchmückt. Dann kamen wir in den Familienſaal, deſſen Decke durch einen großen plumpen Pfeiler in der Mitte geſtützt war. Das Familienſtilet, ungefähr eine halbe Elle lang, hing der Sitte gemäß daran. Ein unwillkührlicher Schauder durchrüttelte mich bei ſeinem Anblick. Eliſabeth bemerkte es und ſagte: „O werfen Sie den Blick weg von dieſer Waffe, die mein ganzes Lebensglück begraben hat, wenn Sie nicht wollen, daß ich's bereue, Sie zu mir eingeladen zu haben. Ich hoffte Troſt von Ihnen, nicht Vermehrung meines Schmerzes. Schon oft, wenn dieſer ſchwer mich niederdrückte, war dies kleine Inſtrument im Stande“ — hier gab ſie mir eine Guitarre in die Hand — „meinen Kummer auf Augenblicke zu verſcheuchen. Darf ich Sie nicht bitten, mir etwas vorzuſingen?“

Ich ließ mich an dem äußerſten Ende des Saales nieder, ſtimmte das Inſtrument, Eliſabeth ſetzte ſich unfern von mir, und ich ſang die Romanze von Remagneſi:

Las il fuit loin de son amie,
Celui qui l'avait de charmer,
Je doute de sa perfidie,
Je l'aime trop, pour m'allarmer;
Mais il prolonge son absence,
Il m'oublira!
Non, croyons en l'espérance,
Il reviendra! etc.

Dumpf und ſchaurig hallte der Geſang von den alten Wänden zurück, die große altmodiſche Wanduhr des Zimmers ſchlug in hohlen Tönen zehn Mal, ich ſtand auf, mich zu entfernen; Eliſabeth aber lud mich ein öfter zu kommen und, wenn es meine Zeit erlaube, ihr förmlichen Unterricht in der Muſik zu ertheilen, was ich natürlich ſehr gern verſprach. —

Unter den angeſehenſten Familien, die damals in Rogliano wohnten, war auch die der Beligni, in dem Stadttheile, welches zur vorderen Seite ein abhängiges Thal bildet und Magna Sottana hieß. Der vordere Theil, auf dem das Schloß der Negri lag, hieß Pettolazzi, der untere Theil Häuſer, nach dem Meere zu, Campana, und obgleich alle dieſe Stadttheile nur kleine Trupp-Häuſerchen von einem Stockwerke bildeten, ſo waren die Bewohner, den Sitten und den Geſinnungen nach, dennoch ziemlich verſchieden. Die Einwohner von Rogliano ſind höchſt bigotte und abergläubiſche Leute. Ich hätte keinem Proteſtanten rathen wollen, ſich als ſolchen zu erkennen zu geben, er wäre ſicherlich ein Opfer des Fanatismus geworden! Meine Stellung wäre beſonders mißlich geweſen, wenn man herausgebracht hätte, daß ein Lutheraner den Poſten eines Organiſten in einer katholiſchen Stadt ausfüllt.

Dieſe Bigotterie führte auch manchen jungen Mann der Eingeborenen ins Unglück, da es Gebrauch war, daß der erſtgeborene Sohn einer Familie ſchon bei ſeiner Geburt zum geiſtlichen Stande beſtimmt wurde. Die Eltern eines ſchon ſo früh dem Himmel geweihten Sohnes glaubten dadurch ſich Gott zu verpflichten, und dachten ſich ſolchen Sohn als dereinſtigen Fürbitter und Sündentilger ihrer auf Erden begangenen Morde und ſonſtigen Verbrechen.

Die zu Geiſtlichen beſtimmten Söhne wurden zuvörderſt als Chorknaben gebraucht, und von Pfarrern ſo lange unterrichtet, bis ſie nach erlangter Mündigkeit reif zur Weihe waren. Was Wunder alſo, daß man manchen jungen Mann erblickte, der ſchon frühzeitig ſeinen Stand verwünſchte und ſeine Jugendfreunde um ihre Freiheit beneidete.

Ich lernte mehrere ſolcher jungen Abbé's kennen, und gewann ſie zu Freunden. Durch ſie wurde mir manche Annehmlichkeit des Lebens zu Theil, wozu ich beſonders den bewirkten Wechſel meines Kaſernen-Logis mit einem freundlichen in der Stadt rechne.

In Bezug auf innere wie äußere Bildung zeichneten ſich vorzüglich die Abbé's Beligni und Faluzzi aus, die ſich vor allen freundſchaftlich an mich anſchloſſen. Jener war heiter, freundlich, in den ihm beſtimmten Stand ſich fügend; dieſer aber — ein wahrhaft ſchöner Mann von ſechsundzwanzig Jahren — unzufrieden und von düſterer Schwermuth umlagert. Ihn drückte das tödtende Bewußtſein, ganz und gar ſeine Beſtimmung verfehlt zu haben. Ihn lockte die Welt mit ihren Schönheiten und Freuden eben ſo ſehr, als ihm das einförmige Abbeten ſeines Breviers verhaßt war. Er liebte, das konnte ich leicht errathen, und kämpfte erfolglos gegen die in ihm gährende Leidenſchaft. Auf einem einſamen Spaziergange am Meeresſtrande mit mir, machte er ſeinem Herzen Luft und ſprach:

„Glaubſt du, Freund, daß die Natur oder Gott, wie du willſt, wirklich unſern Stand von allen Gefühlen, die ſich ſo mächtig im Innerſten regen, ausgeſchloſſen habe? Ich weiß, du glaubſt es ſo wenig als ich! Erfahre in dieſer Stunde, daß ich mich in meinem Berufe unausſprechlich unglücklich fühle, obwohl Eltern und Verwandte mit Stolz auf mich als Geiſtlichen blicken. Erfahre, daß ich liebe, ſchon ſeit Jahren liebe, und trotz allen Martern, die ich bisher mir auferlegt, dieſe Flamme nicht zu unterdrücken vermag! Ich liebe ein Mädchen, das nicht nur durch ihre Schönheit, ihre Unſchuld und Herzensgüte, nein, durch ein rieſenhaftes Unglück, das über ihre Jugend hereinbrach, mich an ſich zog. Der ſtille Kampf meiner Gefühle erlag im Beichtſtuhle, an den ſie vertrauungsvoll zu mir trat. Statt Tröſtungen der Religion ihr zu geben, geſtand ich ihr meine Liebe. Schüchtern floh die Jungfrau vor den aufbrauſenden Wogen meiner Leidenſchaft! Ich bekam ſie lange nicht mehr zu ſehen, bis ich ſie einſt bei nächtlicher Dämmerung, an den Gräbern ihrer gemordeten Familie kniend, wieder antraf, und dort mich mit ihr für ewig vereinigte. Hilf mir, Freund, rette mich vor Verzweiflung!"

„Ich fühle das Schreckliche deiner Lage in ihrer ganzen Größe," erwiederte ich, „doch wie ſoll ich dir rathen? Nur zwei Wege gibt es, aus dieſen Wirren zu entkommen: Du mußt entweder mit männlicher Kraft die Leidenſchaft bekämpfen oder dem geiſtlichen Stande entſagen."

Faluzzi ſtand in Gedanken verloren lange da, ergriff dann meinen Arm, wir wanderten weiter den engen Fußſteig nach dem Oertchen Erba longa, am Meere gelegen, und gelangten unfern der Fiſcherhütten dieſes Ortes zur Kapelle St. Urſula. Hier ſetzten wir uns in die Vorhalle und nahmen ein nach der Inſel zuſteuerndes Fahrzeug wahr. Nicht lange hatten wir geſeſſen, als wir Fußtritte hinter der Capelle hörten; Eliſabeth ſtand vor uns, Faluzzi ward bleich wie der Tod.

„Wie doch ein Mädchen einen Prieſter in Verlegenheit ſetzen kann!“ ſagte ſie ſcherzend und ſprach dem Erſchrockenen Muth ein.

„Wiſſe, Eliſabeth,“ begann Faluzzi, „daß ich dieſem meinem Freunde unſer Verhältniß entdeckt, er aufrichtigen Antheil nimmt und ein Dritter in unſerem Bunde geworden iſt!“

„Iſt er das, ſo wird er, wie du, meinen gefaßten Entſchluß theilen. Ermanne dich, werde Herr eines Vorurtheils, und unſere gegenſeitigen Wünſche finden ein zum Glücke führendes Ende. Fliehe mit mir nach Frankreich zu meinem theuern Bruder. Im aufgeklärten Frankreich wirſt du bald deines Gelübdes entbunden werden, um dann jedes Loos als Gatte mit mir theilen zu können!“

Nach einigem Nachdenken ſtürzte endlich Faluzzi in Eliſabeth's Arme. „Ja, ich ziehe mit dir!" rief er aus, „und ſollte ich ſelbſt das größte Verbrechen dadurch begehen!"

Wir traten in die Capelle ein; die beiden Liebenden ſanken an den Stufen des Altars nieder, beſchworen hier ihren Bund und erflehten vom Himmel Kraft und Hilfe. Dann wandten ſie ſich zu mir und baten mich, Vermittler ihrer Flucht zu werden. Gern verſprach ich alles und ging mit Eliſabeth nach ihrem Schloſſe zu, indeß Faluzzi den entgegengeſetzten Weg einſchlug.

In dem Familienſaale angelangt, rief ſie die Gouvernante, erzählte ihr ohne Hehl das bisher Vorgefallene, und theilte ihr den gefaßten Entſchluß mit, von hier wegzugehen, wobei ſie wünſche, daß ſie ihre Begleiterin werden möchte.

Die Gouvernante zeigte ſich nach einigem Widerſtande dazu geneigt, um ſo eher, da ſie erfuhr, daß Frankreich das Ziel der Reiſe ſei, und ſie hoffen durfte, dort ein freudenreicheres Leben zu finden.

„Nun, mein Freund," wandte ſich Eliſabeth zu mir, „nicht wahr, Sie übernehmen die Hauptbeſtellung zur Reiſe? ſorgen, ohne daß Jemand etwas davon erfährt, für ein Fahrzeug, und wenn Sie es gefunden, ſo zeigen Sie uns den Weg zur Flucht?

Ach, wie ſehr wünſchte ich, Sie gingen mit uns; aber ich will Sie nicht mit in mein Verhängniß ziehen. Im Schloſſe mag der alte Thomä als Wächter bleiben. Sprechen Sie auch mit ihm, und empfehlen Sie ihm vor allem ſtrengſte Verſchwiegenheit. Kehrt jemals eins von der Familie Negri zurück, ſo öffne er ihm die Hallen. Ich hoffe, der Alte wird die Gräber meiner Todten in gutem Stande erhalten, wofür auch wohl der Präfekt ſelbſt, wenn Sie ſo gütig ſind ihn darauf aufmerkſam zu machen, mitſorgen wird.“

Der Abend war gekommen; Eliſabeth lief geſchäftig hin und her, dies und das zu ordnen; ſie trug Feigen, Nüſſe, Mandeln und Wein auf, und war fröhlich und heiter geworden, im Gedenken an eine glückliche Zukunft.

Es ſchlug eilf Uhr; leiſe klopfte es an die Thüre, der Abbé trat mit verſtörtem Geſichte herein. Eliſabeth flog ihm entgegen und umarmte ihn. „Nichts! nichts mein theurer Freund, wird mich nunmehr von dir trennen, wenn wir jene Küſte drüben erreicht haben werden! Du wirſt mir, ſo hoff' ich zu Gott, Erſatz für die vielen hier verlebten traurigen Tage gewähren, — o, daß mein Vater noch lebte.“ Sie brach in Thränen aus, — der Abbé ſtand in Nachdenken verſunken, die Augen auf den Boden geheftet; eine geiſterhafte Stille trat ein, und wie mit einem Zauberſchlag ſtürzte, dieſe ominöſe Stille unterbrechend, das Familienſtilet in den Saal herab.

Wir fuhren alle erſchrocken in die Höhe, der Abbé konvulſiviſch auf, die Jungfrau zitterte und bebte, ich ſtarrte den Dolch an, doch keiner wagte ihn aufzuheben. Endlich ermannte ich mich, griff danach und hing ihn, nicht ohne Schauder, wieder an ſeinen Platz.

Der friſche Morgenwind wehte vom Meere herauf und kühlte unſere Wangen, als der Abbé und ich den Berg zu unſeren Wohnungen hinabſtiegen. Beim Abſchiede reichte er mir die Hand und ſagte:

„Ewige Verſchwiegenheit!"

Tags darauf erhielt ich von Eliſabeth einige Zeilen, welche mich zu ihr hinbeſchieden. Beim Eintritt in den Saal erblickte ich die Waffe wieder am Boden. Sie ſelbſt ſchien ganz beruhigt darüber und tröſtete ſich und mich mit der Aeußerung, daß bei jeder Erſchütterung des Gebäudes, was ſchon mehrmals geſchehen, der Dolch herabgefallen ſei. Dann händigte ſie mir Geld ein, zur Beſorgung des Fahrzeuges, und ein verſiegeltes Paket, nach Baſtia zu befördern.

Ich verſprach alles auf's Beſte zu beſorgen, und verfügte mich auch ſogleich zu der mir befreundeten Familie Gioſeppi, im Thale Louri, welche ſelbſt

Fahrzeuge beſaß und damit Handel trieb. Wir waren bald miteinander einig und ein zuverläſſiger Mann als Schiffer gewonnen.

Als nun alles vorbereitet war, trug in einer mondhellen Nacht ein bepackter Mauleſel die Reiſeeffekten hinter dem Schloſſe den an der Seite Rogliano's ſteil aufſteigenden Berg hinan, um von der Höhe herab an's gegenſeitige Ufer zu gelangen, wo mehrere einzelne Fiſcherhütten lagen, von wo aus die Einſchiffung vor ſich gehen ſollte.

Es war zehn Uhr Abends, als wir uns auf den Weg begaben. Eliſabeth weinte die letzten ſchmerzlichen Thränen an den Gräbern ihrer Lieben, der alte Thomä ſchloß dann das Haus und begleitete uns ein Stück Weges den Berg hinan. Die Nacht war feucht, die an den Seiten des engen Fußſteiges ſtehenden Rosmarinſträuche benetzten unſere Kleider, und aus weiter Ferne hörten wir Rogliano's Thurmuhr Zwölf ſchlagen. Wir hatten den Gipfel erreicht und erblickten in farbigem Mondlichte die unter uns liegende Küſte in einen grauen Nebel gehüllt. Unſer Weg ging nun abwärts bis zur Marine.

Der Bootsmann ſtand ſchon bereit, die Gouvernante harrte auf dem Schiffe, der Abbé umarmte mich ſprachlos und betrat dann das Fahrzeug, Eliſabeth aber drückte einen heißen Kuß auf meine Lippen und ſagte: „Nehmen Sie das, mein theurer Freund, für Ihre Treue, und wenn Sie Ihr Vaterland wieder betreten und in den Armen einer Gattin glücklich leben, dann denken Sie an die arme Eliſabeth Negri von Rogliano. Dies behalten Sie zum Andenken an mich!“ Hier drückte ſie mir ein Papier in die Hand und floh dem Schiffe zu.

Ich rief dem abſegelnden Fahrzeuge noch ein Lebewohl zu und ſtieg einſam und betrübt den Berg hinan. Mit Wehmuth begrüßte ich bei anbrechendem Morgen noch einmal das nunmehr ganz verwaiſte Schloß, und als der Tag am dämmernden Horizonte aufgetaucht, entfaltete ich das mir von der Jungfrau übergebene Papier. Es enthielt eine Locke ihrer Haare und den Namen: „Eliſabeth.“

Umſonſt beſtürmte mich mein Freund Lughetti, ihm wo möglich Aufſchluß über das Verſchwinden Eliſabeth's und Faluzzi's zu geben, da er Grund genug haben mochte, mich für einen Betheiligten bei der Sache zu halten; allein alle Verſuche waren fruchtlos. Weder Lughetti noch ſonſt Jemand ahnte das Verhältniß der beiden Liebenden nur in der Ferne, der Frevel wäre als unerhört angeſehen worden. Die Eltern Faluzzi's glaubten ihren Sohn verunglückt und ließen Meſſen leſen; Eliſabeth wähnte man geraubt u. ſ. w. Kein Wort über Beider Schickſal ging über meine Lippen, und jetzt erſt, nachdem das Aller gelöſt, habe ich kein Bedenken mehr, in kurzen Umriſſen das Weitere zu erzählen.

Zunächſt ſind die Schickſale Antonio's und Balbina's zu berichten. Beide erreichten ihre Beſtimmung auf grauſenvolle Art. Antonio, der ſeinen Namen mit einem andern vertauſcht hatte, ward, bei beſonderer Begünſtigung von Seiten des Kaiſers, Hauptmann im franzöſiſchen Heere; er focht die Schlacht bei Waterloo mit und wurde als bleſſirter Krieger nach Paris gebracht. Sein Protektor dankte ab und ward nach St. Helena geführt. Er ſelbſt ging nach ſeiner Geneſung zu den königlichen Truppen über, diente fort und blieb mit ſeinem Regimente in Paris ſtehen.

Zu jener Zeit langte Balbina mit ihrer Mutter und dem alten Bedienten, ebenfalls unter fremden Namen, in Paris an. Sie bezogen ein einſames Quartier in der Vorſtadt, wo ſie ſehr zurückgezogen lebten. Selten beſuchten ſie öffentliche Plätze und dieſe nur dicht verſchleiert und bei kurzem Aufenthalte. So vergingen einige Jahre; eine auszehrende Krankheit hatte die Mutter dahingerafft, auch der Bediente fing an zu kränkeln, und Balbina beſchloß, dem alten treuen Diener ihres Hauſes einen Theil ihres Vermögens zu geben, mit dem andern aber in ein Kloſter zu treten und als Nonne ihr Verbrechen durch Buße und Gebete zu löſchen. Allein anders war ihre Schickſalsbeſtimmung angeordnet.

Die Glocken von Notre-Dame riefen die frommen Beter in ihre Hallen zu einem Kirchenfeſte, das auch das Militair durch große Kirchenparade feiern ſollte. Antonio ſtellte ſeine Compagnie im Kreuzgange auf. Eben hatte er zur Ruhe kommandirt, als ſeine Augen auf eine Geſtalt fielen, die ihm gegenüber in Andacht dahingeſunken kniete. Auch der frommen Beterin Augen kehrten ſich zu Antonio und beide erkannten ſich.

Nach geendigtem Gottesdienſte gab Antonio einem Soldaten Befehl, die Dame zu verfolgen und ihre Wohnung zu erſpähen. Es geſchah. Balbina ſaß allein auf ihrem Zimmer, als es klopfte und Antonio hereintrat. Beide ſtürzten auf einander zu und hielten ſich feſt umſchlungen. Vieles wurde gefragt und erörtert; allein die Urſache, warum Beide ſich geflüchtet, verſchwiegen ſie einander, und Beide täuſchten ſich ſowohl hierin, als in ihren angenommenen Namen. Nur weniger Tage bedurfte es, um ihren längſtgeſchloſſenen Bund durch den Segen der Kirche beſiegeln zu laſſen.

Aber nur kurze Zeit ſollten ſie das Glück ihrer Vereinigung genießen, um auf einmal auf fürchterliche Weiſe aus ihren ſeligen Träumen geriſſen zu werden.

Antonio hatte eines Tages bei eiligem Weggehen eine Schatulle offen gelaſſen, die er ſonſt ſorgſam zu verſchließen gewohnt war. Die Gattin, es bemerkend, trat hinzu, nicht aus weiblicher Neugierde, ſondern um zu thun, was Antonio vergeſſen, als ihr ein Dokument in die Hände fiel, das ſie ſchnell über den früheren Stand ihres Gatten aufklärte und ihr verrieth, daß er ein Sproſſe der Roglianiſchen Negri ſei.

Sie ſtand anfänglich wie vernichtet! Als aber die Gedanken in ihr Raum gewannen, daß ihr ſo zärtlich geliebter Mann der Mörder ihres Vaters und ſie die Mörderin des ſeinigen ſei, ſtürzte ſie, von Schmerz überwältigt, bewußtlos zur Erde.

Antonio, den das Gewahrwerden der offen gelaſſenen Schatulle zu ſchneller Rückkehr antrieb, ſtürzte beim Eintritt in das Zimmer ſogleich auf dieſe zu und — wer beſchreibt ſeinen Schreck! — als er das verhängnißvolle Dokument geöffnet auf dem Käſtchen, ſeine Gattin aber in einem an Wahnſinn gränzenden Zuſtande zu Bette erblickt.

„Unglückliche!“ ſchreit er auf, „wer hieß dich dies Papier öffnen?“

„Unſer beiderſeitiges Verhängniß!“ klagte ſie mit namenloſer Wehmuth.

„Und haſt du meinen Namen, den in unſerem Vaterlande geächteten, erkannt? Weißt du, daß du einen Bluträcher umarmt haſt?“

„Ich weiß es, und mehr als du ſelbſt! Erfahre nun auch, daß ich der einzige Sproſſe der Negri in Ajaccio bin, und daß dein Vater,“ hier hielt ſie beide Hände, vom innerſten Schmerz ergriffen, vor ihr Geſicht, „durch mich zu St. Antonio als Sühnopfer für deinen Mord fiel!“

Eine lange, fürchterliche Pauſe entſtand, dann fuhr ſie fort:

„Wir Beide ſind noch übrig, wir Beide müſſen fallen, und die Blutrache hat ihr Ziel erreicht!“

Starr und ſtumm ſahen ſie ſich gegenſeitig an, bis nach einigen Augenblicken Antonio das Zimmer verließ.

Den ganzen folgenden Tag ſahen ſie ſich nicht, bis gegen Abend derſelbe ruhig und gefaßt zu ſeiner Gattin mit den Worten trat:

„Du haſt recht, meine theure Balbina, wir, als die letzten der Negri, müſſen nach des Schickſals Beſchluß fallen, um es zu ſühnen. Laß uns vereint vor den Richter treten und ihn fragen: Wodurch haben wir verdient, ſo große Verbrecher zu ſein?“

„Ich gehe mit dir, wohin du willſt,“ erwiederte Balbina, ihren Gatten ſtill umarmend. —

Auch Eliſabeth hatte mit ihrem geliebten Faluzzi die Küſte Frankreichs erreicht. Ein Brief von ihm zeigte mir es an. Er war glücklich im Beſitze Eliſabeth's und bewarb ſich von da aus um Zurücktritt in den weltlichen Stand. Wie weit ihm das gelungen, kann ich nicht beſtimmen. Ich ſuchte ihn nach mehreren Jahren auf meinem Zuge nach Griechenland auf, und fand ihn unweit Marſeille, wo er ſich ein ſchönes Landgut gekauft.

Eliſabeth aber war, rein vom Morde, nach der Geburt eines Knaben mit dieſem ſanft hinübergeſchlummert.

Noch weinte Faluzzi troſtlos an Beider Grabe.

In dem Hafen zu Baſtia landeten um dieſelbe Zeit ein Herr und eine Dame, in tiefe Trauer gehüllt.

Nach kurzem Aufenthalte ſchlugen ſie den Weg nach Cap Rogliano zu Meere ein. In dem dortigen Hafen angelangt, ſtiegen ſie durch das rege Leben der damaligen Weinleſe zwiſchen den Anpflanzungen in die Höhe zur Capelle St. Antonio, wo ſie ganz allein an den Stufen des Altars ein kurzes Gebet hielten. Dann ſetzten ſie ihren Weg durch den hohen Kaſtanienhain nach dem Schloſſe der Negri fort, gelangten an die Pforte, klopften, und der alte Thomä öffnete die Thüre.

„Wo iſt meine Schweſter?“ fragte ſcheu und düſter Antonio, denn er war es, der mit Balbina eingetreten.

„Drüben auf jener Küſte liegt ſie im ſtillen Grabe,“ war des Alten Antwort.

In den Familienſaal eingetreten, ſtürzte das verhängnißvolle Stilet von dem Pfeiler zu Beider Füßen. Schmerzlich umarmte Antonio die Gattin und ſprach mit weicher, unterdrückter Stimme tief bewegt.

„Wir kommen!“

Der Morgen fand Beide entſeelt auf den Gräbern im Garten. Das Stilet lag zerbrochen zwiſchen ihnen!

V.

Düſter brannte die Lampe in der Kajüte; Mitternacht war längſt vorüber, als ich die Erzählung geendigt. Mehrere waren darüber auf ihren Sitzen eingeſchlafen; nur Griffoni, die Italiener und Franzoſen wachten noch und ſagten mir ihren herzlichen Dank über das Mitgetheilte, das ſie ſehr ergriffen. Griffoni verſprach bei nächſter Gelegenheit eine Gegenerzählung zu liefern, und ſomit verfügten wir uns zur Ruhe und krochen theils in die Bauchſchränke des Schiffes, theils ſuchten wir unſere Hängematten.

Der andere Morgen war zu einer Berathung über den Angriff auf Karyſtos beſtimmt, weßhalb wir uns auf das zweite Schiff von Madon begaben, deſſen Bord mit Blumengewinden von der Mannſchaft ausgeſchmückt worden war. Den Sitz Madon's bildete gleichſam ein Blumenthron, über welchen ſich eine weite Laube von hohen Lorbeern, Oleandern und Myrthen hinbog. Ueberall herrſchte Frohſinn, und die größte Lebhaftigkeit zeigte ſich in den Räumen des Schiffes; die Freiwilligen darauf ſangen griechiſche Freiheitslieder und hatten ſich mit grünen Zweigen geſchmückt. Sobald wir das Deck betraten, kam uns Madon gerüſtet entgegen und bewillkommte uns mit gekreuzten Armen auf orientaliſche Weiſe. Hinter ihr erblickten wir Koramenos, Kallinikus und Cyrill. Darauf ſetzten wir uns auf die bereiten Sitze auf dem Verdeck, und Maden eröffnete in italieniſcher Sprache die Berathung, indem ſie ihre Abſicht in Betreff des Angriffes auf Karyſtos kund gab und die Meinung der europäiſchen Offiziere darüber zu hören verlangte.

Die mitgekommenen Artillerie-Offiziere hatten während der Ueberfahrt ſich bereits mit Cyrill verſtändigt und legten ihre Pläne vor, welche Maden gut fand und wozu ſofort noch am ſelben Tage die Vorarbeiten begonnen werden ſollten. Demnach ſollte in der Richtung von Stura nach Karyſtos aus Marmorbruchſteinen eine Mauerſchanze gegen das nahe Caſtel-roſo gebaut werden, welche ſich bis zum Meere erſtrecken würde. Von hier aus ſollten die europäiſchen Artillerie-Offiziere mit dem Corps der Inſulaner, zu denen noch die geflüchteten Bergbewohner des Ocha ſtoßen müßten, das Fort Caſtel-roſo angreifen. Auf der Seite der Stadt, nahe an dieſer, aber der Schanze gerade entgegen geſetzt, wollte Maden mit Kallinikus, Koramenos und ihren Freiwilligen landen und die Stadt zu gleicher Zeit angreifen, wobei die Schiffe mit ihren Kanonen von der Seeſeite die Mauern beſtreichen ſollten. Die übrigen Philhellenen mit Cyrill ſollten näher an Caſtel-roſo in einer Bucht zwiſchen der Inſel Petali und dem feſten Lande ausſteigen und einige Schiffskanonen ans Land bringen, um von hier aus die Feſtung beſchießen zu können. Die Ausbarkirung der Truppen ſollte noch in der nämlichen Nacht vor ſich gehen.

Doch was ſind Pläne und Entwürfe der Menſchen, wenn ſie eine höhere Macht nicht beſchützt und begünſtigt. Negropont ſollte den Barbaren noch nicht entriſſen werden, und die Sonne der Freiheit ſollte die blühenden Ebenen des ſchönen Eilandes noch nicht beſcheinen. Den freien Gemeinden des Berges Ocha und Dirphis ſollten die letzten Edlen entriſſen werden, ohne daß abzuſehen war, ob mit dem theuern Blute dieſer gefallenen Opfer die Hoffnung einer fröhlicheren Zukunft erkauft ſei.

Nachdem die Berathung aufgehoben worden, überließ ſich Alles der Freude, ſo die Mannſchaft auf den Schiffen, wie die Inſulaner auf Petali. Die Wälle auf Caſtel-roſo füllten ſich mit neugierigen Türken, die dem allen zuſahen. Die Sonne ſtieg blutroth aus dem Horizonte des Meeres, und ihre Strahlen legten ſich ſengend auf die bewegte Fläche deſſelben. Ein dicker weißer Saum rollte jetzt vor ihr her und bedeckte die Meereswellen, die wie gejagte Seeungeheuer ſich nach den Küſten hinwälzten. Die Strömung nach dem Euripus wurde ſehr unruhig und wühlte ein ſchlammig gelbes Waſſer auf, welches klebrig an den Wänden unſerer Schiffe hängen blieb und ſie hochſchwankend in Bewegung ſetzte. Doch bald war die Strömung vom Meere aus, der vom Volo begegnet, welche mit ungeheurer Gewalt und gefräßig durch den Canal ſtürzte, alles mitriß und ſich nun in hohlen Tönen nach dem Meere an unſeren Hafen herwälzte. Die ermuthigten Soldaten ließen ſich in ihren Feſten nicht ſtören, ſangen und tranken, obgleich ſich bald darauf der Himmel ſchwarz verfinſterte und Nacht über den Tag hereinbrach. Merkwürdig blieb mir vor allen der würtembergiſche Wachtmeiſter, der ſich mit den Matroſen und den Freiwilligen von Madon vereinigt und ihnen jetzt ſeine Volkslieder mit rauher Stimme und erklecklichem Pathos vorſang:

Morgenroth,
Leuchteſt uns zu frühem Tod.
Bald wird die Trompete blaſen,
Dann muß ich mein Leben laſſen,
Ich und mancher Kamerad.

„Hoch!“ ſchrie es jetzt im Lager auf der Inſel, und ein griechiſcher Tanz entwickelte ſich auf einem freien Platze. Da brummte der rohe Geſell ſtärker als vorher hierüben auf unſerem Schiffe:

Kaum gedacht,
Ward der Luſt ein End' gemacht.
Heute noch auf ſtolzen Roſſen,
Morgen in die Bruſt geſchoſſen,
Heute in das kühle Grab.

Der Prophet wurde uns durch ſeinen Geſang höchſt unangenehm, und wir baten ihn endlich, uns nur jetzt mit ſolchen Liedern zu verſchonen. Doch bei ſeiner rohen Manier antwortete er nichts und ſing nun erſt recht zu ſingen an. „Gefällt euch dieſes nicht, werde ich euch einen andern Vers vorſingen, damit ihr ſeht, daß ich ein braver Cavalleriſt bin.

Darum ſtill
Fug' ich mich in Gottes Will.
Darum will ich herzhaft ſtreiten,
Und ſollt ich den Tod erleiden,
Stirbt ein braver Reitersmann.

Der Geſang ſtimmte bei uns die Freude und die Unterhaltung etwas herunter. Mittlerweile hatte ſich ein furchtbares Gewitter zuſammengezogen, welches gegen Nachmittag hereinbrach und uns alle in die unteren Räume des Schiffes bannte. Der Sturm drohte die Ankertaue zu zerreißen, und unſer Schiff glich einem gefeſſelten, reißenden Thiere, welches um jeden

Preis ſeine Freiheit erlangen wollte. Gegen Abend ließ der Sturm etwas nach, und obgleich das empörte Meer noch hohe Wellen warf, begann man dennoch auf Kaiks die Inſulaner nach Stura auszuſchiffen, welchen zehn Offiziere von uns beigegeben wurden. Mehrere wurden von der Unruhe des Meeres aus dem Fahrzeuge geſchleudert, die die gierigen Wellen alſobald verſchlungen und begraben hatten. Die Uebrigen, unter welchen ich mich befand, blieben auf dem Schiffe Bella Gräca zurück und ſollten mit dem morgenden Tage nachfolgen. Doch der Himmel wollte unſere Hilfe nicht und hatte uns in ſeinen weiſeren Rathſchlüſſen ein anderes, ſchrecklicheres Schickſal beſtimmt.

Der Sturm wüthete theilweiſe in der Nacht fort, und mit Bangen ſahen wir den Tag anbrechen. Er war mehr Nacht; von oben hingen dicke Wolken bis auf die wüthende See herunter und wurden von den Waſſern in fürchterlichen Geſtalten in die nächſte Landumgebung gejagt, ſo daß man glaubte, ſich in einem Staubbade zu befinden. Das Fahrzeug war vor drei Anker gelegt, dennoch ſchienen dieſe nichts gegen die Gewalt des wüthenden Elementes zu vermögen; denn das Krachen und Dröhnen des Schiffes zeigte deutlich, wie furchtſam es ſeinem Schickſale entgegen ging. Die Matroſen trafen jetzt alle Vorkehrungen, um daſſelbe gegen den Sturm zu wahren. Zu dieſem Ende wurde ein zweites Tau an das Land gebracht und an einer Felſenkuppe befeſtigt. Mit weißem Schaum, der bis zum Himmel ſpritzte und giſchte, war die See bedeckt und bildete ein ſchauerliches Bild von weißlich grauer Farbe, durch welche hin und wieder ein ſengender Strahl der Sonne zuckte. Von dem Lande drüben war jetzt nichts mehr zu ſehen, obgleich Attika kaum vier Stunden weit von uns lag.

Jetzt endlich bezwang die Sonne einen Theil der Nebel und jagte ihn den Bergen von Böotien und Livadien zu; dort aber blieben ſie an den Höhen des Parnaſſus gleichſam als gepanzerte Krieger ſtehen, um ſich abermals zum Kampfe gegen die kriegsluſtigen Waſſerungeheuer zu rüſten, und dräuten mit finſteren Mienen Tod und Verderben. Noch tobte das Meer in hohlen, verhängnißvollen Tönen fort, und der Wind ſtrich heiß und glühend über die ganze Gegend und ließ aus ſeinen ſtoßenden Windungen die nächſte Zukunft in grauenvollen Bildern ahnen. Denn die Verlegenheit, obgleich wir in einem ſicheren Hafen lagen, ließ ſich auf den Geſichtern der Bootsleute hinlänglich erkennen und war nicht geeignet, unſern Muth zu erheben, obgleich ſie alles gethan zu haben glaubten, das Schiff vor Gefahr zu ſichern.

Indeſſen waren trotz des Ungewitters, welches ſich eben ſo furchtbar über die Ufer von Eubéa als auf dem Meere verbreitet hatte, die Inſulaner mit den ausgeſchifften Philhellenen den Weg nach Stura, einem ziemlich großen Orte auf der Südküſte, gegangen, den ſie erſt gegen Morgen erreichten, weidlich durchnäßt von einem kalten Regen, der von toſenden Winden in die Schluchten und gegen die Berge getrieben wurde. In der Nähe der Stadt gelangte das Corps zu den Ueberreſten des Apollotempels, welcher es in ſeinen ehemals ſo reichen, jetzt aber zu Ruinen verwandelten Seitenwänden aufnahm und ihm für kurze Zeit ein unſicheres Obdach verlieh, bis der weißlich graue Tag in Oſten heraufdämmerte. Das Corps war erſchöpft und man brach deßhalb erſt kurz vor Mittag gegen die Stadt auf, welche von ſeltſamen Nebeln, die der Euripus über das geſenkte Hügelland breitete, bedeckt war. Man marſchirte in die Stadt ein, allein bald fanden ſich die Griechen aus den Häuſern angegriffen. Alſobald wurde der Rückmarſch angetreten, doch die Philhellenen ermunterten zur Gegenwehr und drangen jetzt mit den Inſulanern in die Häuſer ein und nahmen die Türken, die ſich vorfanden, gefangen. Nur ein Streifcorps von Karyſtos hatte ſich hieher verirrt und konnte, durch den Sturm abgehalten, ſich nicht zurückziehen. Es entkam kein Mann und ſie wurden alle entwaffnet. Alſobald brachte ein Schiffer, der mit Lebensgefahr nach Petali hinüberfuhr, die erſte Nachricht auf die gefährdeten Schiffe von Madon. Das Corps mit den Philhellenen ſetzte ſich für dieſen Tag in Stura feſt, um ein günſtigeres Wetter abzuwarten, welches denn auch wenigſtens auf dem Lande eintrat. Deſto krauſer ſtiegen noch die hohen Wellen auf dem Meere und die mit ſchwarzen Wolken bedeckten Gebirge von Morea und dem Peloponnes drohten Gefahren aller Art.

Nachdem das Boot von Stura, gleich jenem Spartaner, der den Sieg über die Perſer nach Sparta brachte, glücklich nach Petali gekommen und der Bothe über den Kamm der Inſel nach dem Schiffe von Madon geeilt war, um dort die Nachricht von dem erſten glücklichen Erfolge der Einnahme von Stura zu überbringen, gab Madon Befehl, wiewohl der Capitain und die Schiffsleute widerriethen und einen unglücklichen Ausgang prophezeihten, die Anker zu lichten und in See zu gehen und das Cap Karyſtos zu umſegeln, um das jenſeitige Ufer zu erlangen und die Freiwilligen dort auszuſchiffen. Alle Gegenvorſtellungen von Koramenos und Kallinikus halfen nichts, Madon verharrte darauf, indem ſie beifügte, daß der Angriff auf Karyſtos nur vereint mit dem Corps, welches von Stura her ſeine Operationen beginnen würde, gelingen könne; übrigens ſcheine ſich der Sturm zu legen und Griechen, welche alles an ihre Freiheit ſetzen müßten, dürften nicht fragen, ob das Leben gefährdet ſei oder nicht. Nochmals brachten die Schiffsleute in Erinnerung, daß die ſpitzigen, ſteilabfallenden Felſen des Vorgebirges nur zu leicht einen Schiffbruch veranlaſſen könnten und daß es höchſt gefährlich ſei, in der fürchterlichen Aufregung des Meeres dort landen zu wollen. Man ſolle an die griechiſche Flotte denken, welche hier, von Troja zurückkehrend, ſcheiterte.

„Die Zeiten ſind vorbei,“ entgegnete Madon entſchieden, „ich hoffe, daß ihr die Aemter, die euch gegeben, beſſer verſteht, als jene, die untergingen.“

Cyrill wurde jetzt von ihr auf unſer Schiff beordert und ſollte mit uns, dem Ueberreſte der Freiwilligen und der auf dem Schiffe zurückgebliebenen Philhellenen in der Bucht unter Stura landen, um dort die Schiffskanonen an's Land zu bringen und ſie beim Angriff zu gebrauchen, im Falle die Feſtung ſich nicht ergeben würde. Von hier aus ſollte Cyrill ſich dann mit ſeinen Landsleuten und den übrigen Philhellenen vereinigen. Es war die zweite Stunde des Nachmittags, als Madon mit der Irene auslief;

ein matter Kanonenſchuß zitterte durch die Luft und als das Ankertau aufgezogen und das Schiff ſich frei fühlte, wurde es gleich einem Pfeil in die hohen Wogen hinaus geworfen. Vergebens kämpften die Matroſen, das Steuerruder war mit vier Mann beſetzt, das Schiff nach dem Cap Mandalo zu bringen. Alle Segel wurden eingerefft und herabgelaſſen und bald war das Fahrzeug, gleich als ob es die ſpielenden Winde wie eine Feder durch die Lüfte entführt, unſeren Augen entſchwunden.

Trotzdem wir hierauf ebenfalls lichten wollten, blieben wir doch noch vor Anker und warteten ab, ob das Schiff ſich wieder zeigen würde, und ſiehe da, nachdem wir eine Stunde voll Angſt und Beklemmung hingebracht hatten, ſchien die Natur ſich zu beruhigen, und das Schiff wurde an der Inſel Zea geſehen, wenigſtens glaubten wir durch den wäſſrigen Dunſt, der ſich auf dem Waſſer gelagert, es zu erſpähen. Immer ruhiger wurde jetzt die Natur — nur die Wogen tobten fort und drohten alles zu verſchlingen. Das Schiff näherte ſich jetzt der Inſel Andros, legte ſich an die Seite hinter den Wind, zog endlich einige Segel auf und ſchien hier ſo lange kreuzen zu wollen, bis ein günſtiger Wind es Negropont näher bringen würde. Jetzt gab Cyrill Befehl, auch unſere Anker zu lichten und uns nach der Bucht von Kavaleri zu bugſiren, doch der Capitain, ein alter erfahrener, praktiſcher Seemann, ſetzte ſich entſchieden dagegen und erklärte, daß er der Befehlshaber auf dem Schiffe ſei. „Wir wollen Gott danken," ſprach er, „wenn wir hier, auf drei Seiten gefeſſelt, nicht dem Untergang geweiht werden. Denn noch iſt der Sturm keineswegs vorbei, ſondern wir haben ihn erſt noch zu erwarten."

Das war nun für uns keine tröſtliche Nachricht und verwandelte unſere eben begonnene Unterhaltung in ein lautloſes Stillſchweigen. Nun begann Cyrill mit dem Capitain zu unterhandeln und berief ſich auf Maden's Schiff.

„Jene können machen, was ſie wollen," entgegnete dieſer, „und wem nicht zu rathen, dem iſt nicht zu helfen. Morgen früh werden ſie mehr Erfahrung eingeſammelt haben und klüger ſein. Kurz und gut, ich laufe nicht aus!" ſprach er endlich ärgerlich, und ſomit war aller Handel abgebrochen und wir Uebrigen, die wir noch nicht ſo vertraut mit dem Waſſertode, waren im Grunde froh, daß der Mann mit ſo einſichtsvoller Conſequenz verfuhr; denn wir hatten den ängſtlichen Flug der Seemöven beobachtet, die ſich zu Dutzenden, in unſerem Maſtkorbe Schutz ſuchend, ſammelten, und unſere Ahnung und Erfahrung ſagte uns, daß wir noch nie eine ähnliche Situation durchgemacht hätten, obgleich ſich der Himmel immer mehr aufheiterte und die ruhigen Wolken ſich nach dem Horizonte hinzogen. Der Abend brach ein und tief im Weſten eilte der flammende Feuerball, in den Dunſt einer weißlich dicken Wolke gehüllt, durch die ſein Licht wie ein ungeheurer, mit Gold, Silber und Juwelen geſtickter Mantel ſich unſeren Augen darſtellte, hinab nach Weſten. Jetzt breitete ſich dieſer Mantel wie der Baldachin des Königs der Welten über den Himmel aus, durch ihn brachen die Strahlen gleich feurigen Zungen hindurch, hinüber und herüber, den ganzen Ocean in ihren Gluthen badend. Es iſt ein Schauſpiel, vor dem wir alle in geängſtigter Entzückung ſtanden, keine Zunge regte ſich; dieſe Glorie machte uns ſprachlos. Nun ſank die flammende Feuerkugel mehr und mehr, bis ſie hinter den gethürmten Wogen verſchwand und nur die äußere, weſtliche Waſſerwand von dem Widerſchein noch erglänzte; das Uebrige war tiefblau. Einige Sterne drangen durch den dunklen Aether und verſchwanden bald wieder; Alles ſchien in der Natur ruhig werden zu wollen; ja der Mond ließ ſich von Zeit zu Zeit durch die fliegenden Wolken ſehen. Auf dem Verdeck ſtand der Capitain und der Steuermann, den Himmel und ſeine Erſcheinungen genau beobachtend; wir hatten uns ſämmtlich auf die Tauwerke herumgelagert und blickten geſpannt auf Beide, fanden aber zu unſerem Bedauern, daß ihnen nichts abzumerken ſei. — Der Capitain wurde jetzt auf etwas aufmerkſam und rief ſogleich in das Verdeck: „Burſche, auf den Platz!" — Nachdem wir uns an ſeine Seite gereiht, bemerkten wir einen ganz ſchwarzen Punkt am öſtlichen Himmel, nach dem er hingezeigt hatte, der immer mehr ſichtbar heraustrat und ſich zu einer drohenden Gewitterwolke ausdehnte. Kaum ein Augenblick verging und der ganze Himmel war in Nacht gehüllt. Der Aether hatte ſich verändert, und welche Veränderung! Kaum hatten wir noch der Hoffnung Raum gegeben, die Natur werde ſich beruhigen, als ein zweiter Orkan ſich zeigte und im Begriff ſtand, uns zu vernichten. Wir kannten die Macht des Feindes nicht, allein der ängſtliche Ruf des Capitains: „Hurtig, ihr Burſche, ehe der Windſtoß kommt!" gab uns eine deutliche Vorſtellung von den Ahnungen, welche die Seele des Befehlenden erfüllten. Die ſchwarze Wolke ſenkte ſich zuſehends tiefer über das Waſſer, und hell und ſcharf leuchtende Blitze durchfuhren ſie. Wild wogte das Meer in die Höhe und donnernd brachen ſich die Wogen an dem felſigen Geſtade. Die Erde und das Meer, ſo ſchien es, zitterten unter gewaltigen Stößen, die wir fühlten; da kräuſelte ein ſcharfer Wind die hohen Wellen, und als wenn alle Furien der Hölle mit Feuer und Waſſer auf die Oberfläche der Erde geeilt wären, um ihre Oberherrſchaft zu ſtreiten, ſauſte aus Nordweſt ein Orkan los, der die Welt zu erdrücken drohte. Wir hörten das Entwurzeln der Bäume auf dem feſten Lande, wir hörten die krachenden Windsbrüche in den Wäldern und Schluchten, das Einſtürzen der Häuſer auf der Inſel, und unſer Schiff bäumte ſich wie ein an Ketten gelegtes Ungeheuer. Da riß das vordere Ankertau, welches an dem Felſen am Lande befeſtigt war, und wie ein naſſer Lappen fuhr das Fahrzeug mit dem Kiel herum und zerriß, wie ein Knabe einen Zwirnsfaden, die beiden im Meeresgrunde haftenden Ankertaue am vordern und hintern Theile. Gleich einem tollen, wilden Roſſe ſtürzte jetzt das freigewordene auf hohen Wogen in das ſchwarze Element und in das eingebrochene Ungewitter hinaus. Ein Schrei des Schreckens hallte wie aus Einer Kehle gepreßt in die tiefe Nacht. Eine heranrauſchende Welle nahm den Vorderbug des Schiffes auf ihre ſcharfe Kante und wälzte ſich bis zur Mitte des Kiels fort, dann brach ſie zuſammen und warf das Schiff in die Fluth zurück. Die aufgeregten Waſſer ſtürzten hoch über das Verdeck weg und floſſen erſt zu beiden Seiten des Langbootes wieder in das Meer zurück. Dann hob das Schiff, ſo furchtbar in ſeinem Laufe gehemmt, allmählig das Haupt und ſtreckte das lange Bugſpriet drohend vorwärts. „Haltet das Steuer feſt!“ ſchrie der Capitain; doch kaum geſagt, warf eine Seitenwelle das Schiff ſo auf die andere Seite, daß der Maſt mit ungeheurem Krachen entzweibrach und die drei Matroſen, die ſich in dem Maſtkorbe befanden, um die Segel zu reffen, weithin in die brauſende Fluth geſchleudert wurden. Wir Uebrigen eilten auf dieſes Gekrache ſogleich auf das Verdeck, ein Strick wurde mit vieler Gefahr nachgeworfen, aber vergeblich, die Wellen hatten ſie begraben. Immer dunkler wurde die Nacht, und die Blitze, welche ſchnell aufeinander folgend, uns umzuckten, zeigten uns nur die Vernichtung alles deſſen, was uns umgab, und ließen uns dann in zehnfache Dunkelheit gehüllt. Keine dichteriſche Phantaſie vermag die ſchnell abwechſelnden und verſchiedenartigen Gefühle dieſer Momente, die wir jetzt durchlebten, zu ſchildern. Die Eilande, welche wir bei dem momentanen Lichte der elektriſchen Funken ſehen konnten, zeigten uns in jedem Augenblicke die Gefahr, daß das Schiff an den Klippen zertrümmert würde. Die Raaſtangen hingen wie zerbröckeltes Takelwerk herab. Der gewaltige Windſtrom wälzte es herum mit der Leichtigkeit, mit welcher eine Wiege in Bewegung geſetzt wird. „Wir ſind verloren!“ rief der Steuermann dem Capitain, der mit ihm am Ruder ſtand, zu; allen ſank der Muth, und die Hoffnung einer Rettung war verſchwunden. Alles brach jetzt in ein Jammergeſchrei aus, welches ſich zwiſchen dem heiſeren Donnern der Elemente zu einem gräßlichen Geheule geſtaltete, in das der laute Wind ſeine Vernichtungsakkorde dröhnte. Jetzt fuhr abermals ein herniederzuckender Blitz auf das Schiff und bewährte ſeine furchtbare Kraft und Nähe, indem er den kleineren Vordermaſt von oben bis unten ſpaltete. Alles fiel zu Boden und ſuchte ſich an dem nächſten beſten Gegenſtande zu halten.

Alles dieſes geſchah ungefähr in Zeit von einer halben Stunde, als plötzlich eine Stille, ſanft wie der Schlummer eines Kindes, eintrat. Der Himmel erheiterte ſich mit einmal, Mond und Sterne leuchteten, und wir waren dem Lande ganz nahe; allein der Capitain und der Steuermann drängten das Ruder, um aus dieſem Gewäſſer zu entkommen.

„Wir ſind am Cap Doro,“ ſchrie der Capitain,

„und wenn wir nicht jetzt das Schiff in die offene See bringen, ſo ſcheitern wir noch in dieſer Minute!“ Alles lief nach dem Steuerruder; doch das hatte Schaden gelitten, und als wir nun ſo in voller Angſt uns zu dem Ruder hindrängten, da erleuchtete der Mond die grauſe Felſenwand, und hervor auf ihrer Spitze trat, von den Silberſtreifen des Mondes und der Sterne beleuchtet, die Alte von Livadeſtro und ſchrie hinaus über die wogende See:

„So ſoll denn der Letzte meines Stammes untergehen? Ihr unterirdiſchen Mächte des Meeres, ich beſchwöre euch umſonſt! er wird dahin gehen, und ich werde mit ihm untergehen. Sie welkte dahin, wie eine meſſeniſche Roſe, die der Südwind entblätterte. Er, der ſtolze Sieger, hat ſeinem Namen Hohn geſprochen; ſchenkt ihm einige Thränen; ruft den Tag der Rache herbei, eure Stunde wird bald ſchlagen!“

Jetzt erhob ſich die Geſtalt geſpenſtiſch und ſank, wie von einem naſſen Schleier, mit dem ſie umgeben, getragen, in die brauſende Brandung an dem Felſen Doro hernieder und verſchwand.

„Mein Tod iſt gewiß,“ ſprach ruhig und ergeben Cyrill; „bringt Ihr meine Grüße, im Falle ihr gerettet werdet, und vergeßt mich nicht in einer folgenden, thatenreichen Zeit Griechenlands. Mein Vaterland wird auch ohne mich frei werden, das iſt der einzige Troſt, der mir im Sterben bleibt.“ Hiermit entfernte er ſich auf das Vorderverdeck und legte ſich auf ein Tau, welches aus der Mitte des Schiffes nach jenem Platze geſchleudert worden war.

Das Wrack war endlich aus der Nähe der Felſen von dem Vorgebirge Doro abgelenkt und hatte das Meer erreicht, und nur drohend ſtand uns der Felſen Kalovero Andro entgegen; doch ſchöpften wir neue Hoffnung zur Rettung, da bereits Mitternacht vorüber war und der Himmel ſich nicht veränderte. Unſere Hoffnung ſchwand indeſſen bald, als gegen Ein Uhr ſich abermals eine dunkle Wolke am Horizont heraufwälzte und bald ihre ſchwarzen Fittiche über den ganzen Himmel ausbreitete. Heulend und ziſchend rauſchte ſie, von Donner, zuckenden Blitzen und Regengüſſen begleitet, heran. Der gewaltige Wind ſtürzte ſich mit noch größerer Raſerei auf das Schiff, und die jetzt rieſig emporſteigenden Wellen glichen, die Scheitel in Schaum gehüllt, Millionen auseinander geriſſenen Bergen, die Häupter mit Schnee und Eis bedeckt, als wären ſie bei dem Untergange der Alten von Livadoſtro von den unſichtbaren Schaaren der Seegeiſter in Aufregung gebracht und aneinander gehetzt worden.

Schon hatten wir angefangen, einige Kanonen ins Meer zu ſenken, als der Capitain abermals rief: „Die Kanonen über Bord!“ und alsbald machten wir uns an die Arbeit und verſenkten alle die kaum ins Leben getretenen und bis jetzt nur zu Freudenſchüſſen gebrauchten Feuerſchlünde. Jetzt tanzt das Schiff wie ein leichtes Bret auf den raſenden Wellen herum; der Sturm wird noch heftiger, die See geht höher und höher, die Wogen ſchlagen bis dreißig Fuß hoch über das Verdeck, dazu die Windſtöße, die nun aus Süden herein brechen und unſere Schiffsleute noch bedenklicher machen, und endlich trifft abermals ein zuckender Strahl das Schiff und fährt mit züngelnder Flamme längs dem Verdecke hin. Ein Matroſe ſchreit von dem Vorderverdecke, daß der Blitz durch den Kielraum gefahren ſei; alles eilt, wiewohl todesmatt durch den bereits ausgeſtandenen Todeskampf, in den unteren Schiffsraum. Ein eintöniges Hineinſprudeln des Waſſers ward hörbar, und nun hatten wir die gräßliche Gewißheit, in den nächſten Minuten zu verſinken. Alles erlahmte; das Entſetzen des Todes ſchritt triumphirend auf dem Verdecke herum. Armann, der tapfere, kühne, der dem Tode ſo oft ins Auge geſehen und nicht gezittert hatte, glich einer weinenden Frau; denn er klammerte ſich an den Stumpf des abgebrochenen Vordermaſtes und wollte, vielleicht nach langer Zeit, beten.

Geiſterbleich lag Cyrill noch auf ſeinem Platze, — eine ungeheure Woge, die jetzt das Wrack ſeitwärts warf und mit heftiger Wuth über den Vorderkiel ſchlug, faßte den Jüngling und begrub ihn — wie es ſeine Urgroßmutter vom Berge Ocha, die Alte von Livadoſtro, geweiſſagt hatte — weich in die Fluthen des Meeres.

„Ein Mann über Bord!“ ſchrie der Steuermann, der einen ſchwarzen Streifen in der Vernichtungswelle, die ſich über das Schiff gewälzt, geſehen hatte. Doch zu ſpät; er war nicht mehr, und die wogenden Waſſer bezeichneten ſein Grab.

Jetzt holten die Franzoſen, Griffoni an der Spitze — Hanné war mit ſeinem bleſſirten Beine, was er noch nicht ſo gut gebrauchen konnte, ans Land nach Stura gegangen — die Reſte von Wein aus der Kajüte und ſuchten ſich trinkend den Tod weniger ſchrecklich zu machen. Der deutſche Student warf ſich vor, daß er vor dem Schiffbruch nicht an ſeine arme Mutter geſchrieben, und heulte und wehklagte. Ich war mit meinem Geſchicke, noch ehe ich Griechenland aufſuchte, im Reinen. Meine Geliebte, der einzige Stern meines Lebens, die Quelle aller meiner Leiden und Freuden, war mir durch kalte, berechnende, kaufmänniſche Speculation entriſſen worden; ich war nach

Griechenland gegangen, um mir ein ehrliches Grab unter einem freien Volke zu erkämpfen: mir konnte es einerlei ſein, wie ich umkam; wiewohl ich geſtehen muß, daß der Tod, über welchen ſich für immer jeder Mund ſchließt, und nur die Ewigkeit einſt Kunde geben wird, mir nicht der angenehmſte war. Halb todt lag außer Griſſoni, der fortſang und fluchte, bereits Alles auf dem Verdeck; ich kauerte mich zu Armann und hörte gerührt ſeine Klagen an. Hatte er doch Weib und Kinder, die ihres Vaters in fernen Landen gedachten, und wer weiß, wie viele Schickſale durch den Tod eines liebenden, an ſeine Familie gefeſſelten Mannes hervor gerufen werden! —

Unſer Schiff ging tiefer, und doch mußte das Leck nicht ſo bedeutend ſein, da ſich der untere Theil nur langſam mit Waſſer füllte. Die undurchdringliche Nacht verdeckte uns alle Gegenſtände; nur hie und da erleuchtete der Blitz die Waſſermaſſe und ließ uns ſehen, daß wir ſtets vor und neben uns Land hatten und uns ſomit noch in dem klippenreichen Archipel befanden. Jetzt erhoben ſich abermals die heftigſten Donner, und leuchtende Blitze fuhren über unſeren Häuptern hin; eine heranrollende Sturzſee wälzte ſich mit weißem, leuchtenden Giſcht gleich einem Eisgebirge auf uns heran. Wir ſahen ſie von weitem kommen, ſchloſſen die Augen und glaubten uns ſchon begraben. Der Vordertheil des Schiffes hob ſich hoch empor, es knarrte in allen Fugen, ein ungeheurer Schlag, ein Stoß, ein Schall, wie der Donner einer hundertpfündigen Kanone, — das Schiff ſinkt, — die Waſſer rauſchen darüber hin.

„Gott ſei uns Allen gnädig!“ ruft es, „wir ſinken!“

Eine Todesſtille — eine lange Todesſtille tritt ein, in der nur das entſetzliche Stöhnen des in ſeinen Lebensadern getroffenen Schiffes hörbar wird. Da ermannt es ſich von neuem und taucht noch einmal aus den Wellen empor, in denen es tief begraben lag. Geiſterähnlich, ſchon in jenen Gefilden verweilt, durch und durch naß und von der kalten Todeshand berührt, ſehen wir uns an und wollen uns überzeugen, ob wir dieſem oder jenem Leben angehören. Ich blicke Armann ins Auge, er in das meinige, wir fallen uns in die Arme und halten uns ängſtlich umklammert. Da ſtößt es nahe an uns einen gellenden Schrei aus, der Student war verſchwunden und tauchte rettungslos noch einmal aus der Waſſerwüſte auf. Erſtarrt blicken der Capitain und der Bootsmann dem Verlorenen nach, und wir beneiden ihn, denn er hat es überſtanden. Mit dieſem Schrei, dem letzten Hülferuf eines unglücklichen Opfers, war auch unſer Geſchick entſchieden. Eine ähnliche, noch ſtärkere und höhere Welle faßte jetzt unſer Schiff und warf es, gleich einem leichten Ball, auf ein Felſenriff. Krachend in allen Theilen, ſetzte es ſich darauf und wurde nun durch die herbeieilenden Wellen wie das Rad einer Spinnmaſchine im Kreiſe herumgetrieben, ſo daß es ganz feſt auf den Felſen angebohrt wurde.

„Wir ſind gerettet,“ ſchrie im Freudentaumel der Capitain. Gelobt ſeiſt du, großer, furchtbarer Gott! — wir ſind gerettet!“

Jetzt strömte das Waſſer von allen Seiten in den Schiffsraum; doch das Schiff ſaß aufgetrieben und ſicher auf dem Riffe. Undurchdringliche Nacht umgab uns noch, und zwei Fuß hoch ſchwemmte das Waſſer auf dem Verdeck umher; wir hatten uns erhoben und ſuchten wechſelſeitig unſere Hände, um uns der noch Lebenden zu überzeugen. Bald hatten wir uns nahe an der Kajüte, dem Kompaß gegenüber, zuſammengefunden und bildeten jetzt Eine Nation und hatten nur Ein Glaubensbekenntniß, das, den Dank für unſere Rettung gegen den Allmächtigen auszuſprechen, noch ehe wir daran dachten, was unſer Schickſal ſein würde: doch der ernſte Capitain mußte das wiſſen.

Erſt zur See vermag der Menſch in die große Rieſenſeele des Lebens einzudringen, in ihre wunderbaren Höhen und Tiefen, ihr poetiſches und alltägliches Weſen. Mit jedem Blicke, den ihr auf den ſtürmenden, ſinnebewältigenden Ocean hinauswerft, und während ein unwillkührlich kalter Schauer euch im Gefühle euerer Ohnmacht und Verlaſſenheit überkriecht, entfeſſelt ſich zugleich euer Geiſt, und den Leib ganz vergeſſend, verliert er ſich in unendliche Räume; das Bild der Gottheit erſcheint euch wie mit dunſtigem Schleier überzogen, aber nahe und begreiflich und Troſt winkend, wie ihr es niemals geahnt und nun ſo zu ſagen vor euch ſehet. —

Es mochte Drei Uhr des Morgens ſein, als der Sturm nachließ, die Winde ſich legten und im Oſten der Tag heraufdämmerte. Nach und nach erkannten wir die uns umgebenden Gegenſtände und die Verwüſtung auf dem Schiffe; doch freudig ſahen wir ganz nahe eine Inſel liegen. Wir ſelbſt ſaßen auf einem Felſenriffe der kleinen beiden Felſeninſeln, die Brüder (Stapadia) genannt, und eine Stunde weit uns gegenüber lag die Inſel Mykoni; wir konnten jetzt mit Gewißheit ſagen, daß wir dem Tode entronnen.

Unſere ſchöne Bella Gräca war kaum mehr zu erkennen. Sie war entmaſtet, der Blitz hatte theilweiſe das Verdeck aufgeriſſen und zerſchlitzt. Der Wind hatte die Segel vernichtet und entführt. Das Steuerruder war krumm gebogen und das Ganze ſah dem elendeſten Wrack ähnlich, das bereits Jahrelang auf dem Strande gelegen.

Nach und nach verlieſen ſich die gepeitſchten Wellen von dem Verdeck und wir kamen jetzt mit unſeren Beinen ins Trockne. Das Schiff hob ſich; von dem tiefen Unterwühlen der Wellen geſtoßen und geleckt, ſchien neues Leben in ſeine Adern zu dringen und die erſtarrten Sehnen wieder gelenkig zu werden; denn ſeine vordere Seite kehrte ſich nach der Richtung von Mykoni hin, doch war die Waffe, die ihm ihre harte Schärfe in den Leib geſtoßen, zu ſicher und zu tief eingedrungen, als daß es zum Leben ſich wieder hätte erheben können. Die hehre Jungfrau Bella Gräca war nicht mehr; ſie lag auf Stapadia im Verbluten, und die freundliche lachende Sonne, wie ſie nur im Oriente mit aller Farbenpracht und im majeſtätiſchen Glanze aufgehen kann, tritt jetzt hervor aus der Waſſerwüſte, und ihre Strahlen brechen über den äußerſten Wellenkranz im Oſten herauf, und wie dieſe Strahlen den Waſſergürtel beleuchten, erglänzt dieſer ſo wild, unheimlich, geiſterbleich. Der gepeitſchte Ocean verändert ſich von Sekunde zu Sekunde und ſchimmert bald ſchwarzblau, lichtgrün, ſilberweiß. Die noch einzelnen ſichtbaren Sterne verſchwinden und bald leuchten aus den ſcharfen Kanten der noch hoch gehenden Wellen, andere gekräuſelte Wellchen, welche die leichte Briſe empor ſchaukelt. Sie ſpritzen eine Fluth von Feuer und Licht aus, welche die gebogene Fläche mit Feuerzungen durchzieht, die in ihrem Farbenſpiel alles übertreffen.

Das Schauſpiel iſt ergreifend, das Blut drängt nach dem Herzen, faſt beſchleicht die Furcht denjenigen wieder, der vor Minuten erſt die gräßliche Macht der Waſſerwelt erfahren, er ſcheut dieſe grandioſen Glanzmächte, die abermals ſich trügeriſch zeigen und auf ihn hereinbrechen könnten. Da bildet ſich in meilenweitem Umkreiſe eine neue Woge empor und thürmt und ſtürmt heran. Sie reißt in ihrem Laufe all' die Gewäſſer mit ſich fort und baut ſich gleich einem Dom auf, worin die mitgenommenen Waſſer gleich unterirdiſchen Geiſtern zu brauſenden Orgeltönen ihren Hymnus anheben; dann rollt ſie majeſtätiſch zu uns heran. Schrecken ergreift uns neuerdings, doch ruhig und ſicher ſteht der Capitain und der Steuermann neben uns; höher und höher, am Grunde das herrlichſte Tiefblau, weiter hinauf muſchelartig eingebogen und in das glänzendſte Smaragdgrün hinüber ſchillernd an dem ſchwunghaften Scheitel, wird ſie von unſichtbarer Macht getrieben und von Geiſterſtimmen belebt; wir faſſen uns krampfhaft, doch in der nächſten Sekunde bricht ſie dicht vor uns zuſammen und verſchwunden iſt dem Auge die drohende Gefahr, verſchwunden, wo ihr der Blick auch nachſpähen mag; nur das hohle Rauſchen und der weiße Silberſchaum, der ſich in Streifen über die Fläche hinzieht, zeigt noch Spuren ihres Dageweſenſeins. Noch ſehen wir hin, eine zweite, kleiner als die vorigen, noch eine dritte, ſchon viel weiter von uns, und das Meer wird ruhig, mild, und ſein Spiegel glatt.

Nun erſt athmet das Herz freier, es regt ſich etwas in eurem Innern, es will heraus, und ihr könnt dieſem Gefühl keine Worte geben. Es gleicht einem Samenkorn, das, in tiefer Erde gelegen, jetzt emporſproßt und von Luft und Licht begünſtigt hervorkeimt. In dieſem Augenblicke könntet ihr die ganze Welt umarmen; der Menſch wird nun erſt zum Menſchen, und all' die edlen Triebfedern, die der Schöpfer in euer Inneres gelegt, ſie werden neu, kräftig, und ſo recht thätig, es iſt euch Ernſt, das zu erfüllen, wozu euch die Natur Beruf und Anlage verliehen. Doch die Waſſerwüſte, die euch einſchließt, hemmt euren guten Willen noch, und euch bleibt nichts übrig, als euch in dieſem Momente mit eurem Todfeinde, der zufällig neben euch ſteht und all' dieſes mit euch erlebt, aus Herzensgrund zu verſöhnen. Ich reichte dem würtembergiſchen Wachtmeiſter, der mich ſonſt wie ein ſchmutziger Fleck auf ſeinem Gewande verdroſſen, die Hand und konnte ihn in dieſem Augenblicke lieben. — Solche Schickſale können Sitten, Vorurtheile, Herkommen und Wahn, worin man befangen, mit einmal abſtreifen. Man tritt ſiegend über ſeine Leidenſchaften hinaus, Denkweiſe und Gebahrung ſind verſchwunden, nur das rein Menſchliche waltet und die Seele ſpricht. Das Waſſer des Weltmeeres reinigt uns vom Schmutze der Weltverhältniſſe.

Capitain und Bootsmann ſtanden auf dem hintern Theile des Wracks und ſpähten nach den kahlen Höhen des Granitfelſens von Mykoni hinüber, um Jemand zu entdecken, der uns aus unſerer Lage nach einem ſicheren Hafen brächte, denn unſer Boot war ſogleich beim Beginne des Sturmes abgeriſſen und in die Wellen geſchleudert worden, — vergeblich; die Sonne warf ihre glühenden Strahlen wohlthätig auf unſere naſſen Leiber, die bald zu trocknen anfingen; aber die Inſel ſchien wie ausgeſtorben. Das fürchterliche Unwetter, welches dieſe Nacht gehauſt, trieb endlich die Schiffer in dem nördlich gelegenen Hafen Panormos früher als ſonſt aus ihren Schluchten und Häuſern nach der Küſte. Bald wurde man das geſcheiterte Schiff gewahr, zwei Kaiks ſtießen ſogleich vom Lande und vollbrachten unſere Rettung. Es waren Seeräuber, die an der Inſel lebten, aber menſchlich mit uns verfuhren, denn wir hatten nichts mehr als unſere von der Näſſe ſchon in Roſt übergehenden Gewehre, welche ſie uns ließen.

Sobald wir an's Land geſetzt waren, wo wir Alle dankend auf die Kniee fielen, umſchwärmten das lecke Schiff wohl 20 Kaiks, die den Bord beſtiegen, um noch mitzunehmen, was ſich vielleicht vorfinden würde. Mitleidig reichten uns einige Weiber, die aus Neugierde wegen unſerer Frankentracht herbeikamen, etwas Brod und Santorinwein, was uns ſehr ſtärkte, und dann zeigten ſie uns den Weg nach der Stadt Mykoni.

Acht Tage nach der Abfahrt von Korinth langten wir daſelbſt wieder an; ein Hydriote brachte uns nach dem ſaroniſchen Meerbuſen, arm an Allem, was menſchliche Bedürfniſſe fordern, aber überreich an Schickſalen und Erfahrungen.

Das Schiff Irene, worauf Madon, Kallinikus, Koramenos und die Freiwilligen ſich eingeſchifft, ward nie mehr geſehen und ruhte mit Allen, die es getragen, im tiefen Meeresgrund, ohne daß uns über die näheren Umſtände ſeines Unterganges jemals genauere Kunde wurde. Und erſt als der junge König von Griechenland die Herrſchaft jener Lande antrat, wurde das hartbedrängte Negropont wirklich frei.

Ein Nachwort

des Herausgebers.

Dieſe endliche Freiheit, die der Verfaſſer in dem letzten Worte ſeines Buches dem ſchwergeprüften Negropont zuerkennt, bezieht ſich lediglich auf die erfolgte Losſchälung aus dem ottomaniſchen Zwangsverbande. Im Uebrigen erinnert das Jahr 1832, wo der kaum ſiebzehnjährige König Otto den neuen griechiſchen Thron beſtieg, ſo wie gar manches der nachfolgenden Jahre an Rückert's denkwürdige Verſe:

> Von Schickſalsmächten ward ein Kind
> Zum König drum erleſen,
> Daß er, einathmend Griechenluſt, geſchwind
> Vergeſſe, daß er ein Barbar geweſen.

Während die vorſtehenden Bogen durch die Preſſe gingen, hat Griechenland den hiſtoriſch merkwürdigen Moment des (3.) 15. Septembers 1843 in beiſpielloſer Einigkeit durchgemacht, an welchem der Ruf: „Es lebe der König“ mit dem erſehnten neuen: „Es lebe die Conſtitution“ zuſammenſchmolz. Die Regierung iſt in eine nationale Bahn zurückgeführt worden.

Das griechiſche Volk hat ſich — wie ſeine eigenen Organe offen ausſprechen — zum Bewußtſein, und durch das Ungezwungene, Allgemeine und Exemplariſche dieſer Revolution, zu der Höhe der civiliſirteſten, der Sympathie würdigſten Nationen erhoben. Auch Chalcis und ganz Negropont hat den lebhafteſten und innigſten Antheil an dieſer Bewegung genommen, die von gewiſſer Seite ſo gern auswärtigen Einflüſſen zugeſchrieben werden möchte, während ſie ſich, ſchon ihrer Haltung und Ordnung nach, als ein dringendes inneres Bedürfniß kund gibt. Möge ſie die letzte und eine zum Guten führende ſein!

Der Herausgeber konnte nicht umhin, den Leſer mit einem Sprunge in die Geſchichte der jüngſten Tage zu verſetzen, weil die vorſtehenden Memoiren aus dem Jahre 1822, bezüglich auf Negropont, in dem Jahre 1832 eine tröſtliche Erledigung ſuchen, indeſſen ihnen eine definitive erſt um eilf Jahre ſpäter vorbehalten ſcheint.

1915. 1130 g

Vignetten.

Porträts und Genrebilder

von

[Karl]
C. Dräxler-Manfred.

Königl. Bibliothek Berlin

Frankfurt am Main.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

1845.

Kommt die Zeit auch und zertrümmert,
Was ſie emſig hingeſtellt,
Etwas bleibt noch ſtets und ſchimmert
Lebenskunden durch die Welt;

Früherer Bilder blaſſe Schatten
Und Ruinen eines Bau's:
Was da fehlt, das bau'n und ſtatten
Eure Phantaſieen aus.

Salon und Räuberhöhle.

Wer kennt nicht die Verlegenheit und Mißſtimmung, in die man geräth, wenn man von einem Geſellſchaftskreiſe, mit deſſen einzelnen Figuren wir oft nur zufällig zuſammen gewürfelt worden ſind, ſo ganz unverhofft und unvorbereitet um eine Erzählung angeſprochen wird! Jene geiſtreichen, empfänglich begierigen Cercles, wie ſie Tieck um den traulichen Kamin ſeiner Erzähler ſitzen läßt; jene geſpannten Zuhörer, die bald in den Kreis der Mithandelnden hineingezogen werden, welche ehedem Hoffmann als Rahmen um ſeine ſchauerlich effectvollen Bilder legte, — wo findet man ſie in unſerer Geſellſchaft? wo ſitzen ſie um einen deutſchen Nachtfabler, dem die Zunge gelöſ't wurde? und wie ſelten iſt hinwieder ein ſolcher, deſſen Erzählungen mit einem gewiſſen Intereſſe angehört werden können, der Denkwürdiges genug erlebt oder mit angeſehen hat, und auch das Talent beſitzt, dieſe Erlebniſſe in anziehender feſſelnder Form zur Mittheilung zu bringen?

Höchſt ſelten finden ſich Gleichgeſtimmte oder Solche zuſammen, die gewiſſe bedeutungsvolle Phaſen des Lebens mit einander durchgemacht, dann von einander geriſſen wurden und nun in der Feier des Wiederſehens, oder in einer Stunde der Behaglichkeit, das Buch ihrer lieben und erheblichen Erinnerungen aufſchlagen und ſich Dinge vorerzählen, wobei Freundſchaft oder Liebe den läſtigen Schleier der Rückſicht fallen laſſen, der in gemiſchten Geſellſchaften immer vor's Geſicht genommen wird, und unter welchem man die aufgelegte Schminke von der wahren Lebensfarbe der Züge nicht unterſcheiden kann. — Wer hat ſie nicht ſchon erlebt die freudig feſtlichen Momente, wo man einen langentbehrten Freund, einen lange geſchiedenen Verwandten in die Arme ſchließt und dann traulich mit ihm niederſitzt und ſich zu der Frage gedrungen fühlt: Erzähle, wie iſt's dir ergangen? wie und was haſt du erlebt? Und wir horchen nun ſtill und geſpannt auf die entſiegelten Lippen, und thun begierige Zwiſchenfragen, und ſpielen gleichſam ſelbſt mit in dem Roman der Ferne, und zeichnen alle die kleinen Züge in unſer Gedächtniß auf, um darin das Bild des werthen Erzählers auszuſchmücken, bis in's Kleinſte auszumalen und uns in aufgefriſchter Färbung einzuprägen. Das ſind ſo die eigentlichen Feſtſtunden unſerer Lebensnovelliſtik, die Siegesbulletins der herzlichen Theilnahme, die Feierabende der edleren Intereſſen.

Die gewöhnliche geſellſchaftliche Aufforderung, etwas zu erzählen, iſt hievon ganz verſchieden. Meiſtens iſt ſie nichts mehr und weniger, als eine Ausflucht der converſationellen Rathloſigkeit, welche dir die Ehre erweiſ't, dich zum Fliegenwedel der Langenweile hervorzuſuchen. Mit Ausnahme beſonderer Fälle, wo ſich die allgemeine Neugierde an gewiſſe Perſonen der geſelligen Kreiſe anſchließt um ihrer beſonderen Erlebniſſe, um ihrer Berühmtheit, Reiſen oder Stellung willen, iſt jene Aufforderung gewöhnlich das letzte Hülfsmittel, eine ſtockende oder mißfällig gewendete Unterhaltung wieder in Gang zu bringen, oder der Erſchöpfung eine anſtändige Pauſe der Erholung zu gönnen, in welcher man dem Geopferten ſogar Antheil zu zeigen bemüht iſt. Das Souper iſt noch nicht fertig; die Spielpartien ſind durch Wegbleiben der Erwarteten unvollſtändig; Regen treibt die Geſellſchaft aus dem Garten in den Pavillon; man iſt vom Volant ermüdet, und will ſich um einen Mittelpunkt herum gruppiren, ohne ſelbſt die Koſten der allgemeinen Unterhaltung zu tragen, — da wird nun Einer als Sündenlamm herausgeſucht und mit der fatalen Bitte: „Erzählen

Sie uns eine Geſchichte!“ beehrt. Meiſtens iſt dieſer Angeſprochene ein Menſch, in welchem man zum Theil ſo viel Talent vorausſetzt, zum Theil bezweifelt, daß man in ſeiner Mittheilung ein Amuſement oder einen Stoff zu ſtillen Moquerien zu finden hofft. Denn derjenige, der uns angenehm unterhält, iſt uns oft nicht ſo viel werth, als der ſich zur gelegenen Zielſcheibe unſerer Spitzfindigkeiten hergibt. Der Auserkorene, der den allgemeinen Bitten nicht länger widerſtehen kann, entſchließt ſich nachzugeben, betrachtet ſich den Kreis ſeiner Zuhörer aufmerkſam, um die nöthigen Rückſichten zu nehmen, und erzählt dann ſo gut oder ſo ſchlecht, ſo langweilig oder ſo ganz aus der Luſt gegriffen, als es eben gehen will.

Wer aber nimmt dieſe erwähnten Rückſichten, und wer hat das Gefühl, ein momentaner Lückenbüßer und nur zur Zeittödtung ausgerufen zu ſein, wenn er vier und zwanzig Jahre zählt? — So ging es mir im Jahre 182* zu . . . . als eines Tages in einer ſonſt ganz angenehmen Geſellſchaft die Reihe des Erzählens an mich kam. Insgeheim jubelte ich eigentlich über die Auszeichnung, die mir und meinem nicht unbekannten Dichtertalente durch dieſe Aufforderung geworden. Candidat des Lehramts und ſo eben aus der Concursprüfung für eine erledigte Gymnaſialſtelle unter allen Competenten mit der beſten Cenſur hervorgegangen und bereits in Hoffnungen auf die mir gebührende Anſtellung ſchwelgend, ſah ich in dem Kreiſe, vor welchem ich jetzt erzählen ſollte, vorzugsweiſe nur zwei Perſonen: den Referenten des Studienrathes, von dem mein Schickſal abhing, und der mir ein wohlwollender Gönner war, obwohl er meine poetiſchen Publicationen mit dem ernſten Berufe nicht ganz verträglich fand, — und die Gemahlin ſeines Neffen, die reizende, leidenſchaftliche Baronin B., vor deren Augen ich, theils um ihrer Schönheit, theils um ihres Oheims willen, Gnade zu ſuchen bemüht war.

Ich läugne nicht, daß ich vor dieſen Beiden glänzen wollte; meine gleichfalls anweſende Tante ſollte auf mich ſtolz ſein können. Erlebt aber hatte ich nur Unbedeutendes; poetiſche Erfindungen ſollten auf ausdrücklichen Wunſch des Studienrathes wegbleiben, und ſo fiel mir denn die nachfolgende Geſchichte bei, deren Zeitgenoſſin meine gute Großmutter geweſen, die faſt mitten unter den Ereigniſſen derſelben gelebt und ſie ſpäterhin in meinem Beiſein oft erzählt hatte. — Ich zeichne ſie hier in einer Reihe loſer Kapitel auf, freilich nicht mehr mit den ſcharfen Contouren des Vierundzwanzigers, noch in dem warmen Colorit der Oertlichkeit und Zeit, welches ſeither in meinem Gedächtniß ziemlich abgeblaßt und in die Farbe unſerer Tage übergegangen iſt. Daß ich die Namen der Hauptperſonen weglaſſe, wird jeder Leſer begreiflich finden, der den Epilog dieſer Mittheilung einer freundlichen Durchſicht werth hält.

I.

Der Flecken Goyß liegt faſt dicht am Neuſiedlerſee, unfern der Straße, die von Preßburg nach Oedenburg führt. Auch die Grenze des Erzherzogthums Oeſterreich biegt hier nahe heran, und da Ungarn, was Handel und Ausfuhr betrifft, von Oeſterreich ſeit jeher als Ausland betrachtet und an ſeinen Grenzen ſtreng bewacht wurde, ſo erſtaunt wohl Niemand, vor etwa dreißig Jahren, wo dieſe Geſchichte ſpielt, in den Grenzortſchaften des Viertels unter dem Wiener Wald, ſo wie in den gegenüberliegenden ungariſchen Flecken am Neuſiedlerſee Schmugglervereine beſtehen zu ſehen, die ſich noch bis auf den heutigen Tag erhalten haben, und die ihren Transporten mit Liſt, Gewalt oder Beſtechung Eingang zu verſchaffen wußten. Ungarn, das den größeren Vortheil von dieſen Wagniſſen hatte, war der ſichere Heerd dieſer ſogenannten Paſcher; die Aufſichtsbehörden drückten ein Auge zu und fanden es nicht rathſam, ſich im Dunkel der Nacht mit tollkühnen Waghälſen einzulaſſen; Edelleute und Bauern ſtanden in directem Auftrag und Verkehr mit ihnen, und ſo erwarb und erzwang ſich das gefährliche Handwerk der Schmuggelei theils ſtillſchweigende Duldung, theils, und zwar unter dem durch die Grenzſperre gedrückten Volke, die freundlichſte Aufnahme und Unterſtützung. Die Erſcheinung einzelner Paſcher oder ganzer Züge war daher in Ortſchaften wie Goyß, Neziber, Bedeny und in der ganzen Umgegend etwas ſo Gewöhnliches und Ordnungsgemäßes, wie es an andern Orten etwa ein Jäger iſt, der mit voller Taſche und ſeinem Hunde von einem Bürſchgang zurückkehrt.

Am nördlichen Ende des erſtgenannten Fleckens ſtand ein kleines freundliches Haus, wohnlich und reinlich, was gar ſelten in einem ungariſchen Dorfe, umgeben mit einem wohlbeſorgten Gärtchen, und gegen den Schmutz, das räucherige und halbverfallene Ausſehen der nächſten Hütten gar heiter hervortretend. Auf dieſes Häuschen ſchritt ein ſchlanker Mann von ſchönen Geſichtszügen zu. Sein Gang war ſtolz, zuverſichtlich, unbekümmert; er mochte an dreißig Jahre zählen und wiewohl ihn eigentlich Niemand im Orte genauer kannte und ſein Erſcheinen nur zuweilen vorkam, rangirte man ihn doch ohne weiteres unter die Paſcher, und weil auch dieſe nichts von ihm wußten und nie mit ihm gearbeitet zu haben vorgaben, nahm man an, daß er einer jener beherzten und gewandten Waghälſe ſei, die ihr Geſchäft ganz auf eigene Fauſt und ohne alle cameradſchaftliche Unterſtützung verrichteten. Sein iſolirtes, ſeltenes Erſcheinen ſchützte ihn vor dem Verdacht des Spionirens. Er ſprach das Ungariſche zwar mit dem Anflug eines fremden Accentes, aber ſehr geläufig, und hatte ſich auch in ſeinem Aeußeren ſo acclimatiſirt, daß man ihn gut für einen Inländer halten konnte.

Er öffnete jetzt die Thüre des Hauſes, welches ſein Zielpunkt war, und ſtand plötzlich in der Wohnſtube, wo jedoch ſein Beſuch eben keine beſondere Freude zu erregen ſchien. Ein ſchönes, ſchwarzhaariges Mädchen mit ſcharfen, feurigen Augen und von zierlichem Wuchſe, ſchien mit dem letzten Ordnen ihres Anzuges eben fertig geworden und auszugehen im Begriffe zu ſein. Eine alte Muhme, die einzige Mitbewohnerin des Häuschens, war abweſend, welcher günſtige Zufall dem beſuchenden Fremden nicht unbekannt ſein mochte. Bei ſeinem unerwarteten Eintreten flog ein leiſer Schreck über die Wangen der Alleingebliebenen, wovon ſie indeſſen wenig merken ließ, ſondern ſchweigend und raſch ein Fenſter öffnete, um dem Auge der Vorübergehenden freien Eingang zu geben und den Eingetretenen von jeder Zudringlichkeit zurückzuhalten.

„Guten Morgen, Sarolta!“ ſprach dieſer nach einer Pauſe, während welcher er keines Blickes gewürdigt worden war.

Keine Antwort folgte dieſer Begrüßung; zürnend und als ob ſie Jemand erwarte, blickte die Schweigende zum Fenſter hinaus.

„Es ſcheint, daß ich unwillkommen bin,“ meinte näher herantretend der Fremde.

„Ja doch, wenn Ihr es durchaus wiſſen wollt,“ erwiederte kalt die Angeſprochene, „unwillkommen von jeher mit Euren zudringlichen Bewerbungen, und jetzt doppelt, da Ihr die Abweſenheit meiner Muhme ſchlau benutzt und Euch wie ein Dieb hereinſchleicht, um einem ehrlichen Mädchen den guten Ruf zu ſtehlen, um eine Braut in den Verdacht zu bringen, als habe ſie für Worte wie die Euren Gehör.“

„Ehrlichen Namen ſtehlen? Braut? Hört Janoſch auch recht?“ zürnte in auffahrendem Tone der Fremde. „Will Janoſch Euren guten Ruf ſtehlen, wenn er Euch zu ſeiner Hausfrau machen will, wenn er Euch ſeine

Liebe und all' ſein Hab' und Gut anbietet? Und Braut? ſeit wann? Oder wärt Ihr wirklich ſo thöricht, Euch dem Tagedieb von Fiſcher aus Bebeny an den Hals zu werfen, der Euch nur um Haus und Acker liebt, die er ſeinem Weibe gern vergeuden möchte, um ſeinen liederlichen Wandel nach der Hochzeit noch beſſer fortführen zu können? Ein Wink von Euch, und ich will Euch klar und baar darthun, daß mein Beſitz den Eurigen hundertfach überbietet (er langte bei dieſen Worten eine dickgeſchwollene Brieftaſche aus der Bruſt hervor) und gefällt Euch mein jetziges Gewerbe nicht, ſo wird es nur auf Euch ankommen, was nach unſerer Vereinigung geſchehen ſoll."

„Laßt mich in Frieden," entgegnete unwillig das Mädchen; „ich will weder von Euch noch von Eurer Liebe, noch von Euren Schätzen wiſſen; und daß Ihr meinen guten Miklos auf ſo unwürdige Weiſe verläumdet, vermehrt nur noch den geheimen Abſcheu, den ich gegen Euch empfinde."

„Iſt dies Euer letztes Wort, Sarolta, dies die entſcheidende Antwort, die ich heut' auf die Anträge meiner Liebe hören ſollte?" fragte ernſt und finſter Janoſch.

„Mein letztes Wort, meine einzige Antwort für Euch; und wenn Leute Eures Gelichters je zur Kirche gingen, ſo könntet Ihr noch am heutigen Sonntage mich und Miklos als Brautleute von der Kanzel verkündigen hören, und würdet alsdann wohl alle dieſe überflüſſigen und zudringlichen Verſuche von ſelbſt einſtellen."

„Hoho, mein Püppchen," rief zornblickend Jauoſch, „ſchon ſo weit? Nun, ſo höre denn auch mich! Dieſe Hochzeit wird niemals vollzogen, Miklos nun und nimmer der Deinige werden, das ſchwöre ich! Furchtbar ſoll meine Rache ſein an Dir und an ihm, der die feige Hand nach Dir auszuſtrecken wagt, nach Dir, die mich und meine heiße Liebe verſchmäht und mir mit verachtendem Trotz begegnet. Du haſt den Engel der Liebe von Dir gewieſen, wohlan, Du ſollſt den Teufel der Rache kennen lernen!"

Bei dieſen Worten flog eine Bläſſe des Schreckens über die Wangen des ſonſt entſchloſſenen Mädchens: ein ahnungsvolles Weh durchzitterte ihr Herz; da bog die längſterwartete Nachbarin um die Ecke, welche Sarolta zur Kirche abzuholen kam. Sie trat ein und ſchien über den Beſuch, den ſie hier fand, zu erſtaunen.

„Sagt das Eurer Muhme und lebt wohl," ſprach Jauoſch kalt und ſcheinbar ganz gleichgültig, und verließ Stube und Haus. Sarolta aber faßte ſich und trat mit ihrer Begleiterin den Weg nach Vebeny an, wo der Gottesdienſt gehalten wurde.

II.

Der Schall der Muſik, das Licht von vielen hundert Wachskerzen, das Geräuſch des Tanzes, die reich und ſchön geſchmückten Gäſte und das Vergnügen auf allen Mienen verriethen, daß heute eine der glänzendſten Abendgeſellſchaften im Salon des Grafen von S....v begangen wurde. Dieſen Titel und Namen führte nämlich vor etwa dreißig Jahren in Preßburg ein Mann, um welchen ſich wegen ſeines eleganten Benehmens, ſeines Geiſtes und ſeiner Reichthümer die höhere und feine Geſellſchaft der Krönungsſtadt drängte. Man vermuthete oder wußte ihn aus einem berühmten polniſchen Geſchlechte entſproſſen und nannte ihn den Erben eines unermeßlichen Vermögens.

Die heutige Geſellſchaft gab er aus Anlaß ſeiner jüngſt geſchloſſenen Vermählung mit Margarethe von B....., der einzigen Tochter des reichen Barons und Magnaten von B.....

Eben ſchlug die eilfte Stunde, der Ball war ſo belebt und heiter, daß kein anderer als nur der Gedanke der Luſt in den Gemüthern der zahlreich Verſammelten Raum finden mochte, als der Capitain P...z plötzlich in Uniform hereintrat und die Geſellſchaft durch die Haſt, mit welcher er auf den Grafen zuſchritt, in Erſtaunen ſetzte. Heimlich ſagte er ihm einige Worte, die dieſem augenblicklich die Stirne verfinſterten, und zog ſich wieder ſchnell zurück.

Zu den neugierigen Gruppen, die ſich mittlerweile um ihn herumgeſammelt, wandte ſich der Graf jetzt mit folgender Erklärung: „Meine Herren und Freunde! kaum weiß ich, mit welchen Worten ich Ihnen den erſchütternden Trauerfall mittheilen ſoll, der mir ſo eben angezeigt wurde; denn gar Viele in dieſer Geſellſchaft geht der Ermordete näher an.“

Bange Erwartung lag auf allen Geſichtern, und ein Gemurmel des Schreckens ließ ſich von allen Seiten vernehmen.

„Ja, meine Verehrten,“ fuhr er fort, „es iſt nur zu gewiß, die Räuberbande des Schwarzen, die ſeit geraumer Zeit das Land unſicher macht, hat dicht in unſerer Nähe ein neues Opfer erreicht. So eben eröffnet mir mein Freund, daß der unglückliche Vater meiner Gemahlin, als er ſich von Böſing zu unſerem kleinen Feſte hierher begab, unterwegs von ihren Dolchen gefallen iſt.“

Bei dieſen Worten rollten Thränen über ſeine bleichen Wangen — aber ein herzdurchdringender Schrei, der mitten aus dem Kreiſe der Damen hervordrang, und ein ſchönes Weib, das in Ohnmacht ſank, deutete an, daß der Blitzſtrahl dieſer Nachricht dort furchtbar gezündet hatte. Nachdem die bewußtloſe Gräfin auf ihre Gemächer gebracht worden, wandte ſich ihr Gemahl wieder an die Gäſte.

„Mir bleibt jetzt nur Eine Pflicht zu erfüllen, und zwar die, den Mördern nachzuforſchen, um ſie dem Arme der Gerechtigkeit auszuliefern. Bereits iſt Militärmannſchaft nach dem Orte des Frevels aufgebrochen, und ſobald ich mich von dem gräßlichen Eindruck dieſes unſeligen Schlages erholt habe, folge ich nach. Der Entſchuldigung bedarf es wohl kaum, daß dieſes Feſt, das Sie mit Ihrer Gegenwart verſchönt, jetzt geendet wird. Ich beſorge nur, daß wir noch nicht den ganzen Umfang des geſchehenen Unglücks kennen. Dieſe Raubmörder begehen, wie Sie wiſſen, niemals ein Verbrechen allein. Faſt immer bezeichnen ſie ihre gräßliche Gegenwart durch Grauſamkeiten an zwei bis drei entfernten und entgegengeſetzten Orten, um alle Nachforſchungen irre zu leiten. Der Himmel gebe nur, daß wir bis zum anbrechenden Tage nicht noch einen andern gräßlichen Vorfall zu beklagen haben!“

Die Geſellſchaft zerſtreute ſich voll Entſetzen und neuer Angſt, und bald war das Hôtel des Grafen verlaſſen und ſtill. —

Eine Stunde war verfloſſen; die Glocke verkündete den wenigen Wachenden die Mitternachtsſtunde, als ein Reiter in einen Mantel gehüllt und den Hut tief in's Geſicht gedrückt, durch die finſteren Straßen Preßburgs nach der Donauſchiffbrücke ritt. Sein Pferd ging im Schritt. Als er ſich jenſeit des Fluſſes befand, ſchlug er einen Pfad zur linken Hand ein, drückte dem Roſſe die Sporen in den Leib, flog wie ein Blitz dahin und an Kittſee vorbei und befand ſich nach einem ſtündigen Ritte in einem Gehölze dicht an der Leytha. Hier ſetzte er über einen Graben, drang tiefer in's Gebüſch hinein, ſtieg von dem ſchweißbedeckten Thiere, zog eine Pfeife aus der Bruſt hervor, und ſein langer greller Pfiff klang in's Gehölz hinein. Alsbald hörte man einen zweiten Reiter im Galopp heranſprengen; die Beiden wechſelten Loſungsworte und dann begann folgendes Geſpräch:

„Nun, iſt die Expedition gelungen?"

„Ja, Hauptmann, obwohl wir einen trefflichen Burſchen dabei eingebüßt haben, den armen Joſeph. Der alte Comitatsrichter leiſtete verzweifelnden Widerſtand, und ehe wir uns deſſen verſahen und es hindern konnten, hatte ſein Heiduck ein Piſtol in die Bruſt unſers Cameraden abgefeuert.

„Schade um den ehrlichen Kerl! Und was geſchah mit den Leichnamen?"

„Wie es unſer Gebrauch, wurden die Züge Joſeph's und des Heiducken unkenntlich gemacht, dann wurden beide zuſammen und an einen ſchweren Stein gebunden und in die Leytha verſenkt, wo ſie wohl auf dem Grunde liegen bleiben werden. Der Comitatsrichter wurde nach Deinem Befehl, in Tücher eingehüllt, auf ein Pferd geladen, und der Todte ward im ſchärfſten Ritt in das verfallene Gemäuer zwiſchen hier und Wedeny gebracht, wo ihn jetzt Sandor bewacht. Hierauf hieß ich die Burſche ſich nach allen Seiten zerſtreuen und kam hierher, Dir Bericht abzuſtatten."

„Ganz gut, und die Beute?"

„Hier, Hauptmann!" Und der Räuber, deſſen Hände noch vom Blute geröthet waren, überreichte ſeinem Befehlshaber eine große Brieftaſche, ein Käſtchen und zwei ſchwere Geldbeutel. Jetzt beſtiegen beide die Pferde, lenkten an den Fluß, wo ſie an bekannter Stelle durch die Furt ſetzten, und ſchlugen von hier aus den ſüdweſtlichen Weg nach Wedeny oder vielmehr nach dem angedeuteten verfallenen Gemäuer in dieſer Richtung ein. Hier erwartete ſie ein dritter Reiter.

„Du weißt, Hauptmann," begann dieſer nach einer Pauſe und indem ſie den Weg fortſetzten, „daß ich niemals unnütze Fragen an Dich richte. Ich gehorche Deinen Befehlen, ohne nach den Gründen zu forſchen; aber diesmal wäre ich doch neugierig, zu erfahren, was Du mit der doppelten Unternehmung, die wir heute ausführen mußten, für eine Abſicht verbindeſt? Die Geſchichte, die unſere Cameraden bei Böſing angerichtet, ſo wie dieſe, die wir hier ſelbſt beſorgt, wird uns wenig Roſen bringen. Beide, die wir hinübergeſchafft, ſind von bedeutender Stellung in der Geſellſchaft, und werden uns, wie ich fürchte, alle Spürhunde auf den Hals hetzen."

Der Hauptmann brach in ein Gelächter aus. „Mein Freund," erklärte er ſeinem Lieutenant, „es ſcheint, daß ſich der Nebel dieſer Nacht auch auf Dein Gehirn gelegt hat. Habe ich mich nicht verheirathet? Und mußte ich nicht ſo ſchnell als möglich in Beſitz des Erbtheils meiner Frau gelangen? Iſt Dir das nicht klar, und zugleich nicht auch klar, daß die örtlichen Spuren dieſer That durch eine zweite verwiſcht und die Nachforſchenden verwirrt werden müſſen? Siehſt Du nun ein?"

„Ja, Hauptmann, aber warum mußten wir zur Ableitung gerade einen Mann herausſuchen, um den das ganze Comitat aufſtehen wird, und deſſen Nachlaß nicht einmal für alle dieſe Gefahren entſchädigt?"

„Das eben wollte ich. Du verſtehſt mich noch immer nicht, und ich ſehe ſchon, ich muß Dich in meine geheimſten Gedanken einweihen. Erfahre denn, der Hauptgrund für alles dieſes iſt ein glühendes Begehren nach Rache, das meine ganze Seele erfüllt. Ich liebe. Du ſcheinſt darüber zu erſtaunen, aber du wirſt es bald noch mehr. In einem Bauernhauſe da drüben in Goyß wohnt ein junges Mädchen, das mich über alle Begriffe entflammt hat. Sie zu beſitzen, gäbe ich Rang, Macht, Reichthümer, Alles hin. Ich flehte zu ihr, ich kniete zu ihren Füßen, um einen ſüßen Blick, ein freundliches Wort zu gewinnen, und fand nichts als Verachtung.“ — Bei dieſen Worten knirſchte der Räuber mit den Zähnen.

„Kannte ſie Deinen Stand?“

„Nein, wo denkſt du hin!“ ſchrie der Hauptmann; „ich erſchien als Kaufmann, als reicher Schmuggler vor ihr — ſie iſt an ähnliche Erſcheinungen gewohnt. Ich forſchte nach der Urſache ihres Abſcheues vor mir, und weiß nur zu beſtimmt, daß ein elender Fiſcher aus Bebeny mein glücklicher Nebenbuhler iſt. Mich verſchmäht ſie, der verſchmäht zu werden niemals ertragen hat, um eines Erbärmlichen willen, der ſich kaum den Lebensunterhalt aus ſeinen Netzen gewinnt. Uebermorgen will ſie ihn heirathen. Nun erräthſt Du wohl meinen Plan.“

„Gewiß. Du machſt den Bräutigam verſchwinden.

Aber wozu denn alle dieſe Vorbereitungen? Der Letzte unſerer Bande wäre verläßlich genug, den Schuft in das Jenſeits zu befördern."

„Meinſt Du, daß mir das genügte? Nein! Sie hat mich verſchmäht, und meine Liebe iſt zum Haß geworden. Nicht auf gewöhnliche Weiſe ſoll er ſterben. Ich habe ihm ein Loos bereitet, wie es die Seelenangſt verdient, die mir ſeine Braut erregt hat. Sie und er ſollen zittern und in Schande untergehen."

Jetzt waren ſie bei dem verfallenen Gemäuer angelangt, welches ſich unfern des Weges und auf einer kleinen Anhöhe erhob, die über eine Sandfläche hinblickte. Der Hauptmann gab dem einen ſeiner Begleiter einen Auftrag, worauf ſich dieſer entfernte, während er ſelbſt vom Pferde ſtieg und dann hinter dem zerbröckelten Mauerwerk verſchwand.

III.

Er tappte im Dunkel an dem Gemäuer hin, bis er in einem größeren Raume ſtand, der ehedem vielleicht ein wohnliches und geräumiges Gelaß geweſen ſein mochte, während jetzt nur in einer Ecke deſſelben ein Paar Bretter über das zuſammenſtoßende Geſtein gelegt, eine Art von Nothdach bildeten, worunter ſich

Schäfer bei hereinbrechendem Regen flüchten mochten. Ein leiſer Ton der Pfeife machte alsbald zwei Blendlaternen erſcheinen, und der Hauptmann ſah zwei ſeiner Räuber, die den hierher gebrachten Leichnam des Comitatsrichters bewachten.

„Habt ihr alle Spur hinter euch vertilgt?" fragte er.

„Ja, Hauptmann," erwiederte der Eine, „die Hufe an Sandor's Pferde waren verkehrt angeſchlagen, und ſo wird es ſcheinen, daß eines Reiters Fußtapfen hierher, und die eines andern von hier wegführen."

„Gut ſo; jetzt reitet Einer von Euch mit mir hinüber nach Vedeny, an ein Haus, das ich ihm bezeichne, an dem die Spuren meiner Hufſchläge und ſeiner verkehrten aufhören müſſen. Von dort ab muß er ſpurlos verſchwinden, das ſei ſeine Sorge, ich bleibe dort allein zurück und bin in längſtens zwei Stunden wieder hier."

Sandor machte ſich fertig, um zu gehorchen. Der Hauptmann warf hierauf ſeinen Mantel fort und ſtand wie ein Schmuggler angethan da. Seine Stirne bedeckte eine Binde, unter welcher Blut hervorzuſickern ſchien; ſeine Kleider waren an vielen Stellen zerriſſen, ein ſchlechtes Piſtol hing im Gürtel; kurz, er hatte ſo recht das Ausſehen eines Paſchers, der eben aus einem

Scharmützel mit den Grenzjägern entkommen war. Schnell wurde ein Trunk auf glückliches Gelingen gethan, und die Beiden begaben ſich auf den Weg.

Die Nacht hing ihre dichteſten Schatten herunter, ein ſtarker Wind wirbelte den Sand empor; je weiter ſie auf der unwegſamen Fläche zwiſchen der oberen Leythainſel und dem Neuſiedlerſee kamen, deſto pfadloſer wurde die Gegend, Sand und Moor in ödem Wechſel hätten den beherzteſten Reiſenden abgeſchreckt oder irre geführt: aber der Schwarze kannte ſein Terrain zu genau, und langte trotz aller Hinderniſſe in kürzeſter Zeit bei Bedeny an.

Im nördlichen Theile des Dorfes ſtieß eine einzelne Fiſcherhütte ganz nahe an den See; heutzutage ſind die Spuren derſelben gänzlich verſchwunden, da ſich die Fiſcher mehr dem ſüdlichen Theile des Ortes zugewendet haben; damals gewährte die obere Hütte, die zugleich den Eingang in's Dorf bildete, einen ziemlich freundlichen Anblick, und zeugte wenigſtens von der Betriebſamkeit ihres Bewohners. Noch jüngſt waren Verſchönerungen daran vorgenommen worden, weil binnen kurzer Zeit eine Hausfrau in ſie einziehen ſollte.

Der Eigenthümer dieſer Hütte war ein Fiſcher, in der Blüthe der Kraft und Jugend, und durch ſein offenes, freundliches Weſen allgemein beliebt. Die

Sonne der nächſten Tage ſollte das Glück ſeines Lebens, nämlich ſeine Vereinigung mit der ſchönen Sarolta aus dem nachbarlichen Goyß beleuchten. Vermuthlich in ſüßen Gedanken an dieſe bevorſtehende Seligkeit war er in der Nähe des Feuers eingeſchlafen, und träumte jetzt von jenen ſehnlich erwarteten Stunden, in welchen ſeine Hütte nicht mehr ſo einſam ſein ſollte.

Mit einem Male klopfte es an ſeiner Thüre. Miklos ſprang empor und konnte nicht genug über einen Beſuch in ſo vorgerückter Stunde der Nacht erſtaunen. Stürmiſch war es draußen nicht, man konnte alſo ſeine Hülfe auf dem See nicht verlangen, und die Lockungen der Diebe ſchreckte wohl ſeine bekannte Armuth ab. Wer mochte es alſo ſein? Vielleicht ein Bote von Sarolten, die krank geworden ſein oder ſeiner irgend bedürfen konnte. Bei dieſem Gedanken eilte er ſchnell zur Thüre und ſeine holden Traumbilder verſanken vor der drohenden Wirklichkeit.

„Rette mich! rette mich!“ rief ihm eine unbekannte Stimme mit dem Tone der Verzweiflung entgegen, und ein blaſſer Mann ſtürzte herein. „Sie verfolgen mich; ſie waren mit ihrem Schiffe dicht hinter meinem Nachen; noch ein Augenblick, und ich bin verloren.“ Bei dieſen Worten ſank er erſchöpft in der Stube nieder, und das Blut rieſelte unter der Kopfbinde an ſeinen Schläfen herab.

Der Fiſcher vermuthete bald den Zuſammenhang; dieſer flüchtige Mann war ein Schmuggler, der mit den Grenzwächtern zuſammengerathen war und ſich über den See gerettet hatte. Die tiefen Seufzer des Unglücklichen erweckten ihn bald aus ſeinem Nachſinnen. Er ſchloß die Thüre ab, um ſicher zu ſein, obwohl es ſich nicht vermuthen ließ, daß die öſterreichiſchen Aufſeher ihre Verfolgung ſo weit auf das ungariſche Gebiet wagen würden; dann öffnete er einen Schrank, holte eine Flaſche hervor, und reichte dem Verwundeten ein Glas Branntwein zur Stärkung.

Der Fremde ſchien ſich nach und nach zu erholen und ſprach nun deutlicher. — „Es war eine gewagte Geſchichte; wir nur vier, und Ihrer ſieben, und doch ſchlugen wir ſie; erſt als mich mein Weg von meinen Gefährten getrennt hatte, überfielen ſie mich von neuem, folgten mir zu Waſſer, und ohne Deine Hütte und Hülfe war ich vielleicht verloren. Wie ſoll ich Dir für Deinen Edelmuth danken? Du biſt nicht reich, wie ich ſehe, wohlan, geſelle Dich zu uns, und Dein Glück iſt gemacht. Sprich, willſt Du meinen Vorſchlag annehmen? wir führen ein Leben voll Gefahren, aber auch voll Wechſel und Reiz.“

„Habe Dank,“ erwiederte Miklos, „ich bin arm, aber ehrlich. Uebermorgen verheirathe ich mich, und ein Leben voll ſolcher Unfälle und Gefahren würde mein Weib wohl wenig erfreuen.“

„Gut denn, wie Du willſt! Aber wenn Du auch meinen Antrag ausſchlägſt, ſo wirſt Du doch meinen Dank nicht verſchmähen. Nimm hier eine Anweiſung von hundert Gulden auf einen mir befreundeten Kaufmann in Preßburg. Das darfſt Du mir nicht abſchlagen; ich habe des lieben Geldes mehr, als ich brauche; unſer Gewerbe iſt einträglich, und das gibt ein hübſches Geſchenk für Deine Zukünftige. Nur Eines beobachte: verwahre den Zettel wohl bei Dir, und zeig' ihn niemand Anderem; denn die Anweiſung eines Paſchers könnte Dich leicht in Verlegenheit bringen. Jetzt, Freund, trink' ich noch auf das Wohl Deiner Braut, und ſehe daß ich fortkomme.“

Nachdem er das Glas abgeſetzt, warf er einen ironiſchen Blick auf den Fiſcher, und ſagte: „Gute Nacht denn! ich habe Dich nur noch um Eines zu bitten. Begib Dich einen Augenblick vor Deine Hütte, und ſpähe rings umher, ob ich nichts mehr zu beſorgen habe.“ — Miklos willfahrte dieſem Wunſche gern, und entfernte ſich.

Kaum war der Fiſcher fort, ſo ſprang der angebliche Schmuggler empor, zog einen Theil der dem

Comitatsrichter abgenommenen Beute hervor, verſteckte dieſe in dem Bette, ergriff alsdann eine Jacke des Fiſchers, und rieb ſie mit einer blutähnlichen Flüſſigkeit ein, nahm hierauf ein auf dem Boden liegendes Meſſer, das den Anfangsbuchſtaben M. auf dem hölzernen Griffe trug, und ſteckte es zu ſich, dann ſetzte er ſich ruhig hin, die Rückkehr des Unglückſeligen erwartend, deſſen Verderben er brütete. Dieſer kam bald zurück und bedeutete ſeinem Gaſte, daß er ſicher fortziehen könne, indem weit und breit Niemand zu gewahren ſei. So ſchieden ſie; der Eine, wahrſcheinlich um einen neuen Frevel zu erſinnen, der Andere um ſeinen Liebesträumen nachzuhängen, über welchen ſich, zur Zeit noch unſichtbar für ihn, eine finſtere Gewitterwolke lagerte.

Der Schwarze erreichte bald wieder das verfallene Gemäuer, von welchem er den Ausflug nach der Fiſcherhütte zu Vedeny gemacht; er trat in den inneren Hofraum, und fand hier eine ſeichte Grube in das Erdreich gegraben, der Leichnam des Erſchlagenen lag davor, und der zurückgebliebene Räuber ſchien weiterer Befehle zu harren. Der Hauptmann ſenkte das mitgebrachte Meſſer des Fiſchers zu mehreren Malen in den todten Körper, dann ſtieß er dieſen mit dem Fuße in das bereitete Grab und befahl, es mit nur weniger Erde locker zuzudecken. Hierauf gebot er dem Raubgeſellen ſich in entgegengeſetzter Richtung davon zu machen; er ſelbſt beſtieg ſein Pferd, und noch vor Tagesanbruch war er wieder in Preßburg, während die tiefſte Einſamkeit in dem alten Gemäuer herrſchte, wo dieſe Gräuelſcene vor ſich gegangen war.

IV.

Wer Preßburg jemals zur Zeit des Marktes, oder wenn man will, der Meſſe beſucht hat, kann ſich von dem bunten, fröhlichen Treiben, welches in den Straßen der Krönungsſtadt und namentlich auf dem Marktplatze herrſcht, ein Bild entwerfen. Drei Nationalitäten begegnen ſich auf dieſem Tummelplatze des Bedürfniſſes und der Neugierde, und ſchmelzen hier in heiterem Treiben und Verkehr zuſammen. Der Deutſche, der aus der angrenzenden Provinz des Erzherzogthums herüber gekommen, theils um gut zu verkaufen, was er daheim nicht losſchlagen kann, theils um vortheilhaften Einkauf zu machen, der ſich mit Hülfe des Schmuggelns jenſeits doppelt und bequem verzinſen ſoll; der arme Magyare, roh und ſtolz, hier bemüht, ſich mit Unentbehrlichem zu vervorrathen, — der reiche, faſt eben ſo roh und noch ſtolzer, begierig auf Vergnügungen und Spiel, für welche Luſt hier hinreichende Befriedigung vorhanden iſt; endlich der ſchlaue, ſpeculative Slave, deſſen Gott jederzeit der Vortheil bleibt. Der Jude treibt ſich, wie überall, auch hier in allen Nationalitäten herum. Man vergeſſe nicht, daß ich hier von einer Preßburger Meſſe vor etwa dreißig Jahren ſpreche, zu welcher Zeit alle ähnlichen Feſttage des Handels in kleineren Städten mehr Bedeutenheit und Erfolg, und jedenfalls einen viel volksthümlicheren Charakter, als heutzutage, hatten.

Auf dem Markte aber, von welchem hier die Rede iſt, und der am Tage nach den erzählten gräßlichen Ereigniſſen ſtattfand, ſchien Luſt und Heiterkeit von allen Phyſiognomien gewichen zu ſein. Die Kunde von dem furchtbaren Morde, welcher auf der Böſinger Straße an dem Magnaten von B. begangen worden, war durch den zu Pferde geflüchteten Diener des Barons und durch die offizielle Mittheilung ſeines Tochtermanns allgemein bekannt. Noch in der Nacht war Militär nach dem Orte des Frevels aufgebrochen, ohne aber eine andere Spur, als die blutige auf dem Wege zu gewahren; die Leiche war verſchwunden und konnte nicht aufgefunden werden. Am frühen Morgen kam nun noch die Nachricht, daß der populäre und allgemein beliebte Comitatsrichter R. auf dem Wege nach Oedenburg nahe an der Leytha das Opfer eines ähnlichen Mordanfalles geworden ſein müſſe. Er war nach einer Beſitzung in jener Gegend in Begleitung eines Comitatsheiduken gefahren; Marktleute hatten ſeinen Wagen, die blutigen Kleider des Erſchlagenen, das eine Pferd erſchoſſen im Graben dicht neben der Straße gefunden; aber die Leichname waren und blieben gleichfalls verſchwunden.

Die Bewohner und die Beſucher Preßburgs erzitterten vor Angſt. Zwei Morde an ſo entlegenen entgegengeſetzten Orten, unter ſo erſchwerenden Umſtänden, an ſo bedeutenden Perſonen verübt! Die Räuberbande mußte doch groß und ſtark ſein, da ſie mit ſolcher Kühnheit zu Werke ging.

Die Behörde verſammelte ſich alſogleich, und im gemeinſamen Rathe ward beſchloſſen, eine Compagnie Soldaten nach dem Orte des zweiten Frevels auszuſenden, welche dort die ganze Gegend ausforſchen und Allem nachſpüren ſollte, was zur Entdeckung der Verbrechen führen könnte. Der Beſchluß wurde dem Militärcommando mitgetheilt, und dieſes trug ſofort dem Capitain P...z — zufällig demſelben, den wir im Salon des Grafen S....y geſehen — auf, mit ſeinen Leuten dahin auszurücken. In Zeit von einer Stunde befand ſich die Mannſchaft auf dem Marſche.

Sie zogen durch Kittſee, dann die Straße weiter, die nach Gattendorf (und von hier aus in doppelter Auszweigung nach Goyß und nach Vedeny) jenſeit der Leytha führt, und etwa eine Viertelſtunde vor dem Flußufer erreichten ſie die Mordſtelle, auf welcher die Spuren eines fürchterlichen Kampfes ſichtbar waren. Die blutigen Flecken zeigten ſich nun weiter auf einem angrenzenden Felde, von welchem zugleich die tiefen Hufeindrücke eines Pferdes in ſüdweſtlicher Richtung weiter führten. Neben den Fußtapfen des Thieres gewahrte man fortlaufende Blutstropfen, woraus zu ſchließen war, daß der Reiter den Leichnam mit fortgeſchleppt hatte, und man folgte daher dieſen Spuren ſo weit als nur immer möglich.

So gelangte das Detaſchement, nachdem es über den Fluß geſetzt und jenſeits die Blut- und Hufſpur wieder aufgefunden hatte, in die Nähe jenes verfallenen Gemäuers, worin wir den Schwarzen mit ſeinen Mordgeſellen geſehen haben. Sechs der entſchloſſenſten Leute rückten in die Mauern ein, nachdem der Capitain den ganzen Umkreis mit Wachen dicht umſtellt hatte, damit die Flucht Jedem, der darin gefunden, unmöglich gemacht würde. Nachdem die Eingedrungenen den ganzen Raum bis in alle Winkel durchſpäht hatten, gewannen ſie die Ueberzeugung, daß kein lebendes Weſen an dieſem Orte hauſe, und daß auch von unterirdiſchen Schlupfwinkeln nichts vorhanden ſei. Schon waren ſie im Begriffe wieder abzuziehen, als Einer der Soldaten eine etwas erhabenere und, wie es ſchien, friſch zugeworfene Stelle des Erdreichs bemerkte. Alſogleich wurde hier nachgegraben, und bald kam man auf den wundenbedeckten und noch friſch blutenden Körper des Comitatsrichters.

Selbſt für Menſchen, die an den täglichen Anblick von Leichen gewohnt ſind, welche ſie mit ihren ſcharfen Meſſern zum Nutzen der Wiſſenſchaft zerlegen, oder für ſolche, die auf Schlachtfeldern unbeachtet darüber hinwegſchreiten und den Tod in tauſend Geſtalten ſehen, hat der Anblick eines ſchuldlos Ermordeten etwas Entſetzliches. Dieſes peinliche Gefühl bemächtigte ſich der Soldaten, als ſie das zerſtörte Bild Desjenigen im Tode erblickten, dem ſie ſo oft im blühenden Leben begegnet waren.

Einer der Umſtehenden gewahrte ein Meſſer mit einem Anfangsbuchſtaben auf dem Stiele in der Grube liegend; es wurde herausgeholt, als vollkommen in die Wunden paſſend befunden und als Ueberzeugungsmittel des Verbrechens zu der Leiche gelegt, welche fortzuſchaffen alle nöthigen Anſtalten getroffen wurden.

Der Zug wollte bereits wieder heimwärts aufbrechen, als eine der aufgeſtellten Wachen mit der Meldung hervortrat: es zeigen ſich in ſüdweſtlicher Richtung Hufſpuren, die von dem Gemäuer wegführen. Sogleich wurden 10 Mann commandirt, dieſer neuen Route, die vielleicht zur Entdeckung des Mörders führen konnte, zu folgen, und diesfalls nichts unverſucht zu laſſen.

Nach einem mühſeligen Marſche durch Sandſteppen und Moor, wo der hinſtreichende Wind oder das hervorbringende Waſſer und oft ſelbſt ihre eigenen Fußtapfen ſie in der Verfolgung der Hufſpuren vielfach irrten, und nach einem Nachtlager, das ſie unter freiem Himmel in dieſer unwirthbaren Gegend halten mußten, gelangten die Soldaten am nächſten Morgen, wo ſie die Spur wieder ganz deutlich vor ſich ſahen, an die erſte einzeln ſtehende Hütte des Dorfes Vebeny, an deren hinterer Umbretterung, die eine Art von Stall bildete, die Huftritte endigten. Netze, die um den Vorderbau aufgehangen waren, bezeichneten die Wohnung eines Fiſchers. Im Innern der Hütte war Niemand, denn die Klopfenden erhielten keine Antwort. Die Thüre wurde geſprengt, Alles durchſucht, aber kein Menſch gefunden. Das Innere ſah ziemlich wohnlich, ja faſt feſtlich geſchmückt aus. Alles war in zierlicher Ordnung, und ein kaum herabgebranntes

Feuer ſchien anzudeuten, daß der Bewohner erſt an dieſem Morgen fortgegangen war.

Die Soldaten wußten nicht, was ſie nun beginnen ſollten; endlich gewahrten ſie einen vorübergehenden Bauer, der ihnen die Auskunft gab, es ſei dies die Hütte des Fiſchers Miklos: ein Name, der mit dem Anfangsbuchſtaben auf dem mörderiſchen Meſſer vollkommen übereinſtimmte. Sie begannen nun ihre Nachforſchungen von neuem und viel ſorgfältiger, und es dauerte nicht lange, ſo fanden ſie in dem Bette des Fiſchers Papiere und Effecten, die dem ermordeten Comitatsrichter angehörten, und überdies eine blutbefleckte Jacke. Nach dieſen Anzeichen konnten ſie nicht mehr zweifeln, daß ſie ſich in der Behauſung des Mörders befanden.

Kaum waren ſie zu dieſen traurigen Reſultaten gelangt, als ſich die heiteren Töne einer Zigeunermuſik erſt fernher und dann immer näher kommend vernehmen ließen. Es war Miklos' Brautzug; im Gefühle der Seligkeit führte der junge Fiſcher ſein geliebtes Weib aus Goyß in ſeine eigene Hütte, und mit holdem Anſchmiegen lehnte ſich die ſchöne Sarolta an den Arm Desjenigen, den ſie ſo treu und innig liebte. Der Anblick der Soldaten überraſchte den fröhlichen Zug in ſehr unangenehmer Weiſe, und Miklos konnte ſich nicht erklären, was dieſe gefährlichen Gäſte in ſeine beſcheidene Hütte geführt haben mochte. Aber es blieb ihm nicht viel Zeit zum Ueberlegen. Augenblicklich wurde er, als des Mordes verdächtig, ergriffen, und während die erſchreckte Braut ohnmächtig in die Arme ihrer Gefährtinnen ſank, ward der erſtaunte Fiſcher gebunden und fortgeſchleppt, ohne auch nur den Grund zu ahnen, um deſſen willen ihn das Unglück aus dem Kreiſe ſeiner erſehnteſten Lebens- und Liebesfreuden herausgeriſſen hatte.

V.

Der Beſchuldigte wurde vor die Richter gebracht. Vergeblich erzählte er die Geſchichte von dem verwundeten Schmuggler, der ihn heimgeſucht; vergebens behauptete er, dieſer müſſe die gefundenen Sachen in ſeine Hütte gebracht und als ein Beweismittel des Verbrechens dort boshaft verſteckt haben; vergebens betheuerte er hundertmal ſeine Unſchuld. Unglücklicherweiſe hatte man überdies, als er am Leibe viſitirt wurde, eine Anweiſung auf hundert Gulden bei ihm gefunden, welche die vollkommene Unterſchrift des Schwarzen, des wohlbekannten Anführers der gefürchteten Räuberbande, trug.

Mit einem Worte, Umſtände und Inzichten, die ſich aus der Unterſuchung ergaben, ſchienen ſo deutlich und überführend, daß das Schuldig vielleicht auch manch anderer Gerichtshof ausgeſprochen haben würde, welcher nicht den Mord eines Collegen zu rächen hatte, oder welcher nicht nach ungariſcher Prozedur von damals zu Werke ging, die eben ſchuldig fand, was ſie ſchuldig finden wollte, und mehr nach Starrſinn als mit Scharfblick betrieben wurde.

Während alles dieſes in Preßburg vorging, war die ſchöne Sarolta in einer Art von Apathie wieder nach Goyß gebracht worden, aus welcher ſie nur erwachte, um die Größe ihres Unglücks deutlicher zu fühlen. Mehrere Tage lang war ſie an's Bett gefeſſelt und erfuhr nichts von dem fürchterlichen Schickſal ihres Bräutigams. Endlich fühlte ſie ſich wieder ſo weit hergeſtellt, um das Krankenlager zu verlaſſen, die Muhme konnte nun einen nothwendigen, lang hinausgeſchobenen Gang in das Nachbardorf thun, und ſie ſelbſt nahm wieder das gewohnte Plätzchen in dieſer Stube ein, welche ſo oft die holden Liebesworte des entfernten Miklos gehört hatte. Kaum daß die Geneſene das fürchterliche Ereigniß in die Geſchichte der letzten Tage einzuordnen vermochte! Ihre thränenvollen Augen hafteten auf dem milden Abendroth, das wie die Flagge des Friedens und der Ruhe an dem wolkenloſen Horizonte zitterte. Von dieſem Fenſter aus, wie oft hatte ſie den raſchbewegten Nachen des Geliebten den See heraufkommen geſehen; wie oft hatte ſie an dieſer Stelle die ſüßeſten Worte des Herzens mit dem Kommenden oder Scheidenden getauſcht!

Sie wurde jetzt emporgeſtört aus ihren Träumereien durch das plötzliche Hereintreten des finſtern Janoſch, des ihr verhaßten Nebenbuhlers ihres Miklos; der Mann war ihr durch das Geheimnißvolle und Unheimliche ſeiner Beſuche, ſo wie durch den Haß, den er gegen ihren Bräutigam ausgeſprochen, in tiefſter Seele zuwider. Den Leſern dieſer Geſchichte brauchen wir wohl nicht erſt anzudeuten, daß Janoſch und der gefürchtete Räuberhauptmann, ſo wie ein höherer Dritter, den ſie im Verlaufe dieſer Abenteuer kennen gelernt, nur eine und dieſelbe Perſon ſind. Jetzt war Janoſch ſo ſchnell und unbemerkt eingetreten, daß er bereits vor Sarolta ſtand, ehe dieſe den Beſuch nur vermuthen konnte.

Sataniſche Freude blitzte aus ſeinen Augen. Das Mädchen zitterte, ohne ſelbſt zu wiſſen, warum? als ſie ſich ſo unverhofft mit Demjenigen allein ſah, deſſen Anträge ſie verachtend zurückgewieſen, und der ſie neulich mit ſo fürchterlicher Drohung verlaſſen hatte.

Endlich lächelte er höhniſch, und richtete folgende, gemeſſene Worte an ſie:

„Siehe da, Ihr ſeid alſo ſchon ſo weit, daß Ihr Euer Schickſal beweinet? Hab' ich es Euch nicht verkündet, daß es ſo kommen wird, und doch habt Ihr mich verhöhnt und meine Warnung verworfen, und ſpracht nur davon, Eure Tage mit Dem zu theilen, der nun ſo ſchnell ſterben muß.“

Sarolta erbebte. — „So ſchnell ſterben muß!“ rief ſie; „was wollt Ihr damit ſagen?“

„Ich denke, meine Rede iſt deutlich. Miklos wurde ſchuldig befunden und zum Tode verurtheilt.“

„Nein, nein, es iſt unmöglich! Bei meinem ewigen Heil beſchwöre ich ſeine Unſchuld, wiewohl ich gar nicht weiß, welcher Dinge er angeſchuldet wird.“

„Hm, einer wahren Kleinigkeit: eines Mordes.“ — Und das Hohnlachen des Teufels zuckte um die Lippen des Gräßlichen, der ſich hier der Wolluſt der Rache überließ, und den ſcharfen Dolch der Qual ſo recht langſam in dem Herzen ſeines Opfers herumdrehte.

„Eines Mordes!“ ſchrie das Mädchen entſetzt auf, bedeckte dann ihr Antlitz mit beiden Händen, und weinte bitterlich.

„So iſt es,“ erwiederte kalt der Fürchterliche,

„des Mordes und nebſtbei des Raubes; nicht nur angeklagt, ſondern überwieſen — und dies Alles um Euretwillen, die er ſo ſehr liebt.“

„Großer Gott!“ flehte die Gemarterte im Tone der Verzweiflung, „erklärt Euch, Räthſelhafter, ſprecht alles aus und ſollte mein Herz darüber brechen!“ — Und in unnennbarer Angſt rang ſie ihm die Hände entgegen.

„Geberde Dich nicht ſo, und vernimm denn Dein Loos und das des Frechen, der es gewagt, mein glücklicher Nebenbuhler zu ſein. Wiſſe alſo, Miklos iſt unſchuldig, ſo unſchuldig, wie ein neugeborenes Kind.“

„O habt Dank, habt Dank für dieſes tröſtende Wort!“ — Sie warf ſich vor ihm auf die Knie und drückte ſeine Hand an die glühenden Lippen. — „Seid geſegnet für dieſe Freudenkunde! Alſo wird er bald wieder in Freiheit ſein?“

„Nimmermehr!“ entgegnete in ſtrengem Tone der Grauſame. „Ich, ich ſelbſt war es, der dies alles einleitete, und ich will nun auch die Ausführung meines Planes ſehen. Mich betrachte als den eigentlichen Verüber des Mordes; mich, den Du zu verſchmähen wagteſt; mich, der nach Deiner Liebe und Deinem Beſitz trachtete, mich (hier erhob er ſeine

Stimme zu fürchterlichem Ausdruck) mich den Schwarzen, den Hauptmann der geheimnißvollen Räuberbande.“

Sarolta vernahm kaum die letzten Entſetzensworte; ein greller Schrei entrang ſich ihrer Bruſt, ſie ſtürzte ohnmächtig zu Boden, und ſchlug fallend mit dem Kopfe gegen die ſcharfe Ofenecke hin, daß ein reicher Strahl von Blut von den Schläfen rieſelte. Der Schwarze hatte den Erfolg ſeiner ſchrecklichen Erklärung nicht erſt abgewartet, ſondern war mit einem Satze aus der Stube gewichen, in welche er ſeinen Namen wie einen Fluch hineingeſchleudert und die er nun hinter ſich abſchloß. Er ergriff die Flucht voll teufliſcher Freude über den Triumph, den ſeine ſchauderhafte Rache über das arme unglückliche Mädchen gefeiert.

VI.

Die Sonne war ſtrahlend aufgegangen; Himmel, See und Land lagen in reizgeſchmückter Heiterkeit. Leiſe plätſcherten die Wellen an's Ufer; ein friſcher Morgenwind ſchien vorkühlend der baldigen Hitze des Tages entgegen arbeiten zu wollen. Die ganze Natur lächelte im Frühlichte. Fiſcher überleerten ihre Vorrathskaſten und Netze in Waſſerfäſſer und Behälter auf Wagen, um ihren Fang nach Preßburg zum Ausverkauf zu führen. Männer und Weiber waren dabei beſchäftigt, und eben ſchlug die ſechſte Morgenſtunde, als ſich die Fuhrwerke in Bewegung ſetzten und an Sarolta's Häuschen vorbeikamen.

Man wußte um den Unfall, der die Arme in Bebeny ſo räthſelhaft betroffen, und um ihre Krankheit; unter den Vorbeifahrenden waren Viele, denen das Mädchen werth war, Andere, die durch das gemeinſame Gewerbe, das auch ihr Bräutigam trieb, mit ihr bekannt geworden waren, und ſo entſchloſſen ſich denn mehrere, Nachfrage zu halten, wie es mit der Kranken ſteht. Man wollte ihr Troſt zuſprechen; auch wußte Niemand, daß Miklos bereits verurtheilt, und von dem neuen Schlage, der die Unglückliche inzwiſchen geſtern erreicht, hatte natürlich Keiner die entfernteſte Ahnung, indem die verreiſ'te Muhme erſt heute zurückkehren ſollte.

Sie pochten an die Thüre, aber niemand öffnete, keine Antwort erfolgte und alles blieb ſtill. Durch das Fenſter konnte man nichts gewahren. Einen Augenblick waren die Fiſcher unentſchieden, dann entſchloſſen ſie ſich, ein Unglück ahnend, die Thüre gewaltſam zu öffnen. Es geſchah, und die Eintretenden erwartete ein gräßliches Schauſpiel.

Auf dem Boden der Stube lag in einem Meere von Blut der lebloſe Körper der jugendlichen Bewohnerin des Hauſes. Eine breite Wunde an dem einen Schlafe hatte dem zum Kopfe aufſteigenden Blute freie Ausſtrömung geſtattet und vielleicht dadurch ihr Leben gerettet. Die Haare im Blut ſtockend, die Marmorbläſſe der Züge, die eiskalten Hände und die ſteifen Glieder ließen übrigens eine Todte in ihr vermuthen. Ein Ausruf des Mitleids und Entſetzens zeigte den innigen Antheil der Herbeigekommenen.

Einer derſelben, klüger und vorſehender als die Uebrigen, fühlte jetzt aufmerkſamer an den Schläfen Sarolta's, wo er ein leiſes Pulſen zu verſpüren meinte, worauf der Körper in die Höhe gebracht und alle Hülfe angewendet wurde, in deren Folge ſie endlich langſam zu ſich kam, ſich erholte und ſtaunend die Augen aufſchlug. Ihr ſtarrer Blick ſchien in allen Ecken der Stube Jemanden zu ſuchen, und ihre Züge deuteten zugleich die Angſt an, die es ihr bereiten würde, ihn zu finden. Plötzlich war ſie mit einem Sprunge in der Höhe, und nachdem ſie ein Paar Augenblicke bewegungslos dageſtanden, entriß ſie ſich mit einem Male denen, die ſie hielten, und ſtürzte zur Thüre hinaus. Hier ſchien der Anblick der theils haltenden, theils fortfahrenden Wagen ſie plötzlich zur Beſinnung oder auf einen andern Gedanken zu bringen.

„Nicht wahr, das geht nach Preßburg?“ fragte ſie haſtig.

„Ja,“ war die Antwort.

„O nehmt mich mit, ich bitte, ich beſchwöre euch!“ flehte ſie jetzt die Nächſtſtehenden, und da dieſe unſchlüſſig einander anblickten, der gefährliche Krankheitszuſtand des Mädchens nicht mehr anzudauern und ihrem Gemüthe Zerſtreuung nothwendig ſchien, ſo wagten ſie nicht, die Bitte abzuſchlagen. Kaum hatte ſie auf den Angeſichtern die Gewährung ihres Wunſches geleſen, als ſie auf dem Wege das zu erzählen verſprach, was dieſen ihren neuen Unfall und den Blutverluſt herbeigeführt, — dann eilig nach dem Hofraum verſchwand, um Haupt und Haar von den rothen Spuren ſorgfältig rein zu waſchen, und bald wieder, ſcheinbar geſtärkt, zurückkehrte, um auf dem einen der Wagen Platz zu nehmen, wo die freundliche Hand der Nachbarn ihr indeſſen einen bequemen Sitz vorbereitet hatte.

Kaum aber war ſie hier niedergeſeſſen und das Fuhrwerk in ziemlich raſche Bewegung gerathen, als ſie auf keine Frage weiter Antwort gab, in ein ſchweigendes Brüten verſank und mit ihren Gedanken ſich ſo ſichtlich von allen Weggefährten entfernte, daß dieſe bald jeden Verſuch der Neugierde oder Theilnahme einſtellen mußten. — Sarolta gehörte zu jenen Naturen, die, wie es irgendwo heißt, weniger kräftig in die rollende Geſchäftigkeit der Begebenheiten einzugreifen verſtehen, doch nichtsdeſtoweniger vermöge der feineren Sinne und zarteren Organe, mit denen ſie begabt ſind, gerade dasjenige ſehen oder vielmehr fühlen, was allen Andern verborgen bleibt. Fehlt hier eine Vermittlung zwiſchen dem natürlich ſo geſtalteten, oder durch beſondere Ereigniſſe ſo geſchärften Sinne und dem weltlichen, geräuſchvollen Treiben; ſo bildet ſich in ſolchen Naturen ein abgeſondertes Leben aus, das nun gleichſam den Schmerz und die Gefahren, und nicht minder die Luſt und Freude einzelner ihnen werther Menſchen nur heimlich ahnt und fühlt, und dieſe Ahnungen allein auf dem Wege der Träume oder eines wachen Inſichhineinſtarrens ſich zum halben Bewußtſein bringt.

Der Wagen war inzwiſchen, ohne daß ſie es zu bemerken ſchien, in das Gebiet der Stadt gelangt, und kam diesſeit des Stromes in der Au an, welche ſonſt um dieſe Tageszeit ſtill und verlaſſen, diesmal aber das wogende Bild einer reich zuſtrömenden Menſchenmenge darbot. Obwohl der eigentliche Punkt, nach welchem alle dieſe Leute hineilten und hindrängten, ein entfernterer und in ſüdlicher Richtung am Stromesufer liegender zu ſein ſchien, ſo konnten die Fuhrwerke vielfach gehindert durch das Volksgedränge, doch nur Schritt für Schritt vorwärts gelangen, und mußten endlich an einer Stelle, die eine Ausſicht nach der eigentlichen Hauptſcene dieſes Gewühles gewährte, für einige Zeit völlig Halt machen. Mit einem lebhafteren Intereſſe folgte jetzt Sarolta, aus ihrem Hinbrüten erwacht, dieſem fortgewundenen Menſchenknäuel; immer brennender drangen ihre Blicke vorwärts, ängſtlich nach der Urſache ſpähend; jetzt, da der Wagen hielt, erhob ſie ſich, blickte in die Ferne hinab nach dem Punkte, der Aller Augen auf ſich zog, und das Blut wollte ihr in den Adern erſtarren, als ſie einen von Soldaten geſchloſſenen Kreis und in ſeiner Mitte das ſchauerliche Gerüſt erſah, auf welchem die weltliche Gerechtigkeit ihre privilegirten Morde vollziehen läßt — von denen ſie noch jetzt, im vollen Tageslichte der Civiliſation, nicht abzubringen iſt. Wie durch den Blick einer Zauberſchlange fühlte ſich das unglückliche Mädchen von der Scene dieſes gräßlichen Schauſpiels mit unwiderſtehlicher Macht angezogen. In dem Militärcarré hielt der Armeſünderkarren, der ſeinen bejammernswerthen Inhalt eben an das Schauergerüſt abgeliefert hatte, und auf der Höhe deſſelben erſchien nun Derjenige, welchen ſterben zu ſehen die Rohheit, die Neugierde und die jammernde Theilnahme in dichten Schaaren ſich verſammelt hatte.

Ein Blick war für Sarolta hinreichend, um den Unglücklichen, deſſen letzte Augenblicke gezählt waren, zu erkennen und das unabwendbare Verderben dieſes Momentes zu ermeſſen. Aber ehe ſich noch die zuſammengeſchnürte Bruſt in einen Ausruf des Entſetzens ausſchütten konnte, hatte die rohe Fauſt des Nachrichters bereits jenes Leben vernichtet, an welches das ihrige mit tauſend geheimen Fäden geknüpft war, und Miklos — war nicht mehr.

Da begann um Sarolta herum alles im Kreiſe zu wirbeln; gräßliches Geheul und ſchauriges Hohngelächter ſchlug an ihr Ohr; entſetzliche Geſichte huſchten in blutigen Bildern an ihren Augen vorüber. Sie ſtreckte die Arme aus und glaubte die Hände auf Todtenſchädel zu ſtützen. Die Sonne brannte auf ihr Haupt, die heiße Luft ſchien ſie erſticken zu wollen.

Sie ſtürzte aus dem Wagen hinaus, als ſtände ſie auf ebener Erde, und wollte nach dem gräßlichen Orte hin. Die Fiſcher erhoben ſie vom Falle. Aber die Vernunft der namenlos Gequälten vermochte dieſen letzten fürchterlichen Schlag nicht auszuhalten. Die Unglückliche war darüber wahnſinnig geworden.

VII.

Kehren wir jetzt, nach Verlauf mehrerer Monate, nach dem pallaſtähnlichen Hauſe in Preßburg zurück, welches wir bereits in einem früheren Kapitel betreten haben. Die prachtvollen Gemächer des Grafen S . . . . y waren wieder mit glänzender Geſellſchaft beſetzt. Ein Feſt, welchem zwar die trauernde Frau vom Hauſe nicht beiwohnte, wobei ſie aber durch eine ferne Verwandte remplacirt wurde, verſammelte die Elite der höheren und wohlhabenden Stände in dem Hôtel des Grafen zu bunter abendlicher Luſt und Heiterkeit, aus welcher die Erinnerung an das Familienunglück des Hauſes nirgends mehr aufzutauchen ſchien. Beſonders zeigte ſich der Capitain P . . . z, der intime Freund des Grafen, in der fröhlichſten und galanteſten Stimmung, und umſchwärmte die Damen mit geſchäftiger Aufmerkſamkeit, als wollte er die neue Eröffnung dieſes ſo lange geſchloſſenen Salons durch ſeine roſenfarbne Laune feiern. Die zahlreichen Anweſenden gaben ſich abwechſelnd dem Vergnügen der Converſation, des Geſanges und des Tanzes hin.

An demſelben Abend war ein armes blaſſes Mädchen mit geſpenſtiſch-ſtarren Blicken durch die

Straßen der Stadt geſchlichen. Auf den Zügen der Unglücklichen zeigten ſich deutliche Spuren der Zerrüttung und des Wahnſinns; aber man wußte die Geſchichte der Armen, ſo wie den Urſprung ihres Jammers, wußte, daß ſie in ihrem Irrſinn unſchädlich und gutmüthig, und ließ ſie daher ungehindert frei umhergehen. Kraftlos war ſie auf ihrer Wanderung neben dem Portal des oben bezeichneten Hauſes zuſammengeſunken; ob ſie ohnmächtig geworden, oder eingeſchlafen — wer kümmerte ſich um die Bettlerin! Es war bereits Nacht, als ſie erwachte. Die rauſchenden Töne einer heiteren Muſik ſchlugen an ihr Ohr; das Gewirre bunter Stimmen und Klänge und der helle Strahl der Lichter ſtrömte aus den offenen Fenſtern des oberen Stockwerkes auf die Straße und in die milde Septembernacht hinaus. Sie blickte empor, träumeriſch oder ahnungsvoll, wer weiß es. Plötzlich ſchien ſie wohlbekannte Töne zu vernehmen, und wie ein Blitz der Erinnerung zuckte es über ihr fahles Angeſicht. Den Kopf emporgewandt, die Augen ſtarr hinaufgerichtet, den Körper lauſchend vorgebeugt, mochte ſie wie eine regungsloſe Bildſäule anzuſehen ſein. Es war die Stimme des Grafen S . . . . y, welcher ſoeben ein munteres Lied vortrug, dem lärmende Beifallszeichen von Seiten der Zuhörer folgten.

Dieſe hatten aber noch nicht geendet, als ſich ein Lärmen und Gekreiſch an der Thüre des Saales vernehmen ließ. Die Diener ſchienen alle Mühe aufzubieten, um Jemanden vom Eintritte zurückzuhalten. Die allgemeine Aufmerkſamkeit lenkte ſich unwillkührlich nach dem fremdartigen Getöſe am Eingange, und kaum waren ein Paar Secunden vergangen, ſo ſtürzte durch die gewaltſam aufgeriſſene Thüre Sarolta — denn ſie war es — mit der Anſtrengung der Verzweiflung mitten in die Geſellſchaft herein, ſchritt mit vorgeſtreckten Händen und mit dem geſpenſterhaften Blicke des Wahnſinns auf den Herrn vom Hauſe zu, und rief mit ſchauererregender Stimme: „Da, da ſteht er! der Räuberhauptmann! der Schwarze! Ja, Du biſt es, Du der Mörder meines unſchuldigen Miklos!“ — Und erſchöpft von dieſem furchtbaren letzten Aufgebot ihrer zerſtörten Kräfte brach ſie entſeelt zuſammen, wie ein Feuermeteor nach dem Augenblick erliſcht und aufhört, wo es über die dunkle Umgebung den grellſten Schein des Lichtes verbreitet hat.

Die Zeugen dieſer unerwarteten und befremdenden Scene bemühten ſich jetzt, ſeltſam erſchüttert, der Hingeſunkenen Hülfe zu leiſten. Man glaubte die offenbar Irrſinnige nur in einen Starrkrampf verfallen, und veranlaßte die nöthigen Gegenmittel. Die Mehrzahl der Anweſenden aber wendete ſich gegen den Grafen, theils um über dieſen unangenehmen Vorfall hinwegzugehen, theils um ihm Gelegenheit zu bieten, das Unbegreifliche dieſer directen Anrede zu erklären, oder der ganzen Erſcheinung eine beliebige Deutung zu geben. Wie groß aber war das Erſtaunen, als man ihn auf einen Stuhl zurückſinken und das Geſicht mit beiden Händen verhüllen ſah. Einen Augenblick ſpäter ſprang er zornglühend empor, ſtampfte mit dem Fuße auf den Boden, und befahl mit donnernder Stimme, daß die Elende ſogleich hinausgeſchafft werde. Viele machten ihm hierauf bemerklich, daß ſein Zorn alles Grundes entbehre, daß die Worte der Wahnſinnigen gar keine Beachtung verdienen, noch gefunden haben, und daß es vielleicht menſchlicher wäre, ſie in ein entlegenes Gemach bringen zu laſſen, damit ſie, die ſich noch immer nicht erholte, dort in Ruhe ſterben könne.

„Nein, nimmermehr!“ rief der Graf wüthend; „wer will mir den Hohn anthun, ſie bei mir zu beherbergen? Man ſchleudere die Schändliche auf die Straße, dort ende ſie, oder werfe ſie den Hunden der Haide vor, weil ſie gewagt, eine ſo freche Beſchuldigung gegen mich auszuſprechen.“ — Und mit dieſen Worten ſtürzte er auf Sarolta hin, und hätte die Lebloſe gewaltſam verunglimpft, wären nicht die Umſtehenden abwehrend dazwiſchen getreten, ihm bedeutend: daß er ſich doch durch Reden, die keinen Sinn haben, nicht ſo aufbringen laſſen möge; ſie, die Anweſenden, kennten ja den Herrn Grafen zu gut, um dieſen Ausbruch des Wahnſinnes zu würdigen: vielmehr ſei die Unglückliche, die hier ihren Geiſt aufgebe, wegen dieſes Unfalles zu beklagen.

Jetzt aber gingen mit einem Male beide Flügel der Saalthüre weit auf, und herein trat ein Comitatscommiſſär in Begleitung eines Offiziers, während man im Vorzimmer eine Reihe von Soldaten und Heiducken erblickte. Der Juſtizbeamte wandte ſich gegen den Hausherrn, der Offizier gegen den Capitain P...z, denſelben eröffnend, daß ſie ihnen im Namen des Geſetzes zu folgen haben und Gefangene ſind. Die Einſprüche der vielen anweſenden Adeligen, die auf das Standesvorrecht des Grafen pochten und eine ſolche geſetzwidrige Arretirung nicht zugeben wollten, wurden durch die gemeſſene Antwort zurückgewieſen, daß der Graf S....y jedenfalls ein Ausländer ohne Indigenat, mithin des ungariſchen Adelsvorrechtes nicht theilhaft ſei, und es ſogar noch im Zweifel ſtehe, ob er überhaupt Standesrechte anzuſprechen habe. Nach dieſer peremtoriſchen Antwort ſchien die ariſtokratiſche Theilnahme plötzlich erkaltet, und Viele dachten daran, ſich zurückzuziehen, um aus dieſer verdächtigen Berührung zu kommen. Indeſſen hatte der Graf wieder ſeine ganze Kaltblütigkeit und Faſſung gewonnen. — „Sie ſind gewiß im Irrthum, mein Herr,“ ſprach er mit vornehmer Herablaſſung; „nur ein Irrthum oder ſchlechter Spaß kann Sie hierher führen; denn ich kann nicht denken, daß man den Irrreden dieſer Wahnſinnigen Glauben beigemeſſen habe.“

„Ich verſtehe Sie nicht,“ entgegnete kalt der Commiſſär, „ich weiß nur, daß wir gemeſſenen Befehl haben, ſowohl Sie, als Ihren Mitſchuldigen, den Capitain P...z, in's Gefängniß abzuführen. Mit Hülfe des Dieners des erſchlagenen Baron B., der bei dem Morde ſeines Herrn geflüchtet, ſind kürzlich zwei dieſer Mörder erkannt und eingezogen worden. Sie haben nach langem Läugnen endlich die Schlupfwinkel der Rotte angegeben, und ausgeſagt, daß Sie unter dem Namen des Schwarzen der Anführer ihrer Bande ſind. Ihre Spießgeſellen ſind in den Händen der Gerechtigkeit; Läugnen iſt ſo unmöglich, als die Flucht aus dieſem rings beſetzten Hauſe; darum rathe ich, ſich zu ergeben und uns ruhig Folge zu leiſten.“

Der fürchterliche Streich war geführt, der Schleier des blutigen Geheimniſſes zerriſſen. Hoffnung oder Möglichkeit, aus dieſen Schlingen zu entkommen, gab es keine mehr. Die Paraſiten und die Freunde des Hauſes hatten ſich mit Abſcheu zurückgezogen, der Entlarvte ſtand allein, durchſchaute mit Einem Blicke ſeine Lage, und entſchloſſen, ſeine Rolle nun auch treu bis an's Ende zu ſpielen, rief er mit fürchterlichem Hohnlachen: „Ja denn, ich bin es, bin der Schwarze, der Schrecken und die Geißel des Landes, der Kühne, der eure blinden, ſchläfrigen Gerichte ſo lange geäfft und mit Helfern aus euren eigenen Reihen bethört hat! ich bin der gefürchtete Anführer der Bande, der nun aber auch würdig ſeines Standes als Edelmann und Räuber zu ſterben weiß.“

Während er dieſes ſchrie, wühlte er, gleichſam krampfbezwingend, in der Bruſt, und ehe Jemand unter dem Ballkleide eine Waffe ahnen oder deren Gebrauch hindern konnte, riß der Nichtswürdige einen Dolch hervor, und bohrte ſich ihn ſo feſt und treffend in das ſchwarze Herz, daß er in Todeszuckungen hinſank an die Seite des leichenblaſſen Opfers ſeiner teufliſchen Rache und ſich ſchnell ſterbend zu Sarolta's Füßen hinkrümmte. Ein Engel und ein Teufel lagen dicht beiſammen.

Was bleibt noch zu ſagen übrig? — Die Unterſuchung ergab, daß der Capitain P...z in geheimer Genoſſenſchaft zu den Räubern ſtand und ſeine militäriſche und geſellſchaftliche Stellung ehrlos dazu entwürdigte, die Abſcheulichen von den oft insgeheim gegen ſie verhängten Recognoscirungen der Gegend oder von abreiſenden fetten Opfern in Kenntniß zu ſetzen, und dafür mit einem Theil der gewonnenen Beuten bedacht wurde. Ueber zwanzig Banditen, der verübten Unthaten geſtändig, wurden theils zum Tode, theils zu langer Einkerkerung verurtheilt, und noch viele Jahre nachher ſprach man von den Gräueln, die in dieſer Unterſuchung an den Tag gekommen waren, und wußte geheimnißvolle Schauergeſchichten von dem Schwarzen, der ſich durch Selbſtmord dem Arme der Gerechtigkeit entzogen und noch als Geſpenſt ein Echo der Angſt und des Schreckens in der ganzen Umgegend zurückgelaſſen hatte.

Als ich vorſtehende Mittheilungen dem Geſellſchaftskreiſe erzählt hatte, folgten nun die gewöhnlichen Bemerkungen dankender, beifälliger oder ungläubiger Art, und ich meinte, die Anweſenden recht intereſſant unterhalten zu haben, als mich ein Blick auf die zwei Hauptperſonen meines Publikums unſicher und verlegen machte. Der Oberſtudienrath ſaß da mit einem Marmorgeſichte voll unterdrückten Aergers, mit jener erzwungenen Faſſung, die gewiſſen Charakteren zur Gewohnheit wird, und unter welcher glatten Oberfläche das verletzte Gemüth brütet und grollt; die ſchöne Baroneſſe, die Frau ſeines Neffen, ward abwechſelnd roth und bleich, und da die Reihe an ſie kam, mir etwas über meine Erzählung zu ſagen, warf ſie mit beißender Kälte hin: es ſei etwas recht Hübſches um das Dichter- und Erzählungstalent, und nur Schade ſei es, daß dieſes oft zur abſichtlichen Entſtellung gewiſſer Vorfälle angewendet werde, welche dann in dieſer übertriebenen Geſtalt nur Effect machen und den Beifall der nichtunterrichteten Menge einernten wollen, während ſie die Wahrheit und die mit ihnen in Beziehung ſtehenden Perſonen empfindlich verletzen.

Daß dies eben keine Lobrede ſein ſollte, begriff ich wohl und entnahm es noch deutlicher aus der Miene der Sprecherin: wohin aber der Stachel zielte, das verſtand ich nicht. Die unerklärliche Mißſtimmung beſtimmte die Geſellſchaft zum baldigen Aufbruche, wobei die ſonſt ſehr freundliche Baronin mich kaum eines Grußes würdigte.

Als ich meine Tante nach Hauſe begleitete, ſprach dieſe ſehr ernſt zu mir: „Karl, welche Unbeſonnenheit haſt Du heute wieder begangen! Weißt Du denn, weſſen Geſchichte Du heute und in welcher Gegenwart Du ſie erzählt haſt? Der berüchtigte Graf S....y, von dem Deine Großmutter oft ſprach, war Niemand anderer als der Vater der Baronin. Da er ſich vor Unterſuchung und Urtheil ermordet, mußten die Gerichte jede Verfolgung ſeiner argbetrogenen und durch eigenes Vermögen wohlhabenden Wittwe und ſeiner nachgebornen Tochter einſtellen. Beide zogen in eine andere Provinz; Entfernung und Zeit legten den Balſam der Vergeſſenheit auf die Wunde unverſchuldeter Schmach — die Du nun täppiſch wieder aufgeriſſen haſt. Die Schönheit und Wohlerzogenheit des jungen Mädchens hatten einen anſehnlichen Freier, den Baron, ihren jetzigen Gemahl, herbeigezogen, deſſen Name nun Alles zudeckt, was an ihren ehemaligen Schmerz erinnernd noch verblickte. Ueberdies hat die gerichtliche Unterſuchung ergeben, daß der verbrecheriſche S....y, wenn auch kein Graf, wofür er ſich gab, doch wirklich einem guten adeligen Geſchlechte aus Ruſſiſch-Polen entſtammt war: die einzige ariſtokratiſche Beruhigung, die den Hinterbliebenen zu Theil wurde, — und ich glaube, die Baronin hätte Dir eher eine noch gräßlichere Aufzählung der Gräuel, als den ausgeſprochenen Zweifel an dem Standesvorzuge ihres Vaters verziehen. Ich und Du," ſo ſchloß meine Tante, „ſind jetzt und hier außer der Familie vielleicht die Einzigen, die jener längſt vergeſſenen Geſchichte gedenken — beurtheile alſo ſelbſt, welchen Eindruck Deine Erzählung auf die Betreffenden machen mußte."

Ich ſollte meine Thorheit bald noch deutlicher einſehen, denn wenige Tage darauf war die Stelle, auf welche ich hoffte und die mir von Rechts- und Kenntnißwegen gebührte, an einen höchſt mittelmäßigen Concurrenten vergeben, weil er Weib und Kind habe, ſich bereits lange bewerbe, und ich jung ſei und noch zuwarten könne. Und als man nach Jahren meiner unwillkommenen Erzählung vergeſſen hatte und mich hundert Meilen weit mit einer Lehrerſtelle gnädigſt beglücken wollte, da ſprach ich ablehnend meinen beſcheidenen Dank für dieſe Huld aus: denn es war die unwiderſtehliche Luſt in mir erwacht, meine Lieder und Erzählungen an das große Publikum zu richten, vor welchem, ſo Gott und die edlen deutſchen Fürſten wollen, bald keine Schleier, Rückſichten und Erlaubniſſe für Wort und Schrift mehr beſtehen werden.

Ein Badegaſt.

Es mochte um die Mitte Juni's ſein. Die Curliſte ſignaliſirte die Ankunft des Baron V. aus W. Der Mann, der dieſen wohlklingenden Namen trug, war im erſten Hôtel abgeſtiegen, ſah ſehr intereſſant blaß aus, hatte weiße kleine Hände, die man ſelten ohne Glacéhandſchuhe zu ſehen bekam und war ein wahrer Löwe in ſeiner Toilette. Er dinirte zu ſpäter Stunde, vor ſeinem Couvert prangte jedesmal eine Flaſche Jacqueſſon Bouzy, Abends ſaß er maleriſch nachläſſig auf dem Balcon des Theaters und lorgnettirte Alles, nur nicht die Bühne. Im Gaſthofe zahlte er prompt und ſchob dem Garçon die Scheidemünze großmüthig zurück. Des Nachmittags an der Spielbank pointirte er nur Napoleons. Das war ein Mann, wie er in Bädern geliebt wird und intereſſirt.

Die Morgenpromenade am Curbrunnen, Concerte, Reunionen, wo er niemals fehlte, vor allem aber ſein guter alter Name und ſein ſchönes neues Geld, das er ſo geſchickt auszugeben wußte, verſchafften ihm bald überall Bekanntſchaft und Zutritt. Manch ſchönes Auge erhob ſich entgegenkommend, wo er nahte:

er aber ſchien ſich um das Wohlwollen der jüngeren Damenwelt nur wenig zu kümmern und ſeine Aufmerkſamkeit mehr den reiferen Blumen zu widmen, und — wie man bemerken wollte — vorzugsweiſe ſolchen, die in goldenen Geſchirren ſtanden. Es war nun eben ſeine Liebhaberei, in Beziehung auf Damen Antiquar und Numismatiker zu ſein; auch das muß in der Welt vorkommen.

Unter den von ihm beſonders ausgezeichneten Aloen nahm die Gattin eines geadelten Banquiers den oberſten Rang ein. Mutter mehrerer Töchter, die reihum alljährig in ein Bad geführt wurden, ſelbſt noch voll Anſprüche an die Welt, namentlich an die Herrenwelt, ſaiſonluſtig, während der Herr Gemahl daheim discontirte, — nahm ſie die Aufmerkſamkeiten des Herrn Barons von B. mit großer Zufriedenheit auf, und ſetzte, dieſem Expreſſement gegenüber, ſich vielleicht in die gegenwärtige, ihre älteſte Tochter in die zukünftige Zeit. Die Mutter hatte den Namen Lea, die Tochter Lucy — man wußte nicht, ob aus der Taufe; erſtere familiariſirte ſich mit dem Baron wie eine emancipirte Frau, letztere ſchwärmte für ihn, und vielleicht doppelt, weil er ſich Rudolph nannte und ſie an die Geheimniſſe von Paris erinnerte.

Unter ſolchen Umſtänden waren vier Wochen im

Bade vergangen: Rudolph war ein Mann des Neides geworden unter gewiſſen Frauen; Lea und Lucy triumphirten; denn wenn er nicht ſpielte oder ſpeiſte, ſah man ihn in ihrer Geſellſchaft. Von Veränderung war an ihm nichts wahrzunehmen: man mußte denn gewiſſe Zufälligkeiten zuſammenſtellen. Er erkundigte ſich häuſig nach bekannten Finanzmännern der Umgegend; auf dem Poſtbureau fragte er wiederholt nach Briefen, die noch immer warten ließen; zu mehreren Malen fuhr er nach der großen Handelsſtadt, wo er auch Lea's Gemahl einen langen Beſuch abſtattete; darauf wollte man ihn in einem benachbarten Bade ſpielen geſehen haben, vielleicht, um dort die Würfel des Glückes zu verſuchen, die an ſeinem Curorte immer ungünſtig fielen. Die letzte Wochenrechnung des Hôtels hatte der Baron zu zahlen vergeſſen; die Waſchfrau des Hauſes plauderte in ihren confidentiellen Berichten aus, daß die Wäſche des Herrn nicht mit ſeiner übrigen Eleganz harmonire; man bemerkte an der Bank, daß er zwar noch immer mit Gold pointire, aber jetzt mit Ducaten, die zwiſchendurch ſo leicht waren, wie ſie uns etwa bei gewiſſen Zahlungen oder Emprunts aufgenöthigt werden. Alles zuſammen genommen Dinge, die einen gewiegten und gewitzigten premier garçon vorſichtig hätten machen müſſen, wenn nicht die Ruhe das unveränderte Benehmen und die Kreiſe, in denen ſich der Baron bewegte, jeden möglichen Verdacht niedergeſchlagen hätten.

So waren wieder vierzehn Tage hingegangen. Rudolph's Beſuche bei Lea und Lucy bekamen nunmehr eine entſchiedene Deutung, welche die beiden Damen nicht mehr beſtimmt abzulehnen wagten. In den Spielſälen ſah man ihn jetzt nur ſelten, immer zerſtreut, nur zuweilen, und dann blos mit Silber ſpielend; man konnte deutlich wahrnehmen, daß ihn jetzt etwas Ernſthafteres beſchäftige.

So war es auch. An einem Vormittage, wo Lucy ausgegangen war, um Freundinnen zu beſuchen, ließ ſich der Baron bei Lea melden und ward, wie ſich von ſelbſt verſteht, angenommen; denn im Bade ſetzt man ſich über gewiſſe Vorſchriften leicht hinweg. Die Entrevue dauerte lange. Rudolph ſchied endlich mit ſehr befriedigter Miene; bald darauf empfing Mama Lea ihre Tochter mit ſehr erregter Rührung: ein Glück der jüngſten Stunde und ein Glück der nächſten Wochen zitterte in ſehr verſchiedenartigen Vibrationen durch zwei Frauenherzen. Als man beiderſeits ruhiger geworden, ſchloß man ſich ein, und ſchrieb lange Briefe an den Papa.

Wir leben in einer Zeit, die durch leichte und ſchnelle Transportmittel ſo weit gediehen iſt, daß uns häufig ſtatt einer brieflichen Antwort die frankirten Menſchen von der Eiſenbahn in's Haus geliefert werden. So war es mit dem Papa Banquier; er erſchien am nächſten Tage in eigener Perſon und nun wurde eine vertrauliche Familienſitzung vorgenommen, zu welcher der Baron herangezogen ward, und worin wie natürlich, die Worte Lea's den Ausſchlag gaben. Das Kammermädchen von Madame erzählte von Papieren, die vorgewieſen und geprüft wurden; den Schluß bildete eine zärtliche Familiengruppe mit Umarmung. Papa mußte bald wieder zurück in's Comptoir, denn der Ultimo ſtand bevor; der Baron fuhr mit ihm, aber nicht eher, als ſeine Verlobung mit Lucy öffentlich declarirt worden, welcher ſchon in drei Wochen die Hochzeit folgen ſollte.

Als Rudolph nach zwei Tagen von ſeinem zukünftigen Schwiegervater wieder in den Curort zurückkehrte, fuhr er trotz vorhandener Eiſenbahn mit Extrapoſt ein und an ſeinem Hôtel vor. Der Portier, der ihm aus dem Wagen half, wurde beauftragt, ihm die Schatulle nachzubringen, die ſo ſchwer wog, daß jede Dämmerung von Verdacht, der ſich über den Löwen etwa hingelagert, jetzt in einen Sonnenſchein von Artigkeit und Zuvorkommenheit verwandelt war, zumal da man von der nahe bevorſtehenden Verbindung des Elegants mit der reichen Banquierstochter bereits in allen Kreiſen unterrichtet war.

Nun folgte eine Zeit, in welcher nur an Einkäufe gedacht wurde. Der Baron nahm ſich vor, den Hochzeitskorb ſeiner Braut auf das Prachtvollſte zu ſchmücken und dabei zugleich ihren Geſchmack zu treffen: kein Wunder alſo, daß Alles, was Juweliere und Goldarbeiter zur Auswahl herbeiſchleppten, vorab ſeiner künftigen Schwiegermama hingebracht und ihrem kritiſchen Scharfblick unterzogen werden mußte. Die Verkäufer waren glücklich, wenn nur Etwas gewählt wurde, denn nur die größten und werthvollſten Pieren fanden Beifall; an Zahlung dachte vorab Niemand: waren doch die Leute, mit denen man zu thun hatte, die beſten Bürgen eines ſichern Geſchäftes. Unter ſolchen Vorbereitungen einer glänzenden Verbindung war nichts natürlicher, als daß man, troß einer zahlreichen und ſtark wechſelnden Fremdenſaiſon, ſich in den meiſten Kreiſen von der Heirath des Barons B. unterhielt und daß dieſer noch mehr in der allgemeinen Aufmerkſamkeit gewann.

Da geſchah es eines Vormittags, daß der Baron auf der ſtarkbeſuchten Promenade mit einem Franzoſen in einem Kreiſe junger Elegants zuſammentraf. Beide waren ſich nicht fremd, man hatte ſie früher ſogar häufig mit einander geſehen: diesmal ſchien ein unbekannter heimlicher Groll hervorzutreten und ſich in ſpitzigen Reden Luft zu machen. Unſer Löwe blieb lange ruhig und ſchien der Sache nicht zu achten; die jungen Herren lächelten und meinten, ein Bräutigam entſchlüpfe gern unliebſamen Händeln; aber der Franzoſe wurde unartig, man konnte ſeine Reden nicht mehr ignoriren. Der Baron faßte ihn am Arm, ſie traten ein Paar Schritte bei Seite; er flüſterte ihm Etwas zu; ein kurzes „Sie werden mich dort treffen!“ war die Antwort; man trennte ſich, die jungen Herren wußten, was da folgen müſſe, — und des Abends in der Réunion dansante ſprach man von dem Vorfall, wie von einem Genuſſe, den der Tag geboten und deſſen Fortſetzung man demnächſt zu vernehmen hoffte.

Aber bis Abend war es noch lange hin, und der Baron wußte die Zeit wohl zu verwenden. In raſchem Fluge trug ihn der Dampfwagen hinüber in die große Handelsſtadt, die der Vater ſeiner Braut bewohnte; nur im Vorübergehen begrüßte er dieſen und eilte in eines der größten Comptoirs, wo er einen Creditcircularbrief des berühmten Hauſes Coutts und Comp. lautend bis zur Summe von hunderttauſend Franken vorzeigte und die Hälfte dieſes Betrages verlangte. Das Papier wurde geprüft und gut befunden: das einnehmende Benehmen des Eigenthümers, der längere Zeit in London gelebt und die Chefs des engliſchen Hauſes perſönlich kannte, wie aus ſeinen Reden hervorging, das genaue Uebereinſtimmen ſeines Paſſes und anderer vorgewieſener Papiere beſeitigte jeden Zweifel. Dazu kam noch der günſtige Umſtand, daß das Creditsdocument bereits eine wohlbekannte Signatur trug. Ein befreundetes Amſterdamer Haus hatte dem Baron auf den vorgewieſenen Creditsbrief bereits zehntauſend Franken erfolgt, dieſe jedoch auf ſein dringendes Erſuchen — weil ihm zufällig eben eine große Baarſendung zugegangen — wieder zurückgenommen und auf dem Papier bemerkt: „Zahlung annullirt nach Willen des Inhabers.“ Man trug kein Bedenken, und eine Stunde ſpäter führte der Abendconvoi unſern Helden mit einer holden Fracht von fünftauſend Goldſtücken dem Sitze der Najaden zu.

Kaum hier angekommen, verfügte er ſich in die Wohnung ſeiner Braut, wo ihn Mama und Tochter, zum Balle feſtlich herausgeputzt, erwarteten. Lucy war ſelig, am Arm ihres Bräutigams in der großen Geſellſchaft zu erſcheinen; ſie achtete nur wenig darauf, daß Rudolph und die Mutter ſich in ein zweites Zimmer verfügten und angelegentlich ſprachen: ſie dachte, es gelte vielleicht eine Ueberraſchung. Der Baron aber fand es nöthig, Lea von dem Handel in Kenntniß zu ſetzen, in den ihn der Franzoſe verwickelt. Er gab vor, ihr Name ſei von dem Frechen in unanſtändiger Beziehung genannt worden und die Sache laſſe ſich nur mit den Waffen ausgleichen. Der Conflict mit den ſtrengen Landesgeſetzen mache es nothwendig, die Geſchichte auf der Gränze eines benachbarten Ländchens abzuthun; morgen breche man beiderſeits dahin auf. Mama Lea, geſchmeichelt um ihretwillen einen Waffengang unternommen zu ſehen, und als Gattin eines Neugeadelten für die Vorſchriften der Chevalerie ſehr empfänglich, bemeiſterte ihre angeborne Angſt, zumal da ihr Rudolph verſicherte, daß höchſtens ein kleiner Blutverluſt die Folge ſein könne, was ihn nicht hindern ſolle, das Vergnügen des heutigen Abendcirkels an ihrer und der Seite ſeiner Braut zu genießen. Das geſchah denn ſofort; Lucy erfuhr nichts von dem, was für morgen bevorſtand. Nach einer ſehr lebhaften Unterhaltung auf dem Balle trennte man ſich, als Mitternacht bereits vorüber war und erreichte die Logis, da eben ein furchtbares Wetter ſich zu entladen anfing. Aber trotz Sturm, Regen und Blitz hatten ſpät Vorübergehende den Baron noch lange an den Fenſtern ſeiner Appartements geſehen. Am andern Morgen war er ziemlich früh in einer fremden Equipage fortgefahren.

Rudolph hatte die Badeſtadt verlaſſen, und es iſt nicht länger zu verhehlen, daß dieſe in ihm die Bekanntſchaft eines der raffinirteſten Gauner gemacht hatte. Juweliere, andere Kauf- und Gewerbsleute, ſein Hôtel und Banquierhäuſer in der Nähe ſollten ſich fürchterlich geprellt, — ein Paar ſonſt ganz gutmüthige Damen auf das Empörendſte compromittirt ſehen.

Die erſten Tage ſeiner Abweſenheit bemäntelte das Gerücht ſeines vorgeblichen Ehrenhandels, denn auch der erwähnte Franzoſe war verſchwunden; die ſcheinbare Bürgſchaft der Brauteltern gewährte übrigens den unbezahlten Verkäufern Beruhigung. Aber am vierten Tage ließ ſich der Polizeidirector bei Madame Lea melden und legte ihr in geheimer Unterredung einen eben von außen eingelaufenen Steckbrief vor, auf einen von Hamburg entwichenen, des Betruges dringend verdächtigen Handlungsgehilfen lautend, deſſen Signalement mit dem des Barons B. wunderbar übereinſtimmte. Ein Donnerſchlag! aber hier konnte auch der Zufall ſein Spiel haben, und der Chef der öffentlichen Sicherheit verſprach ſeine Nachforſchungen vor der Hand insgeheim fortzuſetzen. Bald war jeder Zweifel beſeitigt, denn in einigen Tagen kam die Requiſition des Banquierhauſes aus der nahen Handelsſtadt, bei welchem der angebliche Baron B. fünfzigtauſend Franken auf einen „täuſchend verfälſchten“ engliſchen Creditbrief entnommen hatte. Auf ein ganz ähnliches falſches Papier hatte ſich der handelſüchtige Franzoſe, der ſich Herr von Paindray nannte, von dem Banquier des Badeortes eine namhafte Baarſchaft erfolgen laſſen; das geheime Einverſtändniß beider Betrüger lag nun am Tage. Die Hausſuchung im Logis des Barons ergab, daß die abgeſchloſſenen Koffer mit Backſteinen, die Commoden mit nichts als unnützem Geräth angefüllt waren. Die dunkle Regennacht hatte wahrſcheinlich den Transport der werthbaren Effecten durchs Fenſter begünſtigt, ein Neubau im Hinterhof des Hôtels das Material für die Koffer geliefert.

Das Aufſehen und die böſen Nachwehen, die dieſer abſcheuliche Betrug nach ſich zog, zuckten wie ein Lauffeuer durch die Reihen aller Fremden und Einheimiſchen. Wenn man alles ſummirte, was jetzt angegeben wurde, und das nur mäßig anſchlug, was Lea und ihr Gemahl vorgeſchoſſen hatten, aber jetzt gerne verſchwiegen, ſo belief ſich die Plünderung nahe an eine Viertel Million Franken. Als die Wogen des Gerüchtes, von der Mutter nicht mehr zurückgehalten, an Lucy's Ohr ſchlugen, verfiel dieſe in eine Krankheit; dennoch mußte die Abreiſe auf das Schleunigſte in's Werk geſetzt werden, wollte man nicht Ausbrüchen des Haſſes und des Hohnes preisgegeben ſein.

Bei dem letzten Beſuche, den der delicate Chef der Polizei den Damen abſtattete, entſchuldigte er ſich ſcheidend mit den Worten: „Das eben iſt das Traurige in unſerer hieſigen Stellung, daß wir mitten in der ſchönſten und makelloſen Geſellſchaft vornehm überfirnißte Gauner herumſchleichen ahnen, an die wir doch nicht eher Hand legen dürfen, als bis ſich ein gegründeter Verdacht herausgeſtellt hat und wir meiſtens — zu ſpät kommen.“

Ein Jahr iſt ſeitdem vergangen. Der ſogenannte Herr von Paindray ward inzwiſchen in Paris bei einem neuen Betruge feſtgenommen, als Flüchtling aus dem Bagno erkannt und neu verurtheilt, ohne jedoch vor Gericht einen ſeiner Genoſſen compromittirt zu haben. Der angebliche Baron Rudolph V. iſt bisher nirgends wieder aufgetaucht und ſcheint die Früchte ſeiner Induſtrie glücklich in die „neue Welt“ escamotirt zu haben. Lucy hat nach ihrer Geneſung den erſten Buchhalter ihres Vaters geheirathet, der ſich in einer fernen Mittelſtadt des deutſchen Nordens etablirte; ſie ſoll von allen romantiſchen Ideen geheilt ſein und die ſonſt ſo geläufige Redensart aller au bain kommt nie mehr über ihre Lippen.

— So habe ich dir nun, mein werther Leſer, ein Capitel aus den „Geheimniſſen eines Badeorts“ erzählt.

Der Brief.

Frau von Horvath trat in das Zimmer ihrer Tochter.

Dieſe ſaß mit gerötheten Wangen an dem eleganten Schreibtiſche, und ihre ſchöne Hand eilte mit flüchtiger Feder über die Glätte eines roſenfarbenen Velinblattes; als ſie ihre Mutter erblickte, flog ein noch dunkleres Roth über das Antlitz der jungen Frau; ſchnell verbarg ſie, was ſie eben geſchrieben, unter andern Papieren, eilte der Eintretenden entgegen, umarmte und führte ſie zu dem Sofa — und das Alles mit jener haſtigen und geräuſchvollen Freudigkeit, hinter welcher man eine augenblickliche Verlegenheit zu verbergen bemüht iſt. Aber das Auge einer Mutter ſieht ſcharf und läßt ſich durch dergleichen nicht täuſchen. Helene von Lerovits, die Tochter, mochte noch ſo beſorgt ſein ihr ein bequemes Plätzchen herzurichten, mochte noch ſo angelegen nach ihrer Geſundheit, nach der Nachtruhe und dem neulichen Katarrh fragen, — Frau von Horvath hatte mit einem Blicke Alles errathen. Aber zu klug und vorſichtig, um ein Geheimniß plötzlich entſchleiern, ein

Vertrauen ſchnell expreſſen zu wollen, gab ſie ſich mit behaglicher Gewährung dem Spiele und der gemachten Beſorglichkeit der jungen Frau hin.

Nachdem ſo die erſten Fragen und Antworten erſchöpft waren, warf Frau von Horvath ziemlich abſichtlos hin: „Du haſt doch die Banffy gekannt?“

„Banffy, wer ſoll das ſein?“

„Nun, die Baronin Banffy.“

„Nein, Mutter, ich erinnere mich nie von ihr gehört zu haben.“

„Eine meiner Jugend-Freundinnen,“ ſetzte die ältere Dame in einem Tone hinzu, als wollte ſie die Geſchichte fallen laſſen. — Aber Helene war zu ſehr erfreut, eine neue Richtung des Geſprächs zu gewahren, welche jede ungelegene Inquiſition über das Geſchriebene ablenken konnte; ſie rückte daher näher an die Mutter heran, ſchien ſich lebhaft für das zu intereſſiren, was ſie über Frau von Banffy hören ſollte und bat, ihr doch Alles mitzutheilen, wozu die geſtellte Frage als Einleitung hätte dienen ſollen.

„Haſt Du denn Zeit, Helene, Dir etwas erzählen zu laſſen?“

„Gewiß, liebe Mutter; denn wenn es Ihnen recht iſt, wollen wir erſt um zwei Uhr auf die Promenade fahren.“

„Gut dann! ſo höre: Es mögen ſieben bis acht und zwanzig Jahre ſein, ſo lebte hier in Peſth der Graf Matolay mit ſeiner jungen Frau, die er kürzlich geheirathet hatte. Er war ein Mann von vierzig Jahren, ſelbſt ſehr reich und durch dieſe Verbindung noch reicher geworden. Seine Gemahlin, die man damals die ſchönſte Dame einer Stadt nannte, die an Schönheiten nicht arm war, theilte indeſſen ſeine Gefühle nicht ganz; ſie war ihm aus Gehorſam gegen den väterlichen Willen zum Altare gefolgt, — zwar ohne Widerſtreben, aber auch ohne Liebe, und wußte noch kaum, welchen entſcheidenden Schritt ſie gethan. Ihr Gemahl war ungemein eiferſüchtig — und in der feinen Welt, worin ſie ſich gewöhnlich bewegten, wie in der Geſellſchaft, die ſie im eigenen Hauſe empfingen, befand ſich ein junger Mann, auf welchen der ganze Zorn der gräflichen Eiferſucht gefallen war. Es war dies ein Baron von Banffy, der ein ſolches Gefühl anzuregen ziemlich ausgerüſtet ſchien. Ein junger blühender Mann von ſechs und zwanzig Jahren, liebenswürdig wie Wenige, von einſchmeichelndem und graziöſem Benehmen, wohlhabend und geiſtreich, kurz ſo recht einer jener jungen Löwen, welche die Geißel eines Ehemannes werden können und die ſich nur dazu auf der Welt wähnen, um den Damen den Hof zu machen und von ihnen mit Rendezvous beglückt zu werden.

Der Graf glaubte zu bemerken, daß die Gefühle ſeiner Gemahlin, die ohnehin niemals ſich ſehr lebhaft für ihn ausgeſprochen, ſeit einiger Zeit ſehr fühlbar nachließen; er wurde ſchweigſam, verdrüßlich und reizbar, und da er doch zu ſtolz war, um ſich gegen Jemand darüber zu erklären, trug er das Gift, das ihn innerlich verzehrte, lange in ſich herum, und ſchien nur auf eine Gelegenheit zu harren, um ſich an ſeinem Nebenbuhler zu rächen. Unter dieſen Umſtänden trat für ihn die Nothwendigkeit einer Reiſe nach Wien ein, es handelte ſich dort um ſeine perſönliche Gegenwart um einen eigenhändig zu vollziehenden Akt. Er entſchied ſich für die Reiſe, und da ſein Aufenthalt in der Reſidenz höchſtens vier und zwanzig Stunden dauern konnte, ſo hielt er es nicht für angemeſſen, ſeine Gattin wegen ſo kurzer Abweſenheit mitzunehmen und die Fatiguen einer ſo ſchnellen Hin- und Rückreiſe ertragen zu laſſen. Der Reiſewagen ward gepackt, die Pferde wurden beſtellt und der Graf verließ das Haus, um ſchnell noch ein paar Beſuche zu machen. Als er von dieſen unerwartet raſch heimkehrte, ſah er das Kammermädchen ſeiner Gemahlin mit einem Briefe in der Hand durch das Vorzimmer ſchlüpfen, wähſcheinlich im Begriffe das Billet außerhalb des Hauſes zu beſtellen. In den Augen eines eiferſüchtigen Gatten erſcheint Alles verdächtig, und zuweilen führt dieſer Verdacht auf die Spur der Wahrheit. Der Graf eilte auf das Mädchen zu und entriß ihren Händen den Brief.

„Mayda,“ herrſchte er ihr zu, „Du ſchweigſt hierüber gegen Deine Gebieterin, gibſt vielmehr vor, den Auftrag pünktlich beſorgt zu haben. Gehorchſt Du, ſo ſind zehn Dukaten Dein, plauderſt Du, ſo jag' ich Dich aus dem Hauſe und meine Sorge ſoll es ſein, daß Du in ganz Peſth keine Stelle findeſt.“

Das Mädchen verſprach zu gehorchen und hielt Wort.

Hatte die Gräfin eine ungeſchickte Botſchafterin gewählt, ſo hatte ſie wenigſtens mit Vorſicht geſchrieben. Das Billet enthielt weder Unterſchrift noch Adreſſe und beſtand nur aus folgenden Worten:

„Morgen Abend um ſechs Uhr erwarte ich Sie.“

Aber der zornglühende Gemahl erkannte die Schriftzüge ſeiner Frau und konnte daher nicht in der Perſon irren, welcher dieſes Rendezvous galt. Er eilte zu Baron Banffy.

„Herr Baron,“ ſprach er, ohne ſein Aufbrauſen zu verbergen, „Sie ſind der Anbeter meiner Frau!“

„Herr Graf —“

„Ja, ja, mein Herr, ſeit längerer Zeit ſchon ahnte ich dieſe verbrecheriſche Verbindung, heute wurden mir die vollen Beweiſe.“

„Sie hätten Beweiſe?“ fragte Banffy mit erſtaunter Miene.

„So iſt es; Sie warteten nur auf meine Abreiſe, und morgen hofften Sie ſich über mein Vertrauen und meine Leichtgläubigkeit luſtig zu machen. Wohlan, mein Herr, morgen noch vor meiner Abreiſe will ich Ihnen beweiſen, daß es nicht ſo leicht wird, wie Sie meinten, ſich über mich luſtig zu machen.“

„Aber, Herr Graf, Ihre Frau Gemahlin —“

„Das iſt meine Sorge,“ erwiederte wüthend Matolay; „was Sie ſelbſt betrifft, ſo habe ich nur um Eins zu bitten: daß Sie morgen früh mit dem Schlage Sechs in dem Wäldchen erſcheinen.“

„Aber, Herr Graf,“ entgegnete Banffy, „Sie ſind in einem unbegreiflichen Irrthum. Ich habe niemals für die Frau Gräfin etwas empfunden und ebenſowenig ſie für mich. Ich weiß nicht, was Sie mit Ihrer Reiſe ſagen wollen, um die ich gar nicht wußte.“

„Glauben Sie, ich kenne ſo wenig die Weltſitte für einen Fall, wie Sie ſich jetzt darin befinden! Alles läugnen, das Handgreifliche ſelbſt läugnen, darin ſucht man alsdann die Ehre; denn ein Geſtändniß wäre Verrath. Ich verlange auch kein Geſtändniß von Ihnen, ſondern Genugthuung. Da Sie übrigens einſehen werden, daß ich meine Schande nicht veröffentlichen will, ſo werden wir uns ohne Zeugen ſchlagen."

„Sie ſind wahnſinnig!" rief Banffy.

„Und Sie feig!" brauſte Matolay.

Dieſe Beſchimpfung verſchloß jeden Ausweg und das Duell wurde angenommen. Als der Graf wieder in ſein Hôtel kam, ließ er kein Wort fallen, das bei ſeiner Gemahlin irgend Verdacht erregen konnte. Er traf die weiteren Anſtalten zur Reiſe und es genügte ihm, dieſe um zwei Stunden weiter hinauszuſetzen. Des andern Tages verließ er, ohne Jemand Kunde zu geben, ſehr früh das Haus und trat eine Stunde ſpäter in das Gemach ſeiner Frau. Dieſe war eben aufgeſtanden, oder beſſer geſagt, noch nicht zu Bette gekommen, denn ſie hatte eine Nacht in Thränen verbracht. Eine Frau, die im Begriffe ſteht, den erſten Fehltritt zu begehen, kämpft lange gegen ſich ſelbſt und gegen die Liebe; ſie zittert, ſie zögert, ſie will und will auch nicht; nahe daran ihre Ruhe, ihren Ruf, ja vielleicht ihre Zukunft zu opfern, fühlt ſie bereits vorzeitige Gewiſſensbiſſe, und die Klugheit, die hier oft zum letzten Mal zu ihr ſpricht, ruft ihr lauter denn jemals zu. Die Gräfin Matolay verſtand dieſe Warnungsſtimme und begriff vollkommen, welchen Gefahren ſie ſich durch eine unbeſonnen gewährte Zuſammenkunft ausſetzen würde; ihr Gegenentſchluß war gefaßt und als der Graf in ihrem Zimmer erſchien, lief ſie ihm mit thränenden Augen und offenen Armen entgegen.

„Mein Gemahl," rief ſie ihm zu, „verzeihen Sie mir: noch bin ich zwar ſchuldlos, aber doch bedarf ich Ihrer Verzeihung. Ich wünſche nicht, daß Sie verreiſen, und wenn es doch durchaus ſein muß, ſo bitte ich, nehmen Sie mich mit. Ich will nicht allein in Peſth zurückbleiben. Ich werde Ihnen Alles auf dem Wege erklären und doppelt leicht und gern, wenn Sie mir erſt verziehen haben."

„Sie können unnütze Geſtändniſſe ſparen," antwortete finſter der Graf und reichte ihr den unterſchlagenen Brief hin, „ich bedarf dieſer heuchleriſchen Reue nicht, denn ich weiß Alles, und bin mehr als ſicher, nicht betrogen zu werden, wenigſtens von Dem nicht, an den Sie geſtern dies geſchrieben. Ich habe mich gerächt."

„Gerächt! was wollen Sie damit ſagen?"

„Daß mein begünſtigter Rival, daß Derjenige, der nur auf meine Abreiſe lauerte, um Sie zu verführen, leblos draußen im Wäldchen liegt.“

„Stephan! unglücklicher Stephan!“ rief ſchmerzerſchüttert die Gräfin, „meine wahnſinnige Neigung koſtet Dich das Leben!“

„Was ſagen Sie, Stephan?“ ſtotterte erblaſſend Matolay, „Sie ſprachen alſo vom Grafen Somſich?“

Die arme Frau konnte vor Schluchzen nicht antworten; ihr Gatte faßte ſie am Arm und ſchüttelte ſie heftig:

„Erklären Sie ſich, alſo war es Somſich an den Sie geſtern ſchrieben und dem Sie ein Rendezvous gewähren wollten?“

Die Unglückſelige gab ein bejahendes Zeichen.

„Der alſo iſt es, den Sie lieben,“ rief erſtarrt Matolay, „und ich Wahnſinniger komme eben von da her, wo ich einen unſchuldigen jungen Mann leblos hingeſtreckt, der mir vergeblich geſchworen, daß weder er an Sie noch Sie an ihn gedacht hätten!“

Verſtört, außer ſich, voll Entſetzen und Reue ſchoß der Graf hinaus wie ein Blitz; er ſtürmte nach dem Platze, wo der Zweikampf ſtattgefunden, um dem Manne vielleicht noch Rettung zu bringen, den er mit dem Tode ringend verlaſſen hatte. Aber Banffy war nicht mehr zu finden, ſei es nun, daß ihm Freunde, ohne Vorwiſſen des Gegners gefolgt waren, ſei es, daß der Zufall mitleidige Vorübergehende hieher geführt hatte. Regungslos ſtarrte der Graf einige Zeit die blutigen Spuren ſeines Opfers an, dann kehrte er heim, beſtieg, da die Pferde bereit waren, den Reiſewagen, ließ ſeine Gemahlin an ſeiner Seite Platz nehmen und befahl die Wiener Straße einzuſchlagen. Als ſie eben aus einer Gaſſe bogen, begegnete ihnen Stephan Somſich, der von allem was ſich innerhalb achtzehn Stunden begeben, nichts ahnte, und beide Gatten auf die freundlichſte und höflichſte Weiſe grüßte. Der Graf war nahe daran ſich aus dem Wagen heraus auf ſeinen glücklichen Nebenbuhler zu ſtürzen, aber die Erinnerung an den erſt begangenen Mord hielt ihn zurück; er drückte ſich tiefer in die Kiſſen, bedeckte die Augen mit der Hand und wandte ſich an ſeine Gemahlin.

„Sie liebten alſo den Baron Banffy nicht?"

„Niemals, mein Gemahl."

„Und er richtete nie ein Wort an Sie, das ich nicht hätte mit anhören dürfen?"

„Eben ſo wenig."

„Während dieſer, der eben an uns vorbeiging — ?" der Graf ſtockte in ſeiner Frage und preßte krampfhaft die Hände zuſammen.

Die Gräfin legte nun ein aufrichtiges Geſtändniß deſſen ab, was ſie ihre Schuld nannte und was im Grunde nur die Einleitung zu einem Fehltritt war, den ſie noch bei Zeiten zu vermeiden die Kraft hatte. Indeſſen verbarg ſie ihrem Gemahl klüglich den Umfang der Leidenſchaft, welche ſie für Somſich fühlte. Dieſer junge Cavalier hatte einen gar tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht; ſein Bild ſtand tagesüber in ihren Gedanken, des Nachts in ihren Träumen. Doch ſo glühend dieſe Liebe auch ſcheinen mochte, ſo war ſie doch nicht ſehr gefährlich. — Der Graf von Matolay verlegte bald darauf ſeinen Wohnort nach Wien; der geliebte Gegenſtand verſchwand aus ihren Augen; dann hatte ſchon ihre erſte Unbeſonnenheit Blut gekoſtet und die Gräfin hätte ſich ſelbſt als Mörderin betrachtet, wenn ſie nur ein Haarbreit von dem Wege ihrer Pflicht gewichen wäre; ſo hatte ſich ihre Tugend ganz erkräftigt.

Der Graf ſeinerſeits war von nun an nicht mehr eiferſüchtig; er belauerte und hütete ſeine Frau nicht mehr: der unglückſelige Zweikampf hatte die traurige Leidenſchaft erſtickt, — und der ſchönſte Friede herrſchte in dem Bündniſſe der Beiden, als der Gemahl plötzlich durch ein hitziges Fieber hingerafft wurde. Nachdem die Zeit der tiefen Trauer vorüber war, kehrte die Wittwe nach Peſth zurück, wohin ſie die Erbſchaftsangelegenheiten beriefen. Baron Bauffy war indeſſen nicht geſtorben; aber der Degen des Grafen hatte ihn sechs Monate hindurch zwiſchen Tod und Leben an's Krankenlager gefeſſelt, und da ſeine eigenen Vermögensumſtände großentheils von der Ordnung eines ſchwebenden auswärtigen Prozeſſes abhingen, bei welchem ſeine perſönliche Gegenwart und mündliche Angabe dringend nothwendig war, ſo hatte er dieſen in erſter Inſtanz verloren und ſah dadurch ſeine ganze Stellung bedroht; ſeine Revenuen waren in Beſchlag genommen, er war der Mittel beraubt ſeine Sache fortführen zu können und ſah ſeinem bevorſtehenden Ruin entgegen. Dazu kam noch ein anderes Unglück. In der Einſamkeit ſeines Schmerzenlagers gedachte er jener Gräfin Matolay, die er geliebt haben ſollte, ſeine Phantaſie erhitzte ſich und endlich meinte er ſelbſt, der Graf habe doch nur zur Hälfte geirrt. Nie hatte er der Gräfin den Hof gemacht und doch mußte er von ihr geliebt ſein, denn dieſes Geheimniß wußte er ja von ihrem eigenen Manne. Die Gräfin erſchien ſeiner Einbildungskraft jung und reizend und von einer glühenden Liebe verzehrt, die von ſo Vielen geſucht und von ihm ſelbſt bis dahin nicht einmal erwiedert worden war.

Zu der Hitze des Fiebers kam dieſer ewig wiederkehrende Gedanke und das Bild einer Frau, die erſt ſeine Sinne verwirrte und ihn dann ganz bezauberte. Mit einem Wort er verliebte ſich bis zum Wahnſinn in die Gräfin, und als dieſe nach Peſth kam, lag er zu ihren Füßen. Die Wittwe liebte ihn nicht, ſie trug, wie ich Dir bereits geſagt, eine andere Neigung in ihrer Bruſt; aber es gibt Herzen; welche gewiſſen Sympathien, die im Unglück groß gezogen werden, welche dem Andrang wunderbarer äußerer Verhältniſſe nicht widerſtehen können. Wenn die Gräfin den ſchönen jungen liebeglühenden Mann anſah, den ſeine Leidenſchaft faſt das Leben und ſein Vermögen gekoſtet hatte, ſo füllten ſich ihre Augen mit Thränen. Eine Stimme der Großmuth und des Edelſinnes flüſterte ihr zu, daß ſie dem Liebeflehenden einen Erſatz ſchuldig, daß es ihre Pflicht iſt, ihn glücklich zu machen und zur Rettung ſeines halbverlorenen Beſitzes beizutragen. Wohl iſt es eine alte Wahrheit, daß Mitleid noch keine Liebe iſt, — aber eben ſo wahr iſt es, daß bei der Gräfin Matolay der Edelmuth ſogar über die Liebe ſiegte, und daß ſie dem Baron Banffy ihre Hand reichte.

„Ohne ihn zu lieben?“ fragte Helene von Lerovits ihre Mutter.

„Ohne ihn zu lieben“ — entgegnete dieſe.

„Das iſt unmöglich!“ rief die junge Dame.

„Unmöglich?“ meinte die Aeltere, „und Du ſelbſt weißt es doch ſo gut wie ich, die Dir's erzählte; denn unter dem Namen der Baronin Banffy habe ich Dir nur meine eigene Geſchichte mitgetheilt.“

„Wie, meine Mutter?“

„So iſt es, Helene; ich war es, die in ihrer erſten Ehe vor etwa ſieben und zwanzig Jahren durch eine unbedachtſame Gewährung den Herrn von Horvath faſt ums Leben brachte; ich war es, die als Wittwe denſelben Herrn von Horvath, Deinen Vater, heirathete, um ihn für ſein Blut und das Unglück zu entſchädigen, das er um meines Fehlers willen erlitten; ich war es, die auf dem Punkte ſtand, durch einen einzigen unüberlegten Schritt Ruf und Stellung einzubüßen. Glaube mir Helene, die aufflammende Glut der Liebe iſt lange nicht ſo beglückend, als das ruhige und makelloſe Leben, das ich geführt habe. Jetzt fühle ich es, daß ich bei Somſich keine ſo glücklichen Tage erlebt hätte, wie ſie mir Dein Vater bereitet hat. — Doch, um auf etwas Anderes zu kommen, Du ſchriebſt eben einen Brief als ich eintrat, laß Dich durch mich nicht ſtören, mein Kind, und fahre fort in Deiner Correſpondenz.“

Statt aller Antwort eilte Helene an den Schreibtiſch, ſuchte das verborgene roſenfarbene Velinblatt hervor, zerriß es in kleine Stücken und warf es in den Ofen. Frau von Horvath umarmte ihre Tochter.

„Helene,“ ſprach ſie zu ihr, „Du biſt viel glücklicher als ich, denn Du biſt mit einem Manne verbunden, den Du liebteſt — ein Loos, welches mir zweimal verſagt blieb. Ich weiß wohl, daß Lerovits Dich jetzt etwas vernachläſſigt, daß er in der Welt herumfährt und ſeine Gattin unter der Obhut ihres Schutzgeiſtes und ihrer Mutter daheim läßt. Aber belehre Dich an meinem eigenen Beiſpiel, meine Tochter, und laß es nie darauf ankommen Blut und Schande in den Becher Deines Lebens zu rühren! Sage, wäre es Dir nicht gleichviel, wenn wir ſtatt nach der Promenade etwas weiter hinaus führen? Wenn Lerovits von Wien zurückkehrt, fände er uns auf dem Lande eingewohnt, ſeiner Ankunft harrend, und im erſten Sonnenglanze des Frühlings, dort in der lachenden Natur, wohin Du nur um ſeinetwillen gegangen, müßteſt Du ihm ſchöner erſcheinen, als je und reizender als alle Damen Wiens, die vielleicht jetzt ſeine Aufmerkſamkeit feſſeln.

Die beiden Frauen thaten was dieſer Vorſchlag andeutete und gingen auf das Land; Frau von Horvath rettete ihre Tochter aus einer nahen Gefahr, und ein adeliger Windbeutel büßte ein parfümirtes Liebesbriefchen und die erſehnte Frucht ſeiner Bewerbung ein.

Ein Herbſt in der Fremde.

Es gibt doch Begebenheiten und Lebensfahrten in der Welt, die gerade ſo ausſehen, als ob das Schickſal ſie eigens für die Komödie vorbereiten und als ob es darin einen fertigen Cannevas für ein Theaterſtück liefern wollen, den nun irgend ein Berufener oder Talentloſer aufnehmen und hinter der Lampenreihe zur gefälligen Lüge umſtempeln ſoll. Blickt uns eine ſolche Handlung dann aus der Couliſſen-Perſpektive entgegen, angethan mit den Zierrathen und Verunſtaltungen von Schminke, Flitterwerk, hohlen Phraſen und aufgedunſenem Deklamationsbombaſt, ſo denkt kein Menſch an die Möglichkeit, daß irgend Aehnliches in der Wirklichkeit vorgekommen ſein könne und daß da oben ein wahres warmes Stück Leben abgeſpielt werde. Im Leben ſelbſt tritt derſelbe Fall umgekehrt ein, — wenigſtens in unſerem deutſchen Leben. Wir ſelbſt, die wir etwas Intereſſantes, Merkwürdiges, Ungewöhnliches mit erlebt oder wenigſtens in der Nähe mit angeſehen haben, wir ſcheuen uns — wenn wir nicht in die Klaſſe gewiſſer Kunſthandwerker gehören — ſozuſagen vor dem Gedanken: das gäbe eine prächtige Komödie! Noch weiß ich nicht recht, ob dieſe Scheu blos aus der Ehrfurcht für Privatverhältniſſe, oder aus der innern Mißachtung gegen deutſche dramatiſche Kunſt herrührt. Den erſten Grund widerlegt die häufig vorkommende Luſt, Tagebücher zu führen und die neuerlich ſichtbar werdende Hinneigung zum Memoirenſache; jedenfalls muß daher der zweite Grund ſtark wiegend in die Schale fallen. Erſt wenn eine längere Zeit vorübergegangen und die Begebenheiten gleichſam in jenen Hintergrund geſchoben hat, für welchen keine haarſcharfe Anſchauung, kein allzu lebendes Intereſſe mehr in uns vorhanden, erſt dann entſchließen wir uns, dies oder jenes Erlebte theaterpaſſend und komödientauglich zu finden.

So iſt es mit nachfolgender Geſchichte, die inſoweit meinem eigenen Leben angehört, als mir das Vorhergehende derſelben von einem liebwerthen Freunde vertrauungsvoll mitgetheilt und ich ſelbſt ein Zeuge ihres weiteren Verlaufes wurde.

Ich erzähle nur rhapſodiſch.

Es mögen etwa ſieben Jahre ſein, als ich nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte in dem geräuſchvollen luxuriöſen Mailand mich nach Stille und ländlicher Zurückgezogenheit ſehnend, die Straße nach Calende einſchlug, die maleriſch reizenden Ufer des

Lago maggiore durchſtrich und das ſchöne Hügelland mit Ortſchaften, Landhäuſern, Weinbergen, Gärten und Kaſtanienwäldern, als ein poetiſch beſchaulicher Reiſender durchwanderte. Auch ein Beſuch auf den entzückenden borromäiſchen Inſeln wurde gemacht; Iſola bella und Iſola madre nahmen mich auf als fröhlichen Bewunderer einer paradieſiſchen Natur; Pomeranzen und Citronenbäume, zu dichten Hecken verbunden oder zu Lauben ſich wölbend, umdufteten mich mit ihren Wohlgerüchen; Haine hochſtämmigen Lorbeers, Myrten, Cypreſſen und fruchttragende Granatbäume umgaben mich mit ihrem niegekannten Zauber, und das Gemüth bereichert mit ſo lieblichen und herrlichen Eindrücken, ſetzte ich meine Wanderung theils zu Fuße, theils zu Waſſer bis an das nordöſtlich hinbiegende Ende des See's fort, wo dieſer den Ticino aufnimmt.

Ich befand mich in der italieniſchen Schweiz, im Canton Teſſin, und fühlte nun mehr als je das Bedürfniß auszuruhen, Mappe und Tagebücher zu ergänzen und zu ordnen und in ſtiller Einſamkeit die jüngſt verlebten Monate an meinem inneren Geſichte vorübergehen zu laſſen. So kam ich in Bellinzona an, das am Eingange in das Rivierathal und am Ticino zwiſchen zwei Felſen erbaut, mich gar eigenthümlich anzog. Die Stadt ſelbſt als Stapelplatz aller über den St. Gotthard, Bernhardin und Lukmanier nach Italien gehenden Waaren, hatte in dieſer Eigenſchaft eben nicht viel Anziehendes für mich, um ſo mehr aber durch ihre reizende Lage und durch den mir beſonders erfreulichen Umſtand, daß mir auf einer der Anhöhen nach dem Rivierathal eine höchſt freundliche und durch ihre maleriſche Ausſicht ausgezeichnete Wohnung angeboten wurde. Mein Entſchluß war bald gefaßt; ich blieb. Daß übrigens trotz der ſtarken und geräuſchvollen Paſſage des Städtchens auch andere Fremde daſelbſt ihren Herbſtaufenthalt nahmen, um den Reiz der Landſchaft zu genießen, bewies mir, daß es eben keine Sonderlingslaune von mir war, in Bellinzona zu verweilen.

Unter den Anweſenden entdeckte ich zu meinem großen Vergnügen den Baron B., welchen ich vor mehren Jahren in K., ſeinem Wohnorte, kennen gelernt hatte. Obwohl wir uns damals ziemlich fern geblieben und nur durch den oberflächlichen Verkehr der Geſellſchaft mit einander in Berührung gekommen waren, wurden wir uns hier in der Fremde, an die uns beide ein gleicher ſympathetiſcher Zug feſſelte, zum Bedürfniß und ein inniges Verhältniß hatte ſich bald zwiſchen uns geſtaltet.

Baron B. war ein Deutſcher, von edlem, mildem Charakter, deſſen ganzes Weſen einen Anſtrich von Schwermuth trug. Vor einem halben Jahre Wittwer geworden, nach einer ziemlich unglücklichen Ehe, hielt er ſich mit ſeinem einzigen Sohne Edmund, einem blühend kräftigen Manne von vier und zwanzig Jahren, ſeit einiger Zeit in der Schweiz auf, theils um ſich von einem bewegten Geſchäftsleben, dem er nun gänzlich entſagt hatte, zu erholen, theils um ſeinem Sohne, der jetzt die Welt ſehen ſollte, ein berathender wohlwollender Gefährte zu ſein.

Er war nicht glücklich, dieſer ſonſt ſo rüſtig, ja imponirend ausſehende Fünfziger, der ſich jetzt erſt der Welt, ſeines Vermögens und vor allem ſeiner Freiheit hätte erfreuen können. Seine Frau hatte er allzu nachgiebig gegen die ehrſüchtigen Pläne ſeines Vaters, denn ſie war die Tochter des Miniſters, und verführt durch ihre Koketterie, nicht aber aus Liebe geheirathet. So fand er nur zu bald Urſache, gepeinigt von den Launen ſeiner Gattin, und von ihrer offenbaren Vernachläſſigung auf das Tiefſte gekränkt, zu beklagen, daß er ihr eine Geliebte geopfert hatte, von der er auf das Innigſte wieder geliebt worden war. Dieſe war die Tochter einer adeligen Wittwe, die unweit der Reſidenz auf einem Gute wohnte. Sie war ein Engel an Güte und Sanftmuth, und eben ihre Anſpruchloſigkeit machte es ihm nur um ſo viel leichter, ſich von dieſem ſeinem wahren Lebensglück abzuwenden und es bei einem Weſen zu ſuchen, welches mit dem ſeinigen nicht harmonirte, und das nur durch die Realiſirung gewiſſer äußerer Wünſche nach Glanz und Carriere empfohlen wurde.

Doppelt ſchmerzlich war ihm die Erinnerung an ſeine Gattin, da er wegen ihr ſein Gewiſſen mit einem unauslöſchlichen Frevel beladen hatte. Denn kaum, als der Baron in ein Verhältniß zu ihr getreten, forderte ſeine Verlobte als Ritterdienſt von ihm, ſie wegen einer erlittenen Beleidigung an einem damals ſich in der Reſidenz aufhaltenden italieniſchen Maler zu rächen, — der ſich aber nur darin an ihr verſündigt hatte, daß er einem gewiſſen ſichtbaren Entgegenkommen von ihrer Seite eine unverzeihliche Kälte entgegengeſetzt. Baron B., berückt von dem Einfluſſe ſeiner neuen, mehr erträumten als wirklichen Liebe, hatte den Italiener gefordert und tödtlich verwundet auf dem Wahlplatze zurückgelaſſen. Er mußte deßhalb in's Ausland fliehen.

Als er wieder zurückkehrte, konnte er über das Schickſal ſeines Gegners durchaus nichts erfahren. Auch ſeine ehemalige Geliebte war während ſeiner Abweſenheit mit ihrer Mutter aus der Heimath fortgezogen, Niemand wußte wohin. Er hatte darauf die Tochter des Miniſters geheirathet, und wurde durch dieſe ſelbſtgewählte Feſſel ein Unglücklicher.

Die Erinnerung an jene Begebenheiten und an die nachfolgende Zeit war für ihn immer eine reiche Quelle von Schmerz und Reue. Die Wunde fing allmählig an zu vernarben; die Reiſen und der ſorglos heitere Aufenthalt in der lachenden Fremde, die unbekümmerte Hingebung Edmund's an all die paradieſiſchen Eindrücke des Niegeſehenen, die Entfernung von allen den Anhaltspunkten unliebſamer Erinnerung, — alles das träufelte unſichtbar und allmählig einen lindernden Balſam in das betrübte Gemüth meines Freundes. So war eine geraume Zeit, ja ſogar ſchon ein Monat in Bellinzona hingegangen, da erfuhr der Baron eines Tages von ſeinem alten treuen Diener Herbert, der in alle früheren Verhältniſſe ſeines Herrn eingeweiht war, daß Edmund gar häufig in ein Häuschen im nahen Rivierathal gehe, wo man ihn ſehr oft an der Seite eines Mädchens im vertraulichſten Geſpräche wandeln ſehe.

Nicht Mißtrauen, aber eine Art väterlicher Neugierde war es, welche dem verläßlichen Diener den Auftrag gab, nachzuforſchen, was die Sache zu bedeuten habe. Dieſer hinterbrachte dem Baron gar bald, daß es ein wunderliebliches Weſen ſei, das den jungen Herren gefeſſelt halte; daß dieſes Mädchen ihn ſelbſt, den alten Herbert, wunderbar ergriffen habe; daß es das wahre Abbild ſei Derjenigen, die der Herr Baron einſt um ſeine verſtorbene Gemahlin verlaſſen, beſſer aber niemals verlaſſen hätte. Durch dieſe Erinnerung lebten in dem Vater mit einem Male wieder alle Bilder der Vergangenheit in den ſchärfſten Farben auf. Er ſuchte das Portrait ſeiner geopferten Natalie (ſo war des Mädchens Name) hervor, und dachte wehmüthig an ein verlornes Glück.

Von der Geliebten Edmund's hatte Herbert nicht zu viel geſagt. Sie war wirklich der Inbegriff von Liebreiz und Anmuth. Sie lebte mit ihrem Vater, den man als einen piemonteſiſchen Nobile kannte, im Einbuge des Rivierathales in einem hübſchen Häuschen, wohin ſich dieſer, ſeines Vaterlandes müde, zurückgezogen hatte, während ein bedeutendes Mailänder Haus von Zeit zu Zeit anſehnliche Baarſchaften für ihn nach Bellinzona beförderte. Der Piemonteſe galt im Städtchen als ein rauher, menſchenfeindlicher Mann von unbeugſamem Stolze, aber eben ſo unverkenntlichem Seelenadel. Unzufrieden mit ſich und der Welt, die ihm viel Böſes angethan haben mußte, lebte er jetzt einſam unter fremdem Namen — er ließ ſich kurzweg Luigi nennen — und wie es ſchien nur ſeinen Erinnerungen, ſeinem Schmerz über vereitelte Pläne, und ſeiner Tochter, die ihm die einzige Freude, und das einzige Band war, das ihn noch an's Leben kettete. Gegen jeden Deutſchen hegte er einen tiefen Haß, und war ſchon aus dieſem Grunde einem Verhältniſſe ſeiner Tochter mit Edmund entſchieden abgeneigt.

Der junge Baron hatte ſich darum auch unter fremdem Namen bei ihm eingeführt. Jetzt, wo ſeine zärtliche Leidenſchaft den höchſten Grad erreicht hatte, beſchloß der junge Mann auch das Letzte zu wagen, nämlich ſich ſeinem Vater zu entdecken, und ihn, an deſſen Einwilligung er gar nicht zweifelte, als Vermittler zwiſchen ſeiner Liebe und dem Haſſe Luigi's anzurufen. So geſchah es, daß Edmund, die Seele voll von Liebesträumen und mit ſeinem Plane beſchäftigt, eben zu ſeinem Vater eintrat, als dieſer das Bild ſeiner erſten Geliebten mit Rührung betrachtete. Der Baron ward ſichtbar verlegen, da der Sohn von ſeines Vaters Jugendleben nichts wußte und die Zeit für eine ſolche Mittheilung noch nicht gekommen ſchien, und legte das Bild bei Seite. In dieſer Stimmung aber war er eben nicht ſehr geneigt, dem Sohne, deſſen Einleitung auf den Gegenſtand des Geſpräches und der abenteuerlichen Wünſche ſchließen ließ, günſtiges Gehör zu geben. Der Baron zeigte ſich daher ziemlich kalt, unterbrach den Bittenden, trug ihm auf, ſich reiſefertig zu machen, indem bei vorrückendem Herbſte hier nicht länger zu bleiben ſei, und entfernte ſich nach dieſer ſcheinbar ganz ruhigen Rede.

Edmund vermochte ſich des Vaters Benehmen nicht zu enträthſeln, verſank in grübelndes Nachſinnen und fand zufällig zum Tiſche vorſchreitend das Bild, erkannte in demſelben ſogleich ſeiner Geliebten Züge, ward in dieſer Meinung nur noch mehr beſtärkt, als er an der Rückſeite den Namen Natalie erblickte, und hielt ſich nun feſt überzeugt, daß ſein Vater ſein Nebenbuhler, er ſelbſt aber von Natalien hintergangen ſei. Gekränkte Liebe, Eiferſucht und Schmerz überwältigten den jungen ſchwärmeriſch Liebenden und ſo ſtürmte er fort zu Natalien, um — er wußte ſelbſt nicht was zu thun — ſie zur Rede zu ſtellen, mit ſeinen Worten zu vernichten, und dann zu fliehen, und Geliebte, Vater und Vaterland nie mehr zu ſehen.

Bald war das Häuschen im Rivierathal erreicht und wie er hier Natalien gegenüberſtand, das verhängnißvolle Bild in der Hand und kränkende Vorwürfe auf den Lippen, da ſteigerte ſich ſein Zorn bis zur Raſerei, weil er aus der Armen, Gequälten und Gefolterten nichts herauszubringen vermochte als Thränen, und nun überdies plötzlich ſein Vater daſelbſt erſchien, welcher von dem Verhältniſſe ſeines Sohnes näher unterrichtet zu ſein, und die Ausſage Herbert's mit ſeiner eigenen Ueberzeugung zu vergleichen beſchloß.

Sprachlos und verwirrt ſtand der Baron im Anſchauen Nataliens verſunken. Noch immer ſchweigſam und mit Würde gebot er mehr mit Zeichen als mit Worten dem Sohne, deſſen Leidenſchaft auf's Höchſte zu ſteigen begann. Rührend war der Schmerz und die Verwirrung Nataliens, die nichts von Allem faſſen konnte, die den eben eingetretenen Mann, um deſſen Willen ſie von Edmund ſo ſehr gequält wurde, niemals geſehen, dieſen Mann, der doch ihr Bild beſitzt, und ſie vermochte ſich das Betragen ihres Geliebten nicht zu enträthſeln, noch ſeine Drohung, ſie zu vernichten, bis endlich Luigi erſchien.

Aber welch ein neues Ereigniß: Edmund's Vater und der Piemonteſer erkennen ſich; Luigi iſt nämlich jener italieniſche Maler, den er im Zweikampf getödtet zu haben glaubte. Der Baron meint einen dem Grabe Entſtiegenen vor ſich zu ſehen. Die Kinder ſtaunten und faßten nichts. Aber Luigi's Zorn erwachte ſchnell, denn er ſah nicht nur ſeinen Gegner vor ſich, ſondern auch den Verräther an Natalien. Der Baron hinwieder ſteht reumüthig vor ihm und bekennt ſich zu jeder Genugthuung bereit; nur brennt er vor Begierde von Natalien zu hören, und ſo erfährt er denn von dem finſter Grollenden Folgendes:

Luigi, deſſen eigentlicher Stand und Name Conte Voglia, hatte damals, durch politiſche Verſuche compromittirt, ſein Vaterland auf einige Zeit meiden müſſen, und als Maler in Deutſchland Zuflucht geſucht. In jenem Zweikampfe ſchwer verwundet und von ſeinem Freunde in die nahe ländliche Wohnung von Nataliens Mutter gebracht, wurde er hier von den edlen Frauen mit mildthätiger Aufopferung gepflegt und endlich dem Leben wiedergegeben. Hier lernte er Natalien in ihrer Engelsgüte kennen und lieben; er trug ihr ſeine Hand an, und ſie, nicht ſowohl aus Liebe, denn ſie liebte ja bereits einen Andern aus ganzer Seele, ſondern mehr um gut zu machen, was dieſer Andere an ihm verbrochen, und gerührt von Luigi's gänzlicher Hingebung, willigte endlich ein und folgte ihm als Gattin in die Heimath, wo ſich indeſſen ſeine Verhältniſſe ſicherer geſtellt hatten. Es gelang ihr, ihren Gatten längere Zeit von allen politiſchen Einmiſchungen fern zu halten. Sie gab ihm eine Tochter, die ſie aber kaum bis über die Kinderjahre hinaus zu erziehen vermochte; denn die Kräfte fingen ihr an zu ſchwinden. Sie beglückte ihren Gatten, der ſie wie eine Heilige verehrte; aber ihr Leben war im Innerſten zerſtört. Endlich erlag ſie dem tiefen Weh, das ſie langſam aber ſicher dem frühen Grab zuführte, in welches ihre Mutter ihr kurz vorher vorangegangen war. Nach ihrem Tod war es Luigi nicht möglich ein ruhiges Leben zu führen. Er ließ ſich wieder geheim in politiſche Combinationen ein, deren vorzeitige Enthüllung ihn zwang, ſeinem Vaterlande für ewig den Rücken zu wenden.

Mit ſichtbarem Unwillen hatte der Piemonteſe dieſe Auskunft gegeben, und nur darum ſo genau und bezüglich, weil er dieſen Theil ſeines Lebens und Nataliens Schickſal wie Einen großen blutigen Vorwurf betrachtete, den er dem verhaßten Baron B. jetzt vernichtend in's Geſicht ſchleudern konnte. Nach einer langen Reihe von Jahren ſah er ſeinem Feind ſich gegenüber, dieſer hatte ſich bereit erklärt ihm jede Genugthuung geben zu wollen, und das Blut des Südländers wallte glühend empor und die Sehnſucht nach Rache wollte dieſen Augenblick der Gewährung nicht unbenützt vorbeigehen laſſen. Schon waren die Waffen aus der Nebenſtube geholt worden, da ſtürzte ſich Natalie zwiſchen Beide, erinnerte ihren Vater an die letzten Momente ihrer engelgleichen Mutter und rief ihm ſein Wort und ſeinen Schwur, gethän in die Hände der Sterbenden, daß er auf jede Rache Verzicht leiſten wolle, in's Gedächtniß zurück.

Beſiegt durch das bittende Ebenbild der Verklärten und durch das Flehen des liebenden Jünglings, bot er endlich dem Vater Edmund's die Hand zur Verſöhnung und nahm ihn verzeihend in ſeine Arme auf.

In dieſem heiligen Augenblicke der Vereinigung zweier edlen Herzen erkannten auch die liebenden Kinder die glücklichſte Gelegenheit zur Erfüllung ihrer Wünſche; ſie ſanken den Vätern zu Füßen, und wurden von dieſen geſegnet im Geiſte der verklärten Mutter Nataliens, die mit unſichtbarer Geiſternähe verſöhnend und erhebend einzuwirken ſchien. —

Bald darauf verließ ich mit den heiteren Vieren das für ſie an Beglückungen, für mich an Naturſchönheiten und Ereigniſſen ſo reiche Thal von Bellinzona. Baron B. entſagte ſeinem bisherigen Wohnort K., überſiedelte, ungetrennt von Conte Voglia, in ein anmuthiges deutſches Städtchen, wo ich erſt kürzlich auf einem Durchfluge das fröhlich ſelige Beiſammenſein vier edler und verdient glücklicher Menſchen mit anſah und mitfeiern half.

Und nun ſage mir noch Einer, daß das Leben nicht oft die ſchönſten und befriedigendſten Komödienſtoffe fertig vor uns hinlegt!

Der Galeerenſträfling.

Die Pariſer Sucht nach „Geheimniſſen“ und intereſſanten Gaunern hat eine Geſchichte hervorgeholt, die vor etwa fünfundzwanzig Jahren die allgemeine Aufmerkſamkeit beſchäftigte, ſeither aber faſt ganz vergeſſen worden und die nun neuerdings vor das leſende Publikum rückt.

Am 18. October 1800 wurde vor dem Criminaltribunal des Seine-Departements ein Mann von ungewöhnlichen geiſtigen Anlagen und ausnehmender Kühnheit, wegen vielfacher nächtlicher Diebſtähle vermittelſt Einbruch und falſcher Schlüſſel, zu vierzehn Strafjahren auf den Galeeren verurtheilt. Dieſer Mann hieß Peter Coignard; fünf Jahre ſpäter entwiſchte derſelbe trotz aller aufgebotenen Wachſamkeit aus dem Bagno von Toulon, wo er gefangen ſaß. In der Nacht ſeiner Entweichung ſchiffte er ſich auf einem kleinen ſpaniſchen Fahrzeug ein, das nach Catalonien ſegelte, wo er kurze Zeit darauf an's Land trat. Sein Stern führte ihn nach einer kleinen Stadt unfern der Küſte und ließ ihn dort die Bekanntſchaft des Mädchens Maria Roſa machen, welche in Dienſten des Grafen Pontis von Sainte-Helene geſtanden, eines franzöſiſchen Emigranten, welcher kurz vorher geſtorben war. Der Graf ſtammte aus einem alten edlen Geſchlechte unweit von Soiſſons, hatte Frankreich frühzeitig verlaſſen, um in der königlich ſpaniſchen Armee Dienſte zu nehmen, und war nach Südamerika geſchickt worden, wo er ſich bei Buenos-Ayres rühmlich hervorgethan. Er bekleidete dort einen hohen militäriſchen Rang und man hielt ihn wegen ſeines Muthes und ſeiner Tapferkeit in großen Ehren; aber Clima und Wunden zwangen ihn noch jung Amerika zu verlaſſen, und ſo kam er nach Spanien zurück, um die Verſetzung in ein ruhigeres Corps anzuſuchen. Der Tod kam aber raſcher als die Gewährung und ſo ſtarb er fern von ſeiner Heimath und ſeinen wenigen Verwandten, die ihn kaum gekannt, und hinterließ nichts als das Einzige, was er noch hatte, ſeinen Degen. Während ſeiner Krankheit und bis zu ſeinem Tode hatte ihn Maria Roſa ſorgfältig verpflegt und aus Dankbarkeit vermachte er ihr das Unbedeutende, das ihm noch geblieben war.

Maria hatte das Wenige, das ihr zugefallen, nach und nach verkauft, um ihre Exiſtenz dadurch einige Zeit zu friſten, aber die ſchwache Hülfsquelle war bald erſchöpft, und ſie hatte von den Sachen nun nichts mehr übrig, als eine kleine Schatulle mit alten Pergamenten und Schriften angefüllt, welche der Graf als das Koſtbarſte, das er hinterlaſſe, ihrer beſonderen Sorgfalt empfohlen hatte. In dieſer Lage befand ſich das Mädchen, als Coignard ſie kennen lernte und ſich durch Gewandtheit und Zuthun ihres, bis dahin ganz redlichen Gemüthes bald bemächtigte. Beide ohne Hülfsmittel geſtanden ſich endlich ihre troſtloſe Lage und durchforſchten das Inventarium, fanden aber nichts mehr; die Nothwendigkeit war jedoch drückend und ſo entſchloſſen ſie ſich, die kleine koſtbare Schatulle an einen Juden, der oft darnach Gelüſten gezeigt, zu verkaufen; doch wollte Coignard vor Ablieferung den Inhalt durchmuſtern. Er gewahrte bald, daß die alten Pergamente die Originalurkunden über des Grafen Abſtammung und Adel, die übrigen Schriften ſeine Dienſtpatente, Ehrenverleihungen und Briefſchaften waren — und augenblicklich bemächtigte ſich ſeines Geiſtes der Gedanke: welchen Vortheil er ſelbſt aus dieſer Entdeckung in einem Lande wie Spanien ziehen könne, wo Adel und Titel von jeher das einträglichſte Gaukelſpiel waren.

Des andern Morgens ſchon verließ er mit Maria Roſa das Städtchen, bald darauf Catalonien und ſie wandten ſich nun nach Eſtremadura, um hier als Graf und Gräfin Pontis von Sainte-Helene zu erſcheinen, ein Name, den ſie nicht mehr ablegten.

Ihr erſtes Auftreten war glücklich; Coignard ließ ſich unter ſeinem neuen Namen bei Mina vorſtellen und wurde von dieſem zum Offizier in einem Regimente unter deſſen Befehl ernannt. Als ſolcher zeichnete er ſich bei mehreren Gelegenheiten aus und empfing zur Belohnung ſeines Muthes den Alcantara- und Wladimir-Orden. Es war dies der Anfang einer Carriere, die ihn von Tag zu Tag bis zu einer ſchwindelnden Höhe erheben ſollte.

Man kennt die Ereigniſſe, welche den Krieg zwiſchen Frankreich und Spanien und die franzöſiſche Invaſion herbeiführten. Coignard, der ein Paar Monate vorher die ſpaniſche Armee verlaſſen, präſentirte ſich nunmehr dem Marſchall Soult, wies die Dienſtzeugniſſe des Grafen von Sainte-Helene ſo aus Amerika wie aus Spanien vor, und bat um Aufnahme in franzöſiſche Dienſte. Der Marſchall, eingenommen durch das Aeußere und den Vortrag des Mannes, getäuſcht von den Papieren und erachtend, daß ein Offizier van ſo beſonderer Kenntniß des feindlichen Terrains und Heeres ſehr erſprießliche Dienſte leiſten könne, behandelte ihn mit großer Auszeichnung und übertrug ihm in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken den Poſten eines Bataillons-Chefs. Coignard zeigte ſich dieſes Zutrauens würdig, erwarb ſich die Achtung ſeiner Vorgeſetzten und erfreute ſich auf anſtändige Weiſe der Auszeichnung, welche dem Grafen und der Gräfin von Sainte-Helene überall zu Theil wurde.

So kam das Jahr 1814 und mit ihm die erſte Reſtauration. Coignard benutzte den Augenblick, um mit Maria nach Frankreich zurückzukehren, in der ſicheren Hoffnung, daß unter allen den ſtattfindenden Umwälzungen ein Mann ſeines Schlages auf neues Glück und neue Erfolge hoffen könne. Er täuſchte ſich nicht. Kaum in Paris angekommen, war es ſeine erſte Sorge, ſich bei Ludwig XVIII. eine Privataudienz zu verſchaffen. Als ihm dieſe gewährt wurde, ſprach er dem König mit Wärme von ſeiner Familie, ſeinen Ahnen, ſchilderte mit ergreifenden Farben das Unglück und die Verluſte, die ihn getroffen, bot ſeinen Arm und ſein Blut dem Hauſe der Bourbonen an und erbat ſich vorläufig eine Unterſtützung an Geld, deren er ſehr bedürfe. Der König nahm ihn ſehr wohlwollend auf, freute ſich, den letzten Sprößling des edlen Geſchlechtes der Pontis von Sainte-Helene zu ſehen, gewährte ſeine Bitte und verſicherte ihn für immer ſeiner Gnade. Ludwig XVIII., als geiſtreicher Fürſt, ſcheute ſich in der Folge nicht, von dieſer auf ihn ſelbſt berechneten Myſtification zu erzählen; er geſtand vielmehr, daß das Feuer und die überzeugenden Worte Coignard's einen großen Eindruck auf ihn gemacht, und fügte hinzu, daß übrigens Jedermann bei Hofe ſeine Neigung für dieſen Menſchen getheilt habe.

Die Ereigniſſe gingen vorwärts und mit ihnen das Glück Coignard's. Napoleon hatte Elba verlaſſen und näherte ſich wieder ſiegesfroh Paris. Der König war außer Stand, ſich mit einem ſo furchtbaren Gegner zu meſſen und wählte noch einmal das Exil. Er flüchtete nach Gent, wohin ihn nur wenige Treue, und unter dieſen Coignard, begleiteten. Das Unglück macht uns gegen Diejenigen vertrauensvoll, die uns umgeben und ſich unſerer Sache weihen; ſo ſetzte ſich der falſche Graf von Sainte-Helene in der Gunſt des Königs und der Hofherren immer feſter. Immer ſah man ihn an der Seite des Fürſten und er ſchien ſich zu vervielfältigen, um ſich jetzt für früher empfangene Gnaden dankbar zu bezeigen. Sein Credit ſtieg daher mit jedem Tage, und da er unter allen Gefährten des Königs der unglücklichſte war, derjenige, dem das Glück am Härteſten mitgeſpielt, indem es ihn aller ſeiner Güter und Einkünfte beraubt hatte, ſo wurden theils ihm, theils der Gräfin, die in Paris zurückgeblieben war, jeden Augenblick Gratificationen und Unterſtützungen verabreicht, mit dem Verſprechen, daß noch weit mehr geſchehen ſoll, wenn man erſt wieder in Paris iſt.

Die hundert Tage vergingen, der Kaiſer wanderte auf ein Felſeneiland, um dort zu ſterben. Die Bourbonen kehrten wieder in Begleitung ihrer treuen Anhänger, unter welchen ſich immer der berüchtigte Graf von Sainte-Helene befand. Der neue König, kaum in den Tuilerien angekommen, ward von einer Menge von Höflingen und Gnadenſuchern umlagert: und wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, die Verdienſtvollſten und die wahre Proben der Aufopferung gegeben hatten, waren die letzten, die ſich meldeten. Aber Coignard ließ nicht lange auf ſich warten! er war einer der Erſten, der an Erfüllung der gegebenen Verſprechungen erinnerte und ergoß ſich bei dieſer Gelegenheit wieder in Verſicherungen ſeiner Ergebenheit. Das Glück begünſtigte ihn wie bisher. Auf ausdrücklichen Wunſch des Königs ernannte ihn der Kriegsminiſter zum Lieutenant-Colonel der 72. Legion, der Legion der Seine, die in Paris garniſonirte. Jetzt etablirte er ſich ſeiner neuen Stellung entſprechend, richtete ſich ein prachtvolles Haus ein, kaufte Equipagen und ließ ſich in den feinſten Geſellſchaften einführen, wo er mit Maria Roſa erſchien, die ſich ganz als Gräfin zu benehmen verſtand. Sein Glück wuchs mit ſeiner Kühnheit; er wurde Mitglied der Ehrenlegion, bald Offizier, endlich Ritter des heiligen Ludwig, und gut unterrichtete Perſonen verſichern, daß er eben auf dem Punkte war, zum Flügeladjutanten des Herzogs von Angouleme ernannt zu werden.

Es iſt hieraus zu erſehen, wie hoch ſich dieſer Menſch in ſeinem Glücke erhoben hätte, wäre nicht ein zufälliger Umſtand ſeinen weiteren Erfolgen hindernd entgegengetreten und zum Entdecker ſeiner Schandthaten geworden; denn ſeit er in Paris war, hatte er, um dem Luxus und der Verſchwendung genügen zu können, in ſeinem Hauſe eine heimliche Stätte der Diebereien und Verbrechen errichtet, die mitten in glänzenden Salons und in der feinen Welt ausgeübt wurden. Als er an einem ſchönen Morgen des Monats Mai 1818 auf dem Vendomeplatze einer Truppenrevue beiwohnte, wurde er, wiewohl inmitten eines glänzenden Offizierscorps, von einem freigewordenen Galeerenſträfling, Namens Darius, erkannt, der mit ihm auf einer Ruderbank geſeſſen und nun nach zwanzigjähriger Strafzeit aus Toulon entlaſſen worden war.

Im erſten Moment meinte Darius ſeinen Augen nicht trauen zu dürfen; er beobachtete ihn daher während der ganzen Zeit der Parade und erkannte ihn nun entſchieden an einem gewiſſen Nervenzucken, das Coignard ſchon damals an ſich gehabt und ſeitdem nicht verloren hatte; von jetzt an verlor er ihn keinen Augenblick aus dem Geſichte, folgte ihm an ſein Haus, trat dort bald nach ihm ein und ließ ſich anmelden.

Ein Diener führte ihn in ein prachtvolles Gemach, und als ſie ſich nun ohne Zeugen gegenüber ſtanden, ſprach der Fremde: „Entſinnſt Du Dich meiner noch? ich bin Darius, Dein Kettenkamerad von der Galeere. Ich will Dir nichts Böſes und wäre unfähig Dich zu verrathen; aber Du biſt reich und ich unglücklich; hilf mir aus der Noth, und Du kannſt auf meine Verſchwiegenheit und Dankbarkeit zählen.“

Auf dieſe gutmüthige und natürliche Anrede gab es eigentlich keine andere Antwort, als wohlwollende Aufnahme und Unterſtützung des alten Unglücksgefährten. Aber jene wunderbare Verblendung, welche große Verbrecher immer an Gericht und Strafe verfallen läßt, bemächtigte ſich jetzt Coignard's. Frech läugnete er die Wahrheit, behandelte den Elenden, der ſein Mitleid anflehte, mit empörender Härte und ließ ihn, um nichts mehr anhören zu müſſen, aus dem Hauſe werfen. Von dieſem Augenblick an war er verloren.

Darius, im Innern wüthend, begab ſich ſofort auf das Miniſterium, bat bei dem Herzog von Decazes, damaligen Miniſter des Innern, um Gehör, indem es ſich um Dinge von hoher Wichtigkeit handle, und wurde angenommen. Im Cabinet des Herzogs erklärte er den ganzen wahren Hergang, erzählte Coignard's frühere Geſchichte und erbot ſich, die nöthigen Beweiſe zur Bekräftigung ſeiner Angaben beizubringen.

Herr von Decazes war durch dieſe Enthüllung im hohen Grade beſtürzt, denn er ſah ein, welch ein Scandal ſie herbeiführen müſſe; zugleich fiel es ihm bei, daß er ſich die unangenehme Geſchichte vom Halſe ſchaffen könne, indem er ſie dem Militärgerichte überwieſe, dem ſie eigentlich angehörte, — und ſo hieß er Darius in ſeinem Namen den General Despinoy, den Commandanten der Militär-Diviſion, aufſuchen und dieſem das Mitgetheilte wiederholen. Zufrieden mit den erſten Erfolgen ſeines Rachebegehrens, verfügte ſich Darius ſogleich zu dem General und wiederholte mit großer Pünktlichkeit, was er dem Miniſter erzählt und was dieſer ihm hierauf geſagt hatte. Bei Anhören dieſer Enthüllungen überflog Schamröthe das Antlitz des alten würdigen und ehrenhaften Kriegers der Republik und der Kaiſerzeit und er rief mit Lebhaftigkeit: „Wie könnt Ihr dieſe fürchterliche Ausſage bekräftigen?" — „Mein General," antwortete Darius, „laſſen Sie mich hier in Gewahrſam bringen, befehlen Sie, daß Coignard ſofort erſcheine und dann confrontiren Sie ihn mit mir; früher aber ſein Sie ſo gnädig, mir etwas Speiſe und Trank reichen zu laſſen, denn ich bin ſeit vierundzwanzig Stunden nüchtern."

Der General that ſo; er ließ ihn vorläufig auf die Wache bringen und ihm zu eſſen geben, und ſchickte ſogleich einen Ordonanzoffizier an den Commandanten der 72. Legion, mit dem Befehle, dieſer möge ſich augenblicklich in das Generalquartier der erſten Diviſion verfügen. Coignard beeilte ſich in großer Uniform und mit allen ſeinen Decorationen zu erſcheinen. Bei ſeinem Eintreten ſagte ihm der General in einem ironiſch-verächtlichen Tone: „Herr Graf Pontis von Sainte-Helene, länger werden Sie das Gouvernement und mich nicht täuſchen. Ich weiß, daß ſie der Galeerenflüchtling Coignard ſind." Dieſe heftige Anrede machte den Elenden keineswegs beſtürzt: „Mein Herr General," erwiederte er, „ich bin Ihnen für den Titel, den Sie mir geben, ſehr verbunden; doch will ich nach Hauſe gehen und Papiere holen, die Ihnen beweiſen mögen, wer ich bin." — „Nicht ſo," entgegnete der General, „Sie ſollen nicht allein gehen;

ich werde Ihnen einen Offizier und zwei Gensd'armen zur Begleitung geben; früher aber ſollen Sie noch eine Probe beſtehen.“ Nach dieſen Worten ließ er Darius hereinführen, bei deſſen Anblick Coignard eine gewiſſe innere Bewegung nicht unterdrücken konnte, welche der General bemerkte. Darius wiederholte alle früheren Ausſagen und unterſtützte jede durch Details, Coignard indeſſen antwortete nur durch erbitterte Schmähworte. Der Geſchichte ein Ende zu machen, rief der General einen Offizier ſeiner Suite und befahl ihm, den Oberſten mit zwei Gensd'armen in ſeine Wohnung zu begleiten, mit dem Beiſatze, den Gefangenen bei ſchwerer Verantwortlichkeit nicht aus den Augen zu laſſen.

Sie gingen. Aus Rückſicht für den Rang, den Coignard bekleidete, hieß der Offizier die Gensd'armen in der Ferne folgen. Auf dem Wege ſprach Coignard vertraulich mit ſeinem Begleiter, beklagte ſich über die ſchmähliche Behandlung, die man ſich gegen ihn erlaube, und erklärte, wie dieſe Verläumdung bald vor ſeinen beweiſenden Papieren verſtummen ſolle. Der Offizier antwortete, er ſei hievon überzeugt. So kamen ſie an das Haus in der unteren Straße St. Denis. Die Gensd'armen blieben unten im Hofe; Coignard ſtieg mit dem Offizier die

Treppe hinan; oben befahl er einem Diener, eine Flaſche Alicante zur Erfriſchung zu bringen.

Als Maria die genannten Drei in das Haus treten ſah, überflog ſie eine böſe Ahnung. Um ihr den nöthigen Wink zu geben, erzählte ihr Coignard ganz offen, was vorgefallen, und der Offizier fügte galant hinzu: es werde dem Herrn Grafen ein Leichtes ſein, ſolche Verläumdungen zu entkräften. „Das will ich meinen!“ rief Coignard; darauf credenzte er dem Offizier den Wein, den dieſer vortrefflich fand, und erbat ſich die Erlaubniß, in das anſtoßende Gemach gehen zu dürfen, um ſeine Papiere hervorzuſuchen, was nur kurze Zeit dauern ſolle, während welcher die Gräfin, ſeine Gemahlin, dem Trinkenden Geſellſchaft leiſten würde. Der Offizier willigte natürlich ein.

Nun gab Coignard ſeinem Bruder ein Zeichen, der ſich als Diener in ſeinem Hauſe aufhielt und eine vollſtändige Livree trug, und ſie entfernten ſich Beide. Sogleich bemächtigte er ſich des Dienergewandes, der Pantalons und der Kappe, nahm einen Federbeſen in die Hand, eine Serviette unter den Arm, erklärte ſeinem Bruder mit ein Paar Worten, worum es ſich handle, ging die Hintertreppe herab, dann unerkannt mitten durch die Gensd'armen über den Hof und flüchtete nach der Straße Saint-Maur an der Drei-

Kronen-Barriere zu einem gewiſſen Excellent, der ſein Genoſſe auf der Galeere geweſen und der ihn nun mit offenen Armen empfing, als er den ganzen fatalen Hergang von ihm vernommen hatte.

Der Offizier unterhielt ſich inzwiſchen mit der Gräfin und ſprach dem Alicantewein fleißig zu: ein zweifacher Grund alſo, daß ihm die Zeit nicht lang wurde; da er in Spanien gedient hatte, lenkte ſich das Geſpräch bald auf dieſes ſchöne Land mit ſeinen poetiſchen Erinnerungen, ſeiner pittoresken Natur, ſeinen reizenden Frauen, und an dieſen Bildern erhitzte ſich ſeine Phantaſie immer mehr. Endlich nach einer Stunde bunter Geſprächsausflüge dachte er wieder nach Paris zurückzukehren, wo er ſeinen Gefangenen gelaſſen und bemerkte der Gräfin, daß ihr Mann ziemlich lange auf ſich warten laſſe; als dieſe ihm etwas verlegen ſchien, ſtand er raſch auf, pochte an die Thüre des Nebengemachs, öffnete ſie endlich und durchlief die Stube und die anſtoßenden nach allen Seiten: aber er fand Niemand als Domeſtiken, die ihm auswichen und nicht Rede ſtehen wollten. Endlich ſtieß er auf Einen, der frecher als die Uebrigen, ihm bedeutete: ſein Herr ſei über eine Stunde aus dem Hauſe fort und nun wohl weit genug. Dieſe Antwort machte ihn verſteinern, ſchnell und ohne die

Gräfin mehr zu ſehen, eilte er fort, nahm die Gensd'armen mit und verfügte ſich mit ihnen zu dem General, dem er offen und im Tone der Verzweiflung das Geſchehene erzählte. Er erhielt einen ſehr ſtrengen Verweis und wurde mit den beiden Soldaten nach der Abbaye in Arreſt geſchickt, wo ſie acht Tage verblieben.

Aber Coignard, der ſein Glück nicht dahin zu benützen wußte, um ſeine Vergangenheit vergeſſen zu machen und zu beſſerem Handeln und Leben zurückzukehren, verſtand es eben ſo wenig, ſeine Freiheit zu nützen. Zwei Tage nach ſeiner Flucht reiſte er mit Lercellent und zwei Italienern, Namens Saffieri und Caretti, nach Toulouſe ab. Dort blieben ſie vierzehn Tage und kehrten wieder nach Paris zurück. Drei Tage nach ihrer Rückkunft begaben ſie ſich in einem Fiacre an die Caſſa von Poiſſy; Coignard ſtieg allein zu dem Caſſier hinauf und verlangte ein Caſſenbillet auf Toulouſe. Indem er 2000 Franken in Gold auf den Tiſch ſchüttete, bemächtigte er ſich zugleich des Caſſaſchlüſſels; der Caſſier, von dem wilden Blicke des Begehrenden erſchreckt, fragte, von wem er geſendet ſei. Von Niemand, war ſeine Antwort, und wenn man ihm das Billet weigere, ſo wolle er gehen; dabei raffte er ſein Geld zuſammen und ſtieg eilends die

Treppe herab. Inzwiſchen hatte der Caſſier den Verluſt des Schlüſſels und einer nahegelegenen Baarſchaft bemerkt und erhob den Ruf: Diebe! Zu Hülfe! Man kam herbei und bemächtigte ſich des Fiacres. Caſſieri und Caretti waren mit Piſtolen bewaffnet und machten ſich aus den Händen der Feſthaltenden los; nur Lercellent wurde arretirt. Die Polizei verfügte ſich ſofort in ſeine Behauſung; dort traf man Coignard: allein er ſprang durch ein Fenſter, das nach der Ferdinandsgaſſe ging, und entkam. Man durchſuchte das Haus und fand Dolche, Piſtolen, kupferne Masken und falſche Bärte, kurz die ganze Equipirung einer Mörder- und Diebsbande. Von jetzt an erhielt die Haftnahme Coignard's und ſeiner Genoſſen eine erhöhte Wichtigkeit. Vidocq empfing die gemeſſenſten Befehle, dafür zu ſorgen, und Polizeiagenten bewachten die kleine Ferdinandsgaſſe. Nachts um eilf Uhr traf einer derſelben, Namens Fouché, mit dem heimſchleichenden Coignard Stirn gegen Stirn zuſammen, faßte ihn am Kragen, und arretirte ihn im Namen des Königs; dieſe Aufforderung erwiederte Coignard mit einer Piſtolenkugel, welche durch die Hand und Achſel Fouché's drang; letzterer, obgleich verwundet, antwortete auf gleiche Art, ſein Schuß aber fehlte. Die beiden Schüſſe jedoch zogen die übrigen Agenten herbei, welche ſich nun Coignard's und des nur zwanzig Schritte entfernten Saffieri bemächtigten. Drei Tage ſpäter ward auch Caretti zur Haft gebracht. Das Gericht fing ſofort die Unterſuchung an.

Natürlich büßte durch dieſe letzten bekannt gewordenen Vorfälle die Perſon Coignard's jenes Intereſſe ein, das ſie früher eingeflößt. Es handelte ſich nicht mehr um den ehemaligen Galeerenſclaven, deſſen Muth und Geiſtesgewandtheit einen Rang in der Geſellſchaft erobert hatte, ſondern nur um einen elenden Verbrecher, der den Umgang mit gleichen Geſellen niemals aufgegeben und die niederträchtigen Sitten der Kerker und Ruderbänke nie abgelegt hatte. Er erſchien zum erſten Mal vor dem Aſſiſenhof der Seine ohne Beiſein der Geſchworenen, um über die Identität ſeiner Perſon vernommen zu werden.

Der Angeklagte läugnete hartnäckig, widerſprach allen Zeugen und verſuchte verſchiedene Alibi's darzuthun. Sein Vertheidiger, Herr Dupin der jüngere, erſt ſeit kurzem dem Barreau angehörend, ſetzte in einem geiſtreichen Plaidoyer, das den Scharfſinn des Gerichtshofs ſehr in Anſpruch nahm, auseinander: daß ſein Client im Jahre 1774 zu Soiſſons geboren, in der Kirche St. Germain laut notariellen Acts getauft und um 1778 von ſeinen Eltern nach Amerika gebracht worden ſei: daß er ſpäterhin nach Frankreich zurückgekehrt, nach Spanien gegangen und von da nach Buenos-Ayres, wo er ſich ausgezeichnet; daß er es geweſen, der, dem Herzog von Dalmatien vorgeſtellt, von dieſem den Rang eines Bataillons-Chefs erhalten; kurz, daß er in Wahrheit der Graf Pontis von Sainte-Helene ſei.

Nach vielfachen Sitzungen, die dieſer Sache gewidmet waren, und nach lebhaften Erörterungen, wurde der Beklagte, unter unwiderlegbaren Gegenbeweiſen, verurtheilt. Der Gerichtshof erklärte durch einen Spruch vom 20. Juli 1818 die erwieſene Perſons-Identität des Peter Coignard, befahl die Vollziehung des Spruches vom Jahre IX. und ſtellte den Verurtheilten zur Dispoſition des Generalprokurators, damit dieſer über die neuen Verbrechen des vielfach Beſchuldigten inſtruire. Gegen dieſen Spruch legte Herr Dupin Caſſation ein, die jedoch verworfen wurde.

Sofort begann die Unterſuchung über die von Coignard während ſeines Aufenthaltes in Paris verübten Frevel. Die Anklage lautete auf Diebſtähle mit nächtlichem Einbruch, Fälſchungen und verſuchten Todtſchlag. Der Böſewicht hatte die hohe Stellung, die ihm ſein Rang verlieh, und ſeine geſellſchaftlichen Beziehungen zu den unverſchämteſten Verbrechen mißbraucht. Durch dieſe beſtritt er ſeinen Aufwand und ſeine außerordentlichen Ausgaben. Merkwürdig bleibt es und ein Beweis, wie gefährlich böſe Geſellſchaft, daß ſeit ſeiner Flucht aus dem Bagno im Jahre 1805 bis zu ſeiner Rückkehr nach Paris 1815, wo er die alten Laſtergeſellen wieder aufſuchte, ſein Lebenswandel makellos war. Ein Spruch der Kammer verwies ihn vor die Aſſiſen, als angeklagt der erwähnten Verbrechen. Unter dieſen befand ſich eines, das ſpeziell angeführt werden mag, weil es den Charakter jenes Menſchen beleuchtet und die Art, auf welche er ſeinen moraliſchen Einfluß ausbeutete.

Bei ſeiner Ankunft in Paris präſentirte er ſich bei dem Militär-Intendanten Prevoſt, der einen höheren Poſten im Kriegsminiſterium bekleidete. Madame Prevoſt war ein Fräulein von Pontis, und Coignard ſtellte ſich ihr als ein entfernt Verwandter vor. Er wurde ungemein freundlich im Hauſe aufgenommen und führte daſelbſt auch ſeine angebliche Frau ein.

Durch dieſe Familie lernte er den Abtheilungschef im Kriegsminiſterium, Sergent, einen ausgezeichneten Mann kennen. Zu ihm verfügte er ſich eines Tages und ſtellte ihm einen ſogenannten Freund vor, der eine Bitte vorzubringen habe. Sergent empfing die Beiden auf das freundlichſte, und während er einen

Brief ſchrieb, wandte ſich Coignard ganz familiär zu einem Secretärſchreine, öffnete mehrere Schubfächer, gewahrte dieſe mit Schmuck und Silbergeräth angefüllt und ſagte ganz leichthin zu ſeinem Begleiter: „Sehen Sie doch, er wohnt und iſt eingerichtet wie ein Miniſter." Darauf erbat er ſich von Sergent, dem dieſe Bemerkung ſchmeichelte, ohne Umſtände die Erlaubniß, auch die übrigen Gemächer anſehen zu dürfen, was ihm mit großer Bereitwilligkeit gewährt wurde.

Nun durchliefen ſie alle Gemächer und nahmen Wachsabdrücke der Schlöſſer. Als ſo alles vorbereitet worden, wurde die Ausführung des Diebſtahls auf den 11. December 1816 feſtgeſetzt, an welchem Tage Sergent im Kriegsminiſterium öffentliche Audienz gab. Um ſicher zu ſein, daß Sergent nicht vor erfolgter Plünderung heimkehre, begab ſich Coignard in den Audienzſaal, wie er eröffnet wurde und blieb bis zum Schluſſe dort, obwohl er um nichts bat. Sergent näherte ſich ihm zu öfteren Malen und fragte, ob er etwas für ihn thun könne. Coignard ergoß ſich in Dankſagungen, und da er oft auf dieſes Miniſterium kam, ſo hatte ſeine Anweſenheit nichts Auffallendes. Während er ſelbſt den Beamten ſo im Auge hielt, plünderte ſeine Bande deſſen Haus und ſchleppte all ſein Silber, ſeine Juwelen, viele werthbare Sachen und all ſein bares Geld fort. Als Sergent Abends heimkam, war er außer ſich über dieſen beiſpiellos frechen Diebſtahl. Des andern Morgens kam Coignard zum Beſuch, bewies ihm die aufrichtigſte Theilnahme an ſeinem Unglücke und bot ſeine Hilfe an, um der Urheber eines ſo kühnen Verbrechens habhaft zu werden. Der edle Sergent dankte mit Thränen in den Augen für ſo freundlichen Antheil und nahm das letztgenannte Anerbieten mit Erkenntlichkeit an. Coignard begleitete ihn daher zu dem Polizeipräfecten und zum königlichen Prokurator, und erklärte an beiden Orten, wie man überhaupt ſeit einiger Zeit über zahlreiche Diebſtähle klage, welche die Hauptſtadt unſicher machten, und daß es Pflicht der Behörden ſei, ihre Wachſamkeit zu verdoppeln, um die Wiederholung ſolcher Fälle zu verhindern. Zugleich ſagte er, daß er über dieſen jüngſt geſchehenen Diebſtahl gewiſſe Vermuthungen habe, welche die Polizei vielleicht auf die rechte Spur führen könnten. Die von ihm gegebenen Andeutungen machten natürlich alle Nachforſchungen erfolglos, und erſt lange Zeit darauf, als ſich bei Coignard und Lercellent einige der entwendeten Gegenſtände vorgefunden, kam man auf die Wahrheit. Gleich kühn und geſchickt waren auch die übrigen Diebſtähle dieſer Bande ausgeführt. Um dieſer und anderer

Verbrechen willen kam Coignard mit ſeinen Spieſsgeſellen und auch Roſa vor die Aſſiſen.

Die Sache hatte die allgemeine Aufmerkſamkeit in hohem Grade erregt und bot Scenen dar, wie ſie in Melodramen auf die Bühne gebracht wurden und in denen der Verfaſſer des Gil-Blas den würdigen Stoff zu einem Seitenſtücke jenes Romans gefunden hätte. Die Beweiſe gegen alle Beklagten, beſonders aber gegen Coignard, waren unwiderlegbar, die Belastungs-Zeugen zahlreich und übereinſtimmend; die Lage der Beſchuldigten wurde überdies durch den bewaffneten Widerſtand, den ſie den Befehlen des Geſetzes entgegengeſtellt, bedeutend erſchwert. Aber die Vertheidiger wußten die ſonſtigen Verdienſte und die geſellſchaftliche Stellung ihrer Clienten gewandt zu benützen, vor allen bei Coignard, deſſen Betragen in Spanien und Tapferkeit alle Würdigung finden mußte; er ſelbſt ſprach mit unläugbarer Würde, zeigte ſeine narbenbedeckte Bruſt vor und erregte dadurch eine günſtigere Stimmung. Dieſe Umſtände waren der Grund, daß die Geſchworenen die Frage des verſuchten Todtſchlags fallen ließen, welche ſonſt die Todesſtrafe herbeigeführt hätte.

Nach fünftägigen lebhaften Debatten erfolgte auf ein Verdict der Jury am 10. Juli 1819 der Spruch des Gerichtshofes, welcher Peter Coignard zur Galeere auf Lebenslang, mit Ausſtellung an dem Pranger, Saſſieri zu zehn, Caretti, Lexcellent und Alexander Coignard zu fünf Jahren verurtheilte und Roſa frei ſprach. In Berückſichtigung mildernder Umſtände und der Entdeckungen, die er gemacht, wurde Alexander Coignard begnadigt und nur unter polizeiliche Aufſicht geſtellt; Peter Coignard ertrug Urtheil und Strafe mit großer Energie. Als er nach dem Bagno transportirt werden ſollte, umgab eine ungeheure Menſchenmenge, die ihn ſehen wollte, das Gefängniß Bicêtre, und an allen Orten, die er paſſirte, erregte er dieſelbe Neugierde. Endlich kam er in Toulon an und wurde hier von ſeinen alten Kerkergenoſſen erkannt und mit Enthuſiasmus aufgenommen. Er ward an die doppelte Kette gelegt, wo er ſich noch im Jahre 1829 befand. Roſa zog nach Toulon und errichtete dort ein kleines Geſchäft, um in ſeiner Nähe zu ſein und ihm, ſo viel ſie durfte, ihre Sorgfalt widmen zu können, was ſie auch mit rührender Aufopferung bis zu ſeinem vor wenig Jahren erfolgten Tode that.

Die Details dieſes merkwürdigen Prozeſſes, den wir hier nach Acten mittheilen, ſind jetzt aus dem Gedächtniß der Zeit verſchwunden. Peter Coignard, der Sohn eines ehrlichen Winzers in Pangeſt, Departement Indre und Loire, ging frühzeitig aus ſeiner Heimath fort und nach Paris. Hier gerieth er in die ſchlechteſten Geſellſchaften und ließ ſich nach und nach in alle Gräuel des Laſters einweihen. Man kann es nicht oft genug wiederholen und die Annalen der Criminaljuſtiz beweiſen es, daß das ganze Leben eines Menſchen von ſeinen frühſten Jahren abhängt, und daß die heiligſte Pflicht eines Vaters darin beſteht, über die Jugend ſeiner Kinder mit der größten Sorgfalt zu wachen. Ein Menſch, der mit fünfzehn Jahren einen Diebſtahl begeht, tritt oft dadurch auf die erſte Stufe des Schaffot's; denn Verbrechen kettet ſich an Verbrechen und hat Elend und Unglück immer zur unvermeidlichen Folge, ſo glänzend auch die Sonne eines trügeriſchen Glückes gewiſſe Scenen eines ſolchen Lebens beſcheinen mochte.

Eine deutſche Löwin.

Es war im letzten Carneval. Ich war damals in Wien und meine Empfehlungen verſchafften mir Zutritt in einem der beſuchteſten Salons, worin ſich hohe Ariſtocratie und Gentry in jener liebenswürdigen ungenirten Weiſe durcheinanderdrängte, die man nur in der großen Kaiſerſtadt findet; und die einen höchſt wohlthätigen Eindruck auf jeden Fremden übt. Es war Ball und mitten in dem milden Lichtglanz der Gemächer und in dem Roſenflor feiner Schönheiten und graciöſer Weſen, ward mein Auge durch die Erſcheinung einer blendenden junoniſchen Geſtalt beſchäftigt, auf deren imponirenden und doch gewandten Formen das Siegel der Anmuth lag und deren unbeſchreiblicher Blick ein geiſtreiches Bewußtſein des eigenen Werthes, ein freudiges Getragenſein von den ſchmeichelnden Wellen des Lebens ausdrückte. Dieſe Frau — denn der üppige Reif des Frauenthums lachte von dieſen Zügen — dieſe Frau war ſchön, ſie wußte, daß ſie es war und man verzieh ihr dieſe Ueberzeugung, weil ſie dieſelbe nur dazu anwendete, das natürlich Schöne künſtlich zu erhöhen und die reizende

Materie im Glanze des Geiſtes leuchten zu laſſen. Dazu lag etwas, ich möchte ſagen Erotiſches in dieſem Enſemble von Reizen und Manieren; die erſteren deuteten auf einen Urſprung aus nicht-deutſchem, aus halborientaliſchem Stamme an — und ſie täuſchten nicht, denn die Schöne war eine Ungarin; die letzteren zeigten die ſichere feine Weltdame, an deren Triumphwagen das Glück gefeſſelt ſchien und die nicht nur glücklich zu ſein, ſondern auch glücklich zu machen verſtehen mußte. Entzückt und mechaniſch folgte ich der glänzenden Erſcheinung, ich möchte ſagen, mich der trunkenen Freudigkeit des Eindrucks hingebend, um mich ſo recht von dem Strahlenſchimmer der Schönheit durchwärmen zu laſſen. Mein weniges Bekanntſein in dem Kreiſe, worin ich hier mitſchwamm, ließ die indiſcrete Frage über Stand und Namen Derjenigen, nach welcher ſich alle Blicke richteten, nicht über meine Lippen gleiten, und als ich ſie endlich wagen wollte, war die bezaubernde Unbekannte bereits verſchwunden. Meine Abreiſe von Wien erfolgte ſchon am nächſten Tage und ich nahm alſo bei unbefriedigter Neugierde eine der reizendſten und holdſeligſten Erinnerungen, gehüllt in das Räthſel des Geheimniſſes, mit mir und zugleich den ſehnſüchtigen Wunſch, im Laufe der Zeit von Angeſicht zu Angeſicht den Schleier von dieſem Bilde heben zu können.

Der Frühling führte mich im Fluge über den Bodenſee, und zu Schaffhauſen angelangt, ſparte ich mir ſo viel Zeit ab, um hinaus nach dem maleriſch gelegenen Schlößchen Laufen zu eilen und von deſſen luftig hinausragendem Balcone das herrliche Schauſpiel des berühmten Rheinfalls nochmals zu genießen. Nachdem der maleriſche Strom etwa fünfhundert Schritte oberhalb ſeine Gewäſſer zwiſchen ſteilen Ufern in einem Felſenbette, aus welchem viele einzelne Klippen über die Flut hervorragen, zuſammendrängen mußte, und ſo durch unzählige Brechungen ſchäumend und wirbelnd an den Rand der großen Felſenmaſſe gelangt iſt, ſtürzt er ſich über dieſen an ſiebenzig Fuß hoch hinab. Das Getöſe des Falles betäubt in der Nähe, aber der Anblick von dem Punkte aus, wo ich mich befand und gleichſam über den ſchäumenden Waſſern ſchwebte, war ein außerordentlicher. Zwei gewaltige von dem Waſſer tief abgeſpülte Felſen ragen mitten aus dem Wellenſturme des Fallbeckens empor. Ich ſtand verſunken im Anſehen des großartigen Schauſpiels, vergaß der raſch enteilenden Zeit (in einer Stunde ſollte mich die Poſt von Schaffhauſen weiter führen) und richtete jetzt meinen Blick nach dem höhern der beiden genannten Felſen, und gewahrte durch ſeine Gebüſche behend und muthig eine ſchöngekleidete Dame emporklettern, von einem Führer bedächtig und vorſichtig gefolgt. Die Beſteigung dieſes vom Wogendrang unterhöhlten Punktes, der mit dem Ufer nur durch einzelne aus dem hochſchäumenden Waſſer hervorragende Felſenkanten zuſammenhängt, iſt höchſt gefährlich und wird ſelbſt bei geringem Waſſerſtand nur ſelten von Jemand unternommen. In der Ueberzeugung, hier eine Engländerin Proben ihrer Unerſchrockenheit ablegen zu ſehen, griff ich nach meinem Fernglaſe: aber wer beſchreibt meine freudige Ueberraſchung, als ich hie und da durch den Waſſerſtaub durchblickend die reizende Unvergeßliche erkannte, die mir auf den Wogen des Wiener Carnevals erſchienen und leider eben ſo ſchnell verſchwunden war. Wie ſie jetzt wieder vor mein Auge trat, war ſie wieder wogengetragen, ja eine Wellenſchaumgeborne wie Venus Anadyomene. Griechenland in ſeiner ſchönſten Blüthe konnte nichts Claſſiſcheres aufweiſen als dieſe Formen. Und dann das Geſicht, das freudig und geſpannt wie eine Gazelle lauſchte; ſeine Bewegungen hatten ganz das Gazellenartige und doch wieder etwas ſo adelig Vornehmes, etwas Prinzeßartiges. Ja man konnte ſie für eine Prinzeß halten in dem maleriſch herabfließenden Reiſekleide, um das der zierliche Cardinalkragen geworfen war wie ein Hermelinmäntelchen oder wie die Flügel eines Schmetterlings. Mir aber erſchien die Schöne jetzt wie eine bezaubernde Loreley, und ich eilte die Stufen der faſt ſenkrechten Felswand hinunter, um auf dem untern hölzernen Balcon, ganz nahe dem waſſerreichſten und ſtärkſten Theil des Falles, auch ihr näher zu ſein und die ſchöne, übermüthig Muthige an's Ufer rückkehren zu ſehen. In dieſem Augenblicke bemerkte mein Bedienter, der mir gefolgt war und jetzt bedenklich nach der Uhr ſah: es ſeien nur noch vierzig Minuten bis zum Abgang der Poſt und der Rückweg nach Schaffhauſen nehme eine halbe Stunde in Anſpruch. Ein Wort der nüchternen Lebensproſa, welches, wie dies leider oft geſchieht, die ſchönſte poetiſche Anſchauung zerſtörte; ein Eilwagen, der Aug' und Seele um die Genüſſe freudigen Anſtaunens und Verſunkenſeins brachte. Ich eilte fort, von dem ſchönen Bilde und jetzt von noch dringenderer Begierde erfüllt, dieſem holden Räthſel wieder zu begegnen und endlich zu erfahren, wer die ſchöne Frau iſt.

Meine ſo begreifliche als verzeihliche Neugierde ſollte endlich befriedigt werden: Der Spätſommer führte mich in das deutſche Rom, nach Köln, gerade zur Zeit der großen vielbeſchriebenen Feſte, welche die Rheinländer vorfreudig ihrem König, die Bewohner Kölns dem Fürſten, der ſo groß begonnen, gaben. Die

Geſinnung, die ſich hier offenbarte, ſo wie die erhabene Perſon Deſſen, um Den ſich hier verwaiste Liebe, Jubel und mannhafter Sinn gruppirte, iſt mir zu verehrungswürdig und zu reichhaltig, um ſie in den Gang meines perſönlichen Abenteuers einzuflechten. Ich erwähne hier nur des glänzenden Bürgerballes auf dem prachtvoll decorirten Gürzenich, in deſſen wogenden und von Glanz, Reichthum und Schönheit durchſchimmerten Räumen ich ſo glücklich war, jener eblouiſſanten Erſcheinung von Wien und vom Rheinfall wieder zu begegnen. Ich ſah und blieb wie angewurzelt ſtehen, ſo ſehr verwirrte mich dieſer natürliche Zauber und alle dieſe Zuthaten des Geſchmacks, der Mode und der Opulenz. In dem ganzen Weſen lag eine Zwangloſigkeit der Bewegungen, ſo ſpringfedrig, ſo natürlich, und doch wieder ſo adelig zart. Ein ſchweres blaßroſenrothes Stoffkleid mit einem Brüſſeler Volant, darüber ein weißes von feinſtem Brüſſeler Fond mit grünen Sammetblättern beſetzt, an Bruſt und Arm die zierlichſten Spitzen und harmonirende Sammetblättchen; das ſchöne weiche Cendré-Haar von Diamantenbouquets überragt, eine Faſſung von fünf koſtbaren Diamanten à la Cléopatra auf der Stirne, Diamanten und Smaragden als Schmuck um den blendend weißen Hals und Nacken geſchmiegt und von den kleinen Ohrläppchen reichlich niederhängend; um den üppigen Leib einen diamantenbeſetzten Gürtel mit niederfallenden Schnüren, die in diamantene Troddeln ausliefen: — bei Gott, ich hätte Juwelier und Schneider ſein mögen, um dieſes herrliche Enſemble von Luxus, Faſhion und Eleganz vollkommen würdigen und auch mit Kenneraugen bewundern zu können, wie ſie ſich hier im ganzen Saale nach Ihr richteten. Dann bei junoniſch imponirender Geſtalt voll ſchwellender Fülle dieſe niedliche Hand wie ein Roſenblatt, dieſes kleine Füßchen wie ein Sylphenflügel; dieſes ſeidene Haar in langen engliſchen Locken niederwallend, dieſes Lächeln einer Grazie, wobei faſt abſichtlich die Perlenreihen des Mundes ſichtbar wurden: ein Lächeln, um welches ſich bald ein Kreis feiner Herren mit Ordensbändern, Cavaliere hohen Ranges, fremde und inländiſche Offiziere durch Rede und Aufmerkſamkeit bemühten. Einer dieſer Herren verſchaffte auch mir die Ehre, der allgemein bewunderten Dame vorgeſtellt zu werden, und das offene Geſtändniß meiner mondenlangen Verehrung und der intereſſanten Orte, von welchen dieſe datirte und einen zauberähnlichen Urſprung genommen, verwickelte mich mit der ſo ſchönen als geiſtreichen Frau in ein höchſt anziehendes Geſpräch, deſſen Reſultat mich noch mehr ſtaunen machte, ſo daß ich daſſelbe in jener Indiscretion, mit welcher ſich heutzutage die Litteratur aller Perſönlichkeiten bemächtigt hat, auszuplündern kein Bedenken trage. Der Leſer erſieht hieraus wenigſtens, daß er es mit keinem leeren Dichterbilde, ſondern mit der wirklichen ſchönlebendigen Begegnung, die einem Touriſten zu dreien Malen erſchienen, zu thun hat.

Adele Freiin von L...., die ſich in ſo kurzer Zeit an drei ſo intereſſanten Orten und immer als die Beherrſcherin ihrer Umgebung ſah, iſt eine der reichſten Wittwen Ungarns, die ſich auf jährlich wiederholten Reiſen amüſirt, und, ſelbſt eine feine mit Witz, Gemüth und Beobachtungsgabe ausgeſtattete Weltdame, ſich beſonders an Orten wohlgefällt, wo ein Zuſammenfluß feiner Welt ſtattfindet und wo daher ihren Talenten und Vorzügen bald der huldigende Tribut unaufgefordert zu Theil wird. Wien im Winter, die franzöſiſche Schweiz oder Baden-Baden im Sommer, jetzt die kölniſchen Feſtlichkeiten, bald darauf die Einweihung der Regensburger Wallhalla, ſpäter Rom und Neapel — das ſind die anziehenden Punkte für die behaglich Reiſende, die überall den Freudenſchaum des Lebens und das Morgenlicht der anregenden Ereigniſſe fröhlich zu genießen und ſich anzueignen weiß. Bei Geiſt, Geſchmack und Reichthum iſt das am Ende begreiflich und natürlich. Aber, wunderbare Gegenſätze des Lebens und der Charaktere! Dieſes Muſterbild einer vollendeten Weltdame, dieſe wahre deutſche Löwin, die überall iſt, wo es Intereſſantes gibt und überall ſelbſt intereſſirt, — ſie iſt die Tochter Geramb's; einſt Ferdinand Baron von Geramb's, des aufbrauſend Tollkühnen, der von endloſem Franzoſenhaß getrieben, ein ſelbſtgeworbenes öſterreichiſches Freicorps gegen den Feind führte und dieſen ſpäter noch auf der pyrenäiſchen Halbinſel bekämpfte; jetzt Maria Joſeph Geramb's des Generalprocurators vom Orden der Trappiſten, den ſein galliſcher Kerker zur Abtödtung des Geiſtes, zu myſtiſchen Speculationen und endlich in das Kloſter von Laval führte, um Pilgerfahrten nach dem heiligen Lande und dem Berge Sinai zu unternehmen und endlich ein hochgehaltener Freund Gregor's des XVI. zu werden. Welche Welt von Ereigniſſen und durchgekämpften Ideen liegt zwiſchen dieſem Vater und dieſer Tochter! Die Baronin von L.... begibt ſich im bevorſtehenden Winter nach Rom, um dort ihren Vater, den ſie ſeit ihrer zarteſten Kindheit nicht geſehen, zu beſuchen. Die Weltdame den Asceten, die froh Genießende den demüthig-ſtolz Entſagenden, ſie, die Erinnerung an eine dreißigjährige ruhm-, liebe- und leidenſchaftvolle Vergangenheit, ihn, den Greis am Grabe, dem nur das Memento mori von den Lippen zittert, der ein großes Leben in einer ſtrengen Büßerregel begraben hat. Ich möchte dieſer wunderbaren Entrevue eines blühenden Lebens mit einem Schatten beiwohnen und die ſchauerlich-ſchöne und mild-ernſte Scene derſelben anſehen und weitererzählen können!

Aus
den Memoiren einer alten Frau.

Ich zähle jetzt ſechzig Jahre und will, nachdem ich mich mein Lebenlang habe verſtellen müſſen, einmal die Wahrheit ſagen. Aber wem? Eine alte Frau findet wohl kaum eine Freundin, welche die Geſchichte ihrer Jugend mit Theilnahme anhört, es wäre denn, um ſich darüber luſtig zu machen. So will ich ſie denn für mich ſelbſt aufzeichnen und frei heraus reden. Es wird mir dies eine Erleichterung, eine Art moraliſchen Teſtaments ſein; denn wenn einmal die Feder ihre Pflicht gethan, wird die Vergangenheit nicht mehr mein ſein. Die Vergangenheit! Du lieber Himmel, wie weit zurück iſt ſie und wie nahe ſcheint ſie mir. Ich will mich heut Abend in jenem Zimmer ſchlafen legen, das ich ſeit vierzig Jahren nicht betreten. Fand ich doch alle Dinge hier faſt ſo wie damals, als ich dieſe Räume bewohnte, und ſah in ihnen ein ſo getreues Bild jener Zeit, daß ich erſchrack, als ich mein gerunzeltes Geſicht in einem Spiegel erblickte; ich meinte, auch mich jung und unverändert finden zu müſſen. Ach, ſeit heute iſt jede Spur der Jugend in mir erloſchen!

Ich verlor meine Mutter bei der Geburt und zehn Jahre ſpäter meinen Vater. Ich befand mich daher in noch ſehr zartem Alter unter der Vormundſchaft meiner Schweſter, der Gräfin M., welche ſich eben verheirathet hatte und die, in der Blüthe ihrer Schönheit und in der glänzendſten Epoche ihrer Triumphe, ſich meiner gern entledigte. So kam ich in ein Fräuleinſtift, das damals ſehr gerühmt wurde, und worin ſich eine Menge Mädchen von Familie und Vermögen befanden. Man blieb gewöhnlich bis zum ſechzehnten oder ſiebzehnten Jahre darin, heirathete dann oder trat in die Welt. Ein Gleiches bedeutete mir meine Schweſter, als ſie ſich von mir trennte und mich unter der unmittelbaren Aufſicht einer Gouvernante ließ. Unter den Penſionärinnen, mit denen ich in nähere Berührung kam, war eine, an die ich mich unverzüglich anſchloß, das Fräulein Emilie von O.; zwei bis drei Jahre älter als ich, voll Geiſt, etwas maßloſer Phantaſie, aber ungemein gut und offen. Frühzeitig ſchon hatte ſie alle romantiſchen Wahnbilder in ſich aufgenommen, ſie lebte ſozuſagen über den Wolken und platoniſche Liebe war ihr Ideal. Auch ich war von lebhafter Einbildungskraft und Geſpräche über derlei Lieblingsideen mußten bei mir auf fruchtbaren Boden fallen; aber Emilie verſäumte nicht, mir mit der liebenswürdigſten Aufrichtigkeit zu geſtehen, wie wenig lebendige Wirklichkeit ihren Idealen und Träumen zum Grunde liege.

Die Männer ſind nicht ſo, ſagte ſie oft zu mir, Du wirſt es ſpäterhin ſelbſt einſehen lernen; nur mein Enthuſiasmus gefällt ſich darin, ſie ſo geſtaltet ſehen zu wollen. Du aber ſollſt ſie richtiger beurtheilen lernen und Du wirſt glücklich ſein und gewiß leichter verſtanden werden.

Als mein Urtheil ſich zu bilden begann, nahm ich erſt ganz die Denkweiſe meiner Freundin an. Ich lebte in einer idealen Sphäre, deren einzige Bewohner ich und ſie waren. Die Geſpielinnen meines Alters floh ich und brachte ganze Tage hin, ſie die neue Heloiſe, den Werther — und ähnliche Verſuche vorleſen zu hören, die ſie ſelbſt in noch überſpannterer Art verfaßt hatte. Meine Gouvernante kümmerte ſich wenig um mich, die Lehrerinnen im Stifte hielten ſich hinwieder nur an ihre Berichte, und ſo blieb mein ganzes Treiben unbeachtet.

Ich war fünfzehn Jahre alt, als Emilie ſtarb und mir insgeheim ihre Bücher und ihre eigenen Hefte vermachte. Ich nahm ſie mit, als ich bald darauf das Stift verließ und ſie wurden nun meine einzige Lectüre. Wie ungeduldig harrte ich des Augenblicks, wo ich nun die Welt, die ich mir ſo ſchön ausgemalt hatte, in der Nähe kennen lernen ſollte. Aber ich erkannte ſie gar nicht. Statt mich ſtill lieben und den Gegenſtand meiner Neigung wählen zu laſſen, ſtellte mir meine Familie den Baron Nerking vor, zeigte mir an, daß unſere Heirath eine ausgemachte Sache, daß er von ſehr guter Familie, reich und in einem hohen Poſten ſei, und daß dies eine vortreffliche Partie für mich gebe. Als ich mir Gegenbemerkungen erlaubte, lachte man mich aus, nannte mich eine kleine Närrin, und ich war ſehr überraſcht, mich ſo plötzlich verheirathet zu ſehen, daß ich kaum Zeit hatte, mich zu weigern und kaum wußte, wie es geſchehen war.

Mein Mann war vierzig Jahre alt, war einmal ſchön geweſen, wußte das und glaubte es noch zu ſein. Sein Geiſt war beſchränkt, ſeine Kenntniſſe unbedeutend, ſein Charakter von zurückſtoßender Kälte. Er hatte mich niemals geliebt: allein man nannte mich glücklich; war ich doch frei in meinem Handeln, von ihm ganz unbeirrt, — was konnt' ich mehr verlangen?

Glücklich? Und was iſt denn eigentlich dieſes Glück, wovon immer geſprochen wird? — Ich ſtellte mir daſſelbe immer vor, als ob es einen goldenen

Tempel bewohne. Dieſer Tempel hat eine Menge von Eingangsthüren, und jeder Menſch eilt auf diejenige los, die ihm die ſchönſte ſcheint. Auf dieſen Pforten prangen Sinnbilder und Spielzeug aller Art; hier Lorbeer, dort Blumen. Aber wie ſie öffnen, die Zugänge? Ein ganzes Leben geht oft hin, um an allen anzupochen; ein anderes, um vor einem einzigen zu harren; endlich thut er ſich unſeren Kraftanſtrengungen auf; ein boshafter Genius zeigt uns jenen Gott, dem unſere Sehnſucht nahen möchte; dann ſtößt er uns wieder zurück und hinaus, und wir ſind ferner als je. Dieſes war mein Loos. Für mich war das Glück die Liebe; ich begriff kein anderes, und dieſes eine ſollte mir verſagt bleiben.

Mitten unter den Thorheiten meiner Phantaſie hatte ſich doch im Anfang meiner Ehe ein ſtrenges Pflichtgefühl in mir feſtgeſetzt. Ich litt durch meine vereinſamte Stellung, aber ich litt mehr aus Stolz, denn ich verwarf alle Huldigungen, die mich umgaben. Aber ich muß es geſtehen, auch dieſes Pflichtgefühl ließ ſpäter nach und ich erlag dem Kummer. Ich ſehnte mich nach einem Herzen, das mich liebe, und ſuchte darnach. Eine eigenthümliche Umwälzung ging in mir vor; ich erſchuf mir ein Nebelbild, einen Mann, dem keiner ähnlich war, und der die Züge meiner romanhaften Lieblingsgeſtalten hatte. Ich blickte rings um mich und lächelte mitleidig, wenn ich alle Jene, die mich umgaben, mit ihm verglich. Nach und nach heftete ſich mein ganzes Denken feſt auf ihn, ich liebte ihn aus voller Seele, und er wurde der Held jener Geſchichte, deren Heldin ich ſelbſt war. Ich ſchrieb an ihn und ſprach mit ihm; ich machte ihn bald krank, bald eiferſüchtig; er reiſte zur Armee, er kam in Gefahr, ich opferte mich für ihn auf. Endlich ſahen wir uns wieder und das gab ſelige Augenblicke. Er verſtand mich ſo ganz. Er begleitete mich im Leben, in der Geſellſchaft; ich wachte ſtreng über jeden meiner Schritte, um ihm nicht weh zu thun. Ich freute mich meiner Erfolge um ſeinetwillen; für ihn entſagte ich allem, wenn es mir auch noch ſo ſchwer fiel: es war ein wahres Schauſpiel geheimnißvoller Liebe. Und dieſes Schauſpiel dauerte drei Jahre; die Folgen davon prägten ſich ſichtbar meinem Charakter ein, man kannte mich kaum wieder; man beunruhigte ſich über meine Veränderung; ich ließ Alle glauben was ſie wollten, was ging mich auch die Meinung der Welt an!

Ich zählte drei und zwanzig Jahre, als ich hier, wo ich dieſes ſchreibe, auf dem Schloſſe meiner Couſine vier Wochen zubrachte. Mein Geliebter war mir nicht gefolgt, denn es ſollte eine Trennung geben. Seine

Abweſenheit ſchmerzte mich und ich ſehnte mich nach dem Augenblick der Wiedervereinigung. Endlich war die Abreiſe auf den nächſten Tag feſtgeſetzt, als mein Kutſcher erklärte, mein Wagen habe durch die ſchlechten Landwege ſo ſehr gelitten, daß er wenigſtens noch einen Tag zur Ausbeſſerung bedürfe. Mich verdroß dieſer Aufſchub gar ſehr, aber meine Couſine tröſtete mich und verſicherte, es ſei eine ſehr hübſche Partie für morgen verabredet.

„Mein Onkel kommt,“ ſprach ſie, „und rathe, Bertha, wen er mitbringt? Deinen Lieblingsdichter, Deinen poetiſchen Helden, den alle Frauen anbeten und den Du ſchon ſo lange kennen zu lernen wünſcheſt, den Grafen Arthur G.“

Nun war ich es faſt zufrieden, daß mein Wagen gelitten hatte, nichts deſtoweniger aber machte ich mir doch Vorwürfe über dieſes Gefühl. Der, den ich daheim zurückgelaſſen, mußten ihm nicht alle meine Gedanken angehören? Aber ich hatte es mit meiner Neugierde zu thun. Der Tag ging in Muthmaßungen hin. Wir waren vier junge Damen und jede hatte ihre eigene Anſicht über die perſönliche Erſcheinung des gefeierten Mannes. Ich ſprach wenig, ich wagte es nicht.

Am andern Morgen verſammelten wir uns beim

Frühſtück. Die Toiletten waren ſorgfältig hergerichtet, im ganzen Schloſſe herrſchte eine Art von Koketterie; man hätte glauben müſſen, wir alle ſeien in den Grafen Arthur verliebt, ſo ungeduldig ſchweiften unſere Blicke von der Uhr nach der Thorfahrt. Endlich ſchlug es Zwölf, ein Wagen rollte in den Hof, wir flogen an die Fenſter, oder beſſer geſagt, meine Gefährtinnen: denn ich wußte mir keinen andern Rath als auf mein Zimmer zu entfliehen; ich konnte mir meine innere Bewegung nicht erklären. Es koſtete mich viel Ueberwindung, meiner Sehnſucht nachzugeben und die Geſellſchaft wieder aufzuſuchen. Geſenkten Auges und wunderbar ergriffen trat ich in den Saal; aber ich vernahm nur eine Stimme, die meines Onkels, der mich freundlich begrüßte. Ich vermochte kaum zu antworten, und blickte rings herum — wir waren allein.

Wo ſind die Damen? fragte ich nach einer Pauſe.

„Im Garten mit dem Grafen, meine ſchöne Baronin.“

Und ohne weiter ein Wort beizufügen, näherte ſich mein Onkel einem Glasſchranke voll werthbarer Alterthümer, die er, als ein Freund ſolcher Dinge, jedesmal mit neuem Vergnügen betrachtete. Maſchinenartig folgte ich ihm und vernahm, ohne zu hören, ſeine Abhandlung über eine alte Krone. Ich war zerſtreut, als Schritte dem Saale nahten. Ein junger Mann von ernſtem Weſen trat ein: er war es.

„Graf Arthur G., meine Nichte Baronin Nerking," — ſo commentirte mein Onkel die Vorſtellung.

Dieſer Förmlichkeit folgte eine kalte Begrüßung. Er hatte mich ohne Zweifel geſehen; ich wartete ſeine Anrede ab, um ihn anzuſehen. Er nahm ſofort an unſerer Unterhaltung Antheil, und wiewohl berühmt, zeigte er ſich doch ſehr beſcheiden. Alle ſeine Bemerkungen ließen den Mann von Geſchmack erkennen; ich fand ſie ſo treffend, daß ich ſie für meine eignen hielt. Nun wurde in Geſellſchaft das Schloß beſehen, vor allen ein hiſtoriſch denkwürdiges Zimmer, wo ſich mein Onkel lange aufhielt. So ging es fort bis zu den Gemächern, die dem gefeierten Beſuche angewieſen waren. Dieſe lagen in einer Ecke des Gebäudes dicht an der Bibliothek. Indem ich durch ſein Arbeitscabinet ſchritt, wurde ich roth bis über die Ohren. Zerſtreute Schriften lagen auf dem Schreibtiſch umher, gleichſam um geordnet zu werden. Alles drang in ihn, uns etwas von ſeinen herrlichen Arbeiten vorzuleſen; endlich gewährte er unſere Bitte. Ich hatte auf einem kleinen Sofa ihm gegenüber Platz genommen, und es ſchien mir, als ob er jede zarte Wendung ſeiner Dichtung an mich richtete; die übrigen Damen ſahen mit einer Art von Neid nach mir. Endlich erhob ich mich, um dieſen inquiſitoriſchen Blicken zu entgehen, er that ein Gleiches und kam zu mir. Mein Herz ſchlug, als ob es die Bruſt ſprengen wollte; ich fühlte mich von einer unwiderſtehlichen Macht zu ihm hingezogen, was er wahrſcheinlich bemerkte.

„Sie haben alſo beſchloſſen, morgen abzureiſen, gnädige Frau?“ flüſterte er mir zu.

Ja, Herr Graf, antwortete ich und ließ dabei mein Auge über den fernen Horizont hinſchweifen.

„Warum aber ſo ſchnell?“

Es thut mir ſelbſt ſehr leid, aber ich muß, man erwartet mich.

Durch dieſe Worte kam ich zu mir ſelbſt und zum Bewußtſein meiner Lage. Ich verließ ihn. Als wir in den Saal zurückgekehrt waren, ſetzte ſich eine Dame an's Clavier und ſang; eine andere folgte ihr. Der Onkel drang in mich, ein Gleiches zu thun; meine Seele war ſo voll, ich willfahrte. Niemals im Leben hatte meine Stimme einen ſo rührenden Ton gehabt. Der Graf ſtand an meiner Seite, er ſprach nicht, aber er ſchien meine Gefühle zu theilen.

Wenn ich mich ſo lange bei dieſem einen Tage aufhalte, ſo kommt es daher, weil er der einzige iſt, deſſen Eindrücke ſich meinem Herzen für die Lebenszeit eingeprägt haben; der einzige Tag bis heute: Anfang und Ende zugleich!

Nach dem Diner ſpazierte man in den Park. Graf Arthur bot mir ſeinen Arm. Die Unterhaltung betraf zuerſt Allgemeines, wir ſchwatzten über tauſenderlei Nichts, das oft den Anfang einer geiſtreichen Converſation macht, und endlich geriethen wir auf jenes ewig intereſſante Thema, das immer wieder in neuer Weiſe aufgenommen wird, weil Jeder ſo viel Erlebtes und Gedachtes davon zu berichten weiß, wir kamen auf die Liebe. Ich ſchwieg; Graf Arthur fragte um meine Anſicht: ich hatte keine.

„Wie, gnädige Frau, denken Sie hierin nicht wie ich? Glauben Sie nicht, daß in unſern Tagen die Männer dieſer Leidenſchaft zu ſehr nachgeben? ich meine, die ihrer fähig ſind, denn von den andern red' ich nicht. Blicken Sie nur um ſich und Sie ſehen nichts als Verliebte.“

Verliebte? Verzeihen Sie, Graf, ich denke nur galante Herren zu ſehen.

„Sie ſind ungerecht, gnädige Frau. Sie vor allen müſſen die wahre Liebe kennen; denn könnten Sie wohl anders geliebt werden?“

Dabei ruhte ſein Blick ſo ſanft und ausdrucksvoll auf mir. Er fuhr fort:

„Halten Sie mich darum für keinen Amadis: ich ſpreche nichts weniger als aus Erfahrung. Ich ſelbſt habe noch niemals geliebt. Vergebens ſuchte ich bisher die Frau, die mir entſpräche. Bis heute ertappte ich mich immer nur auf zufälligem Geſchmack, auf einer Laune oder momentanem Behagen: nichts Wahres und Tieferes. Und doch ſehne ich mich mit ganzer Seele nach dem Engel, der mein Leben verklären ſollte. Welchen Schatz der Hingebung, welchen enthuſiaſtiſchen Dank bewahr' ich ihm nicht in meinem Herzen! Ja, gnädige Frau, ein Dichter ohne Geliebte iſt wie ein Himmel ohne Sterne.“

Dieſes Geſpräch war ſehr gefährlich für mich, ich fühlte es, und doch vermocht' ich es nicht, mich ihm zu entreißen. Endlich geſchah es, wir wurden geſtört, als wir in's Schloß heimkehrten. Den Abend über wich ſein Auge nicht von mir; gewiſſe Reden ſchien er eigends für mich zu betonen: ich war ganz verblendet. Als ich auf mein Zimmer kam, ließ ich mich in einen Lehnſtuhl fallen, verhüllte das Geſicht und blieb ſo wohl ein Paar Stunden lang ſitzen; ich ließ den ganzen Tag nochmals an mir vorüberziehen. Die kleinſten Vorfälle hatten ſich unauslöſchlich meinem

Gedächtniß eingedrückt; jedes ſeiner Worte ſtand in flammender Schrift vor mir; ich ſchlief nicht, und das war kein Wunder. Als mein Kammermädchen mich zu wecken kam, fand ſie mich bereits reiſefertig. Gott, wie voll war mein Herz! Ich ſtieg in den Wagen, da brachte mir der Bediente einen Brief; Schrift und Siegel waren mir unbekannt; aber an der Bewegung, die mich ergriff, fühlte ich, von wem er kam. Zitternd öffnete ich ihn, ungeduldig darüber, daß ich nicht allein war und ihn nach Luſt genießen konnte. Es waren Verſe! Verſe an mich! Verſe voll Sehnſucht und Klage; ich verbarg ſie in meinem Buſen und gelobte mir, ſie Niemand zu zeigen. Auf der letzten Poſt kam mir mein idealer Geliebter wieder in Erinnerung und mit dieſem Gedanken zugleich eine gewiſſe Reue. Aber wie groß war meine Ueberraſchung, als ich nach ſeinem Bilde in meinem Herzen ſuchend, immer nur dem Grafen Arthur begegnete. Meine Luftgeſtalt hatte einen Körper angenommen und war zur Wirklichkeit geworden; aber es war keine Gefahr für mich dabei: ich ſollte ihn ja nicht wiederſehen.

Von dieſem Augenblick an lebte ich nur für ihn. Umgeben von ſeinen Schriften, las ich ſie immer wieder und theilte alle ſeine Anſichten; erſchien ein neues Buch von ihm, ſo hatte ich es zuerſt und verſchlang es. Immer meint' ich darin eine Reihe von Anſpielungen auf unſre beiderſeitigen Gefühle und Neigungen zu finden. Jede ſeiner Heldinnen war ich; jeder ſeiner Liebenden war er mir. Sprach er vom Kummer der Trennung, vom Uebermaaß der Leidenſchaft, ſo dachte er dabei an mich. Ich hatte meine Thorheit nur gewechſelt und liebte nun ihn mit ſolcher Glut, daß mich ſchon ſein Name erblaſſen machte. Nichts war komiſcher als die Verachtung, womit ich alle andern Männer aufnahm, die ſich beigehen ließen, mir den Hof zu machen. Sie erhielten nichts als ein mitleidiges Lächeln; ich verglich ſie mit der Größe meines Ideals und ach, wie waren ſie da ſo klein! Wohl an fünfhundert Briefe mögen es ſein, die ich an meinen Eintagsgeliebten ſchrieb, ohne ſie abzuſenden: man könnte einen Roman aus ihnen zuſammenmenſtellen. Ich erzählte ihm alles, meine Leiden, meine Freuden und vor allem meine Liebe. Von ihm ſchwärmte ich und redete irre.

So verging meine Jugend. Es lohnte auch die Mühe dafür jung zu ſein! Dann kam die Zeit der Kriege, durch welche unſere Heimath unſicher zu werden anfing. Ich überſiedelte mit meinem Gemahl in eine norddeutſche Reſidenz, in dieſelbe, wo Graf Arthur lebte; aber der Zufall wollte, daß ihn ſeine diplomatiſche Carriere eben auswärts beſchäftigte. Seine Schweſter, die ich kennen lernte, war ein ganz gewöhnliches Geſchöpf, erſchien mir aber als eine Corinna, blos weil er ſie liebte. Ich bildete mir ein, er müſſe mit ihr von mir geſprochen haben. Tauſendmal fragte ich ſie darum; endlich glaubte ſie ſich zu erinnern, daß er vor einigen Jahren aus dem ſüdlichen Deutſchland mit einer hoffnungsloſen Liebe im Herzen heimgekehrt ſei. Das ging mich an, nun war kein Zweifel mehr. Gewiß, ich wäre nicht entzückter geweſen, wenn mir aus ſeinem eigenen Munde das Geſtändniß geworden wäre.

Aber auch an dieſem Orte war kein ſicheres Verweilen für uns; wir mußten eine andere Zufluchtsſtätte aufſuchen und zogen nach H. Ich war nicht mehr jung und meine Phantaſie hatte ſich abgekühlt, doch dachte ich Arthur's noch immer auf die zärtlichſte Weiſe. Ich beſchäftigte mich viel mit ihm, doch ſchrieb ich nicht mehr an ihn. Die Verſe, die er mir gewidmet, las ich immer wieder mit neuer geheimer Freude — noch hatte ſie kein Menſch zu ſehen bekommen. Sie waren das einzige Band, das zwiſchen uns beſtand, ſie das Geheimniß meines Seelenlebens. Das Verſenktſein in Arthur, das ſtete Denken an ihn brachte mich endlich ſo weit, daß ich an die geheimen Beziehungen ſelbſt wirklich glaubte, die ich zwiſchen uns erdichtet hatte. Sprach man von ihm, ſo entſchlüpften mir oft die Worte: O ich habe Graf Arthur G. ſehr gut gekannt! Und dieſe Rede war von einem ſo ſelbſtzufriedenen und nachdenklichen Lächeln begleitet, daß die Zuhörer wohl glauben mußten, ich habe ihn nur zu gut gekannt.

Nach geraumer Zeit war es mir endlich vergönnt in die Heimath zurückzukehren; nicht ſo meinem Manne, den ich bereits früher verloren hatte. Ich war Wittwe, kinderlos und von anſehnlichem Vermögen: kein Wunder alſo, daß ſich jetzt alle Verwandten ſehr um mich bemühten. Meine gute Couſine, welcher ich bereits erwähnt, war nicht die letzte, aber bei ihr geſchah es nicht aus leidigem Intereſſe. Wir wohnten nun zuſammen auf einem meiner Güter. Ihre Familie war gezwungen geweſen, das Schloß, wo wir Graf Arthur kennen gelernt, zu verkaufen, welchen Verluſt ſie noch immer betrauerte. Jetzt war der Beſitzer geſtorben, die Erben forderten einen mäßigen Preis; ſie war erfreut, ihn aufbringen zu können, erreichte nun ihren Wunſch und zog mit Freuden dahin, wo ſie ihre Jugend verlebt hatte. Ich verſprach ſie zu beſuchen, aber Geſchäfte, Verdruß und Kränklichkeit hatten mich lange daran verhindert; kurz bei dem beſten Willen kam ich in Jahren nicht zu ihr. Vor acht Tagen empfing ich aber folgenden Brief von ihr:

„Liebe Bertha! Es iſt nun unumgänglich nothwendig und leidet keinen Aufſchub mehr, daß Du „am 18. Juli auf meinem Schloſſe biſt. Entſchul-

„digungen nehme ich durchaus nicht mehr an. Ich „bereite Dir eine wahre Herzensfreude und würde „mich darüber nicht tröſten können, wenn Du meine „Bitte unerfüllt ließeſt.“

Wie konnte ich ſolchen Worten widerſtehen? Man bleibt auch mit ſechzig Jahren immer Weib und neugierig. Am 18. Juli des Morgens alſo trat ich in das Beſuchzimmer meiner Couſine, die ſich mit der ganzen Lebhaftigkeit ihrer Jugendjahre in meine Arme ſtürzte.

„Laß hören,“ rief ſie, „welche von Deinen alten Bekanntſchaften wünſcheſt Du am ſehnlichſten wiederzuſehen? Sage ſchnell und ſprich ganz aufrichtig.“

Ich nannte einige, aber ſie wurde ungeduldig.

„Nichts da, älter! Eine Bekanntſchaft, die Du hier gemacht und in Deiner Seele fortgeſetzt haſt.“

Ich war ſo ſchwach noch jetzt roth zu werden.

„So recht! Nun biſt Du an dem rechten. Ja, Graf Arthur kommt, ich erwart' ihn in jedem Augenblick. Der liebenswürdige Arthur mit ſeinem feinen Anſtande, mit ſeinen hübſchen blonden Haaren und ſanftblickenden Augen: wollen ſehen, was aus allen Dem nun geworden iſt.“

Wahrſcheinlich daſſelbe, was aus unſerer Schönheit geworden, — ein altes häßliches Geſicht.

Ich ſagte ſo, damit ſie es nicht thue, aber ich glaubte ſelber nicht daran. Ich hielt es für eine Unmöglichkeit, den Grafen anders wiederzuſehen, als wie ich ihn vor etwa vierzig Jahren erblickt hatte. Wir luſtwandelten in unſern Erinerungen; wir gedachten des Tages, an welchem wir ihn hier gerade ſo wie heut erwarteten. Welch ein Unterſchied! Doch fuhr er gerade wie damals in den Hof herein und auch jetzt ging ich ihm entgegen: ich drückte mich in die Fenſterecke, um ihn ausſteigen zu ſehen. Die Wagenthüre ging auf und ich erſchrack. Dies alſo war Arthur! Man durfte an dem Sechziger nicht zweifeln. Ein gebrechlicher Greis, deſſen lange Geſtalt faſt zuſammengebrochen war; das Geſicht voll Runzeln und ohne jene Majeſtät, die dem Alter oft eigen iſt, einzelne Härchen um eine kahle Stirne, das war Arthur! Meine Couſine empfing ihn mit den Worten:

„Kommen Sie, lieber Graf, hier iſt Jemand, der ſich ſehr freut Sie wiederzuſehen."

Nachdem ich mich etwas erholt, näherte ich mich.

„Erkennen Sie ſie nicht mehr? Es iſt die Baronin Nerking, die Sie ſo anmuthig und liebenswürdig fanden."

„O ja wohl, — gewiß —" war ſeine verlegene Antwort. Er grüßte mich. Ich ſah, daß er mich ganz vergeſſen hatte. Das war ein ſtechender Schmerz für mich. Meine Couſine, die das errieth, nahm ihn bei

Seite und erzählte ihm von unſeren erſten und einzigen Zuſammenſein, er hörte aufmerkſam zu und ſchien ſein ganzes Gedächtniß auszuforſchen.

„Ich entſinne mich nicht,“ antwortete er endlich; „ich weiß wohl, daß es hier mehrere ſehr ſchöne Damen gab, allein ich erinnere mich nur Ihrer.“

Zwei große Tropfen entfielen meinem Auge; es war mein ganzes Leben, das ich beweinte, meine ganze Vergangenheit, die mir dieſer grauſame Menſch mit Einem Worte raubte. Und was bleibt nun noch übrig, um mich zu entſchädigen? Vielleicht noch einige Leidenstage und dann der Tod. — Er ſetzte ſich zu mir, und ich gewann ſo viel Gewalt über mich, einige höfliche Worte an ihn zu richten. Er antwortete kaum, bis ſich meine Reden ausſchließend auf ſeine Perſon bezogen; — da erhob er ſeine Stimme, man bildete einen Kreis, um ihn zu hören und dieſe Aufmerkſamkeit ſchien ihm zu behagen. Als ſich eine junge Dame an's Piano ſetzte, wurde er ſichtbar verſtimmt: er war nun nicht mehr das einzige Ziel aller Augen und Ohren und nahm das wohl als eine unerlaubte Verkürzung. Ich blieb in ſeiner Nähe, und da er an mir eine theilnehmende Zuhörerin fand, ſo verſuchte er die Unterhaltung wieder aufzunehmen; ich ſelber wünſchte es und ſo war es ihm ein Leichtes. Ich brachte ſeine frühere Reiſe, auf der er dieſes Schloß beſucht, zur Rede und er ſprach viel von dem Vergnügen, das ſie ihm gewährt habe.

Und wie, fuhr ich fort, Herr Graf, und Sie erinnern ſich nicht mehr an unſere Promenade im Garten, an meinen Geſang? — An ihre Liebe? wollte ich beifügen: aber eine kurze Ueberlegung ſparte mir dieſe Lächerlichkeit.

„O ganz wohl, gnädige Frau.“

Aber ich fühlte, daß er jetzt eine galante Unwahrheit geſprochen.

„Erlauben Sie, meine Gnädige, habe ich Ihnen damals nicht ein Gedicht gemacht, irgend einen zärtlichen Seufzer? O ſicherlich. Auf meiner damaligen Reiſe in dieſer Gegend habe ich keine hübſche Dame geſehen, ohne ihr dieſe Aufmerkſamkeit zu beweiſen. Die Frauen lieben das, und ſingt man ſie an, ſo ſingt man ſich in ihr Herz; denn es ſchmeichelt ihnen, mit den Dichtern unſterblich zu werden. Beſitzen Sie mein Gedicht noch, o ſo geben Sie es mir: ich habe keine Abſchriften behalten und weiß doch, daß ich damals recht artige Sachen gemacht. Man druckt jetzt meine geſammelten Werke, wollen Sie nicht auch eine Stelle darin einnehmen?“

Da vermocht' ich meine Kaltblütigkeit nicht mehr beizubehalten; meine Erinnerungen verwandelten ſich in Zorn. Ich konnte mir nicht verſagen, einen alten

Gecken zu ärgern, um deſſentwillen ich ſo oft und ſo viel geweint und der mir nun offen geſtand, daß ich das Biſchen Aufmerkſamkeit, die er mir erwieſen, mit allen Damen meiner Heimath theilen müſſen. Alſo ich hatte ihm nichts mehr eingeflößt als jenes flüchtige Wohlgefallen, das er an tauſend andern gefunden? und mein Geheimniß, meinen Schatz verlangte er von mir zurück, um ihn den Augen des Publikums vorzulegen, während ich ihn vor den Blicken der Freundſchaft verbarg! ich, die nur wollte, daß ſein und mein Auge auf dieſen liebeglühenden Zeilen verweilt habe. O nein, nimmermehr!

Es thut mir unendlich leid, Herr Graf, erwiederte ich, aber Ihr werthvolles Autograph beſitze ich nicht mehr; erinnere ich mich gut, ſo war es ein größeres Gedicht, das Sie mir gewidmet, ich glaube gar eine Elegie; aber als ich aufhörte jung zu ſein, fand das Alles den Weg in's Feuer: Ihre Huldigung wird mit vielen andern dahingewandert ſein.

Das wirkte; ich konnte meine Rache nicht beſſer wählen. Seine Eitelkeit war ſo tief verletzt, daß er ſich raſch erhob, mir ein vornehmes „Recht Schade!" zuwarf und ich mich daran erfreuen konnte, wie gut mein Pfeil getroffen hatte.

Was weiter geſchah, erzähl' ich nicht mehr. Wozu auch? Da ſitze ich nun an dieſem Abend an derſelben

Stelle wie damals, da ich an ihn geglaubt und zum erſten Mal für ihn geſchwärmt. Meine kindiſchen Briefe, ſeine Verſe und ſein Porträt habe ich den Flammen übergeben. Jetzt bin ich nichts mehr als eine alte Frau, deren Vernunft ihr Lebenlang nicht genugſam auf der Huth war, die aber durch eine Erſchütterung wieder ſo zu ſich gekommen iſt, daß ſie ohne Schande und Reue an das, was nicht mehr iſt, denken kann. Was es auch immer geweſen ſein mag, was mich von meinem Irrthum geheilt, gleichviel, ich muß es ſegnen. Ich habe viel und ſtundenlang nachgedacht, ich habe den Schleier zerriſſen, der meine Augen ſo lange Jahre hindurch bedeckt hat, — aber ich weiß nun auch nicht, auf was das Auge hinlenken. Ich habe mir es tief innerlich gelobt, nie eine Frömmlerin zu werden, und ahnte nicht, daß dazu ein Bedürfniß in dem vereinſamten Herzen doch einmal erwachen könne. Möge mir es der Himmel verzeihen! Jetzt fühle und glaube ich, daß es außer Gott nichts Wahres gibt, und ihm will ich meine letzten Tage weihen. Hätte ich doch früher ſo gedacht! Wie viel an Reue und Täuſchung hätte ich geſpart und wie viel an Hoffnung gewonnen.

Der Unwiderſtehliche.

Die blaſirte Geſellſchaft der Gegenwart zählt eine Menge von Mitgliedern, in denen Eigenliebe und Eitelkeit die geheimen Triebräder der inneren Exiſtenz ſind. Die Kunſt des Umgangs, der Firniß der Bildung zielt eigentlich nur dahin, dieſes Räderwerk geſchickt zu maskiren und ein ſchönes oder geheimnißvolles Zifferblatt über die innere Maſchinerie des Egoismus zu breiten. Trügen ſich die Perſonen dieſe nackt entgegen, ſo gäbe das moraliſche Bacchanalien, bei welchen nur ein unbefangener Zuſchauer fehlte; denn Jedermann leidet in irgend einer geheimen Ecke ſeines Innern an derſelben Krankheit. Dieſes Verſtellen und Maskiren hat hinwieder bei gewiſſen vortheilſuchenden Leuten eine Schlauheit in Bewegung geſetzt, welche dem Feinde alle Schwächen ablauſcht und ihn bei guter Gelegenheit in ſeinen eigenen Quartieren überrumpelt. Sie weiß es, wenn ſie auf geſchickte Art die ſchöne weiße Hand der häßlichen gnädigen Frau bewundert, oder es rühmt, wie ſtattlich der dicke Herr Gemahl im Sattel ſitzt, daß ſie mit dieſer gewandten Lobrede beſſer ans Ziel gelangt, als wenn ſie ein ganzes Regiſter ihrer eigenen wahren Verdienſte herzählte. Die Leute hören ſo ungern von uns, aber gar zu gern von ſich ſelbſt reden. So ſtehen ſich Eigenliebe und Liſt gegenüber und ſpielen Haſchen, ein Spiel, das durch die jetzige Stellung der Geſellſchaft als diplomatiſches ſanctionirt iſt. Nur wenn Selbſtgefallen und Dünkel, auf äußere zufällige Vorzüge gegründet, offen und herausfordernd auftritt, erlebt er wohl zuweilen eine gebührende Züchtigung. Zum Belege mag folgender nicht unintereſſante Fall dienen.

Adolph zählte einige zwanzig Jahre und war ein Etourdi, der an nichts als an Liebe und Vergnügungen dachte. Die Studien hatten ihm keine große Unbequemlichkeit verurſacht, denn er war ein Feind aller geiſtigen Anſtrengung. Was man mit den induſtriellen Maſchinen will, meinte er, das weiß ich: aber was die moraliſchen Maſchinen, die man Lehrer nennt, taugen ſollen, das begreif' ich nicht. — So war nun einmal ſeine Anſicht, und daß man mit ſolchen Anſichten früher oder ſpäter einmal übel ankommen muß, läßt ſich denken. Adolph war von ſehr gefälligem Aeußeren; dieſes und der freie Beſitz eines anſtändigen Vermögens erfüllten ihn mit einer großen Zuverſicht in ſich ſelbſt. Er hielt es für eine Unmöglichkeit, daß das Auge einer Dame auf ihm verweile, ohne daß ihm zugleich ihr Herz ſchlage. Ueberdieß hielt er ſich für ſo glücklich als gewandt in Liebeshändeln, und ſeine Unwiderſtehlichkeit war durch ein Paar wohlfeile Intriguen zur Ueberzeugung in ihm feſtgewachſen.

Reine, keuſche Liebe iſt hier unten auf Erden das, was dort oben ein Engel: der letztere hat in ſeiner Lage mehr Glück, die erſtere jedoch in der ihren mehr Verdienſt. Aber eine ſolche Anſicht hätte Adolph für Unſinn, eine derlei Parallele für lächerlich gehalten. An die Reinheit der Seele dachte und glaubte er nicht, und was die Engel anbelangt, ſo waren ihm die gefallenen am liebſten.

Zu ſeinen vornehmen Paſſionen gehörte auch die Reiſeluſt. Indem er ſeine Siege an allen Orten ſorgfältig aufzeichnete und mit Ruhmredigkeit verbreitete, hoffte er zugleich in allen Weltgegenden die Spuren ſeiner Liebenswürdigkeit und die Opfer ſeiner Eindrücke zu hinterlaſſen. Er verließ eben Deutſchland, wo, nach ſeinem Ausſpruche, ihm Alles in Sehnſucht nachſchmachtete und ihm zahlloſe Thränen nachweinte, und wir ſehen ihn jetzt in Venedig.

Fiorella Marelli, eine junge Dame von ſpaniſcher Abkunft, war eine der gerühmteſten Schönheiten der Lagunenſtadt. Adolph fand bald Mittel, ſich in ihrem Hauſe einführen zu laſſen. Von ihren Reizen augenblicklich gefeſſelt, ſetzte er ſofort ſeine Künſte in Bewegung und richtete die ſüßeſten Worte an die Donna.

„Ach,“ meinte Fiorella, von ſeinen ſchönen Reden ſcheinbar ergriffen, „es iſt leichter ſagen, daß man liebt, als wirklich lieben.“

„Nein,“ erwiederte Adolph, „Ihnen gegenüber iſt es leichter zu lieben, als es zu ſagen.“

Ihr Gemahl war ein zornmüthiger und höchſt ſonderbarer Mann. Der Marcheſe Marelli, nicht mehr in der Blüthe ſeiner Jahre und bereits Vater eines erwachſenen Sohnes, der im Auslande reiſte, hatte ſie in zweiter Ehe geheirathet und beobachtete ſie mit dem argwöhniſchen Auge eines Südländers. Fiorella ſchien oft zu erbeben, wenn ſie mit Adolph zufällig allein war, und erzählte ihm dann in ängſtlichem Tone einzelne Züge der Eiferſucht und Grauſamkeit ihres Gatten, bei deren Anhörung einem Bewerber wohl unheimlich zu Muthe werden konnte. Adolph aber vernahm alles mit Ruhe; mit der Gefahr wuchs auch ſeine Liebe.

Eines Abends befand er ſich bei der ſchönen Venetianerin, die ihm von ihrem Bruder ſprach, dem ſie, ſo wie er ihr, außerordentlich zugethan war.

„Sollten Sie es glauben,“ ſagte Adolph, „ich bin auf Alles eiferſüchtig, was Ihnen lieb iſt, und doch wünſchte ich auch wieder, daß die ganze Welt ſich bemühe, Ihnen zu gefallen. Oft ſeufze ich, daß es mir nicht gegeben iſt, Sie genugſam zu lieben, und doch liebe ich Sie mit aller Macht meiner Seele.“

„Sagen Sie lieber, mit aller Macht Ihrer Begierde.“

„O Fiorella, wie falſch beurtheilen Sie mich! Bei wahrer Liebe gehören auch die Sinne dem Herzen an. Ihr Wogen und Wallen iſt auch ſeine Sprache, und ihr ſehnſüchtiges Leben iſt nur der geſteigertſte Ausdruck der Leidenſchaft, welche Worte auszuſprechen nicht vermögen.“

Adolph hatte dieſes mit hinreißendem Feuer geſprochen. Schwankte Fiorella, oder glaubte ſie, was er bereits ſo Vielen vor ihr geſagt? — Da wurde die Thüre mit Heftigkeit aufgeriſſen.

„Ich bin verloren!“ ſchrie die Donna.

Der Marcheſe Marelli ging feſten Schrittes auf Adolph zu. Seine Augenbrauen waren im Zorne zuſammengezogen; Hohn und Wuth malte ſich auf ſeinen Zügen; ſeine Hand hielt ein Piſtol.

„Herr von B . . .,“ ſprach der Italiener, „Sie lohnen Gaſtfreundſchaft mit einem Schurkenſtreiche; Sie wollen Liebe hier einſchwärzen, ich zahl’ es Ihnen mit dem Tode!“

Fiorella ſank in Ohnmacht.

„Kommen Sie Herr," entgegnete Adolph, „welche Waffen haben Sie gewählt?"

„Sie meinen ein Duell? hoffen Sie nicht darauf!" erwiederte der unverſöhnliche Gatte, indem er den Hahn des Piſtols ſpannte. „Einen Banditen, deſſen man habhaft wird, tödtet man und ſchlägt ſich nicht mit ihm."

„Herr," rief der empörte Liebhaber, „ich bin Edelmann!"

„Was kümmert mich das! Um Ihnen eine Kugel durch den Kopf zu jagen, brauch' ich nicht zu wiſſen, ob Sie Ahnen haben oder nicht. Ein edelgeborner Schurke iſt ein doppelter."

„Feiger Meuchelmörder!"

„Sparen Sie die Worte. Glauben Sie an ein anderes Leben?"

„Ja."

„Dann machen Sie Ihre Rechnung mit dem Himmel, aber ſchnell!"

Fiorella ſtieß einen leiſen Schrei aus.

„Wohlan denn! ich bin bereit zu ſterben," entgegnete Adolph mit feſtem Tone, „aber ermorden Sie mich nicht vor ihren Augen."

„Eigenliebiger Thor! Du denkſt wohl, ſie könne Deinen Tod nicht überleben? Sei ruhig, ſie wird es.

Doch will ich Deine letzte Bitte erfüllen. Komm in das Nebengemach.“

Der Italiener wies mit einem fürchterlichen Hohnlachen auf eine Thür im Hintergrunde. Adolph wandte ſich dahin. Eine einfache Tapetenwand trennte die Beiden nun von Fiorella. Marelli erhob die Waffe und wollte ſchießen.

„Wir ſind hier zu nahe,“ drang Adolph in ihn, „Ihre Gemahlin muß den Schuß hören.“

„Und wird darüber wahnſinnig werden, nicht wahr, mein hübſcher Cavalier?“

„Erdolche mich ohne Geräuſch, erbärmlicher Spötter!“

„Erdolchen? . . . Der Vorſchlag iſt gut,“ — und der Italiener ſteckte das Piſtol zu ſich. „Ich habe auch für dieſen Fall vorgeſorgt. Wäre es mir aus dem oder jenem Grunde unmöglich geweſen, Feuer auf Dich zu geben, ſo waren meine Maßregeln getroffen. Geh hier hinaus! in der Galerie, die Du durchſchreiten wirſt, erwarten Dich zwei Bravi, deren Dolchen Du nicht entkommſt. Hätte die Memme auch dagegen etwas einzuwenden? Laß hören: ich habe Geduld mit Dir.“

„Ich würdige Dich keines Wortes mehr. Du haſt einen Sohn, möge in fremdem Lande an ihm ſo geſchehen, wie Du an mir handelſt. Die Mörder warten; dieß mein Abſchiedswort."

Adolph war in der Gewalt eines unerbittlichen Menſchen. Was ſollte es ihm helfen, gegen das gräßliche Schickſal zu ringen? es blieb ihm nichts übrig als muthig zu ſterben. Mit erhobenem Haupte und feſtem Schritte ging er auf die Galerie los und ſah die Banditen auf ihrem Poſten. Bei dem Anblick ihres Opfers bewegten ſie ſich ihm langſam entgegen. Es waren ein Paar athletiſche Geſtalten und ihnen Widerſtand leiſten, hieß nur die Todesqual verlängern. Er war ohne Waffen und in ihren Händen blitzten Stilete. Adolph faßte ſie feſt ins Auge und wankte nicht zurück.

Ich habe höchſtens noch eine Minute zu leben, dachte er, indem er den Zwiſchenraum zu ſeinen Mördern maß. Dieſe, ohne ihren Gang zu beeilen, betrachteten ihn mit kalter Gleichgültigkeit. Ohne innere Bewegung ſchritten ſie zum Verbrechen: der Tod von ihrer Fauſt war ſicher.

Die Galerie iſt zur Hälfte durchſchritten.

Fünf bis ſechs Secunden noch, ſprach der Geopferte für ſich. Nur noch eine! Verzeihe mir, o Gott! — ſo ſein letzter Ausruf.

Die Bravi faſſen ihn zu beiden Seiten und ſchwingen die Dolche. Adolph erwartet den Todesſtoß, ſein Auge hat ſich geſenkt. Eine fürchterliche Pauſe — auf die ein ſchallendes Hohngelächter folgt.

Marelli ſteht vor ihm.

„Du haſt Muth gezeigt,“ rief er mit donnernder Stimme: „möge Dir das zur Warnung dienen! Möge meinem Sohne, wie Du es gewünſcht, in fremdem Lande ſo geſchehen, wie ich an Dir gehandelt. O ich könnte grauſam ſein, wenn ich nicht auf andere Art zu ſtrafen wüßte. Meinen Dolchen biſt Du entgangen, wie meine Gattin Deiner Liebe: beides vielleicht durch ein Wunder, vielleicht durch eine Laune des Zufalls; gleichviel. Bravi, ſteckt eure Stilete ein und werft dieſen jungen Herrn zum Hauſe hinaus!“

Der Befehl des Marcheſe wurde mit der gröbſten Pünktlichkeit vollzogen. Schmachvoll aus dem Hauſe Marelli's auf die Straße geſetzt, kam Adolph wuthentbrannt nach Hauſe. Tauſend Racheplåne kochten in ſeinem Herzen, und ſchon am frühen Morgen ſtand er vor dem Hôtel Marelli. Aber der eiferſüchtige Venetianer war mit ſeiner Frau in der Nacht abgereiſt und ſeine Abweſenheit werde, wie man verſicherte, mehrere Jahre dauern. Vergebens forſchte Adolph nach den Spuren des Verſchwundenen — und wenige Tage ſpäter erſchien ein Abgeſandter der Polizei, welcher

Herrn Adolph von B... ſeinen vollzogenen Paß überbrachte und ihn um eine baldige Abreiſe erſuchte. — So hatte ihm die ganze Geſchichte nur unangenehme Erinnerungen und Schande gebracht: nicht Liebe, nicht Tod, noch Rache.

Fünf Jahre ſind indeſſen hingegangen. Adolph ermüdete nicht ſeinen Beleidiger zu ſuchen; die Sehnſucht nach Rache glühte lange in ihm, aber das Selbſtgefühl ſeiner Liebenswürdigkeit und Sieghaftigkeit hatte merklich nachgelaſſen. Endlich ſollte er wahre Liebe kennen lernen; wiederum war es eine ſchöne Spanierin, die ihn feſſelte und die ihn die Seligkeit eines reinen Herzensbündniſſes fühlen lehrte. Faſt wie ein blöder Schäfer ſtand der Etourdi von ehemals der reizenden Iſabella gegenüber; auch das Begehren nach Rache ſchwieg vor dem allmächtigen Zauber der Liebe und ſollte bald für ewig verſtummen; denn als Iſabella ſeine Neigung erwiedernd, endlich einwilligte die Seinige zu werden, und aus dieſem Anlaſſe die Familienangelegenheiten zur Sprache kamen, ergab es ſich, daß die Tante der ſchönen Braut Niemand anderes war, als die Marcheſa Fiorella Marelli. Bei Nennung dieſes Namens zuckten in der Bruſt des Gekränkten nochmals alle Racheſchwerter empor, aber ſie ſchmolzen an dem Sonnenblick der Liebe und ſanken durch das erwachte Gefühl, damals eine wirklich verdiente Strafe erlitten zu haben. Als nun vollends am Hochzeittage ein herzlicher Brief des Marcheſe ankam, worin dieſer den glücklichen Neuvermählten um Vergeſſen des Vorgefallenen bat und ihm zu ſeiner Wahl und geänderter Geſinnung Glück wünſchte, wurde Adolph ganz heiter und erzählte bald darauf ſeiner Frau und ſeinen Freunden das Abenteuer im Hôtel Marelli.

Der Unwiderſtehliche iſt gebeſſert und glücklich, und der Marcheſe lebt wieder in Venedig.

Iduna.

Die Vermählung des Gutsherrn von Waldheim verſammelte aus nah und fern alle ſeine Freunde und Verwandten; ein Feſt drängte das andere und ein glänzender Ball, bei welchem der reiche Mann Alles aufbot, was Köſtliches und Prachtvolles zu ſehen war, machte den Beſchluß.

Unter den vielen ſchönen Damen, welche den Abend verherrlichten, war es vorzüglich Iduna, die Pflegetochter des Grafen Bergen, welche wie eine lichte Sonne alle übrigen Sterne verdunkelte. Im leichten Tanze flog mit einer unausſprechlichen Grazie die zarte, faſt ätheriſche Geſtalt dahin; ein freundliches Lächeln ſchwebte um den Roſenmund und die Wangengrübchen; doch lag in dem von langen Wimpern verhüllten Auge eine Schwermuth, die dem Beobachter nicht entgehen konnte, und einen neuen Reiz auf das Mädchen goß.

Iduna war die Tochter eines Erziehers des Grafen, und wurde von letzterem nach dem Tode ihrer Eltern in das Haus genommen und dort gebildet. Der Graf, welcher ſeit vielen Jahren zurückgezogen auf ſeinen Beſitzungen lebte, verwendete eine väterliche

Sorge auf die Erziehung des ihm hinterlaſſenen Kindes ſeines treueſten Freundes, und ſeine Bemühungen blieben nicht fruchtlos. Iduna keimte als eine wahre Wunderblume der Schönheit empor, der Reichthum ihres Geiſtes entfaltete ſich mit jedem Tage in ſchönerem Glanze, und die holde Beſcheidenheit, welche das Mädchen mit ihren Vorzügen niemals prunken ließ, machte es zum Gegenſtande der allgemeinen Verehrung.

„Wer iſt das bezaubernde Mädchen?“ fragte Sigmar, ein junger Fremder, der erſt vor wenig Stunden angekommen war, um das benachbarte Gut, welches er durch einen Bevollmächtigten erkauft hatte, in Beſitz zu nehmen, — einen neben ihm ſtehenden ältlichen Herrn. „Es iſt meine Pflegetochter,“ erwiederte dieſer lächelnd, indem er ſich dem jungen Mann als den Grafen Bergen vorſtellte. „O Herr Graf!“ rief Sigmar, die Augen unverwandt auf das Mädchen gerichtet, begeiſtert aus, „wie reich müſſen Sie belohnt ſein, wenn Sie durch Ihre Pflege ſo herrliche Blüthen aufkeimen ſehen!“ —

In dieſem Augenblicke war ein Tanz geendigt, und Iduna ſchwebte zu dem Vater hin, der ſie mit herzlicher Güte bei der Hand faßte. „Du ſcheinſt heute recht munter, liebe Iduna,“ ſagte er mit heiterer Miene; „das macht mich glücklich, — ſei es doch immer!“ — Und da beugte ſich das ſchöne Mädchen auf ſeine Hand, eine Thräne glänzte in ihrem Auge, und raſch wandte ſie ſich ab und eilte in das Gedränge zurück.

Sigmar, welcher ſie um den nächſten Tanz bitten wollte, ſuchte ſie lange im Saale und fand ſie endlich im letzten ſchwächer erleuchteten Gemache, wo ſie am Fenſter ſtand, und in Gedanken verloren in die helle Mondnacht des beginnenden Frühlings hinausblickte. Schnell wandte ſich Iduna um, als ſie Männertritte hörte; ſchüchtern und mit ungewiſſer Stimme brachte Sigmar ſeine Bitte vor, und mit einem freundlichen Kopfnicken reichte ſie ihm nun die Hand und folgte in den Saal, wo die Paare in wirbelndem Schalle der Inſtrumente ſchon auf- und niederſchwebten. — Hatte der junge Mann ſchon bei dem erſten Anblicke Iduna's ſich ſonderbar bewegt im Innerſten ſeines Herzens gefühlt, ſo ſchien es ihm jetzt vollends, als ob ihm die Sinne vergehen ſollten, da er am Arme des lieblichſten Weſens dahin flog, ihre ſüßen Worte an ſein Ohr klangen, und der reine Sonnenſtrahl ihres klaren Auges das ſeinige traf. Doch ſenkte das Mädchen oft gedankenvoll ſeine Blicke zu Boden, tiefe Wehmuth entfaltete ſich immer deutlicher in ihren

Zügen, ein banger Seufzer entſchlüpfte den halbgeöffneten Lippen, und wie aus einem Traume erwachend, antwortete ſie dann Sigmar, der ihr ſeine Frage wohl zwei Mal wiederholen mußte. — „Sie iſt nicht glücklich!“ ſprach der junge Mann bei ſich ſelbſt, als er am Ende des Tanzes ſich gegen Iduna verneigte, und dieſer Gedanke vermiſchte mit bittrer Qual das Gefühl der Liebe, das ſich mächtiger in jedem Augenblicke in ſeinem Herzen ausbreitete.

In wechſelnden Empfindungen verſunken ſtand Sigmar ſinnend am Ende des Saales, als ein Schall und ein kläglicher Schrei, der ſich zugleich vernehmen ließ, ihn aus ſeinem Hinbrüten aufrüttelte. Alles drängte ſich nach der Stelle; auch Sigmar flog hinzu und erblickte Iduna von einem herabgeſtürzten Wandleuchter getroffen, ohnmächtig am Boden liegen. Er ſah Blut an ihren Locken, ihre Augen geſchloſſen, Todtenbläſſe auf ihren Wangen; haſtig eilte er zum Saale hinaus, half ſelbſt die Pferde an einen leichten Wagen ſpannen und flog dann im raſcheſten Galopp in der kühlen Nacht fort nach der eine Stunde entfernten Stadt. Es waren kaum fünfzig Minuten vorüber, als er mit einem Arzte wieder in den Saal trat. Iduna hatte ſich erholt; allein die Wunde ſchmerzte ſie ſehr, und ein Fieberfroſt bebte heftig durch ihren Körper. Der Arzt befahl ſogleich, ſie zu Bette zu bringen, ordnete zweckmäßige Umſchläge an und ſchien ängſtlich beſorgt um ihren Zuſtand. —

Dieſes unglückliche Ereigniß hatte dem Balle ein plötzliches Ende gemacht. Mißmuthig, in bangen Sorgen um das geliebte Mädchen ging Sigmar in ſein Zimmer, wo ihm die ſchlafloſen wenigen Stunden, die bis an den Morgen fehlten, zur Ewigkeit wurden.

Am nächſten Tage wurde ſeine Erkundigung nach Idunens Befinden mit der Nachricht beantwortet, daß das Fieber ſie verlaſſen habe und der Graf ſich Sigmar's Beſuch erbitte. — Mit frohem Herzen eilte nun Sigmar zu dem Pflegevater ſeiner Geliebten, der ihm mit den herzlichſten Worten für die Sorgfalt dankte, die er für Iduna bewieſen hatte, und mit der Verſicherung ſchloß, daß nach der Ausſage des Arztes des Mädchens Zuſtand ohne dieſe ſchleunige Hülfe ſehr traurig hätte werden können. Sigmar konnte ſich kaum der Thränen erwehren, als ihn nun der Graf an das Krankenlager führte, und Iduna ihren Dank mit einem leiſen Händedrucke ausſprach, und ein freundliches Wohlwollen aus ihren ſchönen Blicken glänzte. Der Graf behandelte den jungen Mann mit der ausgezeichnetſten Hochachtung, forderte ihn wiederholt zum freundſchaftlichen Beſuche auf und nahm an der Lektüre, welche Sigmar öfter der ſchönen Kranken hielt, mit ſichtbarem Vergnügen Antheil.

So waren acht Tage vergangen; Iduna war geneſen, Graf Bergen traf Anſtalten, Waldheim zu verlaſſen und nach Hauſe zurückzukehren. Noch einmal wiederholte ſie bei dem herzlichen Abſchiede ihren oft ausgeſprochenen Dank, und als der Graf Sigmar einlud, ihn auf ſeinem Gute zu beſuchen, da bat das liebliche Mädchen mit unwiderſtehlicher Freundlichkeit, daß er doch gewiß recht bald kommen ſolle. — „Die Geſchäfte, welche mich ſowohl hier als in der Reſidenz feſthalten,“ antwortete der freudige Sigmar, „ſind bis fünfzehnten Juni beendiget. An dieſem Tage hoffe ich auch Gebrauch von Ihrer gütigen Einladung machen zu können.“ Da ſtieg nun der Graf mit ſeiner Pflegetochter in den Wagen, raſch rollte der über die Straße dahin, und lange ſtand Sigmar noch auf der Schwelle, mit ſehnſüchtigen Blicken den Reiſenden folgend, die längſt ſchon ſeinem Geſichtskreiſe entſchwunden waren.

Mit welcher Thätigkeit Sigmar nun ſeine Angelegenheiten in Ordnung brachte, und mit welcher Ungeduld er dem Augenblick entgegenſah, wo er abreiſen könnte, bedarf wohl keiner Verſicherung. Mit den lieblichſten Farben malte die Hoffnung die Tage ſeiner

Zukunft; Alles glänzte in Luſt und Entzücken vor ſeiner Seele, wenn er ſich geliebt von dem ſanften bezaubernden Mädchen dachte und lebhaft alle die ſchönen Stunden an ſeinem inneren Auge vorübergleiten ließ, die der Beſitz dieſes Engels ihm gewähren müſſe. „War ſie doch ſo freundlich, ſo herzlich!“ rief er beruhigend aus, wenn zuweilen der Gedanke, daß Iduna ſeine Liebe nicht erwiedern würde, ſich mit quälender Geſchäftigkeit in ſeinem Kopfe regte; die mächtigere Hoffnung aber unterdrückte endlich alle Beſorgniſſe, und mit muthiger Sehnſucht beſtieg er den Reiſewagen, als er eine Woche vor der beſtimmten Zeit ſeine Geſchäfte vollendet hatte.

In einer der anmuthigſten Gegenden des ſüdlichen Deutſchlands gelegen, hebt ſich das alte Familienſchloß des Grafen Bergen, ein ſchöner freundliche Rieſe, hoch über die ſtolzen Pappeln empor, die es in langen, dichten Reihen umzäunen. Zu ſeiner Füßen blühen in reizenden Thälern tauſend und tauſend ſüß duftende Blumen; auf dem Haupte blinken glänzende Sterne ſo hoch, als ob ſie vom Himmel hernieder leuchteten, und aus den hellen Augen überſieht er alle Auen, Wälder und Berge auf viele Meilen in der Runde. So ſtand das Schloß vor Sigmar, als er in ſeiner Nähe — wie er glaubte, aufgerüttelt aus ſo manchem ſüßen, wachen Traume, endlich das geſenkte Auge hob. Er befahl dem Kutſcher, in der nächſten Herberge zu übernachten und am andern Morgen nachzukommen, da er den übrigen Weg zu Fuße machen wollte, um unbemerkt vor ſeiner theuren Iduna zu erſcheinen. Mit ſchnellem Schritte eilte er dem Schloſſe zu, das ſich immer weiter und weiter zurück zu ziehen ſchien, und nachdem er ſchon länger als eine Stunde gegangen, ſtand es noch immer ſo entfernt von ihm, wie in dem erſten Augenblicke, da er es erſehen. Er konnte den Weg nicht verfehlt haben, und doch ſchien es gewiß, daß er um nichts näher gekommen. Schon ſenkte die Sonne allmählig ihre Strahlen; der Weg führte in ein Thal hinab, — keine Stimme regte ſich mehr in der weiten Natur, — nur die Schritte des eilenden Sigmar hallten dumpf, wie Trauertöne, aus dem Erdboden gerufen, und das Gras ziſchte unter ſeinen Füßen, als ob ſie auf Schlangen und Molche träten. Der Himmel verdunkelte ſich immer mehr und mehr, ſchwarze Wolken zogen ſich zuſammen und wie aus glühenden Oefen hauchte die Luft ihn an. Schon zuckten Blitze am ſüdlichen Himmel und erleuchteten ſparſam den Pfad — zum Glück den einzigen, der vor ihm lag. Der ferne Donner rollte über die Gebirge, — ein heller

Blitz glühte in den Wolken, da gewahrte er im rothen Scheine die goldenen Sterne des Schloſſes. Er achtete nicht des ſteilen Berges, die Sorge beflügelte ſeinen Fuß, und athemlos ſtand er endlich an der Pforte des majeſtätiſchen Gebäudes. Ein alter Diener begegnete ihm; er ſchien erſtaunt über den ſpäten Beſuch, und leuchtete die breite Treppe hinauf. Man hatte ihn erſt den folgenden Tag erwartet. „O ſchön, daß Sie kommen,“ ſprach der Alte gutmüthig; „da wird es doch ein wenig freundlicher werden in dem öden Schloſſe; der gute Herr Graf wird nicht mehr ſo ſtumm und ernſt vor ſich hinſehen, und auch das liebe Fräulein wird vielleicht heiterer aus den ſchönen Augen ſchauen.“

Sie gingen nun über einen langen Gang, dann durch mehrere Zimmer, endlich in einen großen Saal, wo jeder Schritt dumpf wiederhallte. „Das iſt der Ahnenſaal,“ lispelte der Führer leiſe. Matt leuchtete ſeine Kerze; Sigmar konnte nichts von den Gemälden erkennen; da blitzte es fürchterlich hell durch die hohen Fenſter und wie im Geiſterglanze ſtand das nächſte Bild, — eine hohe, bleiche Rittergeſtalt mit durchdringenden Blicken vor ihm. Der Donner hallte hinterdrein, daß die Fenſter dröhnten. Der Alte bekreuzte ſich und hielt ſorgſam die Hand vor das Flämmchen, damit es ja nicht erlöſche. Nun führte er ihn noch durch zwei Gemächer, wo er dann ſtehen blieb und ſchweigend deutete, daß in der nächſten Thür der Graf und Iduna ſei. Sigmar hörte ſie ſprechen; — bange und doch ſo freudig klopfte ſein Herz; — „ich ſoll den verehrten Greis wiederſehen, und — ſeine Pflegetochter, die ſchöne herrliche Iduna!“ — Raſch trat er nun in die Thür. — Mit wahrer Ueberraſchung rief ihm der Graf entgegen: „Lieber Sigmar, ſchon hier!“ und drückte ihn feſt in die Arme. Iduna ſprang freundlich vom Sitze auf, reichte ihm herzlich das liebe Händchen und grüßte mit einem traulichen: „Willkommen!“ — Heitere Geſpräche gingen nun von Mund zu Mund, — der Graf erzählte von ſeiner Jugend, Iduna ſchien froh und heiter, und Sigmar hatte alle Müdigkeit vergeſſen. —

„Man beſucht uns hier ſehr ſelten,“ ſprach der Graf; „ich meine die Bekannten aus der Reſidenz. Sie wollen auch hier die lauten Freuden, das lärmende Gepränge ihrer glänzenden Mauern finden, und kommen ſich hier einſam vor in der ſtillen, freundlichen Natur. Auf ihren Schlöſſern müſſen Bälle, Concerte, Schauſpiele gegeben werden, um die ſchönen Frühlingsſtunden zu tödten, um die Freuden der Stadt doch ja nicht zu entbehren. Das finden ſie bei mir freilich nicht. — Aber ein ſtilles Gemüth, wie das Ihrige, lieber Freund!

das an der heiligen Natur und ihrer treuen Schweſter, der Kunſt, mit unendlicher Liebe hängt, wird hier genußreiche Nahrung und die ſüßeſte Freude finden. — Sie ſollen alle die Herrlichkeiten, die hier der Frühling ſo reich entfaltet, kennen lernen; wir wollen Sie auf die heitern Punkte führen, wo ſich die Welt, ein unerreichbar ſchönes Panorama, vor den hochentzückten Blicken ausbreitet. Iduna ſoll Sie in die Bildergallerie geleiten, die reich an Originalen und trefflichen Kopien iſt, und in den Ahnenſaal, wo mir die Vergangenheit manchen traulichen Gruß ſendet, und die mannichfaltigen Schickſale der längſt Vermoderten ſich warnend an mein Leben knüpfen. Auch die Muſik trägt leicht und ſüß hier Manche in eine ſchöne Heimat; denn Iduna's Harfenklänge ſcheinen wahrlich nicht von dieſer Welt zu ſein. — So hoffe ich, lieber Freund! werden unſere Tage heiter werden, ob der Sturm da draußen auch tobe und der Regen an die Fenſter ſchlage, wie eben jetzt."

Sigmar fühlte ſich tief gerührt durch dieſe herzliche Sprache, den freundlichen und doch zuweilen wehmüthigen Blick, der dieſe Worte begleitete. Er erzählte nun auch von ſeiner Reiſe und der Bangigkeit, die ihn anwandelte, als er bei dem Einbruche der Dunkelheit das Schloß nicht zu erreichen fürchtete;

wie hoch erfreut er geweſen, als er davor ſtand, und welch ein unerklärbares Grauen ihn bei dem Anblicke des hohen, bleichen Ritters im Ahnenſaale — in der Gluthbeleuchtung des Blitzes — ergriffen. Bei den letzten Worten wurde der Graf und Iduna ſichtbar ernſter und wie aus einem Munde fragten ſie: „Die Jünglingsgeſtalt am Erker, links nahe an der Thür?“ „Ganz recht; in ein dunkles Gewand gehüllt, eine weiße Schärpe darüber.“ — „Weiße Federn am Barett, einen glänzenden Dolch in der Rechten?“ — „So ſchien es mir im Leuchten des Blitzes,“ erwiederte Sigmar, indem er auf Iduna hinblickte, und die glühende Röthe, die bei der ſchnellen Frage ihre Wangen überzogen, immer und mehr erbleichen ſah, und düſter die Blicke, als ob ſie verlöſchen wollten. — Der Sturm heulte furchtbar durch das Schloß, — es ſchlug Zwölf. — „Laßt uns zur Ruhe gehen,“ ſprach der Graf mit einem wehmüthigen Blicke auf Iduna, — „wir bedürfen ihrer!“

Der alte Diener war eingetreten; gedankenlos, faſt mechaniſch, umarmte Sigmar den Grafen, begrüßte Iduna und folgte dem Führer. — Sie mußten wieder durch den Ahnenſaal gehen; unwillkührlich blickte der Gaſt ſeitwärts nach jenem Schreckensbilde und zog dann mit ſchnellern Schritten den Alten fort.

Nicht ferne davon fand Sigmar ein mit allen Bequemlichkeiten verſehenes Gemach; die Fenſter waren mit hohen Laden verſchloſſen, und ein weiches Lager mit hellſeidenen Gardinen umhangen, lächelte den Ermüdeten an. Doch ſtand das letzte Geſpräch und jene Geſtalt zu lebhaft vor ſeiner Seele, als daß er Ruhe hätte finden ſollen. Der Eindruck, welchen die Erwähnung des Bildes gemacht hatte, ſprach ſich auf dem Geſichte des Grafen und des Fräuleins zu deutlich aus; der Zuſammenhang der Dinge war ihm zu unerklärlich, um ruhig darüber einzuſchlummern. Schlaflos lag er auf dem Bette und quälte ſich mit allen Möglichkeiten, die ihm das erklären ſollten, was er gehört und geſehen. —

Da klangen Töne an ſein Ohr — er richtete ſich auf — und deutlich zogen Harfenklänge, öfter durch das Geheul des Windes unterbrochen, an ihm vorüber. Sie ſchienen den Sturm, ſo wie die Bangigkeit ſeines Herzens zu beſchwichtigen; denn jener wurde ſtill, wie dieſe. Des Grafen Worte: „Idura's Harfenklänge ſcheinen wahrlich nicht von dieſer Welt zu ſein!“ wiederholte er ſich leiſe, und Schmerz und Freude, Wehmuth und Troſt drangen auf melodiſchen Wogen an ſein Herz. „Wer ſollte ſonſt die Himmelstöne aus der ſchlummernden Harfe wecken, als ſie, das ſüße, rührende Weſen!“ rief er mit heißer Sehnſucht aus; „o wie iſt ſie doch ſo ſchön! Ein zartes Roth, wie das der Monatroſe, blüht auf ihrem Lilienangeſichte; der Ernſt, der um ihre Lippen ſchwebt, wird durch das freundliche klare Mondenlicht ihres lieben Auges gemildert, und ihre Worte wiederhallen wie liebliche Accorde in der Bruſt; o wie iſt ſie doch ſo ſchön!“ — Er fühlte es mächtig, daß er ſie liebe; ihre Liebenswürdigkeit ſtand in vollem Glanze vor ſeiner heiß bewegten Seele; tauſend herrliche Bilder der Freude und Hoffnung gaukelten an ihm hin, und ſo hell war es in ſeinem Herzen, als ob der ſchönſte Frühlingsmorgen darin aufgedämmert wäre! —

Die Klänge waren verhallt, und der Sturm hatte zu toben aufgehört. Sigmar öffnete die Laden, und die ſchönſte Nacht mit ihren Millionen Sternenaugen blickte ihn freundlich an. Seinen ſüßen Träumen hingegeben, lag er lange im Fenſter, dachte ſehnſüchtig dem folgenden Morgen entgegen, wo er Iduna wieder ſehen würde, bis die Kühle, welche durch die Nacht wehete, ihn vom Fenſter in das Bett trieb.

Hell beſchien die Sonne ſchon das Lager, als Sigmar am andern Morgen erwachte. Iduna war ſein erſter Gedanke; raſch warf er ſich in die Kleider und öffnete die Thür. Iduna’s Kammerfrau begegnete ihm. — „Schläft das Fräulein noch?" fragte er ſie etwas verlegen. „Ei nicht doch!" erwiederte jene, „ſie begrüßte ſchon längſt den heitern Morgen, wie es ihre Gewohnheit von Kindheit an iſt; das Fräulein iſt die erſte im Schloſſe wach." — „Und ging doch geſtern ſo ſpät zu Bette; nach Mitternacht hörte ich noch die ſchönen Klänge ihrer" — „Sie vergeben, ich verließ das Fräulein ſchlafend; und wenn ſie auch wirklich die Harfe geſchlagen hätte, ſo wäre der Ton von dem Zimmer am Ende des Ganges doch kaum bis hierher gedrungen, zumal bei dem wüthenden Geheul des Sturmes um Mitternacht." — „Wer wohnt ſonſt hier in der Nähe des Saales?" — „Keine Seele, die Gaſtzimmer ſind alle leer." — „Iſt der Graf ſchon wach?" fragte er nun ablenkend die beredte Zofe weiter. — „Er wartet bereits mit dem Frühſtücke; mir iſt befohlen, das Fräulein zu rufen, das wohl im Park auf ihrem Lieblingsplätzchen ſein wird."

Sonderbar bewegt von der Erinnerung an die milden Friedensklänge der Nacht, die er noch lebhaft in ſeinem Innerſten wiederhallen fühlte, ſchritt Sigmar durch den Saal. „Von hierher ſchienen doch die Töne zu kommen," ſprach er lauter zu ſich ſelber, und hob die geſenkten Blicke, die ſtarr an dem Bilde hängen blieben, vor dem er eben ſtand. Sonderbar ergriff ihn der Anblick; der bleiche Jüngling mit der weißen Schärpe und dem blinkenden Stahl in der Hand, deſſen Blicke er am vorigen Abend ſo düſter funkeln ſah, blickte faſt mit freundlichen Augen auf ihn nieder, und deutete auf eine Harfe hin, die er eben bei Seite gelegt zu haben ſchien.

Iduna's freundlicher Gruß erweckte den Liebenden aus der dumpfen Betäubung. „Gefällt Ihnen dieſer Jüngling?“ — fragte ſie ihn freundlich. „O doch,“ ſprach er ſchnell wie aus einem Traume erwachend. „Ihr Blick ſcheint ſo unmuthig auf der ſchönen Geſtalt zu verweilen?“ — „Nicht doch,“ erwiederte Sigmar, ſich allmählig erholend und zugleich ſo angenehm durch Iduna's Nähe überraſcht; „ich dachte nur an die Bedeutung dieſes Gemäldes und bewunderte die herrliche Kunſt des Malers, der ſo viel in die Züge zu legen wußte, daß ſie uns mit rührender Vertraulichkeit das tiefe Leiden des kranken Gemüthes berichten.“ — „O wohl des kranken Gemüthes!“ ſprach Iduna bewegt; „der bleiche Jüngling hatte nichts als ſeine Harfe, den ruhloſen Sturm ſeines Herzens, der alle ſeine Jugendblüthen ſo grauſam vernichtet hatte, zu beſchwören. Hinweggeſchleudert von Allem, was ihm lieb und theuer war hienieden, verhallten ſeine Klagen wie die Klänge jener Saiten durch die finſtere Nacht ſeines Lebens; er haßte Alles, was ihn umgab — nur ſeine Harfe nicht. O ſehen Sie hin, wie ſein wehmüthiger Blick zu ſagen ſcheint: das iſt Alles, was mir geblieben!“ —

Iduna verhüllte ihr Angeſicht, die Thränen zu verbergen, die ihren Augen entquollen. Auch Sigmar war durch des lieben Mädchens ſchönes Mitleid gerührt und bat, die Geſchichte des Unglücklichen vollſtändiger zu erzählen. Schon wollte ſie beginnen, als die beiſtehende Zofe ehrfurchtsvoll erinnerte, daß der Graf ſchon ſeit einer halben Stunde warte.

Der Graf empfing ſeinen Gaſt mit der herzlichſten Freundlichkeit; — auch Iduna ſchien heiter, doch war in ihren Zügen zugleich eine ſtille Wehmuth zu leſen, die ſie unbeſchreiblich anziehend machte. Hundert Mal wohl ſchwebte die Frage auf Sigmar’s Lippen, ob Iduna die Schöpferin der ſüßen Klänge in der vergangenen Nacht geweſen? Doch eben ſo oft hielt eine unerklärbare Scheu ſie zurück, und ſie ſchien ihm endlich, wenn er ſich der Worte der Kammerfrau erinnerte, ſogar thöricht und lächerlich.

Der Graf lud Sigmar ein, ihn zu Pferde nach dem nahen Dorfe zu begleiten, das er vom Grunde auf in der ſchönſten Gegend neu erbaut und zur

Wohnung für die glücklichſten ſeiner Unterthanen beſtimmt hatte. Sigmar konnte es an der Freude, die bei der Erzählung aus ſeinem Auge leuchtete, erkennen, daß es ſeine Lieblingsidee ſei, ein Arkadien zu gründen, wo kein Unglücklicher lebe, nur gute, frohe Menſchen, und durfte ſich daher dieſer Begleitung um ſo weniger entziehen, als er ſie zu wünſchen ſchien.

Nach vier ewig langen Stunden kehrten ſie zurück; am Eingange des Parks waren ſie abgeſtiegen, und der Graf wollte ihm nun das Weitläufigere von dieſen ſchönen Anlagen erzählen, die durch ſeinen Fleiß und ſeine Beharrlichkeit, wunderbar genug, aus dem unwirthlichen Boden emporgeſtiegen.

So ſehr Sigmar auch den liebenswürdigen Greis achtete, und ſo intereſſant ihm ſeine Geſpräche zu einer andern Zeit wohl auch geweſen wären, ſo konnte er ſie diesmal doch keinen Augenblick länger ertragen. Er ſehnte ſich aus vollem Herzen nach Iduna's Nähe und bat, unter einem leichten Vorwande, ſich einen Augenblick in's Schloß entfernen zu dürfen, in der heimlichen Hoffnung, dem lieben Mädchen zu begegnen und es zu bewegen, in dem Parke Geſellſchaft zu leiſten. Wie im Fluge war er über die Treppe, durch den Saal in des Grafen Zimmer. Iduna war nicht dort. Er erinnerte ſich, daß die Kammerfrau Iduna's

Gemach am Ende des Ganges angedeutet hatte, und beſann ſich keinen Augenblick, ſie dort aufzuſuchen.

Als Sigmar vor der Thüre ſtand, pochte ſein Herz mit nie gefühlten Schlägen; ihm wurde ſo bange, als ob es um das Leben ginge, und kaum wagte er es, das Brett zu trennen, das ihm noch ihren Anblick entzog. Endlich faßte er Muth, öffnete die Thür ein wenig und fragte mit leiſer, bebender Stimme: „Iduna, darf ich Sie ſehen?“ — „Schon zurück?“ flüſterte ſie, und ſchnell einen Schrank zuſchließend, trat ſie ihm mit der Frage entgegen: „Wo ließen Sie den Vater?“ — „Er iſt — im Park,“ ſtotterte Sigmar, betroffen von der Gleichgültigkeit, die in den Worten: „ſchon zurück?“ lag, und mehr noch von den Thränenſpuren, die ſo deutlich in Iduna's Auge ſtanden. Sie mußte heftig geweint haben; er erſchien ſich ſo unbeſcheiden, daß er eben in dieſem Augenblicke gekommen, und ſein Herz war doch ſo bewegt, ſo voll von inniger Theilnahme, daß er kaum die Frage zu unterdrücken vermochte, was dem ſchönen Auge die Thräne erpreßt habe.

Schweigend gingen ſie neben einander her. Als ſie in den Saal getreten waren, ſah Iduna mit einem Blicke, in dem die tiefſte Wehmuth lag, ſich nach dem Bilde um. Sie unterbrach zuerſt das Stillſchweigen, und langſam die Blicke von dem bleichen Ritter wegwendend, ſprach ſie: „Ich bin Ihnen noch die traurige Geſchichte des Harfners ſchuldig geblieben. Ich will ſie Ihnen am Abend erzählen; nun müſſen wir zu dem Vater.“

Der Graf lächelte ihnen freundlich entgegen, und deutlich konnte Sigmar bemerken, wie Iduna ſich bemühte, dem Pflegevater das Roth zu verbergen, das heiße Thränen auf ihren Wangen aufgeglüht hatten, und wie ſie ihm glauben machen wollte, daß ſie heiter ſei. Sie leitete mit einer rührenden Kindlichkeit die Geſpräche auf Lieblingsgegenſtände des Grafen, der heiter die Fäden fortſpann, die ſie geknüpft. Sigmar mußte die Lebensgeſchichte eines jeden Baumes erfahren, die oft gewiß recht anziehend ſein mochte, dem heißpochenden Herzen aber wenig Befriedigung gab, zumal da Iduna, als ſie den Vater im Fluſſe der Rede wußte, ſtill und gedankenvoll daneben her ging.

Das Geſpräch kam auf die Kunſtſchätze des Grafen. „Sie werden herrliche Gemälde finden,“ ſchloß der Graf, wohlgefällig lächelnd, „und ſeltene und auserleſene Kupferſtiche. Van Dyk war ein perſönlicher Freund eines meiner Ahnen und hat ihm zum Angedenken die Geliebte ſo herrlich gemalt, daß es eine wahre Luſt iſt, ihr in das ſeelenvolle Auge zu ſehen. Das Bild hängt im Ahnenſaale, nahe an“ — hiemit brach der Graf plötzlich ab. Sigmar entging es nicht, daß ein leichtes Wölkchen über ſeine Stirne zog, das Iduna's freundliche Einſprache aber ſchnell wieder zerſtreute.

Sie waren nun an ein Glashaus gekommen, das ſich durch ſeine Größe und architektoniſche Schönheit auszeichnete. Eine Reihe dichter Palmen und duftender Orangenbäume bildete den Eingang in das eigentliche Blumenhaus. Gewürzhafte Gerüche dufteten dort entgegen, heiß brannte die Sonne durch die horizontalen Fenſter und der blaue Himmel ſchien ſo hell hinein, als ob man in den heitern Gärten des Heſperiden wäre. Im Vaterlande vergaß man gewiß zu ſein; denn auch kein Pflänzchen war da, das unter unſerer Sonne frei gedeihen könnte, und in den Zweigen wiegten ſich wohl viele befiederte Sänger, aber auch kein einziger, der heimiſch wäre unter unſerm Himmel. — Da ſtanden ſie vor einem herrlichen Raſenſitze, deſſen reiches Grün von einer hohen dichtbelaubten Myrthe umſchattet wurde. In einem engen, faſt geſchloſſenen Halbkreiſe umgaben duftende Muskatbäume den ſtillen Ort, und hohe Roſenhecken voll Blüthen füllten die Zwiſchenräume aus. So ernſt und ſtill ſah die Myrthe auf ihre reizende Umgebung nieder und ſchien ſchützend ihre Arme über das trauliche Plätzchen auszubreiten.

Keine Stelle in der ganzen Welt hatte noch den Eindruck auf Sigmar gemacht, wie dieſe. Er hätte weinen mögen vor ſüßer Empfindung und rief im Uebermaße ſeines Gefühles aus: „O, wie ſchön, wie ſchön!!“ — „Es iſt mein Lieblingsplätzchen,“ erwiederte Iduna mit ſichtbar freudiger Rührung und blickte lange, wie in frohen Träumen verloren, bald auf die Myrthe empor, bald auf den Raſen hernieder. Doch wie in einſamer Nacht ein Accord, der unſer Ohr überraſchte, verklingt, und die feierliche Stille ringsum uns bald wieder umgibt, ſo war die Heiterkeit, die in einem Augenblicke Iduna's Wangen überzogen hatte, bald wieder verſchwebt, und die düſtere Ruhe eines Kirchhofs ſprach ernſt aus den ſinnenden Blicken. O! mit welcher unendlichen Gewalt fühlte ſich Sigmar in dieſem Augenblicke zu ihr hingegeben; er hätte ihr zu Füßen fallen, ſie mit Thränen beſchwören mögen, den Kummer nicht ſo enge in ihre leidende Bruſt zu verſchließen, ihn auszuſchütten in das liebeglühende Herz, das ihr mit der ganzen Sehnſucht erſter Leidenſchaft entgegenſchlug. Mit Mühe errang er die Faſſung, und nur Iduna ſelbſt, die, als ſie ſich verrathen zu haben fürchtete, ſchnell mit aller Munterkeit, die nur in ihrer Gewalt ſtand, die Rede auf heitere Gegenſtände brachte, konnte ihn von etwas Auffallendem zurückhalten.

Sie kehrten in das Schloß zurück; der Graf war heiter, und das gerechte Lob, das Sigmar ſeinem Geſchmacke und ſeiner Bemühung ertheilte, ſchien den freundlichen Greis zu erfreuen. Auch Iduna wurde fröhlicher; ſie ſprach bei Tiſche mit vielem Geiſte über Gegenſtände der Kunſt und zeigte die herrlichſten Anſichten von Allem, was ſchön und gut iſt hienieden. Sigmar konnte ſeinen Blick nicht von ihr wenden; — die innigſten Gefühle bewegten ſeine Bruſt, und jedes ihrer Worte berührte die tiefſten Saiten ſeiner Seele. Hatte ihn früher ihre Schwermuth erſchüttert, zu ihr hingezogen, ſo ſchien ſie ihm nun in ihrer liebenswürdigen Heiterkeit vollends unwiderſtehlich. Er fühlte es ſo deutlich, daß er ſie liebe, wie er noch kein Mädchen auf Erden geliebt, und wie unausſprechlich glücklich er durch ihre Gegenliebe wäre! — Nach Tiſche verſprach Iduna, ihm die Gemäldegallerie zu zeigen.

Der Graf machte ſein Mittagsſchläfchen und Sigmar folgte der Lieblichen durch den einſamen Saal. Auch nun flogen ihre Blicke im Vorübergehen nach dem Bilde hin; er ſah es, wie ſie dem bleichen Ritter heimlich zunickte, und wie oft ſchnell düſtre Wolken das helle Sonnenlicht verfinſtern, ſo war auch mit einemmale das heitere Licht ihres Frohſinns verdunkelt, und der bange Ernſt, der ſo ſehr dem Kummer gleicht, umnebelte ihre Blicke. Ihr früheres Benehmen hatte Muth in Sigmar's Herz gegoſſen; er hatte feſt beſchloſſen, den erſten günſtigen Augenblick zu benutzen, um ihr ſeine innigen Gefühle zu nennen. — Nun war er zwei Stunden lang mit ihr allein; ſeine Entſchlüſſe unterblieben, ſeine Vorſätze ſcheiterten an der Ruhe ihres Weſens. Wohl verſuchte er es mehrere Male, auf das hinzudeuten, was ſeine Bruſt ſo heftig bewegte; ſie wollte ihn nicht verſtehen.

Mit der beſonnenſten Klarheit ſprach Iduna über die Werke der Kunſt, vor denen ſie eben ſtanden; doch wohl noch nie mochte Sigmar ſo kalt für die letztere geweſen, noch nie ſo gefühllos vor den herrlichen Abbildern einer ſchönen Natur geſtanden ſein, als eben diesmal. Gedankenlos wiederholte er ihre Worte, und ſein ganzer Sinn war nur in die Empfindung ſtiller, trauernder Liebe aufgelöſt, die vergebens nach Worten ſucht, und wenn ſie auch Worte fände, ſie doch nur in eine weite, freudenleere Einſamkeit hinausriefe. „Ich bin ihr gleichgültig," ſprach er zu ſich ſelber, „ſonſt hätten ſie die leiſen Hindeutungen der ſtillen Sehnſucht nicht ſo ganz unberührt gelaſſen; — ich muß ihr mehr noch als das ſein, denn ein Hauch des Unwillens trübt bei jeder fernen Berührung ihren klaren Blick." — Er konnte ſich der Thränen faſt nicht enthalten. Ibuna ſchien es zu fühlen, wie tief ſie ihn verletze, und ſprach ſanfter: „Die Gemäldegallerie ſahen Sie; ich will Ihnen nun die Bilder im Ahnen-, ſaale erklären und mein Verſprechen löſen. Die Kunſt muß heiter machen, lieber Sigmar! nicht ernſt!“

Dieſe Worte, dieſer Ton — ſein Herz wollte zerſpringen vor Schmerz und Sehnſucht. — „Nur eine halbe Stunde erlauben Sie, daß ich hinaus darf in's Freie,“ — ſprach er ſchnell mit beklommener Bruſt, — „vielleicht kehre ich heiterer zurück! Doch ich muß nun fort, muß hinaus, ſonſt finde ich den Athem nicht wieder!“ Und mit dieſen Worten eilte er von ihr und faſt bewußtlos in den Park.

Er ſtand in dem Glashauſe, als der Sturm in ſeinem Innern ſich zu legen begann; er warf ſich auf den Raſenſitz, und die heißen Thränen, die nun gewaltſam hervorſtrömten, erleichterten das Herz. Ruhiger dachte er ſeiner Lage nach, und die Himmelstochter, die Hoffnung, welche mit ihren Blumen den Weg des Sterblichen von der Wiege bis zum Sarge beſtreut, liſpelte ihm nun tröſtend zu: daß er noch nichts verloren habe; daß Ibuna's Betragen nur mädchenhafte Schüchternheit geweſen, die ſelbſt das, was ſie ſo gern erfährt, nur zögernd und ungern hören mag.

Im Ausdrucke ſtiller Begeiſterung blickte er, wie im Gebete verloren, empor, — und erblickte einen dürren Kranz in den dunklen, friſchen Myrthenzweigen. Er betrachtete ihn näher und gewahrte bald einen zweiten, der aber friſch und duftend, nicht lange gebunden zu ſein ſchien. Er war um einen ſtarken Zweig des Baumes gewunden und halb verborgen in ſeinem Dickicht. Sigmar bog die Blätter etwas zurück und las deutlich in des Stammes Rinde die Namen: Hugo — Iduna — eingegraben. — Wehmuthsvoll, wie der Landmann auf ſeine vom Wetterſchlage vernichteten Saaten ſieht, blickte er auf die Namen hin, in denen er das Verſchwinden ſeiner ſchönſten Hoffnungen las.

„Habe ich doch in Waldheim mehrere Bekannte dieſes Hauſes befragt, ob Iduna ihr Herz mit einem geliebten Gegenſtande theile,“ ſprach er mit ſinnenden Blicken vor ſich hinſtarrend, „und alle verbürgten mir, daß ſeit Jahren kein Fremder das Schloß betreten, daß auch Iduna es nicht verlaſſen. — Nein — nur der Zufall ſchlang die beiden Namen ſo innig an einander. Läßt ſich doch nie der Liebe unendliches Gefühl ſo ganz verbergen! — Und mußte es denn eben Iduna geweſen ſein, die jenen Kranz bedeutungsvoll um jene Namen wand? Ich muß Gewißheit haben! — doch woher ſie nehmen? — ſollte ich es wagen, durch ein voreiliges Nachforſchen das Geheimniß ihrer Seele, das ſie ſicher in des Baumes Zweigen, wie in ihrer Bruſt verwahrt glaubte, einem ungeweihten Auge zu enthüllen?“ — — So ſann er ſtill vor ſich hin, und immer reger ward die Hoffnung in ſeinem Herzen, daß ihm Iduna noch nicht verloren ſei. Sorgſam bog er die Zweige und Blätter wieder über die Namen und eilte in das Schloß zurück.

Gedankenvoll ging Sigmar über die Treppe; mit ruhigem Herzen trat er leiſe in die halbgeöffnete Thür des Saales. Iduna, die er längſt fort glaubte, ſtand, mit dem Rücken der Thür zugekehrt, noch vor dem Bilde.

Er blieb ſtehen; das Mädchen faltete die Hände, breitete dann die Arme in ſtiller Sehnſucht dem bleichen Ritterjünglinge entgegen; Thränen füllten ihre Augen, und halblaut ſchwebte der Ausruf: Hugo! Hugo! von ihren Lippen. Sigmar erbebte heftig, ſeine Erſchütterung machte ihn bemerkbar. Er that, als ob er eben erſt einträte. Iduna war ganz gefaßt, und mit einem ſanften Lächeln, aus dem Sigmar Heiterkeit geleſen, wenn er die Trauer ihres Gemüths nicht geſehen hätte, bot ſie ihm die Hand. „Sie ſind lange ausgeblieben, lieber Freund! — Wollen Sie nun die Geſchichte des armen Harfenſpielers hören?“ Er bejahte es ſtillſchweigend, und ſie begann:

„Es mögen nun wohl 500 Jahre ſein, als in dieſem Schloſſe Freiherr Robert, der Anherr meines Pflegevaters, mit ſeinen zwei Söhnen wohnte. Den Einen, deſſen Bild dort an der Wand hängt, entriß der Tod im Knabenalter. Der Andere — Hugo genannt, vor deſſen Bild wir ſtehen, wuchs ſchön und kräftig heran, wie die Tannen, die damals noch dieſes Schloß umringten. Des Vaters ſtolzer, rauher Sinn verſcheuchte bald jede Geſelligkeit vom Schloſſe, das ſonſt der Sitz aller ritterlichen Uebungen und Freuden geweſen. Sein kaltes, liebloſes Betragen brachte ihm frühzeitig den Verluſt ſeiner Gattin, und allein mit ſeinem Sohne und einem alten Kaſtellan verlebte er hier ſeine Tage. Der Kaſtellan, ein gelehrter, redlicher Mann, beſorgte mit väterlicher Zärtlichkeit die Erziehung des Knaben, der ſonſt von ſeinem Vater nichts, als das wilde Vergnügen der Jagd erlernt hätte. — Der fromme Ulrich — ſo hieß der Kaſtellan — unterrichtete ihn in den heiligen Pflichten ſeines Chriſtenthums, in den ſüßen Melodien ſeiner Harfe, und mit mehr Liebe hing der heranwachſende Jüngling an ihm, als an dem Vater. — Mit Hugo zugleich blühte des Kaſtellans liebliche Tochter, Roſa, empor, und wie in zwei Nachbarsblumen unter dem Himmel ihrer Unſchuld, blühte die Liebe aus einer Bruſt in die andere hinüber. — Armer Hugo! die kurze Seligkeit ſchwand vorüber, wie der ſchöne Traum deines kurzen Lebens!" —

„Eines Tages ließ der Freiherr ſeinen Sohn zu ſich kommen und verkündigte ihm, daß er in Kurzem abreiſen wolle, ihm eine reiche Braut aus altadelichem Blute zu ſuchen. Hugo erblaßte. Zum erſten Male fühlte er, wie unausſprechlich theuer ihm Roſa ſei, und daß er um alle Schätze der Welt ſie mit keiner Andern vertauſchen könnte. Sein gerades Herz war der Verſtellung unfähig. Er antwortete raſch, daß er nur die Eine lieben könne und beſitzen wolle. Höhniſch lächelte der Vater und ſprach: „„Dafür werde ich ſorgen."" — Noch denſelben Tag erhielt der Kaſtellan den Befehl, das Schloß mit ſeiner Tochter zu meiden, und der unglückliche Greis, arm und ſchwach, wie er war, ergriff mit Thränen den Wanderſtab. — Hugo, der vom Vater auf die Jagd geſendet worden, kam, von einer quälenden Ahnung getrieben, ungewöhnlich früh zurück und begegnete ſeinem würdigen Erzieher an der Pforte. „„Wohin?"" redete er ihn haſtig an, „„um Gottes Willen wohin?"" — Heftig weinend, ſank ihm Roſa an die Bruſt. „„Wir ſind auf immer getrennt,"" ſprach mit bebender Stimme der Greis;

„„daß man hier mein weißes Haar, wo es erbleichte, nicht begraben werde, das ahnete ich noch nicht vor wenig Stunden. — Ich habe meine Pflichten redlich erfüllt, mit reinem Gewiſſen ſcheide ich, und daß ich Deine ſchöne, fromme Liebe zu Roſa wachſen ſah und nicht erſticken wollte — das kann mir der ewige Richter nicht zur Schuld anrechnen. Lebe wohl, Hugo! Wenn Dein Herz treu bleibt und gut, ſo ſoll Dir Roſa nicht verloren ſein!““ — Mit dieſen Worten nahm er Roſa aus Hugo's Armen, und mit einem gebietenden Wink, der dieſen bleiben hieß, war Ulrich und Roſa ſeinen Blicken entſchwunden.“

„Tief erſchüttert ſtand Hugo auf der Stelle. Ein böſer Traum ſchien ihm die furchtbare Wirklichkeit, aus dem er ſich, der Geliebten nacheilend, ſo gerne wach gerüttelt hätte, wenn ihn des Pflegers Wink, dem er von früheſter Kindheit Folge zu leiſten gewohnt war, nicht zurück gehalten hätte. Mit der Bruſt voll Verzweifelung rannte er die Treppe hinauf in die Stube ſeines Vaters. Er war verreiſt und wollte, wie es hieß, erſt in vier Tagen zurückkehren. — Mit unausſprechlichem Schmerz warf ſich Hugo auf ſein Lager. Er hatte gehofft, mit den Worten ſeiner innigen Liebe das Herz des Vaters zu erweichen, ihn mit Thränen zu beſchwören, jene doch ſchnell zurück zu rufen, die das Glück ſeines Lebens ausmachen, die fromme Roſa und den ehrwürdigen Greis, dem er Alles verdankte. Nun waren durch die Abweſenheit des Vaters dieſe Hoffnungen zertrümmert; den Verwieſenen nachzueilen, verbat die Ehrfurcht vor Ulrich's Befehl, und bis zur Rückkehr des Vaters konnte wohl jede Spur der Theuern verloren und ſelbſt ſein Wille, ſie zurück zu rufen, vergebens ſein. Alle Qualen der Sehnſucht und Ungewißheit folterteten Hugo's Herz; die Stunden der Nacht rückten heran, doch kein Schlaf ſenkte ſich auf ſeine thränenfeuchten Augenlieder, und tauſend Gedanken, Pläne und Entſchließungen begleiteten ihn bis zum Morgen, ſeine Bruſt wechſelnd mit Furcht und Hoffnung füllend. — Endlich war er entſchloſſen: „„Wollte mich doch Ulrich nicht für ewig aus ihrer Nähe bannen,““ ſo ſprach er zu ſich ſelber; — ſeine Worte: „„wenn Dein Herz treu bleibt und gut, ſo ſoll Dir Roſa nicht verloren ſein!““ goſſen ſüßen Troſt in die wunde Bruſt. „„Ich will ſeinem Verbote nicht entgegen handeln; doch von Ferne will ich folgen, um nicht ganz den Pfad zu verlieren, den ihre Schritte eilten.““

„Schnell ſprang er bei dieſem Gedanken auf von ſeinem Lager und zog auf ſeinem Roſſe, als ob er zur Jagd ginge, hinaus mit dem erſten Morgenſtrahle.

Rüſtig trabte er die Straße fort, die Ulrich und Roſa gezogen waren. Mehrere Stunden verfolgte er den Pfad, — da theilte ſich dieſer, und nun erſt fiel ihm die Ungewißheit ſeines Unternehmens zentnerſchwer auf die Bruſt. Sollte er ſich rechts wenden, wo ein dichter Wald dann jeden Pfad verlieren machte? oder links, wo die vielen Seitenwege das Streben nach ſeinem Ziele erſchwerten? Doch that er das letztere. Dem erſten Wege, dem er ſich nahte, beſchloß er zu folgen und gelangte, als ſchon das Abendroth die Berge röthete, in ein kleines Städtchen. Hier fragte er Jedermann nach Ulrich, den die ganze Gegend weit umher kannte; — umſonſt, — es hatte ihn Niemand erblickt, und mit aller Gewißheit ſagten ſie, er könne unmöglich unbemerkt vorüber gezogen ſein. Hugo erkannte nun wohl, daß er den Pfad verfehlt; er war ſogleich entſchloſſen, umzukehren und den nächſten Seitenweg einzuſchlagen.“

„Die helle Mondnacht begünſtigte ſein Unternehmen; unermüdlich ſchien ſein Roß, — doch auch dieſes war fruchtlos, — und ſo ritt er drei Tage und Nächte, nach kurzen Ruhepunkten, von einem Pfade zum andern, fragte überall und überall vergebens, — nirgends eine Spur von Ulrich und Roſa.“

„Er beſchloß nun, heimzukehren, und wenn es ihm nicht gelänge, das Herz des Vaters zu erweichen, bei nächſter Gelegenheit auch jenen Pfad, der durch den Wald führte, und den er mit ermattetem Roſſe durchzuforſchen nicht vermochte, zu verfolgen. Die ſchöne Hoffnung verließ ihn, ſo oft ſie ihn auch ſchon betrogen, dennoch keinen Augenblick, und ermüdet zwar, doch mit kräftigem Muthe, ſchritt er in das Schloß ſeiner Väter.“

„Der alte Freiherr war noch nicht heimgekehrt. Hugo benutzte dieſe Zeit, die verworrenen Pläne, die in ſeinem Geiſte aufdämmerten, zu ordnen und mit klarem, beſonnenen Blicke in den trüben Spiegel ſeiner Zukunft zu ſchauen. Er fühlte mit ſchmerzlicher Gewalt, daß er ſo ferne dem Manne ſtehe, den er Vater nannte; daß Vertrauen, innige Liebe und treue Sorge um das Wohl des einzigen Kindes hier nicht ihre Stätte gefunden, und mit banger Beſorgniß ſah er der Rückkunft des Freiherrn, — ſeiner ganzen Zukunft entgegen.“

„Der Erſte, der am folgenden Morgen in ſein Zimmer trat, war Robert. Mit ernſtem Blicke und Tone begann dieſer alſo zu ſprechen: „„Mein Sohn! ich habe Dir eine Braut geworben, die das Glück Deines Lebens begründen ſoll. Der reiche Graf Wartenburg will Dir ſeine Tochter zum Weibe geben.

Sie iſt eben ſo ſchön als mächtig, eben ſo reich, als geachtet, und ich erwarte nichts weniger, als einen Widerſpruch. Deiner thörichten Liebe zu Roſa habe ich ein Ende gemacht, und zu Deinem Heile ſollſt Du ſie nie wieder ſehen, nie ihren Aufenthaltsort erfahren; denn ein Schwur beſiegelt der Verwieſenen Mund. Der Graf wünſcht in acht Tagen das Jawort von Dir ſelbſt zu hören. Mache Dich daher bereit zur Abreiſe.“““

„Mit dieſen Worten verließ er den armen Hugo. In ſtummer Betäubung blickte dieſer vor ſich hin; der namenloſe Schmerz erſtickte jedes Wort auf ſeinen Lippen und keine Thräne floß aus den ſtarren Augen.“

„„„Gott im Himmel!““ rief er endlich, ſeine ſchwer belaſtete Bruſt erleichternd, aus; „„Gott im Himmel!““ rief er klagend, „„iſt es denn möglich, daß ein Vater ſo das Glück ſeines Kindes zertreten kann? daß er die Lebenshoffnungen dem eitlen Eigennutz aufopfert und nicht des Einzigen Freuden und ſeine Schmerzen, nur die eigene Selbſtſucht, den himmelſtrebenden Hochmuth berückſichtiget! — Wäre ich ein armer Knecht, der ärmſte von allen, die dieſe Berge umſchließen, — Fleiß und Redlichkeit hätten mir Roſa erworben; ſo kann ich nichts, als ſie lieben, ewig lieben, — um für ewig zu entſagen. Entſagen? Nein! nimmermehr! Soll ich der Härte meines Vaters mein ganzes Leben opfern, mein unendlich theures Leben — Roſa!““ — Tauſend Gedanken drängten ſein Herz, ein Hoffnungsſtern nach dem andern ſtieg empor in der Nacht ſeiner Seele, und Roſa's Liebe ſtrahlte wie der ſtille Mond auf die unbekannte Gegend ſeiner Zukunft.“

„O wahrlich, lieber Sigmar! es gibt im Leben Stunden, wo die tief vergrabene Hoffnung alle die Felſen, die ſie verdeckten, hinwegwälzt und wie ein geliebtes, früh verlorenes Kind aus der tiefen Gruft an die treue Mutterbruſt zurückkehrt! O Schade! daß ſie ſo ſelten, ſo ſelten wiederkehren.“ Bei dieſen Worten wiſchte Iduna eine Thräne aus ihrem Auge. Sie bemühte ſich, ſie zu verbergen, und fuhr fort:

„Hugo fühlte nun wohl, daß offener Sinn und kindliche Liebe nichts vermöchten. Sein Vater hatte ja ſeine Thränen geſehen und ſie verhöhnt. An Liſt, an Verſtellung mußte ſich ſein redliches Herz gewöhnen, und ſo ſchwer es ihm auch wurde, ſo war doch Roſa der Preis und Verſtellung das einzige Mittel, mit dem er ſie erringen konnte. Er beſchloß, Gehorſam zu heucheln und nur wenigſtens einige Wochen zu gewinnen, um Roſa aufzuſuchen und mit ihr und Ulrich zu fliehen in eine Einſamkeit, wo nur Tugend und Liebe ſie begleiten, und allen Anſprüchen auf ſein väterliches Erbe entſagend, doch reicher zu ſein, als daheim, wo nur kalte liebeleere Weſen ihn umgaben.“

„Mit gefaßtem Muthe trat er in die Stube ſeines Vaters. „„Ich habe Eure Worte überlegt,““ hub er an, „„und will das thun, was Ihr verlangt. Ihr meint es gut mit mir und verſteht beſſer, was mir frommet, als ich; beſſer als ich, daß der Glanz unſeres Hauſes, der durch Roſa entweihet würde, zum Glücke meines Lebens gehöre. Dieſe Ueberzeugung wird wohl feſter noch in meinem Innern Wurzel faſſen; nur fordert nicht, daß ich mit einem Male mein ganzes Herz verwandle, das ſeit ſo lange mit der innigſten Liebe an Roſa hing. Vergönnt mir daher einige Wochen, ehe ich Gräfin Wartenburg meine Hand anzubieten wage. Sie ſelbſt würde jetzt nur zu deutlich erkennen, daß nicht Liebe, nur Eigennutz mich an ſie ziehe. So eben will ich mit Jagen und Reiten das tobende Herz beſchwichtigen und dann — will es Gott, die Braut heimführen, wo ſie glücklich ſein ſoll!“““

„Robert kannte viel zu wenig das ſchöne Gefühl der Liebe, als daß ihm dieſe ſchnelle Umwandlung verdächtig geſchienen hätte, und ſeine Freude darüber ließ ihn nicht einmal die Bitterkeit, die hier und da in der Rede lag, fühlen.“

„„So recht, mein Sohn!““ erwiederte er, „„vorder ſollſt Du Zeit zur Erholung Deines ſchwachen Herzens haben, und dann ziehſt Du mit mir, und die einzige Tochter des reichen, mächtigen Grafen Wartenburg wird Dein Weib! Unſere Schlöſſer ſind nicht ferne von einander; das Gebiet des Bruno Kinsberg, das uns noch trennt, wird mit Gutem oder Böſem genommen, und die Gegend weit ringsumher iſt dereinſt Dein Eigenthum! — Den Namen unſeres Hauſes werden Könige mit Ehrfurcht nennen; ſo wie Du, ſollen die Söhne immer mächtige und mächtigere Grafentöchter freien, bis endlich eine Fürſtenkrone unſer Wappen ziert. — Ich reiſe morgen noch ab, die Vorbereitungen zu treffen; Graf Wartenburg wird ganz ſich meinen Wünſchen fügen, und nach vier Wochen biſt Du der glücklichſte Ritter in der Runde.“‟“ —

„Der Freiherr hielt Wort; am nächſten Morgen reiſte er ab, kehrte nach einigen Tagen zurück, verließ aber die Burg nach wenigen Stunden wieder, um mit Bruno Kinsberg des Handels einig zu werden. Hugo gab indeſſen vor, auf Jagden hinaus zu ziehen, indeß er die Gegenden rings durchſpähte, um Roſa's Aufenthalt, eine Spur ihrer Flucht zu entdecken. — Es war etwas Gewöhnliches, daß er Tage und Nächte nicht heimkehrte; die Hoffnung, die ihn belebte, gab ſeinen Blicken den Schein der Heiterkeit, und der

Freiherr zweifelte keinen Augenblick, daß Hugo's Herz verwandelt worden."

„Als die erſten vier Wochen vorüber waren und dem jungen Ritter das Schickſal der Geliebten noch immer fremd war, bat er von Neuem, ihm noch vier Wochen zu gönnen, indem er ſich zwar viel gefaßter und die Bruſt viel mehr erleichtert, aber doch noch nicht ſtark genug fühle, die Leidenſchaft ſeines Herzens ſo ganz der Gräfin zu verbergen. In vier Wochen aber werde er gewiß die Liebe zu Roſa ganz aus ſeiner Bruſt gebannt haben und mit Freuden ſeine Hand der Gräfin anbieten."

„Der Vater machte um ſo weniger Bedenklichkeiten, als auch er mit ſeinen Anordnungen noch nicht im Reinen war und durchaus keinen Argwohn hatte, wie ſehr das Innere Hugo's mit ſeinen Aeußerungen im Widerſpruche ſtand."

„Wo möglich noch eifriger, als zuvor, ſuchte der arme Jüngling nun nach Roſa's Aufenthalt; jedesmal kehrte er ärmer an Hoffnung wieder zurück. Oft glaubte er die theure Spur gefunden zu haben, doch plötzlich war ſie wieder verſchwunden, und mit unendlicher Bangigkeit ſah er dem Ende der feſtgeſetzten Zeit entgegen, das immer näher und näher rückte. Er konnte ſeine Schwermuth, den Widerwillen gegen die

Pläne des Vaters nun kaum mehr verbergen; des Freiherrn ernſter, ſtrenger Ton ließ ihn durchaus keine Verlängerung der Friſt erwarten, und nicht undeutlich konnte er in ſeinen Mienen Mißtrauen bemerken.“

„Als nun die letzte Woche herangekommen war, ſtrebte der hoffnungsloſe Hugo mit wilder Verzweiflung die Sorge zu vertreiben, die ſo gewaltſam an dem Marke ſeines Lebens nagte. Er ſuchte nicht mehr die Spur der Heißgeliebten; — den flüchtigen Gemsbock, den wilden Eber nur jagte er mit dem Muthe der Verzweiflung, die den Tod aufſucht, über ſteile Felſen und Schlünde, und öfter fand er nur mit Mühe den Ausweg aus dem wilden, durch das mit Nachbar Bruno gepflogene Einverſtändniß ſo ſehr erweiterten Reviere des Gaues.“

„Am letzten der entſcheidenden Tage, als er wieder zur ſchrecklichen Jagd hinaus eilte, ſprengte er haſtiger als je — wie der wilde Jäger — durch die Wälder über Stock und Stein. Sein ſo gutes, folgſames Roß konnte ſeinen Uebermuth nicht mehr ertragen. So ſehr es flog, ſo ſchnell und ſicher es ſich auch ſeinem Willen fügte, es mußte doch kräftiger, immer tiefer ſeine Sporen fühlen; da bäumte es ſich, ſprang mit furchtbarem Muthe über einen Abgrund hinweg, rannte mit aller Kraft durch das tiefſte Dickicht immer tiefer in den Wald hinein und ſchleuderte endlich, zum Raſen gebracht, den betäubten Reiter hinweg. Der blieb in den Bügeln hängen, ſein Blut floß in Strömen über ſein bleiches Angeſicht herab und bald hatte er das Bewußtſein ganz verloren.“

„Als das Leben allmählig wiederkehrte, die Pulſe ſich zu regen begannen, und er die Augen aufſchlug, da ſah er — wer faßt das Gefühl ſeiner Seele! — den alten Ulrich und die ſchöne Roſa mit gefalteten Händen betend an ſeinem Lager. Sie hatten um ſeine Geneſung zum Allmächtigen gefleht, und nun ſanken ſie mit dem Ausrufe der Freude, des Entzückens an ſeine Bruſt.“

„Ulrich, dem abgedrungenen, furchtbaren Schwure getreu, hatte die tiefſte Wildniß aufgeſucht, ſeinen Aufenthalt zu verbergen. Eine dürftige Hütte diente ihm zur Wohnung; und dort hatte er das tobende Pferd aufgefangen, die Wunden Hugo's ausgewaſchen, heilende Kräuter und Balſam benutzt und ihn nach ſechs langen qualvollen Stunden dem Leben wiedergegeben. O welche Seligkeit, als Hugo ſeine Retter erkannte! Wie ein Engel ſtand Roſa mit Freudenthränen an ſeiner Seite; er fühlte ſich ſo ſtark, ſo geſund in ſeinem Glücke. Mit jeder Minute ſchien die vorige Lebenskraft wiederzukehren, und aller Kummer der Vergangenheit, alle Schmerzen waren vergeſſen.“

„„„Ich habe meinen Schwur nicht gebrochen,““ rief mit feierlichem Tone der alte Ulrich, — „„der Himmel ſelbſt führte Dich zurück an Roſa's Bruſt!“““

„Und nun wurde die Flucht beſchloſſen; am dritten Morgen wollten die drei Glücklichen ihren Weg in das ſtille Aſyl ihres ruhigen Glückes antreten. — Ach! wie ſo ſchnell wurde ihr ſchöner Traum vernichtet!“ —

„Als Hugo am Abend vor der beſtimmten Flucht mit der Geliebten in traulicher Umarmung vor der Hütte ſaß, der glückliche Vater mit ſtillem Entzücken auf die ſchöne Roſa, die neu in dem milden Strahle der Liebe wieder aufblühte, hinſah, — da rauſchte es durch den Wald, und wie von der Hölle Macht daher gezaubert, ſtand der alte Freiherr, von zwei Reiſigen begleitet, vor ihnen.“ „„Indeß ich Deinen Tod beklage, toller Bube!““ — rief er wüthend aus, „„ſchwelgſt Du hier in den Umarmungen Deiner Buhlerin!““ „und mit raſchem Zug flog das lange Schwert aus der Scheide, und Roſa's ſüßes, reines Leben floß mit dem Strome ihres Herzblutes dahin.“

„Da vermochte Hugo ſich nicht länger zu faſſen. Sinnlos ergriff er ſeinen ſcharfen Dolch und zückte ihn mit aller Kraft der Jugend und Verzweiflung auf die Bruſt des Vaters.“

„„„Halt ein, mein Sohn!““ rief der alte Ulrich mit zitternder Stimme und fiel ihm in die Arme, — „„halt ein! es iſt Dein Vater!““ und mit dieſen Worten entſeelt zu ſeinen Füßen hin.“

„Die Jäger traten vor, zum Schutze des Freiherrn bereit, der aber donnerte, gefühllos für das furchtbare Unheil, das vor ihm ausgeſchüttet lag:

„„Verflucht ſeieſt Du, der Du Deines hohen Stammes ſpottend, Dich einer gemeinen Dirne in Liebe hingabſt! Verflucht ein jeder unſeres Geſchlechts, der, wie Du, des alten Stammes uneingedenk, wegen einer niedrigen Magd, des Hauſes Ruhm und Glanz vergißt! In Wahnſinn ſollen ſeine Tage hinſchleichen, Eis und Gift ſtatt des Blutes durch ſeine Adern fließen, der Tod mit hundert Augen grinſend aus ſeinen Blicken ſchauen, und der ſchlechte Aſt verdorren, und wäre er der allerletzte an dem kräftigen Stamme!“““

„Bei dieſen Worten faßte er Hugo am Arme, der ihm ſchweigend folgte. Sprachlos, mit ſtarren Blicken ſetzte ſich der Unglückliche auf ein Roß und ritt mit ſtummer Verzweiflung an der Seite des Vaters, der gleichgültig mit den Jägern redete.“

„Kaum angelangt im Schloſſe, warf eine ſchwere Krankheit den armen Hugo auf das Lager nieder und entſchwand zwar nach wenigen Wochen, aber der helle Geiſt des Verſtandes war entflohen. Keine Sylbe floß mehr über ſeine bleichen Lippen. Mit freudig lächelnden Blicken ſah er oft vor ſich hin, breitete ſehnſuchtsvoll die Arme aus, als ob er eine ſüße, theuere Geſtalt begrüßen wollte; — dann ſchien ein Grauen ihn zu faſſen; er blickte mit furchtbarem Entſetzen auf den Dolch, den er in ſeinem Gürtel trug, zog ihn raſch und zuckte ihn gegen die Luft; — doch bald ließ er den Arm wieder kraftlos ſinken, weinte heftig, ergriff die Harfe, wehmüthige und immer wehmüthigere Töne ihr entlockend, bis er ermattet und erſchöpft in Schlummer ſank. — Nach einem langen Jahre fand man ihn im ewigen Todenſchlummer, — die milde Tröſterin in ſeinen Armen.“ —

Schon während des Erzählens der ſchrecklichen Erſcheinung des rauhen Vaters waren Iduna's Wangen immer bläſſer geworden; am Ende der Erzählung brach ein Strom von Thränen aus ihren ſchönen Augen. Sie zitterte heftig, die Knie wankten, die Füße trugen ſie kaum. Sigmar führte ſie an ihr Zimmer. Mit ſchwacher Stimme bat ſie ihn, es dem Vater zu verſchweigen, daß ſie eben die Geſchichte des bleichen Ritters erzählt habe, und ihn mit der Verſicherung zu beruhigen, daß nur ein leichter Kopfſchmerz ſie bewogen, früher zur Ruhe zu gehen.

Schweigend hatte Sigmar die Erzählung des unglücklichen Hugo angehört, und ſchon der Name Hugo, derſelbe, den er in dem Myrthenſtamme eingegraben fand, hatte alle ſeine Sinne umnebelt. „Woher,“ fragte er ſich ſelber, „woher dieſe Bewegung, die ſie ſo mächtig erfaßte? Warum ergriff die Begebenheit, die ſich vor Jahrhunderten zugetragen, die ſie wohl ſchon oft gehört und ſelbſt erzählt hatte, noch ſo heftig ihr Gemüth?“ Er ſehnte ſich nach Ruhe; an Leib und Seele war er ermattet. Es ſchien ihm, als ob der bleiche Ritter lebte, mit ihm einherwandle und mit geheimen Fäden Iduna's, ja ſelbſt des alten Grafen Schickſal umſponnen hätte. — Dieſes Gefühl machte ihm bange; er floh aus dem Schloſſe ins Freie, und wie eine verfolgende Geſtalt ſtand Hugo's Geſchichte vor ſeiner Seele.

Als Sigmar zurückgekehrt war, fand er den Grafen verſtimmt; die Nachricht von Iduna's Uebelbefinden betrübte ihn, und er ſchien die Urſache zu ahnen. „War ſie lange im Ahnenſaale?“ fragte er düſter. Sigmar konnte es nicht verneinen. Bei ziemlich einſylbigen Geſprächen verging die Abendzeit, und frühe trennten ſie ſich, um zur Ruhe zu gehen.

Allein die gehoffte Ruhe wollte nicht in Sigmar's Seele zurückkehren; bange, bald Wehmuth erweckende, bald ſchreckenvolle Geſtalten wandelten durch ſeine Bruſt.

Bald ſah er den bleichen Ritter vor ſich mit dem Ausdrucke des höchſten Schmerzes, den verſtörten, leiderzählenden Zügen; bald die liebliche Roſa, wie ſie blutend dort lag unter den ſchweſterlichen Blumen, in dem todtenblaſſen Antlitz noch die glühende, unendliche Liebe. — Dann trat ihm Iduna wieder entgegen, die eben ſo glühend, eben ſo innig an Hugo zu hängen ſchien. Die milden, zarten Geſtalten Roſa's, — Iduna's — ſie verſchmolzen in Eins vor ſeinen Blicken; immer dunkler und immer heller doch wurde es in ſeiner Seele: Roſa, Roſa ſelbſt ſucht in Iduna's Geſtalt den längſt Verlornen auf Erden; ſie ſucht ihn mit ſtiller raſtloſer Sehnſucht, will ihn hinüberführen in das ſüße Land, wo ſie ſchon die ſchönſte Flur ſich auserkohren für ihrer Liebe ſeligen Aufenthalt; ſie ſucht ihn und lauſcht den Tönen ſeiner Harfe, die ſie immer näher und näher klingen hört, bis — —

Kalte Schauer rieſelten durch das Mark ſeiner Gebeine; Harfenklänge tönten in ſchwebenden, ſehnſüchtigen Accorden aus dem Ahnenſaale herüber. Mit gedehntem Schlage hallte die Glocke Eins durch den öden Hofraum; die Nacht war hell, der Mond beleuchtete die Gegend, und die Todtenſtille rings umher wurde nur durch jene Klänge unterbrochen. In den leiſen, milden Tönen zitterte bald klagende Wehmuth, bald klangen einzelne Accorde wie des Sturmes Brauſen durch die ſchöne, ſtille Nacht; nun bebten ſie ganz nahe an ſeinen Ohren, nun ſchienen ſie aus weiter Ferne herüber zu ſchweben. Er konnte nicht weilen; haſtig ſprang er empor und auf den Gang hinaus. Deutlicher kamen die Klänge vom Ahnenſaale her. Mit bangen, bebenden Schritten erreichte er ihn; die Thüre ſtand halb geöffnet, er trat ein. Himmel! welch ein Anblick! — Eine ſchöne Mädchengeſtalt in ſchneeweißem Gewande kniete vor dem Bilde, die tönende Harfe lag in ihren Armen, das Haupt war emporgehoben zu dem bleichen Ritter, der im Mondenglanze hell erleuchtet ſtand und zu lächeln, zu ſprechen ſchien. Wolken umzogen den Mond; es wurde dunkler; doch konnte Sigmar erkennen, wie ſich das Mädchen aufrichtete, die Arme ſehnſuchtsvoll dem Ritter entgegenbreitete und dann das thränennaſſe Angeſicht ſchluchzend verhüllte. Nun brach eine dichte Finſterniß herein, — die Geſtalt war verſchwunden, ſein Auge ſah nichts mehr, kein Laut, als ſeines Athems Wehen, drang an ſein Ohr, — ſtill wie im Grabe vor und hinter ihm.

Sigmar blieb einige Augenblicke wie erſtarrt an der Stelle, dann wandte er ſich und ſchlich wie in einer Sinnenbetäubung in ſein Gemach. Er wollte

Alles für einen Traum erklären; doch zu nahe fühlte er die kalte Hand der Wirklichkeit an ſeinem Herzen, als daß er dieſen Gedanken feſthalten konnte.

Als der Morgen ſo hell und freundlich in ſeine Fenſter hinein blickte, da wurde es ruhiger in ſeiner Bruſt; er vermochte bedächtiger die Begebenheiten der Nacht zu überlegen. Die Erſcheinung konnte nur Iduna geweſen ſein — oder Roſa! Das Letztere zu denken, ſträubte ſein Haar empor und machte die Pulſe ſtocken, — das Erſtere zu glauben, war nicht minder furchtbar und überſtieg faſt eben ſo ſehr die Gränzen der Wahrſcheinlichkeit. Wie ſollte Iduna, dieſes verſtändige, geiſtvolle Mädchen, das ſo klar in ihrer Umgebung daſtand, mit ſchwärmeriſcher, thörichter Liebe und Sehnſucht an dem Bilde eines Jünglings hängen, der Jahrhunderte ſchon im Grabe moderte? und wenn ſie es wirklich war, die nur jenen Jüngling als ein theures Ideal ihrem Herzen verwandt fühlte, warum dieſe unheimliche Stunde der Mitternacht? Und doch — doch! dieſe Bläſſe und das glühende Roth, das bei jeder Erwähnung des Bildes wechſelnd ihre Wangen übergoß; die heiße, mit Thränen beſiegelte Theilnahme bei der Erzählung jener Geſchichte — ſelbſt der Name, den er in des Baumes Rinde fand — Iduna mußte es geweſen ſein!

So drängte ein Schreckensgedanke den andern; er fühlte, daß jede Hoffnung ſeiner Bruſt entfremdet ſei, und ging mit möglichſter Faſſung zu dem alten Grafen. Iduna war ſchon dort. Sie war freundlich wie gewöhnlich; doch je mehr Sigmar ſie in's Auge faßte, je mehr er ihr Benehmen beobachtete, deſto deutlicher wurde ihm die Wehmuth, die ſich unter dem Lächeln verbarg.

„Sie liebt;“ bekannte ſich der arme Sigmar, mit blutendem Herzen, „des bleichen Harfners rührende Geſtalt, die Leiden ſeines ſchönen, reinen Lebens — das Alles von zarter Jugend an oft und wieder geſehen und gehört, mochte den unglückſeligen Eindruck in ihre gefühlvolle Seele gemacht haben; für mich bleibt nichts übrig, als ſie zu fliehen, und in weiter Ferne die Ruhe zu ſuchen, die mir hier ſonſt für ewig unterginge!“

Briefe, die er an dieſem Morgen erhielt, machten ſeine Rückkehr wünſchenswerth; er benutzte die Gelegenheit, ſeinen feſten Entſchluß zu vollbringen, und ſo ſchwer es dem vollen Herzen auch ward — er nahm Abſchied von dem Orte ſeiner Schmerzen, und doch ſeines einzigen Glückes.

Väterlich umarmte ihn der gütige Greis; wie eine treue Schweſter reichte ihm Iduna thränenden Auges die Hand, die er an ſeine Lippen, an ſein Herz drückte, und mit den Worten: „möchte ſie doch recht glücklich werden,“ verhüllte er das Geſicht — und war getrennt von ihr — vielleicht auf ewig.

Als der Wagen ſo dahin rollte, des Schloſſes hohe Zinnen immer mehr und mehr hinter ihm verſanken, da kam es ihm vor, als ob mit ihnen ſein ganzes Glück, alle die Hoffnungen eines jungen Lebens zu Grunde gegangen wären, und als er in weiter Ferne zurückblickte und nur noch die höchſten Sterne auf dem ſtolzen Pallaſte zu ihm herüber blickten, da empfand er jenes düſtere, drückende, unheimliche Gefühl, das ſich bei ſeiner Hinreiſe in demſelben Anblicke als trübe Ahnung in dem Herzen geregt hatte, nun in den Schmerzen ausgeſprochen, die an der Blüthe ſeines Lebens nagten.

Als Sigmar nach einer traurigen Reiſe wieder heimgekehrt war, hoffnungslos auf der alten Stelle ſtand, die er vor wenigen Tagen, umgaukelt von dieſer ſüßen Lebensgefährtin, verlaſſen hatte, da konnte er ſich der Thränen nicht erwehren. Doch ſie linderten nicht ſeine Leiden. Mit jeder Stunde wurde ihm ſein Aufenthalt mehr zuwider; die Stadt konnte ihm keine Freuden geben, und die Einſamkeit des Landlebens zu fliehen, rieth ihm die Vernunft. Er entſchloß ſich daher zur weitern Reiſe. Er wollte die Schweiz und Italien durchziehen, damit vielleicht die helleren Strahlen des Südens die dunklen Wolken zerſtreuten, die ſich um das, ſonſt ſo ſtille, heitere Gemüth gelagert hatten.

An einem heitern Morgen trat Sigmar die Reiſe an. — Nur mit Mühe konnte er den tiefen Kummer ſeines Herzens bannen — immer ſenkten ſich die Blicke wieder trauernd nieder, die einen Augenblick mit ſüßem Entzücken auf den ſchönen Kreiſen der Natur verweilt hatten; es ſchien, als ob die ſchönen, herrlichen, blüthenreichen Fluren, der klare Himmel, die Frühlingsdüfte, die ihn umwehten, die Stimmen der Vögel, die ihn umſäuſelten, ſeine ſtillen Schmerzen nur noch mehr erwecken wollten. Iduna's Bild ſchwebte ewig vor ſeiner Seele, und immer mit der trauernden Geſtalt, für ihn ein fremdes, unerreichbar fernes Weſen.

So waren zwei Monden vergangen; das große Bilderbuch der Schweiz hatte er faſt nur durchblättert, — er hatte Italiens Gränze betreten. Die ſchöne Sehnſucht ſeiner früheren Zeit nach dem Lande der Kunſt lebte bei dem Eintritt dort fühlbar in ſeiner Seele wieder auf, und als er ſich in Roms Mauern befand, da war es mit einem Male, als ob ein guter

Genius die bange, ſchwere Laſt ein wenig lüftete, die ſein Herz beſchwerte.

Im Monat September war es, wo eine heitere Geſellſchaft Sigmar zu einer Luſtparthie nach der Villa des Marcheſe Brandino aufmunterte. Er war eben ſo ernſt geſtimmt, ſeine ganze Seele war in Iduna's Vaterlande! — In der Hoffnung, ſeine Schwermuth zu verſcheuchen, nahm er die Einladung an. Wirklich war es gelungen; die ſchönen Gegenden, die ſich in immerwährender Abwechslung an einander reihten, der frohe Witz ſeiner Begleiter, endlich die freundſchaftliche Aufnahme des Marcheſe, der die köſtlichen Vorbereitungen zum Empfange getroffen hatte, ließen Sigmar einſtimmen in den Ton der allgemeinen Heiterkeit.

So war der Tag vergangen, und der Abend rückte heran; es wurde beſchloſſen, ihn im Freien zu genießen. — Ein ſchöner, der Villa nahe gelegener Hain, in dem Roms heitere Welt ſo gern die letzten Stunden des Tages zubringt, und der noch mehr zu ſüßen Schwärmereien durch das ſanfte Dunkel ſeiner herrlichen Lorbeergänge einladet, ſollte auch dieſes letzten Tages letzte Freuden ſchauen. Ein kleines Mahl wurde dort genommen, und bald hernach lebte Jeder nach ſeinem Wunſche. Hier zog ſich ein Theil nach dem Hügel, der Sonne herrliches Scheiden anzuſehen; dort verlor ſich ein liebendes Paar tiefer in die dämmerungslichten Gebüſche; hier ſuchte ein Anderer eine belebtere Stelle des Gartens, wo ihm die Becher der Freudigen entgegen klirrten, — dort, dort ſuchte ein wehmüthig Geſtimmter Troſt und Freude in der Einſamkeit. — Sigmar ging an ein Monument, nahe am Eingange des Hains, das einen beſonderen Eindruck im erſten Vorübergehen auf ihn gemacht hatte. Er wußte ſich ihn nicht zu erklären, — doch jetzt, da er wieder an dem Platze ſtand, und der Wiederſchein der Abendröthe dieſe Gegend ſo magiſch erleuchtete, da wurde es immer klarer vor ſeinen Blicken. Er glaubte zu träumen; — denn eine außerordentliche Aehnlichkeit mit einer Stelle im Parke des Grafen Bergen erweckte tauſend Erinnerungen in ſeinem Herzen.

Seine Sehnſucht erwachte mit aller Kraft; Thränen rollten über ſeine Wangen, und die Worte: „Iduna! Iduna!“ drängten ſich mit einem Seufzer aus ſeiner Bruſt.

In Gedanken verloren ſtand er da; eine Hand auf ſeinen Schultern weckte ihn aus ſeinen Träumen. „Iduna lebt nicht für Dich!“ ſprach es mit düſterm Tone neben ihm. Sigmar wandte ſich — und der bleiche Ritter des Ahnenſaals mit der weißen Schärpe und den hellen Federn auf dem ſchwarzen Hute ſtand neben ihm. Starr ſah er Sigmar an, ein bitteres Lächeln ſchwebte um ſeinen blaſſen Mund; noch einmal wiederholte er mit nie gehörter weicher Stimme, halb zu ſich ſelbſt ſprechend, die Worte: „Iduna lebt nicht für Dich!“ — und war ſchnell in den dunklen Gängen verſchwunden.

Lange mochte Sigmar in ſtarrer Betäubung da geſtanden ſein; erſt als er ſeinen Namen rufen hörte, kehrte er mit ſchwankendem Schritte zurück. Die Geſellſchaft war, wo möglich noch munterer, als zuvor. Niemand ahnete den Schrecken, der in ſeiner Seele lag, und ſo nahmen ſie Abſchied von dem gütigen Wirthe und fuhren nach Rom zurück.

So gern hätte ſich Sigmar überredet, daß jene Erſcheinung nichts, als das Gebilde ſeiner Einbildung geweſen; — allein er konnte es nicht. Stand doch die Geſtalt ſo deutlich noch vor ihm, klangen doch die Worte: „Iduna lebt nicht für Dich!“ noch fort in ſeinem Herzen.

Oft, oft trat jenes Bild in den Stunden der Einſamkeit und Trauer noch vor Sigmar's tief bewegte Bruſt, — oft wiederholte er ſich die Worte: „Iduna lebt nicht für Dich!“ mit dem Beben banger Rückerinnerung, und nur zu treu blieb der Schmerz ſein Gefährte.

So waren drei Jahre verſchwunden, ſeit Sigmar ſeine Heimath verlaſſen. Sie war ihm ganz fremd geworden. Der Zufall hatte alle ſeine Bekannte, mit denen er im Briefwechſel ſtand, in verſchiedene Weltgegenden getrieben, und was ſollten ihm ihre Nachrichten auch für Freuden bringen, da ſie nichts von Iduna enthalten konnten. Zuweilen erzählte ihm ein Schreiben von dem Flore ſeiner Güter, die er ganz ſeinem Amtmanne, einem treuen, redlichen Alten anvertrauet hatte; aber nie klang ein Wort des ſüßen Troſtes herüber, — von ihr, die ſeinem Daſein Alles war — keine Sylbe! — Doch war es allmählig ruhiger geworden in Sigmar's Herzen. Die Zeit hatte ihre Allmacht auch an ihm erprobt, und mit ſtiller Entſagung blickte er auf die weite Fläche ſeines Lebens hin, — vor und hinter ihm ein kahles, blumenleeres Land! —

Es gab Tage, wo er ſich ganz frei wähnte, ganz geheilt von der unglückſeligen Leidenſchaft; aber auch Tage, wo ſie mit aller Stärke in ihm erwachte, ihm alle die Erinnerungen hoffnungsvoller Stunden vor die Seele traten, um vor ihm dann nur um ſo ſchmerzlicher unterzugehen.

Dringende Briefe, die Sigmar den Tod ſeines Amtmannes berichteten, zwangen ihn endlich, nach

Hauſe zurückzukehren. Er hatte Muth genug, den Vorſatz zu faſſen, erſt noch den Grafen Bergen zu beſuchen, Iduna wieder zu ſehen und ſelbſt den Gedanken zu tragen, daß er ſie vielleicht auch nicht wieder in jenen Mauern finden, ſondern wohl erfahren könnte, daß ſie längſt Gattin und Mutter ſei. Doch mehr noch bewegte die unſterbliche Hoffnung ſein Herz, mit den hellen, grünen Zweigen milden Frieden zufächelnd. Sie wiegten es in neue, ſüße Träume, und die längſt verklungenen Stimmen ließen ſich wieder ſo treu, ſo lieblich in der entzückten Bruſt vernehmen. „Vielleicht iſt jene ſchwärmeriſche Neigung, die damals ihre Seele füllte und die kein lebendes Weſen zum Gegenſtande hatte, entflohen; ich finde ſie nur mit dem klaren, heiteren Sinne wieder, der ſich ſo liebenswürdig in den ruhigen Stunden ihres Gemüthes ausſprach. Sie wird meine Treue würdigen, achten, theilen — ſie wird mich lieben — mein wird ſie ſein, für ewig!“ So ſprach es erſt leiſe und dann immer lauter in dem Herzen, und faſt mit dem Gefühle der gewiſſen Erfüllung ſeiner Wünſche trat er die Rückreiſe an. Ein ernſter Blick auf jene Zeit, die er in ihrer Nähe verlebt hatte, ſtörte ihn wohl öfter aus ſeinen ſüßen Träumen, und unwillkührlich trat oft der bleiche Ritter des Ahnenſaales, oft jene Erſcheinung Italiens feſtgebannt vor ihn hin, hing ſich an ſeine Pulſe, als ob ſie ihre Gluth erlöſchen wollte, und die Schreckenstöne: „Iduna lebt nicht für Dich!“ hallten dumpf in ſeine Ohren. Er lächelte dann wohl ſeiner Furcht; doch mit Grauſen mußte er ſich geſtehen, daß jenes Bild aus längſt verſunkenen Jahren, aus ſeinem Grabe erſtanden, wirklich auf Erden wandle, ihn wirklich berührt, wirklich jene Worte ausgeſprochen habe, und ſtarr, wie mit ehernen Banden, ſich an ſein Leben kette.

So ſchwankend zwiſchen wechſelnden Gefühlen ſchwanden Stunden an Stunden, bis jene Gegend, bis das theure Schloß nahe vor ihm lagen. Sigmar faßte neuen Muth; des Herzens Pochen ſuchte er mit allen Hoffnungen, die er gewaltſam in ſeine Bruſt drückte, zu erſticken. Er durchflog den Park, ſprang über Zäune hinweg und ſchnell durch die Hinterpforte die ſchmale Treppe empor. Seine Schritte hallten ſchwer und dumpf durch den langen, gewölbten Gang. Er eilte an dem Zimmer, das er ehemals bewohnte, vorüber, in den Ahnenſal; das Bild des bleichen Harfners lag zertrümmert am Boden, und der leere Rahmen hing an der Wand. Haſtig ſchritt er vorüber und an die Thür des Grafen. — Raſch war ſie geöffnet und — Gott des Himmels! — wer denkt ſein Entſetzen! — Iduna's Leiche lag bleich und im Tode lächelnd auf rothbehangenem Bette; der bleiche Ritter in ſeinem wohlbekannten Gewande, die Harfe in der Hand, ſtand an ihrer Seite. Mit todtblaſſem Angeſichte und ſtarrem Blicke ſah er Sigmar an, und dann leiſe den Zeigefinger an den Mund legend, lispelte er ihm zu: „Stille, ſtille, ſie ſchläft!“ — Seine Sinne ſchwanden; mit einem Schrei des Entſetzens fuhr er zurück auf den Flügeln der Angſt, faſt bewußtlos, über die Treppe an ſeinen Wagen; „nach Hauſe! nach Hauſe!“ rief er heftig und ſank ohnmächtig in eine Ecke.

Ein ſchweres Gluthfieber hatte Sigmar vollends ſeiner Sinne beraubt, und als er das erſte Mal das Bewußtſein wieder fand, ſah er ſich in ſeiner Wohnung, umgeben von Aerzten, die ſorgſam auf ſeinen Athemzug zu lauſchen ſchienen. Er fühlte ſich ſehr ſchwach, nur unzuſammenhängend vermochte er zu denken, und wie eines längſt vergangenen Traumes gedachte er jener Begebenheit im Schloſſe des Grafen. Er wollte mehrere Male davon zu ſprechen anfangen, doch ſchnell ſuchte man ihn von dieſen Gegenſtänden abzuleiten, erklärte ſie als Bilder ſeiner kranken Phantaſie, und bat ihn endlich ſogar, nie an dieſe böſen Träume zurückzudenken.

Sigmar fand viele theilnehmende Weſen, die ihn zu erheitern bemüht waren; es gelang ihnen, und wirklich fühlte er von Tag zu Tag ſeine Kräfte, ja ſeine ganze Seele, die immer wie im Schlummer gelegen war, wieder erwachen. Doch mit der wiederkehrenden Kraft kehrte auch die Erinnerung an alles Vergangene lebhaft zurück. Er fühlte wohl, daß er nicht bloß geträumt, daß es vielmehr der erſte Grund ſeiner Krankheit geweſen; doch verſcheuchte er mit ernſtlichem Willen jedes Zurückſinnen, weil er deutlich empfand, wie ſehr die Rückerinnerung ihn erſchüttern und wie nothwendig das Vergeſſen zu ſeiner Geneſung ſei.

Der geſchickte Arzt, der ſo ganz von Allem, was in der Seele des Kranken vorgegangen war, unterrichtet zu ſein ſchien, fürchtete einzig noch die Gemüthsbewegungen, welche die Erinnerung an die furchtbarſten Ereigniſſe ſeines Lebens nothwendig in ihm hervorbringen konnten, und drang Sigmar ein feierliches Verſprechen ab, höchſt ſelten der Vergangenheit zu gedenken, und nicht früher als nach zwei Jahren die Auflöſung einer Geſchichte zu erforſchen, die ihm durchaus bis dahin ein Räthſel bleiben müſſe. Nur das ließ er ihn wiſſen, daß Iduna wirklich todt ſei, damit nicht etwa mit eitlen Hoffnungen aufs Neue ſeine Seele erfüllet werde.

So ward Sigmar's Gemüth an der rechten Stelle erfaßt. — Er blickte oft noch mit Wehmuth zurück auf das Geliebteſte dieſer Erde, das nun im kühlen Grabe ſchlummerte; doch rückte er dann beruhigter den Leichenſtein darauf, den er zuvor mit ſeinen Thränen benetzt hatte. Dieſe Thränen, die er ſeiner ſchönſten Hoffnung nachweinte, ſie bewegten nur mild ſeine Seele, und riefen den Troſt für ein beſſeres Leben in ihr wach. Des bleichen Ritters Geſtalt wollte ſich ihm entgegenſtellen, doch er verſcheuchte ſie, dachte nur an die Verklärte und erleichterte ſeine Bruſt mit dem Ausrufe: „Sie iſt dort! ſie iſt glücklich!“

Der Winter war indeſſen herangerückt, die Stadt belebte ſich wieder, die geſelligen Vergnügungen verkürzten die langen Abende dieſer Jahreszeit, und Sigmar nahm an dieſen Feſten, als einem Mittel ſich zu zerſtreuen, gern Antheil. Er war ſelten allein, und vermochte auch ſo viel über ſich, die Einſamkeit nicht zu ſuchen. — In der That wirkte die Zerſtreuung wohlthätig auf ſeine Geſundheit, und als der Frühling gekommen war, konnte er ſeinen, durch den Tod ſeines Amtmannes und durch ſeine Krankheit etwas verwirrten Geſchäften wieder mit voller Thätigkeit vorſtehen und ſie in Ordnung bringen. Er verließ die Stadt. Der Arzt, welcher ſein innigſter Freund geworden war, ſtand ihm treu zur Seite; ſein Verſtand, ſeine muntere Laune wurden dem ernſten Sigmar zu lieben Gefährten, und jetzt erſt fühlte er es ſo ganz, wie klug jener auf ſein Gemüth einzuwirken wußte. Dieſe Thätigkeit, mit der er nun ſelbſt die Verwaltung ſeiner Güter beſorgte, und die ihm eigentlich durch ſein ganzes Leben fremd geweſen war, gab ſeinem Sinnen eine andere Richtung; er fand in ihr ein unendliches Vergnügen und eine unverſiegbare Quelle von Zerſtreuungen. Oft, recht oft dachte er noch an Iduna; doch war es nicht mehr jene leidenſchaftliche Trauer, die ſonſt ſeine Seele durchbebte, ſondern es war das zarte, unausſprechliche Gefühl milder Sehnſucht, das uns erfaßt, wenn wir in ſtiller, lauer Mondnacht empor zum geſtirnten Himmel ſchauen. — Der unerklärbare Zuſammenhang mit der Geſchichte des bleichen Ritters weckte zwar manchen Wunſch der Neugierde in ſeinem Herzen, doch ſein gegebenes Wort drängte dieſen auch ſchnell wieder in ſeinen feſt verſchloſſenen Aufenthalt zurück. — So wechſelten Frühling mit Sommer, Herbſt mit Winter; Sigmar begnügte ſich, ſeine freundlichen Nachbarn zu beſuchen, ihre willkommenen Beſuche zu empfangen; ſein ländlicher Aufenthalt war ihm lieb geworden, — er kehrte nicht in die Stadt zurück.

Zwei Jahre waren ihm bei dieſer Lebensweiſe ziemlich ſchnell entſchwunden, als es eines Abends an Sigmar's Thür pochte und ein Greis mit grauem, gebeugtem Haupte eintrat. Seine Züge ſchienen ihm wohlbekannt, er faßte ihn tiefer ins Auge, und ſiehe da, jener treue alte Diener des Grafen Bergen war es, der ihm vor fünf Jahren zuerſt im Schloſſe begegnete.

Es iſt ein wunderbar ergreifendes Gefühl, das ſich in der Seele des Menſchen als Schmerz oder Wonne regt, einen treuen Zeugen jener Stunden zu erblicken, wo wir uns freuten oder betrübten! Er iſt das lebende Denkmal der Vergangenheit und ruft ſie mächtiger zurück, als der Baum, der einſt ſeligen Augenblicken ſeinen Schatten ſchützend bot, oder ein Bild, das theure Züge wiedergibt. So fühlte auch Sigmar ſich mächtig durch den Anblick dieſes Greiſes ergriffen. Er hatte Iduna als Kind auf ſeinen Armen gewiegt, an ihren kindiſchen Spielen Theil genommen, als Jungfrau ſie beſchützt und verehrt; Sigmar ſank mit einem Ausbruche der innigſten Rührung an ſeine Bruſt. „Theurer Freund eines Hauſes, in dem meine erſten ſchönen Hoffnungen für das Leben aufkeimten!“ rief er aus, „ſo lebſt Du noch! Vielleicht der Einzige von Allen,“ — „Der Einzige!“ fiel der Greis mit zitternder Stimme in die Rede, „bis zum letzten Augenblicke ein Zeuge der Trauer, ſo wie ich einſt ein Zeuge ſo mancher ſchönen Freude war. — Sie waren es, der gewiß den innigſten Antheil an dieſer Familie nahm und es bald mit dem Leben gebüßt hätte! — Die traurigen Begebenheiten, die ſich wie Glieder einer Kette an einander reihten, werden Ihnen zum Theil fremd, zum Theil unerklärbar ſein. Fühlen Sie ſich ſtark genug, alle die Leiden anzuhören, die mit unermüdlicher Beharrlichkeit die Unglücklichen verfolgten, — nun, ſo will ich den ſchwachen Troſt mit in mein Grab nehmen, daß noch ein Menſch lebt, der ſeine Thränen der Theilnahme mit den meinigen vereinigt." — „Ich bin gefaßt," erwiederte Sigmar, alle ſeine Kraft zuſammennehmend, und mit bebendem, öfter von Thränen unterbrochenem Vortrag begann der Greis:

„Graf Bergen hatte Iduna als eine fünfjährige arme Waiſe aufgenommen, mit väterlicher Zärtlichkeit aufgezogen und nicht minder gepflegt, als den einzigen Sohn Hugo, einen hoffnungsvollen, blühenden Knaben. Man hatte es bald vergeſſen, daß Iduna eine Fremde ſei, und der Graf Bergen freute ſich der Innigkeit, mit welcher die beiden Kinder an einander hingen. So wuchſen ſie auf; Hugo friſch und ſtark, wie eine junge Eiche; wie eine Roſe, zart und ſchön, das Fräulein.“

„Die kindiſchen Spiele und Zärtlichkeiten ihrer erſten Jugend gingen bald über in die wärmeren Gefühle der Liebe, und ſo verging, wie in ſchönen Träumen, die erſte Zeit ihres Jünglingsalters. Der alte Graf, gewohnt, ſeit ihrer Kindheit an, ſie froh und herzlich beiſammen zu ſehen, verfiel nie auf den Gedanken, daß jene Empfindungen anderer Art, als die der Geſchwiſterliebe ſein könnten. So ſaßen Hugo und Iduna oft Stunden lang in dem ſchönen Parke. Ein Raſenſitz unter einem dichtbelaubten Myrthenbaume war ihr Lieblingsplätzchen geworden. Dort freuten ſie ſie ſich ihrer ſchönen Tage, wanden Kränze aus den Myrthenreiſern, ſchmückten den Baum mit Blumen und gruben ihre Namen in ſeine Zweige. Eines Tages blätterte der alte Graf in ſeinem Ahnenbuche und rief dadurch eine Geſchichte der Vorzeit in ſein Gedächtniß zurück, die er wohl oft in ſeinem Leben gehört und erzählt hatte, die ihm jedoch ſeit längerer Zeit nicht erinnerlich geworden war. Es war die Geſchichte eines ſeiner Ahnen, der auf ſeinen Sohn, welcher mit Liebe für ein armes, unadliches Mädchen entbrannt war, einen gräßlichen Fluch laſtete, als dieſer ſeiner Liebe, ungeachtet der Bemühung des rauhen Vaters, ſie zu vernichten, nicht entſagen wollte.“

„Wie ein Blitzſtrahl fuhr ihm der Gedanke durch die Seele, zu ſorgen, daß Hugo's Neigung für das Fräulein ſich nicht zur Liebe geſtalten könnte, und nun erſt wurde er aufmerkſam auf ihre Schritte. Er überzeugte ſich bald, daß ſeine Befürchtungen begründet geweſen. Die Sorge, daß jener ſchreckliche Fluch in Erfüllung gehen könnte, erfaßte nun ſein ganzes Gemüth, und zwar um ſo mehr, als auch jener Unglückliche Hugo hieß, und die Züge des jungen Grafen die ſprechendſte Aehnlichkeit mit jenen hatten, welche vor Jahrhunderten der Wahnſinn entſtellte, wie ein im Saale hängendes Bild, das von jeher nur der bleiche Harfner benannt ward, bewies. Der Graf verdoppelte ſeine Aufmerkſamkeit, und die beiden Liebenden, nicht gewohnt, ſich zu verſtellen, geſtanden bald offen ihre Gefühle. Der Graf erblaßte. Vaterliebe und quälende Vorurtheile kämpften in ſeiner Seele; letztere blieben Sieger."

„Er erzählte ihnen die Geſchichte des bleichen Harfners, die bisher von Mund zu Mund durch die Glieder der Familie gekommen war. Er bat, er beſchwor ſeinen Sohn, eine Liebe aufzugeben, welche die Tage ſeines Lebens vergiften müßte; er ſuchte ihm zu beweiſen, daß nicht Mangel an Zärtlichkeit, kein bloßes Vorurtheil ihm zur Pflicht mache, ſich dieſer Leidenſchaft zu widerſetzen, ſondern daß eben ſeine Liebe zu Hugo und Iduna es ſei, die ihm den ſchrecklichen Gedanken nicht tragen laſſe, Beide ihrem Verderben zueilen zu ſehen.“

„Der alte Graf hielt es für nöthig, ſeinen Sohn auf Reiſen zu ſchicken, in der Hoffnung, durch den Reiz neuer Gegenſtände, durch den Zauber der Zerſtreuung eine Liebe zu tödten, die er als die unglücklichſte erkannte. Hugo mußte alſo hinaus in die weite Welt. Die Fröhlichkeit, die ſonſt in dem Hauſe herrſchte, war entſchwunden, und düſterer Ernſt trat an ihre Stelle. Der alte Graf fürchtete, die Erinnerungen der Liebe in dem Herzen des Fräuleins zu wecken, die er durch die Zeit gänzlich zu verſcheuchen hoffte, und vermied ängſtlich ein jedes Wort, welches jene Erinnerungen herbeiziehen könnte. Er ſprach nie mehr ein Wort von Hugo. Er verbot es dem Fräulein, den Namen auszuſprechen, ſo lange ſie nur eine Spur jener höheren Neigung in ihrem Herzen fände, und der Graf und das Fräulein erblaßten, wenn der Zufall ein Geſpräch, das ſich auf Hugo bezog, herbeiführte, und wäre es auch nur die Geſchichte des bleichen Ritters im Ahnenſaale. Der junge Graf ſchrieb oft ſeinem Vater; doch alle Briefe ſprachen nur von ſeiner innigen, durch Zeit und Entfernung nicht vertilgbaren Liebe für das Fräulein. Der alte Graf hatte dieſen Punkt bisher mit Stillſchweigen übergangen und des Fräuleins nur im Vorübergehen erwähnt; als aber Hugo immer dringender und heißer von ſeiner Liebe ſprach, und der Graf ſeinen Zweck vereitelt ſah, da hielt er es für nothwendig, ſeinem Sohne eine kalte Strenge entgegen zu ſetzen. Er befahl ihm daher, in ſeinen Briefen des Fräuleins nie wieder zu erwähnen, ihr Bild mit Gewalt aus ſeinem Herzen zu verbannen; er fügte hinzu, wie es nicht Härte ſei, ſondern die gegründete Furcht, das Unglück, das jener Unheil-ſchwangere Fluch ſchleichend durch Jahrhunderte herbeiführte, erfüllt zu ſehen. Graf Hugo beſchwor ihn, dieß ſtrenge Gebot, das ihm den letzten Troſt ſeiner Liebe raube, zu vernichten; er könne und werde nicht es unterlaſſen, der Geliebten in ſeinen Briefen zu gedenken.“

„Der Vater fühlte ſich tief erſchüttert durch die treue Liebe ſeines Sohnes; doch vergebens bemühte ſich ſeine Zärtlichkeit für beide Liebende, jenes traurige Vorurtheil aus ſeiner Bruſt zu verdrängen; er weinte, rang verzweiflungsvoll die Hände, flehte zu Gott um Abwendung des Unheils, aber verharrte dann noch feſter bei ſeiner tief gewurzelten Einbildung. Um dieſe Zeit war es, als der Graf Sie, mein Herr, in ſein Schloß einlud, und Sie in Kurzem auch daſelbſt erſchienen. Er glaubte eine Neigung für das Fräulein bei Ihnen bemerkt zu haben, und ſowohl die perſönliche Achtung, die er gegen Sie hegte, als auch die Hoffnung, daß es Ihnen gelingen dürfte, Hugo's Bild aus Iduna's Herzen zu verſcheuchen, erweckten wirklich einige Heiterkeit in ſeiner gramerfüllten Bruſt. Es muß bemerkt werden, daß des Fräuleins ſtiller, ruhiger Charakter, die Gewalt, die ſie dem eigenen Herzen anthat, den Augen Ihres Wohlthäters eine Liebe zu verbergen, die ſo tief und feſt mit glühenden Farben in ihrem Buſen gezeichnet war, und die er verlöſcht zu haben wünſchte, ſeine Hoffnungen beſtärkten. Ihr plötzlicher Abſchied aus ſeinem Hauſe, deſſen Grund er wohl ahnete, verſcheuchte dieſen Glauben bald wieder und machte ihn zugleich feſter und härter in ſeinem Entſchluſſe. Er ſann auf andere Mittel und fand endlich ein grauſames, das ſeinem weichen, wahrhaft guten Herzen wohl ſchweren Kummer aufbürdete, wohl manche herbe Thräne ſeinem Auge erpreßte; aber als das letzte Mittel zu ſeinem Zwecke ihm dennoch annehmbar ſchien, — daß nämlich das Fräulein ſelbſt an Hugo ſchriebe: wie ſie ſich zwar der Innigkeit erfreue, die er für ſie in den Briefen an ſeinen Vater — welche die Unglückliche doch nie geſehen — ausſpreche, doch daß ſie ſich zugleich verpflichtet fühle, ihm Aufrichtigkeit entgegen zu ſetzen und zu geſtehen, daß ſie ſeine Liebe nicht mit gleichem Feuer erwiedern könne; daß ſie ſich überzeugt habe, wie das Gefühl, welches ihre Bruſt bewegte, nur jene natürliche Anhänglichkeit ſei, die in ihrer gemeinſchaftlichen Erziehung und der Anerkennung ſeines Werthes beruhe; ſie ihn daher bitte, dem Wunſche ſeines Vaters nachzugeben und ſeine Empfindungen, die ſie doch nie erwiedern könnte, zu vernichten.“

„„Und Iduna,““ fiel Sigmar haſtig in die Rede, „„Iduna vermochte es, jene furchtbaren Zeilen zu ſchreiben?““

„Sie that es,“ fuhr der Alte fort, „ſie that es mit thränenden Augen, mit zitternder Hand. Der ſtrenge Begriff von Dankbarkeit, die ſie ihrem Pflegevater ſchuldig zu ſein glaubte, ließen ſie das Schwerſte, faſt Unmögliche vollbringen. Sie ſah mit einem Federzuge die ſchönſte Hoffnung ihres Lebens vernichtet und glaubte ſo die ſchwere Schuld ihrer Dankbarkeit zu bezahlen. Der Brief wurde abgeſandt; es vergingen Tage, Wochen — keine Antwort erſchien. Wir erfuhren endlich, daß Hugo von ſeinem bisherigen Aufenthaltsort fortgezogen, doch Niemand wußte, wohin. Nach zwei Monaten ohngefähr kam ein Brief des kurzen Inhalts: „Mein Vater! Ich wußte, was Sie fürchteten, was Sie hofften. Iduna iſt mir heilig, aber abgeſchieden in einen Himmel, den ich nie erreichen werde. Sein Sie unbekümmert um mein Schickſal, ich lebe, denn ich athme noch. Ich will keine Antwort; — mein Aufenthaltsort ſoll Ihnen fremd bleiben. Frei von jeder Leidenſchaft ſehen wir uns einſt wieder."

„Der bleiche Ritter."

„Mit Beruhigung für einen Augenblick, mit Beſorgniſſen für den nächſten, erfüllten den Grafen dieſe Zeilen. Nur ich erfuhr ihren Inhalt. Der Graf hatte beſchloſſen, die Zeit abzuwarten; doch als ſich Wochen an Wochen reiheten und keine Kunde erſchien, da vermochte er die immer wache Sorge ſeines Herzens nicht länger zu unterdrücken. Er ſchrieb allen Bekannten in allen Theilen Europas; keiner wußte eine Spur des jungen Grafen zu bezeichnen. Endlich kam eine dunkle Nachricht, daß man Hugo, in alterthümliche Ritterkleidung gehüllt, in den ſüdlichen Gegenden Italiens erkannt zu haben glaube, doch mit bleicher entſtellter Miene und — wie das Licht ſeines Geiſtes mit der Nacht des Wahnſinns vertauſcht ſcheine. Dieſe Nachricht ergriff heftig des Grafen Gemüth! — Er ſah den gräßlichen Fluch erfüllt, den einzigen Sohn unglücklich gemacht — durch ſeine Strenge in Wahnſinn verſunken! Und doch — wie groß iſt die Macht der Vorurtheile — er erkannte nicht, daß ſeine Härte natürlicher Weiſe dieſe Folgen herbeigeführt haben konnte; er war vielmehr überzeugt, daß es nur der Fluch des Ahnherrn ſei, der hier in Erfüllung gehe, da Hugo ſeine Liebe zu dem unadelichen Mädchen nicht aufgeben wollen. Raſtlos quälte ihn der Gedanke, daß er dieſe Liebe nicht unterdrückte, als ſie noch im Keimen war; daß er ſelbſt ihr Nahrung gab und unbedachtſam ſich einer Neigung freuete, die ihm als Geſchwiſterzärtlichkeit ſo ſchön erſchien; daß er ſomit das Unglück des einzigen, vielgeliebten Sohnes ſelbſt herbeigeführt habe."

„Dieſer ſchwere Kummer bleichte ſichtbar ſeine Haare; todtenblaß war ſein Antlitz, rothgeweint jeden Morgen das Auge nach der ſchlafloſen, ſchmerzlichen Nacht. — Auch Iduna ſchien eine wandelnde Leiche, — doch nein! eine Heilige, die ihr reines, leiderfülltes Leben Gott geweiht und den frommen Blick nach jenſeits gehoben, ihrer Auflöſung mit Troſt und Hoffnung entgegen ſieht. Ich ſah ihre Augen ſelten thränenfeucht, — ſie tröſtete mit Engelsliebe den tiefgebeugten Vater und ſprach ihm Muth zu in ſeinen Leiden. Nur des Nachts hörte ich zuweilen die Klänge ihrer Harfe aus dem Ahnenſaale herüber klingen, und da fiel wohl manche Thräne in den verhallenden Ton."

„Der Graf beſchloß endlich, ſeinen Sohn aufzuſuchen und Alles aufzubieten, deſſen verwirrten Ideen wieder in Ordnung zu bringen. Begleitet von ſeinem Kammerdiener und dem Hausarzte, trat der Graf die Reiſe an; doch kaum hatte er Italiens Gränze erreicht, ſo überfiel ſeinen, durch mehrjährige Leiden ſehr entkräfteten Körper eine Schwäche, die ihn nicht weiter reiſen ließ. Die Kraftloſigkeit vermehrte ſich mit jeder Stunde, ſchwächer mit jedem Tage ging der Puls, und nach dem Zeitraume von einer Woche hatte er zu ſchlagen aufgehört. — Als der letzte Augenblick heranrückte, ſchien ein wichtiger Gedanke in des Grafen Seele zu erwachen. — „„Fort — führt ihn zu Iduna,““ begann er ſchwer athmend — wollte weiter ſprechen — doch der Athem war ſeiner Bruſt mit dieſen Worten auf immer entflohen.“

„Der Kammerdiener Georg, ein treuer, redlicher Mann, befolgte gewiſſenhaft des Herrn letzten Befehl. Er ging an die Quelle jener unglückſeligen Nachricht und erfuhr dort, daß ſich Hugo nun in Neapel aufhalten ſollte. Er eilte dahin und war ſo glücklich, den jungen Grafen bald zu entdecken. Man kannte ihn unter dem Namen des wahnſinnigen Deutſchen und ſprach mit Theilnahme von dem Unglücklichen, deſſen ſtiller Wahnſinn Niemanden beleidigte, und der, wo er hinkam, das innigſte Mitleiden erweckte.“

„Man beſchrieb den gewöhnlichen Aufenthaltsort des jungen Grafen. In dem düſtern Schatten eines dunklen Waldes fand ihn Georg mit ſchwarzen, alten, ritterlichen Kleidern angethan, eine weiße Schärpe um die Schultern geſchlungen, das Haupt mit einem ſchwarzen Barett, über welches ſich eine breite, weiße Feder ſchwang, bedeckt. Er erkannte den alten Diener ſeines Vaters. „„Willſt Du mich nach Hauſe führen,““ rief er freudig aus; doch bald wurden ſeine Züge wieder ernſt, und er fuhr fort: „„Nein, nicht nach dem bangen, finſtern Schloſſe, wo der Sohn den Dolch gegen die Bruſt des Vaters zuckt — und die arme Roſa blutend zu ſeinen Füßen liegt! — Sieh, Alter, warum haſt Du mich nie die Harfe gelehrt? — jetzt könnte ich auch ſpielen, — ſpielen — wohl auch Thränen hätte ich, wenn Du mich die Harfe gelehrt hätteſt! — Doch hörſt Du — Iduna ſchlägt ſie, — hörſt Du, wie die Töne herüber ſchallen? — Ach! wie ſchön werde ich einſchlummern, wenn der Tod mir zum letzten Male dieſe Klänge herüber bringt!“““

„Der alte Georg glaubte zu vergehen vor Schmerz über den traurigen Zuſtand, in dem er ſeinen geliebten jungen Herrn fand. Sie gingen in ihre Wohnung. Graf Hugo ward freundlich und liebreich gegen den Diener. Er hatte helle Augenblicke, wo er eifrig und ſehnſuchtsvoll nach Iduna forſchte. Georg ſagte: „er ſolle mit ihm nach Deutſchland ziehen und ſie wiederſehen;“ „„das darf nicht ſein,““ erwiederte der Graf, wieder zurückgeſunken in ſeinen Wahnſinn, — „„das darf nicht ſein! — Siehſt Du, ich könnte wahnwitzig werden, wenn ich ſie wiederſähe; — denn glaube mir, lieben müßte ich ſie dann — und lieben — lieben — doch das verſtehſt Du nicht!““

„Nach mehreren Wochen gelang es doch den Bemühungen Georg's und des Arztes, den unglücklichen Grafen zur Heimkehr zu bewegen. Der Gedanke, Iduna's Harfentöne ſo ganz nahe wieder zu hören, that das Meiſte zu dieſem Entſchluſſe. „„Ich will ſie gewiß nicht lieben,““ verſicherte er oft ängſtlich den beiden Gefährten — „„nur die ſüßen, milden Klänge will ich hören, daß ſie ſanfter mir das Herz bewegen, als der Sturm, der mir im Kopfe ſauſt.““ Vertraulich dann ſich nähernd, flüſterte er ihnen zu: „„Seht, ich meinte oft die Töne aus der Ferne zu hören; doch ich mochte mich getäuſcht haben, es waren wohl nur die Lüfte, die, durch den Wald herſäuſelnd, mit meiner weißen Feder ſpielten.““ — Endlich langten ſie nach einer traurigen Reiſe in dem gräflichen Schloſſe an. Iduna war vorbereitet auf Alles, was ſie ſehen ſollte. Die beiden Begleiter fürchteten das erſte Wiederſehen für Hugo's Gemüth; doch ſie irrten. Ruhig, doch freundlich lächelnd, blickte er das Fräulein an. „„Du biſt bleicher, als Du in Italien warſt,““ begann er, ſie wehmüthig betrachtend; — „„Du zogſt überall mit mir, in Thälern und auf Bergen, in der Felſenſchlucht und im mächtigen Walde ſtandeſt Du mir zur Seite, aber blühend — roſenroth!““ — „O! mein Herr, laſſen Sie mich nicht die Tage, die Wochen beſchreiben, wo jede Stunde Kummer, jeder Augenblick neue Sorgen brachte! Hugo's Gemüth blieb, aller angewandten Mittel ungeachtet, verfinſtert, und der Gedanke, der das Licht ſeines Verſtandes verlöſcht hatte: „Iduna lebt nicht für dich!“ — blieb feſtgewurzelt in ſeinem Gehirne. — Er nahte ſich der Geliebten nur mit Ehrfurcht und Scheu, blickte ſie oft Stunden lang ſchweigend an und ſchien am glücklichſten zu ſein, wenn ſie Accorde auf der Harfe griff. Ein Strom von Thränen ſtürzte dann über ſeine Wangen, und mit dem Ausrufe: „Schön — o ſchön! Heilige Jungfrau, nimm mich auf!“ ſank er zu ihren Füßen.“

„Daß Iduna durch viele Leiden, die um ſo heftiger ihre Bruſt durchbrannten, als ſie ganz ſtille und verborgen vor Jedermann darin loderten, ohnehin ſchon ermattet, dieſen hoffnungsloſen Zuſtand nicht lange ertragen konnte, war wohl zu vermuthen. Kaum dreiviertel Jahre lang ſah ſie Hugo's Leiden, — und als eines Abends die Sonne hinter den Hügeln niederſank, ſenkte das Fräulein ihre Augen, und ihr Leben war mit der ſcheidenden Sonne untergegangen!“ —

Nach einer langen Pauſe fuhr er fort: „Graf Hugo blieb unerſchüttert bei dem Anblicke der Leiche. Sie ſchläft, ſagte er, und ermahnte die Nahenden, leiſe zu ſprechen, um des Fräuleins Schlummer nicht zu ſtören. Doch als man ſie zu Grabe tragen wollte, da wurde er heftig, — ſein ſtiller Wahnſinn wurde Raſerei, und er würde den getödtet haben, der es gewagt hätte, ſeine Hand an des Fräuleins Leiche zu legen. „„Sie iſt nicht todt, ihr Raſenden!““ ſchrie er heftig, „„ſie ſchläft, ſie ſchläft! Der Erſte, der das Wort „todt“ noch ausſpricht, ſoll ſelbſt zum Leichnam werden unter meinen Händen!““ — Unſer Arzt hatte dieſe Kataſtrophe gefürchtet, und ſeine Erfahrung und Klugheit hatten ihm bereits ein Mittel angegeben, den Unglücklichen zu beruhigen. Er hatte nämlich von einem geſchickten Bildner zur Zeit, als er Iduna's Ende annähern ſah, ihre ganze Geſtalt von Wachs, mit ſchlafender Miene und Lage, formen laſſen. Der Künſtler hatte ſich der Schnelligkeit befliſſen, und fünf Tage nach Iduna's Abſcheiden war das Meiſterwerk höchſt gelungen in aller Stille in das Schloß gebracht. — Der Arzt, welcher ganz das Vertrauen des Gemüthskranken, der ihn von Kindheit an kannte, beſaß, machte dem armen Hugo glauben, das Fräulein ſei erwacht und verlange ihn zwei Tage nicht zu ſehen, dann aber bäte ſie ihn inſtändig, wenn ſie wieder ſchliefe, ihren Schlaf nicht zu ſtören, ſondern ſie vielmehr zu bewachen, daß Niemand ihre Ruhe verſcheuche. Des Fräuleins Wunſch war dem Liebenden von jeher ein Befehl. Er gehorchte ſchweigend. Iduna's Leiche wurde mit größter Vorſicht des Nachts zur Erde beſtattet, die leere Ruheſtätte mit rothen ſeidenen Decken behangen, und ihre Statue, ſo weich und zart geformt, als ob ſie athmete und träumte, in des Fräuleins gewöhnlichen Morgenanzug gehüllt, darauf niedergelaſſen. Hugo hatte die Stunden, die Augenblicke, bis die beſtimmten zwei Tage vorüber waren, gezählt. Man ließ ihn leiſe eintreten — ſein Schritt berührte kaum den Boden. Er ließ ſich täuſchen! — Mit jener Ritterkleidung, die er nie ablegte, angethan, ſtand oder ſaß er ihr zur Seite, die Harfe behutſam in ſeinen Armen haltend. Den Eintretenden deutete er, leiſe zu ſein und flüſterte gewöhnlich die Worte: „Stille, ſie ſchläft!“ — Nur mit Mühe brachten wir es dahin, daß er zuweilen einige Nahrung zu ſich nahm; er ſchlief wenig, das Zimmer verließ er nie, und ſelten ſprach er ein anderes Wort, als: „Stille, ſie ſchläft!“

„Was wir gefürchtet hatten, traf gar bald ein. Wie ein Schatten bleichte des unglücklichen Jünglings Leben dahin, ſichtbar zehrte er ab und wurde endlich ſo ſchwach, daß er kaum noch die Harfe in ſeinen Händen halten konnte. Der Arzt gab ſeinem Leben nur noch wenige Stunden. — Doch mit dem herannahenden Tode ſchien auch das Licht ſeines Geiſtes ſich wieder zu entzünden. „„Ich weiß es wohl,““ ſprach er mit gebrochener Stimme, „„ſie hat den längſten Schlaf begonnen, wir ſtören ſie nicht mehr in ihrer Ruhe. — Bald werde auch ich einſchlummern! — ihr braucht mich nicht ſo ſorgſam zu bewachen, wie ich ſie bewacht, — mein Schlaf wird lange und feſt ſein, wie der ihre war.““ — Wir mußten uns Alle entfernen; doch kaum waren wir eine Stunde in dem Nebengemache, als ein lauter Schall in dem Ahnenſaale uns herbeizog.“

„Des bleichen Harfners Bild, das bereits früher einmal aus dem Rahmen herausgefallen war, und das wir dann ſtärker befeſtiget hatten, lag zertrümmert auf der Erde. Mit einer dunklen Ahnung in der Bruſt eilten wir in des Fräuleins Gemach, und — todt ſaß Hugo in ſeinem Stuhle, feſt die Harfe in ſeine Arme gepreßt, den gebrochenen Blick auf die Geliebteſte hingewandt.“

Ein lange zurückgehaltener Thränenſtrom entquoll nun den Augen des Greiſes, und tief erſchüttert drückte ihn Sigmar an ſeine Bruſt.

Der Greis hatte das Haus des Kummers und der Verzweiflung, in dem er 56 Jahre gelebt hatte, für immer verlaſſen, und Sigmar, der ſein ſtilles, von manchem wehmüthigen Gefühle durchflochtenes Leben gänz der Beglückung der Menſchheit widmet, iſt mit herzlicher Freundlichkeit bemüht, die letzten Tage des Alten zu verſchönen und fordert dafür nichts Anderes, als zuweilen eine ſchmerzliche, ſüße Erzählung aus den glücklichen Tagen Iduna's.

Ueber Land!

Es gibt Leute, die eine wahnſinnige Vorliebe für das Land haben, wohlgemerkt immer ſolche, die in der Stadt geboren, in der Stadt leben und in der Stadt ſterben werden; die wahren Leute von Wald und Feld, der Jäger und der Bauer leben auf dem Lande, weil ſie dort wohnen, aber ohne ſich dort zu gefallen. Ihr höchſter Wunſch hinwieder iſt es, baldmöglichſt Städter zu werden. Die Idylle hat nun einmal aufgehört: Dampf und Eiſen hat ſie umgebracht.

Ich ſelbſt bin kein abſonderlicher Freund deſſen, was man mit Auszeichnung das Land nennt. Und wo findet man denn eigentlich dieſes Land? Ihr denkt doch dabei gewiß an Ruhe, Ländlichkeit und Stille ringsherum. Wo aber gibt es einen ſolchen gebenedeiten Fleck Erde in unſerer Nähe? Hier Mühlen, dort Fabriken; hier Heerſtraße, dort ein Gensd'armenpiquet: hier das Geſchrei der Säge, dort das Gewieher der Dampfmaſchine; hier ein Paar bebrillte Engländerinnen, die durch den Wald ſpazieren rennen, dort einen Wanſt von Medizinalrath, der verdauen reitet: das Alles verdirbt die Landſchaft, übertönt das Murmeln des Baches und ſtört die Nachtigallen; der Sonntagsjäger, Touriſten und ziehenden Muſikanten gar nicht zu gedenken, welche die eigentlichen Landplagen ſind.

Der Menſch, der für die Chimäre „das Land“ ſchwärmt — wir wollen ihn mit dem Schäfernamen Amynth nennen — iſt ohne Zweifel ein recht braver Hausvater, Gatte, Bürger, Mitglied des Schützencorps, vielleicht ſogar Stadtverordneter. Alle dieſe Eigenſchaften hindern ihn nicht daran, ſich recht lächerlich zu machen: das Krähen des Hahns in einem Gehöfte entzückt ihn, eine ſchwankende Ente, macht ihn jubeln, der Sonnenaufgang verſetzt ihn in die höchſte Extaſe, und ein Kartoffelacker erſcheint ihm als die reizendſte Augenweide. Wäre es ſchicklich, er zöge ein Schäfercoſtüme an und durchwandelte die Gegend, geſtützt auf einen buntbebänderten Stab. Statt der Schalmei trägt er eine Harmonika in der Taſche und beunruhigt das Echo der Felſen. Als Mitglied des Liederkranzes hat er Tyroliennes und Alpengeſänge auswendig gelernt und wirbelt ſeine Jodler aus heiſerem Falſett. Gewöhnlich iſt unſer Amynth Kaufmann oder Beamter, dem die ſechs Wochentage zwiſchen den vier Wänden ſeines Geſchäftes verfließen. Dieſe Zeit über lebt er nicht, er ißt, trinkt, verdaut und ſchläft, ſchwatzt, ſchneidet Federn und lieſt die Zeitung: er gleicht der Auſter, von der Buffon auch behauptet, ſie lebe nicht, ſondern vegetire nur. Aber der Sonntag erſcheint, und unſer Mann iſt nicht mehr zu kennen. Sein Blick belebt, ſeine Stirne erheitert ſich, auf ſeinen ſaftigen Lippen lagert ein breites ſelbſtgefälliges Lächeln: ſeine Taille ſtreckt ſich, ſein Haupt reicht in die Wolken: er ſchreitet ſo ſtolz, ſo vergnügt und armſchlenkernd umher wie ein Schauſpieler, der ſich geſtern applaudiren ließ. O Glück ſonder gleichen, o höchſte der Freuden! Amynth kann heute die Stadt verlaſſen, entfliehen aus dieſem betäubenden Geräuſch, aus dieſer verpeſteten Luft, aus dieſen Straßen voll Schmutz und Menſchen. Alſo ſchnell hinaus! er drängt, treibt, eilt, flüchtet und macht ſich fort; raſch, lieber Kutſcher, jede verzögerte Minute iſt ein Diebſtahl an ſeinem Glücke!

Amynth hat ein Herz, wie ſie im goldenen Zeitalter der Welt vorkamen: er iſt naiv und vertrauensvoll über die Maßen: niemals hat der Zweifel ſeine Seele beſchlichen; er glaubt mit unerſchütterlicher Feſtigkeit an die Güte des Obſtes im Kirſchenwaldchen, an die Herrlichkeit der Bierſtädter Kirmeß, an den Sonntag* auf der Faſanerie, an die Nothwendigkeit des Niederwaldes für den Rochustag und Gott weiß an was Alles noch. Frage die Amynthe deiner Bekanntſchaft und du wirſt unter andern von allen einſtimmig hören, daß nichts ſo reizend, ſo unterhaltend, ſo ganz befriedigend iſt als eine Mahlzeit im Freien, d. h. im Grünen, auf dem Teppich einer Wieſe oder unter dem Schattendache des Waldes an ſchöner, ſelbſtgewählter Stelle — eine culinariſche Befriedigung des hungrigen Naturtriebes mit improviſirter Landſchaft, Einſamkeit und Obdachloſigkeit.

Was mich betrifft, ſo denke ich nur mit Wehmuth an ein ſolches Diner in der Natur zurück, deſſen Opfer ich geworden und das mir durch einen nachträglichen Katarrh in guter Erinnerung geblieben. Es war im jüngſtverfloſſenen Auguſt: ein Amynth unter meinen Bekannten, der meine geringe Sympathie für die Landluſt kannte, wollte mich von dieſem Vorurtheil radical heilen. Lieber Freund! ſagte er eines Tages zu mir, der Himmel iſt heiter, die Luft rein und duftig, machen ſie mir einmal das Vergnügen, gehen Sie mit uns über Land; wir improviſiren dann eine Mahlzeit im Grünen, wo es uns irgend gefällt; wir werden, Sie mitgerechnet, zwölf Perſonen ſein, verſteht ſich auch Damen, und werden ſo viel lachen als hundert: jeder bringt eine Schüſſel mit.

Ich geſtehe meine Schwäche: das Rhapſodiſche des Vorſchlags und die Damen verlockten mich; ich willigte ein, ging zu einem Reſtaurant, beſtellte einen welſchen Hahn und verfügte mich in Geſellſchaft dieſes wohlverhüllten Begleiters zur Eiſenbahn, da uns der Dampfwagen erſt bis zu einer gewiſſen Station bringen, von welcher aus unſere Excurſion beginnen ſollte. Das Wetter war ſchön, ich ſtieg vergnügt ein und übergab dem Conducteur mein bereits etwas durchfettetes Paquet, das der ſorgloſe Diener der Rails in dem Bagagewaggon hinterlegte.

Wir waren bald an der Station, paſſirten eine halbe Stunde ſpäter zu Fuß einen Marktflecken und kamen in wieder einer halben Stunde dahin, wo für uns das Freie, die Natur, das Land beginnen ſollte. Ein recht hübſches Thal, angenehm bewaldet, von einem muntern Bächlein durchſchlängelt, über das man hinwegſpringen konnte; aber leider als ſo romantiſch und ſchön verſchrieen und berühmt in der Umgegend, daß uns ganze Schaaren von Landenthuſiaſten, Elegants, verliebte Pärchen und größere Geſellſchaften auf allen Wegen begegneten, ſo daß man oft nicht wußte, ob man ſich auf der Frankfurter Mainluſt oder in den Mainzer Anlagen befindet, und der Sonntag überall ſeine geputzte Fähnchen ausgeſteckt hatte. Wir waren richtig Zwölf und ſollten ſo viel lachen als Hundert:

das begann aber damit, daß zwei Herren aneinander geriethen, weil ſie ſich über den Jordan'ſchen Prozeß nicht verſtändigen konnten, indem der eine, ein Angeſtellter, die Maßregeln der Regierung in Schutz nahm; ein anderes Paar kam in Wortwechſel über den heiligen Rock zu Trier, und ſo zählten wir bereits vier Verſtimmte.

Endlich ging es an's Diner, das auf einem Raſen ſervirt wurde, von welchem zahlloſe Ameiſen die Promenade auf unſeren Beinen machten und ſich mit wahrer Hinterliſt in jenes Kleidungsſtück drängten, das die Engländer niemals zu benennen pflegen. Ein Filet de Boeuf fand ſich mit Raupen geſpickt vor. Ein Kalbsbraten, ſchlecht verpackt, hatte ſich mit dem Tabaksbeutel des Trägers in Berührung geſetzt und erſchien aux fines herbes de Dillenbourg. Ein Amynth, Darbringer einer großen Zuckermelone, war unter Weges mit ſeiner theuren Bürde ſo unglücklich gefallen, daß ein gewiſſer Theil ſeines Körpers, laut kräftiger Spuren an den weißen Pantalons, das zerdrückt hatte, was unſere Zungen zerdrücken ſollten. Und ach, mein welſcher Hahn! Der Conducteur überlieferte mir ihn neu convertirt, was ich als eine Aufmerkſamkeit wegen des ſichtbar durchgeſickerten Fettes zu erkennen und zu belohnen wußte. Nun die Doppelhülle von dem Gebratenen ſank, ſielen auch mir die Schuppen von den Augen. In dem Bagagewaggon war auch der fromme Pudel eines Paſſagiers angebunden geweſen. Nur die Langeweile der Fahrt mochte den Treuherzigen zu einem Dialoge mit meinem Vogel verleitet haben, der den letzteren freilich einen Schenkel ſammt Umgebung gekoſtet, welchen Defect der aufmerkſame Conducteur verkleidet hatte; der Zahn jener kurzen Zeit war aber in den fleiſchigen Environs deutlich zu ſehen. In unſerm italieniſchen Salat hatten ein Paar Heuſchrecken ihr frühzeitiges Ende gefunden. Der Wein, wahrſcheinlich im letzten Markte angekauft, war wegen ſeiner Qualität ſo wie wegen Erwärmung durch die Hitze des Tages, durchaus nicht zu trinken. Drei Gläſer dieſes furchtbaren Getränkes hätten die geſündeſten Laſſarge der Umgegend unter die Erde bringen müſſen.

Wir waren mitten im Genuſſe dieſer Herrlichkeiten, als der Himmel ſich plötzlich mit Gewölk umzog, das über uns Rettungsloſe einen dichten Regen ausſtrömte. Es war wie eine Sündfluth und wir ohne Arche. Jeder ſchützte ſich ſo gut es ging, Baumſtämme wurden belagert, die Frauen ſchrieen, die Männer fluchten, man kann ſich keinen Begriff von dieſer Confuſion machen. Wir waren eine halbe Stunde von dem

Orte entfernt, das heißt, wir mußten, weil das Wetter nicht nachließ, faſt eine Stunde lang durch Kothlacken, naſſes Gras, ſchlüpfrige Wege und endlich durch den angeſchwollenen Bach waten, daß es ein Jammer war. Ein Amynth, der eine Dame führte, hatte das Unglück, der Länge nach hinzufallen und ſeine Beſchützte mitzureißen, deren Kleid nun eine Anzahl unliebſamer Illuſtrationen und deren Antlitz das Gewitter des Zornes trug. Der Regen machte ſich ein Vergnügen daraus, uns ein unermüdlicher Begleiter zu ſein.

Im Orte angekommen, ließ ich die Amynthe alle ſich trocknen, bürſten und erholen, nahm ein Fahrzeug zu jedem Preis und eilte nach der Eiſenbahnſtation; ſchon meinte ich glücklich weiter zu kommen, als der abfahrende Convoy den Pfiff des Hohnes gegen mich ausſtieß, und ich nun erſt wieder in drei Stunden einen Zug erwarten durfte. Ich blieb alſo in meinem Wagen, verſprach gut Trinkgeld und ließ mich nach der Stadt kutſchiren.

Hier das Verzeichniß der Ausgaben, die mir dieſes Diner im Freien, dieſer Tag auf dem Lande verurſachte, das mir als eine Quelle des Entzückens vorgeſpiegelt worden. Ein welſcher Hahn 5 fl. 24 kr., Fahrt auf der Eiſenbahn 1 fl., Rückfahrt zu Wagen ſammt Trink- und Chauſſeegeld 8 fl. 6 kr. Ein

Paar Stiefel gänzlich ruinirt 7 fl. Einen Hut desgleichen 7 fl. Douceur an den Conducteur und Speiſenträger 30 kr. Antheil an Wein 1 fl. Zuſammen 30 fl. Zwei ärztliche Viſiten und Ausgaben an die Apotheke ſollen ungezählt bleiben.

Nimm dir daran ein Beiſpiel, mein freundlicher Leſer, wenn man dir mit Landprojecten kommt, und urtheile ſelbſt, ob die Sympathie für die Fantaſieen m Freien und für die Mahlzeiten im Grünen ſeither n mir lebhafter geworden iſt.

Ein Duell.

Das war ein verdrießlicher Januarabend. Wir feierten wieder einmal einen jener unerlebten Winter, wo Eis und Schnee gar nicht weichen will und wo man ſich durch nichts Anderes zu helfen weiß, als daß man tüchtig einheizt und ſich erzählen läßt, daß es einmal in den achtziger Jahren noch ſchlechteres Wetter gegeben hat. Es iſt das eine jener bekannten deutſchen Tröſtungen, wie ſie in anderer Art beiſpielweiſe vorkommen, wenn Einer Arm und Beine gebrochen hat und man es noch ein großes Glück nennt, daß er ſich nicht auch den Schädel zerſchmettert. Wir ſaßen verſchüchtert beiſammen, Familie und Freunde, und wußten nicht was beginnen und waren ſo recht im Innerſten ärgerlich darüber, der ſchönen Frau unſeres Couſins, einer geborenen Pariſerin, die uns zu beſuchen gekommen war, keinen Genuß, kein Vergnügen anbieten zu können. Man wird noch langweiliger als ſonſt, wenn man ſich verhindert fühlt, den Faden einer Unterhaltung aufzunehmen, und vollends wenn man ſich in der Unmöglichkeit ſieht, den niedlichen Wirth zu ſpielen.

Zu allen den Mißſtimmungen unſerer kleinen Geſellſchaft kam ein Ereigniß der jüngſten Tage, deſſen Geſchichte und Auslegung den Stoff zu jeder Converſation in unſerer Stadt ſo wie zu den unſinnigſten Zeitungsartikeln geliefert hatte. Der Vorfall war in kurzen Umriſſen folgender. Ein höchſt unbedeutender Vorgang auf einem Balle, ich glaube ein getretenes Damenfüßchen, hatte zwei junge Männer, die ſich ohnedies mit dem argwöhniſchen Auge der Eiferſucht beobachteten, in beleidigende Berührung gebracht; Zwiſchenperſonen und Mißverſtändniſſe hatten die Flamme angeſchürt, einer Herausforderung folgte ein Zweikampf, welcher einen der jungen Leute das Leben koſtete, den anderen gelindeſten Falls mit Feſtungsſtrafe bedrohte und daher zwei bekannte Familien in tiefe Niedergeſchlagenheit verſetzte. Die Kugeln waren kaum gewechſelt, womit die jungen Männer ihr Leben bedrohten, und nun wechſelten müßige Correſpondenzfabrikanten ihre Berichte Für und Wider, womit ſie nur die Kronthaler der Redactionskaſſen bedrohten und gaben ſo dem Stadtgeſchwätze täglich neue Nahrung, den Familien täglich neue Kränkung und Verdruß. Unſere deutſche ſtark bevormundete Preſſe weiß in Dingen, die ihr Preis gegeben ſind, meiſt kein Ende zu finden, beſonders wenn ſie durch auswärtige Organe auf innere Zuſtände wirken zu können glaubt. So war es auch hier der Fall.

Ohne daß wir ſelbſt wußten wie es gekommen, ſo hatte ſich das Geſpräch über dieſe Geſchichte und die ihr folgenden Zeitungsdebatten unſeres kleinen Cirkels bemächtigt und die Declamationen für und gegen den Zweikampf waren bald im lebhaften Gange. Die Beweiſe gegen denſelben waren der Zahl nach bald überwiegend; denn wir hatten mehrere Damen unter uns, von den Herren aber waren die älteren und friedlich geſinnten den jüngeren weit überlegen. Ich erinnere mich, daß ſogar die kühne Behauptung aufgeſtellt wurde: der Zweikampf, als überall geſetzwidrig, ſei auch in keinem Falle als unausweichbar oder durch heilige Gründe der wahren Ehre geboten, zu betrachten. Eben ſo entſinne ich mich, daß unſer hübſches franzöſiſches Couſinechen dieſen Grundſatz ungläubig belächelte und durch einen Vorfall in ihrer eigenen Familie zu widerlegen ſuchte. Dieſen habe ich nicht mit den anziehenden Wendungen ihres Vortrags behalten, ſondern er hat ſich jetzt, wo ſeit jenem Abend Monate verſtrichen ſind, in meiner Erinnerung zu einer Geſchichte gruppirt, die ich geneigten Leſern hier übergebe.

An einem Märztage des Jahres 1778 trat der Kammerdiener des Herrn von Maurepas des Morgens um fünf Uhr in das Boudoir Seiner Excellenz, um den geheimnißvollen Beſuch des Grafen von L. anzukündigen. Der Miniſter war bereits außer dem Bette; wiewohl ein faſt achtzigjähriger Greis, hatte er ſich doch eine Art jugendlicher Thätigkeit erhalten, deren Ueberreſte er, gleichwie er ehedem ihre Anfänge an Unnützes vergeudet, an überflüſſige Arbeiten und an jene Gattung geſchäftigen Müßiggangs wendete, der ſich in literariſchen und andern Spielereien, kurz in Dingen gefällt, die weder einer ſo hohen Stellung noch eines ſo hohen Alters würdig ſind. Vor vierzig Jahren hatte ihn Ludwig XV. wegen vier unartiger Verſe auf die Pompadour entlaſſen und Ludwig XVI. vertraute in ſeiner Schwäche demſelben Maurepas die Leitung der Staatsgeſchäfte, ſei es nun aus Sympathie für den ehemaligen Miniſter, ſei es aus Groll gegen Choiſeul oder von jener geheimnißvollen Schickſalsmacht getrieben, welche die Monarchie einer nahen Auflöſung entgegen reiſen ſollte. In dem Zeitpunkte, von welchem hier die Rede, war Herr von Maurepas nichts mehr als ein greiſes Kind und bei dieſem verlangte der Graf von L., der übrigens ſeinem Hauſe nah verwandt war, eine Morgenaudienz. Als der Graf auf der Schwelle erſchien, verbarg der Miniſter mit einer Hand ſchnell ein Madrigal, an deſſen wichtige Vollendung er ſich eben begeben, ſtreckte die andere dem Ankommenden entgegen und ſprach:

„Leiſe, lieber Graf, ganz leiſe! Gehen Sie auf den Zehen, wie wenn Sie den Eiertanz aufführen wollten, denn gerade unter uns ſchläft der König und Seine Majeſtät ſoll nicht geweckt werden.“

Der Graf that gewiſſenhaft was ihm geheißen worden, näherte ſich ohne Geräuſch, ſetzte ſich in ein Fauteuil und drückte ſtillſchweigend die Hand des Miniſters.

„Was iſt Ihnen, lieber Couſin?“ begann dieſer; Sie ſehen ja ganz niedergeſchlagen aus.“

„Ach, Excellenz, ich bin es auch!“

„Iſt Ihnen ein Unglück widerfahren? reden Sie.“

„Nicht direct — und doch! Ich komme zu Ihnen um Gnade zu erbitten.“

„Für Sie? laſſen Sie hören.“

„Nicht eben für mich ſelbſt, aber für Jemand, der mich ſehr nahe angeht.“

„Um was handelt es ſich denn?“

„Um ein Duell.“

Bei dieſem Worte rückte Maurepas ſeinen Lehnſtuhl leiſe, aber raſch aus der Nähe des Grafen. „Sprechen wir nicht weiter davon," verſetzte er verdrießlich, „ich ſehe, daß Sie etwas Unmögliches von mir fordern wollen. Der König hat kurz nach ſeiner Thronbeſteigung geſchworen, das Geſetz in dieſem Punkte mit aller Strenge aufrecht zu erhalten, keinen dagegen Fehlenden zu begnadigen, und er wird Wort halten. Waren Sie es, der einen Zweikampf hatte?"

„Nein, nicht ich ſelbſt."

„Wohlan, lieber Couſin," fuhr Maurepas viel milder und wieder etwas näherrückend fort, „wenn der Schuldige ſie intereſſirt, ſo verſehen Sie ihn mit einer wohlgefüllten Börſe, bringen Sie ihn in eine Poſtchaiſe und machen Sie, daß er ohne alle Zögerung den Weg nach Deutſchland einſchlägt."

Der Graf ſenkte das Haupt in ſeine Hände, gleichſam um über den vernommenen Vorſchlag nachzudenken. Der Miniſter fragte:

„Wahrſcheinlich irgend ein eiferſüchtiger und plötzlich hellſehender Ehemann, der für ſeine guten Augen büßen mußte."

„Nein, nicht der Ehemann und doch," erwiederte verlegen der Graf, „es iſt dies eine ganz eigenthümliche Geſchichte."

„So erklären Sie ſich doch,“ ſagte Maurepas mit ſichtbarer Neugierde.

„Gern, Excellenz. Ehedem nannte man jeden Zweikampf ein Gottesurtheil: der, für welchen ich Sie ſo gern zur Gnade ſtimmen möchte, verdient dieſe Bezeichnung im vollen Sinne des Wortes.“

Der Miniſter geſpannt, etwas Neues, wahrſcheinlich recht Intereſſantes zu vernehmen, womit er in ſeinem Salon debütiren könnte, drückte vertraulich die Hand des Grafen und forderte ihn auf zu erzählen. Dieſer begann:

„Es ſind nun acht Jahre, als ein Herr von Aigremont, den Euer Excellenz nicht kennen ....“

„Halt, lieber Graf, ich entſinne mich dunkel eines Aigremont ....“

„Entſchuldigen Sie! wenn Sich Excellenz eines Aigremont erinnern, ſo iſt dies gewiß nicht der, von dem ich jetzt rede. Es ſind alſo etwa acht Jahre her, daß Herr von Aigremont, ein reicher fünfundzwanzigjähriger Mann, ein ſehr junges und gleich wohlhabendes Fräulein von ausgezeichneter Schönheit heirathete. Aber dieſe Schönheit hatte ihn nicht gefeſſelt und er ſich nur vermählt, um ſeiner Familie zu entſprechen, deren einziger Sprößling er war. Er vernachläſſigte ſeine Frau vom Hochzeittage an, und noch war kein

Monat vergangen, als er ernſtlich daran dachte, ſich ganz von ihr zu entfernen; nicht vielleicht aus dem Grunde, weil ſie ihm mißfiel, ſondern weil er nichts für ſie fühlte, weil er Widerwillen gegen die Ehe überhaupt hegte und weil ihm die Dienerſchaft und das Hausweſen ſeiner Gemahlin ein Gräuel waren. Er verkaufte insgeheim den Theil ſeiner Güter, über welchen er verfügen durfte, und reiſte ab, ohne Jemand ein Wort zu ſagen und ohne ſelbſt zu wiſſen, ob und wann er je zurückkehren werde. Frau von Aigremont zog ſich bald darauf zu ihren Eltern zurück, getäuſcht in ihren Hoffnungen, gekränkt an ihrem Selbſtgefühl, ja vielleicht ſogar an ihrer Liebe, denn ihr Gemahl war ihr nicht ganz gleichgültig. Es iſt dies die gewöhnliche Geſchichte eines Mannes, der dem Glück in die weite Welt hinaus nachrennt und es an ſeiner eigenen Hausſchwelle überſieht. Frau von Aigremont beſaß alle Eigenſchaften, die einen Mann glücklich machen konnten: Jugend, Schönheit, Geiſt und dabei einen ſanften ſchmiegſamen Charakter.“

„Sie kannten ſie wohl?“ fragte Herr von Maurepas.

„Ein wenig, Excellenz. Aigremont verließ Frankreich und ging nach der Schweiz, zog von da nach Italien und floh ſo ſeine Frau, die nur durch ſeinen Banquier zuweilen oberflächliche Auskunft erhielt. Endlich ſchrieb er, er wolle ſich für ein oder zwei Jahre in Turin niederlaſſen und verbot ausdrücklich, daß ſeine Frau ihn aufſuche.“

„Beim Himmel,“ ſchaltete der Miniſter ein, „dieſer Dame, wenn ſie wirklich ſo hübſch und liebenswürdig war, wie Sie ſie ſchildern, konnte es in Paris doch niemals an Liebhabern fehlen!“

„Und doch hatte ſie keinen Geliebten. Von ihrem Manne verlaſſen, zog ſie, wie ich bereits erwähnt, zu ihrem Vater und lebte auf dem Lande. Indeſſen kehrte Aigremont nicht aus Turin zurück; man vernahm durch den Banquier, daß er dort die Bekanntſchaft einer jungen Wittwe gemacht und ſich in dieſe bis zum Wahnſinn verliebt habe; ein Jahr verſtrich ohne weitere Nachrichten, als mit einem Mal die Kunde ſeines Todes eintraf. Nach den vorhergegangenen Umſtänden erregte dieſe keinen beſonderen Eindruck. Der Mann war todt, die Trauerzeit um, und die Familie der Frau von Aigremont dachte daran dieſe neu zu verheirathen, was wohl nicht ſchwer hielt, da es ſich um eine ſchöne, reiche, neunzehnjährige Frau handelte. Mehrfache Anträge ſtellten ſich ein, Frau von Aigremont lehnte ſie ab. Klug geworden durch den üblen Erfolg ihrer erſten Heirath, wollte ſie ſich jetzt nur mit einem Manne verbinden, der ihren Werth zu ſchätzen wüßte und von dem ſie geliebt zu werden mit Sicherheit hoffen durfte. Der Zufall ſorgte dafür. Herr von Royan —“

„Herr von Royan!“ rief Maurepas. „Aus den Royan's von Poitou? ich kenne ſie; einer davon dient in der Marine.“

„Verzeihung, Excellenz, Sie kennen den nicht, deſſen ich hier gedenke; er ſtammt aus einer Nebenlinie, die ſich zur Zeit des Edicts von Nantes aus Frankreich exilirte und deren letzter Sproſſe erſt vor etwa zehn Jahren zurückgekehrt iſt.“

„Aber mein Gott, Sie erzählen mir ja von lauter unbekannten Leuten: am Ende handelt es ſich um ein ganz obſcures Duell, um das ſich kein Menſch wird kümmern mögen?“

„Ich will Ihnen das Alles ſpäter erklären und bitte jetzt um Erlaubniß fortfahren zu dürfen. — Herr von Royan kaufte ein Gut, welches an jenes grenzte, das Frau von Aigremont bewohnte, und als er dieſe zum erſten Male ſah, nahm er ſie für ein blühendes junges Mädchen: ſo gering waren die Spuren, welche die Bande Hymens ihrem Aeußeren aufgedrückt hatten. Er ſah und liebte ſie. Er war damals ein Mann von achtundzwanzig Jahren, ſanftmüthig, ernſt und von keiner anderen Sehnſucht erfüllt, als unter den

Bäumen eines hübſchen Landſitzes mit einer Gattin nach ſeiner Wahl in ruhiger Seligkeit hinleben zu können. Frau von Aigremont konnte nach ihren Wünſchen nicht leicht einen Würdigeren finden; bald fühlte ſie ſelbſt die Liebe, welche ſie einflößte und beſann ſich ſich nicht lange, Frau von Royan zu werden. Selten wurde eine Verbindung glücklicher eingegangen und fortgeführt; denn die beiden Gatten liebten und lieben ſich noch mit einer Innigkeit, die im Laufe von ſechs Jahren durch nichts getrübt wurde.“

„Ja, aber wie denn das?“ meinte der Miniſter, deſſen ungeduldige Neugierde die Ereigniſſe gern errathen hätte. „Wie denn das? fiel alſo der Mann nicht im Duell?“

„Nein, Excellenz! Herr von Royan hat einen Bruder . . . .“

„Ach, jetzt verſtehe ich,“ unterbrach ſchlau lächelnd Maurepas.

„Ich möchte noch zweifeln,“ erwiederte der Graf. „Herr von Royan hat einen jüngeren Bruder, der die Ehre hat, in der Armee Sr. Majeſtät zu dienen. Aber dieſer junge Mann beſitzt nichts als ſein Wappen und ſeinen Degen und dazu die freigebige Hand ſeines Bruders, die er oft nur zu rückſichtslos in Anſpruch nimmt: er iſt ein trefflicher Burſche und meint das ſei für einen Militär eben genug; übrigens aber Verſchwender, Spieler, leichtſinnig, unbekümmert um ſeine Schulden, und jährlich einmal bei ſeinem Bruder zu Beſuch, der dieſe bezahlt und für die neue Ausſtattung des Herrn Offiziers Sorge trägt.“

„Mir ſcheint, lieber Graf,“ bemerkte ſchmunzelnd der Miniſter, „auch Sie kennen einen Bruder, der Züge dieſes Portraits trägt.“

„O! es iſt nicht ſo arg. Als der jüngere Royan ſeinen Bruder verheirathet fand, zeigte er eine außerordentliche Freude; er beglückwünſchte ihn von Herzen, ließ es ſich angelegen ſein, die Freundſchaft ſeiner Schwägerin zu gewinnen und erreichte dies: aber von ſeinem früheren Lebenswandel ließ er nicht ab; dieſelbe Verſchwendung, dieſelben tollen Streiche, das Ausgabe-Budget wurde noch größer. Ehedem, rief er luſtig, hatte ich nur einen Schatzmeiſter; ſeit mein Bruder vermählt iſt, habe ich deren zwei. Und wenn er es nicht wagte, mit neuen Schulden oder Geldbedürfniſſen an ſeinen Bruder zu gehen, ſo vertraute er ſich der freundlichen Schwägerin. Sorgte der Gemahl für den Schneider, für Pferde und Wagen, ſo deckte die Gemahlin die Ausfälle des Spieles und der Vergnügungen. Sie ſprach bei ihrem Manne ſtets zu ſeinen Gunſten, entſchuldigte den Leichtſinnigen und wollte dem artigen Wüſtling ſogar aus ihrer Schatulle ein Regiment kaufen, damit er in der Welt glänzend auftreten und vielleicht irgend eine reiche Erbin heirathen könne. Rovan aber kümmerte ſich nicht ſo angelegentlich um das Avancement ſeines Bruders; mit Kopfſchütteln ſah er, wie oft dieſer auf ſeine Caſſa Sturm lief, und zitterte ordentlich vor dem Gedanken, einen Obriſten aus dem lieben brüderlichen Taugenichts zu machen, der ihn ſchon als Capitän ſo bedeutendes Geld koſtete. So vergingen ein Paar Jahre, der jüngere Bruder näherte ſich dem dreißigſten und änderte ſich in nichts. Herr von Rovan aber hatte jetzt zwei Kinder, deren geſicherte Zukunft er den verſchwenderiſchen Phantaſieen ſeines Bruders vorzuziehen ſich verpflichtet fühlte, und ſprach daher zu dieſem:

„Lieber Bruder, du biſt ein Mann von Ehre, ein ausgezeichneter Offizier, aber für mich ein bischen zu theuer; ich muß es eben machen wie die Fürſten, denen der Sold ihrer Armeen zu viel wird, ſie entlaſſen ſie. Dein Erbe haſt Du längſt verſchwendet, jetzt bringſt Du alljährig empfindliche Lücken in mein Capital; ich aber habe Kinder und erkläre Dir geradezu, daß Du nicht mehr auf mich rechnen darfſt.“

„Gut, gut,“ erwiederte der Bruder, „das ſind die gewöhnlichen Reden eines Vaters oder Vormunds;

aber ich kenne dich, Du biſt nicht im Stande mich ganz zu verlaſſen, und dann weiß ich, wie viel Du auf unſern Namen hältſt. Uebrigens geſtehe ich Dir aufrichtig, daß meine bisherige Art zu leben auf mir laſtet; das muß ein Ende haben und eben dazu bedarf ich Deiner Hilfe. Höre mich an, Du kannſt mich etabliren und mir, eine gute Heirath zu machen, beiſtehen; ich verlaſſe ſodann den Dienſt, ziehe hinaus auf mein Eigenthum, werde mich meiner Kinder freuen und bald wie Du ſelbſt ein Muſter aller Familienvater ſein.“

„Aber Herr von Royan wollte auf dieſen ſehr koſtſpieligen und doch erfolgloſen Vorſchlag ebenſowenig eingehen, denn er hatte keinen Glauben an die zukünftigen Tugenden ſeines Bruders; dieſer war ein ſo unbezähmbarer Menſch, wie er ſich wohl nie unter dem Joche der Ehe beugen würde; eine Frau glücklich machen, Kinder erziehen, ſein Eigenthum erhalten und vergrößern, das ſchienen für ihn unmögliche Dinge. Herr von Royan erbebte vor der Idee einer ſolchen Partie. Verheirathet, würde der Bruder ſeine Frau bald vernachläſſigen und dieſe hinwieder viel darüber reden machen; er ſelbſt aber, der ältere, wollte um eines ſolchen Reſultates willen, nicht das Erbe ſeiner Kinder verringern; er entzog ſich daher dieſer Propoſition und warf dabei einen ſchmerzlichen Blick auf den Bruder, den er nur als eine vom Schickſal geſandte Plage betrachtete, oder vielleicht als ein Gegengewicht zu dem Glücke, das ihm ſelbſt in dem Beſitze einer angebeteten Gattin und zweier lieblicher Kinder reichlich zu Theil geworden war. Der Jüngere verſtand den ſtillen Schmerz und Vorwurf in den Zügen des Bruders, trat auf dieſen herzlich zu und ſprach:

„Gut, laß uns von Heirath ſchweigen; ich weiß, ich tauge nicht ſonderlich dazu und eine Quelle des Verdruſſes und Ruins für Dich und Deine Kinder will ich auch nicht ſein. Höre alſo einen anderen Ausweg und bring ein neues Opfer.“

„Was meinſt Du denn?“ forſchte Royan.

„Setze mich in den Stand eine glänzende militäriſche Fortune zu machen oder als braver Soldat auf dem Felde der Ehre zu ſterben: zahle meine Schulden, verſieh mich mit dem nöthigen Gelde, um nach Amerika zu gehen, und ich ſuche Waſhington auf; ich werde nicht der erſte und nicht der einzige ſein, der dies thut.“

„Dieſer Vorſchlag hatte Royan's ganzen Beifall, beide Brüder fanden ihre herzliche Heiterkeit wieder und man entſchied ſich für eine ſehr baldige Abreiſe. Als Frau von Royan den Entſchluß ihres Schwagers erfuhr, ſo widerſetzte ſie ſich aus allen Kräften; ſie fühlte für den Bruder ihres Gatten wahre Freundſchaft und betrachtete ihn als den Degen, die Stütze und den Vertheidiger der Familie; man hatte viele Mühe, ſie in eine Sache einwilligen zu ſehen, die ſie eigentlich nur mittelbar berührte, und worin man dieſe Schwierigkeiten von ihrer Seite gar nicht vermuthet hatte.

„Die Abreiſe des Schwagers wurde indeſſen doch beſchloſſen, und eben heute ſollte ſie ſtattfinden. Glücklicherweiſe befanden ſich Herr und Frau von Rovan geſtern in Geſellſchaft; der Auswanderer war allein zu Hauſe geblieben und zwar in dem Salon ſeines Bruders, wo er noch Briefe an verſchiedene Damen ſchrieb, die ſich huldreich gegen ihn bewieſen hatten, als mit einem Male die Thür aufging und ein Fremder eintrat. Es war dies ein Mann von etwa dreißig Jahren und gefälligem Aeußern, obwohl auf ſeinen Zügen eine unruhige Traurigkeit lag, die ſeinem Weſen etwas Düſteres, ja Abſtoßendes aufprägte. Er trug elegante Kleidung, aber ſein Auftreten zeigte ſo viel Entſchiedenheit und Selbſtgefühl, daß der künftige Mitkämpfer Waſhington's ſich dadurch unangenehm berührt fühlte. Der Fremde grüßte leicht hin, bemächtigte ſich eines Stuhles und nahm ohne Weiteres

Platz. Herr von Royan legte kalt die Feder bei Seite, ſtreckte die Beine aus, kreuzte die Arme und erwartete das Kommende.

„Ich habe alſo die Ehre mit Herrn von Royan zu ſprechen?“ begann der Unbekannte mit einem faſt verächtlichen Blicke.

„Mit ihm ſelbſt!“ entgegnete Royan mit einer Miene, an der man die Luſt merkte, den Andern zum Fenſter hinauszuwerfen.

„Sehr erfreut, Sie kennen zu lernen.“

Stummes Verneigen.

„Sie haben mir meine Frau entführt!“ rief der Fremde.

„Möglich,“ antwortete Royan ſehr gleichgiltig; „ich habe gar oft Poſtchaiſen mit Frauen beſtiegen, die Andern gehörten; leicht möglich, daß unter dieſer Zahl . . . .“

„Es handelt ſich hier um keinen Scherz. Denkbar iſt's ſogar, daß ſie in vorliegendem Falle bis zu einem gewiſſen Punkt ganz unſchuldig ſind; nichts deſtoweniger komme ich aber doch, meine Frau von Ihnen zurückzufordern.“

„Ihre Frau? ja ſo! aber verſtändigen wir uns einmal. Ich habe Ihnen ſchon erklärt, daß ich mehrere entführt: welche meinen Sie denn?“

Der Unbekannte ſah Herrn von Royan erſtaunt an; er hatte ohne Zweifel erwartet einen ernſteren Gegner zu finden; er erhob ſich und ſchritt ein Paarmal durch das Zimmer.

„Nun,“ wiederholte Royan, „von welcher Frau ſprechen Sie? und wer ſind Sie eigentlich, mein Herr?“

„Von der meinigen und zugleich von der Ihrigen. Ich bin Aigremont, der Gemahl der Frau von Aigremont, die Sie geheirathet haben.“

Bei dieſen Worten begriff Royan, der die Geſchichte ſeiner Schwägerin genau kannte, augenblicklich, daß er hier für einen Anderen gehalten werde und daß ein gräßliches Unglück ſeinen Bruder bedrohe. Nur zwei Fälle waren hier denkbar: entweder ein Wahnſinniger ſtand vor ihm, dem Tollhaus entſprungen, oder der erſte Gatte ſeiner Schwägerin war wirklich noch am Leben, und dann, welche Reihe ärgerlicher Folgen: was wurde aus dem Glücke ſeines Bruders und ſeiner lieben Frau? und welches Loos traf die unglücklichen Kinder?

— „Der jüngere Royan, Excellenz“ — fuhr der Graf gegen den Miniſter fort — „iſt leichtſinnig, verſchwenderiſch, ein Taugenichts: aber er hat das Herz auf dem rechten Fleck, iſt dankbar und liebt ſeinen

Bruder von ganzer Seele, ſo daß er ihn wie einen nachſichtsvollen Vater betrachtet und ſich hinwieder verpflichtet fühlt, ihn überall zu vertreten und zu vertheidigen. Er dankte alſo dem Himmel, daß Aigremont in dieſen Irrthum verfallen war, und that Alles, ihn darin zu beſtärken. Er änderte daher ſogleich ſeine ausgelaſſene Miene, ſchien betreten, erhob die Augen nach oben und rief gleichſam erſchreckt:

„Meine Frau! Sie wären der Gemahl meiner Frau? Sie Herr von Aigremont, der vor ſieben Jahren geſtorben?“

„Aigremont, denn er war es wirklich, bemerkte ſogleich die Veränderung und freute ſich des Eindrucks ſeiner Worte.

„Meine arme Frau!“ rief Royan, indem er ſein Angeſicht verhüllte und ſich weinend ſtellte, „meine armen Kinder! Aber ich heirathete ja Frau von Aigremont ganz öffentlich, denn ſie war frei; der Todtenſchein ihres erſten Mannes wurde gerichtlich anerkannt; er liegt noch unter meinen Papieren: verzeihen Sie daher, wenn ich zweifle, daß Sie Herr von Aigremont ſind.“

„Es wird mir ein Leichtes ſein meine Identität zu beweiſen, meine Familie, meine Freunde werden mich erkennen; ich werde die einfache Geſchichte des

Todtenactes, den Sie immerhin in Ihrem Pulte haben mögen, aufklären, und wenn erſt meine Perſon außer allen Zweifel geſtellt iſt, wird mir auch mein Recht werden. Ich werde mich an die Gerichte wenden, und je mehr Aufſehen die Sache erregt, deſto ſicherer bin ich darin, zu ſiegen. Aber Ihnen wird dieſes Aufſehen jedenfalls ſchaden; Sie haben Kinder, und im Intereſſe dieſer und in Ihrem eigenen, dachte ich, ſei es gerathener, daß wir uns verſtändigen und bloß dasjenige dem Gerichte überlaſſen, was wir ihm nicht entziehen können. Darum kam ich zu Ihnen, wiewohl im überlegenen Gefühl meines Rechts und der Wahrheit.“

„Aber Sie werden mir doch erlauben,“ ſchaltete Reyan ein, „einige Angaben oder Beweiſe über den merkwürdigen Hergang zu verlangen, wie ein längſt Verſtorbener plötzlich wieder in's Leben gelangt, um ſeine Frau von mir zurückzufordern.“

„Sehr gerne; ich finde es ſo natürlich, daß Sie dieſe Geſchichte erfahren, als daß ich Ihnen dieſelbe mitzutheilen verpflichtet bin. Ach, wenn ich nur einen Augenblick meine Frau, das heißt die Ihrige, ſehen könnte: ſie würde ſich wohl nicht lange beſinnen, mich wieder zu erkennen.“

Aber eben das war es, was Reyan um jeden Preis vermeiden wollte; denn er zitterte, daß Bruder und Schwägerin jeden Augenblick heimkehren könnten. Er bedeutete Herrn von Aigremont, daß das Gemach, wo ſie ſich befinden, zu einer vertraulichen Mittheilung nicht gut geeignet ſei, indem es jedem Eintretenden offen ſtehe; bat ihn, in ein anderes zu treten, und führte ihn nun in ſein eigenes. Die Dienerſchaft empfing Befehl, dort Niemand einzulaſſen, und, treu ſeinem eingeleiteten Plane, fügte er ſanft beſchwichtigend hinzu:

„Sie begreifen wohl, daß meine Frau Ihr plötzliches Wiedererſcheinen nicht ohne große Gemüthsbewegung aufnehmen kann: übrigens iſt ſie auf dem Lande und wenn ich Ihnen dieſelbe auch ohne alle Rückſicht vorführen wollte, ich bin es vor morgen Abend nicht im Stande, da ſie abweſend iſt.“

Aigremont war durch dieſe Erklärung und durch die ſichtbare Verwirrung, die ſein bloßes Erſcheinen hier hervorbrachte, zufrieden geſtellt und begann nun die Mittheilung ſeiner Abenteuer.

„Ich war immer reich und trotz der Koſten, die mir das Leben in den letzten ſieben Jahren verurſacht, bin ich es noch. Ich zählte fünfundzwanzig Jahre, als meine Familie, deren letzter Zweig ich bin, in mich drang, mich zu vermählen, damit unſer Name nicht erlöſche. Lange widerſtand ich, als aber die liebevolle Zumuthung immer zudringlicher wurde und mein Vater endlich mich zu enterben drohte, gehorchte ich. Ich heirathete Ihre Frau und zwar in einem Augenblick, wo die Drohungen meines Vaters bald gefahrlos werden ſollten, indem er wenige Wochen darauf ſtarb. Ich betrachtete mich damals, offen geſtanden, für den unglücklichſten Menſchen der Welt, weil ich an ein Kind von ſechszehn Jahren gebunden war, das ich nicht liebte, um das mich zu kümmern ich nicht der Mühe werth fand, und ich dachte an nichts lebhafter, als mich von dieſem aufgezwungenen Joche zu befreien. Meine Frau war angenehm, ſogar ſchön; ich wollte nichts von ihr wiſſen, meine Stunde war noch nicht gekommen. Sie beſaß, wie man mir ſagte, tauſend treffliche Eigenſchaften; das rührte mich wenig, denn ich wußte noch nicht, wie ein ſanfter und anſchmiegender Frauencharakter das Glück eines Mannes gründen kann. Ich war Herr eines anſehnlichen Vermögens, das mir nun Niemand mehr entziehen konnte, und ſorgte um nichts weniger als um Erben. Mein Entſchluß war bald gefaßt, ich verließ meine Frau und durchzog Italien, mehr um mein Haus zu fliehen, als um zu reiſen; nachdem ich Savoyen verlaſſen, begab ich mich nach Piemont, ließ Rom, Florenz und Mailand unbeſucht, blos um Turin kennen zu lernen und ein nicht weit davon gelegenes Oertchen, Settimo genannt, wo ich fünf Jahre verbrachte. Ehe ich jedoch dahin zog, lebte ich zu Turin in dem Hauſe einer jungen Wittwe, durch welche meine Frau und meine Flucht hinreichend gerächt wurde. Lucia von Roverbella, ſo hieß die Dame, ſtand in meinem Alter, befand ſich alſo in der Phaſe, wo die italieniſche Schönheit den Gipfelpunkt ihrer Blüthe erreicht: feurig und leidenſchaftlich, wie alle Frauen jenes Landes, flößte ſie mir bald eine raſche und heftige Neigung ein. Erſt ſpielte ſie mit meiner Liebe, bald theilte ſie dieſelbe; ſie war wohlhabend, frei und von einer angeſehenen piemonteſiſchen Familie und verlangte, was wohl Jede an ihrer Stelle verlangt hätte: daß ich ihr, zum Beweiſe der Aufrichtigkeit meiner Gefühle, meine Hand reiche. Nun hieß es geſtehen, daß ich verheirathet bin. Ich mochte nun beifügen, daß ich dazu gezwungen worden, daß ich nur darum nach Turin gekommen, um meine Frau zu fliehen; ſobald Lucia vernommen, daß dieſe jung und ſchön iſt, erklärte ſie mit Feſtigkeit: daß ſie nimmermehr die Wünſche eines Mannes erhören werde, dem es über kurz oder lang einfallen könnte zu ſeiner Frau zurückzukehren. Nicht Tugend, nicht Scheu vor dem Laſter ließ ſie ſo ſprechen, ſondern Eiferſucht und Eitelkeit: denn ſie war älter als meine Frau und fürchtete die Folgen hievon; ſie wollte mich, auch wenn meine Leidenſchaft erlöſche, unauflösbar an ſich feſſeln, wenigſtens ſo, daß an eine Heimkehr für mich nicht zu denken wäre. Ich geſtehe zu meiner Beſchämung, daß ich dieſelben Wünſche hegte, daß ich meine Heirath verwünſchte und daß durch Lucia's Widerſtand meine Liebe zu immer glühenderen Flammen angefacht wurde."

„Es iſt doch ſo leicht dieſes Hinderniß beſeitigen," ſagte ſie eines Tages zu mir; „geben Sie Ihrer Frau die Freiheit wieder, und ich bin die Ihre."

„Aber auf welche Art?" rief ich: „weder die piemonteſiſchen noch die franzöſiſchen Geſetze erlauben eine gänzliche Scheidung."

„Ich muß erſtaunen," entgegnete ſie, „daß die Liebe, welcher Sie mich ſtündlich verſichern, Ihnen das einzige, geeignete Mittel noch nicht eingegeben hat. Ihr Vermögen iſt von dem Ihrer Frau getrennt und ſo geſtaltet, daß Sie es überall hin nach ſich ziehen können, nicht wahr? Sie lieben mich, ſagen Sie, Sie wollen mir Ihr ganzes Leben widmen, mit mir in dem Lande leben und ſterben, wo ich geboren wurde: wohlan! ſo ſterben Sie jetzt für Frankreich, für Ihre Frau, für Ihre Familie. Das iſt nichts Neues, dieſe Liſt iſt eine alte und Sie wären gewiß nicht der Erſte, der ſich ihrer bedient. Es iſt keine Unmöglichkeit, die ich von Ihnen verlange, aber dieſen Beweis, daß Sie mir wirklich und ganz gehören wollen, fordere ich.“

„Ich hätte für dieſes Weib noch mehr gethan und war daher bald entſchloſſen. Wir überlegten, wie wir Turin am leichteſten täuſchen könnten; ich war ſehr wenig bekannt, und mein Tod ſollte weder Gerede noch Nachforſchungen erzeugen; ich wohnte übrigens in Lucia's Hauſe, und dadurch wurde das Vorhaben viel leichter, als wir ſelber dachten. Ich ordnete meine Angelegenheiten, klagte häufig über meine ſchlechte Geſundheit, und als ich bereit war, dieſe Welt zu verlaſſen, und nicht mehr ſo viel vorfindlich war, wofür ſich meine etwaigen Erben hätten Trauerkleider kaufen können, ließ ich einen Arzt rufen. Dieſe Herren laſſen ſich in Piemont eben ſo leicht als in Frankreich täuſchen; ich klagte über allgemeine Herabſtimmung, über gränzenloſe Schwäche, die offenbar Folge eines früher ſchlecht behandelten Uebels ſei, welches jetzt mein Leben bedrohe. Dieſe Krankheit dauerte lange; ich wurde zu öfteren Malen mit meinen Aerzten unzufrieden und wechſelte ſie, jammerte ewig über die Laſt des Lebens und zeigte keine Hoffnung zu geneſen. Endlich einer Wiſſenſchaft überdrüſſig, die mir keine Linderung gewähre, verabſchiedete ich alle Heilkünſtler, um wenigſtens ungeſtört zu ſterben, was auch gar bald geſchah; ich verſchied in einer Nacht unter den Hilfleiſtungen der Signora Roverbella und eines ihr treuergebenen Dieners. Das Uebrige kümmerte mich nicht, denn die Geliebte ſorgte dafür; ihr gelang es leicht, einen leeren Sarg beerdigen zu laſſen, die gerichtliche Beglaubigung meines Todes zu erwirken und dieſe nach Frankreich abgehen zu machen. Ich reiſte indeſſen heimlich von Turin nach Settimo ab, wo Lucia ein Landgut beſaß, änderte meinen Namen, gab mich für einen brabanter Edelmann und entfernt Verwandten der Beſitzerin aus, und erwartete die Geliebte. Es währte lange bis ſie kam, und als ſie erſchien, hatte ich neue Zweifel und Weigerungen zu bekämpfen. Ich war todt, aber es ſtand nur bei mir, wieder in's Leben zurückzukehren; es lag nicht in ihrem Wunſche ſich mit mir, als dem Träger eines falſchen Namens, zu vermählen, ſie wollte nur meine Frau neu verheirathet wiſſen. Sie liebte mich indeſſen; einer Leidenſchaft, wie die meine war, mußten Zugeſtändniſſe gemacht werden, und endlich vertraute Lucia, trotz ihrer ſtillen Beſorgniſſe, doch ein wenig der Macht ihrer Schönheit. Sie gab nach, und länger als ein Jahr bot ſie Alles auf, was ein Weib an Liebe und Aufmerkſamkeit aufwenden kann, um die Flamme ihres Anbeters zu verſtärken. Endlich erfuhr ſie auch, daß Frau von Aigremont ſich wieder vermählt habe, und nun, meines Beſitzes und meiner Treue ſicher, fing ſie an, die Zurückgezogenheit, in der wir lebten, unbehaglich, ja langweilig zu finden: ich hinwieder, ohne in meiner Liebe erkaltet zu ſein, verſpürte ein peinliches Gefühl, wenn ich meine Frau in eines Andern Beſitze dachte. Hätte ich es über mich vermocht, die Bande zu zerreißen, die mich an Lucia feſſelten, ich wäre nach Paris geeilt, und hätte meine Frau von Ihnen, mein Herr, zurückgefordert; doch liebte ich die Italienerin noch zu ſehr, um ſie zu verlaſſen und an Frau von Aigremont mahnte mich damals nur ein Gefühl der verletzten Eigenliebe. Bald wurde es noch ärger, denn als ich ſah, daß die Leidenſchaft Lucias, nachließ, wuchs die meine nur um ſo mehr; ich wurde eiferſüchtig, argwöhniſch und belauſchte jeden Schritt dieſes Weibes, welches damals vielleicht ſchon das äußerſte Mittel bereute, wodurch es mich an ſich gefeſſelt hatte.“

„Sie wiſſen, daß die Eiferſucht in Italien oft blutige Scenen ſpielt und daß Dolch oder Gift oft ihre Kataſtrophen herbeiführt. Ich war in dieſem Punkte ganz Italiener geworden, und ſo kam es, daß ich in einem Anfall argwöhniſcher Wuth Lucien mit einem tragiſchen Entſchluſſe bedrohte. Ihr mußte dieſe

Drohung um ſo wahrſcheinlicher dünken, als ſie ſelbſt, betrogen oder verſchmäht, auf dieſelbe Art gehandelt haben würde. Sie erbebte im Innerſten, und von dieſem Augenblick an geſtaltete ſich unſer Leben auf der einen Seite zum ewigen Verdacht, auf der andern zur ewigen Verſtellung; es handelte ſich nicht mehr um Liebe, ſondern um Ausſpähung und Angſt; der Eine bot Alles auf, um nicht betrogen zu werden, die Andere um unbemerkt hintergehen zu können: und es iſt nicht zu läugnen, daß in dieſen zweierlei Beſtrebungen die Frauen, zumal die italieniſchen, weit geſchickter ſind als wir. Ich hatte Nebenbuhler, deren Exiſtenz ich nicht einmal ahnte, und obwohl wir in Settimo ganz abgeſchieden zu leben ſchienen, ſo täuſchte doch Lucia meine Wachſamkeit und Eiferſucht auf die ſchmählichſte Weiſe. Als ſie endlich meiner Gegenwart und ihres Betrügens müde war, reiſte ſie heimlich nach Turin, das ſie bald verließ, um nach Rom zu gehen, wohin ſie ein neuer Liebeshandel zog, und bemerkte mir in einem zurückgelaſſenen Briefe: daß ich gar keine Gefahr laufe nach Frankreich zurückzukehren, indem ich ja meine Unſchuld an dem über mich ausgeſtellten Todesacte leicht darthun könne; ſie erlaubte mir ſogar ſie ſelbſt gerichtlich anzuklagen, wenn mich etwa die Luſt ankäme, meine Rechte auf Frau von Royan geltend zu machen. Da ſchämte ich mich meiner Liebe, und weit entfernt, Lucia in Rom zu verfolgen, dankte ich vielmehr dem Geſchicke, das mich von einem ſolchen Weibe befreit; ohne mich in Turin aufzuhalten, begab ich mich nach Frankreich und Paris, ſelbſt auf die Gefahr hin, hier für einen Revenant oder Vampyr gehalten zu werden."

„Und ſind Sie ſchon lange in Paris?" fragte mit Aengſtlichkeit Herr von Royan.

„Seit einem Monat."

„Haben Sie Ihre Verwandten und Freunde, die Sie für todt hielten, wiedergeſehen?"

„Sie begreifen doch," meinte Aigremont, „daß ich meinen Wiedereintritt in's Leben nicht ſo übereilen konnte. Das iſt eine wichtige Sache, die der Vorbereitungen bedarf. Signora Reverbella wies mich an meine Frau, und dieſe wollte ich vorerſt ſehen. Ich erkundigte mich um Herrn von Royan, um Sie, mein Herr —"

„Ach, um mich!" verſetzte Royan mit ſchüchternem Tone, während Aigremont immer ſehr laut ſprach.

„Ja, um Sie, ich erfuhr, daß Sie ein achtungswerther Edelmann ſanftmüthigen Charakters, Feind allen Scandals ſind und daß Sie, wie man beifügte, Ihre Frau vollkommen glücklich zu machen ſcheinen.

Sie bringen die ſchöne Jahreszeit auf dem Lande, den Winter in Verſailles zu; zuweilen kommen Sie nach Paris, und meine Frau — verzeihen Sie, bis jetzt noch die Ihrige — fährt oft von Verſailles nach der Stadt ins Schauſpiel, beſonders in die Oper, die ſie ſehr liebt; hier war es, wo ich ſie mehrmals zu ſehen Gelegenheit fand; Sie jedoch begleiteten ſie nicht, mein Herr . . . .“

„Nein, nein, ich gehe ſehr ſelten in die Oper.“

„Was freu' ich mich,“ fuhr Aigremont mit Selbſtzufriedenheit fort, „nicht geſtorben zu ſein! Wie reizend iſt meine Frau! Welch ein Schatz von Anmuth und Schönheit! Während der langen Opernvorſtellungen hab' ich mich ſo recht an ihrem Anblick berauſcht. Ich fühlte mich ſtolz und glücklich, nur ein Wort ſprechen zu dürfen, um in den Wiederbeſitz dieſes mir gehörenden Gutes zu gelangen, das mir Niemand vorenthalten darf. Denn ich bin nicht todt, das iſt leicht bewieſen, und was jenen Todtenact anlangt, den Sie unter Ihren Papieren haben, ſo bin ich dabei nicht betheiligt, denn er iſt das Werk eines liebetollen Weibes; von mir kann dabei gar nicht die Rede ſein; unterſtützt von dem Zeugniß der Signora Roverbella, das dieſe mir verſprochen, kann ich ſogar darthun, daß ich nie von dieſem Document gewußt habe.“

„Aber," meinte Royan, „Sie erzählten mir doch erſt das Gegentheil."

„Ihnen, ja wohl, hier, allein, ohne Zeugen, ganz recht; aber vor Gericht würde ich es läugnen, und wie wollten Sie das Gegentheil beweiſen."

„Natürlich," erwiederte nachdenklich Herr von Royan.

„Durch die ganze Verhandlung wird ſich die Schuldloſigkeit und Unwiſſenheit meiner Frau von ſelbſt herausſtellen; wer könnte auch daran zweifeln? Aber Sie wiſſen, nur durch den Tod wird die Ehe gelöſt; ich aber lebe: darum iſt meine Gemahlin nicht Frau von Royan, wohl aber Frau von Aigremont."

„Gewiß, und Sie werden genug Sachwalter finden, die dieſe Behauptung aufrecht halten werden."

„Alle," verſetzte Aigremont. „Ich glaube nicht, daß es einen Advocaten geben könne, der ſich meiner Angelegenheit entzöge, wenn es ja dazu kommen ſollte; aber ich glaube, Sie, mein Herr, werden vernünftig genug ſein, um einer ſolchen Geſchichte auszuweichen. Und dann ſehen Sie, es gibt noch andere Wege. Frau von Royan hat wohl eine Loge in der Oper, aber ſie hat auch einen Beichtvater, das weiß ich; nun, in den Augen dieſes frommen Mannes bin ich, und nur ich allein ihr wahrer und rechtmäßiger Gemahl;

meine Frau wird, ohne die Sünde des Ehebruchs zu begehen, nicht länger mit Ihnen unter einem Dache leben können; ſonach werde ich alſo vorerſt das Geſetz und gleicherweiſe das Gewiſſen und die Religion für mich haben.“

— Der Miniſter war aufmerkſam geworden und hörte bis jetzt zu, ohne zu unterbrechen; nach dem letzten Zuge fiel er dem Grafen ins Wort:

„Teufel auch,“ meinte er, „dieſer Herr von Aigremont iſt ſehr klug und denkt an Alles.“

„So iſt es, Excellenz,“ antwortete der Graf, „und ich hielt es für unumgänglich nothwendig, daß Sie dieſen Mann ganz kennen lernen, um dadurch auf die Kataſtrophe vorbereitet zu ſein. Hören Sie nun, was ihm Royan entgegnete:“

„Ich verſtehe Sie ganz, mein Herr,“ ſprach dieſer, „meine Frau iſt jedenfalls für mich verloren, durch einen Prozeß würde ein Scandal heraufbeſchworen, der unſere Kinder mit Schmach brandmarken und ſie ihrer Mutter berauben würde, und für den Fall, daß Sie durch den Betrug, den Sie hiebei ſelbſt geſpielt, Ihre bürgerlichen Rechte einbüßten, ſo bleibt Ihnen noch immer das Recht der Religion, welches Ihnen Ihre Frau zurückbringen muß.“

„Ganz recht,“ bejahte Aigremont.

— In dieſem Augenblick trat ein Bediente ein und meldete, daß der Herr Bruder und die Frau Schwägerin nach Hauſe gekommen und im Begriff ſind, ſich zum Souper zu ſetzen.

„Man ſoll mich in Ruhe laſſen,“ bedeutete Royan dem Diener, den er hinausſchob, „ich ſoupire heute nicht.“

Er ſchloß hierauf die Thüre von innen ab.

„Sie haben einen Bruder?“ fragte Aigremont.

„Der eine Wittwe geheirathet hat; fragt ſich alſo, ob nicht ihr erſter Mann zurückkehrt.“

— Als wieder Alles um ſie herum ruhig war forſchte Royan: „Meine Frau ſcheint alſo noch nicht zu wiſſen, daß Sie leben?“

„Nein, ich habe mich ihr noch nicht gezeigt, ich hielt es für klüger mit Ihnen den Anfang zu machen; Sie ſind vernünftig und vorſichtig, mein Benehmen wird von dem Ihrigen abhängen. Ich ſehe wohl ein, daß die ganze Geſchichte Ihnen ſehr unangenehm ſein muß; Sie lieben vielleicht Frau von Aigremont ....“

„Aber wenn Sie ſie nun nicht geſehen hätten,“ fragte Royan, „oder ſie geſehen, ohne Etwas für ſie zu empfinden, was hätten Sie wohl dann gethan?“

„Ich weiß es nicht; wahrſcheinlich hätte ich Ihnen Ihre Frau gelaſſen; aber jetzt,“ fügte er in leichtem Tone bei, „erweiſe ich Ihnen vielleicht ſogar einen

Gefallen; wie viele Ehemänner wären erfreut auf ſolche Art ihre Frauen los zu werden!“

Royan's Geduld hatte jetzt den Gipfel erreicht; er hatte Alles erfahren, was er wiſſen wollte; vor ihm ſtand ein Mann, der mit einem einzigen Worte das Glück ſeines Bruders und ſeiner Schwägerin vernichten konnte und — was dem Edelmann noch mehr galt — der durch die einfache Thatſache ſeines Daſeins die Neffen, die den Namen der Royan's führten, plötzlich zu Baſtarden umwandelte. Er erhob ſich ungeſtüm, legte die vorgenommene Miene der Schüchternheit ab und rief:

„Und Sie glauben nun ſo nach Ihrem Gelüſten leben und ſterben zu können? In Paris ſterben, um ein edles Weib zu betrügen und einen Ehrenmann zu beſchimpfen, in Turin in den ſchmachvollen Umarmungen einer Buhlerin leben? Sie ſind ein Elender!“

„Mein Herr!....“ ſchrie Aigremont, betreten durch dieſe plötzliche Umwandlung.

„Und was noch mehr,“ fuhr Royan fort, „Sie ſind ein feiger Betrüger. Nicht mit jener Sicherheit und Sorgloſigkeit, wie Sie ſich anſtellen möchten, ſind Sie hieher gekommen; nein, Sie haben erſt Erkundigungen eingezogen und wiſſen, wie Sie ſelbſt geſtanden, daß Herr von Royan ein ſchüchterner, wenig waffenkundiger Mann iſt und daß er vor dem einzigen Mittel, das wider einen Gegner, wie Sie, übrig bleibt, zurückſcheuen würde — darum ſind Sie ein feiger Betrüger. Aber Sie haben ſich in Ihrer eigenen Falle gefangen; ich bin nicht Herr von Royan, wenigſtens nicht jener Royan, den Sie zu foltern und zu erſchrecken hoffen durften, wenn Sie ihn verächtlich den Mann Ihrer Frau nannten; ich bin ſein Bruder, Offizier in der Armee des Königs. Herr von Royan, mein Bruder, ſoll Sie nicht lebend erblicken, meine Schwägerin die Gefahr nicht ahnen, die ihr drohte, Sie kommen nur todt aus dieſem Gemache."

Es gibt ein engliſches Sprichwort, welches heißt: einen Roland finden, wo man nur einen Olivier geſucht; dieſes konnte man jetzt auf Herrn von Aigremont anwenden, dem die Ueberraſchung die Worte raubte und der einen Schritt zurückwich, als er den flammenden Zorn in Royan's Augen leuchten ſah.

„Sie werden mich doch nicht ermorden wollen?" fragte er, während ſich ſeine Blicke nach der Thüre richteten; dieſe aber war verſchloſſen.

„Warum nicht, wenn es ſein müßte," erwiederte Royan kalt; „aber Sie haben Ihren Degen, vertheidigen Sie ſich. Tödten Sie mich, ſo hat mein Bruder ſeinen Handel in erſter Inſtanz verloren; aber ich werde Sie tödten!

„Und wenn Sie von meiner Hand fallen, hier auf Ihrem Zimmer, — wird man mich nicht des Mordes beſchuldigen?“

„Ich läugne nicht, daß ich auch darauf rechne.“ Und mit dieſen Worten ergriff Royan ſeinen Degen, dem er ſich inzwiſchen genähert.

„Sie bedienen ſich ihrer Waffe nicht als Edelmann,“ warf Aigremont ein; ich bin bereit ein regelmäßiges Duell anzunehmen und kam auch in der Abſicht, es Herrn von Royan anzubieten.“

„Ein Duell mit Zeugen, nicht wahr? ein Duell, zu welchem Sie wohl auch noch Ihren Advocaten beiziehen könnten? Nicht ſo?“ — Und Royan fiel auf ſeinen Gegner aus, der ebenfalls den Degen gezogen hatte.

Herr von Aigremont war nicht ohne Tapferkeit, denn er vertheidigte ſich brav. Vielleicht gab ihm Verzweiflung den Muth, weil hier keine Ausſicht auf Gnade war; aber Royan, jung, gewandt, kampfgeübt, und während der langen Erzählung darauf vorbereitet, mußte ihm überlegen ſein.

— Der Graf hielt einen Augenblick inne, ergriff die Hand des Miniſters, der wie bemerkt, ſein naher Verwandter war, und fügte dann hinzu: „Und indem ich zu Euer Excellenz kam, nahm ich mir vor, Alles wie es herging und die ganze Wahrheit zu berichten; ich bitte alſo um Ihre Nachſicht für das Folgende.“

„Reden Sie weiter, weiter!“ bedeutete Maurepas, deſſen Züge ganz ernſt geworden waren.

„Es dauerte nicht lange, fuhr der Graf fort, „ſo wurde Aigremont verwundet; der Zweikampf wurde fortgeſetzt; bald erhielt er eine zweite Wunde, ſein Blut benetzte ringsum das Gemach; bald eine dritte; da wankte er, fiel auf die Kniee, warf den Degen von ſich und flehte um ſein Leben.“

„Und das Duell wurde geendigt?“ fragte der Miniſter.

„Nein, Excellenz, Royan ſtieß ſeinen Gegner nieder.“

„Das iſt ja ein Mord, mein Herr Graf!“ rief Maurepas und machte Miene ſich mit Abſcheu zu erheben.

„Nein, gnädiger Herr, es war ein Duell auf Tod und Leben, ohne Zeugen und ohne Gnade. Was konnte Herr von Royan anderes thun? Er ſetzte ſein Leben auf's Spiel, um ſich ehrenhaft für das Glück und den Ruf ſeines Bruders und ſeiner Neffen zu ſchlagen: durfte er da einem Mitleiden nachgeben, wodurch Alles wieder in Frage geſtellt worden wäre? durfte er dem Worte dieſes Menſchen vertrauen? Und was konnte ihm endlich Herr von Aigremont verſprechen?

ſich zu verbergen und zu fliehen. Aber er hatte eine Familie, Freunde und Beziehungen, es war faſt unmöglich, daß er für immer den Augen der Seinigen entgehe, und wenn nur Einer in der Welt ihn lebend wußte, wie ſtand es dann um Royan's Bruder und Schwägerin! Er verſchloß alſo ſein Ohr dem Mitleid, ſein Degen fand Aigremont's Herz, und dieſer ſtürzte todt nieder, daß der Fußboden dröhnte. Es war, wie ich ſchon erwähnt, die Stunde des Soupers als dieſe blutige Scene vorfiel; die Familie ſaß an der Tafel gerade unter dem Gemache, wo Aigremont endete, und man hörte den Fall. Die Speiſenden fuhren auf und Frau von Royan fragte erſchrecken:

„Was geſchieht auf dem Zimmer des Bruders? Er iſt daheim, wie ich glaube, warum kommt er nicht zu Tiſch? Vielleicht iſt er unwohl geworden, ſieh' mal nach Johann.“

Der Diener eilte zu gehorchen, und pochte oben an die Thüre.

„Ich komme gleich,“ erhielt er zur Antwort. Wirklich auch verließ Royan das Zimmer, ſchloß es vorſichtig ab, ſteckte den Schlüſſel zu ſich und begab ſich in den Speiſeſaal. Seine Ankunft erfreute Alle, man ſtellte hundert Fragen an ihn, warum er, ſonſt der heiterſte Geſellſchafter, ſo lange gezögert herab zu kommen? wer ihm oben Geſellſchaft geleiſtet? was das für ein Lärm geweſen, den man vernommen? Er antwortete mit geſenktem Auge, er habe einen Gläubiger zu Beſuch gehabt und den Lärm habe ein umgeworfenes Meubel verurſacht; — er ſaß an der Seite ſeiner Schwägerin.

„Beruhigen Sie ſich," flüſterte ſie ihm zu, „ich will Ihnen dieſen Gläubiger vom Halſe ſchaffen."

„Es iſt bereits geſchehen, gnädige Frau."

„Ah, er iſt bezahlt, um ſo beſſer."

Wiewohl Royan es ablehnte zu ſoupiren, ſo füllte ſeine Schwägerin doch ſein Glas.

„Dem Wiederkehrenden!" rief ſie, ihm zutrinkend und mit einer Anſpielung auf ſeine morgige Abreiſe.

Er trank, ohne zu antworten.

Er wird Kummer haben, meinte die Schwägerin ſtill für ſich, und das iſt natürlich.

Sie ſagte nichts weiter; man erhob ſich endlich vom Tiſche und Royan bemächtigte ſich nun ſeines Bruders, den er in eine entferntere Promenade des Hausgartens zog.

„Bruder," ſprach er hier, „während ihr ſoupirtet, Du und die Deinen, tödtete ich einen Mann auf meinem Zimmer, dies war das Geräuſch, das ihr gehört habt. Sprich jetzt kein Wort und höre mich an: es geſchah für Deine Rechnung; denn der Mann war Niemand anders als der erſte Gemahl Deiner Frau, Herr von Aigremont, der keineswegs todt ſondern zurückgekehrt iſt, Dir Dein Weib abzufordern, das vor ein paar Minuten den Wiederkehrenden zutrank — bei Gott, in einem fürchterlich paſſenden Augenblick. Ich habe Deine Ehre, vielleicht Dein Leben gerettet — ſtill jetzt, komme mit mir und laß uns über die Mittel nachdenken, wie wir uns aus dieſer Geſchichte ziehen."

Sie verfügten ſich nun beide auf das Gemach, wo das Duell ſtattgefunden, und der ältere Bruder konnte ſich aus den Papieren, welche Aigremont bei ſich führte, vollkommen überzeugen, daß er der größten Gefahr, ſeine Frau zu verlieren, oder wenigſtens einem Prozeß entgangen war, der ſeine Ruhe wie ſeine Ehre preisgegeben hätte. Er ſank in die Arme ſeines Bruders und ſchwur, Alles aufzubieten, um ihn aus der böſen Lage zu retten, in welche ihn dieſes Duell verſetzt, das freilich tauſendmal ſchwerer, als jedes andere gewöhnliche, zu entſchuldigen war. Was war aber jetzt zu thun? Das Zimmer ſchwamm in Blut, die Leiche lag da. Es gab keinen andern Rath, als einen treuen Diener des Hauſes in's Geheimniß ziehen; ſie Drei wollten die Blutſpuren verſchwinden machen, den

Todten im Garten eingraben und des nächſten Morgens das weiter Nöthige beſorgen. Nachdem dieſer Entſchluß gefaßt war, begaben ſie ſich wieder in den Speiſeſaal zu Frau von Royan, welche nichts von Allem erfahren ſollte. Hatte nun wohl der jüngere Bruder genug Kraft ſeine innere Bewegung zu beherrſchen, ſo war dies bei dem älteren weniger der Fall; er konnte ſeine Kinder nicht wiederſehen, ohne ſie wiederholt auf das zärtlichſte zu umarmen, er konnte nicht in der Nähe ſeiner Frau verweilen, ohne daß dieſe ſeinen erregten und erſchütterten Zuſtand erkannt hätte. Sie gewahrte gar bald, daß Etwas vor ihr verheimlicht wird, und ging auf ihr Schlafzimmer mit dem Vorhaben, hinter die Sache zu kommen. Die Dienerſchaft hingegen hatte einen Fremden ankommen und nicht wieder fortgehen ſehen; ſollte der wohl die Nacht im Hauſe zubringen? Sie waren den Herrnleuten treu ergeben, aber neugierig, und legten ſich auf's Ausſpähen, ſo daß die beiden Royan's, als ſie ihr Geheimniß mit Hilfe der Nacht verſchwinden machen wollten, ringsum belauſcht waren. Mit Beiſtand des Kammerdieners gruben ſie ein tiefes Loch im fernſten Winkel des Gartens und brachten, ſo geräuſchlos als möglich, den Todten dahin. Schon war faſt Alles beendigt, als der jüngere Bruder eine weiße Geſtalt durch die Gebüſche auf ſie zukommen ſah.

„Sieh dort deine Frau;“ flüſterte er leiſe dem älteren zu, „angenommen, ſie hätte noch ein zartes Gefühl für ihren erſten Mann bewahrt, was ich nicht glaube, ſo biſt du ganz unſchuldig an dieſer Geſchichte, weder Mitwiſſer noch Theilnehmer des Duells: ich habe Alles gethan. Verſtellung ſchadet dem Vertrauen und iſt oft ſogar unmöglich; erſt rieth ich, Deine Frau mit einem Märchen zu täuſchen, jetzt, wo der Verdacht erregt iſt und wir überraſcht werden, halt' ich es für beſſer, ihr Alles zu ſagen — biſt Du's zufrieden?“

Der ältere Royan nickte, inzwiſchen war ſeine Frau an dem eben verſchütteten Erdhügel angekommen, da ergriff der jüngere ihre Hand und ſprach, da er ſie blaß und zittern ſah:

„Kommen Sie, Schweſter, laſſen Sie uns zu Ihnen hinauf gehen, Sie ſollen vernehmen, was ich gethan habe, und welche Bewegung Sie auch darüber erfaſſen mag, Sie werden einſehen, daß ich wirklich der Degen, die Stütze und der Vertheidiger der Familie bin, wie Sie mich genannt haben.“

Als Frau von Royan das Geſchehene erfahren, konnte ſie ihren Gatten nur auf das liebevollſte umarmen und dem Himmel danken, daß ſie und ihr Mann nichts von Allem gewußt. Jetzt hieß es aber nachſinnen, was zu thun ſei, daß dieſe Sache keine bedrohliche Verbreitung gewinne, — und die troſtloſe Familie wendet ſich bittend an Sie, gnädigſter Herr. An Verheimlichung zu denken, hieße ſich ſelbſt täuſchen. Die Dienerſchaft weiß, daß ein Duell und ein Todesfall Statt gefunden. Miſcht ſich einmal die Juſtiz hinein, müſſen die Royan's Verhöre beſtehen und die Sachlage angeben, ſo iſt die Familie ſo gut als verloren, die Legitimität der Kinder wird zweifelhaft, boshaften Auslegungen bloßgeſtellt, und Frau von Royan, die Gattin zweier Männer, wird die Zielſcheibe aller böſen Zungen der Stadt und des Hofes. Darum, Excellenz, habe ich mich bewegen laſſen, Ihnen die Sache dieſer braven Leute bittend vorzutragen, welche durch ein unerhörtes Ereigniß der Schonungsloſigkeit der Geſetze verfallen könnten. Ich komme zu Ihren Füßen um Gnade und Verſchwiegenheit zu flehen —"

„Nein, nein Graf," entgegnete der Miniſter, „ich darf mich um dieſen Fall nicht annehmen. Ich habe Ihnen mit der größten Aufmerkſamkeit zugehört, und wiewohl Sie Alles im günſtigſten Lichte darſtellten, ſo handelt es ſich hier um kein Duell, ſondern höchſt wahrſcheinlich um einen Mord."

„Um einen Mord, gnädigſter Herr?"

„Allerdings, denn Sie können nicht läugnen, wie unendlich viel den Royan's an dem Verſchwinden dieſes

Aigremont gelegen ſein mußte? wer verbürgt uns, daß dieſer Kampf ein ehrlicher war? wer auch nur, daß es ein Kampf war?“

„Der Name des Siegers, ſeine bewährte Tapferkeit und Großmuth, wie ſein makelloſer Charakter, der in der Armee anerkannt iſt.“

„Immer eine zweifelhafte Bürgſchaft,“ meinte Maurepas, „übrigens iſt mir der Mann unbekannt, Sie ſelbſt ſchilderten ihn als leichtſinnig und verſchwenderiſch.“

„Sie wiſſen wohl, Excellenz, daß ſich dieſe Mängel mit Ehrenhaftigkeit und Tapferkeit trefflich vertragen.“

— Der zerſtreuungsluſtige Miniſter war übellaunig. Als er ſeinen Vetter eintreten ſah, erwartete er einen amüſanten Beſuch, jetzt ſah er ſich von einer traurigen Geſchichte umflochten, die ihm den Morgen verdarb. Alt und ſehr eingenommen für egoiſtiſche Ruhe und Ungeſtörtheit, welcher er oft genug das Wohl des Staates opferte, zeigte er ſich durchaus nicht geneigt, aus dieſem ſüßen Frieden zu Gunſten einer unbekannten Familie herauszutreten. Er warf einen Blick auf die Kaminuhr, um zu ſehen, ob die Stunde ſchon nahe, um welche der König zu ihm hinaufzuſteigen pflegte, erhob ſich dann, ſchritt ein Paarmal über das Zimmer hin und ſprach:

„Wie geſagt, lieber Graf, ich kann hiebei nichts thun, den Gang der Gerechtigkeit aufzuhalten. Folgen Sie dem Rathe, den ich Ihnen gleich Anfangs gegeben: die Royan's ſollen ſehen, daß ſie fortkommen. Und ſagten Sie denn nicht, daß dieſer Herr von Aigremont ſeit ſieben Jahren geſetzmäßig todt war?“

„So iſt es, Excellenz.“

„Nun alſo! wenn die Royan's fliehen und die Papiere des Todten mitnehmen, ſo wird die Juſtiz ohne Anhaltungspunkt und in großer Verlegenheit ſein. Das gibt dann höchſtens einen intereſſanten ewigen Prozeß. Doch ſprechen wir jetzt von anderen Dingen. Liebt die ſchöne Frau Gräfin noch immer die Oper ſo ſehr wie im vorigen Jahre?“

„Verzeihung, gnädigſter Herr, aber ich verſprach Sie nicht eher zu verlaſſen, als bis Sie mir gewährt haben würden, worum ich ſo inſtändig bitte.“

„Sprechen wir nicht weiter davon, lieber Graf, es iſt eine Unmöglichkeit.“

„Einen Gnadenbrief mit unausgefülltem Namen, Excellenz, deſſen ſich die Royan's nur dann bedienen würden, wenn die Gerichte einſchreiten ſollten, was Euer Excellenz zu verhindern wohl ſo gnädig ſein werden!“

„Keineswegs, ich habe ganz andere Geſchäfte auf mir laſten. Da iſt England, da Franklin, da Waſhingten, und der Himmel weiß wie viele Quadratmeilen Flüſſe, Seen und Urwälder, welche man jetzt die Vereinigten Staaten nennt. Ich kann mich in Ihre Sache nicht mengen, und jetzt lieber Vetter," fügte er mit ſichtbarer Erleichterung bei, „die Stunde iſt herangerückt, ich erwarte Seine Majeſtät."

Der Graf bat und beſchwor, vergebens, der Miniſter blieb unbeugſam, beharrte darauf, daß an Aigremont ein Mord begangen worden und ſchlug es entſchieden ab, ſeinen Credit für den Mörder aufzubieten.

„Nun wohlan denn!" rief endlich Graf von L., durch die Hartherzigkeit ſeines Verwandten auf's Aeußerſte gebracht, — „wie aber dann, wenn der Duellant nicht Royan und der Todte nicht Aigremont hieße?"

„Was wollen Sie damit ſagen?"

„Daß dieſes unſelige Ereigniß geſtern in meinem Hauſe ſtattfand, daß es meine Frau iſt, die ihrem Manne geraubt werden ſollte, daß die Kinder, die man zu Baſtarden ſtempeln wollte, die meinen ſind. Der Mann, der längſt für todt galt und nun erſchien, um mich zu entehren, war der Marquis von B., der erſte Gemahl meiner Frau, mit welcher Euer Excellenz ſelbſt mich vermählten; der Mörder aber, der mir die Ehre und vielleicht auch das Leben gerettet, iſt mein Bruder, Euer Excellenz Vetter —"

„Und mein Pathe,“ ergänzte der Miniſter.

„Den Sie vor fünfundzwanzig Jahren auf Ihren Knieen geſchaukelt, der unter Ihren Augen auf Ihren Gütern erzogen wurde, während der Haß der Frau von Pompadour Sie ferne hielt, — und dieſen armen Chevalier halten Sie eines Mordes fähig, da er doch unter Ihren Lehren ein Muſter der Ehrenhaftigkeit und Ritterlichkeit geworden!“

„Alſo der arme Chevalier iſt es,“ ſagte ganz naiv der Miniſter, „das iſt freilich ein Anderes! aber warum mir das erſt jetzt geſtehen? Sie hätten damit anfangen ſollen.“

„Es war dieſes mein letztes Mittel,“ antwortete der Graf, der die Oberflächlichkeit ſeines Oheims wohl kannte und wußte, daß man bei ihm das gröbſte Geſchütz für's Ende verſparen müſſe.

Maurepas war kinderlos und daher eiferſüchtig wachſam auf die Ehre ſeiner Verwandten; er hatte auf ſie ſeine Hoffnung und Freude gebaut. Der Graf hatte alſo gewonnen.

„Gehen Sie jetzt,“ ſprach entlaſſend der Miniſter, „ich erwarte den König. Tröſten Sie die liebe Gräfin; ſagen Sie dem armen Chevalier, daß ich mit ihm ſehr zufrieden bin; ich nehme Alles auf mich.“

— Der Graf eilte zu gehorchen. Er war kaum fort, als der König eintrat. Maurepas, der es ſehr gut verſtand, wie er ſich zu benehmen habe, um von Ludwig XVI. eine Gunſt zu erhalten, warf ſich trotz ſeiner achtzig Jahre, und vielleicht eben wegen dieſer, dem König zu Füßen. Ludwig, der ihn oft ſeinen Freund, ſeinen Vater genannt, eilte ihn emporzuheben.

„Nein, Sire, laſſen Sie mich zu Ihren Füßen eine Gnade als Lohn meiner Dienſte und meiner Ergebenheit erflehen!“

„Was verlangen Sie denn? erklären Sie ſich doch!“ ſprach der König.

„Nicht ſo, Sire, erlauben Sie mir zu ſchweigen, ſonſt würde Eure Majeſtät nicht gewähren.“

„Erheben Sie Sich, Maurepas. Was wollen Sie alſo?“

„Einen Gnadenbrief, Sire.“

Als Ludwig die Bitte vernahm und andererſeits die Weigerung, ſich zu erklären, erwog, ahnte er wohl, daß es ſich um ein Duell handle; aber er fühlte ſich nicht ſtark genug, das Geſuch ſeines alten Miniſters abzuſchlagen.

„Einen Gnadenbrief?“ wiederholte er, „ohne zu wiſſen warum und für wen.“

„Ja, Sire, ich flehe zu Ihnen um die Ausübung des ſchönſten Rechtes der Majeſtät und für eine Familie, die Ihrer Huld nicht unwürdig iſt. Ludwig XV. gab auf ſolche Weiſe Verhaftsbefehle und Sie, Sire, vermehren Ihren Ruhm, indem Sie auf dem entgegengeſetzten Wege wandeln und unwiſſend Gnade angedeihen laſſen.“

Der König gab nach; der Gnadenbrief wurde noch in demſelben Augenblick vollzogen, — und da der Marquis V. ſich wirklich weder ſeinen Freunden noch ſeiner Familie gezeigt hatte, und der Miniſter Alles aufbot, die Geſchichte zu unterdrücken, ſo erfuhr auch Niemand, daß der treuloſe Gatte nicht in Wahrheit vor ſieben Jahren geſtorben war.

Obwohl Frankreich kurze Zeit nach dieſem Verfall England den Krieg erklärte, ſo reiſte der Chevalier von L. doch nicht nach Amerika, ſondern vermählte ſich mit einer reichen Dame und hütete ſich wohl eine Wittwe zu heirathen, um nicht eines Tages die Wiederkunft des erſten Gemahls erleben zu müſſen.

Inhalt.

Seite

Salon und Räuberhöhle
Ein Badegaſt 59
Der Brief 73
Ein Herbſt in der Fremde 91
Der Galeerenſträfling 107
Eine deutſche Löwin 133
Aus den Memoiren einer alten Frau 145
Der Unwiderſtehliche 169
Iduna 183
Über Land! 263
Ein Duell 275

Freud' und Leid

Lieder
und Bilder
von
C. Dräxler-Manfred.

Yu
4718

r, Bartholomäus in Erfurt.

Freud' und Leid.

Lieder und Bilder

von

C. Dräxler-Manfred.

16

Erfurt.
Verlag von Fr. Bartholomäus.

[illegible] ubLI
[illegible]arian

I.

Bei Jahren.

Früh Morgens ſchlüpft der Sonnenſchein
So klar und rein zu dir herein
Und ſchleicht ſich immer weiter.
Heraus Geſell, vom Bette ſchnell!
Er macht dir Herz und Stube hell
Und deine Seele heiter.

Jetzt biſt du friſch und aufgeräumt,
Nur nicht geſäumt und noch geträumt,
Jetzt laß die Zügel ſchießen.
Am Morgen ſchafft die friſche Kraft,
Und biſt du einmal launenhaft,
So leg' dich auf's Genießen.

Der neue Tag, o ſieh, er lacht
In ſtiller Pracht und Schönheitsmacht,

Das laß dir nicht entgehen,
Begeiſterung und hoher Schwung
Zu geiſtiger Eroberung
Wird deine Bruſt durchwehen.

Vor Jahren als ein Jüngling du,
Da ſchlieſſt du zu in ſüßer Ruh,
Das war dir zu vergeben;
O Seligkeit, ein Wald von Zeit,
Wo Tag' und Jahre dichtgereiht,
War damals noch dein Leben.

Doch jetzt wirſt du allmälig alt,
Gelichtet bald iſt jener Wald,
Du mußt um Stunden geizen;
Drum ſtehle ſie dem Morgen früh
Und ſchwelge jung die Phantaſie
An jungen Tagesreizen.

Wohl hat das alte Sprüchwort Grund:
Die Morgenſtund hat Gold im Mund,
Auf mache dir's zu eigen;
Es giebt Natur dir Silber nur,
Doch ſoll einſt deines Daſeins Spur
Das Gold der Arbeit zeigen.

Was zu erwarten.

Im Garten ſtand ein grüner Baum,
Erwacht vom ſchweren Wintertraum,
Zu dieſem trat des Gärtners Sohn,
Beſah den Stamm ſich bis zur Kron
Und fragte dann: O Bäumchen, ſprich,
Schmückt wohl die Frucht im Herbſte dich?

Der Baum: „Das weiß ich ſelber nicht,
Ich brauche Regen, brauche Licht,
Bedarf des lieben Himmels Gunſt
Und auch der Menſchen Hülf' und Kunſt,
Damit, was in mir treibt und ſchwellt,
Zu Früchten werde für die Welt.

„Im letzten Sommer, denke dran,
Hat mir der Blitz gar weh gethan,

Riß von der Seite mir den Aſt,
Den ich mit Lieb' und Luſt umfaßt,
Ich ward verſengt, ich ward entlaubt
Und Kraft und Hoffen mir geraubt.

„Jetzt ſchwellt die Zweige wohl der Saft,
Die Werkſtatt der Natur ſie ſchafft,
Doch was an Früchten mir gedeiht,
Das ruht im Glück und in der Zeit,
Und wer ſich wenig nur verhofft,
Den überraſcht der Himmel oft.“

Bäume — Wünsche

Ich ſtand in einer Baumallee,
Die Bäume dicht in meiner Näh'
Wie ragten ſie ins Blaue;
Die weitern, kleiner wurden die
Und immer niedrer ſchienen ſie,
So weit ich ſie erſchaue.

Sie däuchten mir wie Wünſche juſt,
Die aus der armen Menſchenbruſt
Zu ſteigen ſich erdreiſten:
Ununterbrochen eh' wie jetzt,
Und Niemand weiß es wann zuletzt,
Und unerfüllt die meiſten.

Die erſten, da du Jüngling noch,
Wie ſteigen die ſo hoch, ſo hoch,
Es ſchwindelt ſie zu denken;

Und mit den Jahren abwärts geht's,
Da werden ſie geringer ſtets
Und ſich zur Erde ſenken.

Die erſten ſo gigantiſch kühn,
Gewipfel, deſſen Hoffnungsgrün
Dem Blick kaum zu erreichen;
Die weitern klein, doch dichtgereiht
Und ach, für Hand und Fuß ſo weit,
Als ob zurück ſie weichen.

Der Stamm ſo hoch, der Menſch ſo klein,
Der Wunſch ſo ſchön, doch ſelten dein,
Was er gewährt will ſehen! —
Ich ſchreite durch der Bäume Reih
Und denke ſorgenvoll dabei:
Wie wird es weiter gehen?

Vom Gaſte.

I.

Arm bin ich und kaum beſchieden
Iſt das Nöthige mir eben,
Doch Beſcheidenheit und Frieden
Leiten gut durchs Leben.

Und als Glück, von Gott geſpendet,
Wußt' ich immer es zu ſchätzen,
Wenn mir ward ein Gaſt geſendet,
Sich zu mir zu ſetzen.

Wenn des Sitzenden ich pflegte,
Und es kam dann noch ein Zweiter,
Weiß der Himmel, ſo bewegte
Sich mein Herz erfreuter.

Ob mich auch die Sorge drückte,
Wie zu ſpeiſen ſie und tränken:
Gott, der mir die Beiden ſchickte,
Wird auch mein gedenken!

2.

Ich zu Tiſche gehen,
Während vor der Thür
Ich den Gaſt ließ ſtehen,
Gott bewahre mich dafür!

Iſt er reich, nur ehren
Wird mich ſein Beſcheid,
Iſt er arm — verklären
Mich des Gebens Seligkeit.

Nur herein! die heitre
Miene würzt das Mahl,
Und die Luſt erweitre
Enge Pfähle uns zum Saal.

Gottgeſandt, willkommen
Sei, o lieber Gaſt!
Seit du Platz genommen,
Ward die Hütte zum Palaſt.

3.

Blumen giebt's, die ſich entfärben,
Wenn der Nordwind ſie beſtreicht,
Gute Werke auch verderben,
Wenn ein finſtrer Blick ſie reicht.

Darum, gebe ich auch wenig,
Geb' ich gern als froher Mann,
Bin ich doch ein kleiner König,
Wenn ich Andern geben kann.

Sollt' ich erſt das Glück erreichen
Und mich ſchatzgeſegnet ſehn,
Wollt ich gern dem Obſtbaum gleichen
Und in Dorfes Mitte ſtehn.

Wollte meine Früchte zeigen:
Jungens kommt im raſchen Lauf,
Braucht nicht erſt empor zu ſteigen,
Haltet nur die Hände auf!

Freund und Frau.

Ein wahrer Freund, o merke das!
Sei gegenüber dir wie Glas:
Das läßt nicht Wind noch Regen ein,
Doch Wärme wohl und Sonnenſchein;
Das zeigt dir treulich dein Geſicht,
Doch ſchmeichelt und verzerrt es nicht;
Das ſchärft dein Auge, wenn es gilt,
Und rückt dir näher Bild um Bild;
Das reicht dir deinen Labetrank
Und hat geleert den beſten Dank.

Ein treuer Freund, deß achte wohl!
Der hat im Baume ſein Symbol:
Der beut dir erſt ſein Schattendach
Und ſeine Früchte hintennach;

Der zimmert ſich zum Hauſe dir,
Wo Glück und Liebe nimmt Quartier;
Der brennt im Span und Gas dir hell
Und wärmet deine Feuerſtell';
Und winterſt du dich ſterbend ein,
Umſchließt er dich als letzter Schrein.

Ein Märchen, das dir wohlgefällt,
Iſt wie der Sonnenſchein dem Feld:
Er locket Keime hier und Saat,
Sie wecket Träume dir und That;
Er macht aufjubeln Au und Hag,
Sie ſelig dich im Zauberſchlag;
Es ſehnt nach ihm ſich jede Flur,
Und ſchmachtend folgſt du ihrer Spur;
Wie wird durch ihn die Erde warm,
Doch wärmer dir in ihrem Arm!

Ein liebes Weib, das dir gehört,
Iſt wie die Luft ſo rein und werth:
Du athmeſt ſie und biſt geſund,
Dein Daſein iſt mit ihr im Bund, —
Sie deiner, ihrer du ein Stück
Nothwendigkeit und Liebesglück;

Ein Engel, ruhig. mild und klar,
Umgiebt ſie dich allimmerdar;
Und ſenken ſie dich todt hinab,
Umſäuſelt trauernd ſie dein Grab.

Innere Reinheit.

Makellos im Innern ſein,
Das iſt Tugend nur allein,
Alles Andre eitel.
Solcher Reinheit ſei bemüht,
Sie durchſtrahle dein Gemüth,
Leuchte dir vom Scheitel.

Aeußre Reinheit, ſie iſt leicht
Durch des Waſſers Kraft erreicht,
Innre nur durch Wahrheit;
Dieſe iſt's, die echt beglückt,
Weil ſie deine Seele ſchmückt
Mit dem Glanz der Klarheit.

Schatz und edles Eigenthum,
Bildet ſie den höchſten Ruhm,
Den ein Mann ſich gründe;

Aller Prunk iſt widerlich,
Zeiht der Menſchen Urtheil dich
Und dein Herz der Sünde.

Geheimes.

In des Herzens tiefſter Ecke
Hat wohl Jeder, der da lebt,
Ein Geheimniß, deſſen Decke
Er vor Andern nicht erhebt.

Liebe, Habſucht, Ehrbegierde,
Rache oder künftige That,
Bald ſein Glück, bald ſeine Bürde,
Wohlgeborgen vor Verrath.

Aber rührt des Zufalls Finger
Hin, wo das Geheimniß ruht,
Regt ſich's in dem dunklen Zwinger,
Und die Wangen färbt das Blut.

Noch ein Ruck, und von den Lippen
Fliegt, was ſtreng verſchwiegen war,

Und die Fremden und die Sippen
Sehen nun dein Innres klar.

Wie ein Räthſel, das errathen,
Schiebt beiſeite dich die Welt
Und durchwühlt mit ihrem Spaten
Dann ein andres Neugierfeld.

Darum du dem Acker gleiche,
Der wohl oben grünt und ſprießt,
Doch die inneren Bereiche
Vor dem Bauer tief verſchließt.

Nur ein Bergmann darf es wagen
Teuf' und ſchürfe mit Betracht:
Hat er glücklich eingeſchlagen,
Trifft er wohl auf Geld im Schacht.

Manchmal.

Recht, daß vor der Welt du ſchweigeſt,
Und ihr kalten Gleichmuth zeigeſt,
Gleichſam als ob deine Seele
Nichts Beſonderes verhehle,
Was die Leute zwar erſpähen,
Aber nur mit Neide ſähen.

Manchmal doch an rechten Orten
Ueberraſche ſie mit Worten,
Welche ihnen unerwartet:
Zeig' daß anders du geartet,
Daß es lohnte aufzupaſſen,
Wollteſt du dich hören laſſen.

Selbſt den Himmel ja vergeſſen
Die nur ſchwätzen und nur eſſen;

Aber wenn er einmal wettert,
Blitzt und donnert und zerſchmettert,
Haben ſie vor Angſt beklommen
Neu vor ihm Reſpekt bekommen.

Dichter.

Wenn der Blume Blüten fallen
Und ihr ſüßer Duft verflogen,
Hört ihr auch das Lob verhallen,
Das die Menge ihr gelogen.

Wenn herniedertropft der Regen,
Gehn ſie ſchnell und ſchweigend Alle,
Ohne freudiges Bewegen,
Daß hier Gottes Segen falle.

Alſo haben ſie verkannt uns,
Unſer Dichten, unſer Streben;
Denn es hält kein irdiſch Band uns,
Und ſie haſchen nach dem Leben.

Alle fliehen, die einſt kamen,
Da verblüht der Blume Sproſſen,
Wiſſen ſie nicht, daß der Samen
Im Gerippe eingeſchloſſen?

Danken ſollten ſie, daß regnend
Sie der Himmel nun heimſuchte,
Was ſie näßt, das träufelt ſegnend,
Daß es Baum und Feld befruchte.

Alſo was wir ſternwärts holen,
Sei euch Samen gleich und Regen,
Und aus himmliſchen Symbolen
Mögt ihr irdiſche euch prägen.

Wenn des Liedes Ton verklungen,
Mögt ihr ſeiner Deutung ſinnen
Und aus Gold der Dichterzungen
Lebensmünzen euch gewinnen.

Nichts!

Er ſchafft mit nimmermüden Händen
Im Schweiße ſeines Angeſichts;
Doch Armuth wohnt in ſeinen Wänden,
Und was ſein Fleiß erringt, iſt Nichts.

Ihr lebt im fröhlichen Verſchwenden
Ein Leben voll des Sonnenlichts,
Und was ihr thut, ſein Loos zu wenden,
O Schande über euch, iſt Nichts!

O Menſch, gehorche deinem Herzen,
Im ſtillen Liebeseifer ſpricht's:
Nur was ich that für Bruderſchmerzen
Iſt Etwas, Andres all iſt Nichts.

O Gott, laß ſie hernieder grollen
Die Donner deines Strafgerichts,
Die ihnen mahnend ſagen ſollen:
Ihr habt ſo Viel und dort iſt Nichts.

Eine Sage.

Von einem fernen tiefen See
In Lithaun geht die Sage —
Er ſtill und dunkel wie das Weh,
Sie ſchaurig wie die Klage —

Daß eine Jungfrau in der Flut
Im Zauberſchlummer liege,
Ein ſchwarzer Krebs in ſtrenger Hut
Sich an die holde ſchmiege.

So ſchläft ſie dort, ein Kind der Acht,
Im langen Jahreskreiſe,
Und nur in der Johannisnacht
Ermuntert ſie ſich leiſe,

Und fährt empor und ſtreckt das Haupt
Aus grünem Waſſerſpiegel
Und ſieht die Ufer grün belaubt
Und Mond und Wald und Hügel.

Doch zieht der ſchwarze Krebs ihr nach,
Erfaßt die Arme wieder
Und reißt am Kleide ſie gemach
Zur dunklen Tiefe nieder.

Da ſchallt ein Klageruf empor
Aus tiefer Flut und zittert
Im Echohall durch Wald und Meer.
Der Wandrer lauſcht erſchüttert

Und ſinnt der alten Sage nach
Und wie ſie wohl zu deuten,
Zu helfen doch dem Ungemach
Unmöglich iſt's den Leuten.

Die Sage aber tönet weit
In allen Landen wider,
Wie der Gemeinheit ſchwarzer Neid
Das Edle zieht hernieder.

Träume.

Die Gedanken kannſt du leicht,
Aber nicht die Träume lenken,
Ob ſie heute dich vielleicht —
Und womit ſie dich beſchenken.

Wechſelwind iſt ja der Traum,
Kommt von all- und keiner Seite,
Aengſtigt und erfriſcht den Baum,
Oder wirft ihn ganz beiſeite.

Was ihr oft und gerne denkt,
Steht juſt nicht in ſeinen Bildern,
Was vergeſſen und verſenkt,
Weiß er unverhofft zu ſchildern.

Halb Erinnerung und halb
Viſion und Seelenfeier,
Drückend heut, ein ſchwerer Alp,
Morgen leichter Zauberſchleier;

Räthſel, wunderbar geheim
Und dem Himmel ſelbſt entnommen,
Wenn es den Gedankenkeim
Läßt zur vollen Blüte kommen;

Wenn die leiſe du gedacht,
Wünſche, die dein Herz erfüllen,
Durch des Traumes Geiſtermacht
Als gewährte ſich enthüllen.

Wie erwachſt du da voll Glück,
Schließeſt nochmals wohl die Lider,
Rufeſt mit dem Seelenblick
Den geträumten Segen wieder!

Wahn und Täuſchung, ach, nichts mehr,
Die ein milder Gott dir gönnte;
Aber überſelig, wer
Sie ſich ſelbſt bereiten könnte!

Lorbeer.

In des Maien mildem Hauche
Tragen ſie, nach altem Brauche,
Aus dem Treibhaus Lorbeerbäume
In die freien Gartenräume.
Sieh, die ſüdlichen Geſellen
Strecken ſich, die Blüten ſchwellen,
Auf dem Blatt liegt Duft und Glanz,
Und die da vorüber gehen
Sie beſtaunen die Trophäen
Fernen Heſperidenland's.

Arme Bäume, nur getrieben,
Streng in Winterzucht verblieben,
Mit dem Norden in Zerwürfniß,
Dem der Lorbeer kein Bedürfniß,

Nur gezogen um zu prangen,
Statt dem glühenden Verlangen
Als ein Lohn gewährt zu ſein
Ernſt iſt euer Niederblicken,
Wo die Stirnen, die zu ſchmücken
Ihr beſtimmt ſeid, nicht gedeihn.

Ach, und doch mit leiſem Sehnen
Blickt und mit geheimen Thränen
Manch ein Aug' auf eure Blätter;
Doch die da vom rauhen Wetter
Abgefallen, aufzuleſen,
Iſt des Mannes nie geweſen,
Der gedankenreif und frei, —
Und das göttliche Erfrechen,
Selbſt ſich einen Zweig zu brechen,
Straft die deutſche Polizei.

Betrachtungen.

1.

O Rückblick in die Jugendzeit,
Was liegt in dir für Seligkeit!

Wie ſchön das war und nicht mehr iſt,
Was jene Roſenzeit umſchließt!

Arm aber, der nur rückwärts ſchaut,
Und nicht auch in die Zukunft baut —

Ein Haus, darin er wohnt und ſinnt,
Wenn feſten Boden er gewinnt,

Und draus er rüſtig weiter zieht,
Wenn er die Hoffnung weichen ſieht.

2.

Neu ſammle Muth und Hoffen,
Wenn Unglück dich betroffen;

Gedenke liebend Deren,
Die treulos ſich bewähren,

Und bete du für Jene,
Die dir erpreßt die Thräne.

Nicht leicht iſt, das erſtreben,
Doch wird es dich erheben;

Du wirſt mit Kraft ertragen
Und dir im Herzen ſagen:

Der Schmerz iſt überwunden,
Die Seelenruh gefunden,

Und iſt's zu meinem Frommen,
So wird auch Glück noch kommen.

3.

Die Liebe hat der Seligkeiten ſieben,
Ihr Stufengang iſt Allen vorgeſchrieben.

Die erſte fühlt, wem ſich die Liebſte weiſt;
Die zweite, wer entzückt die Holde preiſt;

Die dritte iſt, zuerſt ihr Händchen faſſen;
Die vierte, ihr nach Wunſche thun und laſſen;

Die fünfte, Zeit und Streben ihr zu weihn;
Die ſechſte, ſtill mit ihr allein zu ſein;

Die ſiebente, des erſten Kuſſes Feuer,
Noch als Erinnerung dem Herzen theuer. —

Und ſiebenfach auch iſt der Liebe Qual,
Die allgemach ſich in die Seele ſtahl.

Die erſte, ihren vollen Becher ſchlürfen;
Die zweite, nimmer von ihr weichen dürfen;

Die dritte iſt Gewohnheit ſtatt Genuß;
Die vierte Eiferſucht und Ueberdruß;

Die fünfte, ſie im Herzen ſtill verdammen;
Die ſechſte, leicht für Andre ſich entflammen;

Die ſiebente, entfliehn wo du verführt: —
Bedenk' es, wenn dich Liebesglut berührt.

Gegensatz.

Liebevoll und liebeleer —
Gegenſatz wie keiner mehr!
Hier ein Herz, das froh verſchwendet,
Und an alle Welt ſich wendet;
Eines dort, das trübgeſinnt
Nur des Neides Fäden ſpinnt.

Hier ein Baum in voller Pracht,
Seiner Früchte reiche Fracht
Schüttelt gaſtlich er hernieder;
Dort am Fels ein andrer wieder,
Dem des Bodens karger Saft
Kaum die kranken Blätter ſchafft.

Hier ein Mädchen ſchön und jung,
Geiſt und Körper voll von Schwung,

Blicke froh und Miene lachend;
Dort ein Greis die Truh bewachend,
Die den kalten Schatz bedeckt,
Den er vor der Welt verſteckt.

Hier die Mutter mild und gut,
Ihres Kindes treue Hut;
Dort ein Mönch, ein finſtrer, alter,
Mit der Geißel, mit dem Pſalter:
Liebevoll und liebeleer
Gegenſatz wie keiner mehr!

Liebe.

Liebe kommt auf allen Wegen
Dir entgegen,
Lieb' iſt immer nah;
Mußt ſie nur vorbei nicht laſſen
Und erfaſſen,
Wenn ſie eben da.

Wenn du da, wo du dich täuſcheſt,
Liebe heiſcheſt,
Iſt der Fehler dein;
Von der Tulpe ſtolzem Prangen
Duft verlangen,
Fällt nur Thoren ein.

Lieb' errathen, ihre Bahnen
Leiſe ahnen,

Kann nur Herz und Blick.
Ohne Lauſchen doch ſie finden
Und ſie binden,
Iſt ein Götterglück.

Knüpfe nicht mit dem Verſtande
Liebesbande,
Sondern mit Gefühl;
Solches Netz ſchön ausgehangen
Wird ſie fangen,
Denn ſie liebt dies Spiel.

Nütze wohl die Augenblicke,
Rück' und ſchicke
Dich in ihre Gunſt;
Denn nicht irres Weiterſchweifen,
Das Ergreifen
Iſt der Liebe Kunſt.

Nicht in Träumen zu erſtreben,
Nur im Leben
Iſt das Glück dir nah.
Liebe kommt auf allen Wegen
Dir entgegen,
Lieb' iſt immer da!

Rückblick.

Seh ich ſo zurück
Auf der Jugend Glück,
Auf die Liebe, die mich froh
Und zum Gotte machte,
Oder die mich floh
Und mit Lorbeer mich bedachte;
Seufz' ich, daß der Daphnen,
Die zum Widerſtand ſich waffnen
Und des Lorbeers in den Haaren
Nur zu wenig waren!

Lieb' iſt Seligkeit
In der Jugendzeit;

Aber wenn ich nun in's Buch
Meines Lebens ſchaue
Und nach Blättern ſuch',
Die ich Andern auch vertraue,
Wünſcht' ich, daß ich ſolche finde,
Die die Welt mit mir empfinde,
Nicht Geheimniß und Genuß,
Die ich ihr verbergen muß.

Entschluss.

Freund, mein Wendepunkt erſchien,
Kein Gejammer, kein Geberden:
Dieſer Menſch iſt auszuziehn,
Um ein anderer zu werden.

Ekel faßt und tiefe Scham
Mich um Alles was geweſen:
Von Erniedrigung und Gram
Will ich kräftig ſelbſt geneſen.

Recht, daß es ſo ſchlecht erging,
Denn das Aergſte mußte kommen,
Daß die Seele Feuer fing
Und ſich Muth herausgenommen.

Nackt ſtürz' ich mich in die Flut,
Dieſem Elend zu entweichen,
Hoffe noch in Gottes Hut
Andre Ufer zu erreichen.

Sink' ich in des Strom's Gewalt,
Strafe iſt es dann, verdiente,
Daß erſt, als ich ſchwach und alt,
Ich zu ſchwimmen mich erkühnte.

Doch der Wille gibt den Muth,
Und die Schande vor dem alten —
Wird mit Seelenkraft und Glut
Sich an's neue Leben halten.

Werd' es wie es kommt und will,
Nur in anderen Bezirken,
Wo ich offen oder ſtill
Leben, lieben kann und wirken.

Ja, die höchſte Zeit erſchien
Unter Jammer und Beſchwerden,
Dieſen Menſchen auszuziehn,
Um ein anderer zu werden!

Leben.

Es iſt ein wunderbares Glück zu leben,
Um wie ein Adler auf zum Licht zu dringen,
Gehoben von des Geiſtes ſtarken Schwingen,
Nach Wahrheit, die von oben kommt, zu ſtreben.

Ob auch des Zweifels Wolken dich umgeben,
Ein Memnon, ſoll dein Herz dem Licht erklingen,
Denn Leben heißt: ſein eignes Ziel erringen,
Und nicht im Erdenwallen liegt das Leben.

Dort ſinkt der Taucher in des Meeres Gründe,
Vielleicht weil ihm ein Wellenbad beſchieden?
O nein, — daß er die reine Perle finde.

So ſtellt das Hierſein nicht das Herz zufrieden,
Nur Schale iſt's, vom Auge fällt die Binde,
Das eigne Ziel, das iſt der Kern hienieden.

Erinnerung.

1.

Wenn an der Erde Lenz vorüberſchreitet
Mit ſeinen Freuden und mit ſeinen Scherzen,
Da ſteigen allenthalben Blumenkerzen
Empor als Feierglanz ihm zubereitet.

So wenn dein Bild an mir vorübergleitet,
Das einſt der Grund ſo vieler Luſt und Schmerzen,
Da regen Lieder ſich in meinem Herzen
Und zum Geſange fühl' ich mich verleitet.

Es zeigt Erinnerung in milden Stralen,
Was einſt im Jugendrauſch der Flammenliebe
Mir Glück gebracht und mehr noch bittre Qualen.

Verſchwunden iſt das Schmerzliche und Trübe,
Um meiner Seele reizend auszumalen
Die Seligkeit der erſten Jugendliebe.

2.

Sag', iſt es ſtille Freude oder Klage,
Die zauberähnlich deine Bruſt beſchleichen,
Fühlt plötzlich ſie an ſich vorüberſtreichen
Erinnerung an ferne Jugendtage?

Wie eine reizgeſchmückte goldne Sage,
Zu denken nur, doch niemals zu erreichen,
Wie ſchöne Bilder, die allmälig bleichen,
Siehſt du dich in der Jugend Blütenhage.

Ein Abendroth iſt dies mit kurzem Lichte,
Des Lebens Landſchaft roſig dir zu ſäumen,
Die bald verſchwindet deinem Angeſichte.

Die letzten Stralen ſchwinden aus den Räumen,
Dann ſinkt die Nacht herab, die dunkle dichte,
Und du haſt Zeit zu weinen und zu träumen.

Vereinigt

Vereinigt — ſchönes Wort! — in Eins verbunden,
Daß eng verſchlungen Leben hängt an Leben,
Daß Geiſt und Leib mitſammen ſich verweben
Und nirgend doch die Feſſel wird empfunden.

O Seligkeit in ungezählten Stunden,
Wo alle Faſern feſt zuſammenſtreben,
Nicht ahnend wie ſie innig ſich ergeben,
Bis ſie ereilt ſind von der Trennung Wunden.

Das war ein ſchöner Baum, im reichen Segen
Von Zweig und Blatt dem Himmel zugewendet,
An innrer Kraft gar vielen überlegen;

Da kommt ein Blitz aus Wolken hergeſendet
Und liefert an die Beile ihn und Sägen,
Daß der zerſpaltne Rieſe kläglich endet.

Entbehren.

Das Leben iſt ein ewiges Entbehren,
Und Herzen ſie verkümmern im Entſagen,
Weil ſie den Muth nicht haben was zu wagen
Und vor der Welt ſich etwas zu gewähren.

O Jammer, ſich im Schmerze zu verzehren
Und ſehnſuchtskrank den Himmel anzuklagen,
Statt hoch die Stirn und frei die Bruſt zu tragen
Und ſeinen Freudenantheil zu begehren.

Zu jeder Stunde thront in unſrer Mitte
Das Glück, das ſchöne Weib, mit goldner Krone,
Ihr nahen Alle mit beſcheidner Bitte;

Doch wer da ſprach im rechten Herzenstone
Und um ſie warb in edler Mannesſitte,
Dem gibt die Schöne ſelber ſich zum Lohne.

Sonst und Jetzt.

Wie gern gedenk' ich jetzt der Jünglingstage,
Wo ein Moment, in Glück und Gunſt genoſſen,
Die lebensfrohe Lippe mir erſchloſſen
Zu des Geſanges hellem Lerchenſchlage.

Nicht grämten mich der Andern Loos und Klage
Und nicht der Leute bitterböſe Gloſſen,
Ein Tropfen Glück, mir heimlich zugefloſſen,
Genügte da zum fröhlichen Gelage.

Jetzt hab ich längſt mein armes Ich vergeſſen
Und denke nur noch an das Allgemeine,
Um Schmerz und Seligkeit daran zu meſſen.

Was gilt es auch, ob glücklich iſt der Eine,
Wenn ſeufzend Millionen unterdeſſen
Hinwälzen ihres Elends Felſenſteine?

Germania.

Germania, Heldenweib mit Schwert und Schilde,
O edle Mutter edler Heldenſöhne,
Muth ſcharet um dein Banner ſich, das ſchöne,
Die Eiche wölbt ſich über deinem Bilde.

Kraft und Vertraun beſchirmen dein Gefilde,
Auf daß dein Name weit geachtet töne,
Und daß dich aller Kronen ſchönſte kröne,
Dient Wiſſen deinem Preis und Kunſt, die milde.

O holde Schwärmerei aus Jünglingsjahren,
Die an dein Bild ſo ſchöne Träume knüpfte,
Die gar zu bald dem Mann verleidet waren!

Wenn einſt ſein Herz bei deinem Namen hüpfte,
Bald mußt' er als Geheimniß es bewahren,
Daß ihm ein Seufzer ſtill um dich entſchlüpfte.

Zur Zeit.

1.

O Zeit der Schmach, nachdem wir all das Viele
Gelernt, unfähig doch es anzuwenden;
Dies ewig Irregehen und Verblenden,
Zu arm zum Ernſt und doch zu reich zum Spiele!

Und Jammer, ſo vorbei dem rechten Ziele
Die ſchönſten Manneskräfte zu verſchwenden,
Unſicher wo wir unſer Wirken enden,
Im Glück, im Kerker oder im Exile.

In ſolcher Zeit, die überall geſpalten,
Die nur beginnt, um wieder zu bereuen,
Wo willſt du ſchaffen, ſprich, und was geſtalten?

Nicht frommt es, folgeſt du des Tages Leuen,
Die mit Erröthen blicken nach dem Alten
Und angſtbeklommen zagen vor dem Neuen.

2.

Noch geſtern jubelnd auf dem Schilde getragen,
Heut ſchon ein Ziel für der Verachtung Pfeile,
Ein Name morgen, den die Langeweile
Mit Achſelzucken ſtottert und Mißbagen.

O ſchönes Loos der That in unſern Tagen!
Von der Nothwendigkeit gedrängt zur Eile,
Von Neid verfolgt und Mißgunſt allerweile,
Und kaum daß ſie vollbracht, ſchon todtgeſchlagen.

Eh' war's ein Rieſenvolk, das Berge thürmte,
Und auch ein ſtarker Gott, dem Attentate
Mit Blitzen wehrend, das den Himmel ſtürmte.

Jetzt Zwerge rings im Rathe und Verrathe,
Und dort ein Knabe, der die Welt beſchirmte
Mit einem Druck am Telegraphendrahte.

3.

Dich aber lockt die That! du willſt nicht feiern,
Dich läßt der innre Drang nicht ruhn noch raſten,
Halbblind willſt du doch mit den Händen taſten
Und hoffſt, das Auge müſſe ſich entſchleiern.

Hell iſt dein Blick, doch Nebel ſind es, bleiern,
Die auf dem armen Vaterlande laſten:
Der Winter, weil den Sommer wir verpraßten,
Iſt durchzuſchlafen jetzt und durchzuleiern.

Blick' doch auf ſie, die jetzt, wo immer, ſchöpfen:
Schlafwandel iſt und Taumel ihre Plage,
Geſchäftige Köche ſind's vor leeren Töpfen,

Ihr Lob erfüllt die Zeit als bittre Klage,
Und alle Wände zeigen dieſen Köpfen
Belſazar's Spruch: Gezählt ſind eure Tage.

4.

Das iſt ein Gram, der Herzen viel durchdrungen:
So Nichts zu ſein bei Geiſt und Kraft und Willen,
Gerölle nur, die Riſſe auszufüllen,
Die in das Erdreich dieſer Zeit geſprungen;

Verdammt zu ſchweigen, weil die Stotterzungen
Geiſtloſer Führer ſich in Schweigen hüllen,
Und liebelos um der Eunuchen willen,
Die Männern ſich als Wächter aufgezwungen.

Entſagen iſt und in ſich ſelbſt verſenken
Verzeihlicher in ſolchem Aergerniſſe
Als ſchaffend nach der Schwäche ſich beſchränken.

Beſſer, daß nichts von dir die Nachwelt wiſſe,
Als daß verächtlich deiner ſie gedenken
Und dich mit deiner Zeit verdammen müſſe.

Die Sonne.

Rieſiger Sonnenball,
Auftauchend im Morgen,
Der du die Sterne all
Mit Licht verſorgen
Mußt zu jeglicher Friſt,
Sei mir Sonne gegrüßt
Zu ſo viel tauſend Malen
Als du mich grüßeſt mit Stralen.

Sei mir jubelnd gegrüßt
In deinem Kranze,
Dein Stral an Stral ſich ſchließt
Mit unendlichem Glanze;
Sei mir gegrüßt im Oſt,
Wo Frühwind mit dir koſt,
Sei mir im Weſt geprieſen
In deines Abendroths Paradieſen.

Wie lieb' ich deinen Blick,
Den ewigen, klaren,
Drin Segen und Glück
Sich offenbaren,
Den unverwandelten,
Der über allem Gehandelten
Hinſieht und über aller Thaten
Still aufkeimenden Saaten.

Wie lieb' ich dein goldenes Licht
In leuchtender Reinheit,
Hoch über niederm Gezücht,
Ueber aller Gemeinheit
Thronend am Himmelszelt,
Wo eine Himmelswelt
Unermeßlicher Lieb' und Güte
Aufſproßt in herrlicher Blüte.

Du ſpinnſt dein Stralengeflecht
Um Augen und Herzen,
Siehſt Geſchlecht um Geſchlecht
In Wonnen und Schmerzen;
Weiſeſt empor den Geiſt
Zu Dem, der über dir kreiſt,
Dem ohne Zeit und Schranken
Sonnen entgleiten als Gedanken.

Was haſt du nicht geſehn
Mit deinen Flammenblicken
Auftauchen und vergehn,
Aufblühen und erſticken;
Was der Weltgeſchichte entſchwand,
Was uns im Gedichte nur mahnt,
Du ſahſt es in heller Klarheit
In ſeiner urſtämmlichen Wahrheit.

Deine Stralen ſie fangten ſie auf
Die Thaten und Reime
Und brachten ſie im Verlauf
In deine himmliſchen Räume,
Und legten ſie hinein
In deinen goldenen Schrein,
Da liegen ſie in treuer Bewahrung
Ein Schatz geliebter Erfahrung.

Und ziehn deine Stralen nun aus
Wie von der Mutter die Kinder,
Da ſehn ſie ins Erdenhaus
Viel lieber und gelinder,
Weil ſie im Buch der Welt
Nachlaſen das kleine Feld
Von Menſchenwirken und Trachten
Bevor ſie niederlachten.

Uns aber durchzuckt dein Licht
Aus fernen Himmelsbahnen
Wie eine Erinnrung das Angeſicht
Mit leiſem, befreundeten Mahnen,
Wie ein Bild, das am Tag
Uns entgegentreten mag
Und das früher in holden Träumen
Uns winkte aus Himmelsräumen.

Du aber ſtehſt hehr
Jahrtauſend um Jahrtauſend,
Rings um dich ein Sternenmeer
Im ewigen Kreislauf brauſend;
Du biſt die goldene Hand,
Die Welten zuſammenband
Und mit unergründlichen Kräften
Stern an Stern weiß zu heften.

Spinne dein Liebesnetz
Um Erden und Seelen,
Daß nach ewigem Geſetz
Sich alle dir vermählen:
Damit des Lichtes Schein
Jedwedem möge ſein
Ein Ziel des Wandelns und Strebens,
Ein Zweck des Handelns und Lebens.

Licht, Licht! ruft der Geiſt,
Licht! ruft die Erde,
Und wie ſie da oben kreist
Die Sonne, die verklärte,
Iſt ſie des Lichtes Quell,
Für Menſchen zulänglich hell,
Deſſen Glanz unſre Augen
Faſt einzuſaugen nicht taugen.

Hoch aber über ihr,
Unbegränzt von Schranken,
Im ewigen Sonnenrevier
Leuchtet das Licht der Gedanken,
Wohin der Herzenskündige
Alle Reine und Mündige
Als Prieſter zu den Stufen
Des Himmelsaltars berufen.

Habe Dank, du Meteor,
Mit deinem ſegnenden Erſcheinen,
Du Laut vom Himmelschor,
Du Bild im Kleinen
Von jenem unendlichen Licht,
Das durch die Dämmerung bricht,
Wenn Sonnen und Erden vergehen
Und Geiſter auferſtehen.

II.

Ode.

Aufbrauſt das tiefe Meer
Mit ſeinen Wogen,
Von überall kommen die her
Zu Scharen gezogen
In ſchneller Fröhlichkeit
Und heller Seligkeit
Mit perlentragenden Rücken
Und freudeſagenden Blicken.

Und es lauſchen die Ufer all, —
Da rauſchen die Fluten,
Auftauchend wie ein Rieſenball
Hinwälzender Gluten:
Und in reizender Blüte ſteigt
Herauf Aphrodite, neigt
Sich vom Wellenthrone
Mit ihrer hellen Krone.

Sie neigt ſich nieder ins Land,
Das Meer verlaſſend:
Da reichen ſich als Brüder die Hand,
Die früher haſſend
Einander befehdeten,
Es überredeten
Liebeswunder ſie zur Freundſchaft
Und verbannten alle Feindſchaft.

Und Aphrodite zieht fort,
Zieht immer weiter,
Umzaubernd jeglichen Ort
Und verſöhnend die Streiter;
Loblieder ſingt man ihr
Und Opfer bringt man ihr
Und tauſend herrliche Weiſen,
Um ihre Macht zu preiſen.

Doch wie ſie Feinde weiß
Vom Streit zu lenken,
Daß ſie im Freundeskreis
Vertraun ſich ſchenken,
So hat ſie vor Allen doch
Sich zu Vaſallen noch
Ein Völkchen auserleſen
Stiller ſeliger Weſen.

Die liebenden Leute ſind's,
Die ſie ſich erkieſen,
Umgibt die Bräute rings
Mit Luſtparadieſen,
Den Jüngling begeiſtert ſie,
Den Mann bemeiſtert ſie
Und bettet auf Lilien und Roſen
Die Schlummer- und Kummerloſen.

Offen iſt ihnen der Himmel ganz
In Luſt und Liebe,
Sie ſchweben im ſeligen Tanz
Beglückender Triebe:
Beredt ſind Hand und Blick,
Voll Liebestand und Glück,
Voll heißem unendlichen Regen
Und ſüßem verſtändlichen Segen.

Ein Seufzer aus tiefer Bruſt
Iſt ihnen ein Zeichen
Gefühlter unermeßlicher Luſt,
Der keine zu vergleichen,
Unermeßlicher Beglückung,
Unvergeßlicher Entzückung,
Wo Küſſe um Küſſe ſich jagen
Und Herzen an Herzen ſchlagen.

Ein ſchmachtender Wonneblick
Aus ſchwärmeriſch glühendem Auge,
Ein Kuß, der das höchſte Glück
Von ſchwellenden Lippen ſauge,
Ein ſanftgehauchtes Ach,
Das aus bebendem Buſen brach,
Ein ſeliges Sehnen und Haben —
O göttliche Liebesgaben!

So ſteht in der Liebe Buch
Manch ſüßes Geheimniß,
Von Liebenden Zug für Zug
Erkannt ohne Säumniß,
Ein Räthſel für Liebeloſe,
So wie der Duft der Roſe
Dem Frühling nur verwandt iſt,
Dem Winter unbekannt iſt.

Liebenden aber wird die Nacht
Zum glänzenden Tage,
In ihrer Mondenpracht
Endet alle Plage,
In ihrem Sternenglanz
Wollen ſie lernen, ganz
Glücklich ſein und machen
Und in Luſt und Wonne lachen

Seele und Leib in Eine
Verſchlungen zuſammen,
Daß als Zeichen des Luſtvereins
Hellleuchtende Flammen
Aufzucken aus Mund und Blick,
Verkündend Liebesbund und Glück. —
Ein ſtilles Wonn' Ermeſſen
Und ſeliges Weltvergeſſen;

So iſt geſchloſſen der ſchöne Bund
Auf ſchnellen Liebesſchwingen,
Und Leib und Geiſt und Herz und Mund
Müſſen ſich ihm verdingen,
Und Aphrodite weiht
Die ſelige Blütezeit
Als einen Freudenbronnen
Ein mit vieltauſend Wonnen.

Das ſangen im Alterthum
Des Liedes hohe Meiſter
Als Liebesevangelium
Für liebelodernde Geiſter;
Das ſingen begeiſtert die Neuen,
Die Herzen dadurch zu erfreuen,
Damit es allewig ertöne,
Daß Liebe die Sterblichen kröne.

Mondnacht.

Mild leuchten Mond und Sterne
Den Liebenden im Kahn,
Die Ufer rücken ferne,
Es dringt kein Laut heran.
O zauberhaftes Leben
Der Mondnacht auf dem See,
Und ach, zwei Herzen beben
In ſüßem Liebesweh.

Es geht im Schilf ein Säuſeln
Es nickt dem Kahne nach,
Des Ruders ſanftes Kräuſeln
Schlägt jetzt die Fiſchlein wach;
Die meinen — holdes Wunder! —
Von Roſen ſich umbaut,
Weil in den See hinunter
Ein Wangenpaar geſchaut.

71

Wie Lispel holden Reimes
Erklingt es fort und fort:
Hat Mond und See Geheimes?
Iſt's Lippenkuß und Wort?
Sind's Lüfte, die ſich küßten?
Gekoſ' von Well' und Licht?
Die Glücklichen, die's wüßten,
Die Beiden ſagen's nicht!

Von Ihr.

O du die Lied und Reim
So lange, lange nicht begrüßten,
Und die doch insgeheim
Die Lippen meiner Seele küßten,
Horch, Lerchenwirbel klingt
Im Lenze der Erinnerung,
Und ein Entzückter ſingt,
Von deinem Liebreiz ewig jung.

Nie hab ich dir's bekannt,
Wie ich dich innig angebetet,
Doch wenn ich vor dir ſtand,
Bin ich, biſt du alsbald erröthet;
Nie hat mein Wort, mein Blick
Getrübt den Frieden deiner Bruſt,
Und doch, o ſüßes Glück,
Haſt du um mein Gefühl gewußt.

Das macht, die Liebe iſt
Wie Balſamhauch der Roſendüfte,
Ob ihr den Garten ſchließt,
Durchwürzet doch er rings die Lüfte.
Nun ich dich wiederſah
Nach langer qualenvoller Zeit,
Iſt auch ein Lied ſchon da,
Ein Roſenduft von Seligkeit.

O dieſes Augenlicht,
Das hold und forſchend auf mir ruhte,
Nein, ich vergeſſ' es nicht
Und nie die ſelige Minute;
Es frug und ſprach ſein Schein:
„Wie haſt du Armer denn gelebt?
Gedachteſt du auch mein?
Ich weiß es, was dein Herz begräbt."

Ob deiner ich gedacht?
Ach und mit welcher Seelenwonne,
Du Stern in meiner Nacht,
Du meiner Tage Licht und Sonne:
So unerreichbar mir,
Der ich je ganz von dir erfüllt,
Und doch mein Herzpanier,
Mein Augentroſt und Kummerſchild.

Im Sturm ein junges Blut
Hat ſich in Gottes Hand gegeben,
Es ſtürzt ſich in die Flut
Und ſchwimmend rettet es ſein Leben;
Und ſo ich armer Mann,
Wenn meiner Leiden Sturm erwacht,
Nur dein gedenk' ich dann
Und ſchreite muthig durch die Nacht.

Geheimniß.

Du wunderholde Frau,
Die mich ſo ganz begeiſtert,
Daß mich, wenn ich dich ſchau,
Entzücken übermeiſtert:
Vernimm die ſüßen Töne
Die dir zum Preis, o Schöne,
Voll Sehnſucht und voll Luſt
Entſtrömen meiner Bruſt.

Du weißt es, was mein Blick
Dir feuertrunken ſagte,
Wenn ich zu dir, mein Glück,
Ihn aufzuſchlagen wagte,
Du kennſt, unausgeſprochen,
Des Herzens ſtilles Pochen,
Darin als ſchönſtes Gut
Dein liebes Bildniß ruht.

Du weißt, ob auch kein Wort
Zu dir um Liebe flehte,
Daß du mein Gnadenhort,
Den ich geheim anbete,
Daß du mir Schwung und Flügel,
Befriedigung und Zügel,
Daß du zu jeder Friſt
Mein Ideal mir biſt.

So wie die Luft den Strauch,
Der Wind die Welle reget,
So iſts dein Zauberhauch,
Der mich zu tiefſt beweget;
Mein Singen und mein Schweigen,
Dein Abglanz iſts und Eigen,
Das ſchwärmend dein begehrt
Und ſtummberedt dich ehrt.

Geheimniß und Contraſt,
Geſucht und doch gemieden,
Mit aller Glut umfaßt
Und niemals doch beſchieden:
Wie ſoll das Räthſel enden?
O hilf, in deinen Händen
Iſt Liebe, Glück und Ruh:
Mein Herz lauſcht — winke du!

Unaussprechlich.

Wie ich dich liebe dir zu ſagen
Vermag ich nicht, du ſüßes Weib,
Die Seele denkt es nur mit Zagen
Und ſüß durchzittert es den Leib.

Es iſt kein Wort, das aus es drückte,
Ein Schauen nur und Fühlen dann,
Ein Herz, das ſich an dir entzückte
Und ſtill in ſich nun jubeln kann.

Kein Laut, der andern Welt verſtändlich,
Kein Mienenzug, der es verräth,
Und ein Gefühl doch ſo unendlich,
Wie's je die Menſchenbruſt durchweht.

Ein Stern durchleuchteſt du mein Leben,
Es hängt an deinem Glanz und Licht,
Und ſchaut mit Luſt und ſüßem Beben
In dein liebreizendes Geſicht.

Es nährt ſich nur von deinem Blicke,
Der es begeiſtert und verklärt,
Und läutert ſtill ſich in dem Glücke,
Das deine milde Huld gewährt.

O dieſes Leben, ein verfehltes,
Erfüllt von Gram, bedeckt mit Nacht,
Es iſt ein friſches, neubeſeeltes,
Seit ihm dein klares Auge lacht.

Vergeſſen hab' ich was vergangen,
Und an die Zukunft denk' ich kaum,
Glückſeligkeit hält mich umfangen
Und mich berauſcht der Wonnetraum.

Ein Weib wie du, ſo lieb und innig,
An allen ſüßen Gnaden reich,
Das Herz ſo tief, der Geiſt ſo ſinnig,
Das Aug ſo klar, der Mund ſo weich —

Ich ahnte nichts von ſolchen Weſen.
Da zuckt der Blitz, ich ſehe dich,
Und fromm wird, der ein Saul geweſen,
Und fleht zu dir: O liebe mich!

Du Inbegriff des Lieb- und Guten,
Mein All, mein Gott, mein Himmel du,
Laß mich zu Füßen dir verbluten,
Doch lächle mir nur liebend zu!

Traum.

Das war ein ſonderbarer Traum:
Ich ſtand in einem weiten Raum
Und um mich viele, viele Leute,
Neugierig lauerte die Meute.

Wahnſinnig war ich, und das Wort
Es irrte von der Lippe fort;
Deß ich im Leben noch gewärtig,
Im Traume war's geſchehn und fertig.

Da trateſt du zu mir heran,
Ein Bliz durchzuckte meinen Wahn,
Ich küßte deine Stirn erröthend
Und ſprach zum Himmel alſo betend:

„Blieb dir ein kleiner Tropfen Glück
Noch für mein armes Haupt zurück,
So träufle ihn auf dieſe Schläfe,
Damit ſie nie ein Unheil träfe.

„Und haſt du ſchwere Kummernoth,
Die dieſer lieben Stirne droht,
So gieße ſie in meine Seele,
Damit ſie ſich für ihre quäle."

Das war vernünftig doch gemeint,
Du haſt darüber auch geweint,
Die Andern alle aber lachten,
Weil immer ſie verrückt mich dachten.

Dir hat's im Herzen weh gethan,
Du ſahſt ſo lieb und gut mich an
Und ſeufzteſt ſchreitend von der Stätte:
„O daß ich ihn genommen hätte!"

Das war ein ſonderbarer Traum!
Entſchlagen kann ich ſein mich kaum,
Und weh iſt mir das Herz noch eben,
Als wäre jener Traum mein Leben.

Wunsch.

Ach, nur ein wenig zaubern können!
— Du kannſt es liebes, ſüßes Weib —
Es gäbe dann für uns kein Trennen,
Wir wüchſen feſt wie Seel' und Leib.

Es müßten dir's die Blumen ſagen,
Wie Sehnſucht mich nach dir verzehrt;
Es ſollten dir's die Lüfte klagen,
Wie heiß mein Herz nach dir begehrt.

Der Thau, der dich am Morgen feuchtet,
Der flüſtert dir: er weint um dich!
Die Kerze, die dir Abends leuchtet,
Sie kniſtert dir: er brennt für dich!

Die Lieb' in unſern Herzen beiden,
Sie wär' der Telegraphendraht,
An dem mein Wünſchen und mein Leiden
Blitzſchnell ſich deiner Seele naht.

Es tönte dir von hundert Zungen —
Und jeder Pulsſchlag zuckte dir
In zärtlichen Erinnerungen
Das Wort: O komm, o komm zu mir!

Brief.

Kunde von dir, o Seligkeit,
Sie trifft mein Herz wie Zauberſchlag!
So wie die Schwalbe Frühlingszeit,
Wie Morgenroth den neuen Tag,
So kündet was du mir geſchrieben,
Dein treu unwandelbares Lieben.

Ein Blatt von dir, o ſüßes Glück,
Es zaubert wie ein holder Bann
In meine Arme dich zurück,
Die Heißgeliebte ſeh ich dann,
In dieſen Zügen ihre Züge,
Mir aller Seligkeit Genüge.

Ich leſe dich und ſehe dich,
Dein ſüßer Odem weht mich an,
Ich fühle plötzlich glücklich mich,
Weil ich nur Liebe denken kann,

Und weil mit ihren Engelſchwingen
Deine Gedanken mich umfingen.

Ja Liebe, die ſo treu und heiß
Und innig Herz am Herzen hängt,
Sie ſteht im eignen Zauberkreis,
Aus dem ſie keine Macht verdrängt,
Und ſelbſt in Trennung und in Ferne
Erglänzen ihr der Hoffnung Sterne.

Ihr Bildniss.

Was Heilige verehren
Und Bilder an Altären —
Jetzt iſt es mir enthüllt,
Seit, Wonne meinen Blicken,
Mit trunkenem Entzücken
Dein Bildniß mich erfüllt.

Es lächelt mir entgegen,
Es iſt mein Glück und Segen,
Mein Stern, mein Talisman;
Es mildert meine Leiden,
Es tröſtet: daß das Scheiden
Nicht ewig dauern kann.

Es weiß, wie ich mich ſehne,
Es ſieht die ſcheue Thräne,
Es höret mein Gebet;

Es weiß, daß all mein Streben,
Mein Dichten und mein Leben
Zu dir, der Einen, geht.

Und wie ich an es ſehe,
So fühlt es meine Nähe,
Es zittert die Contour,
Die Augen ſie bewegen,
Die holden Lippen regen
Sich jetzt — das iſt Natur!

Du biſt es ſelbſt, du Süße,
Ich fühle deine Küſſe,
Ich höre deinen Ton;
All Elend iſt verſunken,
Ich juble wonnetrunken,
Wie einſt Pygmalion.

Der ſchöne Wahn verſchwindet,
Die Wirklichkeit ſie findet
Mit ihrer Qual ſich ein;
Doch Etwas iſt geblieben,
Ich darf es ſehn und lieben:
Dein holdes Bild iſt mein!

Sympathie.

Es iſt nicht anders möglich:
Wenn ſo aus vollem Herzen
Mit brennenden Gedanken
Der Liebende der fernen
Geliebten denkt, —
Daß nicht zur ſelben Stunde
Sein Sinnen und Verlangen
Sich wie ein magiſch Licht
Auf ihre Seele ſenkt.

Das ſind die Zauberdrähte
Tiefſinniger Empfindung,
An denen durch die Räume
Der Blitz-Gedanke ſpringt

Und in der ſtillen Ferne
Ein Herz, erfüllt vom Segen
Der heiligen Sympathie,
Mit ſeinem Stral durchdringt.

Du denkſt an Sie und Ihrer
So voll iſt deine Seele,
An Wünſchen und Gedanken
Für Sie ſo voll,
Nach Mittheilung begehrend
Und ſchmerzlich ſie entbehrend,
Weil nichts die fremde Welt
Davon gewahren ſoll: –

Da zuckt es wie erleichternd,
Als ob dein Blut entſtröme,
Du fühlſt, daß dein Gedanke
Die Liebſte jezt umſchwebt
Und daß vor ſeinen Schwingen,
Die wunderbar ihr nahen,
Das gleichgeſtimmte Herz
Beſeligt lauſcht und bebt.

Du fühlſt's, und Sie dem Räthſel,
Dem Zauber hingegeben,
Sie fühlt nur, daß ſie eben
An dich gedenken muß.

Daß Liebe und Begehren
Mit Sehnſucht ſie verzehren,
Und daß mit dir zu ſein
Ihr Leben und Genuß.

So fließen trotz der Ferne
Zwei Seelen ineinander,
Die heilige Sympathie
Zuſammen bringt;
Das ſind die Zauberdrähte
Tiefſinniger Empfindung,
An denen durch die Räume
Der Bliz⸗Gedanke ſpringt.

Sehnſucht.

Wie der Weinſtock im Herbſte
Voll Trauben hängt,
So iſt meine Seele
Voll Gedanken an dich.

Wie die Mutter jammert
Um ihr verlornes Kind,
So ſeufzt und ſehnt ſich und klaget
Mein Herz um dich.

Als ich dich hatte,
Dir liebend geſellt,
Dein Freund, dein Gatte,
War ein Himmel die Welt.

Verwitwet jetzt wir Beide,
Nur Sehnſucht im Sinn —
O Liebe, Glück und Freude,
Wo ſeid ihr hin!

Ein Wahn.

Gedanke, deſſen Glück in Worte nicht zu faſſen:
Du, du mein Weib, du mein!
Ich kann ihn denken kaum und nicht zu denken laſſen
Vor Seligkeit und Pein.

Aus einem Meer von Elend ſich emporzuringen
In Licht und Sonnenſchein;
Ein armer Wurm, getragen jetzt von leichten Schwingen,
Die Engel ihm verleihn.

O Seligkeit, nach der ein Leben lang begehrend
Ich fruchtlos ring' und wein',
Und die vielleicht in ſeinem Abendroth verklärend
Jetzt bricht zu mir herein.

Es klirrt ein Kerkerthor: kaum denkt, der da gefangen,
Man komm' ihn zu befrei'n,
Da naht und ruft das Volk mit jubelndem Verlangen,
Zieh nun als König ein!

Du mein, mein Weib! — Ein armer Kranker ſtill ergeben,
Er ſiecht dahin allein;
Sein Schickſal ruht in deiner Hand: ſprich, ſoll er leben,
Um ewig dein zu ſein?

Nein!!

Schluss.

Unvergeßlich, ohnegleichen,
Schön und leuchtend wie das Glück,
Doch dem Wunſch nicht zu erreichen
Und entzogen ſelbſt dem Blick!

Erſt die Sonne meiner Tage,
Die an ihr ſich neu belebt;
Jetzt die niegeſtillte Klage,
Die das wunde Herz durchbebt.

Ach, wer noch als Jüngling ſchwärmte,
Leicht getröſtet von der Zeit!
Doch um was der Mann ſich härmte,
Bleibt ſein tiefes Seelenleid.

Sie, die mich zum Gott entzückte
Und zum Tode mich betrübt,
Sei, bis dieſes Herz erſtickte,
Angebetet und geliebt.

III.

Die Brüder.

I.

In der alten Stadt Gerona,
Kaum noch ſind es fünfzig Jahre,
Lebten einſt zwei ſchöne Brüder,
Don Enrico, Don Fernandez
Von Alveda, gleich an Wuchſe,
Gleich an Miene und an Sprache,
Und ſo feſt ſich liebend, daß man
Sie die beiden Einen nannte.
Ruhm und Waffen war Enrico's,
Liebe war Fernando's Banner: —
Alſo unterſchied das Streben
Die ſich ähnlich ſonſt in Allem,
Die das Aug' nur mühſam konnte
Unterſcheiden von einander.

Und Chlorinde war die ſchöne,
War die reizgeſchmückte Dame
Deren Blicke liebezündend
In Fernando's Seele trafen.
Was im tiefen Herzen glimmend
Wie ein Funken erſt geſchlafen,
Trat bald aus der Lippenpforte,
Liebesflammen um ſich ſtralend.
Herz um Herz und Lieb' um Liebe
Alſo ward der Tauſch begangen,
Und Fernandez und Chlorinde
Lagen in den ſchönſten Banden.
Deſſen faßte beide Brüder
Wohl ein tiefer, tiefer Jammer,
Weil der Trennungstag erſchienen,
Weil die Scheideſtunde nahte,
Weil ſie beide in der Ferne
In dem heißen Tanz der Waffen
Ehre ihrem Vaterlande,
Ruhm ſich ſelber ſollten ſchaffen.
Don Enrico fühlte Schmerzen
Bei des Bruders tiefen Grame,
Don Fernandez heiße Qualen
Beim Gedanken an die arme,
An die weinende Geliebte,

Die betrübet und verlaſſen
In die leidenreiche Ferne
Hauchen werde ihre Klagen.
Und ſo ſtanden beide Brüder
Sich verſtehend ſtill beiſammen,
Blickten ſich in's naſſe Auge,
Küßten ſich die feuchte Wange,
Und ſie ſprachen und ſie ſchwuren –
Nur die dunkle Nacht vernahm es:
Auszudauern feſt in Leiden,
In des Schmerzes wildem Krampfe,
Auszuhalten kühn im Streite,
In des Krieges heißem Kampfe,
Sich zu lieben bis im Tode,
Bis im erdbedeckten Sarge,
Und mit feſtem Muth zu rächen
All das Ueble, all das Arge,
Das im Leben oder Tode
Ihrer Einem man gedachte,
Und zu ehren jede Liebe,
Die man ihrer Einem brachte.

2.

Auf dem Feld von Perpignan
Steht ein kleiner Hügel Erde,

Mitten unter fünfzig andern
Durch ein ſchwarzes Kreuzlein kenntlich.
In der alten Stadt Gerona
Könnt ihr ſchöne Häuſer ſehen,
Doch vor allen hat dem einen
Nur Chlorinde Ruhm gegeben.
Perpignan, wie iſt dein Hügel
Einſam ruhig und verödet,
Still und ruhig wie der Schläfer,
Den in deinen Schoos ſie legten,
Und verlaſſen ſeit der Eine
Sich von dir hat fortgewendet,
Der mit Blumen dich gezieret
Und genetzt mit heißen Thränen.

Zu Gerona im Palaſte
Aber wechſeln heitre Feſte,
Denn da gibt es keinen blaſſen,
Keinen blutbedeckten Schläfer:
Maſken nur und bunte Tänzer,
Reichgeſchmückte helle Säle
Und Don Pedro und Chlorinde,
Die Verlobung heut begehen. —
Zu der Dame, ſittig grüßend,
Tritt jetzt eine Maſke näher;
Eingehüllt in ſchwarze Seide,

Allen ein geheimes Räthſel,
Stand er hingebannt und ſtarrend,
In der fernen Saalesecke,
Jetzo an Chlorindens Arme
Durch die bunten Reihen ſchwebend
Spricht er leiſe, leiſe Worte
Sie beſchwörend, zu ihr flehend,
Und wie nun der Tanz vorüber,
Hat ihn Keiner mehr geſehen.
Jener ſtille Unbekannte,
Don Enrico von Alveda,
Unten ſteht er heimlich harrend
Auf der offnen, mondbeglänzten
Marmorflur des hellen Schloſſes,
Düſter nach der Treppe ſehend.
Endlich hört er leiſe Schritte,
Hört die rauſchenden Gewänder,
Und hernieder ſteigt Chlorinde
Leiſe gegen ihn ſich wendend:
Sprecht, wer ſeid Ihr Unbekannter,
Und was will mir Eure Rede?
So die Dame. Aber ſchweigend
Faßt am Arme ſie der Fremde,
Nimmt die Maske ſtill herunter
Und ſein Auge trifft die Schöne.
Weh mir! Don Fernandez! ruft ſie

Mit dem bangen Ton des Schrecken
Von dem Mahner ihrer Untreu
Tief erſchüttert ab ſich wendend —
Seid Ihr lebend, ſeid Ihr Schatten?
Habt Erbarmen mit mir Aermſten
Und verzeihet, wenn Ihr Blut nicht
Bringen wolltet ſtatt Vergebung!
— Und der blaſſe Unbekannte
Drauf mit dumpfem Ton entgegnet:
Euer Blut nicht, noch Vergebung
Ward in meine Hand geleget;
Holen will ich Eure Schwüre,
Die Ihr Einem habt gegeben,
Und im Tod euch Jenen zeigen,
Den Ihr hintergingt im Leben.

3.

In dem mitternächt'gen Dunkel,
Ueber Berge und durch Tiefen
Sieht man einen blaſſen Reiter
Raſchen Fluges weiterziehen.
Weg' und Stege kennt er alle,
Selber wenn der Mond nicht ſchimmert,
Der mit trübem Wolkenſchleier
Seine Leuchte hat umhüllet.

Eilend jagt er ab- und aufwärts,
Wie ein menſchenſcheuer Flüchtling,
Raſtlos über den befelsten
Stolzen Pyrenäenrücken,
Hoch zu Roſſe, feſt Chlorinden
Mit der ſtarken Hand umſchlingend.
Alſo reitet Don Enrico
Durch die ſtillen Finſterniſſe;
Und die Nacht iſt hingeſchwunden
Und der Tag iſt aufgeſtiegen;
Wohlbekannte Gegend ſiehet
Jetzt der Reiter vor ſich liegen.
Niederſtürzt der Rappe ſchäumend,
Perpignan, vor deinem Hügel,
Und Chlorinde ſinkt mit Beben
An der Friedensſtätte nieder.
Mag Euch Dieſer hier vergeben,
(So das ernſte Wort Enrico's)
Deſſen Lippe Euren Namen
Noch im Tode hat geflüſtert.
Scheidend haben wir geſchworen,
Feſt zu rächen alles Ueble,
Das im Leben oder Tode
Unſrer Einem ward gemünzet.
Halten will ich's dieſem Todten
Und die edle Rache ſtillen;

Alle, die ſein Herz bedrohten,
Sollen ſeinen Bruder fühlen!
Hingeſtreckt mit zwanzig Wunden
Hab' ich den, der ihn beſiegte;
Hingelegt in tiefen Schmerzen
Hab' ich Euch an ſeinem Hügel.
Fürchtet nichts von meinem Schwerte:
Untreu muß im Leben büßen,
Denn ein ſchnelles Ende könnte
Ihre Qualen nur verſüßen.
Alſo ſprach mit düſterm Ernſte
Don Enrico, und Chlorinde
Lag in Thränen ſtill zerfloſſen
Auf dem moosbedeckten Hügel.
Blaß und ſtumm und ohne Leben,
Krampfhaft nur das Kreuz umſchließend,
Lag ſie leidend, mit dem letzten
Ach die Lüfte noch begrüßend.
Jetzt zuckt ſie jäh zuſammen,
Bleicher wurden Wang' und Lippe,
Und das fahle Auge deutet:
Scheidend zog der Geiſt von hinnen.
Und Enrico, tief erſchüttert,
Sieht die blaſſen kalten Züge:
Herr des Himmels, ſei ihr gnädig,
Ruft er, du haſt ſie gerichtet!

Meines Schwures bin ich ledig,
Meine Anker ſind gelichtet;
Liebe nur bleibt mir noch übrig
Für den, der vor mir geſchieden:
Laß mich, Herr, die Liebe wahren,
Laß mich finden deinen Frieden!

Und er grub noch einen Hügel,
Den er für Chlorinde ſchmückte,
Und verſchwand im Waldesdunkel,
Wo ihn Keiner mehr erblickte.

Sempach.

Zu Sempach auf der Höhe,
Bedeckt vom grünen Wald,
Da ſteht der Eidgenoſſen
Streitmuthige Gewalt;
Viel Männer der Waldſtätte
Und an Luzernern viel,
Von Entlibuch und Gerſau
Und Zug ein bunt Gewühl.

Da glänzte manches Banner,
Da ſtralte manches Schwert,
Das in der Ahnen Händen
Sich einſt hat ſtark bewährt,
Und manche Hellebarde,
Die einſt im großen Streit
Von Morgarten erglänzte,
Sie glänzte wieder heut.

Die Enkel kühner Ahnen
Aus jener heiligen Schlacht,
Derſelbe Muth, der männlich
Das Vaterland bewacht,
Daſſelbe Blut, das willig
Für Land und Freiheit floß,
Daſſelbe Volk, im Streite
So wie im Frieden groß.

So ſtanden ſie gewärtig
Des Feind's, die Schwerter blank,
Viel Helden grau und bärtig,
Viel Männer jung und ſchlank;
Den Arm beſchirmt vom Schilde,
Wo's Noth an Schildern that,
Ein Brett, an Arm gebunden,
Des Schildes Stelle vertrat.

Und gegenüber ihnen,
Im tiefen ebnen Thal,
Des Herzogs Ritter alle
Im hellen Waffenſtral,
Bewehrt mit ehernen Lanzen,
Gar ſchwer und überlang,
Gedeckt mit hohen Schildern,
Durch die kein Schwertſtreich drang.

Die ſtanden eng beiſammen,
Wie eine Mauer ſtark,
Mit all den langen Wehren,
Ein dichter Lanzenpark;
Denn all die langen Spieße,
Sie wurden eingeſtemmt
Und überall dem Feinde
Weitreichend vorgedämmt.

So ſtanden ſie gewappnet
In feſtem, blanken Stahl,
Den Feinden überlegen
Zu dreimal an der Zahl,
Die Roſſe rückgeſendet,
Mit feſtem Fuß im Feld,
Und in dem ſtarken Heere
Manch kühner Waffenheld.

Vor Allen aber ſtralte
Der Herzog Leupold hell,
Gar hochgemuth und männlich,
Siegfeurig, heldenſchnell,
Der ſich aus manchem Strauße
Den Lorbeer heimgebracht,
Er ſehnte rachedürſtend
Und brauſend nach der Schlacht.

Er ſteht mit kühnem Trotze
Am Paſſe der Gefahr,
Er führt zum ernſten Gange
Die mutherfüllte Schar:
Nicht will er rücklings ſehen
Wie ſeine Helden ſterben,
Er will zugleich mit ihnen
Sieg oder Tod erwerben.

Die Eidgenoſſen aber
Sie ſtehen engvereint,
Sie ſehen ohne Zagen
Den überſtarken Feind;
Der Große ob den Alpen
Er hat ſie muthdurchglüht,
Und dem Urewigen tönet
Jetzt vor der Schlacht ihr Lied

„Du Vater deinen Kindern,
Bei deinem harten Tod,
Hilf uns den armen Sündern
Aus dieſer Schmach und Noth:
Woll' gnädig uns erretten
Freiheit und Vaterland,
Oder uns würdig betten
In vaterländiſchen Sand!“

Auf einmal donnert es nieder
Ein losgeriſſener Fels,
Ein angeſchwollener Gießbach
Des hohen Alpenquells;
Die Eidgenoſſen ſtürzen
Auf ihren Feind herab,
Im Herzen Muth, im Schwerte
Vernichtung, Tod und Grab.

Die Aehren ſind gereifet,
Die Zeit der Erndte naht,
Ha, wie die Schnitter jubelnd
Hinſtürzen auf die Saat!
Doch wie die Schweizer toben
Im Angriff und im Sturm,
Die unten ſtehen kräftig,
Ein rieſenfeſter Thurm.

Die langen Lanzen alle
Weit vor ſich hingeſtreckt,
Gerüſtet bis zur Sohle,
Mit großem Schild gedeckt,
So harren ſie, unnahbar,
Ein Hellebardenwald,
In ihren Waffen trotzend
Jedweder Streitgewalt.

Und wenn ſie ſich bewegen,
Iſt's von den Seiten nur,
Die Schweizer zu umflügeln
Halbmondiger Figur;
Die Mitte aber ſtarret,
Ein felſenſtarker Kern,
Und hält mit feſten Armen
Jedweden Andrang fern.

Heiß wird's, die Schweizer ſuchen
Zwiſchen den Spießen Bahn,
Die Träger zu erfaſſen,
Doch iſt's ein ſchweres Nah'n;
Da ſinkt zur ſelben Stunde
Das Banner von Luzern,
Mit ihm der Gundeldingen,
Der edelſte der Herrn.

Dort Stephan von Sillinen,
Der Altſchultheiß von Moos,
Anton von Port und Andre,
Jetzt ſind ſie Leichen blos;
Sechszig der tapfern Männer,
Sie liegen ſterbend all,
Und ungebrochen ſteht noch
Der Feinde Lanzenwall.

Was frommt ein ſichrer Wurfſpieß,
Unnahbar wo das Wild?
Was frommt ein muthig Kämpfen,
Wo es kein Kämpfen gilt?
Und rücklings ſteht Bonſtetten,
Das wiſſen die Schweizer gut,
Leupolden unterſtützend
Mit ſtarker Hinterhut.

Da ſpringt mit einem Male
Ein Kühner aus den Reihn,
Vom Herren auserkoren,
Ein Retter heut zu ſein:
Ein Mann aus Unterwalden
Von tapferem Gemüth,
Von rieſenſtarkem Arme,
Arnold von Winkelried.

Von Winkelried, ein Name,
Bekannt im Lande Schweiz,
Von Winkelried, ein Schweizer,
Geprieſen allerſeits,
Der kann das bange Harren,
Der kann die Schmach nicht ſehn,
Der will den Eidgenoſſen
Voran zum Tode gehn.

„Ich bahn' euch eine Gaſſe,
Beim Lenker des Gefecht's!
Gedenket meiner Kinder,
Gedenkt meines Geſchlecht's!
Mir nach, ihr Schweizerbrüder,
Mir folget feſtvereint!"
Und hat es kaum gerufen,
Und iſt ſchon an dem Feind.

Und wie er rieſenmäßig
Und groß und kraftbewußt,
Faßt er drei Hellebarden,
Begräbt ſie in ſeine Bruſt;
Greift nach den Waffenträgern
Mit ungeheurer Macht,
Und reißt ſie, ſterbend, nieder,
Daß Arm und Schiene kracht.

Da iſt der Bann gebrochen
Und offen iſt die Bahn,
Raſch ſtürmen hin die Schweizer,
Wo Arnold aufgethan;
Der Lanzenwald iſt offen,
Die Schweizer hauſen drin,
Die Bäume wohlgetroffen
Sinken zur Erde hin.

Die eignen Waffen ſelber
Sind jetzt der Träger Noth,
Der Eidgenoſſen Schwerter
Sind jetzt der Feinde Tod;
Zum Siegesaltar aber,
Drauf Feindesblut jetzt glüht,
Die Stufe war der Leichnam
Arnolds von Winkelried.

Geendet hat der Sieger
Eh' noch der Sieg errungen,
Da ſind wie wilde Tiger
Die Schweizer eingedrungen,
Die Wälle zu zerbrechen,
Die ihnen Trotz geboten,
Und würdevoll zu rächen
Den edlen großen Todten.

Nun geht es an ein Fechten,
Nun iſt's gegönnt dem Muth,
Den Gegner kühn zu faſſen,
Zu ſenken in ſein Blut;

Und ob er auch gerüſtet
In Stahl und Eiſentracht,
Ein tapfres Schwert verwundet
Stahldecken auch mit Macht.

Und ſieh, vom Wald herunter
Da kommen neue Krieger,
Geſellen ſich laut jubelnd
An jene kühnen Sieger,
Und bringen neue Wunden
Dem Feinde und Verderben,
Und wollen mit den Ihren
Den Siegerkranz erwerben.

Da ſinken Leupolds Ritter,
Da ſtürzen edle Herrn,
Da ſtirbt manch ſtarker Kämpfer,
Geſchlagen von Luzern,
Viel weltbekannte Namen,
Der Ruhmgekrönten viel,
Sie untergehen ſterbend
Im blutigen Gewühl.

Verblutend und erblaſſend
So enden ſie allmälig,
Die Stolzen werden Leichen,
Die Leichen, faſt unzählig,

Sie werden Rieſengräber,
Die mächtig ſich erheben,
Draus ſiehet man die Freiheit,
Des Landes Phönix, ſchweben.

Die Banner ſinken nieder,
Mit ihnen Ruhm und Glück,
Da ſchauet ſeine Todten
Des Herzogs Heldenblick:
„Sie ſind für mich geſtorben,
Nun ſterb' auch ich für ſie!“
Und ſtürzt ſich mit Verzweiflung
Tief in des Kampfes Müh'.

Und kaum daß in die Mitte
Des Streites er gedrungen,
Und kaum daß er mit Wüthen
Den Rächerſtahl geſchwungen,
Da wird er niedergerungen
Und in den Sand geriſſen,
Als ob er unverwundet
Und rachelos ſterben müſſen.

Empor will er ſich raffen,
Da trifft ihn hart ein Streich,
Ihm ſchwinden Kraft und Leben
Und Sinne allzugleich;

Ein thränenwerthes Ende:
Es ſtirbt ein großer Held,
Und ungerächt und kampflos
Auf ſeiner Schande Feld.

Wie nun der Fürſt gefallen,
Da iſt nichts mehr zu richten,
Die übrigen Vaſallen,
Sie denken nur an's Flüchten:
Das aber iſt verwehret,
Die Roſſe ſind entflohen
Und mit dem feigen Nachtrab
Schnellfüßig fortgezogen.

O Sempach, heil'ge Stätte,
Die jene Wunder ſah!
O Geiſt gewaltiger Thaten,
Wie warſt du damals nah!
Ihr kühnen Eidgenoſſen,
Wie habt ihr da gehaust
Und mit dem tapfern Schwerte
Das Siegeslied gebraust.

O Sempach, heil'ger Boden,
Du deines Volkes Stolz,
Auf deinen Segensauen
Wie Siegesdonner rollt's!

Die Weltgeſchichte tauchte
In Ruhm den Griffel ein
Und ſchrieb die Heldenthaten
Auf ihren Marmorſtein.

Dort im Aargauer Lande
Im Kloſter Königsfelden,
Ruht Leopold der Herzog
Mit ſeinen Kriegerhelden;
Dort in Luzern die Todten
Der Eidgenoſſenſcharen,
Mögen ſie ruhig ſchlafen
Die Retter in Gefahren!

Dich aber kühner Degen,
Arnold von Winkelried,
Dich preiſe allerwegen
So Nachruhm wie das Lied;
Begraben iſt nur die Hülle,
Der Geiſt entſteigt der Gruft,
Und ſchwebt, ein Himmelsbote,
Hoch ob der Gletſcher Luft.

Zu klein für dich, zu ärmlich
Iſt Säul' und Monument:
Ein Volk und ein Jahrtauſend,
Das deinen Namen nennt,

Das iſt dein würdig Denkmal,
Das iſt der Heldenbrief,
Deß Inhalt mit Bewunderung
Der Enkel noch durchlief.

Jahrhunderte und Völker
Sie haben dich beſtaunt,
Mit Ehrfurcht deinen Namen
Einander zugeraunt;
Denn ewig tönt von Sempach
Das große Heldenlied,
Und ewig preiſt die Nachwelt
Den Helden Winkelried.

Der Thurmwart

In Straßburg prangt ein Münſter,
Der reicht wohl himmelan,
Der blickt ſo trüb und finſter
Die dunkeln Wolken an;
Der ſieht ſo ſtill und traurig
In's Weltgewühl hinab,
Als blickt' ein Phönix ſchaurig
Hin auf ſein Flammengrab.

Und auf dem ſtolzen Recken
Ein ernſter Thurmwart wacht,
Der kennt des Sturmes Schrecken,
Der kennt die Wetternacht;
Der ward in hoher Kuppel
Gezeugt, gepflegt, beglückt,
Der hat von hoher Kuppel
Die Welt nur angeblickt.

Und wenn die Donnerworte
Aus fahlem Blitz erglüh'n,
Da tritt er vor die Pforte
Und blickt mit Ruhe hin,
Und wird nicht trüb noch finſter,
Er fleht zum Cherubim,
Und ſelbſt der alte Münſter
Fleht bebend ſtumm mit ihm.

So hat er lange Jahre
Im Rieſenbau verlebt,
So hat der Wunderbare
Dort oben ſtill geſchwebt,
Hoch ob dem Weltgetümmel
Ein Beter in der Noth,
Ein Sterblicher im Himmel,
Ein Stral im Morgenroth.

Die Stern' ſind ſeine Bibel,
Der Schnee iſt ſeine Blum',
Sein Dom der Thurmesgiebel,
Das Horn ſein Heiligthum;
Die Luft iſt ihm das Liebchen,
Das ihn herzinnig küßt,
Sein Altar iſt das Stübchen,
Das ruhig ihn umſchließt.

Und als er einſtmal nächtig
Im tiefen Sinnen ſitzt,
Da iſt's ihm, als ob mächtig
Ein Wetter niederblitzt,
Und vor das Pförtchen tritt er
Zagend und ungewiß,
Und keine Brüſtung ſieht er,
Weil ſie der Sturm zerriß.

Doch plötzlich wird es ſtille,
Mild wird der Lüfte Chor
Und aus der Wolkenhülle
Tritt ſanft der Mond hervor.
Da iſt's ihm, als ob blühend
Ein Engelsbild er ſäh',
So ſchön und roſig glühend
Wie Nordlichtſchein im Schnee.

Ein zartes Mägdlein ſcheint es,
Die Arme weiß und bloß,
So ſüße Thränen weint es
Wie Thau im Roſenſchoos;
Die Lippen ſind Rubinen
Von Lilienſchmelz umhaucht,
Die milden Wangen ſchienen
In Morgenroth getaucht.

Es hüllt ein ſeidner Schleier
Der Formen üppige Glut,
Der Locken goldnes Feuer
Auf weißem Nacken ruht;
Es ſcheint der Arm zu winken
Und ſehnend glüht der Blick,
Der Lippen Kuß zu trinken —
O namenloſes Glück!

Da faßt ein glühend Leben
Mit hundert Armen ihn,
Das Herz erfaßt ein Streben,
Ein Sehnen ſeinen Sinn:
Ach, Alles wollt' er laſſen,
Das Leben ſeiner Bruſt,
Dürft' er nur ſie umfaſſen
In heißer Liebesluſt!

Aus ſtreckt er ſeine Arme
Und jauchzt und weint und glüht,
Sie will er nur umarmen,
Zu der der Sinn ihn zieht:
Und wie er zu dem Wunder
Hin will im lichten Roth —
Da ſtürzt er dumpf hinunter
In tauſendfachen Tod.

Zbyhon

Altböhmiſch.

Es flog von Baum zu Baume
Ein Tauber girrend hin,
Es zog im Waldesraume
Ein Ritter mit trübem Sinn;
Der Tauber klagt den Blättern
Verlorner Liebe Schmerz,
Der Ritter möchte zerſchmettern
Den Feind mit ſeinem Erz.

„Wie iſt mein Herz voll Trauer,
Wie öde Wald und Welt,
Seit Zbyhon's goldner Bauer
Mein Lieb gefangen hält.

O gib zurück das Täubchen,
Um das der Gatte fleht,
So wie mein ſüßes Weibchen
Um mich in Gram vergeht!“

Des Waldes Echo weckte
Im Grimm der Ritter laut:
„„O daß ich dich entdeckte,
Du Räuber meiner Braut!
Fluch Zbuben dir, du Frecher,
Auf deinem Felſenſitz,
Erzittre vor dem Rächer
Und ſeines Schwertes Blitz!““

Sie ziehn durch Büſch' und Dorne,
Der Tauber mit Klaggeſang,
Der Ritter in ſchwerem Zorne
Und wildem Rachedrang,
Als jetzt vor ihren Blicken
Die Burg des Räubers ſtand,
Ein Bau aus Felſenſtücken
Auf kühner Felſenwand.

„O hätt' ich ſtarke Waffen
Wie du, o Rittersmann,
Aus hartem Stahl geſchaffen,
Dann ſtürmt' ich kühn hinan,

Mit Speer und Schwert zu wettern
In ſchwerem Stoß und Hieb,
Den Räuber zu zerſchmettern
Und zu befrei'n das Lieb."

„„O hätt' ich Armer Schwingen
Wie ſchwacher Tauber du,
Die Lüfte würd' ich durchdringen
Und ſchöſſe dem Räuber zu;
Die ſichern Waffen übten
Dann an dem Frevler Gericht,
Und brächten der Geliebten
Der Freiheit goldenes Licht!""

Und rings die Burg umgeht er,
Den Felſenbau ſo ſtolz,
Und vor dem Thore ſteht er,
Das iſt ja nur aus Holz.
Da blitzt ein Hoffnungsfunke,
Er ſtürzt in Waldes Schoos
Und löst vom feſten Strunke
Sich einen Eichbaum los.

Die Streitaxt wird zum Keile
Und in das Thor gerammt,
Darauf in wilder Eile
Der Eichbaum niederflammt;

Nicht trotzet ſolchem Hammer
Das Thor, zerſplittert bald,
Es brechen Riegel und Klammer,
Es ſtürzt vor ſeiner Gewalt.

Durch eilt und forſcht der Ritter,
Wo weilt der freche Wicht?
Und von des Söllers Gitter
Der Zauber Antwort ſpricht:
„Im fernen ſtillen Erker
Da ruht er lüſtern und weich,
Bei ihm mein Lieb im Kerker
Und deines thränenbleich.“

„„Tod dir, du frecher Geſelle!““
Der Ritter ruft's und braust
Hinan und iſt zur Stelle,
Sein treues Schwert es ſaust
In flammenden Streichen nieder
Und bringt dem Räuber Tod,
Es färben die zuckenden Glieder
Den Eſtrich blutigroth.

„„Vergolten iſt dem Böſen,
Mein ſüßes Lieb befreit,
Nun gilt es noch zu löſen
Die Pflicht der Dankbarkeit!““

Er gibt aus Käfigs Stäben
Das Turteltäubchen los
Und ſinkt mit Wonnebeben
Dann in der Huldin Schoos.

Der Gottesläugner.

Auf hohem Holzſtoß trüb und blaß
Da ſteht ein nackter Mann,
Das Auge ſtier und thränennaß
Gerichtet himmelan;
Und rings der Flammen wilder Bund
Zuckt aus dem Holz herauf
Und ſperrt den rothen Mördermund
Nach ſeinem Opfer auf,
Und ziſcht und brauſt und kniſtert graus,
Gefacht vom wilden Wind,
Der rings mit furchtbarem Gebraus
Sein böſes Spiel beginnt.

Und Tauſend' ſtehen ringsherum,
Von Thränen übermannt,
Gekrampft die Hand, die Lippe ſtumm,
Das Auge abgewandt;

Zermalmt iſt jedes Herz, erdrückt,
Der Blick ſchiefüber ſtahl
Zum Ort ſich hin, wo unverrückt
Der Blaſſe lehnt am Pfahl.
Der aber ſieht mit feſtem Muth
Rundum den Flammenſchein,
Als ob die wilde Feuerglut
Ihm ſollte heilend ſein.

„Und hab ich je gethan, o Herr,“
So ruft er jetzt mit Macht,
„Und hab ich nur daran, o Herr,
Deß man mich zeiht, gedacht,
Und hab ich je verläugnet dich,
Den Glauben frech entweiht,
So gib in Martern fürchterlich
Mir tauſendfaches Leid,
Und laß die Flammen tauſendfach
Mir geben bittern Tod,
Wenn ich dir je die Treue brach,
Und höhnte dein Gebot.

„Doch wenn du Ew'ger, fromm und rein,
Erkannt mein armes Herz,
Das nur in deinem Gnadenſchein
Gerungen himmelwärts,

So werde deiner Milde Stral
Dem Sterbenden zu Theil,
Daß ihn der Erdenſchmerzen Qual
Abwende nicht dem Heil;
Und laß, die mich ſo ſchwer verdammt,
Einſehen ihr Vergehn,
Doch mögen deßhalb nicht verdammt
Vor deinem Thron ſie ſtehn.“

Und wieder wird es ſtille rings,
Kein Odem regt ſich mehr,
Die Flammen zucken rechts und links
Mit rothen Zungen her;
Dann ringen ſie, ein wilder Greif,
Sich aus dem Holz hervor
Und ſchlagen mit dem Feuerſchweif
An's dunkle Himmelsthor.
Nicht iſt der Arme mehr zu ſehn,
Nur Glut allüberall
Und wirbelnd zu den Wolkenhöhn
Von finſterm Rauch ein Schwall.

Stumm ſteht die Menge da, ein Stein,
Lang tobt die Loh' mit Macht,
Jetzt braust der Wind mit Wuth hinein,
Der mitten ſie zerfacht.

Und Grauen faſſet jedes Herz —
Der Dulder ſteht verklärt,
Berührt von keinem Flammenſchmerz,
Von keiner Glut verzehrt;
Denn wie ſich theilt das Feuer weit,
Vom wilden Wind erſchreckt,
Gleicht es dem rothen Purpurkleid,
Das einen König deckt.

Da bricht das Volk aus träger Raſt,
Das Wunder faßt es kaum,
Und nun aus tauſend Eimern raſ't
Die Flut zum Flammenraum.
Die Lohe liſcht, ſie wird zerſtört,
Jetzt bricht ſie dumpf hinein:
Da ſteht der Dulder neu verklärt
Wie Gold im Flammenſchein;
Ein Lächeln lichtet ſein Geſicht
Wie ſeliges Morgenroth, —
Der Herr ging huldvoll ins Gericht,
Längſt iſt der Fromme todt.

Die Heimkehr.

Als aus ſeinen Purpurwiegen
In die Welt der Morgen ſah,
Stand im liebenden Umſchmiegen
Still das Paar der Gatten da;
Er blickt düſter in die Weite,
Ach und ſie an ſeiner Seite
Lieſt in ſeinen trüben Zügen,
Daß des Scheidens Stunde nah.

Jetzt im letzten Kuſſe ruhten
Ihre Lippen, kurze Luſt,
Die in wenigen Minuten
Langem Schmerze weichen mußt'!
Er verläßt die liebe Hütte,
Sie ach, bleibt in ihrer Mitte;
Er enteilt auf Meeresfluten,
Sie im Wogen ihrer Bruſt.

Böſe Trennung, die du den Trauerſchleier
Ueber Alles breiteſt,
Was der Liebe heilig und theuer!
Böſes altes Weib,
Das mit dem thränenfeuchten Zauberſtabe
Einen Geſpenſterkreis um ſich zieht,
Dem die Sehnſucht nach dem Grabe
Wie eine Eſpe der Angſt entblüht:
Was ſchwirren ſo trübe Mahnungszeichen
Um dein im Sturme flatterndes Haar?
Die krächzende Eule der Ahnung
Flattert ſchreiend um deinen Altar;
Der Tiger des Schmerzes
Schleicht funkelnden Auges und ſtumm —
Die feuchte Lilie der Thränen
Schlingt ſich um deine Schläfe herum;
Du aber, grauſam und wild,
Bannſt die Herzen in deinen Zauberkreis
Und gibſt ſie der Schreckniſſe wirrem Gebild
Und all deinen Schauern Preis.
An ihrem Angſtausruf ergeßt
Sich dein Sinn, an ihrem Geheul,
Und die träge, langſame Zeit verlegt
Sie zugleich mit dem vergifteten Pfeil.
Und ſo wechſeln Schmerz und Pein
Im langen, unerträglichen Verein,

Bis endlich die Seufzer und die Wunden
Durch die Wolken den Weg gefunden;
Bis deinem Zorn und Grimme
Einzuhalten eine milde Stimme
Von oben gebot;
Oder bis der Tod
Deinem Zauberkreis mit flammendem Zug
Einſchrieb das Wort: Genug!

Längſt ſchon iſt er fortgezogen,
Schon der Mittag bricht heran,
Als am düſtern Himmelsbogen
Finſtre Wolken drohend nahn.
Plötzlich iſt der Sturm erſchienen
Mit den Schauern, die ihm dienen,
Und der See empörte Wogen
Ziſchen wüthend himmelan.

Aber ſie, nur Kummer hegend
In dem tiefbetrübten Sinn,
Blickt mit Zagen nach der Gegend,
Wo ihr Gatte weilet, hin.
In dem Auge dämmern Zähren,
Die den wilden Sturm beſchwören,
Ach und Seufzer angſterregend
Läßt ſie zu dem Fernen ziehn.

Im Sturme der Welt und der Wellen,
Geſchieden von den Seinen,
Pfadlos ins Ungewiſſe hinzurudern
Und um Hilfe vergebens zu weinen;
Fern ſich wiſſen die harrende Liebe,
Des Hauſes ſtillen ſeligen Frieden
Und Alles, was uns Luſt und Glück, —
Fürwahr, ein fürchterliches Geſchick!
Ein ſchauderhaftes Loos,
In der Abgründe gähnenden Schoos
Bei der Blitze zuckendem Schein
So zu blicken hinein,
Und dann mit dem Gedanken an
Die Lieben zugleich den ſchrecklichen denken:
Vielleicht ſoll ſich dein Kahn
Nie mehr zu ihnen lenken!
O entſetzliche Lage,
Die mit Angſt, Verzweiflung und Klage
Die Seele erfüllt!
Und doch — Ein Bild
Schwächt und zerſtört dieſen Graus.
Schiffer, denke dich in dein Haus
Und ſieh wie dort all die Deinen
Die Hände ringen und weinen,
Wie ſie ſich zum Gebet verſammeln
Und flehend zum Himmel ſtammeln;

Wie ſie für dein Heil, deine Rettung
Beten, rufen und empor blicken,
Und wie in brünſtiger Verkettung
Ihre Gebete zu Brücken,
Zu Ankern, zu Booten werden,
Um dich zu entreißen den Gefährden.
Auf Schiffer, du haſt noch Seelen,
Die für dich beben und zittern,
Die, um ſich liebend mit dir zu vermählen,
Den Kampf nicht ſcheuen mit Gewittern.
Schiffer, faſſe Muth!
Rette dein Leben und Blut
Für die Deinen!
Nicht in Verzweiflung ſollſt du verſinken,
Hörſt du ſie weinen?
Siehſt du ſie winken?
Auf Schiffer, faſſe Muth, Muth
Für dein höchſtes Gut
Und beſiege der Stürme Wuth!

Später iſt es ſchon geworden;
An des Ufers flachem Rand,
Den mit ſeinen goldnen Borden
Mild das Abendroth umwand,
Steht ſie mit dem vollen Herzen,
Ohne Linderung ihrer Schmerzen,

Ohne Luſt an den Accorden,
Die erklingen rings am Strand.

Ihres Kummers wäre gerne
Ledig ſie und ihrer Pein:
Sieh, da regt ſich's in der Ferne —
Gott, ein Nachen könnt' es ſein!
Kaum dem Blicke zu erſpähen,
Wie ein Punkt nur zu erſehen,
Aber doch gleich einem Sterne
Mit der Hoffnung ſüßem Schein.

Bange Nacht der Ahnung
Mit dem ſchaurigen Dunkel,
Das ohne Stral und Sterngefunkel
Auf die Seele ſich lagert
Mit Bildern geſpenſtiſcher Mahnung, —
Wer weiß es, bange Nacht,
Ob an deinem Schluſſe
Ein Morgen neubelebend erwacht
Oder ein Gerippe mit dem Todesküſſe?
In deinem Schooße ſchlummern die Keime
Unendlicher, glücklicher Träume;
Unreife, leiſe Gedanken
Die geträumt nur, aber nicht gedacht,
Die Seele wie zitternde Ranken
Umſchlingen, bevor ſie erwacht.

Sie fährt empor aus ihrem Sinnen,
Zu haſchen das flüchtige Glück,
Sie aber flogen längſt von hinnen
Und ſtiegen von der Erde Zinnen
In's Meer der Träume zurück.
Aber auch Gedanken blaß und bleich
Steigen geſpenſtergleich
Aus deinen Finſterniſſen empor
Als des Entſetzens Furienchor.
O laß dieſe entſetzlichen, abſcheulichen
Weichen den ergetzlichen, erfreulichen;
Wirf deinen Schleier zurück
Und gönne dem zagend forſchenden Blick
Einen Tropfen Himmelslicht! —
Wie? du gewährſt? du weigerſt es nicht? —
Habe Dank, o Himmel, er bricht herein,
Der Hoffnung ſüßer, goldener Schein;
Er gießt das roſige Morgenlicht
Dem müden Kranken in's Angeſicht.
Gott! und nicht er allein,
Sichre Gewißheit erſcheint ſogar.
Auf Zweifler, ſtürz dich in's Licht hinein,
Erfaſſe ſie an dem lockigen Haar!
Wie wird dir das Auge ſo hell und klar,
Wie wird das Herz ſo ſelig und weit,
Was dämmert für eine himmliſche Zeit!

Hoffnung — Liebe — Glück und Licht —
Mehr hat die Seligkeit nicht!

Und es hat ſie nicht getrogen
Ihrer Hoffnung leiſes Wort,
Näher kommt er hergezogen
In der Heimat ſtillem Ort;
Ja, er iſt es, dem entgegen
Pocht ihr Herz mit bangen Schlägen,
Den das eitle Roß der Wogen
Heute trug in's Weite fort.

Aus dem Nachen ſteigt er ſchnelle,
Seines Glückes ſich bewußt;
Bei des Abends milder Helle
Drückt er ſie an ſeine Bruſt.
Aller Schmerz, der erſt gewaltet,
Hat in Glück ſich umgeſtaltet,
Und es ſieht die leiſe Welle
Glückliche in ſtiller Luſt.

Das Wunderbild.

Die Lüfte wogten heiß und ſchwer,
Kein Wind flog labungsvoll einher,
Die Sonne ſchaute ſengend drein,
Da zog ein armes Mägdelein
Mit andachtvollem Herz und Sinn
Zum Bild der Himmelskönigin,
Das ſie im Glanz der Wunderwelt
Am heil'gen Berge ausgeſtellt.

Gemalt in Gold und hellem Blau,
Dort in des Tempels Wunderbau
Steht hehr der Jungfrau Huldgeſtalt,
Zu der das zarte Mägdlein wallt;
Die Luft iſt heiß, die Sonne brennt,
Kein Wölkchen ſchwebt am Firmament,
Das Mägdlein ſchwanket für und für,
Die ſchwachen Kräfte brechen ihr.

Und wie der Weg auch lang und weit,
Doch muß ſie ihn vollenden heut,
Noch heut im weiten Tempelbau
Hinknieen vor die Himmelsfrau,
Bis ſie im brünſtigen Gebet
Der Mutter Segen hat erfleht,
Die heim, verzehrt von Fieberglut,
Auf hartem Krankenlager ruht.

Und endlich iſt erreicht das Ziel,
Im Gotteshauſe hält ſie ſtill;
Der Ampeln tauſendfacher Schein
Spinnt ſchon das Wunderbildniß ein
Der allerreinſten Himmelsbraut,
Die von dem reichen Altar ſchaut,
Im Arm, das hohe Gotteskind,
Das unſre ſchwere Schuld geſühnt.

Die weiten Hallen ringsherum
Wie ſind ſie leer, wie ſind ſie ſtumm,
Allein im heiligen Gebiet
Das arme Mägdelein nur kniet
Und betet heiß und inniglich, —
Doch ihre Müde mehret ſich,
Vor ihrem Aug flirrt bunter Schein,
Sanft ſinkt ſie hin — und ſchlummert ein.

Mit einmal ruft der Sakriſtan
Hinein zum weiten Marmorplan:
„Wer ſich im hohen Gotteshaus
Verſpätet, eile ſchnell heraus;
Denn ſieben Rüden laß ich ein,
Des Tempels Hüter Nachts zu ſein,
Das Heiligthum zu ſchirmen treu
Vor Diebeshand und Frevelei.“

Still iſt's wie vor im Gotteshaus,
Es eilt durchbebt kein Menſch heraus;
Das arme Mägdlein ſchlummert dort,
Hat nicht gehört das Schreckenswort;
Da ſtürzen die ſieben Rüden los,
Der ſchweren Tagesketten bloß,
Und hinter ihnen wie das Grab
Schließt ſich die Rieſenpforte ab.

Hall' auf und ab, hin und zurück,
So rennen ſie mit ſpähendem Blick
Bis zu dem Hochaltare hin,
Wo's Mägdlein ruht auf ihren Knien
Und träumt von einem Paradies,
Von einer Jungfrau mild und ſüß,
Und nicht von ſolchem Schreckenstod,
Wie der ſie jetzt ſo nah bedroht.

Und wie ſie nahn der Schläferin,
Da ſtreckt die Himmelskönigin
Vom Altar aus die Lilienhand,
Und ſieh', mit einemmal umſpannt
Ein blaues Wolkendach die Maid,
Mit wunderſamem Glanz umfeit,
Und Englein halten dort und hier
Die Hände ſchützend über ihr.

Wie ſind die Doggen plötzlich zahm!
Gebannt vom Strale wunderſam
Legen ſie ſich zu Füßen hin
Der gottbeſchirmten Schläferin,
Dann ſpringen ſie auf und hüpfen im Kreis
Für Freuden auf gar luſtige Weiſ',
Und wiederum mit einemmal
Liegen dem Mägdlein zu Füßen ſie all'.

Die aber träumt noch immerdar
Von goldgewirkter Blumenſchar:
Da blickt der Morgen in den Dom
Mit ſeiner Augen Feuerſtrom,
Durch all die Scheiben roth und blau
Hinein zum weiten Säulenbau,
Und gießt ſein helles Purpurlicht
Dem Mägdelein ins Angeſicht.

Und horch! aufthut der Sakriſtan
Der Kirchenpforte weite Bahn,
Und hinter ihm in bunten Reih'n
Die frommen Waller hinterdrein:
Die alle ſehn das Wunder ſtumm
Und knieen betend ringsherum
Dort vor dem hehen Gnadenbild,
Das Schuz dem Mägdlein war und Schild.

Der Muſelman.

Als er Soriſtan durchwandert,
Kam ein Franke, Sohn des Handels,
Zu dem alten edlen Faruk,
Seinem Handelsfreund in Haleb.
„Segen auf das Haupt des Gaſtes“,
Grüßte der, „doch muß er warten,
Bis dem Himmel ich genügte,
Weil ein Glück mir Allah ſandte,
Da ein Sohn mir ward geboren,
Und verpflichtet mich zum Danke.“

Und drei Tage lang war Zeuge
Dieſes Dankes nun der Franke. —
Speiſen ließ am erſten Faruk
In den Kerkern die Gefangnen,

Ihre Leiden zu erleichtern,
Und er ſelbſt, gleich einem Sklaven,
Reichte Reis, Sorbet und Brode
Ihnen bis zum ſpäten Abend.

Und am zweiten Tag beſtellen
Ließ er reichgedeckte Tafeln
Und mit Schüſſeln ſie beladen,
Die des Sultans würdig waren;
Oeffnen dann des Hauſes Thüren
Und die Armen von der Straße,
Die er freundlich ſelbſt bewirthet,
Alle her zu Gaſte laden,
Bis die Wohlgenährten Abends
Mit Geſchenken er entlaſſen.

Und am dritten Tage ſendet,
Da gar heiß die Sonnenſtralen,
Diener er vor alle Thore,
Schläuche friſchen Waſſers tragend,
Es als Opfertrank der Liebe
Anzubieten jedem Wandrer,
Der des Spenders ſegnend denket,
Wenn die Schaale ihn erlabte.
Und um ſelber nachzuſehen,
Ob gereicht auch wird die Gabe,

Wandelt er vom Weg zum Wege
In des Tages Glut bis abends.

Und am vierten Tag frühmorgens
Tritt er an des Franken Lager:
„Nun dem Himmel ich genügte,
Bin ich ganz des lieben Gaſtes.“

Papagei und Rabe.

Rabe im Gewand der Trauer,
Papagei im grünen Taſſt,
Saßen in demſelben Bauer
Beide eingeſperrt in Haſt.
Seinem ſchwarzen Mitgenoſſen
Zürnte da der Pſittich viel,
Weil mit ſolchen eingeſchloſſen
Hier zu leben ihm mißfiel.

Welch abſonderliche Kleidung,
Welche trennende Manier,
Welche Sittenunterſcheidung,
Rabe, zwiſchen dir und mir!
Ich im grünen Federglanze,
Du ſo ſchwarz, als wie die Nacht;
Ich zur Freude und zum Tanze,
Du zum Abſcheu nur gemacht.

Stünden wir doch ſtreng geſchieden,
Wie es Gegenſätzen paßt:
Ich von ſolchem Gaſt gemieden,
Der im Herzen mir verhaßt;
Ich mit Luſtgefährten wiegend
Mich im ſchönen grünen Wald,
Du nach alten Mauern fliegend,
Deiner Brüder Aufenthalt. —

Aber wunderbar, der Rabe
War erboßt in gleicher Art:
Sagt, was ich verbrochen habe,
Götter, daß ihr ſtraft ſo hart,
Daß ihr mich zu dieſem Schwätzer,
Dem geputzten Unverſtand,
Zu dem Läſterer und Ketzer
Als Genoſſen habt verbannt!

Iſt's ein Gräuel doch dem Frommen,
Wenn ſein reiner Genius
Unter Sündervolk gekommen,
Böſen Wandel ſehen muß.
So entweihſt du dieſe Stelle,
Biſt zum Aergerniß nur hier,
Du weltluſtiger Geſelle,
Hebe dich hinweg von mir! —

Saadi, der dies aufgeſchrieben,
Flicht die gute Lehre ein:
Weiſe wohl und Thoren lieben
Nah beiſammen nicht zu ſein.
Doch wenn Weiſe Thoren meiden,
Sind ſie dieſen gleich verhaßt,
Denn es hält ſich von den Beiden
Jeder für den klügern Gaſt.

Meint ein ſpäterer Erklärer:
Wer iſt Weiſer hier, wer Thor?
Nur das Leben iſt der Lehrer,
Ueberzeugend Herz und Ohr.
Doch die gegen Lebenskluge
Sich mit Frömmigkeit verſchanzt,
Haben meiſt nur zum Betruge
Ihre Fahne aufgepflanzt.

Sonntag.

Der Sonnabend zum Sonntag flüſtert:
Sieh, Alles ſchläft ſo feierlich
Und Mitternacht iſt angedüſtert,
Jetzt kommt die Reihe, Freund, an dich;
Ich werde müd' der Tagesplagen
Und ſüßer Schlummer ſei mein Lohn;
Komm, hörſt du deine Stunde ſchlagen!
Der Sonntag ſpricht: Da bin ich ſchon.

Er ſteigt empor aus dunklen Schatten,
Geht durch der Sterne blaue Bahn,
Die Augen reibt er ſich, die matten,
Und zieht ſich gähnend vollends an.
Dann fertig mit der Toilette
Und nun zum Gange frohgemuth,
Schleicht er ſich weckend an das Bette,
Wo ſeine Freundin Sonne ruht.

Auf! ruft er, und von deinem Pfühle
Sollſt du o Schläferin, erſtehn,
Schon will in friſcher Morgenkühle
Dein Zöfchen Venus ſchlafen gehn.
Es ſtimmen rings die Lerchenſcharen
Die Lieder deinem Flügelſchritt,
Und weil wir heut zum Feſte fahren,
Nimm deine ſchönſten Stralen mit.

Der Sonntag jetzt, den Berg erſteigend,
Nimmt Alles ringsherum in Acht:
Die Menſchen ſchlafend noch und ſchweigend,
Spricht er, drum kein Geräuſch gemacht!
Und in des ſtillen Dorfes Nähe
Schleicht er mit leiſen Tritten bei,
Und ſagt zum Hahn: Laß dein Gekrähe,
Damit ich nicht verrathen ſei.

Und wenn ſie nun die Augen reiben,
Die Leute, nach vollbrachter Ruh,
So lächelt ihnen durch die Scheiben
Der Sonntag und die Sonne zu.
Und ſtreckt ein kleiner Müßiggänger
Sich länger noch im weichen Flaum,
So läßt er ihn in Frieden länger
Austräumen ſeinen ſüßen Traum.

Geſchenke bringet er und Pfänder,
Für Groß und Klein gar wohlgeſinnt,
Für Mädchen hat er Schmuck und Bänder
Und ſüße Kuchen für das Kind.
Entpfropfen läßt er dann die Flaſche,
Geſang und Lachen ſchall' im Chor,
Und Abends zieht er aus der Taſche
Die Flöt' und Geige luſtig vor.

Der Sonntag zaubert alle Räume,
Mit ihm der Mai, der Luſtgeſell,
Weißblühend zeigen ſich die Bäume,
Der Himmel blau, das Waſſer hell;
Die Blumen knoſpen aus dem Mooſe
Und feiern zärtlich ein Idyll,
Das Veilchen flüſtert mit der Roſe,
Die Eiche mit der Linde ſtill.

Als er den Morgenruf vernommen,
Der Fink vom Neſte ſingend fährt
Und heißt die Schwalbe froh willkommen,
Aus fernem Süden heimgekehrt.
In ſeinem ſchmucken Sonntagsſtaate
Der Stieglitz hüpft von Aſt zu Aſt,
Und ſingt die trillernde Cantate
Im grünbeblätterten Palaſt.

Heute feiert Arbeit und Gewühle;
Wie ſtill ſich heut das Dörfchen zeigt!
Das laute Räderwerk der Mühle,
Der dumpfe Schlag des Hammers ſchweigt.
Die Rinder kauen an der Krippe,
Von Joch und Karren auszuruhn,
Im Schoppen liegen Pflug und Hippe
Und haben heute nichts zu thun.

Heut nirgend Kummer oder Sorgen,
Zufriedenheit in Wort und Blick.
Ei Nachbar Steffen, guten Morgen!
Zur Stadt, Gevatter? Nun viel Glück!
Gut Wetter für die Frucht, meint Einer,
Der Andre: Wein gibt's auch vielleicht!
An Müh und Arbeit denkt heut Keiner
Als Abends der die Fidel ſtreicht.

Die Glocke.

Im Thurme da ſchwebet die Glocke ſo ſehr
Und blickt durch die Fenſter zum Himmel hinauf,
Tief unten dehnt ſich das Häuſermeer
Und ſchweigende Dämmerung laſtet darauf.

Und plötzlich wird's glänzend und hell und licht,
Der Himmel öffnet das blaue Thor,
Und durch die ſchweigenden Lüfte bricht
Ein Stral wie Gold und Purpur hervor.

Und in dem ſchimmernden Morgenſchein,
Da hüpfen wohl tauſend Englein mild,
Die ſchweben ſo leiſe zur Glocke herein
Und nahen ſich ſtill dem ehernen Bild.

Die Einen die ſind ſo ernſt und lieb,
Die Thräne zittert in ihrem Blick,
Den Buſen ſchmerztragend und trüb,
Ihn ſtralet das treue Auge zurück.

Die Andern die tanzen ſo fröhlich und ſchön
Wie Mondſchein auf criſtallener Flut;
Doch ſchweigende Ehrfurcht ſcheint ſie zu umwehn,
Als ſei ihre Wonne nur himmliſche Glut.

Drauf reihen ſich Alle, Alle zum Bund
Und küſſen der Glocke erzenen Rain,
Als küßten ſie gerne dem eiſigen Mund
Ernſt, Freude, Ehrfurcht und Trauer ein.

Doch plötzlich wird es ſtill und ſtumm,
Die roſigen Englein verſchwinden all,
Und aus dem azurenen Heiligthum
Steigt hehr der goldene Sonnenball.

Und die Glocke verſtand das Loſungsbild,
Verſtand, was bedeutet der Englein Nahn,
Und ruft mit tönender Stimme mild
Die Menſchen zur Andacht heran.

IV.

Entschieden.

Im Kampfe liegt die Welt,
Erſiegt wird Feld um Feld,
Wir alle ſtehn in Lagern;
Drum auf aus deiner Ruh!
Ringsum begegneſt du
Vorpoſten ſchon und Fragern.

Parol' und Feldgeſchrei,
Cocarde und Partei,
Jetzt nenne ſie und zeige!
Wem haſt du dich vereint?
Wir achten auch den Feind,
Nur Keinen, der da ſchweige.

Indeſſen wir im Straus,
Wohl ſchöre der zu Haus
Das Vließ, worum wir ſtreiten.

Wir ſchützen uns, Gott helf!
Hie Waibling und hie Welf —
Entſchließe dich bei Zeiten.

Nicht zwiſchen Heer und Heer
Iſt Platz für Andre mehr,
Da ſitzt das Glück zu Throne;
Und hinter uns da ſind
Geſcharet Weib und Kind,
Nicht Feige und Spione.

Das Licht kommt mit dem Tag
Wie mit dem Blitz der Schlag
Und mit dem Lenz die Schwalben;
Sprich aus wie du gemeint,
Es gibt nur Freund und Feind,
Wir dulden keine Halben!

Aus Italien.

1848.

In dem fernen Blütenlande,
Am Tyrrhener Meeresſtrande
Tritt mit mir in jene Grotte,
Wunderdinge zu gewahren.
Sieh da liegt ſeit hundert Jahren,
Wie von einem böſen Gotte
Schlafbezaubert und verſteckt,
Eine Jungfrau, eine ſchöne,
Die durch keine Macht der Töne
Neu ins Leben wird geweckt.

Jünglinge voll edlem Feuer
Lockt das ſeltne Abenteuer,

Die Gebannte zu erlöſen;
Einzeln kamen und in Scharen
Sie herbei ſeit hundert Jahren,
Doch erlagen ſie dem böſen,
Dem verhängnißvollen Gott,
Der in wildem Zorn entflammte
Und zum Kerker ſie verdammte,
Zum Exil und zum Schaffot.

Was die Jugend nicht erzwungen,
Einem Greiſe iſt's gelungen;
Mit dem ſtarken Hirtenſtabe
An die ſtille Grotte pocht er:
„Auf, erhebe dich o Tochter,
Aus des Zaubers dunklem Grabe,
Wandle neu in's Leben ein!
In St. Petri Namen rufe
Ich dich auf die helle Stufe
In des Tages goldnen Schein.“

Und ſie hört es ſüß erſchrocken,
Schüttelt ihre ſchwarzen Locken,
Langem Traum ſich zu entrücken;
Schlägt empor die Augenlider
Und erhebt die ſchlanken Glieder,
Horch, da jauchzet das Entzücken

Zu ihr auf aus Blick und Wort,
Und der Jungfrau neugeboren
Und dem Greis, der ſie beſchworen,
Jubeln ſie von Ort zu Ort.

Herrlich in der Reize Prangen,
Mit den lebensfriſchen Wangen
Eine Göttin anzuſchauen,
Wandelt ſie, den Fuß beflügelt,
Von dem Greiſe kaum gezügelt,
In den Städten und den Gauen
Froh vom Po bis zum Veſuv;
Und der träge Lazzarone
Wie die mächtigen Barone
Jauchzen den Evviva Ruf.

Ja ſie iſt's, die Langverlorne,
Ja ſie iſt's, die Neugeborne,
Die in alten Römertagen
Segnend iſt herabgeſtiegen
Und dem Volk zu Ruhm und Siegen
Hat die Adler vorgetragen.
Feſſeln jetzt und lange Qual
Weiß ſie raſch vergeſſen machen,
Und ſie reicht mit ſüßem Lachen
Der Begeiſterung Pokal.

Sinnend doch das Aug erhoben
Auf dem Vaticane droben
Sitzt der ſie in's Leben führte.
Daß die Holde, wo ſie ſchreitet,
Glück und tolle Luſt verbreitet,
Ob wohl das den Alten rührte?
Oder ob er ſorgenvoll,
Wo dies jubelnde Getriebe,
Dieſer Uebermuth der Liebe
Ueberall noch enden ſoll?

— Von des Berges milder Schwelle
Löſt ſich eine klare Quelle,
Die als Bach befruchtend näſſen
Kann die Wieſen und die Lande,
Doch vertrocknen auch im Sande;
Die als Strom das Reich durchmeſſen
Kann mit bunter Wimpel Zier,
Aber auch die Welt verwüſten; —
Quell aus Apenninenbrüſten,
Welch ein Schickſal wurde dir!

Dem Erbgrossherzog von Hessen.

3. März 1848.

O Herr, derweil Du ferne weilſt,
Vielleicht an fremden Wunden heilſt,
Wie fühlen wir die eignen hier,
Wie ſehnen wir uns tief nach Dir!
Herangekommen iſt der Tag
Für alles, was am Herzen lag,
Wo neugeſchloſſen ein Vertrag
Des Rechtes ſoll gedeihn:
Es gilt der Zukunft Glück und Ruh,
Der Zukunft Erbe, Herr, biſt Du,
Dir und dem Volk gehört ſie zu,
Darum begehrt es Dein!

Tritt auf den Platz, der Dir gebührt,
Die Liebe eines Volkes rührt;
Treuherzig will ſie auf Dich baun
Und ihre Klagen Dir vertraun.
Nicht zwiſchen ihr mehr und dem Thron
Erhebe ſich ein fremder Ton,
Dem Vater rathe nur der Sohn
Und ſage wie es ſtund;
Und die da, taub für unſer Flehn,
Nach fremdem Beifall nur geſehn,
Sie mögen nun in Scham vergehn
Vor ſolchem Liebesbund.

Dein iſt die Jugend und die Kraft,
Die jenen feſten Bau erſchafft,
Der in der Zukunft neuen Welt
Treu Fürſt und Volk zuſammenhält.
Fort ſcheuche ſie, die rückwärts ſchaun,
Die nur an altem Wuſte baun
Und keiner neuen Regung traun,
Weil ſie dafür zu ſchwach;
Und daß Dir alles kundig ſei:
Mach uns das Wort, die Herzen frei
Und brich die Feſſeln raſch entzwei,
Die deutſcher Seelen Schmach.

Frei ſei die Rede, frei der Geiſt
Und frei, was ihm ſein Glaube heißt;
Werk und Geſinnung ſei der Werth,
Danach man künftig Menſchen ehrt.
Blick hin, mit liebendem Begehr
Schart ſich der Bürger um Dich her:
Das iſt die Wehr, das iſt das Heer,
Das alle Feinde ſchlägt,
Von außen und von innen die,
Wozu ihm Gott die Kraft verlieh,
Weil Herzen eine Batterie,
Die bis zum Himmel trägt.

Nimm Deinen Platz zu unſerm Heil,
Des Herrſchens fordre Deinen Theil,
Du biſt der Zukunft ja verlobt,
Dein Herz, o Herr, iſt uns erprobt.
Was Wunſch und Klage iſt, vernimm,
Erwäge mit, was gut und ſchlimm,
Und wie zu helfen iſt, beſtimm',
Dich ruft die neue Zeit:
Sie weiß von einem kräft'gen Aar,
Und will zur Stunde der Gefahr,
Daß er ſein ſtarkes Flügelpaar
Jetzt ihrem Dienſte weiht.

Einer hohen Blumenfreundin.

Den Blumen hold, erhabenſte der Frauen,
Gehſt gerne Du die ſinnigen beſchauen:
Sind Blumen doch für fromme Frauenherzen
Im Tempel der Natur die Altarkerzen.

Doch nicht allein die bunten Töchter Flora's,
Voll Duft und voll vom Farbenſchmuck Aurora's,
Sind es, die Deinen hohen Sinn erfreuen
Und ihre Blüten Dir zu Füßen ſtreuen.

Geheime Beete — Roſen nicht noch Nelken! —
Weiß ich, in denen Menſchenblüten welken,
Des Unglücks Kinder, wachſend vom Erbarmen,
Die Hartbedrängten, Leidenden und Armen.

Sie ſind's, die auch Dein edles Herz erregen,
Zu unerſchöpfter Milde Dich bewegen,

Die Du mit Deinem Gnadenſtral beleuchteſt
Und mit den Tropfen Deiner Güte feuchteſt.

Und Blätter ſtreu'n auch ſie zu Deinen Füßen,
Thauperlen, die aus Augenkelchen fließen,
Gebete, die gerührte Seelen ſtammeln,
Und die zum Kranz für Dich die Engeln ſammeln.

Wohl würdig paßt in ſeinem ſeltnen Glanze
Zum Diadem der Schmuck von ſolchem Kranze.
Geſegnet ſei für Deines Herzens Milde:
Nicht nenn' ich — doch wer kennt Dich nicht im Bilde?

Gleichnisse.

Kelch der Wunderblume, deſſen
Duft, von Balſam reich getränkt,
In die Herzen das Vergeſſen
Und die Schmerzen all' verſenkt.

Heller Stern am dunklen Himmel,
Der beruhigt Sturm und Meer,
Und durch wogendes Getümmel
Schiffe führt zum Hafen her.

Engel auf des Lebens Pfaden,
Treuer Führer milder Art,
Deſſen Flügel uns vor Schaden,
Deſſen Hand vor Fall bewahrt.

Wunderblume, Stern voll Scheines,
Engel, der zur Seit' uns geht:
Alle seid ihr doch nur Eines,
Und das Eine heißt — Gebet.

Im Lenz.

Siehe doch nur
Liebliches Kind,
Blumen der Flur
Schaukelt der Wind.
Nickeſt auch du
Freundlich mir zu,
Leuchtet mein Blick
Segen und Glück.

Taubengegirr,
Lerchengetön,
Blütengeflirr,
Mai, du biſt ſchön!
Aber dein Glanz
Stralet erſt ganz,
Wenn deine Pracht
Liebe umlacht.

Süß iſt fürwahr
Frühlingsgenuß,
Roſen im Haar,
Lippen im Kuß.
Frühling entflieht,
Eh man's verſieht,
Darum o Kind,
Küſſe geſchwind!

Albumblatt.

Du heute Jungfrau, geſtern Kind,
Wie gehn die Jahre ſo geſchwind!
Jetzt flatterſt du im Roſenhag,
Wie Elfen wohl im Abendwind;
Doch ernſter wird gar bald der Tag
Und Arbeit, Laſt und Qual beginnt.
Muth aber ſiegt gewiß auch hier,
Ihn treffen Leiden nur gelind,
Zumal wenn Kunſt und Liebe dir
Gefährten deines Lebens ſind. —
Vor Schwerem ſcheue nie zurück,
Bedenke ſtets: wer wagt, gewinnt;
Der Kühne nur erfaßt das Glück,
Und dieſes, wiſſe wohl, iſt blind.
Die ſchöne wie die trübe Zeit,
Sie kommt im Fluge und entrinnt,

Nur inn'rer Werth gilt und gedeiht,
Drum bleibe kindlich ſtets geſinnt.
Das macht uns jung, wenn wir ſchon alt;
Das Leben iſt ein Labyrinth,
Und wer's durchwandelt, ſeufzt gar bald:
O wär ich wieder doch ein Kind!

Schiller's Geburtstag.

Wenn je ein Tag, der Großes brachte,
Von Deutſchen froh gefeiert ward,
So iſt es der, der Schillern lachte
Als erſter ſeiner Erdenfahrt,
An dem ihr Füllhorn reich die Muſen
Auf einen Sterblichen geleert,
Den ſie mit gotterfülltem Buſen
Bald zum Unſterblichen verklärt.

Das iſt ein Tag für alle Reiche,
Ein Tag der wahren Einigkeit,
Für den das Laub von Nordens Eiche
Wie Südens Lorbeer iſt geweiht;
Ja, ihm geweiht, deß Dichterwalten
Begeiſtert Vater gleich und Sohn,
Der Jugend Luſt, den Preis der Alten,
Den Stolz der deutſchen Nation.

Was er geſchaffen, es durchzittert
Die deutſchen Seelen all' mit Luſt,
Es rührt, gewittert und erſchüttert
Das Heiligthum der Menſchenbruſt.
Ein Prieſter war's am Kunſtaltare
Voll hohen Drang's und edler Lieb',
Und deſſen Wort, das feurig wahre,
Als Schatz und Segen uns verblieb.

In Weimar zeigen ſie ein Zimmer,
Ein kleiner, ſchmaler Erkerbann,
Worin bei Tag und Lampenſchimmer
Der Große Herrliches erſann;
Darin ein Bett, ſo kahl und ärmlich,
Worin frühzeitig er verſchied, —
Ach, Welt und Zeit dünkt den erbärmlich,
Der dieſe Wehmuthsſtätte ſieht!

Doch Seelenfreude iſt's, zu denken,
Daß, der hier ſtill und dürftig ſtarb,
Sich raſch ein ewig Angedenken
In ſeines Volkes Bruſt erwarb;
Daß feſter als aus Stein und Erzen
Sein Bild in allen Seelen ſteht,
Und Deutſchland mit Millionen Herzen
Sein Auferſtehungsfeſt begeht.

Dies Feſt, wir feiern's allerorten,
Daß unter uns ſein edler Geiſt:
Der Jüngling grüßt mit Schillers Worten
Die Jungfrau, die er liebt zumeiſt;
Der Mann, er ſagt mit Schiller's Rede,
Was ihm die ernſte Bruſt erfüllt,
Und deutſche Frauen tragen jede
Im Herzen tief ſein Dichterbild.

Das Lied, die Bühne, die Geſchichte,
Sie weiſen, was der Meiſter ſchuf,
Sie ſind unſterbliche Berichte
Von ſeinem göttlichen Beruf.
Der Enkel Erbe, Schatz der Väter,
Wird ſtets ſein Wort, ſo frei und rein,
Der wahre kräftige Vertreter
Des großen deutſchen Volkes ſein.

Die Weihnachtsbäume einer Künstlerin.

Für Eugenie Rimbs.

Du liebe Frau in unſrer Mitte,
Die zu uns kam aus fernem Land,
Heut ſei Dein klarer Blick, ich bitte,
Auf das Vergangene gewandt;
Heut iſt ein Jeder in dem Falle,
Daß er zurück das Auge lenkt,
Und an die Weihnachtsbäume alle,
Die ihm das Leben pflanzte, denkt.

So ſeh ich Dich als Kind ſo heiter
Am Elbeſtrand im Flügelkleid,
Die Jugendwonne Dein Begleiter,
Voll unbewußter Seligkeit;

Wie mochte da das Herzchen ſchlagen!
Das Leben glänzte wie ein Traum,
Da war in jenen ſchönen Tagen
Dein Weihnachtsbaum ein Apfelbaum.

Doch jene goldnen Aepfel ſprießen
Nur einmal, in der Jugend nur,
Faſt ohne daß wir ſie genießen,
Ein Schmuckgeräthe der Natur;
Im Heſperidenhaine prangen
Bewacht von einem Drachen die,
Und willſt danach Du ſpäter langen,
So hat die Zeit im Rachen ſie.

Der Kindheit folgte nun die Lehre:
Du nennſt ſie die Studentenzeit,
Und haſt fürwahr zu Ruhm und Ehre
Ihr Deinen ganzen Fleiß geweiht;
Genuß auch haſt du drin gefunden,
Du ſchlürfteſt ſeinen Perlenſchaum,
Da war in frohbewegten Stunden
Dein Weihnachtsbaum ein Roſenbaum.

Zierpflanze zwar nur iſt die Roſe,
Doch birgt ſie einen tiefen Sinn,
Und glänzt durch unſers Lebens Looſe
So wie ein leuchtender Rubin.

Die Roſen, damals Dir geſchlungen,
Wenn auch ein Dorn dazwiſchen ſtach,
Sie klingen als Erinnerungen
Noch jetzt in Deiner Seele nach.

Das Herz begehrt nach ſeinem Rechte,
Die Jungfrau nach dem eignen Herd,
Die Stirne ſchmücken Kranzgeflechte,
Die ſich in Hymens Glanz verklärt.
Ein edler Mann, Dir treu verbunden,
Erfüllte Deines Herzens Raum,
Da war in jenen Weiheſtunden
Dein Weihnachtsbaum ein Myrthenbaum.

Er hat nur kurz geblüht! der Schleier
Bedeckt den jungen Myrthentrieb;
Dir blieb ſein Angedenken theuer, —
Doch Dir als Tröſterin verblieb
Die Kunſt, die heilige, die reine,
Die als Geweihte Dich verklärt,
Und die mit ihrem Zauberſcheine
Dem Herzen Troſt und Luſt gewährt.

Als Prieſterin an dem Altare
Gefeiert und bewundert weit,
Den wohlverdienten Kranz im Haare,
So grüßt ſie Dich, die neue Zeit;

Als Frau auf Händen rings getragen,
Als Künſtlerin ein Freudentraum,
So iſt in dieſen jüngſten Tagen
Dein Weihnachtsbaum ein Lorbeerbaum.

Ein Reis — nur eines von ſo vielen,
Die Dein ſchon ſind und harren Dein —
Leg' ich mit freudigen Gefühlen
In Deine Hand, es Dir zu weihn;
Erinnr' es Dich, ob nah, ob ferne,
An einen Kreis und einen Mann,
Der Deinem Kunſt- und Frauenſterne
Verdiente Huldigung erſann.

Stundenweiſer.

Sagt, was ſoll mir die Laute voll Klang?
Geſang.
Was die Flaſche mit duftendem Wein?
Schenk' ein!
Und das Mädchen in wonniger Ruh?
Küß zu!
Aber wie bring' ich das all' in die Reih?
Eins, zwei, drei.

Wohl! ſo greif' in die Laute ich froh,
Recht ſo!
Rühr' die Saiten mit heiterem Muth,
Ganz gut!
Jetzt das Fläſchchen in prüfender Hand,
Charmant!
Gieß ich in Gläſer das Feuergewächs,
Vier, fünf, ſechs.

Holdes Mädchen mit Augen ſo blau,
Schau, ſchau!
Komm und ſei mir nicht ſpröde und kalt;
So bald?
Küſſend rückt es am beſten ſich nah,
Sieh da!
Küß ich und liebe doch dich nur allein.
Sieb'n, acht, neun.

Was? ich ſinge nur Liebe und Wein?
O nein!
Luſtgeſellen gehören dazu;
Wie du.
Leert die Becher mit frohem Gebraus,
Aus, aus!
Kommen wir ſpät auch nach Hauſe, Gott helf!
Zehn, elf, zwölf.

Am Rhein.

Es war im alten goldenen Mainz.
Ich ſtand am ſchallenden Ufer des Rhein's
Und blickte hinab dem Fluß entlang:
Der rollte in majeſtätiſchem Drang
In's Rheingau, das ihm Blumen ſtickt,
Weinlauben dem Königsgaſte ſchmückt
Und Ehrenpforten, alterergraut,
Auf allen Bergen ihm erbaut.
Er zog mit ſeinem Wellengetriebe,
Wie eine Lava der deutſchen Liebe,
Aus Alpenveſuven niederſchmelzend
Und Frucht und Leben in Wogen wälzend.
Rings ſaftiges Grün und lachende Auen
Und waldige Höhen freundlich zu ſchauen;
Hier die Natur mit üppigem Leib,
Genußwinkend wie ein liebliches Weib,

Dort die Geſchichte, die ernſte Sibylle,
Orakel murmelnd in heiliger Stille:
Ein Reiz, wohin ſich das Auge nur wendet,
Der Blicke bald und Herzen blendet.
Und hier ſelbſt der dichtwogende Strand
Erſchien wie ein blumenreiches Land:
Die ſchönen Weiber wie blühende Roſen,
Wie Waſſerlilien die Matroſen,
Ziertulpen gleich die Neugierſchranzen,
Daneben umrankende Wucherpflanzen,
Und daß die Freiheit reife hier,
Ein weiß und blaues Soldatenſpalier. —

Ein gellender Pfiff wird jetzt vernommen,
Des Taunus Feuerroß iſt angekommen;
Die Menge drängt ſich über die Brücke.
Ich ſuche mit ſcharfhinſpähendem Blicke,
Und ſiehe da, der erſehnte Freund,
Aus weiter Ferne kommend, erſcheint.
Ein raſches Umarmen, ein lautes Entzücken
Und dann ein ſchnelles Vorwärtsdrücken;
Schon hat er den Kamm emporgezogen,
Der dampfende Feuerdrache der Wogen,
Wir eilen hin, wir ſteigen ein:
Sei uns gegrüßt, o heiliger Rhein!

Lang ſaß er ſtumm und ſtaunend auf dem Decke,
Und blickte gierig uferwärts,
Und prägte in die Seele jede Strecke
Und ſog ſie auf mit Aug' und Herz.

Der Himmel lieferte den goldnen Rahmen
Zu all' der Bilder Herrlichkeit,
Die immer ſchön und neu entgegenkamen,
Dem grünen Strome zum Geleit.

Ich ſchwieg, nichts ſoll den Zauber ihm entrücken,
Da fühlt' er ſich im Glück allein
Und ſprang empor und rief mit feuchten Blicken:
„O Gott, wie ſchön iſt euer Rhein!“

Jetzt ließ ich raſch die ſchlanke Flaſche blinken,
Den Feuergeiſt von Rüdesheim:
Laß uns gekeltertes Entzücken trinken
In deutſchem goldnen Rebenſeim.

Bei ſolchem Trank in ſolchen Zauberauen,
Da ſchweigt was Männerſeelen drückt,
Weil der Genuß und wonnevolles Schauen
Sie mit Vergeſſenheit berückt.

Willſt du gerechten Schmerz und Viel ertragen,
Was anders könnte — ſollte ſein:
Komm' an den Rhein mit allen deinen Klagen,
Der deutſche Lethe iſt der Rhein.

Vom Nimrod.

Lied im Jagdverein.

Der Nimrod war ein Jägersmann,
Wie man nicht leicht ein' finden kann,
Ging immer rüſtig auf die Pirſch,
Ein Schreck für Bär und Sau und Hirſch;
Das Schießen war ihm nur ſo Wurſt,
Doch hatt' er Hunger viel und Durſt:
Denn luſtig iſt die Jägerei,
Nur wenn man ißt und trinkt dabei.

Und eines Morgens im Gebet
Zum lieben Gott er ſagen thät:
O Herr, dem ich durch's ganze Jahr
Wildſchaden und Prozeß erſpar',

Hab' auch ein Einſehn Du mit mir,
Mich dürſt' und hungert für und für,
Denn luſtig iſt die Jägerei,
Nur wenn man ißt und trinkt dabei.

Da ſagte Gott: „Ich weiß, ich weiß!
(Und zeigte dann auf unſern Kreis)
„So geh' nun künftig, alter Schlauch,
Dort in die Jägerkneipe auch;
Da haben ſie gut Bier und Wein
Und Portionen nicht zu klein:
Denn luſtig iſt die Jägerei,
Nur wenn man ißt und trinkt dabei.“

Der Nimrod ſchrieb das hinter's Ohr,
Sprach bald im Jagdvereine vor,
Geſellſchaft auch, die zu ihm paßt,
Die traf er munter da zu Gaſt;
Die lehrt' der Alte ſein Latein
Und ſaß mit ihr beim Glaſe Wein.
Denn luſtig iſt die Jägerei,
Nur wenn man ißt und trinkt dabei.

Aus dieſem Allen man erſieht,
Daß Gott uns ſelber herbeſchied;
Daß Jeglichem die Jagd mißräth,
Der nicht zum Jagdvereine geht;

Und daß er ſelber es befahl,
Daß gut hier ſei ſo Trunk als Mahl:
Denn luſtig iſt die Jägerei,
Nur wenn man ißt und trinkt dabei.

Beherzige!

Wohl heilſam ſind des Rathes Worte,
Berühren ſie die Herzenspforte:
Dein Ohr laß eine Muſchel ſein,
Der Freund tropft Perlen dir hinein.

Haſt Brod für heute, laß die Sorgen
Der Himmel hat genug für morgen:
Wem ſtets das Heut im Sinne lag,
Wird Morgen nie ein Freudentag.

Der Teufel füttert keine Ziegen,
Und hat doch ſeinen Käſe liegen;
Der Gute doch, der erndten will,
Beſä't und pflügt den Acker ſtill.

Wo Krähenſtimmen laut erſchallen,
Da flüchten ſich die Nachtigallen;

Denn edler Zorn iſt mehr oft werth
Als läppiſche Geduld dich ehrt.

Was du erlitten zu vergeben,
Es adelt dich in Tod und Leben:
Sieh, der Verzeihung duft'gen Hauch
Zertretne Blumen wehn ihn auch.

Zufriedenheit im Menſchengeiſte
Iſt Moos, das einen Stamm umkreiſte,
Beſchränkt die Rinde und den Baum
Und hemmt zu wachſen ihn im Raum.

Wohin das Unglück lenkt die Schritte?
Es wandert zu des Künſtlers Hütte;
Doch wenn die Kunſt bei ihm zu Gaſt,
Zieht es vorbei an — dem Palaſt.

Des Witzes Wort geht bald verloren
In leichten Herzen, ſeichten Ohren,
Es rollt wie von zerriſſner Schnur
Die Perle, du verlierſt die Spur.

Der Güte Wort wird nie vergeſſen;
Es gleicht dem edlen Samen, deſſen
Korn, wenn vom Zufall auch verweht,
Als Blume auf im Felde ſteht.

Bis von der Rebe Wein gemoſtet,
Hat viele Zeit und Müh gekoſtet;
Und ſoll dir nützen, was ich ſprach,
So denke meinem Rathe nach.

Sprüche

Erſte Reihe.

Da ſteht ein Baum, vom Blitz berührt,
Doch nieder nicht geſchmettert,
Wen juſt der Weg vorüberführt,
Sieht an ihm, wie's gewettert.
Neugierde kommt und ſchaut ihn an,
Mitleid bedauert dann und wann,
Doch die nicht helfen und nicht ſtützen,
Die können Alle ihm nichts nützen.

Der Araber ſagt:
Wer niemals gejagt,
Sich nie der Liebe hingegeben,
Nie bei Muſik gefühlt ein Beben,

Und nie die Blumendüfte
Einſchlürfend prüfte,
Ein Eſel mehr
Als Menſch iſt der.

Ein Funke zuckt, doch leuchtet nicht,
Ein Blitz iſt Schein, doch noch kein Licht;
Weit ärmer wohl an Poeſie
Ein Schwefelfaden iſt als die,
Doch in dem Dinge ſteckt die Kraft,
Die Licht dem ganzen Hauſe ſchafft.

Du klagſt, daß manche Nacht
Du ohne Schlaf verbracht, —
Und haſt in ihren langen Stunden
So Manches überdacht,
Was in des Tages Pracht
Nie hat Erledigung gefunden.
Verlorner Schlaf, geſund'ner Rath,
Ein guter Handel in der That.

Wer nie beſucht die Schule der Noth
Und niemals nahgeſtanden dem Tod,

Der kennt die Selbſtbeſchränkung nicht
Und nicht des Lebens heilige Pflicht.
Gefahr und Noth, ſie lehren
Dich Faſſung und Entbehren:
Zwei Engel mit dem Schwert,
Die kämpfen dich gelehrt.

Wenn ſich die Thoren lärmend zeigen,
So bleibt dem Klugen nur das Schweigen;
Sei lieber ſtolz und ſtumm als laut und dumm,
Am End' begreift dich doch das Publikum.

Schwer iſt's Vielen recht zu machen,
Und dann gibt es Leut' und Sachen,
Denen man es recht nicht machen will;
Was die Einen unterſtützen,
Kann den Andern wenig nützen,
Dieſer fördert, der verwirft die Bill;
Endlich kommt die eigne Ehre,
Und die ſagt: das Beſte wäre,
Schweigſt du in Betracht der Dinge ſtill.

Zweite Reihe.

Denkſt du, daß vor Edens Thor
Löwen wachend liegen,
Lern' hienieden du zuvor
Löwen ſchon beſiegen.

Stürmt der Feind in deine Ruh,
Sei ein Blitz, durch Wolken ziſchend,
Fiel der Feind, ſei Wolke du,
Lechzendes Gefild' erfriſchend.

Steigt zu Berge der Gerechte,
Heb' er hoch zum Herrn die Rechte,
Und im Thale ſenk' er nieder
Segnend ſie auf's Haupt der Brüder.

Wenn, wo Zuckerrohr geſtanden,
Du gemeines Schilf nun bau'ſt,
Iſt die Hoffnung nie vorhanden,
Daß du edle Früchte ſchau'ſt.

Muß von wilder Thiere Biſſen
Ich erdulden Todespein,
Will vom Tiger ich zerriſſen,
Nicht vom Wolf gefreſſen ſein.

Denk' vom Armen nicht zu klein,
Funken ruhn im Kieſelſtein
Und durchblitzen oft die Nacht.
Reicher, ſei vielmehr der Stahl,
Lock' aus jedem Stein den Stral,
Der das Dunkel weichen macht.

In Herzen gut und rein
Soll deine Heimath ſein:
Die Nachtigall baut auch
Ihr Neſt im Roſenſtrauch.

Der tief vor dir ſich krümmt,
Dem ſieh doch auf die Hand,
Sie greift vielleicht nach Sand,
Der für dein Aug' beſtimmt.

Weil den Rubin am Ort
Zu finden du begehrt,
Wirf den Criſtall nicht fort,
Der hat auch ſeinen Werth.

Beſucht als Arzt dein Gegner dich,
So biſt und bleibſt du ſiech;
Machſt du den Feind zu deinem Koch
Und ſtirbſt, wen wundert's noch?

Mit Glück und mit Verwegenheit
Läßt Manches ſich beſtreiten,
Das Ruder der Gelegenheit
Doch laß dir nie entgleiten.

Blau gibt des Baches Blick
Des Himmels Glanz zurück

Und ſchwarz der Wolken Trübe.
Auch du ſo allezeit
Wahrheit und Offenheit
An Freund und Feinden übe.

Wahrheitspfeile für die Herzen
Tauch' vorerſt in Honig ein;
Gott auch taucht den Pfeil der Schmerzen
Für dein Herz in Balſam ein.

Selbſt des Rieſen Ferſe ſinkt,
Tritt er in die Fallengrube,
Die mit boshaftem Inſtinkt
Ausgehöhlt ein böſer Bube.

An des Glückes Palme, ſieh,
Wächſt des Stolzes Dattel;
In des Reichthums Sattel
Wiegt Beſcheidenheit ſich nie.

Laß den ſüßen Krug,
Den verboten dir zu leeren:
Beſſer keinen Zug
Als ein ſchmerzliches Entbehren.

In der Wüſte, Menſch, o faſte,
In Oaſen iß und raſte;
Dort iſt Beten dir ein Drang,
Hier vergeſſe nicht den Dank.

Unter'm Kleid das Hemd,
Unter'm Hemd die Haut,
Unter ihr die Sünde: —
Kern ſo faul und fremd,
Den ich da umbaut
Mit drei Hülſen finde.

Geſchwätzig iſt das Glück,
Es lacht mit Thoren gern,
Und bleibt dem ernſten Blick
Des ſtillen Weiſen fern.

Wenn wie ein gläſern Haus
Die Welt dir deuchte,
Geh du als Sonne aus,
Die es durchleuchte.

Schüttle nach Luſt am Halme,
Der deinem Feld entſprießt,
Nicht an der Cocospalme,
Weil ſonſt dein Haupt es büßt.

Es ging ein Narr zum Schach
Und wurde raſch ſein Großweſſir,
Ein Weiſer kam hernach
Und büßte mit dem Tod dafür.

Im Nachen fährſt du her
Und meinſt, du ſei'ſt ein Schwimmer:
Erſt wirf dich in das Meer,
Sonſt glauben wir es nimmer.

Täglich trinkſt du ſüßen Sekt,
Braten nährt dich und Confekt,
Und du glaubſt, die Welt ſie preiſt es,
Die dich aber rühmen muß,
Bieteſt du ihr den Genuß
Süßer Speiſe deines Geiſtes.

Thau iſt in der Wüſte mehr
Als die Perle dein Begehr —
Und die ſaftige Dattelfrucht
Mehr als der Demant geſucht.

Wie des Thee's nutzreiche Pflanze,
So erweiſe dich, o Mann,
Rühmt doch alle Welt die ganze —
Blüt' und Blätter gleich daran.

Hinter dir die ſchwanke Brücke, —
Dank' erſt Gott in deinem Glücke,
Dann dem Meiſter, der ſie ſchlug,
Daß ſie deine Laſt ertrug.

Sag', was bringt es dir für Segen,
Wenn dein Eiſen nur erglüht?
Auf den Ambos es zu legen
Und zu ſchmieden ſei bemüht.

Knete dir ein Brot aus Mais,
Fehlt's zu Kuchen dir an Waizen;
Aber kannſt du ernten Reis,
Sollſt du nicht um Hirſen geizen.

Sieh, der Faden milder Güte
Zieht an dem Gemüthe
Stärker allezeit
Als das Tau der Unbarmherzigkeit.

Deiner Zunge, Mann,
Sei du ein Tyrann,
Doch Wohlthäter ſei
Deinem Ohr dabei.

Ein Vorſatz ohne That,
Ein unbefolgter Rath,
Ein Obſtbaum ohne Frucht,
Iſt Alles ſchlechte Zucht.

Wenn's in der Scheide ruht, ſo ſchreckt
Die Feigen nicht dein Schwert,
Und Gold, das noch im Berge ſteckt,
Hat weder Glanz noch Werth.

Der Wein, der dich mit Muth
Zur großen That befeuert,
Iſt nicht das Traubenblut,
Dem der Prophet geſteuert.

Vom Speicher ſchleppt die Maus
Im Jahr den Proviant,
Den dann als Tagesſchmaus
Verzehrt der Elephant.

Wenn zu des Bettlers Hütte
Der Sultan wendet ſich,
Denkt er: In ihrer Mitte
Steht wohl kein Thron für mich.

Parabaſen

1.

Ich kenne ſelbſt nicht mehr mein ganzes Treiben:
Iſt es ein Handeln, iſt's ein Unterlaſſen?
Ich fühle nur ein ungeheures Sträuben,
Ein Abgeneigtſein und noch mehr, ein Haſſen,
Und möchte gerne mich an Jedem reiben,
Der ſich mit Literariſchem befaſſen —
Und der an dieſe Muſe der Gemeinheit
Verhandeln kann des Geiſtes ſchöne Reinheit.

So iſt es mir, wie Moſe'n einſt, geſchehen,
Der mit Begeiſterung emporgeſtiegen
Und Wunder ſchauend ſtand auf Sinai's Höhen,
Wo Gottes Feuer flammt' auf ſeinen Zügen,

Und als der Fromme, um ſein Volk zu ſehen,
Heimeilend ſah die Zelte vor ſich liegen,
Mitbringend für die Wunden heilige Salbe,
Da fand die Seinen er vor einem — Kalbe.

Auch ich, ob ärmlich gleich und klein im Schaffen,
Ich hab' den Blick in's Heiligſte geſendet,
Ich ſah die Kunſt mit ihren heiligen Waffen,
Die hohe Frau, den Edlen zugewendet;
Und drum erboſt von all' den ſeichten Affen,
Die unſre Zeit uns allenthalben ſpendet,
Wend' ich mich ab, als furchtbarem Exempel,
Wie ſchnöde man entweiht den ſchönſten Tempel.

Es hat der Aberwitz um ſich gegriffen
Und frech das Herrlichſte ſich angeeignet,
In Masken zieht er aus, um zu verblüffen
Die da nicht wiſſen, was ſich hat ereignet;
Verſtand erniedrigt ſich zu ſchlimmen Kniffen,
Verdienſte werden ſchamlos abgeleugnet;
Es gibt nicht Ruhm mehr, nur ein eitles Brüſten,
Nicht ſtille Schöpfer, aber Egoiſten.

Der Eine hat die Kunſt als Magd gedungen,
Die ihm das Futter ſchleppe in die Krippe;
Der Andre hat für ſie nur Läſterungen
Und Dolche hagelt ſeine freche Lippe;

Der Dritte hat ſich durch Begeiſterungen
Herabgebracht zum wandernden Gerippe:
So ſteht am Kunſtaltar die ſaubre Trias
Und ſchafft erbärmlichen Gallimathias.

Dazu das böſe Spiel der Convenienzen:
Verhungre, wenn du Edles edel ſinneſt!
Sieh zu, was du aus wohlverdienten Kränzen
Dir für ein Lager für dein Haupt gewinneſt!
Der Oberflächlichkeit Bombaſtſentenzen —
Wenn du dem bittern Spotte auch entrinneſt
Sie werden wie ein kleines Brod der Gnade
Dir mitgegeben auf die weitern Pfade.

Gemeinheit, Halbverſtand und leeres Trachten
Erringen jetzt die allererſten Plätze;
Man weiß die ſchönſten Triebe abzuſchlachten,
Damit man ſie mit elenden erſetze;
Man weiß der Kunſt den Tempel abzupachten,
Ihr abzuhandeln ihre beſten Schätze,
Und den als Krämerbude zu vermiethen
Um drin dem Volke Flitterſtaat zu bieten.

Gedicht und Spiel und Poeſie und Tiefe,
Sie wurden jetzt zur Waare umgeſtaltet,
Die nach dem ſyſtematiſchen Tarife
Der Ungeſchmack als Zöllner ſtreng verwaltet.

Ihr fragt: wie er den Werth der Dinge prüfe?
Nach Gründen, die ihr alle würdig haltet:
Er blicket erſtlich nach den Surrogaten,
Dann nach dem Gleichgewichte in Dukaten.

Und wer zu Hauſe nicht den Vorrath findet
Den er zum großen Markte bringen könnte,
Der hat ein Borgſyſtem bequem gegründet
Und zahlt mit ſeiner Dummheit die Prozente:
Was Engeland und Frankreich je verkündet
Und dem geduldbeſchlagnen Leſer gönnte,
Es wird geborgt, umſtaltet und verwandelt.
Und dann mit Selbſtbehaglichkeit verhandelt.

Und nun bei ſolchem allgemeinen Elend,
Das gleich der Peſt die hohe Kunſt vergiftet,
Wer grollt, wenn ich mich tief im Herzen quälend,
Den Buſen mir durch freies Wort gelüftet?
Nicht lügen kann ich, jene Pein verhehlend,
Die grober Mißgriff ſchmerzlich hat geſtiftet,
Und bin zu ſtolz, um jemals mich zu ſtellen
Zu ſolchen Frevels elenden Geſellen.

Wacht auf in eurer Einſamkeit, ihr Guten,
Wacht auf, um dieſe falſche Glut zu dämpfen!
Peitſcht dieſe Buben mit den ſchärfſten Ruthen
Und ſchämt euch nicht vor ſolchen Knabenkämpfen.

Vielleicht wenn ihre Leiber weidlich bluten
Und ſie ſich krümmen in des Schmerzes Krämpfen,
Vielleicht daß ſie ſodann in Scham verſtummen
Und ſchweigend ſich dem Licht des Tags vermummen

Bis dahin ſoll in ungeheuerm Spotte
Mein Lied mit Geißelhieben dicht ſie treffen;
Verfolgen ſoll es dieſe böſe Rotte,
Die frech es wagt das Heiligſte zu äffen;
Und wenn ſie erſt in ihrer finſtern Grotte
In ſelbſterzeugter Sündflut all' erſöffen:
Dann ſei mein Lied ein milder Regenbogen,
Gewölbet über dieſe dunklen Wogen.

2.

Gern will ich alle die Erbärmlichkeiten
Und alles das Unwürdige vergeſſen,
Den allgemeinen Sündenfall der Zeiten
Und die Pygmäen, die ſich frech vermeſſen,
Der Hippokrene Quell zu uns zu leiten,
Indeß mit ſchalem Waſſer ſie uns näſſen;
Es ſoll mir die Erinnrung ganz erſterben
Und altes Hoffen meinen Himmel färben.

Ich will mit Wiſſen ſelbſt mich hintergehen,
Und lüge mir die alten Hoffnungsſterne;
Nicht will ich den Verfall der Zeiten ſehen,
Weil ihren Aufſchwung ich gewünſcht ſo gerne,
Und wie ein Lottoſpieler will ich ſtehen,
Mit eitler Sehnſucht nach der großen Terne;
Vergeſſen gänzlich will ich das Mißrathen
Und nur mit meinen Wünſchen mich berathen.

Denn dieſe Zeit, die ewig halb und ledern,
Sie iſt die Zeit des nöthigen Selbſtbetruges;
Sucht euch mit leeren Hoffnungen zu ködern,
Dann thut ihr etwas Zeitgemäßes, Kluges;
Doch ſtrebt ihr wirklich mit des Adlers Federn
Zum Himmel auf, voll des Gedankenfluges,
Dann könnt ihr als vereinſamt euch betrauern
Und müßt der Mitwelt Streben nur bedauern.

Drum wer ſein Herz der himmliſchen Poeſie
In unſrer Zeit noch redlich widmen wollte,
Der ſtatuire eine Lügentheſis
Und denk', es gehe, wie es gehen ſollte;
Ihm däuch', es ſei nun ihre Katecheſis
Zu dulden, ohne daß darum ſie grollte,
Daß manchmal man den Altar ihr beſudle
Und ſich herum in ihrem Tempel pudle.

Wer alſo ſich um ſeine Ueberzeugung
Und um die Wahrheit künſtlich kann betrügen,
Der wird in trüben Tagen ſelbſt noch Neigung
Sich für die tiefgefallne Kunſt erſiegen;
Es wird ſein Herz der allgemeinen Beugung,
Der großen Geiſtertrauer nicht erliegen,
Wie Einer, den man ſieht im Frohſinnsglanze,
Weil Todtenmarſch ihm ſcheint Muſik zum Tanze.

So will ich ſelbſt mit falſchen Würfeln ſpielen
Und ſelbſt um die Erfahrung mich beſtehlen:
Was ſoll ich mich mit ihren leichenkühlen,
Mit ihren böſen Bildern länger quälen?
Nun gilt es, wieder glücklich ſich zu fühlen,
Drum muß man ſich die Gegenwart verhehlen:
Dann ſteigt die Dichtkunſt auf in voller Glorie,
Dann hebe fort dich, matte Tagshiſtorie!

Ich lebe ſpäter jetzt um ein Jahrhundert,
Zu dem mir die Gedanken bauten Brücken,
In einer Zeit, wo man nicht mehr bewundert,
Was man mit Abſcheu ſollte unterdrücken;
Wo man nicht ſchnöde mehr herum ſich plundert
Und affektirt ein lügenhaft Entzücken,
In einer Zeit, wo Herz und Ehre gelten
Und dem Gedichte kräftig ſich vermählten.

In Nichts verſank die hohle leere Phraſe,
Die einſt Gedankenſurrogat geweſen,
Jetzt iſt die Kunſt nicht mehr die alte Baſe,
Die einen faden Theekreis ſich erleſen;
Sie ſpricht jetzt eine ſtrenge Parabaſe,
Die in den Bann thut alle Zwitterweſen,
Und nur wem Keim der Schöpfung iſt gegeben,
Darf ſich in ihren reinen Himmel heben.

Verſchollen iſt das Aberwitzgeſchwätze,
Das früh're Zeiten deckte wie ein Nebel;
Es iſt die Muſe nimmer jene Metze,
Bei der Gewinnſucht nur der ſchnöde Hebel;
Ein Schatz ſind ihre heiligen Geſetze,
Bedroht von keinem unmündigen Pöbel,
Erhalten werden ſie in ihrer Reinheit,
Erhaben über jede Zunftgemeinheit.

Es gilt vom wahren heiligen Born zu ſchlürfen
Und nicht mit falſcher Weiſe frech zu prunken;
Es gilt ein Herz mit kräftigen Entwürfen,
Befeuert von der Kunſt geweihtem Funken;
Wir fragen nicht mehr, was wir können dürfen?
Dies minderjährige Zagen iſt verſunken;
Die Kunſt hat ungeheuren Raum erfochten,
Und nirgends ſeht ihr einen Unterjochten.

Nur Wenige aus alter Zeit verblieben
Als des Verdienſtes würdige Geſtalten,
Die wir mit theilnahmvollem Herzen lieben,
Das ihre Mitwelt ihnen vorenthalten,
Und die einſt Großes wußten auszuüben,
Die muß die Kunſt in hohen Ehren halten,
Es blickt das Volk auf ſie hin mit Vertrauen
Und will auf ſie als ſeine Prieſter bauen.

O ſchöne Zeit, o wundervolle Räume,
Wo Alles ſich nach Wünſchen eingerichtet,
Wo gutes Werk gedeiht aus edlem Keime
Und das unwürdige ſich abſeit flüchtet.
O daß dies Alles nur ein Spiel der Träume,
Wohlwollend von der Phantaſie gedichtet,
Und daß mir auf ſo wunderliebem Platze
Die Wirklichkeit erſcheint mit ihrer Fratze!

3.

O wenn ſie Alle ſo beiſammen ſtünden,
Sie die den Tempel dir, o Kunſt, entweihen,
Zuſammen ſo getragen von den Winden,
Wie wollt' ich mich des grauſen Anblicks freuen!
Dann ſollten ſie erſt meine Kraft empfinden:
Ein Samſon wollt' ich ihren Rotten dräuen,
Und mit dem Feuerſchwerte der Vernichtung
Hinaus ſie bannen aus dem Reich der Dichtung.

„Ihr Frevler, blind geboren und verblendet,"
So klänge dann mein Wort gleich einem Fluche,
„Die ihr zu Sünden eure Zeit verſchwendet
Und zu des Nichts erbärmlichem Verſuche,
Die Tage eures Truges ſind vollendet
Und überhangen mit dem Trauertuche,
Gekommen iſt die Zeit gerechter Rache,
Und naht ſich eurem Haufen als ein Drache.

„So ſinkt zurück in euer Nichts denn wieder,
Dem wie ein Irrwiſch ihr euch frech entrafftet,
Sinkt in die ſchmutzbedeckte Scholle nieder,
An der, als eurem Element, ihr haftet;
Fort aus dem alten Heiligthum der Lieder,
Das ihr mit blödem Sinn und Geiſt begafftet:
Nur Guten offen ſind die Paradieſe,
Die Hohlen labt genugſam jede Wieſe.“ —

O leerer Wahn! O fruchtlos ſchöne Worte!
Wo fänd' ich dieſe Elenden denn alle
Verſammelt ſo an einem Unglücksorte,
Sie zu vergiften mit dem Wort der Galle!
Sie kriechen einzeln hin von Ort zu Orte,
Wie böſe Schlangen, auf dem Erdenballe,
Verpeſtend mit dem Gifthauch ihres Strebens
Die reine Luft der Herzen und des Lebens.

Sie ſchleichen hin mit ungeheurem Haſſe,
Den Guten feindlich, ſich nur ſelbſt gewogen,
Und denken nicht, daß ſie die Rache faſſe,
Der ſie als Opfer ſich ſo lang entzogen;
Sie bilden, einzeln jeder, eine Maſſe,
Denn jeder iſt ſo giftreich angeſogen,
Daß eine Welt er fordern kann zum Streite,
So ſtehen Liſt und Bosheit ihm zur Seite.

Doch, um der Gleichniſſe mich zu entledigen:
Ihr Stümper, die ihr frech herangedrungen,
Soll länger noch die Kunſt euch ſtrafend predigen,
Daß ihr gedankenloſe, ſchale Jungen?
Womit ſoll uns die arme Zeit entſchädigen
Für niedre Schmach von euren Läſterzungen?
Womit vergüten das unwürdig Schlechte,
Das eure Zunft gern geltend machen möchte?

Die Großen unſrer Zeit ſind heimgegangen,
Und die uns noch geblieben ſind, verſtummen;
Doch aus dem edlen Rieſenſtamm entſprangen
Nur Zwerge, die ein heiſres Spottlied ſummen;
Der Kranz, der ſonſt die edle Stirn umfangen,
Ein Erbe iſt geworden er der dummen, —
Doch nur ein angemaßtes und geraubtes,
Drum wird's zur Dornenkrone ihres Hauptes.

Sie ſtolpern hin und her auf morſchen Beinen
Und wiſſen nicht auf feſtem Grund zu fußen
Vor allen Götzen huldigen ſie dem einen,
Der Mode widmen ſie den leeren Buſen:
Sie muß ſich ihnen leitend ſtets vereinen,
Als Faden in dem Labyrinth der Muſen,
Sie reiche ihnen die Begeiſtrungsflaſche,
Und fülle ihnen Mund und Herz und Taſche.

Und denen ſolch ein Abgott mit Vertrauen
Die Bruſt erfüllt, die blicken mit Verachten
Auf Jene, die als Sterne wir beſchauen
Und als des Ruhmes reine Prieſter achten;
Doch mehr als dies noch, die Betrüger bauen
Aus jenen Säulen, die ſie frech verlachten,
Als wären's Stücke ihres Eigenthumes,
Die Pforte ſich des nieverdienten Ruhmes.

O Muſe, die du über Sternen walteſt
Und niederblickſt auf dieſe kalten Maſſen,
Daß du zur Furie dich nicht umgeſtalteſt,
Um dieſe Frevler dräuend anzufaſſen;
Den ſchönen Tempel, drin du Hohe ſchalteſt,
An ſolche niedre Schar zu überlaſſen,
Zu horchen ſolch erbärmlicher Geſangwuth, —
Das iſt die höchſte Gnade deiner Langmuth!

Doch nein, warum die Muſe denn beſchuldigen?
An uns, an uns iſt's, dieſe Schmach zu enden!
Was ſpielen wir ſo lange die Geduldigen
Und feiern in dem Schooße mit den Händen?
Am Ende wähnet man noch gar, wir huldigen
Den Stümperſtücken, die ſie reichlich ſpenden:
Drum auf, und mit des Zornes wildem Spotte
Vernichtet dieſe böſe Gauklerrotte!

Sucht ſie in ihren eigenen Verſtecken,
Um ihren böſen Willen ganz zu lähmen,
Sucht ſie durch eures Hohnes Blitz zu ſchrecken
Und ſie zum ew'gen Schweigen ſtreng zu zähmen!
Ihr würdet euch mit ſchwerer Schmach bedecken,
Es müßten eurer ſich die Geiſter ſchämen,
An die ihr Liebe und Bewundrung ſchuldet,
Wenn ihr ſo freche Wichte bei euch duldet.

4.

Ihr ſchaltet jene Zeit, wo blöde Thoren
Hinauf ſich bettelten zu dem Parnaſſe;
Ihr zürntet dem, der ſich dahin verloren,
Kunſt zu verhandeln an die rohe Maſſe,
Und lachtet deſſen, der dazu geboren,
Daß ſtehend er auf einem hohlen Faſſe,
Sich wie auf Delphi's Dreifuß kühn geberde,
Ein Götterdolmetſch für die arme Erde.

O preiſen möcht' ich dieſe Zeit der Narren,
Und ſeufzte gerne ſie zurück uns wieder!
Was mochte ſolchen leeren Strebens harren?
Der Zwerge Stelzen ſanken alsbald nieder;
Sie ſpannten rüſtig ſich vor einen Karren,
Wie Kleobis und Bito einſt, die Brüder:
Die Mutter doch, die ſie zum Tempel zogen,
Es war die Dummheit, frech zur Kunſt gelogen.

Jetzt aber ſind die Tage ſchlimmer werden,
Die Blöden geben wenig uns zu ſchaffen:
Es ſiecht die Zeit an einem böſern Orden
Von keckerm Muth und ungleich ſchärſern Waffen;
Das ſind im Süden überall und Norden
Des Rechts, der Wahrheit gleißneriſche Affen,
Die was an Wiſſen ſie und Kraft errungen,
Zum Untergang des Guten nur verdungen.

Und Alles ſiecht im Peſthauch dieſer Schlangen,
Es ſiecht die Kunſt, die Kraft, der Muth, die Jugend,
Mit einer Kette halten Alles ſie umſangen,
Die Glieder eiſern ineinander fugend;
Und ihre Opfer, ſieh, erfaßt kein Bangen,
Denn Alles ſchimmert ja im Schein der Tugend,
Verdienſt und Recht will gern man anerkennen,
Um, eingeſchläfert, bald es todt zu nennen.

O daß ich klar zu ſagen es vermöchte,
O daß doch Alle mich verſtehen wollten,
Auch Jene, die beſtrickt vom Irrgeflechte
Vielleicht den Frevlern ihren Beifall zollten:
Ihr ſteht auf einem Berg der finſtern Mächte,
Seht wie ſchon einzle Steinchen niederrollten,
Und ſtürzt der ganze Krater erſt zuſammen,
Wer rettet euch aus des Veſuves Flammen?

Seht nur mit mir zum Tempel hin der Künſte,
Wie ihn die Rotte dieſer Böſen ſchändet;
Denn alles, was ſie treiben, zum Gewinnſte
Wird es dem Egoismus zugewendet;
Frech, unverſchämt und abhold dem Verdienſte,
Das durch der Wahrheit Götterſtreben blendet,
Verkaufen ſie, mit dieſem ſich zu meſſen,
Ihr Streben an die Eintagsintereſſen.

Was ſich in Staat und Kirche nur ereignet,
Und wohl auf noch viel fremderem Gebiete,
Dazu wird Grund und Anlaß abgeleugnet
Und dran geknüpft ein heuchelnd „Gott behüte!"
Die Schar hat ſich ein Machtwort angeeignet,
Als ob ſie Heil und Glück des Volks beriethe,
Doch nur ihr eigenes Beſtehn und Leben,
Das iſt's, um was ſie ſolch Geſchrei erheben.

Die Völker meinen einen Dom zu bauen,
Wie Salomonis einſt zu Gottes Ehren,
Sie wähnen würdige Prieſter drin zu ſchauen,
Den heiligen Segen ſpendend an Altären,
Sie ſchleppen Steine bei und ziehn an Tauen,
Von ihren Stirnen tropfen Schweißeszähren:
Die Heuchler aber lachen unbekümmert,
Denn dieſe Freiſtatt wird für ſie gezimmert.

Jetzt vertheilen ſie des Spieles Rollen:
Zur Schule werden Dieſe hingeſendet,
Wo ſie die Jugend ſich gewinnen ſollen,
Der Wahrheit, Kraft und Kühnheit abgewendet;
Die Andern ſchleichen hin mit gleichem Wollen,
Von ihnen wird Beredtſamkeit verſchwendet,
Familien vom ſtillen Herd der Laren
Zu locken in das Netz der Heuchlerſcharen.

Die Dritten wandeln hin als Miſſionäre,
Nach ihrer Art die Künſte zu betreiben,
Die ſie, geſchwängert von der Atmoſphäre
Der Heuchelei, zum Dienſte einverleiben;
Die Vierten drängen ſich an die Altäre,
Die Fünften in der Staatsgeſchäfte Treiben:
Allüberall von Kanzel bis zum Humpen
Umgarnen euch die Schlingen dieſer Lumpen.

Und was ſie wollen? Mögt ihr's doch erkennen!
Erniedern euch zu ihren blinden Mitteln,
Die heilige Familie der Freiheit trennen
Und heimlich überziehn mit Pfaffenkitteln;
Damit die Herzen, die für Großes brennen
Und mächtig an den Geiſtesſchranken rütteln,
Damit dieſelben ihnen jetzt gehören
Und ſich für ihre Exiſtenz bewehren.

O Zeit, wie haſt du dich ſo ſehr verdüſtert,
Die wir erhellten einſt mit unſerm Blute,
So ſehr, daß wahrer Muth nur kaum noch flüſtert,
Und Wahn und Bosheit treibt zu ſtarrem Muthe!
O Zeit, verſcheuche die nach Solchem lüſtert,
Die da umwölken alles Große, Gute,
Und ſtrale mit dem ſchwererkämpften Lichte
Verdammniß über alle Heuchlerwichte!

Inhalt.

I.

Seite.
Bei Jahren 3
Was zu erwarten 5
Bäume — Wünſche 7
Vom Gaſte. 1—3 9
Freund und Frau 15
Innere Reinheit 18
Geheimes 20
Manchmal 22
Dichter 24
Nichts 26
Eine Sage 28
Träume 30

Seite.
Lorbeer 32
Betrachtungen. 1–3 34
Gegenſatz 38
Liebe 40
Rückblick 42
Entſchluß 44
Leben 46
Erinnerung. 1, 2 47
Vereinigt 49
Entbehren 50
Sonſt und Jetzt 51
Germania 52
Zur Zeit. 1–4 53
Die Sonne 57

II.

Ode 65
Mondnacht 70
Von Ihr 72
Geheimniß 75
Unausſprechlich 77
Traum 80
Wunſch 82
Brief 84
Ihr Bildniß 86
Sympathie 88

Seite
Sehnſucht 91
Ein Wahn 93
Schluß 95

III.

Die Brüder 99
Sempach 108
Der Thurmwart 122
Zbohon 126
Der Gottesläugner 131
Die Heimkehr 135
Das Wunderbild 143
Der Muſelman 148
Papagei und Rabe 151
Sonntag 154
Die Glocke 159

IV.

Entſchieden 163
Aus Italien 165
Dem Erbgroßherzog von Heſſen 169
Einer hohen Blumenfreundin 172
Gleichniſſe 174
Im Lenz 176
Albumblatt 178

Seite.
Schillers Geburtstag 180
Die Weihnachtsbäume einer Künstlerin 183
Stundenweiſer 187
Am Rhein 189
Vom Nimrod 193
Beherzige! 196
Sprüche. Zwei Reihen 199
Parabaſen. 1—4 211

Sibylliniſche Blätter.

Selbstschau und Weltbetrachtung

von

C. Träxler-Manfred.

H 1913. 1144

Frankfurt a. M.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1860.

~~[illegible] Bibl.~~
~~Berlin~~

Seiner Königlichen Hoheit

dem Großherzog

Karl Alexander

von Sachsen-Weimar-Eisenach

allerunterthänigſt gewidmet.

Druck von J. D. Sauerländer.

Stoffe.

Nr.
Achtung des Talents . . . 13
Allein . . . 104
Almoſen . . . 10
Alte Frauen . . . 65
Alter . . . 19
Altersſtufen . . . 143
Anregung . . . 96
Anſtand . . . 75
Argliſt . . . 42
Armuth und Genie . . . 133
Auferſtehen . . . 6
Bauen, einreißen . . . 3
Befriedigung . . . 64
Begeiſterung . . . 41
Beleidigung . . . 84

	Nr.
Berührungen	87
Beſchaulichkeit	150
Beſcheidenheit	48
Beſtimmtheit	81
Bewunderung	115
Blume	118
Dichtergreiſe	73
Ehre	117
Eiferſucht	148
Eigen	31
Eigener Wille	120
Eitelkeit	140
Entartung	47
Erde, Himmel	89
Ermannung	34
Fälſchung	46
Feder	14
Fehler	63
Fleiß	49
Flügel	29

Nr.

Frau *. 106
Freigebigkeit 69
Freiheit 53
Freude 67
Freundeswahl 128
Frohes Alter 20
Fromm 66
Frömmler 92
Furcht 62
Gaſtfreund 5
Gebeugt 33
Gefahr 4
Gefahren 9
Gefährliches 40
Geheimniß 135
Geiſtige Regſamkeit 122
Geld 105
Geſchichte 114
Geſchwätzigkeit 88
Gewonnen 32

Nr.

Gerede 68
Glaube 82
Glück 124
Gnade 136
Göttinnen 108
Gottlieb, armes 15
Großmuth 22
Grund der Liebe 26
Harmlos 35
Hausbau 110
Herz und Auge 70
Hinaus 127
Hinfälligkeit 23
Hoffnung 90
In Wahrheit 7
Jäger 109
Jugend im Alter 18
Kind 144
Kleine Antike 60
Klugheit 74

Nr.
Kunde von Jenſeits 17
Kunſt 83
Künſtler 146
Lächeln 138
Leichtſinn 44
Liberal 72
Liebe 85
Liebe im Alter 21
Liſt 116
Luftſchlöſſer 71
Macht der Schrift 13
Majorat 137
Muſik 112
Nähere Betrachtung 129
Neid 77
Noth 36
Nützliches 37
Pflichten 131
Phantaſie 134
Poeſie und Liebe 102

Nr.

Prüfungen 98
Rechte Liebe 25
Reden 100
Reize 59
Ringen 145
Ruhe 147
Schaffen 80
Scherz 28
Schlauheit 51
Schmeichler 50
Schmerz 78
Schönheit 85
Schwächen 111
Schweigen 8
Schwert 107
Selbſt 76
Selbſtverderben 95
Sicherer Weg 93
Sinnlichkeit 91
Staat 56

Nr.

Stärke 103
Stimmenwerth 132
Thätigkeit 125
Thorheit 130
Trägheit 139
Trennung 123
Treue 79
Uhr 111
Umgang 97
Umſatz 39
Umſtände 61
Unglück 52
Unrecht 86
Unſchuld 121
Unumgänglich 94
Verderben 54
Verderbliche Eigenſchaften 57
Veredelt 1
Verwerthung 149
Vorbilder 99

	Nr.
Vorſicht	2
Wahres Glück	142
Wechſel	27
Weib	24
Weisheit	12
Weisheitsſpruch	101
Welt	16
Wendepunkt	143
Wiſſen	38
Wohlfahrt	119
Wohlthat	45
Wohlthätigkeit	11
Wohlwollen	58
Ziererei	126
Zuwachs	30

Erſte Reihe.

1.

Es ſteigt im Kranze das Inſekt
Auf's Lockenhaupt der ſchönen Braut;
Der Stein, der eine Größe deckt,
Wird ſtaunend von der Welt beſchaut;
Das Eiſen auf dem Thurm erſcheint
Als Kreuz vom Sonnenlicht verklärt,
Und wer den Edlen ſich vereint,
Wird, ſei er auch gering, geehrt.

2.

Sprich mit Vorſicht! Nachts die Mauern
Lauſchen dir zu jeder Stund,
Und im Tageslicht belauern
Hundert Augen deinen Mund.
Geh in's Feld mit deinem Freunde,
Dem Geheimes du enthüllſt,
Doch vom Thurme der Gemeinde
Rufe, was du rathen willſt.

3

Wenn die Alten dich einreißen
Und die Jungen bauen heißen,
Sollſt den erſten du vertrauen,
Weil ſie niederreißend bauen,
Während Junge ſich verſchwören
Meiſt zu bauendem Zerſtören,
Und weil mehr der Alten Rath
Frommet als der Jungen That.

4.

Schwebt die Zeit als Schatten jetzt
Wolkenhoch vor deinen Blicken,
Wird ſie bald vielleicht als Netz
Deine Füße dicht umſtricken,
Wie als Flügel ſie geſchwungen
Erſt den Adler ſonnenwärts
Und als Pfeil ihm dann gedrungen
In das ſtolze Herz.

5.

Wenn ich einen Gaſt bekommen
Und ihn freundlich aufgenommen,
Dann beſorg' ich alles ſtill,
Daß es ihm bei mir behage;
Nicht woher er komme frage
Ich ihn, noch wohin er wolle,
Daß des Weg's vergeſſen ſolle
Den ich gern behalten will.

6.

Die ihr ein Auferſtehen
Bezweifelt, müßt geſtehen:
Ruft Gott in's Leben Weſen,
Die früher nicht geweſen,
Warum ſoll er das Leben
Nicht jenen wiedergeben,
Die ſchon ein Leben hatten —
Den armen Menſchenſchatten?

7.

Trauert nicht blos in Gewändern,
Auch betrübte Herzen weiſt;
Betet nicht mit Lippenrändern,
Doch erhebet euren Geiſt;
In der Sinne böſen Lüſten
Fangt ein heilſam Faſten an,
Dann nur habet ihr als Chriſten
Und als Menſchen recht gethan.

8.

Schweige! Wenn du nicht geſprochen,
Kannſt du ſagen was dir paßt;
Wenn das Schweigen du gebrochen,
Fällt dir jedes Wort zur Laſt,
Oder wie der Pfeil vom Bogen
Fliegt und trifft es, Gott weiß wo:
Klug geſchwiegen und erwogen,
Glaube, beſſer iſt es ſo!

9.

Wer nur nach Ehren hier begehrt,
Der wird leicht ehrvergeſſen;
Wer ſeine Kenntniß nicht vermehrt,
Verliert die er beſeſſen;
Wer nicht die Weisheit ſich erwirbt,
Verdirbt und ſtirbt,
Und wer durch ſie Gewinn nur ſucht,
Der iſt verflucht.

10.

Almoſen des Wohlthäters in der Hand
Des Armen ſpricht zu erſterem gewandt:
Todt war ich, und durch dich ward ich lebendig,
War drückend, und durch dich erſt liebevoll,
War flüchtig, und durch dich ward ich beſtändig,
Ich war Geſchenk, du machteſt mich zum Zoll;
Du warſt mein Hüter — und dafür
Werd' ich jetzt zum Schutzengel dir.

11.

Wie ſich Schupp' an Schuppe reihend
Bald zum ganzen Panzer ſtreckt,
Der, dir Sicherheit verleihend,
Dich beſchützt und dich bedeckt:
So die du aus edlen Trieben
Schenkſt, Almoſen bunter Zahl
Werden all dir gutgeſchrieben
Als dein Himmelskapital.

12

Dem Vogel hilft, im Netz gefangen,
Sein Flügelpaar nicht aus der Noth,
Und Ruhm und Weisheit ſie erlangen
Dem Menſchen Rettung nicht vom Tod.
Doch ſind dem Vogel ſeine Schwingen
Beruf und Schönheit, Stolz und Heil,
Und Weisheit bleibt vor allen Dingen
Der Erdenſöhne Göttertheil.

13.

Wie der Geier in den Lüften
Schreit die Feder in der Welt,
Kann wohl Größeres noch ſtiften
Als das Schwert, der ſtarke Held.
Ihre Wuth iſt Gift der Schlange,
Ihre Kraft beſchämt das Erz,
Ihrer Weisheit, ihrem Drange
Dankſt du Wahrheit, Menſchenherz.

14.

Die Feder gleicht dem Zepter bald,
Verderben oder Gnade nickend,
Der Nadel, ohne Aufenthalt
Ihr ſchwärzliches Gebilde ſtickend;
Der Schlange dann, die hinter ſich
Sichtbare Wegſpur hat gelaſſen,
Dem Dolche auch, vor deſſen Stich
Die Uebermüthigen erblaſſen.

15.

Wen Zorn und Hochmuth nicht verlockt,
Wer ſich dem Rauſche nicht ergiebt,
Und wer in Starrſinn nicht verſtockt,
Der iſt von Gott geliebt.
Wer anders redet als er denkt,
Wer gutes Zeugniß unterläßt,
Und wer den Freund verläumdend kränkt,
Den hält der Teufel feſt.

16.

Meinſt, daß über dieſe Welt
Urſach' du zu klagen haſt,
Dann bedenke, daß ihr Zelt
Dich beherbergt nur als Gaſt;
Daß dem Wirth beſchwerlich fällt
Bunter Gäſte Drang und Laſt,
Und daß er bereit doch hält
Jedem eine ſtille Raſt.

17.

Der Eltern und der Freunde Ruheſtätte
Beſucht' ich fragend, forſchend ſtill,
Ob keine Kunde aus dem Schlummerbette
Der Lieben mir ertönen will.
Die ſtumme Antwort war die Stelle,
Zu ihrer Seite mir beſchickt,
Von welcher eine Immortelle
Mir ſchwanken Gruß entgegennickt.

18.

In meiner Jugend ſetzten Raben
Sich über meinen Schläfen feſt,
Doch in des Alters Tagen haben
Zwei weiße Tauben dort ihr Neſt;
Und ſcheint es, daß um junge Schwärze
Ich alte Weisheit eingetauſcht,
Geſteh' ich frei es ſelbſt: dies Herze
Iſt ſtets von Jugend noch berauſcht.

19.

Thoren, die da ſpottend richten,
Daß ſich meine Haare lichten,
Die vom Denken und Genießen
Spärlicher das Haupt umfließen,
Während ihrer Köpfe Narrheit,
Ungepflegt in alter Starrheit,
Zugenommen hat und dicht
Ueberwuchert ihr Geſicht.

20.

Wie der Indier und Tartar
Weiße Trauerkleider tragen,
Muß auch ich im weißen Haar
Um verlorne Jugend klagen.
Doch ich leide keinen Spott
Auf das Alter, gar das meine,
Das mir ſo bekommt, Dank Gott!
Wie das Alter frommt dem Weine.

21.

Wenn dich ſchon faſt das Alter peinigt,
Und du entdeckſt ein holdes Weib,
Das ſich in Liebe dir vereinigt,
O wie verjüngt das Geiſt und Leib!
Ein Halt gebietet's deinen Jahren,
Erneut die hingeblühte Kraft
Und lehrt im Herzen dich bewahren
Den Schatz beglückter Leidenſchaft.

22.

Was deinem Körper Jugend
Iſt Großmuth deinem Geiſt,
Die ſchönſte ſtärkſte Tugend,
Die man am Manne preiſt;
Was ſonſt dir noch gelungen
Zu deiner Seelenzier,
Das ward durch ſie errungen,
Gleicht oder kommt von ihr.

23.

Gebild aus Lehm und Thon,
Zerſchellt vom Winde ſchon;
Blatt, das die Sonne ſchafft
Und Nachtfroſt dann entrafft;
Du Lämpchen ſchwachen Lichts,
Im Sturmeshauch ein Nichts,
Du ſtolz — und unbelebt,
Daß dich ein Wurm verzehrt?

24.

Wenn das Weib dem Manne willig
Dient im rechtlichen Begehren,
Wird er ſie dafür wie billig
Als die liebe Herrin ehren;
Doch tritt ſie ihm ſtolz entgegen,
Bringt ihr's wahrlich wenig Segen,
Seine Würde iſt verletzt,
Und er wird zum Herren jetzt.

25.

O thue ganz was du auch thuſt,
Und wenn du liebſt ſo liebe recht:
Das Leben iſt ein wirrer Wuſt,
Die Lieb' ein blumiges Geflecht;
Sie ſchmückt mit Roſen deine Bruſt,
Mit Freudenroſen ſchön und licht.
Und dies dein Glück und deine Luſt
Erfährt die böſe Welt doch nicht.

So Vieles iſt von ſelbſt begreiflich,
Iſt klar und liegt euch auf der Hand,
Und forſcht ihr noch ſo ernſt und reiflich,
Nichts ändert das an dem Beſtand.
Die Luft iſt blau, roth iſt das Blut,
Ihr glaubt's vom Sehn und Hörenſagen,
Und ſind zwei Herzen ſich recht gut,
Wer hat um das Warum zu fragen?

27.

Die Looſe, wie die Zeit ſie bringt,
Sind bunte oft und wunderbare:
Heut Schmerz, der Herzen tief durchdringt,
Die morgen vor dem Hochaltare
Der Liebe als beglückte Paare
Das Band der Seligkeit umſchlingt;
So kommen und vergehn die Wetter,
Und arme Teufel werden Götter.

28.

Der Scherz iſt nach der Leute Sinn
Und ein willkommner Gaſt der Spaß:
Mal' Münzen du ſtatt Sternen hin,
Sie lachen und begreifen das!
Durch Trägheit und durch alte Sünden
Muß ſich der Ernſt die Pfade finden,
Der Scherz hat's leichter in der Welt,
Er kommt und zeigt ſich und gefällt.

29

Mir träumt gar oſt, ich habe Flügel
Und ziehe über Thal und Hügel,
Bis daß ein Alp, auf mich gerückt,
Urplötzlich mich zu Boden drückt.
Vergeblich iſt's emporzuringen,
Geheime Laſt erlaubt es nicht:
Des Lebens und der Träume Schwingen
Sie lähmt gar oſt ein Bleigewicht.

30.

Den Sack voll Korn, vom Freund' vergeſſen,
Ließ Phineas auf ſeinem Felde ſä'n,
Dann ihn an den, der ihn beſeſſen,
Zurück ſammt voller Ernte gehn.
Und vom Talent, das du als Eigen
Von deinem beſten Freund empfingſt,
Kannſt du auch einſt die Ernte zeigen,
Die du davon zurück ihm bringſt?

31.

Gabſt deinen Garten du in Miethe
Und, war er ärmlich in der Blüthe,
Sprichſt du: des Pachters Obſt iſt ſchlecht;
Wenn aber dies gediehen recht,
Sagſt du: mein Garten iſt doch prächtig.
O ſprächſt du lieber wohlbedächtig:
Ob gut, ob ſchlecht, all' eins,
Es iſt und bleibt doch mein's.

32.

Du klagſt, daß manche Nacht
Du ohne Schlaf verbracht, —
Und haſt in ihren langen Stunden
So Manches überdacht,
Was in des Tages Pracht
Nie hat Erledigung gefunden.
Verlor'ner Schlaf, gefund'ner Rath,
Ein guter Handel in der That!

33.

Da ſteht ein Baum, vom Blitz berührt,
Doch nieder nicht geſchmettert,
Wen juſt der Weg vorüber führt
Sieht an ihm, wie's gewettert.
Neugierde kommt und ſchaut ihn an,
Mitleid bedauert dann und wann,
Doch die nicht helfen und nicht ſtützen,
Die können Alle ihm nichts nützen.

34.

Gebraucht und ausgeſogen
Und weggeſchleudert dann,
Erſt war man dir gewogen,
Dann kam der Mißgunſt Bann;
Jetzt gilt es dich zu faſſen:
Erweiſe dich als Mann,
Der, da ſie ihn verlaſſen,
Sich ſelber finden kann.

35.

Das iſt eine eigne Kunſt,
Die was gut und ſchön genieße,
Ohne daß des Böſen Dunſt
Sie betäube und verdrieße, —
Wie die Bien' um ſüßen Meth
Auch zu herben Blumen geht.
Reines Herz und leichter Sinn
Lehrt dich ſolchen Weltgewinn.

36.

Wer nie beſucht die Schule der Noth
Und niemals nahgeſtanden dem Tod,
Der kennt die Selbſtbeſchränkung nicht
Und nicht des Lebens heilige Pflicht.
Gefahr und Noth ſie lehren
Dich Faſſung und Entbehren:
Zwei Engel mit dem Schwert,
Die kämpfen dich gelehrt.

37.

Ein Funke zuckt, doch leuchtet nicht,
Ein Blitz iſt Schein, doch noch kein Licht:
Weit ärmer wohl an Poeſie
Ein Schwefelfaden iſt als die,
Doch in dem kleinen Wicht
Enthalten iſt die Kraft,
Die Abends dir das Licht
Im ganzen Hauſe ſchafft.

38.

Arm, wer ohne Wiſſensernte
Steht im Lebenskreis,
Aermer noch, wer das Erlernte
Nicht zu brauchen weiß.
Wenn du Weisheit nicht erworben,
Was erwarbſt du, Mann?
Wenn ſie dir zu Theil geworden,
Was noch ſuchſt du dann?

39.

Du wechſelteſt dein Gold
In Silbermünze aus,
Und dieſe fliegt und rollt
Allmählig aus dem Haus;
Dein Wiſſen tauſchteſt du um fremdes um,
Doch es verblieb dir noch als Eigenthum;
Du gabſt es hin an Andre als ihr Glück,
Und noch vergrößert kam es dir zurück.

10.

Kenntniſſe, dem Gedächtniß nicht vertraut,
Gerichte, die dein Magen nicht verdaut
Viel Kinder, die nicht zu erſatten,
Ein junges Weib dem alten Gatten,
Der volle Krug dem Säuſer,
Credit dem armen Käuſer —
Bedenke, wen es trifft! —
Sie alleſammt ſind Gift.

41.

Glaube, das geheime Leben
Aller, die dem Geiſtesbau
Kopf und Herz dahingegeben,
Immer birgt es eine Frau,
Muſe, Zauberin, Sibylle,
Die ſie liebt und ſanft bemeiſtert
Und mit Küſſen in der Stille
Ihre Phantaſie begeiſtert.

42.

Argliſt zeigt ſich im Symbole
Jener ſchwarzberußten Kohle,
Die als heiß dir hat verbrannt
Und als kalt beſchmutzt die Hand.
Argliſt hat gar eig'ne Waffen,
Um die Welt zu hintergehn:
Schneider können ſo und Pfaffen
Ohne Hölle nicht beſtehn.

43.

Habt zu lieben angefangen
Ihr das Wiſſen und Talent,
Müßt ihr gern es auch empfangen
Und es ehren wie ihr könnt.
Denn wenn ihr es nicht mit Gnaden,
Nicht mit Achtung es begrüßt,
Scheint's, daß ihr es habt geladen
Und zugleich das Thor ihm ſchließt.

44.

Vor dem Winde ſchließen Kluge
Ihres Hauſes Lücken feſt,
Während Leichtſinn ſeinem Zuge
Thor und Thüren offen läßt;
Hat die Luft dann fortgetragen
Was ſie leicht verweht,
Iſt das Jammern und das Klagen
Allemal zu ſpät.

45.

Wohl iſt das Geben eine Gunſt
Und aller Ehren werth,
Recht geben aber eine Kunſt,
Die nur das Herz dich lehrt.
Wohlthat iſt ſüße Panacee
Dem, den du gern damit erquickt,
Doch bitterer als Aloe,
Wenn du ſie hart ihm vorgerückt.

46.

Treu und ſtreng verlangt Geſchichte
Des Geweſenen Berichte:
Was ihr fälſcht und übermalt,
Wird euch ſelber heimgezahlt.
Gießt ihr Waſſer in den Wein,
Aendert er Geſchmack und Klarheit;
So auch wird es kenntlich ſein,
Drängt ſich Lüge in die Wahrheit.

47.

Reiche Quellen auch verſumpfen,
Wenn ſie ödes Moor genährt,
Scharfe Schwerter auch verſtumpfen,
Wenn ſie träger Roſt verzehrt.
Eher aus des Kernes Splittern
Schufſt du wieder friſches Obſt,
Als zu alten deutſchen Rittern
Unſre Junker du erhobſt.

48.

Schafft ihr Gutes, o ſo thut es
Um die That, nicht um den Lohn,
Und ſeid unbeſorgten Muthes,
Was wohl ſagt die Welt davon.
Nicht das Lob iſt — doch der Tadel
Prüfſtein der Beſcheidenheit,
Ueberwindet den ihr Adel,
Iſt ſie wahr zu aller Zeit.

49.

Laß dich nicht vom Schlaf erſchlaffen,
Denn er macht dich arm, — ſei klug:
Auf die Augen! ſieh, zu ſchaffen
Und zu leben giebt's genug.
Vorbild ſei dir die Ameiſe,
Die den Vorrath ſich an Speiſe
Rechter Zeit zuſammentrug;
Folge, thu wie ſie, ſei klug!

50.

Wer deiner Meinung iſt
Schon eh' er ſie erfuhr,
Der ſucht durch Schmeichlerliſt
Dich auszubeuten nur.
Verzeihe ſelbſt dem Feind,
Er wird gar leicht dein Freund,
Doch vor der Schmeichlerbrut,
Da ſei auf deiner Hut!

Zweite Reihe.

51.

Der Rabe fürchtete die Schlange,
Die unter'm Baume ſich verkroch,
Da ſtahl er ſchlau des Jägers Spange
Und warf ſie in des Wurmes Loch;
Der Jäger ſuchte die entrückte,
Die er in jenem Schlupf erblickte.
Die Schlange tödtete ſein Blei, —
So ward der Rabe ſorgenfrei.

52.

Unglück, das dich hat erreicht,
Iſt als Prüfſtein dir beſcheert,
Der dich deine Freunde leicht
Und Genoſſen kennen lehrt;
Ja, der deinen eignen Geiſt,
Seine Kraft und ſeinen Werth,
Wie du denkſt und was du weißt,
Dir auf's Bündigſte bewährt.

53.

Freiheit iſt die heil'ge Flamme,
Die ſich in den Seelen regt
Und, gehemmt von keinem Damme,
Auf zum freien Himmel ſchlägt.
Druck der Geiſter muß mißrathen
Und verfehlen was er ſucht:
Drückt der Schnee auch auf die Saaten,
Um ſo ſich'rer wächſt die Frucht.

54.

Feuer, die aus dem Veſuve
Wilden Zorn's hervorgebrannt,
Schmelzen ſo die Kieſelſteine
Wie den edlen Diamant.
Schlechte Diener doch und Richter
Um den Fürſtenthron heran
Sind noch ärgere Vernichter
Als die Flammen im Vulcan.

55.

Schönheit iſt der Augen Labe,
Zauberiſch wo ſie erſchien,
Schönheit iſt des Himmels Gabe,
An Beglückte nur verliehn.
Doch Ein Schönheitsmittel wähle,
Das du ſelbſt haſt in Gewalt:
Denke ſchön, daß deiner Seele
Reiz aus deinen Zügen ſtralt.

56.

Nicht als Vormund, als Ernährer
Sorge für das Volk der Staat,
Dem Bedürfniß ſei er Lehrer
Und der Ordnung milder Rath;
Nur der Hände Fleißerregung,
Sie bedarf des Leiter's ſehr:
Doch die geiſtige Bewegung,
Die iſt mächtiger als er.

57.

Es wird der Elefant gejagt,
Weil uns das Elfenbein behagt;
Die Muſchel wird zu Tod gequält,
Weil ſie den Perlenſchatz enthält;
Gefangen ſitzt der Papagei
Ob ſeiner tollen Plauderei:
Dem Menſchen auch bringt meiſt Gefahr
Worauf er ſtolz und eitel war.

58.

Das Wohlwollen iſt, o Beſter,
Stets der Klugheit treue Schweſter.
Denke nicht der fehlerhaften,
Doch der guten Eigenſchaften,
Die dem Nächſten eigen ſind;
Kalten Haß wirſt du erſparen
Und die Freundſchaft leicht bewahren,
Die die Herzen ſich gewinnt.

59.

Es iſt der Schönheit Lockenhaar
Ein Band, das ſelbſt den Klugen fängt,
Und für den lockern Vogel gar
Ein Netz, worin er zappelnd hängt:
Denn Tugend wurde nie hienieden
Verehrt ſo ſehr und allgemein,
Als es der Schönheit iſt beſchieden,
Die angebetete zu ſein.

60.

Ein kleines Leck kann ſicherlich
Ein großes Schiff verderben —
Und an dem kleinen Schlangenſtich
Gewiß der Größte ſterben;
Ein kleiner Funke kann im Nu
Ein Haus in Aſche ſenken:
Bei kleinem Anlaß wolle du
Die Folgen auch bedenken.

61.

Dreierlei Verdienſt gewann
In drei Umſtänden den Preis:
Armen beizuſtehen, wenn man
Selber ſich in Mangel weiß;
Dann vom Zorne aufgebracht,
Treu der Wahrheit ſtets zu ſein,
Und gelangt zu hoher Macht,
Den Beleidigern verzeih'n.

62.

Furcht iſt des Lebens ſtete Hetze:
Erſt fürchten wir die Eltern viel,
Dann Herrn und Fürſten und Geſetze,
Wohl auch der Liebe Launenſpiel,
Dann Wetterſchlag und böſe Zeit,
Umſchlag des Glücks in ſchweres Leid,
Und wanken wir am Altersſtab,
So fürchten wir zuletzt das Grab.

63.

Weingenuß und Spiel enthüllen
Oft in einem Wort der Welt,
Was des Menſchen Herz im Stillen
Jahrelang verborgen hält.
Nicht der Trunk macht böſes Handeln,
Nein, er zeigt nur die Natur;
Sitten kann das Glück nicht wandeln,
Sondern auf ſie decken nur.

64.

Der edle Menſch er hat drei Stützen,
Die ihm Befriedigung verleihn:
Die lieben Eltern noch beſitzen
Und treuer Freund des Bruders ſein:
Um Nirgendwas erröthen müſſen
So vor der Welt wie dem Gewiſſen,
Und dann der Tugend und dem Wiſſen
Verehrung und die Dienſte weih'n.

65.

Am Auferſtehungstage geht
Kein altes Weib, ſpricht Mohamed,
Ein in das Paradies, —
Und ſo erklärt er dieß:
Weil Allah ſie vorerſt verjüngt,
Sie mit den Reizen neu beglückt,
Die ihre Jugend einſt geſchmückt,
Und ſo in ſeinen Himmel bringt.

66.

Einer Schönen Roſenfinger
Und ihr zartes Ohr es iſt
Nicht an Reiz darum geringer,
Weil ſie Ring und Schmuck vermißt.
Und wer fromm und Gott ergeben,
Iſt ein Prieſter eben auch,
Wenn ihm gleich kein Amt gegeben
Kirchenrecht und Menſchenbrauch.

67.

Freude, die heut ausgelaſſen
Unter Menſchen jauchzt und lärmt,
Morgen ſitzt ſie wohl verlaſſen
Und zum Kummer abgehärmt.
Wahre Freude ſiehſt hienieden
Du wie wahre Weisheit gehn,
Still begleitet nur vom Frieden
Und von Wenigen geſehn.

68.

Angſt arm zu werden und verachtet
Und Gier nach Ehren und Beſitz
Iſt was ſo manches Aug' umnachtet
Und irre führt den Menſchenwitz;
Heißhungrig ſchlingen ſie die Speiſe,
Die Kopf und Magen bald verdirbt,
Indeß wer ſtandhaft iſt und weiſe
Eh' als er ſie berührte, ſtirbt.

69.

Frage nicht vorerſt den Armen,
Was in's Elend ihn gebracht,
Möglich wär's daß dein Erbarmen
Schwinden ſeine Antwort macht.
Schenke du mit vollen Händen
Und mit Freuden dem, der litt:
Nur was wir den Armen ſpenden
Nehmen wir in's Jenſeits mit.

Herz und Auge, ach, ſie übten
Lange ihren Freudentauſch,
Wenn der Zauber der Geliebten
Sie erfüllt mit ſüßem Rauſch.
Als erloſch der liebe Schimmer,
Ward das Herz vernünftig wohl,
Doch das Auge huldigt immer
Noch dem reizenden Idol.

71

Pläne hüte dich zu ſchmieden,
Die nur Hirngeſpinnſten gleichen,
Oder die je zu erreichen
Deinen Kräften nicht beſchieden.
Flieh das luſtige Geſindel,
Das dich in der Arbeit ſtört:
Denn der allerärgſte Schwindel
Iſt der ſelber ſich bethört.

72.

Liberal iſt eine Fahne,
Ungleich doch dem Wetterhahne,
Der, auf jedem Thurm erhöht,
Sich nach allen Seiten dreht.
Liberal, das iſt ein Orden,
Freilich unbeliebt geworden,
Weil du ihn nicht auf der Bruſt,
Sondern in ihr tragen mußt.

Der Fink war alt; nach altem Brauche
Sang er noch jetzt, doch klang es ſchlecht;
Die Jungen, rings verſteckt im Strauche,
Sie lachten ſeiner, und mit Recht.
Da gab ein Hänfling weiſe Lehren:
Das Alter ehrt! Ein Finklein ſpricht:
Wir wollen gern das Alter ehren,
Doch juſt zu ſingen braucht es nicht.

74

Höflichkeit iſt äußerlich,
Doch ſie muß von innen rühren,
Harmonie iſt innerlich,
Aber muß das Aeuß're zieren.
Nur durch Klugheit ſich gewinnen
Kann der Menſch dies Doppelfeld,
Daß er rein geſtimmt iſt innen
Und nach außen auch gefällt.

75.

Anſtand iſt der treue Spiegel,
Der die inn're Ordnung weiſt,
Iſt der unſichtbare Zügel,
D'ran die Freiheit führt der Geiſt.
Iſt der feine Schliff der Sitte
Und der Rückſicht volles Maß,
Die in ihrer Brüder Mitte
Alles Selbſtgefühl vergaß.

76.

Streue ſelbſt den edlen Saamen,
Pflege ſelbſt die gute Saat,
Nicht geſcheh's in deinem Namen,
Komm du ſelbſt mit Rath und That.
Selbſt verrichte deine Pflichten,
Soll man dich als guten richten:
Glaube, Liebe, Geiſt und Stärke
Heiſchen nur ſelbſteig'ne Werke.

77.

Wißt, daß es auch Leute giebt,
Die es innerlich betrübt,
Wenn ihr Tugend und Talent
Oeſſentlich mit Lobe nennt;
Solche Reden Lügen ſtrafen
Möchten ſie zur Tageszeit,
Und verſuchen ſie zu ſchlafen,
Weckt ſie in der Nacht der Neid.

78.

Gilt es bloß die eigne Sache,
Zeigt Betrübniß nur der Schwache;
Doch ein Recht wohl hat der Schmerz
In des hohen Dieners Herz,
Dem das Staatswohl übertragen,
Und der, was er auch begann,
Wenden nicht des Volkes Klagen
Noch den Fürſten ändern kann.

79.

Wie das Gold im tieſen Schachte,
Wie der Diamant im Stein,
Wie im Hirne das Gedachte,
Wie der Zauberhort im Rhein —
Wohnt die Treue in der Seele,
Die ihr Segen reich beglückt,
Und das ſchönſte der Juwele,
Wenn ſie je das Licht erblickt.

80.

Willſt du wie die Wolke jagen,
Die in dürren Sommertagen
Hinzieht ohne Regenſpende?
Soll dir's wie der Mühle gehen,
Deren Räder ſtets ſich drehen,
Ohne daß ſie Mehl uns ſende?
Haſt du Fähigkeit und Wiſſen,
Sei zu ſchaffen auch befliſſen.

81.

Den Gedanken reif erwäge,
Der dir vor der Seele ſchwebt,
Und in klaren Ausdruck präge
Was dein Inneres belebt.
Nicht in Wort und Reim verloren
Taumle deine Poeſie,
Sonſt klingt ſie nur an die Ohren,
Aber an die Herzen nie.

82.

Das iſt der Glaube nicht, den du
Mit Gründen überzeugt:
Er iſt die feſte Seelenruh
Aus Liebesdrang erzeugt;
Vertrauen, daß es ſo nur iſt,
Wie es im Herzen ſteht;
Gewißheit, die in Thaten ſchießt
Und aufblüht im Gebet.

83.

Die Kunſt iſt wie ein Kind mit Schwingen,
Faſt Engel, und doch Menſchenart,
Voll Luſt zu ringen und vollbringen,
Halb Erdenſpiel, halb Himmelfahrt.
Es winken ihr die Geiſter droben,
Der Menſch verlangt hier bleibe ſie:
Ob ſie nun unten oder oben,
Entſcheidet Glück — Moment — Genie.

84.

Wurdeſt du, o Freund, beleidigt,
Frage dann vorerſt dein Herz:
Wenn es dich als rein vertheidigt,
Bringt der Schimpf dir keinen Schmerz;
Zeiht es dich geheimer Schuld,
Trotz dein Gegner mußte klagen,
Beſſre dich und mit Geduld
Magſt die Strafe du ertragen.

85.

Lieb' iſt des Jünglings Zauberbann,
Der ihn berauſcht und übermeiſtert,
Iſt hohe Seligkeit dem Mann,
Den ſie beglückt und ſtill begeiſtert,
Dem Greis iſt ſie ein Feenland
In das zurück er wonnig blickt,
Dem Todten eine Engelshand,
Die ihm das Grab mit Roſen ſchmückt.

86.

Edel iſt wer Großmuth übt;
Aber lege drum kein Pflaſter
Auf das Wundenmal dem Laſter,
Das die ganze Welt betrübt.
Schmetterſt du mit deinen Streichen
Nicht die Schlange todt,
Sündigſt du an Deinesgleichen,
Die ihr Gift bedroht.

87.

Beſucht ein Mann mich hohen Stand's,
Preiſ' ich als Ehre das und Glück?
Blieb denn von ſeinem Rang und Glanz
Und Reichthum etwas mir zurück?
Und kommt zu mir ein armer Mann,
Soll ich mich ſolchen Gaſtes ſchämen,
Der mir nicht mein Behagen nehmen —
Noch mir ſein Elend laſſen kann?

88.

Verſchwendung, die ihr Gut verpraßt,
Ein abgetakelt Wrack,
Ein Schlauch, der nur zum Durchlauf paßt,
Ein ausgeleerter Sack,
Ein Faß, dem ſie den Boden nehmen,
Begier nach Stoff, um weit
Ihn auszuplaudern und verbrämen —
Das iſt Geſchwätzigkeit.

89.

Wenn in deinen Jünglingstagen
Blüthen rings die Welt getragen,
War's damit dein Herz und Auge
Voll an Erdenglück ſich ſauge.
Wenn im Lebensherbſte dann
Sich die grünen Bäume lichten,
Iſt's, damit zum Himmel richten
Leichter ſich dein Auge kann.

90.

Die Hoffnung iſt ein roſig Kind,
Das mitten unter Blumen lebt,
Dann eine Mutter thränenblind,
Die ihre Todten ſtill begräbt;
Als Ahne ſorget ſie und bebt
Für ihrer Enkel Loos und Glück,
Und ſtürbe ſie — als Schatten ſchwebt'
Die Gute in ihr Haus zurück.

91.

Was Sinnentaumel hinterläßt
Iſt leergebrannte Trift,
Was er dir an die Lippe preßt
Iſt übermaltes Gift.
Doch wer die ſchnöde Luſt bezwingt
Und ab die Lockung weiſt,
Der bleibt an Kräften ſtets verjüngt
Und immer klar im Geiſt.

92.

Wölfe, die das Lammfell tragen,
Um mit Augenniederſchlagen
Dich und Andre zu berücken,
Fliehe ſie und ihre Tücken.
Fromm ſind Gute ohne Zweifel,
Doch der Frömmler iſt ein Teufel:
Prüfe nur genau den Wicht,
Huf und Schwanz fehlt ſicher nicht.

Statt Krankheitsmittel auszufinden,
Erhalte die Geſundheit dir;
Statt dich zu Schutz und Trutz verbinden,
Sei Recht und Wahrheit dein Panier;
Statt Ruhm und Ehren zu erhaſchen,
Verdiene du daß man dich preiſt,
Und ſtatt zu füllen dir die Taſchen,
Bereichere dir Herz und Geiſt.

94.

Ob du Meere nun durchſchiffeſt
Oder ſtill zu Hauſe bleibſt,
Ob du Schwieriges ergriffeſt
Oder Angeerbtes treibſt,
Ob dein Geiſt ſich hoch erhebe
Oder wirk' im engen Kreis,
Darzulegen dich beſtrebe
Luſt, Charakter, Muth und Fleiß.

95.

Es trägt die See den Sturm in ſich,
Der ihren glatten Spiegel ſtört;
Die Pflanze nährt den Wurm in ſich,
Der Wurzel ihr und Blatt verzehrt;
Der Berg verſchließt den Feuergeiſt,
Der ihn von innen wild zerreißt,
Und Pläne hegt das Menſchenkind,
Die meiſt ihm zum Verderben ſind.

96.

Das was dem Feuerſtein der Stahl,
Iſt oft dem ſinnigen Gemüth
Ein Ton, ein Wort, ein Duft, ein Strahl,
Anregung die es hört und ſieht:
Da zuckt der Blitz, die Feuerpracht
Der raſch erwachten Phantaſie,
Und magiſch ſprüht dann in der Nacht
Dein Wetterleuchten, Poeſie.

97.

Hüte dich vor den Verkehrten:
Nicht den heuchleriſchen Frommen,
Noch den ſündhaften Gelehrten
Laß dir allzu nahe kommen.
Meide ſorglich auch die Nieten,
Die nichts Geiſtiges dir bieten:
Küſten, die nicht Handel treiben,
Sollen fern die Schiffe bleiben.

98.

Du findeſt ungeſehn den Schatz,
Deß Eigenthümer dir bekannt iſt;
Du triffſt an unbelauſchtem Platz
Die ſchöne Frau, der du entbrannt biſt;
Du hörſt des Feindes Hülfeſchrei,
Der ohne deinen Arm verloren, —
Dann hat dich Freund, das Loos zu drei
Der ſchwerſten Prüfungen erkoren.

99.

Große Männer, weiſe Meiſter
Sprechen aus dem Land der Geiſter
Zu der Nachwelt noch herab;
Ihre Leiber hat das Grab,
Doch ihr Wirken, weltbewundert,
Und was Großes ſie gethan
Leuchtet jeglichem Jahrhundert
Als ein Muſterbild voran.

100.

Spitze Worte, ſie entzünden,
Blitze ſind's vom nahen Haſſen,
Das ſie drohend ſchon verkünden
Oder doch befürchten laſſen;
Süße Reden gleichen Schlingen,
Freien Willen zu umgarnen
Und in fremdes Joch zu zwingen, —
Laſſe dich vor beiden warnen!

Dritte Reihe.

101.

Weisheit ſtralt auf allen Wegen,
Suchenden kommt ſie entgegen,
Wer ſie liebt, den liebt auch ſie;
Stehſt du auf am Morgen früh
Nach der holden auszuſpähen,
Wirſt du bald ſie auch erleben,
Denn erwartend ſitzt ſie ja
Schon auf deiner Schwelle da.

Vermag die Seele Holderes zu denken
Als in Umarmung Lieb' und Poeſie
Sich ineinander inniglich verſenken,
Da eins dem andern ſeine Schwingen lieh?
Zwei Genien ſeht die Beiden ihr umſchweben,
Begeiſterung und ſeliger Genuß:
Liebe will ſich an Poeſie erheben,
Und dieſe ſehnt nach ſüßem Liebeskuß.

Das giebt dem Schwachen Heldenkraft
Und ſchreckt und bändigt die Tirannen,
Daß Feſſeln, Mauern, Kerkerhaft
Des Geiſtes feſten Muth nicht bannen;
Daß, lebensſatt, ſich lebensfrei
Zu machen weiß der ärmſte Mann
Und auch den Theil der Tirannei,
Der auf ihm liegt, abſchütteln kann.

104.

Was ſchmückſt du dich mit Sammt und Seide,
Was nützen Reichthum dir und Glanz,
Was biſt du Andrer Augenweide,
Was trägſt du aller Reize Kranz,
Was ſoll dir Geiſt in Hüll' und Fülle,
Was Huldigung, die dir gebührt,
Wenn Sprödigkeit und Eigenwille
Allein zu bleiben dich verführt?

105.

Geld, o Magnet für Herz und Sinne,
Baalspfaffe, der als Edle tauft
Die, hingegeben dem Gewinne,
Statt Ehre Ehren ſich erkauft;
Arznei für Noth und für Beſchwerden
Und Quell der Heiterkeit und Luſt:
Fluch oder Segen kannſt du werden
Je nach der Hand, in der du ruhſt.

106.

Die Frau iſt Schmuck und Heil der Erde,
Wir leben nur um ihren Blick,
Sie iſt uns Muth in der Beſchwerde
Und Sehnſucht, Stolz, Entzücken, Glück;
Geliebt, geehrt, ein Bild der Hulden,
Im Dienen opferſtark und Dulden,
Iſt Güte, Klugheit und Entſagen
Ihr Schwert und Schild in allen Tagen.

107.

Dem Schwerte blank und in der Scheide
Verleiht der Muth die rechte Schneide
Und Flügel, die mit raſchen Schlägen
Beleidigungen widerlegen.
Es fährt herab gleich Flammenblitzen
Auf frechen Hohn und Uebermuth,
Und ſchreibt, ſich ſelber zu beſchützen,
Sein Nothgeſetz mit rothem Blut.

108.

Es ſchufen Götter ſich die Alten,
Göttinnen ſchaffen ſich die Jungen
Von idealiſchen Geſtalten
Und geiſtigen Befähigungen;
Göttinnen voller Reiz und Blüthe,
Die, auf den Hausaltar geſtellt,
Der Schwärmer liebendes Gemüthe
Geheim und hoch in Ehren hält.

109.

O Waldesluſt, o herrlicher Zauber,
So wundervoll dem Jäger und recht,
Dem deutlich ſpricht der girrende Tauber,
Die Rinde des Baum's, der hämmernde Specht;
Sein Glück ſind nicht die blutigen Beuten,
Iſt nicht des Wildes flüchtige Spur,
Doch ſeine höchſte Wonne — zu deuten
Dein Waldgeheimniß, o Natur!

110.

Ein Haus erbautet ihr am Hügel,
Facade nur, nicht Seitenflügel
Noch Hinterbau daran gefügt:
Palaſt und Wohnung, Saal und Hütte
In einem da beiſammen liegt.
Wüßt' ich nur, wo in ſeiner Mitte
Ihr vor der Welt euch da verſteckt,
Die euch an allen Fenſtern neckt.

111.

Auch große Männer hatten Schwächen
Und büßten nichts an Größe ein;
Denn waren frei ſie von Gebrechen,
Sie hörten Menſchen auf zu ſein.
Nicht ohne Flecken iſt die Sonne,
Und dennoch ſieht der Menſch in ihr
Nur Wohlthat, Wärme, Licht und Wonne,
Die ſie ihm ſpendet für und für.

112.

Muſik, o Engelidiom
Und Sprache ſel'ger Menſchenherzen,
Magnetiſch wunderbarer Strom,
Signal des Glücks und Troſt in Schmerzen!
Wie lauſchet deinem Wunderborne
Beſeligt unſer Geiſt und Sinn;
Was ſchöpft die Welt aus deinem Borne
Luſt und Entzücken, Zauberin!

113.

Des Menſchen Jahre zeigen ihn als Thier:
Mit zwanzig ſcheint ein Pfau er dir,
Mit dreißig tritt ein Leu daher,
Mit vierzig ein Kameel gar ſchwer,
Mit fünfzig krümmt er ſich als Schlange,
Mit ſechszig heult als Hund er bange,
Mit ſiebzig iſt er Affe nur,
Mit achtzig von nichts mehr die Spur.

114.

Aus der Geſchichte ſchöpfe Klarheit,
Denn größ're Wunder als in Sagen
Die Phantaſie je eingetragen
Erzählt die Tochter dir der Wahrheit.
Das Abbild der Vergangenheiten
Zeigt ſie in ihrem Spiegel treu,
Damit es Richtſchnur unſern Zeiten
Und Lehre für die Zukunft ſei.

115.

Bewundrung iſt die Ehrenkette,
Womit man wahre Größe ſchmückt,
Erſtaunen iſt die Etikette,
Mit der ſich Dummheit vor dir bückt.
Bewundert — wirſt du Herzen finden
Und d'rin dein ſchönſtes Monument,
Beſtaunt — wird dir der Haufe ſchwinden,
Der bald zu andern Gauklern rennt.

116.

Liſt hat gar flinke Hände
Und ſchleicht geheime Bahn,
Drückt ſich um Zaun und Wände
An ihren Raub heran;
Sie bringt durch ihr Geblende
Der Redlichkeit oft Gram;
Doch iſt des Fuchſes Ende
Meiſt in des Kürſchners Kram.

117.

Des Mannes Talisman iſt Ehre,
All andrer Tugend Grund und Born,
Der ab von ihm das Schlechte wehre,
Zum Edlen Drang ihm ſei und Sporn;
Sie macht ihn die Gefahr beſiegen,
Sie giebt ihm Kraft und Seelenruh,
Und muß er als ein Held erliegen,
So deckt ihr Hermelin ihn zu.

Die Blume iſt ein Feeenlicht,
Ein zart aufknospendes Gedicht,
Ein holdes Mädchenangeſicht,
Ein Einfall ſüßer Minne;
Des Gartens Beete ſchmücket ſie,
Dein trunknes Aug' entzücket ſie
Und ſelbſt dein Herz berücket ſie,
Daß ſtill es ſchwärm' und ſinne.

119.

Wenn blank der Pflug und roſtig das Schwert,
Die Speicher voll, die Kerker geleert,
Die Wege zur Kirche menſchendicht
Und grasbewachſen die zum Gericht;
Wenn theuer der Schmuck und billig die Speiſe,
Zu Fuß der Arzt, der Müller zu Pferd,
Das Land voll Kinder und voll Greiſe,
Dann iſt das Regiment was werth.

120.

Wer da gethan was ihm beliebt,
Hat ſeinen Willen ausgeübt;
Und wem ſein Wille iſt beſchieden,
Der fühlt ſchon darum ſich zufrieden;
Und wer zufrieden iſt und heiter,
Hat keine andern Wünſche weiter;
Und haſt du fürder kein Begehr —
Was wollteſt du alsdann noch mehr?

121.

O ſieh die Knospe halb von Grün umſchlungen,
Halb preisgegeben ihren Reiz dem Lichte,
Sie gleicht dem ſüßbezaubernden Gedichte,
Das in geweihten Stunden dir erklungen.
So mit der Kindesaugen frommem Strahl
Blickt Unſchuld klar ins wirre Weltgedränge,
In ſcheuer Ehrfurcht ſteht ringsum die Menge —
Die Wirklichkeit, entzückt vom Ideal.

122.

Mein Geiſt war ſtets ein irrender Ritter,
Sein ſchlichter Knappe nur der Leib,
Von ſeines Herren Kampfgewitter
Um Ehre, Glauben, Recht und Weib
Ermüdet ſo, daß er entwöhnte
Sich des Gehorſams ſtrengem Band
Und ſeufzend oft wie Sancho ſtöhnte:
„Geſegnet, wer den Schlaf erfand!“

123.

So wie ein Baum vom Blitz geſpalten,
Zerriſſen iſt der Stamm und klafft,
Indeß der Drang zuſammen zu halten
Noch mächtig im Gewurzel ſchafft:
So iſt die Trennung auch der Liebe,
Sie ſcheidet körperlich ein Paar,
Deß Herzen noch im treuen Triebe
Zuſammen ſtreben immerdar.

124.

Das Glück iſt nicht darum hienieden,
Daß dich allein es ſtellt zufrieden;
Oft ſpricht's bei Dem und Jenem ein,
Und will auch dort geprieſen ſein.
Drum, weilt es juſt bei einem Andern,
So freue dich, daß es ſchon hier;
Denn iſt das Glück einmal im Wandern,
So kommt es leicht auch bald zu dir.

125.

Deines Hammers Schlag am Morgen
Macht den Gläubiger dir hold,
Wieder wird er gern dir borgen
Oder ſtunden noch ſein Geld;
Deine Stimme in der Schenke
Doch erſchöpft ihm die Geduld,
Und ſie mahnt ihn, daß er denke
Einzufordern deine Schuld.

126.

Ziererei, Theaterengel,
Der das Licht ſelbſt angeſteckt,
Daß man alle ſeine Mängel
Um ſo leichter nur entdeckt,
Maskenſpiel und Selbſtbetrug,
Zerrbild der Natur und Schein,
Und beladen mit dem Fluch,
Andern lächerlich zu ſein!

* * *

127.

Der Löwe tritt aus ſeiner Höhle,
Damit ihm nicht die Beute fehle;
Entſchwirrte nicht der Pfeil dem Bogen,
Er wäre nie an's Ziel geflogen;
Gold in der Erde iſt nur Staub,
Die Aloe am Cap nur Laub:
Wie deine Kraft, dein Werth beſtellt,
Zeig' und erfahr' es in der Welt.

128.

Unbillig wär's mit uns zu ſchmählen,
Wenn wir uns neue Freunde wählen,
Doch billig, wenn wir ſie erkennen,
Daß wir uns von den ſchlechten trennen.
Zufällig iſt Zuſammenkunft,
Doch den Beſitz regiert Vernunft:
Den Zauberſtab hielt Moſes Hand,
Die Schlange warf er in den Sand.

129.

Betrachte doch die Menſchen näher,
Entfernung täuſcht und Klugheit mahnt:
Die guten weiſen oft dem Späher
Gebrechen, die er nicht geahnt,
Und Gutes zeigen ihm die böſen,
Daß überraſcht er jetzt gewahrt,
Wie der Natur geheimes Weſen
Und Gottes Spur ſich offenbart

130.

Ihr ſteckt die Hand wohl in die Wogen,
Doch denkt ihr nimmermehr dabei,
Wenn ihr ſie dann zurückgezogen,
Daß nun ein Loch im Waſſer ſei;
Und habt ihr eine Stellung inne,
So meint ihr doch im eitlen Sinne,
Daß, wenn ihr unverhofft erblaſſet,
Ihr eine Lücke hinterlaſſet.

131.

Das Pferd, das ſeinen Weg gemacht,
Die Biene, die Honig heimgebracht,
Der Menſch, der Andern wohlgethan,
Sie preiſen alle ihr Werk nicht an;
Sie zählen das zu ihren Pflichten,
Die ſie bald wieder gern verrichten,
So wie der Weinſtock neu verjüngt
In jedem Herbſte Trauben bringt.

132.

Die Stimmen prüft, doch zählt ſie nicht,
Sonſt geht ihr wahrer Werth verloren;
Ein klarer Geiſt hat mehr Gewicht
Als ganze Haufen blöder Thoren;
Ein Adler ſteigt zum Sonnenlicht,
Im Dunkel ſitzen tauſend Eulen:
Beachtet was die Klugheit ſpricht,
Und laßt die große Menge heulen.

133.

Der Diamant bleibt Diamant
Auch an des Bettlers welker Hand,
Nur hält ihn da kein Menſch für echt.
Ein arm Genie bot Jedermann
Zum Kauf ſein geiſtig Kleinod an,
Die Welt doch glaubte nie ihm recht,
Bis ſie's nach ſeinem Tode fand
Und als unſchätzbar anerkannt.

134.

O wunderbarer Feenſtab,
Der alles, was ihm nur beliebt,
Mit Neuheit, Schmuck und Reiz umgiebt,
Mit Blumen ziert das dunkle Grab,
Den Fels mit Moos, die dürre That
Mit göttlichen Gedanken krönt,
Und Wirklichkeit durch Glanz und Staat
Der reichen Phantaſie verſchönt!

135.

Geheimniß kann die Dinge zwar
Mit höher'm Reiz umgeben,
Doch gleicherweiſe die Gefahr
Zur größeren erheben.
Die Hand, die fürchterlich und ſtumm
Belſazar's Tage zählte,
War um ſo ſchrecklicher darum,
Weil ihr der Körper fehlte.

136.

Die Gnade gleicht dem Frühlingsregen,
Womit das Feld der Himmel tränkt,
Und ſpendet zwiefach ihren Segen,
Dem der da giebt und der empfängt;
Des Fürſten höchſter Schmuck auf Erden,
Weil ſie das Herz des Herrſchers ziert,
Läßt jenen ſie gottähnlich werden,
Der mild in ihrem Geiſt regiert.

137.

Das wär' ein geiſtiger Baron,
Der Wiſſen, Großmuth und Talente
Auf ſeinen erſtgebornen Sohn
Als Majorat vererben könnte,
Als Erbgut unveräußerlich,
Indeß die andern Kinder ſich
In Adelsbrief und vollen Kiſten
Entſchädigen und theilen müßten.

138.

Wie mächtig iſt ein Lächeln nicht!
Dem Traurigen ein Troſteslicht,
Entwaffnet es den Haß und Zorn
Sie weiſt der Liebe Gnadenborn.
Ein Zeichen iſts von Glück und Güte,
Des milden Sinnes Zauberblüthe,
Die häßlich ſchön, zum Tag die Nacht,
Und Schönheit gar zum Engel macht.

139.

Gehſt du am Morgen ſpät an's Schaffen,
So bricht auch früh die Nacht herein.
Schwer kann die Trägheit auf ſich raffen,
Der flinke Fleiß kennt keine Pein;
Und wankt langſamen Schritt's und ſchleicht,
Daß Armuth ſie gar bald erreicht;
Doch früh zu Bett und früh heraus,
Macht froh, geſund und reich das Haus.

140.

Geh auf den Markt und ſieh wie rings
Die Leute ſich um dich bemühn,
Man ruft dir rechts und zerrt dich links,
Man ſchmeichelt dir, dich anzuziehn;
Du ſtaunſt ob deiner Wichtigkeit,
Da gehſt du fort, und Niemand ſchert
Sich mehr um deine Nichtigkeit, —
Wie das die Eitelkeit bekehrt!

141.

Es ſchlägt die Uhr; der Menſch vorab
Denkt nur der Zeit, wenn ſie verſchwand;
Klug, daß er eine Stimm' ihr gab,
Die an die Flüchtigkeit ihn mahnt;
Des Engels Stimme ſcheint ſie zwar,
Wie ſie erklingt ſo ernſt und klar,
Doch iſt ſie nur ein Todtenläuten
Für Stunden, die zu Grabe ſchreiten.

142.

Das wahre Glück hat keine feſte Wohnung,
Weil es bei Pflicht und Redlichkeit verweilt,
Bei Liebe, Großmuth und bei milder Schonung.
Wo man die Thränen trocknet, Wunden heilt,
Troſt und Verzeihung übt, die Tugend ehrt,
Dem Fehler abſchwört und das Wiſſen mehrt,
Da iſt ein Tempel licht und ſchön,
Den ſich das Glück zum Sitz erſehn.

Dein Alltagsleben es verwandelt
Sich ſchnell durch eine Leidenſchaft,
Stutzt, bäumt empor, erſtarkt und handelt,
Und findet plötzlich Muth und Kraft.
Vom Herzen zuckte die Erregung,
Die deine Seele wach geküßt,
Und deren mächtige Bewegung
Ein ernſter Wendepunkt dir iſt.

141.

Wie von dir das Kind — ſo lerne
Du auch von dem Kinde gerne:
Es von dir was da vergangen,
Der geweſ'nen Zeiten Bild,
Du von ihm was angefangen,
Eine Welt, die iſt und gilt; —
Jetzt und Ehmals zu ergründen
Muß ſich Jung und Alt verbinden.

145.

Wenn endlich du ein Glück erlangſt,
Wonach du lang und eifrig rangſt,
So wird es doppelt werth dir ſein,
Weil es gekoſtet Müh und Pein;
Doch wenn die Sterne dir's verſagen,
Nicht deinen Seelenwunſch gewährt,
So hat dein Ringen und dein Wagen
Dich doch erkräftigt und geklärt.

146.

Künſtler wahrer Größe wollen
Nie allein geprieſen ſein,
Würdige Genoſſen ſollen,
Wünſchen ſie, ſich an ſie reih'n;
Kränze ſehn ſie Allen winken,
Denen Glanz die Kunſt verlieh: —
Die allein nur groß ſich dünken,
Eitle Thoren nur ſind die.

147.

Erſt wenn du tüchtig dich geregt,
Denk' daß du Ruhe nöthig haſt;
Wer ſeinen Weg zurückgelegt,
Der hat ein Recht auf kurze Raſt:
Nicht als ob Raſten ein Erſatz,
Nur weil der Sitz ein Ehrenplatz,
Von dem du dich doch bald erhebſt
Und wieder rüſtig weiter ſtrebſt.

148.

O verſchweige deine Klage,
Wenn dich Eiferſucht durchwühlt,
Mitleid hat mit ſolcher Plage
Niemals eine Frau gefühlt;
Leicht noch zum Triumphe würde
Ihr dein Leiden und zur Luſt:
Trage drum die heiße Bürde
Still als Mann in deiner Bruſt.

149.

Du ſelbſt und dein Talent ſind nicht dein eigen,
Daß du den eignen Werth für dich verzehrſt;
Willſt deine Kraft du nicht nach außen zeigen,
Gilt ſie ſo viel als ob du ſie entbehrſt.
Den kleinſten Skrupel ihrer großen Güter
Ihn lieh Natur dir nur mit dem Beding,
Daß ſie das Recht als Gläubiger und Hüter
An dich behielt und Zins und Dank empfing.

150.

Wenn um dich du und in dich blickſt,
Gewiß, daß du da Manches ſannſt,
Woraus, wenn du es rückſt und ſchmückſt,
Du ein Gemeingut bilden kannſt.
Das iſt das ſchöne Amt der Geiſter,
Ob auch der einzelne bezirkt,
Daß jeder als ein kleiner Meiſter
Für's große Allgemeine wirkt.

~~Kunst 3047~~
Nyr 30629

Aus
der Bücherſammlung
des
Dr. Leopold Hirſchberg
1913

Die Statue.

Oper in drei Akten

von

Michel Carré und Jules Barbier,

deutſch von Dräxler-Manfred und Pasqué.

Muſik von E. Reyer.

Darmſtadt, 1864.
Joh. Conr. Herbert'ſche Hof-Buchdruckerei.

Perſonen.

Selim . . . . Tenor.
Ampak, ſein Schwager . . . . . Hoher Baß oder Bariton.
Kalum Baruch, ein alter Krämer . Baß-Buffo.
Margiana, ſeine Nichte . . . . . Sopran.
Muck, Selims Sclave . . . . Zweiter Tenor oder Buffo.
Ali, Kalum Baruchs Sclave.
Freunde Selims: Kaufleute, Männer, Frauen und Bewaffnete einer Karavane; Freunde und Nachbarn Kalum-Baruchs; Sclaven; Häſcher; Almeen; Dſchinnen.

Die Handlung geht vor, theils in Damaskus und Mekka, theils am Libanon bei und in den Ruinen von Balbeck.

Köl Univ Bibl.

Erſter Akt.

Das Innere einer reichen morgenländiſchen Kaffeeſchenke in Damaſkus, am Ufer des Fluſſes.

I. Selim und Chor ſeiner Freunde.

Selim und ſeine Freunde lagern und ruhen theils auf Divans von prächtigen Stoffen, theils auf Teppichen und Matten; ſie rauchen Opium.

Introduction.

Chor der Opiumraucher.

O balſamiſche Luſt,
O berauſchender Duft,
Umgaukle die Seele, du ſüßes Gift,
Mit deiner Bilderpracht.

Selim.

Beglückt iſt der, der ſich in dir verzückte,
Bis ihn der Tod der Welt entrückte,
Und deſſen Geiſt aus ſel'ger Nacht
Bei Liedern der Houris erwacht.

Chor (wie oben).

O balſamiſche Luſt ꝛc.

Selim.

O Seligkeit, in des Rauſches Vergnügen
Den Geiſt in Glück und in Bildern zu wiegen,
Bis er dieſer Erde entſchwebt
Und in himmliſchen Räumen lebt.

Einige.

Die Lüfte ſind erfüllt vom Zauberſange —

Selim.

Und von himmliſchem Glanz und entzückendem Klange;
Und Träume ſüß, ſo roſig und ſo ſchön,
Ach mein Blick, mein Geiſt will euch ſehn!
Der wirbelnde Rauch
Er zeigt mir Himmelspracht;
Sein bezaubernder Hauch,
Ja zum Gott er mich macht!

Chor.

O balſamiſcher Hauch ꝛc.
(wie oben.)

Die Raucher verſinken in Schlaf. Selim läßt ſich betäubt in die Kiſſen zurückfallen und ſchläft ein. Ampad erſcheint in der Kleidung eines Derwiſches.

II. Die Vorigen. Ampad.

Recitativ.

Ampad.

Selim!

Selim (im Schlafe).

Ha, wer ruft?

Ampad.

O wache auf!

Selim.

Fort hinweg! — Laſſe träumen mich.

Ampad.

Nein, wache auf, denn ich will's!

Selim
erwacht, die Hand an den Dolch legend.

Wer biſt denn du? — Hinweg von mir!

Ampad.

Dieſem Schlummer, der dich entnervt, zu entreißen,
Vor ſeiner furchtbaren Macht,

Die die Seele tödtet, dich zu retten,
Kam ich hieher zu dir.
Ein Wink von mir, und ſie zerſtieben,
Dieſe falſchen Träume.
Geburten der Hölle voll Lug, erzeugt
Von dem Gift des Opiums,
Vergehet und zerſtiebet alſogleich!
(Ihn bei der Hand faſſend.)
Und du, bändige deinen Zorn und höre!

Selim.

Dein Begehr?

Amyad.

Als ein Freund komme ich dich zu ſchützen;
Dein Vater gab mir einſt ein Aſyl in ſeinem Hauſe.
Du, der Erbe ſeiner Schätze,
Vergeudeſt deine Tage in eitler Luſt.
Genoſſen haſt du Alles, was die Erde bietet,
Und biſt nun überſättigt; doch leer iſt dein Herz;
Drum treibt es dich hierher zu gleichgeſinnten Freunden,
Um mit ihnen vereint die Wolluſt zu genießen,
Wie dein Geiſt, fern der Erde, in andere Welten ſchweift,
Die dem armen Menſchenkinde für immer ſind verſchloſſen,
Die ſich ihm nur erſchließen — im Traum!
Wohlan, ſo ſprich! ſoll ich dieſe Pforten dir öffnen?
Erſchließen dir dies Paradies?
Jener Genius, der dich beſchützet und dich liebet,
Verleiht mir ſeine Geiſtermacht:
Willſt du mir folgen, ſprich, und raſch ſei es vollbracht!

Selim.

Bei Mohomet! dies könnte neue Luſt am Leben,
Neue Thatkraft mir geben;
Wohlan es ſei, ich folge dir.

Amyad.

Dort in der Wüſte Reich, wo die zerfallnen Trümmer
Von Balbeck ſich erheben, dort ſtell' beim Morgenſchimmer
Dich ein. Ich erwarte dich dort.

Selim.

So ſei's! Du haſt mein Wort;
Ich komme ganz gewiß an den genannten Ort.

Amyad.

Auf morgen dann!

Amyad ab.

III. Selim, dann Muck; die ſchlummernden Raucher.

Selim rufend.

Muck!

Muck erſcheint im Hintergrunde.

Gebieter!

Selim.

Fort von hier!
Bereit iſt wohl unſer Kahn?

Muck.

Ja, o Herr! doch der Morgen iſt noch gar ſo weit.

Selim.

So leuchten uns die Sterne; ſie zeigen uns die Bahn.
Komm, wir fliehen Damaskus! Zur Fahrt ſei bereit.

Er zwingt Muck, ihm zu folgen. Man ſieht ſie im Hintergrunde in eine Barke ſteigen und davon fahren. Während dem wiederholen die halberwachenden Opiumraucher den erſten

Chor.

O balſamiſche Luft ꝛc.
(wie oben.)

Verwandlung.

Die Ruinen von Balbeck. Rechts ein Grabmal, halb von Strauchwerk umgeben. Links eine Ciſterne. Im Hintergrunde der Libanon. Helles Sonnenlicht beleuchtet die Scene.

Romanze.

IV. Margiana, allein. Sie tritt auf und trägt auf ihrer Schulter einen Thonkrug von länglicher Form.

Dort unterm Schattendach
Der Ceder und Platane,
Noch ruht die Karavane
Hängt ihren Träumen nach.
Ich aber komme, o Quelle der Büſche,
Zu ſchöpfen die rieſelnde Fluth,
Daß ſie bei des Tages Gluth
Uns zu neuem Leben erfriſche.

Sie iſt bei der Ciſterne angelangt und ſetzt den Krug nieder.

1. Dir, die nie ein Strahl der Sonne erreicht,
Deren ſtilles Naß, ſo verſteckt und helle,
Der ſonnige Brand nie berührt, o Quelle,
Dem Fluthcryſtall mein Herz ſich vergleicht.
Wie dein friſches Klar nie des Samum Gluthen
Erhitzt und getrübt,
Hat, ähnlich deinen ruhigen Fluthen,
Nie mein Herz geliebt.

2. Kommt ein Wandersmann, den ſein böſer Stern
Im Wüſtenſand ab vom Weg geleitet,
Du lockeſt ihn zu dir, wo ihm Troſt bereitet.
Ach, deinem Cryſtall gleicht mein Herz ſo gern!
Löſchen möchte ich und als Labung fließen
Dem dürſtenden Schmerz,
Und wie du, o Born, die Seele ergießen
In ein fühlend Herz!

Sie nimmt den Krug wieder auf und ſteigt in die Ciſterne hinab. Selim erſcheint im Hintergrunde und ſchreitet durch die Ruinen vor.

Recitativ.

V. Selim, dann Margiana.

Selim.

Ach, die Kräfte ſchwinden mir;
Nicht weiter trägt mich mein Fuß.

Dieſe glühende Sonne ſengt mir das Hirn,
Blendet mich. —
Schon hüllt Todesnacht die Blicke. O Gott,
Soll in dieſer Wüſte ich verſchmachten
Und vergehn?

Margiana, tritt aus der Ciſterne.

Dürſtet dich? — Hir nimm, nimm und trink!

Selim.

Gelobt ſei Allah, der dich hierher geſandt.

Margiana.

Trink! (Sie führt den Krug an Selims Lippen.)

Selim.

Sei geſegnet, holdes Mädchen,
Du giebſt mir das Leben wieder!
Bleib, und verlaſſe mich noch nicht.
Erſt nimm meinen heißen Dank
Für das, was du gethan.

Margiana.

Ich kehr' zurück!
(Sie eilt raſch ab, in den Ruinen verſchwindend.)

IV. Selim, dann Muck.

Selim.

Ihr ſüßer Blick, ihrer Stimme Ton,
Sie labten meine Seele, wie der Quelle Naß
Die Lippen mir gelabt! —
Die Kraft, ſie kehrt zurück! — Neu leb ich auf!

Muck, erſcheint im Hintergrunde.

Ach Herr! — mein theurer Herr!

Selim.

Komm! ruhe hier dich aus, braver Muck,
Bald ſind wir am Ziele unſrer Reiſe.

Irre ich nicht, ſo iſt hier der Ort,
Wo des Führers ich harren ſoll.

Muck.

War es klug und weiſe, hierher zu ziehen in die Wüſte,
Statt daheim in Damaskus, wo es ſo ſchön, zu bleiben?
Ein Feenſchloß ſucht Ihr hier?
Doch ich ſeh' nichts als Trümmer.

Selim.

Geduld, mein wackrer Muck,
Laß den Muth nicht erkalten:
Sein Wort wird der Freund uns halten.

Muck.

Doch ſagt, verſprach er uns denn nicht
Auch zugleich ein Mittagsmahl, ein gutes Gericht?

Selim.

Nein!

Muck.

Nein?! Weh! das ſind mir harte Schläge.
Nun bleibt übrig mir nichts mehr,
Als zu ſterben hier am Wege.
Schon recht! Ich büß' es ſchwer,
Warum kam ich hierher!

Lied.

Lieber will ich hängen,
Hängen!
Als da wandern lang und bang
Ohne Speiſe, ohne Trank.

1. Vom Kameel berichtet man,
Das belaſtet zieht heran
Und acht Tage dürſten kann.
Doch hab ich Durſt, bin ich ein Tiger,
Von Wuth erfüllt,
Und zum Menſchen werd' ich wieder,
Erſt wenn ich den Durſt geſtillt!

Lieber will ich hängen,
Hängen!
Als da wandern lang und bang
Ohne Speiſe, ohne Trank.
2. Manche Schlange, 's iſt gewiß,
Daß, trotz Rachen und Gebiß,
Sie des Jahrs nur einmal frißt.
Doch hab ich Hunger, bin ich ein Tiger,
Von Wuth erfüllt,
Und zum Menſchen werd' ich wieder,
Wenn mein Hunger erſt geſtillt.
Lieber will ich hängen,
Hängen!
Als da wandern lang und bang
Ohne Speiſe, ohne Trank.

VII. Vorige. Margiana.

Recitativ.

Margiana,

mit einem Körbchen voll Früchte.

Hier bring ich ſüße Früchte, euern Hunger zu ſtillen.

Muck,

den Korb mit Haſt nehmend.

Dank, Allah, dir! Nun ſterb' ich nicht!

(Er läuft mit dem Korb davon.)

Margiana.

Was thut er?

Selim.

Laß ihn gewähren! — O erfülle meinen Willen!
Dir dankend laß mich ſchaun dein Angeſicht.

Margiana.

Nicht mir deinen Dank, nur Allah magſt du preiſen! —
Doch unſre Karavane zieht bald fort von hier:
Folgt ihr:
[illegible] [illegible] mit den Unſern du reiſen.

Selim.

Nein! Noch nicht von hier darf ich fort.

Margiana.

Was hält dich an dieſem Ort?

Selim.

Ach, ein Schwur!
Doch wenn wir ſcheiden müſſen,
So laß zuvor mich grüßen
Dein holdes Angeſicht.
O verſage die Bitte mir nicht!

Margiana, zurückweichend.

O Herr!

Selim.

Muß ich auch fern von dir nun leben,
Soll fortan doch dein Bild im Traume mich umſchweben!

Duett.

Selim.

O erlaube, zu heben mit zitternder Hand
Dieſes Schleiers Rand,
Der dein Antlitz umhüllt und wehret meinem Blicke,
Daß er ſich an der Schönheit deiner Anmuth entzücke.
Eh' du entfernet dich,
Laſſe Begeiſt'rung mich
Saugen aus deinen Zügen,
Die im Voraus mich beſiegen:
Sprachlos will ich auf den Knie'n,
Bewundern dich, o Zauberin!

Margiana, für ſich.

Ach wie ſchlägt mein Herz für ihn!

Selim.

Wohlan, ſo gewähre, was ich erſehne!

Margiana.

Vor der Neugier Blick bergen unſer Angeſicht,
Heiſcht Geſetz und Pflicht.
Fremdling, fordre nicht von mir,
Verbotnes zu geſtatten;
Unſre Schönheit, unſre Zier,
Sie gehört nur dem Gatten.

(für ſich.)

Beſſer, ich entferne mich,
Sonſt, wider Willen, muß ich
Seinen Bitten mich fügen,
Die geheim mein Herz beſiegen.
Gefahr droht meinem Herzen hier;
Ich muß fliehn!

Selim.

Eh' du entfernſt dich ꝛc.

(wie oben.)

Selim.

Erhör' mein Flehen,
Denn nicht wird dies Sehnen geſtillt,
Als bis du meinen Wunſch erfüllt,
Deinen holden Reiz zu ſehen.

Margiana.

Nun wohlan! — Sei es denn!

(Sie ſchlägt den Schleier zurück.)

Selim.

Ach, welch ein himmliſch Bild!
Welch ein Blick, ſo ſüß und mild!
Biſt du von Allah auserleſen?
Entſchleiert ſich vor meinem Blick,
Einer Peri gleich, ein himmliſch Weſen?
Verweilſt du, oder kehrſt du zu den Sternen zurück?

Margiana.

Ach, ich bin nur ein armes Mädchen,
Längſt mutterlos! Mein Vater
War in Aleppo daheim. Er iſt todt.
Von all den Meinen lebt nur ein Oheim
Mir noch, und zu ihm zieh' ich jetzt.

Selim.

O bleibe! flieh' nicht meinen Blick!

Margiana.

Leb wohl, o Herr! was hältſt du mich zurück?

Selim.

Laß, o Mädchen, das Bangen
Und ſtille mein glühendes Verlangen
Und weil ich ſcheiden muß,
Gewähre mir einen Kuß!

(Er umfaßt und küßt ſie.)

Margiana.

Einen Kuß! — Weh!
Vor Scham ich vergeh'!
(Sie verſucht, ſich der Umarmung Selims zu entwinden.)
Ach laß mich gehn,
Laß mich von hier!
Erhöre mein Flehn,
Nicht folge mir.
Sein ſüßes Fleh'n und Verlangen
Erfüllt die Seele mit Bangen.
Fort von hier! meine Wangen glühn:
O laß mich ziehn!
Ach, die Stunden ſie vergehn,
Nicht länger wehre meinem Flehn.
Fort muß ich von dir,
Laß mich ziehn von hier!

Selim.

Nicht ſollſt du gehn,
Gewähr es mir,
Erhör' mein Flehn
Und bleibe hier.
Still' mein liebeglühendes Verlangen;
Laß ein Angedenken mich empfangen.
Liebe röthet deine Wangen,
Nicht ſollſt du ziehn:
Warum mich fliehn?
Süße Tochter der Feen,
Nicht ſollſt du von mir gehn!
Nicht verſchwinden mir,
O bleibe, bleibe hier!

Margiana.

Leb' wohl!

Selim.

Ich liebe dich!

(Margiana reißt ſich aus ſeinen Armen und entflieht. Amyad erſcheint im Hintergrunde. Es wird langſam Nacht.)

VIII. Selim. Amyad.

Recitativ.

Amyad.

Holla, Freund Selim!

Selim.

Du biſt's? Habe längſt dich erwartet.

Amyad.

Doch komm' ich noch zu früh, ſo ſcheint es mir faſt,
Denn dir lachte hier wohl ein ſüßes Glück der Liebe.

Selim.

Nein. Ich war thöricht nur.
Mein Herz nicht achtet ſolche Triebe!
Noch könnt' ich ſie erreichen;
Doch nein, ich will es nicht!

Ammad.

O Selim hüte dich!
Dein Schutzgeiſt führte wohl,
Um dich von deinem Wahn zu heilen,
Dies jugendſchöne Weib dir hier in deinen Weg,
Deren Reize, ſo hehr,
Und holde Jugendblüthe
Dir bedeuten wohl mehr
Als die Schätze, die ich dir biete?!

Ballade.

Ein Schatz dieſer Welt,
Viel höher geſtellt
Als Gold und Juwelen,
Den Erd' und Himmel preißt,
Iſt der Schatz der Seelen,
Den man Liebe heißt.
Ja, dieſes Liebesverlangen,
Ihre Wangen
Hat es hold entfacht.
Und birgt ihre Bruſt den Funken,
Der da ſelig und trunken
Die deine gemacht,
Dann iſt Selim Glück beſchieden,
Weil ſelig und zufrieden
Meine Liebe macht.

Recitativ.

Selim.

Nun, ich hielt meinen Schwur, halte den deinen auch!

Ammad.

Zweifle nicht und hör' mich an.
Von dieſem Grabmal, todt und ſtille,
Die Pforten öffnen ſich alſogleich,
Und iſt's dein feſter Wille,
So darfſt du beſchreiten das magiſche Reich;
Vor dir ſinkt ſeine Hülle.

Doch bedenke es wohl,
Bevor dein Fuß ſeine Schwelle betritt,
Daß der Menſch ſtets mehr und mehr begehrt,
Ein erfüllter Wunſch ſtets neuen Wunſch gebärt.

Selim.

Ich bitte dich, behalte deine Lehren,
Und erfülle endlich mein Begehren.

Amyad

(die Hand gegen das Grabmal ausſtreckend, deſſen Pforte ſich unter furchtbarem Krachen, welches unterirdiſche Echo's wiederholen, öffnet.)

Geh' und Allah ſchütze dich! Leb' wohl!

(Amyad verſchwindet in den Ruinen.)

Finale.

Chor der Geiſter unter der Bühne.

Balbecks Tempel ſchließet
Reiche Schätze ein,
Die das Glück dir bietet,
Die für dich gehütet,
Komm! hole ſie und ſie werden dein!

Selim.

Ha! unſichtbare Hände ziehen
Mich hier zu dieſen Zauberräumen!
Mit Allah! raſch hinein!

(Er eilt in den geöffneten, dunklen Raum. Die Pforte ſchließt ſich mit donnerähnlichem Getöſe.)

IX. Margiana, die Karavane.

Eine Karavane zieht, aus dem Hintergrunde kommend, über die Bühne.

Chor.

Fort am Wanderſtabe
Zum Prophetengrabe,
Da die Sternennacht
So freundlich uns lacht.

Laßt die Spur uns finden,
Die, verweht von Winden,
Zur heiligen Stadt
Der Pilger betrat.

Margiana.

Weh mir, er iſt ſchon fort! Mein Herz ſucht ihn vergebens,
Und vergebens ſucht ihn mein Blick.
O du freundlicher Traum, Wahnbild meines Lebens,
In der Ferne ſei noch mein Glück!

Die Karavane, weiter ziehend.

Fort am Wanderſtabe
Zum Prophetengrabe ꝛc.
(wie eben.)

(Die Stimmen verlieren ſich langſam in der Ferne.)

X. Muck, dann Selim und Ampad.

Muck, erſcheint im Hintergrunde.

Ich bin erwacht! Wie gelähmt vom Schlage
Lag ich im Schlafe ſtundenlang.
Weh' mir! Allein zu ſein in dieſer Wüſtenplage,
Mir iſt vor Angſt zum Sterben bang.
(Unterirdiſches Donnern.)
Was ſoll dies donnernde Toben,
Das ſich da unten ſo wild erhoben?

(Die Pforte des Grabmals öffnet ſich abermals mit furchtbarem Krachen und Selim tritt hervor. Muck fällt entſetzt mit dem Antlitz zur Erde nieder.)

Muck.

O Allah, hilf! verlaß mich nicht!

Selim.

Muck, biſt du hier?

Muck, ſich erhebend.

Gebieter, biſt du es wirklich?

Selim.

Ich ſelber!

Muck.

Geſund, und friſch am Leben?
Und doch ſtiegſt du hinab
In dies verdammte Grab?!

Selim.

Ich ſah, was je ein Traum
An holder Zauberei geboten kaum:
So wunderbar, ach, ſo ſchön, ſo fremd!
Ein Himmelsaufenthalt voll Zauber iſt erſchienen mir,
Feengarten voll Pracht, ja ein Wundergebiet.
Ein Palaſt aus Cryſtall, aus Marmor und Porphyr,
Den namenloſer Glanz allenthalben durchzieht.
Da, auf einmal! — aus Metallen von koſtbarem Preis,
Leuchtenden Sternen gleich an Glanz, im Aetherreich
Erblick' ich vor mir zwölf Bildſäulen im Kreis,
Geformt von Götterhand:
Gold ganz und Diamant!
Doch inmitten der zwölf iſt eine Säule leer.
Neugierig ſucht mein Blick nach dem Fehlenden dort,
Unwillkürlich erforſcht die leere Stelle er;
Da ertönt aus der Luft das räthſelhafte Wort:
„Dieſes dreizehnte Bild iſt unſchätzbar an Werth,
„Golderz, Diamant, ſind dagegen nur Sand,
„Und der Geiſt Ambad hat es für dich beſcheert,
„Das eines Königs Schatz zu zahlen nicht im Stand.
„Doch du ſelbſt erwähle ein unſchuldig Mädchen,
„Heirathe ſie und kehre dann wieder zurück;
„Bringe rein ſie hierher, und dieſe leere Säule
„Zeigt auf dem Piedeſtal dann das Bild deinem Blick.“

Muck.

Haſt du nicht blos geträumt?

Seſim.

O nein, das war kein Träumen!
Die leere Säule ſeh ich noch in jenen Räumen,
Noch höre ich, wie die Stimme ertönt.

Muck.

Zauberei!
Was gewinnen und lernen wir aber dabei?
So ein Mädchen, unſchuldig und rein und holdſelig,
Wie es dem Geiſte juſt gefällig,
Die findet ſich nicht ſo im Nu.

Amnad,
erſcheint plötzlich zwiſchen ihnen.

Ja, Muck hat Recht! Doch ich, ich führe ſie dir zu.
Schwöre, wenn auch ihr Gatte, ſie rein zu bewahren!
Kennen ſollſt du ſie dann.

Seſim.

Ja, ich ſchwöre. Mich erreiche ſchweres Gericht,
Erfüll' ich meinen Eid getreulich nicht!

Amnad.

Dies beſchwöreſt du?

Seſim.

Ja, ich beſchwör' es!

Amnad, geheimnißvoll.

So vernehmt ihn denn, ihr unſichtbaren Geiſter,
Und Zeugen ſeid, was er verſprach.

Geiſterchor, unter der Bühne.

Weh' dir, könnteſt du vermeſſen
Deines Eides je vergeſſen.
Den träfe ſchweres Gericht
Der, was geſchworen er, bricht!

Selim.

Nimmer will ich frech vermeſſen
Dieſen heil'gen Eid vergeſſen;
Mich treffe dann eu'r Gericht,
Halte ich am Schwure nicht.

Muck.

Nimmer wird er frech vermeſſen
Dieſen heil'gen Eid vergeſſen;
Ihn träfe dann ihr Gericht,
Hielt er am Schwure nicht.

Amyad.

Zitt're, könnteſt du vermeſſen
Deines Eides je vergeſſen.
Den träfe ſchweres Gericht,
Der, was geſchworen er, bricht.

Amyad.

Jetzt nach Mekka zu reiſen ſeid nun Beide bereit.

Muck.

Wie, auch ich?

Selim.

Es ſei.

Amyad.

In die Behauſung von Kalum Baruch dort
Wird man geleiten Euch;
Verlange ſeine Nichte dann zum Weibe dir,
Und wenn er widerſteht, will ich
Entreißen ſie ſeinem Arm.
Doch dann vergiß, daß ſie dein Eigen;
Laß dein Herz, die Sinne ſchweigen.
Denn könnteſt du wanken —

Selim.

Wanken werd' ich nicht,
Daran zu zweifeln kränkt meine Ehre!

Amyad.

Alſo ſchwöre!

Selim.

Ja, ich ſchwöre!

Nimmer will ich frech vermeſſen ꝛc.

Amyad und **Geiſterchor.**

Zitt're! könnteſt du vermeſſen ꝛc.

Muck.

Nimmer wird er frech vermeſſen ꝛc.
(wie oben.)

Selim zieht **Muck** gewaltſam in der Richtung fort, die **Amyad** ihnen andeutet.

Ende des erſten Aktes.

Zweiter Akt.

Der innere Hof des Hauſes Kalum-Baruchs in Mekka mit Eingängen in das Innere des Hauſes. Im Hintergrunde der Eingang von der Straße.

I. Freunde und Nachbarn Kalum-Baruchs, dann Kalum-Baruch, ſpäter Muck. Einige der Nachbarn ſind auf der Scene, andere kommen.

Chor und Scene.

Erſte Hälfte des Chors.

Gut'n Tag! Gut'n Tag!

Zweite Hälfte des Chors.

Gut'n Tag! Gut'n Tag!

Erſte Hälfte.

Wißt ihr wohl, aus welchem Grunde
Unſer Nachbar uns zur Stunde
Hier ſo früh verſammeln mag?

Neuangekommene.

Gut'n Tag! Gut'n Tag!

Zweite Hälfte.

Da nahet Kalum-Baruch ſelber,
Der dies ſogleich uns ſagen muß.

Kalum-Baruch.

Ihr Freunde und Nachbarn alle,
Nehmt meinen Dank, meinen Gruß.

Chor.

Gut'n Tag! Gut'n Tag!

Kaſum-Baruch.

Gut'n Tag! Gut'n Tag!
Wißt ihr denn, daß mich beſuchte meine holde Nichte?

Chor

Nein!

Kaſum-Baruch.

Wohlan, ſo ſag ich's euch, und daß ſie ſchön iſt von Geſichte!

Chor.

Fein!

Kaſum-Baruch.

Gleich auf den erſten Blick wußt' ſie mein Herz zu rühren.

Chor.

Ah!

Kaſum-Baruch.

Und beſchloſſen hab' ich, als Weib ſie heimzuführen.

Chor.

Pah!

Kaſum-Baruch.

Eine Gattin vom Markt zwar hätt' ich kaufen können.

Chor.

Recht!

Kaſum-Baruch.

Doch krieg' ich ſie umſonſt, wär' Kaufen dumm zu nennen.

Chor.

Schlecht!

Kalum-Baruch.
Nun, ſo redet jetzt frei, ich wollte euch befragen.

Chor.
Was?

Kalum-Baruch.
Wie lautet euer Rath? was würdet ihr denn ſagen?

Chor.
Spaß!

Kalum-Baruch.
So erlaubt euch zu invitiren.

Chor.
So erlaub' dir zu gratuliren!

Kalum-Baruch.
Zum Hochzeitsmahl erwart' ich euch.

Chor.
Wir danken ſchön und kommen gleich.
Deine Hochzeit gut auszuführen,
Beſorg' Muſik und Speiſen reich.

Muck, erſcheint an der Eingangsthüre.
Erlaubt!

Kalum-Baruch.
Wer iſt denn das?

Muck.
Unter euch nennt ſich wohl Einer Kalum-Baruch?

Kalum-Baruch.
Ich bin's!

Muck.
Ich bin Muck, Sohn von Muck, Selim iſt mein Gebieter.

Kaſum-Baruch.

Sag', was er will? erklare dich!

Muck.

Er wünſcht dir ein reichgeſegnet Leben,
Viel Glück und Weisheit auch daneben.

Kaſum-Baruch.

Und dann?

Chor.

Und dann?

Muck.

Von Damaskus kommt er hierher, um deine Nicht
zu freien.

Kaſum-Baruch.

Was? Wie heißt? Meine Nichte zu freien?!

Chor.

Deine Nichte zu freien?!

Kaſum-Baruch und **Chor** abwechſelnd.

Fort mit dir, du frecher Wicht!
Sonſt folgt Strafe deiner Kühnheit.

Muck.

Wie, ſo verjagt man mich?
Sagt, was euch geſchieht zu Leide,
Wenn mein Herr ſie heirathen will?

Kaſum-Baruch und **Chor.**

Fort mit dir und ſchweige ſtill!

Sie bewaffnen ſich mit Stöcken.

Muck.

Seid ihr alle beſeſſen?

Kaſum-Baruch und **Chor.**

Dein Rücken wird's gewahr.

Sie dringen auf Muck ein, welcher ſich den Schlägen zu entziehen ſucht.

Muck.

Gewalt! ihr Mörder! zu Hülfe!

Kaſum-Baruch und Chor.

Fort mit dir, du frecher Narr!

Muck entflieht.

Kaſum-Baruch.

Ich erſticke ſchier vor Galle!
Ich ſehe klar, es war 'ne Falle;
Verſpotten wollte wohl mich der!

Chor.

Der kommt ſobald nicht wieder her.

Kaſum-Baruch.

Alſo zum Schmauſe
In meinem Hauſe
Findet euch ein.

Chor.

Wir eilen uns, bei dir zu ſein.
So erlaub', daß wir gratuliren!
Deine Hochzeit gut ausführen,
Beſorg' Muſik und Speiſen reich;
Deine Freunde kommen ſogleich. (Chor ab.)

II. Kaſum-Baruch, Ali, dann Margiana.

Kaſum-Baruch.

Recitativ.

Dieſer Muck, Sohn vom alten Muck, iſt ein Spitzbub'!
Was ſoll das heißen: ſein Herr kommt von Damaskus,
Zu freien meine Nichte, die er gar nicht kennt?
Ich fühle, wie der Zorn mich packt und wie der Kopf mir brennt.
Ali! (Der Sclave Ali erſcheint.)
Sag meiner Nichte, ſprechen möcht ich ſie!
(Ali ab ins Haus.)
Der ſchlaue Kaſum-Baruch wird ſich zu hüten wiſſen,
Sich und auch ſein Weib vor dieſem Teufels-Muck,
Dem Sohn des alten Muck!

Margiana, tritt aus dem Hauſe.

Sehen willſt du mich?

Kaſum-Baruch.

Ja! — In Damaskus warſt du wohl nie?

Margiana.

Niemals!

Kaſum-Baruch.

Gut! Das hab' ich mir gedacht.
Warte nur, du verlogener Muck!
Nun denn, mein liebes Kind, glücklich biſt du und zufrieden;
Du wirſt es ſein! Denn nach deines Vaters Gebot,
Das er mir auf die Seele band, kurz vor ſeinem Tod,
Hab ich dir geſucht einen Mann, einen ſchönen Mann.
Der dich, mein Kind, nur glücklich machen kann.

Margiana.

Einen Mann?

Kaſum-Baruch.

Sieh' mich an!

Margiana.

Dich?

Kaſum-Baruch.

Mich.
Ich hätte keinen beſſern, keinen ſchönern finden können,
Nicht wahr? als wie mich ſelbſt.
Warum ſoll ich dieſe Freude dir nicht gönnen?
Doch ſollt' ich wider alles Vermuthen dir nicht gefallen,
So ſehr mich dies auch kränken würde, ſag es mir;
Denn deinen freien Willen laß ich dir.

Margiana.

Wie biſt du ſo gut!

Kaſum-Baruch.

Rede!

Margiana.

Wohlan! Zu einem Traum ſah ich ihn,
Den Allah zum Gatten beſtimmte mir,
Und darf ich frei es ſagen? —

Kaſum-Baruch.

Nur weiter.

Margiana.

Ach, mein Oheim!
Den ich im Traum geſehen, — nicht glich er dir!

Kaſum-Baruch.

Zum Henker noch einmal!
Wem glich er denn, wenn nicht mir?

Margiana.

Romanze.

1. Die Jugend lag auf ſeinen Wangen
In männlicher Gluth,
In ſeinen edlen Zügen prangen
Der Stolz und der Muth.
Und leicht errieth ich, wenn er lachte
Mit mildem Geſicht,
Was ſeine ſchöne Seele dachte;
Doch du — warſt es nicht.

2. Seine Blicke drangen wie Funken
In mein Innres ein,
Mein Herz, von ſüßer Sehnſucht trunken,
Hörte ihn allein.
Ach, ſolchem holden Gatten weihte
Gern ich meine Pflicht,
Stolz als Gattin an ſeiner Seite, —
Doch du — warſt es nicht!

Recitativ.

Kaſum-Baruch.

So, ſo! Welch ein Ideal!
Wohlan, ich will ſein Vorbild ſein.

Margiana.

Doch — ſagteſt du mir nicht —

Kaſum-Baruch.

Wohl hab ich dir geſagt, daß trotz deinem Traumgeſicht
Du die Meine werden mußt, und das noch auf der Stelle.

Margiana.

Warum zwangſt du mich, das Geheimniß
Meiner Seele zu verrathen?
Befehlen kannſt du mir,
Und gehorchen — muß ich dir.

Kaſum-Baruch.

So iſt es recht! Und nun halte dich bereit.
Freunde nahn! Es gilt unſrer Hochzeit.

Margiana.

Wie, ſchon jetzt?

Kaſum-Baruch.

Heute noch.

Margiana.

Weh' mir!

(Mit geſenktem Haupte ab in's Haus.)

III. Kaſum-Baruch. Amyad.

Kaſum-Baruch.

Ich war es alſo nicht?
Na, wart' nur, das ſollſt du büßen!

Amyad, hinter der Scene.

Daß raſch ein reiches Mahl bereitet ſei,
Muſik holt auch herbei.
Dies Geſchmeide, unverweilet
Bringt es meiner Nichte! Nun eilet!

Kaſum-Baruch.

Wie? Was zum Teufel iſt denn das?
Das geht doch über'n Spaß!

Kaſum-Baruch macht erſtaunt einige Schritte in der Richtung, von wo Amyads Stimme ertönt, und befindet ſich plötzlich Letzterem gegenüber, welcher genau ſo gekleidet iſt und ausſieht wie er ſelbſt.

Duett.

Kaſum-Baruch.

entſetzt auf ſeinen Doppelgänger ſehend.

Wie, was?

Amyad,

mit gleichen Bewegungen.

Was iſt das?
Welch Geſchrei!

Kaſum-Baruch.

Steht mir bei!
Wer iſt der Mann?

Amyad.

Jetzt ſind wir d'ran!

Kaſum-Baruch.

Welch ein Blendwerk täuſcht meinen Blick?

Amyad.

Vor Erſtaunen weicht er, vor Angſt zurück.

Kaſum-Baruch.

Bin ich geblendet, beim Propheten!

Amyad.

Was willſt du hier?

Kaſum-Baruch.

Allah hilf! Wer ſteht hier vor mir?

Mein Auge flirret,
Ich bin verwirret:
Er gleicht fürwahr
Mir ganz und gar.
Des Leib's Geſtaltung,
Den Gang, die Haltung
Hat er von mir.
Ich ſeh' und bebe,
So wahr ich lebe,
Mich doppelt hier.

Amyad.

Sein Auge flirret,
Er iſt verwirret:
Ich gleich' fürwahr
Ihm auf ein Haar.
Des Leib's Geſtaltung,
Den Gang, die Haltung
Er lieh ſie mir.
Er ſieht und bebet,
So wie er lebet,
Sich doppelt hier.

Amyad.

Hör'! was willſt du bei mir?

Kalum-Baruch.

Bei dir? Wie, dieſes Haus gehöret dir?

Amyad.

Wer widerſpricht?

Kalum-Baruch.

Ich höre! Geduld, verlaß mich nicht!

Amyad.

Rede! Was ſoll denn dies Erſtaunen?

Kaſum-Baruch.

Als Herr dieſes Hauſes doch war
Kaſum-Baruch bekannt.

Amyad.

Ja, ſo bin ich genannt.

Kaſum-Baruch.

Was, du?

Amyad.

Ja, ich!

Kaſum-Baruch.

Hat meinen Platz der Teufel eingenommen?

Amyad.

Kaſum-Baruch heiße ich,
Hier im Hauſe wohne ich.

Kaſum-Baruch.

Nun, er raubt mir mit Gewalt
Haus und Ausſehn und Geſtalt.

Amyad.

Wer redet hier von Raub?
Mein Eigen käme dir zu ſtatten?

Kaſum-Baruch.

Bei Mahomet, unerhört! Er iſt wohl mein Schatten.

Amyad.

Beliebt?

Kaſum-Baruch.

Beliebt?

Amyad.

Beliebt?

Kaſum-Baruch.

Mein Echo ſcheint er auch.

Mein Auge ſtirret ꝛc.

Ammad.

Sein Auge ſtirret ꝛc.
(wie eben.)

Kaſum-Baruch.

Den Wirrwarr muß ich endlich heben;
Sieh Kaſum-Baruch hier.

Ampad.

Du?

Kaſum-Baruch.

Ich, der ächte Baruch ſteht vor dir,
Den es hienieden je gegeben.

Ampad.

Du biſt ein Narr, das ſeh ich eben.

Kaſum-Baruch.

Wie, du erfrechſt —?

Ampad.

Mäßige dich! oder, mit dem Stock in der Hand
Bring ich dich wie Muck gar bald zum Verſtand.

Kaſum-Baruch.

Muck! —

Ampad.

Ein Gauner deiner Manieren,
Der die Nichte mir wollte entführen,
Doch ich ſtraft' ihn dafür mit meiner eignen Hand.

Kaſum-Baruch.

Du?

Ampad.

Ich! — Er hat's gefühlt, ich meine!

Kaſum-Baruch.

Jetzt begreif ich auch, was weiter kommen mag —
Nun heiratheſt du meine Nichte..

Amyad.

Nein, die meine.

Kaſum-Baruch.

Weh mir, mich rührt der Schlag!

Amyad.

So höre und dann ſelber erkenne,
Ob ich in Wahrheit der auch bin, den ich mich nenne.

Kaſum-Baruch.

Du?

Amyad.

Ich! — Roh und brutal iſt mein Charakterzug,
Und geizig, ja furchtbar geizig bin ich;
Gar heuchleriſch und ſchlau, bin lügenhaft und ſinnlich,
Und feig, ein Dieb, voller Liſt, voller Trug.
    Alſo bin Kalum-Baruch ich! Nicht wahr?

Kaſum-Baruch.

Ich erbebe!
Es iſt Kalum-Baruch ganz, wie ich leibe und lebe!

Zorn und Wuth
Macht mein Blut
  Rumoren.
Seel' und Leib,
Haus und Weib
  Verloren!
Lügengeiſt,
Der mich dreiſt
  Beſtohlen,
Satan ſoll
Zoll für Zoll
  Dich holen!

Amyad.

Willſt du hier
Länger mir
Rumoren,
Iſt dafür
Strafe dir
Geſchworen.
Weil ihm dreiſt
Leib und Geiſt
Geſtohlen,
Kann der Wicht
Sich gar nicht
Erholen!

Recitativ.

Kaſum-Baruch.

He Ali und Juſuf und Achmet!

Amyad.

He Achmet und Juſuf und Ali! Kommt herbei!

Kaſum-Baruch.

Kommt herbei!

(Einige Sclaven kommen.)

Beide um die Wette rufend, ſchreiend:

Faßt ihn! Und werfet ihn in's Loch!

Die Sclaven ſehen ſich überraſcht an und wiſſen nicht, was thun.

Kaſum-Baruch, Amyad.

Wie! Was! Ihr zögert noch?

Kaſum-Baruch.

Ich laß euch alle hängen!

Amyad,
ihnen einen Beutel zuwerfend.

Da nehmt! hundert Zechinen!

Die Sclaven.

Hoch! Kalum-Baruch hoch!

Kalum-Baruch.

Verräther! O, ich raſe!

Die Sclaven, ihn verfolgend.

Fort von hier!
Hinaus mit dir!

(Sie weiſen den ſich ſträubenden Kalum-Baruch hinaus und entfernen ſich dann ebenfalls.)

IV. Amyad, Selim und Muck.

Amyad.

Alter Narr!
Ich mußte mich für kurze Zeit in ihn verwandeln,
Um für mein Werk, für Selim zu handeln.

Selim und Muck erſcheinen im Hintergrunde; Muck ſich hinter ſeinem Herrn bergend.

Da iſt er!

Selim.

Gut! (Zu Amyad) Biſt du nicht Kalum-Baruch?

Amyad.

Ich bin es.

Selim.

Und kennſt du meinen Diener hier, den Muck?

Amyad.

Wohl kenn' ich ihn.

Selim.

So ſage mir, weshalb den Armen du ſchlugſt?

Amyad.

Ich? — Ich nahm ihn auf mit offnen Armen,
Wollt' an's Herz ihn drücken.

Muck.

Mit ſeinen Fäuſten ſchlug er mir den Rücken.

Amyad.

Kam er in deinem Namen doch, zu bitten mich
Um Margiana für dich.

Selim.

Nun? —

Amyad.

Sagen ließ ich dir, ich billigte das Band,
Und dein ſei meiner Nichte Hand.

Muck.

Ach, der Lügner! Mag Allah mich verderben, wenn —

Amyad.

Deinen Vater kannte ich, weiß deinen Namen, Selim.
Ich kenne deinen Wunſch und deinen Willen,
Zur Stunde ſoll er ſich erfüllen.
Margiana, ſie ſoll dein
Noch heute ſein!

(Er geht ab ins Haus.)

V. Vorige, ohne Amyad.

Selim, zu Muck.

Ich könnte dich zerreißen!

Muck.

Nicht Muck, des Muck's Sohn, will ich heißen,
Wenn er's nicht war, der heut mich ſchlug!

Selim.

Schweige ſtill; ich glaube nicht an Betrug.

Muck.

Weh, mein Kopf! — Zu viel! Zu viel!

Selim.

Der Alte willigte ein; das iſt mir für jetzt ſchon genug.

Muck.

Jener Geiſt hat die Hand hier im Spiel.

Selim.

Wenn er ſein Wort nur hält, Alles iſt mir dann gleich.

Muck.

Wie! für eine Statue, ohne Seele und Leib,
Wollt Ihr tauſchen euer Weib?

Selim.

Ich muß, will ich nicht brechen meinen Schwur.

Muck.

Ach geht, Euch treibt die Neugierde nur.

Selim.

Nein, jenen großen Schatz muß ich beſitzen.

Muck.

Glaubt mir, mehr würd' Euch Liebe nützen.
Nichts Schönres gibt es als Liebesglück!

Selim, ſinnend.

Als Liebesglück! —
Bei einem Weibe nur fühlt' ich mein Herz erbeben
Von ſüßem Liebesleben:
Sie allein hinterließ im Herzen ihre Spur.

Muck, für ſich.

Gut! wartet nur!

Cavatine.

Selim.

Wie der Morgen beleuchtet die blühenden Bäume
Mit dem milden, roſigen Licht,

Ziehſt, reizendes Kind, du hold durch meine Träume.
Doch wenn ich erwacht, ſeh' ich dich nicht!
Schönſte der Feeen,
Lieblich zu ſehen
Du biſt mein ſüßes Traumgeſicht.
O Zauberbild, von allem Reiz umgeben,
Engel ſo hold und rein!
Als ich dich ſah, wähnt' ich mit Wonnebeben
Dein Herz in Liebe mein.
Da macht ein Kuß die Seele dir befangen,
Leider zu meinem Harm,
Und du entfliehſt mit feuerrothen Wangen
Meinem liebendem Arm!
Wie der Morgen beleuchtet die blühenden Bäume ꝛc.
(wie oben.)

V. Vorige, dann Margiana und Amyad.

Recitativ.

Muck.

Und warum ließet Ihr denn ſo bald ſie gehn?

Selim.

Nicht mehr will ich an ſie denken,
Werd' ich doch nimmer, nie die Süße wiederſehn!
Bereite alles zu neuer Reiſe,
Noch heute zieh'n wir fort!

Margiana erſcheint, das Antlitz von einem langen, Brautſchleier bedeckt. Amyad führt ſie.

Amyad zu Margiana.

Fürchte nichts! folge mir!
Dein Gatte ſteht vor dir.

Margiana, Selim erkennend.

Gott!

Amyad.

Mein Kind, beruh'ge dich!
Dich prüfen wollte ich,

Da ich entgegen deiner Wahl,
Mich ſelbſt dir angetragen zum Gemahl.

Margiana.

O welch Glück!

Amyad, zu Selim.

Heute noch wird ſie dein, gehöret ganz dir an.
Doch Selim, bis dies geſchehn, verſprich zu lüſten nicht
Den Schleier, der ſchützend deckt ihr Angeſicht.

Selim.

Es ſei! (zu Margiana) So nimmſt du mich zum Gemahl?

Margiana.

Ja!

Muck.

Armes Kind!

Selim.

So ſchweig' doch.

Amyad.

Ich höre nah'n.

VI. Die Vorigen, Ali, Freunde und Nachbarn Kalum-Baruch's, Sclaven.

Chorscene.

Ali, eintretend.

Die Freunde ſind da!

Amyad.

Gut!

Durch die Mitte des Hintergrundes treten die feſtlich geputzten Nachbarn und Freunde Kalum-Baruch's ein, die Sclaven von verſchiedenen Seiten.

Muck, für ſich.

Sieh da dieſelbe Meute,
Die mit vereinter Kraft meinen Rücken zerbläute.

Chor.

's iſt Mittagszeit,
Wir ſind bereit,
Zum Kadi geben wir euch Geleit.

Amyad,

die Freunde Kalum-Baruchs bei Seite nehmend, während die Frauen Margiana ſchmücken und Selim leiſe mit Muck ſpricht.

So vernehmt denn jetzt, ich ändre die Geſchichte.

Chor.

Ah!

Amyad, auf Selim deutend.

Dieſem Jüngling geb ich zur Frau die Nichte.

Chor.

Pah!

Amyad.

Durch Geſchenke vermocht' er mich zu bewegen.

Chor.

Fein!

Amyad.

War es nicht recht von mir, und habt ihr was dagegen?

Chor.

Nein!

Amyad.

Folgt uns nun; ſeid bei dem Bund zugegen!

Chor.

Und Allah verleih ſeinen Segen!
's iſt Mittagszeit,
Wir ſind bereit,
Zum Kadi geben wir euch Geleit.

Alle im Zuge ab. Amvad führt Margiana und Selim; Sclavinnen ziehen dem Brautpaare voran, die Freunde und Nachbarn folgen.

Verwandlung.

Gärten bei dem Hauſe Kalum-Baruchs, mit der äußeren Gallerie des Hauſes, zum Feſte geſchmückt und hergerichtet. Kiſſen liegen an den Seiten, niedere Tiſche ſtehen umher, zum feſtlichen Mahle bereit.

VII. Muck, Kalum-Baruch und mehrere Gerichtsperſonen, ſpäter Amvad. Muck iſt eifrig beſchäftigt, die Tiſche zu ordnen. Kalum-Baruch ſchleicht ſich vorſichtig durch das Thor im Hintergrunde ein.

Kalum-Baruch zu den Gerichtsperſonen.

Nur ſtille, ohne Geräuſch! Wie wollen ſie überraſchen.

Er erblickt Muck und fährt auf ihn zu und faßt ihn.

Muck.

He!

Kalum-Baruch.

Endlich erwiſch' ich dich!

Muck.

Wie mich?

Kalum-Baruch.

Was machſt du hier?

Muck.

Was ich hier mache?

Kalum-Baruch.

Verräther!

Muck.

Nun, bei Gott, das nennt Ihr Verrath,
Wenn ich die Andern hier erwarte?

Kalum-Baruch.

Wen?

Muck bei Seite.

Na, jetzt iſt er wieder verrückt!
(laut) Wen? die Leute der Hochzeit. —

Kaſum-Baruch.

Der Hochzeit meiner Nichte?

Muck.

Ganz recht! der Hochzeit eurer Nichte mit meinem Herrn.

Kaſum-Baruch.

Wie, was! dich ſoll der Teufel holen!
Fünfundzwanzig kriegſt du auf die Sohlen.

Muck.

Wie! Fünfundzwanzig ich?
Dafür bedank' ich mich.

Kaſum-Baruch
zu den Dienern des Gerichts.

Faßt den Schurken!

Die Gerichtsdiener dringen auf Muck ein, doch dieſer entwiſcht ihnen und eilt davon.

Kaſum-Baruch wüthend.

Tölpel ihr! warum hieltet ihr den Schelm nicht auf!
Ha! ich bin wüthend, bin raſend!
Lebendig ſoll der Zaubrer nicht von hinnen.

Amyad,
immer noch als Kaſum-Baruch, erſcheint auf einer Teraſſe, deren Stufen in den Garten führen.

Was deutet dies Beginnen?

Kaſum-Baruch wüthend, auf ihn deutend.

Der iſt's!

Amyad, die Gerichtsdiener erblickend.

Wie, Häſcher bei mir! Wozu denn?

Kaſum-Baruch.

Dich zu hängen! hängen! Peſt und Sünde!

Amyad in den Garten niederſteigend.

Gut! doch höre erſt, was ich dir künde.
Bald ſind die Neuvermählten hier:
Wohlan denn, ſo ſchwöre mir,
Zu ſegnen ihren Bund,
Und ich geh'!

Kaſum-Baruch.

Ich ſchwöre dir, daß du hängen ſollſt zur Stund'.

Amyad.

Auf Wort!

Kaſum-Baruch.

Fort!

Amyad.

So ſei denn ſo gut mit jenen Leuten dort
Uns zu erheitern mit Geſang
Und Spiel — als Muſikanten;
Denn jene, die ich beſtellt, ſie blieben leider fort.

Kaſum-Baruch.

Jetzt geh' ich aus Rand und Banden!

Amyad beſchwörend.

Seid bereit! Und ſcheint, was ihr nicht ſeid!

Kaſum-Baruch und die Häſcher verwandeln ſich im Nu in Muſikanten, welche ſofort voller Luſtigkeit zu ſingen beginnen und ſich dabei auf allerlei Inſtrumenten accompagniren.

Finale.

Kaſum-Baruch und die Häſcher.

Fort mit aller Sorgenſchar!
Freude nur dem neuen Paar!
Sie immer ſchön auf's Neue,
Er hold ihr ſtets und treue!
Fort mit aller Sorgenſchar!
Freude nur dem neuen Paar!

VIII. Die Vorigen, Selim, Margiana, Ali, Freunde und Nachbarn Kalum-Baruchs, Sclaven, Almeen, dann Muck.

Der Hochzeitezug tritt durch die Pforte des Hintergrundes ein und ſtellt ſich im Halbkreis um das junge Paar auf. Kalum-Baruch und die Häſcher bleiben in ihren Verwandlungen unbeweglich ſtehen.

Die Freunde Kaſum-Baruchs.

Preis dem Propheten!
Lieder und Flöten
Tönen himmelan,
Daß die Fröhlichen weit und breit man hören kann.

Kaſum-Baruch und die Häſcher.

Fort mit aller Sorgenſchar!
Freude nur dem neuen Paar!
(wie oben.)

Muck, raſch eintretend, nähert ſich Selim.

Gott ſei Dank! Ihr ſeid hier!

Selim.

Nun, was gibts?

Muck.

Höret mich, er iſt wieder toll!

Selim.

Wer?

Muck.

Der Kalum-Baruch hier.

Selim.

Die Tollheit ſteckt wohl in dir.

Amyad.

Sieh da, der brave Muck
Mit ſeinem guten Geſichte.

Muck bei Seite.
Der Alte macht mich toll!
Weiß nicht mehr, was ich ſagen ſoll.

Margiana.
O mein Gemahl, Gebieter!

Selim für ſich.
Wozu dient es mir, ſie zu kennen.

Margiana.
Der Himmel erhörte mein Flehen —

Selim ſich von ihr abwendend.
Ich will ſie gar nicht ſehen.

Kaſum-Baruch und die Häſcher.
Freude nur dem jungen Paar! —

Selim ärgerlich zu ihnen.
Es iſt gut! und jetzt ſchweigt.

Amyad.
Ihr Freunde kommt und ſetzt euch zum Mahle!
Sorge und Mühe verbannt,
Wo die Freude uns leuchtet mit roſigem Strahle.
Ihr Sclaven ſeid zur Hand!

Alle Anweſenden laſſen ſich auf niedre Divans nieder; Sclaven reichen Schalen mit Früchten ꝛc. herum, Tänzerinnen, Almeen erſcheinen mit Tamburins und füllen tanzend die Scene.

Chor.
Die Cymbeln erklingen
Und Trommeln darein,
Jetzt im Tanze ſchwingen,
In heiteren Ringen,
Laſſet uns die Reihn!

Wie die Vögel fliegen
Durch das Aetherfeld,
In Lüften ſich wiegen
Und dabei Vergnügen
Die Bruſt ihnen ſchwellt; —
Wie Bienen erheben
Ihre Schwärme leicht,
Die Roſen umſchweben,
Ihnen Küſſe geben,
Ihr Glück iſt erreicht; —
So wie die Gazelle
Den Boden berührt,
Die Schwalbe, die ſchnelle,
Von der Luft wird entführt:
So in duftigen Haaren,
Schön gelöſt und reich,
Holde Mädchen-Scharen,
In reizenden Paaren,
Seh'n wir tanzen euch.
Laßt Cymbeln erklingen
Und Trommeln darein,
Laßt im Tanze ſchwingen
Uns, in heiter'n Reih'n!

Amyad zu Margiana.

Vor dem Scheiden, mein Kind, gewähre uns die Freude
Und ſinge uns ein Lied
Aus deines Lebens ſchönen Tagen.

Chor.

Bevor die junge Gattin von hinnen nun zieht,
Spende ſie uns ein Abſchiedslied.

Margiana,

erhebt ſich; ſie ſingt, ohne den Schleier zu lüften.

Welch' Lärmen erwacht in der Wüſte
Stiller Gruft?
Welches dumpfe Geräuſch begrüßte
Dort die Luft?

Habt ihr die Stimme vernommen
Ferneher,
Da die Karavane gekommen,
Sehet her!

1. Endlich hält ſie im heißen Sande
Und ruht vom heißen Sonnenbrande
Dort in der Oaſe ſo grün.
Ein junges Mädchen aus dem Zuge
Schreitet mit dem thönernen Kruge
Zu dem verſteckten Brunnen hin.
Einen Wandrer ſtaunt ſie zu finden,
Dem dürſtend faſt die Sinne ſchwinden,
Da irre er gegangen im Sand.
Sie, das Herz voll Weh, Erbarmen,
Geht mit dem Kruge zu dem Armen,
Seinen Lippen reicht ſie den Rand.

Selim für ſich (ſprechend.)

Was ſagt ſie?

Er ſteht auf und nähert ſich Margiana; Auwad folgt ſeinen Bewegungen.

Margiana.

2. Und der Fremde athmet freier,
Er fleht: „O hebe deinen Schleier,
Der dein Antlitz hüllt, ſchlag ihn zurück!"
Sie lächelt ſeinem Wunſch Genüge,
Und er erſchaut des Mädchens Züge
Mit bewunderndem Liebesblick.
Doch darauf, als es Abend worden,
Da gab er nach zärtlichen Worten
Einen Kuß ihr als Lebewohl.
Zur Karavane geht ſie wieder,
Nicht mehr heiter ſind ihre Lieder,
Weil ſie tiefbewegt, gedankenvoll!

Selim für ſich.

Ich erbebe! —

Amyad zu ihm.

Sie iſt jetzt dein Eigen
Und ſoll ohne Schleier ſich dir nun zeigen.
Er hebt den Schleier von Margiana's Antlitz.

Selim.

Sie iſt's! ich träume nicht!

Amyad und **Chor.**

Was ſoll dein Erſtaunen,
Und warum bleibſt du ihr noch fern?
Gehorſam, als Sclavin ihrem Herrn,
Doch folgte ſie gern.

Selim.

O Freude, o Erſtaunen!
Warum halt' ich mich noch fern?
Gehorſam, als Sclavin ihrem Herrn,
Doch folgte ſie gern.

Margiana.

Was ſoll ſein Erſtaunen,
Warum hält er ſich noch fern?
Gehorſam, als Sclavin ihrem Herren,
Doch folgte ich gern!
(für ſich)
Er iſt verſtört, ſcheint zu erblaſſen.

Amyad (für ſich.)

Sollte der Muth, die Stärke ihn ſchon verlaſſen?

Selim (für ſich.)

Was ich ſchwur, halte ich.

Amyad (zu Selim.)

Was iſt dir?

Selim.

Nichts! (zu Margiana) So komm!

Ampad.

So reiſe nun, denn ſie iſt dein.

Selim (für ſich.)

Nicht vergeſſe ich, was verſprochen ich habe.

Muck (eintretend.)

Alles, Herr, iſt bereit.

Selim.

Lebet Alle denn wohl!

Margiana (für ſich.)

Es zittert ſeine Hand und mich meidet ſein Blick.

Sie nimmt den Schleier wieder vor. Selim reicht ihr die Hand, die Freunde und Nachbarn geben dem Paare das Geleit.

Chor.

Du gehſt! Möge Freuden
Immer dir das Leben weihn!
Liebe verſüßet alle Leiden,
Glücklich macht nur ſie allein.
Lebt wohl denn ihr Beide, im frohen Gedeih'n.
Lebt wohl!

Ampad,

welcher das Paar und die Gäſte bis vor die Pforte begleitet kehrt zurück und bleibt mit Kalum-Baruch und den Häſchern allein.

Gewiß, er hält ſein Verſprechen.

Kalum-Baruch und die Häſcher.

Fort mit aller Sorgenſchar!
Freude nur dem neuen Paar!

Ampad.

Genug! Ich gebiete Halt!
Scheint wieder, was ihr ſeid!
Zeigt eure wahre Geſtalt!

Kalum-Baruch und die Häſcher laſſen ihre Inſtrumente fallen, und verwandeln ſich auf's Neue in ihre eigentlichen Perſönlichkeiten.

Kalum-Baruch.

Wie!

Die Häſcher, an die Pforte laufend.

Hört!

Kalum-Baruch.

Herbei! (Er erblickt Ampad.)

Ampad.

Gefangen bleibt ihr noch bis morgen früh.
Lebt wohl!

Er verſchwindet. Kalum-Baruch und die Häſcher laufen zur Pforte, die ſie verſchloſſen finden. Während Letztere an dem Gitter rütteln, ſucht Kalum-Baruch auf einem anderen Wege zu entfliehen. Ueberall wohin er ſich wendet, aus den Pfaden (Seitenkouliſſen) hinter Hecken ꝛc. treten ihm andere Kalum-Baruchs entgegen, groß und klein, und verſperren ihm mit höhnender Geberde den Weg. Voll Verzweiflung eilt er zur Mitte der Bühne zurück. Während ſeine verſchiedenen großen und kleinen Doppelgänger ihn von ihren Plätzen aus auslachen, fällt der Vorhang.

Dritter Akt.

Das Innere eines arabiſchen Zeltes in der Wüſte.

I. Sclaven und Diener Selims.

Chor.

Chor.

Des Samums Wuth iſt eingetreten,
Schon beginnt er glühend zu weh'n.
Weh uns! Laſſet den Propheten
Uns jetzt um Schutz und Gnade fleh'n.
Der Orkan erhebet
In empörten Wirbeln
Glühenden Sand,
Treibt aus ihren Höhlen
Löwen und Hyänen
Hinaus in das Land.
Nur Schrecken uns bedrohen,
Nacht deckt das Gebiet,
Die Sonne iſt entflohen,
Hinweg! Hinweg! Entflieht!

Sie entfliehen aus dem Zelte und verſchwinden nach allen Seiten. Selim erſcheint mit Muck am Eingange. Margiana eilt ihm entgegen.

II. Margiana, Selim, Muck.

Recitativ.

Selim.

Verweile! Warum flieh'n?

Margiana.

Ach! kaum noch, daß ich athme! Dieſe glühende Luſt
Sie droht uns zu erſticken. Den Tod bringt ihr Hauch.

Muck.

Wir ſind allein!

Selim.

Wie ſie kannſt du auch zieh'n.

Muck.

Ich, ohne Euch?

Selim.

Ich befehl's!

Auf ein gebietendes Zeichen Selims verbeugt ſich Muck und geht ab.

Duett.

Selim.

Und du meinſt Margiana,
Daß uns des Samums Hauch mit dem Tode bedrohe?

Margiana.

O ich bebe! Fliehen wir!

Selim.

So wie die hohe See, die den Winden ein Spiel,
Gleich einem Leichentuche, das aus der Hand
Des Todesengels zur Erde fiel,
Soll uns der Wüſtenſand
Mit ſeinem ew'gen Schweigen
Begraben alle zwei, ſelig und ſtill!

Margiana.

Iſt es noch Zeit, dann komm, laß uns flieh'n.

Selim.

Nein, nein! verweile.
Ob der tödtliche Blitz vernichtend mich hier ereile:
Wenn ich dich nur beſitze,
Niemand waget ohn' Erbarmen
Dich zu entreißen meinen Armen.

Margiana.

Weh mir! warum bis dieſe Stunde
Mußteſt du meiden mich, meine Nähe ſtets fliehen?
Bin dir doch unterthan, dir, dem Gemahl und Meiſter.

Selim.

O frage nicht darum!

Margiana.

Rede und gib mir Kunde,
Warum dein Herz verſchloſſen mir;
Ach, das meine hat verziehn.

Selim.

Du begehrſt! So vernehme den Eid, der mich bindet;
Der Unglücksſchwur alles dir kündet:
Ich verſprach, ja ich ſchwur beim ew'gen Gott,
Dich, die reine, makelloſe,
Gier'gen Geiſtern zu opfern.

Margiana.

Welch ein Schwur! welch ein Loos! Weh mir!

Selim.

Sie harren ſchon!

Margiana.

Was wird für dieſes Opfer dir gegeben?

Selim.

Irgend ein Wunder!
Ein Zauberbildniß ohne Leben,
Das zu bezahlen nicht mit Diamant und Gold,
Doch minder werth als du.

Margiana.

Ich verſteh'.

Selim.

Welche Strafe!

Margiana.

Bring' mich hin und hole dir den Lohn!

Selim.

Margiana, o ſiehe meinen Schmerz!

Margiana.

Was zögerſt du noch?

Selim.

1. Höre, ich fluche dem blendenden Wahne,
Ich verdamme den frevlen Schwur,
Kann dein Herz vergeben nur,
Verzeihſt du mir, Margiane!
In Schlingen, die ich legte dir,
Gefangen bin ich geblieben:
Sei barmherzig nur mit mir —
Ewig muß ich dich lieben!

Margiana.

Du liebſt mich! — Nein, dein Geiſt iſt zerſtört;
Ein Weib bin ich nur und geringe.
Muß ich dich mahnen erſt: deine Seele erringe
Jenen Schatz, zauberhaft, den ſo heiß ſie begehrt.

Selim.

2. Kleinod allein, das ich möchte erſtreben,
Iſt die Liebe, die ich verrieth.
Laß erweichen mich dein Gemüth:
Gnädig ſei, ſchenke mir neues Leben!
Ich trotze jeder Macht um dich
Hienieden oder drüben;
Margiana, erhöre mich,
Ewig muß ich dich lieben!

Margiana.

Ach Selim!

Selim.

O rede!

Margiana.

Ich habe Furcht!

Selim.

Das iſt das Wetter;
Es brauſt über unſern Häuptern.

Margiana.

Dich lieb' ich! Schütze mich!

Selim.

Was können ſie uns droh'n
Dieſe Geiſter der Erde voll neid'ſchem Zorn und Hohn?

Margiana.

Nicht ford're ſie heraus durch ſolche Läſterworte.

Selim.

Sagteſt du nicht, daß du mich liebeſt?
Ha, was fürcht' ich da ihr Droh'n!

Beide.

Seliger Liebe ſüß Entzücken,
Ja du leuchteſt mir in Herz und Blicken,
Erſchließt der Himmel ſich mir;
Die Erde verſchwindet vor dir.
O Traum, o Jubel ohne gleichen!
Nun hinweg mit Sorg' und Leid!
Wir ſchwelgen in der Liebe Reichen
Und ſchlürfen ihre Seligkeit!

Selim.

Fürchte jetzt nicht eines Andern zu werden,
Mir nur folge auf Erden.
Und müßt' ich dich aus der Hölle befrei'n,
Margiana, mein nur ſollſt du ſein!

III. Die Vorigen, Ampad.

Recitativ.

Ampad erſcheint am Schluß des Duetts am Eingange des Zeltes als Derwiſch, wie im erſten Akt.

Ampad.

He, Selim!

Margiana.

Gott!

Selim.

Der Derwiſch!

Amyad zu Margiana.

Nicht fürchte dich vor mir, ſchönes Kind,
Ich bin nur ein armer, verirrter Mann,
Der Schutz ſucht vor des Samums Wüthen,
Wohl wird deine Gaſtfreundſchaft Obdach mir bieten.

Margiana.

So tritt ein und ſei willkommen mir!

Amyad zu Selim leiſe.

Wie, du erbleichſt? Dein Auge hat mich erkannt?

Selim.

Was willſt du?

Amyad.

Ich gehorche jenem mächt'gen Geiſte,
Dem Margiana du gelobt,
Und ich komme, ſie zu holen.

Margiana.

O Selim!

Selim.

Laß uns allein! Geh', ſüßes Weib, mein Alles!
Keine Macht dieſer Welt raubt dich meinem Arm.
Geh!

(Margiana geht langſam in das Innere des Zeltes ab.)

Amyad.

Wohlan, Freund Selim, da iſt die Stunde, rede!
Biſt bereit du zu halten dein Verſprechen?

Selim.

Nein, nie!

Amyad.

Was ſagſt du?

Selim.

Margiana iſt mein, und ich liebe ſie.

Amyad.

Wie, du liebſt? Ich dachte mir unmöglich dies.
Und doch war es, irr' ich nicht, Margiana, ſie ſelber,
Die dein Aug' einſt erblickt' und beachtete kaum.
Erinnerſt du dich nicht, wie ich dir damals ſagte:
O Selim hüte dich! dein Schutzgeiſt führte wohl,
Um dich von deinem Wahn zu heilen,
Dies junge ſchöne Weib dir hier in den Weg,
Deren Reize ſo hehr
Und holde Jugendblüthe
Dir bedeuten wohl mehr
Als die Schätze, die ich dir biete!

Selim.

Wohl denk' ich d'ran! Mein Herz will vor Scham drob vergeh'n!
Vor der Seele klar ſteht mein Unrecht.
Doch rede nicht davon, Margiana dir zu geben,
Eher nimm mein Leben!
Eher der Tod!

Terzett.

Amyad.

O höre!

(Margiana tritt ein und bleibt horchend ſtehen.)

Geiſterchor unter der Bühne.

Wehe, dächteſt du zu brechen
Deine Schwüre, dein Verſprechen!

Amyad.

Vernimmſt die Worte? ſie dringen bis hieher.

Selim.

Ja! doch ich ſeh' zu Füßen mir
Margiana, die zu mir flehet.

Chor, wie eben.
Ewiger Strafe verfällt,
Wer ſeinen Schwur nicht hält.

Amyad.
Hörſt du, wie ſie dir droh'n?
Kennſt du den Schwur, den ſie meinen?

Heſim.
Ja, doch ich ſeh' Margiana weinen,
Dieſer Anblick rührt mein Herz!

Chor.
Ewiger Strafe verfällt,
Wer ſeinen Schwur nicht hält.

Margiana, von den Uebrigen unbemerkt.
Weh, welches Drohen,
Ich erliege dem Schmerz!

Heſim.
Laß ſie nur drohen,
Dies Bild nur rühret mein Herz.

Amyad.
Hörſt du ſie drohen,
Immer noch wanket dein Herz?
Kennſt du die zürnenden Mächte,
Die bedrohen den, der Eidſchwüre bricht?

Heſim.
Reichet nur ſie mir die zürnende Rechte,
Und die Furcht kenne ich nicht!

Amyad.
Scheueſt du nicht die Schmach, die dich ereilet?
Verachtung nicht, die den Meineid'gen treffen muß?

Heſim.

Ein Wort der Liebe die Wunden mir heilet
Und trocknet wieder meiner Thränen Fluß.

Amyad.

Und wenn der beleidigte Geiſt dich nun in ſeiner Rache
Heimſucht mit allem Ungemache?

Heſim.

Süßen Lohn für jegliches Leid
Soll dem Duldenden dann ihr letzter Kuß gewähren
Und mich auf dem Wege verklären
Aus dem Leben zur Ewigkeit.

Amyad.

Das Geiſterreich nimmer verzeiht
Gebrochenen Eid!

Chor und Amyad.

Wehe, dächteſt du zu brechen
Deinen Eid und dein Verſprechen:
Ewiger Strafe verfällt,
Wer ſeine Schwüre nicht hält!

Heſim.

Solch unbedachtes Verſprechen,
Liebe erlaubt es zu brechen;
Die Seele in jener Welt
Nie der Strafe d'rum verfällt!

Margiana (für ſich.)

Halt ein! Will der Himmel rächen
Dies gebrochene Verſprechen,
Sei die Strafe jener Welt
Ueber mich allein gefällt.

Amyad.

Nun gut, leb' wohl! Sei frei denn!

Er will ab; Margiana tritt ihm in den Weg.

Margiana.

Verweile!

Selim.

Margiana!

Margiana zu Amyad.

Wohlan, nimm mich hin, ja ich folge!

Selim.

Nimmermehr!

Margiana.

Selim hör'! Durch eitlen Widerſtand
Errege nicht den Zorn der Geiſter.
Du ſollſt auch meinem Muth die Stärke nimmer rauben,
Denn ich opf're mich gern für dich.

Selim, ſeinen Dolch ziehend.

So höre. Gehſt du hin, ſo verblutet, ich ſchwöre,
Durch dieſen Dolch mein Leben hier.

Margiana.

O Selim!

Amyad, zu Margiana.

Sei dein Herz ohne Sorge!
(Er erhebt die Hand gegen Selim.)
Sieh hin, wie ſeiner Hand ſchon die Waffe entſinkt.
(Der Dolch entfällt Selims Hand.)

Selim, ſchwankend.

Großer Gott!

Amyad.

Schon ſinkt betäubt er hin
Und im Murmeln ſeiner Stimme verhallt das bebende Wort.

Selim.

Hab' Mitleid. (Er ſinkt betäubt auf ein Kiſſen nieder.)

Ampad.

Gegen des Zaubers Macht verſucht er noch Widerſtand.
Der betäubende Schlaf umflort jetzt ſeinen Blick.

Selim, einſchlafend.

Gnade! Margiana.

Ampad.

Er ſchläft! —
Erſt wenn du vor dem Geiſte ſtehſt,
Wacht er wieder auf. Nun ſo komm!

Margiana.

Eh' vom Gemahl ich ſcheide, dem ich vereinigt,
Noch gönne mir ein Lebewohl!

(Sie kniet vor Selim nieder.)

1. O theurer Mann, mußteſt mich preis nun geben,
Damit Reue dich nimmer traf.
Ich ziehe fort; aber dein iſt mein Leben.
Schlaf!
2. Träume von Glück ſie mögen dich umſchweben,
Dein Leiden lindre ſüßer Schlaf.
Ich ziehe fort; aber dein iſt mein Leben.
Schlaf!

Selim, ſchlafend.

Margiana!

Margiana.

Leb' wohl!

Ampad.

Komm!

Selim.

Geliebte!

Margiana.

Schlaf!

Ampad zieht Margiana mit ſich fort.

Chor der Geiſter, unſichtbar.

Oeffne dein Auge wieder dem Lichte!

Selim, nach und nach erwachend.

Welch ein Schlaf und welche Geſichte!
Ha, jetzt beſinne ich mich!

Chor.

Nimm die Bildſäule hin.

Selim.

Tod, du ſeiſt mein Gewinn!

IV. Selim, Muck.

Recitativ.

Selim.

Margiana! wo iſt ſie? — Margiana!
Du lügneriſcher Traum von Schätzen,
Dich verfluch' ich!
Und jene räthſelhafte Statue, ich will ſie ſchänden.
Ob du ſie ſei Granit, von Marmor oder Erz,
Zerſtören will ich ſie mit meinen Händen!

Muck, eintretend.

O Herr!

Selim.

Feſt iſt mein Entſchluß; ich wanke nicht, nein, nie!
Margiana iſt verloren, doch ich, ich rette ſie!

(raſch ab, gefolgt von Muck.)

Verwandlung.

Prächtiger unterirdiſcher Palaſt der Dſchinnen, mit Reichthümern aller Art angefüllt und von zauberhaftem Lichte beleuchtet. Zwölf Statuen auf reichen Piedeſtalen ſtehen im Kreiſe herum. In der Mitte der Bühne ein Piedeſtal ohne Statue.

Finale.

V. Chor und Tanz der Dſchinnen.

In der Erde Schacht
Eingeſchloſſen,
Stiller Geiſtermacht
Mitgenoſſen,
So regieren wir
Im Zauberrevier,
Bewachen die Plätze
Und hüten die Schätze,
Die der Tod verbarg
In dem Erdenſarg.
Gefürchtete Hüter
Geſpenſtiſcher Güter,
Auf, froh hingebracht
Die Freudennacht!
Eine Weile
Und die Säule
Mit dem Bilde iſt geſchmückt;
Euer Auge das Wunder ſogleich dort erblickt.
Jetzt ſchweiget,
Weil er ſich zeiget.
Selim naht
In der That,
Die Statue ſich zu holen.

Die Dſchinnen verſchwinden nach allen Seiten, bergen ſich in den Gallerien, hinter den angehäuften Schätzen. Nacht bedeckt plötzlich die Scene.

VI. Selim, Muck, ſpäter Margiana, Amyad und die Dſchinnen.

Selim.

Ja, hier iſt's!

Muck.

O mein Gott, wo führt Ihr mich denn hin?
Nicht wag' ich weiter mich in dieſer Finſterniß.
Beide ſind wir nun hin!

Selim.

So ſchweig! (Er nähert ſich dem leeren Piedeſtal)
Da iſt die Stunde. — Amyad!
Uebergib die Bildſäule nun!

Amyad.

Nimm ſie hin!

Chor, unſichtbar.

Nimm ſie hin!

Eine Statue erſcheint auf dem leeren Piedeſtal.

Muck.

Da iſt ſie!

Selim.

Ganz recht! Habt Dank!
Du Höllengabe,
Der ich mein Glück geopfert habe;
Lügenbild, das mir geblendet Herz und Blick,
Fort, und kehr' in dein Nichts, das dich gebar, zurück!

Sein bewaffneter Arm erhebt ſich, um die Statue zu zertrümmern. In dieſem Augenblick erhellt ſich plötzlich die Scene wieder; der Schleier, der die Statue deckte, fällt und Selim erkennt Margiana, die ihm zulächelt und die Hände entgegenſtreckt.

Margiana!

Margiana.

Selim!

Selim.

Du biſt's! Welch guter Geiſt noch vereinigt uns!

Amyad erſcheint als Fürſt der Geiſter; alle Dſchinnen kommen nach und nach von allen Seiten wieder hervor.

Amyad.

Ich!

Selim, Margiana.

Amyad!

Chor der Dſchinnen.

Amyad unſer Herr!

Amyad.

So zertrümmere ſie denn!

Selim.

O verzeihe!

Auf einen Wink Amyads ſchwebt Margiana von dem Piedeſtal herab und eilt in Selims Arme.

Amyad.

So nimm ſie hin, die ich dir weihe!

Im Hintergrunde erſcheint in einem ſtrahlenden Lichtkreiſe eine Gruppe Houris.

Amyad.

Ein Schatz dieſer Welt,
Viel höher geſtellt
Als Gold und Juwelen,
Den Erd' und Himmel preiſt,
Iſt der Schatz der Seelen,
Den man Liebe heißt! —
Als du Wünſche gehegt außer irdiſchen Räumen,
Führte ich den Verirrten zum Wege zurück.
Die Wirklichkeit iſt ſchön! Nun entſage dem Träumen
Und erkenne mit Dank des Lebens wahres Glück.

Margiana, Selim.

Reine Liebe, höchſtes Glück
Ward uns durch die Huld der Geiſter!

Chor.

Höchſtes Glück gaben euch die Geiſter!

Muck.

Fürwahr, der Derwiſch iſt ein Meiſter!

Alle.

Ein Schatz dieſer Welt,
Viel höher geſtellt
Als Gold und Juwelen,
Den Erd' und Himmel preiſt,
Iſt der Schatz der Seelen,
Den man Liebe heißt! —

(Schlußtableau.)

Der Vorhang fällt.

Momente.

Lied und Humor

von

C. Dräxler-Manfred.

Frankfurt a. M.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1866.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Druck von J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.

Seiner Königlichen Hoheit

dem Großherzoge von Heſſen

Ludwig III.

in Ehrfurcht und Dankbarkeit

gewidmet.

Vorhalle.

Ein Bild.

Des Mondes Silber thaute
Auf Park und Teich und Schloß,
Im Nachen mit der Laute
Da wiegt ſich ein Genoß.
Es rufen ſeine Lieder
Des Segens Fülle nieder
Auf die Geliebte ſein,
Und Töne ſüß und golden
Sie klingen zu der Holden:
Gedenkemein!

Sie aber ſitzt dort oben,
Verſenkt in Sinnen mild,
Von Mondenglanz umwoben,
Ein reizgeſchmücktes Bild.
Sie horcht den milden Tönen;
Tief in das Herz der Schönen
Zieh'n ſie entzückend ein,
Und Seufzer ſüß und leiſe
Antworten ſeiner Weiſe:
Gedenkemein!

Ein Bild des Liebelebens,
Das ſüße Opfer bringt,
Doch auch ein Bild des Strebens,
Das nach Erkennung ringt.
Die Kunſt zu allen Zeiten
Greift in die goldnen Saiten
Begeiſtrungsvoll hinein,
Und ſingt mit Luſt und Schmerzen
Den Millionen Herzen:
Gedenkemein!

Wie an's Geſtad' die Wogen
Geht an die Welt das Lied.
Ob ſie den Drang erwogen?
Ob ſie den Sinn errieth?
Er zagt vor ſeinem Richter,
Doch glücklich wird der Dichter
In tiefſter Seele ſein,
Ruft, daß er Freunde zähle,
Das Echo einer Seele:
Gedenkemein.

Die Wünſche.

Chanina, im gelobten Land
Als Gottergebener bekannt,
War gar ein frommer ſtiller Mann,
Den nie ein Mühſal beugen kann.
Er trug in wegemüdem Schritte
Voll Salzes eine ſchwere Bütte
Wohl eine Stunde weit zur Stadt,
Durch Laſt und Sonnenhitze matt.

Wie lange hatte die gebrannt!
Nach Regen lechzte rings das Land;
Jetzt endlich jagten Wolken her
Und drohten ſchon mit Tropfen ſchwer.
Da dachte an ſein Salz der Fromme,
Den Regen fürchtend, der da komme,
Und betend ſank er auf die Knie,
Daß Gott damit annoch verzieh'.

Und ſieh, das Wetter drohte zwar,
Doch ferne blieb noch die Gefahr;
Chanina kam nach Hauſe faſt,
Und ungenäßt blieb ſeine Laſt.
Da faßt um ſein Gebet ihn Reue,
Daß er, was Andre hoch erfreue
Und Segen ſei dem ganzen Land,
Um eignen Vortheil abgewandt.

Und um Verzeihung kniend fleht
Er für ſein früheres Gebet,
Und wolle Gott mit Regenſchwall
Beglücken ſeine Brüder all'.
Jetzt tritt er in ſein Hausbereiche,
Da öffnen ſich die Wolkenſchläuche,
Der feuchte Segen iſt entleert
Und, was der Fromme bat, gewährt.

Aus dieſer Kunde iſt zu ſehn,
Daß, wie auch wirr die Menſchen flehn,
Der liebe Gott doch mild und gut
Den Kindern oft den Willen thut.
Einſt liebte er die alten Frommen,
Was bei den neuen abgenommen,
Denn wenn auch deren Wunſch geſchäh',
Dann ſchöne Gotteswelt, ade!

Die falſchen Blumen.

Salamo, den hohen Weiſen,
Der der Vögel Flug und Weiſen,
Der die Well' am Meeresſtrand
Und der Sterne Lauf verſtand —

Seiner Weisheit ſtille Tiefen
Wollte eines Tages prüfen,
Schön von Leib und klug an Sinn,
Saba's ſchlaue Königin.

Tritt vor ihn mit zweien Kränzen,
Die von Farbenblumen glänzen,
Dieſer aus des Gartens Pracht,
Jener kunſtreich nachgemacht.

Soll der König unter beiden
Nun den echten unterſcheiden,
Wo die kunſtgeübte Hand
Falſchen gleich dem echten wand.

Sinnt der König ernſter Miene,
Sieht am Fenſter eine Biene
Und befiehlt es aufzuthun;
Fliegt herein die Biene nun,

Senket ſich nach kurzem Summen
Nieder auf die echten Blumen,
Und ſo löste ſich gar leicht,
Was ein Räthſel erſt gedäucht.

Lächelte der weiſe König:
„Menſchenwiſſen iſt nur wenig,
Doch allweiſe iſt Natur;
Achten wir auf ihre Spur."

„Kunſt kann niemals ſie erreichen,
Niemals ihren Werken gleichen,
Die ſie ſelber uns erklärt
Und Beſcheidenheit uns lehrt."

Der Todestag

Elieſer, der gelehrte
Rabbi, war es, der erklärte:
„Beſſere der Menſch ſich doch
Tag's vor ſeinem Tode noch."

Und die Schüler alt und junge
Horchten, was des Lehrers Zunge
Ihnen unerklärlich ſprach,
Dachten ſeinem Worte nach.

Meinten: Gern nach deinen Lehren
Würde Jeder ſich bekehren,
Wenn nur ſeinen Todestag
Ihm dein Wiſſen künden mag.

Drauf der Meiſter ungehalten
Zu den Schülern jung und alten:
„Jeder Tag des Lebens droht
Menſchenkindern mit dem Tod."

„Wann ihr endet, wißt ihr nimmer,
Denkt darum im Herzen immer:
Morgen iſt des Sterbens Zeit,
Bin ich auch dazu bereit?"

„Wer in ſolchem Sinne handeln —
Wird auch nach dem Rathe wandeln:
Beſſere der Menſch ſich doch
Tag's vor ſeinem Tode noch."

Unter dem Lindenbaum.

Unter dem Lindenbaum
Sitz' ich in wachem Traum,
Weit herum Sonnenlicht,
Ich nur im Schatten dicht,
Ueber mir Vogelſang,
Ferne her Glockenklang.
Duftiger Park umlacht
Rings mich in Sommerpracht,
Reizender Blumenflor,
Rauſchender Bäume Chor,
Lauben, vom Weſt gekühlt,
Auen, vom Fluß beſpült,
Drüben ſo mild und ſchön
Rebenumgrünte Höh'n:
Herrlich und reizgeſchmückt,
Was nur das Aug' erblickt!
Frieden und ſtille Luſt
Fühlt die entzückte Bruſt,
Sitz' ich im wachen Traum
Unter dem Lindenbaum.

Unter dem Lindenbaum
Lauſcht' ich im Schattenraum
Seelengeſpannt und lang
Was mir die Amſel ſang.
„Menſchenſohn, Menſchenſohn,“
Klagte ihr ſüßer Ton,
„Laß doch die Poſſen geh'n,
Die in der Stadt geſcheh'n;
Laß all' den Zwang und Schein
Nimmer dein Herz entweih'n;
Meide den tollen Wuſt,
Der dir erdrückt die Bruſt.
Flüchte genießend nur
Her dich in die Natur,
Sieh' ihre Bilderreih'n,
Athme den Balſam ein,
Höre der Vögel Lied —
Und in die Seele zieht
Friede und holder Traum
Unter dem Lindenbaum.“

Unter dem Lindenbaum
Träum' ich den Kindestraum,
Wo ich noch ſorgenbar,
Glücklich und fröhlich war;
Wie ich an Blumen hing,
Haſchte den Schmetterling,

Schwelgte im friſchen Grün,
Bis daß der Froſt erſchien,
Der mich ins Haus gejagt
Und mit Erwerb mich plagt.
Lange, ach, lange her
Seufz' ich im Drucke ſchwer.
Heut', wo der Wächter wich,
Schleich' ich in's Freie mich,
Träume mit naſſem Blick
Von meiner Jugend Glück,
Denke voll Seligkeit
Lange vergangner Zeit: —
Für den ſo ſchönen Traum,
Dank dir, o Lindenbaum!

Roſenloos.

Ich ging in Sommerſchwärmerei
An einem Roſenbuſch vorbei,
Ein Knöslein ſah ich d'ran erblüh'n,
Halb roſig, halb verſteckt im Grün
O Knospe — dacht' ich ſtill für mich —
Welch' Schickſal wohl erwartet dich?
Wirſt du entfalten dich in Luſt
Als Schmuck und Zierde einer Bruſt?
Wirſt du ein Schatz, wirſt du ein Raub,
Oder verwelkſt du hier im Laub?
Ach, wer das Räthſel wohl errieth',
Was mit den Roſen noch geſchieht!

Und als es Herbſt, nach Monden drei
Kam ich am Roſenſtrauch vorbei,
Daran kein Knöspchen mehr ich fand,
Noch auch den Stiel, darauf es ſtand.
Der Dornbuſch ſtreckte kahl und graue
Nach mir die ſpitzen Finger aus.
Wo blieb die Knospe zart und fein?
Was mag aus ihr geworden ſein?
Ueber die Heide ſchreit der Wind:
Wer denkt an Blumen, die nicht mehr ſind!
— Ach, wie die Roſen ſtill vergeh'n,
Wer kann das wiſſen und verſteh'n!

Herzensfriede.

Süßer als alle Ruh'
Biſt Herzensfriede, du!
Wie froh und ſorgenfrei
Dahin der Vogel fliegt
Und ſich im Blüthenmai
Auf Strauch und Blume wiegt;
So frei und glücklich ſei
Das Herz in ſeinem Mai,
Des Friedens und der Luſt
In Seligkeit bewußt.

Schaukle im leichten Kahn
Auf glatter Wellenbahn;
Sieh' wie die Roſe winkt,
An's Ufer dich zu zieh'n,
Goldfink und Amſel ſchwingt
Vertraulich ſich im Grün;
Du biſt belauſcht, umringt,
Wenn nun dein Lied erklingt:
Süßer als alle Ruh'
Biſt Herzensfriede, du!

Singe, o ſinge nur,
Singe in Wald und Flur,
Daß es die Welt vernimmt,
Wie dir die Bruſt ſo leicht,
Daß es in Lüften ſchwimmt
Und jedes Herz erreicht.
Heiter und froh geſtimmt
Wird, wer dein Lied vernimmt:
Süßer als alle Ruh'
Biſt Herzensfriede, du!

Eiferſucht.

Liebſt du eine ſchöne Frau
Und es plagt dich Eiferſucht,
Trage dieſe nie zur Schau,
Sondern halte ſie in Zucht.

Eiferſucht iſt eine Qual,
Die gar ſchmerzlich dich bewegt,
Aber, glaub' es, nicht einmal
Mitleid einer Frau erregt.

Ein Triumph nur iſt ſie ihr,
Der ihr mehr und mehr gefällt,
Und ein Zügel wird ſie dir,
Der in Sclaverei dich hält.

Wie der Liebe ſüße Frucht
Ein Beſitzthum iſt von Zwei'n,
Soll die Laſt der Eiferſucht
Nur des Mann's Geheimniß ſein.

Vom Schweigen.

Fünf Sonette.

1.

O Freund, von allem, was du haſt zu eigen
An Wiſſenſchaft und Kunſt, fehlt dir nur eine,
Doch dieſe eine wahrlich keine kleine
Und unentbehrlich vor der Welt, der feigen.
Die eine iſt die große Kunſt zu ſchweigen,
Begegnet dir im Leben das Gemeine;
Naht Bosheit dir und Dummheit im Vereine,
Die ungetrübte Miene ihr zu zeigen.
Dazu gehört Verwinden und Beſinnen,
Den Blick zu zügeln, daß er nicht erzürne,
Und allen Funken in der Seele drinnen
Ein Dach zu wölben aus der glatten Stirne,
Daß keine Runzel ihr abzugewinnen
Die Welt vermag, die abgefeimte Dirne. —

2.

Elendes Schauſpielthum, nur zu erlauben,
Um vor Eindringlingen ſich zu erretten
Des freien Geiſtes freie Arbeitsſtätten:
Geſinnung, Urtheil, Liebe, Haß und Glauben.
Wenn man ſie kennte — würde man ſie rauben,
Um dies zu beſſern, jenes auszuglätten,
Beladen deine Seele bald mit Ketten
Und zur Erbärmlichkeit herab ſie ſchrauben.
Ja, wag' es nur und zeige deine Meinung,
Man ſchreibt in Kurzem dir den Wanderzettel
Und hindert dich an jeglicher Vereinung.
O Freund, die Welt mit ihrem ganzen Bettel
In der privilegirteſten Erſcheinung
Iſt eine unverſchämte Sündenvettel! —

3.

Doch dieſes Schweigen, dieſes Anſichhalten
Iſt eine Kunſt, die ſchmerzlich nur zu fühlen:
Die Fänge in die Bruſt ſich ſelber wühlen,
Die beſſer Fratzen Anderer zerkrallten;
Den heißen Zorn aus all' den tiefen Falten
Der rothen Stirne ſorgſam weg ſich kühlen,
Und Einhalt edlen eigenen Gefühlen
Gebieten vor erbärmlichen Gewalten, —

Das iſt ein Kampf voll ſtiller Niederlagen,
Die heimliches Verbluten oft bedeuten,
Ein Kampf, in dem der Sieg nur ein Entſagen;
Und wenn darin Trophäen zu erbeuten,
So ſind es die, darum du zu beklagen:
Die Welt zählt dich zu den charmanten Leuten.

4.

O wie beneid' ich oft aus ganzer Seele
Die ſeltenen urkräftigen Naturen,
Die im gerechten Zorn dazwiſchen fuhren,
Derweil ich mich mit ſtillem Zwange quäle.
Nicht ängſtlich, daß darum die Welt ſie ſchmäle,
Verbergen ſie nicht ihre That und Spuren
Und packen die erboßten Creaturen
Mit krafterprobten Fäuſten an der Kehle.
So recht, wer's kann! Im Zimmer lehnt der Degen
Und über'm Bette hängt ein Paar Piſtolen,
Um derbes Wort noch derber auszulegen;
Er ſchreit, wenn ſchleichend ſie auf leiſen Sohlen
An ſeine Thür das Ohr zu lauſchen legen:
Der Teufel ſoll all' die Hallunken holen!

5.

Doch die im Netz der Rückſicht ſind gefangen,
Die in Familie, Land und Exiſtenzen
Als feſtgeſteckten Pfählen ein ſich ſenzen,
Sind in der Allgemeinheit aufgegangen.

Nur durch ein äuß'res Martyrthum entgangen
Der frechen Welt und ihren Inſolenzen,
Beſchützt dies Opfer ihre innern Grenzen,
Wo ſie zur Geiſtesthätigkeit gelangen.
Die müſſen jetzt ſich Schweigen auferlegen,
Um ſtill zu ſchaffen und in ſpätern Zeiten
Mit ihrem Werk die Beſſern anzuregen.
Sie müſſen ſtumm jetzt durch die Menge ſchreiten,
Und kommt ein ſolcher Mann dir ſtill entgegen,
So neige, Freund, dich vor dem Eingeweihten.

Eine Erinnerung

November 1858.

Wie ſchön, da nun der Schnee ſein Wintertuch
Auf dich gelegt aus dichten Silberfaden,
Zurück zu eilen im Gedankenflug
Zu deinem jüngſten Blüthenſchmuck, Wiesbaden.

Das war ein Feſt! Schon trat der Herbſt heran,
Doch gab er zweite Blüthen deinen Bäumen,
Und wie ein Zauber war dir's angethan,
So ſcharten Blumen ſich in deinen Räumen.

Das kam von Bergſtraß', Neckar, Rhein herbei
Und knüpfte ſich zu prächtigen Guirlanden —
Du ſelbſt bereicherteſt ſie vielerlei —,
Die den Altar der Muſe ſchön umwanden.

Du ſchmückteſt ſinnig dich in froher Haſt
Und ließeſt rings die Freudenfahnen wehen,
Noch mehr, du ließeſt den entzückten Gaſt
Dein heitres Herz und deine Liebe ſehen.

Und in dem Tempel, den du raſch erbaut,
Zu huldigen dem Gotte des Geſanges,
Erſcholl das Bundeslied, ein Jubellaut,
Erhabenen und feierlichen Klanges,

Ein Jubellied, ein mächtiger Accord,
Von deutſcher Kunſtbegeiſterung getragen,
Die treu gepflegt und an ſo liebem Ort
Hier neue ſtarke Wurzeln hat geſchlagen.

Und die vereinigt ſich im Dienſt der Kunſt,
Verbrüderten ſich in Genuß und Freuden
Und ſchwelgten in des Augenblickes Gunſt,
Die roſig weiß das Leben zu bekleiden.

In alter Zeit bei fürſtlichem Gelag
Sprang auf dem Markte Wein zu Aller Wonnen:
Jetzt ſprudelte reich fließend Tag für Tag
Aus unerſchöpftem Quell dein Freudenbronnen.

Es jubelte von deinen Höhen laut,
Wo ſich die Reize der Natur entfalten,
Es ſpiegelte dein Weiher dicht und traut
Viel tauſend ſchönheitſtrahlende Geſtalten.

Es wogte hin in deinem Marmorſaal,
Sich in des Tages Zauber zu berauſchen,
Es drängte zu Thalias Kunſtportal
Euterpes Melodien zu belauſchen.

Am Tage Glanz und milder Sonnenſchein,
Ein zweiter Frühling, wo rings Roſen blühen,
Des Nachts ein Meer von Licht und Flammenſchein
Und luſtiger Raketen Feuerſprühen.

Allum die Freude — und nicht außen bloß,
Auch innen in den Häuſern, in den Herzen,
Wo Fremd und Heimiſch ineinanderfloß
Und Freundſchaft knüpfte unter Luſt und Scherzen.

O Wonnetage! An ihr heitres Glück
Sollſt du in ſpäten Jahren noch gedenken,
Wie ſchöne Weiber gern den Seelenblick
Zurück zu ihrem Hochzeitsfeſte lenken.

Ihr Bild hängt an der Wand, die Brautgeſtalt
Voll Anmuth, Jugendreiz und Liebesgnaden: —
Das deine hab' ich treulich hier gemalt,
Du liebes, unvergeßliches Wiesbaden!

Tändeleien.

1.

Des Himmels wahrer Segen iſt
Ein ſchönes Weib,
Der volle Schöpfungszauber fließt
Um ihren Leib.

Die Stirne glänzt ſo wunderbar,
Das Auge flammt,
Darüber ſchwillt das reiche Haar
Wie weicher Sammt.

Die Wange blühet, wenn ſie lacht,
Von Luſt erregt,
Als Roſenbeet, deß holde Pracht
Ein Wind bewegt.

Es lockt die Lippe, ſchweigt ſie ſtill,
Zum ſüßen Kuß,
Und ſpendet ſprechend, wenn ſie will,
Glück und Genuß.

Der Formen Reiz und Herrlichkeit
Umſtrickt den Sinn
Und reißt dich ihr in Trunkenheit
Zu Füßen hin.

Ihr Herz, — o hebe du den Schatz,
Der ſtreng bewacht,
Und fand an ihm das deine Platz,
Zum Gott dich macht.

2.

Der Vogel im Bauer
Er mauſerte lang,
Er hatte nur Trauer,
Und keinen Geſang;
Jetzt zwitſchert er leiſe,
Verſucht ſeine Weiſe
Und ſiehet mich an,
Als wollte er ſagen:
Ich will wieder ſchlagen,
Haſt du noch Behagen
Wie früher daran.

Ich ſelber, ich fühlte
Im Herzen mich krank,
Die Wunden ach, kühlte
Kein Troſt, kein Geſang.
Noch iſt es, wie eher,
Doch näher und näher
Rückt Liederluſt an,
Will aus deinen Zügen
Geſange ſich fügen,
Haſt du noch Vergnügen
Wie früher daran.

Der Vogel er lauſchet,
Ich nicke ihm zu,
Sein Lied es umrauſchet
Mich ſchmetternd im Nu.
Doch Niemand ach, ſagte,
Als ſelber ich fragte:
So ſinge nur zu! —
Nicht foltre und quäle
Die leidende Seele
Und öffne die Kehle
Dem Singenden du!

3.

Du holdes Weſen,
In deinen Blicken
Liebe zu leſen,

Glück und Entzücken
Müßte das ſein!
An's Herz dich drücken,
Von deinen Lippen
Seligkeit nippen —
Ach, einen Himmel
Schlöſſe das ein!

Nicht kann ich ſagen,
Wie ich dich liebe,
Mit Blicken klagen
Kann ich die Triebe
Und Wünſche allein;
Ach, und ich ſchriebe
Mit langen, ſüßen
Und heißen Küſſen
Sie deinem Herzen
Am liebſten ein.

Vom Liebespfeile
Erleid' ich Wehen,
Statt daß ich heile,
Muß ich vergehen, —
O ſei nicht von Stein!
Eile, o eile,
Heile die Wunde
Mit deinem Munde,
Du ſchöner Engel,
Und werde mein!

4.

Wenn du wüßteſt,
Wie ich dich verehre:
Denn du biſt es,
Die ich heiß begehre;
Deine Züge lachen
Mir in Traum und Wachen,
Deiner Augen Schein
Dringt mit ſüßem Feuer
Ach, ſo lieb und theuer
Mir in's Herz hinein.

Immer möcht' ich
Deiner nur gedenken,
Blumen flecht' ich,
Um ſie dir zu ſchenken;
Harre mit Entzücken,
Daß ich dich erblicken,
Dich vernehmen ſoll,
Daß ich dir es ſage,
Was ich in mir trage
Lieb'- und ſehnſuchtsvoll.

Holde Sterne
Sind mir deine Augen,
Möchte gerne
Glück aus ihnen ſaugen;

Aber Glück gewähren
Und zum Gott verklären
Kann dein Herz allein:
Schlägt mir das entgegen,
Dann iſt aller Segen
Und der Himmel mein.

5.

Du biſt ſo ſchön wie Keine,
Du biſt die Holde, Reine,
Voll Reiz und ſüßem Schmuck;
In's Auge dir zu blicken
Iſt Wonne und Entzücken
Und Glück dein Händedruck.

Die Herrlichkeit der Jugend,
Die Krone ſtiller Tugend
Sie zieren dich ſo ſchön.
Entzückt von deinem Bilde,
Bet' ich dich an, du Milde,
Seitdem ich dich geſeh'n.

Du biſt's, an die ich denke,
In die ich mich verſenke
Im Wachen und im Traum;
Mein Herz und all' mein Sinnen,
Es will nur dich gewinnen,
Es hat für dich nur Raum.

Ich lauſche dein'n Zügen,
Kein Glück kann mir genügen,
Als welches du mir giebſt;
O flüſtre mir die Kunde
Mit deinem Engelsmunde,
Daß du mich wieder liebſt!

6.

Im Walde friſch und grün
Gabſt du mir einen Kuß,
An den ich immerhin
Gedenken will und muß.

Die Wipfel röthete
Das helle Sonnengold,
Der Vogel flötete
Sein Lied ſo ſüß und hold.

Ein Lüftchen ſäuſelte
So mild und wunderbar,
Es trug und kräuſelte
Dein braunes Lockenhaar.

So ſchön erſchienſt du mir
In deiner Jugendpracht
Und in dem Reiz, den dir
Der Wald noch zugebracht.

Es ſtrahlte dein Geſicht,
Es leuchtete dein Blick,
Ich las in ſeinem Licht
Mein ſtilles Liebesglück.

Im Walde friſch und grün
Gabſt du mir einen Kuß
An den ich immerhin
Gedenken will und muß.

7.

Dein gedacht' ich täglich,
Weil du mir unſäglich
Lieb und theuer biſt;
Ach, um die Entfernte
Seufzt' ich ſtill und lernte
Was Entbehrung iſt.

Spähte nach dem Stübchen,
Wo mein ſüßes Liebchen
Oft ich heimgeſucht;
Doch vergebens ſtand ich
Denn betrübt nur fand ich
Spuren deiner Flucht.

Schlürfteſt du Vergnügen
Auch in vollen Zügen,
Hab ich doch gewußt,
Daß trotz weiter Meilen
Meiner du zuweilen
Doch gedenken mußt.

Nun du wieder da biſt,
Meinem Herzen nah biſt,
Jubelt laut mein Sinn;
Alle Pulſe ſchlagen,
Alle Blicke ſagen,
Daß ich glücklich bin.

Sehen dich und grüßen,
Sprechen dich und küſſen,
Tröſtet Leib und Geiſt;
Eines nur noch fehlte,
Süße Auserwählte,
Ach, du weißt -- du weißt!

Nachbildungen.

1. Meluſine.

Friſch wie die junge Frühlingsroſe,
Weiß wie die Lilie und zart.
Iſt ſie die Schöne, Makelloſe,
Von Anmuth und von Reiz umſchart.
Was braucht ſie erſt des Zaubers Tücken,
Damit die Herzen ſie bezwingt?
Warum mit Höllenkunſt berücken,
Was ihrer Schönheit ſchon gelingt?
Der Himmel zürnt, den ſie betrübte,
Und d'rum im Morgengrauen früh
Erblickt der Arme, der ſie liebte,
Statt ſchön als Weib, als Unhold ſie.
Nicht treib' ihn das Erkühnen
Zum Walde hin: es droht
Ihm dort von Meluſinen
Die Liebe und der Tod!

Dem Zauber hat ſie ſich ergeben
Und hauſt im düſteren Palaſt;
Doch wenn die Schatten ſich erheben,
Nimmt ſie im Walde ihre Raſt.
Hier folget Alles ihren Worten,
Sie iſt die Herrin des Gebiet's,
Das Echo ſingt an tauſend Orten
Die Zauberklänge ihres Lied's;
Und weh dem Wanderer — erblickte
Er plötzlich dort die ſchöne Fee,
Die Herz und Auge ihm beſtrickte
Durch ihren Reiz und ihre Näh'!
  Nicht treib' ihn das Erkühnen
  Zum Walde hin: es droht
  Ihm dort von Meluſinen
  Die Liebe und der Tod!

2. Provençaliſcher Zweigeſang.

Sie. So duftig iſt der Luft Gekoſe,
Der Vogel ſchläft im weichen Mooſe,
Geſchützt von grüner Waldeswand.
Hernieder ſenkt die Nacht den Schleier,
O ſieh, am Himmelsrand
Der Liebe Stern in holdem Feuer
Iſt hell entbrannt.

Er. O Magali, ſei du die Meine,
Entflieh mit mir zum ſtillen Haine,
Uns birgt der Bäume grüne Wand.
Hernieder ſenkt die Nacht den Schleier,
Dein Blick, ſo hold entbrannt,
Iſt heller als der Sterne Feuer
Am Himmelsrand.

Sie. Nein, nein! Dem Vogel will ich gleichen,
Auf raſchen Flügeln weiter ſtreichen;
Geh du zum Walde nur allein!

Er. Flieh denn, bis müde deine Schwingen,
Du ſcheues Vögelein,
Der Vogelſteller fängt in Schlingen
Und Netz dich ein.

Sie. Die Freiheit mir zu wahren ſinn' ich:
Ich bin die Wolke.
Er. Wind dann bin ich,
Schnell hol' ich dich am Himmel ein.
Sie. So bin ich Veilchen denn und drücke
Mich in den Rain hinein.
Er. Zu Liebe dir will gern ich Mücke
Und Falter ſein.

Sie. Dann tret' ich in des Kloſters Orden.
Er. Bin dein Gebetbuch dort geworden
Und tröſte deine Seelennoth.
Sie. Wenn ich auch dort nicht Frieden habe,
So rettet mich der Tod.
Er. Ich werde dann zum ſtillen Grabe,
Das Ruh' dir bot.

Zuſammen.

Sie. Du liebſt mich, ja, ich bin die Deine,
Entfliehen wir zum ſtillen Haine,
Uns berge ſeine grüne Wand.
Hernieder ſenkt die Nacht den Schleier
O ſieh, am Himmelsrand
Der Liebe Stern in holdem Feuer
Iſt hell entbrannt.

Er. O Magali, ſei ganz die Meine,
Entflieh mit mir zum ſtillen Haine,
Uns birgt der Bäume grüne Wand.
Hernieder ſenkt die Nacht den Schleier,
Dein Blick, ſo hold entbrannt,
Iſt heller als der Sterne Feuer
Am Himmelsrand.

In's Kaiſer-Album.

Januar 1854.

Jung, heldenhaft, ein edler Sproß
Vom herrlichen Cäſarenſtamme,
Im Buſen der Begeiſtrung Flamme
Für Alles, was da ſchön und groß,
Der Völker Hort, die mit Vertrauen
Empor zu ſeinem Throne ſchauen:
So zeigt dem Blick ſich wonneſam
Der kaiſerliche Bräutigam.

Und lieblich wie ein Maientag,
Geſchmückt mit aller Reize Blüthe,
Anmuth in Zügen und Gemüthe
Und Güte jeder Herzensſchlag,
Ein Roſenknöspchen hold erſchloſſen,
Ein Engelsköpfchen lichtumfloſſen:
So grüßt der Völker Jubellaut
Die wunderholde Kaiſerbraut.

O gottgeſegnet ſchönes Paar,
Was Größ' und Seligkeit hienieden,
Es iſt zur Zierde ihm beſchieden
Und leuchtet ihm am Brautaltar:
Ein Schmuck dem höchſten deutſchen Throne,
Im Glanz der alten Kaiſerkrone,
Die ſtolze Pracht der Majeſtät
Durch eignen Tugendwerth erhöht.

Und Liebe iſt das goldne Band,
Das die Erhabenen verbindet,
Liebe die Herzen raſch entzündet
Und Roſen zaubert rings im Land;
Sie ſteigt ein lichter Götterbote
Herab im ſanften Morgenrothe
Und ſtrahlet ihren Widerſchein
In alle Gaue weit hinein.

O kaiſerlicher Herr, dies Licht,
Das Liebe nun vom Thron verbreitet,
Sieh wie es in die Ferne gleitet
Auf manch ein kummervoll Geſicht;
O mach' es, deinem Glück entfloſſen,
Dort wo der Reue Dornen ſproſſen,
Der Hoffnung wunderthätig Grün
Und der Verzeihung Roſen blüh'n!

Oeſterreichs Kaiſerpaar.

August 1854.

In ſchweren düſtern Tagen
Ein Sonnenblick ſo klar,
Dem alle Herzen ſchlagen,
Biſt du erhabnes Paar;
Elektriſch zuckt die Freude
Durch Aug' und Pulſe da,
Wenn ſolche Augenweide
Der frohe Blick erſah.

Dein Auge klar und offen,
O kaiſerlicher Held,
Vertrauend hat ihr Hoffen
Die Welt darauf geſtellt;
Und Sie, der Gott die Güte
Und Schönheit reich verlieh,
Iſt aller Frauen Blüthe
An Huld und Poeſie.

Du tapfer, fromm und mächtig,
Dem Recht ein ſtarker Hort,
Für Aller Wohl bedächtig,
Geehrt in Süd und Nord;
Und Sie wie eine Roſe,
Die duft- und reizgewiegt
Mit [illegible]bendem Gekoſe
Sich an den Lorbeer ſchmiegt.

Begeiſtrung und Vertrauen
Folgt allenthalben Dir,
Und mit Entzücken ſchauen
Die Völker auf zu Ihr.
Bewegte Stimmen ſchallen
An Donau, Elb' und Rhein,
Und alle Herzen fallen
Mit „Gott erhalte" ein.

Für Oeſterreich.

Februar 1859.

Mein Oeſterreich, mein Vaterland,
Dem meine Seele zugewandt,
Ein Ruf der Liebe und ein Schrei
Gerechteſter Entrüſtung ſei
Vom fernen Sohn dir zugetragen,
Da falſche Freunde, ſchlau und ſchlecht,
Dein gutes, bluterkämpftes Recht
Argliſtig zu bedrohen wagen.

Kaum daß nach mühevoller Zeit
Lorbeer und Palme dir gedeiht;
Kaum daß der Liebe milde Hand
Die Wunden heilte und verband,
Die böſer, langer Streit geſchlagen;
Kaum daß die Volksbegeiſterung
Zur Größe und zum Geiſtesſchwung
Dich mächtig hat emporgetragen:

Da kommt der Neid, dem du ein Dorn,
Umſchleichet dich in ſeinem Zorn,
Liebäugelt mit der Meuterei
Und meint, der Feigen Angſtgeſchrei
Es ſoll zum Weichen dich bewegen,
Und ſchürt in deinem Innern Brand,
Um dann die räuberiſche Hand
Frech an dein Eigenthum zu legen.

Das iſt der Dank, o Kaiſerpaar,
Daß du zur Stunde der Gefahr
Eroberung und Eiferſucht,
Die ſich in ſchlechtem Kampf verſucht,
Zur Ruhe und Erkenntniß brachteſt,
Daß kräftig du mit That und Wort
Europas heil'gen Friedenshort
Mit ungebeugtem Muth bewachteſt.

Doch ſolche That vergißt ſich nicht,
Weil die Geſchichte Zeugniß ſpricht:
Die mahnet an dein gutes Recht
Das friedenſehnende Geſchlecht,
Für das du ſtandeſt ohne Wanken;
Und Liebe, Treu' und Redlichkeit
Steh'n jetzt zu dir und ſind bereit
Die Ritterdienſte dir zu danken.

Stark. Gott ſei Dank, du biſt es ja,
Und Freunde ſind ringsum dir nah';
Dein iſt ein Kaiſer echt und wahr,
Der groß in Krieg und Frieden war,
Und Weisheit wohnet bei dem Starken;
Ehrfurchtgebietend für die Welt,
Mit Macht und Glanz das Haus beſtellt,
So ſtehſt du feſt in deinen Marken.

Du ſtehſt — Gott ſchütze dich darin!
Doch zwingen ſie dich auszuzieh'n,
Dann wettre nieder du den Feind,
Der zu beſchleichen dich gemeint
Und der des heil'gen Friedens ſpottet;
Zieh' aus, indeſſen hinter dir
Sich um das alte Reichspanier
Die treue, ſtarke Nachhut rottet.

Noch gelten Recht und Redlichkeit,
Und nur im Friedensſtrahl gedeiht
Was ausgeſä't der Welt zu Nutz:
Du biſt des Friedens ſtarker Schutz,
Gott wird ſo treuen Wächter ſegnen;
Und wo dein Auge um ſich blickt,
Wenn die Entſcheidung nahe rückt,
Wird es Verbündeten begegnen.

Dem Großherzog von Heſſen.

1. Zum 9. Juni 1856.

Der neunte Juni, diesmal doppelt hehr —
Ein halb Jahrhundert wird ſein Feſt begangen —
Verſammelt die Glückwünſchenden umher,
Die zu begrüßen Dich, o Herr, verlangen.
Ein Jeder ſpricht den Wunſch nach ſeiner Weiſe,
Ein Wort des Herzens, Dir zu Ruhm und Zier,
Und meiner Bruſt entſchlüpft's bewegt und leiſe:
Gott ſegne Dich — ich danke Dir!

Wohl weiß ich, was dem königlichen Herrn
Gebührt, vor dem ich ehrfurchtsvoll mich neige,
Doch zürnſt Du nicht, wenn ich dem Menſchen gern
Mein Herz in ſeinem ganzen Weſen zeige;
Dein Herz hat mich auch wieder aufgerichtet,
Als unverdientes Unglück kam zu mir;
D'rum ſag' ich gern, wie Dir mein Herz verpflichtet:
Gott ſegne Dich — ich danke Dir!

Das Dankgefühl in einer treuen Bruſt
Wohl iſt und bleibt das ſtärkſte der Gefühle,
Es gibt den Willen, gibt die Kraft und Luſt
Voranzuſtreben zum erſehnten Ziele.
Mein Ziel iſt, Deine Gnade zu verdienen;
D'rum ſchreib' ich freudig es auf mein Panier,
Und deutlich leuchtet es in meinen Mienen:
Gott ſegne Dich — ich danke Dir!

Ja, dieſes Feſt, das Tauſende vereint,
Um Liebe Dir und Ehrfurcht zu bezeigen,
Gebete macht und Wünſche, treu gemeint,
Es für Dein Heil empor zum Himmel ſteigen;
Es kündet laut, wie Dir die Herzen ſchlagen,
Wie ſie den Vater ſegnen für und für;
Doch herzlicher als ich kann Keiner ſagen:
Gott ſegne Dich — ich danke Dir!

2. Die Ludewigsſäule.

14. Juni 1853.

In duftig milder Juninacht,
Bevor der Freudentag erwacht,
An dem vor hundert Jahren Ihn
Zuerſt das Licht der Welt beſchien,
Da nahen hold und feierlich
Drei Feeen ſeiner Säule ſich,
Sie ſchweben alle drei hinan,
Wie lebend ſie umſchwebt den Mann.

Drei Liebesfeeen ſind es wohl
Und vielbedeutend als Symbol:
Die Erſte, mild von Angeſicht,
Volksliebe iſt's, wer kennt ſie nicht!
Mit ernſten Mienen dann die Zweit',
Die Liebe der Gerechtigkeit,
Und die ſo ſchwärmend blickt empor,
Kunſtliebe iſt die Dritt' im Chor.

Wie ſegnend ſchweben jetzt die Drei
An dem ehrwürd'gen Haupt vorbei,
Und ſieh, wo ihre Hand geweilt
Da wird die Nacht vom Licht zertheilt:
Dicht ob des alten Herren Stirn
Erglänzt ein dreifaches Geſtirn,
Die Strahlen wunderbar und rein
Leuchten in jedes Herz hinein.

Die Sterne flammten — und die Fee'n
Sah leiſe dann in's Schloß ich geh'n;
In ſeinen Räumen ſind zu ſchau'n
Gar oft wohl dieſe weißen Frau'n.
O mögen ſie ſo bald nicht ruh'n,
Viel haben ſegnend ſie zu thun
Und zünden, wie voreinſt dem Ahn,
Dem Enkel jetzt die Sterne an.

3. Künſtler-Toaſt.

Wenn Jene, die zur Mimenkunſt gehören,
Beiſammen ſind, ſei's nun der Kunſt zu Ehren,
Sei's in geſelliger, vergnügter Ruh,
So wenden ſich, gedrängt von Einem Triebe,
Die Herzen voll Begeiſterung und Liebe
Einem erhebenden Gedanken zu.

Und der Gedanke, aus der Seele Allen,
Er gilt dem Herrn, der in des Tempels Hallen
So reiche Opfer bringen läßt der Kunſt;
Der ihrem Ernſt und ihren leichten Scherzen
Ein Gönner iſt mit liebevollem Herzen
Und ihren Jüngern ſpendet milde Gunſt.

Dem edlen Fürſten, Der mit heitern Zügen
Genießt der Künſte göttliches Vergnügen,
Und Der, ein Schutzherr von erhabner Art,
Dem Künſtler bietet ein geſichert Leben,
In dem allein ein würdig edles Streben
Und ſchöne Thätigkeit ſich offenbart; —

Dem Fürſten, dem ein jegliches Gemüthe,
Den Liebesaltar baut, und Deſſen Güte
So mild und gnädig alle uns bedacht, —
Ihm ſei von Künſtlern, die Ihn tief verehren,
Und die nach Seiner Gnade nur begehren,
Aus voller Bruſt ein feurig Hoch gebracht.

1. Zur Gedächtnißfeier des fünfzigjährigen Beſtehens des Großh. Hoftheaters.

23. Mai 1860.

Es ändert ſich die Zeit und wandelnd zieht
An Menſchenwerken ſie vorüber;
Doch Gutes wurzelt feſt und Schönes blüht,
Wenn auch die Tage ernſt und trüber.
Und bis er da ſo ſteht der ſtarke Baum,
Der kräftig Zweige trägt und Früchte —
Wie wunderbar und wechſelnd wie ein Traum
War ſeine ganze Stammgeſchichte!

Ein Gleiches iſt es mit der edlen Kunſt
Hier an Thaliens Altarſtufen: —
Durch eines großen Fürſten Wink und Gunſt
In's Leben zaubergleich gerufen,
Entfaltete ſie raſchen Ruhm und Glanz,
Weil das Talent die Huld beglückte,
Und ward ein ſchönes Blatt im großen Kranz,
Der ihres Schöpfers Stirne ſchmückte.

Er ſchied — mit ihm die erſte goldne Zeit,
Und leiſe kamen nun die Tage,
Wo Sturm den ſchönen Muſenbaum bedräut,
Der Sturm der ernſten Lebensfrage.
Erhaltung nur und Duldung war das Loos,
Um das die Kunſt ſich da bemühte,
Und das gewährte mild und ſeelengroß
Ihr wieder edle Fürſtengüte.

So kam die Zeit des Glückes ihr heran,
Sie durfte friſch empor ſich raffen
Und in der eingeräumten Ehrenbahn
Mit froher Kraft und Liebe ſchaffen;
Denn Huld und Gnade ſah herab vom Thron,
Das Streben fühlte ſich gehoben,
Und wenn es emſig ſchuf, ſein ſchönſter Lohn
War die Zufriedenheit von oben.

Sieh, da erweiterte ſich raſch das Feld
Der Breter, ſo die Welt bedeuten:
Was deutſche Kunſt und fremde ausgeſtellt,
Es durfte wechſelnd ſie beſchreiten;
Wie Dicht- und Tonkunſt, Malerei und Tanz
In ſchönen Bildern ſich vereinen,
Das ſollte jetzt getreulich und mit Glanz
In ihrem Rahmen reich erſcheinen.

Wie mannichfaltig gegen ehedem!
Großartiges erſchaffen Geiſter.
Die Mode ſelbſt erſinnet manch Problem
Und Wunderbares ſchöpfen Meiſter;
Die Bühne ward zur holden Zauberei,
Die Künſte haben Feenlaunen,
Die Nähe und die Ferne ſtrömt herbei
Die ſchönen Wunder zu beſtaunen.

Talente ſteh'n von froher Luſt bewegt
Und doch beklommen dort verſammelt,
Sie fühlen Geiſt und Phantaſie erregt,
Doch bebt das Herz, die Zunge ſtammelt;
Es fühlt ſich jedes einzelne bezirkt
Und weiß beſcheiden zu erkennen,
Daß, nur wenn Alles treu zuſammenwirkt,
Das Schöne ſie erreichen können.

Vereintes Wirken und Zuſammenklang
Und reges eifriges Vollbringen,
Das iſt der rechte tiefgefühlte Dank,
Den ſie dem hohen Gönner bringen,
Den ehrfurchtsvoll der Muſe Wort begrüßt,
Weil Er mit milden heitern Zügen,
Ein echter Mediceerfürſt, genießt
Der Künſte göttliches Vergnügen.

Das iſt der Jubelfeier wahrer Sinn,
Von Muſenjüngern heut begangen:
Ein Dank in Thaten für den Hochgewinn,
Den reichlich ihre Kunſt empfangen;
Anregung Jedem noch für ſpäte Zeit
Und für begeiſterte Gebilde,
Und in den Herzen, voll von Freudigkeit,
Die Loſung: Ludwig und Mathilde.

Dem Prinzen Alexander von Heſſen und bei Rhein.

25. Juli 1859.

Das war in Juli's Mitten
Am Tag, der dich gebar,
Der du ſo kühn geſtritten
Im Kampfe der Gefahr,
O Prinz, da dachten Viele
Des Lorbeers, der dich ſchmückt,
Und jener blut'gen Spiele,
Wo du ihn dir gepflückt.

Sie dachten dein begeiſtert,
Weil jeder hohe Held
Der Seelen ſich bemeiſtert
Und ſie mit Freude ſchwellt,
Die jubelnden Gebrauſes
Und liebend dich begrüßt,
Weil ihres Fürſtenhauſes
Ein edler Zweig du biſt.

Mein Jubel war ein gleicher,
Doch tiefer der Akkord:
Es hat der Oeſterreicher
Für dich ein andres Wort;
Er ſpricht's zu dir, in Thränen
Noch um ſein Vaterland
Und ob des dort Geſcheh'nen
Von Trauer übermannt.

Prinz, ſagt er, Gottes Segen
War mit dir im Gefecht,
Weil du, ein edler Degen,
Geſtanden zu dem Recht;
Weil, ritterlicher Krieger,
Für's Recht du dich bewehrt,
Das ſtets die Welt als Sieger,
Selbſt unterliegend, ehrt.

Du ſtandſt zu Oeſtreichs Fahnen,
Weil es dein Geiſt erwog,
Daß dahin Herz und Mahnen
Die deutſchen Fürſten zog;
Du ſtandſt, wo Andre fehlten,
Und biſt — nur Wenige ſind's —
Einer der Auserwählten,
Ein echter Heſſenprinz.

Du fochteſt mit Löwengrimme
Und ſä'teſt ringsum Tod,
Bis Gottes Donnerſtimme
Einhalt dem Kampf gebot;
Bis vor ihr auseinander
Der Knäul der Schlachten ſtob:
Der Namen Alexander
Jſt d'rum dein Heldenlob.

Du ſchützteſt unſern Kaiſer
Mit kühnem Herzensdrang,
Als dichter ihn und heißer
Der blutige Gräul umrang;
D'rum jubeln Millionen
Den Helden dankend an,
Deſſ' That nur Gott belohnen
Und ſein Bewußtſein kann.

Und wie ein Held in Schlachten
Warſt du's dem Frieden auch:
Dein Wirken und dein Trachten
Erweckte ſeinen Hauch;
Dein ſchönes Werk, es glückte
Und bahnte den Vergleich:
Die Hand, die Lorbeern pflückte,
Trug auch den Palmenzweig.

Die Hand, ich möchte ſie küſſen,
Die meinen Kaiſer geſchützt,
Und jubelnd den Mann begrüßen,
Der den Friedensbau geſtützt,
Doch nicht im ſchwachen Gedichte,
Zu ärmlich iſt's und klein:
Dir wird einſt die Geſchichte
Die würdige Muſe ſein.

Dem Wiedererbauer der Wartburg.

Die Wartburg ſchien an „warten“ zu erinnern:
Sie wartete und hoffte lang,
Ruine außen, Trümmerwerk im Innern,
Bis ihr der Auferſtehung Ruf erklang.

Großthaten fordern einen Alexander —
In Waffen ehmals, jetzt an Geiſt —,
Auch für des Springers kühne Burg erſtand er,
Der ſie in neuer Pracht erſtehen heißt.

Ein Denkbau großer kraftbewegter Tage,
Ein Denkbau neuem Glaubenslicht,
Wallhalla Thüringens, belebt von Sage
Und Weltgeſchichte, ſelbſt ein Steingedicht.

Baukunſt und Malerei und Bildnerhände
Erneuten alte Herrlichkeit,
Die hier ein wahrer Fürſt als edle Spende
Der Gegenwart zur Kräftigung geweiht.

Da wird ſie ſteh'n ein Denkmal großer Ahnen,
Ein Denkmal großer Glaubensthat
Und auch des Fürſten, der auf ſeinen Bahnen
Gepflegt des Geiſtes und der Künſte Saat.

Denn das Bedürfniß aus zur That zu prägen,
Das hier begeiſtert an die Vorzeit denkt,
Verdient daß ſich des Lorbeers grüner Segen
Auf ſeine goldne Fürſtenkrone ſenkt.

An Niemann.

Dem Manne, der in ſeiner Bruſt
Ein Peru hat von Tönen,
Und was noch größ're Luſt — ein Herz
Die Schätze zu verſchönen;

Dem Künſtler, der wohl nicht mit Recht
Als Niemann wird geprieſen,
Weil grade er ſich ganz und echt
Als immer Mann erwieſen;

Dem Sänger, der als wahrer Held
Erſcheint und ſingt und ſiegt
Und dem das Herz der ganzen Welt
Entzückt entgegen fliegt;

Dem Sänger deutſcher Einigkeit,
Den hoch die Fürſten ehren
Und den entzückt zu gleicher Zeit
Die Völker auch begehren;

Dem Freunde, der nur durch ſein Geh'n
Die Städte traurig macht,
Ihm ſei auf baldig Wiederſeh'n
Ein freudig Hoch gebracht.

Beim deutſchen Schaumwein.

Herrn Burgeſſ in Hochheim gewidmet.

Ihr trinkt ſo gern vom Brauſewein,
Ihr ſchlürft ſo gern den Perlenſeim
Und holt ihn von Paris,
Der deutſche doch von Main und Rhein
Iſt beſſer viel gewiß.
Seid doch geſcheut
Ihr liebe Leut',
Kommt mit nach Hochheim her:
Herr Burgeſſ, braves altes Haus,
Gebt jetzt vom Beſten was heraus,
Und ſchäumen ſoll er ſehr.
Fein, fein, fein, fein,
Voll Saus und Braus,
Doch deutſch muß er ſein:
Herr Burgeſſ heraus!
Chor. Fein, fein, fein, fein ꝛc.

Wie perlt das ſchön im ſchlanken Glas,
Wie fährt das feurig durch die Naſ',
Wie ſchmeckt das voll und ſüß:
Ein ſolches Fläſchchen iſt kein Spaß
Trotz Rheims und trotz Paris!
Das Glas zur Hand,
Trinkt mit Verſtand
Und fühlt euch recht hinein!
Fürwahr, da zieh' ich meinen Hut,
Das iſt ein heißes Traubenblut,
Ein rechter Sohn vom Rhein.
Fein, fein, fein, fein,
Voll Saus und Braus,
Ein koſtbarer Wein —
Herr Burgeff heraus!
Chor. Fein, fein, fein, fein ꝛc.

Es trank der Mann der Fläſchchen zwei,
Vivat die ganze Dechanei
Und Berg und Stadt am Main!
Daß man von ſolcher Kneiperei
Aufbrechen muß, iſt Pein!
Ich bin Komet,
Der voran geht,
Ihr Freunde, ſeid der Schweif.

Das war ein wahrer Göttertrank,
Der ihn gekeltert, habe Dank
— Paßt auf und geht doch ſteif —!
Fein, fein, fein, fein,
Voll Saus und Braus,
Ein göttlicher Wein —
Herr Burgeff heraus!
Chor. Fein, fein, fein, fein ꝛc.

Einem jungen Dichter.

Bedenke, wenn du ſprechen willſt in Liedern:
Erſt muß vollendet der Gedanke ſein,
Geſund und ſtark an Haupt und Rumpf und Gliedern,
Ein Ganzes, einerlei, ob groß, ob klein.

Geboren und berechtigt um zu leben,
Von Kraft erzeugt, der Schönheit Götterſohn:
Des Geiſtes Weihe ſei ihm mitgegeben
Und eingehaucht ihm deines Herzens Ton.

Dann erſt erwäge, welch Gewand ihm tauge,
Nicht jedem Körper paßt daſſelbe Kleid;
Zum Prüfen haſt du Geiſt und Ohr und Auge,
Ermiß auch dein Talent und deine Zeit.

Und Eins vergiß nicht: nackt war Aphrodite
Der Schönheit und der Liebe Ideal.
Es ſei der Griechen tiefgedachte Mythe,
Wenn irgendwem, dem Dichter ein Signal.

Es gilt vom Liede wie vom jungen Weibe:
Was uns gefällt, iſt nicht der Schmuck des Kleid's;
Doch was durchſchimmernd von dem ſchönen Leibe
Sich ahnen läßt, das iſt ſein wahrer Reiz.

Humoresken

und

Erinnerungen.

Die jungen Leute.

Aeltere Bücher mit abſonderlichen Kupferſtichen und die Erzählungen meiner Großmutter ſtellten mir die Aerzte von ehedem immer als Leute dar, welche von der Ueberzeugung durchdrungen waren, daß ein vorgerücktes Alter ihnen Würde und Vertrauen beim Publikum verleihe, und die darum auch alle Mittel aufboten, um ſchon vor der Zeit alt und ehrwürdig zu erſcheinen. Sie trugen große Brillen, mächtige Perrücken mit grauen Haaren durchſchoſſen, einen Rock, deſſen Mode wenigſtens fünfzig Jahre zurückdatirte; die Hand ſtützte ſich gravitätiſch auf ein Rohr mit goldenem oder elfenbeinernem Knopfe, die Weſte reichte faſt bis an die Kniee, und als ob dies alles noch nicht genugſam ihre Jugend verhülle, opferten ſie ihre Eitelkeit ſo ganz der Praxis auf, daß ſie gebückt, ſchlotterbeinig und kopfzitternd einherſchlichen und wie achtzigjährige Greiſe huſteten. Unwillkürlich kommt mir dieſes alte Bild in's Gedächtniß, wenn ich die Mehrzahl der jungen Leute von heutzutage betrachte. An dieſen ſehe ich auch überall Altersſpuren vor der Zeit: graue Haare in ihrem Benehmen, Runzeln in ihren Geſprächen, Perrücken in ihren Anſichten, Gebrechlichkeit in ihrer Erſcheinung, Siebziger an Körper und Geiſt — ohne Erfahrung. Bei Gott, ich gäbe irgend ein erledigtes Herzogthum für einen der jugendlich friſchen Bummler, wie ich ſie ehedem noch zahlreich kannte, aalgleiche und übermüthige Brut der großen Städte, voll Mutterwitz und Schabernack, Kobolde, an Poſſen und dummen Streichen erfinderiſch, aber kräftig, jugendfreudig, blühenden Ausſehens, toll und unbändig, und dabei warmen Herzens. Das verjubelte den Tag und ſtörte die Nachtruhe, führte Krieg und lieferte Schlachten, durchſtöberte die Geburtsſtadt in allen Winkeln, tobte ſich dann in der Fremde in Lehrjahren, auf Univerſitäten, im Soldatenrock vollends aus, und wer von dem leichten und luſtigen Geſindel glücklich durchkam durch das Labyrinth der Jugendthorheiten, der war dann mit dreißig ein wettergehärteter wirklicher Mann, kräftig und verläßlich — wenn auch gerade nicht immer durch Gelehrſamkeit, doch durch Charakter.

Aber wie anders iſt es jetzt. Zeit iſt Geld, heißt die Deviſe unſerer Tage, und darum pferchen ſie den Knaben ſchon recht frühzeitig in die Schule und überladen ihn noch mit Nebenſtunden; dann ſchmuggeln ſie ihn vor der Zeit in's Gymnaſium oder anders wohin, überwachen jeden ſeiner Augenblicke, damit ja keine freie, ſondern nur die vorgeſchriebene Entfaltung ſeiner Fähigkeiten ſtattfinde, predigen täglich Gehorſam, Ernſt und Fleiß in ihn hinein und halten ihn zu jenem ſteifen, ſoliden Weſen an, durch welches allein er — bei der großen Ueberfüllung in allen Gebieten der Verſorgung — einen günſtigen und gewinnenden Eindruck auf die maßgebenden Kreiſe machen könne. O dieſe verzweifelte, angehofmeiſterte Solidität, ſie iſt der Mehlthau, der alle Frühlingsblüthen an dem Strauche unſerer Jugend verbrennt und dieſen zum kahlen Dornbuſch verwandelt, wenn er noch üppig in Roſen und Blättern prangen ſollte. Der Solide ſtiehlt ſich auf der Univerſität von Commers und Schlägern fort und drückt ſich ſpäter mühſam oder mit Protectionen durchs Examen, denn nicht der freientwickelte Geiſt, ſondern der eingefleiſchte Zwang hat gearbeitet; und nun heißt es ſich für den künftigen Beruf tauglich erweiſen und ſich ſolide in denſelben hineinleben, was in gleichartiger Fortſetzung geſchieht. So werden die jungen Träger der künftigen Bildung jetzt herangezogen oder vielmehr herangemaßregelt. Die reicheren reiſen wohl auch einmal, um Welt und Menſchen kennen zu lernen, wie man eben heutzutage reiſt, fünf Meilen auf die Stunde im Waggon, in der Hand als vorgeſchöpfte Erfahrung den rothen Bädecker und im Koffer neben dem Nützlichen des unerläßlichen ſchwarzen Fracks das Angenehme in Nachtmütze, Schlafrock und Pantoffeln. Die mit ihren Kindern nicht ſo hoch hinauswollen, trachten doch, daß dieſe baldmöglichſt mitverdienen und erwerben, und ſtaffiren ſie moraliſch darum ſo heraus, wie man ſie heutzutage gern haben will: die Waare richtet ſich nach dem Käufer. „Ein ſolider Jüngling mit guten Zeugniſſen kann als Volontär eintreten,“ „ein gebildeter, junger Mann kann in Copiaturen Verwendung finden,“ „ein wohlerzogener Junge wird als Schuſterlehrling geſucht“ — von allen Seiten und immer auf dieſe Art lauten die Anforderungen. Was die lieben Frommen verlangen und zu Markte bringen, davon will ich nicht einmal reden. Kurz, wir gelangen auf dieſe Weiſe von überall her zum Beſitz der jungen Leute, wie ſie jetzt ſind, ohne Jugend und Freude, blaſirt, zurückhaltend, berechnend und verknöchert und vorgealtert oder vielmehr durch geiſtige und körperliche Verkrüppelung dem Alter täuſchend ähnlich. Der Militärſtand allein conſervirt noch eine Zeit lang die Jugend, und ſchon darum verzeih' ich ihm gern ſeinen Uebermuth; aber unſere ſoliden Civiljünglinge ſind künſtlich gezogene Stubenpflanzen, die den freien Luftſtrich der Welt ängſtlich vermeiden.

Sie laſſen ſich in die großen Clubs und Herrngeſellſchaften aufnehmen, die an ſich ſchon mehr oder weniger den ausſchließenden Coteriecharakter haben; ſie werden Mitglieder, nicht um ſich der Annehmlichkeiten und reichen Mittel ſolcher Vereine zu erfreuen, ſondern um darin gewiſſen einflußreichen Perſonen zu begegnen und näher zu kommen, von denen ſie Vortheile für ihre Zukunft hoffen. Das ſtete Zuſammenſein von Jungen und Alten, erſt in den Büreaus und Comptoirs, dann in dieſen Geſellſchaften, bringt eine eigenthümliche Stimmung des Rückhalts und der Vorſicht hervor, die nichts weniger als heiter iſt: die Einen trauen ſich nicht froh zu ſein, die Andern beneiden ſchon die Möglichkeit des Frohſinns, und beide fühlen Zwang und Hemmniß.

Kommen die jungen Herren auf den Ball, ſo tanzen ſie nicht, ſie betrachten ſich gleichſam als Ehrengäſte und die Damen nur als Object ihrer Lorgnetten. Sie ſind ja ſchon zu alt zum Tanzen, werden leicht ſchwindlich, könnten durch den Tanz an Ernſt und Haltung einbüßen; darum ſcharen ſie ſich als langweilige Beobachter zuſammen, bis ſie Alles und Alle geſehen, worauf ſie ſich in die Nebenzimmer zurückziehen, behaglich das Büffet plündern, maleriſch in den Sopha's herumlagern, wie es geſetzten Leuten ziemt, oder in Erwartung des Soupers die Spieltiſche einnehmen, um die Zeit paſſend hinzubringen. So erfüllen ſie ihre Miſſion auf dem Balle, es ſei denn, daß die Tochter des Präſidenten oder des Staatsraths, unter deſſen Auſpicien ſie ſtehen, anweſend iſt, in welchem Falle die Soliden ſich reihum jeder einen Tanz erbitten, und ſich wohl gar eines ſinnreichen Geſpräches befleißigen, welches aufzuzeichnen ich einem Satyriker überlaſſe.

Verſammeln ſie ſich unter ſich, Jugend bei Jugend, daß es Funken ſprühen müßte, ſitzen ſie beim Glaſe Wein oder Bier — denn zu anderen Zwecken vereinigen ſie ſich faſt nie — dann kreiswandelt das Geſpräch um ihre Berufsgeſchäfte, die an den öffentlichen Ort und für Erholungsſtunden ſchlecht paſſen; oder ſie nehmen trotz Fraubaſen die Läſterchronik durch; oder ſie ſchwätzen abgeſtandenes Zeug über Politik, die ſich ein jeder zu ſeinem Vortheil und nach ſeinen beſchränkten Anſichten modeln möchte. Woher auch ſoll ein weiter Blick und eine vergleichende Erwägung der Ereigniſſe kommen, da die jungen Herren ſich auf ihr Fach zu beſchränken und alles Uebrige unbeachtet zu laſſen gewohnt ſind. Bricht der Strom der geſtauten Jugend einmal mit Hilfe der Getränke durch, dann kommen Stichelreden und grobe Witze an die Reihe, und man ſchraubt und beleidigt ſich um Dinge und mit Worten, die nur Menſchen ohne Blut gleichgiltig hinnehmen, mit Worten, die zugleich das immer rege innere Mißtrauen bloßlegen.

Die jungen Leute von jetzt gehen nicht ſpazieren, das ermüdet und iſt zwecklos; ſie reiten und jagen nicht, denn ſie ſind ſchwächlich; aber ſie reiſen in's Bad und ſpielen. Zu dem ſchönen Geſchlecht ſtehen ſie wohl in begehrlichen Beziehungen; aber ihre

Leidenſchaft iſt die Vorſicht, ihre Richtſchnur der Landescodex; die Ehe zählen ſie zu den Verſorgungsmaßregeln. Für das Alter, das ihnen doch ſo glücklich nachzuäffen gelingt, hegen ſie insgeheim weder Rückſicht noch Achtung; ſein Rang und Anſehen erregt in ihnen nur den Gedanken: Steh auf und laſſe mich an deinen Platz. Bemerkenswerth iſt, daß dieſe jungen Herren ſich nur wenig verändern; ſiehſt du ihrer einen nach zehn und fünfzehn Jahren, ſo iſt er ſich faſt gleich geblieben, natürlich: er war ja ſchon als Mumie aus der Schule gekommen.

Ein Herzogthum für einen tollen, unbändigen, böſen Jungen von ehedem! Gegen einen ſoliden Zwanziger von jetzt tauſch' ich meinen Fünfziger nicht.

Frauenregiment.

Wenn der Bart als Zeichen der körperlichen Kraft des Mannes gilt, ſo iſt er darum noch kein Beweis ſeiner geiſtigen, und namentlich gibt es eine Menge von Ehemännern, deren Bart eben ſo ſtark als ihre geiſtige Fähigkeit ſchwach iſt. Solche Leute thun alſo recht wohl daran, ſich von Jemand leiten zu laſſen, der das Leiten verſteht, und ſie handeln ganz klug, daß ſie den Scepter des Hauſes und der Familie in ſtärkere Hände legen als ihre eigenen ſind. Dann aber iſt die Aufgabe der Frau, die Zügel des Regiments feſtzuhalten, ohne es merken zu laſſen, und die des Mannes iſt, ſeinen Willen mit dem ſeiner Frau zu verſchmelzen, mit Würde Befehle zu ertheilen, deren Dolmetſch er nur iſt, und mit ſeinen Lippen anzuordnen, was aus dem Kopfe ſeiner Frau hervorgegangen. Ein ſolcher ſtillſchweigender Vertrag müßte gehalten werden; leider iſt das aber oft nicht der Fall. Der Mann fühlt ſich vom Gehorſam gedrückt, er kämpft gegen Zaum und

Zügel an und ſchämt ſich, nicht daß ſeine Frau die Hoſen trägt, ſondern daß er ſelbſt zum Unterrock verdammt iſt. Er folgt wohl dem gegebenen Antrieb, aber nur mit Verdruß; er ſieht wohl ein, daß er zweckmäßig geführt wird, aber auch, daß er nicht ſelbſt geht, und der gute Weg, den er wandelt, behagt ihm ſchon darum weniger, weil er ihn nicht freiwillig einſchlagen durfte. Dann gibt es wieder viel Frauen, die den Mann lieber demüthigen als leiten und die ihren Stolz darein ſetzen, ſein Selbſtgefühl zu verletzen. Dann verfällt das Paar der Lächerlichkeit, welches bei mehr Klugheit ſeine geheimen Beziehungen vor der ganzen Welt verbergen konnte.

Die Frau, welche mit Oſtentation im Hauſe herrſcht, führt gewöhnlich einen hohen Ton, ihr Blick iſt gebietend, ihre Miene hochmüthig; alles verkündigt ihre befehlende Stellung; der Mann hinwieder iſt demüthig, unterwürfig und geſchäftig; er erſcheint faſt wie der Sohn der Frau, fürchtet ihren Blick, zittert bei dem Ton ihrer Stimme und iſt in ihrer Gegenwart der verkörperte blinde Gehorſam. „Ich gehe ſchon,“ „ich war ſchon dort,“ „ſoll gleich geſchehen,“ ſind die immer wiederkehrenden Wiederholungen ſeiner ehelichen Phraſeologie. Verlangt man ſeinen Beſcheid oder Entſchluß in einer halbwegs wichtigen Sache zu hören, ſo lavirt er, macht Winkelzüge und verſchlüpft in Ausflüchten, bis ſeine

Frau erſcheint, oder bis er ihren Willen eingeholt, worauf er dann um ſo ſicherer auftritt und entſchiedener ſpricht, weil er ſich durch eine ſtarke Hilfe gedeckt weiß. Macht man ihm in Anweſenheit ſeiner Ehehälfte einen Vorſchlag, ſo ſucht er vorerſt in ihren Augen nach einem Wink, in ihren Mienen nach einer Andeutung, und jederzeit verſteht er dieſe telegraphiſchen Chiffern, wozu ihm lange Gewohnheit der Schlüſſel iſt.

Erreicht ihn Sonntags das Schickſal eines Spaziergangs mit Familie, ſo ſchreitet die Frau ſtattlich aufgedonnert mit dem älteren Kinde als Vortrab voraus; er ſelbſt als Träger und Wärter des jüngeren, als Aufſeher des Hundes, als Bewahrer des Regenſchirms und als wandernder Speiſeſchrank ſchweißtriefend hinterdrein, jeden Augenblick durch das Commandowort vorn oder durch eine ſeiner Laſten in Anſpruch genommen, ein Sündenbock des ehelichen Lebens, ein Opfer des Gehorſams, ein Märtyrer des Vergnügens. Sie bläht ſich ſelbſtgefällig auf und wendet ſich nach allen Seiten, um geſehen zu werden; er ſchrumpft zuſammen und möchte ſich unſichtbar machen, ſieht angelegentlich rechts, wenn ein Bekannter links heranſteuert, und begrüßt einen Freund, dem er nicht ausweichen kann, mit dem grinſenden Lächeln der Verzweiflung. Wird endlich der Heimweg angetreten, ſo kommt über ſeine verdroſſene Müdigkeit das Wetterleuchten der übellaunigen

Madame, die kein Aufſehen und keinen Eindruck gemacht und jetzt ihren Aerger an dem Dulder losläßt, welcher mit reſignirtem Schweigen auf die vier Pfähle zuſchreitet, zwiſchen denen er endlich ſeine eheliche Brandmarkung vor der Welt verbergen kann.

Faſt noch ärger iſt er daran, wenn ihm ſeine Gebieterin einen Ausgang oder eine Mahlzeit mit ſeinen Freunden erlaubt; an dieſe ſeltene Geſtattung iſt jederzeit die Bedingung geknüpft, daß er zur beſtimmten Stunde pünktlich wieder daheim ſei, und dieſe gleicht der ſtrengen Parze, die den Faden aller Lebensfreuden abſchneidet. Dann ſcheint ihm alles zu lange zu dauern; jeden Augenblick ſieht er nach der Uhr, er wird ein lebendiges Zeitmaß; ängſtlich gewahrt er, daß der Spaziergang ſich zu weit ausdehnt; es macht ihn beſorgt, daß man ſich erſt ſo ſpät zu Tiſche ſetzt; mit der vorrückenden Zeit nimmt ſein Appetit ab; der Wein widerſteht ihm; das Deſſert dauert ewig, und der bejammernswerthe Schwelger hält kaum noch auf ſeinem Sitz aus, denn wie Belſazar ſieht er eine drohende Hand ſeine Verurtheilung an die Wand des Feſtſaales ſchreiben.

Dafür entſchädigt ſich der Gepeinigte auch an Allem, was von ihm abhängig iſt: er ſtraft die Katze, prügelt den Hund, zankt mit den Vögeln, er poltert gegen ſeine Schreiber oder Lehrlinge und ſchilt die Mägde. In ſeinem Club aber oder im Café, wohin er ſich zuweilen ſtiehlt, da ſpricht er laut für die

Emancipation der Völker und für die Abſchaffung des Sclaventhums; denn niemand kennt ſo gut, wie er, den Jammer der Sclaverei und die traurige Lage der Unterdrücktheit.

Ach, ich kannte ſchon manchen ledigen Bramarbas, manchen enragirten Vertreter der freien Manneswürde, der gegen die Weiberknechte und gegen die Unterwürfigkeit der Ehemänner losdonnerte . . . und ſiehe da, auch dieſe Großmäuler krochen durch die kaudiniſchen Päſſe und tragen jetzt geduldig das Joch und den Shawl ihrer Frau, wenn ſie mit ihr ausgehen müſſen.

Der Leidende.

Unter den Leuten, mit denen ich da und dort zuſammentreffe, iſt ein komiſcher Kauz, der immer mein Lachen erregt, wenn er mir begegnet. Das iſt ein geſchniegeltes Männchen, ein Junggeſelle nahe den Fünfzigen, der immer einhertrippelt, als ob er den Eiertanz aufführe, bei jedem Lufthauch das Tuch vor den Mund hält, im Winter wattirt und ausgepolſtert iſt, wie die Thüre eines Gewächshauſes, der aller Welt von ſeinen Krankheiten und ſeiner Diät erzählt, der ſein Athemholen prüft, ſeine Verdauung beobachtet und täglich wenigſtens zwölf Stunden mit Vorſichtsmaßregeln, Präſervativen und Sorgen für ſein liebes Leben und ſeine werthe Perſon zubringt. Er kennt die Eigenſchaften aller Nahrungsſtoffe und ihre Wirkungen auf den Magen; er ſpeiſ't nicht was ihm ſchmeckt, ſondern was ihm zuträglich iſt, und ſelbſt bei einem Gaſtmahl äußert er ſich nie: dieſe Schüſſel iſt köſtlich; wohl aber: dieſes Gericht iſt leicht verdaulich, oder: das liegt ſchwer im Magen, oder: das iſt viel zu fett. Mit einem Wort, er beurtheilt die Küche nicht vom Standpunkt der Feinſchmeckerei, ſondern von dem der Arzneimittellehre.

Dem armen Mann ſcheint das Leben keine Freude ſondern der Gegenſtand ewiger Beſorgniſſe zu ſein ſein körperliches Befinden beſchäftigt ihn immerwähren und iſt Zweck und Anlaß aller ſeiner Handlungen Er denkt immer nur an die Uebel, die ihn plagen oder die ihn befallen könnten, und an die Mitte ihnen vorzubeugen, und geht daher nicht ſpazieren um den Anblick der ſchönen Natur zu genießen, ſondern weil ihm Bewegung angerathen iſt, oder wei er Malven zum kühlenden Thee, Flieder zur Beförderung des Schweißes oder Camillen für gaſtriſch Indispoſitionen pflücken will. Er geht nie ohn Regenſchirm aus, der ihn vor Feuchtigkeit wie vo den Sonnenſtrahlen ſchützen muß; in ſeinen Ohre ſteckt Baumwolle, er ſelbſt vom Hals bis zu de Zehen in Flanell; ſeine Schuhe haben Doppelſohle und ſeine Taſche birgt jederzeit ein vorräthiges Hem für den Fall des Schweißes oder der Durchnäſſun

Sorgfältig vermeidet er die ſchattig kühlen Plätz die Feuchtigkeit des Morgens, die Hitze des Tage den Thau des Abends und ſchwebt immer in Aengſte denn alles kann ſeiner angegriffenen Geſundheit un ſeiner ſchwächlichen Körperbeſchaffenheit ſchaden. I ſeiner Stube hängt ein Thermometer, um eine gleichmäßig milden Luftwärmegrad herzuſtellen, un natürlich fehlen auch Barometer und Hygrometer nicht, die erſt lang erforſcht werden, bevor er ausgeht; um aber auch gegen plötzlichen Wetterwechſel verwahrt zu ſein, wird Paletot, Cache-nez und Stock mitgenommen, welcher letztere nur die gleißende Hülſe des permanenten Regenſchirms iſt.

Dieſer Angſtmenſch zittert vor einem Schnupfen, verzweifelt ob einer Froſtbeule und läßt den Arzt rufen, wenn ihn der Schluchzen befällt. Auf dem weichgepolſterten Sopha ausgeſtreckt, von Kiſſen umlagert und von dichten ſpaniſchen Wänden umſtellt, fühlt er ſich alle zehn Minuten den Puls, zählt die Schläge und führt ein förmliches Journal über ſeine Geſundheit. Er ißt und trinkt pünktlich zur ſelben Stunde, wiegt ſo zu ſagen die Nahrungsmittel und mißt das Getränk bis auf Tropfen ab und zählt die Salzkörnchen, die er an die Suppe thut.

Natürlicherweiſe liebt ein ſolcher Mann ſich ſelbſt zu ſehr, als daß er ſich noch für Andere intereſſiren könnte; er hegt eine Fülle von Aufmerkſamkeiten und Rückſichten, die er alle ſich ſelbſt ſchuldig iſt, und von denen er durch Theilung nichts einbüßen darf; daher ſtört ihn auch kein Nebengedanke in ſeinem Geſundheitscultus; und wenn er ſich ja nach dem Befinden eines Bekannten erkundigt, ſo iſt dies ein ſolcher, deſſen Temperament und Conſtitution ſeinen eigenen ähnlich ſind; fragt er nach dieſem, ſo thut er es ja nur aus Sorge für ſich ſelbſt.

Befindet er ſich außerhalb ſeines Hauſes, ſo jagt ihn ein Wölkchen in die Flucht und ein Luftzug erſchreckt ihn. An fremden Orten ſind Thüren und Fenſter ſtets die Urſachen ſeiner Angſt, und niemand billigt ſo wie er die Gerechtigkeit der Fenſterſteuer; denn dieſe abſcheulichen Schießſcharten des Windes, dieſe Luftritzen des Rheumatismus können nicht hoch genug mit Abgaben belegt werden.

Uebrigens iſt dieſer eigenthümliche Kauz im Verkehr ganz leidlich; er verletzt und beläſtigt niemand, erhitzt ſich nicht und disputirt nie, denn Ruhe iſt ihm Pflicht der Lebensordnung und moraliſche Diät. Nach Tiſche beſonders ergibt er ſich in alle Meinungen zum Vortheil ſeiner Verdauung und unterordnet alle ſeine politiſchen und kritiſchen Anſichten dem Wohl ſeines Magens. Er iſt weder ehrgeizig noch intrigant, denn er weiß, daß das Betreiben und die geſpannte Hoffnung die Nerven aufregen und daß der Neid das Blut verbittert. Kurz, er wäre der beſte, der wohlwollendſte, der humanſte und der gefühlvollſte Menſch von der Welt, wenn er dem göttlichen Gebote „Liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt“ folgte; aber der innere Zwieſpalt, der ihn daran verhindert, macht ihn zur — Lächerlichkeit.

Aus dieſer Claſſe ſchwebt meiner Erinnerung noch ein anderes Exemplar vor, welches ich dem Leſer auch gleich vorführen will.

Neulich am Morgen nach einem Feſttage begegnete ich auf der Promenade meinem guten lieben alten und wohlbeſtallten Rentier Gutmann. Er keuchte und ſchnaubte daher, wie eine ausgediente Locomotive, welcher auf der nächſten Sonntagsfahrt die Rohre platzen ſollen. „Wie geht's," fragte ich, „lieber Gutmann? Ich habe Sie ja ſo lange nicht geſehen, und wie haben Sie den Feſttag herumgebracht?" — „Ach mein Gott," antwortete er, „es geht bald gar nicht mehr; Sie wiſſen ja, daß ich noch immer etwas Patient bin." Als Garçon bemüßigt, in Gaſthäuſern zu ſpeiſen, klagte mir der Arme über die Unannehmlichkeit, in Betreff der Koſt und der Getränke nirgends ſolche Bedienung finden zu können, wie ſein Zuſtand es erheiſche, und fuhr fort: „Geſtern z. B. frühſtückte ich daheim meine gewöhnlichen zwei großen Taſſen Kaffee mit zwei Brödchen, die leider noch immer nicht ſo groß ſind wie ehedem, da pocht es und herein tritt die Magd von meinem Bäschen und bringt mir, weil es Feſttag ſei, von der Guten eine Kanne Chocolade mit friſchem Kuchen. Man kann etwas Solches doch nicht abweiſen oder ſtehen laſſen, ich genoß es alſo; Chocolade und Kuchen waren koſtbar, aber doch eigentlich nicht, wie ſie zu meinem Zuſtande paßten. Ich gehe nun aus und komme bei meinem Conditor vorüber, der tagsvorher neuen Maraschino erhalten hatte. Ich laſſe mir ein Gläschen geben, da werden eben friſche Fleiſchpaſteten hereingebracht; mein Gott, ſie ſahen gar zu ſchön aus und ich konnte einem halben Dutzend nicht widerſtehen. Sie ſchmeckten auch ſehr gut: aber es war doch eigentlich nichts für einen Reconvalescenten. Da der Vormittag verdämmert ſein wollte, ging ich nun zum neuen Reſtaurant, meinen Magen mit einem Glaſe baieriſchen Biers zu ſtärken. Sie wiſſen, wie appetitlich dort Alles iſt; ein Caviarbrödchen und etwas Gänſeleberpaſtete verlockten mich und mundeten beſtens: aber wie harmonirt das mit meiner Unpäßlichkeit! Mittags war feines Diner im Deutſchen Hof; comme il faut, das muß ich ſagen, Sie wiſſen, wie ſuperb man dort ſpeiſt; Roaſtbeef wie gemalt, friſchgehaltene Erbſen, Salm wie Roſen, Plumpudding zum Entzücken, Rehbraten auf der Zunge ſchmelzend, Torte und Confect im Ueberfluß, mein Forſter köſtlich, unſer Champagner — wir tranken zu dritt zwei Fläſchchen — eine wahre Blume von Bouzy; kurz alles augenſcheinlich eminent für Jeden, nur nicht für Einen, der noch immer etwas Patient iſt. Da wir bis fünf Uhr zuſammenſaßen, ſo mußt' ich diesmal meinem Vieruhrbrod entſagen und begnügte mich mit zwei Täßchen Kaffee, zu welchen ich eine Cigarre verbrannte. Zeit und Wetter erlaubten keinen Spaziergang und ſo begaben wir uns in den Club, wo wir ſtatt anderweitiger Bewegung eine Partie L'hombre machten, bis es acht Uhr wurde. Warſt du, dacht' ich, Mittags im Deutſchen, ſo mußt du Abends in den Engliſchen Hof. Gedacht, gethan. Die Karte war reichhaltig, ja exquiſit; meine Wahl theilte ſich zwiſchen warmen und kalten Gerichten: erſt ein Hühnerragout, dann ein farçirter Wildſchweinskopf mit Trüffeln, beides allerliebſt; der Nierſteiner Feuer und Blume; zum Beſchluß ein Glas Grog von zehnjährigem Cognac, wahre Lebenseſſenz; alles herrlich und trefflich, aber leider nur nicht ſo, wie es mein Zuſtand erheiſcht. So hatte ich im Ganzen mein bischen Eſſen und Trinken überall recht gut bekommen, aber ich ging doch verdrießlich nach Hauſe und legte mich verdrießlich nieder, weil ich durchaus Das vermißte, was ſich mit meiner Unpäßlichkeit gut vertrüge. Sehen Sie, mein Lieber, darum treffen Sie mich heute ſchon ſo früh auf dem Wege, um Das zu ſuchen, was ich geſtern nicht fand und was mein Zuſtand erheiſcht, denn, leider Gott, ich bin eben noch immer etwas Patient."

Romanleſerinnen.

Ich erinnere mich immer der Worte, die mein Onkel, der Profeſſor, zu ſeinem Sohne und zu mir ſprach, als er uns vierzehnjährige Jungen einen Cramer'ſchen Roman leſend überraſchte. „Wenn ihr einmal alt und gebrechlich ſeid, wenn euer Gedächtniß und euer Gehör nachläßt, wenn ihr euch nicht mehr am Spazierengehen noch an freundſchaftlichen Geſprächen zu erfreuen im Stande ſeid, dann mögt ihr Romane leſen; vielleicht, daß ſie euch Unterhaltung gewähren, und wenn nichts davon in eurem Kopfe zurückbleibt, iſt's auch kein Unglück. Aber ſo lang eure Sinne ſcharf, eure Geiſtesfähigkeiten lebendig und empfänglich ſind, bietet ſie auf, euch zu unterrichten und auszubilden, euch Nützliches und Rühmliches anzueignen, euer Urtheil zu ſchärfen und euren Geiſt zu bereichern, und verderbt eure koſtbare Zeit nicht, indem ihr die Einbildungskraft krankhaft aufregt und an leichtſinnigem und gefährlichen Kram weidet.“ Das galt freilich vor vierzig Jahren und war eine Predigt im Rococoſtyl, über die man heutzutage nur mitleidig lächeln kann, denn jetzt erfüllt der Roman eine culturhiſtoriſche, eine civiliſatoriſche Miſſion; er wird nicht mehr heimlich verſchlungen, ſondern öffentlich an ſich geriſſen; nicht mehr von den Geiſtesvormündern verboten, ſondern empfohlen und überbracht; er iſt die ſchön überzuckerte Pille, in welcher denjenigen, die nichts lernen wollen oder zu lernen keine Zeit haben, Geſchichte, Wiſſenſchaft, Politik, Geſinnung und Religion beigebracht wird. Er iſt darum nicht mehr Mode, ſondern Bedürfniß, keine Wucher-, ſondern eine Culturpflanze und beſonders für die Frauenwelt unentbehrlich. Enthalten doch dieſe elegant gedruckten Bände, nebſt dem anregenden Stoffe, ſo viele geiſtreiche Bemerkungen, die man ſich aneignen kann, ſo viel ſympathiſche Reflexionen, in denen ſich ein liebebedürftiges Herz wiederfindet, ſo viel pikante Situationen, in welche man ſich ſelbſt hineinverſetzt, und endlich ſo viel Bildungsmaterial, daß ſie ſchon deßhalb geleſen, beſprochen und an alle Freundinnen weiter empfohlen werden müſſen. Man denke nicht, daß ich meinen Sarkasmus auch auf das ausdehnen will, was in neuerer Zeit der deutſche Geiſt zur wirklichen Veredlung dieſer Dichtungsart gethan, und daß ich den Werth der Schöpfungen eines Gutzkow, Freitag, Mügge, Otto Müller und Anderer unterſchätze; nein, ich rede nur von dem unreifen und unechten Drange derjenigen Leſer, für die der Roman am wenigſten vorhanden iſt oder die zum Roman am wenigſten paſſen. Ehedem war es der Reiz der verbotenen Frucht, der dieſe doppelt anlockend und ſüß machte, jetzt iſt es Lauf, Brauch, Mode, Vogue. Ehedem ſchlich ein Mädchen um ein ſolches Buch herum, wie die Katze um den heißen Brei, faßte endlich den Muth, über die Schwelle der Leihbibliothek zu ſchlüpfen, dort für ihre kranke Tante den vielbegehrten Band leiſe zu verlangen, und entfernte ſich, ihre Eroberung unter dem Tuche wohl verbergend. Jetzt kommen ſie offen und ſcharenweiſe, verlangen laut und vor zehn anderen Concurrentinnen die „braunen Märchen" oder „den neuen Faublas," und tragen ihre Errungenſchaft mit ſelbſtzufriedener Oſtentation fort. Der Erfolg zeigt ſich aber noch immer als derſelbe, jetzt wie ehedem.

Armes Weſen, das Leben erſcheint dir im falſchen Lichte; denn du beſiehſt es durch ein trügeriſches farbenſchimmerndes Prisma; Keime gefährlicher Leidenſchaften ſchießen in deinem Herzen auf, eine lockende Saat für den Verführer, den deine Phantaſie noch mit erlogenen Reizen ausſtattet. Wirf ſie weit von dir weg, dieſe Bände, denn ſie ſind Gift für dich; jede Seite bedroht deine Unſchuld, umſpinnt deine Jungfräulichkeit mit böſen Einflüſterungen und macht ſie blind und wehrlos gegen den Feind, der überall in unſerer verdorbenen Geſellſchaft lauert. Oder wenn dir dein Bischen Vernunſt und geiſtige Haltung bleibt, um die Dinge zu ſehen, wie ſie im Leben und in der Wirklichkeit ſind, dann erfaßt dich Unzufriedenheit und Zerriſſenheit, denn dir begegnet nur Enttäuſchung und Betrug; deine Stellung und Umgebung erſcheint dir unbedeutend und ungenügend; deine Pflichten gemahnen dich ſo gewöhnlich und läſtig; du ſehnſt dich empor in jene Kreiſe, wie ſie dir in der Romanwelt vorgezaubert worden, und die goldene Zeit deiner Jugend entſchleicht in krankhafter Schwermuth, und die ſchönſten Tage, welche dir die Natur beſchieden, vergehen in Mißbehagen und Sehnſüchtelei.

Eine andere Klaſſe von Romanleſerinnen ſind die Frauen über Dreißig und die alternden Mädchen. Bei dieſen ſind die Gefahren wohl nicht ſo groß, aber die Langeweile, die ſie dadurch in ihr Leben bringen, und die Lächerlichkeit, der ſie ſich preisgeben, iſt beklagenswerth. Das Land der goldenen Träume liegt hinter ihnen, aber ſie wollen es gewaltſam wieder erreichen und auf Romanblättern hineinfliegen. Sie verkörpern ſich förmlich zu jenen Heldinnen, deren intereſſante Schickſale ſie leſen, überladen ſich mit den Eigenſchaften und Sentiments derſelben und werden natürlich von Allen verlacht, die ihnen auf das empfindſame Gebiet nicht folgen wollen oder können, auf welchem ſie trotz vorrückender Jahre und hinwelkender Geſtalt ſich ſo naiv und ſchwärmeriſch geberden. Die Verheirathete verlangt, daß ihr Mann jetzt wieder im Tone der Brautzeit zu ihr ſpreche, und iſt mit einem Male wieder auf die zärtlichen Aufmerkſamkeiten und alle die kleinen Artigkeiten verſeſſen, die vor der Hochzeit wie Blumen aufſchießen und mit dem Honigmond verwelken. Der Mann aber hat es längſt vergeſſen, wie man den Liebhaber ſpielt, macht lieber eine Partie in ſeinem Club als ſeiner Frau den Hof und verliert daher in ihren Augen täglich mehr, wenn ſie ihn mit den edlen Geſtalten in ihren Büchern vergleicht. Dieſe zierlichen Schwerenöther verdunkeln ſeine hausbackenen Eigenſchaften und ſind ein glänzender Contraſt zu der gleichgiltigen Behandlung, die er ſich gegen die empfindſame Dame des Hauſes erlaubt, welche in einem Aether von Galanterie ſchwimmen möchte. Ihr Mißtrauen und ſeine Fehler wurzeln gewöhnlich in dem Buche, das auf ihrem Nähtiſch liegt und deſſen feiner und gefühlvoller Held aus viel edlerem Stoffe als ein praktiſch-plumper Ehemann von heutzutage iſt. Da liegt ſchweigſam das Ideal der Ergebenheit, Treue und Aufopferung vor ihr in Velin, während der, dem ſie geopfert worden, in Fleiſch und Bein mürriſch das Haus durchpoltert.

Die alternde Jungfrau blickt mit ſcheuer Entrüſtung in die Welt, wo die rein- und heißliebenden Männer täglich ſeltener werden, und zieht ſich in den Kreis ihrer lieben Bücher zurück, die an ſolchen

Wundern reich ſind. In dieſem Kreiſe lebt und blüht ſie neu auf, verlobt ſich in Gedanken mit jedem Helden, der ſich ihrer Hand würdig zeigt, eilt dem Freunde ihrer Wahl von Seite zu Seite nach, folgt ihm von Kapitel zu Kapitel, leidet, freut — und verbindet ſich zum Schluſſe mit ihm, denn die Heldin des Buches iſt ja ſie ſelbſt. Sie benetzt die Stellen, wo ihr Geliebter viel zu erdulden hat, mit ihren Thränen und zeichnet ſie mitunter auch mit Kaffee- oder Tabakstropfen; und ſchließt der erſte Band in einer gefahrvollen Situation, ſo eilt ſie fort, den zweiten zu erobern, und gelingt ihr das nicht, weil dieſer noch verliehen iſt, ſo ſeufzt ſie in der Qual der Ungewißheit und wird traurig und verdrießlich.

Endlich gibt es noch eine Sorte von alten Romanleſerinnen, die man die Unerſättlichen nennen könnte. Das ſind die Haifiſche und Vielfraße der Leſecabinette. Die verſchlingen Alles, aus allen Zeiten und nach allen Richtungen: alte und neue Produkte, Ritter-, Räuber-, Familien-, Künſtler-, moraliſche, laſcive, hiſtoriſche, politiſche, phantaſtiſche, ſociale, Cultur-, Tendenz- und Gott weiß was für Romane. Das häuft und mengt ſich in ihrem Gehirn zu einem bunten Gemiſch von Ereigniſſen und Intriguen zuſammen, woraus kaum ein paar halbvergeſſene Titel mit verſtümmelten Eigennamen hervorragen. In ihren Köpfen iſt ein babyloniſches Gewirr, worin ſich unkenntliche Geſtalten herumdrängen und durcheinander laufen, worin Thatſachen in Brocken und Stücken, verrührt und vermiſcht durcheinander ſchwimmen und wo Alles zuſammen in dicken Nebel eingehüllt iſt. Die unerſättliche Leſerin iſt gegen Tugenden und Laſter längſt abgeſtumpft; ſie ſpannt, überraſcht, erſchreckt oder entzückt ſelten etwas von dem, was ihr unter die Brille kommt; denn die vielen tauſend Bände, die ſie ſchon durchblättert hat. haben ihr Gemüth mit einer Hornhaut umgeben, die ſchwer zu durchdringen iſt. Sie lieſt ihr Buch mit eben dem Gleichmuthe, mit welchem ſie gleichzeitig ihren Strumpf ſtrickt, bei den rührendſten Stellen vergißt ſie nicht die Maſchen zu zählen, bei den gräßlichſten Scenen denkt ſie pünktlich ans Abnehmen, und Empfindſamkeit und Schwärmerei wandeln ſie gerade ſo viel an, daß ſie zur rechten Zeit eine Priſe nimmt und ein Glas Waſſer trinkt.

Ich kenne noch zwei Arten von Leſerinnen, die ich im Vergleiche mit den vorhergehenden faſt loben möchte. Die eine lieſt täglich ihren Band, theils um ihr Abonnementsgeld herauszuarbeiten, theils weil ſie ſo viel Zeit hat, die ſie nicht zu verwenden weiß. dann aber auch, um für eine beleſene Perſon zu gelten und vorkommenden Falles über die Erſcheinungen der Literatur mitreden zu können. Sie lieſt etwa ſo wie der ägyptiſche Hund aus dem Nil trinkt, ohne ſtehen zu bleiben; ſie ohne nachzudenken; er feuchtet kaum die Zunge an und bei ihr bleibt auch wenig hängen; aber die Krokodile finden auch nicht die Zeit, aus dem Schlamme hervorzuſchießen und ſich ein Opfer zu holen. — Die andere Art lieſt nur vereinsweiſe und in großer Geſellſchaft; ſie fällt in Schaaren über ein Buch her und verzehrt es in kleinen Portionen: allabendlich einen Löffel voll. Die penetrante Wirkung der Lectüre wird da durch mancherlei Umſtände abgeſchwächt. Vor den Vernünftigen, welche mit im Rathe ſitzen, geniren ſich Manche und zügeln Empfindelei und lächerliche Sympathien; Anderen mißfällt der ganze Zeitvertreib lediglich, weil er gewiſſe Freundinnen zu intereſſiren ſcheint; die Dritte lieſt kalt, die Vierte unverſtändlich, die Fünfte mit aufdringlichem Pathos; Kaffee, Thee und Kuchen ſind auch ſichere Blitzableiter gegen verführeriſche und bedeutende Ideen, und endlich wird das etwaige Gift nur in homöopathiſchen Doſen verabreicht, von denen eine geſunde Natur nicht viel zu befürchten hat. — Bei dieſen beiden Arten von Leſerinnen iſt die Gefahr und das Unglück nicht groß.

Tanzgedanken.

Als ich jung war, liebte ich den ausübenden Tanz, das heißt, den hübſchen Tänzerinnen zu Liebe drehte ich meinen Walzer und hopste meinen Schottiſchen herunter, daß es eine Art hatte, ließ mich von reizender Muſik und weißen Armen hinreißen und genoß dann oft ſtillvergnügt die Früchte meiner unermüdeten Beweglichkeit. Der Tanz war mir ein willkommenes Mittel, um meine ſtillen Annexionsgelüſte anſtändig durchzuführen, bis dann Andere kamen, die das noch flinker und rüſtiger verſtanden als ich und mich nach und nach in den Hintergrund drängten. Ich ſchwang mich jetzt von dem egoiſtiſchen auf den kosmopoliſchen Standpunkt. Ich zog nun den Tanz in nähere Betrachtung und fing an, ihn als Kunſt zu beobachten, zu ſtudiren, zu lieben. Natürlich nicht mehr den Tanz, der das Zwangsvergnügen des Salons iſt, ſondern den äſthetiſchen höhern Tanz, der als ein zuſammenhängendes Ganze rhythmiſcher Tactbewegungen und Schwingungen des

Körpers Leidenſchaften und Situationen darſtellt, mit dem mimiſchen Ausdruck eng verbunden, von der Muſik getragen, eine reizende Muſe iſt und als ſolche auch nur den Muſentempel bewohnt. Und das will nicht blos einfach geſehen ſein; man muß da erſt recht ſehen lernen, mit Aug' und Ohr zugleich; man muß erſt den eigenen Blick ausbilden zur Empfänglichkeit des wahrhaft Schönen; man muß ſich zur genießenden Kennerſchaft emporarbeiten durch Eindringen in die Kunſterforderniſſe, durch Geſchmack, Erfahrung und vergleichende Kritik. Die meiſten Leute aber ſehen einer höhern Tanzproduction ſo maſchinenmäßig zu, wie ſie etwa in eine dargebotene Tabatiere hineingreifen, und nießen dann Beifall.

Nun ich habe in längerer Uebung wenigſtens ſehen gelernt und beſitze vielleicht ein Bischen ſusceptibles Talent. Der Tanz auf der Bühne hat, ſo lange ich dem Dinge zuſehe, eigenthümliche Phaſen durchgemacht, theils durch den Einfluß der ausübenden Talente, noch mehr aber durch die faſt gänzliche Urtheilloſigkeit des Publikums in dieſer Sphäre. Vor dreißig Jahren dominirte nur der große Charaktertanz und das graziöſe Genre; es wurde da Edles, plaſtiſch Schönes, ich möchte ſagen Ideales geboten: Fußfertigkeit und Vollendung der Körperbewegung waren nur Diener der Anmuth und einer höhern Idee, ſo bei der Taglioni, bei Duport, ja noch bei Perrot. Die Elsler's bildeten, obwohl aus der graziöſen Schule hervorgegangen, ſchon einen Uebergang; die außergewöhnlich großen Geſtalten mußten ſich ſo zu ſagen ein eigenes Genre ſchöpfen, — das that Thereſe, und Fanny war ein bezaubernder Dolmetſch des neuerfundenen. Mit den welſchen Sängern, die Deutſchland heimſuchten, kamen auch die italieniſchen Tänzer: eine wahre Invaſion von Grotesken, Springern und Forcekünſtlern, welche die ſinnige Terpſychore hinaushanswurſteten aus ihrem Tempel und Schwindel ſtatt Wohlgefallen erregten. Die Reaction konnte nicht ausbleiben, zumal in Deutſchland, und bald darauf ergötzte man ſich leicht aufathmend an den idylliſchen Märchen des Weiß'ſchen Kinderballets. Zwiſchendurch tauchten wieder edlere Tanzkünſtler auf, die ſich zum Theil in den guten Schulen von Berlin, Warſchau und Paris herangebildet, und gewannen Terrain im deutſchen Geſchmack für ihre wahrhaft ſchönen Leiſtungen, — da bricht mit einemmal der nackte Materialismus in das Reich der Tanzkunſt: unter der vorgeblichen Bezeichnung als Nationaltänze aus Spanien geht das Bacchanal der Sinnlichkeit los vor unſeren Augen; die Muſe wird zu einer Hetäre des Fleiſches; die Kunſt beſteht nur noch in aufgelöſ'tem Haar und üppiger Formenzeigung; der Pepita-Vandalismus graſſirt in der ganzen Welt; die blaſirte Geſchmackloſigkeit jubelt und das Volk der Intelligenz hat ſich wieder einmal ein Armuthszeugniß ausgeſtellt. Was werden die conſervativen Künſtler, die nach dieſen Wirren kommen, zu thun haben, um die Spuren einer ſolchen Bewegung und Aufregung zu verwiſchen!

Der Tanz mit pantomimiſcher Handlung verbunden, das getanzte Drama, das Ballet hat noch mehr Ausſchließliches, ſowohl was die Orte ſeines Gedeihens, als was die öffentliche Theilnahme an demſelben und die richtige Beurtheilung ſeines Werthes betrifft. Berlin, Paris, Warſchau und Wien ſind die Emporien, wo allein man die ſeltene und koſtſpielige Kunſtwaare zu ſehen bekommt und zu ſchätzen weiß, gleichſam als ſei ſie nur für die Sammelplätze der hohen Ariſtokratie beſtimmt, von welcher ſie zwar auch nur wenig verſtanden — aber zu den noblen Paſſionen gezählt und bezahlt wird. Das Ballet bedarf ſeiner Pflanzſchulen und der reichen Seelenzahl großer Metropolen, um Verehrer, Freunde und Kenner für ſich zu decimiren, um für ſeine exotiſchen Genüſſe auch Theilnehmer zu finden. Nur an ſolchen Plätzen gedeiht es wirklich und mit wahrem Kunſterfolg und bietet Erfindung, Abwechſelung und Fortſchritt auf. Was an anderen kleineren Orten in dieſem Genre producirt wird, iſt nur Abhub und ärmliche Nachäfferei, die der Kunſt mehr ſchadet als nützt. Ich kenne Bühnen kleinerer Städte, welche in neueſter Zeit mit beſonderer Vorliebe das Ballet cultiviren, und bei ihren eingeſchränkten Mitteln natürlich auf Koſten der anderen Kunſtzweige. Geld und Publikum fehlt, um jene großen ſelbſtändigen Ballets von Berlin und Wien hierher zu verpflanzen, und man begnügt ſich daher mit wohlfeilen Ausgaben jener Prachtwerke, an denen die Pracht eben unentbehrlich iſt. Ein Eigenthumsrecht der Idee gibt es in der Balletwelt noch nicht; die kleinen Balletmeiſter, die kaum tanzen und nichts erfinden können, plündern die Programme ihrer großen Collegen, und da ſie nicht wie jene über großartige Mittel verfügen, ſo ſtopfen ſie in die geſtohlenen Contouren ein Füllſel von eigenen Charlatanerien und Albernheiten, daß den Kenner ein Grauen überläuft. Das ſoll nun ein Kunſtganzes ſein; das ſoll eine choregraphirte Idee repräſentiren! Das Publikum bekommt bunte Seidengaze und Glanzbattiſt, neue Decorationen, hübſche Mädchen in frappanten Gruppen, ſogenannte überraſchende Arrangements zu ſehen, braucht nicht zu denken und kann ſich kein Urtheil feſtſtellen — und über der Lüſternheit des Schauens vergißt es den Luſtre der Kunſt. Die Prüden — und wie viel gibt es deren in kleinen Städten! — rümpfen die Naſe; die Materiellen befinden ſich in ihrem Fahrwaſſer. Und was hat dieſes getanzte Kunterbunt alles gekoſtet! So viel, daß man den Schauſpielregiſſeur als wahnſinnig verhöhnen würde, wenn er nur den vierten Theil dieſer Auslagen für ein gediegenes Stück zu beanſpruchen wagte. Aber der Unſinn des Pſeudo-Ballets erſtreckt ſich noch über ſeine ſogenannten ſelbſtändigen Ausgeburten hinaus und beſchleicht die Oper mit anomalen Zuthaten. Da wird z. B. dem „Guſtav III.“ eine Mazurka, der „Martha“ ein Galopp, dem „Stradella“ eine Polka aufoctroyirt, und man nimmt das ſo hin, als müßte es ſein, und ruft wohl noch die Tänzer heraus. Nach einiger Zeit vereinbart man ſich zu dem Ausſpruch: „Das muß wahr ſein, wir haben ein recht hübſches Ballet.“ Was aber unvermerkt nachſchleicht, wie die Reue der Sünde, das iſt ein grenzenloſer Kunſtkatzenjammer, deſſen Grund ſich eigentlich niemand zu erklären weiß, der aber aus dieſen gewürzten und magenverderbenden Miſchbowlen in das kleine Gehirn eines nicht denken wollenden Publikums aufſteigt.

Eine Celebrität.

Sie war näher gerückt wie ein glänzendes Meteor mit ihrer ſchnellen Berühmtheit. Erſt hatte ſie an dem zweifelhaften Himmel Berlins geleuchtet, dann in den Feſtlichkeiten von Brühl und Stolzenfels geprangt, und jüngſt erſt die Antipoden des Berlinerthums, die ſchwer erregbaren Kölner in Enthuſiasmus verſetzt; nun ſollte ſie auch in Frankfurt erſcheinen. Wer mochte da ungerührt bleiben von der Luſt, dieſe Celebrität des Tages, dieſes neue Geſtirn der Kunſt kennen zu lernen! Unſere Geſellſchaft beſtellte auf ſicherem Wege vier Logenbillets lange vorher, und endlich kam der Tag, an welchem uns das Dampfroß der Eiſenbahn an das Ziel der Wünſche förderte. Es iſt ſchwer ſich einen Begriff von der Menge und dem Zudrange zu machen, wie er am 29. Auguſt 1845 alle Hotels und Straßen in Frankfurt belebte, an welchem Tage der Name Jenny Lind in großer Schrift auf der Theaterannonce prangte und die Gefeierte zum erſtenmal die dortige Bühne betreten ſollte.

Eine Hiobspoſt, die unſer, der Ankommenden wartete, war die, daß aus den vier beſtellten und verſprochenen Billets nur zwei wirkliche geworden waren; ein Verſuch, Karten aus zweiter Hand anzukaufen, mußte bald aufgegeben werden, indem die vielen zu ſpät gekommenen Fremden ſo namhafte Gebote thaten, daß ſchon am frühen Morgen zwanzig Franken und am Mittag bis dreißig Gulden für einen feſten Platz bezahlt wurden. Unſere Logenbillets wurden daher an unſere Damen gegeben und wir Männer entſchloſſen uns zu dem gefährlichen Unternehmen einer Parterrebeſtürmung. Karten für dieſen Raum wurden zwar ausgegeben, allein ſchon am Vormittag erkauften wir eine bedenklich hohe Ziffer, und ſo ſchien es denn ſehr rathſam, ſich frühzeitig an der Thüre des Schauſpielhauſes einzufinden und aufzuſtellen.

Ein Viertel über Vier fing auf den Treppen des Theatereingangs ſich das zu bilden an, was man in Frankreich wegen ſeiner wohlgeordneten Form die Queue nennt, was jedoch in vorkommenden Fällen bei uns in Deutſchland ein wirrer Menſchenknäuel iſt, der von rechts und links und aus der Mitte herbeidrängt und die vorne Stehenden wie Opfer in den plötzlich geöffneten Raum hineinſtürzt. Ueber eine ſolche plötzliche Oeffnung hatten wir uns nicht zu beklagen, da ſie erſt gegen halb Sechs erfolgte, und nun fanden wir, die Erſteingedrungenen, zu unſerem großen Erſtaunen die vorderen Parterrebänke bereits beſetzt mit Leuten, welche Directionsprotection oder Trinkgeld durch Hinterthüren zum ruhigen Beſitz deſſen befördert hatte, was unſere Neugierde und unſer Kunſteifer faſt mit Lebensgefahr hatte erkämpfen müſſen. Fünf Minuten nach Eröffnung des Eingangs war Parterre und Gallerie bis zu den letzten Räumen überfüllt und nun begann jene laute Converſation, jenes Zurechtrücken und Behaglichfühlen in der Errungenſchaft. Jeder hatte Zeit genug, über die Mühe, die er ſich gegeben, über das, was er von der Künſtlerin gehört, geleſen und jetzt erwartete, ſich gegen ſeinen empfänglichen Nachbar auszuſprechen.

Endlich verging auch die letzte lange Stunde der Erwartung. Das Orcheſter fing an ſich zu regen und die nun raſch gefüllten Logen boten einen glänzenden Anblick dar. Es iſt nicht der Glanz weiblicher Reize, der im Frankfurter Theater das Auge trifft und blendet, — obwohl diesmal auch die Schönheit eine zahlreiche Deputation aus Heimath und Fremde zur Kunſtfeier entſendet hatte, — aber die Pracht der Toilette, die hier aus allen Räumen entgegenleuchtet; dieſe blitzenden Geſchmeide von Gold und Juwelen, dieſe reichen Stoffe in zierlich eleganten Schnitten, dieſes lebendige Modemagazin, wo Jung und Alt, Blühend und Verblüht, Schön und Häßlich in allgemeiner Beeiferung und in wechſelſeitiger Controlirung ſichtbar wird; und über dieſes Alles ein Ausdruck von Behäbigkeit und Selbſtgefühl verbreitet, daß das, was du hier ſiehſt und was dich vielleicht ſtaunen macht, kein zur Schau getragener Luxus, kein Ueberbieten der finanziellen Kräfte, ſondern das einfache und faſt natürliche Reſultat ſolider Wohlhabenheit und wohlbegründeten Reichthums iſt.

Die Ouvertüre der „Norma“ begann, die Eingangsſcenen wurden glücklich überſtanden, und nun erſchien, mit einem donnernden Beifallsſturm und lautem Orcheſtertuſch begrüßt, die Gefeierte und ſehnlichſt Erwartete.

Ein ſchlankes Mädchen mit ſchönem, goldblondem Haar, das in einem Wellenſcheitel unter dem Kranze der Prieſterin hervorleuchtete, betrat die Stufen des Altars mit einfacher Sicherheit. Die Züge weder ſchön noch häßlich, aber voll Unſchuld und nordiſchen Ernſtes; die Haut von blendender, natürlicher Weiße; das Auge bedeutend, aber weder ſcharf glänzend, noch kokett bewegt; — über die ganze Geſtalt der Ausdruck des Friedens und der Reinheit mit ſeinem ſtillen Zauber ausgegoſſen, wie er wohl noch ſelten von der Bühne herab gewirkt hat. Sie ſang das große Recitativ etwas haſtig; denn dieſe athemloſe Verſammlung, Kopf an Kopf gedrängt, mußte eine innere Bewegung in ihr erregen. Aber von der meiſterhaften Arie Caſta Diva angefangen, bis zu den letzten Takten der Oper, war ihre Kunſtleiſtung nun aus Einem Guſſe: durch die höchſte Vollendung der Geſangstechnik ausgezeichnet, durch inneres maßhaltendes Gefühl erwärmt und durch echt künſtleriſche Ruhe überwacht, mit einem Worte: der Triumph eines Genies. Der Sopran der Sängerin war ein weicher, umfangreicher, nach der Höhe hin glockenrein, nur in ein Paar Mitteltönen etwas verſchleiert, ohne daß hierdurch die Schönheit des Klanges beeinträchtigt ward. Die Geſangsfertigkeit war außerordentlich; in der beſten italieniſchen Schule gebildet, von angeborener Leichtigkeit der Tonbildung unterſtützt, daher im Beſitze einer Kehlenbeweglichkeit, wie ſie noch ſelten ein nichtitaliſches Organ erworben, mit Schwierigkeiten tändelnd, ſchien Jenny Lind berufen, der immer mehr verarmenden Muſe der Geſangskunſt eine würdige Prieſterin zu ſein, — und ſie erfüllte ihre Miſſion. Aber alle die oben erwähnten Eigenſchaften hatte ſie mit anderen Sängerinnen gemein; es gab grandioſere, dann wieder bis zur Wolluſt ſüß-kitzelnde Frauenſtimmen; ſeit die Italiener Deutſchland ſo häufig heimſuchten, war ſchon oft die größte Kehlenfertigkeit in ganzen Waſſerfällen von überwundenen Schwierigkeiten an unſerem Ohr vorübergerauſcht; dann gab es wieder glänzende Erſcheinungen, die durch die Macht natürlicher Reize blendeten, oder durch das Feuer und die Koketterie des Spieles hinriſſen: was war es alſo, was ſich bei Jenny Lind als bezaubernde Eigenthümlichkeit herausſtellte, die Aller Herzen feſſelte und ihren Ruhm auf raſchen Schwingen durch Europa hintrug? Das will ich Euch einfach erklären. Als einſt die Schweſtern Milanollo vor uns hintraten, da war es neben der ſtaunenswerthen Kunſtfertigkeit hauptſächlich der Ausdruck der bezaubernden Kindlichkeit, der Eure Herzen eroberte. Bei Jenny Lind wiederholte ſich ein Aehnliches: die heilige, unnachahmliche Jungfräulichkeit, die aus jeder Miene und Bewegung hervorleuchtete, die aus jedem Tone ihrer Kehle herausklang, dieſe edle, friedſam-ſinnige Seele, die man ſingen hörte; dieſe, ich möchte ſagen, zur Bühne herabgeſchwebte Veſtalin, die nicht Auge oder Ohr berückte, ſondern das tiefinnere Gefühl, das Gemüth rührte — das war es, was ſo mächtig ergriff, was der Bruſt das fröhliche Ach! des Entzückens entlockte und was endlich zu jenen Beifallsbezeugungen hinriß, die leider ſchon gar oft an Schreier und Couliſſenreißer vergeudet worden. Wenn Jenny Lind ſang, ſo wurden ihre Züge ſchön, ihr Auge leuchtete, ihr Kopf erhob ſich voll Adel, jede Bewegung gab ein anmuthiges Bild, das nicht gemacht, ſondern von ſelbſt geworden war, weil der innere edle Drang verſchönend auf das Aeußere hinauswirkte. In ihrem Geſange ſelbſt gab ſich dieſe innere Reinheit, dieſe fromme Beſcheidenheit des

Herzens durch ein weiſes Maßhalten kund, ſie konnte das Ohr mit perlenden Coloraturen überſtürzen, ſie konnte ihren feingeblätterten, herrlichen Triller hundertfach wiederholen, ſie konnte Effect machen durch Aushalten, Hinſtürmen, Vibriren und wie die Kunſtſtückchen alle heißen, ſie that aber nur, was ihr der Genius hieß, und alles an der rechten Stelle und mit unnachahmlicher Grazie. Man konnte für Jenny Lind ſchwärmen, das fühlte ich damals.

Dieſer innere Tact erſtreckte ſich natürlich auch auf die Darſtellung und die Künſtlerin hat auch hierin ein ſchönes Ganzes geliefert. Ganz durchdrungen von der ſtillen Würde der Jungfräulichkeit, war es für Jenny Lind faſt eine Unmöglichkeit, die Norma als eine rachedürſtende Megäre wiederzugeben. Sie idealiſirte, mit kluger Berückſichtigung ihrer eigenen Individualität, den Charakter, und gab die glühende Liebe des Weibes, die getäuſcht, endlich ſo mächtig und edel wird, ſich ſelbſt hinzuopfern. Darum hob ſie alle Stellen, die eine Beziehung auf dies entſchwundene Glück, aber doch immer ihr höchſtes Glück, tragen, mit einer ſo unbeſchreiblichen rührend elegiſchen Wahrheit hervor. Die holde Nachtigall aus dem frommen Schweden hinterließ mit ihren Tönen und ihrer Erſcheinung einen ganz anderen Eindruck als alle anderen Theatergrößen. Man ging im Innerſten erwärmt nach Haus und brachte ein wohlthätiges Gefühl mit, welches keinen Beiſatz von dem Galvanismus der Scene führte; man hatte noch viel nachzudenken, nachzufühlen, ſich zu freuen und war um eine wahrhaft ſchöne Erinnerung reicher.

Wenn ich mich nach einem Ausdruck umſehe, der die ganze Weſenheit dieſer Künſtlerin bezeichnen könnte, ſo finde ich keinen paſſendern als: Harmonie. Harmonie in jenem edleren umfaſſenden Sinn, der die wohlgefällige natürliche Uebereinſtimmung aller einzelnen Theile eines Ganzen, aller Empfindungen und Aeußerungen, aller Mittel und Erfolge bedeutet. Die Technik des Geſanges war ihr in ſo hohem und vollendetem Maße eigen, daß ſie der Ausarbeitung keine Aufmerkſamkeit zu ſchenken brauchte; dieſe kam natürlich und von ſelbſt; ſie hauchte nur die Wärme ihres Gefühls, die Reinheit ihrer eigenen Empfindungen hinein; ſie ſang wie der Gebildete ſeine Mutterſprache ſpricht, ſicher und ſchön, ohne Gedanken an Grammatik und Styl, nur noch in die Schattirung des Vortrags den Ausdruck ſeiner Seele legend. Und wie ſie ſang, ſo war ſie: jede Bewegung, jeder Blick, ihre Erſcheinung, ihr ganzes Weſen harmonirte.

Ich habe ſpäter auch die Nachtwandlerin, dieſen Jubelhymnus der beglückten Liebe, von ihr gehört und ich glaube nicht, daß ſichtbar und hörbar jemals mehr Poeſie und Seelenhaftigkeit in dieſe Amina hineingelegt worden iſt. Ton, Wort, Blick und Bewegung waren ſo zu ſagen durchſichtig; ihre Kunſt klar und verſtändlich für Jedermann, weil Jedermann fühlte, was ſie will und was ſie iſt. Mit den graciöſen Modeblumen von heutzutage, die aus künſtlicher Staubfädenberührung und mit mühſamer Farbenvermiſchung erzeugt worden, iſt's eine eigene Sache: man muß Botaniker, Blumiſt und Liebhaber ſein, um ihren Werth zu begreifen; — die Roſe aber iſt ſchön und lieblich für Alle und überall. Die Wirkung die ſie mit dieſen Leiſtungen auf alle Herzen hervorbrachte, dieſer Eindruck der unbewußten Schönheit, dieſer Ausdruck der hinreißenden Wahrheit, das Alles wird für Jeden, der es miterlebte, ein Schatz der Erinnerung bleiben.

* * *

Die Enthuſiaſten.

Es gibt eine Sorte von Menſchen, welchen man eigentlich gar nichts Böſes nachſagen ſoll, weil ſie ſelbſt ſo viel Gutes von Andern reden. Sie gerathen über alles in Entzücken, finden alles vortrefflich; ihr Mund iſt eine unverſiegbare Quelle von Lobreden, ein Arſenal von Ausrufungen und Superlativen; kurz, ſie ſind die Optimiſten der Phraſe, deren Wohlklang in den Ohren der Künſtlereitelkeit bezaubernd forttönt und alle Kobolde der Eigenliebe wachruft. Aber überladen ſie euch mit noch ſo viel ſchönen Worten und Liebenswürdigkeiten, ſo erwartet darum nicht, daß ſie für eure vielgeprieſenen Producte ſonſt etwas Reelles und Nutzenbringendes thun. Sie füllen euer Ohr und Herz mit Schmeicheleien, aber eure Börſe zu füllen, davon wollen ſie nichts wiſſen. Verſchwender in Complimenten, aber Geizhälſe im Ankauf, reicht ihre Kunſtgönnerſchaft nur bis zu den klingenden Redensarten, aber nie zu den klingenden Münzen. Sie lagern ſich förmlich vor ein Bild hin, überſtrömen vor Enthuſiasmus, ſchreien entzückt auf über alle die Schönheiten, verdrehen die Augen zum Himmel, beglückwünſchen und umarmen jubelnd den Maler, drücken ihm feurig die Hand — aber ſie drücken ihm nichts hinein. Sie halten ſich dem Verdienſte gegenüber, das ſie geprieſen haben, für quitt; der Aufwand an ſchmeichelhaften Metaphern, den ſie dafür gemacht, entbindet ſie aller andern Verpflichtungen.

Das Intereſſe, das ſie der Kunſt entgegenbringen, iſt ein rein ätheriſches, ſo zu ſagen himmliſches, denn es führt nichts Materielles mit ſich; und wenn talentbegabte Leute ſich von Lobreden ernähren könnten, ſie müßten bald dick und fett wie die Kloſtermönche werden durch das Zuthun der Enthuſiaſten, die wohl den Ruf eines Künſtlers fördern können, aber ſicher nie etwas zu ſeiner Lebenswohlfahrt beitragen werden. Ihnen heißt alles „unbezahlbar“, natürlich, weil ſie nichts dafür bezahlen; und doch ſind es meiſtens ganz wohlhabende Leute, welche die Kunſtgönner ſpielen und ſich dieſen Titel anmaßen, ohne daß er ſie etwas anderes als leere Worte koſtet. Lobt ſo ein Miniaturmäcen ein Buch, ſo kannſt du ſchwören, daß er es nur geliehen — preiſt er ein Gemälde, ſei überzeugt, daß er es nur zufällig geſehen hat. Er denkt nicht daran, eines der von ihm gerühmten Kunſtwerke an ſich zu bringen, ſchon darum, weil er als Käufer in eine ungünſtigere Stellung käme als jeder andere, denn der Verkäufer könnte nicht begreifen, wie der Lobredner ſo freigebig mit Worten und hinwieder ſo knickerig mit der Zahlung ſein kann.

Solche Enthuſiaſten ſind das Unglück des werdenden Talents und des entwickelten Verdienſtes; denn ſie drängen es auf die Bahn des Selbſtbewußtſeins, auf der es ſich nicht halten kann, wenn es nicht in Huldigungen und in Schulden untergehen will. Ein leerer Magen bedarf anderer Dinge als der Artigkeiten zu ſeiner Sättigung, und trotz des Beifalls, der ſie umrauſchte, ſind begabte Männer ſchon Hungers geſtorben. Was ſoll mir euer Zujubeln, ſeufzt das arme Talent, den Tod auf den Lippen; haltet ein mit Lobeserhebungen und thut lieber etwas für meine jämmerliche Exiſtenz, ſonſt ſterbe ich an euren Anpreiſungen. Und ſoll der Tod mir vielleicht weniger ſchrecklich ſein, nachdem ihr mir vorgeſchwätzt, daß mein Leben zum Ruhme führen müſſe? Kann ich mein gegenwärtiges Elend über der Hoffnung dieſes künftigen Glanzes vergeſſen? O nein! euer Weihrauch kränkt mich, euer Beifall zerreißt mir das Herz; laßt alles das, betrachtet mich nur als einen Unglücklichen, und gewährt meiner Armuth, was ihr meinen Fähigkeiten verſagt!

Glücklich jeder, der nicht darauf angewieſen iſt, von ſeinem Künſtlertalente leben zu müſſen und ſeine Muſe zur dienenden Magd ſeiner Bedürfniſſe herabzuwürdigen. Er erſpart die Erfahrung, jene Enthuſiaſten kennen zu lernen, an deren Feuer er ſich keine Suppe wärmen — und für deren ſüße Worte er ſich noch kein trockenes Brod kaufen kann. Die Phantaſie, die reiche Verſchwenderin, die aber ſo ſchwer verdient, muß die Berührung mit dieſen Enthuſiaſten ſcheuen, die ſie nur auf Abwege führen; ſie muß in die Kreiſe des Nützlichen herunterſteigen, ſie muß die derbe Hand des kernhaften Bürgers drücken, wenn ſie erwerben, wenn ſie eine Exiſtenz garantiren will. Der Schriftſteller muß Zeitungsartikel, der Hiſtorienmaler Porträts, der Poet Gelegenheitsgedichte, der Bildhauer Geſimskränze arbeiten, und vielleicht daß dieſe Producte unter ſeiner Würde ihm außer der ſicheren Nahrung noch Mittel und Gelegenheit verſchaffen, ſich einmal in ſeiner höheren und eigentlichen Sphäre ſchaffend zeigen zu können. Verfolgt er aber dieſe allein, dann verfällt er den Enthuſiaſten, die ſeinen Namen zu den Wolken tragen, während mitleidigere Menſchen ſeine Leiche zur Ruheſtätte bringen.

Und nun noch Eins. Der Enthuſiaſt iſt in ſeiner Phraſendreſcherei allumfaſſend, er iſt Encyclopädiſt und Kosmopolit; ſeine begeiſterte Liebe umfaßt alle Künſte, ſeine beredte Bewunderung gehört allen Künſtlern. „Wie göttlich haben Sie geſtern geſungen!" ruft er dem Sänger zu, der ihm begegnet und deſſen Hand er mit Verzückung preßt; denn er war geſtern mittels einer Freikarte in der Oper. „Ihre neueſte Poeſie iſt wieder köſtlich!“ apoſtrophirt er einen jungen Dichter, deſſen Verſe die „Gartenlaube“ mit einer Illuſtration brachte — die Nummer liegt an allen öffentlichen Orten auf. „Glücklicher Freund,“ jubelt er einem Maler zu und umarmt ihn, „Ihre Mondſcheinlandſchaft iſt ein Triumph der Kunſt!“ — Das Bild iſt im Caſino ausgeſtellt. Er iſt gleichſam der Allerweltsdiener mit ſeinem ſtets bereiten Entzücken. Aber laßt nun einen von den drei Künſtlern, denen er heute die Schamröthe ins Geſicht gelobt hat und die zu kennen er ſich glücklich pries, laßt einen morgen in die Lage kommen, daß er ſeiner bedarf, daß er eine momentane Hilfe bei ihm oder ſeine Verwendung ſucht, um etwas zu erreichen, wozu der Enthuſiaſt beitragen könnte, und ſeht dann, wie dieſer ſich ſchneckengleich zurückzieht, einſilbig wird, die Achſeln zuckt, herzlich bedauert und plötzlich zum kalten Spießbürger umgewandelt, wohl ſagt: „Aber ich meine, bei Ihrem Talente könne es Ihnen gar nicht fehlen... freilich die genialen Herrn haben viel Bedürfniſſe... ich bin leider beim beſten Willen nicht in der Lage... doch zweifle ich nicht, daß Sie bei geeigneten Schritten Ihr Ziel erreichen werden.“ Und iſt der unwillkommene Beſuch glücklich wieder zur Thüre hinaus, ſo ſpricht der ſogenannte Mäcen vielleicht zu ſeiner Frau: „Dieſe Künſtler ſind doch ein fatales Volk und die Berührung mit ihnen hat viel Unannehmlichkeiten.“

Ihr jungen Brüder in Apoll, die ihr mit Feder, Pinſel, Saite oder Meißel ſchafft, glaubet dem Worte eines Vielerfahrenen und ſchenkt dem getreuen Bilde, das er hier entworfen, eure Aufmerkſamkeit. Laßt euch das Gehirn nicht umnebeln von den Schmeichelreden jener aufdringlichen Bewunderer, die dem Künſtler ſo leicht den Kopf verrücken und die den Menſchen und ſeine Lage gänzlich und abſichtlich ignoriren. Schöpft getroſt aus dem Brunnen meiner Erfahrungen, um nicht ſchmerzliche Enttäuſchungen zu erleben. Und kann ich auch nicht verlangen, daß ihr ſolchen Leuten die ſouveräne Verachtung bietet, mit welcher ich ſie ſchon lange behandle, ſo rathe ich euch doch, wenn euch ſolch ein Entzückter anräuchert, immer zu denken: Das iſt auch ſo ein Kerl, der meine Sachen lobt, um ſie nicht kaufen zu müſſen!

Die Altdeutſchen.

In den zwanziger Jahren lebte ich in Wien mit einem Häuflein vergnügter Müßiggänger zuſammen, junge Maler, welche die Akademie kaum erſt verlaſſen hatten oder ſie noch beſuchten. Leute von lebendigem Humor und knappen Mitteln, von luſtiger Laune und abenteuerlicher Phantaſie, unentſchiedene Talente, die rüſtig die Leinwand beklecksten, ich möchte ſagen undisciplinirte Freiſchaaren der Kunſt, dem inneren Drange der Bewegung folgend. Dieſer Drang fand damals ſeinen Ausdruck in einer Manier, oder wenn man will in einer Richtung — in der altdeutſchen, welcher meine jungen malenden Freunde ſämmtlich folgten. Von außen her durch den Einfluß der romantiſchen Schule gepflegt, in Wien durch das Vorbild einiger bedeutenden Künſtler von maßgebender Stellung empfohlen, vereinigte das altdeutſche Panier die junge Künſtlerwelt um ſich, unter welcher ſich damals auch eine junge reiz- und talentvolle Malerin befand, die vielleicht nicht wenig dazu beitrug, daß ihr zu Liebe Alles für Nürnberg und Köln ſchwärmte.

Meine jungen Freunde aber begnügten ſich nicht damit, die Säle der altdeutſchen Schule in den Gallerien zu belagern, die van Eyck's, Kranache, Holbeine und Dürer zu copiren, ſelbſt Bilder in dieſem Charakter und mit Verzicht auf Frauenſchönheit zu fertigen, es war ihnen nicht genug, mit dem Pinſel altdeutſch zu ſein: ſie zogen auch den altdeutſchen Menſchen an und gingen in Wamms, Sammtbarett, Pumphoſen und mit großen Schnurr- und Zwickelbärten einher. Der engere Kreis derſelben trieb es noch weiter, ſeine Liebe für das Mittelalter ſtieg bis in die Ritterzeit zurück, deren Formen man hervorholte, unter ſich feſt hielt, und in denen man ſich halb ſcherz-, halb ernſthaft bewegte.

Dieſer engere Kreis ſchaarte ſich um einen jungen Maler — ich will ihn Aimüller nennen — der ein kleines Vermögen und den Kopf voll toller Streiche hatte, damals noch zwiſchen Hiſtorien- und Landſchaftsmalerei ſchwankte, und ein Logis bewohnte, welches den ritterlichen Unternehmungen der Verbündeten ungemein zu ſtatten kam. Dieſes Logis lag in einem Hauſe weit draußen in der Vorſtadt, welches einem älteren Herrn gehörte, der zugleich ein anderes Haus in der Stadt beſaß, dieſes bewohnte und ſein Eigenthum in der Vorſtadt einem Hauswärter in Aufſicht überließ. Letzteres war ein Gebände älteren Styls, nur ein Stockwerk hoch, um welches im inneren Hofraume eine offene Gallerie herumlief, die zu den beiden Thüren von Aimüller's Wohnung führte. Dieſe, ein Saal mit zwei Nebenſtuben, nahm den ganzen oberen Stock ein; im Parterre wohnte außer dem Hauswärter nur noch eine kleine arme Familie, die ſich alles gefallen ließ. Zu erwähnen iſt noch, daß der Hof des Hauſes ein ſehr geräumiger war.

In dieſes Hauſes Räumen verſammelte ſich alle Woche einmal der engere Rath der Altdeutſchen, zwölf luſtige Kumpane, die ſich die Gralsritter nannten. Mehrere derſelben hatten bei Trödlern und Antiquitätenhändlern Rüſtungen, ganz oder ſtückweiſe, Helme, Lanzen, Schwerter ꝛc. erworben; denen das nicht gelang, die ſorgten durch eigenhändige Anfertigung aus Pappe für künſtlichen Erſatz; große Wappen und Schilder wurden gemalt, bunte Schärpen zweifelhaften Urſprungs herbeigeſchleppt und entſprechend auch für Ausrüſtung und Geräthe des Saales geſorgt. Alte Trinkgeſchirre, Humpen, Becher und Hörner ſchmückten den langrunden Tiſch, den die zwölf hochlehnigen Stühle umſtanden, auf denen die Helden der Tafelrunde Platz nahmen im vollen Ritterſchmuck und ihr Trinkgelage hielten, bald laut und lärmend genug, daß man den Jubel aus der „Burg“ ſtraßenweit hörte. Klingende Ueberredung hatte den Hauswärter längſt gefügig gemacht, daß er ein Auge und beide Ohren zudrückte und als ſtiller Theilnehmer den Weinvorrath in den Humpen beſorgte. Noch mehr, eine beſtimmte Entſchädigung vermochte ihn ſogar in dem Mummenſchanz perſönlich mitzuwirken, das heißt, an den Vereinsabenden als rüſtiger Knappe mit Koller, Pickelhaube, Schwert und Hellebarde im Thorweg gravitätiſch auf und ab zu ſchreiten, die Burg zu bewachen, Eindringlinge abzuweiſen, auf den Hornruf ſeiner ritterlichen Gebieter aufzupaſſen und dann ſofort neugefüllte Krüge hinauf zu ſchaffen. Die „Burg“ aber wurde des Malers Wohnung nicht blos wegen ihrer ritterlichen Gäſte, ſondern noch aus einem andern Grunde genannt. Die zu den Thüren des Burgherrn führende Gallerie war nämlich an einer Stelle ihrer Dielung ausgehoben, mit eiſernen Bandcharnieren und Zugſtricken verſehen und ſo förmlich in eine Zugbrücke verwandelt worden, welche von dem Bewohner nach Belieben aufgezogen werden konnte und dann alle Communication abſchnitt, — ein Verfahren, welches derſelbe oft anwendete, um vor dem Handſtreiche läſtiger Beſuche oder mahnender Gläubiger ſicher zu ſein. So waren denn Aimüller's Räume alle Woche die ritterliche Trinkſtube des überluſtigen Häufleins, und nebenher fand monatlich einmal, in ſchöner Mondſcheinnacht, ein ritterliches Turnier in dem geräumigen Hofe ſtatt, wobei der Knappe auch als Kreiswärtel fungirte und ſeine

Frau — in Ermangelung eines edlen Ritterfräuleins — die Preiſe an Schinken, Wurſt und kaltem Kalbsbraten verabreichte.

Monate waren hingegangen, ohne daß die mittelalterlichen Nächte in der Burg eine Störung erfuhren. Nur in einer ſo großen und ſo heiter lebendigen Stadt, wie Wien damals war, iſt ſolch ein unverkümmertes Beſtehen denkbar: dort gucken ſich die Nachbarn nicht ſo neugierig in den Mund, in die Taſche und über die Mauer. Der nähere Umkreis in der Vorſtadt ſprach wohl und lachte über die Bacchusfeſte und Fechterſpiele der Maler; aber dieſe waren harmlos luſtige Leute, die ſonſt niemand beläſtigten, und ſo machte man hinwieder kein großes Aufheben von ihrem Treiben. Nur durch Zufall gelangte die Kunde davon in die Stadt und an den Eigenthümer des Hauſes. Dieſer lachte zwar auch, als er das kaum Glaubliche vernahm, aber was ihn an der Geſchichte verdroß, war, daß, wie man ihm ſagte, ſein Hausaufſeher alle Rückſichten der Pflicht vergeſſen konnte und in dem Ritterſchauſpiel ſelbſt mitſpielte. Zu der Neugierde, die Verſammlung einmal zu belauſchen, kam die Abſicht, den Mißbrauch der Amtsgewalt zu rügen, zu welchem Ende der Thäter auf der That ertappt werden mußte, — und ſo entſchloß ſich der Lehnsherr der Burg zur perſönlichen Einſichtnahme der Vorgänge und wandelte an einem Herbſtabend hinaus nach ſeiner Liegenſchaft.

Er brauchte nur das angelehnte Thor zu öffnen und richtig, er ſah, was man ihm erzählt hatte, ſeinen Verweſer in voller Knappentracht und wohlbewaffnet Wache ſtehen. Heiteren Humors und redſeliger Zunge erwiderte dieſer auf die Vorwürfe des Hauspatrons: daß er ſeine Pflicht nicht verſäume, noch ihr etwas vergebe, und daß es wohl thöricht von ihm wäre, wenn er nicht alle Woche einen Gulden damit verdienen wollte, indem er ein paar Stunden lang ſich in dieſen Aufzug und in die luſtige Laune der Maler fügte. Das klang ſo wahr und vernünftig, daß es vielleicht eben darum den polternden Hauseigenthümer doppelt ärgerte, weil es ihm jeden ſtichhaltigen Grund zum Einſchreiten raubte. Dazu lärmte aus den hellerleuchteten Fenſtern der Burg ein Höllenſpektakel heraus in Hof und Nachbarſchaft, daß der Städter noch zorniger wurde, dieſe Freudenausbrüche an der Quelle zu verſtopfen — und den tollen Geſellen da oben ein ernſtes Wort zu ſagen beſchloß. Er eilte die Treppe hinan, ohne auf den Nachruf des Hauswärters zu hören, und die Gallerie entlang. Aber — war heute vielleicht geheime Behmeſitzung, beſorgten die Ritter einen Ueberfall, oder erlugten ſie dieſen Feind, kurz — die Zugbrücke da oben war aufgezogen, und da der Lehnsherr von dieſer Veränderung in ſeinem Hauſe nichts wußte und auf der Gallerie fortſtürmte, um Aimüller's Wohnung zu betreten, ſtürzte er plötzlich in die Tiefe des Burggrabens, aber zu ſeinem Glück auf einen proviſoriſchen Miſthaufen, den die Vorſicht des Knappen gerade unter der Zugbrücke angeſammelt hatte. So kam es, daß der Gefallene nicht nur keinen Schaden nahm, ſondern ſich unter Hilfleiſtung des Hauswärters ſchnell von dem Schrecken erholte und bald in neu entflammtem Grimme und mit Flüchen und Drohungen die Stätte ſeiner Niederlage verließ. Am andern Tage aber erhielt Aimüller die gerichtliche Kündigung der Miethe und den Auftrag, das Logis binnen ſechs Wochen zu räumen.

Das war dem luſtigen Vogel wohl ziemlich gleichgiltig und die Gralbrüder lachten weidlich, wenn ſie des Grundes dieſer Ausweiſung gedachten; aber eine neue paſſende Oertlichkeit für ihre ritterlichen Orgien und Spiele aufzufinden, war nicht ſo leicht, und doch mußte ſie ausgeſpürt werden. Es gelang, und diesmal hatte ein glücklicher Zufall die Hand im Spiele. In einer benachbarten Vorſtadt ſtand ein ſchon lange unbewohntes Haus, das einem böhmiſchen Baron gehörte, welcher es nur als Abſteigquartier bei ſeinen Beſuchen in der Reſidenz benutzte, und der die letzten ſechs Jahre hindurch, ſeitdem er ſich verheirathet hatte, ſeiner Gemahlin zu Liebe ununterbrochen auf dem Lande lebte. Der Beſitzer war vor kurzem geſtorben, ſeine Wittwe in Erbſchaftsproceſſe verwickelt, nur das Gut in Böhmen, wo ſie wohnte, war ihr unbeſtrittenes Witthum, ihr

Beſuch in Wien ſchien unwahrſcheinlicher als je: eine gute Gelegenheit alſo für den Aufſeher des Wiener Hauſes, dieſes für ſeinen eigenen Beutel nutzbringend zu machen. Aimüller kam und wurde als Miether des oberen Stockwerkes angenommen; das untere blieb leer und reſervirt; der Hauswärter bewohnte einen kleinen Hinterbau.

Hier ſpielte nun die Ritterkomödie weiter, zwar nicht mehr mit jener Ungebundenheit, wie vordem in der Burg, aber immer noch eifrig betrieben, bis die Geſchichte zu einem Wendepunkt gelangte. Aimüller's Talent und Neigung hatte ſich allmälig entſchiedener der Landſchaft zugewendet, und ſeine Arbeiten in dieſem Fache gewannen ihm einen bedeutenden Gönner. Dieſer, ein junger reicher ungariſcher Magnat, eben im Begriff, eine Reiſe in den Orient anzutreten, forderte den Maler auf, ihn zu begleiten und in der neuen fremden Welt ſeine Mappe zu bereichern. Natürlich, daß ein ſolches Anerbieten mit freudigem Dank angenommen und bald alles zur Wanderung vorbereitet wurde. Die Reiſe ſollte acht Monate — und konnte länger dauern. Als ſich daher die Männer der Tafelrunde zum letzten Mal vor ſeiner Abreiſe bei Aimüller verſammelten, beſchloſſen ſie mit ritterlichem Handſchlag und Gelöbniß, treu an ihrem Bunde zu halten und ſich von heute in einem Jahr — es war das die längſte Friſt der Abweſenheit des Freundes — wieder hier zuſammen zu finden in gewohnter Weiſe alle, die am Leben oder nicht todeskrank, und dieſes Wiederſehen, weil es in den Carneval fällt, mit einem ritterlichen Mummenſchanz zu feiern. Aimüller's Wohnung war auf ein Jahr weiter gemiethet; ſie reichten ſich feierlich die Hände und leerten auf ihr Verſprechen die großen Trinkgefäße; dann nahm beim Abſchied jeder ſein Rittercoſtüm mit fort in die eigene Behauſung, und Aimüller trat am andern Morgen ſeine Reiſe an.

Elf Monate verſtrichen nun, in denen der Maler Konſtantinopel, Smyrna, Damaskus und Jeruſalem kennen gelernt hatte, über Kairo nach Alexandrien gelangt — und an Erlebniſſen und Skizzen reich geworden war. Im Verlaufe dieſer Zeit erreichte auch der Erbſchaftsproceß der Baronin ein ihr günſtiges Ende, welches die ſechsundzwanzigjährige anmuthige und lebensfreudige Wittwe veranlaßte, in der Reſidenz zu erſcheinen, um ſich hier der erblüſternen Sippſchaft ihres ſeligen Gemahls auch perſönlich im Triumph zu zeigen. Ihre Anweſenheit in Wien ſollte eine Demonſtration ſein, aber ſie war zugleich eine Ueberraſchung für ihren Hausaufſeher, der eines ſolchen Beſuches von längerer Dauer nicht gewärtig, die Spuren der unbefugten Vermiethung ſchnell zu verwiſchen bemüht war. Aimüller war ja ohnedies verreiſt und blieb wahrſcheinlich noch länger aus; ſein Mobiliar ließ ſich zeitweilig leicht in einer Dachkammer unterbringen; das geſchah in aller Eile, und die Eigenthümerin hatte gar keine Ahnung von der Invaſion. Sie war kaum ein paar Wochen anweſend, als ſie auch das obere Stockwerk in Anſpruch nahm, indem ſie den Kreis ihrer Freunde und Bekannten auf einem kleinen Coſtümball bei ſich zu verſammeln beſchloß, welcher in den oberen Räumen abgehalten werden ſollte.

Mittlerweile war auch die Zeit herangerückt, welche die Gralritter vereinigen ſollte — der nächſte Tag war dazu beſtimmt worden — als an dem Hauſe ein Fiaker vorfuhr, worin der eben in Wien eingetroffene Maler Aimüller ſaß, welcher mit ſeinem Reiſegepäck Einlaß in ſeiner Wohnung ſuchte, natürlicherweiſe aber von dem Hausverwalter unter allerlei Vorwänden daran verhindert wurde. Aber der Maler war nicht der Mann, der ſein vermeintlich gutes Recht ſolchen Ausflüchten opferte, und als er die Anweſenheit der Hausbeſitzerin erfuhr, ließ er ſich bei dieſer melden und dringend um eine Unterredung bitten. Sie wurde gewährt und im Laufe derſelben erfuhr die Baronin bald, welchen Mißbrauch der Hausaufſeher mit ihrem Eigenthum getrieben, zugleich aber ſah ſie auch ein, wie der ſchuldloſe Künſtler ſich jetzt in der größten Verlegenheit befand. Dieſer hatte ſich auf die vortheilhafteſte Weiſe bei ihr eingeführt, ſein ganzes Weſen machte den günſtigſten Eindruck; aber den jungen Mann in dem Hauſe aufzunehmen, welches ſie allein bewohnte, war nun einmal gegen Möglichkeit und Anſtand. Aimüller ſchüttete ſeinen ganzen Jammer vor der ſchönen Frau aus und betonte mit beſonderem Nachdruck die morgen beabſichtigte Verſammlung ſeiner Freunde, die ſchon ein Jahr auf ſeine Rückkehr warteten, und die nun von ſeiner Thüre zu weiſen Verdacht und Lächerlichkeit über ihn bringen müßte. Die Hörerin ward halb gerührt, halb von dem Humor der geſchilderten Umſtände bewegt, der Erzähler ſelbſt nahm ſie für ſich ein, und ſie entſchloß ſich daher zu einem Vermittlungsvorſchlage der Güte und des Frauenwitzes. Der ſtrafbare Hauswärter ſollte ſeine eigene Wohnung an den Maler für einige Tage abtreten, und die Baronin, die morgen ſelbſt einen coſtümirten Ball gab, wollte Aimüller und ſeine Freunde als ihre Gäſte empfangen, vorausgeſetzt, daß die letzteren von der Sachlage unterrichtet würden und ſich den veränderten Umſtänden anbequemten.

Und ſo geſchah es. Am nächſten Abend war die feine Geſellſchaft der Baronin, in welcher ſich nur Adel und Geldleute zu begegnen dachten, auffallenderweiſe von einem dritten Element belebt, von der Künſtlerſchaft, die damals in der Kaiſerſtadt für nichts weniger als ſalonfähig galt. Die zwölf Ritter, diesmal im feſtlichen Hauskleide, wären indeſſen auf einem maskirten Balle der Kritik leicht entgangen; die rüſtige Tanzluſt der jungen Männer verſöhnte mit mancher Ungeſchicklichkeit, die ſie gegen Damen und ihre Begleiter begingen; ihre biderben und allzu natürlichen Ausdrücke wären vielleicht überhört oder vergeſſen worden; aber ihre ſpätere Aufführung verrieth leider nur zu ſehr die ſtandeswidrigen Eindringlinge. Nachdem ſie ihrer Aufgabe als Tänzer genügt zu haben glaubten, zogen ſie ſich in ein Nebenzimmer zurück und feierten hier, den feinen freiherrlichen Weinen tüchtig zuſprechend, das Wiederſehen ihres Freundes in einer Weiſe, welche Aller Augen und Ohren auf ſie lenken mußte. Waren ſie erſt, in die fremde Geſellſchaft hineingeſtreut, linkiſch und verlegen geweſen, ſo waren ſie dafür jetzt in ihrer Vereinigung ſo entſchieden und ungebunden, daß Aimüller mit aufgehobenen Händen um Mäßigung und Rückſicht bat und endlich dem Himmel dankte, als Ball und Freundebeſuch ein Ende hatte. — Als eine eigenthümliche Merkwürdigkeit ſei hier noch angeführt, daß im Salon die luſtigen Ritter doch einen Gönner, und zwar einen ſehr einflußreichen, fanden. Es war dies ein Onkel der Baronin, derſelbe ältliche Herr, den wir bereits als Lehnsherrn der „Burg" kennen gelernt haben und dem, eben wegen des Vorhergegangenen, Aimüller hier mit einem gewiſſen Herzklopfen begegnet war, welchen aber nichtsdeſtoweniger das heitere Weſen der jungen Maler ſo vergnügte, daß er ſich ganz zu ihnen geſellte, ſie noch zur Luſt anfeuerte und bei der Hausfrau und den andern Gäſten der beredteſte Vertreter der ritterlichen Bacchanten war.

Dieſer Abend hatte indeſſen weittragende Folgen. Es war unleugbar, daß der Salon der Baronin bei einer erſten Eröffnung durch die Invaſion der Pinſelritter und durch die gewagte Fuſion der Geſellſchaft einen Makel erlitten hatte und daß für die Wiederherſtellung etwas vor der Welt geſchehen mußte. Die Entſchuldigungen Aimüller's waren hier unausreichend, aber die wiederholten Beſuche des hübſchen jungen Mannes bei der ſchönen jungen Frau führten doch eine Art von Ausgleichung herbei. Man lernte ſich beiderſeits näher kennen und — lieben. Der Künſtler ſchwärmte für die elegante und reizende Dame und kannte keinen höheren Wunſch als ihren Beſitz; ſie, die Alleinſtehende, bedurfte des Schutzes und dieſer Beſchützer gefiel ihr; ſie war unabhängig, die liberalen Anſichten des Onkels förderten noch den Entſchluß — und ein halbes Jahr ſpäter erzählte man ſich in gewiſſen Kreiſen die pikante Neuigkeit, daß die Baronin ſich zur Mißheirath mit einem Maler vergeſſen habe. Aber wie ſie Baronin — hörte er auf Maler zu ſein, er wurde ein feiner Dilettant und nebenher ein Mann von guter und praktiſcher Haltung, welcher den Verkehr mit den Altdeutſchen bald vergaß oder einzuſtellen für nothwendig fand.

— Die Altdeutſchen! — Als ich dieſes Kapitel aus meinen Wiener Jugenderinnerungen aufzuzeichnen begann, war ich zugleich willens, dieſe Künſtlerrichtung von damals näher zu kennzeichnen und ihre ſpäteren Früchte mit in Erwähnung zu ziehen. Aber vergebens ſuche ich in meinem Gedächtniſſe nach einem günſtigen Anhaltspunkt: es bietet mir nur einen wirren Haufen manierirter Ritter- und Heiligenbilder, abgemagerte lange Geſtalten, gelbes Fleiſch, kranke Madonnen mit goldenem Heiligenſchein und hartem Faltenwurf; tölpiſche Kraft, gemachtes Gefühl, romantiſche Himmelei mit abſichtlicher Vermeidung ſchöner Formen. Die jungen Maler vor ihren Bildern erſcheinen mir in einer Perſpective von fünfunddreißig Jahren wie Rüpel, die originell und genial ſein wollen. Wer von ihnen es ſpäter zu Verdienſt und Bedeutung gebracht, hatte ſich gewiß bei Zeiten auf eine beſſere Bahn begeben. Das ſind die Eindrücke, die mir von damals geblieben ſind, und unter ihnen ein heiteres Blatt — die vorerzählte, faſt romanhafte, aber getreulich wahre Anekdote.

Freunde

Es iſt doch ein wahrhaft beruhigendes und erfreuliches Gefühl Freunde zu haben! Leute, die lachenden Mundes auf uns zukommen, uns die Hand drücken, uns „mein Lieber“, „mein Beſter“ nennen und unſere Freuden verdoppeln, indem ſie ſie theilen. Spötter und Griesgrämige meinen zwar, ſolche Freunde ſeien wie der Credit im Handel, den man nie brauchen darf, wenn man ſich ihn erhalten will. Aber das iſt eine Verleumdung, die ich entſchieden bekämpfe, und es thut mir nur leid, daß die Thatſachen nicht auch ſo überzeugend wie meine Gründe wirken. Es begegnen uns nämlich zuweilen gewiſſe Dinge oder wir gerathen in gewiſſe Umſtände, welche der Bitterkeit gegen unſere täglichen Freunde einen Vorwand zu verleihen ſcheinen. Darum iſt es meine Abſicht, derlei Vorkommniſſe in nähere Betrachtung zu ziehen, die wahren Gründe des Benehmens unſerer guten Freunde darzulegen und ihr Erkalten oder Zurücktreten als natürlich zu erklären.

Du haſt zum Beiſpiel ein anſehnliches Vermögen, eine hübſche Frau, einen wohlbeſtellten Keller und führſt einen guten Tiſch, ſo beſitzeſt du gewiß auch warme, anhängliche und von dir entzückte Freunde, welche deine Verdienſte nach den Vergnügungen, die du ihnen bereiteſt, beurtheilen, die deinen Geiſt und Geſchmack nach dem deiner Weine preiſen, die dir alle möglichen Dienſte anbieten, welche du nicht brauchen kannſt, und die dich ihrer aufopfernden Hingebung verſichern, welche zu erproben du keine Veranlaſſung haſt. Geſetzt nun, deine Glücksumſtände erfahren plötzlich einen Umſchlag, ſo werden dich alle dieſe Freunde ohne Zweifel verlaſſen. Aber warum wollteſt du ſie dann der Schlechtigkeit anklagen? Sie haben gewiß gute Gründe ſo zu handeln, und wenn ſie ihren Rückzug rechtfertigen wollten, könnten ſie dir leicht Folgendes ſagen: „Wir waren Zeugen deines Glückes, wir theilten es ſogar, und darum wollen wir dein Elend nicht mitanſehen. Unſere Anweſenheit würde dich nur an die ſchönen Tage erinnern, die nun einmal vorüber ſind; ſie würde dich in Zuſtände zurückverſetzen, die ganz vergeſſen werden müſſen, wenn dir deine jetzige Lage nicht doppelt ſchmerzlich erſcheinen ſoll. Es würde dir peinlich ſein, uns nicht mehr ſo glänzend, wie ehedem, aufnehmen zu können; du müßteſt dich ſchämen, uns ein Glas Aepfelwein anzubieten, nachdem du früher Champagnerbatterien vor uns aufgepflanzt. Es iſt alſo für uns eine Pflicht des Zartgefühls, dir ſolches Herzeleid zu erſparen — und darum ziehen wir uns zurück.“ — Und nun frage ich dich, ſind die Gründe nicht ganz vernünftig und ſtichhaltig?

Du verreiſeſt in eine entfernte Stadt; da kommen deine Freunde beim Abſchied und bringen dir Briefe, die du dort für ſie beſtellen ſollſt, Packete, Rollen, Ballen, nicht anders als wärſt du eine Eilfuhre. Und du nennſt das zudringlich, läſtig, rückſichtslos? Siehſt du denn nicht ein, wie groß und ſchmeichelhaft das Vertrauen iſt, das ſie dir ſchenken, indem ſie dich zum Träger ihrer Intereſſen ernennen; wie ſtark ihre gute Meinung von deiner Dienſtfertigkeit iſt, die nöthigenfalls Schmuggelei für ſie treiben ſoll, und wie ſie dich nur darum mit ſo heikligen Aufträgen beehren, weil ſie deine Geſchicklichkeit hoch anſchlagen? Gilt das deiner Eitelkeit nichts, daß ſie, um das Porto zu erſparen, dir Summen anvertrauen? Wirſt du nicht ſtolz darauf, wie man auf deine Ehrlichkeit baut, wenn du in deinem Waggon von Gold, Silber und Werthpapieren umgeben, dahinfliegſt und endlich an Ort und Stelle anlangſt, reich und geldbeladen wie eine Galeone aus dem Goldlande?

Brauchſt du ein Darlehn, einen Vorſchuß, einen

Theilnehmer oder eine Geldhilfe, die dein Geſchäft unterſtützen ſoll, dann ſei überzeugt, daß dir deine Freunde jegliches verweigern. Aber das iſt auch ganz in der Ordnung; denn ſie wiſſen, daß mit dem Gelde die Gemüthlichkeit, mit Hilfeleiſtungen die herzliche Vertraulichkeit aufhört; ſie aber wollen dich als Freund, nicht als Schuldner beſitzen; ſie wollen lieber dein Geſchäft als deine Beziehungen zu ihnen leiden ſehen, und auf dieſe Weiſe erleidet ihre herzliche Geſinnung für dich wie deine uneigennützige Neigung für ſie keinen Abbruch. Schließen ſie dir ihre Börſe, ſo öffnen ſie dir dagegen ihr Herz, darauf kannſt du bauen.

Biſt du Dichter, Journaliſt, Schriftſteller, ſo wiſſe im voraus, daß die guten Freunde deine Bücher nicht kaufen, noch auf dein Blatt abonniren. Das iſt ſehr natürlich: kleine Geſchenke halten die Freundſchaft zuſammen, und ſie zählen, was den Beſitz deiner Producte angeht, mehr auf deine Freigebigkeit als auf ihr Geld; ſie haben einen viel zu hohen Begriff von deiner Großmuth, als daß ſie dich in dieſem Falle wie einen Fremden behandeln ſollten. Und dann kauft man ja die geſchriebenen Worte desjenigen nicht, den man täglich ſprechen hört; ein ſolches Buch hat nirgendwie den Reiz des Unbekannten; man kennt und ſchätzt dich zu ſehr als Freund, als daß man dich als Schriftſteller bezahlen möchte. Gewinnt dein Werk einen Erfolg, ſo wird dieſer durch deine Freunde nur noch ehrenvoller; denn da du ihn ganz dem Antheil des fremden Publikums verdankſt, muß er dir um ſo ſchmeichelhafter ſein. Sie aber ſchließen ganz richtig und gewiß auch zu deinen Gunſten: wenn du die erſte Auflage an ſie verſchenkſt, ſo gelangſt du um ſo ſicherer zu der Ehre einer zweiten, welche du dann den Käufern hingeben und mit der du zugleich die Koſten der erſten decken kannſt.

Fehlſt du in deinem Club, wirſt du krank, ſtirbſt du — ſo kann das alles geſchehen, ohne daß deine Freunde es gewahr werden oder ſich viel darum bekümmern, es müßte denn ſein, daß deine Perſon zu ihren Gewohnheiten oder wohl gar zu ihren Unterhaltungen in Beziehung ſteht; dann erkundigt ſich wohl der Mann, mit dem du gewöhnlich Billard geſpielt, nach dem Grund deines Ausbleibens; dein Gegner im Piquet beklagt deine Abweſenheit, und bedauernde Worte wie: „Schade um ihn! Er war ein guter Menſch! Recht traurig das!“ beklagen dein Hinſcheiden und ſind deine Grabrede; aber die Partien erleiden darum keine Störung und man unterhält ſich nach wie vor. Wie kannſt du dich nur über dieſe Gleichgiltigkeit wundern, die doch ſo nothwendig iſt, um die mannigfachen Verluſte im Leben verſchmerzen zu können!

Triffſt du mit deinen Freunden bei einer dritten Perſon zuſammen, die geld- oder einflußreicher als du iſt, ſo erſtaunſt du wohl über die Kälte und Zurückhaltung, mit welcher deine lieben Bekannten dich hier behandeln, während ſie ihren ganzen Vorrath von Liebenswürdigkeit an den Anſehnlicheren verſchwenden. Stehſt du mit dieſem auf keinem ſehr freundlichen Fuße, ſo kennen ſie dich faſt gar nicht; und dennoch biſt und bleibſt du ihr lieber guter Freund, wenn ſie dich erſt wieder allein haben oder brauchen. Ich finde das ſehr gerechtfertigt. Jeder iſt ſich ſelbſt der nächſte und der eigene Vortheil der höchſte; da ſie aber von dem Andern mehr erwarten, als in deinen Kräften ſteht, ſo behandeln ſie ihn auch mit größerer Auszeichnung. Und dann wollen ſie ihm, wie dir, das Gefühl der Eiferſucht und Rivalität um ihren unſchätzbaren Beſitz erſparen: dieſe müßten erwachen, wenn ſie euch beide gleich behandelten; darum jetzt ihm die Ehre, und dann dir, wenn er es nicht mehr ſieht. Endlich aber bringen ſie durch dieſes Benehmen eine moraliſche Läuterung über dich: ſie lehren dich zur rechten Zeit und gegen Würdigere zurückſtehen. Brauchen ſie dich ſpäter und wenden ſie dir wieder ihre volle Aufmerkſamkeit zu, ſo zeigt das nur, daß ſie zur rechten Zeit auch deinen Werth vollkommen zu ſchätzen wiſſen. Wen ſie erniedrigt haben, den wiſſen ſie auch wieder zu erhöhen, — das ſei der Troſt der Beſcheidenheit, die ſie dir zuweilen zumuthen.

Es ereignet ſich einmal irgend etwas Eigenthümliches oder Unangenehmes in deinem Hauſe, und bald darauf hörſt du wohl, daß gerade deine lieben Freunde es ſind, die aus dieſer Veranlaſſung hinterrücks über dich ſchimpfen und böſe Gerüchte über dich verbreiten. Ein Unerfahrener könnte ſich darüber ärgern; mir aber iſt es ſehr einleuchtend. Kommt bei dir ein Fall vor, deſſen pikante oder geheimnißvolle Seite die Neugierde der Stadt reizt, natürlich, dann wendet ſich dieſe forſchend an deine Freunde, die um dich ſind und daher darum wiſſen müſſen; Fragen aber verlangen Antworten, und wer da ſchwiege, gäbe ſich das Zeugniß der Unbedeutendheit oder Vertrauensloſigkeit. Dann iſt es jedenfalls beſſer, ſie, die Unterrichteten, ſprechen, als ſie laſſen den Gerüchten freien Lauf, ſie verbeſſern dadurch nur die öffentliche Meinung. Iſt das, was ſie ausſagen, für dich ungünſtig, dann biſt gewiß nur du ſelbſt ſchuld: deine Sache iſt nun einmal eine ſolche, die ſich nicht bemänteln oder günſtig darſtellen läßt; denn deine guten Freunde hätten dich gewiß ſo lange als nur möglich entſchuldigt. Iſt, was ſie verbreiten, falſch, ſo läßt ſich auch das leicht erklären: du biſt — oder deine Angelegenheit iſt — nur eine Einheit, ihrer aber ſind viele, und es iſt ja weltbekannt, daß über eine und dieſelbe Sache faſt jeder Menſch eine andere Anſicht hat. Und da der Menſch ſich ſelbſt am ſchwerſten kennen lernt und niemand in eigener Sache Richter ſein kann, ſo iſt in dieſem Fall deine

Meinung wohl die unverläßlichſte, die deiner Freunde aber gewiß die richtigere und unparteiiſche. Auch die Freundſchaft will Freiheit; warum ſollten alſo deine Freunde nicht über dich reden dürfen, wie es ihre Ueberzeugung verlangt? Vernimmſt du, was ſie von dir geſprochen, ſo ſollte das nur dazu beitragen, deine Fehler zu beſſern, die man dir doch nicht ins Geſicht rügen kann, oder dein Haus ſo zu ordnen, daß es fürder nicht mehr zu böſen Bemerkungen Anlaß gibt.

Schon aus den hier geſchilderten Fällen wird man erſehen, wie großes Unrecht man oft den guten Freunden thut, und wie leicht man ihre Handlungsweiſe mißkennt und falſch beurtheilt. Ich habe mich bemüht, das Verhältniß von ſeiner heiteren Seite auszuführen und beſcheide mich mit dem Geſagten. Aber es gibt viele Leute, welche, für den Scherz unzugänglich, den Honig des Humors mit der Galle der Ironie, das Lächeln des Weltmannes mit dem Grinſen des Satyrs verwechſeln, und gegen ſolche will ich meine Darſtellung ausdrücklich verwahren. Die wahre Lebensklugheit weiß auch die traurigſten Dinge mit Blumen zu ſchmücken und moraliſche Schwächen als Tugenden auszumalen; denn ſie iſt die Tochter der Erfahrung und lernte ſchon frühzeitig — über nichts mehr in der Welt erſtaunen.

Der Theaterfreund.

Das Wort Theaterfreund umfaßt einen weiten Begriff, und mir ſelbſt iſt unter dieſer Bezeichnung ſchon eine ſolche Menge von Individuen vorgekommen, daß ich ein großes Buch ſchreiben müßte, wenn ich ſie ſchildern wollte. Ich verzichte alſo vorneweg auf die Theaterfreunde im allgemeinen, das heißt, auf jene Leute, welche gern in's Theater gehen, ſich an dramatiſchen Vorſtellungen mit Vorliebe erfreuen und daher vor und nach viel davon ſprechen, Stammgäſte, deren rege Theilnahme die Stütze aller Directionen und deren unverwüſtliche Nachſicht oft das Verderben der Künſtler iſt. Unleugbar hat dieſe große Klaſſe viel Paſſives an ſich; ich verlaſſe ſie und beſchränke mich hier auf eine beſondere Art, auf jenen vorzugsweiſen Theaterfreund, den ich den activen nennen möchte. Jedes Theater hat wenigſtens ein paar ſolche Exemplare aufzuweiſen: ſie hängen daran, nicht vielleicht mit Faſern der Gewohnheit, nein mit Wurzeln der Eitelkeit, der Unentbehrlichkeit und der Leidenſchaft; ſie ſind nicht Ranken- oder Schmarotzerpflanzen, nein, ſie drücken wie der Alp darauf und ſaugen wie die Vampyre daran.

Der beſondere Theaterfreund — gleichviel, welche Stellung er im Leben einnimmt — ſucht ſeine eigentliche Stellung im Bühnenhauſe. Er beſitzt etwas Vermögen oder doch die Mittel, ſeiner ausſchließenden Liebhaberei dienen zu können; dafür will er aber auch in dieſem Bereiche Einfluß, Anſehen und Wichtigkeit erringen und Liebe und Furcht einflößen. Nicht die Kunſt und ihre Genüſſe ſind ſein Ziel; denn er iſt Gewohnheitsbeſucher, blaſirt und hat alles ſchon da oder dort viel beſſer geſehen: aber die Künſtler ſind ſeine Domäne, da möchte er herrſchen, leiten, ſeine Orakel verkündigen, er möchte gleichſam das unſichtbare Oberhaupt dieſes ſichtbaren Kreiſes ſein. Nach ſeiner innerſten Ueberzeugung iſt eigentlich niemand befähigter, die Zügel der Bühnenleitung zu führen, als er: denn er kennt alle Bedürfniſſe, den Geſchmack des Publikums, die rechte Art, ein gutes Repertoire herzuſtellen, die Weiſe, wie man die Künſtler behandeln muß, — und daher iſt er insgeheim ein geſchworener Feind der factiſchen Direction, weil dieſe ihn nicht zu Rathe zieht. Aeußerlich ſcheint er zwar in freundlichen Beziehungen zu ihr zu ſtehen, denn er iſt Lebemann; heimlich aber iſt er der böſe Geiſt, der ſich zwiſchen ſie und die Mitglieder und das harmloſe Publikum drängt.

Er läßt keine Gelegenheit vorübergehen, ohne den Bühnenvorſtand ſeine tiefere Einſicht und Ueberlegenheit fühlen zu laſſen. Fällt ein Stück durch, ſo hatte er dieſen Erfolg vorausgeſagt, man glaubte ihm aber nicht; mißfällt ein Debütant, ſo war dies ſchon nach der Probe zu erwarten, nur die kurzſichtige Direction wollte es nicht einſehen; reüſſirt eine Neuigkeit, gegen die er voreingenommen war, ſo hat das Publikum keinen Geſchmack und die Direction verdirbt ihn noch mehr, und iſt Alles zufrieden, ſo erhebt er die prophetiſche Stimme, daß bald ein Umſchlag eintreten werde. Man glaube aber ja nicht, daß ihn nach dem Theaterregiment ſo ſehr gelüſtet, daß er es auch auf eigene Gefahr und aus eigenen Mitteln führen möchte. Gott behüte, er will nur fremde Truppen und fremdes Capital commandiren, er will nur geiſtiger Lenker und Oberlehnsherr ſein.

Zu den Künſtlern ſtellt er ſich in verſchiedenartige Verhältniſſe. Die Bedeutenden ſucht er auf, ſchmeichelt ihnen durch Lob und Gefälligkeiten und prunkt mit ihrer Freundſchaft; den Mittelſchlag behandelt er leutſelig und cordial, die Untergeordneten herablaſſend freundlich wie ein Gönner; alle aber weiß er zur Mittheilſamkeit und Zutraulichkeit zu ſtimmen, um von ihnen alles und jedes, was hinter den Couliſſen vor- und was von der Direction ausgeht, Laufendes und Bevorſtehendes, Contract- und

Familienverhältniſſe, Klatſch und Skandal zu erhorchen; denn er betrachtet ſich als den privilegirten Großſiegelbewahrer aller Theatergeheimniſſe, die er bei vorkommender Gelegenheit zu ſeinem Vortheil verwerthet, ſei es, um ſeine Allwiſſenheit und Wichtigkeit zu zeigen, ſei es, um in anderen Kreiſen als pikanter Erzähler Aufſehen zu erregen. Der beſondere Theaterfreund iſt nämlich eine von Eitelkeit aufgeblähte Perſönlichkeit, und ſein einziges Raffinement beſteht darin, alle die kleinen Eitelkeiten der leichtgeſprächigen Künſtler vampyrartig auszuſaugen und zur Friſtung ſeines wichtigen Daſeins zu benutzen.

Wenn es nach ſeinem Willen ginge, müßte die Direction eigentlich jedes neue Stück; das ſie vorführen will, ihn zuerſt leſen laſſen, von neuen Opern ihm wenigſtens den Clavierauszug vorher vorlegen, bei neuen Rollenbeſetzungen ihn zur Probe ziehen und vor allen bei Engagements erſt ſeinen Rath hören und ſich ſeiner Zufriedenheit verſichern. Folgerichtig iſt er daher mißtrauiſch und feindſelig gegen alles, was ohne ſein Wiſſen zu Tag gefördert wird, und ihm behagen weder Neuigkeiten noch Ueberraſchungen, wenn er nicht früher davon in Kenntniß geſetzt wurde und dem Publikum darüber nicht ein Langes und Ausführliches vorerzählen konnte.

Ein eigenes Benehmen beobachtet er den Theaterdamen gegenüber. Da möchte er um jeden Preis gern als Protector erſcheinen, vorzugsweiſe natürlich bei den ſchönen. Auf dieſen ruht ja ganz beſonders das Auge des Publikums; es kann daher für ihn nichts Schmeichelhafteres geben, als hier in den Schein vertraulicher Beziehungen zu gerathen. Daher läßt er es auch nicht an Aufmerkſamkeiten fehlen; Beſuche, Erfriſchungen, Blumen, recht oſtenſibel dargebracht, ſprechen ſein Intereſſe aus; er ſpielt den Freigebigen, obgleich ſonſt Sparſamkeit ſeine Natur iſt. Diejenigen Künſtlerinnen, die einen Werth auf ſeine Freundſchaft legen, ſich ſo zu ſagen unter ſeinen Schutz begeben, oder wohl gar ſeine Artigkeiten durch Gaben erwidern, die er Andern zeigen kann, haben ſich ihn als Gönner und Ritter gewonnen, gleichviel, ob ſie dadurch dem ruhigen Publikum verdächtig oder lächerlich werden. Denn er iſt ja zugleich ein Elegant, wendet viel auf ſein Aeußeres, ſpielt den Unwiderſtehlichen, und glaubt daher den Schönen gegenüber auch Anſprüche als Eroberer machen zu können.

Die Komödianteninduſtrie iſt heutzutage ſo weit vorgeſchritten, daß Debütanten oder fremde Mimen von außen her Empfehlungen an den Theaterfreund mitbringen, weil ſie ſich dieſen als Beherrſcher der Kritik und der Claque vorſtellen. Das macht ihn vollends glücklich und ſtolz auf ſeine Größe und Geltung; ſolche Empfohlene werden ſeine Günſtlinge und er opfert ſich mitunter für ſie auf. Ueberhaupt beſitzt er eine eigene Kunſt, ſich in einen Nimbus von Macht und Einfluß zu hüllen. Die Localkritik iſt ſo zu ſagen ſeine Leibeigene: ſie ſchreibt nur was er dictirt; die Correſpondenten der auswärtigen Blätter ſind ſeine intimſten Freunde und holen bei ihm die Parole: in beſonderen Fällen ergreift er wohl ſelbſt die Feder, um ſeine Bewunderer zu verherrlichen, die Gleichgiltigen aber ſeinen Witz fühlen zu laſſen oder todt zu ſchweigen; dem Publikum gefällt nur, was ihm gefällt, und der Applaus wartet erſt auf das von ihm gegebene Signal.

Unglücklicherweiſe gibt es aber auch Leute von der Kunſt, die an ſeine Macht und ſeinen Geiſt nicht glauben, oder von dieſem Glauben zurückgekommen, den hohlen Kürbis nicht länger anbeten wollen. Solche betrachtet er dann als Feinde — und jeder große Mann hat Feinde, — was er zwar nicht in ſeinem äußern Benehmen, aber in den heimlichen Ränken ſeines Haſſes merken läßt. Ausſtreuungen und Verdächtigungen, Zuſammenhetzen mit Collegen, gedruckte Ausfälle und ähnliche Plänkeleien kommen dann zum Vorſchein; der Gehetzte und Verfolgte ärgert ſich und erfaßt wohl einmal die paſſende Gelegenheit, den wohlbekannten aber wohlverkappten Urheber ſeiner Leiden als lächerliche Figur auf die Bühne zu bringen oder in einem Couplet zu beleuchten. Dann jubelt das ganze Haus laut auf Koſten des Gezeichneten; dieſer aber ſtürmt in tiefer

Entrüſtung zur Direction, ſie für den unbewachten Moment verantwortlich zu machen; er verlangt Schutz und Satisfaction von ihr als harmloſer Abonnent und Beſtrafung ſeines Beleidigers, den er ſelbſt monatelang durch alle erdenklichen Nadelſtiche und Rippenſtöße herausgefordert hat.

Der beſondere Theaterfreund hat wohl dieſes oder jenes Amt oder Geſchäft, aber er treibt eigentlich nur Theater. Morgens lieſt er den Zettel, gloſſirt Stück und Beſetzung und entwirft ſich ſeine Kritik im voraus; in ſeinen Geſchäftsſtunden converſirt er vorzugsweiſe und lange mit jenen Perſonen, die vom Theater zu reden wiſſen, und bringt ſeine Weisheit an den Mann; Nachmittags verſchlingt er alle Theaterzeitungen, die er von ſeinen künſtleriſchen Freunden zu leihen bekommt, und zwar mit ſolcher Aufmerkſamkeit, daß er am Ende beſſer weiß, wer jetzt in Peſth gaſtirt, oder wer in Hamburg neu engagirt wurde, als wer in ſeinem Laden für morgen Beſtellungen gemacht hat. Kommen Beſuche, ſo ſind natürlich die theatraliſchen die willkommenſten und dieſe Höflichkeit wird ihnen hoch angerechnet. So kommt denn endlich der Abend heran, ſeine wahre Blüthezeit. Er geht ins Theater, da iſt ſein Lieblingsaufenthalt, ſein Boudoir, ſein Familienzirkel, ſeine Arbeitsſtätte, ſein Schlachtfeld. Darum tritt er auch nicht ſo beſcheiden ein wie die Andern, die nur ſehen und hören wollen; er iſt hier zu Hauſe, ſein Erſcheinen iſt ein Auftritt, er ſoll geſehen und gehört werden. Er kommt gewöhnlich ſpäter, zeigt ſich mit Geräuſch, ſtreift ſtehend die Handſchuhe an, läßt ſich ſeinen großen Operngucker reichen, muſtert die Logen, grüßt vertraulich nach rechts und links, begibt ſich dann auf ſeinen Platz, der immer ein auffallender iſt, plaudert jetzt mit der Nachbarſchaft, verausgabt ſchnell einen vorbedachten Witz oder eine friſche Theateranekdote und accommodirt ſich nur widerſtrebend und langſam der allgemeinen Ruhe des Auditoriums. Singt oder ſpielt eine von ihm beſonders Protegirte, dann trägt er gewiß helle Glaçes und applaudirt mit hocherhobenen Händen, damit ſeine galante Rührigkeit auch bemerkt werde. Agirt aber oben ein Feind von ihm, dann flüſtert er ſeiner Umgebung Anzüglichkeiten zu oder verläßt wohl mitten in der Scene auffallend ſeinen Platz und den Zuſeherraum. Er begibt ſich ins Theaterbüffet und hier, wo ſich in den Zwiſchenacten ein Theil des Herrenpublikums verſammelt, iſt ein neues Feld der Thätigkeit für ihn. Er dringt den Einen ſein Urtheil über die Vorſtellung auf; kramt vor den Andern ſeine neuen Theaternotizen aus; fordert heute zum Beifall, morgen zur Oppoſition auf, und ſetzt in zehn Minuten glücklich ſo viel Klatſch und Geſchwätz um, als eine Fraubaſe kaum in zwei Kaffeeſtunden auszuſprudeln vermöchte. Der Abend verläuft nun ſo oder ſo, der Erfolg iſt günſtig oder ungünſtig, es iſt immer mit Zuthun unſeres Mannes geſchehen, — ſo läßt er ſeine Vertrauten merken, ſo überredet er ſich ſelbſt.

Nach der Vorſtellung erwartet ihn noch ein großes Nachſpiel im Gaſthauſe: er ſoupirt natürlich dort, wohin die Theatermitglieder und ſtändige Theaterbeſucher kommen; dort ſpeiſt er in Scenen, trinkt in Aufzügen, raucht Proben und ſchwelgt in Garderobeduft. Dort läßt er ſein Licht leuchten, er macht ſarkaſtiſche Bemerkungen, er theilt Gnaden aus an die Künſtler, die ihm huldigen, Complimente an diejenigen, die er erſt ködern will, ſchimpft mit den Mißvergnügten auf die Direction und ſtachelt mit ſchlechten Späßen die Kälteren auf, welche ihm die ſchuldige Verehrung verſagen. Das Künſtlervolk iſt Abends geſprächig und leicht gereizt; es gelingt ihm alſo bald, Widerſpruch hervorzurufen, und nun iſt er in ſeinem rechten Fahrwaſſer; jetzt kann er ſeiner Zunge freien Lauf laſſen, kann alles loswerden, was er auf dem Herzen hat, ſeinen Witz glänzen laſſen und die Gegner todt reden. Seine Anſichten wechſeln da wie die Kahnſegel mit dem Winde; ſpricht ſein Opponent für Modernes, ſo will er Claſſiſches, weil dieſes allein edel iſt; vertheidigt jener das Claſſiſche, ſo will er nichts davon hören, weil die Kräfte zur Ausführung zu ſchwach ſind. Gewöhnlich endigt die Gaſthausſitzung mit einem allgemeinen Geſchrei, wobei nur er ſich köſtlich amüſirt, denn ihm iſt es ein

Bedürfniß, ſein Glas Wein oder Bier in Aufregung zu trinken. Er ſieht ſo viele Leidenſchaften auf dem Theater und verkehrt ſo viel mit den Darſtellern derſelben, daß ihn unwillkürlich des Abends auch die Leidenſchaft erfaßt, und wie die Jugend, ſo muß auch die Dummheit austoben. Denn er iſt ohne gründliches Wiſſen und nicht viel beſſer als dumm; nur ein dünner Firniß äußerlicher Bildung deckt ſeine geiſtige Schwäche wie der Glanzſtiefel ſeine Leichdorne. Er iſt in dieſer Beziehung ganz wie ſeine Freunde, die Herren von der Komödie und wird daher von Fremden oft für einen der ihrigen gehalten, was ihm faſt ſchmeichelhaft iſt. — So bildet der vielbewegte Abend den ſchönen Schluß ſeines Tagewerks, und nun geht er heim und träumt vielleicht ſüß, daß ihn eine Theaterprinzeſſin wirklich erhört, oder daß die große Zeitung der Nachbarſtadt eine Theaterkritik von ihm abdruckt — beides die höchſten Wünſche, die ſein Herz umfaßt.

Vom Reiſen.

Unſere Zeit bekämpft die Idee des Raumes; ſie will nichts mehr von Entfernungen wiſſen und rückt unaufhörlich die Gränzen der Reiche näher aneinander. Die Länder ſtrecken die eiſernen Arme, um wenigſtens die genaueſte Bekanntſchaft mit einander zu machen: die herzliche Freundſchaft bleibt vor der Hand nur Cabinetsverſicherung. Unſere Zeit aber hat große Eile; das gibt ſogar Hoffnung für das, was noch nicht zu Stande gekommen iſt. Was ſie thut, möchte ſie gerne ſchneller thun; und ſie würde gewiß bei der außerordentlichen Haſt den Athem verlieren, wenn ihr nicht jene eiſernen Lungen zu Gebote ſtünden, deren gewaltige Kraft auf den Fluthen wie auf den Schienenwegen unaufhörlich ſchnaubt, entfernte Stämme miteinander in Berührung bringt, und großentheils ſogar die deutſche Geduld bei Athem erhält. Dampf iſt das entſcheidende Loſungswort der Gegenwart. Dampf iſt jetzt der gewaltige Herrſcher zu Waſſer und zu Lande, und ſchon hat er über alle Welttheile ſeine Macht ausgebreitet. Welche Umwandlungen hat er in erſtaunlich kurzer Zeit hervorgebracht! Werfen wir nur einen kleinen Blick auf das Vor und Jetzt ſeiner Herrſchaft.

Was noch vor zwei Decennien eine große Reiſe war, iſt jetzt kaum noch ein Ausflug zu nennen, und was man damals nicht ohne wichtigthuendes Selbſtbewußtſein „Schnellpoſt" und „Eilwagen" nannte, klingt uns jetzt ziemlich wie eine Satyre auf die Geſchwindigkeit. Gehen wir aber noch einige Jahrzehnte zurück, verſetzen wir uns in jene Zeit, als noch die ſogenannten Schneckenpoſten die ſchnellſten Vehikel waren, ſo müſſen wir geſtehen, daß damals auch die kleinſte Reiſe einen gewiſſen Muth erforderte. Wenn zu jener Zeit ein Familienvater eine Reiſe von Frankfurt nach Hamburg unternahm, ſo geſchah dies nicht ohne gewiſſe Feierlichkeit, und eine ſolche Reiſe war lange der Gegenſtand des Geſpräches, bevor ſie unternommen und nachdem ſie mit Gottes Hilfe glücklich zurückgelegt war. Von Glück zu ſagen hatte der kühne Reiſende wirklich, daß er nicht als Fragment den heimathlichen Heerd wiederſah. Damals konnte ſich jeder Sterbliche auf der Reiſe leicht überzeugen, wie gebrechlich ſein Leib war; jeder Stein konnte zu jener Zeit ihm zum Grabſtein werden, mindeſtens aber dem ſchwerfälligen Wagen das gräßlichſte Verderben bereiten. Die

Wagen waren dazumal eigentlich nur bewegliche Gefängniſſe; jeder Sitz in denſelben war eine Folterbank, und die ganze Tour ein unendlicher Kampf der Zeit mit der Ewigkeit, ein Kampf, in welchem die gräßlichſte Langeweile die Lorbeeren erntete. Die Paſſagiere kamen damals in die engſte Berührung und lernten ſich gegenſeitig unter den zutraulichſten Rippenſtößen kennen. Wenn nun damals eine Reiſe auf dem feſten Lande Muth verlangte, ſo konnte man eine wahre Tollkühnheit bei dem vorausſetzen, der ſich dem beweglichen Elemente des Waſſers anvertraute. Eine Fahrt von Mainz nach Cöln auf der ſogenannten „Jacht" gehörte ſchon zu den größten Privatwagſtücken und ein guter Chriſt unternahm eine ſolche Fahrt gewiß nicht, ohne ſich erſt mit dem lieben Gott abzufinden, die Vergänglichkeit des irdiſchen Daſeins erſt genau in Erwägung zu ziehen und ſich feuchten Blicks von den weinenden Angehörigen zu verabſchieden. Es war eine Fahrt auf Tod und Leben, und zog ſich gewöhnlich ſo ſehr in die Länge, daß die armen Reiſenden auf dem Rheine die Seekrankheit bekamen.

Zu dieſen äußerſt unzulänglichen Mitteln für die Bequemlichkeiten des Reiſens kamen noch die unzähligen Schlagbäume, die den reichen wie den armen Reiſenden auf gleiche Weiſe kränkten; ſie hielten nämlich jenen unendlich lange auf und erinnerten dieſen, wie wenig irdiſches Gut ihm das Schickſal beſchert. Man konnte damals vor lauter Schlagbäumen keinen deutſchen Wald ſehen, denn es gab in unſerm lieben Vaterlande, trotz ſeines Reichthums an Geiſt, viel mehr kleine Länder als große Männer. Man reiſte faſt durch lauter Gränzen, und da der kleinſte Potentat gewöhnlich durch den höchſten Zoll ſeine Machtvollkommenheit andeutete, ſo konnte man aus dem abnehmenden Reiſeſäckel auf das Zunehmen der geographiſchen und genealogiſchen Kenntniſſe mit Selbſtzufriedenheit ſchließen; man konnte aus den vielen bunten kleinen Münzen, die man für ſein großes Geld an den tauſend Schlagbäumen zurückbekommen, daheim ein numismatiſches Cabinet anlegen und die divergirenden Richtungen des viel beanſpruchten deutſchen Patriotismus aus kupfrigen Wappen und Geſichtszügen ſtudiren. In allen dieſen Einrichtungen lag ſo viel Altehrwürdiges und Nationales, daß unſer liebes Deutſchland einen guten Theil derſelben, ſchon aus Vorliebe für die Originalität, bis auf den heutigen Tag in beſcheidener Stabilität beibehalten hat.

Hatte ſich nun der Reiſende tagüber wie eine Medizinflaſche ſchütteln und rütteln laſſen; hatte er aus dem Wagen geworfen, ſchon dem Schöpfer gedankt, daß ein tiefer Graben ihn vor Unheil bewahrt; hatte er die nüchterne Grobheit und die grobe Trunkenheit der Kutſcher endlich überſtanden; ſo erwartete ihn Abends ein Wirthshaus, wo für ſeine

Unbequemlichkeit auf's Fleißigſte geſorgt war. Die damaligen Wirthshäuſer — Gaſthöfe gab es wenig und Hotels waren gar nicht vorhanden — konnten gewiß als Muſter für das pennſylvaniſche Gefängnißſyſtem betrachtet werden. Man war in engſter Zelle eingepfercht und fand dort einen wahren Luxus von Unannehmlichkeiten. Wenn es aber für den Reiſenden höchſt verdrießlich war, in jenen Wirthshäuſern nicht das zu finden, was er wünſchte, ſo war es für ihn noch viel verdrießlicher, daß er ſehr viel fand, was er durchaus nicht wünſchte. — In der That! das Reiſen erforderte damals ſehr viel Muth, und wer nicht, etwa wie der Kaufmann, zum Reiſen genöthigt war, der blieb ruhig daheim im Schooße ſeiner Familie und verließ faſt nie den Stadtbann. Es gab damals ſehr viele Leute, die nur zwei Wege kannten, den zur Kirche oder den zum Kirchhof. Wie der Zopf auf ihrem Rücken wackelten ſie ſtill und behaglich durch's Leben, ohne rechts oder links vom engen Pfade der Heimath abzuweichen. Dieſen guten Leuten war faſt alles Ausland, was außer dem Kreiſe ihrer Gemeinde lag, und wer damals das Meer und deſſen Wunder geſehen, ward ſelbſt als Meerwunder in ſeiner Heimath angeſtaunt.

Wie hat ſich das Alles aber ſo ſchnell geändert! Es gibt eigentlich gar keine Reiſen mehr, ſondern nur Abſtecher. Wir gehen nicht, wir fliegen dem Ziele zu, und kaum haben wir die Heimath verlaſſen, ſind wir ſchon am Ende der Fahrt. Wenn man früher genöthigt war, in den vier Pfählen zu bleiben, ſo wird man jetzt im wahrhaften Sinne des Wortes zum Reiſen gezwungen; und wenn der Reiſende früher von tauſend Unbequemlichkeiten zu leiden hatte, ſo wird er vielleicht bald eben ſo ſehr von den vielen Bequemlichkeiten zu leiden haben, welche die nie raſtende Induſtrie für ihn erfindet. Er wird bald in lauter Comforts erſticken. Schon jetzt kann er Hände und Füße in Penſionsſtand verſetzen; er braucht nur zu winken, um eine ganze Schaar dienender Geiſter in Bewegung zu ſetzen. Kaum daß die Lokomotive im Bahnhof, kaum daß der Capitain das Stop gerufen, wird er, der Reiſende nämlich, ſammt ſeinem Gepäcke im eigentlichen Sinne auf Händen getragen, und er findet mehr Menſchen, die ſeine Befehle empfangen wollen, als er Befehle zu ertheilen im Stande iſt. Wohin er ſein Auge richtet, erblickt er die ſtattlichen Gaſthöfe, jene Tempel, in welchen die Göttin der Behaglichkeit weilt und wo jedem Pilger unendlicher Weihrauch geſpendet wird.

Wenn früher das Reiſen eine halsbrechende Arbeit war, ſo iſt es jetzt zur Spazierfahrt geworden, und ein großer Theil der Menſchheit reiſt jetzt wirklich ſchon, um von den Strapatzen des Hauſes auszuruhen. Es iſt jetzt eine wahre Völkerwanderung eingetreten, aber eine Völkerwanderung im ſchönſten Sinne. Der erſte Frühlingsſtrahl, der die ſchlummernden Keime aus der Erde lockt, treibt auch viele Tauſende nach allen Weltgegenden. Ganz Europa wimmelt dann von Koffern und Hutſchachteln, und in den Bahnhöfen und Dampfſchiff-Expeditionen tanzen ſpaniſche, ruſſiſche, engliſche und amerikaniſche Reiſeſäcke bunt durcheinander.

Wenn aber irgend ein Land die Sehnſucht der Reiſenden erweckt, ſo iſt es das Rheinland, jenes herrliche Land, dem zum Paradieſe nur die Unſterblichen fehlen. Kein Land der Erde iſt reicher an Segnungen aller Art. Hier durchſtrömt der prächtigſte Strom die wonnigſten Ufer, und hier ſcheint die Natur dem Menſchen zu ſagen, daß er ein Engel ſein müßte, um ihrer ganz würdig zu ſein. — Es gibt Gegenden, wo die Natur höchſtens ihre Pflicht und Schuldigkeit thut und nichts ſpendet, was nicht unmittelbar zur Nothdurft des Lebens gehört; wo ſie wie eine ſchlichte Hausfrau in einfachem Hauskleide, ja ſogar in einem höchſt ungefälligen Negligee emſig wirthſchaftet und ſich nur einmal im Jahre, bei einer beſonderen Frühlings-Gelegenheit dürftig ſchmückt. In ſolchen Gegenden wird ſelbſt ein poetiſches Gemüth proſaiſch. Hier kann man höchſtens tief denken, aber nicht feurig dichten. Wiederum gibt es Gegenden, wo die Natur einem ſchönen koketten Weibe gleicht, das ſtets in Blumen und Blüthen prangt, aber niemals die Hände zum nützlichen Schaffen regt. Aber es gibt auch Gegenden, wo ſie das

Nützlichſte im ſchönſten Schmucke ſchafft, wo ſie ſtets neue Gaben ſpendet, neue Reize entfaltet und ſelbſt der ſchwerfälligſten Phantaſie leichte Flügel verleiht; kurz, Gegenden, wo die Natur zwar nicht Jeden zum Poeten macht, aber doch Vielen die Zauberſprache der Poeſie verſtehen lehrt. Von dieſen Gegenden ſind die herrlichen Ufer des Mittelrheins gewiß vorzugsweiſe zu nennen. Der Mittelrhein iſt der blühende, duftende Garten am Herzen Europas, ein Garten, um deſſen Beſitz ſchon viele Völkerſchaften heiß gerungen. Hier wurden die großartigſten Scenen der Weltgeſchichte geſpielt, und man kann hier kaum einen Schritt wandeln, ohne auf die wichtigſten Denkmäler vergangener Jahrhunderte zu ſtoßen. Hier hatte das gewaltigſte Volk der Erde mit ſeiner Herrſchaft zugleich ſeine Cultur hingepflanzt; hier iſt die Wiege deutſcher Geſchichte und Geſittung, hier führte das Chriſtenthum ſeine rieſengroßen, geiſtbewältigenden Tempel auf, und hier waltete der Kern des deutſchen Helden- und Rittergeſchlechts in unbegränzter Kraft. Ueberſchwenglich reich wie die Natur blühte hier die Poeſie; und wie jener Hort, der hier tief unter ſmaragdenen Wellen ruht, ſo ruht noch manche geheimnißvolle wunderbare Sage im Schooße des königlichen Rheins, im Schatten dunkler Trümmer, die auf Rebhügeln und Waldesgipfeln Zeugniß von der Vergangenheit geben. Hier hat ſich auch die Blüthe des deutſchen Gewerkfleißes ſtets am üppigſten entfaltet, und hier endlich wurde von einem deutſchen Genius jene große Kunſt erfunden, durch welche die ganze Menſchheit von einem Weltende zum andern in unmittelbaren geiſtigen Verkehr getreten, jene große Kunſt, die den gefeſſelten Gedanken aus den Händen des Pfaffenthums befreite und der ewigen Wahrheit eine Bahn brach, welche trotz dem unermüdlichen Streben der Beſchränktheit nicht mehr gehemmt werden kann.

Was Wunder, daß die allgemeine Völkerwanderung der Civiliſation nach unſerm Rhein geht, wo ſich jetzt Nordamerika, Rußland, England und Frankreich ihr Rendezvous geben, und wo der Deutſche wie der Hauswirth in einer Bäderſtadt erſcheint, der ſeine ſchönſten Chambregarni's an die Fremden vermiethet hat und hübſch beſcheiden aus dem Wege gehen muß. Aber er findet dabei Gelegenheit Ethnographie und Nationalitäten zu ſtudiren, die ſich ihm ohne alle Umſtände und im Reiſepaletot zeigen, und wenn er im Winter dazu kommt, ſein Frankfurter Journal zu leſen und ſeine Gefühls-Politik zu treiben, ſo hat die löbliche Polizei nichts dagegen, wenn er dabei ſeine Sommer-Erfahrungen in Erwähnung bringt.

Ueber Land.

Es gibt Leute, die eine wahnſinnige Vorliebe für das Land haben, wohlgemerkt immer ſolche, die in der Stadt geboren, in der Stadt leben und in der Stadt ſterben werden; die wahren Leute von Wald und Feld, der Jäger und der Bauer leben auf dem Lande, weil ſie dort wohnen, aber ohne ſich dort zu gefallen. Ihr höchſter Wunſch hinwieder iſt es, bald möglichſt Städter zu werden. Die Idylle hat nun einmal aufgehört: Dampf und Eiſen hat ſie umgebracht.

Ich ſelbſt bin kein abſonderlicher Freund deſſen, was man mit Auszeichnung das Land nennt. Und wo findet man denn eigentlich dieſes Land? Ihr denkt doch dabei gewiß an Ruhe, Ländlichkeit und Stille ringsherum. Wo aber gibt es einen ſolchen gebenedeiten Fleck Erde in unſerer Nähe? Hier Mühlen, dort Fabriken; hier Heerſtraße, dort ein Gensdarmenpiquet; hier das Geſchrei der Säge, dort das Gewieher der Dampfmaſchine; hier ein paar bebrillte Engländerinnen, die durch den Wald ſpazieren rennen, dort ein Wanſt von Medizinalrath, der verdauen reitet: das Alles verdirbt die Landſchaft, übertönt das Murmeln des Baches und ſtört die Nachtigallen; der Sonntagsjäger, Touriſten und ziehenden Muſikanten gar nicht zu gedenken, welche die eigentlichen Landplagen ſind.

Der Menſch, der für die Chimäre „das Land" ſchwärmt — wir wollen ihn mit dem Schäfernamen Amynth nennen — iſt ohne Zweifel ein recht braver Hausvater, Gatte, Bürger, Mitglied des Schützencorps, vielleicht ſogar Stadtverordneter. Alle dieſe Eigenſchaften hindern ihn nicht daran, ſich recht lächerlich zu machen: das Krähen des Hahns in einem Gehöfte entzückt ihn, eine ſchwankende Ente macht ihn jubeln, der Sonnenaufgang verſetzt ihn in die höchſte Extaſe, und ein Kartoffelacker erſcheint ihm als die reizendſte Augenweide. Wäre es ſchicklich, er zöge ein Schäfercoſtüm an und durchwandelte die Gegend, geſtützt auf einen buntbebänderten Stab. Statt der Schalmei trägt er eine Harmonika in der Taſche und beunruhigt das Echo der Felſen. Als Mitglied des Liederkranzes hat er Tyroliennen und Alpengeſänge auswendig gelernt und wirbelt ſeine Jodler aus heiſerem Falſett. Gewöhnlich iſt unſer Amynth Kaufmann oder Beamter, dem die ſechs Wochentage zwiſchen den vier Wänden ſeines Geſchäftes verfließen. Dieſe Zeit über lebt er nicht, er ißt, trinkt, verdaut und ſchläft, ſchwatzt, ſchneidet Federn und lieſt die Zeitung: er gleicht der Auſter, von der Buffon auch behauptet, ſie lebe nicht, ſondern vegetire nur. Aber der Sonntag erſcheint, und unſer Mann iſt nicht mehr zu kennen. Sein Blick belebt, ſeine Stirne erheitert ſich, auf ſeinen ſaftigen Lippen lagert ein breites ſelbſtgefälliges Lächeln; ſeine Taille ſtreckt ſich, ſein Haupt reicht in die Wolken; er ſchreitet ſo ſtolz, ſo vergnügt und armſchlenkernd umher wie ein Schauſpieler, der ſich geſtern applaudiren ließ. O Glück ſonder gleichen, o höchſte der Freuden! Amynth kann heute die Stadt verlaſſen, entfliehen aus dieſem betäubenden Geräuſch, aus dieſer verpeſteten Luft, aus dieſen Straßen voll Schmutz und Menſchen. Alſo ſchnell hinaus! er drängt, treibt, eilt, flüchtet und macht ſich fort; raſch, lieber Kutſcher, jede verzögerte Minute iſt ein Diebſtahl an ſeinem Glücke!

Amynth hat ein Herz, wie ſie im goldenen Zeitalter der Welt vorkamen: er iſt naiv und vertrauensvoll über die Maßen; niemals hat der Zweifel ſeine Seele beſchlichen; er glaubt mit unerſchütterlicher Feſtigkeit an die Güte des Obſtes im nahen Kirſchenwäldchen, an die Herrlichkeit der Dorf-Kirmeß, an den Sonntag auf dem Lande, an die Luſtbarkeit der „Vergnügungszüge“ und Gott weiß an was Alles noch. Frage die Amynthe deiner Bekanntſchaft und du wirſt unter anderm von allen einſtimmig hören, daß nichts ſo reizend, ſo unterhaltend, ſo ganz befriedigend iſt als eine Mahlzeit im Freien, d. h. im Grünen, auf dem Teppich einer Wieſe oder unter dem Schattendache des Waldes an ſchöner, ſelbſtgewählter Stelle — eine culinariſche Befriedigung des hungrigen Naturtriebes mit improviſirter Landſchaft, Einſamkeit und Obdachloſigkeit.

Was mich betrifft, ſo denke ich nur mit Wehmuth an ein ſolches Diner in der Natur zurück, deſſen Opfer ich geworden und das mir durch einen nachträglichen Katarrh in guter Erinnerung geblieben. Es war im jüngſtverfloſſenen Auguſt; ein Amynth unter meinen Bekannten, der meine geringe Sympathie für die Landluſt kannte, wollte mich von dieſem Vorurtheil radical heilen. Lieber Freund! ſagte er eines Tages zu mir, der Himmel iſt heiter, die Luft rein und duftig, machen Sie mir einmal das Vergnügen, gehen Sie mit uns über Land; wir improviſiren dann eine Mahlzeit im Grünen, wo es uns irgend gefällt; wir werden, Sie mitgerechnet, zwölf Perſonen ſein, verſteht ſich auch Damen, und werden ſo viel lachen, als hundert; jeder bringt eine Schüſſel mit.

Ich geſtehe meine Schwäche: das Rhapſodiſche des Vorſchlags und die Damen verlockten mich; ich willigte ein, ging zu einem Reſtaurant, beſtellte einen welſchen Hahn und verfügte mich in Geſellſchaft dieſes wohlverhüllten Begleiters zur Eiſenbahn, da uns der Dampfwagen erſt bis zu einer gewiſſen Station bringen, von welcher aus unſere Excurſion beginnen ſollte. Das Wetter war ſchön, ich ſtieg vergnügt ein und übergab dem Conducteur mein bereits durchfettetes Paquet, das der ſorgloſe Diener der Rails in dem Bagagewaggon hinterlegte.

Wir waren bald an der Station, paſſirten eine halbe Stunde ſpäter zu Fuß einen Marktflecken und kamen in wieder einer halben Stunde dahin, wo für uns das Freie, die Natur, das Land beginnen ſollte. Ein recht hübſches Thal, angenehm bewaldet, von einem muntern Bächlein durchſchlängelt, über das man hinwegſpringen konnte; aber leider als ſo romantiſch und ſchön verſchrien und berühmt in der Umgegend, daß uns ganze Schaaren von Landenthuſiaſten, Elegants, verliebte Pärchen und größere Geſellſchaften auf allen Wegen begegneten, ſo daß man oft nicht wußte, ob man ſich auf der Frankfurter Mainluſt oder in den Mainzer Anlagen befindet, und der Sonntag überall ſeine geputzten Fähnchen ausgeſteckt hatte. Wir waren richtig Zwölf und ſollten ſo viel lachen als Hundert; das begann aber damit, daß zwei Herren aneinander geriethen, weil ſie ſich über den künftigen Herzog von Schleswig-Holſtein nicht verſtändigen konnten, indem der eine den Auguſtenburger, der andere den Oldenburger für mehr berechtigt erklärte; ein anderes Paar kam in

Wortwechſel über Mensdorff und Bismarck und ſo zählten wir bereits vier Verſtimmte.

Endlich ging es an's Diner, das auf einem Raſen ſervirt wurde, von welchem zahlloſe Ameiſen die Promenade auf unſeren Beinen machten und ſich mit wahrer Hinterliſt in jenes Kleidungsſtück drängten, das die Engländer niemals zu benennen pflegen. Ein Filet de Boeuf fand ſich mit Raupen geſpickt vor. Ein Kalbsbraten, ſchlecht verpackt, hatte ſich mit dem Tabaksbeutel des Trägers in Berührung geſetzt und erſchien aux fines herbes de Lorsch. Ein Amynth, Darbringer einer großen Zuckermelone, war unter Weges mit ſeiner theuren Bürde ſo unglücklich gefallen, daß ein gewiſſer Theil ſeines Körpers, laut kräftiger Spuren an den weißen Pantalons, das zerdrückt hatte, was unſere Zungen zerdrücken ſollten. Und ach, mein welſcher Hahn! Der Conducteur überlieferte mir ihn neu couvertirt, was ich als eine Aufmerkſamkeit wegen des ſichtbar durchgeſickerten Fettes zu erkennen und zu belohnen wußte. Nun die Doppelhülle von dem Gebratenen ſank, fielen auch mir die Schuppen von den Augen. In dem Bagagewaggon war auch der fromme Pudel eines Paſſagiers angebunden geweſen. Nur die Langeweile der Fahrt mochte den Treuherzigen zu einem Dialoge mit meinem Vogel verleitet haben, der den letzteren freilich einen Schenkel ſammt Umgebung gekoſtet, welchen Defect der aufmerkſame Conducteur verkleidet hatte; der Zahn jener kurzen Zeit war aber in dem fleiſchigen Environs deutlich zu ſehen. In unſerm italieniſchen Salat hatten ein Paar Heuſchrecken ihr frühzeitiges Ende gefunden. Der Wein, wahrſcheinlich im letzten Markte angekauft, war wegen ſeiner Qualität ſo wie wegen Erwärmung durch die Hitze des Tages, durchaus nicht zu trinken. Drei Gläſer dieſes furchtbaren Getränkes hätten die geſündeſten Laſſarge der Umgegend unter die Erde bringen müſſen.

Wir waren mitten im Genuſſe dieſer Herrlichkeiten, als der Himmel ſich plötzlich mit Gewölk umzog, das über uns Rettungsloſe einen dichten Regen ausſtrömte. Es war wie eine Sündfluth und wir ohne Arche. Jeder ſchützte ſich ſo gut es ging, Baumſtämme wurden belagert, die Frauen ſchrieen, die Männer fluchten, man kann ſich keinen Begriff von dieſer Confuſion machen. Wir waren eine halbe Stunde von dem Orte entfernt, das heißt, wir mußten, weil das Wetter nicht nachließ, faſt eine Stunde lang durch Kothlachen, naſſes Gras, ſchlüpfrige Wege und endlich durch den angeſchwollenen Bach waten, daß es ein Jammer war. Ein Amynth, der eine Dame führte, hatte das Unglück, der Länge nach hinzufallen und ſeine Beſchützte mitzureißen, deren Kleid nun eine Anzahl unliebſamer Illuſtrationen und deren Antlitz das Gewitter des Zornes trug. Der Regen machte ſich ein Vergnügen daraus, uns ein unermüdlicher Begleiter zu ſein.

Im Orte angekommen, ließ ich die Amynthe alle ſich trocknen, bürſten und erholen, nahm ein Fahrzeug zu jedem Preis und eilte nach der Eiſenbahnſtation; ſchon meinte ich glücklich weiter zu kommen, als der abfahrende Convoi den Pfiff des Hohnes gegen mich ausſtieß, und ich nun erſt wieder in drei Stunden einen Zug erwarten durfte. Ich blieb alſo in meinem Wagen, verſprach gut Trinkgeld und ließ mich nach der Stadt kutſchiren.

Hier das Verzeichniß der Ausgaben, die mir dieſes Diner im Freien, dieſer Tag auf dem Lande verurſachte, das mir als eine Quelle des Entzückens vorgeſpiegelt worden. Ein welſcher Hahn 5 fl. 24 kr., Fahrt auf der Eiſenbahn 1 fl., Rückfahrt zu Wagen ſammt Trink- und Chauſſeegeld 8 fl. 6 kr. Ein Paar Stiefel gänzlich ruinirt 7 fl. Einen Hut desgleichen 7 fl., Douceur an den Conducteur und Speiſenträger 30 kr., Antheil an Wein 1 fl. Zuſammen 30 fl. Zwei ärztliche Viſiten und Ausgaben an die Apotheke ſollen ungezählt bleiben.

Nimm dir daran ein Beiſpiel, mein freundlicher Leſer, wenn man dir mit Landprojecten kommt, und urtheile ſelbſt, ob die Sympathie für die Fantaſieen im Freien und für die Mahlzeiten im Grünen ſeither in mir lebhafter geworden iſt.

Die Pläſtrfräulein.

Es ſind nun acht Tage, daß ich mich in der Reſidenz befinde, liebes Weib, um unſern Proceß hier endlich zum Schluſſe zu bringen. Wie Du weißt, mußte ich der Einladung unſeres Vetters folgen und bei ihm abſteigen. Dieſe Art von Gaſtfreundlichkeit, wiewohl für Geber und Empfänger gleich läſtig, iſt hier ſo ſtark im Schwunge, daß die eigentlichen Gaſthäuſer meiſt leer ſtehen bleiben, — und hat großentheils ihren eigenen Grund. Die Reſidenzbewohner ſind vergnügungsſüchtig, und wenn die Ausflüge in der Umgegend erſchöpft ſind, denken ſie wohl auch an ihre Freunde auf dem Lande, beſuchen ſie oder ſchicken denſelben ihre Töchter zum Landaufenthalte, der natürlich mit möglichſt viel Unterhaltung gewürzt ſein muß; und daß ſie daher Unſereinen bei ſich beherbergen, wenn er in Geſchäften für ein paar Tage zur Stadt kommt, iſt nichts Anderes, als die Wurſt nach der Speckſeite geworfen.

Mein diesmaliges Verweilen bei dem Vetter hat inzwiſchen ſein Gutes; mein Fußübel plagte mich mehrere Tage und ich war dabei doch nicht auf die Langeweile des Gaſthofes angewieſen; was aber das weit Beſſere iſt: ich erhalte hier einen ſehr erſprießlichen, praktiſchen Unterricht. Du wirſt wohl neugierig ſein, zu erfahren, worin dieſer beſteht, und ich muß Dir daher eine Art kleinen Tagebuches mittheilen. Vergiß dabei nicht, daß wir die Familie unſeres Vetters ſeit acht Jahren nicht geſehen haben und daß aus den zwei neun- und zehnjährigen Kindern jetzt ſiebenzehn- und achtzehnjährige Fräulein geworden ſind, die einem Vater gar Manches zu rathen aufgeben.

Es war alſo Samſtag gegen Mittag, als ich hier eintraf, und obwohl man von meiner Ankunft wußte, brachte ſie doch einige Verlegenheit hervor. Der Vetter zwar bewillkommte mich ſehr freundlich, aber er iſt nur eine Nebenperſon; die Baſe entſchuldigte ſich mit Hausgeſchäften und ſteckte mit einer Büglerin in Wolken von Mouſſelin-de-laine, Jaconet und Shirting, welche als Kleider, Chemiſetten und Röcke an allen Nägeln und über alle Stühle hingen. Die beiden Töchter flogen ab und zu, begleiteten mich auf die Gaſtſtube, erkundigten ſich, ob das Caſino bei uns daheim im Sommer fleißig beſucht, ob da viel getanzt werde und ob häufig Parthien nach der nahen Garniſonsſtadt ſtattfinden. Wir aßen raſch zu Mittag. Nach Tiſche blieb ich mit dem Vetter allein, die Damen waren zu Beſuch gegangen, woran ſich gegen Abend eine Promenade im Schloßgarten anſchließen ſollte. Der Vetter ſchlug mir vor, mich auf ſeinem Club einzuführen und ſpäter gemeinſchaftlich in ein Gaſthaus zu gehen; das ſei ſo Samſtagsbrauch, wo die Frauen auf ihre Männer daheim nicht rechnen; wir thaten ſo, und als wir gegen Zehn nach Hauſe kamen, war Mama mit Töchtern eben heimgekehrt. Das war der Samſtag.

Meine Stube ſtößt an die des Vetters, und ich kann Manches hören, was nebenan verhandelt wird. So am Sonntagmorgen. Da parlamentirten die Fräuleins mit ihrem Vater ſehr lang und nicht ohne Heftigkeit über die nützliche Verwendung des Tages. Es ſcheint, dieſer Tag war zu einem größeren Ausfluge in Ausſicht genommen geweſen, den meine Ankunft ſtörte, worüber auch Randbemerkungen fielen. Endlich ſchloß man folgenden Vergleich ab: die Mädchen wollten ſich damit begnügen, heute Mittags nur eine nähere Parthie zur Eiſenbahn zu machen, an welcher ich Theil nehmen ſollte, dagegen wurde verſprochen, an den beiden nächſtfolgenden Sonntagen Touren für den ganzen Tag nach * * * Bad zu unternehmen und ferner angelobt, jede von ihnen zu dem bevorſtehenden Sommerballe mit einem neuen Balſerinekleide auszurüſten. Nach dieſem Friedensſchluſſe wurde Toilette gemacht und zur Kirche gegangen, von wo der Weg, ich weiß nicht ob zufällig oder abſichtlich, auf die Parade mündet. Der Nachmittag und Abend wurden nach dem obigen Programme hingebracht; ich genoß die Annehmlichkeiten einer ſonntäglich überſchwemmten Eiſenbahnſtation und unterhielt mich gut — aber etwas koſtſpielig; ich berechnete im Stillen, daß dieſer Nachmittag den Vetter wohl das Vierfache gekoſtet haben mag — abgeſehen von ſeinen Verheißungen für nächſthin. Das war der Sonntag.

Montag trieb ich mich bei Advokat und Gericht umher. Als ich zu Tiſche kam, ſchmollten beide Schweſtern; die jüngere warf der älteren vor, daß ſie den ganzen Vormittag Clavier geſpielt, wodurch ſie ſelbſt, die jüngere, bei dem Anhören der Sonntagspolka und der Prophetenwalzer ihrer intereſſanten Lectüre abgewendet werde: ſie leſe jetzt Gutzkow's „Ritter vom Geiſt“ und darin ſeien die politiſchen Betrachtungen ſo köſtlich; ich erfuhr alſo, wie die Fräuleins ſich Morgens beſchäftigen. Der Nachmittag war der Erholung von geſtern gewidmet; man ging nach dem „Wirthsgarten zur ſchönen Ausſicht,“ wo Alles hinkommt, „wo man ſich den Kaffee ſelbſt kocht und die Stickereien mitnimmt.“ Die Baſe wies mir nach Tiſch die angefangenen Stickereien ihrer Töchter, welche zu Geburtstagsgeſchenken für den Vater beſtimmt waren; die Schönheit und der Geſchmack derſelben machten mich ſtaunen. Abends ging ich mit dem Vetter hinaus in den genannten Garten, um Mutter und Töchter heimzuholen; wir fanden Letztere von dem ſelbſtgemachten Kaffee und dem Sticken ziemlich heißgetanzt, im Saale ein offenes Piano und mehrere erhitzte junge Herren; dem allſeitig kundgegebenen Bedürfniſſe nach Getränk wurde von unſerer Seite genügt; die Baſe hatte mit dem Wirthe noch eine aparte Rechnung. Wir gingen dann im Mondſcheine nach Hauſe und hatten zwei junge Herrchen zu Begleitern; Baſe und Bäschen amüſirten ſich köſtlich. Das war der Montag.

Der nächſte Tag war der Häuslichkeit im hieſigen Sinne gewidmet. Des Morgens ſchon verfügten ſich beide Bäschen in eleganten Seidenmantillen und Crépehüten nach dem Markte, um verſchiedenes Obſt einzukaufen, dann zum Conditor, um Beſtellungen zu machen, denn am Dienſtag wurde das reihumgehende „Kränzchen" in des Vetters Hauſe abgehalten. Zwanzig junge Mädchen, lauter „Freundinnen" verſammelten ſich da. Später kommen wohl auch Herren zum Beſuch. Vielleicht aus dieſem Grunde — und weil mich diesmal mein Fußübel zu Hauſe hielt, wurde auch ich eingeladen, hinüberzukommen: ich dürfe auch eine Cigarre, aber ja keine abſcheuliche Pfeife rauchen. Ich kam, weil ich nicht anders konnte, und mein Blick vergrub ſich in ganze Barrikaden von Kuchen, Gebackenem, Torten, Butterbroden, Obſtkörben und in eine Batterie von Taſſen, zwiſchen welchen rieſige Kaffee- und Chocoladekannen, unerſchöpflich wie der Oelkrug der Wittwe, ihre nimmerverſiegende Funktion hielten. Was in der Stunde meiner Anweſenheit von all' dem Vorhandenen vertilgt wurde, gränzt an's Märchen oder an die Bedürfniſſe einer ausgehungerten Schiffsmannſchaft. Dazwiſchen fanden die rüſtig kauenden Mündchen noch immer Zeit und Raum genug, ihre abweſenden Freundinnen von geſtern aus dem Schönausſichtsgarten unbarmherzig zu zernagen, wobei ich bemerkte, daß die Hübſcheſten, die ich geſtern geſehen und heute nicht ſah, am übelſten wegkamen. Gegen Abend fanden ſich auch Herren ein, darunter die zwei, die uns geſtern im Mondſchein umflatterten. Der Eine ſchmeichelt ſich mit der Hoffnung eines Acceſſes in des Vetters Büreau, der Andere, ein junger Cadet, ſpricht von Vorbereitungen zu einem Officiersexamen. Namentlich dieſe Beiden — ſie ſollen vorzügliche Tänzer ſein — vernichteten die Reſte der Nahrungsmittel mit überraſchender Bravour. Ich zog mich baldmöglichſt zurück und hörte noch bis zum ſpäten Abend Lachen, Clavierſpielen und Tanz. Der Vetter war an dieſem Tage unter irgend einem (nicht ungern geſehenen) Vorwande ausgewandert. Das war der Dienſtag.

Tags darauf bat ich die Baſe, mir Etwas für unſer Käthchen kaufen zu helfen. Sie führte mich in einen Laden, wo mein Handel bald geſchehen war. Nun rückte ihrerſeits die Baſe mit den Stickereien heraus, die ich zu Hauſe geſehen, und beauftragte den Kaufmann, dieſelben doch durch ſeine Stickerinnen vollenden zu laſſen, denn ihre Töchter ſeien jetzt zu ſehr in Anſpruch genommen. Aus dem Geſpräche ging hervor, daß die Stickereien bereits angefangen, wie ich ſie bewundert hatte, in dieſem Laden gekauft worden, am Montag nicht um einen Nadelſtich zugenommen hatten, und daß Vaters Geburtstag mit bezahlten Arbeiten gefeiert werde. Als ich mir im Fortgehen eine beſcheidene Bemerkung erlaubte, wie die Töchter doch für ſolche Arbeit Zeit finden könnten, meinte die Mutter, man müſſe doch den armen Kindern auch ihr Pläſir gewähren, wenn ſie erſt heirathen, würden ſie geplagt genug. Ja *wenn* ſie erſt heirathen! dachte ich ſtill für mich. Der Abend war diesmal den Muſen geweiht; es war ſogenannte „Tanzrepetition“ in dem Saale eines Tanzmeiſters, wohin nebſt den Mädchen unter dem Schutze ihrer Mutter auch die nöthigen Tänzerherren, und überdieß als gloſſirende Zuſchauer mehrere ältere Roués kommen, und wo die unentbehrliche „rhythmiſche Schwingung des Körpers“ für die Bälle des nächſten Carnevals vorgeübt wird. Der Vetter und ich brachten den Abend in einem Biergarten zu. Die Familie kam erſt nach elf Uhr nach Hauſe. Das war der Mittwoch.

Am Donnerstag gab es ſchon mehr Vorkehrungen; da wurde gebraten und gebacken und die Eßſtunde auch früher als gewöhnlich anberaumt, denn gleich nach Tiſche ſollte im Verein mit zwei befreundeten Familien eine „Waldpartie“ gemacht werden. Ich müſſe auch mitgehen, mein Depreciren half nichts, und wurde mir bei dieſer Gelegenheit zu verſtehen gegeben, daß die jüngere Tochter, Fräulein Louiſe, in den nächſten Wochen bei uns einen Gegenbeſuch machen und ihren Landaufenthalt nehmen werde. Ich ſeufzte ſtill und ergab mich in mein Schickſal. Da der Vetter nach Tiſche zur Kanzlei mußte und doch auch „mitmachen“ und ſeiner Kinder kleines Pläſir anſehen wollte, wurde mir in Anbetracht meines kranken Fußes geſtattet, mit dem Vater nachzufahren. Mutter, Töchter und die übrige Geſellſchaft brach gegen ein Uhr im glühendſten Sonnenbrande zu Fuße auf, nachdem vier Mägde mit ſchwer und reich befrachteten Körben voll Braten, Gebäck, Kaffee und Wein — wie die Laſtthiere der Karavane — vorausgeſchickt und an die betreffende reizende Waldſtelle beordert waren. Etwa vier Stunden ſpäter fuhr ich mit dem Vetter nach; am Waldſaume ſchickten wir den Wagen zurück und fanden nach einem kurzen ſchönen Waldgange, während ſich der Himmel etwas umzogen hatte, bald die waldluſtige Geſellſchaft. Die Frauenzimmerchen ſaßen da im ſchönſten Staate, plauderten wie daheim auf ihren Sopha, ſchrieen laut auf, wenn eine Ameiſe herankroch, und die Hauptunterhaltung wurde aus den bewußten Vorrathskörben beſtritten, d. h. ſie lag ausgebreitet auf Tüchern, der allgemeinen Theilnahme empfohlen, und fand rüſtigen Abgang. Innerhalb einer Stunde hatte ſich der Himmel dichter umwölkt und ein Gewitterregen brach los. Jetzt Geſchrei und Verwirrung überall; die Mägde mußten einpacken, heimlaufen und Wagen ſchicken; hier gab es nirgends einen Schutz als die Bäume, die bald die doppelte Traufe von ſich gaben, und ſo durchnäßt konnte man ſich in der Stadt doch nicht ſehen laſſen. Faſt zwei Stunden theilten die Wolken ihren Segen mit, bis die Fuhrwerke erſchienen, welche die Anweſenden kaum aufzunehmen vermochten. Vetter, Baſe und ich, ſowie die zwei umſchwärmenden Jünglinge, die ſich auch hier eingefunden, mußten im Regen zu Fuß heimwandern. Das war der Donnerſtag.

Freitags gab es verdrießliche Geſichter über die geſtrigen Ereigniſſe und vorzugsweiſe über das Loos der Damenhüte. Vom frühen Morgen an arbeiteten zwei Nähterinnen an den Fähnchen für den nächſten Sonntag in *** Bad, und wir ſaßen noch bei Tiſche, da erſchien bereits die herberufene Putzhändlerin, und Mutter und Töchter verſchwanden im Nebenzimmer. Der Vetter kratzte ſich nach ſeiner Gewohnheit hinter den Ohren, meinte aber, für das

Unglück von geſtern könne Niemand und die Mädchen müßten auswärts doch anſtändig erſcheinen. Nach geſchehenem Kaufe kam die Baſe und verſicherte, ſie habe bei der Wahl der Hüte wieder mit Freuden geſehen, daß ihre Töchter die einfachſten und anſpruchloſeſten Kinder ſeien. Vom Nachmittag weiß ich nur, daß mehrere Freundinnen kamen, ihr Beileid über den geſtrigen Unfall auszuſprechen, und natürlich die neue Garderobe in Augenſchein nahmen. Abends begegneten mir die Bäschen in zahlreicher Geſellſchaft auf der Promenade. Das war der Freitag.

Und ſo geht es alle Tage fort mit Pläſir und koſtſpieligem Zeitverjubeln; im Winter kommen noch Theater, Abendgeſellſchaften, Conzerte und Bälle hinzu. Was aus dieſen Pläſirfräulein werden ſoll, wenn der Vater plötzlich ſtürbe; was für Hausfrauen die unglücklichen Männer bekommen, die etwa an eine ſolche Partie anbiſſen; wie der Vetter das Alles von ſeinem Einkommen beſtreiten kann, ohne der Zukunft **ganz** zu vergeſſen, — das ſind Fragen, deren Beantwortung ich vergebens ſuche. Aus Allem aber ſiehſt Du wohl, liebe Frau, daß ich hier eine praktiſche Schule durchmache, nämlich diejenige, wie die Töchter-Erziehung nicht ſein ſoll. Und damit ich's nicht vergeſſe, triff alle Vorkehrungen, daß unſer Käthchen in längſtens vierzehn Tagen hinüber fahren könne nach . . . . . heim zu der Familie ihres Onkels, damit, wenn uns das Pläſirfräulein Louiſe den unvermeidlichen Beſuch abſtattet, es keine Gelegenheit finde, in unſerm Hauſe Stadtunterricht zu ertheilen. — In den nächſten Tagen hoffe ich Dich wiederzuſehen und Dir noch Manches von hier zu erzählen.

Die Marktherren.

Wenn Du, mein freundlicher Leſer, am Samſtagmorgen, etwa eine halbe Stunde vor Beginn der Kanzlei- und Geſchäftszeit über den Marktplatz — natürlich nicht unſerer, ſondern irgend einer kleineren deutſchen Stadt ſchreiteſt, ſo könnteſt Du Dich auf einen italieniſchen Speiſemarkt verſetzt meinen, auf welchem bekanntlich die Männer in Ueberzahl, und zwar als Einkäufer, erſcheinen. Auch hier ſind ſie in der Frühſtunde jedenfalls in der Ueberzahl, wenn auch nicht alle als Einkäufer; denn von denjenigen, welche hier ein wirkliches Geſchäft beſorgen, rede ich nicht, ſondern führe Dir nur die Paſſanten, Flanirer und Bummler vor, welche dieſe Zeit für andere Abſicht ausbeuten. Es iſt faſt durchgehends ein ſogenanntes ſehr anſtändiges Herrenpublikum, welches ſich hier herumtreibt, jung und alt, verheirathet und Garçons, munter und verdrießlich, aufpaſſend alle —

der auf dies und der auf jenes — und läßt ſich, nach ſeiner Beſchäftigung an Ort und Stelle, etwa in drei Claſſen theilen: in die der Abenteurer, der Topfgucker und der Neugierigen.

Die erſte Claſſe bildet ſo ziemlich die Majorität; ihre Mitglieder hantiren verſchieden, je nach Stand, Alter, Vorſicht oder dringendem Bedürfniß. Dort läßt ſich ein junger Mann von einer Obſthändlerin Obſt zuzählen, ohne auf die richtige Abgabe zu achten, denn er kauft nur, um der Käuferin nebenan, einem erröthenden Fräulein, Guten Morgen zu ſagen und ſie zu fragen, wie und wo ſie den Sonntag zubringen wird. Ein Aelterer, der einem Freunde eben geſagt, er warte hier nur auf ſeine Frau, drängt ſich in den dichteſten Knäul, wirft jetzt einem dienenden „Käthchen“ einen huldreichen Morgengruß zu, geht dann mit vergnügtem Kopfnicken weiter und verläßt den Markt, weil er wohl keine Zeit mehr hat, ſeine Frau zu erwarten. Vor einer Bauersfrau ſteht feilſchend ein ſchönes Frauenzimmer, auf das ſich von allen Seiten Blicke und Augengläſer richten; eine Herrengruppe ſcheint beſonders angelegentlich über ſie zu verhandeln; aus dieſer löſt ſich ein kleines elegantes Männchen los und eilt dahin, um dicht neben der Bewunderten derſelben Bäuerin Etwas abzukaufen. Glück und Gelegenheit hilft vielleicht zur Bekanntſchaft; ſchon iſt er an der Stelle, ſchon bückt ſich der Kurzſichtige, um zu wählen, — aber o Schickſal, die Schöne kauft Butter, und ſeinen Fingern ſtarrt nur Handkäſe entgegen. Er wird verlegen, rümpft die Naſe und ſchiebt ſich bei Seite. An einer anderen Stelle ſteht ein Herr ſo, daß eine eben ankommende Dame dicht an ihm vorbeigehen muß, es geſchieht, wobei ein anſcheinend ſehr gleichgültiger Gruß folgt; aber während deſſelben hat ihre Lippe ein Wörtchen geflüſtert, das ſein Ohr begierig aufgenommen und, was der Zufall nicht will, ſein Hündchen ſpringt mit lebhaften Freudenbezeugungen vor der Vorbeigehenden einher. Vorn an der Hauptpaſſage hat ſich ein männliches Beobachtungscorps zum Geſpräch poſtirt; eine ähnliche Verſammlung lagert dort an der Thüre eines Kaufmannsladens: man ſchwatzt vom Wetter und von den Tagesneuigkeiten, aber „die Blicke frei und feſſellos ergehen ſich in ungeheuren Räumen“ und ſpähen hinaus nach Hüten und glattgeſcheitelten Köpfchen, nach Sammetmantillen und kattunenen Schürzen — und kehren nur zurück in den engeren Kreis der Rundſchauer, wenn Jemand ſich nähert, den man eben nicht ſehen will. Im Verlaufe nimmt dann der Eine und der Andere kurz grüßend ſeinen Abgang und verliert ſich an dem unſichtbaren Faden irgend einer Ariadne in das Labyrinth des Marktes. Die Andern begnügen ſich mit der Augenweide im Allgemeinen, ohne beſondere Zwecke zu verfolgen, und gehen, wenn ihre Stunde ſchlägt, befriedigt auseinander. Hier und da ſtößt man wohl auch auf einen Verdrießlichen, der ſich aber doch recht angelegentlich durch die Reihen der Käufer und Verkäufer durcharbeitet, bis er vor einem holden Gegenſtande ſtehen bleibt, dem er wegen geſtern oder vorgeſtern Vorwürfe zu machen hat. Andere ziehen unbefriedigt fort, weil ſie nicht gefunden, was ſie zu finden dachten, und nehmen im letzten Augenblicke vielleicht einen Rettig mit, um doch Etwas zu erobern und ihren Aerger daran zu verbeißen.

Die Claſſe der Topfgucker iſt nicht ſo zahlreich, aber ſehr emſig und ausforſchend; ich will ſie Dir, lieber Leſer, in zwei Exemplaren vorführen. Der Eine hat kaum den Marktplatz betreten, ſo ſieht er ſich nach einem Polizeiofficianten um, eilt auf dieſen zu und fragt ihn, wie heute der Brodpreis geſtellt wurde. Nachdem er dieſe Auskunft erhalten, die er gewöhnlich kopfſchüttelnd aufnimmt, begibt er ſich an die Butterſtände und horcht auf, zu welchem Preiſe die Waare ausgeboten wird; von da drängt er ſich an die Eierkörbe und forſcht, wie theuer, was ihm durch Vermittelung einer eben abtretenden Magd zu erfahren gelingt; er muß nun auch wiſſen, was das Obſt koſtet, belauert einen Kauf und entdeckt, wieviel Zwetſchen oder Birnen für einen Kreuzer gegeben werden; ſein Hauptaugenmerk ſind jetzt die Kartoffeln: er dringt wohl ſelbſt bis an einen der ſtark belagerten Wagen vor und ſchöpft ſeine Notizen über den Preis aus der Quelle, d. h. aus dem Munde des Bauers; die aufgeſchichteten Krautköpfe nebenan erregen auch ſeine Aufmerkſamkeit und er weiß auch darüber bald Beſcheid; nun iſt der Kreis ſeiner Forſchungen ziemlich geſchloſſen und im Fortgehen erkundigt er ſich noch bei den Holzfuhren, wie theuer heute Buchen und Tannen. Er kauft nun in dem Eckladen ſeinen Schnupftabak, wobei ihm einige hauswirthſchaftliche Gloſſen über die heutigen Marktpreiſe entfallen, und ſchreitet hierauf ſeinen Geſchäften zu. Der Epilog dieſes Stückes ſpielt dann Mittags daheim, wenn der Topfgucker zu Tiſche kommt. Um Güte und Beſchaffenheit der Marktfeilſchaften hat er ſich morgens nicht bekümmert, wohl aber an einigen Stellen um die Preiſe; jetzt werden zu Hauſe die Ankäufe ſeiner Frau durchgemuſtert, bei allen nach Wieviel und Wie-theuer inquirirt, und wehe der geplagten Ehehälfte, wenn ſie ein Ei zu wenig bekommen oder die Butter um einen Kreuzer zu theuer gekauft hat. Du glaubſt wohl, es iſt die Unverläßlichkeit der Frau und ſeine Sparſamkeit, die ſolche Unterſuchungen herbeiführt? Weit gefehlt; ihre Einkäufe entſchädigen durch innere Güte für den ſcheinbar höheren Preis — und Abends in ſeinem Caſino koſtet ihn L'hombre oder Whiſt oft mehr als ſie für alle Markteinkäufe auslegte; aber er gibt ſich das Anſehen, alles controliren und beſſer wiſſen zu wollen, und hält viel darauf, den guten Hauswirth — zu ſpielen. — Die andere Gattung des Topfguckers iſt von gemüthlicher aber ſcharfſichtiger Art. Er iſt gewöhnlich wohlbeleibt und ein feiſtes Lächeln ſpielt um ſeine Mundwinkel. Aufmerkſam durchſchreitet er das ganze Marktterrain und muſtert behaglich die aufgeſtapelten Lebensmittel; bei den gewöhnlichen hält er ſich nicht lange auf, deſto nachdrücklicher verweilt er bei den ſelteneren, bei Dem, was die Jahreszeit erſt in einzelnen Exemplaren bietet; neue Gemüſe, junge Hühner und Gänschen reizen ſeine Beſchaulichkeit; das quickende Geſchrei des erſten Ferkels iſt ihm Melodie; eine außerordentliche Spannkraft aber üben vorzugsweiſe auf ihn die verdeckten Körbe der Verkäufer, in welchen er aus Erfahrung Selteneres oder Solches, was ſich der Marktpolizei entzieht, geborgen weiß; er lauert ſo lange, bis ſeine Naturforſchung befriedigt iſt, oder zupft wohl ſelbſt ein Decktuch in die Höhe, um zur Befriedigung zu gelangen. Kommt er nun Mittags zu Tiſche und die Frau hat eben nichts Apartes für ihn, ſo ſagt er zärtlich vorwerfend: „Aber liebes Kind, als ich heute zufällig über den Markt ging, ſah ich doch bei der Gemüſefrau einen ziemlich großen Vorrath neuer Bohnen; die Sophie von Seeheim hatte junge Hühner und die dicke Grete hatte im Korbe ein junges Häschen ſtecken. Sieh doch, daß Du wieder einmal ſo was Beſonderes heimbringſt.“ Wenn die Frau nun geltend macht, daß ſich derlei beſondere Ausgaben nicht mit dem bemeſſenen Marktbüdget vertragen, ſo wird eine außerordentliche Beiſteuer in Ausſicht geſtellt und rüſtig kauend der Friede geſchloſſen. Dieſe Gattung des Topfguckers iſt, wenn ich ſie naturhiſtoriſch bezeichnen ſoll, gutmüthig aber gefräßig.

Jetzt noch die Schaar der Neugierigen, die ſich auf allen Plätzen, alſo auch auf dieſem, gleich iſt. Hier vorüberzugehen und zu verweilen verſäumen ſie nicht, weil ſie Den oder Jenen zu finden hoffen, der über ein Gerücht von geſtern Aufſchluß zu geben oder wohl gar etwas Neues von heute zu erzählen weiß. Erſcheint nun vollends ein Mann, der vermöge ſeiner Stellung dieſen oder jenen Vorfall genauer kennen muß, ſo wird er förmlich belagert, inquirirt und trotz ſeines officiellen Wiſſens angezweifelt und widerlegt, denn jeder Fragende will eigentlich nur eine Antwort nach ſeinem eigenen Sinne hören, und eine Schilderung des Vorfalls, wie er ſelbſt ſie vernommen, oder womöglich eine noch weit übertriebenere. „Der Polizeirath N. will es nur nicht ſagen,“ heißt es dann im Weitergehen, „aber die Sache iſt mir als zuverläſſig verſichert worden“ — und nun wächſt der Schneeball der Lüge durch fleißiges Hinzuthun neugieriger Weitererzähler ſtündlich an, bis er Abends in den Caſinos und Gaſthäuſern zur Lawine geworden iſt. Der Neugierige, der ſich den Mundvorrath an Neuigkeiten hier abholt oder gegen eigenen umtauſcht, iſt ſo behend als unerſchöpflich, und in den kleinen Herrencirkeln am Markte wird in einem halben Stündchen oft ein reichhaltigerer Klatſch für den Tag ausgeſäet und vorgearbeitet, als ihn die zahlreichſte Damengeſellſchaft beim Kaffee während eines ganzen Nachmittags zu Stande bringen könnte. In einem halben Stündchen, ſagte ich, denn in dieſem iſt hier die ganze Herren-Ouvertüre abgeſpielt, die Einzelnen zerſtreuen ſich geſchäftig in alle vier Winde und der Schauplatz wird dem ſchönen Geſchlechte, dem er gebührt, überlaſſen.

Ein Gäſtevertreiber.

Drei anſtändige Fremde ſitzen des Abends im Reſtaurationslocale des Hôtels einer Bäderſtadt und unterhalten ſich über den großen Wildentenfang auf den böhmiſchen Teichen. Herr Metzer, ein Krämer aus der Stadt, tritt ein, geht auf den beſetzten Tiſch los, wünſcht Guten Abend und nimmt mit einem „Es iſt doch erlaubt?“ Platz. Stumme Begrüßung, nur der Gaſtwirth, der in der Nähe weilt, zieht ein ſchiefes Geſicht.

Metzer. Was ſagen Sie zu dieſer Hitze, meine Herren! Dieſer ewige Sonnenſchein wird den Curgäſten doch wohl recht ſein. Aber die Cur will ſich doch nicht recht machen. Viele Leute, aber wenig Nobleſſe. Ja, das kommt von der Eiſenbahn! Sind Sie ſchon lange hier, wenn man fragen darf?

Fremder. Seit geſtern. (Zu den andern Fremden gewendet, fährt fort) Der Teich wird alſo gegen eine Ecke hin, in welcher das ſackähnliche Netz aufgeſtellt iſt, mit natürlichen Baumcouliſſen verkleidet. In Mitten des Teiches ſchwimmen die abgerichteten Lockenten, welche die einfallenden wilden an ſich ziehen und ſie nach dem Sacknetze hinführen; ſo wie ſie an einer Couliſſe vorbei ſind, zeigt ſich in dieſer ein dreſſirter rother Hund, welchen die Enten für einen Fuchs halten und um ſo ſchneller dem Netze zuſchwimmen, weil ihnen der Hund auch in der zweiten und dritten Couliſſe, immer im Rücken, ſichtbar wird. Nach kurzer Zeit ſind ſie alle im Netze, welches nun ſchnell geſchloſſen wird und oft einen Fang von 1000 Stück darbietet. Ich ſelbſt ſah in H. . . . . an einem Morgen . .

Meyer. Verzeihen Sie, daß ich Sie unterbreche; aber die Sache iſt nicht ſo, wie Sie erzählen; es wird nämlich ein wirklicher Fuchs als Schreckensmittel angewendet, und die Lockenten ſind keine gezähmten wilden, ſondern Hausenten, welche den wilden ähnlich ſind.

Fremder. Haben Sie ſelbſt einen ſolchen Fang in Böhmen geſehen?

Meyer. Das zwar nicht, aber ich habe einen Freund, welcher an den bayeriſchen Seen wohnt und mir Alles ausführlich erzählte.

Fremder. Dann muß ich doch bei meiner, auf Selbſtanſicht beruhenden Angabe bleiben. Möglich, daß man in Bayern anders verfährt, aber als Jäger weiß ich, wie ſchwer es halten würde, einen Fuchs ſo abzurichten, daß er allein das erwähnte Manöver vollzöge — und die Sichtbarkeit eines Menſchen würde Alles ſtören und die Enten auffliegen machen.

Meyer. Sie können es glauben, daß es ſo iſt; wahrſcheinlich iſt man in Bayern mehr vorwärts im Waidwerk, was kein Wunder, da die Bayern viel klüger ſind, als die Oeſterreicher.

Fremder. Wir danken für das Compliment, wir ſind alle Drei Oeſterreicher.

Meyer. O bitte, ich wollte damit nichts Böſes gemeint haben; einem Bürger, der nach der Tageshitze ſeinen Schoppen Wein mit Selterswaſſer trinkt, muß man eine ſolche Aeußerung nicht übel nehmen. Sehen Sie, hier wird gar viel disputirt, und oft von Leuten, die Nichts von der Sache verſtehen.

Fremder. Das iſt aber bei mir nicht der Fall, indem ich von Jugend auf dem Waidweſen oblag und es in vielen Ländern und auf meinen eigenen Beſitzungen cultivirte.

Meyer. Thut nichts; ich ſelbſt bin zwar kein Jäger, denn für einen ordentlichen Bürger ſchickt ſich ſolcher Müßiggang nicht, — aber in dieſer Sache bin ich doch beſſer unterrichtet. Das mit dem Fuchs iſt ganz gewiß, wie ich Ihnen ſchon bewieſen habe, und was die Lockenten anbelangt, ſehen Sie, wenn dieſe auch wilde wären, wie wollte man ſie denn von den friſch eingefangenen beim Abtödten unterſcheiden? Unſinn Das!

Fremder. Sie haben mich ja nicht auserzählen laſſen. Die gezähmten Lockenten haben rothe Schnürchen um den Hals, woran ſie kenntlich ſind.

Meyer. Papperlapapp, das könnte Jeder ſagen! Warum nicht gar mit rothen Jäckchen angethan, damit das complete Theater fertig iſt, denn von Couliſſen haben Sie ja auch ſchon geſprochen.

Fremder. Allerdings. Ich begreife aber nicht, was

Sie ſich über eine Sache ſo ereifern, die Ihnen ſelbſt fremd iſt, und die ich eigentlich nur dieſen Herren hier erzählte.

Metzer. Wenn Sie dieſe Herren blau anlaufen laſſen wollen, ſo habe ich Nichts dagegen: ich mußte mich nur für meine Perſon verwahren; denn wo der Metzer als hieſiger Kirchenvorſtand am Tiſche ſitzt, da ſoll nicht in die Welt hineingelogen werden: geradeſo, als ob die Fremden, die in unſer Bad kommen, alles beſſer wüßten als Unſereins.

Zweiter Fremder. Das iſt zu ſtark.

Dritter Fremder. Herr Oberkellner!

Die Fremden zahlen, ſtehen auf und entfernen ſich mit kaltem Gruß.

Gaſtwirth (zu Metzer tretend). Aber Herr Metzer, welcher Teufel plagt Sie denn, daß Sie mir mit Ihrer ewigen Disputirluſt die Gäſte vertreiben. Was ging Sie denn das Geſpräch dieſer Herren an? Und was verſtehen Sie vom Jagdweſen und von den Enten, ſo lange ſie nicht gebraten ſind.

Metzer. Schadet nichts, ſag' ich Ihnen: ſolche Leute ſollen nicht denken, weil ſie ein paar Gulden hier verzehren, daß man ihnen nicht die Spitze bieten und mit ihnen nicht auf gleiche Weiſe ſprechen kann. Ich unterhalte mich eben gern, das iſt ſo meine Art, und genieße meinen Schoppen gern in Aufregung. Und dann, was kümmern mich dieſe Leute? mir kaufen ſie doch nichts ab.

Inhalt.

Vorhalle.

Seite
Ein Bild. 1852 3
Die Wünſche. 1859 5
Die falſchen Blumen. 1859 7
Der Todestag. 1859 9
Unter dem Lindenbaum. 1860 11
Roſenloos. 1860 14
Herzenstriebe. 1862 15
Eiferſucht. 1859 17
Vom Schweigen. Fünf Sonette. 1858 18
Eine Erinnerung. 1858 22
Tändeleien 1—7. 1858 bis 1862 25
Nachbildungen.
    1. Meluſine. 1861 34
    2. Provençaliſcher Zweigeſang. 1864 . . . 36
In's Kaiſer-Album. 1854 39
Oeſterreichs Kaiſerpaar. 1854 41
Für Oeſterreich. 1859 43
Dem Großherzog von Heſſen.
    1. Zum 9. Juni 1856 46
    2. Die Ludwigsſäule. 1853 48
    3. Künſtler-Toaſt. 1854 50
    4. Zur Gedächtnißfeier des 50jährigen Beſtehens des Großh. Hoftheaters. 1860 52
Dem Prinzen Alexander. 1859 56

Seite
Dem Wiedererbauer der Wartburg. 1857 60
An Riemann. 1862 62
Beim deutſchen Schaumwein. 1858 64
Einem jungen Dichter. 1865 67

Humoreſken und Erinnerungen.

Die jungen Leute 71
Frauenregiment 78
Der Leidende 83
Romanleſerinnen 90
Tanzgedanken 98
Eine Celebrität 104
Die Enthuſiaſten 113
Die Altdeutſchen 119
Freunde 133
Der Theaterfreund 141
Vom Reiſen 151
Ueber Land 160
Die Plättfräulein 168
Die Marktherren 179
Ein Steuereintreiber 187

Yx 13066 $\frac{2}{}$
R-1-

1865

Herzenſpiegel.

Erzählungen und Bilder

für die deutſche Frauenwelt

von

C. Dräxler-Manfred.

Zweite vermehrte Auflage der „Wohlthaten.“

Stuttgart,
Verlag von Albert Koch.
1868.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Frau

Albertine Wendelſtadt

geborene Balkart van Ydsinga

in Darmſtadt

empfangen dieſes Büchlein

als ein Zeichen beſonderer Verehrung.

Almoſen.

Almoſen des Wohlthäters in der Hand
Des Armen ſpricht zu erſterem gewandt:
Todt war ich, und durch dich ward ich lebendig,
War drückend, und durch dich erſt liebevoll,
War flüchtig und durch dich ward ich beſtändig,
Ich war Geſchenk, du mahneſt mich zum Zoll;
Du warſt mein Hüter — und dafür
Werd' ich jetzt zum Schutzengel dir.

Es ſteckt wohl ein geheimnißvoller Grund und Reiz im Almoſengeben. Ich meine hier nicht die Gaben der geheimen Mildthätigkeit oder zu allgemeinen Armenzwecken, die meiſtens nur durch den Drang wohlzuthun, veranlaßt ſind, es müßte denn ſein, daß bei den letzteren auch die Eitelkeit ihre Rolle mitſpielt, ſondern mir ſchweben die milden Spenden vor Augen, welche Jedermann auf der Straße oder im Hausflur der Armuth reicht. Allerdings iſt auch bei dieſen Regung des Mitleids die erſte Veranlaſſung; aber eine weit nachdrücklichere liegt oft in den geheimen Nebengedanken des Gebers, dem eben eine Erinnerung, eine ſtille Reue, eine Aehnlichkeitserſcheinung, oder ein Gedanke an Theuergeweſenes durch die Seele zuckt. Und dieſen Ausnahmsgründen nachzuforſchen, die das gute Werk nirgendwie entwerthen, ſondern nur individuell färben, hat viel Anziehendes.

Ein einfacher und rührender Vorfall, dem ich beiwohnte, brachte mich auf dieſes Studium.

Ich gieng vor Jahren Arm in Arm mit einem Freunde durch die Straßen, der jetzt in Ehren und Würden ſteht, damals aber nur in mäßigen Verhältniſſen lebte, zu denen er ſich durch Geiſt und Kraft aus tiefer Armuth emporgearbeitet hatte. Er erzählte mir eben von ſeinen Plänen und war in die Darlegung ſeiner Lieblingsideen verſunken, als uns eine arme alte Frau die Hand um eine Gabe bittend entgegenſtreckte. Mein Freund griff in die Taſche und gab ihr eine kleine Silbermünze, ein Dreikreuzerſtück; die Alte hatte eine Thräne im Auge und dankte mit leiſer Stimme, und wir giengen des Weges weiter. Aber wir waren noch nicht an der nächſten Straßenecke angelangt, als mein Freund das Geſpräch abbrach, plötzlich ſtehen blieb, raſch wieder in die Taſche fuhr und mich zurückzugehen nöthigte. Er trat auf die Alte zu und gab ihr jetzt ein Guldenſtück. Ich fragte ihn nach dem Grunde dieſes doppelten Almoſens, deren erſtes ſo klein, und das andere ſo groß war. „Das will ich dir ſagen,“ antwortete er; „es iſt eine lange traurige Geſchichte, in zwei Worten. Meine Mutter war in ihren alten Tagen recht bedürftig; ich theilte mein bischen Armuth mit ihr, daß ſie zu leben hatte; ich that eben was ich konnte. Nachdem ich nun jener alten Frau drei Kreuzer gegeben, fiel mir meine Mutter ein; ich dachte bei mir, daß, wenn dieſe den Schmerz und das Unglück gehabt hätte, mich zu überleben, ſie wohl auch hätte betteln müſſen — und um das Andenken an meine Mutter gieng ich zurück, meine Gabe zu verbeſſern.“

Wie Viele mögen ſchon zurückgegangen ſein, um ein Almoſen zu ſpenden, das ſie erſt verſagt hatten, und was führte ſie zurück? eine wehmüthige Erinnerung, eine Anwandlung von Reue, ein Schatten.

Nicht vor den Kirchenthüren in großen Städten muß man den Geheimniſſen des Almoſengebens nachgeben; was hier geſpendet wird, gründet vielleicht in höheren als menſchlichen Gefühlen, iſt eine milde Sonntagsgewohnheit des Herzens, mehr aus Liebe zu Gott, zu dem wir bitten wollen, als aus Liebe zum armen Nächſten, der uns bittet. Jenem Geheimniß muß man auf der Straße nachſpüren, mitten in der dichten Menge, oder bei zufälligen Begegnungen und beſondern Anläſſen — und da wird man manchmal Spuren finden, die zur Wahrheit führen.

Ich kenne Leute, die den Armen nur in der Eſſensſtunde Gaben reichen, ſie ſchämen ſich vielleicht wider Willen des reichen Mahles, das ihrer harrt, während die Armen um ein Stückchen Brod bitten. Andere geben recht gern, wenn ſie ſich zu Tiſche ſetzen, vielleicht in der Erinnerung, daß ſie ſelbſt ehedem nicht immer zu eſſen hatten.

Wie oft gibt man den Armen, wenn man ſich ſelbſt unglücklich fühlt; ach, und wie leicht vergißt man ihrer, wenn man wieder im Glücke ſitzt.

Zuweilen gibt man, um für eine geheime Schuld Buße zu thun, um ſich einer Reue, eines Gewiſſensbiſſes zu entledigen; man kaſteit ſich insgeheim, und ſucht ſich durch kleine Anzahlungen von dem eigenen Gewiſſen wohlfeil loszukaufen.

Auch geheimer Aberglaube und ſtilles Hoffen veranlaßt mitunter zur Wohlthätigkeit: man denkt dabei, das Almoſen könne und werde uns Glück bringen.

Ich kannte einen reichen, ſtolzen, eiteln und ſehr hartherzigen Mann, welcher aber ausnahmsweiſe immer den Armen Almoſen reichte, die in gewiſſen zerlumpten Kleidungsſtücken erſchienen, die ihn an die Lumpen erinnerten, welche er ſelbſt vor dreißig Jahren getragen.

Ein vorübergehender Bettler ſtimmt uns zum Mitleid, weil ſein Aeußeres zufällig einem lieben Freunde aus alter Zeit ähnlich ſieht.

Junge Mädchen geben den Armen meiſtens mit freundlichem Lächeln, die holden Seelen haben oft nicht einmal das Bewußtſein ihrer anmuthigen Mildthätigkeit: ſie geben, weil ſie gerade einen kleinen Vorrath von Glück, Freude und Hoffnung heimbringen. Sie geben lächelnd, weil ſie heute wie geſtern zu lächeln gewohnt ſind. Weil ihnen das Leben ein Glück iſt, wollen ſie, daß auch Andere ſo leben, und ſo ſpenden ſie gleichzeitig ein Almoſen an Freude und an Geld. Sie bewahren vielleicht eben im tieſen Herzen einen Blick, ein Wort, einen Seufzer, ein ſüßes Verſprechen, und darum geben ſie leicht Alles hin, was ihre Börſe enthält.

Es iſt nicht lange her, ſo ſah ich eine alte, ſelbſt arme Frau an die Bettler auf der Straße Almoſen austheilen. Sie that dabei ſo vergnügt und ſtolz, daß vielleicht mancher Vorübergehende ſie für eine Närrin hielt. Dieſe vermeintliche Närrin hat zwei Söhne, der eine war vor Jahren ausgewandert und lebte nun Gott weiß wo und wie; der andere ſtand eben als Freiwilliger in den blutigen Gauen der Lombardei. Wenn die Alte nun ihre paar Kreuzer den Armen gab, ſo pflegte ſie zu ſagen: „Ich ſchicke das bischen Geld meinen Kindern; Gott erſtattet ihnen gewiß, was ich hier ausgebe.“

Dann gibt es Almoſen, die erſt den Weg über den Friedhof machen müſſen, bevor ſie in die Hand des Armen fallen, thränenfeuchte Almoſen, die unter Thränen und um der Thränen willen gegeben werden.

Junge kinderloſe Frauen ſchenken gern den

Kleinen auf der Straße: eine Aeußerung der mütterlichen Zärtlichkeit, welcher die eigentliche Richtung verſagt iſt.

Die Bettler ziehen, ohne es zu wiſſen, Vortheil von den Denktagen des innern, aller Welt verborgenen Lebens. Beſonders alte Leute knüpfen ihr Almoſengeben an gewiſſe Jahrestage eines Glücks- oder Unglücksfalles in ihrer Jugend. Das Weh um die Vergangenheit — wohl noch ſchmerzlicher als das Heimweh — führt ihnen dann einen Namen, eine Neigung, einen Schmerz und ſeine Jahresfeier vor die Seele: ſie fühlen ſich gerührt und geben.

Da fällt mir gerade auch ein faſt ſentimentales und galantes Almoſen ein, deſſen Geheimniß an ein Sträußchen welker Veilchen anknüpft. Ein alter Herr, ein Staatsbeamter außer Dienſt, der lange jung und geiſtreich war, ſpendet jedesmal den Weibern und kleinen Mädchen, die ihm Blumen anbieten, mit lächelnder Miene ein Almoſen; ſind dieſe Blumen gar Veilchen, ſo lächelt und gibt er wohl noch einmal ſo viel. Er macht aus dem Grunde ſeiner mildthätigen

Schwäche für die Sträußchen-Bettlerinnen gar kein Geheimniß und erzählte mir einmal die betreffende Geſchichte beiläufig, wie folgt.

„Ich war kaum fünf und zwanzig Jahre alt, als mich ein Trauerfall meine kleine Vaterſtadt zu beſuchen nöthigte. Dieſe kleine, ruhig ernſte und ſchweigſame Stadt erregte mir anfangs eine peinliche Angſt; ich weinte, als ich das väterliche Haus betrat, durch das der Tod ſo oft finſter hingeſchritten war und worin ich jetzt Niemand mehr von jenen Lieben fand, die mir einſt Alles auf der Welt waren. Nach dieſem Eintritt erſchien mir daher die ganze Stadt öde und verlaſſen wie eine Gräberſtadt, denn die Todten alle, die ich im Leben ſo ſehr geliebt, umſchleierten mein Auge für die Lebenden.

„Der Himmel erbarmte ſich endlich meiner frommen Blindheit; das Städtchen belebte ſich plötzlich wieder vor meinen Augen, ich ſah Leute in allen Gaſſen, ich überzeugte mich, daß rings um mich Leben ſei, und die Einöde, welche ſich meine Traurigkeit erſchaffen hatte, war mit einem Mal belebt und bevölkert, und durch ein gleiches Wunder oder einen gleichen Zauber fand ich eines Abends in meinem Zimmer auf meinem Kopfkiſſen — eine Kleinigkeit, wenn man will, ein Nichts, — einen Veilchenſtrauß.

„Und einen ganzen langen Monat hindurch fand ich, unbegreiflich wie, täglich von geheimnißvoller, unſichtbarer und unabwendbarer Hand geſpendet, einen friſchen Veilchenſtrauß. Von wem kamen die Blumen? Welche Frau oder welches Mädchen beſaß ſo viel Muth und Gemüth — in einer kleinen Stadt voll ziſchender Schlangen, voll Neid, böswilliger Neugierde und Verleumdungsſucht?

„Mit jedem neuen Sträußchen verſchwand das alte; die welken Blumen wurden vielleicht als Andenken fortgenommen, die friſchen vielleicht als ein neues Hoffnungszeichen für mich hingelegt. Dieſer kleine Roman mit der Unbekannten, wie ich ihn damals nannte, hatte einen eigenen Reiz; ich brachte meine Abende und oft die Nächte ſo freudvoll leidvoll zu und mein Herz und Blick hing an einem räthſelhaften Bilde, an einem Schatten, an einem Traum.

„Erſt dachte ich daran, täglich zu den welken Blumen, die geholt wurden, ein Briefchen, ein Liebeswort zu legen. Dann that ich es wirklich und ſchrieb alle möglichen Zärtlichkeiten; meine Thorheiten wurden zwar niemals beantwortet: aber ich bildete mir ein, in den friſchen Blumen ſelbſt ſtecke die geheime Antwort.

„Ich entſchloß mich, Spaziergänge und Geſellſchaften zu beſuchen, um aus einem Lächeln, einem Seufzer oder einem Worte etwas herauszurathen, was an den Duft meiner Veilchen mahnte; aber ich ſah und hörte Nichts, was zu den Blumen meines Kopfkiſſens in Beziehung zu bringen war.

„Liebe verlangt Erwiederung — und ſo verliebte ich mich denn ernſtlich und gewiſſenhaft in jenes geheimnißvolle weibliche Weſen. Aber wer war ſie denn? Ich mußte alle jungen ſchönen Mädchen und Frauen lieben, um die Rechte nicht zu übergehen. Täglich ſteckte ich in Gedanken mein räthſelhaftes Veilchenſträußchen vor irgend ein nettes Mieder; aber täglich zog meine Thorheit aus irgend einem zufälligen Umſtande den Schluß, daß meine Blumen zu dieſem Leibchen nicht paſſen, oder meine Phantaſie zog das Sträußchen zurück, weil ihr dieſer oder jener Buſen nicht geneigt ſchien, einen ſolchen Schmuck annehmen zu wollen.

„Mein Roman dauerte vierzig Sträußchen lang, dann löste er ſich auf eine ſeltſame und traurige Weiſe. Eines Abends, als ich auf jenem wunderbaren Kopfkiſſen, worauf über fünf Wochen lang Wahnbilder und Blumen wuchſen, meine tägliche Hoffnung ſuchte, fand ich einen kleinen Zypreſſenzweig. Ich faßte ihn mit zitternder Hand und küßte ihn weinend, ohne zu wiſſen warum. Mit den Wahnbildern, den Veilchen und den Hoffnungen war es aus.

„Die ganze Nacht ſann ich über das Räthſel dieſes unerwarteten Schluſſes, über das Geheimniß des Zypreſſenzweiges nach; war dieſes Trauerzeichen ein Lebewohl im Tode oder für's Leben? Starb ein weibliches Weſen für die ganze Welt durch Gottes Hand? oder ſtarb es für mich allein an eines Andern Hand? Mit tiefem Schmerze fragte ich: Iſt es eine leidende Seele, die davon zieht, oder eine treuloſe, die mich verläßt?

„Des andern Morgens erhielt ich eine Karte, welche die bevorſtehende Vermählung des hübſcheſten Mädchens der Stadt mit dem unbedeutendſten Menſchen anzeigte und durch welche ich zur Hochzeit geladen war. Kaum beachtete ich dieſe Schicklichkeitsheirath, die ſich für keinen der Gatten ſchickte, aber unwillkürlich ſah ich die Karte nochmals an und las ſie wieder, und, wunderbar! dieſes banale Blättchen ſchien das letzte Wort meines Romans zu enthalten, ich vermeinte meine Veilchen aus dem Myrthenkranz der Braut hervorblicken zu ſehen.

„Acht Tage ſpäter wohnte ich der Trauung bei, und bewunderte in ſtiller Anbetung das junge Mädchen, die junge Frau, die ich ehedem ſo oft geſehen, ohne ſie zu lieben. Jetzt liebte und vergötterte ich ſie, und zwar ſo recht oder ſchlecht, daß ich mir vornahm ſie zu betrüben, zu beſtrafen, ja vielleicht ſogar ſie zu verleumden und zu haſſen. Aber ein paar Worte meiner alten Dienerin entkräfteten dieſes abſcheuliche Vorhaben bald. Die treue Alte ſtand eines Abends mit mir am Fenſter, das nach meinem Garten ging, und ſagte, indem ſie auf eine reizende Frauengeſtalt wies, die in dem Nachbargarten wandelte: Ach Herr, wenn Sie nur Augen gehabt und gewollt hätten, unſre ſchöne Nachbarin wäre jetzt Ihre Frau!

„In dieſem Augenblick neigte ſich die ſchöne Nachbarin zu einem blühenden Gewächſe nieder, was bei mir wohl eine Bewegung erzeugte, denn die Alte fuhr lächelnd fort: Sie pflückt Blumen, aber Sie brauchen nicht eiferſüchtig zu ſein; ſie pflückt keine Veilchen mehr.

„Die Veilchenſpenderin ſpazierte noch lange in ihrem Garten; ſie trug ein weißes Kleid, und mein Auge konnte ihr trotz der einbrechenden Nacht folgen. Endlich ſchien ſie verſchwunden, und betrübt ſagte ich zu meiner Alten: Ich ſehe ſie nicht mehr! Folgen Sie, erwiederte dieſe, mit Ihren Augen meinem Finger, ſehen Sie dorthin, ganz im Hintergrunde, dort ſitzt ſie unter dem Zypreſſenbaum.

„Von dieſem Augenblick an erfaßte mich wieder die Trauer um meine Familie und die Wehmuth um die Kinderzeit; die kleine Stadt wurde wieder öde, ich ſah Niemand mehr vorübergehen und glaubte, das Leben rings um mich ſei erſtorben. An einem Morgen der Wehmuth und Schwäche brach ich auf und ging von dannen; es war der letzte jener Tage, die ich damals meine Veilchentage nannte. Ich kehrte in die große Welt voll Liebſchaften und Freudenblumen zurück, in der man ſo oft verliebt werden kann, ohne für das Herz Gefahr zu laufen.

„Geräuſch, Zerſtreuung und Vergnügen der Welt ließen mich dieſes kleine Abenteuer meiner Jugendjahre lange Zeit vergeſſen. Im Alter kam es mir wieder in's Gedächtniß, und ich erinnere mich immer daran, wenn alte oder junge Bettlerinnen mir Blumen um ein Almoſen anbieten. Dieſe Unglücklichen bringen mir mehr, als ich ihnen zu lohnen vermag: eine wehmüthige und doch freundliche Erinnerung.“

Das Almoſengeben bringt mich noch auf eine andere Perſon und Geſchichte. In unſerm eleganteſten Stadtviertel wohnte und lebte noch vor wenigen Jahren eine reiche, allgemein bekannte Dame, welche eine Manie für Hunde hatte, die ins Uebertriebene und Lächerliche ging. Sie bewohnte ein großes Haus und zwar eigentlich um ihrer vielen Hunde willen, da dieſe ihre Schlaf-, Speiſe-, Spiel- und Geſellſchaftszimmer, ihre eigene Dienerſchaft und wöchentlich auch ihr Kränzchen haben mußten, bei welchem die Hunde der Nachbarſchaft als Gäſte erſchienen und bewirthet wurden.

Aber dieſe Dame, die aus Hundeliebe ſo viel Geld verſchwendete und Witzworte ertragen mußte, war nichtsdeſtoweniger ſehr vernünftig, gut und geiſtreich. Sie machte eine Extravaganz ihres Lebens durch hundert edle Handlungen und durch unerſchöpfliche Mildthätigkeit wieder gut. Auf der Straße ſäete ſie Wohlthaten und alle Bedürftigen waren vor dem Geſetz ihrer Milde gleich. Aber wenn ihr ein Blinder begegnete, den ſein Hund führte, dann verdoppelte ſie ihre Gabe. Sie ſagte zu dem Blinden, indem ſie ihm ein Geldſtück reichte: „das iſt für euch,“ und indem ſie ihm ein zweites gab: „das iſt für euren Begleiter, für euren Freund." Dann liebkoſte ſie den Köter und ſprach gerührt zu dieſem: „Leih ihm deine Augen und führ' ihn ſeinen Weg." Und dann blickte ſie Beiden lange nach, ob ihr Wort auch erfüllt werde — gewiß nicht das Wort einer Närrin!

Steckte überhaupt etwas Narrheit in ihr, ſo hatte dieſe jedenfalls ein ſehr treues Gedächtniß. Die mildherzige Frau gedachte wohl ihres lieben Töchterleins, eines herrlichen Kindes, das ihr ein Unglücksfall zu rauben drohte und das durch ein eigenes Wunder gerettet worden war.

Das Kind ſpielte eines Tages ganz allein im Schloßgarten ſeiner Großmutter auf dem Lande und haſchte Schmetterlinge in der Nähe des Weihers. Ein unbeſonnener Schritt und es ſtürzte in's Waſſer, in dem es zwar wieder auf die Oberfläche kam, aber alsbald auch wieder verſank. Sofort ſprang der große Haushund ſeiner kleinen Gefährtin, die oft mit ihm ſpielte, nach, tauchte unter, erfaßte die Ertrinkende, ſchleppte ſie an's Ufer und legte ſie ganz ſorgfältig in's Gras. Aber die Augen der Kleinen öffneten ſich nicht und ſie regte ſich nicht, denn ſie war ohnmächtig. Da bellte das kluge Thier und lief ſo lange vom Weiher zum Schloßhof und wieder zurück, bis die Leute es verſtanden und herbei kamen. Das Kind wurde gerettet.

Das war das Geheimniß dieſer eigenthümlichen Vorliebe, das Geheimniß des doppelten Almoſens, das eine milde Hand für den Blinden und für ſeinen Hund ſpendete.

Wo gäbe es nicht Menſchen, die nicht vorzugsweiſe den blinden Armen gern ein Almoſen reichen, und zwar aus reinem Mitleid mit den Unglücklichen. Mit ſichtbarer Rührung und wehmüthigem Antheil ſieht man die Geber vor dem Bettler mit lichtloſem Auge halten und ihn beſchenken. Und dieſer lernt den häufig wiederkehrenden Wohlthäter endlich kennen, er trifft den Weg in das Haus des Reichen, wo er anklopfen darf, ohne abgewieſen zu werden, und findet bei der Mildherzigkeit ein offenes Ohr und einen offenen Seckel.

Welchen Armen geben Sie vor allen gern? fragte ich einmal einen gutmüthigen, aber ziemlich leichtſinnigen Freund.

„Jungen Mädchen," antwortete er und ich lächelte.

„Kein ſarkaſtiſches Lächeln, Freund," fuhr er fort, „hier hört mein Leichtſinn auf. Weibliche Jugend leiden, darben und hinwelken zu ſehen, erſchüttert mich im Innerſten und fordert mein Mitleid zur thätigſten Hilfe auf. Jede ſolche Unglückliche bringt mir meine frühverlorne Schweſter vor Augen. Ich war noch ein Schuljunge und meine Schweſter viel älter: ſie ſollte ja demnächſt Hochzeit machen. Sie war ſo lieb und ſchön und gut, aber immer ſo blaß und ſchweigſam, und oft, wenn ſie mir oder Andern freundlich zulächelte, fuhr ſie dann mit der Hand raſch nach dem Herzen und machte eine ſchmerzhafte Miene. Aber der Arzt konnte nun einmal keine Krankheit an ihr entdecken, und ſo mußte ſie geſund ſein und heirathen. Des Morgens an ihrem Hochzeitstage wurde ſie bräutlich herausgeputzt und zog ſich dann, da ſie ſich ermüdet fühlte, in ihr

Zimmer zurück. Sie blieb etwas lange aus und die Mutter ging nachzuſehen. Ein Schrei, den ſie in jenem Zimmer ausſtieß, machte alle Anweſenden hineindringen, und da ſah ich meine arme Schweſter todesbleich, ſtumm und regungslos, die Hände über die Bruſt gekreuzt, in ihrem weißen Brautkleide wie in einem Leichentuch auf dem Bette liegen und mit unausſprechlicher Miene der Mutter wortlos den Brautkranz hinreichen. Alles brach, von ihrem Ausſehen erſchüttert, in Weinen und Wehklagen aus und eilte nach Hilfe; ich ward nach dem Arzt geſendet. Ich ſtürzte fort, ſtürmte zu dem Staunenden und riß ihn mit mir fort, denn eine innere Stimme flüſterte mir: ſie ſtirbt. Und ſo war es; denn ich war kaum wieder zu Hauſe, ſo ſtarb ſie. — O wer das Trauerſpiel des Todes an einer vielgeliebten Perſon und in Jahren, wo man nur an's Leben denkt, nicht mit angeſehen, der hat noch nie gelitten und weiß nicht, was Schmerz iſt. Im erſchütternden letzten Augenblick der entweichenden Seele iſt es dir, als ob ein Stück deiner ſelbſt verloren gehe, das ſich von dir ablöst und mit einem Mal verſchwindet; es iſt dein Blut, das aus einer geheimen Wunde rieſelt, dein Fleiſch, das zerriſſen — und eine Ader deines Herzens, die plötzlich zerſchnitten wird. Es iſt eine Thorheit von mir, vielleicht eine Schwäche aus erlebtem Schmerz, aber oft vermeine ich in den kummerbleichen Geſichtern junger Bettlerinnen meine arme Schweſter blaß, leidend und ſterbend wiederzuſehen, und dann gebe ich gern und ſo viel ich kann, und das dankende Lächeln ihrer Schmerzensmienen iſt mir der ſchönſte Lohn."

Ein eigenthümliches Objekt ſeiner Wohlthätigkeit hatte ſich ein alter Kapellmeiſter meiner Bekanntſchaft auserſehen. Selbſt ein glücklicher Komponiſt und virtuoſer Muſiker, und ſein Lebenlang Vorſtand einer ausgezeichneten Kapelle und eines Künſtlerbundes, der unter ſeiner Leitung alle Meiſterwerke der Tonkunſt mit Vollendung ausführte, ſcharfſinniger Kenner und Kritiker, und mit einem Gedächtniß begabt, das die verläſſigſte Encyklopädie aller bedeutenden Kunſterſcheinungen war, bevorzugte ſeine Mildthätigkeit vorzugsweiſe die Drehorgeln. Dieſes abſcheuliche Inſtrument, deſſen kreiſchende Töne die ſchönſten Melodien entweihen, dieſer ſchauderhafte Leierkaſten, den großentheils nur arbeitsſcheue Hände auf Jahrmärkten umherſchleppen, erfreute ſich der liberalen Protektion des alten muſikaliſchen Feinſchmeckers in ſeinen Ruhetagen. Wir konnten dieſen Widerſpruch des Geſchmacks nicht begreifen.

„Glaubt doch nicht,“ belehrte uns der Alte eines Tages, „daß ich ein ſolcher Vandale bin, um an den ſchrillen Drehorgeltönen ſelbſt Vergnügen zu finden. Nicht umſonſt nennen ſie dieſes Inſtrument in Frankreich „die Orgel der Barbarei“, und was darauf geleiert wird, klingt, als ob ein Hanswurſt die Thaten eines großen Mannes herſchnattere. Aber was dieſe Orgeln, alte und neue, Alles zuſammen ſpielen, erfüllt mich oft mit den intereſſanteſten und angenehmſten Erinnerungen meines Lebens. Jetzt klingt die Parodie eines Muſikſtücks an mein Ohr, deſſen erſte Aufführung mich in jüngeren Jahren begeiſterte; dann taucht das Geſpenſt einer Melodie vor mir auf, mit welcher einſt die größte Sängerin halb Europa fanatiſirte; aus jenen heulenden Tönen enträthſele ich ein Kammerſtück, worin ein theuerer Freund als Virtuoſe brillirte; in dieſem muſikaliſchen Zerrbild erkenne ich eine eigene Kompoſition. Bei dieſer Nummer muß ich an einen Wendepunkt meines Lebens denken, in welchem ein ähnliches Motiv eine Rolle ſpielte; bei jener an Liebe und Glück, die von einem Liede in verwandter Form ausgingen. Kurz, das wirre Repertoir der Leierkaſten läßt die Schattenbilder vergangener Tage vor mir aufſteigen, Ideen, Studien, Gewünſchtes, Vollbrachtes, Leidenſchaften, Freunde, Gegner, Großartiges und Zeitſchwindel — und Das bildet ein eigenthümliches geiſtiges Konzert des Lebens, das in meine Seele hineintönt. Das ſtimmt mich zu Wehmuth und Mitleid. Und wenn ich zugleich bedenke, daß gute Muſik Denjenigen, der ſie mit geiſtigem Bewußtſein treibt, veredelt und erhebt, daß hingegen ſchlechte Muſik ihre maſchinenmäßigen Erzeuger verlüderlicht und verdummt, ſo fühle ich doppeltes Mitleid mit den Drehorgelleuten und beſchenke ſie.“

Alſo eine Wohlthätigkeit aus Gegenſätzen.

Im Allgemeinen gibt man, um zu geben, das iſt ſicher. Man ſpendet aus moraliſchem Drang, aus Freude, aus Mitleid; die Gutmüthigkeit, die Sympathie, die Rührung, der Zug des Herzens für menſchliches Elend veranlaſſen die Gabe. Aber nichtsdeſtoweniger verbirgt auch gar manche Handlung der Wohlthätigkeit das in ſich, was wir das Geheimniß der Almoſen genannt haben. Wir geben gar oft um unſer ſelbſt willen, weil wir eben hoffen oder fürchten, oder uns freuen, weil uns gleichſam dicht hinter dem Armen ein Geſpenſt erſcheint, das uns an Dieſes oder Jenes mahnt; wir geben, weil eine Erinnerung uns antreibt. Das iſt die Mildthätigkeit des treuen Gedächtniſſes. Möchten die Bedürftigen dieſe bei Allen finden, die in der Lage ſind, geben zu können!

Eine eigene Gattung von Almoſen, eine wahre Segensſpende der Humanität, iſt die Wohlthat des Arztes, welcher dem leidenden Armen mit Rath, Hilfe und Troſt beiſteht. Während in faſt allen Geſchäfts- und Erwerbszweigen des modernen Lebens das Kapitel „gratis“ verſchwunden iſt, nimmt es in dem Tagebuche des Arztes unter der Rubrik der Armenbeſuche eine große und bleibende Stelle ein. Die Armenbeſuche ſind etwas Selbſtverſtändliches dieſes Berufes, eine freiwillige Aeußerung der Liebe zum Nächſten, ein reicher Obolus, den die Gelehrſamkeit perſönlich der kranken Hilfloſigkeit darbringt. Mit der Wohlthätigkeit in andern Kreiſen wird zuweilen Oſtentation getrieben; das Geheimniß des Almoſens wurzelt mitunter im Egoismus: aber kein ſolcher Nebengedanke treibt den Mann der Heilkunde an das Schmerzenslager des Armen. Er weiß, daß ihn dort kein Lohn, als das ſtille Bewußtſein einer edlen Handlung erwartet; er weiß, daß aus dieſer niedern Hütte nicht einmal der Ruhm einer gelungenen großen Kur ſich verbreiten kann; er iſt darauf gefaßt, dem Jammer in ſchrecklicher Doppelgeſtalt, dem phyſiſchen und moraliſchen Elend zu begegnen; er darf nicht anſtehen, in die eigene Börſe zu greifen, um ſeine dringendſten Anordnungen zu ermöglichen; er ſieht nicht voraus, wie lang und oft ihn das Alles in Anſpruch nehmen und ihm ſelbſt ſchlafloſe Nächte bereiten kann; aber er beſinnt ſich keinen Augenblick und eilt zu ſeinem Bruder Lazarus. Ich kenne einen berühmten Jünger Aeskulaps, der ſeine Beſuche bei den Armen viel pünktlicher als die bei den Reichen abſtattet: Dieſe, ſagt er, können im Nothfall einen andern Arzt holen laſſen, Jenen bin ich das einzige Hoffnungslicht ihres dunkeln Lebens. Das Almoſen des Arztes iſt die Wohlthätigkeit des Samaritaners. Es hat etwas Rührendes und Erhabenes zugleich, — und es iſt kein Wunder, daß ein genialer und etwas exzentriſcher Kopf dieſe Form der Mildthätigkeit für ſeine Almoſenſpenden wählte. Die Rokokogeſchichte, die ich hier als Beiſpiel folgen laſſe, trägt das Gepräge ihrer Zeit und enthält gewiſſe hiſtoriſche Namen, die ihr vielleicht einiges Intereſſe verleihen.

In den letzten Jahren der Regierung Ludwig **XV.** erſchien in Paris ein Wundermann eigener Art, der Doctor Caritas. Er hatte ſeine Wohnung in einem neuen volkreichen Stadttheile, in der Straße St. Honoré, genommen, logirte in einem ſehr eleganten Hauſe und galt für ſehr reich. Es gab Leute, die dem Doctor Kenntniſſe beimaßen, welche ihn zweihundert Jahre früher auf den Scheiterhaufen geführt hätten; er ſollte den Stein der Weiſen beſitzen, und mit ihm das Geheimniß Gold zu machen.

Er hatte indeſſen wirklich etwas Merkwürdiges erfunden, und zwar nichts Geringeres, als ein Mittel gegen alle Leiden. Noch mehr, der Doctor, ſtatt ſein Mittel zu verwerthen, gab es umſonſt her, und er ſelbſt reichte es den Heilbedürftigen von Hand zu Hand in Geſtalt verhüllter Paſtillen. Dieſe Umſtände reichten natürlich hin, allen erdenklichen Verdacht gegen ihn rege zu machen, und es gab Leute genug, die dieſen ſchürten.

In den Zeitungen jener Tage las man die Ankündigung: „Doctor Caritas hat die Ehre anzuzeigen, daß er in ſeiner Wohnung, Straße St. Honoré Nr. . . ., ein Heilmittel gegen alle Uebel an diejenigen, die ihn zu Rathe ziehen, unentgeldlich verabreicht. Der Doctor bietet natürlich nur den wirklich Armen ſeine Dienſte an.“

So lautete die Anzeige in den Blättern; aber dieſelben Blätter gaben bald darauf zu verſtehen, daß der gute Mann wohl an Geiſteszerrüttung leiden müſſe; denn nur ein Narr könne ein ſolches Wundermittel umſonſt anbieten, welches ihn zum Millionär machen müßte.

Der Doctor hatte ſeine Ordinationsſtunden: Morgens von zehn bis zwölf; Mittags von zwei bis vier; Abends von acht bis zehn; die übrige Zeit widmete er, wie es ſchien, ſeinen Studien und der Erholung.

Die Anzeige wirkte indeſſen doch, und das Vorzimmer des Doctors bevölkerte ſich allmählig. Anfangs waren die Beſuche freilich ſelten; denn Nichts erregt größeres Mißtrauen, als ein Mann, der ganz uneigennützig Gutes zu thun verſpricht.

Der erſte Beſucher war ein reicher Geizhals, der ſich arm ſtellte und des Mittels dringend zu bedürfen vorgab, da er ſehr leide und die Aerzte ſo eigennützig ſeien. Der Doctor aber witterte den Reichthum im Gewande der Armuth, ſagte, die Aerzte thuen recht, ſich von dem Reichen mit für die Armen bezahlen zu laſſen, ſeine Paſtillen ſeien nur für die Armen, und entließ den Geizhals. Dieſer lief dann wohl in zehn Häuſer und erzählte überall, der Doctor Caritas ſei ein Charlatan und Betrüger.

Die nachfolgenden Beſucher aber hatten keine Aehnlichkeit mit dem erſten. Unter ihnen befand ſich eine ärmliche junge Frau mit einem kranken Säugling auf dem Arm, ein blaßes mageres Kind von fünf bis ſechs Jahren an der Hand ſie ſelbſt ſah leidend und abgezehrt aus, ſchöne Züge, die aber das Elend und die Mutterſorge verkündigten. Der Doctor zog ſie raſch in ſein Zimmer und nöthigte ſie zum Sitzen. Die arme Frau erzählte ihm, was ihre Kinder litten.

Ich weiß Alles, erwiederte er, und nun hören Sie, was ich verordne. Sie wechſeln Ihre Wohnung und ziehen in eine geſündere; Sie kaufen warme Kleider für ſich und Ihre Kinder, Weißzeug und gute Betten. Dann holen Sie beim Metzger gutes Fleiſch, beim Wirthe guten Wein, beim Bäcker gutes Brod, kaufen gutes zeitiges Obſt und Spielſachen für die Kleinen ein, und verſehen ſich mit Holz, und der Winter wird ruhig vorübergehen, und die Geſundheit wird euch Allen friſch und roſig wiederkehren.

Die arme Frau erhob ſeufzend ihren Blick zur Zimmerdecke; ſie meinte wohl, der Doktor ſpotte ihrer oder ſei verrückt. Dieſer aber zog ein großes Schubfach ſeines Secretärs heraus, welches mit den, je einzeln in Papier gehüllten Wunderpaſtillen angefüllt war. Sie müſſen Nummer 1 brauchen meine Liebe. Hier ſechs Paſtillen von Nro 1, die reichen für einen Monat aus. Wenn Sie dann wiederkommen, bekommen Sie weniger, aber immer einige bis zu Ihrer vollkommenen Geneſung.

Aber, Herr Doctor, fragte die Frau, indem Sie die Plätzchen empfieng, wie habe ich ſie zu gebrauchen?

Tragen Sie ſie nur ſorgfältig heim, und wenn Sie allein ſind, ſo nehmen Sie eine Paſtille aus der Papierhülle heraus, Sie werden dann ſogleich wiſſen, wie Sie ſie für ſich und Ihre Kinder zu verwenden haben; denn in meinem Mittel iſt die Gebrauchsanweiſung auch enthalten.

Die arme Frau ſteckte das Erhaltene zu ſich und eilte in ihre elende Wohnung. Aber ſchon am andern Morgen kam ſie wieder, nicht um ein neues Mittel, ſondern um dem Doctor innig gerührt zu danken. Die erſte Paſtille ſchon hatte Wunder gewirkt: die Kinder erholten ſich alsbald und auch die Mutter ſah bereits weniger blaß und krank aus; die Geneſung trat ſichtbar ein. Was für ein Mittel mochte nun der Doctor erfunden haben?

Unter den anderen Patienten — die ſich übrigens ſchon zahlreicher einfanden — war auch ein junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren, welcher das Sträflingskleid der Armuth trug. Doch war ſein Gewand nicht abſtoßend; fadenſcheinig abgenutzt und ſogar zerrißen, zeigte es nirgend Flecken der Unreinlichkeit. Der Doctor hieß ihn eintreten.

Mein Herr, begann der junge Mann, ich bin ſehr beklagenswerth. Zuvörderſt bin ich recht krank.

Allerdings antwortete der Arzt, Sie leiden im Kopf und im Magen

Wie wiſſen Sie Das, Herr Doctor?

Das kann Ihnen gleichgiltig ſein, erwiederte Caritas, und Sie leiden nicht nur phyſiſch ſondern noch mehr moraliſch.

Ich ſagte Ihnen doch noch kein Wort. . .

Gut, gut, das bleibt ſich bei Allen gleich. Ihr armen Teufel von Dichtern oder Künſtlern, ihr närriſchen Schwärmer, die mit dem wirklichen Leben in Konflikt gerathen, ihr wißt es nicht einmal, das eure Züge das Gepräge deſſen tragen was ihr ſeid und was ihr leidet.

Der junge Mann war außer ſich über den Scharfblick des Arztes.

Beruhigen Sie ſich, fuhr dieſer fort; Sie bedürfen der Poſtillen Nummer 2, ein Stück täglich und zwar einige Zeit hindurch. Mit ſo eigenthümlichen Naturen, wie die Ihrige, darf man nicht ſpaßen. Wenn ich Ihnen z. B. fünfundzwanzig Stück auf einmal mitgäbe, wer weiß, ob Sie in acht Tagen noch lebten. Sie verſchlängen vielleicht aus freudiger Gierde gleich alle mitſammen, und das ſoll nicht ſein. Alſo hier haben Sie eine Paſtille, morgen bekommen Sie wieder eine, desgleichen übermorgen, und ſo fort einen Monat lang. Dann wollen wir weiter ſehen. Gehen Sie nun nach Hauſe, öffnen Sie dort das Papier und Sie werden gleich daraus entnehmen, was Sie zu thun haben, denn meine Paſtillen ſind ſelbſtredend.

Der junge Mann empfieng mit höchlichem Staunen das Mittel und gieng mit offenem Munde und wirrem Blicke fort.

Des andern Tages ſchellte er lebhaft, ſtürzte raſch herein und auf die Hände des Doktors los, um ſie zu küſſen. Und ſo war's auch an den folgenden Tagen; doch war der junge Mann bald nicht mehr zu kennen, er nahm ſeine Arbeiten wieder auf, und fand Freunde und Gönner.

Es liegt nicht in unſerm Plan, allen Kuren des Doctors zu folgen; wir ſagen nur, daß er die erſten Wochen hindurch Wunder that und alle Kranken, die zu ihm kamen, in kürzeſter Friſt heilte.

Aber während dieſe Erfolge großen Lärm machten, verſetzten ſie auch manche Leute in Beſtürzung. Das Staunen erregte Furcht, dieſe ſchlug in Verleumdung um, und ſo geſchah es, daß der Doctor als ein Spitzbube denunzirt wurde und an einem hübſchen Oktobermittage den Beſuch des königlichen Polizeileutnants ſelbſt, des Grafen von Sartines, erhielt.

Der Graf von Sartines war ein Mann von Geiſt und von großer Gewandtheit. Er hatte ſich mit ſeinem Berufe als Polizeichef ſo identifizirt, daß das Amt für ihn und er für das Amt geſchaffen ſchien. Er beſaß Scharfblick, Feſtigkeit, ein merkwürdiges Talent für alles Detail und großen perſönlichen Muth; mit einem Wort, er war ein ausgezeichneter Polizeileutnant.

Als er bei dem Doctor erſchien, wurde er bei weitgeöffneten Thüren empfangen.

Herr Graf, ſein Sie mir willkommen, begrüßte ihn der Arzt, ich war Ihres Beſuchs gewärtig.

Wirklich? entgegnete der Angeredete, und wer hat Sie darauf vorbereitet?

Niemand; aber da meine Kranken viel Gutes von mir reden, ſo dachte ich, daß viele Andere reichlich Böſes von mir ſprechen werden.

Sie glauben vielleicht von den Aerzten oder Apothekern bei der Polizei verklagt werden zu ſein? Sie irren; ſo thöricht ſind dieſe Leute nicht, die durch Ihre Paſtillen, lieber Doctor, fürwahr nicht arm werden. Nein, es handelt ſich zwiſchen uns Beiden um etwas Anderes. Zuerſt haben Sie die Güte, mir Ihre Paſtillen zu zeigen; ich bin nun einmal neugieriger Natur.

Der Doctor öffnete ſechs große Schubfächer ſeines Schreibſchrankes, die mit ſeinem Mittel angefüllt waren.

Schön, meinte Herr von Sartines, jede Paſtille in Papier eingehüllt, das wird zerriſſen, das Mittel ſpricht von ſelbſt und der Kranke weiß ſofort, wie er es zu gebrauchen hat. Allerliebſt und ſehr ſinnig! Wie ſind Sie auf den Gedanken gekommen, Doctor?

Auf ſehr einfache Weiſe. Als ich eines Tages durch die Straßen von Paris ſchlenderte, fiel mir die Menge kranker Geſichter auf, die mir begegneten; meine Taſchen waren voll, und ich dachte alſo bei mir: hier gehen ſo viele Leute herum, ſchlecht angethan und kranken Ausſehens;

ich habe gute Kleider, und befinde mich wohl, und das verdanke ich meinen Paſtillen! wer weiß, ob dieſe armen Teufel deren auch in ihren Taſchen haben? Dann fragte ich mehrere der krank und ärmlich Ausſehenden, und ihre Taſchen waren wirklich leer Sie ſehen, Herr Graf, daß Alles ſehr natürlich zugieng.

Ganz richtig, ſprach Herr von Sartines, und die armen Teufel kommen dann, um durch Ihr Mittel zu geneſen. Jetzt aber, lieber Doctor, will ich meinerſeits Ihnen ein Problem zu löſen aufgeben.

Und welches, Herr Graf?

Sagen Sie mir offen Ihre Meinung, was wohl die Folge ſein würde, wenn alle anſtändige Leute, die etwa auch in der Lage ſind, Paſtillen zu beſitzen, Ihrem Beiſpiele folgten und ſie austheilten?

Was die Folge wäre? erwiederte lächelnd der Befragte: ein goldenes Zeitalter, allgemeine Wohlfahrt, Friede, Freude, und Geſundheit — das Wünſchenswertheſte hienieden.

Wenn das Ihre Meinung iſt, dann ſind Sie der naivſte und beſte Menſch der Welt.

Ich, Gott behüte! ich habe nur guten Willen, das iſt Alles.

Aber, wie es ſcheint, auch ein großes Vermögen?

Ich ſage nicht Nein.

Und die gute Abſicht, alle Millionärs zur Nachahmung Ihres Beiſpiels zu zwingen?

Ich leugne das nicht.

Dann, mein vortrefflicher und bewunderungswürdiger Doctor, führen Sie Großartiges im Schilde, aber weil dieſes zugleich ſehr gefährlich iſt, werde ich mich gezwungen ſehen, Sie arretiren zu laſſen.

Das wäre luſtig, meinte der Doctor.

Ich ſage nicht Nein.

Sehr luſtig in der That, fuhr Caritas fort, denn dann, Herr Graf, würden Sie alle Lacher von Paris gegen ſich haben, und deren Anzahl iſt nicht klein.

Das glaub ich nicht.

So will ich es Ihnen erklären, Herr Graf. Was würde man ſich auf den Straßen erzählen? „Der Herr Polizeileutnant, der das Vertrauen und die Achtung des Königs beſitzt, verbietet nun einmal, den Leuten Paſtillen zu reichen, die ſie heilen.“ Man würde beifügen: „Der Herr Graf von Sartines verordnet im Namen des allerchriſtlichſten Königs, daß Jedermann, der es wagen würde, ſeinem Nächſten Gutes zu thun, dem peinlichen Gericht überwieſen und von dieſem je nach der Größe ſeines Verbrechens der Wohlthätigkeit zum Kerker oder Galgen verurtheilt werden ſoll.“ Und was wäre die Folge? Es würde ſich Gemurre erheben, die Zeitungen würden ſich der Sache bemächtigen, zahlreiche Petitionen an den König gelangen, und Se. Majeſtät würde höchſt überraſcht und unzufrieden den Grafen von Sartines holen laſſen und ihm trocken ſagen: „Herr, was ſoll all dieſer Lärm? Ich bin ſehr unzufrieden mit Ihnen, daß Sie meine Regierung lächerlich machen und wegen Paſtillen einen Sturm heraufbeſchwören.“ Meinen Sie nun, Herr Graf, daß das, was ich Ihnen hier ſagte, wirklich ohne Grund und ohne Logik iſt?

Aber der Graf beeilte ſich nicht ſehr, hierauf zu antworten, ſondern führte aus ſeiner goldenen Doſe gravitätiſch eine Priſe zur Naſe, und entſtaubte dann mit den Fingern das ſpitzenbeſetzte Jabot. Dann erhob er mit bedächtigem Stolze ſein gepudertes Haupt und muſterte die Züge des Doctors, der ſein Lachen nur mühſam unterdrückte.

Wie alt ſind Sie, Herr Doctor? fragte er darauf.

Einige vierzig.

Warum nicht gar? Ich hätte Sie höchſtens für dreißig Jahre alt gehalten.

Zugleich durchforſchte der Polizeichef mit ſcharfem und raſchen Blick das ganze Aeußere des räthſelhaften Arztes, welcher darüber in Verlegenheit zu gerathen ſchien, und um dieſe zu verbergen, ſich mit Einordnung ſeiner Paſtillenbehälter beſchäftigte.

Doctor, fragte Herr von Sartines weiter, ſind Sie in Paris geboren?

Nein, antwortete dieſer abgewandten Geſichts; im Gegentheil, fern von hier auf San Domingo.

Ich hätte mir's denken können; die Kreolen haben ja ſo abenteuerliche Ideen. Und dann mahnen auch Ihre Züge, Doctor, an die ſchöne Kazikenraſſe, da San Dominigo früher von Mexikanern bewohnt wurde. Sie ſind vielleicht ein Abkömmling des Hauſes Montezuma und ein Miterbe der Schätze jenes Geſchlechts. Laſſen Sie hören und erzählen Sie mir Ihre Lebensgeſchichte ganz aufrichtig.

Gewiß, ſehr aufrichtig, Herr Graf, wenn ich ſie überhaupt erzähle.

Sie ſcheinen dazu keine Luſt zu haben?

Nicht die geringſte; ſpüren Sie mich aus: wer könnte das leichter als Sie? Uebrigens: liegt die Katze auf der Lauer, wird die Maus nur um ſo ſchlauer.

Sie nehmen mich alſo für die Katze. Sie mögen Recht haben: meine Augen ſind gut und meine Pfoten flink.

Allerdings; aber ich habe ſichere Schlupflöcher wo Sie mich nie erreichen werden.

Wäre das eine Herausforderung?

Nach Belieben.

Halten Sie mich denn nicht für ſo fein und ſo mächtig, um ein wirkliches Vergehen an Ihnen zu entdecken und Sie Ihre Kühnheit büßen zu laſſen?

Nicht für ſo fein, noch für ſo mächtig.

Und wenn ich Sie von jetzt bis zum Abend in offener Auflehnung gegen das Geſetz oder die königliche Autorität betrete, was werden Sie dazu ſagen?

Daß Sie mir eine Falle geſtellt haben, und daß ich nicht hineingegangen bin.

Gut, Doctor, die Feindſeligkeiten ſind alſo eröffnet.

In dieſem Augenblick meldete der Diener des Arztes, daß eine arme Frau um den Rath des Doctors bitte.

Sie erlauben, Herr Graf, bat dieſer.

Ohne Umſtände, erwiederte Sartines, ich bleibe indeſſen im Nebenzimmer.

Er nahm ein Buch und gieng in das Kabinett des Doctors, lehnte jedoch die Thüre ſo bei, daß ihm kein Wort des Geſprächs im Empfangzimmer entgehen konnte.

Die Frau trat ein; ihre Kleidung war reinlich, aber ſehr abgenutzt, ſie ſelbſt jung und hübſch, aber ſehr blaß und mager. Caritas ermunterte ſie, ihm offen ihr Leid zu klagen.

Ach, Herr Doctor, begann ſie weinend, ich habe drei kleine Kinder; mein Mann liegt ſchon vier Monate auf dem Krankenlager, und . . . und . . .

Und Sie haben keinen Sou für Brod, Fleiſch, und Arzenei, ergänzte der Doctor; was iſt das Geſchäft Ihres Mannes?

Er iſt Maler, aber ſchon längere Zeit ohne Arbeit.

Alſo krank und hilflos, ſagte der Doctor; nun ſo will ich ſeine Heilung übernehmen.

Ach, Herr Doctor, man ſagte mir wohl, daß Sie der Rettungsengel aller Unglücklichen ſind, und unſer Schickſal iſt ſo hart! Ein Finanzpächter richtete uns zu Grunde; wir flehten den Beiſtand der Gerechtigkeit an, aber Niemand nahm ſich unſer an. Da wandte ich mich an die Barmherzigkeit um Brod für meine Kinder, und bat um eine Audienz bei dem Herrn Erzbiſchof, der für einen Heiligen gilt, — aber vergebens!

Nun, und der Pfarrer Ihres Sprengels, liebe Frau?

Unſer Pfarrer gibt nur Armen, die ihm empfohlen ſind.

Und die Damen der verſchiedenen Armenvereine?

Die ziehen zuerſt Erkundigungen ein, und mein Mann hat das Unglück, Calviniſt und Philoſoph zu ſein.

Dann blieb Ihnen in Ihrer Noth nur noch übrig, der Frau Dauphine von Frankreich, die ein Engel an Güte iſt, eine Bittſchrift zu überreichen.

Auch das iſt geſchehen, leider aber erfolgte keine Antwort. Meine Hoffnung beruht nur noch auf Ihnen, Herr Doctor, denn in Frankreich iſt Alles, Alles ſchlecht und verdorben. Geſellſchaft, Regierung, und Kirche, Alles zuſammen taugt Nichts. Haben Sie Mitleid, Herr Doctor, Mitleid mit meinen Kindern und mit meinem Manne!

Gewiß, liebe Frau, antwortete Caritas. Sie müſſen Paſtillen haben, die beſten, und reichlich für ſich und die Ihrigen, und Geſundheit und Wohlſtand werden bei Ihnen wieder einkehren.

Geben Sie mir Ihre Hand, und laſſen Sie ſich jetzt dem Herrn Grafen von Sartines vorſtellen, der ſich hier in dem Nebengemache befindet, und der gewiß durch zahlreiche Paſtillen die guten Dienſte, die Sie der Polizei leiſten, belohnen wird.

Herr Graf, fuhr er fort, indem er die Thüre des Kabinets öffnete, das geht Sie an; dieſe Frau iſt eine von Ihren Kranken.

Bei dieſen Worten aber geberdete ſich die arme Frau plötzlich, als ob ſie den leibhaften Teufel erblickt hätte, faßte ihre Röcke auf, ſprang zur Thüre hinaus, in vier Sätzen über die Treppe und war blitzſchnell aus dem Hauſe verſchwunden.

Wohlan, Herr Graf, ſprach der Doctor, indem er ſich vergnügt die Hände rieb, dieſe erſte Mine hätte ich glücklich entdeckt. Aber ſie war ſehr geſchickt gegraben und führwahr, Sie haben keine Zeit verloren! Kaum daß Sie ſelbſt eingetreten ſind, erſcheint ſchon eine verkleidete Helferin, die mich verlocken ſoll, über Geſellſchaft, Staat, und Kirche zu läſtern. Ei, das verlangt ja beſondere Vorſicht!

Doctor, erwiederte Herr von Sartines, indem er ſich vom Sitze erhob, Sie ſind ein kluger Mann, und ich fange an zu glauben, daß vor Allem ein gutes Gewiſſen und ein edles Herz den Geiſt klar macht und ſchärft. Dieſe Frage wäre alſo erledigt; aber jetzt zu einer anderen.

Und zu welcher?

Sie zählen keine vierzig Jahre, ja keine dreißig.

Was ſoll Ihnen das?

Ich gehe noch weiter, denn auch ich ſehe und wittere ſcharf: Sie ſtecken in einer Verkleidung; dieſer zierliche Wuchs, dieſe zarten Hände und kleinen Füße . . .

In dieſem Augenblick ertönte die Hausglocke, und der Diener meldete einen ſoeben von Verſailles ankommenden Edelmann.

Der Gemeldete trat in den Salon; er war ein Mann in den Dreißigen, von edlem Aeußern und dem eleganten Weſen der vornehmen Geſellſchaft. Er begrüßte den Doctor, und war ſichtbar überraſcht, als er Herrn von Sartines erkannte.

Sie hier, Herr Graf? wandte er ſich an den Polizeichef.

Und Sie ſelbſt auch, Herr Marquis? fragte Jener.

Allerdings; mich führt ein Auftrag hieher. Dann richtete er ſeine Worte an den Doctor: Mein Herr, ich komme im Auftrag der Frau Dauphine. Ihre königliche Hoheit ladet Sie ein, morgen Mittag in Trianon zu erſcheinen, und wird Sie nach der Meſſe empfangen.

Eine hohe Ehre für mich, antwortete der Doctor, ſich verneigend, zumal da ich nicht darum angeſucht habe.

Ganz richtig, mein Herr, fuhr der Edelmann fort, die Frau Dauphine läßt Sie einladen, zu ihr zu kommen: ich meine mich ſo ausgedrückt zu haben. Auch befahl ſie mir, Sie zu erſuchen, daß Sie einige Büchſen voll Ihrer Paſtillen mitbringen, von welchen die Frau Prinzeſſin ſo viel hört.

Ihre königliche Hoheit wird mich gehorſam finden.

Herr von Sartines, dem ſo leicht Nichts entgieng, bemerkte eine gewiſſe Bewegung an dem Doctor, welche dieſer während ſeines Geſpräches mit dem Marquis nicht ganz verbergen konnte. Aber noch mehr überraſchte es ihn, als er den Abgeſandten der Prinzeſſin betrachtete, daß dieſer, in unleugbarer Aufregung erblaßte und mit ſtarrem Blick den Doctor zu verſchlingen ſchien. Letzterer brach die Unterhaltung bald ab, ſchützte ein ärztliches Geſchäft vor und zog ſich in ſein Kabinet zurück, das er hinter ſich abſchloß.

Herr Graf, begann der Edelmann, der jetzt mit Herrn von Sartines allein war, kennen Sie dieſen räthſelhaften Menſchen?

Den Doctor? Ja und nein; ich ſehe ihn heute zum erſten Male.

Ich aber, meinte der Marquis, ſehe ihn wieder; denn ich glaube ihn vor fünf Jahren oft geſehen zu haben.

Und wo, Herr Marquis?

Mein Gott, überall wo ich war; in Verſailles in Paris.

Und was trieb er? forſchte Sartines, vielleicht Falſchmünzerei?

Warum nicht gar! Sie ſind auf falſcher Spur.

Vielleicht Magie? oder Zauberei? oder warb er Proſelyten für die geheimen Geſellſchaften in Deutſchland?

Jetzt ſind Sie der Sache ſchon näher; er trieb allerdings Zauberei und warb Anhänger.

Teufel, das nimmt eine gefährliche Wendung! Sprechen Sie, Herr Marquis, erklären Sie ſich deutlicher.

Ja, aber wenn ich mich deutlich erkläre, verrathe ich vielleicht die Geheimniſſe des Doctors und ſein Incognito.

Sein Incognito? Er iſt alſo verkleidet. Herr Marquis, im Intereſſe des Staates und der öffentlichen Sicherheit müſſen Sie jetzt ſprechen und mir alles enthüllen; im Namen des Königs fordere ich Sie dazu auf.

Sieh da, entgegnete der Edelmann, Sie gehen ſehr raſch zu Werke; wollen Sie mich vielleicht arretiren und foltern laſſen?

O ich bitte, Herr Marquis.

Kommen Sie, Herr Graf, wir wollen in meinem Wagen weiter davon ſprechen; ich muß zurück nach Verſailles.

Sehr gern, erwiederte Sartines, aber vorher muß ich noch einen Augenblick mit dem Doctor reden.

Er ſchellte; ein Diener trat ein; der Graf befahl ihm, ſeinen Herrn zu rufen.

Meinen Herrn? fragte der Diener: der iſt abgereiſt.

Abgereiſt? und wohin?

Das weiß ich nicht.

Schlingel, ich laſſe dich züchtigen, wenn du nicht gleich ſprichſt.

Aber, wie ſoll ich ſagen, ſtotterte der erſchrockene Diener, was ich ſelbſt nicht weiß. Ich diene dem Doctor hier in Paris, in dieſem Hotel, das er gemiethet hat, und das nur ſein Abſteigquartier iſt. Der Herr Doctor hat noch eine Wohnung außerhalb Paris, die ich aber nicht kenne, und wohin er ſich faſt jede Nacht begiebt, denn hier ſchläft er ſehr ſelten. Vor einem Augenblick verlangte er Reitſtiefel und ſein ſtets geſatteltes Pferd, und ritt fort, nachdem er ein paar Piſtolen in den Sattel geſteckt.

So? rief Graf Sartines, die Sache geht mich alſo immer mehr an; jetzt laſſe ich ſeine

Wohnung, ſeine Möbel und ſeine Papiere unterſuchen.

Papiere, bemerkte der Bediente; im ganzen Hauſe iſt keine Spur davon; kein Blättchen kommt, das nicht alsbald verbrannt würde.

Dieſer Doctor iſt ja ein höchſt gefährlicher Menſch, ſchrie entrüſtet der Polizeileutnant, ein durchtriebener Gauner!

Er winkte zwei Männern, die er auf der Straße hatte warten laſſen; aber dieſe Agenten hatten den Doctor nicht fortreiten geſehen, weil er ſich durch eine Hinterthüre entfernt hatte. Die Wohnung wurde durchſtöbert; aber man fand nichts als etwas Wäſche, die überaus fein, aber ohne Zeichen war. Dann fand man eine bedeutende Summe in Gold und Silber, welche der Graf in einen Koffer verſchließen ließ, deſſen Schlüſſel er zu ſich ſteckte. Hierauf befahl er dem Diener, in der Wohnung zu bleiben und bei Kerkerſtrafe das Vorgefallene nirgendwie zu verrathen. Die zwei Agenten mußten ſich im Hauſe verbergen und er ſelbſt gieng mit dem Marquis fort. Sie beſtiegen den Wagen.

Auf dem Wege nach Verſailles drang der Graf in ſeinen Gefährten, ſich über den Doctor Caritas auszuſprechen. Aber dieſer war trotz ſeiner Aufregung ſehr zurückhaltend und da ihn Jener immer mehr mit Fragen beſtürmte, ſo antwortete er endlich:

Erlauben Sie, Herr Graf, ich kann das Geheimniß, das ich zu errathen glaube, nicht ausplaudern. Dieſes Geheimniß iſt nicht mein, ſondern gehört der Frau Dauphine, weil ſie mir einen Auftrag an den Doctor gab, den ſie morgen empfangen will. Sie werden begreifen, Herr Graf, daß ich mich eher tödten ließe, als ich die Sicherheit eines Mannes bloßſtellte, den Ihre königliche Hoheit bei ſich erwartet.

Ganz recht, erwiederte Sartines. Sie gehören zum Hauſe Ihrer königlichen Hoheit, Herr Marquis, und Sie ſind ein treuer Diener. Mein Herr aber iſt vor allen der König, und ich werde Seiner Majeſtät auf meine Weiſe dienen, das heißt, dieſen verdammten Doctor, der mir heut ſo gewandt entſchlüpfte, ſcharf im Auge behalten.

Wundern Sie ſich alſo nicht, wenn ich Ihnen morgen in Trianon wieder begegne.

Sie werden nach Belieben handeln, Herr Graf, entgegnete der Edelmann. Nur muß ich Sie darauf aufmerkſam machen, daß ich ſelbſt den Befehl habe, den Doctor zur Frau Prinzeſſin zu führen, wie er morgen in Trianon erſcheint. . . .

Er wird es nicht wagen, unterbrach Sartines.

Er wird kommen, verſicherte der Marquis. Ich fahre fort: Sie begreifen, daß, wenn mir einmal der Auftrag geworden iſt, Ihrer königlichen Hoheit den Doctor vorzuführen, ich dieſen Mann morgen auch unter meinen Schutz nehmen und Jedem meinen Degen weiſen werde, der mir ihn vor der Audienz zu entführen verſuchen möchte. Haben Sie mich verſtanden?

Vollkommen. Man muß geſtehen, die Frau Prinzeſſin hat energiſche Diener. Alſo Herr Marquis, wenn ich ſelbſt den Doctor am Kragen faßte. . . .?

So würde ich Sie tödten, antwortete mit höflicher Neigung des Hauptes der Edelmann.

Danke ſchönſtens, meinte Sartines. Ich verſtehe Sie und werde mich darnach richten.

Unter ſolchen Geſprächen langten die beiden Herren in Verſailles an, und der Marquis brachte ſeinen Geſellſchafter an den Flügel des Schloſſes, in welchem dieſer, wenn er nach Verſailles kam, ſein Logis hatte. Hier verabſchiedete er ſich von dem Herrn Polizeileutnant und wünſchte ihm die beſte Nacht von der Welt. Dann ließ er den Wagen wenden und durch die Stadt nach Trianon fahren, wo Ihre königliche Hoheit in dieſer Jahreszeit reſidirte und wo er nach Mitternacht anlangte.

Des andern Tages ließ Herr von Sartines ſeine Leute um Trianon herumlauern; er ſelbſt aber trieb ſich unter irgend einem Vorwand am Gitter des Hofes umher und blickte von Zeit zu Zeit nach der Allee, durch welche die Wagen heranfuhren. Der Erwartete kam nicht und der Graf triumphirte ſchon heimlich darüber, daß der jedenfalls höchſt gefährliche Doctor aus Angſt vor ihm nicht zu erſcheinen wage. In ſolchen Gedanken empfieng er aus der Hand eines

Agenten ein Schreiben unter dem großen Siegel und las Folgendes:

„Ich bin dem Doctor auf der Spur. Dieſes gefährlich Individuum iſt ein Emiſſär der verdächtigſten Freimaurerlogen und des geheimen Ordens der Illuminaten in Deutſchland. Mit großen Summen für die Verſchwörer gegen das Königthum verſehen, ſind ihm Anknüpfungen am franzöſiſchen Hofe gelungen. Er ſucht aus unbekannten Gründen eine Audienz bei dem Herrn Dauphin und der Frau Dauphine, und wird heute Mittag in Trianon ſein. Aber das Staatswohl verlangt, daß er noch vor dieſer Audienz verhaftet werde, denn er führt Gifte und narkotiſche Mittel bei ſich.“

Dacht' ich's doch! ſprach Sartines für ſich. Aber Mittag iſt vorüber, und mein Mann noch nicht da, und doch muß ich ihn um jeden Preis abfaſſen.

Jetzt wurde ihm ein anderes Billet gebracht; er las:

„Ich ſchöpfe aus verläßlicher Quelle. Der Doctor Caritas iſt ein Ehrenmann, ein großer

Herr, der ſich verkleidet, um unerkannt wohlthätig zu ſein. Ein treuer Anhänger der Throne, iſt er beſonders dem Hauſe Frankreich ganz ergeben. Er kommt Mittags nach Trianon.“

Welche Widerſprüche, welche Verwirrung! dachte der Graf.

Da fuhr ein Wagen heran; zwei Polizeiagenten hatten ſich bereits in die Nähe des Gitters geſchlichen, wo langſamer gefahren werden mußte; der Graf ſelbſt trat ganz nahe herbei, und begrüßte die Frau Prinzeſſin von Lamballe, die ihn ſofort erkannte, und mit holdſeligem Lächeln verſicherte: ſie verberge den Doctor Caritas nicht unter ihrer Mantille. Der Wagen rollte in den Hof, und der Polizeileutnant ſtaunte, wie dieſe Dame um ſein Vorhaben wiſſen könne.

Jetzt nahte eine elegante Equipage, ein hochfriſirter Läufer mit goldknopfigem Stocke ſprang voraus, das konnte wohl nichts Verdächtiges ſein; indeſſen gieng Herr von Sartines doch in die Nähe, erkannte aber ſofort den Kardinal Herzog von Rohan, dem er ſeine Verbeugung machte.

Nun, lieber Graf, ſprach ihn dieſer an, ich ſehe doch nicht dem Spitzbuben von Doctor ähnlich, den Sie ſuchen?

Die Eminenz fuhr weiter, der Polizeileutnant wunderte ſich wieder, daß Alles den Doctor Caritas und die Pläne der Polizei kenne, und er fieng an zu vermuthen, daß der Doctor wirklich ein Mann von hohem Range ſein müſſe. Indeſſen kam Wagen um Wagen, und in jedem die vornehmſte Geſellſchaft an. Graf Sartines war eben im Begriff, ſeine Nachforſchungen einzuſtellen, als ihm ein dritter Brief zugeſtellt wurde. Dieſer lautete:

„Verlieren Sie keinen Augenblick. Der Doctor iſt der vermeſſenſte Schurke; gelingt es ihm, nach Trianon zu kommen, ſo iſt das größte Verbrechen zu befürchten.“

Der Graf ſchwitzte große Tropfen, die er ſich von der Stirne trocknete, als er den Marquis von Mailly, denſelben, der ihn geſtern bei dem Doctor getroffen, jetzt in der Uniform als Junker des Dauphins aus dem Trianon heraus und auf ſich zukommen ſah.

Ich freue mich, Sie wiederzuſehen, Herr Marquis, begrüßte ihn Sartines. Sie kommen gewiß, mir zu ſagen, daß ich geſtern Recht hatte. Der Doctor wagt es nicht zu erſcheinen, denn jetzt iſt die Stunde vorüber und er iſt nicht hier.

Im Gegentheil, Herr Graf, verſicherte Mailly, Sie haben ihn durchſchlüpfen laſſen.

Wie wäre das möglich, da ich in jedes Geſicht geſehen. Aber dann eile ich ihn zu arretiren, denn jetzt habe ich Beweiſe, daß er ein Verbrecher iſt.

Gemach, beruhigte ihn der Marquis; verhaften Sie ihn, wenn er herauskommt, jetzt aber laſſen Sie ihn mit Ihrer königl. Hoheit plaudern.

Gerade das ſoll verhindert werden; er führt Gifte und narkotiſche Mittel bei ſich . . .

Was Sie ſagen, Herr Graf! Geben Sie ſich jetzt zufrieden, und kommen Sie mit mir ins Schloß, wo die Frau Dauphine, welche gehört hat, wie Sie für ihre Sicherheit wachen, Ihnen danken will.

Herr von Sartines folgte dem Edelmann, deſſen Ruhe und bedächtiger Schritt ihn in Verzweiflung brachte. Auf der Treppe begegnete ihnen der Graf von Maurepas, welcher eben von der Cour bei der Prinzeſſin kam und zu dem Polizeileutnant ſagte:

Eilen Sie, lieber Graf, ſonſt entſchlüpft Ihnen der Teufelsdoctor wieder!

Ich ſehe ſchon, murmelte Sartines, hier iſt Alles gegen mich verſchworen.

Sie durchſchritten jetzt den Vor- und Speiſeſaal der grünumbuſchten Villa, für welche die Dauphine eine ſo große Vorliebe hegte. Als ſie an den Salon kamen, wurden beide Flügel der Thüre weit aufgethan, ein ehrenvoller Empfang, der dem Grafen ſehr ſchmeichelte, noch mehr aber die huldreichen Worte, welche Ihre königliche Hoheit an ihn richtete:

Kommen Sie doch, Herr von Sartines, und laſſen Sie mich Ihnen danken, weil Sie für mich ſo beſorgt ſind.

Madame, antwortete der Graf unter drei tiefen Verbeugungen, ich thue nur, was ganz Frankreich thut, welches Sie vergöttert.

Frankreich liebte mich alſo? Das freut mich.

Jetzt aber, Herr Graf, thun Sie was Ihres Amtes iſt und verhaften Sie dieſen gefährlichen Doctor, der mit ſeinen Paſtillen die Throne bedroht.

Madame, erwiederte Sartines nach kurzer Umſchau im Saale, ich ſehe hier nur zehn Perſonen, welche ſämmtlich für die Frau Dauphine zu ſterben bereit wären.

Schon recht, fuhr die reizende Prinzeſſin fort; aber der abſcheuliche Doctor iſt doch auch im Saale; verhaften Sie ihn.

Das wäre mir ein Blindkuhſpiel, meinte Sartines; ich wüßte nicht, auf wen die Hand legen.

Und in Wahrheit, außer dem Marquis von Mailly und dem alten Herzog von Vauguyon befanden ſich nur Damen im Salon und zwar die ſchönſten der Welt

Ich ſehe ſchon, lächelte die Dauphine, ich muß Ihnen helfen.

Dann trat ſie auf eine der Damen des Zirkels zu, ein Weſen faſt ſchön und anmuthig wie ſie ſelbſt, faßte ſie bei der Hand und ſtellte ſich mit ihr dem Grafen Angeſicht in Angeſicht dicht gegenüber. Dieſer blieb vor Erſtaunen ſtumm und regungslos.

Welche von uns beiden iſt nun der Gauner von Doctor? fragte ſie ihn mit dem vergnügteſten Lächeln.

Madame, entſchuldigte ſich der Graf, wie ich jetzt klar einſehe, bin ich ein Einfaltspinſel gegen den Doctor, wer er auch ſey.

Wohlan denn, fuhr die Dauphine fort, weil Sie uns ſo viel guten Willen zeigen, hier ſteht der Doctor; Sie verhaften ihn, aber Sie laſſen ihn bei mir im Gefängniß und ich bewache ihn.

Zugleich ſtellte ſie dem Polizeichef ihre Gefährtin vor, auf deren ſchönen Zügen, ſchlankem Wuchſe und höchſt vornehmen Weſen das Auge des Erſtaunten ruhte und den Doctor Caritas herauszufinden ſuchte.

Ich bin geſchlagen und verwirrt, bekannte er.

Und jetzt, nickte die Prinzeſſin, wollen wir Ihnen auch alles ſagen: wir wollen großmüthig in unſerem Siege ſein, denn, wiſſen Sie, meine Damen, — wandte ſie ſich an die Geſellſchaft — daß es ein großer Sieg iſt, wenn man einen

Gegner wie Herrn von Sartines ſchlägt. Ich bin ganz ſtolz darauf. Nun aber, liebe Athenais, fuhr ſie zu der Dame an ihrer Seite fort, erzählen Sie uns Ihre Geſchichte der letzten vier Jahre. Friſch heraus, Herr Doctor, ohne Schüchternheit!

Und hier zeichnen wir den beiläufigen Inhalt der Erzählung auf, welche die aufgeforderte ſchöne Dame im Salon der Frau Dauphine zum Beſten gab. —

Athenais von Montfort war auf Martinique geboren. Ihr Vater beſaß ein großes Vermögen, das er aber binnen zwanzig Jahren verſchleudert hatte. Als er daran denken ſollte, ſeine Tochter zu verheirathen, war kaum noch eine kleine Rente ſein eigen. Athenais war in einem der beſten Klöſter von Paris groß geworden, ihre Erziehung war ausgezeichnet, ihre Schöhnheit hinreißend, ihr Geiſt glänzend und ihr Herz ein wahrer Schatz von Tugend. Sie wurde im zwanzigſten Jahre verwaiſt. Man ſprach der Frau Dauphine, die ſich eben verheirathet hatte, von ihr und ſtellte ſie der Prinzeſſin vor. Der König und [illegible] hübſcher fand er die junge Mädchen. Er wünſchte ganz beſonders, daß ſeine liebe Tochter, die Frau Dauphine, das Fräulein von Monfort unter ihre Geſellſchaftsdamen aufnehme, und ſo geſchah es. Aber der König hatte ſich geirrt: Athenais blieb tugendhaft und wurde darum bald die innigſte Freundin ihrer erhabenen Gönnerin.

Es gab damals eine vielgeltende Frau, deren Hauptſorge darin beſtand, die ſchönen jungen Mädchen am Hofe, welche die Blicke des Königs beſonders auszeichneten, ſchnellmöglichſt zu vermählen. Frau von Dubarry machte ihre Einleitungen und ſpann die Sache ſo glücklich aus, daß eine Parthie, die ſich für das Fräulein von Montfort fand, die Billigung der Dauphine erhielt. Athenais vermählte ſich faſt aus Gehorſam und hauptſächlich weil ſie dadurch ihrer königlichen Freundin zu gefallen dachte. Sie heirathete einen hochbetitelten Mann von ſehr großem Vermögen, den Grafen V., welcher Geiſt, aber auch zügelloſe Leidenſchaften hatte. Er war von ungemeſſenem Ehrgeiz und bot Allem Trotz, um das Ziel zu erreichen. Unerbittlich gegen Alles, was ihm ein Hinderniß war, vergaß er ſich oft gegen die Regierung Sr. Majeſtät. Dabei war er ein Wüſtling, der ſeine Gemahlin ſehr unglücklich gemacht — wenn dieſe nicht faſt ausſchließend bei der Dauphine gelebt hätte.

Eines Tages aber bei einem wilden Gelage ſtieß der Graf von B. ſo grobe Schmähreden gegen die Miniſter, ja gegen den König ſelbſt aus, daß er ſofort verhaftet und in die Baſtille gebracht wurde. Dort hätte er vielleicht einen guten Theil ſeines Lebens verbracht, wenn nicht die Bitten ſeiner Frau erhört worden wären. Die Thore des Gefängniſſes öffneten ſich für den Grafen B., aber an die Stelle der Haft trat die Verbannung. Er war aus dem Königreich verwieſen und wurde wohl bewacht über die Grenze gebracht. Nur aus Berückſichtigung der Tugenden der Gräfin, ſeiner Gemahlin, blieb der Straffällige im Beſitz ſeines ungeheuren Vermögens.

Voll Mitleid und Pflichtgefühl ſank jetzt die ſchöne Athenais zu den Füßen ihrer Gebieterin und bat um die Erlaubniß, ihrem Manne folgen zu dürfen. Da er frei und glücklich war, hatte ſie ſo zu ſagen getrennt von ihm gelebt; den Verbannten durfte ſie nicht verlaſſen.

Man weinte viel auf beiden Seiten; alle Welt wunderte ſich über das große Opfer der Gräfin, dieſe aber beharrte feſt auf ihrem Entſchluſſe, erhielt endlich die Erlaubniß, die nur mit Bedauern gegeben wurde, und reiſte nach Wien, wohin ihr Gemahl ſich begeben hatte. Sie hoffte ihn zu einem beſſeren Lebenswandel zurückzuführen; allein darin irrte ſie. Während er ſeine Frau bewunderte und ſeinen Engel nannte, geberdete er ſich fortwährend wie ein Teufel. Etwa ein Jahr nach ſeiner Ausweiſung aus Frankreich beleidigte er einen öſterreichiſchen Oberſten, einen tüchtigen Haudegen, der ihn im Duell erſtach.

Ein rechtskräftiges Teſtament, das er bei Antritt ſeiner Verbannung bei einem Pariſer Notar niederglegt, ſetzte die Gräfin zur Erbin ſeines ganzen Beſitzes ein. Dieſe war nun zweiundzwanzig Jahre alt, unermeßlich reich, aber im Gemüthe ſo tief verwundet, daß ſie ſich in ein Kloſter zurückzuziehen dachte; denn die Welt war ihr verhaßt. Zwar fühlte ſie ſich zu ihrer geliebten Dauphine hingezogen, in deren Haus ſie gern zurückgekehrt wäre; allein dieſes Haus war der Hof, und zwar der glänzendſte Europa's. Auf der andern Seite ſtieß das Kloſter mit ſeinem entſagenden, einſamen, und unthätigen Leben eine Frau von ſo lebhafter Phantaſie und ſo liebebedürſtigem Herzen ab, eine Frau, die ſich gern dem edlen Stolze der Unabhängigkeit überließ und die die Lebhaftigkeit ihres Geiſtes und ihre orginellen Launen nicht gern einſchränkte.

Sie entſchied ſich alſo für ein freies Leben, und weil ſie in jeder Beziehung tugendhaft war, ſo beſchloß ſie, ihre ganze Freiheit zum Beſten der leidenden Menſchheit zu verwenden. Gewiß ein ächt chriſtlicher Gedanke, und wenn die Art ſeiner Ausführung ein wenig exzentriſch war, ſo ſtimmte ſie hinwieder ganz mit dem Character der reizenden Kreolin überein.

Die Gräfin von V. brach auf einmal die Korreſpondenz ab, welche ſie nach Frankreich zurückberief. Ein Gerücht verbreitete ſich, ſie ſei in ein Kloſter gegangen; aber wo und in welches, blieb ein Geheimniß für alle Welt. Athenais war verſchwunden.

In zwei oder drei Jahren iſt man in Frankreich und anderwärts ſo gut als vergeſſen. Da ſprachen eines Tages, wie wir im Eingang mitgetheilt, die Pariſer Zeitungen von einem gewiſſen Doctor Caritas, der ein Heilmittel für alle Uebel unentgeltlich verabreichte. Der Doctor war noch jung, hübſch, und ſehr reich. Aber er hatte ſein Inkognito, welches er vor der ganzen Welt feſthielt, vor der höchſten Dame Frankreichs entſchleiert, und dieſe, ſo gütig als geiſtreich und aufgeräumt, fand an der Originalität dieſer Mildthätigkeit großes Wohlgefallen.

So gelangen wir zur Thatſache ſelbſt und brauchen wohl nicht erſt zu ſagen, daß die Paſtillen des Doctors nichts Anderes waren als ſchöne vollwichtige Gold- und Silbermünzen in Papier eingehüllt und nach ihrem Werthe numerirt. Die Gebrauchsanweiſung verſtand ſich natürlich von ſelbſt. —

Die Erzählung der Gräſin erregte im Salon der Prinzeſſin Senſation. Als ſie endlich ihre Verkleidung und dann die Unruhe beſchrieb, die ſie der Polizei, ja dem Grafen Sartines ſelbſt verurſachte, und wie ſie dieſem zwiſchen den Händen verſchwand, brach Alles trotz der Etikette in den heiterſten Beifall aus und die Frau Dauphine umarmte den köſtlichen Doctor im Namen der ganzen Geſellſchaft.

Herr von Sartines wurde ein wenig ausgelacht, lachte aber mit und verſicherte, etwas von dem zarten Geheimniß, das hinter dem Doctor ſteckte, habe er doch bemerkt.

Nichts haben Sie bemerkt, lieber Sartines, verſicherte jetzt eine wohlbekannte Stimme von der Thüre her. Alles erhob ſich, denn Seine Majeſtät der König war eingetreten, begrüßte nach ſeiner Weiſe die Dauphine mit einem zierlichen Handkuß, und wandte ſich dann an Athenais:

Doctor, Doctor, Sie verwirren meine Polizei. Uebrigens, Frau Gräſin, fuhr er fort, werden Sie noch mehr Leute verwirren und um den Kopf bringen, wenn Sie ſo bleiben, wie wir Sie jetzt wieder erblicken, anmuthig und reizend im höchſten Grade.

Sire, fragte die Prinzeſſin, und billigen Sie denn die vom Doctor erfundene Art der Wohlthätigkeit?

Vollkommen, erwiederte der König, und für unſern Theil weiſen wir ihm fünfzigtauſend Livres an, die in Paſtillen verwandelt und von ſeinen ſchönen Händen vertheilt werden ſollen.

Und ich gebe ihm eben ſo viel, fügte die Dauphine hinzu, obwohl ich nicht ſo reich bin, wie der König, aber dieſer weiß auch, daß ich zu ihm borgen komme, wenn ich Geld brauche.

Ludwig bejahte mit Verbindlichkeit, und Jeder aus der hohen Geſellſchaft ſteuerte Material für Paſtillen und man erbot ſich noch überdieß, bei allen Freunden Sammlungen zum Beſten der Kranken des Doctors einzuleiten.

Und die Armen von Paris hatten einen guten Winter.

Den Doctor Caritas, der ſich in eine ſchöne Dame verwandelt, bekam man freilich nicht mehr zu ſehen; aber ſeine Paſtillen blieben Mode in der vornehmen Welt, die ſie reichlich vertheilte, und wobei ſich die Bedürftigen wohlbefanden.

Das Erzählte führt gleichſam zu dem Schluſſe, daß Geld ein Heilmittel für alle Uebel iſt — und in gewiſſer Beziehung iſt dieß allerdings wahr, denn bei den Armen rühren faſt alle Uebel vom Elend her. Die öffentliche Wohlthätigkeit kann wohl viel thun, aber keine Wunder wirken. Die Privatmildthätigkeit hingegen hat eine unbegränzte Macht, denn ſie kann nach Belieben alle Geſtalten annehmen und ſich ins Unendliche vervielfältigen. Frei, ſinnreich, immer rege und opferbereit, vermag ſie allein die geheime Noth zu entdecken und zu lindern. Da zieht ſie hin mit vollen Händen und edlen Vorſätzen, durchwandelt die Stadt von einem Ende zum andern, erſpäht das Unglück und rettet es vor Verzweiflung, indem ſie allenthalben ihre Paſtillen austheilt und nur heimkehrt, um die Börſe zu füllen und des andern Tages ihr Werk der Barmherzigkeit von neuem anzufangen. Gott ſegne ſie dafür!

Mildthätigkeit.

Wie ſich Schupp' an Schuppen reihend
Bald zum ganzen Panzer ſtreckt,
Der, dir Sicherheit verleihend,
Dich beſchützt und dich bedeckt:
So die du aus edlen Trieben
Schenkſt, die Gaben bunter Zahl
Werden all dir gutgeſchrieben
Als dein Himmelskapital.

Auf einem Nebenplatze der Stadt, der wohl auch als Spaziergang diente, ſtand eine gewöhnliche Steinbank, den anderen ganz ähnlich und doch vor allen durch eine eigene Benamung ausgezeichnet: ſie hieß die Bank der Geizigen.

Sie mochte dieſe Benennung ſeit zwei Jahren führen, wo ſich auf dem Platze etwas Beſonderes zutrug. Der ſechsjährige Knabe einer armen Frau war damals dort unter ein Fuhrwerk gerathen und erlitt einen Beinbruch. Der Schmerz der Mutter war herzzerreißend. Niedergekauert neben dem Kinde, das auf der Erde lag, ſchluchzte ſie laut und ihre Worte, in denen ſich eine tiefe Verzweiflung kund gab, rührten die rings verſammelten Leute zu Thränen. Obwohl noch ſehr jung, war ſie doch ſchon Wittwe und mußte mit ihrer Arbeit ſich und ihr Kind ernähren. Pflegte ſie nun den armen verwundeten Kleinen, ſo konnte ſie nicht arbeiten, und behielt ſie ihn nicht bei ſich, ſo mußte ſie ihn in ein Spital thun und ſich von ihm trennen, da er der Mutter gerade ſo ſehr bedurfte. Ihre Klagen waren erſchütternd. Während ein eben vorüberkommender Arzt die Wunde des Kindes unterſuchte, lag ein banges Stillſchweigen auf der verſammelten Menge und jammernd wiederholte die Mutter das Wort: Was nun thun ?

Was nun thun ? — Die Obſtfrau von der Ecke des Platzes antwortete darauf. Die Frau war nichts weniger als reich, im Gegentheil, ihr Anzug höchſt einfach und ärmlich, ihr Kram ſehr beſcheiden: Johannis- oder Stachelbeeren, Aepfel oder Nüſſe — was die Jahreszeit eben gab; die Kinder, die auf dem Platze ſpielten, waren ihre ganze Kundſchaft. Wie ſie von dem Unglück gehört, war ſie herbeigelaufen und jetzt gab ſie die Antwort, die zwar nicht ſonderlich hochdeutſch klang, aber der braven Frau alle Ehre machte.

„Was thun ? Da iſt nicht lange zu denken und rathen. Hier ſtehen eine Menge gute Leute — da muß eine jeder was thun und beiſteuern“

— ſie hielt das Käppchen des Knaben hin — „das iſt dann ein kleiner Zehrpfennig für die Mutter, daß ſie ihr Kleines bei ſich pflegen kann, bis es wieder geſund wird.“ •

Dieſe ſchlichte Beredſamkeit wurde noch durch ein gutes Beiſpiel unterſtützt. Die gute Obſtfrau leerte ihre eigene Hängtaſche aus, Kupfermünzen ſpärlich mit Silber untermiſcht, ihr ganzes Beſitzthum, machte daraus zwei gleiche Hälften und ſchüttete die eine in das Käppchen.

„Das iſt brav, liebe Frau!“ ſagte ein vornehm ausſehender Herr, der hinter ihr ſtand, zog raſch ſeine Börſe, reichte mit der feinen Hand herüber und ließ ein Goldſtück unter das Kupfer gleiten. Eine Bewegung der Freude durchlief alle Anweſenden, die es ſahen und die ſchon die Worte der Frau willfährig geſtimmt hatten.

„Und nun will ich Almoſen bitten gehen,“ fuhr die Obſtfrau fort. „Freilich,“ meinte ſie mit einem Seitenblick auf den Spender des Goldes, „könnte — bei einer ſolchen Menge von Menſchen — ein Mann mitgehen und helfen ...“

„Von Herzen gern, wenn es nützt,“ antwortete der Gemeinte, nahm die Frau an der Hand führte ſie im Kreiſe herum und während ſie den Leuten das Käppchen des Kindes entgegenhielt, ſtreckte er, entblößten Hauptes, ſeinen Hut den Gebenden hin. Die Gaben kamen reichlich und von allen Seiten herbei. Wiewohl die Ueberzahl der Verſammelten aus unbemittelten Leuten beſtand, entzog ſich doch keiner der Spende . . . . und doch, ja! . . . zwei weigerten ſich beizuſteuern.

Es waren dieß zwei Herren in den Jahren, welche man immer auf dieſem Platze ſah. Sie kamen an jedem Nachmittag daher und ſaßen immer auf der Bank, die wir im Eingang dieſer Schilderung bezeichneten. Mager und ſteif, harten Blicks, gekniſſener Lippe, flößte ihr Aeußeres keine Sympathie ein, ihre Stimmen klangen trocken und ſcharf. Sie ſaßen auf ihrem Platz, als ſich das Unglück ereignete. Jetzt trat die Obſtfrau und ihr Begleiter um eine Gabe zu ihnen heran.

„Was ſoll's?“ fragte der Aeltere der Beiden.

„Der fragt noch, was ſoll's!“ erwiederte die Obſtfrau.

Der mitgekommene Herr aber erklärte, daß ſie zum Beſten einer armen Frau, deren Kind ſo eben einen Beinbruch erlitten, Almoſen ſammeln und ſich an die Großmuth der Herren wenden.

Die Großmuth des Einen mochte der Mildthätigkeit des Andern die Waage halten, das heißt, Beide hatten von dieſen Eigenſchaften gerade ſoviel an ſich als die Steinbank auf der ſie ſaßen.

„Ich habe kein Geld bei mir!“ antwortete der Eine und: „Ich auch nicht!“ der Andere, indem er raſch den Rock zuknöpfte.

Mittlerweile war das Kind in einen nahen Laden gebracht worden, wohin man nun auch die Sammlung für die Mutter trug.

Von dieſem Tage führte die Bank der Geizigen ihren Namen. Befanden ſich die Zwei dort, ſo ſetzte ſich Niemand zu ihnen; die Kinder ſogar zogen ſich bei Seite. Wohl fühlten die Beiden den Eindruck, den ſie machten, aber ſie ließen, obgleich er ſie verletzte, keine Gelegenheit vorüber, ihn neu zu beſtärken.

Es war am 26. Oktober, der Tag war ſchön, die Luft ſcharf aber rein und kein Wölkchen am Himmel. Dicht vor den Novembernebeln ſchien die Sonne milden Abſchied nehmen zu wollen für lange Zeit. Die zwei Geizigen ſaßen wie gewöhnlich auf ihrer Bank und erlabten ſich, die Hand auf dem Stockknopfe, an dem wärmenden Strahle. Der Aeltere, Steinmann, mochte über ſechszig Jahr, der Jüngere, Hartmuth, kaum fünfzig zählen. Dieſer Letztere, wahrſcheinlich mit einem Gedanken beſchäftigt, langte eine Brieftaſche mit einem Kalender hervor, in welchem er Tag um Tag mit dem Finger herunterfuhr, bis er am heutigen Datum hielt.

„Heute iſt der 26., nicht wahr, Steinmann?“

„So iſt es.“

„Da iſt ja morgen mein Geburtstag!“ fuhr Hartmuth mit einem eigenthümlichen Grinſen fort; das war ſeine Art zu lachen, welche er überhaupt nur wenig an ſich hatte.

„So, Ihr Geburtstag,“ erwiederte Steinmann, „meinen Sie vielleicht, daß ich Ihnen Glück wünſchen ſoll?“

„Warum nicht gar! haben Sie es doch nie gethan und vielmehr über den Brauch ſtets geſpottet. Sie haben auch recht: er iſt albern.“ — Er ſteckte den Kalender ein und fügte dann nach einigem Beſinnen hinzu; „Es ſind jetzt ſchon einundzwanzig Jahre her, daß mir an dieſem Tage Glück gewünſcht wurde.“

„Ja,“ meinte der Andere, „damals von Klara.“

„Und einen Monat ſpäter ſtarb ſie.“ Hartmuth ſtockte und huſtete. „Ich glaube wahrhaftig, ich erkälte mich,“ ſagte er dann, „der Abend bringt Nebel.“ — Und in der That, die ſinkenden Sonnenſtrahlen zogen Dünſte empor, die an der Erde hinkrochen.

„Ja, ich erinnere mich,“ begann Steinmann nach einer Pauſe und mit dem Finger an der Stirne; „Klara gab Ihnen damals eine Börſe, die ſie ſelbſt geſtickt hatte."

„Und die am Tage ihres Todes verſchwand."

„Sammt den hundert Gulden, die ſie enthielt."

„Dieſe hundert Gulden," bemerkte Hartmuth, „ſollten nun einmal, wie es ſcheint, verloren ſein."

„Ja, ja," ſeufzte der Aeltere, „denn Klara hätte ſie auf ihre Weiſe hinausgeworfen, und wir waren überdieß gezwungen, alle Jahre denſelben Betrag einzubüßen, was bis jetzt ſchon verlorene 2100 Gulden ausmachen würde."

„Gerechter Himmel, welche enorme Summe!"

„Ich habe es Ihnen immer geſagt, Hartmuth, der Einfluß der Weiber taugt nichts; ſie machen Schwächlinge aus uns." — Steinmann, war nichts weniger als ein ſolcher Schwächling; die ganze Menſchheit hätte vor ſeiner Thüre Hunger ſterben können, ohne ihm einen Deut zu entlocken, ſo ſtark und ſtandhaft war der Mann.

Nach einem kurzen Stillſchweigen begann Hartmuth: „Wahr iſt's, ſie beherrſchte uns beide, ſie leitete uns wie Kinder, Sie, den Vater und mich, ihren Mann. Erinnern Sie ſich noch, wenn ſie uns ſo feſt mit ihren großen Augen anblickte. Sie hatten eine wunderbare Farbe, dieſe Augen; ich habe nie ähnliche geſehen: es war als ob man in den tiefſten Spiegel eines grünblauen Gewäſſers ſchaute. Und offen geſagt, ich liebte ſie: ihr unerwarteter raſcher Tod machte mich faſt wahnſinnig. Darum wandte ich auch dreihundert Gulden auf ihr Begräbniß.“

„Dreihundert Gulden!“ ſeufzte Steinmann.

„Es gingen viele Leute mit der Leiche, beſonders die Armen, erinnern Sie ſich noch? Sie war allgemein beliebt, denn ſie verſchenkte viel.“

„Ja,“ polterte der Alte, „das Bettelvolk weiß die Schwächen der Menſchen auszubeuten. Ihm etwas ſchenken, heißt nur die Trägheit und alle Laſter begünſtigen.“

Es fing an dunkel zu werden und in den Kaufläden blitzte ſchon hie und da eine Gasflamme auf. Steinmann fuhr mechaniſch in die Taſche, holte die Handſchuhe hervor und bekleidete die eine Hand; dann hielt er plötzlich inne, ſtieß ſeinen Gefährten mit dem Ellbogen an und ſprach: „Sie ſagten vorhin, daß Sie ſeit einundzwanzig Jahren nicht beglückwünſcht wurden. Gefehlt, Hartmuth, gefehlt! Sie wurden inzwiſchen beglückwünſcht.“

„Von wem?

„Von der Kleinen, von Ihrer Tochter. Wie ſie in der Penſion war, ſchickte ſie Ihnen einmal an dieſem Tage einen Brief, einen Blumenſtrauß und ein Paar von ihr geſtickte Pantoffel.“

„Sie haben Recht, aber das kam nicht wieder vor.“

„Ich erinnere mich, daß Sie es ihr unterſagen ließen. Waren Sie ihr denn darum böſe?“

„Nein, keineswegs; ich glaube auch alle meine Vaterpflichten gegen ſie reichlich erfüllt zu haben: ich beſtritt alle Koſten der Erziehung und gab meine Einwilligung zu ihrer Heirath.“

In der That verſtand ſich Herr Hartmuth vortrefflich auf das, was er ſeine Vaterpflichten nannte. Kein Vater zahlte pünktlicher jeden Monat das Koſtgeld und am Schluſſe des Quartals das Penſionshonorar für ſein Kind. Er ließ keinen Tag darauf warten. Deßgleichen ſetzte kein Vater der Verheirathung ſeiner Tochter weniger Schwierigkeiten entgegen. Wahr iſt es freilich, daß er ſich niemals um ſie bekümmerte, daß ſie geradenwegs aus dem Hauſe ihrer Amme in die Penſion und aus der Penſion in das Haus ihres Gatten kam, ohne daß es dem Vater einfiel, ſie ſehen und umarmen zu wollen. Wahr iſt ferner, daß er es kaum der Mühe werth fand, denjenigen kennen zu lernen, dem er das Schickſal ſeiner Tochter anvertraute. Aber das ging Niemand etwas an. Die Amme, die Koſtgeber und die Penſionslehrer hatten keinen Heller zu fordern; das war die Hauptſache und damit ſeine Vaterpflicht gethan. Er hatte in ſeinem Sinne volles Recht, ſich dieſer Erfüllung zu rühmen und Steinmann fiel es nicht ein, dagegen etwas einzuwenden; er fuhr fort, ſeine Handſchuhe anzulegen.

Da ertönte ganz in der Nähe eine ſchwache Kinderſtimme: „Mutter, mich hungert!“ wimmerte ſie.

Steinmann und Hartmuth wandten die Köpfe und erblickten auf dem andern Ende ihrer Bank eine ſitzende Frau, die ein kleines Mädchen, das aufrecht in ihrem Schooße ſtand, an's Herz drückte. Natürlich, das kümmerte die Geizigen nicht. Der Eine ſtützte ſein Kinn auf den Stockknopf, der Andere ſetzte die Handſchuhtoilette fort. Jetzt trat ein zwölfjähriger Junge, der Zündhölzchen feilbot, vor ſie hin.

„Sieh,“ rief Steinmann, „das kommt ganz gelegen; faſt hätte ich vergeſſen, daß wir keine Zündhölzchen mehr daheim haben. Sie kauften die letzten, heute iſt die Reihe an mir.“ Dann wandte er ſich an den kleinen Verkäufer: „Laß deine Waare beſehen. Die Päckchen ſind ſehr ſchwindſüchtig. Sind die Hölzchen aber auch gut?

„Gewiß,“ verſicherte der Junge.

„Wenn ſie es nicht ſind und Du mir wieder begegneſt, ſo krieg ich Dich an den Ohren,“

brummte der Alte, indem er ein Päckchen ausſuchte. „Und jetzt willſt Du auch deinen Kreuzer haben, nicht wahr?“ — Er griff dabei in die Weſtentaſche.

In dieſem Augenblick ließ ſich die Stimme der Kleinen wieder vernehmen: „Mutter, mich hungert, gib mir ein wenig Brod!“

Das Kind ſtand jetzt auf der Erde, an die Kniee der Mutter gelehnt; dieſe beugte ſich herab und flüſterte ihm etwas zu. Vielleicht wenn Steinmann, der Nächſtſitzende, ein wenig aufgehorcht — ſo hätte er die leiſen Worte gehört: „Armes Kind, ich habe keinen Kreuzer, um Dir Brod zu kaufen.“ Er aber ſtörte noch immer in der Weſtentaſche herum, holte Münzen heraus und ſuchte vielleicht nach einem leichthaltigen Kreuzer. Endlich empfing der Junge die Zahlung und entfernte ſich.

Mittlerweile fiel Licht auf die Bank und die dort Sitzenden. Eine Laternenflamme in der Nähe war angezündet worden und das Gas beleuchtete die Münzen, die der Geizhals in der Hand hielt. Die Kleine ſah ſie und hatte

Hunger. Sie erblickte in den Kreuzern nur Brödchen, und in ihrer Unſchuld und Unkenntniß menſchlicher Geſetze vermeinte ſie, daß, wer zu eſſen habe, auch Andern, die es nicht haben, davon abgeben müſſe. Das arme Kind gieng auf Steinmann gerade zu und bat in lieblichem, aber etwas zitterndem Tone: „Gib mir einen Kreuzer zu Brod!“

„Eine Bettlerin,“ murrte Hartmuth, den Kopf abwendend.

„Ja, es gibt Leute,“ betonte Steinmann, „welche ihre Kinder zum Bettel am Abend abrichten“ und ſchob dabei ſeine Münzen raſch in die Taſche. Aber eine derſelben entglitt ihm, vielleicht weil ſie ſchwerer als die andern war. Es war dieß mehr eine Schau- als eine Geldmünze, ein ſeltenes Stück, ein Doppelſou, den das belagerte Mainz vor etwa ſechzig Jahren aus Glockengut geſchlagen, gelbliches Erz und ein wenig ſilberhaltig. Das Geldſtück fiel durch ſein Gewicht zu Boden und rollte zu der Kleinen. Dieſe, in der Meinung, es ſei ihr beſtimmt, hob es auf. Aber darin hatte ſich das Kind geirrt, denn Steinmann verſchenkte Nichts und unterſtützte das Laſter nicht.

„Wirſt Du gleich mein Geldſtück herausgeben, kleine Diebin!“ ſchrie er.

„Man muß Mutter und Kind arretiren laſſen,“ polterte Hartmuth.

Die Mutter war aufgeſtanden, erkannte augenblicklich den Vorgang, nahm das Geldſtück aus den Händen des Kindes und gab es dem Geizhals zurück, der es brummend annahm — er hatte wirklich die Stirne es anzunehmen.

Dabei war das Geſicht des Weibes vom Gaslicht beleuchtet erſchienen. Sie war noch jung, höchſtens 20 Jahre alt; das hübſche Oval ihrer blaſſen Züge umgaben zwei ſchwarze Flechten. Ihre großen Augen hatten einen wunderbaren Blick und zwei Thränenperlen zitterten darin. Ein kleines dunkles Mal, etwa linſengroß, zeichnete ihre Lippe über dem rechten Mundwinkel. Das alles ſah Steinmann und Hartmuth, aber ſie ſahen noch viel mehr, etwas, ſo ſie vom Wirbel bis zur Sohle mit einem Schauer durchrieſelte.

Die junge Frau nahm das Kind auf den Arm und gieng raſch von hinnen. Die Blicke der Geizigen folgten ihr, ſo lange man ſie ſehen konnte. Beide ſchwiegen lange Zeit.

„Sonderbar, wie es plötzlich ſo kalt wird,“ ſagte endlich Steinmann, und ſeine Zähne klapperten.

„Ja, ſehr kalt,“ beſtätigte ſein Schwiegerſohn, „die Folge des Nebels.“

„Nein, Herr Hartmuth, das kommt nicht vom Nebel.“

„Wir ſind ja ganz ſtarr geworden“ ſtotterte der Jüngere wieder, dem beim Aufſtehen faſt die Beine verſagten.

„Nein, Herr Hartmuth, das kommt nicht bloß vom Starrwerden,“ wiederholte dumpf der Alte, — und die Beiden giengen, auf ihre Stöcke geſtützt, fort.

Hier aber wird es nöthig, einen Rückblick in die Vergangenheit der beiden Geizigen zu werfen.

Steinmann hatte ſich früh verheirathet, und zwar mit der Tochter des Hauſes, in dem er arbeitete. Das Geſchäft wurde ihm als Morgengabe der Braut übergeben. Nach einem Jahre der Ehe ward er Vater eines Töchterleins, Klara's, die erſt zehn Jahre alt war, als die Mutter ſtarb. Die Kleine kam daher in eine Erziehungsanſtalt. Mittlerweile wurde Hartmuth als Geſellſchafter von ihm in's Geſchäft gezogen, da alle zwei, bei gleichen Eigen- und Leidenſchaften, eine gewiſſe Sympathie für einander fühlten. Das gemeinſame Intereſſe löthete die ſchmutzigen Seelen noch feſter zuſammen. Klara zeigte ſchon in ihrem dreizehnten Jahre eine ſeltene Ueberlegenheit und Reiſe des Geiſtes. Steinmann holte ſie darum aus der Penſion, ſetzte ſie in's Comptoir und entließ den Buchhalter — eine Erſparung von nahezu 800 Gulden.

Klara wuchs heran und wurde ſehr ſchön. Ihr großes Auge hatte eine wunderbare Farbe; es war, als ob man in den tiefen Spiegel eines grünblauen Gewäſſers ſchaute; und einen beſonderen Reiz ihrer Schönheit — ſo verſicherte Hartmuth — bildete ein kleines dunkles Mal, etwa linſengroß, an ihrer Lippe über dem rechten

Mundwinkel; das matte Weiß ihrer Haut wurde dadurch ſehr gehoben. Aber dieſe körperliche — war nichts gegen die Schönheit ihres Geiſtes. Sie beſaß ſo viel Großmuth, als ihr Vater Eigennutz, was nicht wenig ſagen will. Ihr Vorſatz war, die Summe des Böſen und Guten, das aus ihrem Hauſe hervorging, vor Gottes Augen in ein Gleichgewicht zu bringen, und darin machte ihr Herr Steinmann viel zu ſchaffen. Doch gelang es ihr, die Herrſchaft über ihn zu gewinnen, denn er ſcheute den feſten und doch ſo zärtlichen Blick Klara's.

Hartmuth, wohl über zehn Jahre jünger als Steinmann, konnte bei dem täglichen Umgang mit Klara nicht ohne Eindruck bleiben: er verliebte ſich in ſie. Wen die Liebe erfaßt, den will ſie auch allein beherrſchen, und ſo bekämpfte ſie mächtig den Geiz in Hartmuth's Herzen. Steinmann gewahrte das, und dieſer Umſtand ſchien ihm die kaufmänniſchen Intereſſen zu bedrohen. Klara ſoll Hartmuth heirathen, beſchloß er bei ſich, dann iſt dieſer in vier Wochen wieder geheilt.

Aber Klara wollte nichts davon wiſſen; der Vater wiederholte ihr den Vorſchlag zum zweiten und dritten Mal; ihr Widerſtand erbitterte ihn und er wurde hart und boshaft. Die Tochter fühlte, daß ein längeres Sträuben die Erfolge ihrer bisherigen Bemühungen und alles Gute für die Zukunft in Frage ſtelle. Eines Tages, als es ſich um den Ruin einer braven Kaufmannsfamilie handelte, deren Loos in ihres Vaters Händen lag, erwiederte dieſer auf Klara's Bitten: „Heirathe Hartmuth, ſo willfahr' ich deinen Wünſchen; thuſt Du's nicht, ſo thue ich auch nichts.“ — „Gut denn, es ſei!“ antwortete ſie. Und Hartmuth wurde ihr Mann. Arme Klara, ihre Aufgabe ward jetzt eine doppelte: ſie mußte nun das Gleichgewicht zu dem zweifachen Eigennutz von Vater und Gatten bilden, und ihr Herz ermüdete in dem Werke nicht.

Acht Monate nach ihrer Verheirathung befand ſich Klara im weit vorgerückten Zuſtande der Mutterhoffnung. Da kam der Geburtstag ihres Mannes heran. Wir wiſſen bereits, daß ſie ihm zu dieſem Tage eine Börſe ſtickte. Auf dieſer ſtand in Goldperlen das Wort: Freigebigkeit. Hartmuth nahm die Börſe und verſteckte ſie in einer Ecke ſeines Pultes.

Kurze Zeit nachher ſagte Klara zu ihm: „Hartmuth, der Tag meiner Befreiung naht allmälig und mich ängſtigt ein trauriges Vorgefühl. Laß uns etwas thun, was Gott gefällt, damit ſeine Gnade mir beiſtehe.“

„Wenn das möglich wäre —“

„Es iſt ganz leicht. Ich bitte Dich, bringe mir die Börſe, die ich Dir gegeben, und bitte den Vater, mit herauf zu kommen; er wird im Magazin ſein.“

Einen Augenblick ſpäter kehrte Hartmuth mit Steinmann zurück.

„Vater,“ ſprach Klara, „es iſt jetzt an der Zeit, das Verſprechen, das Sie mir wiederholt gemacht, zu erfüllen — und Du auch, Hartmuth.“

„Welches Verſprechen?“

Klara entfaltete die Börſe und deutete auf das Wort: Freigebigkeit. Die beiden Geizigen wandten ihre Blicke ab.

„Ihr verſpracht mir, ſie eines Tages zu

füllen und euch dann von mir geleiten zu laſſen, um ſie zu leeren."

„Sie zu füllen?" ſtotterte Hartmuth.

„Ja, und wenn ihr mich liebt und meine glückliche Geneſung wünſcht, ſo müßt ihr noch heut euer Wort halten."

Klara drängte die zwei Geizigen zur Erfüllung; nach allen erdenklichen Widerſtandsverſuchen erſchmeichelte ſie von jedem fünfzig Gulden; die Geber ſchwitzten faſt Blut dabei.

„Ich danke euch," ſagte ſie, „und ihr werdet mir Abends Dank wiſſen. Es iſt abgemacht: nach Tiſch gehen wir alle drei mitſammen fort, um dieſe hundert Gulden nach meiner Anleitung auszugeben." Und als die Beiden ſich entfernten, rief ſie ihnen noch auf der Schwelle mit einem himmliſchen Lächeln nach: „Vergeßt nicht, daß ihr mir ein Gleiches für jedes folgende Jahr verſprochen habt."

Bei Tiſch erſchien Klara geputzt; ſie war wirklich ſtrahlend und überhäufte Vater und Gatten mit Zärtlichkeiten. Während dieſe die Mahlzeit endigten, die heut ein wenig länger dauerte, ſetzte ſich Klara im Nebenzimmer an's Piano und ſpielte eine wunderbare ſchöne Melodie, in die ſie ihre ganze Seele legte. Es war ein Schwanengeſang.

„Nun bin ich bereit," rief ſie aus der Thüre tretend und lächelnd; ſie hielt die Börſe in der Hand.

Steinmann und Hartmuth griffen nach den Hüten; als aber die junge Frau auf die Flur hinaustrat, wankte und erblaßte ſie. Die erſten Wehen ihres Zuſtandes ſtellten ſich ein; an ein Ausgehen war nicht zu denken.

Des andern Tages ſtarb Klara, nachdem ſie einer Tochter das Leben gegeben hatte; ſie ſtarb, die Hand des Vaters und die ihres Mannes feſthaltend, die ihr ſchwören mußten, treulich ihr Verſprechen zu halten.

Hartmuth war anfangs voll Verzweiflung und betrachtete das Kind als die Urſache des Todes der Mutter. Er wollte es daher gar nicht ſehen und ließ es ſofort zu einer Amme auf's Land bringen. Wie er ſeinen Vaterpflichten weiter genügte, iſt bekannt. Mit Klara's Tode verſchwanden auch die Spuren ihres wohlthätigen Einfluſſes. Der böſe Geiſt niſtete ſich im Hauſe verderblicher ein als je. Da war Alles finſter, traurig und kalt; überall machte ſich der Staub breit, und ganz beſonders auf dem nun ewig ſchweigenden Piano.

Einige Jahre darauf zogen die zwei Geizigen ſich vom Geſchäft zurück und pferchten ſich in einem engen Kreis eintöniger, ſchmutziger Gewohnheiten ein. So war ihr Leben bis zu dem Tage hingeſchlichen, an dem wir ſie kennen lernten.

Und jetzt erklärt ſich wohl von ſelbſt der Schrecken und Schauder und die Verwirrung, die über das edle Paar gekommen. Sie hatten Klara, die todte Klara lebendig vor ſich geſehen. Die arme Frau auf dem andern Ende ihrer Bank war es. Da blieb kein Zweifel mehr. Das Gas hatte ihr Geſicht hell beleuchtet und weder Steinmann noch Hartmuth konnten dieſe ſchönen blaſſen Züge, dieſes Auge, wunderbar wie der Spiegel eines grünblauen Gewäſſers, und dieſes Mal über dem rechten Mundwinkel verkennen. Erſchüttert von dieſer Erſcheinung waren ſie heimgekehrt, obwohl es ſonſt nicht ihre Gewohnheit war, ſchon ſo früh nach Hauſe zu gehen.

Die dunkle Sackgaſſe, in der ihr Haus lag, erfüllte ſie dießmal mit Angſt. Sie eilten, in ihr Hausthor zu gelangen und ſchloſſen es raſch hinter ſich ab, als fürchteten ſie, es folge ihnen Jemand. Sie befanden ſich nun in einem Flurgang, der zu dem vorn liegenden Magazin der Herren Steinmann und Comp. führte, welches jetzt leer und zu vermiethen war. Hier war Alles ſtockfinſter und der eingedrungene Nebel verband ſich mit einem unleidlichen Schimmelgeruch. Steinmann zündete einen Wachsſtock an, und während ſie mit Hülfe dieſes Lichtes fortſchritten, zitterten ihre rieſigen Schattenbilder der Wand entlang. Der Flurgang mündete in einen Hof, welcher im Hintergrunde von dem Wohnhauſe der Geizigen und an den Seiten von den Mauern der Nachbarhäuſer begrenzt war. Dieſer Hof war zu Klara's Zeiten ein kleiner Garten, inmitten ein Raſenplatz, den vier hohe Roſenſtöcke ſchmückten. Seitdem waren die Roſen verdorrt und der Raſen verſchwunden, und Nichts war von damals geblieben als zwei Epheuranken, welche Klara als Wandſchmuck gepflanzt hatte. Sie hatten ſich ausgebreitet und bedeckten die Mauer bis zu einer ziemlichen Höhe. Dieſes Epheugeflecht bildete mithin einen dunklen Hintergrund, auf dem ſich jeder etwas hellere Gegenſtand deutlich abhob; ſo daß die beiden Geizigen auf den erſten Blick, als ſie durch den Hof giengen, eine unbewegliche Geſtalt an die Mauer gedrückt und vom Epheu umgeben ſahen. Steinmann hielt die flache Hand zwiſchen das Licht und ſein Auge und ſah ganz deutlich, was Hartmuth auch ſah — den Geiſt Klara's, ganz ſo, wie er ihnen kurz vorher an der Steinbank des Platzes erſchienen war. In dieſem Augenblick löſchte ein Windſtrich das Licht aus.

Voll Entſetzen ſtiegen ſie die drei Stufen vor der Hausthüre hinan; dieſe war gegen allen Brauch nur angelehnt; haſtig traten ſie ein, und in der Dunkelheit rannte und ſtieß Steinmann gegen die Treppe an.

„Lorenz, Flegel, Dummkopf!“ ſchrie er, als ob er durch Heftigkeit den Muth erſetzen wollte.

Lorenz trat ganz verſtört aus ſeiner Stube zu ebener Erde, ein Licht in der Hand. Hartmuth entriß es ihm und ſchritt ſeinem Schwiegervater vorleuchtend die Treppe empor.

Lorenz war ein Burſche von zwanzig Jahren, aber ſo klein, ſchwächlich und mager, daß man ihn kaum fünfzehn alt glaubte. Er war der Milchbruder der Tochter Hartmuth's. Da er zu den Feldarbeiten unbrauchbar war, ſo ſchätzten ſeine Eltern ſich glücklich, als Steinmann und Hartmuth ihn in ihre Dienſte nahmen. Er bekam keinen Lohn, ſondern nur Nahrung und Unterkunft. Und wie war es damit beſchaffen! Sieben Jahre lang, die er im Hauſe verbrachte, hatte er kein freundliches Wort gehört, kein Lächeln geſehen. Er lebte in beſtändiger Angſt, an Körper und Geiſt leidend, bei jedem Anlaß mißhandelt und geſchmäht — und ſeine Herren wunderten ſich noch, daß in dieſem elenden Gehirne ſo wenig Vernunſt ſtecke. Dummkopf! war ihre gewöhnliche Anſprache an den armen Teufel.

Oben im Speiſezimmer ließen ſie ſich in ihre alten ledernen Lehnſeſſel fallen. Beide ängſtigte derſelbe Gedanke, den keiner dem andern mitzutheilen wagte.

Steinmann dachte ſo bei ſich: „Ich habe mich erkältet; der Nebel iſt höchſt ungeſund und verurſachte mir ein Fieber; ich fühl' es, daß mein Puls ſehr aufgeregt iſt. Das Fieber aber wirkt mehr oder weniger immer auf das Gehirn, das weiß Jeder, und dann bildet man ſich ein, allerlei Dinge zu ſehen; ich wette, Hartmuth hat Nichts geſehen."

Hartmuth war aufgeſtanden und ging mit großen Schritten im Gemach herum. Endlich blieb er vor Steinmann ſtehen und fragte dieſen: „Glauben Sie an Geſpenſter?"

Die Antwort erſtarb auf der Lippe des Befragten, dem nun jede Selbſttäuſchung verſchwand, denn Hartmuth hatte wie er ſelbſt geſehen.

Dieſer durchmaß den Saal wieder, hielt dann vor Steinmann und ſprach: „Mich ärgert, daß Sie der Kleinen das Geldſtück nicht gelaſſen haben."

„Mich auch, mich ärgert's auch."

„Wir hätten jetzt weniger Gewiſſensbiſſe."

Hartmuth ging wieder auf und ab. Nach einer Pauſe bemerkte Steinmann: „Offen geſagt, mich drückt das Geldſtück wie ein Bleigewicht. Ich wollte, ich hätte es dem Kinde gegeben." Bei dieſen Worten nahm er die Münze und legte ſie auf den Tiſchrand. „Sonderbar!" rief er und trocknete ſich den Schweiß von der Stirne; „ſehen Sie doch, Hartmuth, wie das Geldſtück leuchtet!"

„Was fällt Ihnen ein," entgegnete dieſer, ſcheu nach der Münze hinblickend, „das ſchimmert, weil es von Glockenmetall und abgeführt iſt."

„Richtig, es iſt von Glockenmetall — ſonderbare Fügung!"

Und jetzt erwachte in Steinmann eine andere Gedankenreihe. Die Münze ſchien ſich ihm auf dem Tiſche hin und her zu bewegen, wie ſie ſich ehedem in anderer Geſtalt auf dem Thurme bewegt hatte. Er vermeinte eine Metallſtimme, erſt ganz leiſe und dann immer ſtärker zu vernehmen, die alſo klang: „Als Glocke einſt hoch oben — hab' ich die Stimm' erhoben, — ein frommer Friedensbote — für Lebende und Todte, — o arme Todte! — Als Münze durch die Welt — rollt armer Leute Geld, — der Pfennig in der Noth — für ihren Biſſen Brod. — Des Reichen Börſe ſei — mein Kerker nicht, laß frei! — laß frei!“ — Und der Klang wurde betäubend und erfüllte die Ohren Steinmann's, der ſeine Stirne in die Hände drückte.

„Hören Sie, hören Sie, Hartmuth? Sie klingt von Todten und von armen Leuten; ſie tönt, daß mir der Kopf zerſpringen möchte — die Glockenmünze. Befreien Sie mich davon, werfen Sie ſie fort, ich beſchwöre Sie!“

Hartmuth öffnete ſchnell das Fenſter, das in eine enge Gaſſe hinausging und holte das Geldſtück. In der Abſicht, es raſch los zu werden — es ſchien ihm in der Hand zu brennen — ſchleuderte er es von der Mitte des Saales hinaus. Aber die Münze flog gegen das Fenſterkreuz, prallte daran zurück und fiel, ſtatt auf die Straße, mit lautem Lärm in die Stube zurück. Hier rollte ſie in einem Halbkreiſe herum und verſchlüpfte, als Hartmuth ſie eben aufgreifen wollte, in einer Ritze des Fußbodens zwiſchen zwei Brettern. Der Stubenboden war alt und zerklüftet, und Hartmuth's Aufdrücken, um des Geldſtücks habhaft zu werden, bewirkte nur, daß dieſes um ſo tiefer in die Spalte hineinkroch. Er wurde roth vor Zorn und Steinmann erblaßte. Dieſer nahm die Lampe und leuchtete. Mit den Nägeln war da nichts auszurichten; er nahm ſein Federmeſſer zu Hülfe: aber bei dem erſten Verſuch zerſprang die Klinge. Hartmuth brachte nun ein Tiſchmeſſer herbei, aber wie er es ungeſchickt handhabte, ſchnitt er ſich empfindlich in den Daumen.

„Zum Teufel!“ ſchrie er, warf das Meſſer von ſich und ſprang in die Höhe.

In dieſem Augenblick trat Lorenz ein, um den Tiſch zu beſtellen. Hartmuth hieß ihn das Fenſter ſchließen und ließ ſich ein Glas Waſſer bringen, um den Finger einzutauchen.

„Steinmann,“ ſagte er jetzt ruhiger, während ſeine Wunde blutete, „wir geberden uns wie Kinder, denn näher erwogen, findet das Alles ſeine leichte Erklärung. Wir ſprachen des Nachmittags von Klara; unſer Geiſt beſchäftigte ſich lebhaft mit gewiſſen Erinnerungen; dann kam eine zufällige Aehnlichkeit, vielleicht ein Spiel der Einbildung hinzu — die Abendluft und ein wenig Fieber thaten das Uebrige.“

„Ja, ja, ich habe gewiß das Fieber davon.“

„Mehr bedarf es nicht, um die Köpfe zu verwirren und die Ohren klingen zu machen. Und jetzt, daß das Geldſtück, ſchlecht geworfen, wieder herein prallte und in die Ritze ſchlüpfte, daß Sie Ihr Federmeſſer zerbrochen und ich mich in den Finger ſchnitt — was iſt Uebernatürliches dabei?“

„Nichts, gewiß nichts. Alſo Sie glauben nicht. . . . ?“

„Ich glaube nur eines: daß wir von der Erinnerung an Klara ganz eingenommen ſind; gleichviel ob mit Recht oder Unrecht: es iſt ſo und wir müſſen es uns geſtehen.“

„Wie ſchwach iſt doch das menſchliche Gehirn!“

„Wohlan,“ fuhr Hartmuth fort, „wenn unſer Geiſt ſchwach und krank iſt, ſo müſſen wir ihn auch darnach behandeln. Worin beſteht unſere Krankheit? Sie und ich, wir beunruhigen uns darüber, daß wir unſer Verſprechen an Klara bis jetzt nicht erfüllten und den Armen nicht jährlich eine Kleinigkeit ſchenkten. Eine Schwäche, eine Erzſchwäche das! Aber, was wollen Sie? ſie iſt vorhanden und da ſteckt das Uebel. Das Heilmittel iſt einfach: wir geben von Zeit zu Zeit, da oder dort, einige Kreuzer an arme Teufel von Krüppel — und wir werden künftighin wieder alle Ruhe in uns finden.“

„Ich glaube, daß Sie Recht haben, Hartmuth.“

Die Ueberredungskunſt des Letzteren verſtand es, ſich durch die Umſtände hindurch zu lügen. Die zwei Geizhälſe meinten durch ein paar Kreuzer, hin und wieder verſchenkt, ihrer Verpflichtung ledig und vor ihrem Gewiſſen frei zu werden. Und doch übt ſelbſt das kleinſte Maß der Mildthätigkeit einen ſo heilſamen Einfluß, daß ſchon dieſer Entſchluß die Beiden kräftigte und ihnen wohlthat.

„Wir dürfen auch nicht vergeſſen,“ fügte Hartmuth bei, indem er ſeinen Daumen mit der Ecke ſeines Sacktuchs umwickelte, „daß unſere Magen leer ſind und daß der Hunger Sinnesblendungen befördert.“

Sie ſetzten ſich zu Tiſche.

„Da kommt mir ein Gedanke,“ begann Steinmann bald darauf, „wie wär’s, wenn wir aus Anlaß Ihres Geburtstages eine Flaſche von unſerem alten Wein auf Ihre Geſundheit leerten. Was meinen Sie dazu? So was kommt bei uns ſelten vor. Ich will eine herauf holen,“ fuhr er fort, den Wachsſtock an der Lampe anzündend; inzwiſchen bereiten Sie den Salat und bringen aus dem Schranke das Stück holländiſchen Käſes und das Glas mit den eingemachten Früchten herbei.“

Ja, das kam hier ſelten vor und war ſchon Schwelgerei. Das Pfund Käſe war vor acht Monaten, das Glas Konfituren vor vier Jahren angekauft worden — letzteres wegen Erkrankung Steinmann's.

Daß dieſer muthig in den Keller hinunter gegangen, läßt ſich nicht behaupten. Zwar ſtellte er ſich ſo, doch überfiel ihn ein Schauder auf dem Wege, und ebenſo als er unten die Flaſche wählte; jetzt fiel ihm ein, daß dieſer Wein ſeit dem Tode Klara's nicht berührt worden. Er ſtieg ruhiger und gefaßter hinauf. Da ſah er im untern Stock eine Stubenthüre halb geöffnet; er ging darauf zu, ſtreckte Licht und Kopf hinein und fragte: „Lorenz, biſt Du da?“

Lorenz war nicht da, aber was Steinmann erblickte, war wieder Klara, in der Stubenecke hinten auf einem Holzſtoß ſitzend. Er kehrte um als ob er nichts geſehen und eilte in das obere Stockwerk. Hier ſtellte er die Flaſche auf den Tiſch und ſank athemlos in den Seſſel.

„Hartmuth, ſie iſt im Hauſe, ich ſag' es Ihnen; ich habe ſie eben in der Holzſtube geſehen.“

„Bah, ihr Bild ſteckt Ihnen nun einmal im Kopfe; das kommt vom Blut, ſag' ich Ihnen und habe es Ihnen ſchon ſonnenklar bewieſen. Ein Schluck von dieſem Weine wird Sie wieder herſtellen. Wiſſen Sie denn, daß er jetzt ſchon zweiundzwanzig Jahre auf Flaſchen liegt?“ — Hartmuth füllte die Gläſer.

„Alſo auf Ihre Geſundheit, weil morgen Ihr Geburtstag iſt,“ ſprach Steinmann und leerte ſein Glas auf einen Zug. „Welches Arom, welches Feuer! ich glaube, wenn wir täglich ein wenig davon tränken, das müßte uns ein paar Lebensjahre gewinnen.“

Ja, das war ein edler Wein, ſo edel und ſtark, daß er bereits den ſchmutzigen Geiſt mit Erfolg bekämpfte.

„Sollen wir warten, bis wir todt ſind, um ihn zu trinken,“ beſtätigte Hartmuth. „Es iſt doch ſo: man verſagt ſich Alles, ſpart und zerrüttet die Geſundheit, ſammelt, häuft an, und erfreut ſich an Nichts, und wird von Allen nur gehaßt!

„Wahr, ganz wahr, was Sie da ſagen!“ rief Steinmann, deſſen Auge ſich belebte „Man iſt unglücklich, Niemand liebt einen, und eines

Tags ſtirbt man allein in einem Winkel und hinterläßt vielleicht Fremden —"

O edler, ſtarker, ruhmvoller Wein! die zwei Geizigen tranken ein drittes Glas und fuhren in gleichem Tone fort, als aus dem anſtoßenden Zimmer ein wehmüthiger Akkord auf dem Piano erklang. Dieſes hatte ſeit Klara's Tode keine menſchliche Hand berührt. Steinmann und Hartmuth erbebten und horchten geſpannt auf.

„Zum Henker" begann Letzterer, „wir ſind doch keine Kinder! Noch ein Glas, Steinmann, und dann wollen wir nachſehen. Wahrſcheinlich iſt eine Saite des Inſtruments geſprungen."

Steinmann war einverſtanden, Hartmuth nahm die Lampe, der Alte folgte. Kaum eingetreten, blieben Sie ſtehen: das Piano war geöffnet.

„Klara iſt im Hauſe," murmelte der Vater.

Hartmuth ſchien etwas gefaßter und ſtellte die Lampe auf einen Pfeilertiſch. Aber alsbald prallte er zurück, als er einen Gegenſtand erblickte, der ihm vom Boden entgegen glitzerte.

„Was iſt das? Steinmann, ſagen Sie

es, denn meine Augen täuſchen mich wohl. Iſt das nicht die Börſe, Klara's verlorene Börſe? Ja, ja, ſie iſt es. Fort, fort von hier!“

Sie zogen ſich rücklings hinaus und vermochten ſich kaum aufrecht zu halten. Nach einer Pauſe der tiefſten Beſtürzung erhob ſich plötzlich Hartmuth und rief lebhaft: „Wiſſen Sie auch, Steinmann, was wir jetzt thun?“

„Nun?“

„Wir halten unſer an Klara gegebenes Verſprechen und zwar ſeinem ganzen Inhalte nach. Wir nehmen die Börſe und legen jährlich hundert Gulden hinein, die wir dann ſelbſt vertheilen.“

„Gerne, gerne.“

„Und warum ſollten wir dann noch Klara's Schatten fürchten?“

Hartmuth ging ganz feſt und ohne Licht in das Nebenzimmer, holte die Börſe und legte ſie mit Ehrfurcht auf den Tiſch. Sie war noch ganz ſo, wie ſie Klara am Tage vor ihrem Tode in der Hand hielt. Auch die hundert Gulden waren darin.

Hartmuth füllte die Gläſer: „Dem Andenken unſerer geliebten Klara!“

„Ihrem Andenken!“ wiederholte Steinmann ſich erhebend.

Sie tranken, ſetzten ſich und ſchwiegen lange Zeit, indem ihre Blicke auf der inmitten des Tiſches ſchimmernden Börſe hafteten.

Da ſchien es ihnen, als erhebe die Glockenmünze im Fußboden einen Klageton und rufe: „O gebt, o gebt — ſo lange ihr lebt, — der Mütter denkt, — den Kindern ſchenkt, — den armen Kleinen, — deren Mütter weinen. — Auch Klara hatte — ein Kind, — und größer wurde — dieß Kind; — wo iſt es nun? — wer weiß darum? wißt Ihr's?“

Steinmann und Hartmuth fühlten das Herz gepreßt und angeſchwollen; Thränen rollten aus den Augen, — aber ſie vermochten nichts zu ſagen. Jetzt ſchwieg der Metallton der Münze, aber im Nebenzimmer erklang die Melodie, welche Klara am Tage vor ihrem Tode geſpielt hatte; und auf dieſe holden Klänge folgten nun andere, fremdartige, fürchterliche. Es war als ob alle

Saiten menſchliche Stimmen angenommen hätten. Die Töne ſeufzten, ſchrieen, zürnten und weinten. Es war ein Konzert aller Ausdrücke des menſchlichen Elends. Es enthielt den Schrei des hungernden Kindes, das Schluchzen der verzweifelnden Mutter, den Seufzer des armen Kranken auf ſeinem Strohlager und den Fluch des Gefallenen, dem keine rettende Hand beiſtehen wollte.

Steinmann und Hartmuth erſtickten faſt; der Schweiß ſtand in großen Tropfen auf ihren Stirnen. Mit der äußerſten Anſtrengung endlich ſchrieen ſie auf: „Gnade, Klara, Gnade! o halt ein!“

Da erſchien Klara auf der Thürſchwelle in demſelben Anzug, den ſie am Tage vor ihrem Tode getragen; aber ihre Miene war traurig, und ein düſterer Blick leuchtete aus ihren großen Augen.

„Einhalten ſoll ich?“ ſprach ſie. „Bin ich es denn, welche dieſes Jammerlied hervorrief? Du Vater, und Du Hartmuth, ihr ſeid es, die ihr das Gute nicht gethan, das ihr vermocht, das ihr thun ſollt, das ihr zu thun verſpracht. Das Elend, das ihr nicht gelindert, ſchreit und wehklagt, weſſen iſt die Schuld? Als ich euch verließ und nach oben ging, da gelobte ich dort in eurem Namen, daß ihr gut ſein wollt. Ich hoffte es; waret ihr's?“

Steinmann und Hartmuth waren vernichtet zu Boden geſunken und vermochten kaum zu athmen; aber jedes Wort Klara's durchzuckte ihr Gehirn wie ein Blitz. Klara winkte, ihr nach dem Zimmer zu folgen, wo ſie ihren eiſernen Geldſchrank hatten, der ſich von ſelbſt aufthat. Sie nahm händevoll Silber und Gold heraus, das ſie nach allen Richtungen in die Lüfte ausſtreute, und die Münzen, ſtatt zu Boden zu fallen, flogen in alle Winde fort. Da gelangte Hartmuth, in der Angſt vor ſeinem gänzlichen Ruin, zu der Kraft, ſich den Münzen, welche Klara auswarf entgegen zu ſtürmen und durch dieſe gewaltſame Bewegung — erwachte er.

Staunend ſah er ſich in ſeinem Lehnſeſſel Steinmann gegenüber, der gerade auch erwachte. Die Börſe lag auf dem Tiſche, die Lampe brannte noch, aber ein Blick nach der Uhr ſagte ihnen, daß es Morgen war. Sie betrachteten ſich ſchweigend.

„Sie auch, Steinmann? Alſo hat uns der Wein eingeſchläfert? Gott, welche Nacht!“

„Und Klara?“ murmelte der Alte.

Sie brauchten längere Zeit, um ihre Sinne zu ordnen. „War das Alles ein Traum? War es Wirklichkeit?“

„Gleichviel!“ rief Hartmuth, ſeine erſtarrten Beine in Bewegung ſetzend, „war's ein Traum, ſo ſei er geſegnet, und doppelt geſegnet, wenn es Wirklichkeit war. Aber eines drängt vor allen.“

„Ich weiß, ich weiß,“ fiel Steinmann ein, „wir müſſen Klara finden.“

„Ja, meine Klara, meine Tochter — ſie iſt ja die Mutter ſelbſt! O wenn ich jetzt bedenke, daß wir unſer Kind ſeit ſeiner Geburt nicht geſehen haben —!“

Ein Gedanke zuckte jetzt durch Hartmuth's Gehirn; er fuhr mit beiden Händen nach dem Kopf, ſein Blick wurde ſtarr, ſeine Stimme dumpf.

„Steinmann,“ rief er, „dieſe Frau geſtern auf der Bank neben uns — die Frau mit dem kleinen Kinde — ſie, das lebendige Abbild Klara's — das war meine Tochter — unſere Tochter — und ihr Kind.“

Sie liefen wie verrückt in der Stube hin und her, weinten und zerrauften ſich das Haar. Als ſie ein wenig ruhiger geworden, ſagte Hartmuth: „Wir müſſen eilen, denn Klara leidet Mangel.“

Jetzt ſchoben ſie in die verhängnißvolle Börſe noch ſo viel Geld, als ſie faſſen konnte, griffen nach den Hüten und gingen hinunter.

„Sollen wir Lorenz wecken?“ fragte Steinmann.

„Wozu?“ erwiderte Hartmuth, „laſſen wir den armen Menſchen ſchlafen. Das iſt auch Einer, Steinmann, für deſſen Glück wir nichts gethan haben, und er iſt doch Klara's Milchbruder!“

Bei dieſen Worten öffnete er leiſe die Thüre der Stube, in welcher Lorenz ſchlief, und beleuchtete den Schläfer; der arme Junge lag auf einem Strohſack, mit Lumpen zugedeckt, über welche er ſeine Kleider gebreitet hatte, um ſich vor Kälte zu ſchützen.

„Steinmann,“ flüſterte Hartmuth, „Lorenz darf hinfort nicht mehr hier ſchlafen: es iſt feucht und kalt.“

„Einen Augenblick!“ entgegnete der Alte, entfernte ſich geräuſchlos, eilte, ſo ſchnell es ging, die Treppe hinan und zu ſeinem eigenen Bette, nahm ſeine eigene warme wollene Decke und ſtieg damit hinunter. „So, Hartmuth, jetzt helfen Sie mir ihn damit zudecken.“

Sie thaten es ſo vorſichtig, wie eine Mutter, die ihr Kind zu erwecken fürchtet. Dann gingen ſie auf den Fußſpitzen hinaus und ſchloſſen ganz leiſe die Thüren zu.

Auf der Straße traten ſie in ein nahes Café und frühſtückten raſch; dann wurde eine eben anfahrende Droſchke genommen: zwei Verſchwendungen, welche ſie Tags vorher ſich nimmermehr erlaubt hätten. Sie fuhren nach der Penſion, in welcher Hartmuth's Tochter erzogen worden war. Das Inſtitut befand ſich ſeitdem in andern Händen. Zwar fehlte es nicht an einem Verzeichniß der früheren Zöglinge, aber dieſes enthielt nur ſehr ungenügende Auskünfte, die indeſſen ihren Nachforſchungen doch eine erſte Richtung gaben. Nun ging es da und dorthin, den ganzen Tag hindurch von einem Ort zum andern, ſie mochten in hundert Häuſern angefragt haben.

Von Müdigkeit erſchöpft und vom Schmerze gepeinigt, kehrten ſie Abends heim, ohne irgend Beſtimmtes erfahren zu haben.

Lorenz kam ihnen ganz aufgeregt mit der Lampe entgegen. Er hatte einen Tag voll Unruhe verlebt. Die Herren ausgegangen, bevor er aufgeſtanden, ohne Frühſtück und ohne ein Lebenszeichen von ſich zu geben; dann die Decke des Herrn Steinmann, mit welcher er ſich zugedeckt gefunden — Alles unbegreiflich! und jetzt war er faſt noch mehr betroffen, ſie zu ſehen, als er es früher war, ſie zu vermiſſen.

„Nichts, nichts! mein armer Lorenz,“ rief ihm Hartmuth eintretend entgegen, „wir haben nichts gefunden.“

Lorenz aber wußte natürlich von Allem nichts, und die beiden Herren waren plötzlich ſo freundlich gegen ihn, daß er über und über verwundert mit der Lampe daſtand und maſchinenmäßig: „Nichts, nichts!“ wiederholte.

„Ach, und wenn du wüßteſt,“ fuhr Hartmuth fort, „an wie vielen Thüren wir geweſen, wenn Du all' die ärmlichen Wohnungen und die Unglücklichen wüßteſt, die wir geſehen, als wir mein Kind ſuchten, — armer Junge, all unſer Geld haben wir dort gelaſſen, aber nirgends eine Spur von Klara gefunden — und indeſſen leidet die Aermſte Mangel.

Wenn Lorenz ſich je von dem Vorwurf der Dummheit reinigte, ſo war dieß jetzt der Fall. In ſeinen Mienen ſpiegelten ſich alle Bewegungen ſeiner Seele ab. Zwar verſtand er noch nicht Alles, aber das begriff er, daß mit ſeinen Herren eine große Veränderung vorgegangen war, und das leuchtete ihm ein, daß ſie Klara ſuchten.

„Klara? ſo? Klara?“ — er mußte die Lampe ſchnell auf eine Stufe ſtellen, wenn ſie ihm nicht aus der Hand fallen ſollte — man ſtand am Ausgang der Treppe. „Klara!“ wiederholte er und ſchluchzte laut.

„Haſt Du ſie vielleicht geſehen?“ fragte Steinmann.

„Meine Milchſchweſter? freilich; ja, geſtern noch hab' ich ſie geſehen, hier, hier. Arme Klara, ach, Herr, ſchlagen Sie mich nicht darum, daß ich ſie durch die kleine Thüre eingelaſſen!“

„Ich Dich ſchlagen, um deßwillen ſchlagen, guter Junge, bewahre mich Gott!“

Steinmann erfaßte eine von Lorenz Händen hielt ſie in den ſeinen feſt und Lorenz fuhr fort: „Sie war ſchon öfter gekommen, wir kennen uns ja von Jugend auf, Herr, und tranken dieſelbe Milch. Aber ſo traurig wie geſtern ſah ich ſie nie, und doch ſagte ſie, es werde ihr bald beſſer gehen, ſie begebe ſich in eine beſſere Welt. Sie wollte die Stube noch einmal ſehen, in der ihre Mutter geſtorben war, und was dieſer angehört hatte. Und Herr, urtheilen Sie ſelbſt, ob ſie brav und ehrlich iſt: aus einem alten Muff ihrer Mutter, den ſie berührte, fiel ihr eine volle Geldbörſe entgegen; ich ſagte ſogleich, ſie ſolle ſie mitnehmen: es war Unrecht von mir, ich weiß, aber verzeihen Sie mir's, ich ſagte es ſo in der erſten Aufregung. Sie aber ließ die Börſe, die ich ihr aufnöthigen wollte, fallen, ſprach kein Wort, ging an's Piano, das ſie öffnete und mit den Fingern berührte — und bei dem erſten Tone fingen wir beide zu weinen an. Ach, es war gar zu traurig! Dann gingen wir wieder hinunter. Als die Arme gekommen war, wurde ſie durch Ihre Heimkehr überraſcht und drückte ſich gegen den Epheu; als ſie fortgehen wollte, kamen Sie aus dem Keller herauf und blickten in die Holzſtube, wo ſie in der Ecke ſaß und wartete, bis ich ſie hinauslaſſen konnte. Sie war gekommen, weil ihre Kleine Hunger hatte und weil ſie ſich ſagte: Lorenz wird ihr ein Stückchen Brod geben. Das war der Grund, warum ſie kam, und ich gab ihr was ich hatte; es war freilich ſehr wenig. Ach, Herr Hartmuth, erbarmen Sie ſich Klara's, ſie iſt ſo gut und ihr Kind ſo lieb!“

Hartmuth und Steinmann vermochten ſich kaum zu halten.

„Weißt Du denn ihre Wohnung, Lorenz?“

„Gewiß, gewiß.“

Und ſeine Taſche durchſuchend, zog er ein Blättchen Papier hervor. Und dieſen braven Burſchen hatten ſie vordem dumm geſcholten.

„Schnell, wir wollen hin zu ihr,“ ſchrie Hartmuth; „Du Lorenz kommſt mit!“

„O herzlichen Dank!“

„Aber Du biſt ſo ſchlecht verwahrt,“ bemerkte jetzt Hartmuth, „und es iſt kalt.“

„Schnell hinauf,“ befahl Steinmann und hole Dir meinen Mantel.“

Und einige Minuten ſpäter rollten alle Drei in einem Wagen durch die Straßen der Stadt.

Klara war alſo wirklich geſtern in dem für ſie ſo unwirthlichen väterlichen Hauſe geweſen. Als ſie fortging, ſchlug ſie den Weg zu ihrer ärmlichen Wohnung ein. Dieſe lag im oberſten Stockwerk eines halb baufälligen Hauſes, worin nur Leute wohnten, die von ihrer Hände Arbeit lebten. Unter den traurigen Schlupflöchern dieſes Baues war das, welches Klara inne hatte, vielleicht das traurigſte. Langſam ſtieg ſie die vier Treppen hinauf und tappte dann im Dunkeln an der Wand hin. Eine Thüre, die letzte vor der ihrigen, ſtand halb offen und ließ einen Lichtſchimmer auf die Flur gelangen. Bei dem Geräuſch von Klara's Schritten ging dieſe Thüre ganz auf, und ein großer ſtarker junger Menſch von fünf- bis achtundzwanzig Jahren erſchien auf der Schwelle; er war wie ein Arbeiter gekleidet. Das unruhige Weſen auf ſeinem Geſicht verſchwand, als er Klara erblickte.

„Sind Sie es endlich," rief er, „kommen Sie, kommen Sie doch herein. Was haben Sie uns ſchon für Sorgen gemacht!

In dieſem Augenblick kam auch die Mutter des Redenden herbei, eine gar brave ältliche Frau, die wir bereits kennen, die Obſtfrau an der Ecke des Platzes.

„Du lieber Gott," rief ſie, „wie blaß ſehen Sie aus! Iſt es denn auch recht, ſo lange auszubleiben? und bei ſolchem Nebel? und denken Sie denn, daß das der Kleinen geſund iſt?

Das arme Kind! Ach! es ſchläft, geben Sie, ich leg' es auf mein Bett. So; ſchlummre Du ruhig fort, mein Schätzchen!"

„Setzen Sie ſich ein wenig bei uns," ſagte der Arbeiter, „wir waren um Ihretwillen ſehr in Unruhe."

„Franz iſt wenigſtens zwanzigmal an's Thor hinuntergegangen," fügte die Mutter bei.

„Sie ſind zu freundlich gegen mich."

„Was freundlich! aber Gott ſei Dank, jetzt ſind Sie da. Brauchen Sie vielleicht etwas, Frau Klara?"

„Ich danke, liebe Frau, ich brauche nur Ruhe, nichts weiter. Es iſt ſchon ſpät und ich halte Sie auf —." Sie wollte aufſtehen.

„O nein," ſprach die Alte, und nöthigte ſie, ſitzen zu bleiben; „ich habe keinen Schlaf und Franz auch nicht, und dann haben wir auch mit Ihnen zu reden. Das paßt gerade. Zwei Stunden ſprechen wir jetzt von Ihnen und könnten noch bis in die Ewigkeit fortſprechen, ohne daß die Sache um einen Strohhalm weiter kommt, wenn Sie nicht ſelbſt ein Wort mit dreinreden.“

„Aber Mutter!“ mahnte Franz in bittendem Tone.

„Schweige Du, und laß mich; jetzt iſt der Augenblick da. Klara,“ fuhr ſie fort, indem ſie eine Hand der jungen Frau feſthielt. „Sie wiſſen, daß ich Sie lieb habe; nicht wahr, Sie wiſſen's und es iſt die Wahrheit. Ich will alſo rundheraus zu Ihnen reden und wir werden bald im Klaren ſein.“

Klara ſah Franz und ſeine Mutter an und eine leichte Röthe überflog ihre Wangen.

„Alſo — und mit einem Wort: Franz liebt Sie; er iſt ganz wahnſinnig in Sie verliebt.“

Klara wurde purpurroth und in ihren geſenkten Augen hingen ſchwere Thränen.

„Mutter,“ ſprach Franz, „Ihr ſeht doch, wie wehe ihr geſchieht.“

„Schweige, ſag ich Dir.“ Die Alte zog Klara's Kopf an ihre Bruſt und fuhr fort: „Laſſen Sie den Thränen nur freien Lauf, Klara, das erleichtert. Ich kann mir ſchon denken, daß Sie Kummer haben, aber ſo viel an uns liegt, ſoll er bald ein Ende erreichen. Wir ſind nichts weniger als reich, aber wir theilen das Unſrige gern mit Ihnen und Ihrer Kleinen, und was dann weniger auf uns kommt, das gewinnen wir an Zufriedenheit. Sie werden meinen Burſchen da zum glücklichſten Mann und mich zur glücklichſten Mutter machen. Ich weiß wohl, daß Sie es ehedem beſſer gehabt haben, aber Geld ſchnellt und fällt. Sie werden kein großes Glück mit ihm machen, aber Sie kommen da unter Herzen, die Sie lieben. Ich will Sie auch nicht drängen, liebes Kind; gut Ding will überlegt ſein und Weile haben; aber reden mußt' ich mit Ihnen davon, weil die Sache von Ihnen abhängt."

Der alten Frau ſtanden die Thränen jetzt ebenſo in den Augen, wie der jungen, deren Hand Franz gefaßt hatte und in der ſeinen drückte. „Ja Klara," ſprach er dabei, „laſſen Sie mich Ihnen geſtehen, daß ich Sie innig liebe, und daß mein Glück oder Unglück von dem Worte abhängt, welches Sie ausſprechen werden. Ich habe Ihnen kein glänzendes Loos anzubieten — wie die Mutter ſagte — aber ein treueres Herz werden Sie wohl niemals finden.“

„Ich glaube Ihnen,“ erwiederte Klara, die in Franzens Auge die Wahrheit ſeiner Worte las, „und bin überzeugt, daß Ihr Weib glücklich wird. Morgen will ich Ihnen antworten. Sie gewähren mir doch einen Tag Bedenkzeit, Franz?“

Das wurde eingeräumt und man trennte ſich.

Am andern Tage kam die Obſthändlerin wie gewöhnlich bei Eintritt des Abends nach Hauſe, ſie klopfte an Klara's Thüre; Niemand antwortete.

Während ſie nun das Eſſen für ihren Sohn bereitete, meinte ſie einen leiſen Schritt auf der Flur zu vernehmen. Sie blickte hinaus, ſah aber Niemand und glaubte ſich getäuſcht zu haben.

Jetzt kam auch Franz aus ſeiner Werkſtätte heim; eine Viertelſtunde vergieng, aber Klara erſchien noch immer nicht.

Da ließen ſich auf der finſtern Flur Schritte mehrerer Perſonen vernehmen; Franz und ſeine Mutter leuchteten hinaus und ſahen drei Männer, Steinmann, Hartmuth und Lorenz, vor ſich.

„Klara, wo iſt Klara?“ fragte Hartmuth außer Athem.

„Das iſt ihre Thüre,“ bedeutete Franz, „aber ſie iſt noch nicht daheim.“

Die alte Obſtfrau hatte die zwei Geizigen erkannt: „Ei ſieh doch,“ brummte ſie für ſich, „ſaubere Gäſte das! was wollen denn die hier?“

Dieſe waren inzwiſchen an die angedeutete Thüre getreten; Steinmann drückte an der Klinke, die Thüre ging auf, ſie traten ein.

„Nicht verſchloſſen?“ rief Franz erſtaunt und trat mit ſeiner Mutter auch hinein.

Alles ſah ſich im Stübchen um. Hartmuth erblickte ein gefaltetes Papier auf dem Tiſche; es trug die Aufſchrift: Für Franz. Ohne dieſe zu beachten, öffnete er das Blatt und las.

Es war Klara's Antwort für den jungen Mann. Sie geſtand, ihn zu lieben, aber ſie wolle ſeine Lebensſorgen nicht durch die ſchwere

Laſt eines Weibes und eines Kindes vermehren. Sie ſprach von geheimen und tiefen Leiden, daß Verzweiflung ihr Loos und nur im Grabe Ruhe für ſie ſei. Der Brief war ein rührendes Gemiſch von Liebe, Schmerz und Geiſtesverwirrung. „Wenn ſie Dieſes leſen, Franz,“ ſo lautete der Schluß, „ruhe ich und mein Kind längſt in der Tiefe des Stromes.“

Unbeſchreiblich war die Verzweiflung, welche ſich jetzt aller Anweſenden in der kleinen Stube bemächtigte. Lorenz fiel auf die Knie und hielt ſich mit den Händen an dem Tiſchrand. Der Zufall ließ ihn die Feder berühren, mit welcher Klara geſchrieben; er fühlte und ſah, daß ſie noch naß war. Da blitzte es durch ſein Gehirn: „Die Tinte noch nicht trocken, alſo iſt es noch nicht lange her, daß Klara geſchrieben — und, wenn wir eilen, wär' es noch möglich und Hoffnung vorhanden — —!“

Und dieſen Burſchen hatte man ehedem dumm geſcholten. Jetzt fuhr Alles bei ſeinen Worten empor und rief einſtimmig: „Fort an den Fluß!“

Schnell einigte man ſich, auf dem kürzeſten Wege zum Ufer zu eilen und dort alle Straßen die aus dieſem Stadtviertel hinführen, zu beſetzen. Der Weg war lang, Klara konnte, mit ihrem Kinde belaſtet, noch kaum dort ſein. Alles ſtürzte fort, ſelbſt Franzens Mutter.

Auf dem Kai angekommen, eilte Jeder an einen Straßenausgang und behielt zugleich ſeine Uferſtrecke im Auge. Man ſah faſt keinen Menſchen, der Himmel war düſter und der Wind ging eiſig kalt.

Großer Gott, dachte Franz, wir ſind unſer nicht genug, wenn wir nur noch ein paar Leute hätten!

In dieſem Augenblick ging ein vornehm ausſehender Herr vorüber, den er ſofort antrat und mit gedrängten Worten unterrichtete.

„Ich verſtehe," antwortete Dieſer, „eine junge arme Frau mit einem dreijährigen Kinde, Klara ihr Name. Ich paſſe mit auf," und ſofort eilte er nach einer Seite, wo er ſeine Anweſenheit für nützlich hielt.

Das war ein vortrefflicher Gedanke von

Franz geweſen, denn eben dieſer Herr war es, der gleich darauf Klara erblickte, auf ſie zutrat und ſie ihren Freunden brachte. Welchen allgemeinen Jubel gab das; welche Zärtlichkeiten und Umarmungen, welche Erklärungen und Thränen kreuzten und vermiſchten ſich da! Endlich wurde man ruhiger, und Klara und ihr Kind ſchlugen den Weg nach dem väterlichen Hauſe ein, das ihr ſo lange verſchloſſen war. Man trennte ſich und vergaß auch nicht, nach Namen und Wohnung jenes Herrn zu fragen, deſſen Beihülfe einen ſo glücklichen Erfolg hatte.

Franz und ſeine Mutter gingen nach Hauſe.

„Gott ſei Dank, ſie iſt gerettet,“ ſprach der junge Mann und ſetzte dann ſeufzend hinzu: „für mich aber iſt ſie verloren!“

„Wer hätte auch denken können,“ murmelte die Alte, „daß dieſe zwei Geizigen Klara's Vater und Großvater ſind.“

Wer aber beſchreibt die Scenen der Freude, der Zärtlichkeit und des Entzückens, welche nun in dem alten Hauſe hinten in der Sackgaſſe ſpielten?

Jetzt erſt erfuhren Steinmann und Hartmuth, was ſie bis zu dieſem Tage nicht gewußt, daß Klara ſchon nach dem erſten Jahre ihrer Verheirathung Wittwe war, und daß der üble Lebenswandel ihres Mannes ihr nur das Elend vererbt hatte.

„Unſere Schuld, unſere Schuld,“ ſo klagten ſich die beiden Männer an; „aber wir wollen Alles wieder gut machen.“

Franz ſchlief dieſe Nacht nicht. Am andern Morgen fühlte er ſich ſo unwohl, daß er nicht an ſeine Arbeit gehen konnte; die Mutter blieb daheim bei ihm. Gegen Mittag klopfte es an ihrer Thüre und Herr Hartmuth trat herein.

„Guten Morgen, liebe Frau, guten Morgen, Herr Franz. Unſerer Klara geht's gut und der Kleinen auch, recht gut. Erlauben Sie, daß ich mich einen Augenblick ſetze. Vier Treppen — ich bin faſt athemlos.“ Aber das Geſicht des Sprechenden ſtrahlte dabei vor Freude.

Franz erröthete und erblaßte; er ſaß wie auf glühenden Kohlen.

„Ich habe Ihnen eine Antwort zu bringen,“

wandte ſich jetzt Hartmuth an ihn. „Nicht wahr, Sie haben doch Klara um Etwas gebeten?“

Franz ſtotterte Etwas hervor; er wußte eigentlich nicht, was er ſagte. Die Alte knetete an einem Ende ihres Halstuches; ſie wußte eigentlich nicht, was ſie that.

Hartmuth ſah die allgemeine Verlegenheit und lächelte.

„Nun wohlan, liebe Frau,“ ſprach er endlich, „Klara willigt ein und ich auch.“

Franz fiel ihm zu Füßen, die Mutter um den Hals . .

„Unter einer Bedingung,“ ſetzte Hartmuth hinzu, „daß von eurer Hochzeit an wir Alle zuſammenwohnen. Jetzt kommt zu Klara und zur Kleinen; ſie erwarten euch.“

Als ſie die Treppe hinabgingen, reichte Hartmuth der Obſtfrau den Arm und ſagte leiſe zu ihr: „Sie haben einmal zwei Geizhälſe gekannt, Sie wiſſen ja, da unten auf dem Platze. Vergeſſen Sie ſie; ſie ſind todt, längſt todt.“

Dann ſtattete Hartmuth bei dem Herrn ſeinen Beſuch ab, welcher am Flußufer ſo tüchtig geholfen hatte. Als er dieſen jetzt bei Tag und näher betrachtete, erkannte er den menſchenfreundlichen Mann in ihm, der vor zwei Jahren auf dem Platze mit der Obſtfrau Almoſen zum Beſten des verunglückten Knaben ſammeln ging. Auch der Fremde erkannte alsdann den Geizigen und war ſehr erſtaunt, ihn jetzt ganz anders reden zu hören, noch erſtaunter aber, als Hartmuth ihn zu der Hochzeit ſeiner Tochter mit dem Sohne der Obſtfrau einlud. Er verſprach, nicht dabei zu fehlen, und als er den glücklichen Vater unter Händedrücken an die Treppe geleitete, flüſterte dieſer ihm zu: „Sie haben einmal zwei Geizhälſe kennen gelernt, Sie wiſſen ja, da unten auf dem Platze. Vergeſſen Sie ſie; ſie ſind todt, längſt todt.“

„Ich ſehe es wohl,“ antwortete der Herr.

Indeſſen ſtak die dicke Kupfermünze aus Glockengut noch immer in der Ritze des Fußbodens. Wer hätte auch geſtern und heute Zeit gefunden, daran zu denken. Als jetzt die Geſchichte zur Sprache kam und man das verſchlüpfte Geldſtück herauszuholen Miene machte, bedurfte Klara's Töchterlein nur einer Stecknadel und ſiehe da, der metallene Flüchtling kam faſt ſelbſt zum Vorſchein. Daß er jetzt wie ein Kleinod der Familie aufbewahrt wird, verſteht ſich wohl von ſelbſt.

Die bekannte Steinbank ruht noch auf drei Stützen und ſteht noch immer an der alten Stelle. Eine Menge von Leuten geht alle Tage daran vorüber und gar viele ſetzen ſich darauf nieder, nur die zwei Geizigen von ehedem kommen nicht mehr; die ſind todt, längſt todt.

Die Wohlthat nach dem Tode.

Wohl iſt das Geben eine Gunſt
Und aller Ehren werth,
Recht geben aber eine Kunſt,
Die nur das Herz dich lehrt.
Wohlthat iſt Labetrank,
Der Leidende erquickt,
Wofür der tiefe Dank
Des Gebers Herz beglückt.

Es mögen etwa zehn Jahre ſein — ſo erzählte mir ein Freund — kurz nachdem ich ein kleines Handelsgeſchäft in Mannheim etablirt hatte, als eines Morgens der Lohnbediente aus dem Pfälzer-Hof einen Fremden in meinen Laden führte und ſich mit den Worten: „hier ſind Sie bei Herrn Joſeph Kühn“ empfahl. Die Stunde war ſo früh, daß ich, in der Nebenſtube noch mit meiner Toilette beſchäftigt, ein wenig durch die Fenſtervorhänge nach dem Comptoir ſchielte, um den zeitlichen Beſucher kennen zu lernen. Es war ein Mann, der gegen ſechszig Jahre zählen mochte, von elegantem Aeußeren und einer gefällig kräftigen Geſtalt, welche das Alter weder zur Fettleibigkeit noch nur Schlaffheit ausgedehnt hatte. Das Haar war zwar ziemlich grau, aber zugleich höchſt zierlich friſirt, das Auge hatte Feuer, an den Fingern blitzten koſtbare Ringe, und die ſchöne Figur dieſes Greiſes, der ſo manchen Jüngling von heutzutage in Schatten drängen konnte, wiegte ſich mit einer gewiſſen Gefälligkeit vor dem Spiegel, welche andeutete, daß der Beſchauer wohl auch noch höhere Anſprüche, als die der Toilette zu machen Willens ſei. Mit einem Worte, der Fremde war nur den Jahren nach ein alter Mann, der Feuer, Frohſinn, Kraft und Gefühle der Jugend gerettet hatte und auch im Punkte des Herzens noch Wünſche zu hegen ſchien. Es lag etwas Freundliches und Gefälliges in ſeinem ganzen Weſen, das mir bekannt vorkam, ohne daß ich mich ſeiner näher entſinnen konnte. Ich trat in das Comptoir.

„Joſeph, ja Sie ſind es!“ rief er mir freundlich und mit ausgebreiteten Armen entgegen, und freudig ſtürzte ich in dieſe, denn ich erkannte nun Herrn Reuling, den ich ſeit ſieben Jahren nicht geſehen. Er war der treueſte und wackerſte Freund meines Vaters, dem Verſtorbenen im entfernten Grade verwandt; früher Beſitzer eines blühendes Geſchäftes, das ihn reich gemacht, und welches er aufgegeben, um ganz unabhängig ſeinem Vergnügen und größtentheils auf Reiſen leben zu können. Mir hatte er von Kindheit auf viel Liebes und Freundliches erwieſen.

„Hab' ich Sie endlich!" begann er nun ganz zutraulich; „in Frankfurt ſagte man mir, Sie hätten ſich hier etablirt, und da ich eben nach Baden reiſe, ſo nahm ich mir vor Sie zu beſuchen. Alſo Sie haben ſich auf Indigo, Schwefel, Oel und ſolches Zeug gelegt? Halb en gros und halb en detail, wie ich ſehe? Gut, recht gut! und was machen Sie für Geſchäfte?"

Ich bin Anfänger; ich bemühe mich Zutrauen einzuflößen und erſetze, was mir an Kapital fehlt, durch Rechtlichkeit und Fleiß, und denke dadurch an's Ziel zu gelangen.

„Recht ſo," meinte Herr Reuling, „das weiß ich zu ſchätzen, denn ich weiß auch, daß Sie nicht reich ſind, weil Ihnen Ihr guter Vater nichts hinterlaſſen konnte. Doppelt ſchön alſo, wenn Sie Ihr Loos der Arbeit und Rechtlichkeit zu danken haben. Aber zählen Sie auf mich, ich bin reich, und gern will ich Alles für Sie thun. Brauchen Sie Fonds, Sie ſollen ſie bei mir finden.“

Ich danke herzlich Herr Neuling, aber derlei Verpflichtungen ziehen eine Laſt von Sorgen nach ſich. Wohl weiß ich, welche mächtige Hebel des Handels Vorſchüſſe und Credit ſind, doch verzichte ich gern darauf, um ruhig zu leben, nur ſichere Geſchäfte zu machen und nach langer Arbeit einem zufriedenen Alter entgegen zu gehen. Credit nehme ich wohl in Anſpruch, aber nie mehr als ich durch mein Haben decken kann.

„Muſterhaft, Freund Kühn; wenn Sie ſo zu Werke gehen, dann werden Sie auch nie mit dem Jammer zu kämpfen haben, der Ihre Collegen oft erreicht.“ Doch dies Geſpräch ſchien dem heiteren alten Herrn zu ernſt, und er fügte lächelnd hinzu: „Jetzt haben Sie nur eine Klippe zu vermeiden, woran Ihr ganzes Glück ſcheitern könnte — das Heirathen.“

Ich wurde verlegen; er bemerkte es.

„Wie, Sie erröthen?“ fuhr er fort, „Sie

ſind verliebt! O Freund Joſeph, Sie ſind verloren, wenn Sie dieſe Leidenſchaft, die Ihrer Ruhe und Ihrem Geſchäft Gefahr droht, nicht erſticken. Die Weiber ſind der Stein des Anſtoßes für unſer Glück und unſer Lebensheil. Sehen Sie, ich bin reich, ich könnte nach Gefallen wählen, mir gilt es gleich, ob meine Frau ſo wohlhabend wie ich, oder arm wie die Tochter Job's wäre, ſeit dreißig Jahren ſuche ich eine, und als ich ſie endlich gefunden zu haben glaube, miſcht mein Schutzgeiſt zum Glück die Karten und hält mich ab, eine Thorheit zu begehen. Es iſt noch kein Jahr her, ſo glaubte ich ohne ſie nicht leben zu können. Denken Sie ſich das reizendſte Weſen, und wie es ſchien das ſolideſte und beſte zugleich, und dabei im Innern doch aus Falſchheit, Tücke und Koketterie zuſammengeſetzt. Sie wiſſen meine Geſchichte nicht; wohlan ſo hören Sie. Es iſt ein ganz eigenthümlicher Fall, den man erlebt haben muß, um ihn glaublich zu finden. Ich komme zwar jetzt von Italien zurück, wohin ich gereiſ't war, um mir die Sache aus dem

Kopf zu ſchlagen, allein ich geſtehe, es iſt mir nur zur Hälfte gelungen.“

„Es iſt wie geſagt etwa ein Jahr, daß ich in Frankfurt die Bekanntſchaft einer Dame von einigen vierzig Jahren machte, welche eine zwanzigjährige Tochter hatte. Die Mutter war für ihr Alter ſehr gut conſervirt, aber die Geſellſchaft der Tochter war ſo nachtheilig für ſie, daß ſie ſelbſt unbemerkt bleiben mußte. Ich bin kein Jüngling mehr, ich habe manch ſchönes Mädchengeſicht geſehen, aber nie ein ſo anziehendes Weſen als dieſes, es war eine wahre Houri aus Mahomed's Paradieſe, eine Schönheit, welche bezaubert. Beide Damen lebten in dürftigen Verhältniſſen, die ſich nur ſchwer verheimlichen ließen, von den letzten Reſten früherer Wohlhabenheit, und wie mich dünkte nicht ohne Kummer für die Zukunft. Ich weiß ſelbſt nicht, welches räthſelhafte Gefühl mich anfänglich in dies Haus zog, genug, es währte nicht lange, und ich kam täglich.“

„Werden Sie es wohl glauben, daß die Mutter Abſichten auf mich hatte und hoffte, ich werde ſie heirathen? Dieſe lächerlichen Pläne öffneten mir die Augen, und ich fühlte, daß ich in die Tochter verliebt war. In der Lage, worin ſie ſich augenſcheinlich befanden, war dies wohl ein Glück für Beide: ich durfte nur ein Wort ſagen, und mußte reuſſiren; aber ich hatte von jeher die Schwachheit, nicht um meines Geldes, ſondern auch um meiner ſelbſt willen geliebt werden zu wollen. Ich deutete alſo ziemlich verſtändlich an, nach welcher Seite hin meine Wünſche ſich neigten, und zog mich dann ein wenig zurück; noch mehr, ich erdichtete einen Unfall, wodurch ich zwei Drittheile meines Beſitzthums eingebüßt zu haben vorgab; auch ſprach ich von einem jungen Neffen, dem ich das, was mir noch geblieben, zu hinterlaſſen mich verpflichtet fühlte. Aber alles dies bereitete mir keine kältere Aufnahme; im Gegentheil ich wurde geliebt. — Ihr jungen Herrn könnt es freilich nicht begreifen, wie ein aufblühendes Frauenweſen ſich zu einem Manne hingezogen fühlen mag, deſſen Haar faſt grau geworden und der die Schlacht von Jena als Jüngling mitgemacht."

„Ich ſelbſt, wiewohl ich für meinen eigenen Werth nicht ganz blind bin, war von den Reizen dieſes jungen, herrlichen Mädchens ſo entzückt, daß ich immer noch an meinem Glücke zweifelte: ich wollte Gewißheit haben. Alles, was ſich ein braves Mädchen von Neigung und Gefühl ablauſchen laſſen darf, ſie ließ es mich zu meinen Gunſten wahrnehmen; obwohl ich den größten Theil meiner Habe verloren und ſchon einen beſtimmten Erben hatte, ſchien ſie doch glücklich, wenn ich kam, und verdrießlich, wenn ich gieng. Ich ſchrieb Briefe voll Ehrfurcht und Liebe, man antwortete mir mit ſo ſittſamer Liebenswürdigkeit, daß ich es fühlen mußte, wie ſie, mit der Feder in der Hand, erſt erröthet ſei. Das verrückte mir vollends den Kopf, ich war wie Einer, deſſen Loos ſich durch den unverhoffteſten Glücksfall wendet, und ich fand, um dieſes Mädchen zu lieben, die ganze Glut meiner zwanziger Jahre wieder. Sie ſelbſt durch die Lebhaftigkeit meiner Gefühle beunruhigt, erlaubte mir mit ihrer Mutter zu ſprechen und ich zögerte nicht, meine Werbung anzubringen.“

„— Ihr Wunſch ehrt uns, Herr Reuling, antwortete mir die Dame, und ich muß geſtehen, daß mich Ihre fortgeſetzten Beſuche denſelben erwarten ließen. Aber Sie wiſſen, ich habe nur ein einziges Kleinod auf dieſer Welt, meine Tochter, und ich muß beſorgen, daß Sie ſie nicht glücklich machen können!“

„Ich antwortete, wie ich deſſen gewiß ſei, von ihrer Tochter geliebt zu werden, wie ſie ſelbſt es mich habe hoffen laſſen. Aber war es nun das beleidigte Selbſtgefühl der Frau oder irgend ein anderer Grund, genug, die Mutter blieb feſt bei ihrer Weigerung. Doch nun kam die Tochter ſelbſt mir zu Hülfe; ſie ſprach kein Wort, ſondern warf ſich weinend zu der Mutter Füßen und ihre Thränen ſagten mehr als alle Worte. Niemals ward ein Bräutigam herzlicher verlangt, Niemand konnte der Liebe ſeiner Braut ſo ſicher ſein als ich. Die Mutter gab endlich nach, und nun folgte Freude auf Thränen. Wir beſchäftigten uns ſogleich mit den Vorbereitungen zur Hochzeit. Ich verheimlichte meine ungetrübten Glücksumſtände nicht länger, mein präſumtiver Erbe, der ſie hätte ſchrecken ſollen, verſchwand; ich ging an den Contract: aber dieſer gefiel meiner Braut nicht ſonderlich. Sie fand, daß ich ſie zu verſchwenderiſch bedacht, daß dieſes Vermuthungen Raum geben könne, als ſei ſie mehr dem Intereſſe als dem Gefühle gefolgt; ſie wolle meine Großmuth nicht ablehnen, wenn ich einen Theil derſelben auf ihre Mutter übertrüge. Ich war glücklich einem ſo edlen Wunſche zu gehorchen und that was ſie verlangte.

„Schon war unſer Hochzeitstag beſtimmt; nur noch kurze Zeit, und der Bund unſerer Herzen war durch Kirche und Geſetz geſchloſſen, als die Mutter plötzlich krank wurde. Es war nichts weniger als gefährlich, ein Katarrh, den man nicht vernachläßigen durfte; aber meine Braut verlangte Aufſchub der Ceremonie, weil ſie nicht ohne ihre Mutter zum Altar gehen wollte. Ich fand das natürlich, und benützte dieſe Zeit ſo gut wie ein Verliebter ſie nur benutzen kann; ich durchlief alle Kaufmannsladen, wählte Stoffe, Schmuck, Shawls und

Edelſteine aus, und legte, wie alles beiſammen war, es der Geliebten zu Füßen. Sie aber war in Verzweiflung; immer ſchön, aber bleich, mit ſtarren, trüben Augen und faſt ganz kraftlos, ſie hatte 24 Stunden bei ihrer Mutter gewacht. Dieſe war übler geworden; der Katarrh ſenkte ſich als Fluß auf die Bruſt; die Sache ſchien bedenklich; die Aerzte ſchüttelten die Köpfe. Das Mädchen wollte meine Geſchenke nicht einmal beſehen, ſie verließ mich, um wieder zu ihrer Mutter zu gehen, und ſagte mir nicht eines jener freundlichen Worte, die ihr ſonſt ſo geläufig waren.

„Ich ging nach Hauſe und hatte trübe Ahnungen. Liebe ſchien mir immer eine ſo glühende Leidenſchaft, daß ſie auch durch heilige Kindespflicht ſich nicht ganz in den Hintergrund drängen läßt. Des andern Morgens befand ſich die Mutter beſſer; ſie hatte eine gute Nacht gehabt, und ich fand bei der Tochter jene Liebe wieder, die ich Tags vorher vermißt hatte."

„Sie wiſſen, lieber Kühn," fuhr Herr Reuling fort, „wie leicht ſich unſere Aerzte irren, oder, wenn Sie wollen, wie gefährlich gewiſſe Krankheiten wiederkehren. Die Beſſerung meiner künftigen Schwiegermutter war nur eine ſcheinbare, und jene gute Nacht ihre letzte hienieden geweſen, denn im Laufe des nächſten Vormittags ſtarb ſie. Und ſeit jenem Augenblick ſah ich die Tochter nicht mehr.

„Längere Zeit hindurch war mir ihre Thüre verſchloſſen, was ich gewiſſermaßen respectiren mußte; und als ich eines Tages mit dem feſten Entſchluſſe hinging, mich durch nichts mehr abweiſen zu laſſen und dieſer ſchmerzlichen Trennung ein Ziel zu ſetzen, erfuhr ich, daß meine Braut nicht nur ihre Wohnung, ſondern auch Frankfurt für immer verlaſſen habe. Als ich wieder nach Hauſe kam, fand ich alle meine Hochzeitsgeſchenke unberührt und uneröffnet zurückgeſendet, und des Abends kam mir ein Brief zu, worin mir die Flüchtige mit den artigſten Worten mein Verſprechen zurückgab und bat ihrer nicht mehr zu gedenken.“

Verdammen Sie Jene, die Sie lieben, nicht vorſchnell, ſagte ich begütigend. Sie wird Ihnen wiederkehren; das Geheimniß dieſer Flucht liegt vielleicht in dem Schmerz um eine verlorene Mutter, welcher ſie fern und einſam nachweinen will. Sind dieſe Thränen erſt getrocknet, dann kehrt ſie Ihnen gewiß doppelt ſchön und zärtlich wieder.

„Den Henker auch!“ rief Herr Reuling ſehr verdrießlich. „Wenn ich nicht andere Nachrichten hätte!“

Sie wiſſen alſo wo ſie iſt? fragte ich.

„Nein, aber ich habe aus verläßlicher Quelle vernommen, daß ſie ſich verheirathet hat. Ich weiß nicht, wie ſie jetzt heißt, ſie hat einen jungen Menſchen genommen, dem ſie wahrſcheinlich wie mir Liebe vorgelogen hat. Können Sie ſich wohl einen ähnlichen Betrug denken, Joſeph? Könnte Jemand anderes als nur ein Weib ſo mit einem redlichen Herzen ſpielen? ſo die Gefühle wechſeln? denn ſie liebte mich. Nun Freund, denken Sie ſich an meine Stelle, verrathen, verlaſſen, wie es mir geſchehen, und urtheilen Sie, ob ein ſolcher Schlag Sie nicht unfähig machen würde, an

Ihr Geſchäft und Ihre Zukunft zu denken. So ſind die Weiber, Freund, falſch, treulos und herzlos ſpielen ſie mit der Verzweiflung ihrer Opfer. Darum heirathen Sie nicht, denn noch ſchwerere und ſchmerzlichere Qualen harren der Ehemänner.“

Ach, Herr Reuling, Ihr Rath kommt bei mir zu ſpät; ich bin bereits verheirathet.

„Verheirathet? nicht möglich! und ſeit wie lange?“

Seit fünf Monaten; dieſe Heirath iſt mein Glück, und meine Geſchichte ſo zu ſagen das Gegentheil von der Ihren. Sie wiſſen, ich bin faſt ganz ohne Vermögen, und während ich in Frankfurt auf einem Comptoir arbeitete, was über ſechs Jahre dauerte, that Sparſamkeit noth, um mir ein kleines Kapital zuſammenzubringen. Dort machte ich die Bekanntſchaft eines Mädchens, das ſo arm war als ich ſelbſt: aber wir liebten uns ſeit dem erſten Begegnen. Ohne heilige Schwüre gewechſelt zu haben, behielten wir einander feſt und treu im Herzen, bis ſich unſere Sterne günſtiger geſtellt haben würden. Troſtlos war ich, als ich von ihr, die ich über Alles liebte, ſcheiden mußte, weil ſich mir hier in Mannheim die Hoffnung auf ein entſprechendes Etabliſſement gezeigt hatte. Sie war keine täuſchende; es iſt noch kein Jahr her, ſo eröffnete ich mit meinem kleinen Kapital, welches die Großmuth meines frankfurter Prinzipals vergrößerte, dieſes Geſchäft, und noch war kein halbes Jahr verfloſſen, ſo erſchien auf meinem Comptoir, wie Sie heute, diejenige, die mein Lebensglück iſt. Mit offenen Armen kam ſie mir entgegen, noch immer arm, wie ſie ſagte, aber zugleich frei, um über ihre Armuth und Zukunft verfügen zu können. Sie ſei jetzt allein in der Welt, ſie habe Niemand mehr zu gehorchen als ſich und mir, wenn ich die Liebe ſo bewahrt hätte, wie ſie ſelbſt. Sehen Sie, Herr Reuling, ſo handelte meine Frau, ich wurde in meiner Liebe nicht hintergangen.

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die innere Thüre des Comptoirs und eine ſchöne junge Frau trat herein.

„Was ſehe ich, Fräulein Auguſte Römer!“ rief Reuling erſtaunt aus und verließ ſeinen Sitz.

Ich habe die Ehre, Ihnen meine Frau vorzuſtellen, Herr Reuling, ſprach ich weiter.

„Was, Ihre Frau? nicht möglich!“ ſtotterte Reuling, „das iſt ja ſie, welche, es iſt vielleicht ein halbes Jahr, mich ſo ſehr zu lieben vorgab!“

Sie irren ſich mein Herr! erwiederte meine Frau.

„Ich mich irren, und haben denn Sie, Madame, Ihr ganzes Gedächtniß verloren?“

Ich habe es treulich bewahrt, entgegnete meine Frau mit Würde, aber da Sie meinen Gemahl kennen und der Zufall uns hier wieder zuſammenführt, ſo will ich Ihnen das Löſungswort dieſes Räthſels ſagen, das Sie vergeblich geſucht und nur in meiner Verläumdung zu finden glaubten. — Ich bitte, unterbrechen Sie mich nicht, Herr Reuling, ich habe Alles gehört. Ich ſah Sie, und es iſt wohl verzeihlich, daß eine Frau in meiner Lage ſich diesmal aufs Horchen legte. Wollen Sie mich alſo anhören.

Als der Zufall Sie meiner Mutter Bekanntſchaft und die meine machen ließ, da bemerkten Sie unſere elende Lage nicht ganz; ſie war drückender als Sie ahnen konnten, ſo ſehr trachteten wir dieſes Geheimniß zu verbergen. Als ſie mich zu lieben anfingen, waren unſere geringen Hülfsquellen ſo gänzlich erſchöpft, daß noch vor dem Ende des Jahres ein Zuſtand der peinlichſten Entblößung hätte eintreten müſſen; darum opferte ich mich auf.

„Wie, ſie opferten ſich auf, Madame?“ unterbrach Herr Reuling.

Ja mein Herr, meine Mutter war noch jung, und ich hoffte, ſie werde ſo lange leben als ich ſelbſt, — aber welch ein Leben! Sie an Wohlſtand gewöhnt, ſollte jetzt mit Nahrungsſorgen kämpfen. Sie ſchienen mir ein Retter, denn ſie konnten die Zukunft und das Glück meiner guten Mutter ſicher ſtellen. Ich liebte meinen Kühn ſchon ſeit fünf Jahren, aber ich drängte dieſe Liebe in das innerſte

Herz zurück, entſchloſſen, meiner Mutter jedes Opfer zu bringen. Ich geſtattete, daß Sie ſich mir näherten, ich ließ Sie glauben, daß ich Sie liebe; wenn ſie hierin noch weiter giengen, ſo war dieſes eine Selbſttäuſchung, woran ich unſchuldig bin. Indeſſen ich geſtehe es, dachte ich, Sie ſo gut und ehrlich zu hintergehen, daß dieſer Irrthum, wenn ich ihre Frau geworden wäre, Ihnen das ganze Leben hindurch geblieben ſein würde. Meine Mutter errieth dieſe Ergebung, und daher ihre Weigerung, welche Sie aus anderen Gründen ableiteten. Endlich beſiegte ich ihren Widerſtand, und Sie werden ſich erinnern, Herr Reuling, daß ich faſt Alles ablehnte, was Sie mir boten und Sie bat, es auf meine Mutter zu übertragen. Sie ſtarb . . . der Himmel iſt mein Zeuge, daß ich ihr Leben gern mit dem meinen erkauft und ihre Tage ſogar um den Preis der Liebe für meinen Gemahl erhalten hätte, wenn dieſes in meiner Wahl geſtanden wäre. Jetzt aber, wo ich für Niemand mehr eine glückliche Zukunſt zu bereiten und die Armuth nur allein für mich zu befürchten hatte, jetzt erwachte meine Liebe wieder. Vielleicht daß ich anders hätte handeln ſollen, als ich gethan, vielleicht daß man mich undankbar nennen kann, — aber ich hatte nicht mehr die Kraft, ein Opfer zu bringen, deſſen eigentlicher Zweck verſchwunden war, und mein ganzes Leben in eine Lüge zu verwandeln, ohne einem Menſchen dadurch zu nützen. Ich bin keine Heldin, aber das darf ich mit Stolz von mir ſagen, daß ich einmal meine Mutter mir ſelbſt, und ein anderesmal meine Liebe dem Intereſſe vorgezogen habe. — Und nun, mein Herr, mögen Sie einſehen, wie Frauen oft in die traurige Lage kommen, daß man das für Liebe nimmt, was ihrerſeits nur Reſignation und Aufopferung iſt.

Auguſte verneigte ſich und wollte das Comptoir verlaſſen.

„Bleiben Sie, um's Himmelswillen, bleiben Sie Madame,“ rief Herr Reuling, „verzeihen Sie ich habe Sie verläumdet, weil ich Ihre edle That nicht ahnen konnte. Wenn man reich iſt und das Unglück hat, mit grauen Haaren noch für jung gelten zu wollen, ſo hat man keine Ahnung von gewiſſen Tugenden, die uns nie begegnet ſind. Leben Sie wohl, Kühn, leben Sie wohl, Madame, vielleicht erfahren Sie eines Tages, daß auch ich edler Geſinnungen fähig bin und mir dieſe Lehre zu Herzen genommen habe.“

Er eilte fort und war in einer Stunde abgereist. —

Herr Reuling hielt Wort; er wollte nichts mehr von Liebſchaften wiſſen und flüchtete wieder nach dem ſchönen Italien, woher uns in Jahresfriſt leider die betrübende Nachricht ſeines Todes zukam. Mit einem rührenden Zartgefühl hatte er nicht meine Frau, ſondern mich zum Univerſalerben ſeines anſehnlichen Vermögens, dem ich meine gegenwärtige Lage danke, eingeſetzt. Dem Teſtamente aber lag der zerknitterte Heirathscontrakt mit Auguſte Römer bei. Fürwahr, ein Wohlthäter von edlem Herzen, aber aus eigenen Gründen!

Ein belohntes Opfer.

Wir ſind in einer alten Stadt und ſchreiten eine enge und dunkle, von hohen Häuſern gebildete Straße hin, die jedoch da, wo ſie ſich dem Stadtthor nähert, immer breiter und heller wird. Zur linken Seite zwar läuft noch immer eine dichtgedrängte Reihe beſcheiden ausſehender, aber hochſtockiger Häuſer fort, deren Bewohner an Fleiß und Zahl den Bienen zu vergleichen ſind; rechts aber verweilt das Auge mit Behaglichkeit auf ſchönen niedrigen Neubauten, durch bequeme vergitterte Einfahrten unterbrochen und rückwärts von wohlgepflegten, reichbebuſchten und freundlichen Gärten umgeben, welche den Wohlſtand der dieſſeitigen Hauseigenthümer andeuten und zugleich den Bewohnern der höheren Stockwerke auf der linken

Seite einen genußreichen und beneidenswerthen Einblick gewähren.

Im Jahre 183* hatte die Familie Imbach eine Wohnung im vierten Stockwerke eines dieſer hohen Häuſer inne, welche zwar mit aller Einfachheit eingerichtet, auf die jedoch eine bewunderungswürdige Sorgfalt verwendet war. Da ſah man unter anderen auch einige wohlerhaltene und ſchön polirte Nußbaum-Möbel, in denen man ſich faſt ſpiegeln konnte. Auf den Wandſchränken ſtanden einfache Vaſen aus Steingut und blanke Gläſer älterer Façon, mit den friſcheſten und lieblichſten Blumen der Jahreszeit angefüllt. Die Fenſter waren mit feſt in die Mauern eingezwängten Kaſten verſehen und erſchienen ringsum eingerahmt von indianiſcher Kreſſe, Kabeas, Waldreben und Winden, und durch das Geranke bahnte ſich das Auge den Weg, um gegenüber in der Tiefe ein grünendes Amphitheater vor ſich liegen zu ſehen. Die ganze ſorgliche Einrichtung und geſchmackvolle Anordnung dieſer Wohnung ſchien die Gegenwart irgend einer Fee zu verrathen, die das Alles gleichſam mit ihrem Zauberſtäbchen hervorgerufen hatte und in Stand hielt, oder es mußte von irgend einem ſorglich liebenden Kinde ſo poetiſch ausgeſchmückt worden ſein, deſſen angenehme Beſchäftigung und Aufgabe es war, den beſcheidenen Aufenthalt zu verſchönern.

Man behauptet zwar, es gebe keine Feen mehr, Niemand aber läugnet, daß es noch liebenswürdige und tiefſühlende Mädchen gibt, die mit Erſteren ziemlich gleichbedeutend ſind. Suſanne Imbach war in der That die zauberiſche Schöpferin dieſer blühenden Wohnung, eine junge hübſche Fee von ſechszehn Jahren, ſchlank und lieblich, zart gebaut, mit großen ſchwarzen Augen und glänzendem, wellenförmig anliegenden Haar, das einen milden Widerſchein gab, und mit ſo roſig durchſchimmernden Geſichtszügen, daß, wenn ſie ſich zufällig am Fenſter ſüßen Träumereien überließ, die Vögel auch ſie für eine Blume halten mochten und ohne Scheu naheten, um die ausgefallenen Reſedakörnchen aufzuleſen. Wahr iſt es, daß dann Suſanne ihren Athem anhielt, um die kleinen ſingenden

Gäſte aus ihren ſchwebenden Gärten nicht zu verſcheuchen. Sie liebte die Vögel über die Maaßen und beſaß darum auch ein allerliebſtes Kanarienhähnchen im zierlichen Bauer, das ſie gar ſorgfältig pflegte, denn Suſanne beſaß ein gutes Herz.

Aber Vögel und Blumen waren nicht die ausſchließenden Lieblinge dieſes anmuthigen harmloſen Kindes: ein noch viel tieferes Gefühl lebte in ihrem Herzen für ihre Mutter, welche die brave und würdige Frau eines Verwaltungsbeamten war, der das Unglück gehabt hatte, ſechs Monate vor der vorgeſchriebenen Zeit zu ſterben, durch welchen Unfall ſie ohne Wittwengehalt ausging; er hatte ſeiner Frau und Tochter nichts weiter hinterlaſſen, als ſeinen guten Namen und den Fleiß ihrer Hände, was allerdings, um zu leben, nicht immer zureichend iſt. Glücklicher Weiſe war aber Frau Imbach, wenngleich ſchwächlich, doch mit ausdauerndem Muthe begabt, und die niedliche Suſanne war ihr darin vollkommen gleich. Während die Mutter ſchlechte Modebilder für einen Kunſtkrämer —

und abgeſchmackte Vignetten mit Reimſprüchen für die Conditoreien ausmalte, ſtickte die Tochter mit ſo unermüdlichem Eifer und ſo bewunderungswürdiger Behendigkeit, daß unter ihren roſigen Fingern, gleichſam wie unter den Strahlen der Sonne, der ſchönſte Blumenflor der Welt gedieh.

Aber alle dieſe ununterbrochene Arbeit würde kaum genügt haben, ihnen eine behagliche Exiſtenz zu verſchaffen, ohne die Mitwirkung eines jungen Mannes, der die Wohnung der Fee Suſanne und ihrer Mutter theilte. Dieſer junge Mann hieß Theodor, war ein Neffe der Frau Imbach und ein Waiſenkind, welches von ihr erzogen und wie ihr eigener Sohn betrachtet wurde. Theodor bekleidete eine Stelle in einem Commiſſionsgeſchäft, und da er ſein Salair gewiſſenhaft zu dem kleinen Erwerbe der Familie legte, ſo bildete das ziemlich abgerundete Budget dadurch zugleich einen Reſervefonds für die Zukunft. Arme Menſchen allein wiſſen die fleißige Vorſicht der Ameiſen nachzuahmen.

Nur Eines ſchien nicht vorhergeſehen worden zu ſein: daß nämlich die zwei jungen Leute, Beide allerliebſt und gut, eine Wohnung theilend und in einem innigen Verhältniß zu einander ſtehend, dem Unglück entgegen gingen, ſich lieben zu müſſen. Und ſie liebten ſich in der That: es war eine ruhige, herzliche und tiefwurzelnde Liebe, die nur eines Zufalls oder eines Hauches bedurfte, um ſich zur vollen Höhe zu erheben oder ſich ſelbſt bis zur Aufopferung zu ſteigern. Theodor hätte für Suſannen jeden Augenblick ſein Leben gelaſſen, und doch hatte er ihr kaum von ſeiner Liebe geſprochen; Suſanne aber hätte für Theodor Alles opfern können, und doch hatte ſie ihm bis jetzt kaum anders zugelächelt als anderen Menſchen in der Welt. Sowohl der Eine wie die Andere wußte jedoch, daß, wenn ſich die Gelegenheit dazu bieten ſollte, ſie wechſelſeitig auf eine Freundſchaft ohne Grenzen, ja auf eine glühende, bis zur Leidenſchaft geſteigerte Liebe zählen durften. Wenn Vertraulichkeit nicht die Lauheit der Gewohnheit annimmt, ſo bringt ſie die ſtärkſten und lebhafteſten Gefühle hervor; dergleichen Gefühle ſchlummern mitunter tief im Herzen verborgen; doch ergeht es ihnen wie den Veilchen, ſie verrathen ſich bald durch ihren Duft.

Frau Imbach war es nicht ſchwer geworden, dieſen Zuſtand der Dinge zu bemerken, und ſie ſagte daher mit ihrer gewohnten Zärtlichkeit eines Tages zu ihren Kindern: „Mir ſcheint, als ob Theodor und Suſanna keineswegs böſe ſein würden, wollte man ſie miteinander verbinden? Sollte Jemand darüber eine andere Meinung hegen, ſo mag er ſie ausſprechen!“

Statt aller Antwort umarmte Suſanne zärtlich ihre Mutter und Theodor erblaßte vor Freude.

„Gut!“ fuhr die Mutter lächelnd fort, „die Parteien ſind einig. Wir wollen alſo auch gleich beſchließen, daß, ſobald Suſanne ihr volles ſiebzehntes Jahr zurückgelegt hat, das heißt in vier Monaten, Theodor ihr Mann werden ſoll.“

Theodor ergriff die Hände der Frau und drückte ſie mit Heſtigkeit; blaß, mit feuchtem Blick und verklärten Zügen rief er mit einer nicht mehr zurückzuhaltenden Bewegung aus: „O, meine Tante, wüßten Sie, wie ſehr ich Suſannen liebe!“

„Ich weiß es, Theodor. Meine Suſanne wird mit Dir glücklich werden, denn in Deiner Bruſt ſchlägt ein gutes Herz!“

Vielleicht zum erſten Male richtete Suſanne einen Blick auf ihren Vetter, der auch ihre tiefe Empfindung verrieth: „Und auch ich,“ ſagte ſie mit einem unausſprechlichen Ausdrucke, „auch ich werde mich bemühen, Dich glücklich zu machen, denn Du verdienſt es ja ſo ſehr!“

Theodor und Suſanne galten von jetzt als Verlobte. Der Gang ihres Lebens blieb derſelbe wie zuvor; Suſanne überließ ſich Abends an den Fenſtern nur häufiger ihren Träumereien, und Theodor äußerte hin und wieder lächelnd: „Ich weiß es nicht, wie es kommt, mir ſcheint es oft, als ob die Zeit einen unerträglich ſchleichenden Gang angenommen habe. Was hältſt Du davon, Baſe?“

„Ich, Vetter, finde im Gegentheil, daß ſie Flügel hat,“ erwiderte das junge Mädchen ſchalkhaft.

An einem Sonntage, einem ſehr ſchönen Tage, war die Familie Imbach gerade im Begriffe, auf's Land hinaus zu gehen, wo ſie gern ihr beſcheidenes Mahl im Grünen einnahm, als die Schelle plötzlich mit Heftigkeit gezogen wurde; kaum hatte Suſanne die Thüre geöffnet, ſo ſprang in fröhlicher Stimmung ein Mann in das Zimmer. „O!“ rief er freudig aus, „ſo hätte ich Euch doch endlich entdeckt! Guten Tag liebe Frau, guten Tag allerliebſte Suſanne! auch Dir meinen Gruß, mein lieber...! O, alle Wetter! erinnere ich mich doch Deines Namens nicht mehr.“

Darauf warf ſich der Neuangekommene Frau Imbach ſo ungeſtüm in die Arme, daß er ſie zu erdrücken drohte, umarmte dann ohne alle Umſtände das junge Mädchen, und preßte Theodors Hand wie in einem Schraubſtock zuſammen.

„Nun!“ begann er von Neuem, indem er einige Schritte zurücktrat und die Arme über einander kreuzte, „erkennt Ihr mich nicht mehr, mich, den Philipp Werner, den treuen Freund des armen Imbach, deſſen frühes Ende ich jetzt erſt bei meiner Rückkehr erfahren habe? Sollten mich denn die in Mexiko verlebten acht Jahre ſo ſehr verändert haben? Ihr bringt mich zur Verzweiflung!"

Der ungeſtüme Eingang hatte Frau Imbach ſo überraſcht, daß ſie einige Augenblicke lang ganz verwirrt ſchien; bald aber hatte ſie den fröhlichen Eindringling wieder erkannt, und ſein treuherziges, aufrichtiges Weſen ſich vollkommen in's Gedächtniß zurückgerufen. Suſanne und Theodor hatten ihn faſt eben ſo raſch wieder erkannt. Er war ein großer kräftiger Mann von 36 bis 40 Jahren, mit einem ganz leidlichen Geſichte, offenem und freien Blicke, dabei wohl genährt, mit einem leicht gerundeten Leibe, und von einem gewiſſen Selbſtgefühle, welches bei wohlbeleibten und fröhlichen Menſchen für Humor und Liebenswürdigkeit gilt. So war er vor acht Jahren nach Mexiko gegangen, ſo kam er wieder, nur mit dem Unterſchiede, daß er nach Auseinanderſetzung ſeiner kaufmänniſchen Geſchäfte, über 200,000 Piaſter erworben hatte, von denen er bei ſeiner Abreiſe nach Amerika nichts beſeſſen hatte. Dieſe drückende Sorge hatte ſeinen guten Humor in keiner Weiſe vermindert.

Suſanne rückte ihm einen Stuhl herbei und bat ihn, Platz zu nehmen.

„Auf Ehre, nein!“ ſagte er, „Sie haben die Abſicht auszugehen, und ich will Sie nicht davon abhalten. Wir ſind muſterhafte Leute, die ſich wiederſehen werden, und ich erkläre, Sie noch oft genug zu beläſtigen. Ich habe beim Kukuk wohl das Recht dazu, denn ich liebte den guten Imbach von ganzem Herzen, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich jederzeit auch der Freund ſeiner Familie bleibe. Würdet Ihr ſo grauſam ſein, mir das zu wehren?“

„Nicht im Entfernteſten, lieber Herr Werner,“ erwiderte lächelnd die Mutter. „So oft Sie uns beſuchen, ſollen Sie uns ſtets herzlich willkommen ſein. Immer denke ich noch daran, daß Sie vordem unſer Singvogel genannt wurden.“

„Ein wahrer Teufelslärmmacher! Wohlan,

ich bin unverändert, bin gut zu Fuß, mit einer geläufigen Zunge, einem guten Magen begabt, und an einem guten Herzen fehlt es auch nicht: Sie müſſen mir ſchon das Eigenlob hingehen laſſen. Pah! das Leben iſt zu kurz, um es ſich mit unnöthigen Sorgen zu vergällen!... Aber noch einmal, Sie waren im Begriff auszugehen, und ich entferne mich."

„O! wir ſind nicht ſo eilig," entgegnete Suſanne, „wir wollen auf's Land, um im Freien zu eſſen."

„So! Nun, das finde ich allerliebſt. Für dergleichen Vergnügungen habe ich auch Sinn behalten, zum großen Aerger der Einfältigen, die derartige Neigungen lächerlich finden. Erinnern Sie ſich, meine liebe Frau Imbach, noch unſerer Ausflüge nach den Ufern des Fluſſes oder in das Gehölz bei Buchenheim. Es iſt allerdings etwas lange her. Suſanne.... ich müßte wohl jetzt Fräulein Suſanne ſagen."

„Für die Freunde meines Vaters heiße ich immer kurzweg Suſanne," unterbrach ihn das junge Mädchen mit liebenswürdiger Grazie.

„Alſo, ohne Umſtände Suſanne!“ fuhr Werner vergnügt fort: „Suſanne war zu jener Zeit nicht höher als mein Knie; aber alle Wetter, ſchon damals verſprach ſie, was ſie nun geworden iſt, ein ſchönes Mädchen. Ei, nun, nun mein Kind, Sie brauchen darüber nicht zu erröthen; ich werde dergleichen nicht wiederholen, und bin kein Freund von albernen Complimenten. Zudem iſt es der jungen Leute Sache, ſchöne Redensarten an junge Mädchen zu richten, nicht wahr, Theodor? Sieh, da fällt mir mit einmal Dein Name wieder ein! Bedenke aber nur, daß ich acht Jahre den Namen nicht mehr ausgeſprochen habe, und ſo leicht iſt's eben auch nicht, in dem vor mir ſtehenden jungen Herrn, den kleinen vierzehnjährigen Teufel wieder zu erkennen, der mich beim Seilſpringen wacker ſchwitzen machte und mich noch obendrein auslachte, wenn ich nicht ſo behend wie er war.“

„Ja, Sie waren ſo freundlich, mit mir zu ſpielen,“ erwiderte Theodor; „ich denke noch mit herzlicher Freude daran.“

„Das freut mich, ich liebe die Jugend.

Reiche mir Deine Hand, wir wollen noch mehr mit einander ſpringen. Jetzt aber rathe ich Euch, mich zur Thüre hinaus zu jagen, ſonſt komme ich von Euch doch nicht fort."

Alle Vier brachen in ein lautes Gelächter aus.

„Wenn ich glauben dürfte, daß es Ihnen Vergnügen machen könnte, unſeren kleinen Ausflug zu theilen, lieber Herr Werner, ſo würde ich ohne alle Umſtände zu Ihnen ſagen: Kommen Sie mit uns."

„Und wenn ich meinerſeits nicht fürchten müßte, als plump und zudringlich zu erſcheinen, ſo würde ich Ihnen ebenſo freimüthig antworten: Blitz und Wetter! ich wünſch' es nicht beſſer, liebe Frau!"

„Wohlan," entgegnete Suſanne, „Sie brauchen weder das Eine noch das Andere zu befürchten; die Sache iſt abgemacht, wir bleiben zuſammen."

„So nehme ich das Anerbieten ohne Umſtände an," rief Werner; „Freunde bleiben ſtets Freunde! Und nun aufgebrochen!"

Als ſie an das Hausthor kamen, ließ bei Werner's Erſcheinen ein Bediente den Wagentritt nieder und öffnete zugleich den Schlag einer eleganten vor dem Hauſe haltenden Kaleſche. Werner reichte der betretenen Frau Imbach ſehr artig die Hand, doch ſah er ſich faſt genöthigt, ſie mit Gewalt in den Wagen zu heben. Suſanne und Theodor, nicht weniger erſtaunt, ſtiegen endlich zögernd ein.

„Wohin wollen wir?“ fragte Werner, indem er über das Staunen ſeiner Freunde vergnügt in ſich hinein lächelte. Die Frage mußte wiederholt werden.

„Nach Buchenheim,“ antwortete endlich zögernd Suſanne.

Der Wagen rollte den Häuſern entlang, deren Bewohner neugierig an die Fenſter und Thore traten und über die elegante Equipage erſtaunten, noch mehr aber darüber, die beſcheidene nachbarliche Familie mit einem unbekannten, und allem Anſcheine nach ſehr reichen Herrn dahin fahren zu ſehen.

Erſt vor dem Thore im Freien vermochte

Frau Imbach ſich einigermaßen von ihrem Erſtaunen zu erholen und einige Worte an Werner zu richten, die bald wie Vorwürfe, bald wie Entſchuldigungen klangen.

„Sie hatten uns nicht geſagt und wenn ich dieſe Umſtände hätte ahnen können, es wäre mir nimmermehr eingefallen, Sie zur Theilnahme aufzufordern; unſere beſcheidenen Vergnügungen können Ihnen nicht mehr genügen — und derartige ſchöne Kutſchen paſſen wenig zu unſern Verhältniſſen.“

Theodor und Suſanne ſchwiegen ſtill: es war eine Art drückenden Gefühls, das auf ihnen laſtete. Iſt man einmal an den ſtillen Gang eines einfachen Lebens gewöhnt, ſo wird leicht Alles, was uns plötzlich aus dieſem Kreiſe rückt, eher Qual als Freude bereiten, gleichſam als befürchte man, die zufällig unterbrochenen Gewohnheiten ſpäter wieder ſüß zu finden. Werner empfand gar wohl, was in ſeiner Freunde Bruſt heimlich vorging, er verdoppelte daher ſeine Munterkeit um die trüben Wolken zu zerſtreuen, und es gelang ihm auch nach Wunſch, denn die Familie war noch kein Viertelſtündchen gefahren und mit dem prachtvollen Beförderungsmittel ſchon ganz vertraut geworden: Frau Imbach lobte bereits die Weichheit der Kiſſen, Theodor bewunderte den herrlichen Trab der Pferde und Suſanne meinte, eine Kaleſche habe doch Etwas ſehr Angenehmes. Und Werner hinwieder verſicherte, mit der liebenswürdigſten Heiterkeit, daß Suſanne den eleganteſten Phaeton ſchöner ſchmücke, als manche Gräfin, Baronin oder Banquiersfrau.

„Was das leidige Geld nicht Alles vermag!“ fuhr er lächelnd fort. „Vor acht Jahren war ich ſo arm wie Hiob; ein glücklicher Gedanke trieb mich auszuwandern, — ein Jahr des Fleißes gab mir die Mittel zu ein Paar gewagten Unternehmungen, und dieſen, die ein ebenſo unverdienter als überraſchender Erfolg krönte, habe ich es zu verdanken, daß ich als reicher Mann zurückkehre; ich bin dadurch keineswegs im Werthe geſtiegen, und bin um keinen Gedanken beſſer als zuvor. Sie müſſen mir, wie geſagt, mein Selbſtlob zu gute halten!

Auf mein Wort, ich bin über dieſen Wechſel der Dinge gar nicht böſe, da er mir mindeſtens das Vergnügen verſchafft, meinen alten Freunden nützlich und angenehm zu werden."

Mittlerweile hatte man ſich dem Fluſſe wieder genähert, welchen die Chauſſee in einer ſtarken Wendung nach rechts gleich vor der Stadt verlaſſen hatte; reizendes Buſchwerk umgab die Ufer; die Landſchaft war ſo belebt und einladend und man verließ den Wagen, um einen Pfad dicht am Waſſer und beſchattet von hohen Pappeln und buſchigen Weiden einzuſchlagen. Werner bot Frau Imbach den Arm. Suſanne ſprang munter und zierlich wie ein junges Reh voraus, um Vergißmeinnicht und Glöckchen zu pflücken und ſchäkerte mit Theodor, auf welchem jedoch eine räthſelhafte und peinliche Befangenheit lagerte. Werner ſah Beiden mit Vergnügen zu.

Es war ein prachtvoller Tag, die Sonne warf ihre Lichtſtrahlen durch Silberwolken und entzündete gleichſam das breite Waſſerband, worüber der linde Wind friſch und duftend hinſtrich, leicht mit den kleinen Nachen ſpielend, welche den Fluß auf und ab trieben.

Die Aufforderung, einen Nachen zu beſteigen war zu verführeriſch. Werner miethete einen, in welchem man bis Buchenheim fuhr und hier vergnügt, im Schatten eines großen Nußbaums, das Mittageſſen einnahm. Wenn es je ein einfach ländliches Mahl gab, ſo war es dieſes, welchem ein mehr zartfühlender, als enthaltſamer Millionär beiwohnte, der es zu verderben fürchtete, hätte er es mit köſtlicheren Speiſen verſehen laſſen.

Hier im Reize der ländlichen Idylle und des friſchen Waldes unter heiterem Spiel und fröhlichem Gedankenaustauſche vergingen der Familie und ihrem Freunde ein Paar vergnügte Stunden, und als man den Heimweg wieder zu Waſſer antrat, fing die Sonne bereits an, ſich hinter dem Gehölz zu verbergen und warf ihre letzten ſpärlichen Strahlen. Es war die Zeit, um welche der laute Frohſinn einem unwiderſtehlichen Hange zu ſtillen Träumereien Platz zu machen pflegt. Suſanne und Theodor ſaßen im Nachen nebeneinander, fühlten ſich glücklich und ſannen glücklich vor ſich hin. Frau Imbach ſchwieg und blickte in die Wellen, und Werner, obgleich in der Regel wenig zur Empfindelei geneigt, ſchien unwillkürlich den Einfluß der ſanften über die Natur verbreiteten Schwermuth des Abends zu verſpüren.

Plötzlich ſtieß der Schiffer, der in ſeinem Gewerbe noch ziemlich ein Neuling war und dem Werner in Buchenheim ein wenig zu viel eingeſchenkt hatte, einen Fluch aus; der Ungeſchickte hatte ſich zwiſchen dem Schilfe feſtgefahren und konnte nicht heraus. Halb von Rauſch und halb von Zorn erregt, holte er mit dem Ruder weit aus, wodurch ſich der Kahn auf eine Seite neigte. Dieſe heftige Bewegung warf die vier darin ſitzenden Perſonen nach derſelben Seite und der Nachen ſchlug um.

Die Gefahr war in der That groß. Theodor kam blaß und entſetzt auf der Waſſerfläche zuerſt zum Vorſchein; mit raſch umſchauendem Blick hatte er die grüne Fläche bald überſehen und bemerkte, daß Werner und der Schiffer Frau Imbach zu retten ſuchten.

„Und Suſanne?“ rief er in Angſt. „Ich ſehe Suſanne nicht.“

Schnell hatte er den Kahn umſchwommen, deſſen Kiel nicht ganz geſunken war — Nichts! Er war ein geſchickter Schwimmer; mit der Energie der Verzweiflung tauchte er unter das Schilf, gefahrlaufend, darin ſtecken zu bleiben, und zweimal kam er abgemattet und verſtört wieder empor, jedoch beide Male, ohne den Muth verloren zu haben. Er würde ſein Blut tropfenweiſe hergegeben haben, um die Geliebte zu retten. Jetzt tauchte er zum dritten Male unter, aber faſt eine Minute — eine Ewigkeit — verſtrich, bevor er wieder auf die Oberfläche zurückkehrte. Werner und die Mutter hatten mit unſäglicher Mühe das Ufer erreicht; dort harrten ſie mit eiſigem Schreck und in ſtiller Verzweiflung. Der Schiffer, durch die Gefahr wieder kaltblütig geworden, wollte ſich eben mit aller Anſtrengung auf's Neue in's Waſſer ſtürzen, da erſchien Theodor, mit einer Hand ſchwimmend, und mit der andern krampfhaft Suſannens weißes Gewand nach ſich ziehend. Er legte das junge, bewußtloſe Mädchen am Ufer nieder und verlor nun ſelbſt die Beſinnung.

Eine Stunde ſpäter brachte der Wagen Werner und die Familie Imbach nach der Stadt zurück. Suſanne ruhte an der Schulter ihrer Mutter, ihre geſchloſſenen Augen verriethen kaum noch eine Spur des Lebens; Theodor, von dem Schrecken einigermaßen erholt, hielt die Hand ſeiner Braut zwiſchen ſeinen beiden Händen und ſuchte mit der ihm gebliebenen Lebenswärme die Lebensgeiſter des Mädchens zurückzurufen.

Werner ſaß traurig in eine Ecke des Wagens gedrückt und betrachtete mit einem Gemiſch von Wohlgefallen und Befangenheit die Gruppe.

„Jung und ſchön,“ dachte er; „wahrſcheinlich lieben ſie ſich. Wie Schade!“

Suſanne war lange krank; die Mutter und Theodor brachten die Nächte an ihrem Lager hin. Kaum aber war die Tochter auf dem

Wege der Geneſung, ſo ſah ſich die erſchöpfte Mutter genöthigt, das Bett zu ſuchen. Die mühſamen Erſparniſſe waren in ein paar Monaten aufgezehrt; Werner bot ſeine Dienſte an, und die Verhältniſſe waren ſo dringend, daß ſie angenommen werden mußten.

Werner war aber in der That ein trefflicher Mann, trotz ſeines derben ungenirten Weſens, welches bei Andern theils aus vernachläſſigter Erziehung, theils aus unpaſſend gewähltem Umgange herrührt, die man nichtsdeſtoweniger als Naturmenſchen hinnimt. Er machte eine ſeltene Ausnahme von der Regel der Glückspilze; er hatte die Familie Imbach ſtets geliebt, welche ihn zu einer Zeit, da er noch gewöhnlicher Gehülfe in einem Geldgeſchäfte war, mit großer Freundlichkeit bei ſich empfing. Die Freundſchaft von ehedem war jetzt ſeit drei Monaten zur Innigkeit geworden.

Es verſtrich nicht ein Tag, an dem er nicht über Suſanne und ihre Mutter Nachrichten eingezogen hätte. Die ganze Vorſtraße ſtürzte an Fenſter und Thüren, ſobald ſeine Kaleſche angefahren kam, und über die häufigen und langen Beſuche des Mexicaners wurde bereits, wie das in lieben deutſchen Kreiſen zu geſchehen pflegt, auch hier weiblich geklatſcht.

Eines Abends traf Werner Frau Imbach allein zu Hauſe an; ſie ſaß in einem Seſſel am Fenſter ihres Schlafzimmers. Suſanne hatte, von Theodor begleitet, beſtellte Arbeiten fortgetragen. Beide kehrten aber bald zurück. In der Beſorgniß, die Reconvalescentin, welche in ihrer Abweſenheit vielleicht eingeſchlafen war, zu wecken, öffneten ſie behutſam die Thür und gingen leiſe durch das Eßzimmer. Schon wollte Suſanne ihrer Mutter Zimmer betreten, da fühlte ſie ſich durch Theodor zurückgehalten. Einige Worte waren ihm zu Ohren gekommen und hatten ihn wie ein elektriſcher Schlag getroffen.

„Ach! wenn die beiden Leutchen nicht verlobt wären, liebe Frau Imbach, ich bäte Sie, mir Suſannen zur Frau zu geben, und verſpräche, des liebenswürdigen Mädchens Glück, ſowie das Ihre zu machen.“

Theodor hatte Werners Stimme erkannt, und lauſchte, kaum daß er zu athmen wagte. Auch Suſanne hörte, ohne zu wollen, das Geſpräch mit an.

„Die armen Kinder lieben ſich ſo ſehr!“ entgegnete die Mutter, „und auf die Ausſicht dieſes Glückes werden ſie nie verzichten wollen.“

„Das finde ich auch ſehr natürlich! Und dennoch, welches Vergnügen würde es mir machen, meinen kleinen Reichthum mit Euch zu theilen, einen Reichthum, den ich allein doch nicht zu genießen verſtehe. Blitz und Wetter! ich weiß recht gut, daß ich trotz meiner Equipage und meines Salons als vornehmer Herr — und trotz der charmanten Leute, die mir den Hof machen, immer doch nur ein Bauer bleibe, halb mit deutſchen, halb mit amerikaniſchen Unmanieren! Tauſend, wie viel beſſer all' der Glanz und Reichthum für die allerliebſte Suſanne mit ihrem feinen Benehmen paſſen würde! Gewiß, es ſollte dem ſchönen Kinde bei mir an keiner Aufmerkſamkeit fehlen, und ich bin überzeugt, wenn ſie ſich nur ein wenig Mühe nehmen wollte, daß ſie ſelbſt meine Plumpheit noch zu Ehren bringen könnte.“

„Ich ehre und erkenne vollkommen Ihre freundlichen Abſichten, Herr Werner,“ erwiderte Frau Imbach betonend, „auch danke ich Ihnen aus voller Seele dafür; doch iſt es mir nun einmal die höchſte Freude, meine beiden Kinder verbunden zu ſehen und mein gegebenes Verſprechen zu halten. Auch geſtehe ich Ihnen, daß ich Theodor faſt ebenſo innig liebe wie meine Suſanne, und bin zudem überzeugt, daß die beiden jungen Leute vortrefflich zu einander paſſen.“

„Donnerwetter, das iſt wahr! Es ſei auch weiter keine Rede mehr von mir; laſſen Sie meinen Antrag ein Geheimniß bleiben. Theodor iſt ein braver ehrlicher Junge, der ſeine Baſe hundertmal eher verdient als ich, und es ſollte mir in der Seele weh thun, wenn ihm die alberne Idee, die mir ſo durch das Hirn gefahren, Kränkung verurſachen könnte. Da ich Euch nun aber doch auf keine andere Art nützlich werden kann, ſo will ich, wie ſich ſolches von ſelbſt verſteht, mindeſtens Euer treuer und aufrichtiger Freund bleiben.“

„Unſer Freund! unſer beſter Freund!“ ſetzte Suſanne bewegt hinzu, indem ſie auf der Schwelle des Schlafzimmers ihrer Mutter erſchien.

„O, nicht übel!“ rief Werner eigenthümlich verlegen aus. „Sie horchten? Wie abſcheulich!“

Und als er nun auch Theodor gewahrte, der ernſt und traurig hinter Suſannen ſtand, ſetzte er noch verlegener hinzu: „Und er auch, der Heimtücker! Alſo noch obendrein myſtificirt; da bleibt mir ja nichts übrig, als mich hundert Klafter unter der Erde zu vergraben?“

„Um eine ſo ſchöne Regung, eine ſo edle Abſicht zu verbergen?“ fragte Theodor. „Im Gegentheil, Herr Werner, erheben Sie Ihre Stirne, denn das Gefühl, welches Sie kund gegeben haben, iſt ebenſo ehrenvoll für Diejenige, welche es eingeflößt, als für den, welcher darnach zu handeln Willens iſt. Und dann geben Sie ja nur ein ſchönes und edles Beiſpiel,“ ſetzte er leiſe hinzu.

„Wäre mir Theodor nicht nach meiner Mutter das Liebſte auf der Welt," ſprach bewegt Suſanne, „ich glaube mein Leben Niemandem ſicherer anvertrauen zu können, als Ihnen, Herr Werner, der Sie uns eine ſo hingebende und edle Geſinnung beweiſen. Dafür ſollen Sie auch immer Anhänglichkeit und Dank finden."

„Sie ſind anbetungswürdig, Suſanne," entgegnete Werner, indem er das dargebotene kleine weiße Händchen küßte. —

Als er fortgegangen war, lehnte Theodor lange nachdenklich in einer Ecke des Speiſezimmers; gewaltig arbeitete ein unausſprechliches Gefühl in ſeiner gepreßten Bruſt, und endlich fielen zwei große Tropfen aus ſeinen zum Himmel emporgerichteten Augen.

„Ohne mich," ſprach er in ſich hinein, „wäre Suſanne reich und ihre Mutter könnte im Wohlſtand leben!" Länger als eine Stunde blieb er in tiefes Nachſinnen verſunken und allein. Jetzt nahte ihm Suſanne und berührte ihn an der Schulter.

„An was denkſt Du, Theodor?" fragte ſie freundlich.

„An Dich!“ antwortete er mit bewegter Stimme.

Seit dieſem Tage war von Werner's Antrage keine Rede mehr; er ſelbſt hatte kein Fünkchen ſeiner Unbefangenheit und ſeines Frohſinnes verloren, doch betrachtete er Suſannen oft mit unbeſchreiblichem Wohlgefallen, lächelte wohl auch zuweilen und murmelte ſtill: „Wie Schade!“ Theodor allein war nicht mehr Derſelbe. Sein ſonſt ſo ruhiges und mildes Aeußere, welches alle Gluth der Zuneigung abſpiegelte, war allmählig trüber geworden, zerſtreutes Weſen und Abſpannung ließ ſich hin und wieder blicken, als ob geheime und ſchmerzliche Gefühle mitunter auf ſein Herz einwirkten. So kehrte er eines Abends vertieft nach Hauſe zurück. Suſannen entging es nicht.

„Um des Himmels Willen, was fehlt Dir, Theodor?“ fragte ſie mit Theilnahme: „Es ſcheint mir, als ob Du ſeit einigen Tagen Kummer trügeſt?... Willſt Du nicht, daß ich Dich tröſte, Vetter?“

Bei dieſen ſüß melodiſchen Tönen fühlte

Theodor ſein Herz weich werden, es bedurfte nicht viel, und er hätte geweint.

„Nun, ſprich doch!“ ſagte ſie.

Er blickte ſie ſchmerzlich an. „Mir fehlt nichts!“ engegnete er kopfſchüttelnd.

„Ach, läugne doch nicht!“ erwiderte mit Lebhaftigkeit Suſanne. „Nur zu gut bemerke ich, daß Du leideſt! Du mußt mir gleich ſagen, was Dich quält. Ich fordere es!..... ich bitte Dich inſtändig!...“ Sie ſprach das Wort mit unausſprechlicher Zärtlichkeit aus und faltete dabei bittend die Hände.

„Es iſt nichts als ein Traum, eine Kinderei!“ antwortete Theodor verlegen. „Es kommt mir vor, als drohte mir ein unerwartetes Unglück; ich habe unbeſtimmte Ahnungen, und da ſich alle meine Gedanken nur auf Dich, Suſanne, und Deine Mutter richten, ſo ſage ich mir: Ich würde mich unbeſchreiblich unglücklich fühlen, wenn ich Euch verlieren ſollte. Das iſt Alles.“

„Welch ein Gedanke!“ entgegnete Suſanne überraſcht. „Was in aller Welt vermag derartige Beſorgniſſe in Dir hervorzurufen; meiner Mutter geht es täglich beſſer, und mir geht es vortrefflich.“

„Du ſiehſt, daß es nur ein Traum, eine Kinderei iſt, davon ich Dir gar nichts hätte ſagen ſollen; hoffentlich werden ſich dieſe Gedanken bald verlieren.“

Suſanne war durch die Antwort zwar nicht ganz befriedigt, doch wagte ſie nicht, weiter zu forſchen.

Als Theodor im Begriff ſtand, ſich in ſein Zimmer zurück zu ziehen, umarmte er zu wiederholten Malen ſeine Tante, dann wendete er ſich zu ſeiner Baſe und ſah ſie forſchend an. Er reichte ihr die Hand; doch faſt gleichzeitig ſich ermannend ſagte er lächelnd: „Und Du, Suſanne, wirſt Du mir keine Umarmung erlauben?“

„Nein Vetter, nein, nächſtens, ſobald wir verheirathet ſind,“ entgegnete ſie mit neckiſcher Koketterie.

Theodor erblaßte und ſchien ſo heftig ergriffen, daß die gute Suſanne ihm die Wange, ſchön und rein wie ein Balſaminenblatt, darbot und erwiderte: „Nun, Vetter, meinethalben.“

Theodor berührte ſie mit ſeinen Lippen; er zitterte.

„Und dieſe?“ ſetzte Suſanne hinzu, die andere Wange hinhaltend, „ſie ſoll nicht leer ausgehen.“

Theodor drückte einen Kuß und eine Thräne darauf. Suſanne war trotz der Unbefangenheit, welche ſie zeigen wollte, roth wie eine Purpurroſe geworden.

Nachdem ſich Theodor in ſeinem Zimmer eingeſchloſſen hatte, ſchrieb er zwei Briefe, alsdann warf er ſich angekleidet auf ſein Bett. Aber als der Tag anbrach, hatte er die Augen noch nicht geſchloſſen, er ſchien viel gelitten und geweint zu haben. Ohne Lärm zu machen, ſtand er auf, warf noch einen ſtummen ſchmerzlichen Blick auf das Stübchen, welches ſeine Liebesgedanken und Glücksträume bisher umfangen hatte, dann verließ er es leiſe, ſchlich durch das Eßzimmer und blieb vor dem Schlafgemach ſeiner Tante ſtehen. Die Thüre war halb geöffnet. Beim blaſſen Morgenſtrahl bemerkte er das leidende Geſicht ſeiner Tante und daneben Suſannens friſche, zarte und liebliche Züge. Er führte ſeine Hand an's Herz, welches zum Zerſpringen hämmerte, und ſank auf's Knie. „O, Suſanne! Suſanne!“ murmelte er leidenſchaftlich die Hände faltend. „Wie ich Dich liebe, Suſanne!“

So verharrte er einen Augenblick bewegten Sinnes, mit zerriſſenem und blutenden Herzen; darauf erhob er ſich entſchloſſen: „Lebt wohl! Lebt wohl!“ ſprach er mit erſtickten Thränen — und raſch eilte er davon.

Wenige Stunden nachher kam Werner, Suſanne beſorgte den Haushalt, ſo wie es einer häuslichen Fee zuſteht. „Was führte Sie ſo früh zu uns?“ fragte ſie.

„Ich habe mit Theodor zu reden, um ihm eine ſehr gute Stelle in Vorſchlag zu bringen.“

„Der Faullenzer liegt wahrſcheinlich noch zu Bette! erwiderte Suſanne, indem ſie ſchelmiſch die Stimme erhob, damit es ja ihr Vetter hören möge. „Zanken Sie ihn nur recht darüber aus, lieber Herr Werner, und bemerken Sie ihm, daß es gleich acht Uhr iſt.“

Werner trat in Theodor's Zimmer, kam jedoch faſt unmittelbar darauf zurück, zwei Briefe in der Hand haltend, wovon der eine an ihn, der andere an Suſannen gerichtet war.

Suſanne zitterte, ängſtlich beklommen öffnete ſie das an ſie adreſſirte Schreiben und las Folgendes:

„Couſine!

„Von ganzem Herzen lieben, heißt: zu jedem Opfer bereit ſein. Man darf nicht blos für ſich ſelbſt lieben und ſein eigenes Glück im Auge haben wollen, wohl aber zum Beſten der Perſon, die unſerem Herzen theuer iſt. Ja, nur ſo liebt man in Wahrheit. Auf andere Art lieben, heißt engherzig und ein Egoiſt ſein, — heißt keine wahre Liebe empfinden.

„Ich würde mich eher unter das Schilf des Fluſſes haben begraben laſſen, als ich Dich nicht wieder an das Ufer zurückgebracht hätte. Doch werde ich auch eher den Muth haben, weit von Dir zu fliehen, als Dich länger an dem Glücke zu verhindern, welches Dir entgegenlacht. Das Glück, ſagt man, ſoll ſich uns im Laufe des Lebens nur Einmal zeigen und dann ſollen wir es feſthalten. Ich kenne Dich, liebe Suſanne, und weiß auch, daß Du um meinetwillen das glänzendſte Loos verſchmähen würdeſt. Darf ich aber ein ſolches Opfer annehmen? Nein, denn ich will Deiner würdig bleiben!

„Hätte ich Wernern nicht ſchätzen gelernt, ſo würde ich wahrſcheinlich in meinem Entſchluſſe gewankt haben, denn ich glaube nicht, daß Glück und Reichthum immer für die durch einen böſen Geiſt hervorgerufenen Qualen entſchädigen können. Werner's Charakter aber iſt ſo offen, ſo ehrenhaft, daß Diejenige, welche ihre Zukunft an die ſeinige knüpft — ich bin deſſen ganz gewiß, weder in ihren Hoffnungen noch in ihrem Zartgefühle ſich verletzt ſehen wird. Dies entſchied und tröſtete mich zugleich.

„Zudem, liebe Couſine, biſt Du von ſo zarter, ätheriſcher Natur, daß, müßteſt Du Dich anhaltender Arbeit unterziehen, Deine Geſundheit nur zu bald untergraben ſein würde. Du bedarfſt einer gemachten Exiſtenz, einer Exiſtenz ohne Sorgen, ohne Anſtrengung, gleichſam des Lebens einer Treibhausblume, welche in die wärmende Sonne geſtellt und vor rauhen Winden geſchützt werden muß. Auch wünſche ich Deiner armen leidenden Mutter ſo gern die von ihr vormals genoſſene Bequemlichkeit theilweiſe zu verſchaffen. Solcher milde Einfluß wird ihr bald die volle Kraft ihrer Geſundheit wiedergeben, wie die laue Frühlingsluft kränkelnde Pflanzen wieder neu belebt.

„Nimm mein Opfer daher, ſowie ich es Dir darbringe, mit Muth an. Betrübe Dich nicht und beklage mich nicht zu ſehr. Ich entſage mit dem befriedigenden Bewußtſein, daß ſowohl Suſanne wie ihre Mutter mich eines Tages noch ſegnen werden, weil ich zu ihrem Glücke beigetragen habe.

„Umarme in meinem Namen die Tante und gönne mir ein kleines Plätzchen in Deinem Herzen. Lebe wohl!

Theodor.“

P. S. „Gebt Euch keine Mühe, meinen

Aufenthalt zu entdecken; es wird vergeblich ſein. Niemand weiß wohin ich gehe, ich überlaſſe mich allein der Führung Gottes!“

Der an Werner gerichtete Brief enthielt nur wenige Worte. Theodor empfahl ihm darin, Alles aufzubieten, um Suſanne zu bewegen, ihm ihre Hand zu reichen, auch bat er ihn inſtändig, ihr und ihrer Mutter ſtets gut zu bleiben.

Wenn auch aus beiden Briefen eine milde Ruhe des Ausdrucks, ſowie eine große Zurückhaltung der Gefühle durchſchimmerte, ſo blickte zugleich auch ein tiefer Kummer hervor.

Theodor hatte alle Kraft aufgeboten, um keine zu ſchmerzliche Rührung zu verrathen. Der junge Mann beſaß den Heldenmuth aufopfernder Selbſtverläugnung.

Suſanne und ihre Mutter weinten; Werner, welcher nicht ſo leicht zu rühren war, wurde nur mit Gewalt Herr ſeiner Thränen.

„Der Narr!...“ rief er; „der gute Junge!... Aber es iſt nichtswürdig, was er da gethan!... bei Gott, eine erhabene Aufopferung!... aber zum Teufel, nein, der tolle Streich hat auch nicht den Schatten von geſundem Menſchenſinn! wenn ich ihn habhaft werden kann, gebe ich ihm die Hälfte meines Vermögens, damit er Suſannen heirathen kann, ſo gewiß ich Werner heiße!... Ich eile, nach allen Seiten Erkundigungen einzuziehen, und ich bringe ihn Euch wieder!.... So gewiß führe ich ihn Euch wieder zu, oder, auf mein Wort, Ihr ſeht mich ſelbſt nicht mehr!“

Mit dieſen Worten eilte er raſch davon, und obgleich Frau Imbach und ihre Tochter zurückblieben, ſo ſchien Beiden doch ſchon ein Lichtſtrahl von Hoffnung aufzugehen.

Was Werner that, um die Spur des Flüchtlings zu entdecken, war beiſpiellos. Nachdem er aber während eines vollen Monats nach allen Richtungen vergebliche Nachforſchungen angeſtellt hatte, kehrte er dennoch zu den beiden Frauen zurück.

„Ich muß mein gegebenes Verſprechen zurücknehmen,“ ſagte er mit aufrichtiger Betrübniß, „ich kehre ohne Theodor wieder. Ich glaubte ihn zu verſchiedenen Malen bald in Marſeille, bald in London ermittelt zu haben; doch nur zu bald mußte ich erfahren, daß erhaltene Beſchreibungen mich irre geleitet und Theodor weder da noch dort aufzufinden war. Ich fange an, nunmehr jede Hoffnung aufzugeben."

Demungeachtet ſtellte er noch weitere Nachforſchungen an, doch auch dieſe blieben, wie die früheren, ohne Erfolg. Nun erſt verſuchte er, was Theodor ihm in ſeinem Briefe ſo dringend an's Herz gelegt hatte. Es war keine leichte Aufgabe. Suſanne und ihre Mutter waren noch untröſtlich. Da er ſich aber ſo beharrlich, ſo überaus edel und ſo gut benahm, gaben endlich Frau Imbach wie Suſanne zu ſeiner Bewerbung ihre Zuſtimmung, damit wenigſtens Theodor's gebrachtes Opfer nicht unnöthig ſtattgefunden habe.

Etwa ſechs Monate ſpäter ward Suſanne Werner's Gattin. Mehr als einmal bemerkte man an dem Hochzeitstage, daß, während ſie ihren Gäſten zuzulächen ſuchte, ſich ihre Augen unwillkürlich mit Thränen füllten.

Einige Jahre ſpäter durchſchritt ein Mann, den Dreißigen nahe, langſam, traurig und blaß die im Eingang dieſer Erzählung geſchilderte Straße. Er warf die Augen mit einer gewiſſen unläugbaren Neugierde umher und lächelte wehmüthig bei dem Anblick der alten Mauern, welche auf der linken Straßenſeite noch immer ärmlich und hochſtrebend wie vor Jahren ſich erhoben und eine Menge armer und fleißiger Leute beherbergten. Als er allmälig dem Stadtthore näher gekommen war, blieb er vor einem der hohen büſteren Häuſer ſtehen und betrachtete es mit unausſprechlichem Antheil; dann trat er ein, ohne zu bemerken, daß ihm Jemand folgte.

„In dieſem Hauſe ſteht eine Wohnung zu vermiethen?“ fragte er einen Mann im Erdgeſchoſſe mit leicht erregter Stimme.

„Allerdings, mein Herr,“ bejahte der ältliche Mann, in welchem der Fremde zufällig auf den Inſpektor des Hauſes geſtoßen war. „Aber für heute iſt es wohl zu Beſichtigung zu ſpät. Kommen Sie gefälligſt morgen wieder.“

„Nach welcher Seite liegt die Wohnung?“ fragte der Suchende.

„Im vierten Stock nach vorn heraus; ſie beſteht aus drei möblirten, kleinen Zimmern und Küche. Auch habe ich den Auftrag, die Möbel dem Logismiether zu verkaufen, wenn er es wünſchen ſollte.“

„Iſt das nicht die Wohnung der Frau Imbach?“ nahm der Fremde mit ſteigender Gemüthsbewegung wieder das Wort.

Von dieſem lebhaften Tone überraſcht, richtete der Befragte jetzt einen forſchenden Blick auf die mit ihm ſprechende Perſon. Sein Auge drückte einen Augenblick Unſchlüſſigkeit und Zweifel aus, dann rief er: „Aber mein Gott! täuſcht mich mein Auge, oder ſind Sie wirklich Herr Theodor Becker?“

Und es war in der That Theodor. Er kehrte von London zurück, wo er, nach mehreren Jahren angeſtrengten Fleißes, in welchem die Erinnerung ſein einziges Labſal geweſen, einige kleine Erſparniſſe gemacht hatte, von denen er nun beſcheiden und zurückgezogen in ſeiner Vaterſtadt zu leben hoffte; denn ſeine von Arbeit und Gram erſchütterte Geſundheit zwang ihn zu dieſer Pauſe der Ruhe.

„Ja ich bin es, den Sie genannt,“ erwiderte er, „Sie erkennen mich alſo doch wieder?“

„O ja, ja,“ bemerkte der Alte, „freilich ſind Sie ein wenig verändert, etwas blaß und abgemagert. Aber wo in aller Welt kommen Sie denn her?“ nahm er auf's Neue das Wort, „hat man Sie doch überall aufſuchen laſſen, ohne Sie zu ermitteln? Der gute Herr Werner iſt Ihnen mindeſtens zwei Monate nachgelaufen.“

„Der brave Mann!“

„Gewiß ja! ein ſehr braver Herr!“ fuhr der Geſprächige nun weiter fort. „Als er ſich endlich überzeugt hatte, daß Sie doch nicht wiederkehren, hat er ſpäter Fräulein Suſanne geheirathet, welche nun eine vornehme Dame — aber darum nicht ſtolzer geworden iſt.“

„Und ſie iſt doch recht glücklich?“

„Das will ich meinen! Hat ſie doch eine prachtvolle Wohnung in der Neuſtadt, Wagen und Pferde und koſtbare Kleider in Hülle und

Fülle. Und wie ihr das Alles ſitzt? So reizend als wenn ſie in dieſem Ueberfluſſe geboren wäre. Es iſt aber jetzt ſchon ziemlich lange her, daß ich ſie nicht mehr geſehen, noch von ihr gehört habe. Das kommt wohl daher, weil ſie mit ihrem Manne und ihrer Mutter oft und lange reiſt, die liebe Frau Werner!"

„Frau Werner!" Theodor ſeufzte wider Willen tief auf, als er dieſen Namen mechaniſch nachſprach; hatte ſie doch für ihn nie anders als Suſanne geheißen.

„Das iſt aber," meinte der Hausinſpektor, „was die Wohnung anbelangt, kein weiteres Hinderniß, denn ich habe Vollmacht, dieſelbe nach meinem Ermeſſen zu vermiethen. Sie iſt ungefähr noch in demſelben Zuſtande wie früher."

„Mit denſelben Möbeln?" fragte Theodor erſtaunt.

„Mit denſelben, lieber Herr. Als die Wohnung von Frau und Fräulein Imbach verlaſſen wurde, traten ſie das Mobiliar an eine arme Familie ab, welche es zu kaufen wünſchte. Dieſe iſt ſpäter in ein Landſtädtchen überſiedelt, un nun iſt mir der Verkauf übertragen worden.

„Ich kaufe ſie!" rief Theodor. „Sie ſolle wieder an mich zurückkommen! Sind ſie do ein Eigenthum meiner Erinnerung! Uebergebe Sie mir die Schlüſſel zu den mir ſo liebe Räumen. Ich kann es kaum erwarten, mich i die beſcheidenen Stübchen zurückverſetzt zu ſehen die mir immer ſo traulich uud lieb waren.

Der Alte lieferte nun ohne alle weitere Widerrede die Schlüſſel aus und in wenig Augenblicken hatte Theodor den Weg zum vierten Sto zurückgelegt. Er öffnete leicht erbebend di Thüre und trat mit klopfendem Herzen in di Wohnung ſeiner Lieben, gleichſam als hoffte er dieſe ſelbſt noch an dem Orte vorzufinden.

Er eilte raſch aus einem Zimmer ins andere: man hätte glauben können, er wolle di Wohnung mit einem Blick umfaſſen; dan muſterte er Alles bedächtig, und prüfte mi neugieriger Aufmerkſamkeit und ſteigender Empfindung jedes Möbel; die Räume waren nu noch ſchwach vom Abendlichte beleuchtet; es ſtan in der That noch Alles in derſelben Ordnung wie zuvor.

„Ja,“ ſprach er wehmüthig, „da ſteht noch immer der Seſſel, auf den ſich die Mutter zu ſetzen pflegte, die arme Kranke, die nur durch den wohlthätigen Einfluß des Reichthums wohl ihre völlige Geſundheit wieder erlangt hat! Dort das breite Bett, in welchem Suſanne zur Seite ihrer Mutter ruhte, und worin ich Beide ſchlafen ſah, als ich mich von ihnen losriß! es war ein ſchwerer ſchmerzlicher Entſchluß!... An dieſem Tiſche pflegte das liebe Mädchen Tag und Nacht zu ſticken, und hier war es, wo ich an ihrer Seite die ſeligſten Augenblicke meines Lebens zubrachte. O, wie liebte ich ſie ſo ſehr! — Und dort am Fenſter ſind noch die Blumenkaſten, welche Suſanne ſelbſt zu beſorgen pflegte. Andere haben ſie ſeitdem gepflegt. Darum drängt ſich die ſpaniſche Kreſſe ſo ängſtlich hervor.“

Er pflückte einige Blüthen und ſaugte ihren ſchwachen Duft ein. Dann trat er in ein anderes Zimmer.

„Sei mir gegrüßt, du, mein Stübchen!“ ſprach er leiſe, „du traulicher Geheimnißhüter meiner erſten Hoffnungen, meiner erſten, meiner einzigen Liebe, ſei mir gegrüßt! Wie oft plünderte Suſanne ihre Blumen, um dich zu ſchmücken! Schon darum hätte ich dich der herrlichſten Wohnung vorgezogen. Wie glücklich ich war!“

Er kreuzte die Arme über die Bruſt, betrachtete mit feuchtem Blick jeden Gegenſtand der Wohnung und friſchte mit wehmüthiger Freude die treu in ſeiner Erinnerung gebliebenen Geſtalten, die unter erſchütternd wechſelnden Umſtänden nicht abgeblaßt waren, wieder vollkommen auf. Endlich ſetzte er ſich an eines der Fenſter, welches auf die gegenüber liegenden ſchönen Gärten die Ausſicht gewährte. Die Nacht fing allmälig an ſich herabzuſenken und in den Fenſtern der Häuſer ging das röthliche Kerzenlicht gleichzeitig mit dem ſilbernen der Sterne des Firmaments auf. Das Rauſchen der ſchwach vom Winde bewegten Bäume unterbrach allein die Stille.

Theodor ſtützte in träumeriſcher Stellung den zur Seite geneigten Kopf; ſeine Augen ſchweiſten nach dem blauen Raume dort oben. So blieb er einige Minuten ſtumm in ein Meer wehmüthig ſüßer Empfindungen verſenkt.

„Ich habe wohl daran gethan, ſie zu verlaſſen," dachte er bei ſich, „da ihr wie ihrer Mutter das Lebensglück im Wohlſtande entgegenlachte. Vereinigt hätten wir wahrſcheinlich doch ein Leben voll Entbehrung und Qual führen müſſen, und Gott allein weiß, was ich dann ausgeſtanden — wenn ich ſie leiden geſehen hätte! Nein, ſo iſt es beſſer!"

Wie im halbwachen Traum ſchienen ihm jetzt Geſtalten vor ihn hinzutreten, Suſanne und ihre Mutter, die ihm zulächelten und ihm dankten. Er fühlte ſich im Herzen belohnt.

Aber bald wechſelten wieder Erſcheinungen und Eindrücke und er ſprach, den Kopf ſchmerzlich ſchüttelnd vor ſich hin: „Wer weiß, ob ſie mich nicht ſchon ganz vergeſſen haben?! Ja, und wenn ſie ſich auch meiner entſinnen, ſo iſt's vielleicht nur, um vor dem Gedanken zu erbeden, welch' ein Jammerloos es geweſen wäre, wenn ſie mit mir ein armſeliges und demüthiges Leben hätten führen müſſen. Wohlſtand verhärtet das Herz, ſagt man, und macht, daß man die Armuth mehr als alles Andere in der Welt fürchtet."

Und nun ſah er in Gedanken die Tante und die ſchöne Baſe, elegant, reich und von einem ausgewählten Kreiſe von Männern und Frauen umgeben, an ſich vorüberſchweben und ihm einen herablaſſenden Gruß zunicken. Ihm war, als ob ihm das Herz ſpringen wolle.

„O Suſanne! Suſanne!" ſeufzte er laut auf, „wär' es möglich, daß Du für den armen Theodor Nichts mehr als Kälte oder Vergeſſen in Deinem Herzen hätteſt?"

„Kälte oder Vergeſſen für Dich!" entgegnete plötzlich eine Stimme hinter ihm. „Grauſamer Freund, wie kannſt Du Deine Suſanne ſo verkennen!"

Theodor ſtieß einen Schrei aus und wendete raſch den Kopf. Im Halbdunkel des Zimmers ſtand eine Frau, blaß und in ſichtbarer

Bewegung. Sie war ſchwarz gekleidet, elegant und ſchön, und obgleich er ſie augenblicklich wieder erkannt, zweifelte er dennoch, ob es Suſanne oder nur ein Traumbild ſei.

„Erkennſt Du mich denn nicht mehr?“ fuhr dieſelbe Stimme fort, welche Theodor bis auf den Grund ſeiner Seele erbeben machte.

„Suſanne!“ rief Dieſer in einem Anfalle wahnſinniger Freude. „Biſt Du es wirklich, Suſanne? Iſt es kein Traum, keine Fieberphantaſie, die mich täuſcht? Aber nein! ich ſehe, ich berühre, ich empfinde Dich! Unverhofftes Glück! Wie begreiſe ich Das?“

„Durch Zufall hatte ich Dich geſehen, ich hatte Dich augenblicklich wieder erkannt und Dir Jemanden nachgeſendet; nachdem ich gehört, Du ſeiſt hier in's Haus getreten, bin ich ſofort hierher geeilt.... Ich erſchien,“ ſetzte ſie mit einem Anflug von Bitterkeit hinzu, „um mich der Undankbarkeit zeihen zu hören.“

Theodor ſank zu ihren Füßen.

„O vergieb, vergieb mir!“ rief er reuevoll. „Wie konnte ich an Deinem Herzen auch nur zweifeln!“

Er weinte. Suſanne neigte ſich zärtlich zu ihm.

„Beruhige Dich, Theodor, ich verzeihe gern,“ ſagte ſie.

„Dank, geliebte Suſanne! herzlichen Dank! Ich finde Dich ebenſo gut, ebenſo ſchön wieder! Ja, es gibt Augenblicke des Entzückens, die ein ganzes Leben werth ſind, und ich würde jetzt ſterben, wenn Freude zu tödten vermöchte.“

„Mehr als je ſollſt Du leben, Vetter!“ erwiderte Suſanne, indem ſie ihn mit einem anmuthigen Lächeln emporzog. „Alles fordert Dich dazu auf: ſowohl meine Mutter, die ſich ſo glücklich fühlen wird, Dich wieder zu ſehen, als ich, die Dich immer liebte; Dein Opfer ſoll Belohnung finden und die Zukunft uns zum Glücke winken.“

„Was ſoll das heißen?“ fragte er erſtaunt.

„Ich bin frei,“ antwortete ernſt Suſanne, frei ſeit einem Jahre; „biſt Du es auch noch, Theodor?“

„Frei! Du wäreſt frei? Iſt es möglich? Und Du liebſt mich noch?!“

„Ob ich Dich liebe!“ entgegnete ſie mit ſchmelzendem Tone. „Wen auf der Welt ſollte und könnte ich denn lieben, wenn ich Dich nicht liebte?“

„O Suſanne! Suſanne! iſt es denn auch kein trügeriſcher Zauber, der mich umgiebt? Ich, ich habe nie ein anderes Weſen geliebt, als Dich, niemals!“

„Wohlan, ſo komm!“ ſagte ſie, ihn ſanft fortziehend, „komm und umarme Deine Tante, oder vielmehr Deine Mutter; die Gute fürchtete ſchon, Dich nicht mehr wiederzuſehen, Dich nicht mehr ſegnen zu können.“

* * *

— Es ſind jetzt kaum einige Monate verfloſſen, ſeit Theodor und Suſanne ſich ehelich verbunden haben. Noch an dem Tage ihrer Vereinigung ſind ſie mit Frau Imbach an Werner's Grab gegangen.

Werner war an einer Gehirnentzündung geſtorben und hatte Suſanne zur Univerſalerbin ſeines bedeutenden Vermögens eingeſetzt. Noch in den letzten Augenblicken ſagte er zu ihr: „Mein Kind, gieb Dir alle Müh', Theodor aufzufinden, und gelingt es Dir, wie ich hoſſe, ſo nimm keinen anderen Mann als ihn.“

Deutsche Litt.
10. 732 a